Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Achtundvierzigster Band.

Erstes Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Inhalts-Verzeichniß.

Literarisches.

Robespierre.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl gab es Männer unter den Girondisten, die Robespierre schätzte, und um die er recht eigentlich warb. Vorzüglich gehören dahin Gensonné und Guadet. Er schätzte sie als Männer von Kopf und Character, und bei allem, was er gegen die Parthei vornahm, wünschte er, sie schonen zu können. Dies war indessen unmöglich, da nicht blos gewisse Menschen, sondern eine bestimmte Meinung, die in den Augen Robespierre's nicht auf der Höhe der centralistischen Revolution stand, ausgerottet werden sollte. — Robespierre war immer vorsichtig genug, nie selbst und vorschnell um das Wohlwollen eines Mannes zu werben. Er schmiegte sich nie an Meinungen und Schwächen anderer an, sondern setzte seinen Stolz darein, immer derselbe zu bleiben. Daher hat er auch nie persönlich um jene Männer sich beworben, wohl aber durch andere, die theils seine Grundsätze gegen ihre Meinungen in Schutz nehmen, theils sie gegen die hereinbrechenden Unglücksfälle warnen mußten. Je mehr Standhaftigkeit aber diese Männer nun troz dieser Warnungen bewiesen, um desto mehr bedauerte Robespierre ihren Verlust. Man hat ihn einige Tage vor dem 31sten Mai fast untröstlich gesehen, und man weiß gewiß, daß er Gensonné schriftlich gewarnt hat. — In dem großen Gefechte gegen die Girondisten, welches im Nationalconvent entstand, hat Robespierre auch nie des Gensonné erwähnt, oder ihn vorzüglich beschuldigt; aber retten konnte er ihn freilich durch keine Vertheidigung, da Gensonné seine Grundsätze, welche ihn stürzten, zu sehr entwickelt hatte. —

Nach dem Sturze der Girondisten sah das Volk fast allein auf Robespierre, obgleich Danton noch da war, der nicht wenig Lust bezeigte, mit Robespierre um die Volksgunst zu buhlen. Diejenigen irrten sehr, welche aus der erheuchelten Krankheit Danton's, um derentwillen er sich auf einige Zeit von Paris entfernte, und auf dem Lande lebte, schlossen, er werde alle Bewerbung um Macht und Einfluß aufgeben. Es war ein Kunstgriff, der tiefere Absichten verbarg. Danton wollte sehen, wie das Volk seine Entfernung aufnähme, und hoffte nichts gewisser, als daß es ihn bald zurück rufen würde. Er hielt die Entfernung für das beste Mittel, die Gunst des Volkes zu sondiren. Denn er hatte, während er fern war, seine Agenten, die für ihn hie und da waren und prüften, wie ein jeder, der sich politischer Absichten wegen entfernt. Die irren, welche die entfernten oder versteckten Demagogen für unthätig halten. Danton hatte gleichwohl das Herzeleid, sich

nicht zurückgerufen, und seine Rückkehr nicht mit so allgemeinen Freudenbezeugungen begrüßt zu sehen, wie er erwartet hatte. Hierzu kam, daß er nun mit einemmale sahe, wie viel er verloren hatte. Denn Robespierre war indessen ganz in die Gunst des Volkes getreten, und wenn Danton vorher mit ihm rivalisiren konnte, so stand ihm jetzt nur frei, sich unter seine Flügel zu begeben. Daher war Alles voller Erwartung, ob sich diese beiden als Freunde an einander schließen, oder als Feinde gegen einander auftreten würden. Im letztern Falle war Dantons Schicksal gewiß. Ueberhaupt läßt sich sagen, daß das Schicksal eines jeden, der auch in dem kürzesten Zeitraum für die Revolution thätig ist, entschieden sei, und daß ihn nichts von der ferneren Thätigkeit für dieselbe lossprechen könne. Wer einmal an solch ein Werk die Hand gelegt hat, muß dabei bleiben. Er fällt, wenn er niederreißen will, er wird unterstützt, wenn er selbst emsigen Beistand leistet. Glücklicher ist er auf jeden Fall, wenn er der allgemeinen Aufmerksamkeit entwischt.

Mehr Glück als Danton machte aber bei Robespierre ein junger Mann, auf den er längst gemerkt, und den er mit aller der Berechnung vorgezogen hatte, die man an ihm gewohnt war. Dieser war St. Just. Seit der Errichtung des Convents war er Mitglied desselben; er trat aber nie bemerkenswerth hervor, als nach dem Falle der Girondisten.

Seit der Organisation der Ausschüsse war in die Thätigkeit der Republik mehr Ordnung gekommen, als zuvor. Eine solche Einrichtung war auch unumgänglich nothwendig, indem alle Mitglieder des Convents weder des Regierens fähig, noch der Herrschaft würdig waren. Mehrere von ihnen waren nicht einmal dazu aufgelegt.

Mit der Constitution der Ausschüsse befestigte sich daher die Macht Robespierres. Er bestimmte durch seinen Einfluß die Mitglieder derselben, und wählte sie so, wie sie für seine Zwecke am besten zu passen schienen. Er selbst stellte sich an die Spitze der beiden Ausschüsse, die in Rücksicht der executiven Gewalt die wichtigsten waren, an die Spitze des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses.

Gleichwohl durfte man sich nicht wundern, ihn nicht an der Spitze des Gesetzausschusses zu sehen. Sein Einfluß auf diesen, und eben dadurch auf die Constitution des Vaterlandes war im geringsten nicht beschränkt, da jedes der Gesetze erst dem Convente zur Bestätigung vorgelegt werden mußte.

Da wir nunmehr bei der vollen Herrscherperiode Robespierre's angekommen, so mag hier eine Schilderung stehen, die im Beginn des Jahres 1794 ein Zeitgenosse von ihm entwarf:

„Robespierre mag jetzt ein Mann von etwas über 40 Jahren sein; ist schlank gewachsen, doch verräth sein Bau nichts schwächliches, sondern hat vielmehr recht viel Festigkeit. Seine Muskeln sind stark, ohne sehr mit Fleisch überzogen und verkleidet zu sein, seine Schenkel und Arme gerade und voll. Seine Höhe beträgt über 6 Fuß, und er hält seinen Körper sehr aufrecht. Alle seine Anstrengungen und Nachtwachen haben das Aeußere seiner Gestalt nicht schwächen können. Seine Brust ist breit, sein Athem lang und voll, und der Unterleib weder unangenehm hervorstehend, noch

hineingezogen. Er gehört schon seines Baues wegen zu den schönen Männern, in welche Klasse ihn seine Physiognomie mit dem vollsten Rechte stellt.

„Auf einer breiten von keinen Falten entstellten Stirne wölben sich die beiden dunkeln Halbzirkel seiner Augenbrauen, unter denen ein dunkelblaues Auge liegt, welches eben so sehr den Ausdruck des Feuers, als des Ernstes und Nachdenkens hat, und die Glut der Schwärmerei mit einer unbeschreiblichen Sanftheit vereinigt. Zwischen diesen erhebt sich eine Nase von der angenehmsten Gestalt, weder gekrümmt noch aufgeworfen. Auf den nicht zu sehr gefüllten Wangen liegt eine blühende Röthe, wie sie dem männlichen Alter eigen ist, und um den Mund eine Freundlichkeit, die nur dann weicht, wenn seine Lippen einen republikanischen Unwillen überschäumen. Dunkles Haar, welches er gewöhnlich in leichte Locken schlagen läßt, umfließt diese schöne Bildung, deren angenehmes Colorit durch den blauen Bart sehr gehoben wird.

„In seinem Anzuge ist er eben so wenig sorglos, als eigensinnig. Seine gewöhnliche Tracht ist ein grauer Frack, eine farbige Weste, dunkle Unterkleider und Halbstiefeln. Im Sommer trägt er keine Halsbinde, auch reißt er sie oft, wenn sie ihm bei dem Reden lästig wird, plötzlich los. Einen runden Hut trägt er immer. Die rothe Mütze hat er in der letzten Zeit ganz abgelegt. — Die Kleidung der Volksrepräsentanten trägt er nur in Nationalgeschäften. — Seine Geschäfte macht er jetzt immer zu Fuße ab. Sonst pflegte er wohl zu fahren, und es ist bekannt, daß das Volk ihm einmal, als er ein sehr wichtiges Dekret, auf dessen Inhalt ich mich nicht entsinne, durchgesetzt hatte, die Pferde ausspannen, und seinen Wagen nach Hause ziehen wollte. Robespierre sprang aber aus demselben heraus, verwies den Bürgern ihr unrepublikanisches Betragen, und ging, so sehr es auch regnete, zu Fuß nach seiner Wohnung. — Zu Pferde habe ich ihn nie gesehen. Er soll zum Reiten zu zaghaft sein.

„In seinem häuslichen Leben ist die Simplicität an der Tagesordnung. Er hat Niemand um sich, als die Tischlerfamilie, bei welcher er so lange wohnt, als er in Paris ist. In demselben Stockwerk, in welchem er wohnt, hat noch ein junges Frauenzimmer ihm gegenüber ihre Behausung. Man glaubt, daß sie mit ihm im Verständnisse sei, und dies mag für Manchen sehr viel Wahrscheinlichkeit haben, der dergleichen nur zu leicht vermuthen zu dürfen glaubt. Robespierre hat von ihr nie geredet. Indessen daraus läßt sich bei ihm freilich auch wenig schließen.

„In der Familie seines Tischlers ist er wie Kind im Hause. Die Frau desselben vertritt Mutterstelle, und besorgt ihm alle seine Bedürfnisse. Er steht sehr zeitig auf, und sein erstes Geschäft, woran er sich seit vielen Jahren gewöhnt hat, ist dann, seinem Wirthe in der Werkstatt einen guten Morgen zu sagen. Alsdann arbeitet er einige Stunden, ohne etwas anderes zu genießen, als ein Glas Wasser. Während dieser Zeit darf ihn Niemand stören. Nachher läßt er sich frisiren, welches gewöhnlich auf einer freien Gallerie im Hofe geschieht, die an sein Schlafzimmer stößt. Seit er so beliebt geworden ist, drängen sich die Leute darnach, ihn alsdann zu sehen.

Er bemerkt dies jedoch nie, liest während dieser Zeit die Zeitung oder die Flugblätter des Tages, und genießt sein Frühstück, welches in etwas Wein, Brodt und einigen Früchten besteht. Wenn er nicht liest, so sieht er vor sich nieder, oft auf die Hand gestützt, und scheint über etwas sehr wichtiges nachzudenken. Nach dieser Zeit geht er wieder an seine Arbeiten, bis ihn seine öffentlichen Geschäfte abrufen. Früh Morgens nimmt er nie Besuche an, außer wenn Jemand es sich gefallen lassen will, die Augenblicke zu benutzen, in denen er sich frisiren läßt. Er ißt am Tische seines Wirths, wo er selbst jederzeit vorher ein Gebet spricht. Als die Frau einstmals äußerte, daß ihr Tisch ihm nicht mehr gut genug sein könnte, nahm er ihr dies sehr übel. Er zahlt nicht mehr für denselben als Anfangs, um die Leute nicht zu verwöhnen; selbst in den Zeiten der Theuerung hat er nicht mehr gegeben, um sie zu zwingen, sich an das gewöhnliche zu halten. Er läßt auch nie absagen, wenn er zu Tische ausgebeten ist, weil er voraussetzt, daß für ihn nichts besonderes bereitet werde. Um denn doch aber die guten Leute, die seine Armuth theilten, auch seine verbesserten Umstände mit genießen zu lassen, hat er ihren Kindern manche Wohlthaten erzeigt. Er hat ihren Sohn, der gleichfalls ein Tischler ist, etablirt, oder wenigstens zu seinem Etablissement etwas vorgeschossen, und der Tochter hat er ein Brautgeschenk versprochen, wenn sie einen Bürger heirathen wolle, der für das Vaterland gefochten hat. — Bei Tische genießt er nichts, als was seine Wirthsleute genießen; er trinkt sogar von ihrem schlechten Weine. Nach Tische läßt er sich sogleich Kaffe bringen, bleibt eine Stunde zu Hause, in der er Besuche erwartet, und geht dann gewöhnlich aus. — Seit er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ist, hält er sich einen Attaché; vorher besorgte ein kleiner Knabe seine außerhäuslichen Geschäfte, den seine Wirthsleute als Waise zu sich genommen hatten.

„Seit dieser Zeit kömmt er auch äußerst spät nach Hause. Im Wohlfahrtsausschusse arbeitet er oft bis nach Mitternacht. In den Versammlungen des Nationalconvents fehlt Robespierre selten. Gleichwohl sind die Geschäfte des Wohlfahrtsausschusses und bei den Jacobinern ihm die Hauptsache, weil auf diesen beiden sein Ansehen vorzüglich beruht. Er steht jetzt an der Spitze von allen diesen drei Collegien, und folglich an der Spitze von Frankreich. — Der innere Character seiner Reden ist in Paris, wo ihn ein jeder so gern hört, bekannt, und auch in den Departements kennt ihn ein jeder, da die meisten im Drucke erscheinen. Ich habe daher nur von seinem Anstande als Redner einige Worte zu sagen. — Wenn er die Rednerbühne besteigt, so geschieht dies weder mit einer gesuchten Nachlässigkeit, noch mit einer affektirten Gravität. Sein Gang ist weder vorschnell, noch springend, wie Marats, sondern ruhig, als wollte er schon hierdurch andeuten, daß ihm der Platz ohne alle Widerrede gebühre. Sobald er aufgetreten ist, kann man es ihm ansehen, ob er lange reden, oder nur kurz seine Meinung sagen, und sein Veto einlegen will. Im ersten Falle hält er eine Weile an, als wolle er theils seine Gedanken sammeln, theils das Stillschweigen erwarten, welches seine Worte verdienen; er öffnet dann einige Knöpfe der Weste über

der Brust, schürzt die Knoten der Halsbinde auf, läßt seine Augen im Kreise umhergehen, und beginnt langsam mit steigender Stimme und Affekt. Im letztern Falle bricht er ohne Zaudern mit Heftigkeit los, der Ton seiner Stimme ist gespannt und schreckend, und jedes Geräusch muß vor ihm zurückweichen.

Seine Gesticulation bei dem Reden ist äußerst schwach. Er wirft die Arme weder umher, noch schließt er sie unbeweglich an, sondern hält sie in einer leichten Schwebung über der Brust. Das thätigste hierbei sind seine Augen, die auf den Gesichtern eines jeden lesen, und in den Minen jedes einzelnen schon die Sentenz zu finden glauben. Es ist gewiß, daß er durch die Gewalt seiner Blicke Manchen bestimmt. Uebrigens begleiten seine Gesichtszüge die Rede vortrefflich; sie sind ein lebendiger Erklärer seiner geheimsten Empfindungen, und ein einziger verächtlicher Zug um den Mund macht oft das zum bittersten Spott, was der, welcher diesen nicht bemerkt, für Ernst halten sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

13.

Im nächsten Moment eilte Leo stürmisch in das Zimmer. Er war in einer herzlichen Aufregung gekommen, der leidenden Mathilde hülfreich zu sein — Nun sahe er das geisterbleiche Mädchen, den blutenden Michael; mit einem Ausruf stand er geheftet.

Gott oder wer die letzte Ursache sei dieser Welt des Fluchs und Todes, sprach Michael, mir hat er das Schlimmste, das Ungeheuerste gethan. Ich habe nicht Gedanken, es auszudenken, nicht Sinne hab' ich, es aufzufassen: ich muß zu Grunde unter die Erde hinab, vom Herzen fort des vollen Lebens, nieder, dahin, wo keine Kraft und Fühlung ist, ich bin verloren, rettungslos — ein Augenblick, und ich werde nicht mehr sein. Nichts hab' ich, diesen Abgrund zu ermessen, und über mich geht mein jammervolles Loos.

Seine Seele rang empor und hielt klammernd fest an ihrer Leidenschaften Spiel; er rief: Wer stößt mich jäh in die Nacht des Todes und wandelt frei dahin im Licht des Tages? Der soll nicht leben! — Du, du hast mir das liebste Wesen so verkehrt, sie zum Werkzeug deines Willens gemacht, ich sterbe durch dich den gewaltsamen Tod. Hei, indessen ich, durch dich zum Schemen worden „mit den Füßen vorn" weg muß, solltest du nun in ihrem Liebreiz schwelgen? Nein und risse vor mir der Höllenschlund auf, nichts

wartet meiner, das sich an Qual diesem wüthenden Reiden vergliche. Hing' an der That die ewige Pein, auslöschen muß ich das verfluchte Bild. Vertheid'ge dich. Mit dir sei vernichtet mein Grimm, mein Leben.

Mit herausgerissenem Säbel stürzte Michael in blinder Wuth wider Leo, der kaum die Zeit gefunden zu ziehen. Mathilde, aus ihrem Entsetzen zu sich gekommen, warf sich mit einem Aufschrei zwischen beide. Von Michael's Schwert getroffen schlug sie nieder. Leo stürzte neben sie in die Kniee. Michael blickte stier, das Schwert entfiel seiner Faust. Verändert in Wesen und Ton fragt' er wie in sich hinein: Ist sie erschlagen! — Jammernd wiederholt' er: Und hab' ich sie getödtet!

Indem er schwankend ihr nahte, brach er in sich zusammen, und antwortete sich selber: Nun Tod um Tod, wie Lust für Lust, so ist das gefügte Schicksal Aller, wenn auch so hart nicht von Anschein. Ein wildes Lächeln überfuhr sein sterbendes Antlitz wie er sprach: Sie ist doch sein nicht, sie blieb mein. — Noch einmal bäumte er ächzend auf: Gebt mir die Ruhestätte neben der Mathildens! — Er starb.

Leo neigte über Mathilden, die noch athmete. Nach einem großen Stillschweigen sprach er zitternd: Vernimmst du mich — hörst du deinen Freund?

Mathilde sah' ihn starr an mit dem großen, dunkelen Blick. Sie sprach abgebrochen und wie als müsse sie aufschluchzen: Ich habe den erschlagen, der mich schlug — ein unnatürlich jäher Tod beschließt ein irres Leben. Dir schaudert's — so ist mir. Doch sagen sie, daß Gott barmherzig ist?

Leo wußte nicht, was er sagte, in so überwältiger Erschütterung sprach er zusichernd und antwortete aufrichtend bekräftigend: Barmherzig, gütig, ein langmüthiger, ein sehr barmherziger und treuer Gott.

Mathilde fragte sofort: der Erlöser hilft — so sagen sie — er hilft, er hilft den Reumüthigen — sein heiliger Geist hilft?

Leo erwiederte mit hervorstürzenden Thränen: Gegenwärtig, nahe, erhaltend, beschirmend — ein geschäftiger und sehr frommer Geist.

Die junge Gräfin athmete auf, Seele trat in ihre Augen, eine Ruhe überschwebte ihr Angesicht. So hing sie an den Blicken Leo's. Sie sprach nicht. Er beharrte in Stillschweigen. Nun geschahe eine Veränderung in ihren Zügen. Er sagte sanft und ganz Liebe: du siehst mich fragend an und bang — was sagst du, Mathilde?

Das du allein zurückbleibst! sagte sie aufweinend und starb. Leo erbebte. Er versank in den Anblick der Todten. Jetzt brach er klagend aus: Gebrochen meine Blume, so schön im Tode noch — doch bald vernichtet.

Er legte die Leiche schweigend aus dem Arm, und wie er um sich blickte fand er sich in dem gräßlichen Moment. Er sahe ein, daß er den Dienern und Dienerinnen der Todten die erste Sorge für die durchbrochenen Hüllen übertragen müsse, daß er als Zeuge der schrecklichen Geschicke sich werde zur Antwort zu stellen haben. Er öffnete die Thüren, und wie an den Grenzen des Bewußtseins ging er rufend hinaus, daß Bräutigam und Braut einander erschlagen haben, daß der Bräutigam die schöne Braut erschlagen.

Seine Stimme verhallte. Von verschiedenen Seiten des Schlosses vernahm man Gemurmel, Ausruf von Ueberraschung und Weh — Diener, Dienerinnen traten bestürzt in das Gemach.

14.

Viele Monden nach diesen Ereignissen waren in dem Parke einer reichen Stadt Mitteldeutschlands Heinrich Graf von Culm und Adolph Graf von Eckardstein, beide auf Reisen nach verschiedenen Zielen, durch Zufall einander begegnet. Die tief befreundeten jungen Männer verflocht nach der ersten, fast enthusiastischen Begrüßung sofort ein Gespräch geistvoller Natur. Vertieft in ihr Denkobject wandelten sie im lebhaftesten Verkehr durch die Laubgänge, und nahmen nichts wahr von der Herrlichkeit, die um sie verbeitet war. Graf Culm erschien in seiner Mittheilung der feurigere, nichts weniger bis zur Strenge gemessen ernst. Durch die Schönheit einer hohen, schlanken, kräftigen und poetischen Gestalt ausgezeichnet, war sein Haupt und Antlitz auch — die lichte, breite Stirn, der Augen geistvoller Glanz, des Mundes Anmuth und die Kraft von Kinn und Nase — so bedeutend, daß dieser eminenten Erscheinung nicht leicht Jemand begegnete ohne zu stutzen und zu fragen. Graf Eckardstein, etwas älter, war nicht heroisch schön, nicht auffällig, imposant durch Gestalt, Haltung und Geberde, aber in auch vortrefflicher Plastik charakterisirte ihn eine Zärte, ein leuchtendes Incarnat; in ernster Freundlichkeit, besonders im Gespräch erschien sein Wesen sehr anziehend, indessen Heinrich nur durch seinen Anblick schon begeistern möchte. Während Adolph noch beredt die Unterhaltung fortspann, sprach Heinrich auf einmal: Quae his verbis desunt, suppleat aetas — mag Leben und That uns und unsere Wahrheit bezeugen. Das Zeitalter ist materialisirt, ist einseitig empirisch, nur auf die Beherrschung der Natur gestellt zum Frommen eines genußvollen, ephemeren Lebens trotz seines ideellen Geredes, Wissensprunkes und künstlerischen Gebahrens. Aber die thör'ge Illusion des an sich gehaltlosen humanistischen Formalismus soll gestört und zerstört werden, daß der wahre Realismus erscheine. Gegen die hohle Anmaßung Derer, die im Staube wühlen und meinen, wenn sie das nur gescheidt treiben und moralisch, so hätten sie die Braut erobert, muß gestritten werden mit den Waffen des tiefen, heiligen Christenthums, das allein die wirklich wahre Einheit bietet, den Gehalt, die Sache selbst. Bethätigen mag unser Wort das nachfolgende Werk. Genug denn, Adolph, mit den Reflexionen.

Adolph versetzte mit einer gewissen liebenswürdigen Beredtheit, indem ein feines, ironisches Lächeln seinen Mund umspielte: Bei unserem heutigen Bildungsstande möchte es schwer halten nicht zu reflectiren; ich bin sogar ein entschiedener Liebhaber der Reflexe, ein Handeln in Worten ist auch eins, denn es muß, wenn es wahrhaft ist, gewiß einmal die sichtliche Gestalt gewinnen. Uebrigens bin ich wider Deine Fordrung, daß alles, was man gegründet denkt, auch gegenwärtig schon da sein solle, nicht in Opposition. Anders unser trefflicher Conrad Reinhard, dem wir zu Dank und Liebe verpflichtet sind — der treue, redliche Jünger seines Meisters, der Wahrhafte,

Liebevolle, der uns und auch Leo in der begeisternden Kraft seines Genius der einigen Wahrheit zugeführt.

Ich ehre und preis' ihn wie Du, entgegnete Heinrich, doch irrt er in seiner Behauptung, daß gegenwärtig dem Christenthum nur eine einsiedlerische Thätigkeit gegönnt sei, wenn es ersprießlich wirken solle. Wahr im höchsten, im Johanneischen Sinne, daß das Wort That ist, doch wenn wir dabei stehen blieben, daß nur jeder Einzelne streben solle, in sich und durch sich selbst gleichsam ein Kunstwerk darzustellen, das in Geist und Wahrheit unvergänglich sei, wenn wir nicht mehr äußerlich wirken wollten in die Gegenwart, in die Institute der zeitweiligen Gesellschaft, so entbehrten wir der geschichtlichen Prosperität.

Scheinbar! sagte Adolph. Die Eroberung der Welt durch das Christenthum kann nur und nur in den Wegen des Geistes und der Freiheit geschehen, wo anders, so würd' es einen Besitz in den Kauf kriegen, den es seiner innersten Natur nach gar nicht als solchen kann gelten lassen. Nach dieser inneren Weise allein ist die Utilität des Einzelnen zu beurtheilen. Der Erlöser selbst gab sich insbesondere nichts zu schaffen mit Staat und Tempeldienst, Geselligkeit und Familienwesen, nur durch sein Beispiel, um seiner Pesönlichkeit willen wurde er der wirksamste der Menschen. Conrad hat wohl recht. Wir können nur Alle nicht auf den Höhen so recht fort, wollen und müssen, schwach wie wir sind, sehen um zu glauben. Auch Conrad entbehrt tief in seinem für die Gegenwart unzünftigen Wahrheitsstreben. Doch mahnt er ab, daß wir bei unserem Lebensprincip uns zu weit nicht mit der Welt einlassen, denn, sagt er, um ein bloßes Formalisiren sei es uns überall nicht, also auch auf diesen Wegen nicht zu thun, die heutige Welt ist aber nur der Erkenntniß von Formeln fähig, und ohne daß unser Streben etwas gefruchtet hätte träfe uns ihr Ostracismus. Allein weil man von Charakters wegen gedrungen wird und am Ende auch berechtigt ist bei der Unvollendung der Dinge unmittelbar in das Getriebe der Welt einzugreifen, so darf man versuchen und sehen wie weit man kommt, und — ich bin deiner Ansicht, Heinrich.

Heinrich fragte nun mit warmem Antheil: Wie lebt Conrad, sprachst du ihn jüngst? Sein letzter Brief traf mich in Rom; seitdem hört' ich nichts von ihm.

Du kennst sein Geschick, das sich in nichts verbessert, erwiderte Adolph in herzlicher Bewegung. Seine Anlage für geistige, ideale Verhältnisse, deren er sich immerdar bewußt ist, hat nie ihre Befriedigung gehabt. Während er in seinen Ideen und Schriften die größtgeschichtlichen Lagen verfolgt und darstellt, lebt er in kleinen, drängenden Umständen, die ihm auch nie ein entsprechendes Material bieten können für sein Geistesleben und seine Bücher, wie oft er auch dies geringe Sein, darin alle Welt lebt und webt, poetisch zu reflectiren versucht in der guten Absicht, seinen weiteren Schriften auf solche Art Bahn zu brechen auf dem Büchermarkt und einer fast gänzlichen Isolirtheit zu entkommen. Conrad hat seine Stätte nicht, und doch — mit entschiedenem Wohlwollen für seine Umgebung findet er sich in die kleinbür-

gerlichen Verhältnisse, und selbst, wo er ironisch über sie hinaus muß, tritt seine Laune so mild und harmlos hervor, daß die Gesellschaft kaum einmal die Nähe des eigenthümlichen und allerdings großen Geistes merkt, der durch Liebe oder Satyre von ihrem quälenden Druck frei zu werden trachtet. So lebt er in der kleinen Stadt mit freundlichen Verwandten, und in eben diesem Städtchen sind seine Schulgenossen, eine nicht geringe Anzahl angestellter Männer, alle diese gründlich schon in ein öd' gesetzliches und gemeines Dasein versunken. Der Art ist sein nothgedrungener, äußerer Verkehr. Doch blieb er mit der Freundin seiner Jugend, deren Correspondenz ihn freut und erfrischt, in einem inneren Vernehmen. Ein blos dichterischer Bund vereinigt ihn der geistvollen Hedwig; des vollen Glücks entbehrt' er hier auch. Mit dem Hofe hat er einige Verbindung; der Zehrpfennig, der unsern stolzen Freund unabhängig stellt, kommt von ihm. Weitergreifend ist sein Succeß auch nach dieser Seite nicht, und sein Bezug zum großen Publikum hat je und je mit dem Hervortreten seiner merkwürdigen Eigenthümlichkeit fast aufgehört: man versteht ihn nicht, oder man will ihn nicht verstehen. Doch trotz so vielen Mißgeschickes bewahrt er in gewohnter Frische Kraft und Glauben und mehrt mit unausgesetztem Fleiße seine erstaunlich vielen, durch und durch lebensvollen Schriften. Jetzt arbeitet er an einer genau motivirten Geschichte meines Lebens, ich muß ihm das Stoffliche bis in's Detail mittheilen. Vorarbeiten werden es sein. Er gedenkt mit diesem Werk uns seiner Zeit zu erfreuen.

Wie groß, wie reich und mannigfaltig ist dieser Geist, versetzte Heinrich lebhaft, welch eine Kenntniß des Menschenherzens, welch ein erleuchtetes Eindringen in die Geheimnisse des Christenthums. — Peinigender Gedanke, daß solch ein warmer Mensch und vollbesaiteter Geist ohne Widerklang, in Entbehrung leben muß. Doch auch dies und voraus dies soll sich zum Guten ändern, lasse uns nur erst zu Athem unserer Kraft, die Erfolge müssen in aller Hinsicht die entsprechenden sein. — Wie aber, unterbrach er sich — sonderbar ist es doch, daß wir einander von unserm Einzelgeschick noch nichts gesagt.

Adolph entgegnete lächelnd: „Empor geht meines Herzens Streben,“ sagt der vortreffliche Wolfram von Eschenbach. Und dein Flug voraus, meines Heinrich Flug geht nach Höhen zu, die der Blick selbst nicht gemeiner Sterblichen oft gar nicht erreicht. — Nun, erzählt' er, so wisse denn, daß der wichtige Gesandtschaftsposten, von welchem ich dir Bericht gethan, mir deferirt worden. Auf der Durchreise nach meinem Bestimmungsort verweil' ich den heutigen Tag hier, der mir denn die große Freude dieser Stunde gegeben.

Ist deine Schwester mit Dir, fragte Heinrich lebhaft, darf ich hoffen, sie endlich zu sehen?

Meine Schwester blieb heim, versetzte nachdenklich Adolph, theils um unses Vaters willen, der in aller seiner Jovialität und Lebensfülle doch sehr vereinsamt wäre ohne sie; alsdann — auf den Wunsch der hingegangenen Mutter und vorzüglich des Vaters hat sie einer Bewerbung sich nicht ver-

sagt. Der Verlobte ist nicht bedeutend, doch sonst verläßlich. Es wird kein Bund des Genius sein. Weil jedoch Virginie sehr nach einer affectionirten Idealität hängt, möchte sogar eine hergebrachte Gewöhnlichkeit förderndsein für ihr Erdenglück.

Heinrich war durch die Nachricht von Virginiens Verlobung mehr getroffen, als sein freies und großes Wesen dessen fähig schien. Er kannte Virginien persönlich nicht, aber aus den Schilderungen Adolph's und Conrad's hatte er ein ideal tiefes Interesse für sie gefaßt, das er empfindlich verletzt fühlte durch ihre Verlobung. Er erwiederte nichts. Adolph, ob absichtlich, ob unwillkürlich, sprach hiervon weiter nicht; er fragte nach Heinrich's jetziger Beziehung zu seiner Familie.

Heinrich sagte: Du kennst die Unentschiedenheit dieser herzlichen Verhältnisse, die auf meine Strebungen und Ziele von hemmendem Einfluß sein durften. An sich schon werden diese nicht so günstig sich gestalten wie die deinen, weil ich nicht eine Connivenz an die Umstände zeigen kann wie du in deiner milderen Weise. Von dem zwar geistvollen, doch zu universellen Fürsten darf ich ein directes Eingehen auf meine Pläne kaum hoffen. Der Minister — daß ich meinen Vater bezeichnend so nenne — wird strict wider mich sein. Der starke, entschiedene, auch in seiner Art höchlichst von mir verehrte Mann beherrscht meine edle Mutter gänzlich; auch sie wird nicht mit mir gehen. Alsdann werden andere Familienbezüge, die mich mehr quälen als freuen, zu überwinden sein. Weder im Familien- noch öffentlichen Leben bin ich bei meiner Heimkehr auf etwas Förderndes, Glückliches gefaßt. Im äußersten Falle aber werde ich, von den engenden, entstellenden Umständen los, ganz auf mich gestellt meinen Weg verfolgen. Mit Gottes Hülfe wird dies gelingen, und eins bleibt mir: Meiner Schwester Herz. Bei ihr habe ich ein Verständniß, und wenn alles fehlschlüge, sie bleibt mir.

Nachsinnend entgegnete Adolph in einer ernsten Bewegung: Die drohenden Familienverhältnisse erinnern an das ähnliche schon entschiedene Geschick unsers Leo, der im offenen Zerwürfniß mit seinem elterlichen Hause, und zwar aus ebenfalls ganz innern Gründen, die Heimath hat aufgeben müssen. Du weißt, daß er in schroffer Art, doch auf das genialste mit dem hohen Geist des Christenthums verflochten ist, und überall seine Person einsetzt für jene Realisation der Idee, die weit hinausliegt über die Grenze unserer Zeit. So scheiterte furchtbar sein Verlöbniß, und seine Schriften, zumeist so vertical ausgehend, daß eigentlich nur Ekstatische sie ganz würdigen können, stellten ihn einsam. Er zerfiel auf das feindseligste mit seiner Familie, und auch ihm blieb nur ein treues Schwesterchen.

Hier machte Adolph in jener forschenden Laune, auch das rein Zufällige verstehen zu wollen, die Bemerkung, daß Leo, Conrad, Heinrich, er selbst — ein Jeder seinen innigsten Lebensbund mit seiner Schwester habe: ob etwa diese zärtest geistige Freundschaft um deshalb ihr gutes Theil sei, weil ein Verein solcher Art am meisten der tief innern christlichen Gesinnung entspräche, die sie alle theilten?

Doch überging er die feine Frage und fuhr in seiner harmonischen,

liebevollen Weise fort: Ich fürchte, daß Leo sein elterliches Haus — dessen reiche Herrschaft ohnfern von hier liegt — wieder betreten wird aus Zug und Hang nach seiner Schwester. Ich hätte ihm abmahnend begegnen mögen, doch meine Erkundigungen am hiesigen Orte blieben fruchtlos.

Warum befürchtest du seine Rückkehr in's Vaterhaus, fragte Heinrich.

Im Allgemeinen schon, versetzte Adolph, geht sein Zerfall mit der Familie so tief, daß seiner dort nur die bitterste Kränkung wartet; alsdann jedoch droht ein näherer Conflict, der nicht gut ausgehen kann. Man sagt, daß Graf Osten um Leo's Schwester wirbt unter Begünstigung ihres Vaters.

Graf Osten, unser Schulgenoß? fragte Heinrich.

Derselbe, versetzte Adolph. Ein Weltling durch und durch, unfähig der Freiheit, Lieb und Freundschaft, doch ein Mensch von Verstand und Sinnen, reich, talentvoll, sogar schön, hochgestellt im Staat, aufgeklärt bis zum Nichtigen — doch du kennst ihn! Er wirbt um Cäcilie. Leo nun, an sich schon von einem durch Conrad vergebens bekämpften Eifer erfüllt, persönlicher, unmittelbarer als wir selbst in die besonderen Geschicke der Menschen auf seine Weise einzugreifen, wird in diesem Einzelfall am wenigsten zurückbleiben: er wird, ja er kann die Schwester nicht an diesen Gesellen hingeben wollen. Wenn das Gerücht dieser Bewerbung sich bestätigt, muß sein Besuch des Elternhauses verhängnißvoll werden. Unheil überall droht auf den Wegen dieses von uns allen ernstesten, hoch und zu frei strebenden Jünglings.

Du hättest versuchen mögen, ihn zurückzuhalten, fragte Heinrich.

Vielleicht, daß meine Begegnung vermittelnd, mildernd auf ihn eingewirkt, sagte Adolph, ich weiß nicht, ich hätte ihn sprechen mögen. Sein Charakter, fast Geist, hell, scharf wie ein geschliffen Schwert, er ist ganz ein Christ, ein freier, königlicher Mensch — ich verehr' ihn, ja ich lieb' ihn; daß er uns bewahrt bliebe.

In herzlicher Sorge, Adolph, auf ein Gerücht hin befürchtest du das Schlimmste, sprach Heinrich, du fliegst den Ereignissen voran; wer weiß, was wird. Und doch, ich wollte, wir begegneten ihm.

Indem warf Adolph den Arm auf und wies die Allee hinab nach der Landstraße zu, die fern an dem Park hinlief: Er selbst — Leo! sagt' er.

Heinrich eilte im Fluge den Laubgang hinab, doch — sei es, daß Leo wieder in den Wald eingebogen oder in der ihm wohlbekannten Gegend einen kürzeren Landweg zum Schlosse seiner Väter genommen — er war nicht zu erblicken, nicht zu errufen. Adolph hatte den Freund erreicht, und beschrieb die Erscheinung Leo's in ergreifender Art: unscheinbar, ja dürftig gekleidet wäre er wie auf einer Fußreise rasch hingeschritten, sein Wesen erschien stolz und scheu, doch wie mit hoher Absicht voll und frei, er habe nicht um sich geblickt, sondern wäre rasch, wie heftig, vor sich hingegangen.

Die Freunde beriethen wohl in Sorge und Pein, ob sie ihm auf der Herrschaft des Grafen Eichen nachfragen sollten, doch sahen sie einen Erfolg hiervon nicht. Ihre Einmischung würde selbst für Leo peinlich gewesen sein, vielmehr konnte die gräfliche Familie diese Indiscretion nicht erwarten.

Es sei, entschied sich Heinrich. Auch ist es wohl nur die Befangenheit

des Augenblicks, die unsere Theilnahme so seltsam spannt. Gerüchte entscheiden nichts, und — hinweg doch mit dem Ahnungsgetriebe von Weiberherzen. Leo ist in des Wortes Sinn Mann, und wird sein Schicksal, so oder so, zu nehmen und zu beherrschen wissen. Sofort nach meiner Heimkehr, zu welcher mich alles drängt, schreib ich ihm — hier ist Weiteres nicht zu schaffen.

Die Bergwerks-Explosionen in England.

Reich wie er an mineralischen Schätzen ist, ebenso unselig reich ist der Norden Englands an schrecklichen Katastrophen, die schon Hunderte der Schätzesucher hingerafft haben. Im Gedächtnisse der Einheimischen aber lebt kein Unglückstag von solcher Furchtbarkeit, wie derjenige, welcher dem Weiler Hoyle Mill plötzlich nur noch eine Einwohnerschaft von Wittwen und Waisen ließ. Hoyle Mill liegt unweit Barnsley in der Grafschaft York, bis vor Kurzem ein Dorf von Bergleuten. Die Männer des Ortes und die heranwachsenden Knaben arbeiteten fast ohne Ausnahme in einer benachbarten Kohlengrube, der Oaks Colliery. Es war um die Mittagsstunde des 12ten December, als die über der Erde Weilenden plötzlich durch einen ungeheuren Knall erschreckt wurden, dem eine Erschütterung gleich einem Erdbeben folgte. Die sich zufällig in der Nähe des Bergwerkes befanden, sahen aus einem der Schachte eine dichte Rauchsäule emporsteigen; der Ursprung, die Oertlichkeit der Explosion war zu klar. Binnen wenigen Minuten umstand eine große Menschenmenge, meist Weiber und Kinder, den Rand des Schachtes, zitternd, wehklagend und viele fast von Sinnen vor Angst für das Geschick ihrer Gatten, Väter und Kinder, die sie unten wußten. Fast 400 waren am Morgen hinabgefahren. Hilfe und vor Allem Ingenieure wurden zur Stelle berufen, um Rettungsversuche zu machen. Durch einen andern Schacht mußte man suchen, sich der unterirdischen Unglücksscene zu nahen; denn in dem Hauptschachte hatte das schlagende Wetter das Kurbelseil zerstört und zudem wälzten sich noch immer Rauchwolken aus der Tiefe empor. Die Leute, welche die ersten Todten ans Tageslicht brachten, berichteten, daß es nicht möglich sein werde, bis zu der großen Mehrzahl der Verunglückten zu gelangen, ehe nicht die Circulation der Luft wiederhergestellt sei. Am folgenden Morgen waren von den Arbeitern, die sich freiwillig erboten hatten, etwa 80 Leichen aufgefunden worden; gegen 9 Uhr aber ertönte das Signal zum Aufwinden und die mit dem Korbe an die Oberfläche Steigenden erklärten, daß ein neues schlagendes Wetter sich drunten ansammle. Ein mahnendes Vorzeichen hatten sie schon in der Empfindung gehabt, als ob die

Luft von ihnen weggesaugt würde. Die zur Ablösung bereitstehende Mannschaft warf den Zurückgekommenen Feigheit vor und wollte eben der Warnung zum Trotz hinabfahren, als zwei kurz aufeinander folgende Explosionen Luft und Erde erschütterten und Rauch- und Schuttwolken den Schacht hinauf sandten. Alle Hoffnung, noch einen Menschen lebend aus der Grube zu retten, war nun verschwunden; denn es war kein Zweifel mehr, ein Theil der Kohlenlager stand in Brand. Die Furchtbarkeit des Unglücks, welche kaum noch einer Erhöhung fähig schien, war in trostlosester Weise gesteigert worden. Nicht nur daß man die 360 Bergleute, welche die Opfer der ersten Katastrophe geworden waren, völlig verloren geben mußte; auch die zur Rettung hinabgestiegenen muthigen Freiwilligen, 28 an der Zahl, waren dem gleichen Loose verfallen. Dennoch erbot sich ein beherzter Arbeiter, Namens Dawson, noch einmal einzufahren, um sich zu überzeugen, ob jeglicher weitere Versuch unmöglich oder zwecklos sei; eine dritte und vierte Explosion aber verschloß auch ihm den Weg. Daß eine Feuersbrunst in der Tiefe wüthete, bewies eine Flammengarbe, welche gegen Abend aus einem der Schachte emporschoß. Die umstehende Menge, trotz der dunkeln Nacht noch zahlreich um die Grube versammelt, während ein Theil um Wachtfeuer gelagert war, wich scheu zurück; Löschmannschaften wurden herbeigerufen, kamen aber erst, als das Feuer sich legte.

Von dem Grunde des Schachtes glaubte einer der Leute einen schwachen Ruf zu hören, eine Wahrnehmung, welche eine kaum zu beschreibende Aufregung hervorrief. Ein Hoffnungsschimmer schien den untröstlich Trauernden wieder zu erstrahlen. Man ließ eine Flasche Branntwein an einem Tau hinab und fühlte, daß Jemand sie unten annahm. Ein Bote ward abgeschickt, die Ingenieure herbeizuholen; doch langten diese erst gegen 5 Uhr an Ort und Stelle an. An der Mündung des Schachtes brachte man ein Zugwerk an und zwei tapfere Ingenieure — ihre Namen verdienen bekannt zu werden: Mammatt und Embleton — die sich freiwillig zu dem gefährlichen Wagnisse meldeten, ließen sich hinabwinden. Nur sehr behutsam, mit vielfachen Unterbrechungen und unter wiederholten Zeichen mit der Klingel, konnten sie ihren Weg fortsetzen. Unten angelangt, hörten sie die Stimme deutlich, sie kam von einem der Freiwilligen, Samuel Brown, welcher Tags zuvor nach dem ersten schlagenden Wetter hinabgefahren war. Er ward sofort in den Korb gesetzt und an die Oberfläche gezogen. Lange Zeit, so erzählte Brown, habe er bewußtlos am Boden gelegen, hingeschleudert von der Erschütterung, welche die zweite Explosion begleitete. Endlich sich aufraffend, habe er eine Wanderung durch die Stollen angetreten und sei über Leichen hinstolpernd bis in die Nähe des Schachtes vorgedrungen. Daß noch ein lebendes Wesen in der Grube sei, glaubte er nicht, denn weder Stimmen noch Geseufze noch irgend ein anderes Anzeichen hatte er, nachdem sein Bewußtsein zurückgekehrt, vernehmen können. Derselben Ansicht waren auch die Ingenieure und der Regierungs-Inspector, welche den nächsten Versuch hinabzusteigen, nicht vor Ablauf dreier Tage gestatten wollten. Die Menge aber, durch die eine nie geahnte Rettung in eine aufgeregte Stimmung ver-

setzt, wollte den Glauben nicht aufgeben, daß noch einige der Unglücklichen in der Tiefe leben könnten, und stemmte sich dagegen, daß der Schacht geschlossen würde. Vergebens; denn an den folgenden Tagen wiederholten sich die Explosionen, welche Rauch- und Aschenwolken den Kuppelschacht hinauf schleuderten. Das Bergwerk verwandelte sich in einen Vulkan, und am Freitag schoß sogar eine Wassersäule aus dem Schacht Nr. 2 empor. Wahrscheinlich übte der Luftdruck, welcher durch die Störung der Communication mit dem ersten Schachte entstand, eine hydraulische Kraft auf den Wasserlösungsstollen des zweiten Schachtes aus. Es blieb kein Ausweg zur Erstickung der unterirdischen Feuersbrunst übrig, als die Grube zuzuschütten und hiermit ist man nun beschäftigt; eine Arbeit, die durch neue Explosionen häufig unterbrochen wird. Die Ingenieure beabsichtigen das Bergwerk ganz unter Wasser zu setzen. und schlagen zu diesem Zwecke die Ableitung einer hinreichenden Wassermasse aus dem benachbarten Dearne-Dove-Kanal in einen der Schachte vor. Ob die Untersuchungen über die Ursache des Unglücks ein positives Resultat ergeben werden, ist noch sehr fraglich, da von den unmittelbaren Augenzeugen vielleicht kein einziger dem Tode entgangen ist. Unter den vielfachen Hypothesenfindet die eine Vermuthung den meisten Anklang, daß eine der Gasleitungen in dem Bergwerke einen Sprung erlitten und einen entzündbaren Luftstrom in die Nähe einer nicht vorsichtig geschlossenen Lampe geführt habe. In den Minen wird zwar nur mit Sicherheitslampen gearbeitet, der Maschinenraum aber und die größeren Verbindungswege sind mit natürlichem Gas erleuchtet. Aus einigen unterirdischen Spalten hervorbringend, wird dasselbe an Ort und Stelle in kleineren Behältern aufgefangen und durch Röhren in den Gasometer hinaufgeleitet. Andererseits schiebt man die Entzündung der in den Stollen angesammelten Gase auf den unvorsichtigen Gebrauch des Sprengpulvers.

Das Eine ist leider nur zu klar: der Verlust an Menschenleben ist ein so großer, daß alle andern Unglücke gleicher Art weit hinter diesem zurückbleiben. In derselben Kohlengrube forderte im Jahre 1847 eine ähnliche Katastrophe 73 Opfer; bei Lundhill verunglückten vor neun Jahren 189 und in dem Bergwerke Edmond's Main vor vier Jahren 59 Arbeiter. Einem authentischen Berichte zufolge fuhren am Mittwoch Morgen 330 Bergleute in die Grube ein; und als am Donnerstag die zweite Explosion erfolgte, waren 28 Männer drunten mit Rettungsversuchen beschäftigt. Von diesen 358 sind 86 an's Tageslicht gefördert worden, doch alle als Leichen mit Ausnahme von 18, von welchen 6 ihren Brandwunden oder Quetschungen erlegen sind und 12 sich in lebensgefährlichem Zustande befinden. Bis jetzt zählt man also 346 Todte.

In Hoyle Mill ist fast die ganze männliche Bevölkerung weggerafft; es werden schon allein 100 Wittwen und 330 Waisen als die Hinterbliebenen von Mitgliedern des Vereins der Grubenarbeiter aufgezählt. Eine Mutter beklagt fünf Söhne, ein anderes Weib ihren Gatten und drei Söhne. Herzzerreißend war der Jammer bei der Leichenuntersuchung, herzzerreißend die Antworten, welche auf die Fragen der Beamten gegeben wurden. Ein armes

Weib, nun eine kinderlose Wittwe, erzählte mit rührender Einfachheit, wie vor drei Jahren ein obdachlos umherirrender Knabe zu ihrer Hütte gekommen sei, der keinem Menschen angehört habe, wie sie ihn aufgenommen und wie er sie Mutter genannt, und was für ein großer Gelehrter er gewesen; denn er konnte lesen und schreiben. (Wenige von den bei der Todtenschau vernommenen Zeugen besaßen diese Fertigkeiten.) Und nun hatte der eine Feuerstrom ihr den Gatten, den eigenen Sohn und den liebgewordenen Schützling entrissen.

Das schlagende Wetter, welches zu Anfang der Woche vorher in einem Kohlenbergwerke bei Little Hulton in Lancashire den Tod von fünf Arbeitern verursachte (die erst einige Tage später an ihren Verletzungen starben), verschwindet in seinen Wirkungen ganz neben der Katastrophe von Hoyle Mill; ja, selbst das andere Schreckensereigniß in der Kohlengrube bei Talk-o'-the-Hill (unweit Hanley in Nord-Staffordshire), dem doch 91 Menschen zum Opfer fielen, verliert vieles von seiner Gräßlichkeit. Erst vor einem Jahre hatte man hier angefangen zu graben. Vor mehreren Wochen waren die Bergleute auf das sogenannte Banbury-Lager gekommen, eine wegen ihres Reichthums an Gasen bekannte Kohle, deren Gewinnung stets mit großer Gefahr verknüpft ist. Bis Donnerstag den 13. v. M. waren die von den Ingenieuren angeordneten außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln von Erfolg begleitet gewesen; an diesem Tage aber, als gegen 150 Menschen in den etwa 800 Schritt weit von dem Hauptschachte nach allen Richtungen ausstrahlenden Stollen ihrer Beschäftigung nachgingen, erscholl um Mittag aus dem Bergwerke ein Knall wie ein dumpfer Kanonenschuß, der die Umgegend erzittern machte, und bald darauf schlugen lichte Flammen aus dem Schacht heraus, welche die Straßen und die Dächer der nahen Hütten mit einem Regen von Schutt und Ruß überschütteten. Eine ähnliche Scene trat nun ein wie in Hoyle Mill: neben der Wehklage aber auch die sofortige practische Hülfe. Aus den nahe gelegenen Bergwerken eilten Arbeiter herzu und über 50 Menschen wurden aus der gefährlichen Tiefe gerettet. Wegen der erstickenden Atmosphäre konnte nur langsam und unter oftmaliger rascher Ablösung in den Stollen vorgegangen werden; dennoch waren Freiwillige genug zur Stelle. Am folgenden Tage stieg das Wasser in dem Bergwerke so hoch, daß man die Forschungen einstellen mußte. Der Umgekommenen zählte man 91; auch fanden sich 14 todte Pferde in der Grube. Anders als in den Oaksminen war hier auf die erste Explosion keine weitere gefolgt. Ueber die Ursache der Entzündung theilten sich die Vermuthungen. Eine beunruhigende Entdeckung gab dem Verdachte, daß eine grobe, schuldvolle Fahrlässigkeit anzunehmen sei, eine Stütze: es fanden sich nämlich bei vielen Leichnamen Nachschlüssel zu den Sicherheitslampen, welche regelmäßig vor dem Einfahren von einem Aufseher verschlossen werden. Seitdem aber ist eine andere Erklärung näher gerückt. In einem der Stollen ist man auf die Leiche eines Hufschmiedes gestoßen, der mit zerschmettertem Kopfe dalag, neben ihm eine unbeschützte Lampe. Der Schmied war am Morgen des Unglückstages hinabgestiegen, um die unten arbeitenden Pferde zu beschlagen; Neugier lockte ihn

wahrscheinlich über den ihm angewiesenen Raum hinaus, die in den Gängen angesammelten Gase entzündeten sich an der nackten Flamme seiner Lampe und die unheilvolle Explosion erfolgte.

Obwohl noch in der allerjüngsten Zeit die Verheerungen des Orkans auf den Bahamas-Inseln und die Feuersbrunst in Quebec (nach welcher Stadt 30,000 L. abgingen) die Mildherzigkeit sehr in Anspruch genommen hatten, so wurden doch allerwärts im Lande und unverzüglich Sammlungen zur Unterstützung der ihrer Ernährer beraubten Familien mit rühmlichem Erfolge in Gang gebracht. Der frühere Hochsheriff von Nord-Staffordshire, Herr Smith Childe, eröffnete in Hanley eine Liste mit 500 L., desgleichen Earl Fitzwilliam in Barnsley; die Königin steuerte 100 L. zu dem einen, 200 L. zu dem andern Fonds bei und Zeichnungen von 200, 100, 50 L. waren bald zahlreich vertreten. Binnen einer Woche nach den beiden verhängnißvollen Tagen waren allein im Londoner Mansion House schon 5800 L. für Hoyle Mill und von dem Lokal-Comitee in Hanley 4500 L. für Talk-o'-the-Hill gezeichnet. Resultate, wie sie von dem englischen Wohlthätigkeitssinne, der sich bei großen Unglücksschlägen so oft und so glänzend bewährt hat, nicht anders zu erwarten waren.

Auch die Deutschen in England haben eine Collecte für die Hinterbliebenen der Verunglückten veranstaltet. Besonders war der Moment der Christbescheerung für die Sammlung bestimmt.

Ferdinand Freiligrath hat hierauf folgendes Lied gemacht:

Wir sitzen gedrängt
Um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände,
Die Kohlen glüh'n.

Mit der Festzeit Laub
Ist das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet,
Die Stechpalm' glänzt.

Und vom Balkenknauf,
Weißbeerig sie,
Lauscht die Mistel nieder,
Die Schelmin, die!

Und das Bier, es schäumt
Im zinnernen Krug;
Wir leeren ihn fröhlich
Auf Einen Zug!

Und verschränken die Hand,
Und vergessen das Leid,
Sind glücklich, sind Brüder,—
's ist Weihnachtszeit!

Nun die Schaufel her!
Häuft die Gluth im Kamin!
Laßt knattern die Brände,
Die Kohlen sprüh'n!

Die Kohlen, — O Grau'n!
Mit jähem Schritt
In die leuchtende Weihnacht
Ein Schatten tritt!

Ein Schatten schwarz
Und riesengroß:
Die Kunde vom Brand
In der Mine Schooß!

Das die Kohle bricht,
Die zum Feste uns glüht,
Die auf Lust und Jubel
Ihr Licht versprüht:

Das sie mühvoll bricht
In Stollen und Schacht, —
Das Heer der Arbeit
Verlor eine Schlacht!

Tagein, tagaus
Der alte Kampf
Mit der alten Urkraft,
Mit Gluth und Dampf!

Sie fuhren hinab
Gesund und roth, —
Sie wurden geschlagen,
Sie liegen todt!

Hundert und Hunderte
Todt, todt, todt!
Durch das Schwarze Land
Gellt der Schrei der Noth!

Und die Wittwe weint,
Und die Waise klagt,
Und über dem Sohne
Die Mutter zagt!

Und die Braut starrt stumm;
Ein Erschlag'ner ist,
Der unter der Mistel
Sie einst geküßt!

Heuer kein Jul
Für das Schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer
Ist Minenbrand!

O du tapfre Schaar,
Die das Fest uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Fest vergällt!

Es trauert die Stadt,
Es trauert das Land, —
Wir trauern, die Deutschen
Auf Brittenstrand!

Wir schüren die Kohlen,
Wir öffnen die Hand
Für die Wittwen, die Waisen,
Im Schwarzen Land!

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

Erstes Kapitel.

II.

Das Gespräch wird auf den Pauperismus in England gebracht. Raphael erzählt, er sei eines Tages bei dem Erzbischof von Canterbury zu Tisch geladen gewesen. Der Zufall, fährt er fort, ließ mich dort auf einen Laien treffen, der in dem Rufe eines großen Rechtskundigen stand. Dieser Mensch überhäufte, ich weiß nicht zu welchem Zweck, die strenge Justiz gegen die Diebe mit Lobpreisungen. Mit großem Wohlbehagen erzählte er, wie man sie hier und dort zu Zwanzigen an einem und dem nämlichen Galgen aufknüpfte. „Und dennoch, fügte er hinzu, welcher Uebelstand! von all' diesen Spitzbuben entgehen kaum zwei und drei dem Strick, und England liefert deren von allen Seiten neue."

Mit jener Ungezwungenheit der Rede, die ich dem Cardinal gegenüber beobachtete, sagte ich darauf: „Darin liegt nichts, worüber Sie sich wundern dürften. In dieser Beziehung ist der Tod eine eben so ungerechte als unnütze Strafe. Um den Diebstahl zu bestrafen, ist sie zu grausam, und um ihn zu verhindern, zu schwach. Der einfache Diebstahl verdient den Galgen nicht, und die schrecklichste Buße wird Denjenigen nicht vom Stehlen zurückschrecken, dem nur dies eine Mittel übrig bleibt, um nicht Hungers zu sterben. Hierin gleicht die Justiz Englands und mancher anderen Länder einem schlechten Lehrer, der seine Schüler lieber schlägt, als unterrichtet. Man unterzieht die Diebe den schrecklichsten Martern. Wäre es nicht besser, allen Gliedern der Gesellschaft die Existenz zu sichern, damit Niemand sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, zuerst zu stehlen und dann vom Leben zum Tode gebracht zu werden?"

„Dafür ist von der Gesellschaft gesorgt! erwiderte mein Rechtskundiger:

die Industrie, der Ackerbau bieten dem Volke eine Menge von Existenzmitteln; aber es giebt Geschöpfe, die das Verbrechen der Arbeit vorziehen." —

Der Leser wird bemerkt haben, daß in dem Bruchstück, welches wir eben excerpirt haben, bereits sämmtliche Schlagworte der national-öconomischen Sekten des heutigen Tages vorkommen: einerseits das Recht auf Arbeit, die Garantie der Existenz und der Bildung durch die Gesellschaft; andererseits die Volkswirthschaft, die sich am besten mache, wenn man die Industrie und die Agricultur den Gesetzen ihrer eigenen Bewegung überlasse.

Und die Schrift des Morus, welche diese Schlagworte enthält, ist im Jahre 1516 veröffentlicht! Die Sekten unserer Zeit haben nichts hinzugethan, außer dem Ausputz durch die Phrase und durch die Statistik.

Auch vom Militarismus hat Raphael bei dem Erzbischofe gesprochen. „Eine noch weit gefährlichere Pest" — hat er geäußert — „nagt an dem inneren Leben Frankreichs. Jeder Fußbreit Landes ist dort mit Truppen wie besäet, die vom Staat in Regimenter vertheilt und besoldet werden. Und dies geschieht in Friedenszeiten — wenn man anders Pausen, in welchen der Krieg kaum mehr als Athem schöpft, so nennen darf. Dies traurige System rechtfertigt man mit dem nämlichen Grunde, nach welchem es Ihnen nothwendig scheint, Myriaden unthätiger Diener zu unterhalten. Gewisse furchtsame und finstere Politiker sind der Ansicht gewesen, als erfordere die Sicherheit des Staats eine zahlreiche, starke, beständig unter den Waffen stehende und aus Veteranen zusammengesetzte Armee. Neulingen wagen sie sich nicht anzuvertrauen. Man sollte fast meinen, daß sie den Krieg nur deshalb erregten, um dem Soldaten das Exercitium beizubringen und, wie Sallust sagt, um durch diese große Menschenschlächterei zu verhindern, daß sein Herz und seine Hand nicht einschlafen. Frankreich lernt auf seine Unkosten die Gefahr kennen, diese Art fleischfressender Thiere zu ernähren. Gleichwohl dürfte es seine Augen nur auf die Römer, die Carthaginenser und eine Menge anderer Völker des Alterhums werfen. Was ist ihnen aus diesen ungeheuren und immer schlagfertigen Armeen erwachsen? die Verwüstung ihrer Länder, die Zerstörung ihrer Städte, der Untergang ihres Reichs. Ja, wenn es den Franzosen noch genützt hätte, ihre Soldaten gleichsam schon als Säuglinge einzuexerciren! Aber Frankreichs Veteranen haben mit den Neugeworbenen Englands zu thun gehabt, und ich weiß nicht, ob sie sich rühmen können, häufig die Oberhand behalten zu haben. Ich will über dieses Capitel schweigen; es möchte den Anschein haben, als suchte ich Denjenigen, die mir zuhören, zu schmeicheln." —

Es ist, als hörten wir einen Fortschritts-Abgeordneten sprechen. Morus aber hat es im Jahr 1516 publicirt.

Auch als Prophet documentirt sich Raphael. Er sagt die Viehseuchen, die England verheeren, voraus. „In den unzähligen Schafheerden, sagt er, liegt in England eine Quelle des Pauperismus. Diese überall anderswo so sanften und genügsamen Thiere sind bei Ihnen so gefräßig und grausam, daß sie sich selbst an den Menschen vergreifen und sie von den Feldern, aus den Häusern und Dörfern verjagen. In der That, nach allen Punkten des

Königreichs, wo man die feinste und kostbarste Wolle einsammelt, sieht man die Vornehmen, die Reichen und sogar sehr ehrwürdige Abbé's hinzueilen, um sich das Terrain streitig zu machen. Ihre Renten, ihre Privilegien, die Revenüen ihrer Länder genügen diesen armen Leuten nicht; sie sind nicht zufrieden damit, in Unthätigkeit und Vergnügungen zu leben, der Oeffentlichkeit zur Last und dem Staate ohne Nutzen. In Umkreisen von vielen Meilen entfremden sie den Boden der Cultur, sie verwandeln ihn in Weiden, sie reißen Häuser und Dörfer nieder und verschonen nur die Kirchen — um Stallungen für ihre Hammel zu erhalten. Die bewohntesten und am besten cultivirten Stellen schaffen sie in Einöden um. Ohne Zweifel fürchten sie, daß es zu viele Gärten und Holzungen geben und daß es den wilden Thieren an Boden fehlen möchte. So umzieht ein habsüchtiger Nimmersatt mehre Tausend Morgen Landes mit einer einzigen Ringmauer; rechtschaffene Landleute werden aus ihren Häusern verjagt, die Einen durch Betrug, die Anderen durch Gewalt, die Glücklichsten durch eine Kettenreihe von Bedrückungen und Plackereien, wodurch sie gezwungen werden, ihre Besitzthümer zu verkaufen. Und dann wandern diese Familien, die weniger reich als zahlreich sind (denn der Ackerbau verlangt viele Hände), über die Felder davon, Männer und Frauen, Wittwen und Waisen, Väter und Mütter mit kleinen Kindern. Weinend fliehen die Unglücklichen das Dach, unter welchem sie geboren wurden, den Boden, der sie ernährte, und wissen nicht, wo sie eine Zufluchtsstätte suchen sollen. Um einen niedrigen Preis veräußern sie dann Dasjenige, was sie von ihren Effecten haben mitnehmen können — Gegenstände, die schon an und für sich nur einen geringen Werth haben. Ist diese schwache Quelle erschöpft, was bleibt ihnen übrig? Der Diebstahl und später ein regelrechtes Gehängtwerden. Vielleicht ziehen sie es vor, ihr Elend als Bettler fortzuschleppen. Aber dann zögert man nicht, sie als Vagabonden und Menschen ohne Heimath in's Gefängniß zu werfen. Und worin besteht gleichwohl ihr Verbrechen? Es besteht in nichts Anderem, als daß sie Niemand finden können, der ihnen Arbeit gäbe, obgleich sie nur diese auf das Eifrigste suchen. Wer wird sie auch beschäftigen können? Sie verstehen nur das Feld zu bebauen; es giebt also da, wo weder an Saat noch Ernte mehr zu denken ist, für sie nichts zu thun. Ein einziger Schaf- oder Kuhhirt genügt jetzt, um Ländereien abweiden zu lassen, deren Bestellung früher mehrere Hundert Arme erheischte. Eine andere Folge dieses verderblichen Systems ist der in mehren Gegenden sehr hohe Preis der Lebensmittel.

„Aber das ist nicht Alles. Seit der Vervielfältigung der Weiden hat eine pestartige Viehseuche eine unermeßliche Anzahl von Schafen getödtet. Es scheint fast, als hätte der Himmel die unersättliche Habsucht Ihrer Zusammenraffer durch diese schreckliche Sterblichkeit bestrafen wollen, die er gerechter gegen ihre eigenen Köpfe gekehrt hätte. Der Preis der Wolle ist demgemäß so hoch gestiegen, daß die unbemittelten Tucharbeiter gegenwärtig keine mehr kaufen können. Und da haben Sie abermals eine Masse von arbeitslosen Leuten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Zahl der Schafe täglich in außerordentlichem Verhältnisse wächst; der Preis derselben ist aber

nichtsdestoweniger deshalb um Nichts gesunken, weil der Wollhandel, wenngleich er kein gesetzliches Monopol ist, sich in der That ausschließlich in den Händen einiger reichen Sammler befindet, die nichts zum Verkaufe drängt und die daher nur mit den größten Vortheilen verkaufen. Die übrigen Thiergattungen sind aus demselben und einem noch gewichtigeren Grunde verhältnißmäßig ebenfalls im Preise gestiegen. Denn die Vermehrung dieser Thiere ist seit der Verminderung der Meierhöfe und dem Ruin des Ackerbaues durchaus vernachlässigt. Für das große Vieh sorgen Ihre Vornehmen nicht in gleichem Maße, wie für ihre Schafe. In entlegenen Orten kaufen sie magere Stücke fast für Nichts, und nachdem sie dieselben in ihren Wiesen gemästet, verkaufen sie solche zu übermäßigen Preisen. Ich fürchte, daß England alle Folgen dieser beklagenswerthen Mißbräuche noch nicht empfunden hat. Bis jetzt haben jene Viehmäster nur an den Orten, wo sie verkaufen, Theurung verursacht; dadurch aber, daß sie das Vieh von dort, wo sie es aufkaufen, wegführen, ohne ihm Zeit zu geben, sich zu vervielfältigen, wird die Zahl desselben allmälig abnehmen, und das Land muß endlich dem bittersten Mangel anheimfallen." —

Nachdem Raphael dem Morus diese Aeußerungen, die er an der Tafel des Erzbischofes gethan haben will, erzählt hat, leitet Morus die Unterhaltung wieder auf die Frage, warum Raphael sich weigere, als Staatsmann eine Rolle zu spielen. Die Antwort, die der Gefragte ertheilt, ist so modern, enthält schon so sehr alle Schlagworte, mit denen sich die heutigen Politiker groß thun, daß wir sie zum Belege ganz hierher setzen. Nur muß der Leser immer im Gedächtniß behalten, daß die redenden Personen im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts leben.

„Angenommen," erwidert Raphael, „ich wäre Minister eines Königs. Ich schlage ihm die heilsamsten Gesetze vor; ich suche nach Kräften seinem Herzen und seinem Reiche alle Wurzeln des Uebels zu entreißen. Glauben Sie, daß er mich nicht von seinem Hofe verweisen oder dem Gespötte der Höflinge blosstellen wird.

Angenommen z. B., ich wäre Minister des Königs von Frankreich. Ich sitze im Conseil und der Monarch selbst präsidirt im Innern seines Palastes den Berathungen der gescheidtesten Politiker des Königreichs. Diese hohen und vielgeltenden Herren zerbrechen sich die Köpfe, um zu finden, mittelst welcher Intriguen und Kniffe der König, ihr Gebieter, sich Mailand erhalten, das immer auf's Neue abfallende Königreich Neapel wieder gewinnen, wie er ferner die Republik Venedig vernichten und das ganze Italien sich unterwerfen, wie er endlich Flandern, Brabant, ganz Burgund und die übrigen Nationen, die sein Ehrgeiz schon seit lange erobert und an sich gerissen, seiner Krone einverleiben könne.

Der Eine schlägt vor, mit den Venetianern ein Bündniß einzugehen, das so lange Geltung haben möge, als ein Bruch desselben ohne Nutzen sei. „Um ihr Mißtrauen desto gewisser zu beseitigen," fügt er hinzu, „könnten wir ihnen die Anfangsworte des Räthsels mittheilen; ja, lassen wir ihnen

sogar einen Antheil an der Beute — nach der vollständigen Ausführung des Projects werden wir dieselbe mit leichter Mühe zurücknehmen."

Ein Anderer räth, sich mit den Deutschen zu verbinden; ein Dritter, mit Geld die Schweizer zu kirren. Dieser hält dafür, daß man sich den kaiserlichen Gott geneigt machen und ihm Gold zum Sühnopfer darbringen müsse; Jener hält es für bequem, sich mit dem Könige von Arragonien zu vergleichen und ihm gleichsam als Unterpfand des Friedens das Königreich Navarra abzutreten, das ihm nicht gehört. Ein Anderer will den Prinzen von Castilien mit der Hoffnung auf eine Allianz anlocken und am Hofe desselben, durch Auszahlung schwerer Pensionen an einige einflußreiche Staatsmänner, geheime Einverständnisse unterhalten.

Später gelangt man an jene schwierige Frage, zu welcher Niemand die Antwort weiß und die mehr als jede andere einen politischen „gordischen Knoten" bildet. Diese Frage betrifft England. Um sich vor allen nicht vorherzusehenden Fällen sicher zu stellen, trifft man folgende Verfügungen:

„Es soll mit dieser Macht wegen der Friedensbedingungen unterhandelt und das Band einer beständig schwankenden Vereinigung straffer gezogen werden; man soll sie öffentlich die beste Freundin Frankreichs nennen, ihr aber im Grunde mißtrauen, wie seinem ärgsten Feinde.

„Man soll die Schotten, gleichsam als Schildwachen eines Vorpostens, denen nicht das mindeste Geräusch entgeht, beständig in Athem halten und sie veranlassen, auf das erste Zeichen einer Bewegung in England als Vortruppen einer Armee dort einzufallen.

„Man soll insgeheim (wegen der Tractate, die eine öffentliche Protection nicht zulassen) irgend eine hohe Person im Exil unterstützen, sie ermuthigen, Ansprüche auf die Krone Englands geltend zu machen, und dadurch dem regierenden Fürsten, sobald er Anlaß zu Befürchtungen gibt, Schach bieten."

Wenn nun inmitten dieser königlichen Versammlung, wo so viele und so große Interessen zur Sprache kommen, in Gegenwart dieser tiefen Politiker, die sämmtlich für den Krieg stimmen — wenn nun ich, ein Mann ohne alle Bedeutung, mich plötzlich erhöbe, um ihre Combinationen und Berechnungen umzustoßen, wenn ich spräche:

—„ Lassen wir Italien in Ruhe und bleiben wir in Frankreich; Frankreich ist schon zu groß, um von einem einzigen Manne wohl regiert zu werden, der König darf nicht daran denken, es noch zu vergrößern. Hören Sie, meine Herren, was sich unter ähnlichen Umständen bei den Achoriern ereignete und welchen Entschluß sie bei dieser Gelegenheit faßten:

Diese Nation wohnt an den Ufern des Euroeston, der Insel Utopien gegenüber. Einst beschloß sie den Krieg, weil ihr König, kraft einer alten Allianz, Rechte auf ein benachbartes Königreich zu haben glaubte. Letzteres wurde unterjocht, aber man erkannte bald, daß die Festhaltung der Eroberung bei Weitem schwieriger und mühsamer war, als die Eroberung selbst.

Jeden Augenblick mußte man eine Revolution im Innern unterdrücken oder Truppen in das eroberte Land schicken; jeden Augenblick mußte man

sich für oder gegen die neuen Unterthanen schlagen. Unterdessen stand die Armee beständig unter den Waffen, die Bürger erlagen unter der Last von Auflagen; das Geld ging ins Ausland; das Blut floß in Strömen, um der Eitelkeit eines einzigen Menschen zu genügen. Die kurzen Augenblicke des Friedens waren nicht weniger unheilvoll, als der Krieg. Die Zügellosigkeit der Feldlager hatte verderblich auf die Sitten eingewirkt; der Soldat kehrte zum heimathlichen Herde zurück mit der Liebe zum Raube und der Kühnheit des Mörders, einer Frucht der Metzelei auf dem Schlachtfelde.

Diese Verwirrungen, diese allgemeine Verachtung der Gesetze hatten ihren Grund darin, daß der Fürst, indem er seine Aufmerksamkeit und seine Sorgen zwischen beiden Königreichen theilte, weder dem einen noch dem andern in geziemender Weise vorstehen konnte. Die Achorier wollten so vielen Uebeln ein Ziel setzen; sie vereinigten sich in einer Nationalversammlung und boten dem Monarchen höflich die Wahl zwischen den beiden Staaten, indem sie ihm erklärten, wie er fernerhin nicht zwei Kronen tragen könne und wie es abgeschmackt sei, daß ein großes Volk durch einen halben König regiert würde, da nicht einmal ein Individuum mit einem Eseltreiber zu schaffen haben wolle, der zu gleicher Zeit einem anderen Herrn diene.

Der brave Fürst entschloß sich kurz: er trat sein neues Königreich einem seiner Freunde ab, der kurz nachher daraus verjagt wurde, und er selbst begnügte sich mit seiner alten Besitzung.

„Ich komme zu meiner Annahme zurück. Wenn ich noch weiter ginge: wenn ich, mich an den Monarchen selbst wendend, ihm begreiflich machte, daß diese Passion für den Krieg, die um seinetwillen die Nationen erschüttere, seine Finanzen erschöpfen und sein Volk ruiniren müsse, demnächst und eben dadurch aber für Frankreich die unseligsten Folgen nach sich ziehen könne; wenn ich zu ihm spräche:

„Sire, benutzen Sie den Frieden, den ein glückliches Ungefähr Ihnen bietet; bilden sie das Königreich Ihrer Väter nach allen Seiten hin aus; treiben Sie das Glück, den Reichthum, die Kraft zur vollen Blüthe; lieben Sie Ihre Unterthanen und machen Sie sich's zur Freude, von ihnen geliebt zu werden; leben Sie inmitten derselben als Vater und herrschen Sie nie als Despot; kümmern Sie sich nicht um fremde Reiche, dasjenige, welches Ihnen zum Erbe geworden, ist groß genug für Sie:“

„Sagen Sie mir, lieber Morus, was für ein Empfang würde einer solchen Rede werden?“

— „Ein sehr übler,“ erwiederte ich.

— „Das ist nicht Alles,“ fuhr Raphael fort, „bisher haben wir die auswärtige Politik der Minister Frankreichs beleuchtet; es handelte sich um den Ruhm des Regenten. Jetzt handelt es sich um das Geld. Fassen wir ein wenig die Grundsätze in's Auge, nach welchen sie die Regierung und die Justiz handhaben.

Dieser schlägt vor, den Werth der Münzen zu erhöhen, sobald es gilt, eine Anleihe zurückzuzahlen, und umgekehrt, denselben um ein Bedeutendes sinken zu lassen, sobald man den Schatz füllen will. Durch dies zwiefache

Mittel entledigt sich der Fürst ungeheurer Schulden und sichert sich in Wenigem eine äußerst finanzielle Ernte.

Jener räth die Vorspiegelung eines nahe bevorstehenden Krieges. Dieser Vorwand wird eine neue Auflage rechtfertigen. Nach Erhebung des Nöthigen schließt der Fürst auf einmal Frieden; er befiehlt, dies glückliche Ereigniß in den Kirchen durch Dankgebete und mit allen religiösen Ceremonien zu feiern. Die Nation ist geblendet und die öffentliche Dankbarkeit erhebt die Tugenden eines Königs, der so menschlich und sparsam mit dem Blute seiner Unterthanen umgeht, bis über die Wolken.

Ein Anderer macht sich daran, alte wurmstichige und von der Zeit längst aufgehobene Gesetze wieder hervorzusuchen. Da das Dasein derselben Jedem unbekannt ist, wird Jeder sie übertreten. Indem man daher die auf Uebertretung dieser Gesetze festgestellten Geldbußen erneuert, schafft man sich nicht nur eine sehr ergiebige, sondern sogar sehr ehrliche Quelle. Man handelt ja im Namen der Justiz.

Wieder ein Anderer hält es für nicht minder ersprießlich, unter Androhung schwerer Geldstrafen geradezu eine Menge von neuen Verboten, der Mehrzahl nach zu Gunsten des Volkes, zu erlassen. Um bedeutende Summen wird der König denjenigen, deren Privat-Interessen durch jene Verbote gefährdet wären, die Erlaubniß verkaufen, sich nicht darum zu kümmern. Auf diese Weise sieht er sich mit den Segnungen des Volkes überschüttet und macht eine doppelte Einnahme, indem ihm zugleich das Geld der Uebertreter und der Privilegirten zufließt. Die Sache erscheint um so zweckmäßiger, da Seine Majestät, je übermäßiger man den Preis für eine Umgehung stellt, desto mehr an Verehrung und Zuneigung gewinnt. Sehet, wird man sagen, welchen Zwang dieser brave Fürst seinem Herzen anthut, da er das Recht, seinem Volke zu schaden, so theuer verkauft!

Noch ein anderer endlich räth dem Monarchen, Richter anzustellen, die bereit seien, bei jeder Gelegenheit die Rechte der Krone zu vertheidigen. „„Ew. Majestät,““ fügt er hinzu, „„würden dieselben an ihren Hof berufen und veranlassen, in Ihrer Gegenwart Ihre eigenen Angelegenheiten zu untersuchen. So schlecht eine Sache auch sein mag, immer wird sich ein Richter finden, der vom Gegentheile überzeugt ist — sei es nun aus Lust am Widerspruch, sei es aus Liebe zur Neuheit oder zum Verschrobenen, oder sei es endlich, um dem Monarchen zu gefallen. Der Streit beginnt, die Menge und der Conflict der Meinungen verwirren eine an und für sich sehr klare Sache, die Wahrheit wird in Frage gestellt. Ew. Majestät ergreifen den günstigen Augenblick, alle Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen, indem Sie das Recht zu Ihren Gunsten auslegen. Die Dissidenten treten, aus Schaam oder Furcht, Ihrer Meinung bei, und das Urtheil ist, allen Formen gemäß gefällt, wie sich's gehört. Werden die Denkenden einem Richter zu widersprechen wagen, der zu Gunsten des Fürsten aburtheilt? Hat er nicht den Text des Gesetzes für sich, die Freiheit der Auslegung und was ein gewissenhafter und getreuer Richter über alle Gesetze erhaben achten muß, den königlichen Nutzen?““

„Hören Sie die politischen Moralgrundsätze, die von den Mitgliedern der hohen Versammlung einstimmig proclamirt werden:

„„Der König, welcher eine Armee ernährt, besitzt nie zu viel Geld.

Der König kann nicht unrecht handeln, selbst wenn er es wollte.

Er ist unumschränkter Universal-Eigenthümer der Güter und Personen all' seiner Unterthanen; die Letzteren besitzen das Ihrige nur, so lange es ihm beliebt, und nur als Nießnutz.

Die Armuth des Volkes ist der Schirmwall der Monarchie.

Reichthum und Freiheit führen zum Ungehorsam und zur Verachtung der Gewalt; der freie und reiche Mensch erträgt eine ungerechte und despotische Regierung mit Ungeduld.

Dürftigkeit und Elend entmuthigen die Kühnsten, stumpfen die Geister ab, machen sie geschickt zum Dulden und zur Knechtschaft und nehmen ihnen durch den beständigen Druck jene Energie, die zur Abschüttelung des Joches nöthig wäre.""

„Wenn ich mich nun abermals erhöbe, wenn ich zu diesen mächtigen Herren spräche:

„„Ihre Rathschläge sind infam, eben so schimpflich für den König, als für das Volk verderblich. Die Ehre und das Wohl Ihres Gebieters besteht vielmehr in dem Reichthume seiner Unterthanen, als in seinem eigenen. Die Menschen haben die Könige um der Menschen und nicht um der Könige willen gemacht; sie haben Häupter an ihre Spitze gestellt, um ruhig und sicher vor Gewalt und feindlichen Angriffen zu leben; die heiligste Pflicht des Fürsten besteht darin, mehr auf das Glück seines Volkes, als auf das seinige bedacht zu sein. Als ein treuer Hirt muß er sich für seine Heerde opfern und sie auf die fettesten Weiden führen. Behaupten, daß das öffentliche Elend die beste Schutzwache für die Monarchie bilde, heißt einen groben und handgreiflichen Irrthum behaupten; wo sieht man mehr Streit und blutige Köpfe als unter Bettlern? Welches sind die Menschen, die am lebhaftesten nach einer Revolution verlangen? Sind es nicht diejenigen, die eine beklagenswerthe Existenz führen? Welches sind die Menschen, die am meisten Kühnheit zeigen werden, wenn es den Staat zu stürzen gilt? Sind es nicht diejenigen, die dabei nur gewinnen können, weil sie nichts zu verlieren haben? Ein König, der sich den Haß und die Verachtung der Bürger zugezogen hat und sich nur durch Bedrückung, Plünderung, Gütereinziehung und gänzliche Verarmung des Volkes am Ruder zu erhalten weiß, sollte vom Throne steigen und das Scepter niederlegen. Durch Anwendung dieser tyrannischen Mittel wird er sich vielleicht den Namen eines Königs bewahren, den Muth aber und die Majestät eines solchen gewiß verlieren. Die königliche Würde besteht darin, nicht über Bettler, sondern über reiche und glückliche Menschen zu herrschen. Fabricius, jene große Seele, war von dieser erhabenen Wahrheit durchdrungen, als er sagte: Ich will lieber reichen Menschen gebieten, als selbst reich sein. Und in der That, mitten unter den Leiden und Seufzern eines Volkes den Wollüsten fröhnen und sich mit Vergnügen übersättigen, heißt nicht ein Königreich, sondern ein Gefängniß be-

wachen. Wenn ein Arzt die Krankheiten seiner Patienten nur dadurch zu entfernen weiß, daß er andere Krankheiten von noch gefährlicherem Charakter an deren Stelle treten läßt, so gilt er für einen unwissenden Pfuscher; gestehet daher, ihr, die ihr nur dadurch zu regieren wißt, daß ihr den Bürgern die Bedürfnisse und die Bequemlichkeiten des Lebens raubet, gestehet, daß ihr eben so unwürdig als unfähig seid, über freie Menschen zu herrschen. Oder wohlan, bessert euch in Betreff eurer Unwissenheit, eures Stolzes und eurer Trägheit, denn diese Fehler sind es, die dem Monarchen Haß und Verachtung zuziehen. Lebt, wie es billig ist, von euren Domänen; gebt nicht mehr aus, als ihr einnehmt; hemmet den Strom des Lasters; treffet segensreiche Einrichtungen, die dem Bösen zuvorkommen und es im Keime ersticken, anstatt Strafmaßregeln gegen die Unglücklichen zu treffen, die eine abgeschmackte und barbarische Gesetzgebung dem Verbrechen und dem Tode weiht. Denkt nicht daran, alte wurmstichige Gesetze, die nicht mehr zeitgemäß und längst vergessen sind, zu erneuern und euren Unterthanen dadurch Steine des Anstoßes und Aergernisses vorzuwerfen. Setzt auf den Verstoß gegen ein Gesetz nie eine so hohe Geldbuße, daß der Richter sie, einfachen Privatpersonen gegenüber, als ungerecht und schändlich brandmarken würde. Habt beständig die schöne Sitte der Macarier vor Augen. Bei dieser Nation, einer Nachbarin von Utopien, bringt der König an dem Tage, wo er Besitz vom Reiche nimmt, der Gottheit Opfer und gelobt durch einen heiligen Schwur, in seinen Koffern nie mehr als tausend Pfund Gold oder eine diesem gleichkommende Geldsumme zu haben. Dieser Gebrauch wurde von einem Fürsten eingeführt, dem mehr das Wohl des Staates als die Aufhäufung von Millionen am Herzen lag. Er wollte dadurch dem Geize seiner Nachfolger einen Zügel anlegen und sie verhindern, sich auf Kosten ihrer Unterthanen zu bereichern. Tausend Pfund Goldes schienen ihm eine Summe, die für den Fall eines auswärtigen oder Bürgerkrieges ausreichen, dagegen zu schwach sein würde, um das Vermögen der Nation zu verschlingen. Besonders war es der letztere Grund, der ihn zur Aufstellung dieses Gesetzes bewog; er hatte aber noch zwei andere Zwecke: erstens für schwankende Zeiten das zum Umlauf und für die täglichen Handelsgeschäfte der Bürger nöthige Geld in Rückhalt zu haben; zweitens die Höhe der Auflagen und der Civilliste einzuschränken, damit der Fürst den Ueberschuß des gesetzlichen Maaßes nicht zu Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten verwenden möge. Ein König, wie dieser, ist der Schrecken der Bösen und die Liebe der Rechtschaffenen:""

„Aber sagen Sie mir nun, lieber Morus, wer eine solche Moral Menschen predigen wollte, die aus Interesse und Berechnung geradezu entgegengesetzten Grundsätzen anhangen, würde er nicht tauben Ohren predigen?"

— „Und zwar stocktauben!" erwiderte ich. „Aber mich wundert dies nicht, und um Ihnen meine Meinung zu sagen, es ist durchaus unnütz, Rathschläge zu ertheilen, wenn man die feste Ueberzeugung hegt, daß sie sowohl der Form als dem Wesen nach werden zurückgewiesen werden. Die Minister und Politiker des Tages aber schwimmen in Irrthümern und Vorurtheilen; wie wollen Sie ihre Ansichten mit Gewalt umwerfen und der

Wahrheit und Billigkeit plötzlichen Eingang in Kopf und Herz derselben erzwingen? Diese scholastische Philosophie ist wohl in einer vertraulichen Unterhaltung zwischen Freunden an ihrem Platz, keineswegs aber in den Rathsversammlungen der Könige, wo große Angelegenheiten mit großer Autorität und der höchsten Gewalt gegenüber verhandelt werden."

— „Da haben wir, was ich soeben sagte," versetzte Raphael, „an die Höfe der Fürsten hat die Philosophie keinen Zutritt."

— „Sie haben Recht, wenn Sie jene Schulphilosophie meinen, die blindlings angreift und sich weder um Zeit, Ort, noch Personen kümmert. Aber es giebt eine minder rohe Philosophie; diese kennt ihr Theater und spielt ihre Rolle in dem Stücke, worin sie aufzutreten hat, mit Geschick und Harmonie. Und diese müssen Sie in Anwendung bringen. Gesetzt, Sie wollten bei der Aufführung eines Lustspiels von Plautus in dem Augenblicke, wo die Sclaven in der besten Laune sind, im Gewande eines Philosophen auf die Scene stürzen und jene Worte der Octavia declamiren, womit Seneca den Nero geißelt und moralisirt: ich zweifle sehr, daß man Ihnen applaudiren würde. Gewiß, Sie hätten besser gethan, sich auf die Rolle einer stummen Person zu beschränken, als dem Publikum ein solches tragikomisches Drama zu geben. Dieses schlecht zusammenpassende Amalgam würde das ganze Schauspiel verderben, selbst wenn ihr Spruch hundertmal mehr werth wäre, als das Stück. Ein guter Schauspieler verwendet sein ganzes Talent auf seine Rollen, sie seien gut oder übel; er stört nicht das Ganze, weil ihm vielleicht die Laune kommt, irgend einen prächtigen und pompösen Vers zu citiren. In dieser Weise muß man auftreten, wenn man inmitten einer königlichen Versammlung Staatsangelegenheiten verhandelt. Kann man dennoch verkehrte Maximen nicht entwurzeln, noch unmoralische Gebräuche abschaffen, so bildet dies keinen Grund, die öffentliche Sache zu verlassen. Der Schiffer verläßt während des Sturms sein Schiff nicht, weil er den Wind nicht bemeistern kann. Sie sprechen zu Menschen, deren Grundsätze den Ihrigen zuwiderlaufen; wie werden sie Ihre Worte aufnehmen, wenn Sie ihnen geradezu widersprechen und sie Lügen strafen? Schlagen Sie einen Umweg ein; er wird Sie sicherer zum Ziele führen. Sie müssen die Wahrheit mit Geschick und zur rechten Zeit zu sagen wissen; und wenn Ihre Bemühungen nicht dazu beitragen können, das Gute zu bewirken, so mögen sie wenigstens dazu beitragen, die Intensität des Bösen zu schwächen; denn nichts wird gut und vollkommen sein, bevor nicht die Menschen selbst gut und vollkommen sind. Und bis dahin werden Jahrhunderte verfließen."

Raphael antwortete:

„Wissen Sie, was mir aus einem solchen Verfahren erwachsen müßte? In dem Bestreben, die Thorheit Anderer zu heilen, würde ich mit ihnen zum Thoren werden. Ich würde lügen, wollte ich anders sprechen, als ich zu Ihnen gesprochen. Gewissen Philosophen ist die Lüge vielleicht erlaubt; mir widerstrebt sie. Ich weiß, daß meine Rede den Räthen der Könige hart und streng scheinen würde; gleichwohl finde ich die Neuheit derselben nicht so seltsam, daß sie an's Absurde streifen sollte. Wenn ich die Theorien der

Republik Plato's oder die heutiges Tages bei den Utopiern üblichen Gebräuche berichten würde — Dinge ausgezeichneter Art, gegen welche unsere Ideen und Sitten nicht im Entferntesten Stich halten — so könnte man glauben, ich käme aus einer andern Welt, weil hier Jeder des Eigenthumsrechts genießt, während dort alle Güter gemeinschaftlich sind. Aber was habe ich gesagt, das nicht veröffentlicht werden dürfte und sogar müßte? Meine Moral zeigt die Gefahr, der Vernünftige läßt sich dieselbe zur Warnung dienen; sie verletzt nur den Thoren, der sich rettungslos in den Abgrund stürzt. Es ist Feigheit oder falsche Scham, die Wahrheiten zu verschweigen, welche die menschliche Verderbtheit verdammen; man wendet vor, daß jene Wahrheiten, als abgeschmackte Neuerungen oder unausführbare Chimären, einen schimpflichen Empfang erfahren würden. Sonst müßte man über das Evangelium einen Schleier werfen und den Christen die Lehren Jesu entstellen. Aber Jesus verbot seinen Jüngern das Schweigen und die Verheimlichung; er wiederholte ihnen oft: Was ich leise und insgeheim zu euch rede, das predigt laut und öffentlich von den Dächern. — Die Moral Christi aber ist den Sitten dieser Welt mehr entgegen, als die in unserer Unterhaltung ausgesprochenen Ansichten. Manche Priester, gewandte Männer, sind auf dem Umwege, dessen Sie vorhin erwähnten, vorgeschritten; als sie sahen, daß es den Menschen zuwider war, ihre schlechten Sitten der christlichen Lehre gemäß zu ändern, bogen sie das Evangelium wie eine Bleistange, um es den menschlichen Sitten anzupassen. Wohin hat diese gewandte Verfahrungsweise sie geführt? Dem Laster die Ruhe und Sicherheit der Tugend zu geben. Und ich, ich würde in den Conseils der Fürsten kein besseres Resultat erlangen; denn entweder läuft meine Meinung der allgemeinen schnurstracks zuwider, und dann ist sie so gut wie gar nicht ausgesprochen, oder sie hält mit derjenigen der Majorität Parallele, und dann „rase ich mit den Rasenden," wie Terenz den Micion sich ausdrücken läßt. Und somit sehe ich nicht, wohin Ihr Umweg führt. Sie sagen: wenn man das Vollkommene nicht erreichen kann, muß man wenigstens das Böse entkräften. Aber Verstellung ist hier unmöglich und Nachsicht ein Verbrechen, weil man den abscheulichsten Rathschlägen beipflichten und Decreten seine Zustimmung geben müßte', die gefährlicher sind als die Pest; wer jenen schändlichen Beschlüssen mit besserer Ueberzeugung Beifall zollte, verdiente den Namen eines Spions und Verräthers.

„Es gibt daher kein Mittel, in diesen hohen Sphären dem Staate nützlich zu werden. Die Luft, welche man dort einathmet, verdirbt die eigene Tugend. Die Sie umgebenden Menschen werden, weit entfernt, Sie als Muster zu betrachten, im Gegentheile, durch ihre Berührung und den Einfluß ihrer Verderbtheit, Sie anstecken; und erhalten Sie wider Erwarten Ihre Seele rein und unbefleckt, so werden Sie der Immoralität und den Thorheiten derselben als Deckmantel dienen. Es bleibt Ihnen also keine Hoffnung, durch Ihren Umweg und Ihre indirekten Mittel das Böse in Gutes zu verwandeln.

„Aus diesem Grunde räth der göttliche Plato den Weisen, sich von der Leitung öffentlicher Angelegenheiten entfernt zu halten; und er stützt seinen

Rath auf folgenden schönen Vergleich: Wenn die Vernünftigen während eines anhaltenden und starken Regens die Straßen und Plätze von Menschen gefüllt sehen, rufen sie dieser thörichten Menge zu, nach Hause zu gehen, um sich unter Dach und Fach zu bringen. Und wenn ihre Worte keine Beachtung finden, gehen sie nicht ebenfalls auf die Straße hinaus, um sich naßregnen zu lassen; sie bleiben daheim und begnügen sich, da sie die Thorheit Anderer nicht heilen können, wenigstens selbst vor dem Unwetter geschützt zu sein.

„Jetzt, theurer Morus, will ich Ihnen mein Innerstes öffnen und meine geheimsten Gedanken mittheilen. Ueberall, wo das Eigenthumsrecht herrscht, wo man Alles mit Geld mißt, wird von Billigkeit und gesellschaftlichem Wohlbefinden nie die Rede sein können, Sie müßten es denn billig finden, daß sogar das Schätzenswertheste sich in den Händen der Unwürdigsten befindet, und einen Staat vollkommen glücklich nennen, wo das öffentliche Vermögen einer Handvoll von Individuen zur Beute wurde, die im Genusse unersättlich sind, während die Masse vom Elend verschlungen wird.

„So kann ich, wenn ich die utopischen Einrichtungen mit denjenigen anderer Länder vergleiche, auf der einen Seite nicht genug die Weisheit und Menschlichkeit bewundern, und dagegen auf der andern die Unvernunft und Barbarei beklagen.

„In Utopien ist die Zahl der Gesetze gering; die Regierung verbreitet ihre Wohlthaten über alle Klassen der Bürger. Das Verdienst empfängt dort seine Belohnung; und zugleich ist der nationale Reichthum so gleich vertheilt, daß jeder dort im Ueberflusse aller Annehmlichkeiten des Lebens genießt.

„In andern Ländern gilt der Grundsatz des Mein und Dein, durch eine Organisation festgestellt, deren Mechanismus eben so verwickelt als fehlerhaft ist. Wir finden Tausende von Gesetzen, deren Zahl gleichwohl noch zu beschränkt ist, als daß jedes Individuum einen Besitz erlangen, denselben sichern und von dem Besitze eines Andern absondern könnte. Zum Beweise diese Menge von Processen, die täglich entstehen und niemals endigen.

„Wenn ich mich diesen Betrachtungen hingebe, muß ich dem Plato völliges Recht widerfahren lassen, und ich wundere mich nicht mehr, daß er es verschmähte, Völkern, welche die Gütergemeinschaft von sich wiesen, Gesetze vorzuschreiben. Dieser große Geist hatte klar vorhergesehen, daß das einzige Mittel öffentliches Glück zu begründen, in der Anwendung des Princips der Gleichheit bestehe. Die Gleichheit aber mein' ich, ist in einem Staate, wo der Besitz Einzelrecht und unbeschränkt ist, unmöglich; denn Jeder sucht sich dort, mit Hilfe verschiedener Vorwände und Rechte, soviel anzueignen, als er kann, und der National-Reichthum fällt endlich, so groß er auch sein mag, in den Besitz weniger Individuen, die den Uebrigen nur Mangel und Elend lassen.

„Oft müßte selbst das Loos des Reichen dem Armen zufallen. Giebt es nicht geizige, unmoralische, nichtsnutzige Reiche? bescheidene anspruchslose

Arme, deren Gewerbfleiß und Thätigkeit dem Staate nützt, ohne ihnen selbst zur sonderlichen Wohlthat zu gereichen?

„Das ist es, was mich in unüberwindlicher Weise davon überzeugt, daß das einzige Mittel, die Güter mit Gleichheit und Billigkeit zu vertheilen und das Glück des menschlichen Geschlechts zu begründen, in der Aufhebung des Eigenthumsrechts bestehe. So lange das letztere das Fundament des gesellschaftlichen Gebäudes bildet, werden der zahlreichsten und schätzenswerthesten Klasse nur Mangel, Kummer und Verzweiflung zu Theil werden.

„Ich weiß, daß es Mittel giebt, die das Uebel mildern können; aber um es gänzlich zu heben, sind sie zu schwach. Zum Beispiel:

Ein Maximum des individuellen Eigenthums an Ländereien und Geld aufstellen.

Sich durch kräftige Gesetze gegen Despotismus und Anarchie sichern.

Die Ehrsucht und Intrigue brandmarken und züchtigen.

Obrigkeitliche Aemter nicht verkaufen.

Das officielle Gepränge in den höchsten Stellen abschaffen, damit der Beamte, um seinem Range zu entsprechen, sich nicht Betrug und Erpressungen erlaubt, oder damit man nicht genöthigt ist, den Reichsten die Stellen zu geben, die man den Fähigsten geben sollte.

„Diese Mittel, ich wiederhole es, eignen sich ganz vortrefflich dazu, den Schmerz einzuschläfern und die Wunden des gesellschaftlichen Körpers zu schließen; aber hoffen Sie nicht, ihm seine Kraft und Gesundheit wiederzugeben, so lange Jeder das Seinige einzeln und ausschließlich besitzt. Sie werden ein einziges Geschwür wegbeizen und alle übrigen entflammen; Sie werden einen Kranken heilen und einen durchaus Gesunden tödten; denn was Sie der Habe eines Individuums hinzufügen, nehmen Sie derjenigen eines andern."

Darauf antwortete ich Raphael:

— „Weit entfernt, Ihre Ueberzeugung zu theilen, bin ich im Gegentheile der Meinung, daß ein Land, wo man die Gütergemeinschaft einführen würde, das unglücklichste aller Länder sein müßte. In der That, müßte es nicht dort an den nöthigsten Bedürfnissen fehlen? Jeder wird die Arbeit fliehen und sich seiner Existenzsorgen auf Kosten der Thätigkeit seines Nächsten entschlagen. Und gesetzt selbst, daß das Elend die Trägen anspornte: da das Gesetz dort für und wider Niemanden den Besitz als ausschließlich anerkennt, so würde des Murrens und der Unzufriedenheit kein Ende sein, und Morde über Morde würden Ihre Republik mit Blut besudeln. Welche Schranken wollten Sie der Anarchie entgegensetzen? Ihre Obrigkeiten haben nur dem Namen nach eine Autorität; dessen, was Furcht und Achtung gebietet, sind sie entkleidet. Ja mir scheint überhaupt bei einem solchen Volke von Gleichtheilern, das jede Art von Superiorität von sich weis't, eine Regierung unmöglich."

— „Diese Ihre Ansichten befremden mich nicht," erwiederte Raphael. „Sie machen sich von einer ähnlichen Republik entweder gar keine oder doch

nur eine unrichtige Vorstellung. Wären Sie in Utopien gewesen, hätten Sie das Schauspiel der Einrichtungen und Sitten dieses Landes gesehen wie ich, der ich dort fünf Jahre meines Lebens zubrachte und es zu verlassen mich nur entschließen konnte, um den Blick der alten Welt auf diese neue zu richten: Sie würden gestehen, daß es nirgend anderswo eine vollkommener organisirte Gesellschaft gebe."

Peter Gilles antwortete, indem er sich an Raphael wandte:

— „Sie werden mir nie einreden, daß es in jener neuen Welt Völker mit besseren Constitutionen gebe, als in der unsrigen. Bei uns erzeugt die Natur Geister von nicht schwächerer Art. Wir haben ferner eine ältere Civilisation und eine Menge von Erfindungen, die eine lange Zeit sowohl für die Bedürfnisse, als für die Annehmlichkeiten des Lebens hat hervorblühen lassen — nicht zu erwähnen der durch den Zufall gemachten Erfindungen, auf welche selbst das scharfsinnigste Genie nicht verfallen wäre."

— „Die Frage nach dem Alter," versetzte Raphael, „würden Sie besser untersuchen können, wenn Sie die Chroniken jener neuen Welt gelesen hätten. Diesen Chroniken zufolge gab es dort früher Städte, als hier Menschen. Was aber die Erfindungen betrifft, die man dem Genie oder Zufalle verdankt, so können sie auf allen Continenten in gleicher Weise gemacht werden. Ich gebe zu, daß wir in den Wissenschaften vor jenen Völkern den Vorrang haben; in Rücksicht auf Gewerbfleiß und Industrie lassen sie uns dagegen weit zurück. Ich will Ihnen einen Beweis davon geben: Aus ihren Annalen geht hervor, daß sie vor unsrer Ankunft nie von unsrer Welt hatten reden hören; nur daß vor ungefähr zwölfhundert Jahren ein vom Sturme verschlagenes Schiff in der Nähe der Insel Utopien scheiterte. Die Wellen warfen Egypter und Römer an's Ufer, welche die Insel nie wieder verlassen wollten. Die Utopier zogen aus diesem Zufall unermeßlichen Nutzen; von den Schiffbrüchigen erlernten sie Alles, was diese von den im römischen Reiche verbreiteten Wissenschaften und Künsten verstanden. Die ersten Keime entwickelten sich allmälig, und das Wenige, was die Utopier erlernt hatten, ließ sie das Uebrige finden. So theilte ein einziger Berührungspunkt mit der alten Welt ihnen die Industrie und den Geist derselben mit. Möglich, daß schon vor jenem Schiffbruch das nämliche Schicksal einige der Unsrigen nach Utopien geführt hatte; aber die Erinnerung daran ist gänzlich verwischt. Vielleicht wird auch mein Aufenthalt auf der Insel in künftigen Jahrhunderten vergessen werden, obgleich jener Aufenthalt für die Bewohner von unberechenbarem Vortheil war, da er ihnen das Mittel wurde, sich die schönsten Erfindungen Europa's anzueignen. Aber wir — wie viele Jahrhunderte werden wir noch nöthig haben, bis wir das Vortrefflichste in ihren Einrichtungen von ihnen entlehnen können! Was sie in Betreff des materiellen und socialen Wohlbefindes weit über uns stellt, obgleich wir ihnen an Kenntnissen und Reichthum gleichkommen, ist jene geistige Thätigkeit, die sie unaufhörlich der Erforschung, Vervollkommnung und Anwendung nützlicher Dinge zuwenden." — —

Wie man sieht, hat Raphael zu verschiedenen Malen nachdrücklich auf Utopia hingewiesen, seine Insel jenseits des Oceans, welche die weisesten Einrichtungen besitze. Die Erwähnung muß endlich ihre Folgen haben. Morus bittet den vielgereisten Philosophen, ihm eine genaue Beschreibung der bewundernswerthen Insel und ihrer Einwohner zu geben, ein Gesuch, auf welches Raphael bereitwillig eingeht.

Doch beschließen die Drei vorher, den Leib zu speisen. Nachdem sie ein gutes Mahl eingenommen, kehren sie in den Garten zurück und Raphael beginnt seine Schilderung.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Erster Brief.

Beleuchtung eines anonymen Flugblattes.

Als Ew. Hochwohlgeboren neulich auf Ihrer Durchreise mich mit Ihrem Besuche beehrten und die Unterhaltung sich alsbald zu den Veränderungen wendete, welchen die politische Gestaltung unseres Vaterlandes im Laufe dieses Jahres unterworfen ist, da zeigte sich eine erhebliche Verschiedenheit in unseren Ansichten. Dem von Ihnen ausgesprochenen scharfen Tadel des in der auswärtigen Politik von der Preußischen Regierung eingeschlagenen Weges vermochte ich nicht mich anzuschließen. Ew. Hochwohlgeboren gaben indeß die Hoffnung, daß wir schließlich zu einer Uebereinstimmung würden gelangen können, noch nicht auf, und ließen mir deshalb außer der Broschüre des Herrn von Gerlach: „Die Annexionen und der Norddeutsche Bund" ein anonymes, aus „Hannover, im September 1866" datirtes, in Schwerin gedrucktes Flugblatt, welches dem Vernehmen nach in Hannover eifrig verbreitet wird, zurück. In Erwiederung dieser Freundlichkeit glaube ich über den Eindruck, welchen diese Schriften auf mich gemacht haben, Ihnen eingehend schreiben zu müssen, um auch meinerseits, wiewohl in ganz entgegengesetzter Richtung, wenn nicht zu einer Uebereinstimmung, doch zu einer Klärung der Ansichten, ein Scherflein beizutragen.

Wenden wir uns zunächst zu dem Flugblatte. Dasselbe setzt bei seinen Lesern Unzufriedenheit darüber voraus, daß dem hannover'schen Lande nicht wenigstens derjenige Grad von Unabhängigkeit bewahrt worden sei, welchen die Staaten des Norddeutschen Bundes genießen. Wer sich der vielfachen Erklärungen erinnert, worin der letzte König von Hannover seinen Vorstellungen über die Majestät des Welfischen Hauses Ausdruck gegeben hat, der kann nicht im Zweifel darüber sein, daß diese Vorstellungen dem unglücklichen Manne eine ehrliche Unterwerfung unter die Autorität, welche durch die Natur der Dinge dem Könige von Preußen in Norddeutschland angewiesen ist, ganz unmöglich gemacht haben würden. Das hätte der Verfasser des Flugblattes seinen Lesern auseinandersetzen müssen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihnen ehrlich und aufrichtig die Ursache zu erklären, woraus die von ihnen schmerzlich empfundene Einverleibung des Landes in

Preußen mit innerer Nothwendigkeit sich entwickeln mußte. Manchem Hannoveraner hätte er es dadurch erleichtern können, sich in die neue Gestaltung der Dinge, welche sich ja doch nicht mehr ändern läßt, williger zu fügen. Von einer solchen, jedem wohlwollenden und besonnenen Freunde des Vaterlandes, ganz besonders aber dem gläubigen Christen, geziemenden Stellung zu der neuen Lage der Dinge ist indeß bei dem Verfasser unseres Flugblattes keine Spur zu finden. Vielmehr sucht er die Unzufriedenheit dadurch noch zu schärfen und zu verbittern, daß er auf die preußische Regierung, welcher die Hannoveraner fortan zu gehorchen haben, den Schein der Unwahrhaftigkeit wirft.

Zunächst wird behauptet, daß dem früheren Könige der Eintritt in den Norddeutschen Bund, nachdem er denselben vor Beginn des Krieges abgelehnt, überall nicht weiter angeboten sei. Sodann ist die Rede von Reisen, die der vormalige König gemacht, von dem Inhalt eines Schreibens, welches der Graf Platen an den Grafen Bismarck gerichtet, und von Adressen, welche man von Seiten verschiedener Parteien in Hannover in Umlauf gesetzt habe. Die von preußischen Zeitungen hervorgehobene völkerrechtliche Unmöglichkeit, mit vertriebenen Fürsten Friedensverträge abzuschließen, wird, als angeblich auf „Grundsätzen der Chinesen" beruhend, weit weggeworfen, über den Inhalt von Unterredungen, welche Graf Münster am 7. August, und Herr von Hodenberg am 15. August mit dem Grafen Bismarck gehabt hätten, ausführliche Mittheilung gemacht und endlich unter Hinweisung auf die dem Preußischen Landtage gemachte Gesetzes-Vorlage wegen Einverleibung Hannover's mit der Behauptung geschlossen, daß diese Einverleibung nicht durch eine von dem vormaligen Könige ausgegangene Verweigerung des Eintritts in den norddeutschen Bund verschuldet sei.

Den größten und interessantesten Theil des ganzen Schriftstückes bilden die Mittheilungen über die Conferenzen des Grafen Münster und des Herrn von Hodenberg mit dem Grafen Bismarck. Weil aber Zeugen bei diesen Conferenzen nicht zugegen gewesen sind und der Verfasser des Flugblattes sich selbst gar nicht genannt hat, so sucht der Leser vergebens nach irgend einer Beglaubigung für die Richtigkeit der gemachten Mittheilungen. Bei diesem Mangel jeder Beglaubigung ist es von Bedeutung, daß eine Aeußerung des Verfassers sich controliren läßt und dadurch einen Maßstab liefert für den Grad seiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen. Es sind dies folgende, den Mittheilungen über die Münster-Bismarck'sche Conferenz vorhergehende Worte:

> „Schon nahm der Preußische Staats-Anzeiger eine staatsrechtliche Deduction in seine Spalten auf, worin behauptet wurde, daß mit durch Krieg vertriebenen Fürsten kein Friede geschlossen zu werden brauche. Man berief sich dabei auf Vattel, und übersah absichtlich oder unabsichtlich, daß dieser Völkerrechtslehrer dabei sagt: „„Das seien Grundsätze der Chinesen.""

Der Leser empfängt aus diesen Worten den Eindruck einer dem Preußischen Staats-Anzeiger zur Last fallenden argen Citatenfälschung. Er wird

veranlaßt, zu glauben, daß das von dem Staats-Anzeiger mit Berufung auf Vattel vertheidigte und von der Preußischen Regierung befolgte Verfahren von eben diesem Vattel als auf Grundsätzen der Chinesen beruhend entschieden getadelt werde. Wer mit den Grundsätzen des Völkerrechts einigermaßen bekannt ist, würde freilich eine solche Aeußerung Vattel's auffallend finden müssen, weil es zu den Fundamentalsätzen des Völkerrechts gehört, daß als Rechtssubjecte auf seinem Gebiete, als Subjecte, mit welchen Friedens- oder andere Verträge völkerrechtlicher Natur abgeschlossen werden können, nur unabhängige Souveräne, nur Staaten oder Repräsentanten von Staaten anerkannt werden. Ehemalige Fürsten, deren ehemaliges Land sich im Besitze eines Anderen befindet, und die nun in fremder Herren Ländern wohnen oder herumreisen, werden, wenn sie etwa gleich dem Herzog Carl von Braunschweig sich in allerlei bedenkliche Geschäfte einlassen, vor den Gerichten ihres Aufenthaltsorts gleich anderen Privatleuten zu Recht stehen müssen, und können daher nicht zugleich als eine Macht gelten, mit der man Friedensverträge schließt. Dies ist auch von Vattel an einer anderen Stelle, als der vom Staats-Anzeiger citirten, ausdrücklich hervorgehoben; indem er (Livre IV. §. 13) sagt: Tout empêchement, qui met le prince hors d'état d'administrer les affaires du gouvernement, lui ôte sans doute le pouvoir de faire la paix. Ainsi un roi en bas âge ou en démence ne peut traiter de la paix: cela n'a pas besoin de preuve. Mais on demande, si un roi prisonnier de guerre peut faire la paix, en conclure validement le traité? Quelques auteurs célebres distinguent ici entre le roi, dont le royaume est p a t r i m o n i a l, et celui qui n'en a que l'usufruit. Nous croyons avoir détruit cette idée fausse et dangereuse, de royaume patrimonial. — Tout gouvernement légitime, quel qu'il puisse être, est uniquement établi pour le bien et le salut de l'état. Ce principe incontestable une fois posé, la paix n'est plus l'affaire propre du roi, c'est celle de la nation. Or il est certain qu'un prince captif ne peut administrer l'empire, vaquer aux affaires du gouvernement. Celui qui n'est pas libre, commandera-t-il à une nation?

Sollte Vattel wirklich dieselben Grundsätze, welche er an dieser Stelle so warm vertheidigt, an der von dem Staats-Anzeiger citirten Stelle als „Grundsätze der Chinesen" verdammt haben?

Vergleichen wir das Citat des Staats-Anzeigers in dessen Nr. 184 vom 31. Juli d. J. S. 2612 mit dem Originale, aus welchem dabei nothwendig noch mehr mitzutheilen ist. Um der besseren Uebersicht willen sollen die im Staats-Anzeiger abgedruckten Worte hier mit gesperrter Schrift bezeichnet, diejenigen dagegen, deren Auslassung der Verfasser unseres Flugblattes dem Staats-Anzeiger zum Vorwurfe gemacht hat, in [ ] eingeschlossen werden.

Der Staats-Anzeiger beginnt mit dem Eingange von Livre III. (nicht T. II. wie durch einen Druckfehler im Staats-Anzeiger steht) §. 201 also:

M a i s s i l' é t a t e n t i e r e s t c o n q u i s, q u e l t r a i t e m e n t p o u r r a l u i f a i r e l e v a i n q u e u r, s a n s s o r t i r d e s b o r n e s d e l a j u s t i c e? Q u e l s e r o n t s e s d r o i t s s u r s a c o n q u ê t e? Vattel be-

führt nun zunächst die Meinung Derjenigen, welche dem Sieger das Land mit allen seinen Bewohnern, mit ihren Leibern und Gütern als Eigenthum zugesprochen haben, und verwirft diese Meinung mit folgenden Worten: Laissons de gens, qui traitent les hommes comme des effets commerçables, ou comme des bêtes de charge, qui les livrent à la propriété, au domaine d'un autre homme: raisonnons sur des principes avoués de la raison, et convenables à l'humanité. — Es folgt nun eine über mehrere Seiten sich erstreckende Auseinandersetzung der aus dem Grunde und Zwecke des Krieges sich ergebenden Consequenzen, die schließlich so resümirt werden:

Tels sont les droits, que la loi naturelle assigne au conquerant, et les devoirs qu'elle lui impose. La maniere de faire valoir les uns et de remplir les autres, varie selon les circonstances. En général, il doit consulter les véritables intérêts de son état, et par une sage politique les concilier, autant qu'il est possible, avec ceux de sa conquête. Nun werden drei verschiedene Wege unterschieden, deren Einschlagung möglich sei, und die Vattel nach dem Zusammenhange sämmtlich als auf principes avoués de la raison et convenables à l'humanité beruhend ansieht. Zur besseren Uebersicht mögen sie hier durch Zahlen gesondert werden. 1) Il peut, à l'exemple des rois de France, l'unir et l'incorporer à son état. C'est ainsi qu'en usaient les Romains. — 2) Le vainqueur peut encore se mettre simplement à la place du souverain, qu'il a déposséde. [C'est ainsi qu'en ont usé les Tartares à la Chine: l'empire a subsisté tel qu'il était, il a seulement été gouverné par une nouvelle race de souverains.] 3) Enfin le conquérant peut gouverner sa conquête comme un état à part, en y laissant subsister la forme du gouvernement. Mais cette méthode est dangéreuse; elle ne produit pas une véritable union de forces: elle affaiblit la conquête, sans fortifier beaucoup l'état conquérant.

So weit der Staats-Anzeiger. Vattel fährt in §. 202 fort: On demande: à qui appartient la conquête, au prince qui l'a faite, ou à son état? Diese Frage wird nach Erörterung verschiedener Möglichkeiten am Schluße von §. 202 dahin beantwortet: La loi de France, qui réunit à la couronne toutes les acquisitions des rois, devrait être la loi de tous les royaumes.

Daß der in diesen Worten von Vattel so entschieden gebilligte Weg von der preußischen Regierung eingeschlagen worden, wußte der Pamphletist bereits bei der Abfassung seines Flugblattes, da er selbst am Schlusse der Annexions-Vorlage gedenkt. Nichtsdestoweniger sucht er seine Leser glauben zu machen, daß der vom Staats-Anzeiger citirte Vattel die preußischen Maßregeln als auf „Grundsätzen der Chinesen" beruhend verdamme.

Die oben in [ ] eingeschlossenen Worte, deren Weglassung im Staats-Anzeiger der Pamphletist so stark hervorhebt, sind im Zusammenhange der Ausführung von Vattel weiter nichts, als ein historisches Beispiel für die zweite

der von Vattel gebilligten Verfahrungsarten eines Eroberers, welchem Beispiele er auch noch dasjenige der auf den Boden des römischen Reiches vorgedrungenen germanischen Dynastien, sowie das Verfahren der Sachsen und Normannen in England hätte hinzufügen können; wie er sub Nr. 1 die Könige von Frankreich und die Römer genannt hatte. Der Staats-Anzeiger, resp. sein Autor in der Schlesischen Zeitung, hat ohne Zweifel jene Worte gar nicht, wie der Pamphletist ihm unterschiebt, „übersehen", weder absichtlich, noch unabsichtlich, sondern sie blos deshalb nicht mit abdrucken lassen, weil sie gar nicht zur Sache gehörten, da ja für diese zweite der von Vattel erwähnten Verfahrungsarten bei den von Preußen in Deutschland gemachten Eroberungen überhaupt alle factischen Voraussetzungen fehlten.

Bei dem Allen kann man dem Pamphletisten doch nicht vorwerfen, daß er gelogen habe, da seine Worte in den Worten Vattel's allerdings einen Anhaltspunkt finden. Er hat es nur verstanden, jene Worte aus dem Zusammenhange herauszureißen und dem Leser so vorzuführen, daß dieser sich etwas ganz Anderes darunter denkt, als was Vattel hat sagen wollen. Ohne Zweifel hat er es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß irgend einer von seinen Lesern es unternehmen werde, ihn mit dem Vattel in der Hand zu controliren. Nachdem aber nun diese Controle im Obigen vorgenommen und dadurch ein Maßstab gewonnen ist für die mit Schlauheit und Böswilligkeit durchgeführte Verdrehungskunst unseres Pamphletisten, werden wir diesen Maßstab auch nicht außer Acht lassen dürfen bei der Beurtheilung seiner nicht controlirbaren Mittheilungen über dasjenige, was die preußische Regierung oder der ehemalige König von Hannover gethan oder nicht gethan, was Graf Münster, Herr von Hodenberg und Graf Bismarck gesagt oder nicht gesagt haben sollen. Von irgend einer Glaubwürdigkeit dieser Mittheilungen kann daher überall nicht die Rede sein.

Wenn die preußische Regierung die Verbreiter solcher, die Wahrheit verdrehenden und ihre neuen Unterthanen aufreizenden Flugblätter nach der Festung Minden in Sicherheit bringen läßt, so wird man ihr gewiß nicht den Vorwurf übergroßer Strenge machen können. Erfolgreicher aber scheint es, den Verfassern solcher Schriftstücke die Maske der Wahrhaftigkeit und der guten Gesinnung abzureißen. Das ist in den vorstehenden Zeilen versucht worden, durch welche ich nicht nur dem öffentlichen Frieden zu nützen, sondern auch den einzelnen Ehrenmännern einen Dienst erwiesen zu haben glaube, welche gleich Ew. Hochgeboren sich haben überreden lassen, daß dergleichen Machwerke politischer Leidenschaft Wahrheit enthielten und daß ihre Verbreitung irgend einen Nutzen stiften könne.

Im Eingange dieses Schreibens ist auch der Broschüre des Herrn von Gerlach gedacht worden, über welche ich zunächst mich gegen Sie auszusprechen hätte. Inzwischen aber ist mir die Erklärung bekannt geworden, welche im Norddeutschen Correspondenten und in der Kreuz-Zeitung von zwölf Mitgliedern der meklenburgischen Ritterschaft gegen Herrn Superintendenten Dr. Brömel in Ratzeburg wegen seines auf Beruhigung der Gemüther abzielenden Aufsatzes über die Huldigungsfrage veröffentlicht worden ist. Ob-

gleich nun Dr. Brömel schon in der Kreuzzeitung und im Hamburger Correspondenten jenen Herren die nöthige theologische Belehrung hat zu Theil werden lassen, so glaube doch auch ich gegen Ew. Hochgeboren mich über diesen Gegenstand aussprechen zu müssen, da ich von Ihnen selbst hörte, daß Sie ähnlich denken, und da ich andererseits durch solche öffentliche Bekämpfung des Brömel'schen Aufsatzes mich verpflichtet fühle, eine früher gegen den Verfasser gemachte Aeußerung öffentlich zu vertreten. Bevor nämlich Dr. Brömel an die Abfassung seines von jenen zwölf Herren angegriffenen Aufsatzes ging, befragte er mich um meine Meinung über die staatsrechtliche Seite derselben. Ich habe ihm damals geantwortet:

> Daß alle Bewohner der von dem Könige von Preußen seinen Staaten einverleibten Länder von Rechtswegen schuldig seien, ihm auf Erfordern den Huldigungseid zu leisten, ohne Rücksicht darauf, ob es ihren früheren Beherrschern gefallen habe, sie des denselben früher geleisteten Huldigungseides zu entbinden, oder nicht.

Wird nun diese Meinung jetzt als eine rechtswidrige angefochten, so darf ich nicht anstehen, die Gründe anzugeben, welche mich zu derselben geführt haben. Das denke ich denn in meinem nächsten Schreiben zu thun.

Lübeck, am 31. December 1866.

Wochenschau.

In Betreff unserer Combinationen über die Pläne und Aussichten des Kaisers der Mexicaner hatten wir zu verschiedenen Malen den Leser um Aufschub gebeten, ehe wir ein Bekenntniß über die Stichhaltigkeit derselben ablegen möchten. Seit Wochen konnte man von jedem „wohlunterrichteten" Blatte vernehmen, daß der Kaiser Maximilian mit der Anwesenheit der französischen Truppen in seinem Reiche stehe und falle. Man fand in den Zeitungen bereits das Datum genau angegeben, wo der „Habsburger" in flüchtender Eile nach Miramare zurückkehren werde, tausend alberne und herzlose Spöttereien wurden zu Markte gebracht, und die Vereinigten Staaten galten als der drängende Feind, der den Erzherzog über den Ocean zurückwerfen möchte. Diesen landläufigen Anschauungen gegenüber standen wir eine Zeit lang mit unserer Ansicht allein, daß Maximilian nur einen Gegner besitze, und zwar den Kaiser Napoleon, daß der Habsburger mit der Regierung der Vereinigten Staaten transigire, daß man ihm in Washington günstig gesinnt sei, daß man ihn dort gegen Frankreich benutze, daß er selbst nicht davor zurückschrecken werde, sich dem republikanischen Geiste der neuen Welt anzubequemen und sich, falls sein Kaiserthron breche, zum lebenslänglichen Prä-

sidenten des Freistaates Mexico wählen zu lassen oder auch auf eine Theilung mit den Juaristen einzugehen.

Nachdem wir diese Meinung ausgesprochen hatten, mußten wir uns zum Schweigen verurtheilen, weil der Chor der Stimmen, der das Gegentheil verkündete, allzulaut war. Wir mußten es auch ruhig hinnehmen, als unsere Vermuthung, die Kaiserin Charlotte leide nur an einem Hamlet-Wahnsinn, und ihre „Verrücktheit" bestehe einfach in unüberwindlicher Aversion gegen den zur Disposition gestellten Cäsar, einem weisen Kopfschütteln begegnete.

Jetzt sind die klugen Zeitungsschreiber schon wankend geworden. Thatsachen sind an's Licht getreten, aus denen erhellt, daß ein erbitterter Conflikt zwischen Maximilian und den Franzosen besteht. Die Briefe des Habsburgers sind auf französischen Schiffen unterschlagen worden, die Fabeln, welche den transatlantischen Kaiser zum Harlequin machen wollten, der nur durch französische Drähte in Bewegung gesetzt werde, erweisen sich als französisches Fabrikat, die amerikanischen Sendlinge gehen schonend mit den Interessen Maximilians um, der in ein tragisches Dilemma gebrachte österreichische Erzherzog kennt kein anderes Streben, als sich von den Franzosen zu emancipiren. Auch wird allmälig in den Blättern eingestanden, daß die Sage von dem Wahnsinn der Kaiserin Charlotte von Leuten ausgesprengt sei, welche wissen, daß die Kaiserin sich im Besitze von Briefen befindet, deren Inhalt für Napoleon den Dritten mißfällig ist, daß sie diese Briefe nicht herausgeben wolle, und daß sie somit über den Ruhm des Kaisers der Franzosen verfüge. Dies streift schon recht nahe an Dasjenige an, was wir sogleich über den eigentlichen Grund der Geisteskrankheit jener hochbegabten, liebenswerthen, resoluten Dame sagten, die gewiß mit vernünftiger Spannung den gefährlichen Lauf des Schiffleins ihres Gemahles verfolgt und die nicht verfehlen wird, im richtigen Momente wieder das Boot zu besteigen, welches den Kaiser Maximilian trägt und sein Unglück.

Es ist die clericale Partei, die den Kaiser Maximilian aufrechtzuhalten sucht; — dieselbe Partei, welche es im Namen einer gründlichen Entwickelung der heutigen Krisis für nothwendig erachtet, daß der Papst die Stadt Rom verlasse: — dieselbe Partei also, deren Berechnungen denen des Kaisers Napoleon schnurstracks entgegenlaufen. Wer sich nun erinnert, mit wie vielen Fäden die Existenz Oesterreichs an jene Partei geknüpft ist, der wird die Unmöglichkeit einer Allianz zwischen Wien und Paris erkennen. Oesterreich kann, um eine unklare Pause auszufüllen, mit den Napoleonischen Ideen, deren Flügelschlag immer mehr erlahmt, liebäugeln, aber seine Lebenszwecke liegen in anderer Richtung.

Mag mittlerweile noch eine oder die andere Scene des italienischen Einheitsdramas in der Weise ablaufen, wie dergleichen Dinge es thun, die der Sittlichkeit, dem Rechtswunsche, der historischen Aesthetik nicht entsprechen, die aber nun einmal vor sich gehen müssen, weil die einzige Chance der Vernunft in ihrer einstweiligen Ohnmacht besteht.

Die Neujahrsanrede des Königs Victor Emanuel an die Deputation des italienischen Parlaments enthielt die drei Worte, die heutzutage in fast

jedem officiellen Aktenstück wiederkehren: Frieden, Einheit, Armee. Es liegt ein gewisser Mysticismus in dieser Zusammenstellung, welche daher unseren politischen Glauben stark herausfordert; aber wir haben unseren Verstand schon so vielen Unbegreiflichkeiten gefangen geben müssen, daß wir die kleine Zumuthung des Königs Victor Emanuel wohl auch noch in den Kauf nehmen können. Was den Einheitsgedanken betrifft, so hat freilich bisher die Erfahrung gelehrt, daß er der Erzeuger von Kriegen und Revolutionen ist. So lange Italien von dieser Idee bewegt wurde, war es von Erschütterungen heimgesucht, die Dynastien fielen, und der letzte weltliche Monarch auf italienischem Boden konnte sich nur behaupten, indem er seinen erblichen Namen verflüchtigte. Sollte nunmehr bereits der Frieden in die Gemüther zurückgekehrt sein? Wir könnten dies vielleicht für möglich halten, wenn die Einheit Italiens wirklich so vollkommen durchgeführt wäre, wie der König Victor Emanuel sie darstellt. Aber es befindet sich auf der Halbinsel ja noch ein geistlicher Herr, dessen Souveränetät den Principien der Unita widerspricht und dessen Sturz von einer starken Partei angestrebt wird.

Victor Emanuel mag es aufrichtig meinen; wenn er durch seine Worte die Betheuerung hindurchblicken läßt, daß er zufrieden sei, daß er nicht nach der Eroberung Roms trachte, daß er jetzt die natürlichen Grenzen seines Reiches errungen zu haben glaube. Einem Monarchen, selbst wenn er noch so revolutionär aufgetreten ist, haftet immer noch ein Theilchen Mäßigung an, er muß Rücksichten nehmen, er muß auch die Stimmungen benachbarter Herrscher berechnen, er schreckt wohl auch davor zurück, sein Volk noch tiefer in Schwierigkeiten zu stürzen. Wenn es also anginge, so würde Victor Emanuel dem Königreiche Italien das ne plus ultra zurufen. Gleichwohl halten wir es für unmöglich, daß es ihm gelingen werde, seinen Thron von der Quelle, aus welcher derselbe hervorgegangen und von der Bundesgenossenschaft, durch die er gewachsen ist, loszutrennen. Jene Quelle ist der Garibaldismus; das Freibeuterthum führte den König nach Neapel, nach Ancona, nach Florenz, nach Parma. Das Garibaldinische Element wird fortfahren zu gähren, und nach einer kurzen Ruhepause, in der vieles von staatsmännischer Klugheit, weiser Selbstbeschränkung, dauernder Institutionengründung die Rede sein wird, dürfen wir uns darauf gefaßt machen, daß der Garibaldismus einen neuen und diesmal siegreichen Feldzug nach dem Capitol unternehmen wird.

Die Stille, die jetzt in Rom zu herrschen scheint, muß unser Urtheil nicht irre führen. Diejenige Abtheilung der revolutionairen Partei, welche zunächst über die Vorgänge in Rom gebietet, ist gut geschult, sie steht unter dem Commando Ricasoli's und sie wird sich nicht rühren, so lange die Verhandlungen zwischen Rom und Florenz sich in der Schwebe befinden. Sobald es aber klar wird, daß der Papst keinen Pact mit den Producten der Revolution schließen könne, fängt die Arbeit für das sogenannte National-Comité an. Man wird sich Mühe geben, ein möglichst anständiges Erdbeben zu erzeugen, ein Bodenzittern, bei welchem der Papst auch nur in ein gewisses Zittern gerathen müßte, bei welchem jedoch die Höhe der Kunst er-

reicht wäre, wenn der Papst sich bestimmen ließe, trotz des Darniedersinkens der clericalen Verwaltung immer noch in Rom zu bleiben und sein Martyrium gründlich durchzukosten.

Dies würde etwa die zweite Scene in dem Drama sein, dessen erste Scene durch den Abmarsch der französischen Truppen aus Rom bezeichnet ward. Die letzte Scene wäre es nicht. Der Papst würde bald die Unhaltbarkeit seiner Rolle erkennen, und sobald es so weit wäre, würde der Garibaldismus auf's Neue die Bühne besteigen. Solch ein Ausgang kommt uns unvermeidlich vor; und im Vorblick auf ihn gewinnt die Erwähnung der Armee als civilisatorischer Macht in der Rede Victor Emanuels an Bedeutung. Gewiß, die Armeen sind für unsere Epoche die einzige conservative Macht, welche der Gesellschaft als Stütze dienen, nachdem die Gemüthsregeln, die Rechtsgrundsätze, die Vertragsschranken, die bisher den Nationen einen Halt verliehen, ihre bindende Kraft eingebüßt haben. Sie sind die einzig conservative Macht, und darum sind sie die einzigen Körper, welche im Wachsen begriffen sind. Auf der Spitze der Entwickelung werden der Garibaldismus und die Armeen sich miteinander messen — nicht blos in Italien, sondern in allen Ländern Europas, welche in die Bahnen des Nationalitätsprincips gerathen sind.

Doch fällt uns hierbei ein Gedanke bei, der freilich seines halsbrechenden Characters wegen nur in einem anklingenden Bilde ausgedrückt werden darf. Indem wir das Phänomen beobachten, wie der Garibaldismus und die Armeen einander suchen, gedenken wir eines Romanes von Hoffmann „Die Elixire des Teufels“, in welchem zwei Doppelgänger hintereinander hereilen. Sie schmähen einander, sie wünschen einander zu vernichten, und im Moment der Entscheidung erkennen sie, daß sie ein und dasselbe seien.

Wir nahen dem Gebiete des Mysticismus. Kein Wunder, da die Heimath der Mystik, der Orient, sich aufthut und uns mit der orientalischen Frage beschenkt.

Graf Bismarck hat in der Rede, die er bei der Debatte über das schleswig-holsteinische Einverleibungsgesetz hielt, auf die Thatsache hingewiesen, daß die Haltung, welche Oesterreich im Jahre 1854 den orientalischen Wirren gegenüber beobachtete, die Verantwortlichkeit für den Gang, den die Politik Europas von jenem Jahr an nahm, tragen müsse. Es kommt darauf an, ob Oesterreich diese Wahrheit beherzigen wird. —

Die Conferenzberathungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes sind rasch vorwärts geschritten. Das Chor der Zeitungen hat sich unterdessen mit Erörterungen über das Norddeutsche Normalbudget und über die Wählbarkeit der Beamten für das Norddeutsche Parlament beschäftigt. Ahnten sie etwa, daß der aus den directen und allgemeinen Wahlen hervorgehende Reichstag der Hebel sein wird, durch welchen unser Constitutionalismus aus dem bisherigen agitatorischen und phrasenhaften Boden werde herausgehoben werden? Gleiches kann nur durch Gleiches besiegt werden. Man führe gegen das Geschrei der Wühler die vernünftigsten Reden in das Feld, und man wird das Getöse der unduldsamen Parteimenschen erhöhen. Man erlasse gegen den

Mißbrauch der Freiheit Verordnungen, wie sie nicht besser auf den zehn Tafeln stehen könnten, und man wird nichts weiter bezwecken, als daß die Volksrhetorik um einige denunciatorische Wendungen bereichert wird. Aber man errichte gegen das Parlament ein Parlament, in welchem die Grundsätze des ersteren bis in ihre Folgerungen durchgeführt werden, man fasse die Opposition bei ihren eigenen Doctrinen, man stelle dem aus indirecten Wahlen hervorgegangenen Abgeordnetenclub die directe Wahl gegenüber, und man wird den Probirstein, wider welchen nichts Halbes stichhält, zum Vorschein gebracht haben.

So ist es auch mit der Beamtenfrage. Nach der Lehre der Constitutionellen soll die Volksvertretung eine Art von Richtercollegium sein, welches über die Verwaltung des Landes zu urtheilen hätte. Wie kann es nun zu dieser Lehre stimmen, wenn die Verwaltungsbeamten selber sich in die Volksvertretung drängen? Man vernimmt aus dem Munde jedes freisinnigen Mannes den Satz, daß die Justiz von der Verwaltung getrennt werden müsse. Wird nun nicht diesem Axiom ins Gesicht geschlagen, wenn die Männer, in deren Händen die Administration des Landes liegt, die richterliche Gewalt des Parlaments für sich auszubeuten trachten? Ein anderer Freiheitssatz lautet, daß Ankläger und Richter nicht in einer Person vereinigt sein dürfen. Darf es also gestattet sein, daß das Beamtenthum der Kammer über die Haltbarkeit seines eigenen Systems judicire? Die Folgerungen des Constitutionalismus leiten auf die Fernhaltung der Beamten aus der Volksrepräsentation. Letztere soll fortan eine reine sein. Die unabhängigen Elemente des Volkes sollen ans Tageslicht gefördert werden. Kein Radicaler, kein Oppositionsmann, — und wäre es Herr Waldeck oder Herr Twesten, — wird gegen diese Consequenz etwas einwenden können. Und in allem Ernste: falls der Costitutionalismus in Preußen lebensfähig bleiben soll, so muß die bisherige Form unserer „verfassungsmäßigen" Wirthschaft, welche eben nur ein Schisma innerhalb des Beamtenthums selber darstellte, ein Ende nehmen.

Setzen wir den Fall, daß für das spätere Norddeutsche Parlament die Bestimmung, welche die Nichtwählbarkeit der öffentlichen Beamten verfügt, durchginge, so wird freilich dem preußischen Phänomen, welches eine Masse von Beamten als Sterne erster Größe an dem Himmel des Abgeordnetenhauses erglänzen ließ, jeglicher Leuchtstoff entzogen sein. Und hierdurch erklärt sich der Schrecken, der gegenwärtig in den Reihen unserer Oppositionellen herrscht. Offen gestanden, war das Abgeordnetenhaus eine Reihe von Jahren hindurch der Ablagerungsort für den Mißmuth, den eine große Anzahl von Beamten wegen der Langsamkeit ihrer Carriere hegte. Die Herren hatten sich ja auf den Höhen der Wissenschaft ergangen, d. h. sie hatten die Formeln gelernt, in denen man über die Probleme des Staates, der Kirche, des gesellschaftlichen Lebens abzusprechen pflegt; sie fühlten demnach das Zeug in sich, das zum großen Staatsmann gehört; sie wurden von dem Drange getrieben, die Welt durch die Schätze ihrer Intelligenz zu beglücken. Wäre es nicht grausam gewesen, sie in irgend einer Provinzialstadt versauern zu lassen? Nein, sie mußten die seligen Gipfel des Olymps stür-

men, sie wurden Volksredner, Vereinsgründer, Abgeordnete. Insofern war das bisherige Abgeordnetenhaus das Symptom einer Krisis im bureaukratischen Körper selber. Und wenn auf der einen Seite eine Reform des Hauses in Sicht befindlich ist, so muß hiermit eine Reform des Beamtenthums und eine Wiedererweckung jener bureaukratischen Integrität, für welche die Zeiten Friedrich Wilhelms III. klassisch sind, parallel gehen.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

15.

Der grause Tod des Grafen Michael von Eichen wurde zwar von den weiblichen Mitgliedern der gräflichen Familie — Stiefmutter und Stiefschwester des Erschlagenen — in tiefer Erschütterung schwer beklagt, doch konnte er die Frauen in ihrem Innersten nicht treffen, weil sie mit Michael nicht in einem engeren geistigen Bunde gelebt. Den Vater traf der Hinfall seines Lieblings hart, auf den er überdas die Hoffnung seiner Zukunft gebaut, doch in stolzer Selbstkraft kämpfte der stoische Mann sich vom Schmerze frei, das Leben hatte seinen Fortgang wie sonst, in Verschlossenheit blieb der Graf wie er gewesen. Des Todten ward nicht weiter erwähnt, auch wider Frau und Kind nicht, weil ein an's Rasende grenzender Affect, den der Graf verachtete, seinen Sohn hingerissen. Vor innern Anklagen und Vorwürfen wider Leo schützte ihn sein Gerechtigkeitsgefühl; vielmehr war ja auch dem Leo durch Michael ein Unrecht geschehen. — So gestimmt war diese Familie in Hinsicht auf den Trauerfall, den die Zeit auch schon zu überwinden begann. Der Graf gab heute eine Jagd, hatte Gesellschaft geladen, die er in Begleitung der Frauen auf einem seiner reichen Jagdschlösser empfing und erwartete. Jetzt trat er allein in seinen Waffensaal herein, und schien sehr mit sich selbst beschäftigt. Draußen ertönte ein kurzer Ruf von Jagdhörnen, der sich auch im Folgenden einige Male wiederholte. Der Graf merkte zwar auf, doch ließ der ansehnliche, kräftige Mann nachsinnend sich nieder, in Erwartung Eleonorens, seiner Gemahlin. So sprach er: Daß bei so herben Verlusten Cäcilie mir einschlüge! Zwar beherrscht sie dieser mir abtrünnige, leider allzugeistige Leo, ihre Verbindung mit dem Grafen Osten ist sicher nicht nach seinem sublimen Sinn und Geschmack, auch wird sie selbst nicht entschieden sein für diesen Verein — doch Cäcilie ist fügsam. Wenn wie zeither ihr Verkehr mit dem flüchtigen Bruder unterbrochen bleibt, dann darf ich hoffen, daß sie dem Wunsche und Willen ihrer Eltern nachkommen werde. Wo nicht, setzte er schneidend entschieden hinzu,

unnachsichtig verfolg' ich diesen Plan. Besser beraub' ich mich auch dieses Kindes, als daß ich dulden sollte, auch sie in eine Lebensweise übergehen zu sehen, die keine Gemeinschaft hat mit der meinigen, mit der Lebensweise aller Verständigen.

Er stand auf, denn Gräfin Eleonore war eingetreten, eine weiche Erscheinung, ganz Weiblichkeit, im Lebensalter nahe der Matrone, doch geistig jugendlich in Bezeigen und Wort. Er empfing sie gütig, milde, so sagt' er: Ich wartete deiner, Eleonore. Wie nahm Cäcilie die Kunde auf von der nun entschiedenen Werbung des Grafen?

Sie berichtete wie in schüchterner Sorge: Unsere Tochter schien anfangs bestürzt, faßte sich aber gleich wie sie pflegt, und hörte mich dann mit Ruhe.

Das ist erfreulich, sagt' er erleichtert. Sie würdigt des Freiers festen und selbstthätigen Charakter, seine hohe Staatsstellung, seinen Rang und Reichthum.

Die Gräfin erwiderte fast mit Aengstlichkeit: Sie gedachte ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit, und meinte nicht sogleich, nicht leicht sich entscheiden zu können: sie bittet um Zeit, um Aufschub.

Er stutzte und sprach herb und kaustisch: Jugend, Unerfahrenheit waren wohl nie Ursache, die Ehe zu weigern. Unerfahrenheit? Ein fast ironischer Einwand. — Meinst du, Eleonore, daß deine Tochter mit Aufrichtigkeit dir erwiderte?

Ohne Zweifel, versetzte sie zum erstenmal bestimmt und warm.

Ich meine es nicht, versetzt' er trocken, streng ernst. Erwähnte sie nicht ihres Bruders?

Eleonore erwiderte schüchtern: Sie bat, über den Antrag brieflich mit Leo berathen zu dürfen, den sie seit vielen, langen Monden nicht habe sehen und sprechen dürfen.

Herrisch und affectionirt antwortete der Graf: Sie bleibt vor wie nach in aller Hinsicht von ihrem Bruder getrennt; du verbietest ihr diese schriftliche Berathung. Leo ist der Gegner unserer ganzen Art zu sein, und überdas, wie ich in Erfahrung gebracht, schon seit der Schule ein persönlicher Gegner Ostens. Er würde Cäcilie mit Erfolg von dieser Verbindung abmahnen, denn bis jetzt hat sie des Grafen Persönlichkeit gleichgültig gelassen.

Eleonore versetzte beklommen: Ich fürchte sehr, ob unser nun einmal so ideal gesinntes Kind werde jemals diesen durch und durch wirklichen Charakter verstehen lernen.

Seine Tüchtigkeit erheischt es, daß sie ihn hochschätze, und dies ist genug, versetzt' er kurz. Gatten, die sich gegenseitig achten und sonst nicht widerwärtig sind, können auch mit einander auskommen. Weitere Forderungen, die etwa der Mensch an den Menschen stellt, erweist die Erfahrung als chimärisch. Im Grunde muß man doch sich selbst alles sein, einander ist man nicht viel. Graf Osten ist bei vielen glänzenden Eigenschaften ein Mensch von Werth, Cäcilie muß ihm ein Zutrauen haben — sie soll seine Gattin werden.

Es ist eine Wahrheit in deinen Worten, sagte Cäciliens Mutter, und

du hast zu befehlen. Ich bin gewöhnt, dir zu gehorchen und fand in diesem Gehorsam zuletzt meine Freude.

Ich lieb', ich ehre dich, sagt' er mit Wärme, — Eleonore, wir haben mit einander gut gelebt; dasselbe Glück gönn' ich unserer Tochter auch. Auch mag ich dir andere Motive nicht hehlen, die mich dringend diese Heirath wünschen lassen. Ich empfand von je eine häßliche Lücke in meinem Glück. Reichthätig und vielwirksam, bin ich doch nur Privatmann; die rechte gesellschaftliche Ehre und Auszeichnung wird doch nur den Würdeträgern in Staat und Kirche. Die militärische Carriere Michaels, obschon ich sie lieber im intelligenteren Civil gewünscht, gab mir doch ein Genüge; er brach mir weg in schrecklicher Art — ich habe den Verlust verschmerzen müssen; doch davon nicht. Ich sage, Leo durchriß alle diese meine Hoffnungen, die ich auf ihn stellen durfte. Graf Osten aber verheißt eine Zukunft, die den Ruhm und Glanz meines Namens und Hauses, wie hoch derselbe auch gestiegen, erhöht. Er hat die Anwartschaft auf die höchste Staatsstelle, er wird der Nächste an dem Throne stehen. — Dieser selbst mir ehrenvolle Verein muß zu Stande kommen. Gieb Cäcilien das zu bedenken; auch sie ist nicht ohne Ehrgeiz. Dann vergleiche doch das armselige Loos derer, die nicht ihren Sinn vorherrschend auf die Gegenwart gerichtet. Du zeigst ihr in solchem Lichte die Geschichte ihres Bruders. Leo hat eigenwillig wider meine Absicht und meinen Rath eine Richtung genommen, die ihm nur bittern Mangel aller Art einträgt. Ohne Güter und ohne Ansehen lebt er dahin, und seine Aussicht in die Zukunft mag verzweifelt sein. Wie hat dieser verwegene, trotzige Geist meine Pläne gekreuzt, mein Leben verdüstert, und mich beinahe um alle Zukunft gebracht.

Vergessen wir nicht, sprach Eleonore, doch ziemlich verzagt, daß die erleuchtetsten Männer ihn als Dichter, Denker und Christ hochgestellt.

Andere Erleuchtete unter meinem Gesichtspunkt haben ihn getadelt, versetzt' er trocken. Dies aber steht fest, er dichtet nicht im Verständniß seiner Zeitgenossen, seine Schriften treffen nicht den Geschmack der Gegenwart. Die Mystik des Christenthums, jederzeit das Interesse Weniger, hat jetzt keine Anbeter. Die Zeit terrestrischer Zwecke ist gekommen, man hat sich der Poesie und Theorie abgewandt; der Beherrschung der Erde, zunächst dem cui bono gilt wieder alles Bestreben. — Er brach ab und fuhr in seiner Weise schroff fort: Frage Cäcilie, ob sie den Nothstand ihres Bruders einem genußreich edeln Leben vorzöge? Unser unumstößlicher Wille sei es, sie wie ihren Bruder dahinzugeben, wenn sie nicht mit uns nach unserer Weise leben wolle.

Eleonore erhob sich nun zu einem Muth, zu ihrer unläugbaren Würde, sie erwiderte lebhaft: In solche Entschiedenheit mag wohl der Verstand willigen doch nimmermehr das Herz. Mein Gemahl fürchte sich. Beide unsre Kinder — unser, unser — sind sehr erlesene Menschen, großbegabt, von hoher Reinheit der Gesinnung, geistwürdigen Wandels; sie prangen in Jugendblüthe, schön wie das Zwiegestirn: sie aufgeben zu wollen, weil sie eigener Art mehr dem großen Leben sich zugewandt als ihrer Zeit und Welt, ist ein

mich dir ankündigen, daß er den Grafen Osten von deiner nicht ungeneigten Stimmung für ihn unterrichten werde. Du sollst auf die sofortige Werbung des Grafen gefaßt sein.

Ein Zug tiefbittrer Ironie überflog Cäciliens Angesicht; mit einem entfrembeten, kalten, ja furchtbaren Lächeln sagte sie: Beharrt mein Vater auf seinem Sinn, sein Kind wie eine Sache für seinen Ehrgeiz zu benützen?

Eleonore stutzte vor diesem Ausdruck und angsthaft war der Ton, in welchem sie sagte: Wie sprichst du? Wir wollen nur dein eigenes Bestes. Dein Vater will das Glück seines Kindes.

Das Glück seines Kindes! sprach Cäcilie schwer aufathmend. Doch auf die Frage, welcher ist mein Nächster, würde mein Vater antworten, jeder ist sich selbst der Nächste.

Tief besorgt entgegnete Eleonore mahnend: Deine Stimmung ist nicht gut, Cäcilie, nicht gut.

Doch Cäcilie wiederholte: Die Stimmung meines Vaterhauses ist nicht gut. Bei diesem fortgehenden Zerwürfniß, wie ist Liebe und Geduld zu erhalten! Meine Träume, meine Hoffnungen! Mir droht ein ungeheurer Frost — Verzweiflung ist wohl das! O nicht davon. Wie aber? Welcher Mensch mag seine Sterne für das Staubleben von Tagwesen hingeben — dürft' er das! Wenn ich nun meinem Vater erwidere, ich kann's nicht?

Alles ist erwogen, sprach Eleonore düster. Für den Fall, daß du die Bewerbung ausschlägst, entschied dein Vater, daß er nichts mehr mit dir theile — du mögst bei deinem heimathlosen Bruder weilen.

Mein Bruder, unterbrach sie Cäcilie. Auch das noch und vornämlich das: ihn nicht berathen zu sollen, allen Verkehr mit ihm aufgeben zu sollen!

Cäcilie faßte und besann sich, dann sprach sie ruhig, klar und fest: Du weißt es, meine Mutter, daß ich nie auf mich und mein Geschick leidenschaftlich Bedacht genommen. Wenig kümmerte mich eigene Freud' und eigenes Leid, mein Zug ging andershin. Ich lebte wohl in Frieden mit einem selbstischeren, anderen Gefährten als dieser Freier zu sein verspricht. Ich würdige ihn auch in seiner Erscheinung, in seinem geistreichen Trachten nach Auszeichnung, in seiner Thätigkeit und Willenskraft; er entbehrt jedoch der rechten Poesie, des Glaubens. Der Himmel ist ihm zu. Er ist wohl bei allem Wissen, allem Gefühlsschwärmen in Kunst und Natur ein armer Geist. Dennoch, wie ich nun denke und bin, vorzüglich weil ich der Eltern tiefbegründeten Anspruch auf meinen Gehorsam fühle, höre ich auf seine Werbung.

Daran erkenne ich meine Tochter, sagte Eleonore erleichtert. So habe auch ich gedacht und gehandelt, und die Erfahrung bezeugt es mir, daß ich recht gethan.

Cäcilie fuhr ohne Antwort in lieblich ernster Nachdenklichkeit fort: Mutter, ich gedenke nicht in Uebung dieses Gehorsams mich selbst ansehen zu dürfen, obschon ich auch hier nicht einem unbedingten Befehl des Vaters folgen kann. Die Entscheidung ist mein, und so werde ich antworten.

In einer tiefen, innern Aufwallung trat das Herz in ihr Antlitz, in ihre Augen; es war, als solle sie aufschluchzen, doch fuhr sie in einem festen,

in gelassenen Tone fort: Dies sei — allein daß ihr die Berathung mit meinem Bruder mir untersagt, ist grausam, vergällt mein Herz, verfeindet mich wider euch. Mit dem Verbote allen Verkehrs mit meinem Bruder verbietet ihr mir, das Angesicht zum Himmel aufzuheben.

In furchtbarer, nichtsachtender Entschlossenheit und Ruhe sprach sie fort: Eh' ich diesem, eurem Gebote folge, will ich hinausflüchten in die weite Welt und mein Brod verdienen. Es darf nicht sein, in der Forderung meines tiefsten Herzens darf ich nicht gekränkt werden — das ertrag' ich nicht!

Eleonore erstaunte und erschrak auf's Neue vor ihrem fragenden Blick, und bei dem drohenden Familienconflict in zwiefacher Sorge und Furcht um der Größe und Klarheit willen dieses kühnen Charakters erwiderte sie: Du übertreibst, Cäcilie, wie überhaupt unsere Zustände, so auch unsere Forderung. Wenn Du in die Vermählung mit dem Grafen willigst, so zerfällt deines Vaters Befehl in nichts, daß du hinfort von Leo gänzlich geschieden leben solltest.

Das bitt' ich, ich verlang' es, sagte sie vertieft und fest, und fuhr mit einer schmerzlichen Wendung fort: Was habt ihr gethan! Diesen Geistesmenschen gebannt, der den Druck und die Engen eures unfreien, vielgeniedrigten, vielverhetzten geselligen Lebens so oft durch Wort und That überwunden, der das immerdar nur anscheinend bedeutende, schönselige, denkselige, werkselige Treiben und jene nichtigen, sterblichen, ausschließenden Gefühle durch seinen Muth und Geist verklärt, und euch Theil haben ließ an der wahren Poesie seiner freien, liebevollen Brust — ihn gebannt, eures Hauses guten Geist habt ihr gebannt. O was habt ihr gethan!

Du solltest deinen Klagen endlich Einhalt thun, sprach Eleonore bewegt. Dein Vater hat ihn nicht verbannt; er selbst hat sich entfernt.

Wie konnt' er anders? sprach Cäcilie. O ja, so lange man eine Hoffnung nährte, daß seine Schriften schnell sich Bahn brechen, uns Ruhm und ein dem stolzen Adelshause immerhin fremdartiges, doch sehr gewünschtes, rein geistiges Ansehen vor der Welt eintragen würden, schien man freundlich auf ihn einzugehen, Ton und Stimmung unseres Hauses gewannen, lieblich und geweiht schien unser Familienleben. Dann aber, je wie jene ehrgeizige, so äußerliche, armselige Hoffnung schwand: mit welcher fürchterlichen Gleichgültigkeit ward diesem feinen, reizbaren, höchst geistigen Menschen begegnet; man behandelte ihn in einer empörenden Langmuth und Duldsamkeit. Nun verflachte und verweltlichte je mehr und mehr unser Haus. Werden nicht plump Schatten für Wesen genommen, tritt nicht aller Antheil an Wahrheit und ewigem Leben wider das nichtige Einzelinteresse von Ephemeren zurück, giebt es für uns ein Weltall, eine Freiheit und Kraft, hohe Liebe, heil'ges Leben, darf der Name Gott noch ohne Mißbrauch genannt werden? In Zweifeln und Kritteleien, in grobem Leichtsinn und geistiger Erschlaffung erstarben alle Wunder der Freiheit. Ungeheuer litt er in euren Kreisen, er mußte gehen. Wehe mir, daß er ging, ich entbehre mit ihm Alles — zu ist mein Herz, verschlossen wider euch. Ich lebe die Tage hin in gleichgültiger Gelassenheit, vor der ich im Besinnen oft erschrecke, ob diese Ge-

lassenheit nicht eben recht Verzweiflung sei — dieser Frost, dies Lossein, diese Vereinzelung — Wehe mir!

Ernst und gepreßt erwiderte Eleonore: Deine Denkart, liebes Kind, ist überspannt wie deine Lebensweise. Die düstre Größe deines jungfräulichen Charakters entfremdet dich dem Leben. Der neue Bund, in den du treten sollst, wird dich der Welt wiedergewinnen. Dein Inneres wird einen Umschwung erfahren. Das wirkliche Sein soll dir Reiz und Beschäftigung gewähren, du wirst in der Theilnahme an menschlichen Dingen glücklich sein wie Menschen glücklich sind. Ich glich als Jungfrau dir, du wirst als Frau mir gleichen.

Abwehrend sprach Cäcilie leidenschaftlich: Was meine Zukunft sei, hab' ich zu fragen jetzt kaum ein Interesse mehr. Er ist einsam, freundlos hinausgegangen in die selbstische, geistlose Welt, seine Geschicke waren schrecklich — ach und das anscheinend geringste der Leiden mag für ihn in Wahrheit das furchtbarste sein: er ist mittellos, auf den Erwerb versteht er sich nicht — mich entsetzt's, was sein Loos geworden.

Von der Sorge und Angst des Augenblicks gedrängt sprach ungeduldig Eleonore: Immer er und er! Der Name seines Vaters schützt ihn vor der äußersten Noth, er wird ihn benützen wie es recht. An dich selbst denke! Graf Osten kann in der folgenden Minute vor dir stehen. Sammle dich, ihn angemessen zu empfangen. Die erste Begegnung dieser Art entscheidet viel. — Im Begriff zu gehen verweilte sie noch und sprach nachdenklich mit Ernst und Kraft: Dies erwäge mit Fleiß; nicht eine einseitige Schuld ist die Ursache der unseligen Zerrissenheit unserer Familie. Wenn Leo, für den du leidenschaftlich Partei nimmst, seinem innerst christlichen Hange hier ein Bleiben nicht findet, so kann die durchhin profan verständige Natur deines Vaters, der ich mich anschließe, nicht deinen Bruder anerkennen. Schätze vielmehr auf das Höchste, daß wir ihn frei haben seine Wege gehen lassen, die den unsrigen fremd sind. Es ist kein Zweifel, Recht und Unrecht sind unter uns gleich vertheilt; so geht die Welt, es ist der Welt Lauf und wer kann wider sein Verhängniß! Dies bedenke, überschwengliches und doch liebes Kind: Unsere Großmuth aber sollst du ehren.

Meine Mutter — begann zärtlich Cäcilie, weil Eleonore bis zu Thränen bewegt erschien, doch die Mutter hörte nicht auf sie.

Es sei genug, sagte sie zusammengenommen und verließ den Saal.

Cäcilie sprach schwer nachsinnend vor sich hin: Sie meinen es wohl nicht schlimm, aber es ist schlimm. Ehe gedieh' eine Palme im hohen Norden als Leo unter ihnen. — Ein ironisches, bitteres Lächeln umzündete ihre stolz aufgeworfene Lippe, wie sie fortsprach: Das Klima überhaupt scheint heuer nicht darnach, daß ein hoher Mensch sein Fortkommen habe. Mir däucht, die gegenwärtige Welt hat des Geistes Ueberdruß und der Aether der Empfindung artet ihr nicht an; was Wunder, daß sie fort und fort kreuzigt, wenn ihr, wie edel gestaltet auch, der sinnliche Bedarf alles ist. — Wegschüttelnd sprach sie: O wie mag es jetzt um ihn stehen! Wenn er in Armuth umherirrte, mein hoher Freund — Schaam und Schreck lassen mich den Gedanken der Schmach nicht

ausdenken! — Sie ward von einem Einfall ergriffen, so fuhr sie fort: Dies wäre eine Auskunft; in einer Hinsicht doch wäre er so wider Bedrängniß und Verfolgung geschützt. Füg' ich mich dem Willen des Vaters, so fällt mir genug des Besitzes zu. Ich dürft' ihm eine Stätte bieten, wo er seinem großen Geist und Werk ungestört nachleben könnte. — Sie besann und unterbrach sich: Cäcilie, dir droht Gefahr, daß diese Sympathie dein ganzes Wesen verschlinge. Sei freier, gefaßt. Der vorerwählte Bräutigam kann in jedem Augenblick erscheinen. Ha, da ist er.

Privat-Diplomaten.

Von Zeit zu Zeit bringen die Blätter Enthüllungen über Agenten, welche an den Höfen umherreisen, den Cabinetten Nachrichten oder Ideen liefern, ohne einen irgend wie beglaubigten Character an sich zu tragen. Zum großen Theil sind diese Leute nur durch sich selber bevollmächtigt, sie beschäftigen sich mit der Politik aus Geschmack, aus Ehrgeiz, oder aus Geldmangel. Wir wollen die Nützlichkeit dieser Wander-Phänomene, welche gleichsam den Fruchtstaub von einem Baum zum andern tragen, nicht bestreiten; doch müssen wir der Ansicht entgegentreten, als ob jene Männer eine unserer aufgelösten Epoche eigenthümliche Erscheinung seien. Vielmehr war das vorige Jahrhundert an dergleichen Agenten reicher als das unsrige. Wir wählen hier die Geschichte eines solchen Privat-Diplomaten, eines gewissen Clement, dem es gelang, den Hof Friedrich Wihelms des Ersten in Verwirrung zu stürzen.

Clement war aus Ungarn gebürtig. Unter dem Namen eines Baron von Rosenau spielte er eine Zeitlang den Secretair bei dem Prinzen Ragoczy und dessen Bevollmächtigten bei dem Utrechter Friedenscongresse. Von da hatte er seinen Herrn nach Paris begleitet und ihm daselbst die sämmtlichen Papiere entwendet, welche er dem Prinzen Eugen von Savoyen übergab. Er wurde zwar dafür reichlich belohnt, aber doch nicht so, als er erwartet hatte. Aus Mißvergnügen verließ er heimlich Wien und ging nach Dresden, wo er den Namen Clement annahm und sich daselbst in kurzer Zeit bei dem sächsischen Feldmarschall und Premierminister Grafen von Flemming bekannt machte. Weil nun dieser Minister bei dem Clement eine genaue Bekanntschaft mit den europäischen Staatsangelegenheiten bemerkte, so wollte er ihn in sächsische Dienste nehmen. Der Mensch nahm aber dies Anerbieten nicht an, sondern begnügte sich mit den ansehnlichen Geschenken, die er öfters von dem Grafen von Flemming für die hinterbrachten Nachrichten empfing.

Clement hatte während seines Aufenthalts in Dresden bemerkt, daß der

Sächsische und Wiener Hof gegen den Berliner ziemlich kaltsinnig waren. Er machte folglich den Plan diese Höfe zu entzweien und durch ihre Zwistigkeiten sein Glück zu gründen. In dieser Absicht schrieb er an den König von Preußen und berichtete demselben, er habe ihm Sachen von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken, und sei deshalb genöthigt selbst nach Berlin zu kommen. Zuvor ersuche er aber den König, ihm eine schriftliche Versicherung zu schicken, daß kein Mensch etwas von seinem Aufenthalte in Berlin erfahren, daß er mit Niemanden als dem Könige zu thun haben, und daß es ihm frei stehen solle, so oft als es seine Geschäfte erforderten, wieder abreisen zu können. Diesen Brief schickte er an den Hofprediger Jablonsky und bat denselben beikommendes Schreiben dem König selbst in die Hände zu liefern, und im Fall er Anstand nehme sich damit zu befassen, müsse er verantwortlich für das Uebel sein, was daraus erfolgen könne. Der geistliche Herr erschrak über die Gefahr, mit welcher der König bedroht wurde und fragte wegen dieser Sache den Minister von Marschall um Rath. Dieser war der Meinung, daß der Brief dem König müsse überliefert werden und er selbst übernahm dies Geschäft. Als Friedrich Wilhelm I. den Brief gelesen hatte; so ertheilte er dem Hofprediger Jablonsky einen Paß für Clement und befahl ihm, demselben zu schreiben, daß seine Ankunft in Berlin dem Könige willkommen sei, und daß er selbst, (nämlich Jablonsky) ihm auf Königlichen Befehl entgegen kommen, ihn in der Nacht in Berlin einführen und bei sich in seinem Hause behalten werde.

Sobald Clement zu Berlin angekommen war, hielt der König mit ihm eine geheime Zusammenkunft. Hier erzählte er, daß der Wiener und Dresdener Hof den Plan entworfen hätten, den König, wenn er auf der Jagd oder auf Reisen sein würde, gefangen zu nehmen, den Kronprinzen in der katholischen Religion unterrichten zu lassen und denselben unter der Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen. Er fügte sogar noch hinzu, daß die vornehmsten Generale und Minister schon gewonnen wären und daß es jetzt nur noch darauf ankomme, die Seemächte zur Genehmigung dieses Plans zu überreden. Er selbst habe den Auftrag erhalten, nach dem Haag zu gehen, um in dieser Angelegenheit Unterhandlungen anzufangen: allein die traurigen Folgen, die hieraus entstehen könnten, und der Widerwille gegen die katholische Religion, welcher in ihm den Entschluß ein Protestant zu werden hervor gebracht habe, hätten ihn bewogen, dies Geheimniß dem König zu entdecken.. Zugleich bat er aber diese Sache als ein Geheimniß zu betrachten, und zwar so lange als er es für gut finden werde. Da er nun überdies die Wahrheit seiner Erzählung durch Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen, des sächsischen Premierministers und Feldmarschalls von Flemming und der Minister des Königs beweisen könne; so müsse ihm der König sein ganzes Vertrauen schenken und zu einer Reise nach Holland die Einwilligung ertheilen, wo er die ehrgeizigen Pläne des Kaisers hintertreiben werde.

Der König gestand ihm nicht nur alles zu, sondern wollte auch nicht einmal die Briefe ansehen, welche Clement bei sich führte. Am folgenden Tage wurde nochmals eine geheime Unterredung angestellt. Clement erzählte

diesmal dasselbe, was er schon am vorigen Tage dem König mitgetheilt hatte, bat aber auch Letztern sehr dringend seine Augen auf die Briefe zu richten, die vom Prinzen Eugen und Feldmarschall Flemming geschrieben wären. Friedrich Wilhelm I. erkannte die Handschrift beider Männer und war nunmehr von der Wahrheit jener Erzählung vollkommen überzeugt. Er betrachtete den Clement als seinen Retter, der ihm von Gott sei zugeschickt worden, und machte demselben sehr große Versprechungen. Clement hingegen, um den König noch mehr für sich zu gewinnen, spielte den Großmüthigen und versicherte, daß er Nichts von ihm verlange und sich für hinlänglich belohnt halte, wenn er ihn gegen das Unglück, womit er bedroht würde, sichern könnte. Das Einzige, was er sich ausbitte, bestehe darin, daß er ihm die Kosten, die er im Haag etwa gebrauchen dürfte, um diejenigen, welche auf Seiten des Kaisers wären, zu bestechen, wieder ersetzen möchte. Auch fügte er noch hinzu, daß er für seine Person dem Scheine nach ganz nach den Instructionen und Befehlen des Wiener Hofes verfahren werde, daß er aber auch zugleich den König versichere nicht das allergeringste zu seinem Nachtheile zu unternehmen.

Friedrich Wilhelm I. war so sehr durch dergleichen Reden eingenommen, daß er den Clement bat in Berlin zu bleiben. Dieser aber erwiederte, daß er alsdann ganz außer Stand gesetzt sein würde ihm zu dienen, weil der Wiener und Dresdner Hof, wenn er nicht zur bestimmten Zeit im Haag einträfe, gegen ihn Mißtrauen schöpfen und demungeachtet ihre Pläne gegen den König ausführen würden. Diese Vorstellung that die gehörige Wirkung und Friedrich Wilhelm I. willigte in seine Abreise. Der König wollte seinem neuen Günstlinge kurz vor der Abreise ein Geschenk von 12000 Thlr. machen. Dieser nahm es aber nicht an und zwar unter dem Vorwande, daß er bis jetzt noch nichts gethan habe wodurch er es verdiene. Eine solche scheinbare Uneigennützigkeit gefiel dem König sehr und brachte ihm eine hohe Idee von Clements Charakter bei. Nichts verschaffte jedoch dem Aventurier das uneingeschränkte Vertrauen des Königs in einem größeren Grade als das Abschwören der katholischen Religion und die Annahme des protestantischen Bekenntnisses, denn Friedrich Wilhelm I. war ein solcher eifriger Protestant, daß er in allen Gegenden der Erde die gereinigte Lehre würde eingeführt haben, wenn er die hierzu erforderliche Macht gehabt hätte.

Nach Clements Abreise war der König stets traurig und in einem solchen Grade mißtrauisch, daß er nicht einschlafen konnte, wenn er nicht zuvor zwei geladene Pistolen unter sein Kopfkissen gelegt hatte. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte nicht nur den traurigen Seelenzustand des Königs bemerkt, sondern auch wahrgenommen, daß derselbe gegen ihn seine Gesinnungen geändert habe. Dieser letztere Umstand bewog ihn, den König um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, und zwar geschahe dies auf eine solche Art, daß er das ganze Vertrauen des Königs wieder gewann.

Zwar hatte Clement ihm den meisten Verdacht gegen den Fürsten von Dessau eingeflößt; aber demohngeachtet erwachte die alte Freundschaft. Friedrich Wilhelm I. umarmte den Fürsten, sah ihn starr an und sagte: Reden Sie wirklich aufrichtig? Kann ich Ihnen noch trauen? — „Ja, Sie können

es, Sire," antwortete Leopold und warf sich ihm zu Füßen. „Ich habe mich ganz Ihrem Dienste geweihet; ich bin bereit mein Blut für Sie zu vergießen, um Sie davon zu überzeugen."

Nunmehr erzählte der König dem Fürsten Alles, was zwischen ihm und dem Clement vorgefallen war und schloß seine Erzählung mit den Worten:

„Ich habe Briefe vom Prinzen Eugen selbst gelesen, in welchen Sie als Theilnehmer der gegen mich angesponnenen Verschwörung geschildert werden. Was haben Sie einem solchen Beweise entgegen zu setzen?"

„Nichts," antwortete der Fürst, „als daß dieser Clement der größte Schurke und der infamste Betrüger sein muß, der je existiret hat. Der Prinz Eugen kann mich eines solchen Verbrechens nicht beschuldigt haben und ich bin überzeugt, daß er selbst nie an das schwarze Complott, das man ihm aufbürden will, gedacht hat."

Nunmehr wurde Friedrich Wilhelm I. vom Fürsten von Dessau sehr dringend gebeten, alle Mittel anzuwenden, um jenen Betrüger in seine Gewalt zu bekommen. Man nahm zu einer List seine Zuflucht. Der Hofprediger Jablonsky und ein Officier Namens Dumoulin wurden zur Ausführung des Geschäfts ausersehen. Beide reisten auch ab, kamen aber an verschiedenen Tagen im Haag an. Jablonsky begab sich zuerst zu Clement und sagte ihm, er sei hierher gekommen um ein gewisses Werk drucken zu lassen. Bei seiner Abreise habe der König gesagt, er habe ein großes Verlangen ihn zu sehen um über wichtige Angelegenheiten, die er einem Briefe nicht anvertrauen könne, mit ihm zu sprechen. Einige Tage nachher kam Dumoulin an und überbrachte dem Clement vom König einen Brief, in welchem er eingeladen wurde nach Berlin zu kommen.

Clement konnte dieser Einladung nicht widerstehen, sondern reiste mit jenen beiden Männern nach Berlin ab. Als er daselbst angekommen war, stellte der König in seinem Kabinette mit ihm eine Unterredung an, wo der Fürst Leopold von Dessau hinter einem Vorhang stand und Alles anhören konnte. Als Friedrich Wilhelm I. sagte, er könne es beinahe nicht glauben, daß der Wiener Hof wirklich die Absicht habe ihn aufheben zu lassen, da derselbe gegen ihn Nichts unternehme: so berief sich Clement auf die schon vorgezeigten Briefe. Als der König dieselben noch einmal zu sehen verlangte, so versicherte er, daß er sie nicht bei sich habe, und sie auch nicht könne kommen lassen, da er sie im Haag den Händen eines Freundes anvertrauet habe, mit dem er die Abrede genommen, daß er sie nicht anders als in seine eigene Hände wieder überliefern solle. Er sei daher bereit sogleich zurück zu reisen und die Briefschaften zu holen. Der König gab hierzu seine Einwilligung und ertheilte dem Dumoulin den Befehl, den Clement zu begleiten.

Nichts war wohl natürlicher, als daß der Fürst von Dessau alle Mittel anwendete, um Clements Abreise zu verhindern, und den König zur Arretirung desselben zu bewegen. Allein diese Bemühungen waren vergebens, denn der König konnte sich nicht vorstellen, daß Clement zurückgekommen sein würde, wenn er schuldig gewesen wäre.

Clement und Dumoulin kamen wirklich im Haag an. Ersterer hätte hier sehr gut Gelegenheit zu entfliehen gehabt; allein dies that er nicht, weil er glaubte, der König habe von den geheimen Unterredungen Niemanden etwas mitgetheilt. Unter dem Vorwande, daß er noch verschiedene Geschäfte besorgen müsse, blieb er über einen Monat im Haag, und erst alsdann machte er Anstalten, um mit seinem Begleiter nach Berlin zurückzukehren. Als er daselbst ankam, führte man ihn sogleich zu dem Minister von Marschall, wo er zum Mittagessen blieb und mit vieler Höflichkeit behandelt wurde.

Nach beendigtem Mittagsmahl machte ihm der Minister bekannt, daß er auf königlichen Befehl in das Stadtgefängniß müsse gebracht werden. Erst jetzt sah Clement ein, daß er sich sehr geirrt habe und rief aus: „Ha, ist es das, was der König mir versprochen hatte? —" Bei seiner ersten Rückkunft nach Berlin habe ihm nämlich, wie Clement behauptete, der König versichert, die Sachen möchten auch kommen wie sie wollten, so wolle er sich doch deswegen nicht an seine Person halten.

In der Mitternachtsstunde wurde er in Gegenwart des Königs vom Generalauditeur Katsch verhört. In diesem ersten Verhöre benahm er sich wie ein Mann, der sich nichts vorzuwerfen hat, und antwortete überhaupt mit vieler Gegenwart des Geistes. Hierauf wurde er nach Spandau abgeführt, wo man in Gegenwart des Königs ein zweites Verhör anstellte. Er blieb auch diesmal seiner Aussage getreu und behauptete, er könne Alles, was er dem Könige gesagt habe, durch die Briefe beweisen, welche die Minister zu Wien und Dresden an ihn geschrieben hätten. Der König war jetzt schon im Begriff ihm die Freiheit wieder zu schenken, wenn nicht der Oberauditeur ihm folgende Worte zugerufen hätte: „Uebereilen Sie sich nicht. Noch ein oder zwei Verhöre und eine Portion Folter, so sollen Sie bald wissen, woran Sie sind."

Als nun am folgenden Tage wirklich Anstalten zur Tortur getroffen wurden, so verlor Clement alle Fassung, warf sich dem König zu Füßen und bekannte, daß alle ihm vorgezeigten Briefe unächt wären und daß der Wiener und Dresdner Hof nie an einen solchen Plan gedacht hätten.

Friedrich Wilhelm I. war aber noch nicht von der Wahrheit dieser Aussage überzeugt, sondern glaubte der Schurke sage das blos, damit jene Höfe sich seiner annehmen sollten. Selbst gegen die eidlichen Versicherungen der Minister zu Wien und Dresden, daß sie dem Clement niemals Aufträge ertheilet hätten, hegte er Mißtrauen. Erst alsdann überzeugte er sich von der Richtigkeit obiger Aussage, da jener Betrüger in seiner Gegenwart des Königs Handschrift so vollkommen nachahmte, daß man die Copie vom Originale nicht unterscheiden konnte.

Der König hatte sich zwar gänzlich überzeugt, daß Clement ein Betrüger sei, aber aus Allem, was ihm derselbe in den geheimen Unterredungen gesagt hatte, machte er nun mit Recht die Folgerung, daß der Schurke zu Berlin einige Vertraute haben müßte, weil er sonst in verschiedenen Sachen weder gehörig hätte unterrichtet sein, noch die Handschriften der Minister nachahmen können, wenn ihm nicht durch seine Helfershelfer eigenhändig von

diesen Männern geschriebene Briefe wären mitgetheilt worden. Da nun dem König sehr viel daran gelegen war, diese Leute kennen zu lernen; so ließ er den Clement mit der Folter bedrohen, wenn er seine Mitschuldigen nicht anzeigen würde.

Durch diese Drohung geschreckt zeigte er an, daß Heidekam*), Lehmann**) und Bube***) ihm eine genaue Kenntniß von der Regierung verschafft und ihm Briefe von mehreren Ministern in die Hände gespielt hätten, deren Schrift er nun nachgemacht habe. Diese drei Personen wurden sogleich in Verhaft genommen und nach Spandau abgeführt, wo der Kriegssecretair Bube sich vergiftete. Hingegen die beiden übrigen zeigten noch andere Personen an, von welchen auch einige nach beendigter Untersuchung mit Gefängnißstrafe belegt wurden.

Friedrich Wilhelm I. schob die Bestrafung Clement's und seiner Mitschuldigen so lange als möglich auf. Ersteren hätte er sehr gerne begnadiget, wenn er nicht hätte besorgen müssen den Dresdner und Wiener Hof zu beleidigen, welche die Hinrichtung dieses Menschen verlangten.

Endlich wurden sie auf die Hausvoigtei nach Berlin gebracht und von da nach dem Richtplatze abgeführt. Hier wurde dem Baron Heidekam zuerst die Sentenz bekannt gemacht. Derselbe wurde, weil er gegen den König und die königliche Familie beleidigende Reden geführt und geschrieben hatte, seines Adels entsetzt und zur ewigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Vermöge dieser Sentenz nahm ihm der Henker den Degen ab, zerbrach ihn und warf die Stücke ihm vor die Füße. Eben so verfuhr er auch mit dem Wappenschilde. Hierauf gab er ihm zwei Ohrfeigen und stieß ihn mit einigen Fußtritten vom Blutgerüste hinunter, wo schon ein Wagen in Bereitschaft stand, auf welchem er nach Spandau abgeführt wurde.

Hingegen Clement und Lehmann, weil sie die Absicht gehabt hatten den König in einen Krieg zu verwickeln und in Deutschland Verwirrung und Unordnung anzurichten, wurden mit glühenden Zangen gerissen, alsdann auf den Schinderkarren und nach dem Galgen vor dem Spandauer Thore abgeführt. Hier wurde Lehmann enthauptet und geviertheilt und die vier Theile des Körpers an den vier Ecken des Galgens angenagelt. Clement wurde gehängt und sein Körper noch an demselben Abend abgenommen und begraben.

*) Heidekam hatte auf verschiedenen Gesandtschaftsreisen zur Zeit Friedrichs I. sein Vermögen zugesetzt. Nachher war für seinen Unterhalt nicht gesorgt worden. Einmal hatte man ihn als Spion in Schweden gebraucht.

**) Lehmann gab sich für einen Residenten des Herzogs von Sachsen-Weimar aus.

***) Bube war geheimer Kriegssekretair.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

Zweites Capitel.

Nachdem die Drei sich auf eine Bank im Garten niedergelassen, befahl Morus der Dienerschaft, jeden Uneingeweihten ferne zu halten. Und als nun Raphael seine Freunde voll Wißbegier seine Erzählung erwarten sah, sammelte er sich in einer kleinen Pause des Schweigens und Nachsinnens, um sodann die Insel Utopia zu beschreiben.

Die größte Breite der Insel Utopia, sagte er, beträgt zweimalhunderttausend Schritte. Diese Breite befindet sich in der Mitte und nimmt von hier aus bis an die beiden Endpunkte allmälig und symmetrisch ab, so daß die ganze Insel sich zu einem Halbkreis von fünfhundert Meilen im Umfange abrundet und die Gestalt eines Mondviertels zeigt, dessen Hörner ungefähr eilftausend Schritte von einander entfernt sind.

Dies ungeheure Bassin wird vom Meere ausgefüllt; die dasselbe amphitheatralisch begrenzenden Länder brechen hier die Wuth der Winde, besänftigen die empörte Woge und geben der großen Wassermasse den Anschein eines ruhigen See's. Dieser ausgehöhlte Theil der Insel gleicht einem einzigen, äußerst geräumigen und von allen Seiten zugänglichen Hafen.

Die Einfahrt in den Meerbusen ist wegen der Sandbänke auf der einen und der Klippen auf der andern Seite gefährlich. In der Mitte erhebt sich ein Felsen, der in bedeutender Ferne gesehen wird und deshalb durchaus unschädlich ist. Die Utopier haben auf demselben eine Festung erbaut, die durch eine gute Besatzung vertheidigt wird. Andere unter dem Wasser verborgene Felsen legen dem Schiffer unvermeidliche Schlingen. Nur die Eingebornen kennen die fahrbaren Stellen, und man darf daher mit Recht in diese Meerenge nur eindringen, wenn man einen utopischen Lootsen am Bord hat. Aber auch diese Vorsichtsmaßregel würde nicht genügen, befänden sich nicht in gemessenen Entfernungen Leuchtthürme an der Küste, um die zu nehmende Richtung vorzuschreiben. Die einfache Versetzung dieser Leuchtthürme würde hinreichen, die zahlreichste Flotte zu vernichten, dadurch, daß man ihr eine falsche Richtung gäbe.

An der entgegengesetzten Seite der Insel findet man besuchte Häfen; die Küsten sind durch Kunst und Natur so gut befestigt, daß eine Handvoll Menschen die Ausschiffung einer großen Armee würde verhindern können.

Traditionen zufolge, die übrigens in der geographischen Gestalt des Landes vollkommene Bestätigung erhalten, war dasselbe nicht immer eine Insel. Früher führte es den Namen Abraxa und hing mit dem Continent zusammen; Utopus, der sich desselben bemächtigte, gab ihm seinen Namen.

Dieser Eroberer war ein genialer Kopf. Er wußte eine rohe und bar-

barische Bevölkerung zu entwildern und ein Volk daraus zu machen, dessen Civilisationsstufe gegenwärtig diejenige aller anderen überragt. Nachdem der Sieg ihn zum Herrn des Landes gemacht, ließ er eine Erdenge von funfzehntausend Schritt abtragen, die das Land mit dem Continent verband. So wurde das Land Abraxa zur Insel Utopien. Zur Ausführung dieses Riesenwerkes verwandte Utopus sowohl die Soldaten seiner Armee, als die Eingebornen, damit diese die vom Sieger ihnen auferlegte Arbeit nicht als eine Demüthigung und Schmach betrachten sollten. Tausende von Armen wurden somit in Bewegung gesetzt, und bald sah man das Unternehmen vom Erfolg gekrönt. Die Nachbarvölker hatten das Werk anfangs als ein eitles und chimärisches Beginnen ins Lächerliche gezogen und waren daher jetzt um so mehr von einem Erstaunen ergriffen, das an Schrecken grenzte.

Die Insel Utopien zählt vierundfunfzig geräumige und prachtvolle Städte. Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetze sind in allen völlig dieselben. Die vierundfunfzig Städte sind nach demselben Plan erbaut; sie besitzen die nämlichen Anstalten und die nämlichen öffentlichen Gebäude, nur daß diese dem Erforderniß der Oertlichkeiten gemäß modificirt sind. Die größte Entfernung zwischen diesen Städten beträgt vierundzwanzig Meilen und die geringste eine Tagreise zu Fuß.

Von jeder Stadt werden jährlich drei erfahrene und fähige Greise zu Abgeordneten ernannt. Diese versammeln sich zu Amaurote, um dort über die Angelegenheiten des Landes zu berathen. Amaurote ist die Hauptstadt der Insel; ihre mittlere Lage macht sie zum schicklichsten Vereinigungspunkte für die sämmtlichen Abgeordneten.

Jeder Stadt ist ein Minimum von zwanzigtausend Schritten Grundgebiets für den Anbau und Bedarf an Lebensmitteln zugewiesen. Im Allgemeinen entspricht der Umfang des Grundgebiets der Entfernung der Städte. Die glücklichen Einwohner derselben suchen die durch das Gesetz festgestellten Grenzen nie zu erweitern. Sie halten sich nicht sowohl für Eigenthümer, als für Pächter des Bodens.

Inmitten der Felder findet man bequem gebaute und mit jeder Art von Ackerbaugeräthen umgebene Häuser. Sie dienen den Schaaren der Arbeiter, welche die Stadt zu bestimmten Zeiten auf's Land schickt, zu Wohnungen.

Eine Ackerbau-Familie besteht aus wenigstens vierzig Individuen, Männern und Frauen, sowie zwei Sclaven. Sie befindet sich unter der Direction eines Familienvaters und einer Familienmutter, ernster und verständiger Leute.

Dreißig Familien werden von einem „Philarchen" dirigirt.

Alljährlich kehren zwanzig Ackerbauer aus jeder Familie in die Stadt zurück. Es sind dies Diejenigen, die ihre zwei Jahre des Ackerbau-Dienstes beendigt haben. Sie werden durch zwanzig andere Individuen ersetzt, deren Dienstzeit erst beginnt. Die neuen Ankömmlinge erhalten ihre Unterweisung von Denjenigen, die bereits ein Jahr auf dem Lande gearbeitet, und im nächsten Jahre kommt dann die Reihe, Unterricht zu ertheilen, an sie selbst. Auf diese Weise sind die Ackerbauer nie alle zugleich Ignoranten und Neu-

linge, und die öffentliche Subsistenz hat von der Unerfahrenheit der mit ihrer Sicherstellung beauftragten Bürger nichts zu befürchten.

Jene jährliche Ablösung hat noch einen andern Zweck. Man will das Leben der Bürger nicht allzulange für materielle und mühsame Arbeiten in Anspruch nehmen. Doch trifft es sich natürlich, daß Einige am Ackerbau Geschmack finden, und diesen erlaubt man gern, mehrere Jahre auf dem Lande zuzubringen.

Die Ackerbauer bestellen das Feld, besorgen die Viehzucht, sammeln Holz und führen ihre Vorräthe zu Land oder Wasser der benachbarten Stadt zu. — Sie haben ein äußerst sinnreiches Verfahren, um eine große Menge von Hühnern zu gewinnen: sie überlassen das Ausbrüten der Eier nicht den Hennen, sondern bedienen sich dazu einer künstlichen Wärme von dem erforderlichen Grade. Sobald das Küken sich von der Schale befreit hat, ist es der Mensch, der bei demselben Mutterstelle vertritt, es beaufsichtigt und immer wiederzuerkennen weiß. — Sie ziehen nur wenig Pferde, und selbst diese wenigen sind von sehr feuriger Art und nur dazu bestimmt, die Jugend in der Behendigkeit zu üben. — Die Ochsen werden ausschließlich für den Ackerbau und Transport benutzt. Der Ochs, sagen die Utopier, besitzt nicht die Lebhaftigkeit des Pferdes, aber er übertrifft das letztere an Geduld und Kraft; er ist weniger Krankheiten unterworfen, billiger zu füttern, und wenn er nicht mehr zur Arbeit taugt, dient er noch für den Tisch.

Die Utopier verwandeln das Getreide in Brod; sie trinken den Saft der Weintraube, des Apfels, der Birne; das Wasser trinken sie entweder ohne Beimischung oder mit Honig und Süßholz gekocht, woran sie Ueberfluß besitzen.

Die Quantität der Lebensmittel, welche der Bedarf jeder Stadt und ihres Grundgebiets erfordert, ist äußerst genau bestimmt. Nichtsdestoweniger treiben die Einwohner den Kornbau und die Viehzucht weit über jenen Bedarf hinaus. Der Ueberschuß wird für die nächsten Jahre zurückgelegt.

Was die Möbeln, Hausgeräthe und andere Gegenstände anlangt, die auf dem Lande nicht zu haben sind, so sehen die Ackerbauer sich nach diesen in der Stadt um. Sie wenden sich deshalb an den städtischen Magistrat, der sie ihnen unverzüglich und ohne Vergütung ausliefern läßt. Alle Monate vereinigen sie sich zur Feier eines Festtages.

Sobald die Zeit der Ernte kommt, benachrichtigen die Philarchen der Ackerbau-Familien die Magistrate der Städte von der Zahl der Hilfsarbeiter, deren sie bedürfen. An dem dazu festgesetzten Tage langen dann Schaaren von Schnittern an, und wenn der Himmel heiter ist, wird die ganze Ernte fast in einem einzigen Tage eingebracht.

Wer E i n e Stadt kennt, kennt a l l e. Soviel die Natur des Orts es erlaubt, sind alle einander völlig gleich. Ich könnte Ihnen daher ohne Unterschied die erste beste beschreiben; da aber Amaurote als Sitz der Regierung und des Senats den Vorrang vor allen übrigen Städten hat, werde ich diese vorzugsweise herausheben.

Amaurote liegt auf dem Abhange eines sich sanft erhebenden Hügels.

Der Form nach bildet sie fast ein Quadrat. Ihre Breite beginnt ein wenig unter dem Gipfel des Hügels, zieht sich etwa zweitausend Schritte an den Ufern des Flusses Anyder hin und nimmt in demselben Maße zu, je weiter man diesen Fluß hinabschreitet.

Die Quelle des Anyder ist schwach; sie befindet sich achtzigtausend Schritte aufwärts von Amaurote. Während seines Laufes schwillt dieser Bach allmälig durch die Aufnahme mehrerer Flüsse an, unter welchen man zwei von mittler Größe zählt. Vor Amaurote hat der Anyder schon eine Breite von fünfhundert Schritten. Weiterhin nimmt dieselbe beständig zu, bis er sich endlich, nachdem er eine Länge von sechzig Meilen durchlaufen hat, ins Meer ergießt.

Auf der ganzen Strecke zwischen der Stadt und dem Meere, sowie noch einige Meilen oberhalb der Stadt, hemmt die Ebbe und Fluth, die täglich sechs Stunden dauert, den Lauf des Flusses in auffallender Weise. Während der Fluth füllt der Ocean das Bette des Anyder mit seinen Wellen auf eine Länge von dreißig Meilen und treibt ihn gegen seine Quelle zurück. Das Salzwasser theilt dann dem Flusse seine Bitterkeit mit; sobald jedoch die Ebbe eintritt, reinigt derselbe sich allmälig wieder, so daß er der Stadt ein süßes und trinkbares Wasser liefert und dasselbe bis nahe vor seiner Mündung unvermischt beibehält. Die beiden Ufer des Anyder sind durch ein Steinbrücke mit einander verbunden. Diese Brücke, die aus bewundernswürdig gewölbten Bögen besteht, befindet sich an demjenigen äußersten Ende der Stadt, welches vom Meere am weitesten entfernt liegt, damit die Schiffe an allen Punkten der Rhede anlegen können.

Amaurote wird noch von einem zweiten Flusse durchschnitten, der freilich klein, aber schön und ruhig ist. Dieser Fluß entspringt in geringer Entfernung von der Stadt auf dem Hügel, auf welchem die letztere liegt, und nachdem er sie in zwei Hälften getheilt, vereinigt er sich mit dem Anyder. Die Amaurotaner haben die Quelle desselben mit Mauern umzogen, die sich bis in die Vorstädte hineinziehen. So kann der Feind im Falle einer Belagerung den Fluß weder vergiften noch den Lauf desselben hemmen oder in ein anderes Bette leiten. Von den höchsten Punkten gehen in allen Richtungen Röhren von Ziegelsteinen hinab, die das Wasser in die niedrigen Stadttheile leiten. Wo dies Mittel nicht anwendbar ist, sammeln große Cisternen für den verschiedenen Gebrauch der Einwohner das Regenwasser.

Die Stadt ist von einem Gürtel hoher und breiter Mauern eingeschlossen, und in sehr geringen Entfernungen erheben sich Thürme und Schanzen. Die Wälle sind auf drei Seiten von Gräben umgeben, die zwar beständig trocken, jedoch breit, tief und mit Hecken und Gebüschen bewachsen sind. Der vierten Seite dient der Fluß selbst statt des Grabens.

Die Straßen und Plätze eignen sich sowohl für den Transport, als sie gegen den Wind schützen. Die Gebäude bieten viel Bequemlichkeit; sie zeichnen sich durch Eleganz und Sauberkeit aus und bilden die ganze Länge der Straßen entlang, deren Breite zwanzig Fuß beträgt, zwei zusammenhängende Reihen.

Hinter und zwischen den Häusern befinden sich weitläufige Gärten. Jedes Haus hat eine Thür auf die Straße und eine Thür in den Garten. Diese Thüren öffnen sich auf einen leichten Druck der Hand und lassen den Ersten den Besten eintreten.

Die Utopier gehen hierin von dem Grundsatze des gemeinschaftlichen Besitzes aus. Um sogar jedem Gedanken an einen persönlichen und unumschränkten Besitz vorzubeugen, wechseln sie alle zehn Jahre ihre Häuser und loosen um dasjenige, welches ihnen zu Theil werden soll.

Die Bewohner der Städte besorgen ihre Gärten mit Liebe; sie ziehen Wein, Früchte, Blumen und alle Arten von Pflanzen. Sie bewähren dabei so viel Einsicht und Geschmack, daß ich nirgend anderswo eine größere Fruchtbarkeit und Fülle gesehen habe, womit sich ein so reizender Anblick vereinigte. Das Vergnügen ist nicht die einzige Ursache, die sie zur Gärtnerei anspornt. Zwischen den verschiedenen Stadttheilen herrscht ein gewisser ehrgeiziger Streit; sie kämpfen mit einander um die Wette, wessen Garten am besten bestellt sein werde. In der That läßt sich schwerlich Etwas denken, das den Bürger entweder angenehmer oder nützlicher sein könnte, als diese Beschäftigung. Der Gründer des Reiches hatte das klar eingesehen, denn er arbeitete mit allen Kräften dahin, den Geistern diese Richtung zu geben.

Die Utopier schreiben dem Utopus den allgemeinen Plan ihrer Städte zu. Diesem großen Gesetzgeber fehlte es an Zeit, die von ihm projectirten Bauten und Verschönerungen auszuführen; dazu bedurfte es mehrerer Generationen. Und so überließ er der Nachwelt die Sorge, sein Werk fortzusetzen und zu vervollkommnen.

Die utopischen Annalen, die seit der Eroberung der Insel gewissenhaft geführt wurden, umfassen eine Geschichte von siebzehnhundert und sechzig Jahren. Diesen Annalen zufolge waren die Häuser anfangs sehr niedrige Hütten aus Holz, mit Lehmmauern und spitz zulaufenden Strohdächern. Heutigen Tages sind die Häuser elegante Gebäude von drei Etagen; die äußeren Mauern bestehen aus Stein oder Ziegel, die inneren aus Gyps. Die Dächer sind flach und mit einer zerstoßenen und unverbrennbaren Materie bedeckt, die nichts kostet und besser als Blei die Angriffe des Wetters abhält. Glasfenster (vom Glase macht man auf der Insel großen Gebrauch) schützen gegen den Wind. Hin und wieder benutzt man statt des Glases ein Gewebe von äußerster Zartheit, das man mit Ambra oder transparentem Oele bestreicht und das somit gleichfalls das Licht, aber nicht den Wind durchläßt.

Dreißig Familien wählen jährlich einen Magistrat. In der alten Landessprache heißt derselbe „Syphogrant", in der heutigen „Philarch".

Zehn Syphogranten und deren dreihundert Familien gehorchen einem „Protophilarchen" oder, wie die alte Sprache ihn nannte, einem „Tranibōren".

Den Syphogranten endlich, der Zahl nach zwölfhundert, liegt die letzte Wahl ob. Nachdem sie geschworen, ihre Stimme dem besten und fähigsten Bürger zu geben, schreiten sie in geheimer Abstimmung an's Werk und erklären einen der vier Bürger, welche das Volk vorgeschlagen, zum Fürsten.

Denn da die Stadt in vier Viertel abgetheilt ist, stellt jedes derselben dem Senate seinen Gewählten vor.

Die Fürstenwürde gilt für Lebenszeit, vorausgesetzt, daß der Fürst nicht im Verdacht steht, nach der Alleinherrschaft zu streben. Die Traniboren werden alljährlich gewählt, aber man wechselt sie nicht ohne gewichtige Gründe. Die übrigen obrigkeitlichen Personen werden alljährlich durch neue ersetzt.

Alle drei Tage, nöthigenfalls auch öfter, halten die Traniboren eine Sitzung mit dem Fürsten, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathen und möglichst schnell die zwischen Privatpersonen anhängigen Processe zu entscheiden, welche letztere übrigens äußerst selten sind. Jeder Sitzung des Senats wohnen zwei Syphogranten bei, und diese beiden obrigkeitlichen Volksvertreter wechseln in jeder Sitzung.

Das Gesetz will, daß Fragen von allgemeinem Interesse im Senate drei Tage zuvor abgehandelt werden, ehe zur Abstimmung geschritten und der Vorschlag in ein Decret verwandelt wird.

Sich außer dem Senate und den Volksversammlungen zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten vereinigen, ist ein Verbrechen, auf welches der Tod steht.

Diese Bestimmungen wollen den Fürsten und die Traniboren verhindern, sich gemeinschaftlich gegen die Freiheit zu verschwören, das Volk durch tyrannische Gesetze zu unterdrücken und die Regierungsform zu ändern. Die Constitution ist in dieser Rücksicht so wachsam, daß Fragen von hoher Bedeutung den Versammlungen der Syphogranten vorgelegt werden, welche sie ihren Familien mittheilen. Die Sache wird dann in einer Volksversammlung geprüft, und Syphogranten machen später, nachdem sie dieselbe gründlich erwogen, dem Senate ihre Meinung und den Willen des Volks kund. Mitunter wird sogar das Gutachten der ganzen Insel eingeholt.

Unter den Regeln für den Senat verdient die folgende erwähnt zu werden: Wenn ein Vorschlag gemacht ist, darf man ihn nicht an demselben Tag untersuchen; die Berathung wird bis zur nächsten Sitzung aufgeschoben.

Auf diese Weise läuft Niemand Gefahr, unbedachtsam die ersten die besten Ansichten auszusprechen und später eher die Vertheidigung der Letzteren, als das allgemeine Beste, im Auge zu haben. Denn ereignet es sich nicht häufig, daß man vor der Scham des Widerrufs und dem Geständnisse eines unüberlegten Irrthums zurückweicht? In solchen Fällen opfert man das öffentliche Wohl der Erhaltung des eigenen Rufs. Der Gefahr einer solchen Uebereilung nun ist man zuvorgekommen, und den Senatoren bleibt hinreichende Zeit zur Ueberlegung.

Es giebt eine Beschäftigung, die allen Utopiern, Männern wie Frauen, gemeinschaftlich ist und von welcher Niemand sich ausschließen darf. Diese Beschäftigung ist der Ackerbau. Die Kinder erlernen ihn theoretisch in den Schulen und practisch auf den die Stadt begrenzenden Feldern, wohin man sie spazieren führte. Dort sehen sie arbeiten; sie arbeiten selbst, und diese Uebung entwickelt überdies ihre physischen Kräfte.

Außer dem Ackerbau, der, ich wiederhole es, eine Pflicht für Alle ist wird Jedem ein besonderer Erwerbszweig angewiesen. Die Einen weben Wolle oder Flachs; die Anderen sind Maurer oder Töpfer; noch Andere arbeiten in Holz oder Metallen. Dies sind die vornehmsten Metiers.

Die Kleider haben für alle Bewohner der Insel die nämliche Form. Dieselbe ist unveränderlich; sie unterscheidet blos das männliche Geschlecht vom weiblichen, das Cölibat von der Ehe. Die Kleider vereinigen Eleganz mit Bequemlichkeit; sie gestatten dem Körper jede mögliche Bewegung, sie schützen ihn vor der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters. Jede Familie verfertigt ihre Kleider selbst.

Alle, ohne Ausnahme Männer und Frauen, sind gehalten, eins der oben erwähnten Metiers zu erlernen. Da die Frauen schwächer sind, arbeiten sie meistens nur in Wolle und Flachs; den Männern liegen die mühsameren Beschäftigungen ob.

Im Allgemeinen wird Jeder für das Handwerk seiner Eltern herangebildet; denn die Natur flößt gewöhnlich Geschmack für dasselbe ein. Wenn indessen Jemand mehr Geschick und Neigung für ein anderes Geschäft in sich fühlt, wird er durch Adoption von einer derjenigen Familien aufgenommen, die jenes üben, und sein Vater sowohl wie der Magistrat tragen Sorge, ihn in den Dienst eines rechtschaffenen und ehrenhaften Familienvaters treten zu lassen.

Wenn Jemand, der schon ein Handwerk übt, sich für die Erlernung eines andern entscheidet, so steht ihm dies unter den vorhergehenden Bedingungen frei. Man läßt ihm die Wahl desjenigen unter beiden, welches ihm am meisten zusagt, es wäre denn, daß die Stadt ihm ein anderes zum öffentlichen Nutzen anwiese.

Die vornehmste und fast ausschließliche Function der Syphogranten besteht darin, Acht darauf zu haben, daß Niemand sich dem Müßiggange und der Trägheit hingiebt, sowie daß Jeder unermüdlich seine Beschäftignng treibt. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß die Utopier gleich Lastthieren sich von früh Morgens bis spät in die Nacht vor die Arbeit spannten. Ein solches für Geist und Körper gleich nachtheiliges Leben wäre ärger als Tortur und Sklaverei. Und gleichwohl ist dies überall anderswo das traurige Loos des Arbeiters!

Die Utopier theilen die Zeit eines Tages und einer Nacht in vierundzwanzig gleiche Stunden. Sechs Stunden werden für materielle Arbeiten in Anspruch genommen; das Verhältniß ist folgendes:

Drei Arbeitsstunden Vormittag; darauf wird gespeist. Nachmittag zwei Ruhestunden, drei Arbeitsstunden und hierauf folgt das Souper.

Sie zählen 1 Uhr, wenn wir Mittag haben. Um 9 Uhr legen sie sich zur Ruhe und widmen dem Schlafe 9 Stunden.

Die Zeit zwischen der Arbeit, den Mahlzeiten und dem Schlafe darf Jeder nach seinem Gefallen verwenden. Weit entfernt, dieße Mußestunden dadurch zu mißbrauchen, daß sie Thorheiten oder dem Müßiggange fröhnen, suchen sie vielmehr ihre Erholung nur in der Abwechselung ihrer Beschäfti-

gungen und Arbeiten. Sie können dies, Dank der folgenden, wahrhaft bewunderswerthen Einrichtung, mit Erfolg.

Alle Morgen vor Sonnenaufgang werden öffentliche Säle geöffnet. Nur Diejenigen, welche sich ausschließlich den Wissenschaften gewidmet, sind zum Besuche dieser Säle verbunden; aber Alle haben das Recht, sich dort einzufinden, Männer und Frauen, mögen ihre Beschäftigungen auch sein, welche sie wollen. Das Volk besucht sie in Masse, und jeder benutzt denjenigen Zweig des Unterrichts, der seinem Erwerbszweig und Geschmack am meisten zusagt.

Einige gehen während der Mußestunden vorzugsweise der Uebung ihres Handwerks nach. Es sind dies Diejenigen, deren Geist sich nicht gern zum abstracten Denken erhebt. Weit entfernt, sie daran zu verhindern, zollt man ihnen vielmehr Beifall, da sie sich so beharrlich ihren Mitbürgern nützlich machen.

Abends nach der Mahlzeit verbringen die Utopier eine Stunde in Zerstreuungen: Sommers in den Gärten, Winters in den gemeinschaftlichen Speisesälen. Sie musiciren oder pflegen der Unterhaltung. Sie kennen weder Würfel noch Karten noch irgend ein anderes von jenen Hazardspielen, die eben so abgeschmackt als gefährlich sind. Indessen üben sie zwei Arten von Spiel, die in mancherlei Beziehung unserem Schach ähnlich sind; das erstere heißt die „arithmetische Schlacht," worin das Heer vom Heere geschlagen wird; das andere ist der „Kampf der Laster und Tugenden". Dies letztere legt die Anarchie der Laster unter sich offenkundig vor Augen, den Haß der sie spaltet, und bei alle dem die vollkommene Eintracht, wenn es sich um einen Angriff gegen Tugenden handelt. Es zeigt ferner, welches die den einzelnen Tugenden gegenüberstehenden Laster sind, wie diese durch Gewalt und öffentlich, oder durch List und auf Schleichwegen den ersteren beizukommen suchen; wie die Tugend die Angriffe des Lasters zurückschlägt, es zu Boden wirft und seine Anstrengungen fruchtlos macht; wie endlich der Sieg sich für die eine oder andere Partei entscheidet.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Zweiter Brief.

Der Huldigungseid.

In der Erklärung, welche von zwölf Mitgliedern der mecklenburgischen Ritterschaft gegen den Superintendenten Dr. Brömel in Ratzeburg wegen seines Aufsatzes über den Huldigungseid erlassen ist, haben die Herren sich selbst als „Glieder der lutherischen Kirche" bezeichnet. Es ist recht erfreulich, daß die Herren sich selbst wenigstens noch so betrachten, insofern daraus die Vermuthung entnommen werden kann, daß sie der reinen Lehre der lutherischen Kirche noch nicht so vollständig entfremdet sind, als man aus verschiedenen Stellen ihrer Erklärung zu schließen sich veranlaßt sehen könnte. Betrachten Sie nur einmal gleich den zweiten Satz!

„Wir sind von diesen Kundgebungen schmerzlich berührt worden; denn wir erblicken in denselben ein Sichbeugen vor dem äußerlichen Erfolge selbst in den Reihen der lutherischen Geistlichen."

Streicht man aus diesem Satze nur das Wort „lutherischen", so paßt er ganz vortrefflich in irgend eine Bulle von Innocenz III., welcher für die Geistlichkeit das Recht in Anspruch nahm, auch in Streitigkeiten zwischen Laien über irdischen Besitz wenigstens in Ermangelung eines weltlichen Richters ein Urtheil zu fällen (siehe die Decretale von 1208 in c. 10. X., II. 2.). Mit einer solchen Stellung von Richtern über die ganze Welt ist es freilich nicht vereinbar, sich zu „beugen vor dem äußerlichen Erfolge." Die lutherische Kirche dagegen hat es jederzeit für ihre Aufgabe gehalten, dem Beispiele des Herrn zu folgen, welcher die jüdischen Legitimisten seiner Zeit, die dem nur durch die Gewalt der Waffen unter ihnen herrschenden römischen Kaiser den verlangten Zins nicht geben mochten, gerade mit ausdrücklichen Worten anwies, sich zu beugen vor dem äußerlichen Erfolge. (Matth. 22, 20. 21.) Wenn also lutherische Geistliche diesem Vorgange sich anschließen, so kann das für wahre Glieder der lutherischen Kirche nur ein Grund zur Freude sein, und nicht zum Schmerze.

An einer anderen Stelle des Artikels der mecklenburger Herren — gegen das Ende hin — findet sich folgender Satz:

„Ueber den Sinn, in dem Jemand seinen Eid geschworen hat, kann er

allein entscheiden, und darf nur nach seinem eignen besten Gewissen handeln. Dahin zu wirken ist die Pflicht der Kirche."

Wenn das wahr wäre, so wäre die Lehre der Jesuiten über reservationes mentales bei der Eidesleistung eben so wahr, da nur ein klein wenig Logik dazu gehören dürfte, um jene ganze, so falsche, als verderbliche Lehre aus diesem Satze zu deduciren. Was würde wohl aus der Sicherheit der Rechtspflege werden, wenn über den Sinn der von den Parteien in Civilprocessen zu leistenden oder geleisteten Eide nur die Schwörenden allein zu entscheiden hätten? Und was die politischen Eide betrifft, so muß man sich wundern, daß conservative Männer eine solche Behauptung unterschreiben konnten. Wenn das Urtheil über die Bedeutung eines solchen Eides der beliebigen Entscheidung jedes einzelnen Schwörenden überlassen wäre, so würde solche willkürliche Auslegung ja nicht blos den Legitimisten, sondern auch ihren Gegnern frei stehen. Was dem Einen recht, das ist dem Andern billig!

In der That und Wahrheit entscheidet über den Sinn aller Eide nicht die subjective Auslegung der Schwörenden, sondern die objective Wahrheit, welche bei den Eiden der Parteien in Civilprocessen durch den Ausspruch des Gerichts, bei politischen Eiden durch die staatsrechtliche Bedeutung des betreffenden Eides gegeben ist. In den Lehrbüchern des Staatsrechts also muß man sich umsehen, wenn es gilt, über Sinn und Bedeutung eines geleisteten oder zu leistenden Huldigungseides Klarheit zu gewinnen. Solche Klarheit ist um so nöthiger, als in unserer Zeit, besonders in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, ein Zusammentreffen der napoleonisch-demokratischen Ideen vom suffrage universel mit lehnrechtlichen Reminiscenzen des Adels in vielen Köpfen eine Verdunkelung des staatsrechtlichen Begriffes der Huldigung bewirkt zu haben scheint. Man hat in Holstein seit dem Tode Friedrich's VII. mehrfach Zusammenkünfte im Interesse des Erbprinzen von Augustenburg veranstaltet, in welchen mit feierlichen Worten, zum Theil sogar unter Anwendung der Eidesformel, — jedoch ohne obrigkeitliche Aufforderung und Concurrenz, also nicht in rechtsgültiger Form, — ausgesprochen wurde, daß man diesem Herrn, als dem „Herzoge" des Landes, „huldige", was denn theils durch Berufung auf den Willen der Bevölkerung, theils durch Erörterungen über die rechtliche Grundlage der Successions-Ansprüche jenes Herrn motivirt wurde. Wer solche Vorgänge nicht aufgefaßt hat als Das, was sie waren, nämlich als leere Possenspiele frecher Demagogen, — wer dieselben als ernsthafte Begebenheiten von staatsrechtlicher Bedeutung angesehen hat, der konnte leicht in der „Huldigung" entweder einen Wahlact oder wenigstens ein Urtheil sehen, etwa den Ausdruck der rechtlichen Ueberzeugung jedes einzelnen „Huldigenden", daß Derjenige, dem er „huldige", die rechtlich am besten begründeten Ansprüche auf die Herrschaft im Lande habe. — Wenn diese Vorstellung dem staatsrechtlichen Begriffe der Huldigung entspräche, wenn eine formell und materiell ordnungsmäßige Huldigung wirklich die Bedeutung einer von dem Schwörenden auszusprechenden Ueberzeugung über das Recht des die Huldigung verlangenden

Herrschers auf die Regierung des Landes hätte, so würden die in den neuen preußischen Provinzen hin und wieder aufgetauchten Bedenken sich wenigstens erklären lassen, da der Umstand, daß die früheren Herrscher kraft Erbrechts regierten, während der neue Herrscher sich auf das Völkerrecht stützt, in den Köpfen von Leuten, die das nicht zu unterscheiden wissen, und die nicht wissen, daß die erbrechtliche Erwerbung vor der völkerrechtlichen zurücktreten muß, wohl Verwirrung erzeugen kann. — Allerdings könnte man nun für die Vorstellung, daß die Huldigung als ein Urtheil über das Recht des Herrschers aufzufassen, oder aus anderen Gründen dem freien Ermessen der Huldigenden zu überlassen sei, einzelne Anhaltspunkte in Vorgängen älterer Zeit finden, die aber bei Licht besehen, doch so viel Eigenthümliches in rechtlicher Beziehung haben, daß sie der Anwendung auf unsere Zeit sich entziehen. Es hängen dergleichen Vorgänge meistens damit zusammen, daß die Vorfahren der späteren deutschen Landesherren ursprünglich kaiserliche Beamte waren, welche durch lehnrechtliche Erwerbungen ihre Stellung verstärkten. Da nun die Gesammtheit der Vasallen über streitige Lehnsverhältnisse, auch über solche, bei denen der Lehnsherr interessirt war, als Lehnsgerichtshof, als Curia Parium, entscheiden konnte, (vergl. Böhmer, Principia juris feudalis §. 226 i. f.) so war in Fällen streitiger Lehnsherrlichkeit die dem einen Theile geleistete Huldigung der Vasallen praktisch gleichbedeutend mit einer Entscheidung derselben zu seinen Gunsten. Auch kommt die Lehnshuldigung des einzelnen Vasallen so vor, daß die Fortdauer des Verhältnisses in seine Willkür gestellt ist, wie solches ausdrücklich hervorgehoben wird in der Huldigungsformel des sächsischen Lehnrechts Art. 3: dat he ime so truwe unde also holt si, alse durch recht de man sime herren sole, dewile dat he sin man wesen wille unde sin gut hebben wille.

Aber, könnten Sie mir entgegnen, hat denn nicht noch jetzt die Huldigung der Unterthanen die Bedeutung einer Anerkennung? eines Beweises für die Rechtmäßigkeit der Landeshoheit?

Allerdings ließe hierfür sich vielleicht geltend machen, daß Klüber (Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. 3. Auflage. 1831) der Huldigung bei dem Regierungsantritt (§. 246) nur beiläufig, bei den Beweisgründen der Landeshoheit (§§. 271—273) dagegen ausführlich und ex professo gedenkt. Sieht man aber auf den Zusammenhang, in welchem bei den Streitigkeiten über Landeshoheit eine Berufung auf etwanige Huldigungen vorzukommen pflegt, so zeigt sich doch, daß dabei an eine Befugniß der Unterthanen, durch Gewährung oder Verweigerung der Huldigung über streitige Hoheitsrechte zu entscheiden, überall nicht gedacht werden kann. Diese processualische Bedeutung der Huldigung als eine Anerkennung der Landeshoheit hat vielmehr nur den zwiefachen Sinn, daß

a) einem die Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nehmenden Dynasten eine früher von ihm oder seinen Vorfahren der Landesherrschaft geleistete Huldigung entgegen gehalten werden konnte, und daß

b) in Fällen, wo die Landeshoheit über einen Bezirk zwischen benach-

barten Landesherren streitig war, eine in dem streitigen Bezirke dem einen oder andern streitenden Theile früher geleistete Huldigung als Beweisgrund dafür gebraucht werden konnte, daß derselbe dort im thatsächlichen Besitze der Herrschaft gewesen sei.

Daß eine die Landeshoheit über einen gewissen Bezirk vor den Reichsgerichten in Anspruch nehmende Partei deren Besitz in einem früheren Zeitpunkte durch eine damals ihr daselbst geleistete Huldigung beweisen könne, galt lange Zeit hindurch für eine so ausgemachte Sache, daß die Publicisten Hert und Ludolph die Huldigung deshalb als tessera subjectionis bezeichneten. Der Hannoveraner David Georg Struben (Nebenstunden Thl. IV., Abhandlung 25, §. 8) hebt aber dagegen hervor, daß für das Recht auf die Landeshoheit aus einer früheren Huldigung nur dann etwas gefolgert werden könne, wenn sie „mit der Ausübung landesherrlicher Rechte vergesellschaftet" sei. Dem Besitze eines anderen Herrn könne sie, meint er, nicht schaden, weil die thatsächliche Unterwerfung der Unterthanen die Hauptsache sei. Diese thatsächliche Unterwerfung bringt nämlich nach göttlicher (Römer 13, 1) und menschlicher Ordnung die Pflicht des Gehorsams mit sich, und der Huldigungseid ist nichts weiter, als das eidliche Versprechen, solche Pflicht des Gehorsams zu erfüllen. Auch zu den Zeiten des deutschen Reiches, wo doch auf die processualische Wirksamkeit der Huldigung, als eines Beweisgrundes für die Landeshoheit, noch mehr ankommen konnte, als nach der Auflösung des Reiches und der Reichsgerichte, waren die Lehrer des Staatsrechts über jenen Begriff der Huldigung vollkommen einig. Als Beleg hierfür will ich in Rücksicht auf die preußische Provinz, deren Bewohnern man in den letzten Monaten die Huldigung aus einem andern Gesichtspunkte darzustellen versucht hat, nur solche Staatsrechtslehrer anführen, die durch Amt oder Geburt Hannoveraner waren. So wird von Pfeffinger, dem Inspector und Professor an der Ritter-Akademie zu Lüneburg, in seinem, mit Recht als Corpus juris publici bezeichneten Vitriarius illustratus (Francofurti a. M. 1759 Tom. IV. pag. 2) der Huldigungseid (homagium) folgendermaßen definirt: Homagium est juris vinculum, quo Dominus territorii subditos sibi ad fidelitatem et obedientiam adstringit, und in der Note a nach Erwähnung der gegenseitigen Beziehung, welche zwischen der von den Unterthanen geleisteten Huldigung und dem dagegen gegebenen Versprechen des Schutzes und der Huld von Seiten des Herrschers Statt findet, hinzugefügt: ut adeo Juramentum nihil aliud sit, quam naturalis obligationis accessorium vinculum, quo mortales fidem invicem arctius adstringunt. Ueber die Verpflichtung zur Huldigung sagt derselbe Staatsrechtslehrer (S. 6. §. 6.) unter Berufung auf eine Reihe von älteren Autoritäten (Reinking, Myler, Besold, Knipschild, Mager, Schütz, Wehner, Schweder): Homagium regulariter praestare tenentur omnes, qui in Territorio reperiuntur, ut ibi habitent, ac domicilium constitutum habeant. Johann Stephan Pütter, dessen langjährige Wirksamkeit in Göttingen dieser Universität in staatsrechtlicher Beziehung einen so großen Ruf verschafft hat, bezeichnet (in seiner Anleitung

zum deutschen Staatsrechte, übersetzt von dem Grafen Hohenthal §. 49) die Huldigung als ein die Unterwerfungsverbindlichkeit bestärkendes eidliches Versprechen. Leist endlich, auf dessen Lebensgeschichte ich unten noch zurück kommen werde, sagt in seinem Lehrbuch des deutschen Staatsrechts (2. Aflg. 1805 §. 21 III.): „Um die Landesunterthänigkeit noch mehr zu befestigen und zu verstärken, hat man in den einzelnen deutschen Staaten eine Staatshuldigung (homagium), welche gewöhnlich eidlich abgelegt wird, eingeführt, und die bald persönlich und dinglich zugleich, bald blos dinglich sein kann. Ordentlicher Weise wird die Huldigung nur dem zeitigen Landesherrn, entweder beim Regierungsantritte oder während der Regierung von den neuen Unterthanen, zuweilen aber auch den Regierungsnachfolgern geleistet. Bei eintretender vormundschaftlicher Regierung in den weltlichen Territorien wird auch dem Landesvormunde, und in den geistlichen Staaten dem Capitel für den Zeitpunkt der Zwischenregierung gehuldigt."

Diese letzte Form der Huldigung ist recht geeignet, anschaulich zu machen, daß es sich bei der Huldigung überhaupt gar nicht um Anerkennung eines Rechts auf die Herrschaft, sondern nur um eine im Gemüthe wurzelnde Bestärkung der schon aus der factischen Unterwerfung folgenden Pflicht zum Gehorsam handelt. Bei dem vormundschaftlichen Regenten und bei dem Capitel ist und war es nach allen Seiten hin völlig unbestritten, daß den herrschenden Personen ein eigenes dauerndes Recht auf die Herrschaft überall nicht zustehe. Nichtsdestoweniger muß ihnen gehuldigt werden, weil sie zur Zeit die faktische Herrschaft im Lande üben, folglich Gehorsam, und eidliches Versprechen des Gehorsams, fordern können.

Aber, wenden Ew. Hochwohlgeboren mir ein, das können und konnten Vormund und Capitel doch nur auf Grundlage der mit den älteren Zuständen zusammenhängenden rechtlichen Ordnung! Daraus kann doch nichts folgen für einen Fall, wo der frühere Herrscher noch lebt und das Land nicht abgetreten hat, wo die faktische Herrschaft im Lande sich in den Händen eines nur auf kriegerische Erfolge sich berufenden Eroberers befindet!

Auch auf diese Einwendung erlauben Sie mir mit den Worten eines Hannoveraners zu antworten, dessen Lebensgeschichte gerade in der hier in Betracht kommenden politischen Beziehung besonders interessant ist.

Georg Friedrich von Martens, 25 Jahre hindurch Professor in Göttingen, war als solcher auch Lehrer der drei dort studirenden Englisch-Hannöverischen Prinzen Ernst August, August Friedrich und Adolph Friedrich, welchen, als seinen früheren Schülern, er auch sein Précis du droit des gens moderne de l'Europe (1. Ausgabe 1796) dedicirt hat. Später hat er Hannover auf dem Wiener Congresse und als Gesandter bei dem deutschen Bundestage bis zu seinem, 1823 erfolgten, Tode vertreten. In die Zeit dieser seiner gesandtschaftlichen Wirksamkeit fällt die dritte Ausgabe (1821) seines genannten Lehrbuches, worin bei einer solchen amtlichen Stellung des Verfassers denn doch wohl kein Satz stehen geblieben sein wird, den das Haus Hannover entschieden gemißbilligt hätte, zumal in einer Materie, wie das Eroberungsrecht, welche wegen der aus den Westphälischen

Occupationsverhältnissen zu ziehenden Consequenzen auch am Bundestage zu so manchen Verwickelungen führen konnte. — Denken Sie nur an die Westphälischen Domänenkäufer! — In §. 280 jenes Lehrbuches aber heißt es: L'ennemi, en se rendant maître d'une province ennemie — — — — peut aussi changer la constitution actuelle de l'état, se faire prêter hommage par les habitans, exercer sur eux différens droits de souveraineté en donnant des loix, percevant des impôts, frappant des monnayes, levant des recrues etc. et en punissant comme rebelles ceux, qui voudraient user de force, pour se soustraire à son obéissance. — Wie sehr diese Worte der allgemeinen Rechtsüberzeugung entsprachen, zeigt sich u. a. darin, daß sie der Gegenstand eines Plagiats wurden. Ein Bairischer Schriftsteller nämlich, Julius Schmelzing, giebt in seinem „Systematischen Grundrisse des praktischen Europäischen Völkerrechts" (Thl. III. §. 474) als seine eigene Lehre eine wörtliche Uebersetzung jener Stelle aus dem von Martens'schen Lehrbuche, ohne dasselbe dabei zu citiren.

Ew. Hochgeboren sehen, daß nach dieser, von keinem Völkerrechtslehrer bestrittenen, Lehre eines Mannes, der den späteren König Ernst August von Hannover im Völkerrechte unterrichtet, und der hannover'schen Regierung in der wichtigsten Periode des deutschen Bundes als ihr Organ in deutschen Angelegenheiten gedient hat, sogar die Bestrafung der gegen den König Hieronymus von Westphalen unternommenen Aufstände vollkommen rechtmäßig erscheint.

Hört dann aber, fragen Ew. Hochgeboren, dabei nicht alle Anerkennung des Patriotismus auf? Solche Grundsätze könnten doch, meinen Sie, auch nicht von der Preußischen Regierung gebilligt werden, da dieselbe den Eintritt der ehemaligen hannover'schen Offiziere in die preußische Armee ausdrücklich davon abhängig gemacht habe, daß dieselben von dem früheren Könige von Hannover vorher entlassen wären.

Bevor ich auf diese Einwendung antworte, muß ich Sie bitten, auf einen in solchen staatsrechtlichen Conflikten wichtigen Unterschied zu achten, welcher zwischen den Justiz- und Regierungs-Beamten, den Geistlichen und Lehrern so wie allen, nicht in öffentlichen Aemtern stehenden Landeseinwohnern einerseits, und den Soldaten aller Grade, so wie den auswärts beglaubigten Diplomaten andererseits, Statt findet. Jene können dem Berufe oder Amte, auf dessen getreue Wahrnehmung sich die von ihnen der früheren Obrigkeit geleisteten Eide zum Theil mit beziehen, nicht genügen, wenn sie nicht an ihrem im Lande belegenen Wohnorte bleiben. Dadurch sind sie von selbst jeder im Besitze der Herrschaft über das Land befindlichen Obrigkeit unterworfen und haben alle Pflichten zu erfüllen, die aus solcher Unterwerfung folgen. Die im Auslande beglaubigten Diplomaten dagegen haben von Amtswegen ihren Wohnsitz außerhalb Landes, und die Soldaten aller Grade müssen ihrer Dienstpflicht auch außerhalb Landes an jedem Orte genügen, wohin ihr Kriegsherr sie ruft. — Für diese beiden Kategorien der bisherigen Unterthanen eines vertriebenen Herrschers ist es daher Pflicht,

zu untersuchen, ob die auf dem Wege kriegerischer Gewalt begonnene neue Herrschaft schon zu einer rechtmäßigen geworden sei. Anleitung dazu geben die Lehren des öffentlichen Rechts und der Geschichte, aus welchen Bluntschli in seinem „Allgemeinen Staatsrechte" (München 1852) nach Hervorhebung des Unterschiedes zwischen einer legitimen und einer blos faktischen Herrschaft auf S. 377 die nachstehende Folgerung zieht:

„Der entthronte Herrscher aber verliert sein Recht durch Verjährung, sobald er durch die Verhältnisse genöthigt wird, den Kampf um die Herstellung der Herrschaft aufzugeben, d. h. wenn einerseits im eigenen Lande jeder faktische Widerstand aufgehört hat und auch die Aussicht, denselben zu erneuern, verschwunden ist, und andererseits die Möglichkeit, von außen her durch völkerrechtliche Einwirkung oder Krieg die Wiedereinsetzung zu vollziehen, zerstört ist. Ersteres ist geschehen, wenn die Nation sich dem neuen Herrscher unterworfen hat, Letzteres, wenn die auswärtigen Mächte diesen ihrerseits anerkannt haben, und jenen somit verhindern, sein Recht mit Kriegsgewalt zu erneuern."

Wenn in diesen Worten von Verjährung die Rede ist, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, daß Jahre verflossen sein müßten. Kennt doch auch das Privatrecht bei der rehibitorischen Klage eine Verjährung von 6 Monaten, und unter Umständen sogar von 2 Monaten. Es ist dabei lediglich zu denken an einen Besitz des neuen Herrschers bis zu dem Zeitpunkte, wo für den früheren Herrscher die Möglichkeit aufgehört hat, selbst oder durch seine Bundesgenossen den Kampf fortzusetzen. Bis zu diesem Zeitpunkte werden seine Diplomaten für ihn unterhandeln, seine Soldaten für ihn sich schlagen müssen überall, wohin er sie beruft, — überall, wo er die Mittel zum Kriege gewähren kann.

In dieser Beziehung ist nun ein sehr großer Unterschied zwischen den Verhältnissen der Westphälischen Zeit und der jetzigen. Der Kurfürst von Hannover war zugleich König von England, dessen Flotten die Flagge des französischen Eroberers von allen Meeren vertrieben hatten, dessen siegegewohnter Feldherr auf der pyrenäischen Halbinsel mit Truppen, unter welchen „des Königs deutsche Legion" eine große Rolle spielte, der französischen Macht bei Talavera de la Reyna und hinter den Linien von Torres Vedras Halt geboten, bei Ciudad Rodrigo und bei Badajoz empfindliche Niederlagen beigebracht hatte. — Wo liegt dagegen nach dem Frieden von Prag der Grund und Boden, auf dem Truppen Georg's V. sich formiren könnten zur Wiedereroberung des ehemaligen Königreichs Hannover?

An den entscheidenden Einfluß, welchen solche Verschiedenheit der Verhältnisse auf die staatsrechtliche Stellung des neuen Herrschers übt, haben die 12 Mecklenburger Herren bei ihren Vorwürfen gegen Dr. Brömel offenbar gar nicht gedacht, da sie sich nicht nur auf die in nationaler und völkerrechtlicher Beziehung so völlig abweichenden Zustände des Königreichs Westphalen berufen, sondern auch auf das Verhalten der Mecklenburgischen Stände gegen Wallenstein, „dem sie", wie die Herren sagen, „allen Gehorsam versprachen, aber dringend baten, ihnen nichts anzusinnen, was ihren Eiden gegen ihre angestammten Fürsten widerstreite."

Wenn die Mecklenburgischen Stände dem Wallenstein „allen Gehorsam versprochen“ haben, so heißt das mit anderen Worten so viel, als: „sie haben ihm gehuldigt“, da die Huldigung, wie wir aus den oben mitgetheilten, in den anerkanntesten Lehrbüchern des Staatsrechts gegebenen, Definitionen ihres Begriffs gesehen haben, nichts weiter ist, als ein Versprechen des Gehorsams, welches zwar, wie Leist sich ausdrückt, „gewöhnlich eidlich abgelegt“ wird, bei dem aber die eidliche Ablegung, wie dieser Ausdruck zeigt, nicht wesentlich, auch in ältester Zeit (vergl. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. 1828 S. 252) nicht vorgekommen ist.

Daß Wallenstein, wie behauptet wird, bei solcher ihm geleisteter Huldigung den Ständen einen Vorbehalt „ihrer Eide gegen ihre angestammten Fürsten“ gestattet haben soll, würde sich daraus hinlänglich erklären, daß der Krieg, durch welchen der Kaiser, und mittelst kaiserlicher Verleihung Wallenstein, in den Besitz des Herzogthums Meklenburg gekommen war, damals ja noch nicht sein Ende gefunden hatte. Es ward ja auch erst 14 Jahre nach Wallenstein's Tode der Friede geschlossen, welcher in Folge der schwedischen Siege das Land mit Ausnahme von Wismar wieder in den Besitz der früheren Landesherren brachte.

Wie ganz anders aber steht die Sache für den letzten König von Hannover! Bevor er den Mobilmachungs-Beschluß vom 14. Juni 1866, durch den er Preußen zum Kriege gegen sich genöthigt hatte, noch hatte zur Ausführung bringen können, waren seine Truppen bereits entwaffnet und sein Land erobert. Seine Bundesgenossen, die ihn zur Theilnahme an jenem Beschlusse verführt hatten, sind nachher genöthigt worden, ohne ihn Frieden zu schließen und sich im Voraus einverstanden zu erklären mit allen Verfügungen, die der Sieger über das eroberte Land zu treffen für gut finden werde. Er selbst war damit in den Privatstand zurückgewiesen und ist fortan keine völkerrechtliche Persönlichkeit mehr, kann keinen Friedensvertrag mehr schließen, weil er keine kriegführende Macht ist. Wenn ein solcher Privatmann Bewaffnete um sich sammelt, so gilt er nicht als Kriegsherr, sondern als Bandenführer, und es kommen gegen ihn und seine Anhänger nicht die Grundsätze des Völkerrechts, sondern vielmehr diejenigen des Criminal- und Polizei-Rechts zur Anwendung. In dem Welfischen Hause sind solche bewaffnete Conflicte mit der Polizei nicht ohne Beispiel. Vielleicht erinnern Sie sich noch jenes Putsches, den der Herzog Carl von Braunschweig bald nach seiner Vertreibung versuchte. Bei der Vorliebe, die der letzte König von Hannover für alle Welfischen Erinnerungen hat, könnte es ihm ja vielleicht auch einfallen, dergleichen nachzumachen, und die preußische Regierung muß daher schon im Interesse der braven Soldaten selbst, welche durch Erinnerung an den ihrem früheren Könige geleisteten Eid zur Theilnahme an einem solchen Unternehmen verführt werden könnten, darauf bestehen, daß dieser Eid gelöst werde.

Eine solche specielle Auflösung des Bandes, welches die Untergebenen mit dem früheren Herrscher verknüpfte, mag sie nun von diesem ausdrücklich erfolgen, oder durch die Natur der Sache sich von selbst ergeben, ist indeß,

wie gesagt, vor der dem neuen Herrscher zu leistenden Huldigung nur bei den auswärts beglaubigten Diplomaten und den Soldaten, allenfalls auch bei persönlichen Dienern, überhaupt nur bei solchen Personen erforderlich, deren Dienstleistung nicht ihrer Natur nach den bleibenden Aufenthalt im Lande selbst erfordert. Wer aber im Lande wohnt, hat der im Lande herrschenden Obrigkeit zu gehorchen, ihr also auch den Huldigungseid, welcher nur ein eidliches Versprechen solchen Gehorsams ist, zu leisten.

Die Meklenburger Herren machen dem Dr. Brömel einen Vorwurf daraus, daß er einen Ausspruch von Stahl, der nicht zur Sache gehörte, nicht mit habe abdrucken lassen, lassen aber ihrerseits aus dem zu Römer 13, 1 gegebenen Commentar des sel. Otto von Gerlach, dem sie zu folgen erklären, eine sehr wesentliche Stelle weg.

In den Worten Stahl's, deren Auslassung die Herren urgiren, ist die Rede davon, daß das Recht einer entthronten Dynastie nicht erloschen sei mit der bloßen Aufrichtung einer anderen Regierung de facto, wohl aber, wenn eine neue Dynastie bereits in befestigter Herrschaft und wiederholter Succession bestehe.

Daß Stahl mit den letzten Worten keineswegs eine Unerläßlichkeit wiederholter Succession einer neuen Dynastie als Bedingung ihres Rechts hat behaupten, sondern nur eine von den verschiedenen möglichen Modalitäten der rechtlichen Umgestaltung obrigkeitlicher Verhältnisse hat angeben wollen, zeigt seine vorhergegangene Bemerkung, daß es keine Regel gebe über den Zeitpunkt, mit welchem das Recht einer entthronten Dynastie als erloschen zu betrachten sei. Diese Worte, wie der ganze Zusammenhang, lassen übrigens erkennen, daß Stahl hier blos von Entthronung durch innere Revolutionen redet, nicht aber von Entthronung durch einen auswärtigen Eroberer, da für den letzteren Fall das Völkerrecht solche Regeln allerdings an die Hand giebt. In solchem Falle, wie er hier vorliegt, kann gar nicht von einer neuen Regierung de facto, sondern nur von einer neuen Regierung de jure belli die Rede sein.

Diese ganze Stelle aus dem Stahl'schen Buche hatte also Dr. Brömel mit Recht als nicht zur Sache gehörend weggelassen. Die von den Mecklenburger Herren weggelassene Stelle aus von Gerlach's Commentar zu Römer 13, 1 aber lautet so: „Dagegen ist die Untersuchung, ob eine Obrigkeit die rechtmäßige sei, oft nicht Jedermanns Pflicht, und ein auch unrechtmäßig angefangener Besitzstand kann allmählig zu einem rechtmäßigen werden."

Von einem unrechtmäßig angefangenen Besitze kann nun freilich bei einer Eroberung in gerechtem, zur Vertheidigung wider die Folgen des gegen Preußen gerichteten Mobilisirungsbeschlusses unternommenem Kriege nicht die Rede sein, wohl aber für alle Bewohner des Landes davon, daß es nicht ihre Pflicht ist, zu untersuchen, ob die neue Obrigkeit eine rechtmäßige sei, oder nicht — weil sie darüber auch dann, wenn sie ihr den Huldigungseid leisten, kein Urtheil abzugeben haben.

Die Behauptung des Gegentheils hat man für Hannover durch den

Wortlaut des dort eingeführten Huldigungseides begründen zu können geglaubt, insbesondere durch den Umstand, daß derselbe zugleich eine Eventual-Huldigung für die künftigen Thronfolger aus den Häusern Hannover und Braunschweig enthält. Auch die Mecklenburger Herren finden hierin einen Beweisgrund für ihre Meinung, daß jener Eid „den Berechtigten geschworen sei, nicht dem Inhaber der Gewalt."

Eventual-Huldigungen kommen bekanntlich sehr allgemein in deutschen Ländern vor, wobei man selbstverständlich überall von der Voraussetzung ausgeht, daß Diejenigen, welchen eventuell gehuldigt ist, auch factisch zur Regierung kommen. Niemand würde z. B. für einen Fall, wo der Thronfolger durch Geisteskrankheit oder verbrecherisches Treiben — denken Sie nur an die Söhne Philipps II. von Spanien und Peters I. von Rußland! — als unfähig zur Regierung sich erwiese, aus einer etwa schon geleisteten Eventual-Huldigung Gründe gegen Aenderung der Thronfolge ableiten können. Wenn Kriegs-Ereignissen gegenüber eine Eventual-Huldigung in Betracht kommen könnte, so müßte consequenter Weise die nach der Abtretung einzelner Provinzen in Friedensschlüssen übliche Entlassung der Beamten nicht blos von dem zur Zeit noch regierenden Herrn ausgehen, sondern auch von den in der Eventual-Huldigung erwähnten Prinzen, — was doch ohne Beispiel in der Geschichte sein dürfte.

Welchen Zweck aber, fragen Sie, hat denn die Eventual-Huldigung?

In der Regel soll dadurch wohl nur den schon angestellten Beamten die abermalige förmliche Ableistung eines neuen Huldigungseides bei dem durch das Ableben des Herrschers eintretenden Thronwechsel erspart werden. Ist die Thronfolge zweifelhaft oder streitig, so kann auch vielleicht die Absicht obwalten, dem von dem derzeitigen Herrscher begünstigten Thronfolger die künftige Antretung der Regierung zu erleichtern. Ein Urtheil der huldigenden über die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Dessen, welchem eventuell gehuldigt ist, wird man aber auch dann gewiß nicht darin finden können, weil der innere Werth jedes Urtheils von der Möglichkeit vorheriger Prüfung abhängt, die Möglichkeit einer Prüfung zweifelhafter Thronfolge-Fragen aber für die große Mehrzahl Derjenigen, welche den Huldigungseid zu leisten haben, überall nicht vorhanden ist. Gerade für Hannover tritt das klar hervor. In den ersten Regierungsjahren des Königs Ernst August ward unter den Staatsgelehrten die Frage erörtert: ob die Blindheit des Kronprinzen denselben von der Thronfolge ausschließe? Die Entscheidung dieser Frage mußte entnommen werden aus Cap. 25 §. 3 der Goldenen Bulle, und aus dem mit hausgesetzlicher Autorität im Hause Hannover geltenden Testamente des Kurfürsten Ernst August. Betrachten Sie nun einmal die Worte der Goldenen Bulle: Primogenitus filius succedat in eis, sibique soli jus ac dominium competat, n i s i f o r t e mente captus, fatuus, s e u a l t e r i u s f a m o s i e t n o t a b i l i s d e f e c t u s e x i s t e r e t, p r o p t e r q u e m n o n d e b e r e t s e u p o s s e t h o m i n i b u s p r i n c i p a r i. — Als der König Ernst August den hieraus entnommenen Zweifeln durch die Verordnung über Beglaubigung der Unterschrift des Kronprinzen ein Ende machte und die

demselben zu leistende Eventual-Huldigung anordnete, haben ganz gewiß nicht alle die geistlichen und weltlichen Beamten, welche zur Leistung solcher Huldigung angehalten wurden, vor dieser Leistung jene dunklen und vieldeutigen Worte der Goldenen Bulle, oder gar das Testament des Kurfürsten Ernst August, zum Gegenstande ihres Studiums gemacht. Für Jeden, der das nicht gethan hat, war daher die Huldigung nicht der Ausdruck einer auf vorgängiger Prüfung begründeten, eigenen Ueberzeugung von dem Rechte des Kronprinzen, der später als Georg V. auf den Thron gelangt ist, sondern weiter nichts, als die Befolgung eines Befehls, welcher ihm von der damals im Lande thatsächlich herrschenden Obrigkeit zugegangen war, und der folglich seine Bedeutung verlieren muß, sobald eine andere, gleichfalls im Lande thatsächlich herrschende Obrigkeit etwas Anderes befiehlt.

Bei Lesung dieser Zeilen rufen Ew. Hochwohlgeboren vielleicht mit den Worten der von den zwölf Mecklenburger Herren erlassenen Erklärung entrüstet aus: „welcher Mensch sollte wohl mit solchen Gedanken den Eid geschworen haben? und wem wäre er wohl abgenommen, wer hätte wohl sein Amt erhalten, wenn er solche Gedanken aussprach, wie er doch ehrlicher Weise mußte?“

Als die Herren diese Worte niederschrieben, muß ihnen die Geschichte des hannover'schen Verfassungskampfes von 1837—1840 nicht gegenwärtig gewesen sein. Hat doch König Ernst August gerade in diesem Verfassungskampfe das Princip siegreich durchgeführt, daß kein Landesbewohner sich der faktisch im Lande herrschenden Obrigkeit gegenüber der unbedingten Huldigungspflicht durch Berufung auf einen früheren, entgegengesetzten Eid entziehen könne. Vergegenwärtigen wir uns einmal die einschlagenden Thatsachen und Erklärungen der damaligen hannoverschen Regierung!

In §. 13 des Staatsgrundgesetzes vom 26. September 1833, auf dessen getreue Befolgung noch unter Wilhelm IV. alle Beamte beeidigt waren, fand sich die Vorschrift, daß bei dem Antritt einer neuen Regierung erst nach Erlassung eines Patentes, worin „der König bei Seinem Königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung“ zu versichern habe, die Huldigung erfolgen solle. Nach dem am 20. Junius 1837 erfolgten Tode Wilhelm's IV. erließ aber sein Bruder Ernst August ein Patent solchen Inhalts nicht, erklärte vielmehr die Verfassung für aufgehoben, verlangte aber nichtsdestoweniger die Huldigung. Als der Magistrat von Osnabrück derselben eine auf seinen früher geleistete Eid bezügliche Reservation hinzugefügt hatte, ward ihm auf Grund Allerhöchster Entschließung am 13. Januar 1838 durch die Landdrostei eröffnet:

„Die Huldigungspflicht liegt bekanntlich jedem Unterthan ob. — Hieraus ergiebt sich von selbst, daß keinem Staatsdiener, welchem vielmehr die Verbindlichkeit zum schuldigen Gehorsam gegen seinen Landes- und Dienstherrn obliegt — das Recht eingeräumt werden kann, seiner Huldigungspflicht unter dem Hinzufügen eines Vorbehalts, mithin nur theilweise, nachzukommen“ (vergl. hannover'sches Portfolio. Bd. I. Stuttgart, 1839. S. 36.).

Der Widerstand ward indessen fortgesetzt von den Magistraten der

Städte Osnabrück, Hannover, Münden, und einigen anderen Corporationen. Man erbat sich von den Juristen-Facultäten zu Heidelberg, Jena und Tübingen Rechtsgutachten über die Frage: ob eine hannover'sche Obrigkeit bei dermaliger Lage der Dinge von den Unterthanen Steuern beitreiben könne, ohne sich dadurch den Unterthanen gegenüber zu persönlichem Schadensersatze zu verpflichten? — Der Regierung des Königs Ernst August mißfielen die über diese Frage ertheilten, demnächst veröffentlichten, Gutachten höchlichst, ganz besonders aber dasjenige der Tübinger Facultät. Sie verlangte deshalb in einem, unter dem 19. April 1839 an die würtembergische Regierung gerichteten Schreiben die Absetzung der Verfasser jenes Gutachtens (vergl. hannoversches Portfolio Bd. III. S. 198—203). Zur Motivirung dieses Verlangens waren in einer Beilage verschiedene Behauptungen des Gutachtens zusammengestellt, in welchen theils „Verunglimpfungen der Allerhöchsten Person Sr. Majestät des Königs," theils „Aufwiegelung der Unterthanen und Verleitung der Behörden zum Ungehorsam" liegen sollten. Unter den Behauptungen der letzteren Art wurde hervorgehoben die Vertheidigung der Grundsätze:

> „daß die Staatsdiener als selbstbewußt handelnde Mandatare der Staatsgewalt und nicht blos blinde Werkzeuge des Regenten dem Lande dafür verantwortlich seien, daß die Verfassung eingehalten werde"

und

> „daß der Beamte, ehe er höheren Befehlen Folge leistet, um sich außer Verantwortung zu setzen, die Rechtmäßigkeit der Handlungsweise des den Befehl Ertheilenden, ob auch der Letztere sich auf höchsten Befehl berufe, selbständig zu prüfen habe" (vergl. daselbst S. 206. 209).

Der Antrag der hannoverschen Regierung ward von der würtembergischen unter dem 15. Junius 1839 zurückgewiesen und der König Ernst August sah sich daher, nachdem auch die wider ihn wegen Verfassungsverletzung von den obengenannnten Corporationen bei der deutschen Bundesversammlung erhobenen Beschwerden von dieser unter dem 5. September 1839 mit dem Ausdrucke der vertrauungsvollen Erwartung, daß Seine Majestät der König von Hannover — „geneigt sein werden, baldmöglichst mit den dermaligen Ständen über das Verfassungswerk eine den Rechten der Krone und der Stände entsprechende Vereinbarung zu treffen," — wegen mangelnder Legitimation der Beschwerdeführer zurückgewiesen waren, in der Lage, der neu zu begründenden Verfassung in Beziehung auf die Beamten eine Gestalt zu geben, welche den erwähnten, von seiner Regierung als aufwieglerisch bezeichneten Grundsätzen entgegen zu wirken geeignet sein konnte, — was denn auch, wie bekannt, dadurch geschehen ist, daß alle öffentliche Beamte für „Königliche Diener" erklärt wurden. Die nothwendige Folge davon aber ist, daß auch die Verpflichtung eines solchen „Königlichen Dieners" gegen seinen Herrn nicht länger dauern kann, als die thatsächliche Ausübung der Herrschaft durch diesen Herrn, weil blinder Gehorsam nur

einem thatsächlich herrschenden gegenüber denkbar ist. In einem monarchischen Lande ist das Herrscher-Recht der regierenden Familie ein Theil der Landesverfassung.

Wenn nun der auf das Ganze der Landesverfassung früher geleistete Eid der Beamten den Befehlen des dermaligen Herrschers gegenüber nichts mehr bedeuten sollte, so konnte unmöglich einem Eide, der nur den auf die regierende Familie bezüglichen Theil der Verfassung betrifft, eine größere Bedeutung beigelegt werden. Eine Dynastie, die auf solche Weise Verfassungs-Eide beseitigt hat, kann nur als eine Consequenz der von ihr selbst proclamirten Principien ansehen, daß die Beamten auch an den ihr geleisteten Eid einem das Land in Besitz nehmenden Eroberer gegenüber nicht weiter gebunden sind. Es folgt dies aus jenem allgemeinen Grundsatze der Gerechtigkeit, welcher nicht nur in der heiligen Schrift mehrfach (Matth. VII, 2. 12. Marc. IV, 24. Luc. VI, 31. 38. Offenbar. Johann. XVIII, 6.) eingeschärft, sondern schon im heidnischen Rom anerkannt ist in jenem Satze des Prätorischen Edicts: Qui magistratum potestatemve habebit, si quid in aliquem novi juris statuerit: ipse quandoque adversario postulante eodem jure uti debet, welcher im 2. Titel des 2. Buches der Digesten Justinian's ausführlich commentirt und dadurch auch zu einem Satze des gemeinen Rechts geworden ist. In der That scheint auch der König Ernst August diese Consequenz der von ihm proklamirten Grundsätze eingesehen und anerkannt zu haben. Wenigstens läßt sich aus seinem auch in dieser Beziehung von den Tendenzen seiner älteren Brüder abweichenden Verhalten gegen die früheren westphälischen Beamten erkennen, daß er die sofortige Anerkennung eines das Land in Besitz nehmenden Eroberers keinem Beamten verdachte, vielmehr als einen Beweis praktischen Sinnes und besonderer Brauchbarkeit ansah. So hat er z. B. einen Herrn von Schulte, der am Hofe des Königs Hieronymus eine sehr einflußreiche Stellung eingenommen hatte und deshalb unter Georg IV. und Wilhelm IV. zurückgesetzt war, sofort zu einem seiner Minister gemacht und gleichzeitig dem Publicisten Leist eine sehr bedeutende Wirksamkeit eingeräumt, aus welcher ein Schluß auf die Ansichten des Königs und die von ihm begründete hannoversche Gesetzgebung über die Stellung der Beamten durch einen Blick auf die Lebensgeschichte Leist's gerechtfertigt wird.

Justus Christoph Leist, geboren 1770, schon 1795 zum Professor in Göttingen ernannt, hatte 1803 ein Lehrbuch des deutschen Staatsrechts geschrieben, dessen große Brauchbarkeit sich dadurch zeigte, daß schon 1805 eine zweite Auflage nöthig wurde. Im Jahre 1808 verließ er aber die akademische Laufbahn, um als Staatsrath in die Dienste des Königs Hieronymus zu treten, der ihn 1809 nach Johannes von Müller's Tode mit dem Titel „Studien-Director" an die Spitze des Unterrichtswesens stellte. Nach Restauration des Hauses Hannover ward er als Amtmann nach Ilfeld am Harze geschickt. Ernst August aber berief ihn sofort in seine Nähe, um mit seiner Hülfe den Verfassungsstreit zu erledigen, wobei denn u. a. auch das oben erwähnte Rescript vom 13. Januar 1838 an den Magistrat von Osnabrück

über die allgemeine Verpflichtung zur unbedingten Huldigung trotz eines entgegenstehenden früheren Eides aus seiner Feder geflossen sein dürfte. Nach Beendigung des Verfassungsstreites ward Leist zum Vice-Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichts ernannt. — Da er die mit so glänzendem Erfolge betretene akademische Laufbahn verlassen hatte, um das von dem Könige Hyeronimus ihm angebotene hohe Amt anzunehmen, so lag bei ihm nicht eine solche äußere Nöthigung vor, wie sie bei vielen Beamten die ökonomische Nothwendigkeit des Verbleibens in dem bisherigen Lebensberufe mit sich führen kann, und eine legitimistisch-feudale Auffassung des Huldigungseides — derjenigen ähnlich, welche den in unserer Zeit aufgetauchten Gewissensskrupeln, soweit sie aufrichtig sind, allein zum Grunde liegen kann, — mochte daher wohl Anstoß nehmen an seiner gegen die westphälische Regierung bewiesenen Willfährigkeit. Daß der erste Minister Georg IV., Graf Münster, in Uebereinstimmung mit seinen aus der Correspondenz mit dem Freiherrn von Stein, und aus seiner ganzen Amtsführung bekannten Ansichten, die Sache allerdings so auffaßte, zeigt die Versetzung eines Mannes von solcher Bedeutung auf das Amt Ilfeld. Leist selbst freilich hatte sich einer subjectiven Inconsequenz nicht schuldig gemacht, da sich aus der oben mitgetheilten Stelle seines noch unter der alten hannover'schen Regierung (1805 zuletzt) erschienenen Lehrbuches ergiebt, daß er die Huldigung ausdrücklich als Staatshuldigung (wie sie auch Klüber §. 272 nennt) bezeichnet und nur als eidliche Bestärkung des schuldigen Gehorsams gegen jede factisch im Lande herrschende Regierung definirt. Das Verhalten des Königs Ernst August gegen ihn zeigt nun aber, daß der König die Huldigung ebenso auffaßte, — was in Verbindung mit dem Einflusse, den Leist auf das Landes-Verfassungsgesetz von 1840 ausgeübt hat, ein weiteres Argument dafür ist, daß nach dem Geiste dieses bis zur Vertreibung Georgs V. gültig gewesenen Gesetzes eine diesem geleistete Huldigung einer neuen dem Könige von Preußen zu leistenden, nicht entgegenstehen kann.

Die Länge dieses fast zu einer Abhandlung angewachsenen Briefes wollen Ew. Hochgeboren um des Gegenstandes willen, der eine zusammengefaßte Darlegung forderte und, wenn ihm sein Recht geschehen sollte, nicht wohl kürzer abgethan werden konnte, gütigst entschuldigen. Sollte die Besprechung der von dem Rundschauer gegen Preußen gerichteten Broschüre, wie ich allerdings glaube, noch mehr Raum in Anspruch nehmen, so wird doch die größere Zahl und der geringere Zusammenhang der dort zu erörternden Gesichtspunkte schon eher eine Vertheilung des Thema's auf eine Mehrzahl von Briefen gestatten.

Lübeck, am 14. Januar 1867.

Wochenschau.

Das Nächste, was uns beschäftigt, ist die Wahl für das Norddeutsche Parlament und die Frage, welchem Zwecke diese Volksvertretung dienen, zu welchem Ergebnisse sie uns führen werde. Wir sollen das Problem lösen, wie man mit alten, abgelebten, enttäuschten Parteien eine neue, lebensfähige wahrhaftige Staatsgestalt bilden könne. Sämmtliche Parteien haben ihre Abdankung erklärt, theils freiwillig, theils gezwungen sind sie ihren Principien untreu geworden. Vermittelst der Anerkennung von Thatsachen, deren Folgerungen sie nicht sogleich durchschauten, sind sie dahin gebracht worden, des Programms, auf welches sie bisher ihren Ruhm, ihre Selbstachtung, ihr Denken und Wollen gegründet hatten, sich zu entäußern. Wie gesagt, dies gilt von allen Parteien. Die Frage ist nun, wie die innerlich Schwankenden im Stande sein sollen, etwas Festes zu bauen. Gewiß, wenn ein Neues herauswachsen soll, so muß das Alte verdorren, und insofern ist die Paralysis, mit welcher die Parteien geschlagen worden, eine naturgemäße Vorbereitung für das Neue: nur dafür giebt es keinen Präcedenzfall, daß die gelähmten Organe selber dem jungen Körper seine Constitution gegeben hätten. Dies ist es, was man von den Parteien verlangt, indem man ihnen das Gewand des Norddeutschen Parlaments umhängt. Zwar möchte uns das Sprüchwort überreden, daß Kleider Leute machen, und so erwartet man vielleicht, daß der Norddeutsche Faltenwurf, die Steppnaht der directen Wahl, der anmuthige Rockschooß, aus welchem der geheime Stimmzettel hervorguckt, und der burschikose Halskragen des allgemeinen Votums aus Herrn Twesten einen Staatsmann machen werde. Aber es dürfte Hitze kosten, ehe dies Wunder aus der Werkstatt der Geschichte hervorgelockt wird

Der Instinct des Publikums geht mit einem Zweifel, welcher die rechte Abstimmungslust nicht aufkommen läßt, an die Wahlen. Indem man sich erinnert, daß zu allen Zeiten, wo die Parteien in Erschöpfung darniederlagen, die Gewalt es war, durch welche der Gesellschaft die Rechtsform auferlegt wurde, so glaubt man auch im vorliegenden Fall, daß das Parlament die Maske, die Vorbereitung, der Durchgangspunkt zu gewaltsamer Entscheidung sein werde.

Dem verschiedenen Geschmacke gemäß gehen die Combinationen in Betreff der Richtung, in welcher die den Ausschlag gebende Gewalt sich äußern werde, auseinander.

Die Einen behaupten, wir ständen erst im Anfang der Concessionen an das revolutionäre Prinzip; die Folgerungen der ersten Schritte würden sich geltend machen, wir gingen daher einer Zeit entgegen, in welcher die Demokratie zum vollen Durchbruche gelangen und an der Hand der Staatsmacht selber den Sieg erringen werde.

Die Anderen erwiedern, der demokratische Flitter, welcher der bisherigen

Entwickelung umgehängt worden, verdanke einer Art von staatsmännischer Homöopathie das Dasein. Man wolle die Demokratie durch eine Dosis Demokratie austreiben, und so sei denn das Parlament nichts anderes als ein Mittel, um unsere heimische Verfassung nach den Principien der Ordnung umzuwandeln. Die directe Wahl, meinen diese Politiker, sei grade dazu erfunden um die Tyrannei des Wahlmännerthums abzuwerfen. Und, fragen sie, welcher Conservative dürfte dies für einen Verlust erachten? Das Wahlmännerthum hatte in Preußen eine Art privilegirter Körperschaften hervorgebracht, welche ein ausschließliches Recht auf die Fabricirung der öffentlichen Meinung zu besitzen glaubten. In diesen Corporationen hatte die Durschnittsphrase ihre Heimath, dort wurden die Durchschnittsmenschen ausgesucht, welche sich ihr Lebelang mit der Wiederholung ein und derselben Redensart begnügen, dort war auch der Sitz jener politischen Versteinerung, welche sich Forttschritspartei nannte, weil sie jeden Staatsbürger verhindern wollte, einen selbstständigen Schritt auf dem Gebiete des Gedankens zu thun. Dort erzeugte sich eine Sorte von Pseudo-Respectablität, welche nichts weiter war, als die äußerste Unduldsamkeit gegen Alles, was, über das Tagesgeschwätz hinausgehend, dem Staate Bewegung, Leben, Wachsthum mittheilt. Nicht mit Unrecht beklagte neulich die Nationalzeitung von ihrem Standpunkte aus den Untergang der Wahlmännerschaften, indem sie nachwies, daß diese Corporationen bereits eine gewisse Permanenz und Schulung erworben und einen Maßstab in Betreff der Männer, die zu Volksvertretern auserkoren werden sollten, sich gebildet hätten. Allerdings, der Maßstab war vorhanden, er war auch vielleicht nach dem Herzen der Nationalzeitung, aber er war ein sehr engherziger und der aufstrebende Geist kam dabei zu kurz.

Noch Andere meinen, die rettende Gewalt werde sich gar nicht im Innern äußern, weder demokratisch, noch ordnungsmäßig. Sie werde durch ihr siegreiches Auftreten nach Außen hin den Boden schaffen, auf welchem erst eine brauchbare Schöpfung gedeihen könne. Das Parlament habe um deswillen eine trostlose Aufgabe, weil es für Ereignisse, die unvollendet geblieben seien, eine constituirende Formel finden solle. Das Parlament müsse in's Stocken gerathen, weil die Thatsachen, aus denen es hervorging, ebenfalls in's Stocken gebracht worden wären. Dem Kriege des Jahres 1866 fehle bis jetzt noch die Ergänzung; in Folge der französischen Vermittelung sei er einstweilen erstarrt, es sei ihm gegangen, wie der Melodie in Münchhausen's Horn. Sobald Thauwetter eintrete, werde die Melodie herausplatzen und der Krieg werde dann erst ein ganzer sein. Solle man etwa warten, bis Frankreich sich hinter der Ausstellungs-Coulisse die Rüstung angezogen habe? Sei es nicht rathsamer, für diesen Krieg, der nun doch einmal unvermeidlich sei, selber den günstigen Moment auszusuchen? Dem sich vollendenden Krieg werde ein Constituirungswerk folgen können. Das Parlament, welches jetzt in der Luft schwebe, sei daher nur ein Kometenschweif, welcher formidable Ereignisse ankündige.

Deshalb sei es Thorheit, sich wegen der zehnjährig normirten Bundes-Militairausgaben den Kopf zu zerbrechen. Wer rechne denn jetzt noch auf

zehn Jahre hinaus? Es komme darauf an, für das Jahr 1867 und höchstens für das Jahr 1868 ein Heer zu bilden, welches vermöge seiner Triumphe die Rückkehr zum Friedensfuße anbahnen; man müsse die Schlange so weit verlängern, bis sie sich selbst in den Schwanz beiße. Für jetzt steige überall das Militairsystem zur Spitze empor. Falls jener Kometenschweif bis Washington sichtbar sei, werde man auch dort aus seiner Erscheinung das Heranblühen der Militärherrschaft, welche die nothwendige Folge des Conflictes zwischen Johnson und den Radicalen sei, weissagen können.

Allerdings ist dies der wahrscheinliche Ausgang eines Prozesses, der schon deshalb eine Satyre auf jede friedlich-gesetzliche Form ist, weil der Präsident wegen der Verletzung einer Verfassung angeklagt werden soll, deren mäßigende, schrankensetzende Eigenschaft grade von den Radicalen geleugnet wird. Die Verfassung ist nur Vorwand. Es handelt sich darum, wer der Herr sein soll, und auf diese Frage kann der Säbel allein die Antwort geben.

Und Napoleon? Es sollte uns nicht wundern, wenn der Kaiser der Franzosen durch die Krisis in den Vereinigten Staaten sich zu dem Glauben verleiten ließe, daß nunmehr für die Behauptung seiner Position in Mexico eine neue Chance sich eröffne. Dann würde der Washingtoner Prozeß eine Falle sein, in welcher die Franzosen, welche man nicht so leichten Kaufes von dem verhängnißvollen Boden der neuen Welt hinweglassen möchte, festgehalten und gefangen würden.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

17.

Hugo Graf von Osten, ohne ein persönliches Interesse für die Idee, war in gemein realistischer Sphäre ein sehr fähiger Mensch. Die Motive standen ihm zu Gebote, er setzte seine selbstischen Zwecke sicher und glänzend durch. Seine Erscheinung harmonirte mit seinen Geistesgaben; schön, einnehmend, naturvoll und doch vom feinsten Schliff höherer Bildung gefiel er Allen, vorzüglich den Frauen. Um den Mund ein Zug verrieth Schlauheit, sogar selbstische Tücke, die jedoch sein offener Blick Lügen strafte. Er kleidete sich sehr gewählt, doch trat dies Moment wider den sonstigen Eindruck seiner geistvollen Persönlichkeit nicht hervor. — Bei seinem Eintritt begrüßte Hugo die junge Gräfin nicht blos herkömmlicher geselliger Art; die Wichtigkeit der Unterredung erheischte eine unmittelbarere Weise. So sprach er sofort: Mein erstes Wort ist eine Entschuldigung, mein zweites sei ein Dank. Zweifelnd, wägend wie ich mich fand wagt' ich nicht, unmittelbar zu werben; jetzt vernahm ich, daß Sie geneigt sind, mich zu hören — Dank, Dank!

Cäcilie erwiderte kalt und schüchtern: Ich darf Ihren Zweifel nicht schelten; ob eine Ausgleichung sehr verschiedener Sinnesweise zu erwarten sei — ich weiß nicht.

Diese Hoffnung ist die Hoffnung meines Lebens, entgegnete Hugo mit Feuer. Doch zögernd, mit Bescheidenheit setzt' er hinzu: Gräfin, erlauben Sie mir ein offenes, vertrautes Wort?

Ich höre Sie, sagte Cäcile resignirt, gleichmüthig.

Nun sprach er kühn und gradaus: Durch den Umgang mit einem allzuwachen Bruder früh im Geiste klug geworden wie Grab und Tod, kennen — Sie sich selbst doch nicht.

Erstaunliche Behauptung, mehr interessant als wahr, sagte Cäcilie nicht gereizt.

Er fuhr unbeirrt fort: Wiefern Ihr schönes und frommes Herz zur Freiheit neigt, kennen Sie dies Herz; nicht, wiefern es der Welt angehört. Mir däucht, Sie haben dem Geiste zu viel Raum gestattet und die Entfaltung des Charakters nicht gewähren lassen.

Mit einem großen Lächeln erwiderte Cäcilie: Wär' es so — Sie tadeln das?

Beim Ew'gen, nein! sagte Hugo fest, mit überzeugender Kraft und Wärme. Ich verehre und bewundre aus dem Grunde meines Herzens die ideale Haltung von Cäcilien, Cäciliens Würde und Geistigkeit. Lassen Sie mich von Ihnen lernen, durch Sie herzlichen Antheil nehmen an den Gütern einer freien Welt. Mit Freuden will ich Ihr Nachdenken über die höchsten Lebensfragen theilen, durch Sympathie den großen, ernsten Zug in Gemüth und Geist theilen; wie zeither schon soll Ihr Enthusiasmus für Kunst und für ein geistiges Leben der Liebe auch mich entzünden; in Ihrer Begeisterung für den Gott der Geschichte werde ich Sie verstehen, und Ihr edles, erhabenes Trachten nach einem sichern Wohlsein sei das meine; Ihrer großen Stimmung, Ihrem ernsten Streben, diesem tiefen Bildungstrieb für ein ewiges Leben werde ich folgen: Sie sollen mir vertrauen dürfen, und nie trübe ein ironischer Verrath den Genuß herrlicher, unsichtbarer Kräfte.

In demselben Gleichmuth erwiderte Cäcilie: Wahrhaft klingt Ihr Wort, doch däucht mir die heftige Zusicherung vermessen — o kann eine Absicht das Herz und Leben, den Genius ersetzen!

Ich liebe Sie, Cäcilie, versetzt' er; auch vermag der Wille viel.

In dem schmerzlichen Gefühl der gänzlichen Unangemessenheit dieser Bewerbung zur Poesie, Weihe und Heiligkeit, die sie ja eigentlich und ursprünglich bedinge — dies weite, weite Abgekommensein der Bildungszustände von dem Wege der Natur und Wahrheit schmerzlich ohne weitere Reflexion empfindend blickte Cäcilie düster vor sich nieder, und sie sagte herbe lächelnd: Ihre Zugeständnisse heischen Zugeständnisse, nicht ohne Entgelt werden Sie leisten wollen.

Hugo erwiderte mit Feinheit: Ihr freier Sinn erräth. Ihr unverletztes, ganzes, klares Gemüth durchschaut. Wohlan denn — fügte er mit geist-

reichem Ausdruck hinzu — Zugeständniß um Zugeständniß. Dafür, daß ich zu Ihrem Kluge mich begeistre, werden Sie lieben wollen.

Cäcilie wußte nicht, was hierauf zu erwidern; sie blickte ihn ruhig fragend an.

So sagt' ich, fuhr er bestimmt fort. Die Art, auf welche Sie, Herrliche, Natur und Leben empfinden, ist entzückend — wirklichen Gefühlen sind Sie fast fremd.

Cäcile blickte ohne Antwort nieder und blieb so. Er sprach fort: Muß nicht in diesem ob auch stolzen doch jungen, poesievollen Herzen jene Sehnsucht sich ankündigen, deren eben so naiv als wahr eine heilige, wundervolle Mythe gedenkt?

Cäcilie mußte aufmerken, aber sie erwiderte nicht. Hugo fuhr fort: Die Mythe erzählt, daß der erste Mensch suchend das Heer der Geschöpfe um sich versammelte und benannte, jedoch bei allem Reichthum von Gestalt, in der Fülle der Gemeinschaft aller Naturen war nur der Mensch allein, denn eine Gehülfin, die um ihn sei, fand der Mensch nicht. Der Sehnsucht quellende Qual drohte ihn zu zerstören; wie ein Ton fürchtete er zu verklingen, wie ein Schatte zu verwehen. Und Gott schuf das Weib, „denn," sprach Gott, „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Und der Mensch berührte sein Weib und er sprach: es ist das Gebilde meiner Sehnsucht. Ich habe gefunden — ich umfasse die Natur, o all das All — ich bin eines Weibes Mann.

Ein schamhaftes Zürnen wohnte in Cäciliens Zügen, so schaute sie ernst vor sich nieder; er hatte sich ihr zu Füßen geworfen und ergoß sich in einem Strom von Rede: Dies heilige Erröthen sagt mehr als Worte können — das allmächtige Feuer, das die Natur durchdringt, in den Sternen schwingt, die Sonnen hält und die Erden lenkt, die Liebe, lodernd offenbart in Wunsch und Glück, dem verglichen alle nur geistige Wonnen kinderhaft erscheinen, das der Himmel selbst, wär' es möglich, beneiden würde. Verlangten doch die Elohim nach den Töchtern der Menschen, weil sie sahen wie sie so schön sind. Schöne, heilige, wundervolle Gestalt, in dir anbet' ich den reizendsten Eigensinn, die befangenste Huld, die genialste Laune der schöpferisch glühenden Natur. Du ganz für mich geschaffen, zu meinem Wohlgefallen, meiner Rührung und Lust, ganz das Wesen meiner Träume, meiner Liebe, meines Zutrauens. In dem schönen Aufruhr, in der süßen Leidenschaft wird dir ein Gefühl deiner Bestimmung werden, das seliger berauscht als deiner Einbildungen göttlichste. Sprechen zu dürfen, mein ist eins der geringsten dieser holden Glieder, mein dieser kleine Finger, der Fingernagel dieses kleinen Fingers durchflammt mich mit innigerem Geist als alle Empfindung, alle Schätze einer unbestimmten Welt.

Hier in einem Besinnen sprang Graf Osten auf. Wo schwärmt mein Lieben hin, rief er. Die ohnmächtige Schranke des Herkommens hat mich nicht halten sollen. Cäcilie! — welche Wollust in dem Laute des Namens. — Daß die Liebe Ihnen ein Wort flüsterte, Seel' und Mark durchhauchend mit dem Wort: wie tödtlich innig mein Zug zu Ihnen.

Er zauderte, sie entgegnete nicht, er schien mehr sagen zu müssen, doch entschied er sich und brach mit den Worten auf: Ich ehre Ihr Gefühl; zu stürmisch warb ich auch, offen und wahrhaft gab ich mich; ich will Ihrer Entscheidung harren: Sie entscheiden über das Geschick meines Lebens.

Cäcilie, sich selbst überlassen, ohne aufzublicken sprach nach einer großen Stille vor sich hin: Sein Trotz erschütterte mich, etwas in mir widerstrebt auf's heftigste diesem Gefühl — so glaub' ich nicht an ihn. Er ist herzlos — viel minder, daß er von einer tiefinnern Eigenheit wüßte, die ich in mir ersehnt. Die Eltern heischen den Bund — der Uebermüthige, der es gewagt — — O einen Retter mir aus dem Labyrinth! Mein Bruder — er soll nun alles wissen, gleich schreib' ich ihm.

Sie wollte gehen. Leo trat ihr entgegen.

18.

Ganz selbstvergessen flog Cäcilie dem Eintretenden hingenommen an sein Herz. Sie rief: Leo, du selbst, mein Bruder!

Meine Schwester, sagt' er in unbeschreiblicher Bewegung.

Mein Bruder, wiederholte sie entzückt. O! ich halte dich. Nun ist alles wieder gut.

So ist es auch, sprach Leo sanft und preßte sie an sich, alles ist gut.

Er entließ sie aus seinen Armen. Als ihn Cäcilie nun ansah, sprach sie verändert: Du bist hager worden — und jetzt siehst du bleich — du bist erschöpft.

Leo erwiderte lächelnd: Es ist nichts, Cäcilie — ich ging bis hier und bin des Fußreisens nicht wohl gewöhnt.

Wie, fragte Cäcilie erschreckt; und dürftig gekleidet? —

Sie schlug die Hände zusammen, Thränen stürzten aus ihren Augen und sie wiederholte: Mein Bruder!

Komm, komm, sagte Leo begütigend, bleibe frei und großgesinnt. Höre mir zu, sitze bei mir, denn meines Bleibens ist nicht hier.

Er ließ sich nieder, zog sie neben sich auf den Divan und sprach: Was mich hergeführt — es war die Sehnsucht nach dir. Nun schau' ich in deine treuen, guten Augen und ich habe Ruhe. Ich hab' es sonst nicht in weiter Welt, dies Vertrauen, so innig unmittelbar und doch so frei, ein innerstes Verständniß, solch einen seelenvoll genugsamen Frieden — ich hab' ihn sonst nicht in weiter Welt. Mein ganzes Herz ist Liebe, ist Dank — O mir ist sehr wohl.

Mit zitternder Lippe erwiederte sie: Du blickst mich so wundersam an?

Es ist nicht gut, sagt' er, daß wir getrennt leben müssen, das ist nicht gut.

Nein, nicht gut, nicht gut, sagte sie schüttelnd.

Zwar trennen kann uns nichts, fuhr er fort, wer will uns an! Dieser unser Bund schließt das Leben ein; wir lieben im Geist und in der Wahrheit.

Mein Bruder, sagte sie zusichernd, groß bewegt.

Klagend sprach er wieder: Daß wir uns nicht haben wie eben jetzt, von Aug' in Auge, Herz zu Herzen — es ist doch schade.

Sie hing in Schauern und Thränen an seinem Antlitz wie er fortfuhr: Wenn ich den Tag hindurch geforscht, gedichtet, dargestellt: du bann lebst immer in meinem Gedächtniß: Wie wird sie das erschüttern, frage ich, diese Scene, dies Capitel; wie wird die Composition sie vertiefen und fragen machen, zu welchen lichten Freuden werden unsre Seelen aufschwingen: nach Mittheilung an dich, nach deiner Gemeinschaft und Liebe meldete sich zwiefach der Drang, wenn ich eines Tages Arbeit vollendet, vielleicht sogar ein Gebilde abgeschlossen. Im Einverstande ein Werk zu offenbaren ist so erfrischend, Bestätigung so kräftigend, Sympathie solch ein Labsal. Das entbehren zu müssen — es wär das Herbste von allem, das ich entbehrt.

In hingebender Zustimmung stotterte sie Worte der Liebe und er sprach fort: O es erfordert einen großen Heroismus, wach herzerregt zu leben und zu dichten in solcher Abgeschiedenheit, Vereinsamung und Verlassenheit wie ich gelebt. Doch bis jetzt gelang mir's, Cäcilie, ich bin dem Geist und Wesen meines Glaubens lebendig treu geblieben, und in mir dieser Geist überwand die bittere Nothwendigkeit.

Cäcilie sagte in der schmerzlichsten Theilnahme: Du hast so Großes, so Schweres erlitten — und doch stehst du in Kraft!

Sie sahe ihn hell in ihrer Bewunderung voller Freuden an; er antwortete nicht. Anderthin sprach sie wieder: Doch gedenk' ich, wie es Dir weiter ergangen!

Sehr gut, sagte er gleich und weil sie schüttelte setzte er lächelnd hinzu: Du lasest meine jüngsten Bücher.

Mit Erschütterung las ich sie, sprach sie ernst und mit Herz. Ich las sie mit einem wundervollen Erstaunen.

Du siehst, sagt' er, wie sehr gut es mir ergangen. Ich habe in demselben Muthe fortarbeiten dürfen, der mich in besseren Tagen hielt. Die Poesie, der ich huldige, ist Ursache, daß mich Leiden nicht verdunkeln und entkräften.

Ich verstehe das, sprach sie vertieft.

Ja, du! versetzte nun er zu Thränen bewegt. Gleich fand er sich und sprach nun fort: Du weißt es, daß mir die Poesie nicht eine Form oder Illusion ist; sie ist mir das himmlische Reich, in ewiger Persönlichkeit der Frieden, den wir so tief, so tief ersehnen. Was diesen höchsten und einzigen Lebensgehalt verleugnet oder bekämpft, das erachtet diese Poesie für Abfall und Schein, für Qual und Pein. Im Bruche mit der Natur, wie schön sie an sich, wie berechtigt erscheine, geb' ich diese persönliche Wahrheit kund, das Johanneische Wort. Ich habe alles Uebrige gering geachtet, um frei und vollthätig diesen Geist in eigenthümlicher Bildung an das Licht zu stellen. Ich kann den Beifall der Welt nicht gewinnen, will's auch nicht. Meine Schriften geben mir die volle Berechtigung, so zu sein wie ich bin. Auch dürfen bürgerliche Verhältnisse mich nicht binden, denn ich soll erfüllend leisten, wozu ich bestimmt bin und geschickt.

Ja, ja, sagte sie erathmend, und ich möchte dich immer so hören.

Streng ernst und doch tief freundlich fuhr er fort: Es geht mir wohl,

Cäcilie, weil ich bewußt, völlig harmonisch mit mir, in solcher meiner Bestimmung lebe. Doch weil diese Poesie so zu sagen mit sich Ernst gemacht, für die Wahrheit der Geschichte Partei nimmt wider Natur und Welt, so muß sie in der gegenwärtigen Zeit geächtet sein, weil diese Zeit trotz eines Scheins von Geistigkeit sich in der Leerheit materieller Interessen umtreibt. Ich sehe mich allein gestellt, und — aufathmend und sich aufrichtend sprach er — auch in Folge dieses Geschicks leid' ich viel. Erhoben wie ich selbst magst du es doch hören, daß ich entbehrt' oft, was der Aermste hat, daß ich gelitten wie der Aermste nicht.

Cäcilie blickte ihn fest an, ihr Herz erbebte, so hörte sie schweigend, daß die Bücher, die er bis jetzt hatte dem Druck übergeben können, nicht nur nichts eingebracht, sondern alles, was er an Gelde hatte, in Anspruch genommen, daß er ganz verarmt sei.

Mein gerechtes Selbstbewußtsein, fuhr er fort, mein natürlicher Seelenstolz, meine großen Leidenschaften, mein einsamer, ja vornehmer Charakter im schreienden Contraste mit den armseligsten Verhältnissen, mit meinem ganzen Weltgeschick — es ist ein Widerstreit, der unter dieser Sonne nicht tragischer kann erfunden werden. Dann auch physische, wirkliche Leiden, Entbehrungen — Cäcilie!

Leo, sagte sie ganz aufgegangen. Er war in Erschütterung verstummt, doch faßte er sich zusammen und sprach wieder: Daß wir nur die Wurzel meiner Sache immerdar im Auge behalten. Mein Schicksal ist erklärt und diese Klarheit stählt wider den Angriff der feindseligsten Umstände. Sie macht mich frei; auch du erhalte dich so.

Wie wollt' ich nicht, erwiderte sie hochgemuthet. Aus deiner Erhebung entflammt dir Muth und Geist, deinem widerwärtigen Geschick zum Trotz, Werke zu schaffen voll erschütternder Kraft und Schöne. Doch wenn die Zukunft —

Ich bin auf das Letzte vorbereitet, unterbrach er sie.

Düster klingt dein Wort, sagt' erbangend Cäcilie.

Meine Schwester, erwidert er. Der Geist, den ich bekenne, giebt eine lichte, selige Kraft; meine Zukunft falle wie sie mag, groß heiter steh' ich ihr.

Abbrechend setzte er in herzlicher Bewegung hinzu: Wie ergeht es den Eltern, der Mutter? Jetzt ist an dir die Reihe, nun erzähle du. Ich will dich hören und mich erquicken in dem köstlichen Gefühl, daß du mir da bist, du die Vertraute meiner Seele, du die Echo des Rufs meiner Menschheit — ach! — doch du solltest erzählen.

Er sahe die noch Schweigende forschend an. Ich finde dich schwermüthiger, sprach er, als es deine Weise sonst gewesen. Dein seelenvolles Antlitz zeugt, däucht mir, von einer dir sonst fremden inneren Bewegung.

Sagst du! sprach Cäcilie schüchtern. Du forschest die Herzen, dein Blick erkennt. — Ich war bei deiner Ankunft daran, dich brieflich zu berathen und um Hülfe zu bitten. Die Eltern wollen mich verloben.

Sehr erstaunt, ja schmerzlich betroffen erwiderte Leo: Verloben? Die Eltern? — Sie wählten für dich? — Und du? — Neigst du ihrer Wahl?

Vorzüglich aus Gehorsam, versetzte sie, und dann, weil ich durch diese Verbindung dich wider die Welt wohl frei stellte, und so betrachtet auf mein Einzelgeschick nicht einen Werth lege —

Wie, unterbrach sie Leo großfragend — wenn du aus solchen Beweggründen in solchen Verein willigtest, so fielst du von dir selber ab.

Er stand unruhig auf, sie folgte unwillkürlich. Meine Schwester, sagt' er, kann nur im Anspruch ihrer Persönlichkeit, ihrer höchsten Seele diesen Bund eingehen. Du bist frei in deinem Gott, du darfst nur nach Zug und Wahl dem Freier dich verbinden. Bei dieser theuern Angelegenheit sprichst du ganz äußerlich, wendest vor, nennst der Gründe mancherlei, nur von der Liebe, ja von der hohen Liebe sprichst du nicht. — Was sagst du auch? Dein Einzelgeschick schlägst du nicht hoch an? Du kannst es nicht hoch genug anschlagen. In den Einzelnen ist der neue Geist offenbar, Wesenheit nur in dieser Individualität. Nichts ist wichtig wie sie, ohne sie ist alles Trümmer, Rauch und Asche. — Du scheinst bestürzt; habe mir nichts hehl: was ging hier vor?

Nach einem schweren Bedenken sagte Cäcilie eintönig: Mit der ganzen Herbheit seines strengen Charakters besteht unser Vater auf diese Verbindung. Die Mutter wie immer stimmt ihm zu. Der Freier hat einen weitverbreiteten, geachteten Namen und Ruf. Das Heilige ist ihm mehr ein Aeußeres. Er wirbt leidenschaftlich, sein Anseh'n ist schön.

Cäcilie, sprach er in schwer beschreiblichem Ton. Dennoch, deine Wahl wäre es nicht gewesen, wenn man sie dir nicht vorbestimmt.

Gewiß nicht, sagte sie ruhig.

Nun siehe! sagt' er. Und Eltern dürfen jedes Opfer heischen, nur dies nicht.

Sie fragte in Bezug auf einen Paulinischen Ausspruch: Kann ich nicht unter allen Umständen in diesem Geiste leben, der uns Alles ist?

Das könntest du, fragt' er dagegen, einem geist- und glaubenslosen Manne gesellt? Nach meiner Erkenntniß des Menschenherzens wäre die Aufgabe ungeheuer, ja unmöglich. Doch wie du fragst und zweifelst! Wie du nur zaudern konntest bei der Antwort! Wer ist es?

Als Cäcilie den Namen des Grafen nannte, fuhr Leo auf. Der?! fragt' er heftig.

Du erblassest —. Leo, rief sie erschrocken.

Den kenn' ich! rief er. Alle Himmlischen bewahren mir dein arglos unschuldig Herz, die Gattin Dieses wirst du nicht. Einem Fremdling solltest du angehören, die Sclavin eines Fremdlings werden? Dieser Mensch hat keine Ahnung von dem tiefen Treiben deines Innern. Ohne allen Aufblick, ohne je im Herzen wahrgenommen zu haben, was hohe Lieb' ist und Freiheit, ein im Grunde eingeschränkter, grober Egoist reflectirt er blos über höhere Dinge, wie es die Bildung des Zeitalters will. Den besseren Neigungen wohl nicht fremder als die andern und gewöhnlich auch wie die andern, im Uebrigen herrisch anspruchsvoll ohne Verdienst und Würde, wider Obere sich schmiegend, wider Niedere gespreizt, tyrannisch, zumeist seelenlos,

hart, heftig, gehässig, rauh, durch nichts interessirt als durch gemeine Lebenslust, durch nichts zu erweichen als durch selbstisches Herzensinteresse, meine Cäcilie fremd, entsetzlich fremd: der sollte dich zum Raube haben? Das geschieht nicht, ehe das Aeußerste!

Was willst du thun, sagte sie erzitternd.

Leo, in tiefen Affecten, fuhr fort: Nicht genug, daß mir die Welt, oft versteinernd und erstarrend, den Gorgoschild des Unglaubens und Ungeistes entgegenhält; soll sie auch nach dir ihr allbestrickendes Netz auswerfen und dich herabziehen wollen von deinen Höhen in Noth und Tod! Schon das zu dulden, daß du in die Gewalt eines Menschen gegeben werdest, der durch und durch ein Sohn ist dieser seiner Zeit, der heftig bestrebt ist, auf Kosten des Geistes freier Liebe die größeste Summe irdischen Glückes an sich zu reißen — schon das zu dulden, daß du verschleudert werdest, wäre feig und lieblos. Doch die Gefahr, deiner Zukunft Gefahr! Was meinst du auch, Cäcilie — könntest du unter allen Umständen dich frei erhalten und groß? Der jähen Versuchung des Gewöhnlichen und Gemeinen, und ob es seine ungeheure Macht bis zu unserer physischen Vernichtung anspannte — ist innerst siegreich zu widerstehen; jedoch wenn tagtäglich, allstündlich ein stolzer Genoß in dein heiliges Wesen stört und dich unausgesetzt und zähe in den Staub niederzuzerren da ist — o ein Elohim stürzte, wäre ein niedriger Gesell ihm angeschmiedet. Dieser Versuchung dich auszusetzen wäre Verrath. Befrage die Erfahrung, siehe um dich, siehe die Ehe unserer Eltern. Eine feine, empfindliche, auf das Höchste gerichtete Seele ward in solcher Art auf die Unruhe und Noth der Stunde herabgebracht, ward aus einem edel freien, selbstthätigen Wesen zu einer furchtsamen Magd, die durch entartende Gewohnheit sich wohl fühlt in zitterndem Gehorsam, falsch ohne Wollen und Wissen, unwahr wider sich selbst und ihn, eine Ruine hoher Menschheit, von ehemaliger Größe und Herrlichkeit ein verblaßtes Bild — Jammer, wohin ich sehe, Zerrüttung! — Nein, dir geschehe das nicht, dich darf ich nicht verlören geben, du sollst mir erhalten bleiben — bei meiner höchsten Seele!

Cäcilie, aus den zerrüttenden Engen und Bedrängnissen durch die Macht seines Geistes emporgerissen sprach nun gänzlich entschieden mit Flug und Seele: Leo, ich bleibe dir treu, dem guten Geiste bleib ich treu — uns treffe Verbannung und Tod, die Gattin dieses Mannes werd' ich nie.

Sie ließ an sein Herz sich fallen und sprach leis', innigst: Du gabst mich mir zurück — mir ist lieblich leicht; ich bete, daß nur du mir bleibst!

Er preßte sie an sich, dann sprach er ruhig und bestimmt: In deiner Würde Geist antworte den Eltern und dem Freier; was dann dein Schicksal sei, gieb vertrauend der Vorsehung anheim. — In einer großen Bewegung setzte er hinzu: Es ist so, Cäcilie; ein lebendiger, persönlicher Gott wacht über uns — der ist immer helfend gegenwärtig, und — er ist es uns jetzt!

Die Krisis im Seekriegsrechte.

Unbefangene Männer sind darüber einverstanden, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, wo die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Verlauf der europäischen Politik eingreifen werde. Durch den Kampf zwischen der Executivgewalt und der Volksrepräsentation in Washington ist diese Möglichkeit noch näher gerückt worden. Denn es möge der Präsident oder der Congreß triumphiren, so wird die siegende Partei immer gezwungen sein, in auswärtigen Unternehmungen eine Ableitung für die Leidenschaften zu suchen. Der Schauplatz der neuen Bethätigung der Vereinigten Staaten wird das Meer sein, wir werden die maritime Kraft der Republik sich entwickeln sehen in einem Moment, wo das Seekriegsrecht in einer Krisis begriffen ist. Gilt das Kaperrecht noch? Welche Grundsätze sind auf die neutrale Flagge anwendbar. Die Vereinigten Staaten sind bis jetzt den Pariser Vereinbarungen über die Kaperei und über das Recht der neutralen Flagge nicht beigetreten; sie haben jene Vereinbarungen durch radicale Forderungen überboten, die nicht zur Geltung gelangten. Treten sie als Kriegführende zur See auf, so wird sich in Betreff des Seekriegsrechts dieselbe Erscheinung wiederholen, die mit Rücksicht auf das Vertragsrecht überhaupt unsere Epoche kennzeichnet. Das Seerecht wird einer tabula rasa gleichen.

Die Krisis knüpfte sich, wie erwähnt, an die Pariser Deklaration vom Jahr 1856. Hier wurden die vier Sätze aufgestellt, daß 1) die Kaperei aufgehoben sein, 2) neutrales Gut unter Feindes Flagge und 3) feindliches Gut unter neutraler Flagge mit Ausnahme der Kriegskontrebande unverletzlich sein solle, und 4) die Blokade, um verbindlich zu sein, effectiv sein müsse. Alle europäischen Staaten und alle seefahrenden Nationen erklärten ihre Zustimmung hierzu, nur Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten verweigerten dieselbe. Brasilien hatte schon in der Zustimmungsnote als weiteren Fortschritt angeregt, daß überhaupt jedes Privateigenthum zur See unverletzlich sein solle.

Der Staatssecretär der Vereinigten Staaten, Marcy, machte darum in der berühmten Depesche vom 28. Juli 1856, womit er die Einladung zum Beitritt zur Pariser Declaration beantwortete, die Zustimmung der Vereinigten Staaten von der Anerkennung desselben Princips abhängig. So lange nicht jedes Privateigenthum zur See den Kriegsschiffen gegenüber für unverletzlich erklärt werde, könne die Republik nicht auf das Recht, Kaperbriefe auszustellen, verzichten.

Der Grundsatz der Freiheit alles Privateigenthums zur See in Kriegszeiten ist, wie Dr. von Gösen, dem wir auch die nachfolgenden Daten entnehmen, bemerklich macht, keine Erfindung unseres Jahrhunderts. Schon um die Mitte des vorigen hatte ihn der Abt Bonnot de Mably in seinem

Droit public II, S. 310 aufgestellt und 1785 fand er praktische Anerkennung in dem Vertrage, welchen Friedrich der Große mit Franklin abschloß (Art. 23.). Aber schon 1799, als jener Vertrag erneuert wurde, war keine Rede mehr von diesem wahrhaft großen Satze. In der französischen Nationalversammlung wurde zwar 1792 ein darauf abzielender Antrag eingebracht und wurden hierauf einige Depeschen gewechselt, auch Napoleon I. sprach sich mehrmals ganz entschieden für die Freiheit des Privateigenthums zur See aus und motivirte damit die Verhängung der Kontinentalsperre, allein damit war die Frage nicht entschieden, damit hatte der Satz noch keine Giltigkeit erlangt.

Praktische Anerkennung erhielt jener Grundsatz zum ersten Male in diesem Jahrhundert in dem Vertrag zwischen Costa Rica und Neugranada von 1856.

Von der Pariser Deklaration an nehmen die Hansestädte, speciell Bremen, hervorragenden Antheil an der Durchsetzung dieses Grundsatzes, außerdem lag für den Vereinigten Staaten am meisten am Herzen. Schon als Anhang zu der erwähnten Depesche hatte der Staatssecretair den Mächten einen Vertragsentwurf überreichen lassen, der jene Erweiterung der Pariser Deklaration enthielt. Noch 1856 traten die Vereinigten Staaten in Unterhandlungen mit den Seemächten, stießen aber namentlich in England auf Schwierigkeiten, obwohl Lord Palmerston noch in demselben Jahre in einer Privatrede seine Uebereinstimmung ausgesprochen hatte. Namentlich der damalige Präsident Pierce und der Staatssecretair Marcy bemühten sich eifrig für diese Sache. Plötzlich 1857 erfolgte in Amerika ein Umschlag der öffentlichen Meinung. Man glaubte in einem Kriege gegen England der Kaper nicht entbehren zu können.

Von jetzt an treten wiederholt die Hansestädte, voraus Bremen, energisch in die Schranken für den von ihnen schon längst aufgestellten Grundsatz. Holland ward dafür gewonnen und in England mehrten sich die Anhänger, freilich nur unter den Rhedern und Kaufleuten, ihnen voraus Richard Cobden. Die Handelskammern fast aller seefahrenden Nationen sprachen sich zu Gunsten der zu Bremen von einer Versammlung der angesehensten Kaufleute und Rheder am 2. December 1859 gefaßten Resolutionen über die Freiheit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten aus. Aber alle diese Agitationen scheiterten, weil der damals projektirte Kongreß nicht zu Stande kam.

In ein neues Stadium gelangte die ganze Sache wider Erwarten, als zu Anfang des Jahres 1861 die Südstaaten im Aufstande gegen die Union Kaperbriefe ausgeschrieben hatten. Jetzt mußte der Union Alles daran liegen, der Pariser Deklaration beizutreten, um dadurch der Absicht der Westmächte, die konföderirten Staaten als kriegführende Partei anzuerkennen, die Spitze abzubrechen. Schon waren die Instruktionen für die Gesandten abgegangen, um rückhaltlos der Pariser Deklaration beizutreten, als das Ganze an der Weigerung Englands scheiterte, auf jenes Ansinnen bezüglich der Südstaaten einzugehen.

So scheiterte denn auch der Vertragsabschluß zwischen Preußen, der

Preußen und den Vereinigten Staaten. 1861 kam zwar ein Vertrag zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten zu Stande, worin letztere dem Kaperwesen entsagten, gleichzeitig aber zerschlugen sich die Unterhandlungen mit den andern Mächten, und zudem wurde jener Vertrag gar nicht ratificirt.

So steht die Sache noch heutigen Tags. Während schon seit 1856 alle Staaten der Welt das Kaperwesen abgeschafft haben, behaupten noch heute Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten das Recht der Kaperei, und auch das Recht der Neutralen erkennen letztere nicht so rückhaltlos an, wie es Artikel 2 und 3 der Pariser Deklaration ausgesprochen. Es nimmt demnach die Regierung der Vereinigten Staaten bezüglich des Seekriegsrechts in der Reihe der civilisirten Staaten geradezu den letzten Platz ein.

Dagegen hat der kürzlich beendete Krieg dem Grundsatze der Freiheit des Privateigenthums zur See im Kriege bei drei europäischen Großmächten Anerkennung verschafft. Italien hat an dem am 1. Januar 1866 in Kraft getretenen Codice per la marina mercantile, Artikel 211 und 212, die Beschlagnahme und Erbeutung von Handelsschiffen einer feindlichen Nation durch eigene Kriegsschiffe abgeschafft, doch wird Reciprocität vorausgesetzt. Oesterreich sprach dasselbe in der Verordnung vom 13. Mai 1866 und Preußen im Erlaß vom 19. Mai aus. In allen drei Staaten ist dieser Satz nicht für einen speciellen Fall ausgesprochen, sondern gehört von nun an zum geltenden Seekriegsrechte dieser Staaten. Von den übrigen Staaten hat sich Rußland in dem oben erwähnten Vertrage feierlich verpflichtet, jenen Grundsatz anzuerkennen. Frankreich war ihm von jeher geneigt und betrachtete ihn immer als eine ächt napoleonische Idee. Nur in England ist die Regierung principiell dagegen und wird es auch wohl noch geraume Zeit bleiben. Dort schreibt man der bisherigen Art des Seekriegs nicht nur das Uebergewicht Englands zur See, sondern auch den Hauptaufschwung des englischen Handels zu.

Noch sprechen sich übrigens auch in Deutschland gewichtige Stimmen gegen obigen Grundsatz aus, so namentlich Heffter, Völkerrecht S. 463, aber ohne entscheidenden Grund. Denn dadurch, daß den Kriegführenden in ihrem Handel eine ergiebige Quelle des Wohlstandes und damit auch des Kriegs bleibe und hierdurch das Ende des Kriegs hinausgeschoben werde, kann jener Grundsatz der Menschlichkeit nicht widerlegt werden; zudem ist es heut zu Tage wohl regelmäßig unmöglich, erst nach Ausbruch des Kriegs aus den Einkünften des Landes eine Flotte herzustellen.

In neuester Zeit haben sich Aegidi und Klauhold das Verdienst erworben, in einer Beilage zum Staatsarchiv von 166 Seiten unter dem Titel „Frei Schiff unter Feindes Flagge" alle seit 1856 in dieser Angelegenheit gewechselten Depeschen sammt den Debatten des englischen Unterhauses zu veröffentlichen. Es erhellt hieraus, welchen Antheil jede Nation an der Durchführung des genannten Grundsatzes hat, und wie auch diese Frage von den verschiedensten politischen Strömungen hin und her bewegt wurde. Alle Aktenstücke sind mit musterhafter diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben.

Auch die Bremer Handelskammer verdient wegen Veranlassung dieses Werks vollsten Dank.

Pseudo-Woldemar redivivus.

Indem wir den Erlaß des Erbprinzen von Augustenburg lasen, worin er die Schleswig-Holsteiner des Huldigungs-Eides entbindet, konnten wir nicht umhin, an ein Ereigniß der Märkischen Geschichte zu denken, welches zu den Prätensionen jenes Prinzen ein treffliches Seitenstück bietet. Der Prinz Friedrich hatte auf den Thron der Herzogthümer gerade eben so viel rechtliche Ansprüche, wie der Müllerbursche Jacob Rehbock, der in der erborgten Rolle des Markgrafen Woldemar die Mark in Verwirrung stürzte, auf Brandenburg. Rehbock war von dem Kaiser und dem sächsischen Herzoge, die an sein Recht zu glauben vorgaben, zum Markgrafen herausstaffirt worden. Nach mancherlei Kriegs- und diplomatischen Abenteuern mußte Rehbock die Mark räumen, worauf er folgende Urkunde veröffentlichte:

> „Wir Woldemarus von der Gnade Godes Marggraf tho Brandenborch, Lusitz und zur Landesbergk, des heiligen Reichs Erzkämmerer, bekennen öffentlich in diesem Briefe, vor allen guten Lüden, de en sehen, hören, odder lesen, dat wy mit gutem Willen, und vorbedachtem Mode, den leborven Lüden, den Rathmannen und Borgern gemeinschaftlich in beden Steden tho Brandenbroch und tho Gorzigke verlaten und vertragen der Huldigung, die sie uns gethan hebben, so, dat wy noch einer unser Brüdt, der einige Vordernisse darinn don scholen, und danke en flißlich und wysen sie an den Durchlochtigen Fürsten Ludwig den Romer, Marggrafen tho Brandenborch und sinnen Bruder Otten. Tho ener steten tüchnisse heben wy diesen unsern Brief gegeven tho Dessaw, na Gades gebuhrt. A. MCCCLV. Dinstags nach Oculi in der Fasten. Die Tügen sind die würdige Fürsten Albrecht und Woldemarus, die Brüder von Anhalt, Heinrich von Isenberg u. s. w.“

Seit dieser Zeit lebte Jacob Rehbock zwar in der Stille, jedoch auf eine fürstliche Art. Die Fürsten von Anhalt gaben ihm zu Dessau fürstlichen Unterhalt.

Fiat applicatio!

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Ich bin hier eines Vorwurfs ernster Art gewärtig und beeile mich, demselben zuvorzukommen.

Man wird vielleicht sagen: Sechs Arbeitsstunden täglich genügen nicht für die Befriedigung des öffentlichen Bedarfs; Utopien muß ein sehr unglückliches Land sein.

Es muß doch wohl das Gegentheil stattfinden. Die sechs Arbeitsstunden liefern im Ueberflusse alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, und außerdem einen Ueberfluß an Lebensmitteln weit über den Bedarf.

Sie werden dies leicht begreifen, wenn Sie nur die große Anzahl von müßigen Menschen bei andern Nationen bedenken wollen. Zuerst fast alle Frauen, welche die Hälfte der Bevölkerung bilden, und die meisten Männer da, wo die Frauen arbeiten. Dann jene ungeheure Masse von Priestern und religiösen Tagedieben. Zählen Sie zu diesen all' die reichen Grundbesitzer, die man gemeinhin „Adlige" nennt; zählen Sie noch deren Dienerschaaren, eben so viele Taugenichtse in Livree hinzu, so wie jene Sündfluth von kräftigen und vollkommen gesunden Bettlern, die ihre Faulheit unter falsche Gebrechen verstecken. Als Resultat wird sich Ihnen ergeben, daß die Zahl Derjenigen, die durch ihre Arbeit für die Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts sorgen, weit geringer erscheint, als Sie sich's vorstellen.

Erwägen Sie ferner, wie wenige von Denjenigen, welche arbeiten, sich mit wirklich nothwendigen Dingen beschäftigen. Denn in diesem Jahrhundert des Geldes, wo das letztere eine Gottheit und das universale Maaß ist, wird eine Menge von eitlen und frivolen Künsten lediglich im Dienste des Luxus und der Liederlichkeit geübt. Wäre aber die ganze Masse der Arbeiter mit den verschiedenen nützlichen Handwerken in der Weise beschäftigt, daß sie selbst im Ueberflusse lieferten, was der Bedarf erheischt, so würde der Preis für Handarbeiten in dem Grade sinken, daß der Arbeiter von seinem Lohne nicht mehr leben könnte.

Angenommen also, daß man zu nützlichen Arbeiten sowohl Diejenigen veranlaßte, die nur Gegenstände des Luxus verfertigen, während jeder von diesen die Arbeit und den Lohn von zwei wirklichen Arbeitern verbraucht: so würden Sie leicht einsehen, daß diese Menschen mehr Zeit haben, als nöthig wäre, um für die Bedürfnisse, die Bequemlichkeiten und selbst die Vergnügungen des Lebens zu sorgen. Unter diesen Vergnügungen verstehe ich diejenigen, die sich auf Natur und Wahrheit gründen.

Das nun, was ich hier blos voraussetze, ist in Utopien durch Thatsachen bewährt. Dort giebt es in der ganzen Ausdehnung einer Stadt und ihres Grundgebiets kaum fünfhundert Individuen — Männer und Frauen

mit eingerechnet, welche die zum Arbeiten erforderlichen Jahre und Kräfte besitzen — die durch das Gesetz davon ausgenommen wären. Von der letzteren Zahl sind die Syphogranten; und dennoch arbeiten diese obrigkeitlichen Personen gleich andern Bürgern, um sie durch ihr Beispiel aufzumuntern. Jenes Vorrecht erstreckt sich ebenfalls auf solche Jünglinge, die das Volk auf Empfehlung der Priester und nach den geheimen Abstimmungen der Syphogranten für Künste und Wissenschaften bestimmt. Sobald einer unter diesen Gewählten die öffentliche Hoffnung täuscht, wird er in die Klasse der Arbeiter zurückversetzt. Wenn aber umgekehrt — und dieser Fall ist häufig — ein Arbeiter dahin gelangt, sich dadurch, daß er die Mußestunden intellectuellen Studien widmet, eine genügende Bildung zu verschaffen, so wird er von der mechanischen Arbeit freigesprochen und in die Gelehrten-Klasse erhoben.

Aus den Gelehrten wählt man die Gesandten, die Priester, die Tranibören und den Fürsten. Letzterer hieß vor Zeiten „Barzam"; gegenwärtig nennt man ihn „Adem". Die übrige Bevölkerung übt in ununterbrochener Thätigkeit nur nützliche Handwerke und erzeugt in kurzer Zeit eine beträchtliche Masse von allerlei vortrefflich ausgeführten Arbeiten.

Was noch zur Verminderung der Arbeit beiträgt, ist der Umstand, daß Alles wohl angelegt und in Ordnung erhalten wird. Es giebt daher in Utopien bei Weitem weniger zu thun, als bei uns.

Anderswo nimmt der Bau und die Instandhaltung der Gebäude beständige Arbeiten in Anspruch. Der Grund davon ist einfach. Nachdem ein Vater mit großen Kosten gebaut, läßt er sein Vermögen einem nachlässigen und verschwenderischen Sohne, unter welchem sich allmälig Alles verschlimmert, so daß der Erbe des letzteren ohne ungeheuren Kostenaufwand keine Reparaturen unternehmen kann. Oft findet man sogar, daß ein ausstudirter Priester des Luxus sich der väterlichen Bauten schämt und mit noch größeren Kosten auf einem andern Terrain neue Gebäude aufführt, während das Haus seines Vaters zur Ruine verfällt.

In Utopien hat man Alles so gründlich vorher erwogen und organisirt, daß man dort äußerst selten genöthigt ist, sich auf einem neuen Terrain anzubauen. Eintretende Schäden bessert man augenblicklich wieder aus, drohenden kommt man sogar zuvor. Auf diese Weise conserviren die Gebäude sich mit geringen Kosten und Arbeiten. Während der meisten Zeit bleiben die Arbeiter zu Hause, um die Materialien vorzubereiten, das Holz zu hobeln und den Stein zu behauen. Wird dann irgendwo zu einer Baute gerufen, so liegen die Materialien völlig bereit und das Werk ist im Handumdrehen beendigt.

Jetzt sollen Sie erfahren, wie wenig den Utopiern ihre Kleidung kostet.

Zur Arbeit kleiden sie sich in Leder oder Felle. Ein solches Kleid kann sieben Jahre lang halten. Treten sie öffentlich auf, so legen sie eine Art Mantel oder einen Oberrock an, der das grobe Arbeitskleid verbirgt. Die Farbe dieses Oberkleides ist natürlich und für alle Einwohner dieselbe. Sie verbrauchen daher weit weniger Tuch als überall anderswo, und dieses Tuch

kommt ihnen billiger. Die Leinwand wird, da sie nur wenig Arbeit erfordert, viel verwandt. Sie schätzen den Preis der Leinwand nur nach deren Weiße, und denjenigen des Tuchs nur nach dessen Ebenheit und Sauberkeit, ohne auf die Feinheit oder Dünne des Gewebes Rücksicht zu nehmen. In der Regel genügt ihnen ein einziges Kleid für zwei Jahre, während man anderswo vier oder fünf Kleider von verschiedenen Farben und ebenso viele seidene bedarf; die eigentlichen Elegants müssen wenigstens zehn besitzen. Die Utopier haben durchaus keinen Grund, eine so bedeutende Garderobe zu führen; diese würde weder zu ihrer Bequemlichkeit mehr beitragen, noch sie eleganter kleiden.

So ist in Utopien alle Welt mit wirklich nutzenbringenden Künsten und Handwerken beschäftigt. Die materielle Arbeit ist dort von kurzer Dauer, und dennoch erzeugt diese Arbeit Wohlstand und Ueberfluß. Nimmt dieser Ueberfluß an Erzeugnissen gar zu sehr überhand, so werden die täglichen Arbeiten ausgesetzt, und die Bevölkerung beschäftigt sich in Masse mit der Ausbesserung schadhafter Wege. In Ermangelung gewöhnlicher und außergewöhnlicher Beschäftigungen berechtigt ein Decret zur Abkürzung der Arbeitszeit; denn die Regierung sucht die Bürger keineswegs durch unnütze Anstrengungen zu ermüden.

Der Zweck der socialen Einrichtungen in Utopien geht dahin, zuerst dem öffentlichen und individuellen Verbrauche seine Bedürfnisse zu sichern, dann aber Jedem so viel wie möglich Zeit zu lassen, um sich der Knechtschaft des Leibes zu entledigen, seinen Geist frei auszubilden und seine intellectuellen Anlagen durch das Studium der Künste und Wissenschaften zu entwickeln. Nur in dieser vollständigen Entwickelung finden sie das wahre Glück.

Jetzt werde ich Euch mit den Beziehungen der Bürger unter sich, ihrem Handel und dem Gesetze bekannt machen, wonach und in welcher Weise die zum Leben nothwendigen Gegenstände vertheilt werden.

Die Stadt besteht aus Familien, von denen die meisten durch Bande der Verwandtschaft vereinigt sind.

Sobald eine Jungfrau mannbar ist, giebt man ihr einen Gatten, mit welchem sie fortan zusammenwohnt.

Die Männer, Söhne und Enkel, bleiben in ihren Familien. Das älteste Glied einer Familie ist deren Oberhaupt, und wenn die Jahre seine Geisteskraft geschwächt haben, wird er durch denjenigen ersetzt, der ihm im Alter am nächsten steht.

Die nachfolgenden Bestimmungen erhalten das Gleichgewicht der Bevölkerung und verhindern, daß dieselbe an einigen Punkten zu schwach und dagegen an andern zu stark werde.

Jede Stadt muß sechstausend Familien, und jede Familie darf nur zehn bis zwölf junge Leute von mannbarem Alter zählen. Die Zahl der Kinder ist nicht vorgeschrieben.

Wenn eine Familie über die Zahl hinaus zunimmt, treten die überzähligen Mitglieder in minder zahlreiche Familien.

Enthält eine Stadt mehr Einwohner, als darin wohnen können und

dürfen, so füllen die Ueberzähligen die Lücken weniger bevölkerter Städte aus.

Wenn endlich die ganze Insel sich mit Einwohnern überladen fände, so würde eine allgemeine Auswanderung vorgeschrieben werden. Die Auswanderer würden auf dem nächsten Festlande, wo die Eingeborenen mehr Boden inne haben, als sie anbauen können, eine Colonie gründen.

Die Colonie wird nach utopischen Gesetzen regiert und ruft die Anbauer zu sich, die ihre Arbeiten und ihre Lebensweise theilen wollen.

Wenn die Colonisten mit einem Volke zusammentreffen, das ihre Einrichtungen und Sitten annimmt, so bilden sie mit demselben eine und dieselbe sociale Gemeinde. Diese Vereinigung ist vortheilhaft für Alle. Denn während Alle so nach utopischen Weise leben, bewirken sie, daß ein Land, welches sich früher unbaukbar und unergiebig für ein einziges Volk zeigte, ergiebig und fruchtbar wird für zwei Völker zugleich.

Wenn aber die Colonisten einer Nation begegnen, welche die Gesetze Utopiens zurückweist, so vertreiben sie diese Nation aus dem Lande so weit, wie sie dasselbe anbauen wollen; erforderlichen Falls machen sie Gebrauch von den Waffen. Ihren Grundsätzen zufolge ist der gerechteste und gegründetste Krieg derjenige gegen ein Volk, das große Flächen ungebauten Landes besitzt und dieselben wie um nichts und wieder nichts hütet, besonders wenn dieses Volk den Besitz und die Benutzung desselben Solchen versagt, die dort nach dem unverjährbaren Rechte der Natur arbeiten und sich ernähren wollen.

Sollte einmal die Bevölkerung einer Stadt in dem Grade sinken — und dieser Fall ist in Folge schrecklicher Pestkrankheiten zwei Mal eingetreten — daß man sie nicht wieder ergänzen könnte, ohne störend in das Gleichgewicht und die Ordnung der übrigen Theile der Insel einzugreifen, so würden die Kolonisten nach Utopien zurückkehren. Unsere Insulaner würden eher die Colonien aufgeben, als auch nur eine einzige Stadt ihres Mutterlandes abnehmen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Zu den Wahlen.

I.

Die Wahlen zum Reichstage in den alten Provinzen.

Die Zersetzung der Parteien, welche schon im Sommer 1866 weit vorangeschritten, vollzieht sich immer mehr und immer rascher. Die „Fortschrittspartei" von Anfang lediglich eine solche der reinen Negation, zerbröckelt täglich mehr. Die reine Demokratie, welche in den meisten Fällen mit der reinen Proletarierpartei identisch, stellt vielfach den verbrauchten Fortschrittsleuten „mit Hohn" den Stuhl vor die Thüre. In Danzig und Stettin haben höchst erhebliche Spaltungen innerhalb der sog. Fortschrittspartei stattgefunden. In beiden Städten war das Programm der „24" das trennende Moment. In Quedlinburg wollten die Gemäßigt-Liberalen mit den entschiedenen Fortschrittsleuten „zusammengehen". Aber statt der Einigung kam eine brüske Spaltung zum Vorschein: am 6. Januar verließen die Fortschrittsleute den Saal, das Feld den Liberalen allein überlassend. Ganz dasselbe geschah am 10. Januar in Coblenz: „auch hier verließen die Fortschrittler den Saal." — In Breslau ist nicht allein Spaltung unter den Fortschrittsleuten, von denen nicht wenige mit den Altliberalen gehen werden: sondern auch unter der „Demokratie" selbst. Das trennende Moment bildet hier die Person Jacoby's. Vielen Demokraten in Breslau ist die Negirung Alles dessen, was im Laufe des vorigen Jahres zum Heil und Ruhm Deutschlands und Preußens geschehen, doch zu toll. Einige Demokraten haben in Breslau gegen Jacoby sehr scharfe Ausdrücke gebraucht und namentlich haben sich Justizrath Simon, Dr. Stein, Dr. Asch und Dr. Elsner gegen Jacoby „den reinen und moralischen" erklärt.

Dagegen konnte ein „Hand in Hand gehen der Conservativen" mit den Altliberalen häufig constatirt werden; das Beispiel der Altliberalen, namentlich Vincke's im preußischen Abgeordnetenhause scheint hier mächtig eingewirkt zu haben. So in Elbing, Graudenz, Posen, Birnbaum, Meseritz, Fraustadt, Bromberg, Strehlen, Magdeburg, Quedlinburg, Mansfelder See- und Gebirgskreis, Eckardtsberga, Querfurt, Merseburg, Naumburg, Weißenfels. —

Auf die in den einzelnen Kreisen in Aussicht genommenen „Personen" schon in diesem Bericht näher einzugehen, muß ich mir versagen, da die Nachrichten in diesem Betreff noch zu sehr „durch einanderschwirren". Einige allgemeine Betrachtungen betreffs der einzelnen Provinzen dürften dagegen wohl am Platze sein.

1. Preußen. Hier scheint die conservative Partei sich der Hoffnung

eines guten Resultats mit Recht hingeben zu dürfen. Die Parteien der Städte sind zerklüftet und die Entscheidung ruht lediglich in den Händen der Landbewohner. In Angerburg sprach man sich Seitens der conservativen Partei entschieden dahin aus: „daß die geheime directe Abstimmung den Conservativen zum Vortheil gereichen werde."

2. Das soeben von Preußen Gesagte gilt auch von Pommern.

3. In Schlesien geht, dies leuchtet aus allen Berichten und Reden hervor, das patriotische Gefühl noch hoch. Man weiß es sehr zu schätzen und erkennt es dankbar an, daß der die schöne Provinz bedrohende Feind mit seinen wilden Horden so energisch zurückgeschlagen wurde. An dieser Dankbarkeit und diesem patriotischen Gefühl werden die gewöhnlichen Künste der Fortschrittsleute, welche nur in Verdächtigungen und Verläumdungen Großes geleistet, scheitern.

In den katholischen Theilen Schlesiens ist die ultramontane, im Herzen österreichische Partei, nicht zu unterschätzen. Viele Katholiken gehören ohne Zweifel nicht zu dieser Partei: aber in Folge ihrer Energie, Klarheit im Ziele und in den Mitteln und Wegen zum letzteren, und vortrefflichen Disciplin übt sie gleichwohl einen bedeutenden Einfluß auf nicht wenige Katholiken. Es scheint nun, daß sich diesmal die ultramontane Partei zur Verfügung des reichen und mächtigen Adels der Provinz Schlesien stellen wird: ein Resultat, welches nur erfreulich genannt werden dürfte, da die schlesischen Edelleute, einerlei ob sie katholisch oder protestantisch, gute Preußen allezeit und allewege sind.

Gerade in Schlesien ist die Zahl der reichen und angesehenen Adeligen, welche um einen Sitz im Reichstag sich bewerben, groß. Als Candidaten für schlesische Wahlkreise werden bezeichnet: Graf Dyhrn, Graf Bethusy-Huc, Graf Pückler auf Schodlau, Herzog von Ujest, Hans Ullrich Graf Schaffgotsch, Guido Graf Henkel von Donnersmark, Fürst von Pleß, Herzog von Ratibor, Fürst Lichnowsky, Graf Falkenberg auf Tillowitz, Graf Dohna zu Kotzenau, Graf Stolberg. —

4. In Posen sind die Polen sehr rührig; aber sie wirken, wie die Ultramontanen, still und geräuschlos. Ohne Zweifel wird das allgemeine Wahlrecht für die Polen eine „scharfe Waffe" abgeben; sie stützen sich ja wesentlich auf die kleinen Leute der vielen kleinen Städte und die Landleute. Deßhalb sollten die „Deutschen" hier fest zusammen halten. Anzeichen, daß sie das Interesse des Vaterlandes über Parteihader stellen werden, sind übrigens vorhanden. In Birnbaum haben die Deutschen feierlich gelobt: „daß keine Parteilichkeiten und Sonderinteressen Platz greifen dürften, sondern daß die Wähler sich nur von dem Prinzip, als Preußen und Deutsche zu wählen, leiten lassen müßten." General von Steinmetz, bei seinen Waffenbrüdern sehr populär, dürfte in dem einen oder anderen Kreise wohl durchgehen.

5. In der Provinz Brandenburg scheint man an extremen Persönlichkeiten keinen Geschmack zu finden. Berlin als „Sitz der Intelligenz" muß natürlich eine Ausnahme machen. Es ist traurig und kläglich zugleich, wie

sich die „selbstbewußten", die „stolzen" Berliner von einigen Leithämmeln vor wie nach an der Nase herum führen lassen. Viele Leute in Berlin scheinen auf das Recht selbst zu denken, ganz und gar Verzicht geleistet zu haben. In Breslau nehmen selbst die Demokraten Anstoß an Jacoby: aber in Berlin scheint man bis zur Stunde nichts höheres als diesen großen Propheten des alten Testaments, der lediglich den Particularisten und Vaterlandsfeinden jeder Art in die Hände arbeitet, zu kennen. Uebrigens hat man sich in Berlin über bestimmte Persönlichkeiten noch nicht fest geeinigt. Offenbar wissen die alten „Führer des Volks" noch nicht, wie sie das neue Instrument des allgemeinen Wahlrechts gebrauchen sollen. —

6. Was die Provinz Sachsen anlangt, so fällt hier sehr ins Gewicht, daß in dieser Provinz die Gemäßigt- und Alt-Liberalen fest entschlossen zu sein scheinen mit den Conservativen und Freunden und Anhängern der Regierung Hand in Hand zu gehen. —

7. In Westfalen ist die Agitation noch verhältnißmäßig sehr gering. Ob die Ultramontanen nicht im „Stillen" eifrig thätig sind, ist eine andere Frage. Im Uebrigen haben sich die Katholiken Westfalens ganz vortrefflich in der Feldschlacht für Preußen's Heil und Ehre geschlagen und man darf wohl annehmen, daß sie auch in der Wahlschlacht sich erinnern werden, wofür sie zufelde gezogen. General Vogel von Falckenstein und General v. Göben sind zwei in Westfalen bei Katholiken und Protestanten ungemein beliebte Persönlichkeiten. Würden diese zwei als Candidaten in Westfalen aufgestellt, so dürften sie aus dem Wahlkampf ebenso als Sieger hervorgehen, wie aus dem Mainfeldzuge. In Bochum hat man übrigens den Genral Falckenstein bereits als Candidaten proclamirt. Charakteristisch ist noch, daß in Dortmund die Wahl Beckers sehr angezweifelt wird. Endlich werden doch die Leute an den „Freiheitshelden," die in der „Rhein. Zeitung" stündlich Vaterlandsverrath treiben, einen gründlichen Widerwillen bekommen.

8. Die Rheinprovinz wird sicher keine Kappel-Männer wählen. Hier sondert sich die „eigentliche" Demokratie wie in Breslau scharf ab; die Gemäßigt-Liberalen werden voraussichtlich mit den Anhängern der Regierung gehen. Charakteristisch ist die Haltung der „Köln. Zeitung", die das Ministerium seit Monaten entschieden unterstützt. Die „Köln. Zeitung" hat aber großen Einfluß in Rheinland. Fest steht auch, daß sich grade seit dem letzten Feldzuge die Rheinländer mehr als je als Preußen fühlen. Blut ist ein guter Kitt. Durch diesen Kitt sind jetzt die Rheinlande an Altpreußen geheftet.

II.

Die Wahlbewegung im Lande Hannover.

In Hannover hat die Wahlbewegung die „dumpfe Schwüle" heilsam durchbrochen. Schon die bloße Wahlbewegung erweist sich als ein Mittel der Unification; um wie vielmehr wird in dieser Richtung das Parlament selbst wirken! Die Particularisten müssen jetzt offen Farbe bekennen und wenn viele Männer zur Wahlurne schreiten und damit die geschichtlich vollzogenen

Thatsachen anerkennen, kann von jenen „Welfen" nicht mehr das beliebte Wort — „das ganze Volk steht hinter uns" gebraucht werden.

Sei es, daß es der preußenfeindlichen Partei an Geschick fehlt, sei es, daß es ihr an Kraft und Harmonie gebricht, weil sie eben wesentlich eine „Coalitionspartei" ist — von einer eigentlich energischen Thätigkeit derselben ist noch nicht viel wahrzunehmen. Bei dieser Verbindung der Welfischen, Ultramontanen und Democraten, sollen hinsichtlich der Candidaturen die ersteren den Löwenantheil erhalten, den letzteren dagegen ist die Rolle der „dummen Jungens" wie sie Ernst August seiner Zeit genannt hat, zugetheilt. Windthorst ist der Mann, der zugleich den Particularisten und Clericalen „angenehm". Seine Wahl wird betrieben in dem Kreis 3 (Meppen-Lingen), in dem Osnabrück'schen (Kreis 4) und in dem zum Göttinger Kreis (12) geschlagenen hannöverschen Eichsfelde. Die „Arbeiter" als solche machen in Hannover und Harburg sehr viele Worte und viel unnützen Lärm; doch ist einmal ihr Einfluß auf die Landbevölkerung gleich Null und außerdem scheinen sie selbst noch nicht recht zu wissen, wohin sie sich schlagen sollen. Die Candidaten der Welfischen sind sehr unglücklich gewählt: sie sind durchschnittlich sehr „unpopulär" und haben fast alle in dem hannövrischen Domänenstreite — denn um die „Domänen" und nicht die „Verfassung" handelte es sich in Hannover — eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt. Stüve hat „höchstens" Aussichten in Osnabrück; aber da hier die Katholiken den Ausschlag geben werden, so ist seine Wahl selbst im Osnabrück'schen keineswegs sicher. Außer Stüve und Windthorst treten unter den Candidaten der Preußenfeinde besonders v. Münchhausen und Zachariae hervor. Ersterer ist in Hannover letzterer in Göttingen aufgestellt. Der tüchtige Mittelstand scheint aber in Hannover entschieden für Rud. v. Bennigsen gewonnen zu sein; und wenn auch für den „geriebenen", durch sein Votum in der Meining'schen Domänensache berüchtigten Zachariae „zarte Frauen" von Haus zu Haus Präpaganda machen, so ist ihm doch in der Person Miquel's ein sehr respectabler Gegner entgegengestellt worden, für Miquel haben sich Hermann und namentlich Sauppe erklärt und da er früher lange Zeit in Göttingen als Advocat thätig war, so ist er auch vielen Landleuten bekannt. Eine in einem Göttinger Blatte veröffentlichte Ansprache Miquel's, deren klare und populäre Abfassung allgemein gerühmt wird, hat einen sehr guten Eindruck gemacht.

Die „Nationalen" Hannover's entfalten eine energische und wie es scheint sehr „wohl organisirte" Thätigkeit. Ein nationales Central-Wahl-Comité hat die Rolle des Berathers und Vermittlers übernommen.

R. v. Benigsen ist aufgestellt in Hannover (Kreis 8) und im Land „Hadeln und Wursten" (Kreis 19); — Ob.-G.-A. Weber im (Kreis 18); Grumbrecht in Harburg (Kreis 17); Syndicus Lauenstein im Lüneburgischen (Kreis 16); Ob.-G.-R. Roscher in Celle — in Dannenberg, Uelzen, Lüchow (Kreis 15); Miquel im Kreis 14 (Celle) und im Kreis 12 (Göttingen); Dr. jur. König auf dem Harz (Kreis 13); Dr. Ellissen in Einbeck, Osterode-Nordtheim (Kreis 11); Senator Römer im Hildesheim'schen

Kreis (10); Ob.-G.-R. Planck in Nienburg (Kreis 7); Syndicus Albrecht im Kreis Hoya-Verden (17); Dr. jur. Meyer im Diepholz'schen (Kreis 5); die hannöverschen „nationalen" Blätter sprechen ohne Ausnahme die Ansicht aus, die obengenannten Candidaten der Nationalen hätten sehr viele Aussichten auf Erfolg.

Was die Ostfriesen, welche den 1. und 2. Kreis bilden, anlangt, so drücken sie sich in ihren Ansprachen und Programmen „preußischer" aus, als die Preußen selbst. Sie werden nur solchen Männern die Stimme geben: „die die Politik des Herrn Grafen von Bismarck unbedingt unterstützen." — Ueber die Principien sind sie also vollständig einig. Nicht so über die Personen. Sie wollen absolut nur „Ostfriesen" wählen. Da machen sich denn lokale Beziehungen und Familieninteressen geltend.

Im Allgemeinen muß man sagen, daß das Volk Hannovers sich mit Eifer zur Wahl rühret. Viele Versammlungen, Kreis- und Lokal-Versammlungen haben schon stattgefunden. Von Wahlenthaltung ist nirgends die Rede. Durchweg zeigt sich der practische nüchterne Sinn der Niedersachsen; der mit „Thatsachen" rechnet. Eine besondere Beachtung dürfte noch das Verhalten der hannöverischen „Beamten" verdienen. Etliche mal fand ich die Befürchtung ausgesprochen, sie möchten, wenn auch nur im Geheimen, für die Welfischen wirken. Auffallend war mir, daß das „Amtsblatt" für die Landdrostei Lüneburg an „hervorragenden Stellen" den Candidaten der Particularisten, den gewesenen Minister Erxleben empfohlen hat.

III.

Die Wahlbewegung in Hessen-Cassel und Frankfurt.

1. Im sogenannten ehemaligen „Kurstaate" ist die Wahlbewegung bis jetzt noch sehr matt und schläfrig. Die kurhessischen Volkshelden, die sich bisher, wie in allen Kleinstaaten, so überaus selbstgefällig mit „Lob" gegenseitig überschüttet, wurden durch den neusten Gang der deutschen Geschichte von der angemaßten „Höhe der Bedeutung" herabgestürzt. Nicht bloß der Kurfürst wurde mediatisirt, sondern auch sein alter und hartnäckiger Gegner Friedr. Oetker — nichts mehr und nichts weniger als ein „freisinnig" angelaufener Particularist. Herr Oetker schmollt. Für den Bundesstaat des charakterlosen Nationalvereins war er wohl. Aber mit der „Einverleibung" ist die Rolle des großen hessischen Tribunen ausgespielt. Dermalen geschehen die Dinge in Hessen ohne den Kurfürsten und — ohne Oetker. —

Das Gefühl des Unbehagens über ihre heutige Bedeutungslosigkeit haben die hessischen Doctrinäre noch nicht überwunden; daher reden sie von dem Parlament als einer „fremdartigen und unfruchtbaren" Sache. —

Auf einer Ansprache an die Casseler, die Wichtigkeit der Wahlen betreffend, finden wir die Namen der hessischen Doctrionäre nicht. Von bekannten Namen finden wir unter dem Aufrufe nur Weigel und Hupfeld, aber nicht Dr. Oetker, nicht Wippermann, nicht Bischoffshausen, nicht Harnier und auch nicht Nebelthau. Der letztere speciell, der gerne um „Volksgunst buhlen" soll, hat dem Vernehmen nach, die Annahme einer Wahl abgelehnt. Von bestimmten Candidaten verlautet daher in Cassel eigentlich noch gar nichts.

In Fulda spricht man neuerdings von Reg.-R. v. Bischoffshausen und von Trabert, dem kopflosen Triasschwätzer. In Hanau ist die Rede von Reg.-Präs. von Schenck. In Marburg wurden Herr Graf v. Bismark, H. v. Sybel in Bonn und der eben genannte Regierungspräsident v. Schenck in Vorschlag gebracht. Im Hanauischen soll es auch viele Demokraten geben, die sich jeder Wahl enthalten wollen. Wie die Dinge sich aber auch immer in Kurhessen entwickeln mögen, — eigentlich preußenfeindliche Wahlen sind von da aus nicht zu befürchten.

2. Die weiland „Kaiserstadt" Frankfurt trauert noch immer in Sack und Asche. Jeder Frankfurter lebte des Glauben's, daß Frankfurt einst Sitz des Reichstags und der deutschen Centralgewalt werden müsse.

Diese Hoffnung war den Frankfurtern im Grunde weit theurer als die Selbstständigkeit, welche die „freie Stadt" „angeblich" genoß. — Das Parlament wird nun gerade deshalb gelingen, weil es in Berlin und nicht in der ganz ohnmächtigen Stadt am Main seinen Sitz haben soll. Aber die Frankfurter waren ja wie alle diese „Reichsstädter" nie ächte deutsche Patrioten, sondern nur spießbürgerlich verkommene Lokal-Patrioten. Bei einem solchen, nur die eigenen Stadtinteressen verfolgenden Cantönligeist ist die dermalen herrschende Apathie sehr erklärlich. Vor einigen Tagen sind zwar einige Altliberale zu einem Comité zusammengetreten und auch die Helden des früheren „Corps legislatif" haben ein derartiges zur Verfolgung demokratischer Interessen constituirt. Aber die Wahlfrage selbst findet bei der Masse der Bevölkerung noch sehr wenig Anklang. Wenn die Frankfurter in hellen Haufen wählen, so werden sie sicher einen aussuchen, der in Preußen „Alles" negirt; so einen „Zukunftsmenschen" à la Harkort oder Jacoby. Bei Jacoby sollen wirklich einige Frankfurter angefragt, aber eine abschlägige Antwort erhalten haben. So schlau ist der Zukunftsmann Jacoby doch auch um wohl zu wissen, daß eine Wahl in Frankfurt ihn „für immer" ruiniren würde. Auch von dem Carnevalisten Classen-Kappelmann war die Rede. Deßgleichen von Rothschild. Dieser König der Börse und der Juden würde als Abgesandter der deutschen Demokratie eine sehr interessante Erscheinung abgeben. Die Altliberalen reden von Bethmann-Hollweg, doch soll dieser sehr geringe Aussichten haben. —

Wochenschau.

Es ist eine besondere Angelegenheit unserer Wochenschau, die wir zunächst erwähnen müssen. Die Ansicht, welche wir dem Zeitungsschwall gegenüber ausgesprochen hatten, daß der Wahnsinnsanfall der Kaiserin von Mexico

ein bloßer morbus politicus gewesen, bestätigt sich nunmehr vollkommen. Eine telegraphische Depesche aus Triest — und telegraphische Depeschen werden ja wohl von unseren aufgeklärten Leuten als Evangelien aufgenommen — meldet, daß die arme Dulderin von den Aerzten für geheilt erklärt worden sei und daß man ihr jetzt wieder die Kraft zutraue, die Reise zu ihrem Gemahl zu unternehmen. Wir würden keineswegs auf diesen Beweis, daß die „Revue" auch manchmal aus ihrem stillen Eckchen heraus einen richtigen Blick habe, zurückkommen, wenn uns nicht die Scenen, in denen die Kaiserin von Mexico eine Rolle gespielt hat, über das ganze verworrene Drama, das gegenwärtig aufgeführt wird, einen Aufschluß gewährten. Charlotte stand als eine Verkündigerin herbster Wahrheiten zwischen Frankreich und Oesterreich. Man versuchte sie bei Seite zu schieben, man erklärte sie für verrückt, und doch drängte sich ihr Schatten immer wieder vor, wenn der Habsburger dem Napoleoniden die Hand reichen wollte. Charlotte glaubte sich von Cäsar verrathen; sie warnte ihren kaiserlichen Vetter vor dem Selbstsüchtigen, der, bereits im Schiffbruche befangen, jeden Hinderlichen vom Brett, das ihn in den Hafen bringen solle, hinabstoße. Wenn jetzt plötzlich ihre Heilung proclamirt wird, so hat sie sich wohl gar mit dem Cäsar ausgesöhnt, so verschwindet wohl der Schatten, der das österreichisch-französische Einverständniß umdüsterte, so hat man der eifrigen Prinzessin wohl Garantien gegeben, daß der Kaiser der Franzosen für Maximilian sorgen werde?

In der That, die mexicanische Politik Napoleons hat plötzlich eine günstigere Wendung genommen. Der ursprüngliche Gedanke, welcher der transatlantischen Expedition zu Grunde lag, in dem Kampfe der Südstaaten gegen die Yankees eine ausschlaggebende Gewalt zu erringen, taucht wieder empor. Der Conflikt Johnson's mit den nordischen Radicalen muß die Thatkraft des Südens von Neuem auf die Bühne rufen. Der Süden, den der Krieg von dem Flecken der Negersclaverei befreit und somit im wahren Sinne des Wortes weißgewaschen hat, wird dazu auserkoren sein, den Vereinigten Staaten, deren Rumpfparlament zu Washington sich in terroristischen Phrasen verläuft, das conservative Element zurückzugeben. Der Süden wird die Hauptstütze Johnson's sein, und er, gleich wie der Präsident, werden in der Freundschaft Napoleon's einen nachdrücklichen Rückhalt finden.

So sieht jetzt die Combination aus. Man wird also bald hören, daß die Rückfahrt der französischen Truppen aus Mexiko einen Aufschub erfahren hat. Anfänglich wird allerdings noch die Vertragstreue des Kaisers Napoleon gerühmt werden; man wird betheuern, daß in den Dispositionen Frankreichs keine Aenderung eingetreten, daß der Kaiser sein Wort zu halten gedenke. Aber es kann ja der Abweichung vom Vertrage ein anständiges Gewand umgehängt werden, — eine Kunst, die heute nichts Seltenes ist. Man kann das Geschäft dahin interpretiren, daß die Franzosen jedenfalls, insoweit sie kaiserlich französische Truppen sind, aus Mexico hinaus müssen, daß sie aber bleiben können, wenn sie mexicanische Truppen werden, wenn also der Kaiser Maximilian sie in seinen Sold nehme. Der „Moniteur" hat kürzlich, indem er von Mexico und Frankreich sprach, die besten Segenswünsche für

das Gedeihen der Vereinigten Staatrn kundgethan. Wahrhaftig, der Augenblick war zu dieser Satire gut gewählt. Der Krieg, den der Norden unter radicaler Fahne begann, ist nicht fähig gewesen, einen wirklichen Frieden zu erzeugen; die Qual der weltbeglückenden Republicaner-Phrase ruft schon jetzt den Gegenstoß Aller, die den Spott auf jegliches Verfassungsrecht und auf die bürgerliche Ruhe nicht länger ertragen können, hervor; Johnson hat ihr längst den Krieg angesagt, eine neue stärkere Krisis wird in den Vereinigten Staaten ausbrechen, und an ihr wird sich die politische Autorität des Kaisers Napoleon, die so verhängnißvoll geschwächt war, wieder zu erholen suchen.

Ein Symptom dieses Strebens nach Erholung sind die Reformen, mit welchen der Kaiser die „Krönung des Gebäudes" vollzogen hat. Der liberale Staatsstreich Napoleons besitzt nur eine Bedeutung für die auswärtige Politik. An und für sich sind die Concessionen des 20. Januar nichts weiter als ein Plagiat, wie der Imperialismus selber; eine schmale Kost, die dem Magen der Göttin liberté keine Beschwerde zuziehen würde; an und für sich könnte man sie als ein Symptom zerfahrender Angst betrachten, welche fühlt, daß ihr die Zügel aus der Hand gleiten; sie könnten als die Vorboten von Volksbewegungen gelten, welche die Decke des Kaiserthums zu durchbrechen beginnen. Nur wenn man sie mit Rücksicht auf die auswärtige Politik in Erwägung nimmt, erhalten sie eine ernstere Seite. Sie bleiben dann immer noch Wind, aber ein solcher, der nach der Absicht des Kaisers dazu bestimmt wäre, die Wolken zu zerstreuen, die sich vor die Sonne gloire gelagert hatten.

Immer von Neuem drängt sich das Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich der Besprechung auf. Es ist nicht blos eine einzelne Clique, welche einen früher oder später erfolgenden Zusammenstoß beider Mächte weissagt oder auf denselben hinarbeitet, sondern, wie von einem Zukunfts-Instinct getrieben, äußern alle Parteien die Ahnung, daß Europa nicht eher wieder zu einem vertragsmäßigen Abschlusse kommen werde, als bis die Frage, ob Preußen, ob Frankreich mächtiger sei, zum Austrag gebracht worden. Man könnte hierbei an eine planmäßige Operation glauben, wenn nicht jene Aeußerungen etwas Unwillkürliches, Naturgemäßes an sich trügen. Hier werden die Compensationsforderungen, dort die Einflüsse Frankreichs in Süddeutschland, dort die französisch-österreichischen Annäherungen, dort die Nothschreie der Chauvinistischen Blätter zur Sprache gebracht, und die Folgerung, die man zieht, ist immer die, daß noch etwas an dem europäischen Drama mangele, daß die Hauptscene noch durch einen Vorhang verhüllt sei, daß der entscheidende Actschluß noch der Zukunft angehöre. Nicht einmal des Jahres 1867 ist man sicher, ob es im Stande sein werde, dem Welttheil den Frieden zu bewahren. Kaum hat man sich mit der Ausstellung getröstet, welche dem friedlichen Wettkampfe der Interessen den Vorrang vor dem Donner der Geschütze sichern werde, so wird man sofort wieder vom Zweifel ergriffen. Die Ausstellung sei nicht stark genug, den Säbel zu verdrängen; im Grunde sei sie bereits eine veraltete Idee, sie sei abgestanden, schon der Krieg

des Jahres 1866 habe einen Strich durch sie gemacht, die Industriellen selber hielten sie für eine bloße Curiosität, welche kaum noch einen ernsten Mann beschäftigen könne. Man fühlt sich durch sie gelangweilt, bevor sie eröffnet ist. Zu einer Zeit, wo die politischen und gesellschaftlichen Grundlagen des Erwerbes schwanken, wo das Recht, durch welches alles Eigenthum gesichert wird, in Frage steht, wo die Geschäfte stocken, die Märkte engherzig werden, die Speculation jeglichen zuverlässigen Anhalt verliert, — zu einer solchen Zeit trägt eine Ausstellung, welche die Triumphe der Industrie feiern soll, in der That etwas Paradoxes, etwas abstoßend Erkünsteltes an sich. Der Glaube fehlt, und sogar der Industrialismus bedarf des Glaubens.

Fragen wir nach den Gründen, die einen Conflict zwischen Frankreich und Preußen rechtfertigen sollen, so erhalten wir zur Antwort, der Hauptgrund liege darin, daß die Gestaltung Deutschlands, so wie sie sich in Folge des Prager Friedens gemacht habe, zu viel Napoleonisches in sich berge, und daß es für die Würde, die Freiheit, die Einheit Deutschlands nöthig sei, dies fremdartige Element auszumerzen. Der eigentliche Urheber der Nicolsburger Präliminarien, deren Bestimmungen fast wörtlich in den Prager Frieden übergingen, sei ja bekanntlich der Kaiser der Franzosen.

Napoleon habe an der Constituirung Deutschlands in seiner jetzigen Form theilgenommen. Vielleicht könnte man sich diese immerhin mißliche Thatsache gefallen lassen, wenn die Rolle, die Napoleon mit Rücksicht auf das Schicksal Deutschlands beanspruche, von einer unverkennbar starken Staatskraft, von einer unleugbar erfolgreichen Politik unterstützt würde. Aber da liege eben ein Widerspruch, der entfernt werden müsse.

Napoleon sei der wohlgerüsteten preußisch-deutschen Volkskraft nicht gewachsen und doch verlange er, daß das Werk, bei welchem er als Vermittler geholfen, wie ein Denkmal seines Einflusses stehen bleibe.

Napoleon habe seit Jahren keinen einzigen Succeß aufzuweisen, und doch fordere er, daß man die Gestalt Deutschlands, welche aus seiner Mediation im August 1866 hervorging, als kein Ergebniß seiner fruchtbaren Weisheit anerkenne. Dies bringe einen gährenden, prickelnden, aufreizenden Zusatz in die Situation Deutschlands, welcher einen Conflict erzeugen werde.

Wie man sieht, sind die Gründe, die zur Bethätigung der Möglichkeit eines Kampfes zwischen Frankreich und Preußen angeführt werden, bis jetzt ziemlich theoretischer Natur. Doch können auch realere Interessen hinzukommen, an denen sich rasch ein Conflict entzündet. Die polnische Frage, welche mit der orientalischen parallel läuft, kann eben so behende und plötzlich auf die Tagesordnung gebracht werden, wie sich die orientalische trotz alles Sträubens der Diplomaten bereits der allgemeinen Aufmerksamkeit bemächtigt hat, um nunmehr die Stellung der Mächte zu einander zu beherrschen. Es ist nicht unmöglich, daß die Debatten über Polen, veranlaßt durch die jüngsten Maßregeln Rußlands, da aufgenommen werden, wo man sie im Sommer 1863 fallen ließ. In diesem Falle würde nicht bloß Rußland, sondern auch Preußen an einem Lebenspunkte berührt, und da die Beziehungen der Staa-

ten zu einander gegenwärtig viel schärfer gespannt sind, als im Jahre 1863, da die in ihrem Muthe gestählten oder durch Unfälle gereizten Regierungen jetzt viel schneller bereit sind, zu dem Schwerte zu greifen, so könnte sich der Stoff zu einer Explosion ganz unversehens zusammensieden. Kurz und gut, man soll den Tag nicht vor dem Abend, das Jahr 1867 nicht vor dem December loben.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

19.

Der Graf war eingetreten, auch Eleonore. Im Anblick des Sohnes sprach er eiskalt, mit Befremdung: Du hier?! — Doch die Mutter rief in einer Aufwallung: Leo, mein Kind! — Leo küßte ihre Hände.

Nicht jetzt, Eleonore, sagte Graf Eichen gepreßt: nachher, ein andermal.

Sie ließ von der Begrüßung ab; er wandte sich wider Leo und sprach in derselben Weise: Du bist willkommen! Bleibe — gehe — ich ehre deine Freiheit, das weißt du. — Doch zu etwas Wichtigem. Cäcilie, ich bin erfreut und deine Mutter ist es mit mir, daß du die Anträge des Grafen Osten nicht ablehnst, ja sie mit Wohlgefallen aufgenommen.

Die Tochter schwieg bestürzt. Ohne daß er dies sahe oder sehen wollte, fuhr er freundlich kalt und sicher fort: Durch dich erwerb' ich einen Sohn, dessen Geltung und Ansehen mich entschädigen wird für die gerechten und unerfüllt gebliebenen Ansprüche an die Erben meines Namens. Excentrisch so oder so verfolgen sie mit Affect und gleichsam mit Methode ein Ziel, das sie um Welt und Leben bringt, mich aber auf das grausamste um die Freuden meines Alters beraubt. Fortan bist du nur meine Zukunft, und ich erbaue mein Glück auf diesen, deinen Bund. Die umfassende Wirksamkeit meines Eidams, eure hervorragende Stellung in der höheren Gesellschaft werden im Stande sein, einen immerhin geistvollen doch ruhmlosen Denker und Träumer, der zum Anstoße der Welt seinem Hause zurechnet, erträglich zu machen.

Empört aufrufend war Leo im Begriff, Saal, Schloß und Herrschaft eines so tief erbitterten Vaters jetzt für immer zu verlassen. Der Graf fuhr ohne einzuhalten rücksichtslos wider die Tochter fort: Ich lobe dich und freue mich an dir: dein Bund soll, so zu sagen, die vielbeeinträchtigte Ehre meiner Familie wieder feststellen und wir werden höchst glücklich sein.

Leo rief in einem Ton, in welchem eine schneidende Vergällung, Schmerz ungerechter Kränkung, Stolz und Hohn zitterten: Meine Schwester wieder-

zusehen, um meiner Schwester willen bin ich hier, und büße die menschliche Schwäche durch schmachvoll entwürdigende Begegnung. Wen sucht' ich? Cäcilie allein. Anders hätte dieser Fuß eh' verdorren sollen, als er diese Schwelle betreten. Ich will nicht einem Hause zugezählt sein, das ungöttlich aus den Antrieben der Leidenschaft ein todwürdiges Lebensgefühl zieht. Ich gereichte diesem Hause zum Anstoß, beeinträchtigte die Ehre — — Gott, mir Geduld, gieb mir Geduld! — Wär' es recht, von mir sollte Ihr Haus seine Ehre herleiten.

O mein Sohn, rief Eleonore tief geängstigt. Du siehst es, dein Vater blieb gleichmüthig. Ich weiß, wie tief er es wünscht, daß auch du ihm bliebst. Sähst du nur auf den Grund seiner herben Rede. Ach du verstehst in seinen Worten ihn nie zu finden und zu nehmen.

Lass' ihn, Eleonore, sprach der Graf kalt. Wenn er nicht hofmeistern, schelten und predigen kann, weiß er nichts zu beginnen. In solcher Art klingen seine Poëme auch — Noch sprach ich Niemand, der ihn und seine Schriften gemocht hätte.

Auf dies Wort erschüttert und belebt richtete Cäcilie sich auf; ihr Vater kam ihr zuvor und sagte wider sie gewandt: Der Graf hat unser Versprechen; du hörtest seinen Antrag gern, doch hast du bestimmt dich nicht erklärt. Ich wünsche, daß dies heute geschieht, und zwar sogleich.

Mit überraschender, hervortretender Entschiedenheit sprach Cäcilie: Ich weiß nicht, wie Graf Osten gehört, wie gesehen: ich hätte seinen Antrag gern, mit Wohlgefallen vernommen? Nichts davon. Seine ungestüme Bewerbung erschütterte mich zwar, doch keineswegs in einer Weise, wie er sie deutet: ich war überrascht, ja empört. Ich kann ihm weder durch Wort noch Geberde etwas gesagt haben, wovon meine Seele nicht gewußt.

Der Graf wendete sich befremdet, mit Unwillen an seine Gattin. Eleonore sprach milde: Mir sagtest du, Kind, daß du durch den Antrag des Grafen dich geehrt fühltest?

Wenn ich das gesagt, fuhr Cäcilie in ihrer Entschließung fest fort, wenn ich überall mich so ausgedrückt, Mutter, so kann nur von einer Ehre vor der Welt die Rede gewesen sein. Ich glaube nicht an sein Herz, ich lieb' ihn nicht; ihm mich zu geben wäre Schmach, nicht Ehre.

Wo tönt das her? sprach der Vater mit scharfem Hohn. Leo's Echo?

Eleonore sagte mit peinlichem Vorwurf zu der Tochter: Mit solcher Bestimmtheit sprachst du nicht vor dieser Stunde.

Im Gedächtniß ihres bis dahin innigen Verhältnisses zu dem Vater, nahte Cäcilie ihm ein wenig und sprach mit Herzlichkeit: Mein Vater kann verstehen, o ich weiß es — mein Vater wird sein Kind verstehen wollen. Graf Osten giebt sein Wesen offen kund, er ist ein Mensch der Welt. Für den Ruhm, für den Lebensgenuß glüht dieser Geist, auf ein Inneres versteht er sich nicht und achtet im Grunde alles höhere Leben für nichts. Du kennst mich, du durchschaust mich. Dies höhere Leben nur hat für mich Reiz, Zug und Werth. Ich bin nun doch so. Das Wirkliche und Tagtägliche, wenn schon ich seinen Ansprüchen, wie es recht, gewissenhaft mich füge,

verflicht mich nicht; ich bin nicht getrieben, so darauf zu achten, als käme mir von dort ein Glück. Ein mir natürlicher Lebensernst, Pflichttreue, Freude und Drang, zu sinnen und zu fragen, die hohe, die freie Liebe, Musik und Religion — solche Gaben sind mein Theil. Durch den Bund mit meinem Bruder, durch seine Führung und Pflege ward mir die Selbsterkenntniß, ich gedieh zur Einsicht dessen, was ich bin und was mir geziemt — ich verstehe wohl mein banges, sehnsuchtswehes Leben, das hehr und schmerzlich mir die Bestimmung ankündigt, ein Kind des Allerhöchsten zu sein. — Was bände zwei Wesen, so verschieden wie der Graf und ich, mein Vater? Was sollte uns vereinen?

Leo hatte unwillkürlich wie zum Schutz Cäciliens Hand gefaßt, nun sprach er wider den Vater: Rührt Sie nicht dies freilich gewagte, wie ich fürchte, wenig erwogene, liebliche Zutrauen der guten Schwärmerin? Sie ist doch Ihre Tochter!

Der Graf musterte die Beiden mit eisigem Blick: so sprach er: Ihr dürftet euch als Seltenheiten sehen lassen, ihr Wunderkinder; schwerlich wird außer bei euch heut zu Tage dieses Pathos angetroffen. In Sphären und Anschauungen, die unvermittelt mit uns Allen euch einzig hinstellen, gehört ihr mehr einer orientalisch mystischen Traumwelt zu, als unserer Welt der Dinge und Affecte. Fremd ist mir eure Sprache wie eure Empfindungsweise. Was ist zu sagen? Ihr seid ernste Wesen, aber hinter eurer Zeit zurückgeblieben. Der gegenwärtig sich selbst als den Gott in Natur und Geschichte erfassende, selbstständige, selbstthätige Menschengeist, der die Objecte seiner Herrschaft unterwirft und im Genusse aller das Moralprinzip siegreich verwirklicht, der zum Bewußtein seiner Wesenheit hindurchgedrungene Menschengeist hat jenen Kinderglauben erübrigt. Mir widerstrebt's, mich des Weiteren darüber auszulassen. — Persönlich hätte ich wohl zu klagen Ursach: in herannahendem Alter, verlassen wie ich bin von meinen schier geisterhaften Kindern, an deren fehlgeschlagener Bildung ich Gut und Muth gesetzt.

Seine Gattin legte schweigend die Hand auf seine Schulter.

Eleonore! sprach er und nahm ihre Hand, vergieb; bleibst nicht du mir!

Auf diese Erweichung zwiefach schroff sprach er wider seine Kinder: Eurer Unvernunft kann nur ein Machtspruch steuern. Muß ich auf eine innere Gemeinschaft mit euch verzichten, so soll doch euer Thun nach meinem Willen sein. — Cäcilie, merke wohl. Dieser Apostel einer Wahrheit, die als historisch überlebt von der modernen Bildung desavouirt wird, und deren Verkündigung nur in einer fast leblosen, einmal hergekommenen Weise noch Lohn und Geltung findet — dieser Apostel, den Niemand hört, dem Niemand lohnt — glaubst du, er werde dir eine Stütze sein können in der bittern Noth des Lebens, in dem Drange der Welt?

Mein Gemahl! rief ihn die Gräfin an, wie betäubt von Furcht und Pein.

Ihm mußt du folgen, fuhr er fort, wenn du meinem Willen dich nicht fügst. — Leo, du wirst stehenden Fußes mein Haus verlassen, und nie begegnen wir einander. — Cäcilie berathe zum letztenmale mit sich selbst. Kein

Vater je traf eine bessere Wahl für sein geliebtestes Kind. Der Graf ist ein Mann von der vortrefflichsten Gesinnung, nährt eine lautre Flamme für sie, steht hoch im Staate, ist allgemein verehrt, hat an Gütern Ueberfluß —

Er bezwang sich und sprach milde: Meine Tochter, du wirst dich ihm nicht weigern, deine Mutter bittet, ich bitte —.

Nun entschied er sich: Bleibst du verkehrt, sprach er, — ich bin Mann's genug, mein Wort zu halten. — Du folgst mir, Eleonore.

Er ging. Eingeschüchtert, angsthaft zärtlich sagte Eleonore zu den beiden: Steht nicht so blaß, seid getrost; die günstige Stunde kommt, wo selbst dies Zerwürfniß sich wird ausgleichen lassen. Fliehe für jetzt, Leo, flieh. Ich darf nicht bleiben. Cäcilie, gedenke deiner Mutter — ach!

Und sie folgte eilend ihrem Gemahl.

20.

Die Geschwister blieben allein. Leo brach alsbald in diese Worte aus: Und zu solcher Sclavin ihres Herrn wie diese, deine Mutter, würdest auch du an Seiten dieses Freiers, bevor der erste, schlechte Rausch verflogen — ha!

Er schlug wider seine Brust und rief heftig: Hier, hier, hier! Dieser Ueberdruß, dieser Ekel an allem Verhältniß, dieser Abscheu vor der Carricatur! Meine Ungeduld ist schrecklich; ich weiß nicht, wie ich ausdauern will.

Ich fliehe mit dir, sagte Cäcilie.

Wohin? fragt' er furchtbar sarkastisch, in meine Entbehrungen, in meinen Jammerstand? Ich wohl ertrage das. Du, zart gewöhnt, entrückt der elenden Plackerei, dem Staubleben fern. Dich in Armuth zu stürzen. Armuth ist gräßlich. Es wird uns am täglichen Brod fehlen, Cäcilie. Du kämpfend, um den Groschen arbeitend. Die Vorstellung zerschneidet mein Gehirn.

Ich habe Muth wie du, sprach Cäcilie fest. Ich kann ertragen, was Gott schickt, und ich erwarb manche Fertigkeit, die das Leben fristet.

Es muß sein, es muß, sagt' er resignirt.

Gleich fuhr er wieder auf: Nein! — Zuvor versuch' ich eins noch. Graf Osten kommt, ich will ihn statt deiner empfangen.

In welcher Absicht? fragte sie hell und scharf.

Zusammmengenommen sprach nun Leo ruhig, mit auffallender Selbstbeherrschung: Ich will auf leidenschaftslose Weise in ihn dringen, von dem Bündniß freiwillig abzustehen. Wie er entscheidet, entscheidet sich dein äußeres Geschick. Diesen Schritt muß ich thun, diesen Versuch muß ich wagen, ich bin ihn dir schuldig. Gelingt's, so bleibst du unangefochten im Elternhause, denn wie es sei, der Vater liebt auch dich, und seine Härte hat ihre Grenze hier; mißlingt's, dann Flucht und du theilst meine Armuth.

Wie willst du den Grafen überreden, begann sie —

Ich will's versuchen, unterbrach er sie abweisend, ich will's versuchen.

Deine Stimmung, rief sie, seine Heftigkeit, die Gewalt des Augenblicks — Leo, nein!

Sei ruhig, sagt' er. Mich hat das Leben darin geübt, seinen hämischen

Angriffen mit Geduld zu erwidern. Es müßte weit kommen zwischen ihm und mir, wo ich meine Selbstherrschaft verlöre. Horch, er naht.

Schon! sagt' sie, und noch bist du so aufgestürmt.

Sei ruhig, sag' ich dir, wiederholt' er. Kenne deinen Bruder besser. Ich bin Herr meiner selbst. Geh, ich bitte, ich verlang' es.

Ungern gehorch' ich, sagte Cäcilie und verließ in heftiger Bewegung den Saal.

Leo besann sich gewaltsam; er überlegte, ob seine Schritte bisher richtig gewesen — er athmete auf, er fühlte sich gut und frei. „Gott halte seine Hand über mir, sagt' er, daß auch jetzt nicht Leidenschaft mich wider seinen Geist verblinde."

21.

Graf Hugo, der stürmisch bewegt in dem guten Glauben hereintrat, Cäcilien zu begegnen, ja ihre Einwilligung zu vernehmen, stutzte mit den Worten zurück: „Wer? Leo?!" Eine rächerische Freude flog über sein Antlitz, wie er verwundert hinzusetzte: „Und in diesem Aufzuge!" Dann aufzürnend sprach er: Stolzer, Uebermüthiger — dich hofft' ich nicht wiederzusehen. Die Begegnung endige sofort.

Er wendete sich zu gehen. Leo sagte ruhig, mit großer Selbstüberwindung: Ich bitte dich, bleib' — verziehe ein wenig. Höre mich an.

Hugo stutzte auf's Neue. Du mahnst, du bittest, daß ich bleibe — Ich versehe mir kein Gutes zu dir, was kannst du mir zu sagen haben — Ich muß hinweg, man erwartet mich.

Cäcilie erwartet dich nicht, sagte Leo hervortretend. Ich bin hier, daß ich statt ihrer dir antworte.

Hugo in einem innern Erschrecken verweilte nun: Sie nicht sprechen? sagt' er, warum nicht? Anmaßender! Du statt ihrer, mir Rede stehen — — Nun, was giebt's hier!

Höre mich ruhig an, sagte Leo. Die Kraft deines Charakters, der Adel und Glanz deiner Erscheinung, dein Stand und Reichthum, auch dein Ansehen und Ruf als Staatsbeamter berechtigen dich in der Wahl einer Gattin zu den höchsten Forderungen. Cäcilie unterscheidet und würdigt das; meine Schwester ehrt deine Bewerbung.

Hugo versetz'te scheu in Erwartung: Diese Sprache von dir, du der unbeugsamste strengste der Menschen, Tadler meiner ganzen Denkart und Lebensweise? Was habt ihr vor? — Irgend ein Ungeheuer lauscht hinter deinen schönen Worten: beabsichtigst du, mit goldenem Beil zu enthaupten?

Ohne directe Antwort fuhr Leo fort: Unsere Eltern sind leidenschaftlich für dich bestimmt: unter Androhung härtester Strafen heischen sie von Cäcilien, dich zu wählen.

Die Eltern! sprach Hugo blaß, stolz entrüstet was haben sie darein zu reden? — Nein! — Cäcilie schien mir geneigt, ich zweifelte nicht, daß sie es sei.

Du weißt, sprach Leo fest, ich bin wahrhaft. In Cäciliens Namen

red' ich mit dir. Gieb der Vernunft Gehör. Du hast wider die unselige Leidenschaft viele Aushülfen. Dein rühmlicher bürgerlicher Beruf, dein philosophischer Geist bieten dir Zuflucht und Kraft. Auch springen dir alle Riegel; selbst Fürstentöchter verschmähten dich nicht. Endlich — was ist es auch nach deinem Sinn Großes mit dieser Liebe? Küßt nicht die zweite Welle den Busen lieblich wie die erste.

Hinweg damit, sprach Hugo, dein Rath und Wort ist nichts. Ich habe sie in einer glühenden Stunde mein empfunden, sie war es beinah; ich gebe sie nicht auf!

Hugo, erinnre dich! sagte Leo mit Energie. Unser Verhältniß von der Schule her, die Universitätszeit hindurch und auch später war immer seltsam gespannt, nie gleichgültig, meist feindselig. Ich konnte dich nur tadeln, du haßtest mich vielleicht. Cäcilie aber gleicht in Wesen und Charakter mir, wie nur je ein Weib dem Manne geglichen. Wie wollt ihr euch finden, da wir einander abgestoßen? Ihr stimmt nicht für einander.

Hugo erblaßte tiefer, er erwiederte nichts. Leo fuhr fort: Erspare ihr und dir selbst eine herbe, unsichere Zukunft. Entlasse die Eltern ihres Jaworts. Tritt freiwillig zurück. Sei großmüthig.

Sie ist angestiftet, fuhr Hugo heraus, und du beherrschest sie.

Was willst du sagen, erwiederte Leo gelassen.

Hast nicht du sie umgestimmt? rief Hugo. Du hast sie umgestimmt.

Besonnen versetzte Leo: Die Art deiner Bewerbung hatte sie gereizt; so fand ich sie. Gleich war sie wieder sie selbst und sprach es entschieden aus, daß sie dir nicht angehören könne.

Hugo sprach wild fort: Wer hieß dich zu kommen, wer hatte nach dir verlangt? Du wurdest nicht vermißt. Bei deinesgleichen hättest du bleiben sollen. Schatten, reine Geister sind deine Gesellschaft, wo nicht, ungebildetes, kinderhaftes, geringes Volk, zu dessen Gefährte eine hohle, verarmende Schwärmerei dich degradirt. Aus den alt und schaal gewordenen Träumen unvernünftiger Begeisterung magst du Nahrung ziehen. Schwielenfäustige Handwerksburschen nenne deine Freunde, mit Fabeln mögt ihr euren Wunsch sättigen: nicht unter intelligente, wahr und wirklich lebende Menschen dränge dich. Was säest du Zwietracht, wo Verständniß gewesen und Seelenharmonie? Wir haben keine Gemeinschaft mit dir. Mit unerschwinglichen Gedanken, unfähigen Gefühlen ist es nicht gethan, die Gegenwart lebt nach anderen Weisen. Du giebst nur Aergerniß, Mann der Qual und Ekstase; nur Stumpfsinn oder Verrücktheit mag's ertragen, mit dir zu sein. Warum verließest du deine Einsamkeit, Frostriese! Was reißest du mitten aus dem vollen, glühenden Leben mir die Braut vom Herzen?

Ein Fünkchen Sinn in einem Aschenberge Unsinn, entgegnete Leo tief gefaßt. Genug, mehr als genug. Meine Absicht steht nicht zu erreichen; ich gehe.

Verweile, nun sollst du hören, rief Hugo wüthend.

Wie war das? stutzte Leo, doch im Begriff aufzubrechen.

Du fürchtest zu bleiben? Feigling! schrie Hugo.

Leo fuhr furchtbar auf und stand geheftet. Hugo rief: Die Welt soll es wissen und gebrandmarkt wirst du gehen.

Ich bleibe! sagte Leo mit Wildheit.

In Ingrimm fuhr Hugo fort: Durch deine Lehren und Sympathieen zwar religiös somnambul neigte doch Cäcilie mir; ich fühlt' es, sie vernahm die Sprache der Natur und Leidenschaft; es war gegründete Hoffnung, daß sie dem Leben werde zu gewinnen sein: an deiner Wiederkehr scheiterte alles. Du störtest auf's Neue in das Gemüth des herrlichen Geschöpfs, zerbrachst ein junges, triebvolles, frisches und ganzes Herz, vernichtetest meine Zukunft, stahlst mir mein Kleinod —

Schone mich! rief dräuend Leo, kaum noch bei sich selbst. Kein Wort mehr, schone mich! Ich bin so schrecklich beleidigt, nicht von dir allein, geistohnmächtiger Stümper, du bist der Sprecher nur dieser seichten, kahlen Zeit, die mich so ungeheuer beleidigt, daß ich fürchte, nicht weiter leben zu können.

Räuber meines Glücks, rief Hugo knirschend, wind'ger Narr, moderner Don Quixote, mir verhaßt mehr als ich sagen kann.

Leo, an der Grenze des Bewußtseins, sprach taumelnd: Mir dunkelt's — eine Wuth tobt in mir — ich weiß nichts mehr — mit meinen Händen zerriß ich dich.

Waffen! rief Hugo und eilte der Wand zu, hier sind Waffen.

Er ergriff zwei Pistolen. Geladen beide! sagt' er, da, nimm!

Wie er die eine dem Leo darreichte, sprach dieser mit einem letzten Aufblitzen seiner Geister: Wie — hier?

Auf der Stelle, rief Hugo.

Ich schieße gut, sprach Leo und ergriff das Pistol — Mensch, ich erschieße dich. — Hugo faßte vom Regal eine Kugel auf, indeß er ihm zugewandt sprach: doch vielleicht aus Großmuth feige?

Rasender! rief Leo.

Messen wir den Saal, erwiderte Hugo. Stehe du dort, ich hier!

Sie traten einander gegenüber auf die äußersten Punkte der Diagonale. Hugo spannte. Bist du bereit? rief er. — Leo hatte gespannt. — Merke dies! rief Hugo. Wir zielen. Die Kugel in meiner Hand lasse ich zu Boden schlagen; wenn der Schall unser Ohr trifft, schießen wir. Bist du's zufrieden?

So sei es, sagte Leo.

Sie zielten. Die Kugel schlug auf. Gleichzeitig schossen sie. Hugo stürzte todt hin. Leo zum Tode getroffen schwankte. Cäcilie flog herein: „Leo — — du blutest!

Kaum noch aufrecht wies er nach Hugo hin: Des Freiers bist du quitt!

Der Graf — rief Cäcilie krampfhaft — erschlagen von deiner Hand?!

Gegenseitiger Mord, sagt' er zusammensinkend: Cäcilie, ich sterbe —

Wer? Du? rief sie irren Auges. In einem Besinnen packte sie mit beiden Händen ihr Haupt: „Und ich?"

Leo stotterte: Lebe, lebe!

Allein? In solcher Welt? fragte sie furchtbar. Es wäre mehr als Heulen und Zähneklappen.

Sie hatte wild sich umgeblickt, riß einen Dolch von der Wand, durchstach sich und sank todt neben Leo.

Gräßlich getroffen schrie er auf: „Erbarmen Jesus!„ — Er starb.

Der Graf und Eleonore, gefolgt von einer Dienerschaar, eilte herzu. Eleonore stürzte schreiend auf ihre Kinder. Der Graf stand starr — dann brach er in sich zusammen und sank in die Kniee. — —

König Friedrich I. und sein Hof.

Unter den Staatsmännern Friedrichs I. spielte Graf Wartenberg eine Zeit lang die wichtigste Rolle. Er stammte von der adeligen Familie von Kolbe. Schon bei Lebzeiten des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen kam er im Gefolge der Pfalzgräfinn von Simmern nach Berlin. Kolbe als ein junger schöner wohlgewachsener Mann zog schon damals die Aufmerksamkeit des Kurprinzen Friedrich auf sich, so daß Letzterer wünschte ihn bei sich zu behalten. Allein Kolbe wollte den Dienst jener Prinzessin nicht verlassen. Er kehrte mit ihr nach der Pfalz zurück. Da sie aber kurz nachher starb, so kam er wieder nach Berlin, wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Staatsrath angestellt, und nach dessen Absterben von Friedrich III. zum Schloßhauptmann und ersten Stallmeister ernannt.

Kolbe verstand die Kunst sich bei Jedermann einzuschmeicheln und stellte sich, als ob er sich in Staatssachen niemals mischen werde. Durch diesen Umstand erwarb er sich vorzüglich die Gunst des Oberpräsidenten von Dankelmann, welcher sehr viel zu seiner Erhebung beitrug. Es dauerte nicht lange, so erhielt der junge Günstling das Oberkämmereramt, mit welchem er in der Folge noch die Stellen eines Premier-Ministers, Oberstallmeisters, Oberhofpostmeisters und Curators aller Universitäten und Akademien verband. Nachdem er auf Ansuchen des Kurfürsten vom Kaiser in den Reichsgrafenstand war erhoben worden, so legte er seinen bisherigen Namen ab und nahm von einem alten Schlosse, das er in der Pfalz hatte, den Namen eines Grafen von Wartenberg an.

Sehr oft findet man, daß Menschen, welche vom Glücke begünstigt werden und in kurzer Zeit zu einer hohen Stufe der Ehre steigen, durch ihren Stolz und Uebermuth sich Feinde machen. Dies war aber bei dem Grafen Wartenberg nicht der Fall, welcher im Gegentheil an Bescheidenheit und Höflichkeit jeden Minister übertraf. Trotzdem konnte er bis an sein Ende in

seinen Würden sich nicht behaupten, obwohl er sich durch Treue gegen seinen Herrn und durch Thätigkeit in den Berufsgeschäften auszeichnete. Die Ursache hiervon lag in seiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen sein Frau, die durch ihren grenzenlosen Ehrgeiz den ganzen Hof gegen sich erbitterte.

Da diese Frau an dem Hofe Friedrichs einen großen Einfluß gehabt und durch ihre Unbesonnenheiten es dahin gebracht hat, daß zuletzt ihr Mann seiner Würden entsetzt wurde, so habe ich hier einige Nachrichten zusammengetragen, welche ihre Person angehen.

Sie war aus Emmerich im Herzogthum Kleve gebürtig. Ihr Vater hieß Ricker und war ein Schiffer. Derselbe hatte eine sogenannte Winkelschenke, wo sich täglich der beiden Töchter wegen viele Gäste einfanden. Ein Kurfürstlicher Kammerdiener, Namens Biedekapp, besuchte diesen Ort, weil er sehr vieles von der Artigkeit der beiden Mädchen hatte erzählen hören. Er verliebte sich in die Aelteste, Katharine, und heirathete sie. Als sie nach Berlin kam, gefiel sie dem Herrn von Kolbe und stand mit demselben noch bei Lebzeiten ihres Mannes in einem vertrauten Verhältnisse. Nach dem Absterben ihres Ehegatten heirathete sie den von Kolbe. Der Hochzeitfeier wohnte der Kurfürst Friedrich III. selbst bei, welcher von dieser Zeit an bei jeder Gelegenheit gegen die Frau eine große Achtung bewieß.

Von der Zeit an, da ihr Mann in den Grafenstand war erhoben worden, nahm der Stolz dieser Frau in einem solchen Grade zu, daß derselbe durch nichts konnte befriedigt werden. Täglich verfiel sie daher auf neue Thorheiten, zu welchen sie ihren Mann, der gänzlich von ihr abhängig war, verleitete.

Keine Gelegenheit ihr Ansehen bei Hofe zu vermehren ließ sie unbenutzt. Dies war auch der Fall, als der Kurfürst Friedrich III. alle Mittel anwendete, um den Kaiser Leopold zu bewegen, daß er ihm die Einwilligung zur Annahme des Königs-Titels ertheilen möchte. Der Graf Wartenberg ersuchte die Kurfürstin eine Reise zu unternehmen, um die Seemächte und den Kurfürsten von Baiern zur Mitwirkung zu bewegen. Sie übernahm zwar das Geschäft, verlangte aber zu der Reise mehr Geld, als ihr ursprünglich angewiesen worden. Wartenberg zeigte sich nicht abgeneigt dem Verlangen der Kurfürstin ein Genüge zu leisten, jedoch nur unter der Bedingung, wenn sie seine Frau bei der Cour annehmen würde. Die Kürfürstin willigte ein, machte sich dabei aber aus, daß ihr in ihren Ausgaben Nichts vorgeschrieben, ihre Einkünfte für die Zukunft auf 20,000 Thlr. erhöhet und ihr überdem 150,000 Thlr. ausgezahlet würden, um ihre Schulden damit tilgen zu können.

Friedrich III. nahm nach mühseligen Verhandlungen den Königstitel an.

Nachdem der Feldmarschall von Barfuß bei dem König Friedrich I. in Ungnade gefallen war, so wurde dem Grafen von Wartenberg die Besorgung der wichtigsten Angelegenheiten gänzlich übertragen. Von dieser Zeit an besaß er eine unumschränkte Gewalt, erhielt aber auch sehr viel Feinde. Einige derselben schlossen einen Bund, um der Sturz des vom König so sehr be-

günstigten Mannes zu bewirken. Die Häupter desselben waren die Grafen von Dohna, der Obermarschall Graf von Lottum, der Generalcommissarius Graf von Dönhof, und der Hofmarschall Herr von Wensen.

Unter den genannten Männern zeichnete sich von Wensen am meisten durch Kühnheit aus. Es fehlte ihm aber an Talent, um eine solche Kabale mit Geschicklichkeit zu leiten. Gleichwohl wurde er von den Uebrigen gewählt, um diese Sache in Gang zu bringen: denn der Graf von Dönhof sagte bei dieser Gelegenheit im Scherze, man müsse dem Glücke einen Ochsen opfern. Wensen kannte sich selbst ganz und gar nicht. Er hatte sich schon längst eingebildet, er werde dereinst noch unter den königlichen Günstlingen die erste Rolle spielen. Er übernahm folglich jenes Geschäft mit Vergnügen und vergaß auf einmal alle Verbindlichkeiten, die er dem Grafen von Wartenberg schuldig war.

Ein Zufall bewirkte, daß Herr von Wensen die Kabale eher einzuleiten suchte, als die übrigen Theilnehmer des geheimen Bundes erwartet hatten. Friedrich I. ließ nämlich in einem Gespräche mit dem Herrn von Wensen einige Unzufriedenheit über den Premier-Minister merken. Herr von Wensen suchte diesen Augenblick zu benutzen und versicherte den König, daß Jedermann sich über die außerordentliche Gnade wundere, mit welcher der König einen Minister überhäufe, der seine Macht täglich mißbrauche, um das Volk unter die Füße zu treten. Ja er fügte noch hinzu, daß der Graf Wartenberg und dessen Frau jährlich große Summen Geldes ins Ausland schickten und daß die Tafel derselben mehr koste, als die des Königs. Und seine ganze Vorstellung schloß er mit den Worten: „Ich weiß recht gut, daß ich verloren bin, wenn der Oberkämmerer erfährt, was ich Ew. Majestät jetzt zu sagen mich erkühne. Allein, wenn ich länger schwiege, würde ich wider meine Pflicht zu handeln glauben. Ich bin übrigens erbötig Alles, was ich gesagt habe, zu erweisen.“

Herr von Wensen verließ freudenvoll den König und eilte den Theilnehmern der Hofkabale Bericht abzustatten. Denn aus der Aufmerksamkeit, mit welcher der König ihm zuhörte, hatte er geschlossen, daß seine Rede gewirkt habe und daß der Fall des Oberkämmerers nicht mehr fern sein werde.

Wenigstens erwartete man von dem König, daß er über die wichtigsten Punkte der Anklage eine Untersuchung anstellen würde; allein es geschah hiervon nicht das Geringste. Friedrich I. theilte vielmehr die ganze Unterredung seinem Günstling mit und versicherte zugleich, daß er von Allem dem, was ihm der Hofmarschall gesagt habe, Nichts glaube, und daß er wohl einsehe, Wensen sei ein boshafter Mensch, der ihm Argwohn gegen seine getreuesten Diener einzuflößen suche.

Der Oberkämmerer benahm sich bei dieser Sache gänzlich als ein feiner Hofmann. Er unterdrückte nämlich seinen Unwillen und antwortete: er sei gegen die Anklage seiner Feinde schon dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß der König daraus so wenig mache. Er verzeihe seinen Feinden von ganzem Herzen und bitte Se. Majestät, auf diese Leute nicht weiter böse zu sein.

Uebrigens wisse er gar wohl, daß, so lange er das Glück haben würde, der Gnade Sr. Majestät zu genießen, er dem Hasse und dem Neide der Hofleute ausgesetzt sein werde.

Dieses Benehmen des Oberkämmerers erhielt des Königs Beifall. Er erklärte ihm daher, er werde ihn auf einmal von seinen Feinden befreien. Friedrich I. hielt auch Wort, indem er den Herrn von Wensen auf die Festung Küstrin schickte und die Grafen von Dohna und von Dönhof auf ihre Güter nach Preußen verwies. Der Obermarschall Graf von Lottum hatte noch das beste Schicksal. Er verlor zwar seine Stelle, bekam aber dafür das Kommando über die Truppen in Flandern. Nach Verlauf von einigen Monaten erhielt auch von Wensen seine Freiheit wieder, mußte sich aber auf seine Güter im Cellischen begeben und dem Grafen von Wartenberg 10,000 Rthlr. auszahlen.

Diesmal hatte also der Premier-Minister die ihm drohende Gefahr glücklich von sich abgewendet, seine Macht erreichte nunmehr eine solche Höhe, welche sie noch nie gehabt hatte. In gleichem Grade nahm aber auch der Stolz der Gräfin von Wartenberg zu.

Die Kronprinzessin war von einer Tochter entbunden worden. Bei der Taufceremonie entstand zwischen der Gräfin von Wartenberg und der Frau von Lintlo, der Gemahlin des holländischen Gesandten, ein Rangstreit. Bei allen feierlichen Gelegenheiten war die Gräfin den Prinzessinnen von Geblüte gefolgt, seitdem ihr eine Herzogin von Holstein-Beck den Vortritt gegen 10,000 Rthlr., die der König zahlen ließ, eingeräumt hatte.

Am Tage der Taufe ereignete sich die Scene, die mehrfach in Geschichtsbüchern, Romanen und Novellen behandelt worden ist. Es waren alle Damen vom Stande eingeladen worden, sich in der Wohnung der Kronprinzessin einzufinden, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche das neugeborne Kind zur Taufe in die Kapelle trug, dahin zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit wollte die Frau von Lintlo unmittelbar der Markgräfin folgen. Die Gräfin von Wartenberg suchte mit Gewalt den Vorrang zu behaupten. Zwischen beiden entstand ein Handgemenge und der Ceremonienmeister von Besser mußte viele Mühe anwenden, um die Kämpfenden auseinander zu bringen. Die Gräfin hatte aber doch das Schlachtfeld behauptet und ein Stück vom Kopfputze ihrer Feindin davongetragen. Trotzdem beschwerte sie sich noch bei dem König, welcher sogleich der Frau von Lintlo den Hof verbieten ließ und zugleich verlangte, daß sie der Gräfin Abbitte leisten solle. Der Herr von Lintlo unterstützte seine Frau und erklärte, daß dieselbe sich nie zu einer solchen Demüthigung verstehen würde. Der König wandte sich sogleich an die Generalstaaten, verlangte die Zurückberufung des von Lintlo und bestand vor allen Dingen darauf, daß die Frau desselben der Gräfin von Wartenberg Abbitte leisten solle. Falls dieses nicht geschehe, würde er seine Truppen aus Flandern zurück marschiren lassen. Die Generalstaaten gaben dem König die verlangte Genugthuung und die Frau von Lintlo mußte Abbitte leisten, wodurch natürlicher Weise der Stolz der Gräfin von Wartenberg vermehrt wurde, und

zwar in einem solchen Grade, daß sie die Achtung gegen die Königin aus den Augen setzte.

Die Königin, während ihr Gemahl nach Leipzig gereist war, um mit dem König von Polen eine Zusammenkunft zu halten, mußte wegen Unpäßlichkeit einige Tage auf ihrem Zimmer bleiben. Diese Zeit wollte sie zur Vollendung einer Arbeit anwenden, welche sie für ihren Mann verfertigte. Die meisten Hofdamen, unter andern auch die Gräfin von Wartenberg, wurden eingeladen, um hülfreiche Hand zu leisten. Eines Tages kam ein Mensch mit einem Kaffeebrette und Tassen in der einen und einer Kaffeekanne in der anderen Hand in das Zimmer der Königin. Diese wunderte sich und fragte, was dies zu bedeuten habe. Die Gräfin von Wartenberg sagte: es sei ihr Kammerdiener, der ihr den Kaffee bringe. Die Königin, hierüber aufgebracht, befahl ihr sogleich das Zimmer zu verlassen und niemals wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Die Gräfin fing an zu lachen und sagte: das möchte sie doch wohl sehen! Hierüber gerieth die Königin in den heftigsten Zorn, so daß sie Leute herbei rief, um die Gräfin zum Fenster hinaus werfen zu lassen. Glücklicher Weise waren nicht gleich solche Personen bei der Hand, so daß die Gräfin Zeit hatte sich zu entfernen.

Die Königin beklagte sich zwar bei ihrem Gemahl über dies Betragen der Gräfin: mußte sich aber damit begnügen, daß die Gemahlin des Premier-Ministers um Verzeihung bat. Einige Zeit nachher hatte aber die Gräfin wegen ihres Stolzes auf eine für sie sehr empfindliche Art zu büßen. Die Veranlassung hierzu war die Durchreise der Frau von Matuoff durch Berlin. Der Gemahl dieser Dame war Staatsminister des Czars und Ambassadeur bei den Generalstaaten. Der Herr von Licht, bevollmächtigter Minister des Czars zu Berlin, gab zu Ehren der Frau von Matuoff ein großes Diner, zu welchem die vornehmsten Personen, folglich auch die Gräfin von Wartenberg eingeladen wurden. Die stolze Frau schickte ihren Stallmeister zu dem russischen Gesandten und ließ fragen, ob die Frau von Matuoff den Rang über sie verlange. Nachdem sie die Antwort erhalten hatte, daß der Frau von Matuoff, der Gemahlin eines Staatministers und Ambassadeurs des Czars der erste Platz müsse eingeräumt werden, so fuhr sie nicht zu dem russischen Gesandten. Frau von Matuoff hierüber aufgebracht, beklagte sich bei dem König, daß die Gräfin den Vorrang von ihr verlangt habe, welches doch den Rechten der Gemahlin eines Ambassadeurs zuwider und für den Czar selbst beleidigend sei. Friedrich I. aus Besorgniß Rußlands Freundschaft zu verlieren, zwang die Gräfin zur Frau von Matuoff zu gehen und ihr zu erklären, daß, so lange der Herr von Mutuoff Ambassadeur sein werde, sie ihr den Rang abtreten werde. Bei dieser Gelegenheit wurde der Stolz dieser Frau sehr gedemüthiget: denn die Frau von Matuoff hatte ihr die Stunde bestimmt und alle fremden Gesandten hierzu eingeladen.

Noch kränkender für die Gräfin von Wartenberg waren die Worte des Königs, indem er ihr viele Vorwürfe machte und zugleich erklärte, daß sie für die Zukunft ihr Betragen gänzlich abändern müsse, widrigenfalls er andere Maßregeln ergreifen würde. Da der König mit ihr noch nie auf eine

solche Art gesprochen hatte, so machte seine Rede auf sie einen so unangenehmen Eindruck, daß sie ihren Mann bat den Hof zu verlassen. Dies war der klügste Rath, den sie je ertheilt hatte, allein er wurde nicht befolgt.

Der furchtbarste Feind des Oberkämmerers war unstreitig der Kronprinz. Schon längst hatte derselbe an dem Falle der Grafen von Wartenberg und Wittgenstein gearbeitet, welcher letztere das Amt eines Oberhofmarschalls verwaltete. Bis jetzt hatte er seine Absicht nicht erreichen können. Nunmehr machte er einen neuen Versuch und bediente sich der beiden Herren von Kameke, die damals gleichfalls die Gnade des Königs genossen. Der eine Herr von Kameke war Grand-Maître de la Garderobe und der andere Staatsminister. Ersterer eröffnete die Unternehmung mit der Anklage des Grafen von Wittgenstein.

Dieser Minister hatte bisher die Feuerkasse unter seiner Aufsicht gehabt, aus welcher die Abgebrannten eine Entschädigung erhalten sollten. Die Kasse war aber so schlecht verwaltet worden, daß, als die Stadt Krossen ganz niedergebrannt war, sich Nichts in derselben befand, um die Einwohner jenes Ortes zu unterstützen. Anfangs wendeten sich dieselben an den Obermarschall. Da sie aber von ihm mit Härte abgewiesen wurden, so nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Kronprinzen. Dieser übertrug die Sache den beiden Herren von Kameke, welche den Vorfall dem König vortrugen.

Der Graf von Wittgenstein wurde beschuldigt, er habe die öffentlichen Gelder zu seinem Nutzen verwendet. Obwohl er zu beweisen suchte, daß alle fehlenden Gelder zum Nutzen des Königs wären angewendet worden, und daß er Nichts für sich sondern Alles auf Befehl des Königs und des Oberkämmerers gethan habe, so wurde er doch auf die Festung Spandau abgeführt.

Nunmehr war die größte Arbeit geschehen: denn nach dem Falle des Obermarschalls war die Ungnade des Oberkämmerers nicht mehr fern. Zwei Tage nachher kam der Minister und Staatssekretair Herr von Ilgen zu demselben, forderte ihm im Namen des Königs die Siegel ab und kündigte ihm an, daß er sich von jetzt an um Nichts mehr zu bekümmern habe. Am folgenden Tage wurde ihm durch eben denselben angezeigt, daß er sich mit seiner Familie nach Wolfersdorf, der einzigen Besitzung, die er in den Brandenburgischen Staaten hatte, begeben solle.

Der Graf von Wartenberg befand sich zwar nunmehr an dem Ende seiner glänzenden Laufbahn, aber er ließ kein Mittel unbenutzt, durch welches er hoffen konnte seinem Schicksale eine andere Richtung zu geben. In dieser Absicht ließ er auch kurz vor seiner Abreise den König um die Erlaubniß bitten, noch einmal sein Knie umfassen zu dürfen. Sehr gern würden die Herren von Kamecke die Gewährung dieser Bitte verhindert haben: allein dies stand nicht in ihrer Gewalt, denn der König glaubte einem Manne, den er so vorzüglich geliebt hatte, jene Bitte nicht abschlagen zu dürfen.

Graf Wartenberg, als er vor dem König erschien, umfaßte die Knie desselben, küßte ihm die Hand und benetzte sie mit Thränen, beschwor ihn, daß er ihm zur Belohnung für seine geleisteten Dienste erlauben möchte, zu

seinen Füßen zu sterben; bekannte, daß er ihm Alles, Ansehen und Vermögen, zu verdanken habe; sagte, daß er auf Alles wieder Verzicht thue; bat aber den König demüthigst ihm nicht den Trost zu rauben, ihn zu sehen, und Zeuge seiner segensvollen Regierung zu sein.

Der König wurde hierdurch bis zu Thränen gerührt und sagte ihm, es thue ihm sehr leid, daß er ihn entfernen müsse; allein das Beste des Staats erfordere es. Er versicherte ihn jedoch, daß er die ihm erwiesenen Dienste nie vergessen und ihn stets lieben werde. Zugleich zog er einen kostbaren Ring vom Finger und überreichte denselben dem Oberkämmerer mit folgenden Worten: er verehre ihm denselben als ein Unterpfand seiner Achtung und bitte ihn, daß er den Ring bei seiner Familie als ein Zeichen der Freundschaft, die er für ihn gehabt habe, aufbewahren möchte. Die ganze Scene wurde mit einer zärtlichen Umarmung beendiget, wobei von beiden Seiten viel Thränen vergossen wurden.

Wartenberg, nachdem er vom Könige war entlassen worden, stieg sogleich in seinen Wagen und fuhr nach Wolfersdorf. Von hier aus schrieb er an den König, und bat ihn, das Porcellainkabinet seiner Gemahlin und einen Garten, den sie an der Vorstadt besaß und Monbijou genannt hatte, anzunehmen. Der König antworte, daß er zwar beides annehmen, aber ihm den wahren Werth dafür bezahlen wolle, weil er sehr weit entfernt sei ihm das Geringste zu rauben, sondern ihm vielmehr bei jeder Gelegenheit noch mehr zufließen lassen werde.

Sowohl dieses Benehmen des Königs als auch die letzte Unterhaltung desselben mit dem Grafen Wartenberg erregte bei dem Staatsminister von Kamecke die Besorgniß, daß der König vielleicht seinen bisherigen Liebling wieder zurück rufen werde.

Bei der Untersuchung gegen den Grafen von Wittgenstein, wo dessen Rechnungen unrichtig befunden wurden, schob Letzterer alle Schuld auf den Oberkämmerer, ohne dessen Befehl er nichts gethan habe. Kamecke stellte diese Sache dem Könige von einer solchen Seite vor, daß Friedrich I. beschloß den Grafen von Wartenberg in Verhaft nehmen zu lassen. Nunmehr zeigte sich der Herr von Kamecke sehr großmüthig und stellte dem Könige vor, daß der Premier-Minister nicht strafbar genug sei, um ihm die Freiheit zu rauben; daß es zwar nöthig sei, ihn aus dem Lande zu entfernen, aber doch der Großmuth des Königs angemessen, ihm eine lebenslängliche Pension auszusetzen, die ihm nicht nur ein anständiges Auskommen sichere, sondern auch beträchtlich genug sei, ihn auf immer an das Interesse des Preußischen Hauses zu fesseln. Dieser Vorschlag erhielt des Königs Beifall und es wurde sogleich dem Grafen Wartenberg der Befehl zugeschickt, daß er sich nach Frankfurt a. M. begeben und diesen Ort ohne Königliche Erlaubniß nie verlassen solle, wofür ihm aber eine jährliche Pension von 20,000 Thlr. zugesichert sei, welche auch seine Gemahlin genießen sollte, im Falle sie ihn überlebte.

Dem Oberkämmerer, der bisher noch immer wegen der Zukunft in Furcht und Hoffnung geschwebt hate, war dieser Befehl sehr angenehm. Er reiste sogleich mit seiner Frau ab, nachdem er alle Kostbarkeiten voran geschickt hatte.

Der Werth der Diamanten, welche die Gräfin besaß, soll sich allein auf 500,000 Thlr. belaufen haben.

Zwei Tage nach der Abreise schickte ihm der König einen Courier nach, der ihm den Oberkämmerer-Schlüssel und das Patent eines Erbgeneralpostmeisters abfordern mußte. Wartenberg gehorchte und schrieb dem Könige, daß er das Verlangte zurück schicke und auf Friedrich I. Befehl selbst seinen Kopf darbringen würde. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß er während seiner übrigen Lebenszeit eine fortdauernde Ehrfurcht gegen den König bewies; jedoch verdient er deshalb kein besonderes Lob, denn mit Recht konnte von ihm eine dauerhafte Achtung gegen den König gefordert worden, da er von ihm selbst alsdann noch, nachdem er in Ungnade gefallen war, mit Wohlthaten überhäuft und von jeder strengen Untersuchung befreit wurde. Wartenbergs Geschichte ist vielfach in das Tragische verkehrt worden. Sie bietet aber eher den Stoff zu einer Comödie gleich dem „Glase Wasser" von Scribe. Man muß es den Damen des achtzehnten Jahrhunderts lassen, daß sie die Theorie des Stolzes gründlich inne hatten.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Ich komme auf den wechselseitigen Verkehr zwischen den Bürgern zurück. Der Aelteste ist, wie schon gesagt, das Haupt der Familie. Die Frauen gehorchen ihren Männern, die Kinder ihren Vätern und Müttern, und unter jenen wieder die jüngeren den ältesten.

Die ganze Stadt theilt sich in vier gleiche Viertel. Im Mittelpunkte jedes Viertels befindet sich der Markt für die zum Leben nöthigen Gegenstände. Hierher bringt man die verschiedenen Erzeugnisse der Arbeit aller Familien. Diese Erzeugnisse werden zuerst in Niederlagen deponirt und später, nach ihren Gattungen geordnet, in den entsprechenden Magazinen aufbewahrt.

Jeder Familienvater sucht auf dem Markt, was er für sich und die Seinigen nöthig hat. Was er verlangt, erhält er, ohne daß man dafür Geld oder andere Entschädigung forderte. Den Familienvätern wird niemals Etwas verweigert. Da man Alles in außerordentlichem Ueberflusse besitzt, fürchtet man nicht, daß Jemand über seinen Bedarf hinaus Etwas verlangen werde. In der That, warum sollte Jemand, der gewiß ist, niemals an irgend Etwas Mangel zu leiden, mehr zu besitzen wünschen, als er eben bedarf? Die Ursache der Unersättlichkeit und Raublust bei den leben-

den Wesen im Allgemeinen ist die Furcht vor zukünftigen Beraubungen. Bei dem Menschen im Besondern hat die Habsucht noch einen andern Grund, den Stolz, der ihn reizt, seines Gleichen an Reichthum zu übertreffen und sie durch das Auskramen eines glänzenden Ueberflusses zu blenden. Aber die utopischen Institutionen machen dieses Unwesen unmöglich.

Mit den Märkten, wovon ich soeben berichtete, sind andere für Eßwaaren verbunden. Auf diese bringt man Gemüse, Früchte, Brod, Fisch, Geflügel und das Eßbare von vierfüßigen Thieren.

Außerhalb der Stadt findet man Schlachthäuser, wo die für die Küche bestimmten Thiere geschlachtet werden. Diese Schlachthäuser werden mittelst kleiner Canäle, die das Blut und den Schmutz abführen, sehr reinlich gehalten. Von dort bringt man das Fleisch auf den Markt, nachdem es durch Sklavenhände gesäubert und in Stücke zertheilt ist; denn den Bürgern verbietet das Gesetz das Metzgerhandwerk, aus Furcht, daß die Gewohnheit des Abschlachtens das Mitleid, diese edelste Regung des menschlichen Herzens, allmälig in ihnen ertödten möchte. Daß aber die Schlachthäuser sich außerhalb der Stadt befinden, hat noch einen andern Zweck. Man will den Bürgern einen widerwärtigen Anblick ersparen und die Stadt von dem Abfall, Schmutz und thierischen Stoffen freihalten, deren Fäulung Krankheiten erzeugen könnte.

An jeder Straße befinden sich in gleichen Entfernungen geräumige Hotels, die sich durch besondere Namen von einander unterscheiden. Dort wohnen die Syphogranten; ihre dreißig Familien wohnen zu beiden Seiten, funfzehn rechts und funfzehn links; im Hotel des Syphogranten halten sie gemeinschaftlich ihre Mahlzeiten.

Die Einkäufer versammeln sich zu einer bestimmten Stunde auf dem Markte und fordern dort eine Quantität von Lebensmitteln, die der Zahl der zu Speisenden entspricht. Den Anfang macht man stets mit der Speisung der Kranken, die in öffentlichen Hospitälern gepflegt werden.

Diese Hospitäler, der Zahl nach vier, liegen im Umkreise der Stadt, in einiger Entfernung von deren Mauern. Sie sind so weitläufig, daß man sie leicht für Marktflecken halten könnte. Man vermeidet dadurch die Anhäufung und das gar zu nahe Zusammenleben der Kranken, wodurch ihre Genesung verzögert wird; überdies kann man einen Menschen, der an einer ansteckenden Krankheit leidet, völlig isoliren. Diese Hospitäler enthalten im Ueberflusse alle Heilmittel und Alles, was zur Herstellung der Gesundheit erforderlich ist. Die Kranken werden dort mit der liebreichsten und unermüdlichsten Sorgfalt gepflegt, und zwar unter der Leitung sehr geschickter Aerzte. Niemand ist gezwungen, sich dort behandeln zu lassen; aber es giebt gewiß Niemand, der im Krankheitsfalle nicht die Behandlung im Hospitale derjenigen zu Hause vorzöge.

Wenn die Einkäufer der Hospitäler Dasjenige, was sie den ärztlichen Vorschriften zufolge verlangten, empfangen haben, wird das Beste, was es auf dem Markte giebt, ohne Unterschied für alle Speisesäle nach Verhältniß der Gäste vertheilt. Man servirt zu gleicher Zeit dem Fürsten, dem Ober-

priester, den Traniboren, den Gesandten und — wenn es deren giebt, was jedoch sehr selten ist — den Fremden. Diese Letzteren finden bei ihrer Ankunft in einer Stadt eigens für sie bestimmte Wohnungen, die mit Allem, dessen sie bedürfen können, versehen sind.

Die Trompete verkündigt die Stunde der Mahlzeit. Die ganze Syphograntie, mit Ausnahme Derjenigen, die zu Hause oder im Hospitale krank darniederliegen, begiebt sich dann nach dem Hotel, um dort gemeinschaftlich zu Mittag oder zu Abend zu speisen. Es ist erlaubt, die Lebensmittel für den besondern Bedarf, nachdem die öffentlichen Tische völlig versorgt sind, auf dem Markte einzukaufen. Aber ohne gewichtige Gründe machen die Utopier von diesem Rechte niemals Gebrauch; da es Niemandem verwehrt ist, zu Hause zu speisen, so findet Niemand Vergnügen daran, es zu thun. Denn es wäre Thorheit, mühsam ein schlechtes Diner zubereiten zu wollen, wenn man ein solches wenige Schritte entfernt weit besser und billiger haben kann.

Mit den schmutzigsten und beschwerlichsten Küchenarbeiten sind die Sklaven beauftragt. Die Frauen kochen die Speisen, würzen die Gerichte, decken die Tafel und tragen wieder ab. Sie werden in diesem Geschäfte familienweise abgelöst.

Man richtet drei oder mehr Tische an, je nach der Zahl der Gäste. Die Männer sitzen an der Wandseite, die Frauen gegenüber, damit diese, wenn ihnen eine plötzliche Unpäßlichkeit zustoßen sollte, was schwangeren Frauen mitunter begegnet, ohne Jemanden zu stören hinausgehen und sich in das Ammenzimmer zurückziehen können.

Jede Mutter säugt ihr Kind; nur Tod und Krankheit können sie daran verhindern. In diesen beiden Fällen suchen die Frauen der Syphogranten in aller Eile eine Amme, die sie leicht finden. Die zu dieser Dienstleistung fähigen Frauen bieten sich freiwillig und gern dazu an. Außerdem ist diese Function eine der geehrtesten, und das Kind gehört seiner Amme, als wäre sie seine Mutter.

Im Ammensaale sind somit die Kinder unter fünf Jahren. Jünglinge und Jungfrauen versehen den Dienst bei der Tafel. Diejenigen Knaben und Mädchen, welchen es noch anden zu diesem Dienst erforderlichen Kräften fehlt, bleiben schweigend stehen; sie essen, was ihnen von den Sitzenden gereicht wird, und speisen nie außer diesen Mahlzeiten.

Der Syphogrant und seine Gattin haben ihren Platz an der Mitte des ersten Tisches. Dieser Tisch nimmt das obere Ende des Saales ein, und von hier aus übersieht man mit einem Blicke die ganze Gesellschaft. Zwei Greise aus der Zahl der ältesten und ehrwürdigsten sitzen bei dem Syphogranten, und ebenso speisen alle übrigen Gäste zu Vieren; befindet sich in der Syphograntie eine Kirche, so ersetzen der Priester und seine Gattin jene beiden Greise und haben bei der Mahlzeit den Vorsitz.

An den beiden Seiten des Saales sitzen in Reihen wechselweise zwei junge Leute und zwei ältere. Diese Einrichtung bringt die Individuen von gleichen Jahren zusammen und vermengt zugleich alle Alter; außerdem erfüllt

sie einen moralischen Zweck. Da nichts geschehen oder gesprochen werden kann, das nicht von den Nachbarn bemerkt würde, so hält der Ernst des Greisenalters und die Achtung, welche dasselbe einflößt, den Ungestüm der Jugend in Schranken und verhindert sie, in Worten und Manieren sich mehr als geziemend zu erlauben.

Der Tisch des Syphogranten wird zuerst servirt; sodann kommen die Uebrigen nach ihrer Stellung an die Reihe. Die besten Bissen werden den Familienältesten vorgesetzt, welche feste und vorzugsweise bemerkbare Plätze einnehmen; alle Uebrigen werden mit vollkommener Gleichheit bedient. Jene braven Greise können von ihren Portionen nicht aller Welt reichen; aber sie theilen dieselben nach ihrem Gutdünken mit ihren nächsten Nachbarn. So erzeigt man dem Alter die ihm gebührende Ehre, und diese Huldigung gereicht zu Aller Wohl.

Die Diners und Soupers beginnen mit der Lectüre eines moralischen Buches; damit sie aber nicht langweilen möge, fällt diese Lectüre kurz aus. Ist sie geendigt, so knüpfen die Bejahrtesten vernünftige Gespräche an, denen es jedoch nicht an der Würze der Heiterkeit fehlt. Weit entfernt, sich selbst ausschließlich und beständig das Wort vorzubehalten, hören sie im Gegentheil gern den jungen Leuten zu; ja sie veranlassen dieselben sogar zu unbefangenen, munteren Aeußerungen, um dadurch auf die Art ihres Charakters und Geistes zu schließen, die sich leicht in dem Eifer und der bei einem Mahle herrschenden Ungebundenheit verräth.

Das Diner ist kurz, das Souper lang, weil nach dem ersteren gearbeitet wird, während man nach dem Souper des Schlafs und der nächtlichen Ruhe pflegt. Die Utopier sind der Ansicht, daß der Schlaf vortheilhafter als die Arbeit auf die Verdauung einwirke. Bei einem Souper fehlt niemals Musik und ein reichhaltiges und leckeres Dessert. Weder Parfums noch die wohlriechendsten Essenzen, nichts ist gespart, um die Behaglichkeit und den Genuß der Gäste zu erhöhen. Wer wird die Utopier deshalb eines übermäßigen Hanges zum Vergnügen anklagen? Sie haben zum Grundsatze, daß ein Vergnügen, sobald es nichts Böses erzeugt, vollkommen erlaubt sei.

In dieser Weise leben die utopischen Städter unter sich. Die auf dem Felde Beschäftigten sind zu weit von einander entfernt, als daß sie gemeinschaftlich speisen könnten; sie halten ihre Mahlzeiten Jedes für sich zu Hause. Uebrigens ist den ackerbauenden Familien eine reichliche und mannigfaltige Nahrung gesichert. Es fehlt ihnen an Nichts; sind sie nicht die Versorgerinnen und gleichsam die Säugeammen der Städte?

Wünscht ein Bürger einen Freund zu besuchen, der in einer andern Stadt wohnt, oder will er eine einfache Lustreise machen, so geben die Syphogranten und Traniboren ihm gern dazu ihre Einwilligung, sobald kein erheblicher Hinderungsgrund vorliegt.

Die Reisenden vereinigen sich, um zusammen zu reisen; sie sind mit einem Passe vom Fürsten versehen, der die Erlaubniß zur Reise bescheinigt und den Tag der Rückkehr festsetzt. Man liefert ihnen einen Wagen und einen Sklaven, der das Gespann besorgen und führen muß. Wenn aber die Reisenden

keine Frauen mitnehmen, so weisen sie in der Regel den Wagen als Etwas, das ihnen nur hinderlich wäre, zurück. An Nahrungsmitteln nehmen sie nichts mit auf den Weg; es kann ihnen ja an nichts gebrechen, da sie überall wie zu Hause sind.

Wenn ein Reisender länger als einen Tag an einem Orte verweilt, arbeitet er daselbst in seinem Metier und erfährt die verbindlichste Aufnahme von seinen Handwerksgenossen.

Wer, ohne deshalb um die erforderliche Erlaubniß nachgesucht zu haben, die Grenzen seiner Provinz überschreitet, wird als Verbrecher behandelt. Ohne den Paß vom Fürsten ergriffen, wird er gleich einem Ausreißer zurückgeführt und streng bestraft. Im Wiederholungsfalle verliert er die Freiheit.

Bekommt ein Bürger Lust, einen Ausflug auf's Land innerhalb des Grundgebiets seiner Stadt zu machen, so kann er dies mit Zustimmung seiner Gattin und seines Familienvaters. Aber er muß seine Nahrung dadurch vergüten, daß er vor dem Diner und dem Souper ebensoviel arbeitet, als man es in den Orten thut, wo er sich aufhält. Unter dieser Bedingung hat jedes Individuum das Recht, sich aus der Stadt zu entfernen und das Grundgebiet zu durchwandern, weil er sich außerhalb ebenso nützlich macht, wie innerhalb.

Sie sehen daher, daß Müßiggang und Trägheit in Utopien unmöglich sind. Man findet dort weder Schenken, noch Häuser der Unzucht, noch Gelegenheiten zum liederlichen Leben, noch Diebshöhlen, noch geheime Versammlungen. Jeder befindet sich, da er unaufhörlich den Blicken Aller ausgesetzt ist, in der glücklichen Nothwendigkeit, nach den Gesetzen und Bräuchen des Landes zu arbeiten und sich auszuruhen. Ueberfluß an Allem ist die Frucht dieses reinen und thätigen Lebens. Der Wohlstand verbreitet sich in gleicher Weise über alle Glieder dieser bewundernswerthen Gesellschaft; Armuth und Elend sind dort unbekannt.

Ich habe schon erwähnt, daß jede Stadt Utopiens drei Abgeordnete in den Senat zu Amaurote absende. Die ersten Sitzungen des Senats sind dazu bestimmt, die ökonomische Statistik der verschiedenen Theile der Insel festzustellen. Sobald man ermittelt hat, an welchem Punkte sich ein „Zuviel" und an welchen sich ein „Nicht genug" ergiebt, wird das Gleichgewicht dadurch wiederhergestellt, daß man die leeren Räume der unglücklichen Städte mit dem zu entbehrenden Ueberfluß mehr begünstigter Städe ausfüllt. Diese Compensation geschieht unentgeltlich. Die Stadt, welche giebt, wird von derjenigen, welche die Schuldnerin der erstern wird, in Nichts entschädigt; und umgekehrt empfängt sie auch wieder unentgeltlich von einer andern Stadt, der sie Nichts gegeben.

So bildet der ganze utopische Staat gleichsam eine und die nämliche Familie.

Wegen der Ungewißheit einer guten oder schlechten Ernte für das folgende Jahr ist die Insel beständig mit Vorräthen versehen. Das Ueberflüssige führt man in's Ausland. Dahin gehören Korn, Honig, Wolle, Flachs, Holz, Farbewaaren, Felle, Wachs, Seife und Vieh. Der siebente Theil dieser Waaren wird unter die Armen des Landes vertheilt, in welches

man jene ausführt; das Uebrige wird zu mäßigen Preisen verkauft. Durch diesen Handel gewinnt Utopien nicht allein Gegenstände des Bedürfnisses, wie z. B. Eisen, sondern auch eine beträchtliche Masse von Gold und Silber.

Seit der Zeit, daß die Utopier diesen Verkehr üben, haben sie eine unglaubliche Quantität zusammengehäuft. Aus diesem Grunde ist es ihnen heutzutage gleichgiltig, ob sie gegen Baarzahlung oder auf Raten verkaufen. In der Regel nehmen sie Scheine als Bezahlung an; aber an Unterschriften einzelner Privatpersonen lassen sie sich nicht genügen. Die Scheine müssen in gesetzlicher Form ausgestellt und durch die Bürgschaft und das Siegel der Stadt, welche sie annimmt, garantirt sein. Am Verfalltage fordert die Stadt, welche die Bürgschaft geleistet, die besonderen Schuldner zur Zahlung auf; das Geld wird in den öffentlichen Schatz niedergelegt und der Werth desselben so hoch festgesetzt, wie die utopischen Gläubiger es verlangen.

Die Letzteren fordern fast niemals die Tilgung der ganzen Schuld; sie würden eine Ungerechtigkeit zu begehen glauben, wollten sie einem Andern Etwas nehmen, dessen er nöthig hat und sie entbehren können. Inzwischen treten doch Fälle ein, wo sie ihre völlige Befriedigung beanspruchen; dies geschieht, wenn sie sich ihres Geldes bedienen wollen, um einer benachbarten Nation Etwas vorzustrecken oder um einen Krieg zu unternehmen. In dem letzteren Falle sammeln sie all' ihre Reichthümer, um sich daraus gleichsam eine Schanze von Metall gegen dringende und unvorhergesehene Gefahren zu bilden. Diese Reichthümer sind bestimmt, um damit fremde Truppen anzuwerben und reichlich zu besolden; denn die Regierung von Utopien will lieber Fremde als Bürger dem Tode aussetzen. Sie weiß auch, daß sogar der erbittertste Feind sich mitunter verkauft, wenn nur der Kaufschilling seiner Habsucht entspricht; sie weiß, daß das Geld im Allgemeinen die Seele des Krieges ist, sei es nun um Verräthereien zu erkaufen, oder sei es, um offen zu kämpfen. Zu diesen Zwecken haben die Utopier beständig unermeßliche Schätze zu ihrer Verfügung; aber weit entfernt sie mit einer Art religiöser Verehrung zu schonen, wie andere Völker es thun, verwenden sie dieselben zu Gebräuchen, die ich Ihnen kaum mitzutheilen wage. Ich fürchte sehr, bei Ihnen keinen Glauben zu finden; denn ich gestehe Ihnen offen, daß ich, wäre ich nicht Augenzeuge von diesen Dingen gewesen, sie niemals auf's Wort geglaubt haben würde. Es ist dies ganz natürlich; je mehr fremde Gebräuche den unsrigen zuwiderlaufen, desto weniger finden wir uns aufgelegt, dieselben zu glauben. Nichtsdestoweniger wird der Kluge, der vernünftig urtheilt und weiß, daß die Utopier im völligen Widerspruche mit andern Völkern denken und handeln, nicht darüber erstaunt sein, daß sie das Gold und Silber auf eine von der unsrigen durchaus verschiedene Weise verwenden.

In Utopien bedient man sich im wechselseitigen Verkehre niemals der Geldmünzen; man spart dieselben für solche kritische Ereignisse auf, deren Verwirklichung freilich sehr ungewiß, aber immer möglich ist. Gold und Silber haben in diesem Lande nicht mehr Werth, als die Natur ihnen gegeben; man schätzt dort diese beiden Metalle weit niedriger, als das Eisen,

welches dem Menschen eben so unentbehrlich ist, als Wasser und Feuer. In der That besitzt weder das Gold noch das Silber irgend einen Vorzug, eine Fähigkeit für die Anwendung, eine Eigenthümlichkeit, deren Nichtvorhandensein ein natürlicher und wahrhafter Uebelstand wäre. Nur die menschliche Thorheit hat auf ihre Seltenheit einen so hohen Preis gesetzt. Die Natur, diese vortreffliche Mutter, hat sie als unnütze und eitle Erzeugnisse tief vergraben, während sie die Luft, das Wasser, die Erde und Alles, was gut und nützlich ist, offen gelegt hat.

Die Utopier schließen ihre Schätze nicht in Thürme oder andere befestigte und unzugängliche Gebäude ein; der gemeine Mann könnte dadurch in einfältiger Böswilligkeit auf den Verdacht gerathen, als ob der Fürst und der Senat das Volk betrügen und durch die Plünderung des öffentlichen Vermögens sich bereichern wollten. Aus Gold und Silber verfertigt man weder Gefäße, noch künstlich gearbeite Werkzeuge. Denn wenn man sie eines Tages schmelzen müßte, um im Falle des Krieges die Armee zu bezahlen, würden Diejenigen, welche diese Gegenstände der Kunst und des Luxus liebgewonnen und ihre Freude daran gefunden hätten, im Verlust derselben einen bittern Schmerz empfinden.

Um diesen Uebelständen vorzubeugen, sind die Utopier auf eine Verwendung gefallen, die völlig mit ihren übrigen Einrichtungen harmonirt, denjenigen unseres Continents aber, wo das Gold wie ein Gott verehrt und wie das höchste Gut gesucht wird, schnurstracks zuwiderläuft. Sie essen und trinken aus irdenen oder Glasgeschirren von gefälliger Form, aber sehr geringem Werthe; das Gold und Silber sind zu weit niedrigerem Gebrauche bestimmt, in den gemeinschaftlichen Hotels sowohl, wie in den Privathäusern; man macht sogar Nachtgeschirre daraus. Auch schmiedet man daraus Ketten und Fesseln für die Sclaven und Schandmale für solche Verurtheilte, welche entehrende Verbrechen begangen. Diese Letzteren tragen goldene Ringe an den Fingern und in den Ohren, eine goldene Schnur am Halse und goldene Spangen am Kopfe.

So vereinigt sich Alles, das Gold und Silber in verächtlichem Ansehen zu erhalten. Andere Völker halten den Verlust des Vermögens für das größte aller Uebel; wenn man aber der utopischen Nation alle ihre ungeheure Reichthümer nähme, so würde niemand einen Sou verloren zu haben scheinen.

Die Utopier sammeln am Ufer des Meeres Perlen, in verschiedenen Felsen Diamanten und kostbare Steine. Ohne diese seltenen Gegenstände sehr zu suchen, bearbeiten sie doch diejenigen gern, welche der Zufall ihnen in die Hände bringt, um ihre kleinen Kinder damit zu schmücken. Die Letzteren sind anfangs äußerst stolz darauf, diese Zierden zu tragen, aber in demselben Maaße, wie sie heranwachsen, bemerken sie bald, daß diese Frivolitäten sich nur für die kleinsten Kinder eignen. Dann erwarten sie nicht, von den Eltern darauf aufmerksam gemacht zu werden; sie legen diesen Schmuck freiwillig und aus Eigenliebe ab. So vernachlässigen bei uns die Kinder, wenn sie heranwachsen, allmälig ihre Puppen und Spielzeuge.

Diese Einrichtungen, von denjenigen anderer Völker so sehr verschieden, prägen dem Herzen des Utopiers Ansichten und Gefühle ein, die den unsrigen durchaus widersprechen. Bei Gelegenheit einer Anemolianischen Gesandtschaft wurde ich durch diesen Unterschied seltsam überrascht.

Die Gesandten Anemoliens kamen nach Amaurote, während ich mich dort befand; und da sie Angelegenheiten von hoher Bedeutung verhandeln mußten, hatte der Senat sich in der Hauptstadt versammelt, wo er sie erwartete. Bis dahin hatten die Gesandten der benachbarten Nationen, die nach Utopien gekommen waren, sich dort in sehr einfachen und anspruchslosem Aufzuge gezeigt, weil die utopischen Sitten ihnen völlig bekannt waren. Sie wußten, daß verschwenderischer Schmuck dort von keinem Werthe, die Seide verachtet und das Gold zu ehrloser Bestimmung verdammt sei.

Aber die Anemolier hatten, da die Insel ihnen entfernter lag, sehr wenig mit derselben in Beziehung gestanden. Als sie daher erfuhren, daß die Einwohner dort sich äußerst einfach und alle auf dieselbe Weise kleideten, schrieben sie diese ungemeine Einfachheit der Armuth zu. Und so entschlossen sie sich denn mit mehr Eitelkeit als Klugheit in einem Gepränge aufzutreten, dessen selbst himmlische Gesandten sich nicht schämen dürften, und die Augen jener armen Inselbewohner durch den Glanz unerhörter Pracht zu blenden.

Die drei Minister, die in Anemolien hohe Herren waren, hielten daher ihren Einzug mit einem Gefolge von hundert Personen, sämmtlich in Seide von den verschiedensten Farben gekleidet. Die Gesandten selbst hatten ein reiches und prachtvolles Costüm; sie trugen ein Kleid von golddurchwirktem Tuche, goldene Halsketten und Ohrringe, goldene Ringe an den Fingern und Tressen an den Hüten, die von Edelsteinen glänzten. Kurz sie hatten sich mit alle dem bedeckt, was in Utopien die Strafe des Sclaven, das Schandmal der Ehrlosigkeit und das Spielzeug kleiner Kinder bildet.

Die hochmüthige Genugthuung der Gesandten und der Leute von ihrem Gefolge, welche den Luxus ihres Staates mit der einfachen und nachlässigen Tracht des in Masse an ihrem Wege verbreiteten utopischen Volkes verglichen, gewährte einen lustigen Anblick. Andererseits war es nicht minder seltsam, an der Weise, wie das Volk sich benahm, abzunehmen, wie sehr die Fremden sich in ihrer Erwartung getäuscht hätten, und wie weit sie davon entfernt wären, die Achtung und Ehrenbezeugungen, die sie sich versprochen, hervorzurufen.

Eine kleine Zahl von Utopiern abgerechnet, die in ernsten Angelegenheiten das Ausland gesehen, betrachteten alle übrigen diesen prachtvollen Aufzug nur mit Achselzucken; sie grüßten die niedrigsten Knechte desselben, indem sie diese für die Gesandten nahmen, und ließen die Gesandten vorüber, ohne ihnen mehr Aufmerksamkeit zu erzeigen als Knechten; denn sie sahen ja dieselben mit goldenen Ketten beladen, wie ihre Sclaven.

Die Kinder, welche ihre Diamanten und Pfeifen abgelegt hatten, und solche an den Hüten der Gesandten erblickten, stießen ihre Mütter an. — Sieh doch diesen großen Schelm — sagten sie — der noch Juwelen trägt, wie wenn er ganz klein wäre. — Und die Mütter erwiederten sehr ernst:

— Schweig, mein Sohn; er ist, denk' ich, einer von den Spaßmachern der Gesandtschaft.

Einige beurtheilten die Form der goldenen Ketten: — Sie sind — allzuschwach, man könnte sie leicht zerbrechen; überdies sind sie nicht straff genug angezogen, der Sclave könnte sich, wenn er wollte, ihrer entledigen und davonfliehen.

Zwei Tage nach ihrem Einzuge in Amaurote erfuhren die Gesandten, daß die Utopier das Gold eben so sehr verachteten, als man es in ihrem Lande schätzte. Sie hatten Gelegenheit, an dem Körper eines Sclaven mehr Gold und Silber zu bemerken, als ihr ganzes Gefolge trug. Jetzt legte sich ihr Stolz; beschämt durch die Mystification, deren Ziel sie gewesen, entkleideten sie sich schleunigst der Pracht, die sie so hochmüthig entfaltet hatten. Die geheimen Beziehungen, welche sie in Utopien anknüpften, lehrten sie in der Folge die Grundsätze und Sitten der Einwohner kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Zu den Wahlen.

IV.

Die Wahlen in den sächsischen Herzogthümern betreffend.

In Thüringen wird nicht blos die Frage ventilirt wen man wählen solle, sondern auch die, ob man sich überhaupt herbeilassen könne zur Wahlurne zu schreiten. Das Journal „Deutschland" und das „Coburger Tageblatt" Streit's streitet mit dem bei den demokratischen „Sängern und Schützen" wohlbekannten Eifer für „Nichtwahl". Gewiß ist aber, wenn es nach dem Kopfe der faiseurs ginge, welche sich in dem Journal „Deutschland" breit machen, so käme Deutschland nie zu Stande, das Schmollen im Winkel ziemt sich nicht für Männer, sondern ist vielmehr Sache der lallenden Knäblein, und soll Deutschland gegründet und ausgebaut werden, so muß man die Hände, anstatt sie müßig in den Schooß zu legen, tüchtig rühren. Uebrigens fehlt es auch nicht in den thüringschen Kleinstaaten an solchen, welche die Sachlage richtig würdigen, und begreifen, daß nicht mit der hohlen Phrasen-Drechslerkunst, sondern nur mit der „ernsten Arbeit" Deutschland geschaffen werden kann. So heißt es in einer der neuesten Nummern der „Weimarischen Zeitung" in einem Aufsatz aus dem „Eisenachischen":

„Es hat diese Erscheinung (die geringe Minorität der bei der Wahlurne sich Einfindenden) bei der großen Mehrzahl der Wähler durchaus keinen politischen Grund. Seit fünfzehn Jahren ist fast durchweg bei allen Wahlen dieselbe Erfahrung gemacht worden. Wie wir dies immer beklagt, so bedauern wir auch jetzt und zwar noch mehr eine solche Gleichgültigkeit. Es ist dies ein Mangel an politischem Ernst. Die besonders in Weimar hervorgetretene Devise: „Nichtwählen" ist eine politische Antiquität, die für die Gegenwart keine Berechtigung hat. Es handelt sich nicht um die Zu- oder Abneigung gegen Preußen und dessen Regierung, sondern einfach darum, ob man endlich aus dem Gebiet der so leicht bestechlichen Phrase heraustreten und mit dem vollen Ernste der Thatsachen rechnen will. So lange es sich um bedeutungslose Abstimmungen in Vereinen und Vorversammlungen gehandelt, so lange man in schwungvoller Rede bei herrlichen Festen die Einheit Deutschlands proclamiren konnte, hat sich Alles in Begeisterung für dieses hohe Ziel erhoben. Jetzt, wo man mindestens einen festen Anhalt, einen sehr bedeutenden Anfang hat, jetzt flüchtet man hinter allerlei Bedenklichkeiten und Schrecknisse, die in dem Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, nicht gefunden werden sollten. Es ist falsch, von den Klein-

staaten retten zu wollen, was zu retten ist; es ist vielmehr geboten, dieselben der nationalen Aufgabe so zu widmen, daß sie der einheitlichen Entwickelung förderlich sind.

Nicht die volle Hingabe an dieses Princip erschüttert die Dynastien und Staaten sondern die Bekämpfung desselben hat die Gefahren im Gefolge."

Das sind sehr verständige Worte, wie sie sich freilich im Gehirn des Pflanzenessers Struve und seines Streitgenossen Streit nicht erzeugen können. Die Particularisten und deren Handlanger, die Herrn „Demokraten" suchen die „Gleichgültigkeit gegen das Parlament" namentlich dadurch bei dem Volke Thüringens zu erregen und zu erhalten, daß sie demselben haarsträubende Schilderungen von den im norddeutschen Bunde zu übernehmenden „Lasten und Abgaben" entwerfen. Und in dieser Hinsicht ist der kleinstaatliche Mann dann auch gar leicht zu „packen." Er lebte bisher recht „billig" unter dem Schutze des kräftigen preußischen Nachbars. Und er begnügte sich nicht einmal damit, ruhig seinen Kohl zu bauen: er wollte auch, wiewohl er unendlich weniger als das preußische Volk für Deutschland „leistete", nicht allein ebensoviel „mitreden", wie dieses preußische lastentragende Volk, sondern sogar noch weit mehr. Diese „Selbstsucht" der kleinstaatlichen Leute, um so widerlicher jemehr sie sich hinter lärmenden Phrasen zu bergen suchte, wird sicherlich nicht im „Hand umdrehen" ausgelöscht werden. Aber ausgetilgt muß und wird sie werden: und dann erst können sich die wahre Vaterlandsliebe und die ächte Liebe zu Deutschland in den Kleinstaaten entfalten.

Was die Candidaten für die einzelnen sächsischen Herzogthümer betrifft, so ist in Sachsen-Meiningen von Bergrath Hoffmann, Staatsrath von Uttenhoven, Regierungsrath Schulz, Professor Bernhard, v. Stein-Kochberg, Pfarrer Reichardt und Dr. Rückert in Sonneberg die Rede; in Sachsen-Coburg und Gotha: von Oberstaatsanwalt von Holtzendorf, Justizrath Ausfeld, Justizrath Forkel, Rechtsanwalt L. Rückert; in Sachsen-Altenburg: von Wagner, Vicepräsident des Appellationsgerichts, Bürgermeister Laurentius, Geh. Finanzrath Dr. Cruciger, Advokat Dölitzsch, Dr. med. Rothe. — Noch gar nicht läßt sich bis jetzt absehen, wer schließlich von den genannten Personen obsiegt. Der im Coburg-Gothaischen aufgestellte Minister von Seebach hat jede Wahl abgelehnt. In Sachsen-Waimar sind in Vorschlag gebracht: für den ersten Kreis Rechtsanwalt Fries; für den zweiten Rechtsanwalt Hering, für den dritten Minister von Watzdorf. Neben Fries ist kein Candidat von Erheblichkeit aufgetreten: denn der in Apolda von Socialisten aufgestellte v. Schweitzer hat bei der gänzlichen Bedeutungslosigkeit dieser Socialisten nicht die geringsten Aussichten. Mit Hering ringt aber im zweiten Kreis um den Parlamentssitz: Staatsrath Thon und mit v. Watzdorf im dritten Professor Endemann in Jena. Endemann, der sich entschieden zur Partei der „Centralisten" bekannt, ist neuerdings in Jena mit großer Majorität auf den „Schild erhoben" worden.

V.

Die Wahlen im Schwarzburgischen und im Reußischen betreffend.

1. In Schwarzburg-Sondershausen thut sich die Stadt Arnstadt durch eine große Theilnahme an der Wahlbewegung hervor. Man hat auch in ihr das sog. „Arnstädter Programm" aufgestellt, in dem es in pos. 4, 5 und 7 heißt:

pos. 4: „Wir wünschen daß die Centralgewalt („die bei der Krone Preußen ruhen soll") die Leitung der militärischen und maritimen, der diplomatischen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten des norddeutschen Bundes habe;

pos. 5: „Wir wünschen daß die Gesetzgebung im norddeutschen Bunde allmälig eine völlig einheitliche werde;"

pos. 7: „Wir wünschen, daß die Selbständigkeit und die Eigenart der einzelnen zum norddeutschen Bunde gehörenden Staaten, so weit erhalten bleibe, als dies möglich ist, ohne die großen nationalen Zwecke zu hindern, ohne insbesondere eine nach außen starke Centralgewalt zu hemmen."

Als Candidaten sind in Vorschlag gebracht: Staatsanwalt Keyser, Advokat Huschke, Consistorialrath Emmerling und Professor Dr. Gerber in Leipzig, ein geborner „Schwarzburger". Gerber scheint die meisten Chancen zu haben und zu seinen Gunsten wird wohl Keyser zurücktreten.

2. In Schwarzburg-Rudolstadt sind folgende Candidaten aufgestellt: Consistorialpräsident von Bamberg, Professor Endemann, Finanzpräsident von Ketelhodt, Rechtsanwalt Baumbach in Königssee und Ober-Appellations-Gerichts-Rath v. Groß in Jena.

Der letztgenannte wird in der Presse warm empfohlen.

3. In Reuß ältere Linie, besonders in der Stadt Greiz scheinen die Aussichten des Advokaten Salzmann in Weida nicht schlecht zu sein. Außer ihm werden noch als Candidaten bezeichnet: Rittergutsbesitzer von Kommerstädt und Amt. Schwarz. Der letztgenannte ist der Candidat der Vollblutparticularisten.

4. In Reuß, jüngere Linie ist der Advokat und Bürgermeister Dr. Jäger in Hirschberg als Candidat aufgetreten. Ihn hat auch das preußische Landes-Wahlcomité empfohlen. Im Allgemeinen muß man sagen, daß man in den reußischen Landen ein großes Interesse an den Wahlen nimmt.

VI.

Die Wahlen im Herzogthum Anhalt betreffend.

In Anhalt hat die Bewegung einen stark „particularistischen" Beigeschmack. Männer wie Kreisgerichtsrath Pietscher zu Zerbst sind in der Minderheit. Pietscher erklärte in einer in Zerbst gehaltenen Rede:

„Ich dächte, meine Herrn, wo wir so viel werden mit zu thaten haben, da sollten wir es nicht zurückweisen, wenn man uns auch zum Rathe auffordert. Denn darüber dürfen wir uns wohl nicht täuschen, die schöne Zeit, wo wir den Schutz des mächtigen Nachbars und viele andere Vor-

theile einer guten Nachbarschaft, unentgeltlich genossen, sie ist für immer vorbei. Wir werden steuern müssen für den neuen Bund, und unsere Söhne und Brüder werden in großem Umfange viel mehr als jetzt, unter die Fahne treten müssen;" und weiter:

„Wenn das Volk an der Wahlurne seine Schuldigkeit thut, meine Herrn, dann wird auch noch der Tag kommen, daß unsere getrennten deutschen Brüder, — wohl zu merken, getrennt durch eigene Schuld — sich mit uns unter demselben schützenden Dache des neuen Deutschlands friedlich vereinen. Wenn nicht eher, gewiß dann, wenn ein Feind von Außen den innern Hader vertreibt. Und unsere deutschen Brüder in Oesterreich? Gewiß haben wir Theilnahme für sie — aber wir können das Unmögliche nicht möglich machen und vergessen können wir doch nicht, daß die Siege und Ehren Oesterreichs, meistens, fast immer, gegen den deutschen Geist errungen wurden. Es ist nicht die Zeit zu klagen; gradaus sollen wir unsere Pflicht thun und nicht rückwärts und nicht seitwärts schauen, eingedenk der Wahrheit: hilf Dir selbst und Gott wird dir beistehen."

Soviele Worte — soviele Wahrheiten.

Aber solche „Wahrheiten" hören die „Kleinstaatlichen" nicht gern; von dem „Zahlen" und „Dienen" für Deutschland wollen sie nichts wissen. Und deshalb sah sich denn auch Kreisgerichtsrath A. Pietscher veranlaßt, in einem in der Zerbster „Extrapost" veröffentlichten Schreiben, zu erklären, daß er von jeder Candidatur absehe.

Auch der frühere Minister Habicht hat jede Wahl ausgeschlagen. Das aus 86 Vertrauensmännern bestehende liberale Centralwahlcomité für Anhalt hat in Köthen für den ersten Wahlkreis den Rechtsanwalt Köppe zu Dessau, (1848/49 im Ministerium Habicht) als Candidaten aufgestellt; für den zweiten den Kreisgerichtsrath Holzmann zu Köthen.

Dieser „Liberale" Köppe hat aber sehr particularistische Anschauungen. In seinem Wahlprogramm findet sich die Stelle:

> „Was ich für Anhalt, wie für die übrigen deutschen Kleinstaaten wünsche, ist also: Fortbestehen ihrer Selbständigkeit innerhalb des neuen Bundes, wie sie im alten Bunde stattfand" —

welche wahrlich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Conservativen in Anhalt haben für den ersten Kreis den Oberlandsgerichtsrath Daube, für den zweiten den Herrn von Schätzell, den früheren bernburgischen Minister proponirt. Das sollen, nach der Correspondenz eines Berliner Blatts, die Leute sein, die ein „Herz für Anhalt" haben.

Ein Unterschied zwischen diesen „Liberalen" und diesen „Conservativen" ist nicht zu finden: die Candidaten der Einen wie der Andern sind hartgesottene Sonderbündler. Nicht Leute, die ein Herz für ihre resp. Zwergstaaten haben, bedarf das Vaterland, sondern solche, denen das Herz warm und treu für Deutschland schlägt.

Wochenschau.

Das Gespräch über die Reform in Frankreich ist bald ermattet. Kinglake hat den Kaiser Napoleon einen literary gentleman genannt, der auch auf dem Throne die Denkungsart des Zeitungsschreibers beibehalten habe. Napoleons Krönungsbrief an Rouher war ein Leitartikel und er theilt die Vergänglichkeit der Tages-Correspondenz. Der Regent, der jetzt noch die Situation mit Hilfe eines Preßgesetzes oder einer parlamentarischen Geschäftsordnung beherrschen zu können denkt, gleichet dem Schneider, der einen Kranken curiren zu können glaubt, indem er dem Rockkragen desselben einen anderen Schnitt giebt. Die gemüthlichen Zeiten Gellert's sind vorbei, wo die malade Hausehre sich vom Bett erhob und wandelte, weil ihr ein neues Kleid geschenkt worden.

Darüber nachzudenken ob Napoleon hinter dem gekrönten Gebäude einen Plan verberge, wäre überflüssig. Wer die Macht besitzt, um seinerseits die Initiative ergreifen zu können, der hat im Gebrauch dieser Macht das beste Mittel, um Projecte zu durchkreuzen, denen nur dann eine Gefahr beiwohnen würde, wenn man ihnen die Zeit zur Reife einräumte. Wir in Preußen sind die letzten, welche den Besorgnissen Raum zu geben haben. Die Thatsachen, die unsere Regierung geschaffen, führen ihr eine Reihe von Erfolgen zu, und unter diese rechnen wir die Versöhnung mit Süddeutschland.

Es war die Aeußerung des Fürsten von Hohenlohe, daß Baiern sich unter die militärische Führung Preußens stellen wolle, sobald die Integrität Deutschlands bedroht sei, welche uns den ersten erfreulichen Einblick in die Beziehungen Preußens zu den südlichen Staaten eröffnete. Preußen ist weit entfernt, sich selbstsüchtig abzuschließen und dasjenige Deutschland, welches über den Main hinaus liegt, den Gefahren der Isolirung Preis zu geben. Noch existirt ein Deutschland, welchem die Mainlinie nichts anhaben konnte und dessen Integrität zu den Grundsätzen der preußischen Politik gehört. Noch besitzen wir, trotz der Sprengung des Bundes, eine Achtung für seine Grenzen — besonders nach Westen hin — noch sind wir bereit, diese Grenzen gegen Jeden, der sie schmälern will, zu vertheidigen; noch bieten wir den deutschen Fürsten die Hand, wenn sie uns zur Beschützung der Sicherheit Deutschlands aufrufen. Nach dem Nikolsburger Präliminar-Frieden wurde dem Berliner Cabinet der Vorwurf gemacht, daß es den Zugang zu dem süddeutschen Boden jeder auswärtigen Macht, die ehrgeizig oder stark genug sei, sich einen Theil desselben anzueignen, eröffnet habe. Süddeutschland wäre außerhalb des Schutzes der Verträge gestellt, ein Opfer der Beutesucht, gegen die seine eigenen Kräfte keinen hinlänglichen Damm darböten. Dieser Vorwurf war, wie man sieht, ungerechtfertigt.

Wenn der baierische Premier ein so unbedingtes Vertrauen auf Preußen kundgiebt, so sind es wahrscheinlich nicht erst kürzlich gegebene Versicherungen, in die er seine Zuversicht setzt. Vielmehr scheint es, als ob Preußen schon bei den Friedensverhandlungen des vergangenen Herbstes keinen Hehl uns den guten Absichten, die es fortdauernd für Süddeutschland hege, gemacht habe.

Wie ein geschickter Staatsmann Alles, auch das Bedrohlichste, zu seinem Vortheil zu wenden weiß, so dienten auch die Compensationsforderungen Frankreichs dem Berliner Cabinet dazu, um den Süden auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß er den Anschluß an Preußen mit Eifer betreibe. Jene Compensationsforderungen hatten eine Ausdehnung, in welcher dergleichen Dinge sonst nur von einem Triumphator nach unerhörten Siegen formulirt zu werden pflegen. Es ist wahr, Napoleon III. wollte sich nicht an preußischen Territorien vergreifen — denn der Hinweis auf die Saargegend trat nur sehr schüchtern auf — aber dafür wollte er die süddeutschen Fürsten wie Vogelfreie behandelt wissen, an denen sich die gekränkte Eitelkeit der Franzosen erholen dürfte. Der Kaiser verlange Rheinbaiern und Rheinhessen. Die Integrität Deutschlands existirte für ihn nicht mehr; vom Main herunter gab es nur einen Teig, den die Gewaltigen nach Belieben theilen und formen könnten. Baiern sollte seine schönste Provinz verlieren. Sicherlich genügte die Mittheilung dieser Forderungen an die baierischen Unterhändler, die sich damals in Berlin aufhielten, um sie zu überzeugen, daß nur die Hingabe an die preußische Führung die Pläne des Nachbarn vereiteln werde. Schon damals wurde demnach der Grund zu einem Einverständniß gelegt, dessen Resultat jetzt in den Kundgebungen des Münchener Cabinets zu Tage tritt.

Nur war von der Pforten nicht der Mann, der die Allianz Baierns und Preußens durchzuführen vermochte. Seine Reminiscenzen hinderten ihn, seine doctrinäre Gebundenheit machte ihn für ein Spiel, welches staatsmännische Feinheit erforderte, untauglich. Er blieb daher nur zu dem Zwecke, um die Wendung Baierns einstweilen vor den mißtrauischen Blicken Oesterreichs, vor der Eifersucht Frankreichs zu verbergen, noch eine Zeit lang im Amte. Er diente als Maske, die man jetzt, wo alle Vorbereitungen getroffen sind, fallen lassen kann. Dem Könige von Baiern wird sein Besitzstand diesseits und jenseits des Rheins garantirt werden, Preußen und Baiern werden eine Schutz- und Trutzbündniß schließen, welches, ohne den Charakter einer Herausforderung anzunehmen, die territorialen Gelüste anderer Mächte zügeln wird.

Dieser Verlauf der Dinge ist besser und praktischer als die Entwickelung, die im Prager Frieden vorgezeichnet worden. Besser, die preußische Regierung verständigt sich mit den einzelnen Souveränetäten Süddeutschlands, als daß sie ins Unbestimmte hineinwartet, bis dieselben sich über die Stiftung einer Association verständigt hätten, mit deren vielleicht unfaßbarem Gesammtorgane hinterher eine Transaction zu versuchen wäre. Gleich wie Baiern allein den Weg nach Berlin zu finden gewußt hat, so hat ihn auch Baden schon gefunden, so ist Hessen-Darmstadt bereits auf der Entdeckungsreise begriffen, so wird Württemberg nachfolgen, und die kräftige, dem Auslande imponirende Einigung des Nordens und des Südens Deutschlands wird geschaffen sein, ehe die fremden Rivalitäten sich besonnen haben, ob sie eine gute oder böse Miene annehmen sollen.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

22.

Auch in weitesten Kreisen erregten diese Geschichten der gräflichen Familien Lilienstern und Eichen eine große Sensation. Sie waren der mehr oder minder geistreich ausgebreitete Gesprächsstoff in dem Städtchen, woselbst Conrad Reinhard mit einem jüngeren Verwandten, dem Gerichtsdirector des Kreises, Oscar Lindheim wohnte. Hart erschüttert durch den grausamen Verlust Leo's und seiner jungen, so eigen schönen und tiefen Schwester fand Conrad eine herzliche Fassung schwer. Er hatte eine Schwester durch einen jähen Tod verloren, die die Vertrauteste gewesen seiner Brust: Cäcilie rief ihm diesen Verlust schneidend zurück. Leo's schroffen und steilen Character, der die Ursache geworden solches tragischen Geschicks, kannte Conrad nicht durch Inspiration nur, sondern aus seinem innersten, auch hochfahrenden Wesen selbst. „Demuth, Demuth!" rief er sich zu. „Nicht in Ungeduld die Zeit übereilen wollen. Ein Sichgenügen an der Gnade. Es muß gehen wie es geht; noch kann es nicht gehen wie es sollte. Das Dogma, in die jetzige Welt aufgenommen, zersprengte sie; sie soll aber je nach ihrem geschichtlich epochischen Stande gebildet, umgebildet worden. Mit dem Worte Gottes unmittelbar, ohne Weiteres in die Institutionen der Gesellschaft einzugreifen, wirkt nur Verwirrung, kann nur den Tod wirken. Unser Loos ist fürerst ein einsames. Nur durch Wort und Schrift dürfen wir in die Zukunft säen, sehr gewiß, daß wir werden verstanden sein, wenn die Kirche, aus den Banden des Gesetzes entlassen mit dem durch den Geist der Liebe neu beseelten Staate verschmilzt." In solchem Sinne schrieb Conrad soeben auch an der Geschichte seines Freundes Adolph, die auch schon nach den Berichten des Grafen selbst eine tragische Wendung genommen.

Conrad's ältere Schwester trat in das kleine, doch nicht ärmliche Arbeitszimmer des Dichters ein und erweckte ihn aus seiner Schreibseligkeit. Lindheim hatte nämlich auf heut' als zum Weihnachts-Abend eine Gesellschaft geladen, die sich sofort versammeln sollte in der Zimmerreihe, die unmittelbar an des Dichters Gemach grenzte. Conrad, vertieft in sein Manuscript, hatte dessen nicht ausdrücklich gedacht; seine Schwester, eine freundliche würdige Matrone, mahnte ihn hieran; Conrad eilte, daß er für den Festabend sich bereite. Wiewohl er unter den Gästen frühere Schul- und Universitätsgenossen, einen höheren Officier der Garnison des Städtchens, einen Geistlichen und einen Arzt desselben finden sollte, bot ihm diese Societät doch keine Aussicht auf ein besonderes Vergnügen und Genügen, denn eben Jene, die als Akademiker gar sehr abstract der Freiheit gehuldigt, waren jetzt zu Männern nur ihres Ortes geworden.

Bald war der Dichter mit dem gesellschaftlichen Kleide zu Stande; er

trat unmittelbar aus seinem Stübchen in die hellen, schönen Räume unter die Gäste Lindheims, in Erscheinung und Benehmen, vorzüglich hinsichts dieser Umgebung, doch auch überhaupt befremdlich. Conrad legte keinen Werth auf eine Repräsentation als solche; seine Interessen gingen zu weit hinaus, als daß ihn Façon und Stil der Gesellschaft hätte beschäftigen sollen: er gab sich je nach einem sichern, geselligen Tact ganz naturvoll, wie er eben war; aber diese seine Natur war ungemein frei und liebevoll. Jene, die in Verhältnissen und egoistischen Beziehungen befangen das vorurtheilslose, freie Leben verbüßt hatten, fühlten ihm gegenüber, sich geistig zusammennehmen zu müssen; das Alltägliche, Aller Herzen Beschäftigende wollte nicht recht von den Lippen; in dem unmittelbaren Gefühl, daß ein Mensch von Geist und Charakter gegenwärtig sei, strebte man bedeutend zu erscheinen, im Zusammenhange mit den Ideen. Solcher Art färbte sich auch jetzt alsbald, nicht aber zum erwünschten gedankenlosen Behagen der Gäste, Gespräch und Verkehr. Es ward Thee gereicht. Nun drang der freundliche, liebenswürdige Wirth auf ein Musiciren.

Die Frau des erwähnten Pfarrers, früher erste Sängerin der großen Oper einer Residenz, dem Dichter von Kindheit auf bekannt, sang mit hoher Auszeichnung. Bei großphantastischer Begabung war sie doch nicht von Herzen Künstlerin gewesen, und in dem plattprosaischen Conflict der Bestimmung des Weibes mit ihrer schauspielerischen Stellung hatte Rosalinde den Beruf als Sängerin aufgegeben und die Bewerbung dieses Geistlichen, Bernhard Wagner genannt, angenommen.

Nach Beendigung ihres vortrefflichen, doch nicht innerlich poetischen Gesanges, den der Dichter am Flügel begleitete, trat die Schwester Rosalindens und des auch anwesenden Arztes, Richard Holm in Begleitung von Herminen, der Frau des Obersten von Arnheim, der ebenfalls zu den versammelten Gästen zählte, an das Instrument. Auch Helene und Hermine gehörten zu den Jugendgenossen Conrads und seiner hingegangenen Schwester, deren er nur eben bei dem Gesange Rosalindens auf das Herzlichste und Schmerzlichste eingedenk gewesen, denn sie hatte diese Arien des Beethoven, des Gluck in unvergeßlich eigenthümlicher, tief innerer Art, aus vollem Herzen, aus voller Brust gesungen. Auch von den Frauen wurde in ihrer Weise das Gedächtniß der Verklärten gefeiert. Sie erinnerten sich der früheren Mädchenjahre, der schönen Zeit, da die Gegenwart erfüllt geschienen und diese Welt der Himmel. Conrad hörte auf ihr Wort, doch zurückhaltend antwortete er nur allgemein. Aufgefordert, etwas aus dem Schatz seiner Hunderte von Liedern und Compositionen zu geben, folgte er willig. Die Ursprünglichkeit und Frische, wie der erschütternde Ernst seiner Noten stimmte nicht in den Ton einer Gesellschaft, die eben nur den hergekommenen Formen in Kunst und Leben anhing; doch nahm das Gespräch nun Anlaß, in Hinsicht auf Musik über die Frage sich zu ergehen, ob die Kunst nur schöne Form sein sollte, oder eine Offenbarung auch individuell geschichtlicher Wahrheit. Die Männer nahmen nun ebenfalls an der Conversation Theil. Conrad dürfte nicht hoffen verstanden zu sein, wenn er spräche, daß die Kunst

— ob sie nun geschichtlich vom Idealen zum Realen fortgehe, sei eine Frage von untergeordnetem Interesse — wie alles Menschenwerk die Einheit des Objectiven und Subjectiven nie anders als in der Anschauung nur erreichen könne; daß aber das wahrhafte Ideal zugleich das Höchstrealste und Wirklichste ist als christliche Idee, die in der Vollendung erst, in der Wiederbringung der Dinge auch die erschöpfende Gestalt finde, die Form, die zugleich der Inhalt selbst ist. Die Zimmer durchschwirrte ein breites Herüber- und Hinübergerede ohne die tiefste Einsicht, wie es Brauch ist in Leben und Literatur, und hauptsächlich beschäftigte man sich mit dem geringeren und im Grunde unersprießlichen Nachdenken über die frühere Präponderanz des Idealismus in der Kunst, für welchen jetzt der Naturalismus sich zur Geltung zu bringen habe: „als wäre nicht, bedachte Conrad, beides in eins das Wahre und der ächte Substanzialismus eben Individualismus". Er ließ die Bedenken gewähren und verließ den Flügel. Man fand sich zu Tisch wieder, den sein junger, ihm treu anhangender Verwandter und Lebensgefährte reich und angenehm bestellt. Das Gastmahl nahte seinem Schluß. Die Reden der Anwesenden galten dem allbeschäftigenden Ereigniß in den gräflichen Familien.

Mit einem Anfluge von kirchlichem Pathos, den die allgemeine oder eigene Bildung nicht zu überwinden vermocht, ließ Bernhard Wagner sich vernehmen. Er rügte nicht ohne Bitterkeit jenen „exclusiven Subjectivismus", der doch eigentlich die Ursache gewesen des schrecklichen Unterganges so vortrefflicher Menschen. Dies „Sichwissen", dies über den historischen Standpunkt hinausgehende „selbstgefällige" und „eitle" Trachten müsse der Himmel als „vorlaut, anmaßend", als „hohle Ueberhebung" strafen, wie er gestraft. „Wenn diese reizende Gräfin Mathilde, schloß er, hübsch dem Rathe ihres gewiß practisch vernünftigen Vormunds gefolgt wäre, nicht aber den immerdar trüglichen Menschenherzen: wenn Graf Michael im bescheidenen Anschluß an die Objectivität seinen Beruf gepflegt, sich zur Kirche gehalten und den Sabbath in Gemeinschaft der Andächtigen gefeiert: wenn dieser pneumatische, hyperenergische Graf Leo sammt seiner hochgepriesenen Schwester den hergekommenen, von Gott gefügten Ordnungen wäre gehorsam gewesen" —

Dann, nahm Richard Holm, der Arzt, lachend geistreich dem Schwerbedenklichen das Wort, dann wäre es ihnen wohl ergangen, und sie hätten lange gelebt auf Erden; meinst Du das Bernhard?

Ich meine, versetzte der Geistliche, daß die genannten Personen um deshalb gewaltsam zu Grunde gingen, weil sie es an einer tüchtigen Gesetzlichkeit fehlen lassen. Wer seine Pflicht übt, sei es im Gottesdienst, sei es im Dienst des Staates oder des Nächsten, ein solcher wird gut fahren, hier und künftig.

Hier allerdings, sagte Richard in demselben Tone, unser Mahl hat vortrefflich geschmeckt; künftig? Lieber, man läßt Gott einen guten Mann sein. Ich kannte einen Geistlichen, der einst das extraordinäre Predigen zur Fastenzeit besonders pries; ich bewunderte des Mannes affectionirte Liebe zum Dienste seines Herrn, allein der heilige Jünger enttäuschte mich sofort:

„auf meiner Filialwanderung wittere ich zur Fastenzeit den Frühling schon," sagt er. Und nur deshalb armer Moor, „Räuber und Mörder!" — Ein anderer Geistlicher machte mir das freundschaftliche Geständniß, ein Glück ohne gleichen wäre ihm ein Sonntagsspaziergang durch die Kornfelder, wenn er die schweren, pfarramtlichen Pflichten abgethan. Ah, Voß' Luise! — Ich frage: welches Gehalts rühmt eine Kirche sich, deren Mitglieder nicht in ihr, sondern außer ihr des Lebens Antheil haben? — Der Staat aber in seiner Martialverfassung dürfte zum wenigsten eine unbedingte Obedienz beanspruchen. Oder ist die öde Aeußerlichkeit unserer Gesellschaft, die vorherrschend bloße Gesetzlichkeit unseres Familienlebens von so geistiger Dignität, daß wir sie als eine absolute Autorität sollten gelten lassen? Pah, pah. Bei der Fühlbarkeit aller Institute, hat das Ich, wofern es auf das Edle gerichtet ist, völlig Recht, sich im Gebiete des Geistes und der Freiheit zum Richtmaß zu machen aller Dinge. Ich tadle nicht diesen Idealismus an den vortrefflichen Personen, deren Untergang ich beklage, allein ich tadle den Idealismus überhaupt. Wofür? Nun, sie mögen nun zusehen, sie haben Aufschluß. Darin jedoch waren die Philosophen aller Farbe bis jetzt einig, daß man vom Absoluten eigentlich gar nichts und nur mit der Gefahr zu irren etwas aussagen könne. Ein Jammer und eine Thorheit, wie diese edeln und schönen Menschen schrecklich geendet.

Hermine sagte unter ehrlichem Schauern: Der Tod Cäciliens ist unmöglich der Tod einer Christin.

Die muntere Helene sprach betrübt: Und dieser Leo trotz seiner hohen Imagination von des Menschen Werth und Bestimmung, feuert das Pistol ab auf eine Menschenbrust für den armseligen point d'honneur.

Mathildens Wankelmuth ist ungeheuer, sprach Rosalinde. Und alle diese nennen sich Christen!

Daß wir nichts übereilen, sprach nun Bruno von Arnheim. Die Lebensbedingungen der genannten Personen sind wohl andere, als wir sie in unserer nun gewohnten Existenz innerlich verstehen; doch preis' ich dies Genialitätsfieber wahrhaftig nicht, und unsere verstandesberauschte Zeit hat ihre guten Gründe, solche Exceptionen nicht ferner zu dulden, dergleichen Einbildungen, als wäre es etwas Besonderes mit gewissen Individualitäten. Die Philosophie selbst hat die historisch allverbreitete Ansicht und Meinung auf's Beste unterstützt, daß jenes in einer illusorischen, unwahren Epoche als hausbacken bezeichnete Leben eben das substantielle ist. Ein derber Naturalismus steht uns an, wenn auch mit den Consequenzen nicht, wie Freund Richard sie beliebt. Gott, Tugend und Unsterblichkeit sind die Sterne, um welche unsere glückselige Existenz treibt. Wir gestatten keine Qualitäten, die ein Recht hätten, das Leben anzuekeln und bei den reinen Geistern zu wohnen. Die Täuschungen sind abgethan. Was ist, ist vernünftig, unfraglich hat sich Alles dem Geist der Geschichte zu unterwerfen.

Weil Conrad auf alles dies schwieg, so drangen die Freunde mit Fragen in ihn. Er bedachte sich nicht und erwiederte kurz: Es ist viel Wahres in Eurem Reden, nur die Wahrheit doch nicht. Wie Ihr auf gut

griechisch das Universum, die Idee ohne Weiteres bekennt, so bekennen wir die personificirte Idee, die wir practiciren wollen und müssen so gut — und gewaltiger kann ich dies nicht ausdrücken — so gut Ihr die Eure practicirt. Ob wir uns durchsetzen oder nicht, ist fürs Erste gleichgültig. Wir sind nicht eitel genug, zu meinen, daß das Geschick nur auf unsere Erscheinung gewartet, um nun sofort den auch ersichtlichen Sieg der christlichen Idee zu entscheiden. Summa: Ein Jeder baue in Treue an dem Tempel seines Lebens und ringe ehrlich nach der unvergänglichen Gestalt, so wird ihm alles Uebrige zufallen.

Es ist wieder zum Kopfweh zu bekommen, wie Du sprichst, sagte der geistreiche Richard, ich finde Dich nicht. So oft ich eine Schrift von Dir begonnen, immer zog mich etwas an: mich erschütterte Dein ganz lauterer Ernst und die Selbstthätigkeit, Ursprünglichkeit Deines Geistes. Die Phrase, in welcher eigentlich die ganze Gegenwart schwimmt, diese Gemeinbildung, das flüssige Wortweben ist Dir ganz fremd: Dennoch brachte ich noch keins Deiner Bücher durch. Lasse Dich verstehen, lasse Dich entdecken. Wir hörten, Du liesest Deine Sachen so, daß sie gleich den Musiknoten erst in dieser ihrer Ausführung zum vollen Leben und rechter Anschauung aufgehen. Im Namen Aller bitt' ich Dich, lies uns etwas aus Deinen Compositionen; vielleicht, daß wir dann eine Theilnahme finden an diesem Drang und Streben, dem Du ein ganzes Leben gewidmet hast. Lies uns etwas.

Conrad überlegte und entschied sich bald, dem Willen der Gesellschaft nachzugeben. Eine Wirkung versprach er sich allerdings von seiner Lesung, — doch eine rein negative, und eine solche convenirte ihm unter den gegebenen Umständen auf das beste. Daß er von dem wenn auch nur formalen Joche dieser überlebten Freundschaften sich entlasse, wollte er mit diesen nicht zu überzeugenden Leuten sich dadurch auseinandersetzen, daß er ganz mit der Sprache wider sie herausginge. Zu diesem Zweck erachtete er ein episches Gedicht für geeignet, in welchem seine früheste Jugendzeit und der Beginn seiner Jünglingsjahre geschildert war, — das ergänzende Bruchstück eines größeren Ganzen, das er biographisch ausgearbeitet. In diesem Gedicht waren auch die Personen, die ihn umgaben, in ihren ersten und ursprünglichen Charakteräußerungen gezeichnet, und sein früheres Verhältniß zu ihnen in der ihm eigenen Auffassung leuchtete aus diesem Poem hervor, das im specifisch christlichen Geiste verfaßt war. — Er stand auf, gewillt die Wünsche seiner einstigen Freunde in seinem Sinne zu erfüllen, und begab sich in sein Gemach. Seine freundlichen Verwandten trafen inzwischen für die Lectüre eine entsprechende Einrichtung. Er kehrte mit einem sauber geschriebenen Manuscript zurück und nahm an einem besonderen kleinen Tisch Platz; ihm gegenüber hatte die Gesellschaft sich niedergelassen. Ohne ein besonderes Vorwort begann Conrad kunstlos, wenn nicht ein gänzliches Ein- und Aufgehen in den Inhalt des Werkes die höchste Kunst des Vorlesens ist, die Lectüre so:

23.

Du wirst, nur geist'gen Forschungen ergeben,
Nach Wahrheit aus nur im Gedankenschacht,
Erfüllung nicht gewinnen Deinem Streben,
Denn Wahrheit ist, in ihrer Macht und Pracht,
Nicht ein Begriff nur, nein, Person und Leben,
Und Du vernimmst sie, von dem Geist durchfacht,
Der Alles trägt, ein heil'ger Lebenswind,
Darin wir solchen Stoff's wie Träume sind.

Du magst Dich für das Gute wohl begeistern,
Ermangelnd dennoch der Entschiedenheit,
So muß das Nichtige Dich übermeistern,
Und immer bleibst Du mit Dir selbst im Streit.
Was Dich jedoch in Deinen tiefsten Geistern,
Den Zwiespalt überwindend eint und weiht,
Ist eben dieses Geistes süßes Weben,
Der Dir des Guten Macht ins Herz gegeben.

Wenn Deine Sinne, die am Scheine heften,
Der Weltengeist harmonisch groß durchklingt,
Und in Natur und Kunst mit Flammenkräften
Dich seine Allmacht lösend überdringt,
Gewinnt in den verklärenden Geschäften
Dein Geist nur Halt, vom heil'gen Geist bedingt:
Nur in persönlichster Erschütterung
Bewahrst Du die Gestalt im Kunstaufschwung.

Der Wahrheitswege, heißt es, sind gar viele,
Die uns geleiten zu der Einheit Höh'n.
Doch wenn wir nicht vom Christ, als unserm Ziele,
Auch ausgehn voll vom heil'gen Lebensweh'n,
Erreichen wir phantastisch nur, im Spiele,
Nicht wirklich wahr die wundervollen Höh'n.
In denen nur, die Christi Geist verklärt,
Hat Schönheit, Güte, Wahrheit Kern und Werth.

Erinnert so hört willig mein Erzählen,
Das einem Menschen gilt, der von Kind an
Voll Geist, in des Weltwirrens Freu'n und Quälen,
Sich läuternd durchgekämpft zum freien Mann,
Sich durchgekämpft zur Freiheit jener Seelen,
Die Christus seiner Lebenswelt gewann. —
Mein Held eilt flugs herein, ein freud'ges Kind,
So leicht- und lichtgesinnt wie Kinder sind.

Die Schul' ist aus, er tritt heraus, die Mütze
Gar fröhlich schwenkt der Funfzehnjähr'ge auf,
Ihm war der Schule äußres Thun kein nütze,
Das nahm er nur gepeinigt in den Kauf.
Der Genius erübrigt solche Stütze,
Frei nimmt er, ja geflügelt seinen Lauf.
Sonnabend ist's heut, morgen freigegeben,
O seiner harrt ein sel'ges Samstagsleben.

Und da begrüßt ihn schier ein freud'ges Tönen,
Denn eben zieht die Wachtparade hin.
Er schreitet mit, heroisch. Doch ein Wähnen,
Ein Himmel ist in seinem Busen drin.
Bald ward zu mächtig dieß sein inn'res Sehnen,
Und hatte nicht des lauten Tag's Gewinn.
Ihm widerstrebt des wüsten Markts Gedränge,
Er eilte weg aus dem Gewühl der Menge.

Das Vaterhaus mit hellen Spiegelscheiben,
Das schönste Haus der reichen Mittelstadt,
Winkt den gereiften Knaben aus dem Treiben,
Deß Ungestalt ihn fast geängstigt hat:
„Daheim, da sucht' er sich ein sich'res Bleiben,
Dort, däucht' ihm, haben seine Wünsche statt."
Im Flur begegnet er der Mutter; eigen
Ist bei dem Wiedersehen sein Bezeigen.

Als ginge nach der Mutter all sein Sehnen,
Als trüg' er schwer die trennende Gewalt,
So hing er freudig bangend, ja in Thränen
An der geliebten, heiligen Gestalt.
Sie ließ in diesem seltsam innern Dröhnen
Ihn still gewähren; fragte dann und schalt,
Indessen sie das Haar ihm ordnet, Kragen
Und Kleid — „was würde sonst der Vater sagen."

Sein Vater, fest, ja streng, hochangesehen,
Vertrat als Kaufherr ein gar mächt'ges Haus,
Deß' Thun methodisch hatte zu geschehen
Im gleichen Ton und Stil Jahr ein, Jahr aus:
Die Ordnung nur gedieh in seinen Nähen,
Der Freiheit stellt er das Gesetz voraus.
Im Herzen mocht' er wohl die Liebe nähren;
Jedoch nicht äußern Spielraum ihr gewähren.

Die Mutter schalt, sie streichelt seine Wangen,
Sie putzt ihn neu und blickt ihn lächelnd an,
Beschwichtigend, denn sie versteht sein Bangen —
Das gab sie aber alles Gott daran;
Ob auch zum Ew'gen ihre Kräfte hangen,
Umfängt sie doch des Hauses schöner Bann.
„Nun, Rodrich, spricht sie, hungrig mußt du sein,
Das Frühstück wartet schon, komm' nur herein."

Sie gingen in die hellgeräum'ge Küche,
Die Mutter selbst sah nach dem Mittagsmahl.
Ihn fesseln nicht die lockenden Gerüche,
Er eilt alsbald treppauf zum obern Saal,
Daß er den derben Engen nur entwiche,
Die ihm stets Grillen schufen, Pein und Qual. —
Die jüngre Schwester, ihm geliebt vor allen,
Elise sah er in den lichten Hallen.

Am Fenster, ihm den Rücken zugewendet,
Schaut sie gespannt, erwartungsvoll hinaus.
Wie herrlich groß erschien sie! Ihr verpfändet
Ist all sein Sinn, ihr schlägt sein Herz grundaus.
Nachdem er solchen Gruß ihr still gespendet,
So giebt er Launen Raum und führt sie aus.
Er nahet lächelnd leis' und preßt behende
Auf ihre späh'nden Augen beide Hände.

Wohl nennt sie seinen Namen; doch ein Scherzen
Ist wider ihn nicht nach Elisens Sinn.
Wie sie ihn ansah, liebend klar — von Herzen
Ging dieser Blick, es wohnte Andacht drin:
So nun erwiedert er recht aus dem Herzen
Des Kindes Ernst und hehren Liebessinn,
Elise, tief befriedigt, eilt nun fort,
Und bringt ihm ein Präsent mit freud'gem Wort.

„Auf daß du an dem köstlichen Gerichte
Auch Theil hast, spricht sie; und — daß du mich lobst!"
Sie reicht ihm ein Assiett voll duft'ger Früchte,
Die sie sich abgespart — o schönstes Obst,
Er ißt — er lobt mit heiterm Angesichte,
Er spricht gerührt: daß du mir das aufhobst!
Nun stehe nur nicht fern, hilf auch daran,
Gehört dir freilich doch das Ganze an.

Dem trunk'nen Aug' antwortet die Beglückte
Ernstschön wie Eos, schön wie ein Gedicht.
Ihm dünkte, wie sie ihn so licht anblickte,
Er sähe gar ein himmlisches Gesicht.
Doch aus der Paradiesesscen' entrückte,
Aus dem phantastisch wundervollen Licht
Den tiefen Knaben bald sein wahrer Geist,
Der eine mächt'ge Zukunft ihm verheißt.

Sobald sein Sehnen sich scheint zu erfüllen,
Engt die Erfüllung doch die Brust ihm ein.
Denn nach dem Urbild seine Kräfte quillen,
Im Urbildlichen webt sein ganzes Sein.
Irdisch Bedingtes kann den Drang nicht stillen,
Die Eingeschränktheit schafft ihm Noth und Pein.
Schon jetzt halbunbewußt im innern Streit,
Zur Sühne ringen soll er geistgeweiht.

Der Mutter aus dem wirthschaftlichen Kreise
Entrann er, unbewußt was er gewollt,
Und kaum daß er zu seines Lieblings Preise
Elisen wundernd Huldigung gezollt,
So preßt's ihn hier, ob auch in andrer Weise,
Er weiß nicht, was ihn quält, er neckt, er grollt,
Er hat des wunderlichsten Zürnens viel,
Und treibt mit seiner Brust ein grausam Spiel.

Befremden muß mich's, spricht er, überraschen;
Was ich gesucht, ich treff' es nirgend an.
Dem Vogel gleich in eines Netzes Maschen
Zerflattr' ich mich, auch du bist Schuld daran.
Mit Händen magst du nur sofort mich haschen,
Um meine Aetherflüge scheint's gethan.
Wie klein hier alles ist! Ich möchte fort,
Zuletzt wohl liegt es nur an Zeit und Ort.

Du freilich liebst und lebst gar fromm, gelassen,
Das Elternhaus schließt dir den Himmel ein;
Doch mir will eben garnichts hier recht passen,
Ich sehne innig innerst, frei zu sein. —
Sie sinnt, sie weiß im Wort sich nicht zu fassen,
Doch unverbrüchlich fühlt sie den Verein:
Ist's nicht genug, daß wir einander haben?
So zürnt sie auf: Ueber den thör'gen Knaben!

Sie geht zum Flügel, spielt, und das hochsinn'ge,
Das zärtlich stolze und tieferuste Kind
Ist froh des schönsten Aufschwungs; doch durch inn'ge
Auffassung hält ihr Spiel sich klar, gelind,
So daß trotz freier Flüge das Schlichthinn'ge,
Das schöne Maaß die Oberhand gewinnt.
Sie giebt in solchem Sinne auch Musik
Beethoven's, die Sonate pathetique.

Elisens Ausdrucksweise, ernst gemessen
Das schöne Werk darstellend, wie sie's schätzt,
Erscheint ihm, der voll Ungeduld indessen
Gefolgt war, allzuwägend, zu gesetzt,
Er will Entzückung, ein Sichselbstvergessen,
Weil Ekstasie nur wundervoll ergötzt.
Der Knab' in seinem stürmenden Gefühl
Stört flugs ihr klares, ihr rein schönes Spiel.

Er selbst beginnt, obwohl höchst eigenthümlich,
An dem begeistrungsvollen Werk erhitzt,
In überschwenglichem Betracht ganz rühmlich,
Von fassend fremden Zückungen durchblitzt,
Doch nicht durch das, was ordnend, schön, geziemlich,
Durch das Gesetz vor'm Uebermaaß geschützt.
Gleich heischt er, kaum war dieß sein Spiel beendet,
Daß Neues, Neues ihm die Muse spendet.

Er will, daß sie zusammen beide spielen,
Und fordert die heroische Symphonie.
Elisens Sinn hing auch nach höchsten Zielen,
Schon folgt sie ihm in freud'ger Sympathie;
Doch scheut sie auch sein feurig tief Erwühlen,
Dem die Ausführung nie nach Wunsch gedieh.
Sie legt das Werk auf, setzt sich, und mit Freude
Doch zagend giebt sie sich der Herzensweide.

Gleich wuchsen mit dem Vortrag seine Schwingen,
Ihn kümmerten Motive nicht gar viel,
Die Höh'n erfliegt sein ungestümes Dringen,
Er überstürmt den Rhythmus, Ausdruck, Stil.
Unmöglich wird ein freudiges Gelingen,
Die Kunst versagt dem rasenden Gefühl.
Er ist nicht zu erreichen mehr, der Thor —
Sie flammt, es reißt vom Sitze sie empor.

Der Knabe ruft sie an, auch aufgesprungen:
So würd'ge doch des Werkes Geist und Kraft.
Ha wenn du so dich nicht emporgeschwungen,
Ist alles Leben schaal und kerkerhaft.
So kenne doch, vom Genius durchdrungen,
Die höchste Lust und wahre Leidenschaft. —
Sein feur'ges Wort besiegt sie, sie muß bleiben,
Und mit ihm aufgeh'n in sein heft'ges Treiben.

Schon saß sie wieder am Clavier, auf's Neue
Begann das Spiel, auf's Neue riß es ab. —
Wahr, plast'sches Thun erreicht nie ganz die Weihe
Der Conception, es fällt vom Höchsten ab.
Vollendung heischt ein Herz voll Himmelstreue,
Wo sie nicht wohnt, ist doch die Welt ein Grab.
Doch Rodrich gab im innern, dunkeln Ringen
Elisen Schuld am peinlichen Mißlingen.

Er kannte noch nicht die Natur der Dinge,
Die letzte Ursach jener Hinderung,
Daß sich das Gute, Schöne rein vollbringe
Gemäß der himmlischen Begeisterung.
Wie er das wahre Leben auch andringe,
Voll Liebesfeuer in dem freisten Schwung:
Es sollte doch den Sinnen nicht erscheinen,
Daher sein Zürnen, Schmäh'n, seine tobend Weinen.

Der Knab' erfaßt der Liebsten beide Arme.
So ruft er in ihr leuchtendes Gesicht:
Warum wird uns solch höchstes Freu'n zum Harme?
Ob Fähigkeit, Gestaltungskraft gebricht?
Ob du die Ursach bist? Daß Gott erbarme,
Es liegt wohl tiefer, ich versteh es nicht.
Doch weiß ich das noch, das vor Leid und Pein:
Es sollte alles, alles anders sein.

Doch sollst du nicht, Elise, so erbeben,
Weil ich im Augenblicke zagen muß.
Was ist's um alle Kunst, um alles Leben,
Wenn die Begeist'rung wechselt mit Verdruß..
Kaum schaut' ich dich im innersten Erheben,
Kaum ward mir unsrer hehrsten Muse Kuß,
Und die phantastisch wundersamen Wonnen
Sind flugs in Hemmung, Aengstigung zerronnen.

Fort! ruft sie und enteilt im Flug dem Zimmer,
Wie er von sonderbarem Weh durchseelt.
Der Kind'sche stampft den Fuß, als sollt' in Trümmer
Zerschellen, was ihn so unsäglich quält.
Zum Glück, denn anders fänd' er so sich nimmer,
Hält ihn das Alltagsleben derb umpfählt.
Man ruft zu Tisch; und im Vernunftgeleise
Nun muß er gehen, in des Hauses Weise.

Nachmittags gleich, dies war des Kaufherrn Sitte,
Vernahm er seine Kinder am Clavier;
Musikgelehrt erprüft' er ihre Schritte,
Und übte streng Gericht je nach Gebühr.
Wohl wissend, daß sein Vater das nicht litte,
Was irgendwie gestört des Schönen Zier,
Gab Rodrich in der besten Harmonie
Des Mozart hohe G-moll Symphonie.

Auch konnte, weil nach jenem Himmelsdringen
Er selbst sich wohl gefühlt in dem Erguß,
Der Vortrag dieses Werks so gut gelingen,
Daß ihm der strenge Mann zustimmen muß.
Des Vaters Schweigen war in freud'gen Dingen
Sein Zeichen, laut nur wurd' er im Verdruß.
Und so berührt der stattlich schöne Mann
Des Knaben Haupt, zur Siesta geht er dann.

Nun in Elisens ruhigem Andenken
Wird Rodrich auf das schmerzlichste bewegt.
Welch Dämon ihn verführt, just sie zu kränken,
Für die sein Herz in heil'ger Liebe schlägt,
Begreift er nicht — weiß nicht, wie solch Einschränken
Dem tiefsten Bunde größte Pein erregt. —
Er will hinab, im Garten sie zu sehen,
Doch als er hinblickt, bleibt er plötzlich stehen.

Vom Fenster, das zum Park führt, tritt im Lauschen
Der Knab' erröthend still und leis zurück.
Daß seine Stimmungen mit eins sich tauschen,
Bezeugt aufstrahlend der berauschte Blick.
Erhöht als ob ihn Harmonien umrauschen,
Verwundert wie ob einem Himmelsglück,
Im Anschaun von Herminen ganz Entzücken,
Begrüßt er sie mit staunend heil'gen Blicken.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Es befremdet die Utopier ungemein, daß vernünftige Wesen an dem ungewissen und zweifelhaften Scheine einer Perle oder eines Steines sich ergötzen können, während sie den Blick nur auf die Sonne werfen dürften. Sie halten Denjenigen für blödsinnig, der sich deshalb edeler und schätzenswerther hält, weil er mit einer feinern Wolle bedeckt ist, da doch diese Wolle vom Rücken eines Schafes geschnitten und von diesem Thiere zuerst getragen wurde. Es befremdet sie, daß das Gold, seiner Natur nach unnütz, einen so beträchtlichen künstlichen Werth erhalten hat, daß man es sogar mehr als den Menschen selbst schätzt, obgleich der Mensch ihm jenen Werth gegeben hat und es nach seiner Laune zu seinem Gebrauche verwendet.

Eben so befremdet es sie, daß ein Reicher, ohne alle Kenntnisse, dumm wie ein Klotz und ebenso stumpf als unmoralisch, eine Menge von vernünftigen und tugendhaften Menschen in seiner Abhängigkeit halte, weil das Glück ihm einige Haufen Thaler zugetheilt. Aber das Glück, sagen sie, kann ihn verrathen und das Gesetz (welches eben sowohl wie das Glück oft vom Gipfel in den Staub stürzt) kann ihm sein Geld entreißen und ihn unter die Hände des verächtlichsten seiner Knechte gerathen lassen. Dann wird dieser nämliche Reiche sich sehr glücklich schätzen, in Gesellschaft mit seinem Gelde und wie eine Marktwaare zum Dienste seines früheren Knechts zu gelangen.

Es giebt noch eine andere Thorheit, welche die Utopier noch mehr verabscheuen und sogar kaum begreifen. Diese Thorheit besteht darin, einem Menschen fast göttliche Ehren zu erweisen, weil er reich ist, obgleich man weder der Schuldner des letzteren ist, noch Verbindlichkeiten gegen denselben hat. Gleichwohl wissen die Thoren recht wohl, von welcher Art der häßliche Geiz jener selbstsüchtigen Crösusse ist; sie wissen recht gut, daß sie von allen Schätzen derselben niemals einen Deut erhalten werden.

Solche Ansichten schöpfen unsere Insulaner theils aus dem Studium der Wissenschaften, theils aus der Erziehung, die sie inmitten eines Staates erhalten, dessen Einrichtungen mit all' unseren Arten von Thorheiten im Widerspruche stehen. Es ist wahr, daß eine sehr kleine Zahl von den materiellen Arbeiten befreit ist und sich ausschließlich der Ausbildung des Geistes widmet. Dies sind, wie ich schon gesagt habe, Diejenigen, welche seit ihrer Kindheit glückliche Anlagen, einen durchbringenden Verstand, einen wissenschaftlichen Beruf zeigten. Man versäumt aber dessen ungeachtet nicht, allen Kindern eine liberale Erziehung zu geben; und die große Masse der Bürger, Männer und Frauen, widmen täglich ihre freien und müßigen Augenblicke geistigen Arbeiten.

Die Utopier erlernen die Wissenschaften in ihrer eigenen Sprache. Diese Sprache ist reich, harmonisch, eine treue Dolmetscherin des Gedankens. Mit mehr oder weniger Aenderung ist sie über einen bedeutenden Theil der Erdkugel verbreitet.

Niemals hatten die Utopier vor unserer Ankunft von den so berühmten Naturkundigen in unserer Welt sprechen hören, inzwischen haben sie die nämlichen Erfindungen gemacht, wie wir, in der Musik, Dialektik, Arithmetik und Geometrie. Wenn sie fast in Allem unseren Vorfahren gleichkommen, so stehen sie dagegen den modernen Dialektikern weit nach; denn sie haben noch keine von jenen feinen Regeln der Kürze, der Weitschweifigkeit, der Erdichtung erfunden, in welchen man die Jugend in den Hörsälen der Logik unterrichtet. Sie haben die secundären Gedanken nicht ergründet, und was den Menschen im Allgemeinen oder, nach der Ausdrucksweise der Metaphysik, den Universalmenschen betrifft, so hat diesen colossalsten aller Riesen, den man uns hier sehen läßt, in Utopien noch Niemand bemerken können.

Zum Ersatz dafür kennen sie äußerst genau den Lauf der Gestirne und die Bewegung der Himmelskörper. Sie haben Maschinen erfunden, welche mit großer Ausführlichkeit die Bewegungen und gegenseitigen Stellungen der Sonne, des Mondes und der an ihrem Horizonte sichtbaren Sterne darstellen. Was den Haß und die Freundschaft der Planeten und alle Betrugsarten der Divination aus dem Sternenhimmel betrifft, so denken sie daran nicht im Traume. Aus Anzeichen wissen sie, auf eine lange Erfahrung gestützt, den Regen, den Wind und die übrigen Abwechselungen des Wetters vorherzusagen. Sie stellen keine anderen Vermuthungen auf, als über die Ursachen der Naturerscheinungen, über Ebbe und Fluth, über die Salzung des Meeres, über den Ursprung und die Natur des Himmels und der Erde. Ihre Systeme berühren in gewissen Punkten diejenigen unserer alten Philosophen, an anderen entfernen sie sich von diesen; aber in den neuen Theorien, die sie aufgestellt, giebt es Spaltungen bei ihnen wie bei uns.

In der Moral-Philosophie behandeln sie dieselben Fragen wie unsere Philosophen. Sie suchen in der Seele des Menschen, in seinem Körper und der Außenwelt, was zu seiner Glückseligkeit beitragen könne; sie fragen sich, ob das Prädikat „gut" ohne Unterschied allen Elementen des materiellen und intellectuellen Glückes oder ausschließlich der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten zustehe. Sie stellen Untersuchungen an über Tugend und Vergnügen; aber die erste und vornehmste ihrer Untersuchungen betrifft die Ermittelung der einzigen Bedingung, oder der verschiedenen Bedingungen des menschlichen Glückes.

Man wird sie vielleicht einer zu großen Hinneigung zum Epikurismus anklagen, denn wenn die Ergötzung nach ihren Ansichten nicht das einzige Element des Glückes ist, so bildet sie doch eins der wesentlichsten. Und seltsamer Weise stützen sie diese vergnügungssüchtige Moral auf die so ernste und so strenge Religion. Es ist ihr Grundsatz, sich niemals auf Untersuchungen über „gut" und „böse" einzulassen, ohne von Axiomen der Religion

und Philosophie auszugehen; sie würden sonst ihre Raisonnements für unvollständig halten und auf falsche Theorien zu bauen glauben.

Folgendes ist ihr religiöser Katechismus:

Die Seele ist unsterblich. Gott, welcher gut ist, hat sie geschaffen, um glücklich zu sein. — Der Tugend warten nach dem Tode Belohnungen; Strafen foltern das Verbrechen.

Obgleich diese Dogmen der Religion angehören, meinen die Utopier, daß die Vernunft genüge, um sie zu glauben und zu billigen. Sie bedenken sich nicht, zu erklären, daß man ohne diese Grundsätze nicht bei Verstand sein müßte, wollte man das Vergnügen sich nicht durch alle möglichen Mittel zu verschaffen suchen, seien dieselben nun verbrecherisch oder erlaubt. Die Tugend würde dann darin bestehen, unter zwei Vergnügen das angenehmste, das pikanteste zu wählen, und dagegen diejenigen zu fliehen, deren Nachwehen größer sind, als der Genuß, den sie verschafft haben würden.

Aber strenge und schwere Tugenden zu üben, auf die Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, sich freiwillig dem Schmerz zu unterziehen und nach dem Tode nicht die geringste Belohnung für die irdischen Leiden zu hoffen, — das ist in den Augen unser Insulaner der Gipfel aller Thorheit.

Das Glück, sagen sie, ist nicht in jeder Art von Vergnügen enthalten; nur die guten und wohlanständigen gewähren dasselbe. Und diese Vergnügen sind es, zu welchen Alles, selbst die Tugend, unsere Natur unwiderstehlich hinzieht; sie sind es, welche das wahre Glück begründen.

Die Tugend erklären sie durch ein „der Natur gemäßes Leben.“ Als Gott den Menschen schuf, gab er ihm keine andere Bestimmung.

Der Mensch, welcher dem Antriebe der Natur folgt, gehorcht in seinen Abneigungen und Gelüsten nur der Stimme der Vernunft. Die Vernunft aber haucht allen Sterblichen zuerst die Liebe und die Verehrung der göttlichen Majestät ein, welcher wir das Sein und Wohlsein verdanken. Zweitens lehrt und veranlaßt sie uns, fröhlich und harmlos zu leben und unserm Nächsten, der unser Bruder ist, dieselben Vortheile zu verschaffen.

Und in der That, wenn der finsterste und fanatischste Eiferer der Tugend, der entschiedenste Feind des Vergnügens Ihnen empfiehlt, seine Arbeiten, seine Nachtwachen, seine Kasteiungen nachzuahmen, so empfiehlt auch er Ihnen nichts Anderes, als nach allen Kräften das Elend und die kleinen Leiden Ihres Nächsten zu mildern. Ein solcher strenger Moralist überhäuft im Namen der Menschlichkeit Denjenigen, der seinen Nächsten tröstet und hilft, mit Lobpreisungen; er glaubt also, daß die edelste und gewissermaßen die menschlichste Tugend darin bestehe, die Leiden des Nächsten zu lindern, ihn der Verzweiflung und dem Kummer zu entreißen, ihm die Freuden des Lebens zu verschaffen, oder mit anderen Worten, ihn der Freude theilhaftig werden zu lassen.

Und warum sollte die Natur nicht Jeden von uns bestimmen, sich selbst das nämliche Gut wie Anderen zu verschaffen? Denn von zwei Sätzen gilt der eine: eine angenehme Existenz, d. h. ein Freudenleben, ist entweder etwas Gutes oder sie ist etwas Böses. Ist sie etwas Böses, so darf man

nicht allein seinen Mitbrüdern nicht behilflich sein, derselben zu genießen, sondern man muß sie deren sogar, als einer gefährlichen und verbrecherischen Sache, berauben. Ist sie etwas Gutes, so darf und soll man sich wie Anderen dieselbe verschaffen. Warum sollten wir nun uns weniger günstig gesinnt sein, als Anderen? Die Natur, welche uns Theilnahme für unsere Brüder einhaucht, befiehlt uns nicht, grausam und ohne Mitleiden gegen uns selbst zu sein.

Das ist es, was die Utopier in ihrer Meinung bestärkt, daß ein untadelhaft angenehmes Leben, d. h. die Freude, der Zweck aller unserer Handlungen sei, daß darin der Wille der Natur und in dem Gehorsam gegen diesen Willen die Tugend bestehe.

Die Natur, sagen sie ferner, fordert alle Menschen auf, sich gegenseitig zu helfen und gemeinschaftlich das Freudenfest des Lebens zu feiern. Diese Vorschrift ist billig und gerecht; es giebt kein Individuum, dessen Stellung so hoch über dem menschlichen Geschlechte erhaben wäre, daß die Vorsehung nur für dasselbe allein Sorge tragen müßte. Die Natur hat Allen dieselbe Gestalt gegeben, sie erwärmt Alle in gleichem Grade, sie umfaßt Alle mit derselben Liebe; was sie verdammt, ist die Vergrößerung des eigenen Wohlbefindens, während man dadurch das Glück eines Andern erschwert.

Aus diesen Gründen denken die Utopier, daß man nicht allein die unter einfachen Bürgern getroffenen Uebereinkünfte, sondern auch die öffentlichen Gesetze beobachten müsse, welche die Vertheilung der Annehmlichkeiten des Lebens ordnen, oder, mit andern Worten, den Stoff der Freude in gleichem Maße austheilen, sobald diese Gesetze durch einen guten Fürsten gerecht gehandhabt oder durch die allgemeine Beistimmung eines Volks sanctionirt seien, das weder durch die Tyrannei unterdrückt, noch durch Schliche hintergangen werde.

Nach dem Glücke streben, ohne die Gesetze zu verletzen, ist Weisheit; für das allgemeine Wohl wirken, ist Religion; das Glück des Nächsten mit Füßen treten, während man nur das eigene im Auge hat, ist eine ungerechte Handlung.

Sich dagegen irgend einen Genuß versagen, um Andere desselben theilhaftig werden zu lassen, ist ein Zeichen eines edlen und fühlenden Herzens, welches übrigens in reichem Maße für das geopferte Vergnügen entschädigt wird. Zuerst wird dieses gute Werk durch die Wiedervergeltung der Dienstleistungen belohnt; ferner verursacht das Zeugniß des Bewußtseins, die Erinnerung und Dankbarkeit Derjenigen, welche man sich verpflichtet hat, der Seele mehr Vergnügen, als der Gegenstand, dessen man sich beraubte, dem Körper hätte gewähren können. Endlich muß der Mensch, der an die Wahrheiten der Religion glaubt, fest überzeugt sein, daß Gott die freiwillige Entbehrung eines kurzwährenden und kleinen Vergnügens durch unaussprechliche und ewige Freuden belohnen werde.

So beziehen die Utopier in letzter Untersuchung all' unsere Handlungen und sogar all' unsere Tugenden auf die Freude als unsern Endzweck.

Vergnügen nennen sie jeden Zustand oder jede Bewegung der Seele

und des Leibes, worin der Mensch ein natürliches Wohlbehagen empfindet. Nicht ohne Grund fügen sie das Wort „natürlich" hinzu; denn es ist nicht allein die Sinnlichkeit, es ist auch die Vernunft, wodurch wir zu Dingen hingezogen werden, die an und für sich Wohlbehagen einflößen; und unter diesen muß man diejenigen Annehmlichkeiten verstehen, die man ohne Ungerechtigkeit suchen darf, die Genüsse, um deren willen man sich keine höheren versagen muß und die kein Uebel in ihrem Gefolge haben.

Es giebt Dinge, welche die Menschen ganz gegen die Natur und nur einer abgeschmackten Uebereinkunft zufolge Vergnügen nennen, wie wenn es in ihrer Macht stände, das Wesen eben so leicht wie die Worte zu vertauschen. Diese Dinge, weit entfernt, zum Glücke beizutragen, sind eben so viele Hindernisse für die Erlangung desselben; sie lassen nicht zu, daß Diejenigen, die ihnen nachstreben, reiner und wahrer Freuden genießen; sie verderben den Geschmack, indem sie ihn mit der Vorstellung eines eingebildeten Vergnügens beschäftigen. In der That giebt es eine Menge von Dingen, denen die Natur nicht einen einzigen Reiz gegeben, denen sie vielmehr eine gewisse Bitterkeit beigemischt und die dennoch von den Menschen als vorzügliche und in gewisser Hinsicht zum Leben sogar nothwendige Vergnügen betrachtet werden, obgleich sie der Mehrzahl nach grundschlecht und nur geeignet sind, böse Neigungen aufzuregen.

Als eingebildete Vergnügen betrachten die Utopier ebenfalls diejenigen der Jagd und der Hazardspiele. Da sie die letztern niemals geübt, kennen sie dieselben kaum dem Namen nach. Welche Freude können Sie darin finden, sagen sie, einen Würfel auf einen Tisch zu werfen? Und angenommen auch, daß hierin ein Vergnügen läge, so müßte dasselbe Sie eben so oft übersättigt haben, als es langweilig und fade für Sie werden mußte.

Ist es nicht in größerem Maße ermüdend, als angenehm, Hunde bellen und heulen zu hören? Ist es genußreicher, einen Hund nach einem Hasen, als nach einem Hunde laufen zu sehen? Und dennoch findet der Lauf, wenn dieser das Vergnügen bildet, in beiden Fällen Statt. Aber ist es nicht vielmehr die Hoffnung auf das Erlegen, die Lust am Blutvergießen, welche ausschließlich zur Jagd reizt? Und wie sollte man nicht lieber seine Seele dem Mitleid öffnen, wie sollte man nicht Abscheu gegen eine solche Metzelei empfinden, in welcher der starke, kühne und grausame Hund den schwachen, furchtsamen und flüchtigen Hasen zerreißt?

Unsere Insulaner verbieten deshalb freien Menschen die Jagd als eine ihrer unwürdige Beschäftigung; sie erlauben dieselbe nur Metzgern. Und ihrer Meinung nach bildet die Jagd sogar die niedrigste Art der Kunst, das Vieh zu schlachten; die übrigen Arten dieses Handwerks stehen weit mehr in Ansehen, weil sie mehr Nutzen bringen und man dadurch die Thiere nur aus Nothwendigkeit tödtet, während der Jäger in Blut und Metzelei einen leeren Genuß sucht. Außerdem halten die Utopier dafür, daß diese Liebe zum Tödten, selbst zum Tödten der Thiere, der Hang einer bereits verwilderten, oder doch einer solchen Seele sei, die das Nachjagen dieses barbarischen Vergnügens bald verwildern werde.

Die Utopier unterscheiden mehre Arten wahrer Vergnügen: die einen beziehen sich auf den Körper, die anderen auf die Seele.

Die Vergnügen der Seele bestehen in der Entwickelung der Geisteskräfte und den reinen Freuden, welche die Betrachtung der Wahrheit begleiten. Unsere Insulaner verbinden damit gleichfalls das Bewußtsein eines untadelhaften Lebens und die gewisse Hoffnung auf eine glückselige Unsterblichkeit.

Die Vergnügen des Körpers theilen sie in zwei Gattungen:

Die erste Gattung faßt alle Vergnügen in sich, welche einen wirklichen, offenbaren Einfluß auf die Sinne üben, und deren Ursache die Erfrischung der durch die innere Wärme erschöpften Organe ist.

Demnächst geben sie sich ganz den Vergnügnn des Geistes hin, die sie als die vornehmsten und wesentlichsten aller Vergnügen betrachten. Zu den reinsten und wünschenswerthesten zählen sie die Uebung der Tugend und das Bewußtsein eines fleckenlosen Lebens. Unter den körperlichen Vergnügen geben sie der Gesundheit den Vorzug; denn wenn man eine gute Mahlzeit und die übrigen Genüsse des animalischen Lebens suchen muß, so geschieht dies nach ihrer Meinung blos der Erhaltung der Gesundheit wegen, da diese Dinge nicht an und für sich, sondern nur dadurch angenehm einwirken, daß sie sich den geheimen Angriffen der Krankheit entgegenstellen.

Der Kluge wird dem Uebel lieber vorbeugen, als die betreffenden Gegenmittel anwenden, den Schmerz lieber vermeiden, als zu Linderungsmitteln seine Zuflucht nehmen. Diesem zufolge machen die Utopier von allen Vergnügen des Körpers Gebrauch, deren Entbehrung sie nöthigen würde, Heilmittel anzuwenden. Aber sie setzen in diese Vergnügen nicht ihr ganzes Glück; sonst würde der Gipfel menschlicher Glückseligkeit in unaufhörlichem Hunger und Durst bestehen, weil man dann beständig essen und trinken müßte. Gewiß, ein solches Leben wäre eben so elend als verächtlich.

Sie pflegen und entwickeln gern die Schönheit, die Stärke, die Gewandtheit des Körpers, diese angenehmsten und glücklichsten Geschenke der Natur.

Der Utopier ist gewandt und nervös; ohne von schwachem Wuchse zu sein, ist er kräftiger, als sein Aeußeres vermuthen läßt. Die Insel ist nicht in allen Gegenden gleich fruchtbar, die Luft nicht überall gleich rein und gesund, die Einwohner bekämpfen die nachtheiligen Einflüsse der Atmosphäre durch Mäßigkeit; sie verbessern den Boden durch eine ausgezeichnete Bestellung, so daß man nirgend anderswo einen bessern Viehstand oder reichlichere Ernten findet. In keinem andern Lande ist das Leben des Menschen länger und die Zahl der Krankheiten geringer.

Nicht allein die ackerbauenden Bürger stellen in großer Vollkommenheit die Arbeiten her, die einen von Natur undankbaren Boden fruchtbarer machen, sondern das Volk wird bisweilen in Masse aufgeboten, ganze Wälder, deren Lage ein Hemmniß für den Transport bildet, zu entwurzeln und dafür andere in der Nähe des Meeres, der Flüsse oder der Städte anzupflan-

zen; denn von allen Erzeugnissen des Bodens läßt das Holz sich am schwierigsten zu Lande fortschaffen.

Das utopische Volk ist verständig, liebenswürdig, gewerbfleißig, gemächlich und nichtsdestoweniger beharrlich in der Arbeit, sobald die Arbeit nöthig ist; ihre vornehmste Passion ist die Uebung und Entwickelung der Geisteskräfte.

Kommt ein Fremder nach Utopien, so wird er auf das Beste aufgenommen, wenn er sich durch ein wirkliches Verdienst empfiehlt, oder wenn lange Reisen ihm eine genaue Kenntniß der Menschen und der Zustände gegeben. Dem letzteren Grunde war es vielleicht zuzuschreiben, daß man uns in diesem Lande, wo man äußerst gern von dem hört, was auswärts sich zuträgt, einen so trefflichen Empfang angedeihen ließ. Durch den Handel kommen dort wenige Fremde zusammen; denn was sollte man, das Eisen ausgenommen, nach Utopien einführen? Gold und Silber? Aber man würde ganz gewiß genöthigt sein, das Eine wie das Andere wieder mit hinauszunehmen. Was den Ausfuhrhandel betrifft, so betreiben die Utopier ihn selbst, und dabei haben sie zwei Zwecke: zuerst, um stets zu wissen, was in der Außenwelt vorgeht, und dann, um ihre Schifffahrt aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen.

(Fortsetzung folgt.)

Robespierre.

(Fortsetzung).

Als Zögling der Jesuiten hatte Robespierre die geeignete Schule durchgemacht, um sich zum Priester des höchsten Wesens aufzuwerfen. Die Literatur des Ordens Jesu hatte ja einen fortgesetzten Sturmlauf gegen die positiven Dogmen vollzogen, welche sämmtlich der Lehre von der Opportunität geopfert wurden. Der Jesuitismus war die katholische Form der zersetzenden Kritik; er gipfelte demnach in der Abstraction des höchsten Wesens, die sich, nachdem sie alle bestimmten Glaubenssätze abgestreift, mit einem leeren Schall begnügte und die, weil sie den Völkern jeden Herzensanhalt, jede Glaubenssättigung raubte, weil sie ihnen den Gottmenschen entriß, auf's Beste für die Begründung einer Gewaltherrschaft paßte. Mit dem Etre suprême auf religiösem Gebiete geht der Dictator und Kaiser auf dem politischen Gebiete parallel. Dem Etre suprême entspricht eine fade, ausgemürbte, aller Individualität entkleidete Masse, welche, tief unten, unterschiedslos, keine Gemüthsverwandtschaft, keine Blutfreundschaft mehr mit ihrem Gotte besitzt; dem Imperator entspricht die Gleichheits-Nation, von

der er durch eine unmenschliche Erhabenheit weit getrennt ist, die er erbarmungslos nach seinen Entwürfen knetet, vermengt, zerstampft und die sich mit den Ruhmesstrahlen, welche von seinem einsamen Sonnenhaupte ausgehen, begnügen muß. Man darf Voltaire den Propheten, Robespierre den Staatsmann, Napoleon den General des Jesuitismus nennen.

Seine Schule also trieb den Robespierre an den Altar des höchsten Wesens, das er drecretiren ließ, um die Unterwerfung der Massen zu vollenden. So oft sich ein Staatslenker des Gedankens der revolutinären Freiheit bemächtigt und ihm eine religiöse oder politische Form zu geben sucht, kann man sicher sein, daß es aus ist mit den Välkern. Die revolutionäre Phrase ist nur die Umschreibung der Sclaverei der Massen.

Während das Blut um den Convent her floß, beschäftigte Robespierre ihn mit der Einführung einer neuen Religion. Robespierre, über seine Erhebung sinnend, glaubte seine Regierung unter den Auspicien der feierlichen Bekanntmachung des höchsten Wesens, als „der Quelle jeder öffentlichen Moral und des ersten Grundsatzes aller Gesetze," beginnen zu müssen, er selbst hatte sich daher die Berichterstattung im Convente vorbehalten. „Es ist, sagte er, nicht die Rede davon, einer philosophischen Meinung den Prozeß zu machen, es ist vielmehr die Rede davon, den Atheismus als antinational, und mit einem Verschwörungssysteme gegen die Republik in Verbindung stehend, zu betrachten. Die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele bringt die Gerechtigkeit ins Andenken zurück, folglich ist sie republikanisch." Er rief darauf Sokrates, Leonidas, Zeno, Brutus und Cato an, versprach Freiheit allen Gottesverehrungen, und kündigte einen National-Cultus an, dessen Formen, Gebräuche und Ceremonien angezeigt werden würden.

Die Idee einer National-Religion fand allerdings von jeher bei den Franzosen Anklang; England hatte ein Beispiel davon gegeben, das man nun befolgen zu können glaubte, indem man die Ueberlieferungen aus den Herzen riß, um etwas Wesenloses hineinzupflanzen. So hatte man auch die Revolution im Jahre 1789 für eine Nachahmung der englischen Freiheit ausgeben wollen!

Robespierre kündigte die Anordnung der Decaden an; doch die Gewaltthätigkeit, mit der man statt der Ueberredung, bei ihrer Einsetzung verfuhr, war es zum Theil, was sie verhinderte; die ländlichen Beschäftigungen, vorzüglich die Geschäfte des Ackerbaues konnten eine neuntägige ununterbrochene Arbeit nicht ertragen. Gebräuche müssen die Ueberbleibsel alter Erfahrungen sein, wenn sie dauern sollen.

Im Widerstreite gegen diesen neuen Cultus machte man damals einen jener Versuche, die in den Zeiten der Einfalt zuweilen geglückt sind. Ein schwärmerisches oder abgerichtetes Weib, vielleicht auch beides zugleich, gab sich für die Mutter Gottes aus, und nannte sich Catharina Theos. Mönche, Schwärmer und vorzüglich Ränkeschmieder suchten diesem Auftritte einige Wichtigkeit zu geben. Religionsbegierige wurden in neue Geheimnisse eingeweiht. Das Herbeiströmen war groß genug, daß sich die Ausschüsse des

Convents damit beschäftigten, und die neue Zauberin ward mit mehreren ihrer Anhänger vor den Revolutions-Gerichtshof geführt, der ihre Einschließung befahl.

Robespierre erfann das Fest des höchsten Wesens. Ehe dasselbe zur Aufführung kam, beschäftigte ein auf den Oberpriester versuchtes Attentat die öffentliche Aufmerksamkeit.

Ein junges Mädchen, Cecilia Regnaud, erschien bei Robespierre, und verlangte ihn zu sprechen; auf die Antwort, daß er nicht da sei, sagte sie: „Als öffentlicher Geschäftsträger ist er da, um allen denen zu antworten, die zu ihm kommen.“ Dieser neue Ton über eine so bedeutende Person machte, daß man sie verhaftete, und zu dem allgemeinen Sicherheitsausschusse führte. Nach den gewöhnlichen Fragen fragte man sie, warum sie zu Robespierre gegangen sei? — Um ihn zu sprechen. — Was sie ihm habe sagen wollen? — Nachdem es fällt. — Ob sie Robespierre kenne? — Nein. — Warum sie ihn sehen wolle? — Um zu sehen, ob er mir gefällt. — Was sie damit sagen wolle? — Das geht Euch nichts an. — Ob sie gesagt habe, daß sie ihr ganzes Blut vergießen würde, um einen König zu haben? Ob sie bei dieser Erklärung bleibe? — Ja, denn Ihr seid fünfzig tausend Tyrannen, und ich wollte sehen, wie ein Tyrann aussieht. — Was für ein Paket sie da trage? — Es ist Wäsche, um sie an dem Orte, wohin man mich führen wird, wechseln zu können. — Wohin man sie führen werde? — In's Gefängniß, und von da zur Guillotine. — Man fand zwei Messer bei ihr, sie sagte aber, daß sie nicht die Absicht gehabt habe, irgend jemandem etwas zu Leide zu thun. Sie wiederholte dasselbe vor dem Gerichtshofe und fand hier das Loos, das sie gesucht hatte.

Die Vorbereitungen zu dem Feste zu Ehren des höchsten Wesens wurden mit Pomp getroffen; der Tag ward als die Losung zu einer großen Begebenheit angekündigt. Alle Parteien, oder vielmehr alle Häupter derselben Partei, maßen sich schon zu lange, als daß sie den Grad ihrer Macht nicht hätten kennen sollen, und Robespierre fühlte, daß seine Gewalt nicht länger dauern konnte, ohne mit einem sicherern Titel und einer sichereren Bürgschaft, als der immer schwankenden und ungewissen Volksgunst, bekleidet zu sein. Diejenigen, die, gezwungen, seinen Hof auszumachen, wohl ahnten, daß er nur Nebenbuhler in ihnen sah, die entfernt werden müßten, drangen selbst in ihn, sich einem Versuche zu unterwerfen, den sie ihm als ganz unzweifelhaft schilderten und dessen Erfolg ihnen das Ende ihrer Aengste zu versprechen schien. Denn sie glaubten, der zum Dictator ausgerufene Robespierre werde nicht mehr so vieler Opfer bedürfen, um eine geheiligte und anerkannte Gewalt zu behalten. Alles vereinigte sich daher, um seinem Stolze mit einem Erfolge zu schmeicheln, der von dem Convente vorbereitet und zugestanden zu sein schien. Er hatte den Robespierre eben zum zweiten Male zum Präsidenten ernannt, und dies Amt sicherte ihm am Tage der Ceremonie eine ausgezeichnete Stelle.

Der Abstich der Zurüstungen von den Gesichtern der Pariser war bemerkenswerth. Blässe und Bestürzung waren in allen Zügen sichtbar, und

ein finsteres Schweigen sagte, daß nur die Furcht, als Abwesender aufgeführt zu werden, die Bürger zu diesem Feste schleppte.

Man hatte ein großes Amphitheater erbaut, wohin sich die Mitglieder des Convents begaben. Nachdem alle Sectionen von Paris, der Vorschrift zufolge, im Garten des National-Palastes vereinigt waren, hielt Robespierre, von einer Rednerbühne herab, einen religiös-politischen Vortrag. Dann stieg er mit einer brennenden Fackel in der Hand herab, und zündete eine Art von Denkmal an, das aus verschiedenen Attributen und Mißgestalten, deren eine den Atheismus vorstellte, zusammengesetzt war; die Trümmer des Brandes zeigten eine stehende Bildsäule, welche die Weisheit vorstellte. Robespierre bestieg die Rednerbühne wieder, und hielt eine andere Rede über die Tugenden, welche er republikanische nannte, und schloß sie mit einem Gebete an das höchste Wesen. Darauf begab sich der Convent nach dem Marsfelde, wo Chöre von Kindern, jungen Mädchen und Greisen Hymnen zu Ehren des Festes sangen. Nach der Feierlichkeit ward der Convent nach dem Orte seiner Sitzungen zurück geführt.

Das Fest blieb ohne Wirkung, wozu mehrere Ursachen beitrugen; zunächst der Brodmangel. Das Brod ward vor den Thüren der Bäcker ausgetheilt; das Maß war bestimmt, und die Einwohner, die oft genöthigt waren, peinlich zu warten, bis die Reihe an sie gelangen werde, kamen zuweilen, ohne Brod erhalten zu haben, wieder nach Hause. Das Volk ertrug dies geduldig, allein es war zu viel verlangt, daß es sich freuen sollte. Jener Ueberfluß von eßbaren Waaren, welchen die Hoffnung auf Gewinnst an öffentlichen Festen zur Schau stellt, der dem Bedürfnisse zuvorkömmt, und zur Fröhlichkeit reizt, war nicht mehr da. Derjenige, der am Morgen ohne gegessen zu haben, ausgegangen war, um sich auf seinen Posten zu begeben, kehrte, ohne gegessen zu haben, und ermattet, nach Hause zurück. Die Feste der Alten waren Opfer; im revolutionären Paris jedoch stieß man sogar beim Eingange zu dem Orte des Festes auf schreckliche Erinnerungen von Opfern, bei denen die Mitbürger die Geschlachteten waren; auf dem Revolutionsplatze war es ja, wo das Menschenblut täglich vom Schaffotte auf das Pflaster floß. Da die Hitze das blutige Gemisch auf dem Platze in Gährung gebracht hatte, so benachrichtigten die Ausdünstungen die Menge, welche auf dem Platze des Festes erschien, an die furchtbare Geißel, welche die Revolution über sie schwang, und diese Eindrücke wirkten auf die Gemüther der Zuschauer. Es waren wenig Familien da, die grade an diesem Orte nicht Erinnerungen zu bekämpfen hatten, und es wäre schwer gewesen, der gedruckt vertheilten Ordnung des Festes, welche nach der zweiten von Robespierre zu haltenden Rede ein Freudengeschrei ankündigte, Folge zu leisten.

Hatten Robespierre und seine Freunde irgend eine schwärmerische Hoffnung auf das Fest des höchsten Wesens gesetzt, hatten sie geglaubt, daß der mit verpestetem Blutaushauch gemischte Phrasennebel eine Epoche der Versöhnung einleiten würde, so mußten sie sich bald getäuscht fühlen. Das Etre suprême fuhr fort, seine Opfer zu verlangen, ja, es mußte den bisherigen Oberpriester, der ihm nur in einer unbestimmt haschenden Weise die

Opfer zuführte, verdrängen, damit der echte, der Imperator, der die Massen nach Regel und Disciplin in die Vernichtung sandte und hunderttausende für den Wolkendunst des höchsten Wesens verflüchtigte, den Platz des staatsmännischen Stümpers einnehme. Robespierre erstickte nicht — wie seine Feinde schrieen am Blute, sondern am Blutmangel. So sehr auch seine Angst während der letzten Wochen seiner Herrschaft die Guillotine anfeuerte, so sehr sie alle Greuel der Schreckensherrschaft übertrieb: — es fehlte immer noch an Blut, das höchste Wesen lechzete nach mehr, und verstieß den Phrasenmann, der es so unvollkommen bediente. Der Franzose mußte fortan in Reih und Glied, in Regimentern, in „großen Armeen" zum Altar wandeln, darum schloß die Schreckensherrschaft, deren elende und gebrechliche Gefängnißkarren nicht hinreichen konnten, um die Begier des höchsten Wesens zu befriedigen.

Wir sind hier bei den letzten Scenen von Robespierres Leben angekommen; es wäre unsere Aufgabe, die verzweifelten Anstrengungen des Terrorismus zu schildern, der nun einmal nicht leisten konnte, was nur in der Macht des Imperators lag. Der Leser wird es uns jedoch Dank wissen, wenn wir ihm das Bild der Schreckenszeit in einer Gefängnißgeschichte vorführen, die mit dem Sturze Robespierres ihre Endschaft erreichte. Dieselbe befindet sich in einem „Briefe der Madame Bitaubé an ihre Brüder", einem nicht unwichtigen Actenstücke, welches in den Schicksalen der Gefangenen das Parteitreiben der französischen Revolution abschildert. Der „Bürger" Bitaubé und seine Frau waren im November 1793 verhaftet worden.

Es war, erzählt die Briefstellerin, am 5. November 1793, als man uns in einer kalten und regnigten Nacht aus dem tiefsten Schlafe riß, um uns zu verhaften. Wir hatten den Abend mit Freunden hingebracht, die uns über unsere Befürchtung, verhaftet zu werden, beruhigt hatten. So läßt man sich denn leicht einreden, was man wünscht, und das Bewußtsein unserer Unschuld beruhigt uns. Doch auch die Unschuld war in jenen Zeiten des Schreckens ein Verbrechen. Man mißfiel einem Tyrannen, blos weil man seine Grausamkeit mißbilligte. Wir hatten das Unglück gehabt, zu der Zeit, wo den Robespierre noch alle rechtliche Menschen schätzen konnten, und wo er ganz und gar nicht dasjenige schien, was er in der Folge ward, bei einem unserer Freunde seine Bekanntschaft zu machen, ein noch größeres Unglück war es für uns, ihm die Bekanntschaft einer unserer vertrautesten Freundinnen verschafft zu haben, die, so wie Robespierre, immer nur einen sanften, bescheidenen, humanen und sogar tugendhaften Character gezeigt hatte, die aber eine mißverstandene Freiheitsliebe fanatisch und grausam machte; denn sie ward von dem Augenblicke an, wo sie sah, daß wir ihren und ihres Helden Meinungen entgegen waren, unsere grausamste Feindinn. Innig mit Robespierre verbunden verfolgte sie uns wie eine Furie, opferte ihm ihr Vermögen, wie ihre Freunde auf, und stürzte mit ihm ins Verderben.

Unter unseren Freunden war einer, der uns im Laufe des Jahres aufgefordert hatte, mit ihm und mehreren seiner Bekannten den Sommer zu Saint-

Germain zuzubringen; er hoffte, daß es uns dadurch gelingen würde, vergessen zu werden. Wir brachten dort auch wirklich die schöne Jahrszeit auf eine angenehme Weise zu, aber gegen das Ende derselben verfolgte uns das Unglück. Ein Revolutions-Ausschuß ward in St. Germain errichtet. Wie in Paris gab es täglich Verhaftungen. Die rechtschaffensten Menschen, so wie die Reichsten und diejenigen, welche einige Talente hatten, wurden angegeben und verhaftet. Unser Freund lud uns ein, mit ihm nach Paris zurück zu kehren. Wir reisten plötzlich ab, um das Unglück, das uns dorthin folgte, zu fliehen. Vier Wochen darauf wurden wir verhaftet. Es war, wie ich schon bemerkt habe, am 5. November in einer kalten regnigten Nacht. Um Mitternacht pocht man an unsere Thür, und unser alter Bediente Leclerc meldet uns mit rührender und bewegter Stimme, daß man bloß eine Haussuchung anstellen wolle, um unsern Briefwechsel zu untersuchen. Sogleich erschienen sechs mit Piken Bewaffnete, einen von dem fürchterlichen allgemeinen Wohlfahrtsausschusse abgesandten Bevollmächtigten an ihrer Spitze, vor unserm Bette; er fordert uns den Schlüssel zu unserm Schreibtische ab; ich gebe ihm denselben; er schließt den Schreibtisch auf und findet nur einen ganz unbedeutenden Brief, dessen er sich bemächtigt, indem er sagt, daß er dem Ausschusse überliefert werden solle und daß wir sogleich aufstehen, uns ankleiden und ihm folgen müßten. Das Gefühl unserer Unschuld war so groß, daß ich ihn nicht verstanden zu haben glaubte; ich blieb also ruhig liegen; als er aber mit stärkerer Stimme wiederholte: Steht auf und zieht Euch an! öffnete ich die Augen und sagte zu ihm: Aber es ist mir unmöglich, ich bin krank, seht wie meine Hände und Füße von der Gicht entstellt sind, in Wahrheit, ich kann es nicht. Als der schreckliche Bevollmächtigte auf eine trotzige und grobe Art darauf bestand, sagte ich: Nun, so geht hinaus, daß ich mich anziehen kann. Muthig verlasse ich das Bette und ziehe mich an; mein Mann thut ein Gleiches. Wir glauben beide zu träumen, und schmeicheln uns, daß man uns in dem Augenblicke, wo man uns hören würde, Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Aber wie weit war diese Gerechtigkeit von uns entfernt!

Der Zustand unseres treuen Bedienten in diesem Augenblicke ist schwer zu beschreiben; bleich und entstellt schien der Greis seinen Augen nicht zu trauen; er hatte beinahe die Sprache verloren: Julie, seine Nichte, zitterte am ganzen Körper; sie war nicht im Stande, uns den geringsten Dienst zu leisten; ich hörte ihre Zähne klappern. Was mich betraf, so behielt ich doch so viel kaltes Blut, daß ich sie zu beruhigen suchen konnte. Ich forderte Thee, den man eilig machte; wir nahmen weiter keine Kleider mit, als diejenigen, womit wir bekleidet waren; es waren nur die allernothwendigsten; in einem kleinen Bündel befanden sich für jeden zwei Hemden und einige Taschentücher. Alles übrige ward versiegelt; aber unsere Freunde kamen uns glücklicher Weise in so weit zu Hülfe, daß wir einige Male die Wäsche wechseln konnten. Wir wollten Assignate mitnehmen, aber der Bevollmächtigte sagte in einem rauhen und schneidenden Tone: Nehmt nur wenige mit; Ihr braucht sie nicht. Welche Worte! sie deuteten an, daß wir nicht mehr nöthig

haben würden. Indessen befragte mein Mann den grausamen Bevollmächtigten, auf wessen Befehl, und warum man uns verhafte? — Auf Befehl des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses, antwortet er, und zieht zu gleicher Zeit eine Schrift aus der Tasche, die uns verkündigt, daß wir verhaftet werden, weil wir Freunde Rolands, Brissots und ihrer Mitschuldigen sind. Diese Beschuldigungen waren damals ein Todesurtheil. Die Wahrheit war, daß wir in einem dritten Hause Roland ein einziges, und Brissot zweimal gesehen hatten.

Wir hofften, uns, sobald man uns gehört haben würde, über diese falsche Anklage rechtfertigen zu können. Ach! wir hatten uns sehr geirrt! —

Als wir den Thee getrunken hatten, mußten wir aufbrechen. Der Augenblick war schrecklich. Die arme Julie war wie irre; wir umarmten uns zärtlich, ohne uns trennen zu können; die Augen unsers Greises flossen von Thränen über, ohne daß er uns ein Wort sagen konnte. Julie sagte schluchzend zu mir: Nun, Madame, Gott wird Sie nicht verlassen, er wird Ihre Unschuld ans Licht bringen. Darauf gab der Bevollmächtigte die abscheulische Antwort: Ja, von Gott ist auch die Rede! man muß die Menschen und die Gerechtigkeit fürchten, die sie ausüben!

Ein Schauder überfiel uns bei diesen Lästerungen; betrübt stiegen wir die Treppe hinab; ich gab meinem Manne den Arm, denn ich zitterte. Wir fragen, wo man uns hinführen wird? Der Bevollmächtigte antwortete: Ihr kommt nach la Force. Wie, sagte ich, so weit zu Fuß? Nun, Ihr werdet mich unterwegs liegen lassen müssen; denn es wird mir unmöglich sein, hin zu kommen; ich muß wenigstens einen Wagen haben. Es ist um diese Zeit keiner zu haben, antwortete er; ich werde Euch also nach der Hauptwache der Section bringen. Gut, sagte mein Mann, und hoffte, daß wir uns von da würden an unsere Freunde wenden können, deren wir in dieser schrecklichen Lage so sehr bedurften. Als wir auf der Wache angelangt waren, brachte man uns oben in ein schwarzes, und von erstickendem Dampfe angefülltes Zimmer; denn es war grade über dem Zimmer in welchem sich die Soldaten aufhielten, welche fortwährend rauchten. Wir fanden darin zwei Unglückliche, die gleich uns ihr Schicksal erwarteten, und von denen jeder in einem schlechten Gurtenbette lag. Es waren die rechtschaffensten Menschen von der Welt, unschuldig, mitleidig und gleich uns verfolgt. Sie sahen uns mit Thränen in den Augen an, und erboten sich, ihr Lager mit uns zu theilen; ich dankte ihnen, indem ich ihnen sagte, daß ich weder schlafen noch Nahrungsmittel zu mir nehmen wollte, und mich glücklich fühlen würde, mein Leben auf solche Weise endigen zu können; eben das sagte auch mein Mann. Man nöthigte ihn indessen, sich auf die Erde auf einen elenden Ueberrock niederzulegen, ich aber bestand darauf, auf einem alten Strohstuhle, wo ich einige Stunden mit Weinen hinbrachte, sitzen zu bleiben. Plötzlich steht mein Mann auf und frägt unsern Gefangenwärter, ob er ihm nicht Papier, Feder und Dinte verschaffen könne? Es war ein menschenfreundlicher Mann; er machte sich anheischig, das Verlangte zu verschaffen, und sogar den Brief, den er ihm anvertrauen würde, heimlich zu überbringen. Sogleich schrieb mein Mann an mehrere seiner Freunde, und machte sie mit der

Germain zuzubringen; er hoffte, daß es uns dadurch gelingen würde, vergessen zu werden. Wir brachten dort auch wirklich die schöne Jahrszeit auf eine angenehme Weise zu, aber gegen das Ende derselben verfolgte uns das Unglück. Ein Revolutions-Ausschuß ward in St. Germain errichtet. Wie in Paris gab es täglich Verhaftungen. Die rechtschaffensten Menschen, so wie die Reichsten und diejenigen, welche einige Talente hatten, wurden angegeben und verhaftet. Unser Freund lud uns ein, mit ihm nach Paris zurück zu kehren. Wir reisten plötzlich ab, um das Unglück, das uns dorthin folgte, zu fliehen. Vier Wochen darauf wurden wir verhaftet. Es war, wie ich schon bemerkt habe, am 5. November in einer kalten regnigten Nacht. Um Mitternacht pocht man an unsere Thür, und unser alter Bediente Leclerc meldet uns mit rührender und bewegter Stimme, daß man bloß eine Haussuchung anstellen wolle, um unsern Briefwechsel zu untersuchen. Sogleich erschienen sechs mit Piken Bewaffnete, einen von dem fürchterlichen allgemeinen Wohlfahrtsausschusse abgesandten Bevollmächtigten an ihrer Spitze, vor unserm Bette; er fordert uns den Schlüssel zu unserm Schreibtische ab; ich gebe ihm denselben; er schließt den Schreibtisch auf und findet nur einen ganz unbedeutenden Brief, dessen er sich bemächtigt, indem er sagt, daß er dem Ausschusse überliefert werden solle und daß wir sogleich aufstehen, uns ankleiden und ihm folgen müßten. Das Gefühl unserer Unschuld war so groß, daß ich ihn nicht verstanden zu haben glaubte; ich blieb also ruhig liegen; als er aber mit stärkerer Stimme wiederholte: Steht auf und zieht Euch an! öffnete ich die Augen und sagte zu ihm: Aber es ist mir unmöglich, ich bin krank, seht wie meine Hände und Füße von der Gicht entstellt sind, in Wahrheit, ich kann es nicht. Als der schreckliche Bevollmächtigte auf eine trotzige und grobe Art darauf bestand, sagte ich: Nun, so geht hinaus, daß ich mich anziehen kann. Muthig verlasse ich das Bette und ziehe mich an; mein Mann thut ein Gleiches. Wir glauben beide zu träumen, und schmeicheln uns, daß man uns in dem Augenblicke, wo man uns hören würde, Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Aber wie weit war diese Gerechtigkeit von uns entfernt!

Der Zustand unseres treuen Bedienten in diesem Augenblicke ist schwer zu beschreiben; bleich und entstellt schien der Greis seinen Augen nicht zu trauen; er hatte beinahe die Sprache verloren: Julie, seine Nichte, zitterte am ganzen Körper; sie war nicht im Stande, uns den geringsten Dienst zu leisten; ich hörte ihre Zähne klappern. Was mich betraf, so behielt ich doch so viel kaltes Blut, daß ich sie zu beruhigen suchen konnte. Ich forderte Thee, den man eilig machte; wir nahmen weiter keine Kleider mit, als diejenigen, womit wir bekleidet waren; es waren nur die allernothwendigsten; in einem kleinen Bündel befanden sich für jeden zwei Hemden und einige Taschentücher. Alles übrige ward versiegelt; aber unsere Freunde kamen uns glücklicher Weise in so weit zu Hülfe, daß wir einige Male die Wäsche wechseln konnten. Wir wollten Assignate mitnehmen, aber der Bevollmächtigte sagte in einem rauhen und schneidenden Tone: Nehmt nur wenige mit; Ihr braucht sie nicht. Welche Worte! sie deuteten an, daß wir nicht mehr nöthig

haben würden. Indessen befragte mein Mann den grausamen Bevollmächtigten, auf wessen Befehl, und warum man uns verhafte? — Auf Befehl des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses, antwortet er, und zieht zu gleicher Zeit eine Schrift aus der Tasche, die uns verkündigt, daß wir verhaftet werden, weil wir Freunde Rolands, Brissots und ihrer Mitschuldigen sind. Diese Beschuldigungen waren damals ein Todesurtheil. Die Wahrheit war, daß wir in einem dritten Hause Roland ein einziges, und Brissot zweimal gesehen hatten.

Wir hofften, uns, sobald man uns gehört haben würde, über diese falsche Anklage rechtfertigen zu können. Ach! wir hatten uns sehr geirrt! —

Als wir den Thee getrunken hatten, mußten wir aufbrechen. Der Augenblick war schrecklich. Die arme Julie war wie irre; wir umarmten uns zärtlich, ohne uns trennen zu können; die Augen unsers Greises flossen von Thränen über, ohne daß er uns ein Wort sagen konnte. Julie sagte schluchzend zu mir: Nun, Madame, Gott wird Sie nicht verlassen, er wird Ihre Unschuld ans Licht bringen. Darauf gab der Bevollmächtigte die abscheulische Antwort: Ja, von Gott ist auch die Rede! man muß die Menschen und die Gerechtigkeit fürchten, die sie ausüben!

Ein Schauder überfiel uns bei diesen Lästerungen; betrübt stiegen wir die Treppe hinab; ich gab meinem Manne den Arm, denn ich zitterte. Wir fragen, wo man uns hinführen wird? Der Bevollmächtigte antwortete: Ihr kommt nach la Force. Wie, sagte ich, so weit zu Fuß? Nun, Ihr werdet mich unterwegs liegen lassen müssen; denn es wird mir unmöglich sein, hin zu kommen; ich muß wenigstens einen Wagen haben. Es ist um diese Zeit keiner zu haben, antwortete er; ich werde Euch also nach der Hauptwache der Section bringen. Gut, sagte mein Mann, und hoffte, daß wir uns von da würden an unsere Freunde wenden können, deren wir in dieser schrecklichen Lage so sehr bedurften. Als wir auf der Wache angelangt waren, brachte man uns oben in ein schwarzes, und von erstickendem Dampfe angefülltes Zimmer; denn es war grade über dem Zimmer in welchem sich die Soldaten aufhielten, welche fortwährend rauchten. Wir fanden darin zwei Unglückliche, die gleich uns ihr Schicksal erwarteten, und von denen jeder in einem schlechten Gurtenbette lag. Es waren die rechtschaffensten Menschen von der Welt, unschuldig, mitleidig und gleich uns verfolgt. Sie sahen uns mit Thränen in den Augen an, und erboten sich, ihr Lager mit uns zu theilen; ich dankte ihnen, indem ich ihnen sagte, daß ich weder schlafen noch Nahrungsmittel zu mir nehmen wollte, und mich glücklich fühlen würde, mein Leben auf solche Weise endigen zu können; eben das sagte auch mein Mann. Man nöthigte ihn indessen, sich auf die Erde auf einen elenden Ueberrock niederzulegen, ich aber bestand darauf, auf einem alten Strohstuhle, wo ich einige Stunden mit Weinen hinbrachte, sitzen zu bleiben. Plötzlich steht mein Mann auf und frägt unsern Gefangenwärter, ob er ihm nicht Papier, Feder und Dinte verschaffen könne? Es war ein menschenfreundlicher Mann; er machte sich anheischig, das Verlangte zu verschaffen, und sogar den Brief, den er ihm anvertrauen würde, heimlich zu überbringen. Sogleich schrieb mein Mann an mehrere seiner Freunde, und machte sie mit der

schrecklichen Lage, in der wir uns befanden, bekannt, damit sie sich Mühe geben möchten, uns die Freiheit zu erwirken; allein alle ihre Schritte waren vergeblich. Ungeachtet ihres Eifers, ungeachtet unsere Section eine Deputation an den allgemeinen Wohlfahrtsausschuß sandte, um unsere Befreiung zu erhalten; ungeachtet einer sehr eindringlichen Bittschrift unsers guten Leclerc die er selbst aus eigenem Triebe der Section übergab, wo man ihn den ehrwürdigen Greis nannte, der für die Sache seines Herrn auftrete; ohne auf die Reclamationen Rücksicht zu nehmen, welche die angesehensten Personen zu unserm Besten eingaben, mußten wir dennoch, da Robespierre unser Verderben beschlossen hatte, unser Schicksal erleiden. Vergebens war der ehrliche Gefangenwärter, von dem ich eben gesprochen habe, und den unser Unglück rührte, zu allen Schritten bereit, von denen wir glaubten, daß sie uns würden nützlich sein können; trotz der Gefahren, denen er sich dadurch, daß er der Unschuld behülflich ist, aussetzt, geht er, spricht für uns, übergiebt unsere Briefe . . . Nichts hilft; sie bleiben ohne Wirkung.

Endlich wird es Tag; es ist sechs Uhr Morgens; man läßt eine Miethkutsche kommen, und wir fahren ab. Unsere beiden Unglücksgefährten nehmen gerührt Abschied von uns; sie wußten ihr Schicksal noch nicht. Der schreckliche Bevollmächtigte und zwei seiner Trabanten steigen mit uns in den Wagen. Wohin bringt Ihr uns, fragte ihn mein Mann? — Dich nach la Force, und deine Frau aux Anglaises. Schrecken überfiel uns, als wir ein Urtheil aussprechen hörten, das unser Unglück noch vergrößerte. Trennt uns nicht, rief Bitaubé aus; erbarmt Euch einer leidenden Frau; bedenkt, daß wir dies Uebermaß des Unglücks nicht aushalten werden. Nun, sagte Jener, wir werden sehen! — Bringt uns doch, ich bitte Euch, nach dem Gefängnisse Luxemburg. Er that es. Wir langen an; er sagt zu meinem Manne, daß er mit ihm aussteigen möge, und zu mir, ihn im Wagen zu erwarten; er werde sehen, was sich für eine Einrichtung treffen ließe. Er kehrte zurück, und sagte mir, daß wir uns durchaus trennen, und er mich in ein anderes Verhafthaus bringen müsse.

Ich hielt mich in diesem Augenblicke nicht mehr; ich schluchzte laut; mein Mann, der, wie ich, in Verzweiflung war, wandte sich an den Gefangenwärter, und sprach mit ihm in so rührenden, erhabenen Ausdrücken, daß es ihm glückte, ihn zu bewegen. . . . Aber es ist kein Platz, sagte er. — Wir wollen mit allem zufrieden sein, antwortete mein Mann, wenn man uns nur nicht trennt. Der Bevollmächtigte kömmt herab; wohlan, sagt er, Ihr sollt nicht getrennt werden! Geht beide hinauf. Ich ging von dem gräßlichsten Schmerze zu der lebhaftesten Freude über. Ich glaubte frei zu sein, indem ich das Schicksal meines Gatten theilte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Zu den Wahlen.

VII.

Die Wahlbewegung in Nassau.

In Nassau kommen nach der letzten Zählung vom 3. December 1864 auf 468,311 Einwohner — 213,335 Katholiken. Die letzteren waren kurz vor und während des letzten Krieges mit Oesterreich — fanatisch „österreichisch" — denn es war ihnen im Beichtstuhl und von der Kanzel und außerdem in der ultramontanen Presse vielfach die bestimmte Versicherung ertheilt worden: „Preußisch — sein" und „Protestantisch — sein", sei ganz dasselbe und eine Niederlage Oesterreichs bedeute auch eine solche für die „katholische Kirche", die durch nichts mehr gefährdet sei, als ein siegreich und unwiderstehlich voranschreitendes Preußen. „Nassauisch" waren auch die nassauischen Katholiken nicht; „nassauisch" waren überhaupt alle Nassauer nicht, da das herzogliche Haus durch seine Haltung in der Domänenfrage, welche 50 Jahre lang einen Zankapfel zwischen Volk und Dynastie bildete, alle Sympathien bei den Bewohnern Nassau's längst verscherzt hatte.

Nun, da die Katholiken Nassau's die Ehre und das Glück haben, Preußen zu sein, sollen sie die Furcht — durch Preußen zum Protestantismus bekehrt zu werden — ebenso wie ihre Anhänglichkeit an den Staat Oesterreich und dessen Dynastie verloren haben. Es beginnt in den Köpfen, die die ultramontane Presse Jahre lang in der Dunkelheit gehalten, gewaltig zu tagen. Einsichtsvolle und würdige Geistliche, wie der Domcapitular Rau, haben offen erklärt, daß die katholische Kirche in Preußen eines weit größeren Schutzes und einer weit größeren Freiheit sich erfreue, als in dem vormaligen Herzogthum Nassau. Der katholische Bischof zu Limburg hat durch eine vortreffliche Kundgebung sich offen und aufrichtig für die neue Ordnung der Dinge erklärt. Da die nassauischen Katholiken zu begreifen beginnen, daß es keinen Staat giebt, in dem die Toleranz im socialen und politischen Leben mehr geübt würde, als in Preußen, und da der Bischof und die angesehensten Geistlichen die neue Ordnung der Dinge willkommen heißen, so lassen sie auch ihre frühere feindselige Haltung dem preußischen Volke und dem preußischen Staate gegenüber fahren. So wird namentlich berichtet, daß die nassauischen Katholiken bei den Wahlen eine nichts weniger als preußenfeindliche Haltung beweisen. Die Protestanten Nassau's, namentlich die früher von den Vorfahren des jetzt in Holland herrschenden Hauses Nassau-Oranien beherrscht wurden, waren schon vor dem Ausbruch des letzten Krieges entschieden preußisch gesinnt und sind es auch heute noch.

Bei dieser Sachlage haben auch nur die „Anhänger der neuen Gestaltung" gegründete Aussichten in Nassau ins Parlament gewählt zu werden. Als solche gelten: Director (früher Minister 1848—49) Hergenhahn, aufgestellt im ersten Wahlkreis; Hofgerichtsprocurator Dr. Braun, aufgestellt im zweiten; Gutsbesitzer L. Born, aufgestellt im dritten; und Gutsbesitzer Joh. Knapp, aufgestellt im vierten. Hergenhahn, eine in Nassau wegen seiner Festigkeit, Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit hochgeschätzte Persönlichkeit, war seiner Zeit Mitglied des Frankfurter Parlaments, und schon damals ein warmer und treuer Anhänger Preußens; Carl Braun, ein ebenwohl in Nassau wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften sehr verehrter Mann, zeichnet sich durch die Klarheit seiner Auffassung, seine ungewöhnliche Rednergabe und höchst bedeutende national-ökonomische Kenntnisse aus: er war Präsident der weiland nassauischen Deputirten-Kammer und fungirte als solcher auch bei den volkswirthschaftlichen Congressen Deutschlands. Die Gutsbesitzer Born und Knapp, dem bäuerlichen Stande angehörig, sollen in Folge langjähriger Thätigkeit in den nassauischen Kammern, in politischen Fragen wohlbewandert sein. Die Wahl von Hergenhahn, Braun und Knapp soll als gesichert zu betrachten sein. Im fünften Wahlkreis (Dillenburg-Erborn-Hachenburg-Selters-Marienburg-Rennerod) scheint eine Einigung noch nicht stattgefunden zu haben, als Candidaten werden für diesen Bezirk bezeichnet: Procurator Dr. Siebert; Friedrich Freiherr von Schwartzkoppen-Rottorf; Bergwerksbesitzer Giebeler und Bergwerksbesitzer Treupel — sämmtlich übrigens der preußenfreundlichen Partei angehörig. Für den zweiten Wahlkreis (Wiesbaden-Wehen-Langenschwalbach-Eltville-Rüdesheim) wurden noch als — übrigens ganz „aussichtslose" — Candidaten bezeichnet: Dr. Frhr. v. Preuscher und Frhr. v. Zwierlein. Frhr. v. Preuscher hat sich seit lange durch seine antipreußische Haltung hervorgethan; Frhr. von Zwierlein hat seiner Zeit die von Hrn. Christian Abt in Frankfurt a. M. edirte durch und durch schwarz-gelbe „Kritik", die in Calumnien und im Punkte des Preußenhasses das äußerste leistete, unterstützt und gehörte von 1863—1866 zur sogenannten „großdeutschen Partei", welche bei ihrer Constituirung auf Antrag der Herren v. Lerchenfeld, Moritz Mohl und Varnbüler sich dahin aussprach, daß der deutsch-französische Handelsvertrag unbedingt zu verwerfen und der Zollverein entweder durch Oesterreich zu vergrößern oder zu sprengen sei. Der langjährige Vertreter der nassauischen Clerikalen auf dem nassauischen Landtage, Domcapitular Rau, hat dem Vernehmen nach, jede Wahl zum Parlament abgelehnt.

VIII.

Die Wahlen im Großherzogthum Hessen-Darmstadt.

In Oberhessen, der zum Norddeutschen Bunde gehörigen Provinz Hessen-Darmstadts trägt die Wahlbewegung einen entschieden preußenfreundlichen Character.

Die dem Herrn Dalwigk besonders angenehmen Personen — so Provinzial-Director Goldmann und Hofgerichtsrath Biedewald — wurden vom Volke Oberhessens gar nicht in Betracht gezogen.

Das Volk hat aufgestellt: für den ersten Wahlkreis: Freiherr Adalbert v. Rabenau zu Fridelhausen; für den zweiten: Bergrath Buderus zu Hirzenhain; für den dritten: Fabrikant Lerch zu Lauterbach.

Alle drei sind als „Preußenfreunde" bekannt; alle drei sind nicht allein reichbegüterte, sondern auch durchgebildete, einsichtsvolle, ehrenwerthe und patriotische Männer.

In einer vortrefflichen Rede, welche Freiherr von Rabenau am 20. Januar in einer Wählerversammlung zu Gießen hielt, und worin er darlegte, daß und warum der weiland „Bundestag" seine „Aufgaben für Deutschland" nicht erfüllt habe, bemerkte er:

> „Das Verderben des deutschen Reichs, der Zerfall der Staats- und Reichshoheit war, daß ihre Theile polypenhaft zur Selbstständigkeit erwuchsen. Jetzt gilt es, dieses Reich wieder zu errichten und die alten Fehler zu vermeiden. Der ganze Inhalt der politischen Existenz der Kleinstaaten, war ein negativer geworden, ein Zustand der auf die Dauer völlig unhaltbar war und ist. Ersatz und Rettung wird ihnen nur dann kommen, wenn sie aus der Negative heraus wieder in's Leben eintreten und die sich unaufhaltsam vollziehende Wandlung in den deutschen öffentlichen Rechtszuständen anerkennen".

Und diese Anschauungen und Ueberzeugungen des Freiherrn von Rabenau werden auch in allen Hinsichten von den beiden Industriellen Buderus und Lerch getheilt.

Außer den drei genannten Candidaten von Rabenau, Buderus und Lerch waren von verschiedenen Seiten noch Graf von Solms-Laubach und Pfarrer Welcker in Anregung gebracht worden; doch scheint der erstere auf die Sache nicht bestimmt und entschieden eingegangen zu sein, der zweite hat seine Bedeutung in der Provinz resp. in seinem Kreis offenbar weit überschätzt. —

IX.

Die Wahlen im Herzogthum Braunschweig.

In Braunschweig geht die Wahlbewegung dem Character des Volks und seinem bisherigen „Stillleben" entsprechend, „geräuschlos" — fast „lautlos" vor sich. Die Braunschweiger behaupten: in ihrem Lande gäbe es keine Parteien. Ist dies ein Vorzug — oder ein Mangel? Sicher ist, daß das „Leben" sich nur in „Bewegung" äußert und beim „Leben des Volks" tritt diese Bewegung im „Parteikampf" hervor. Ferner erwägten die „Parteilosen" in Braunschweig nicht, daß gegenüber einer ganz neuen Frage, der der organischen Gliederung des größten Theiles von Deutschland, auch neue, — und je nachdem sehr verschiedene Auffassungen, welche nothwendigerweise zu verschiedenen Parteigruppirungen führen müssen — möglich sind. Die beiden in der Stadt Braunschweig aufgetretenen Candidaten von Bedeutung haben ebenwohl die Aufgaben des Parlaments durchaus nicht in „einer und derselben" Weise aufgefaßt.

Kaufmann Adolf Schmidt zu Braunschweig sprach sich in einer Candidatenrede sehr entschieden gegen die Kleinstaaterei aus; „die Hauptbe-

dingung der staatlichen Existenz — bemerkte er — sei allerdings die Macht; die Thatsache, daß in Deutschland Preußen allein als wirklicher Staat dastehe, dränge zu der Ueberzeugung, daß Deutschland nur durch Preußen wiedergeboren werden könne und er verlange deshalb den engsten Anschluß an Preußen, Abtretung nicht allein des militärischen Oberbefehls, sondern des ganzen Heerwesens zu Lande und zur See an Preußen, ebenso die Regelung und Leitung der volkswirthschaftlichen Interessen, Post, Telegraphen, Maaße u. s. w. und die Vertretung der Kleinstaaten — so lange diese eben da wären."

Schmidt ist für „Niederhalten und Niederkämpfen von jedwedem Particularismus von oben oder von unten."

Lange nicht so scharf und bestimmt drückte sich sein Nebenbuhler — Kreisrichter Bode in einer Wahlversammlung im Alt-Stadtrathhause aus. Er meinte zwar auch: Preußen habe die Kraft und den Willen gezeigt, an Deutschlands Spitze zu treten; beseitigt seien alle Zweifel an Preußens deutschem Beruf; es habe Anspruch an vollen Anschluß — wenn nicht aus Liebe, doch aus Respekt — aber die Erhöhung des Militäretats, die er doch als die einfache Consequenz jener Vordersätze hätte zugestehen müssen, war ihm bedenklich. Ein Mehr von 1300 Mann und 300,000 Thlr. für Braunschweig sei „zu viel".

Gegen diese Forderung, meinte er, sei zu kämpfen, freilich mit der Einschränkung: „wenn nicht etwa dadurch das ganze Bündniß gefährdet werde."

Vom Grafen Otto von Bismarck-Schönhausen, auf den der Ausspruch angewendet werden müsse:

„Es wächst der Mann mit seinem Ziele"

erzählte der candidirende Kreisrichter seinen aufmerksam lauschenden Zuhörern, — derselbe habe ihm den Respect wieder eingeflößt, den derselbe ihm vor längeren Jahren auf einem andern Theater als Schläger eingebläuet habe."

Die Erzählung Bodes von dem ihm im Duell in fröhlicher Studentenzeit durch den berühmten Staatsmann nachdrücklich „eingebläuten Respect" scheint für seine Candidatur bei den Braunschweigern nur von Vortheil gewesen zu sein; nach dieser Rede stiegen seine Chancen sehr — während die seines Rivalen Schmidt, der sich schließlich zu einem Verzicht auf jede Candidatur verstand, ungemein sanken.

Derselbe Bode war auch für den zweiten Wahlkreis (Wolfenbüttel-Helmstedt) aufgestellt; doch tritt hier neuerdings mehr Obergerichtsadvokat Müller in den Vordergrund, neben dem freilich noch Köpp und Miquel in Osnabrück genannt werden. Im 3. Wahlkreise — Holzminden - Gandersheim — ist die Rede von Obergerichtsrath Dr. jur. Alb. Schmidt und Staatsanwalt Schnuse.

Daß die reine Arbeiterpartei auch in Braunschweig einen Mann von ihrer Farbe proponiren würde, ließ sich erwarten. Die Aeußerungen dieser Partei sind jedoch in dem nüchternen Braunschweig nicht eigentlich Bewegungen — nur Zuckungen.

Der „Candidat ohne Hoffnung" heißt hier Otto Walster.

Der Vollständigkeit wegen muß ich noch anmerken, daß die Blankenburger, welche mit den Braunschweigern zusammen wählen, mit der Candidatur Bode's sich nicht recht befreunden wollen; sie waren und sind entschieden für den obgenannten Kaufmann Ad. Schmidt. Die Blankenburger sind so „kühn" zu behaupten, sie begriffen gar nicht, warum Braunschweig nur Juristen in den Reichstag schicken solle. Und in der That, die Blankenburger sind in diesem Betreff — mit Verlaub zu reden — vielleicht etwas klüger als die witzigen Bewohner der Stadt der Intelligenz, der Weltstadt Berlin, die das Joch der Vormundschaft der Juristen bis zur Stunde höchst bescheiden und demüthig tragen. Verwaltungsbeamte sollen und müssen schon andere Eigenschaften und Kenntnisse besitzen als richterliche Beamte; weiterhin sind aber für einen Gesetzgeber wieder ganz andere Qualitäten erforderlich, wie für einen Gesetzausleger.

Eine gewisse Pedanterie und starres Beharren beim Wort sind bei einem Richter nützlich, um nicht zu sagen, nothwendig — bei einem Gesetzbegründer und gar beim Politiker sind sie vom höchsten Uebel und dem auf dem Gebiete der Politik sich stets als „Richter" fühlenden und gerirenden Repräsentanten muß man gar zu oft zurufen: summum jus — summa injuria!

Bis jetzt hält sich in Preußen jeder „gute Jurist" — zugleich für einen „großen Staatsmann", und eine Stadt wie Berlin unterschreibt diesen Satz, der nur möglich, wo ein Volk, seiner eigenen Fähigkeit mißtrauend, nach einem Vormund sich umschaut. „Große Staatsmänner" werden am wenigsten durch das Studium des Landrechts und der Pandekten Justinians erzogen. „Große" Staatsmänner werden überhaupt nicht durch Studium „gemacht" — sie werden wie die Dichter „geboren". —

X.

Die Wahlen in den Fürstenthümern Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldeck.

1. Fürstenthum Lippe. Wie in Anhalt, so können wir auch in Lippe die interessante Beobachtung machen, daß „Conservative" und „Demokraten" in ein Horn blasen, in das des entschiedensten Particularismus — der in Deutschland die vom preußischen Staate gewährleisteten unsäglichen Vortheile nur „mitgenießen" und zu den Lasten nichts oder doch nur möglichst wenig beisteuern will.

Ein „sehr hoher" lippescher Staatsbeamter, für dessen Wahl namentlich von Herrn v. Borries eifrig agitirt wird, drückte sich in einem Briefe — der wohl auf eine nach Lemgo berufene Wählerversammlung eine gehörige Wirkung ausüben sollte, dahin aus: daß es eine „schwierige und undankbare Aufgabe" sei — „einer richtigen Würdigung und billigen Berücksichtigung der Interessen und Verhältnisse der Kleinstaaten Geltung zu verschaffen" — indem zugleich bedeutungsvoll angemerkt wurde: „sehr Vieles stehe auf dem Spiel."

Der Candidat der lippeschen „Demokraten", Syndicus Hausmann in Horn, hat in sein Wahlprogramm gemüthlich „einjährige Dienstzeit"

aufgenommen. Also auch die Lippeschen wollen wie die Anhaltiner von „Zahlen" und „Dienen" nichts wissen. Mögen Preußens tapfere Söhne an die Grenze eilen, wenn der Feind Deutschlands Sicherheit bedroht; mögen sie Wache halten am Rhein, am Main, an der Weichsel und am Belt; mögen die preußischen Bürger Steuern zahlen zur Beschaffung kostbaren Kriegsmaterials, zur Errichtung und Erhaltung von tüchtigen Kriegsschulen, zum Bau der so überaus viele Kosten verschlingenden Festungen, die in vielen Fällen (Erfurt und Minden) den benachbarten Kleinstaaten mindestens eben so viel Vortheil und Schutz bieten, als den Preußen selbst — das kümmert die kleinstaatlichen Leute Alles nicht. Bisher gab es ein für das Vaterland trinkendes und singendes Deutschland — und ein für das Vaterland kämpfendes, blutendes und zahlendes — und letzteres war Preußen.

Soll diese Ungleichheit, diese schreiende Ungerechtigkeit fort und fort bestehen? Nimmermehr! Das Urgrundrecht: „Gleiche Rechten, gleiche Pflichten", muß in Deutschland überall zur Geltung kommen, und grade solche gerechte Männer thun Noth fürs Parlament, die entschlossen sind, dem obengenannten Grundsatz unerbittlich auch in allen Kleinstaaten Eingang zu verschaffen.

2. In Waldeck nimmt die Wahlbewegung einen sehr ruhigen Verlauf. Die Regierung in Waldeck war eine der wenigen in Deutschland, welche schon vor dem Eintritt der Ereignisse des vorigen Jahres aus freien Stücken auf sehr wesentliche Hoheitsrechte Verzicht geleistet. Eine Militärconvention hatte diese Regierung schon im Februar 1862 mit Preußen abgeschlossen; auch hatte sie — in dieser Beziehung in Deutschland ganz allein stehend — die Vertretung der waldeckschen Angehörigen im Ausland den königlich preußischen Gesandtschaften und Consulaten übertragen. Die Regierung in Waldeck ist also nicht particularistisch und ebensowenig ist es das Volk. Bei dieser Sachlage können heftig sich reibende Gegensätze sich gar nicht entwickeln. Der Parlamentscandidat der Waldecker ist Ober-Gerichts-Rath Severin, für dessen Wahl namentlich in Wildungen gewirkt wird.

3. In dem kleinen Bückeburger Ländchen ist von einer Wahlbewegung nichts zu verspüren; und auch von der Nomination eines Candidaten hat noch nichts verlautet.

XI.

Die Wahlen in Schleswig-Holstein.

In Schleswig-Holstein hat sich in Folge der Wahlbewegung eine sehr „stramme Preußenpartei" heraus gebildet, deren Anhang täglich sichtbar wächst. Den Anstoß zu diesem Vorgehen in entschieden preußischem Sinne hat Treitschke gegeben, der nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch, was nicht jeder Gelehrte, ein tapferer und entschlossener Mann ist. Neben der Preußenpartei hat sich eine sog. „Mittelpartei" constituirt, die aber genau betrachtet, ganz dasselbe anstrebt, was die entschiedenen Preußenfreunde wollen — nur bislang etwas „schüchterner" etwas „verschämter". Diese

Mittelpartei wird auch bei den Wahlen mit der „preußischen Partei" nach allen Anzeichen Hand in Hand gehen, in Folge dessen die Aussichten, klarsichtige und echt patriotische Männer als Vertreter Schleswig-Holsteins im Parlament zu sehen, sehr gestiegen sind.

Die alte Partei der mit dem „Erbrecht handeltreibenden" Augustenburger, welcher die Geschichte für immer das Zeichen der Selbstsucht und Beschränktheit aufgedrückt hat, existirt zwar noch, sie verliert jedoch täglich, ja stündlich an Bedeutung. Aber getreu ihrer alten Maxime, ihre Sonderinteressen und die Vortheile ihrer Stellenjäger dem Heile des Vaterlandes überzuordnen, arbeitet sie auch bei diesen Wahlen lieber den Dänen in die Hände, anstatt wahrhaft nationale Ziele zu verfolgen. Im 2. Wahlkreise (Sonderburg, Norburg, Flensburg, Glücksburg, Cappeln u. s. w.), stehen 45,000 Deutschgesinnten 42,000 Dänischgesinnte, die alle wie ein Mann für ihren Candidaten, den bekannten Gutsbesitzer Ahlmann auf Werthemine auf Alsen stimmen werden, gegenüber. Da hätten also die Deutschen, gerade wie ihre Brüder in Posen den Polen gegenüber, die heiligste Verpflichtung fest zusammen zu stehen. Der von der nationalen Partei für diesen Kreis aufgestellte Amtmann Matthiessen, ein Mann von gemäßigten Grundsätzen und in den Parteikämpfen der letzten Jahre wenig genannt, kann als ein eigentlicher Versöhnungs- als ein Compromiß-Candidat im vollsten Sinne des Wortes gelten. Allein die „erbitterten" Führer der Augustenburger, welche das völlige Scheitern der Hoffnung, als Sterne erster Größe am „Kieler Hofe" zu glänzen, noch nicht verschmerzt haben, sind der Candidatur des tüchtigen Matthiessen in Flensburg mit großer Leidenschaftlichkeit entgegengetreten.

Besonders that sich bei dieser Gelegenheit durch seine Heftigkeit der bekannte Particularist Bremer, weiland Bürgermeister, hervor; er ist jedoch nicht von der Partikularistenpartei für den 2. Wahlkreis proponirt, sondern der gewesene Regierungsrath Straus, ein Mann, der in keiner Hinsicht „hervorragende" Eigenschaften besitzt.

Weitere Candidaten der Augustenburger sind: O.-Ger.-R. Jensen (aufgestellt für den 6. Wahlkreis) der „intime" Rathgeber des so „schlimm berathenen" Augustenburgers; von Warnstedt (aufgestellt für den 5. Kreis), der viel Tinte vergeblicher Weise für eine von Haus aus traurige Sache verschrieben; Graf Eduard Baudissin-Friedrichshof, (aufgestellt für den 3. Kreis), ein Vollblut-Preußenhasser, der sich als schwarz-roth-goldner Fähndrich brüstet, noch bis zur Stunde das große Volk Preußen für nicht wichtiger als das „Stämmchen von Holstein" hält, und nach der Ehre durstet, auf den Bänken des Parlaments neben Jacoby, dem Abgott der Frankfurter und aller eingefleischten Particularisten, zu sitzen; Dr. jur. Rud. Schleiden, (aufgestellt für den 8. Kreis), ohne dessen höchst bedeutsame diplomatische Missionen Deutschland im Auslande, niemals zu irgend welchem Ansehen gelangt wäre; Bokelmann-Müssen, (aufgestellt für den 9. Wahlkreis), eine Persönlichkeit lediglich ausgezeichnet durch ihre Antipathien gegen Preußen; Schrader weiland Archidiakonus an St. Nicolai in Kiel (auf-

gestellt für den 7. Kreis), der „ehrliche Mann“ κατ᾽ἐξοχήν, der die Annexion für „Sünde“ und das Stehenbleiben am Main für ein „Verbrechen“ erklärt, und als „Prediger der Liebe“ in geistesarmen und wortreichen Pamphleten schon übergenug Samen des Hasses und der Zwietracht ausgestreut hat; endlich Carl Philipp Francke (aufgestellt für den 4. Wahlkreis), von dem man mit Recht hätte erwarten sollen, er würde sich mit seinem „flüchtigen“ Prinzen von Arkadien in irgend einem abgelegenen Winkel für immer verbergen, der aber statt dessen jetzt eifrig bei seinen Landsleuten um einen Parlamentssitz „buhlt“, indem er den Letzteren in seinem Programm betheuert:

> „Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und freiheitliche Entwicklung im Innern, könne der Einheitsstaat, der das Grab der Freiheit und des Rechts sei, nicht bieten.“

und außerdem zusagt:

> „Verwahrung im Parlament gegen das unerhörte Unrecht das an Schleswig-Holstein und an seinem rechtmäßigen Fürsten verübt worden sei.“

Man sieht, die Augustenburgische Knappschaft ist noch immer in windigen Phrasen groß. Consequent handeln die Schrader und Francke freilich nicht; denn als treue Schildknappen ihres der Lächerlichkeit für alle Zeiten überlieferten Herrn, müßten sie, das Beispiel ihres großen Propheten „Johann“ Jacoby befolgend, sich jeder Theilnahme an den Wahlen enthalten.

„Gewaltige Leute“ haben also die Augustenburger in's Feld gestellt; billigerweise hätten sie aber auf ihre Candidatenliste einige Mitglieder der um ihre Sache so überaus verdienten „Kieler-Hof-Democratie“ setzen sollen, z. B. Dr. Freese und May, die wacker für Oesterreich gestritten; Gustav Rasch, der mehr für die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch gethan, als die ganze preußische Armee, und Franz Duncker, der in seinem „radicalen“ Leiborgan „furchtlos und treu“, für die Rechte des Kleinfürstenthums gefochten und sicher von Seiten des Augustenburgers, falls er mit Pomp den Thron zu Kiel bestiegen, den „höchsten Orden von Schleswig-Holstein“ empfangen hätte.

Die preußenfreundliche Partei hat folgende Candidaten in Vorschlag gebracht:

1. für den ersten Kreis: Amtmann Kier, der mit dem Dänenführer Krüger-Beftoft um den Sieg ringt;

2. für den zweiten: der bereits obengenannte Amtmann Matthiessen;

3. für den dritten: Peter Christian Schmidt, Gutsbesitzer in Windebye, ein durchgebildeter, vielerfahrener, in allen Kreisen hochgeschätzter Mann, der seit langen Jahren in der früheren schleswigschen Ständeversammlung seine Landsleute vertrat;

4. für den vierten: W. Beseler in Bonn, der frühere Statthalter von Schleswig-Holstein, der sich zwar nie in Sachen des „Prinzen Friedrich“

erhitzt, aber mehr wirkliche Verdienste um Schleswig-Holstein hat, als die ganze augustenburgische Tafelrunde;

5. für den fünften: Paul Joh. Friedr. Boysen, dermalen Bürgermeister in Hildesheim, Chef des Departements des Innern zur Zeit der Statthalterschaft, ein wegen seiner Gerechtigkeit, Biederkeit und Geschäftskenntniß in den beiden Dithmarschen höchst beliebter und angesehener Mann;

6. für den sechsten: J. Scharmer, Hofbesitzer, früher Mitglied der holsteinischen Ständeversammlung, brav und uneigennützig, ein ächter Patriot;

7. für den siebenten: Graf Fritz Reventlow auf Starzeddel, mit Beseler Mitglied der provisorischen Regierung (1848) und mit demselben Statthalter der Herzogthümer (1849—1850) — ein Ehrenmann in der vollsten und schönsten Bedeutung des Wortes;

8. für den achten: Kaufmann Pustau, ein Mann von anerkannter Biederkeit und mit großen und vielseitigen, auf langjährigen Reisen gesammelten Kenntnissen ausgerüstet;

9. für den neunten: Oberpräsident von Scheel-Plessen, ein warmer aufrichtiger Patriot, von seltener Uneigennützigkeit mit einem entschlossenen Charakter und einer großen Gewandtheit in allen Branchen des öffentlichen Dienstes.

Selbstverständlich haben die Arbeiter auch in Schleswig-Holstein ihre Candidaten proponirt; sie hätten dies aber (in Altona) etwas mehr „parlamentarisch“ und etwas weniger „tumultuarisch“ thun sollen. Ihr Candidat ist in Altona Cigarrenarbeiter Möller.

In Altona giebt es übrigens im Ganzen 5 Candidaten; außer den 3 genannten Pustau, Schleiden, Möller, candidiren noch Bokelmann-Rethwischhöhe und Institutsvorsteher Bünger.

Die Particularisten, die auch hier wie anderwärts ihre Sonderbündelei hinter das „vergilbte Pergament“ der Reichsverfassung verstecken möchten, sagen und meinen nun: ihre Candidaten würden überall „mit Glanz“ durchgehen. Auch die „Rhein. Ztg.“, der Tummelplatz für alle particularistischen Bestrebungen verkündet den Sieg der Augustenburgerei — und wenn dies edle Blatt, dessen ganze Beschäftigung darin besteht, entweder zu schimpfen oder kecke Unwahrheiten aufzutischen, derartiges behauptet, so sollte man eigentlich nicht länger einem Zweifel sich hingeben. Die Nachrichten anderer Blätter, — die noch nicht auf dem Standpunkt angelangt sind, aus der planmäßigen Verdrehung und Verdunkelung der Thatsachen ein „förmliches Geschäft“ zu machen — lauten inzwischen ganz anders; diese stellen vielmehr den gewissen Sieg von „mehreren“ Candidaten der preußischen Partei in Aussicht.

Wochenschau.

Theils aus Berechnung, theils aus Bedürfniß kommen die Cabinete dahin überein, die Weltgeschichte recht zart aufzufassen, damit sie nicht in eine Laune verfalle und einen Conflict erzeuge. Die Mächte des mittleren und westlichen Europas haben jegliche ihre Aufgabe. Jede einzelne ist beflissen, ein Werk der inneren Mission zu vollenden, jede ist dabei auf die Geschicklichkeit, welche die andere entfalten werde, neugierig; diese Neugier läßt der Kampfeslust keinen Raum. Frankreich baut eine Tribüne für ein Volk von Rednern, die sich bereits leer gesprochen haben; England sinnt auf eine politische Reform für ein Volk, dem in Wahrheit nur nationalökonomische Fragen am Herzen liegen; Oesterreich möchte die Kette des Constitutionalismus für einen Völkerverein schmieden, für welchen jene Formlosigkeit, die unter dem Absolutismus bestand, das naturgemäße Band ist; die Herren Löwe-Kalbe und Parrisius stürmen in das Norddeutsche Parlament, und die Leute nennen es die deutsche Einheit. Bei dergleichen Aufgaben ist es natürlich, daß man, statt nach dem Schwert zu greifen, die Hand tiefsinnig an die Stirn legt, daß man in dieser betrachtsamen Stimmung weder andere stören, noch selber gestört sein will. Die Deutschen sind nicht mehr ausschließlich das Volk von Denkern, auch die Engländer, auch die Franzosen, auch die Magyaren und Czechen werden tiefsinnig und verfallen in die Spitzfindigkeit des Formalismus. Sie werden Grübler, sie suchen ein classisches Beispiel für die Redeform aufzustellen, die der Gramatiker pars pro toto nennt. Die Tribüne im gesetzgebenden Körper zu Paris — pars pro toto! Das verantwortliche Ministerium in Pesth — pars pro toto! Das Parlament des Herrn Parrisius — pars pro toto! Eine Disraeli'sche Reform-Resolution — pars pro toto!

Rußland freilich scheint im Vollen zu wirthschaften und nach dem Vollen zu greifen. Rußland hat der Polnischen Frage ein Ende gemacht, und somit sich auf die Behandlung der orientalischen Frage vorbereitet. Letztere darf jedoch nicht zu schnell überwallen, sie muß noch auf längere Zeit sacht simmern, wobei auch wir in Europa am langsamen Feuer der Erwartung mürbe gemacht werden.

Wieder einmal war die Nachricht durch die Zeitungen getragen worden, daß der Aufstand in Candia gänzlich unterdrückt worden sei. Es hat sich noch nicht ermitteln lassen, wie weit die Nachricht begründet sein mag; aber so viel ist gewiß, daß, wenn sie sich auch bestätigt, hiermit für die Lösung oder Todtschweigung der orientalischen Frage nichts gefördert ist. Hätte man die candiotische Bewegung gleich in ihrem Ursprunge bewältigt, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß Europa über dies Ereigniß hinwegging, und daß die östlichen Völker demselben keine Einwirkung auf ihr

Schicksal zugeschrieben hätten. Jetzt aber sind die Leidenschaften aufgeregt, Europa ist unruhig geworden. Die Hoffnungen der griechischen Nation sind so weit heraufgespannt worden, daß an eine Rückkehr zur Ruhe nicht mehr zu denken ist. Die hellenische Einheit steht nun einmal auf der Tagesordnung, die „hellenische Monarchie" will sich verwirklichen. Wenn jetzt die besonderen Abgesandten, welche von Athen aus nach allen Weltgegenden geschickt werden, den Auftrag haben, den Erwerb Kretas und der hauptsächlichen Inseln des Archipels, so wie einiger Gebiete an der Nordgrenze Griechenlands zu verlangen, so ist das nur ein Minimum, welches bald wachsen und gesteigerten Anforderungen Platz machen wird. Es wird nicht lange dauern, so erinnern sich die Hellenen, daß die Handelsstädte an den Küsten Kleinasiens ihre alten Anpflanzungen sind, sie begreifen, daß der Besitz jener Küsten für sie eben so gut eine Lebensbedingung sei, wie das alte Athen nicht existiren konnte, wenn es nicht die ganze ionische Republikenwelt durch engste Bündnisse an sich geknüpft hatte. Wie darf man nun glauben, daß die Besiegung des Aufstandes auf Kreta diese mit Gewalt hervorbrechende Sinnesrichtung der Hellenen irgend wie ändern werde? Der Horizont der Bewegung hat sich erweitert, die Ereignisse auf jener Insel besitzen nur noch die Bedeutung einer Specialität, ja, wenn hier im Kleinen etwas fehlschlägt, so werden die Griechen wohl begreifen, daß die Intrigue nun im Großen betrieben werden müsse.

Eine ähnliche Ahnung dürfte sich auch der europäischen Höfe bemächtigen. Die Cabinette, die bisher glaubten, die orientalische Frage sei nur von müßigen Combinationenspinnern heraufbeschworen, sehen jetzt wohl ein, daß sie nicht wieder auf die Seite zu schieben ist. Und was als die verfänglichste Erscheinung hierbei betrachtet werden muß — die orientalische Frage nimmt nicht etwa eine solche Gestalt an, daß sie in acuter Weise durch rasch eingreifende Maßregeln gelöst werden könnte, sondern sie frißt sich vielmehr ein, stets mahnend, stets nagend und prickelnd, aber nicht derartig sich aufdrängend, daß man sie durch einen resoluten Schritt zu erledigen vermöchte.

Sie beherrscht fortan die Stimmung der europäischen Diplomatie, aber in Wahrheit nur deshalb, weil wir im orientalischen Spiegel uns selber wiedererblicken. Das ist die Stärke Rußlands. Nachdem wir ihm im Jahre 1853 nicht hatten glauben wollen, daß in Constantinopel ein kranker Mann sei, haben wir uns selber dahin gebracht, daß ganz Europa als der kranke Mann erscheint. In der Türkei wühlen die christlichen Nationen, in Frankreich wühlen die republikanischen, legitimistischen, orleanistischen Parteien, in England die Fenierwelt, in Oesterreich der Slavismus, in Norddeutschland wiederum das, was Herr Wiggers den Centralismus nennt. Ueberall wird ein und dieselbe Medicin verschrieben: die Reform, die Volksvertretung, die ars rhetorica, himmlische Programme, Wahlaufrufe, Wahlzettel (cabbalistisch wirkend, wenn sie bedruckt sind). Und dazwischen hebt der Arbeiteraufstand in Belgien sein Haupt empor, prügelt man sich in Villa Nova und Villa Colonna, entfalten die Proletarier auf

Trafalgar Square ihre Fahnen, schreit der Faubourg St. Antoine nach Brod. Es fehlt für diese Zukunftskinder, die es insgesammt zu gut mit einander meinen, die Ordnungsruthe. Aber sie werden die Ruthe sich schon selber binden. Vom Pfade des Rechtes abgewiesen, taumeln sie, und wenn die Disciplin über sie kommt, werden sie lange vergebens nach dem Rechte rufen, welches ihren Rücken schützte.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

24.

Hier stutzte der Zuhörerkreis des Lesers; Aller Augen flogen Herminen zu, der Gattin des Obersten Bruno von Arnheim. Der Dichter indessen, in sein Manuscript ganz vertieft, nahm nichts von dieser Aufregung wahr; ununterbrochen fuhr er in der Lectüre so fort:

Sie mit Elisen geht durch die Parkgänge.
Jetzt sieht er die Sylphide scherzend flieh'n.
Ha daß auch er in lichten Räumen schwänge,
Und dürfte sie im Fluge mit ihm zieh'n!
Wie schlägt sein Herz, welch' liebliches Gedränge
Von feur'gen Kräften, welch ein tief Erglüh'n! —
Die wirkliche Begegnung scheut er, weilt,
Fliegt nun hinab; sie ist hinweggeeilt.

Er schließt die Schwester freudig in die Arme
Und küßt sie, fragt nichts, horcht indeß entzückt.
Elise sprach nicht von dem heut'gen Harme,
Durch seine Gegenwart stets neu beglückt,
Und weil sie räth, wovon er jetzt erwarme,
Erräth, daß sein Idol ihn schier berückt,
So redete sie selbstlos von Herminen,
Die keineswegs ihr ungemein erschienen.

Und wär's nicht so, sie mocht' ihn Keiner gönnen,
Ihn sich zu halten, war ihr Herzenssinn.
Dieß doch das Einessein stets dau'rnde Trennen,
Die Hind'rung in der Liebe Vollgewinn
Erschreckt sie schon genug. So im Entbrennen
Erzählt sie auch von dieser Störerin;
Indeß er trunken, leicht und frei gestimmt,
Die Worte nur, nicht deren Ton vernimmt.

Ein neu Ereigniß unterbricht die Beiden.
Er merkte lebhaft auf und blieb dann steh'n.
Sein feuchtes Aug' hängt leuchtend fast vor Freuden
An einem Knaben dort, der auf den Höh'n
Des Nachbarschlosses, Sinn und Herz zu weiden,
Frei um sich schaut. Der Knabe war sehr schön.
Doch nicht erwiedert Bruno Rodrich's Blick,
Er tritt flach grüßend in das Schloß zurück.

25.

Auf's neue geschah eine Aufregung in der Gesellschaft. Weil jedoch Conrad bei dem Gedicht beharrte, verweilte Bruno auch so und mit ihm Hermine. Alle diese Jugendgenossen des Dichters hielt Neugier zur Stelle, eine Art fraglicher Spannung, was aus ihren Biographieen werde dargestellt und wie dargestellt werden. Man blieb, und Conrad las ohne einzuhalten oder für jetzt auf den Erfolg zu merken, immer fort:

Elise weilt mit fragend ernsten Mienen,
Sie nimmt befremdet die Begegnung wahr.
Wie mag der, spricht sie, deine Gunst verdienen;
Sein Gruß erschien ja aller Liebe baar.
Und was besonders zieht dich zu Herminen,
Die nicht hervorragt aus der Mädchenschaar?
Allein du hängst nur suchend nach der Ferne,
Und du verschwendest, fürcht' ich, deine Sterne.

Doch hört sie Rodrich nicht, er folgt frei träumend,
Durch nichts im hohen Wähnen aufgescheucht,
Froh seines Freudenkelchs, ihm überschäumend
Von einem Genius jetzt dargereicht.
Die Sonne, gülden ihre Erde säumend,
Zerrann in einem Meer von Licht; auch däucht
Dem Liebenden, sein Herz ganz Wonn' und Muth
Zergehe so in der erhab'nen Gluth.

Ergreifend überkam ihn ein Besinnen,
Er fand sich selbst in der Erinnerung.
Sein Herz trotz aller Weiten weiß tief innen
Sich eins mit freiester Begeisterung.
Das bloße Träumen fühlt er jetzt zerrinnen,
Und ausgesöhnt ist ihm die Welt genung.
Ganz wundervoll, von reinem Schmerz durchwittert,
Empfand er sich im heil'gen Geist erschüttert.

Wär's recht, zu Füßen sänk er seiner Treuen,
Die er in ernster Lieb' hält, in Andacht,
In seines tiefsten Wesens inn'gem Freuen
Von einem wunderbaren Weh durchfacht.
Doch äußert sich sein Lieben, sein Bereuen
Ganz knabenhaft, er schwätzt schier unbedacht,
Schilt herzhaft all ihr zweifelnd banges Fragen,
Und überströmend voll dann muß er sagen:

Horch, in der Wipfel Brausen tönt dem Schwärmer
Elisens Lob; wie wundersam das hallt!
Und dort, des Aethers Prangen däucht mir ärmer
Als dieser tiefen Augen Huldgewalt.
In deinem Anblick freu' ich mich wohl wärmer
Als an des Himmels heiliger Gestalt.
Du, du! Du liebe mich, ich mag's verdienen.
Und — gönne mir den Freund auch und Herminen.

Sie sah' den hochgeliebten, trunknen Knaben
So weich, so ernst an, ja so mitleidsvoll,
Daß er sie anrief, innerst wie erhaben,
Weil ihm ein großes Herz entgegenquoll.
Sie sagten nichts mehr; die Geschwister gaben
Um Liebe Liebe, stumm, des Gottes voll. — —
Schon trat Herminens Schulgefährt' herein,
Der lud zum Turnplatz unsern Rodrich ein.

Gleich eilt mit Bernhard, so hieß dieser Knabe —

26.

Das Gesicht des Geistlichen gewann bei der Nennung seines Namens einen von Neugier und Besorgniß so gespannten Ausdruck, daß die Versammlung auf einen Moment in die heiterste Bewegung gerieth. Bernhard Wagner erschien sofort wieder in rigorösem Gleichmuth. Conrad nahm nicht Notiz von der Situation, zumal in dem Gedicht von Bernhard zunächst nicht die Rede war; er las weiter:

Gleich eilt mit Bernhard, so hieß dieser Knabe,
Der ernsten Anseh'ns war und bräunlich schön,
Mein feur'ger Rodrich zu des Spieles Labe,
Weil keine Freuden ihm darüber geh'n.
Er kannte nicht der Trägheit Raub und Gabe,
War rasch, Bewegung mocht' ihm wohlansteh'n,
Zum Platz fort bei dem Rathhaus, wo Holflöße
Terrassen bildeten von jeder Größe.

Im Wettlauf, Klimmen, Ringen und im Springen
Wohl über Viele sieghaft flog mein Held.
Besonders mag das Rennspiel ihm gelingen,
Darin auch heut' ihm aller Preis zufällt.
Nun seht ihn sich zu einer Höh' aufschwingen,
Und Jene, die die Stund ihm zugesellt,
Den Redner froh umringen, er begann
Und sprach die Hörer gar emphatisch an:

„Genossen, Freunde, ruhlos sein heißt leben,
Bewegung aller Creaturen Losungswort.
Wir sind verflochten in ein Wunderweben,
Und müssen wie geflügelt fort und fort.
O dürften wir erst unschwer uns erheben,
Und trügen Fitt'ge uns zum rechten Ort!
Dort, dort ist licht und leicht Gestalt und Schöne,
Dort sind in eins die Wesen wie die Töne.

Und Geister, Geister schwingen in den Sphären,
Stoff überwindend wie der Stoff auch sträubt,
Allinnerst wogt's von lauter Engelschören,
Die träge, harte, starre Welt zerstäubt:
Wir können nur auf Erden ihn nicht hören,
Den Sternenruf, von seinem Klang betäubt,
Doch einst, einst haben wir, ganz Seel und Sinn,
Ganz Flug des Himmels Harmonie Gewinn.

O Liebesleben, Freiheit, sonn'ges Walten!
Entzücken, in Musik voll aufzugeh'n!
In eins zu sein des Allen, was zerspalten,
In Seele Seele, Kraft in Kraft zu weh'n!
Und in Anschauung doch von Urgestalten,
Die leuchtend wundervoll, so leuchtend schön" —
Und flugs verstummt schwingt Rodrich von der Bühne,
Hermine war genaht, dort lauscht Hermine.

Gleich mischt er wieder schnell sich in die Reihen,
Und neu begann der Knaben jubelnd Spiel.
Herminen mußt' er Engelswürde leihen,
Und sie war seines tiefsten Wunsches Ziel;
In so ätherischer Empfindung Weihen
Durchdrang ihn Schaam, ein zürnendes Gefühl;
Wo er mit Sinnen sie, so dunkel schwer,
Sie leiblich wahrnahm in dem Weltverkehr.

Hermine war, mit einer Schaar Gespielen
Vorüberwandelnd, den Moment verweilt,
Gleich ging sie wieder. Ob sie sein Erwühlen
Geahnt nur, ob sie seinen Flug getheilt?
Den griechischen Statuen und Profilen
Glich dieses Bild, aus Marmor wie gefeilt,
Auch gab sich um die Wangen, um den Mund
Der spröde Zug der Ideale kund.

Doch wärmer'n Anklang mochte Rodrich finden
Bei zweien Mädchen jener holden Schaar,
Die lebhaft beid' und eigen sich verkünden,
Beseelt und flammend, ein poetisch Paar.
Helene lacht hell auf, und Rosalinden
Erschüttert der seltsame Redner gar,
Der gradhin nur begann als wär's zum Scherzen,
Und dann doch sprach aus überquill'ndem Herzen.

27.

Aufmerkend lauschte die Gesellschaft. Beide Schwestern und vorzüglich Rosalinde überflog ein Ausdruck innerer Wallung, der eben so plötzlich wieder verschwand, und den nur der sarkastisch lächelnde Richard zu verstehen schien. Conrad ging schlicht weiter.

Hermine, deren Vater von Vermögen
Und Gutsherr war, ein Witwer und Baron,
Kam früh schon, um sie sorgsam groß zu pflegen,
Bei einer Pfarrfamilie in Pension.
Der Pastor, ehrenwerth, ohn inn'res Regen,
Erzog legal Herminen und den Sohn.
Schlicht im Gesetz erwuchs sie und der Knabe;
Ihr Lehrer war und Bernhard's der Buchstabe.

Nicht so führt Rosalinden und Helenen
Ihr Elternhaus. Der Vater, Arzt, ein Mann,
Der im Gebiet des Wahren, Heil'gen, Schönen
Sich frank und frei erging und nirgendan,
Zog, gleichfalls ehrenwerth, in solchem Wähnen

Geistreiche, fäh'ge Kinder frei heran,
Und erntete für jetzt schon Glanz und Lohn,
Die Töchter schlugen ein, vielmehr sein Sohn.

Auch Richard wie die Schwestern war mit Gaben
Der Phantasie, des Witzes reich geschmückt, —
Flugs trieb's ihn her den klugen, wilden Knaben,
Er winkte, rief — er schien entzückt —
„Ihr Narren jagt euch wie des Rathsthurms Raben,
Schier toll, und wißt nicht, was beglückt, entrückt.
Schaff, Rodrich, Geld in deinen Beutel — dann
In's Schauspiel! Die Comödie geht gleich an."

Fort eilt er; Rodrich folgt. — Im Schauspielhause,
Als ob er hohe Freiheit, Poesie
Getauscht für eine enge, dumpfe Klause,
Durchdringt ein tief Ergötzen wunderwie
Sein feur'ges Herz, er webt in diesem Hause
Entrückt in's Fabelland der Phantasie.
Für solche Freuden schien er ganz erlesen,
In der Entäuß'rung fand er recht sein Wesen.

Denn ernstlich nicht, persönlich nicht verflochten,
Poetisch frei empfand er hier die Welt.
Sein Geist, vom Niedrigen unangefochten,
Durch Illusion gesühnt, gewinnt das Feld.
Verklärte Leidenschaften übermochten
Den Schwärmer, wie ein lust'ger Traum uns hält.
Doch — überall beglückt, so lichterfüllt
Die Mus' im Echoruf und Spiegelbild.

Wer schildert das und nennt mit würd'gem Namen
Die Weih'n und Zückungen der Illusion:
Elysisch ist dieß Walten, und erlahmen
Muß alle Red' ob solcher Vision,
Kein Wort erschöpft den Geist der hohen Dramen,
Die er sich giebt in lichter Region.
Mein Held verließ das zaubernd schöne Haus
Ganz herrlich froh, mit wonnevollem Graus.

Nun unterm Sternenhimmel, so entzündet
Leicht wandelt er als in der Gottesstadt,
Und schwelgt', erhaben wie er sich empfindet,
In Träumen einmal sich recht froh und satt;
Doch Richard, der ihn gern sich eng verbündet,
Giebt der ersehnten Einsamkeit nicht statt.

Er wußte Rodrich's Stimmung zu durchspäh'n,
Und sprach mit Kopf, gescheidt, anschaulich, schön.

Am Pfarrhaus ging der Beiden Weg vorüber —
Ha sieh, Herminens Fenster ist noch hell.
Nach flücht'gem Aufblick eilte Rodrich — „Lieber,
Ruft Richard, sahst du das? In ihrer Zell
Huscht' eine liebliche Gestalt hinüber,
Dann schloß sich die Gardine allzuschnell.
Beim Himmel, ja, im Nachtgewand Herminen
Erblickt' ich, sah das Jungfräulein im Grünen."

Weil Rodrich, sonderbar mit sich im Streite,
Geschwiegen, fuhr der andre lebhaft fort:
Was eiltest du auch so?! Wohin? In's Weite?
Was findest du in blauen Räumen dort?
Gehörst nicht eben du auch unter Leute,
Wo anders als bei ihnen ist dein Ort?
Hermine blüht in farbenächtem Prangen,
Du rasest, in ein Luftbild aufgegangen.

Der Plastik stürmt dies musikal'sche Weben
Zu offenbar in's heitre Angesicht.
Den Schleier von der Schönheit Bild zu heben,
Genügt solch dunst'ges Allheitsdringen nicht.
Wo wohnt und quillt und trotzt das glüh'nde Leben?
In der Gestalt — die ziehend zu uns spricht.
Die unbestimmte Welt macht nimmer froh.
„Das Nackte lob' ich mir", sprach Angelo.

Nichts ist's, daß du an idealen Mienen
Den kindisch lust'gen Mährchenmuth gekühlt,
Und wenn die Liebste dir, wie mir erschienen,
Du fähst, daß du schier schattenhaft gespielt.
Ich wette, Tollkopf, daß du nie Herminen
In ihrer wirklichen Gestalt gefühlt. —
Mein Held, erregt, eilt heim. Doch Richard lacht,
Und ruft nicht ohne Herz ihm gute Nacht.

28.

Conrad blickte auf; in seinem wohlwollenden, geistreichen Antlitz stand die Frage: ist's genug mit dieser Lectüre? Weil jedoch die Anwesenden wartend schwiegen, und noch eine Art Spannung unter ihnen verbreitet schien, so blickte der Dichter wieder lächelnd nieder, und setzte ernst seine Vorlesung fort:

Geheimnißvoll, wenn auch nicht unvernommen,
Doch unverstanden hat der Flammengeist,
Der uns, in Nerv und Adern überkommen,
Allmächtig in die Einheitsnacht hinreißt,
Auch des bestürzten Rodrich Mark durchglommen,
Der Hang, der unaufhaltsam ist und heißt.
Empört erwehrt sich Alles seiner Flammen,
Sie schlagen über jedes Haupt zusammen.

Der Knabe warf, durch Richards Wort erglühend,
Sich flugs zu Bett; schon jagt's ihn wieder auf.
So gaukelten, ihn immer nach sich ziehend,
Gebilde wunderlichster Art herauf;
Nicht jene, die aus inn'rer Brust aufblühend
Ihn sonst verschränkten in der Sphären Lauf:
Er fühlt erzürnt den dunkeln Erdgeist walten
In heißbegehrten, üppigen Gestalten.

Sich zu befreien von den finstern Mächten
Zum klaren Himmel blickt er auf — und ja,
Befreiung fand er gleich aus diesen Nächten,
Er weint' und wußte nicht wie ihm geschah:
Besiegt war das dämonische Anfechten,
Ihm ist der Sternengott im Busen da.
So ausgeheitert, so ätherisch rein
Beruhigt schläft er — seltsam träumend ein.

Ihm ist, er sieht auf güldenem Balcone
Im Weiten hoch und frei Hermine steh'n.
Sie schaut, geschmückt durch eine Lilienkrone
Mit sanftgeneigtem Haupte engelschön.
Nur das erheischt er seiner Gluth zum Lohne,
Dieß hehre Traumbild dauernd anzuseh'n.
Darob, ein Schauer bebt durch ihre Glieder,
Mit Zürnen blickte sie vereinsamt nieder.

Und hört er ein Gelächter graß ertönen,
Und sein Idol schwingt auf im Augenblick,
Und von der Heiligen, der Himmelschönen
Fließt wolkengleich nur das Gewand zurück,
Sie ging wohl heim zu lichten Wunderscenen —
Entrissen ist sie irdischem Geschick.
Er will und weint ihr nach — da schallt auf's Neue
Gelächter, Richard's Ruf, ein Hohngeschreie.

Nun findet sich der Knab' in einem Garten,
Der duftend prangt vom schönsten Farbenschein.
Und doch, verbreitet ist ein tief Erwarten,
Ein sehnend Hoffen wie auf höh'res Sein,
Der Blumen Flor so, Blüthensträucher harrten —
Da floß voll Bangen, leis' Musik herein.
Die süßen Töne, diese Echosänge
Vernahm er schon, — Armidens Zauberklänge!

Gleich durch den grünen Raum voll Flammenblüthen
Geht wundersam der Paradieseshauch,
Der schöpferisch neu alles zu vergüten
Die Lilie regt, den lichten Rosenstrauch —
Ha, kann das sein? je wie sie heller glühten
Verwandeln gar sich die Gestalten auch:
Von schönen Mädchen ist mein Knab' umwoben,
Die leuchtend aus den Kelchen sich erhoben.

Im Reigen — wie sie auf- und niederschweben
In Maaßen solcher Zaubermelodei!
Wie strebt, wie schwingt voll trotzend süßem Leben
In quill'nden Gliedern dieser güld'ne Mai!
Mit Wonnegraus, mit süßem Herzensbeben
Gewahrt er sehnsuchtsvoll die Feerei.
Und dort, er sieht, wie muß ihn das entzünden,
Armid' in der Gestalt von Rosalinden!

Im Tanze wie geflügelt schwebt Helene,
Ganz Anmuth glänzt sie aus den Reih'n hervor.
Welch eine Pracht des Wuchses — Huld und Schöne,
Wie schimmert diese Ros' im lichten Flor!
Schier überwunden all sein Sinn in Töne
Und reizende Gestalten sich verlor. —
Jäh fühlt er sich geweckt: „Hör das Geläute,
Zur Kirche, auf, wie lange schläfst du heute!"

Der Mutter Ruf! — Mit ihr dann und Elisen
In Andacht ahnt' er, leicht und hehr beschwingt,
Daß nach des ernsten Lebens Paradiesen
Im Herzensgrund sein Innerstes ihn bringt,
Wie in dem Sange, der den Herrn gepriesen,
Ein heil'ger Geist ihm ew'ge Freuden bringt,
Vernimmt er dann aus sehr bered'ten Munde
Vom Gottessohn die geistinbrünst'ge Kunde.

Das Amen ist gesagt, die Menschen singen,
Mein Knab' erfliegt die Stufen zum Empor:
Er muß, beseelt von einem mächt'gen Dringen,
Sich voll entäußern in dem Himmelschor.
Der Organist, ihm hold, giebt zum Vollbringen
Den Raum; er ruft der Töne Geist hervor.
Und sieh, obwohl er nun den Ausgang kündet,
Verweilt doch die Gemeide, fromm entzündet. —

Die Mutter tadelt beim Nachhausegehn
Sein Glüh'n und Stürmen; Ruh' erheischt sie, Maaß.
Elise aber, die in seinem Wehen,
In dieser Andacht ihrer selbst vergaß,
Giebt sich in Huld ihm, seinen Lebenshöhen,
Wo sie auch aller, aller Pein genas. —
Heim fanden sie den Arzt, der in sein Haus
Sie sämmtlich lud zu einem Abendschmaus. —

Die Reihe pomphaft ausstaffirter Zimmer,
Des Arzt's Behausung, hell im Kerzenlicht,
Verbreitet weithin einen mag'schen Schimmer,
Der die geputzten Gäste weit umflicht.
Der Doctor, selbstgefällig laut wie immer,
Erfüllte doch gewandt des Wirthes Pflicht.
Die ältern Gäste hielt der Kartentisch,
Und alle jüngern buntestes Gemisch.

Die Knaben sämmtlich und die Mädchen, denen
Wir im Gedicht begegneten, sind hier.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Der Sklaverei verfallen nicht alle Kriegsgefangenen ohne Unterschied, sondern blos diejenigen Individuen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden.

Der Sohn des Sklaven ist frei; der fremde Sklave wird es, sobald er den Boden von Utopien betritt.

Die Knechtschaft trifft insbesondere diejenigen Bürger, welche schwere Verbrechen begingen, und die zum Tode Verurtheilten, die dem Auslande angehören. Die letztere Klasse von Sklaven ist in Utopien sehr zahlreich; die Utopier suchen sie im Auslande auf, wo sie dieselben um einen geringen Preis kaufen und bisweilen sogar umsonst erhalten.

All' diese Sklaven werden zu unausgesetzter Arbeit gezwungen und tragen die Kette. Diejenigen aber, welche mit größerer Strenge behandelt werden, sind die Eingeborenen; diese betrachtet man als die elendesten unter den Verbrechern, werth, den übrigen durch eine tiefere Entwürdigung zum Beispiel zu dienen.

In der That hatte man ihnen alle Keime der Tugend eingepflanzt; sie hatten glücklich und gut zu sein gelernt, und entschieden sich dennoch für das Verbrechen.

Noch eine andere Klasse von Sklaven bilden die armen Tagelöhner der benachbarten Gegenden, die sich einfinden, um freiwillig ihre Dienste anzubieten. Diese werden in Allem wie Bürger behandelt, nur daß man sie in Rücksicht auf ihre größere Gewöhnung an Anstrengungen ein wenig mehr arbeiten läßt. Es steht ihnen frei, zurückzureisen, wann sie wollen, und niemals läßt man sie mit leeren Händen ziehen.

Ich habe schon erwähnt, wie angelegentlich die Utopier für die Kranken Sorge tragen; man läßt es ihnen an Nichts fehlen, was zu ihrer Genesung beitragen kann, bestehe dasselbe in Heil- oder Nahrungsmitteln.

Die Unglücklichen, welche von unheilbaren Krankheiten befallen sind, empfangen alle Tröstungen, alle Aufwartung, alle moralischen und physischen Linderungen, die sich eignen, um ihnen das Leben erträglich zu machen. Wenn sich aber jenen unheilbaren Krankheiten heftige Schmerzen zugesellen, die Nichts verscheuchen oder mildern kann, so besuchen die Priester und obrigkeitlichen Personen den Patienten und rathen ihm das Einzige, was sie unter diesen Umständen für sein Bestes halten.

Sie stellen ihm vor, daß er der Güter und Funktionen des Lebens entkleidet sei; daß er nur seinen eigenen Tod überlebe und dadurch sich selbst wie Anderen zur Last falle. Sie veranlassen ihn, das ihn aufreibende Uebel nicht länger zu nähren und beherzt zu sterben, da die Existenz für ihn nur eine Kettenreihe von Qualen sei.

Sei gutes Muthes, sprechen sie zu ihm, brich die Ketten, die dich belasten, und verlasse freiwillig das Gefängniß des Lebens, oder gieb wenigstens zu, daß Andere dich daraus befreien. Dein Tod ist keine ruchlose Zurückweisung der Wohlthaten der Existenz, er ist das Ende einer schrecklichen Folter.

In diesem Falle der Stimme der Priester, welche die Organe der Gottheit sind, gehorchen, heißt ein religiöses und heiliges Werk vollbringen.

Diejenigen, welche sich überzeugen lassen, machen in freiwilliger Entsagung ihrem Leben ein Ende, oder man schläfert sie auch wohl durch einen tödtlichen Schlaftrunk ein, und so sterben sie, ohne es zu bemerken. Diejenigen, die das Leben nicht verlassen wollen, werden deshalb nichtsdestoweni-

ger mit der liebreichsten Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelt; sterben sie, so ehrt die öffentliche Meinung ihr Andenken.

Der Mensch, welcher sich ohne einen von dem Magistrat und dem Priester gebilligten Grund tödtet, wird der Erde und des Feuers für unwürdig erklärt: sein Körper wird nicht begraben, sondern schimpflich in einen Morast geworfen.

Die Jungfrauen dürfen sich nicht vor achtzehn, die Jünglinge nicht vor zweiundzwanzig Jahren verheirathen.

Uebrigens verheirathen die Utopier sich nicht blindlings; um besser zu wählen, befolgen sie einen Gebrauch, der uns anfänglich offenbar lächerlich und abgeschmackt schien, den sie aber mit kaltem Blute und wahrhaft bemerkenswerther Ernsthaftigkeit vollziehen:

Eine ehrbare und gesetzte Dame zeigt dem Bräutigam seine Verlobte, Jungfrau oder Wittwe, im Zustande völliger Nacktheit; und umgekehrt stellt ein Mann von erprobter Rechtschaffenheit dem jungen Frauenzimmer ihren Verlobten nackt vor.

Ueber diese seltsame Sitte mußten wir herzlich lachen, wir fanden sie sogar ziemlich einfältig; aber auf all' unsere Spöttereien erwiderten die Utopier, daß sie sich über die Thorheiten der Menschen anderer Länder nicht genug wundern könnten.

Wenn Sie einen Klepper, eine Sache von wenigen Thalern an Werth, kaufen, sagten sie, so sehen Sie sich mit ungemeiner Aengstlichkeit vor. Das Thier ist fast nackt, und dennoch nehmen Sie ihm den Sattel und das Geschirr ab, aus Furcht, daß diese schwachen Hüllen irgend ein Geschwür verbergen möchten. Und wenn es sich um die Wahl einer Gattin handelt — eine Wahl, welche auf das ganze übrige Leben Einfluß übt und welche eine Lust oder eine Qual daraus macht — so gehen Sie mit der größten Sorglosigkeit zu Werke! Wie! Sie knüpfen sich mit unauflöslichen Banden an einen ganz von Kleidern eingehüllten Körper, Sie urtheilen über die ganze Frau nach einer Handbreit von ihrer Person, da nur ihr Gesicht unbedeckt ist!

Den Gesetzen liegt es daher ob, ein unfehlbares Mittel aufzustellen, nicht in die Schlinge zu fallen; besonders in Utopien, wo die Vielweiberei streng verboten ist und die Ehe meistens erst durch den Tod gelöst wird, ausgenommen im Falle des Ehebruchs und wenn die Aufführung des einen Theils durchaus nicht zu ertragen ist.

In diesen beiden Fällen giebt der Senat dem beleidigten Gatten das Recht, sich wieder zu verheirathen; der andere Theil wird verurtheilt, beständig in Ehelosigkeit zu leben.

Unter keinem Vorwande ist es erlaubt, eine Frau von untadelhaftem Betragen wider ihren Willen zu verstoßen, weil sie etwa ein körperliches Gebrechen erhalten haben sollte. Wer auf diese Weise seine Gattin in dem Augenblick verläßt, wo sie am meisten des Beistandes bedurfte, begeht in den Augen unserer Insulaner eine feige Grausamkeit; er raubt dem Alter jede Hoffnung für die Zukunft und jedes Vertrauen auf die geschworene Treue.

Denn ist das Alter nicht die Mutter der Krankheit, ist es nicht selbst eine Krankheit?

Es ereignet sich bisweilen in Utopien, daß der Gatte und die Gattin, weil sie wegen zu großer Ungleichheit der Charaktere nicht mit einander harmoniren, sich nach neuen Verbindungen umsehen, die ihnen ein glücklicheres und angenehmeres Leben verheißen. Das Gesuch um Zulassung der Scheidung muß den Mitgliedern des Senats vorgelegt werden, die nebst ihren Frauen, nachdem sie die Sache sorgfältig untersucht, die Scheidung entweder zugeben oder für unstatthaft erklären. Im ersteren Falle trennen die beiden klagenden Theile sich mit gegenseitiger Bewilligung und schreiten zu einer zweiten Ehe.

Die Ehescheidung wird selten erlaubt; die Utopier wissen, daß in der Hoffnung, sich leicht wieder verheirathen zu können, nicht das beste Mittel besteht, die eheliche Liebe zu befestigen.

Der Ehebrecher wird mit der härtesten Sklaverei bestraft.

Wenn die beiden Schuldigen verheirathet waren, so hat jeder der beschimpften Gatten das Recht, den beleidigenden Theil zu verstoßen; sie können sich mit einander oder nach Gutdünken wieder verheirathen. Wenn indessen der beleidigte Theil, Gatte oder Gattin, seine unwürdige Ehehälfte noch liebt, so ist die Ehe nicht aufgehoben, vorausgesetzt jedoch, daß der beleidigte Theil dem schuldigen dahin folgt, wo dieser zu arbeiten verurtheilt ist. Die Reue des Einen und die liebreiche Aufopferung des Andern erregt bisweilen das Mitleid des Fürsten, welcher Beiden die Freiheit schenkt.

Wiederholter Ehebruch wird mit dem Tode bestraft.

Die Strafen für die übrigen Verbrechen hat das Gesetz nicht unabänderlich festgestellt. Der Senat mißt die Buße nach der Größe des Frevels ab.

Die Männer bestrafen ihre Frauen, die Väter und Mütter ihre Kinder, das Vergehen wäre denn so schwerer Art, daß es eine öffentliche Zurechtweisung verlangte.

Die gewöhnliche Strafe, selbst fur die größten Verbrechen, ist die Sklaverei. Die Utopier glauben, daß die Sklaverei für den Verbrecher nicht minder zurückschreckend sei, als der Tod, und daß sie überdies dem Staate mehr nütze.

Ein Mensch, welcher arbeitet, sagen sie, ist nützlicher als ein Leichnam; und das Beispiel einer unaufhörlichen Strafe schreckt auf eine dauerhaftere Weise von Verbrechen zurück, als ein gesetzlicher Mord, welcher den Schuldigen in einem Augenblick verschwinden läßt.

Wenn die verurtheilten Sklaven sich empören, tödtet man sie gleich wilden und unbändigen Thieren, für welche die Kette nicht schwer genug ist.

Diejenigen aber, welche geduldig ihr Schicksal ertragen, sind nicht aller Hoffnung beraubt. Man findet unter diesen Unglücklichen einige, welche, durch die Länge der Zeit und die Wucht ihrer Leiden gezähmt, eine wahre Reue äußern und beweisen, daß das Verbrechen sie noch mehr drückt, als die Strafe. Das Wort des Fürsten oder die Stimme des Volkes erleichtert alsdann ihre Knechtschaft und schenkt ihnen häufig sogar die Freiheit.

Die einfache Verlockung zum Ehebruch zieht dieselbe Strafe nach sich, wie die begangene Schändung selbst.

In jeder Art crimineller Beziehungen gilt der wohlüberlegte Versuch so viel wie die That. Die Hindernisse, welche sich der Ausführung einer schlechten Absicht entgegenstellen, gereichen niemals zur Rechtfertigung, da der Verbrecher das Böse vollbracht haben würde, wenn er's gekonnt hätte.

Gleich schändlich ist es, über Häßlichkeit und Gebrechen zu spotten; wer einem Unglücklichen körperliche Fehler vorwirft, deren Vermeidung nicht in seinen Kräften stand, wird wie ein böswilliger Thor verachtet.

Die Vernachlässigung der natürlichen Schönheit gilt in diesem Lande für eine unwürdige Trägheit; die Benutzung der Schminke und anderer künstlicher Mittel aber ist eine entehrende Unverschämtheit. Unsere Insulaner wissen aus Erfahrung, daß eine Frau sich der Liebe ihres Mannes weniger durch körperliche Vorzüge empfiehlt, als durch reine Sitten, Sanftmuth und Achtung. Viele lassen sich durch die Schönheit hinreißen, aber nicht ein einziger ist beständig und treu, wenn er nicht neben der Schönheit zugleich Anmuth und Tugend findet.

Die Utopier schrecken nicht allein durch Strafgesetze vom Verbrechen zurück, sie fordern auch durch Ehren und Belohnungen zur Tugend auf. Genialen Männern und Denjenigen, welche sich um den Staat glänzende Verdienste erworben, werden auf öffentlichen Plätzen Denkmäler errichtet. Auf diese Weise wird das Andenken an große Handlungen verewigt, und der Ruhm der Vorfahren spornt die Nachkommenschaft an und reizt sie beständig zum Guten.

Wer allzu begierig nach einer einzigen obrigkeitlichen Würde strebt, verliert alle Hoffnung, jemals irgend eine zu bekleiden.

Die Utopier leben unter einander wie in einer Familie. Die Behörden zeigen sich weder hart noch stolz, man nennt sie Väter, und in der That üben sie deren Gerechtigkeit und Güte. Mit Einfachheit nehmen sie die Ehrenbezeugungen entgegen, welche man ihren Functionen freiwillig spendet; zu diesen Zeichen der Ehrerbietung ist Niemand gezwungen. Selbst der Fürst unterscheidet sich von der Menge weder durch den Purpur, noch durch das Diadem, sondern einzig und allein durch einen Büschel Kornähren, welchen er in der Hand hält. Die Insignien des Oberpriesters beschränken sich auf eine Wachskerze, die man vor ihm herträgt.

Die Zahl der Gesetze ist nur sehr gering und dennoch für die Einrichtungen genügend. Was die Utopier bei anderen Völkern vorzüglich mißbilligen, ist die unendliche Menge von Gesetzbüchern, Decreten und Commentaren, die gleichwohl für die öffentliche Ordnung noch nicht hinreichen. Sie betrachten es als die größte Unrichtigkeit, die Menschen durch Gesetze einzuschmieden, die allzu zahlreich sind, als daß jene die Zeit hätten, sie zu lesen, oder allzu dunkel, als daß sie dieselben verstehen könnten.

Dem zufolge giebt es in Utopien keine Advokaten, man findet dort keinen jener Sprecher von Profession, die sich befleißigen, das Gesetz zu verdrehen und mit der größten Gewandtheit eine Sache durchzuführen. Die

Utopier halten es für besser, daß Jeder seine Sache selbst vertheidige und Dasjenige, was er einem Advokaten zu sagen hätte, geradewegs dem Richter anvertraue. Auf diese Weise finden weniger Zweideutigkeiten und Schliche Statt und die Wahrheit stellt sich leichter heraus. Die Parteien tragen ihre Sache einfach vor, weil es dort keinen Advokaten giebt, der sie von den tausend Schleichwegen der Chikane unterrichten könnte. Die Gründe einer jeden werden von dem Richter nach gesundem Verstande und bestem Wissen untersucht und abgewogen; er vertheidigt die Offenheit des schlichten Mannes gegen die falschen Behauptungen des Schelms.

Eine ähnliche Ausübung der Justiz würde in anderen Ländern, die unter einem Haufen von Gesetzen in Verwirrung und Zweideutigkeiten vergraben liegen, sehr schwer halten. Uebrigens ist in Utopien Jedermann „Doctor der Rechte," denn die Zahl der Gesetze — ich wiederhole es — ist dort äußerst gering, und die roheste, die materiellste Auslegung derselben wird wie die begründnetste und gerechteste zugelassen.

Die Gesetze, sagen die Utopier, sind zu dem einzigen Zwecke aufgestellt, daß Jeder von seinen Rechten und Pflichten Kenntniß erhalte. Die Feinheiten Ihrer Commentare aber sind nur Wenigen zugänglich und klären nur eine geringe Anzahl von Gelehrten auf, während ein deutlich ausgesprocheues Gesetz, dessen Sinn unzweideutig und leicht zu fassen ist, von Allen verstanden wird.

Was für ein Unterschied liegt für die Masse, d. h. für die zahlreichste und der Vorschriften bedürftigste Klasse — was für ein Unterschied liegt für diese darin, ob es keine Gesetze gebe, oder ob die vorhandenen Gesetze so dunkel und verwirrt sind, daß man, um eine wahre Bedeutung herauszubekommen, ungewöhnlichen Scharfsinn besitzen und lange Untersuchungen und Studien gemacht haben müßte? Die Urtheilskraft des gemeinen Mannes ist nicht metaphysisch genug, um in solche Tiefen einzudringen: überdies würde ein Leben, welches die unaufhörlichen Arbeiten um das tägliche Brod in Anspruch nehmen, dazu nicht genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Robespierre.

(Fortsetzung).

Wir wurden von dem braven Kerkermeister mit Theilnahme und Wohlwollen empfangen; es war ein ehrlicher Schweizer aus Neuchatel, und Vater von sechs Kindern. Er nahm uns mit Herzlichkeit auf, und ließ uns neben seinem Feuer sitzen. Ein unbedeutender Umstand, der an sich ganz gleich-

gällig war, machte in diesem Augenblicke einen ganz eigenen Eindruck auf mich. Der Kerkermeister hatte einen Hund; das Thier nähert sich mir, schmeichelt mir und verläßt mich nicht. In diesem schrecklichen Augenblicke, wo ich von der ganzen Welt verlassen zu sein schien, rührten mich diese Liebkosungen eines unschuldigen Thieres bis zu Thränen. Ich hielt sie nicht zurück und erwiderte meiner Seits diesem aufrichtigen Freunde das Gefühl, womit er durch die Vergleichung, die ich jetzt nothwendig zwischen unserer Natur, welche so viele Veranlassungen erniedrigen, und der Natur eines Geschöpfes, das schon aus bloßem Instincte immer edel und gut ist, anstellen mußte, mein fast zerrissenes Herz mit so großem Rechte durchdrang.

Während dieser Zeit ließ uns der Kerkermeister zu essen bringen. Ach, sagte ich, ich bedarf nichts; dann führte man uns zu unserm neuen Aufenthalte. Es waren zwei kleine, an einander stoßende Zimmer. Wir fanden daselbst eine Frau, einen Priester und einen Krieger; letzterer ward an einen andern Ort gebracht; wir nahmen seinen Platz ein. Das Zimmer, in welchem man unsere elenden Gurtenbetten aufschlug, hatte die Aussicht auf den Garten des Gefängnisses Luxemburg, und obgleich das Fenster vergittert war, so war doch die Aussicht wunderschön und die Luft sehr wohlthätig und heilsam. Die Luft um das Gefängniß Luxemburg ist immer für die reinste Luft von Paris gehalten worden. Vielleicht ist sie unserer Gesundheit zuträglich gewesen; denn wir haben uns seit unserer Gefangenschaft immer sehr gut befunden. Die Aufnahme, die uns zu Theil ward, brachte Ruhe in unsere Seele; Unglück und Unschuld geben dem Gefühle neue Stärke, und lassen uns an dem Schicksale derer, welche unsere Leiden theilen, lebhaften Antheil nehmen. Der arme, alte und kranke Priester rührte mich so sehr, daß ich von diesem Augenblicke an seine Krankenwärterin ward. Ich machte ihm Tisanen, und wir theilten unsere Fleischbrühe und unser Gemüse mit ihm; unser gute Bediente schickt uns täglich davon. Die Krankheit dieses guten Priesters ward in einem so hohen Grade ernsthaft, daß wir darauf bedacht sein mußten, uns von ihm zu trennen, und zu verlangen, daß er in ein Hospital gebracht würde; denn zu der Lungensucht, woran er litt, gesellte sich noch ein fauligtes Fieber, dessen Opfer wir ohne eine schnelle Trennung geworden sein würden; sein Bette stand am Fuße des unsrigen und das Zimmer war außerordentlich klein. Ach, der arme Mann war nicht lange im Hospitale! Er starb darin nach Verlauf von acht Tagen. Derjenige, der ihn in unserm Zimmer ersetzte, war ein deutscher Baron. Wir empfingen ihn zärtlich, wie einen Landsmann; er ward verhaftet, weil er seine Sicherheitskarte nicht bei sich hatte, das waren alle seine Verbrechen. Er war von Character ein guter Junge; was ihn uns aber sehr werth machte, war, daß er vollkommen Musik verstand. Er bat um die Erlaubniß, sein Forte-Piano in unsere enge Wohnung bringen lassen zu dürfen, was ihm auch vergönnt wurde. Er gewährte uns mit Hülfe seines großen Talents köstliche Augenblicke.

Alle Tage kamen Unglücksgefährten zu uns, die eben so wenig schuldig waren, als wir. Es waren mehrere darunter, die wir kannten, Gelehrte,

Academiker ꝛc. Wir schienen Eine Familie auszumachen; auch wurden unsere Verbindungen mit ihnen sehr enge. Sie kamen täglich mehrere Stunden bei unserm kleinen Kaminfeuer zusammen, und einer von ihnen, Cousin, der ein guter Chemiker, Naturkundiger und Astronom, aber noch achtungswerther durch seine Tugenden war, hielt uns über diese verschiedenen Wissenschaften Vorlesungen. Wir hörten, vorzüglich bei den Vorlesungen über die Astronomie, mit gespannter Aufmerksamkeit zu; denn indem wir uns mit dem beschäftigten, was am Himmel vorging, gelang es uns fast, zu vergessen, was sich auf unserm kleinen Planeten zutrug. Wir hatten damals auch noch die Erlaubniß, täglich im Hofe einige Stunden spazieren gehen zu dürfen, und durch das Gitter der Eingangsthür unsere Bedienten zu sehen, denen unsere guten Freunde den Auftrag gaben, uns einige Annehmlichkeiten zu überbringen. Unser Freund, der gelehrte Pougens, jetzt Mitglied des National-Instituts, schickte uns oft köstliche Weine, und bestritt unsere Ausgaben. Unser guter Freund Lami, wie seine verehrungswürdige Gattin, versorgten uns mit den nothwendigsten Sachen, als Nachtkleidern, Mänteln, Kissen, Decken ꝛc. Unsere Bettücher wurden alle Monate gewechselt, aber was noch wesentlicher war, der edelmüthige Lami gab unserm guten Bedienten auf dessen bloßen Empfangschein das Geld, dessen er zu unserm, wie zu seinem und seiner Nichte Unterhalte bedurfte; er wollte uns bis auf zehn tausend Livres vorschießen; er war der Buchhändler meines Mannes.

So brachten wir die sechs ersten Monate unserer Gefangenschaft zu. Mein Mann sandte unaufhörlich Denkschriften an die Präsidenten des Ausschusses ꝛc., um unsere Freilassung zu erhalten. Drei Mal machte man uns Hoffnung dazu, und drei Mal wurden wir getäuscht. Der gute Leclerc, der unser Geschäftsführer war, hatte selbst eine Denkschrift für uns entworfen, die wir nicht nur als ein Denkmal seiner Herzensgüte und seiner Anhänglichkeit an seinen Herren, sondern auch als einen Beweis seiner Talente aufbewahren, denn er führte darin unsere Sache mit alle dem Scharfsinne und Nachdrucke, den die traurige Lage, in welcher wir uns befanden, erforderten. Nach Anhörung dieser Denkschrift wandte sich unsere Section zum dritten Male für uns an den allgemeinen Wohlfahrtsausschuß; ihr Schritt ward anfangs eben so gut aufgenommen, blieb aber auf Anstiften Robespierre's eben so fruchtlos, als die ersteren.

Leclerc schrieb uns mehrere Male: Sie sind frei, morgen wird man Sie abholen; ich habe schon Feuer in Ihrem Zimmer gemacht, und einen Topf ans Feuer gesetzt, um Sie zu empfangen.

Drei Mal packte ich mein Bündel, aber niemand erschien zu unserer Abholung, weil Robespierre Sorge trug, sofort einen Abgeordneten an den Ausschuß zu schicken um Gegenbefehl zu geben.

Von diesem Augenblick an ward unser Loos von Tage zu Tage härter; man verbot uns das Lesen der Tageblätter; man nahm uns dasjenige weg, was man damals gefährliche Werkzeuge nannte; das waren unsere Messer und Gabeln, Scheeren und Federmesser. Da wir noch früh genug von diesem Wegnehmen Nachricht erhielten, so brachten wir unsere Uhren und das wenige

Silbergeräth, das wir hatten, über die Seite. Alles dieß ward geschickt in unsere Matratze versteckt; diejenigen, welche diese Vorsicht vernachlässigt hatten, verloren dadurch viel. Man befahl uns, uns künftig buchsbaumener Messer, Gabeln und Löffel zu bedienen. Das Spazierengehen in dem Hofe ward den Gefangenen verboten, und um sogar unsere Worte auszukundschaften, schickte man uns eine ganze Bande von denjenigen Menschen, die man damals Hammel nannte, zu. Diese Ungeheuer, die dem Scheine nach Gefangene waren, wurden für die Angebungen bezahlt, die sie dem allgemeinen Wohlfahrtsausschusse machten.

Unser Spaziergang ward dahin eingeschränkt, daß wir uns in der großen Gallerie, die von den Ausdünstungen der geheimen Gemächer verpestet wurde, ein wenig vertreten durften, es war dies indessen die einzige Erholung für alle in dem Verhaftshause Eingesperrte. Der Anblick war ganz und gar nicht gemacht, uns aufzuheitern; man sah hier nur niedergeschlagene Gesichter, Personen in schlechten Nachtkleidern, Nachtmützen und langen Bärten; denn es durften keine Barbiere hereingelassen werden. Ich befand mich jetzt von der Anstrengung, die mir die Besorgung unserer kleinen Wirthschaft verursachte, sehr übel; mein Mann theilte indessen, um mich zu erleichtern, meine kleinen Arbeiten; er hatte das Geschäft, täglich unsere Matratzen umzuwenden, und oft einige Krüge Wasser aus dem Hofe zu holen.

Ich bedurfte einer schnellen Hülfe, da der Zufall sehr heftig war; ich verlangte den Beistand eines Wundarztes; es mußte in dieser Hinsicht der Verwaltung, die ganz aus wahren Jakobinern bestand, eine Bittschrift eingereicht werden. Es erfolgte keine Antwort; das Gesuch mußte wiederholt werden. Ein Tag verging nach dem andern, und ich litt schrecklich; endlich langte die Verweigerung des Mannes, den ich verlangt hatte, an. Meine Freunde fanden einen trefflichen Ausweg; sie hatten erfahren, daß der Geburtshelfer der Herzogin von Orleans sich unter den Gefangenen befände; dieser kam mir sogleich zu Hülfe und stellte mich gänzlich wieder her.

Der Spaziergang auf der Gallerie ward uns, so traurig er auch war, von Zeit zu Zeit von der Laune, dem Eigensinne oder dem Verdachte der Verwaltung untersagt. Man wollte uns einer Verschwörung schuldig finden, um das Recht oder einen Vorwand zu haben, uns zu ermorden.

Schildwachen umgaben das Gefängniß Luxemburg, und weckten uns Nachts dadurch aus dem Schlafe, daß sie sich von Stunde zu Stunde und von Posten zu Posten zuriefen: Bürger, sei auf deiner Hut! Man hatte an die Thüren des Gefängnisses angeschlagen, daß wir Verschwörungen angezettelt hätten, und hoffte, daß sich das Volk mit denjenigen, die uns ermorden sollten, vereinigen würde. Eines Tages — schrecklicher Tag! — da bei einer außerordentlichen Hitze in der Mitte des Sommers der Himmel schwarz mit Gewittern bedeckt war, hören wir auf unserm Gange plötzlich ein fürchterliches Geräusch; wir öffnen die Thür, und erblicken allenthalben Schlosser, welche beschäftigt sind, vor jede Thüre auswendig große Riegel anzuschlagen, um uns nach Gefallen einschließen zu können, was in der That oft um acht Uhr Abends geschah.

Wir mußten demnach bei der großen Hitze in unsern Zimmern fast ersticken. Man nahm uns unsern guten und rechtschaffenen Kerkermeister, um uns in die Hände eines Ungeheuers zu geben, das bei den Niedermetzelungen von Lyon hülfreiche Hand geleistet hatte. Nachts, wenn wir im tiefen Schlafe waren, öffnete dieser Mensch, von Schlüsselbewahrern und großen Hunden begleitet, trotzig die Thüren, um nachzusehen, ob wir in unsern Betten wären. Mit einer fürchterlichen Stimme rief er uns bei unseren Namen, und fragte: Bist du da? Man gab uns noch einen Beischließer, Namens Vernet, zum Aufseher, der sich der Pflichten seines Amts nur zu gut entledigte; denn er gab alle diejenigen an, die ihm mißfielen, und flößte Schrecken ein. Eines Tages, als mein Mann traurig in der Gallerie spazieren geht, betrachtet ihn Vernet und redet ihn an: Bist du der Verfasser des Josephs? — Ja, antwortet ihm mein Mann etwas bewegt. — Gut, sagt er, ich liebe dich; er hat mich zum Weinen gebracht, und du mußt ihn mir geben. — Sehr gern, antwortet Bitaubé, wenn ich frei sein werde. Der Unglückliche hat ihn nicht erhalten; denn er ward nach dem Tode Robespierre's, dessen Anhängre er gewesen war, guillotinirt.

Ich komme zu dem Zeitpunkte, wo das Brod zu mangeln begann. Man untersagte jetzt den Einlaß derer, die uns unsere Speisen brachten. Man zog Mittags eine Glocke, um alle Gefangene vor der Thür des Kerkermeisters zu versammeln, wo man schweres und ungesundes Brodt unter uns austheilte und das war unser tägliches Speisemaß. Von dieser Zeit an kündigte man uns die Einführung eines gemeinschaftlichen Tisches an, was unsere Leiden beträchtlich vermehrte. Man versammelte uns durch das Läuten einer Glocke täglich zu drei verschiedenen Stunden; es waren unserer neunhundert Gefangene in dem Hause; drei hundert wurden immer zugleich gespeist. Man ging in einer zwei Mann hohen Reihe hin, was einen halbstündigen Marsch veranlaßte, ehe man zu dem Eingange des Saals kam; jeder hatte sein Brodt und sein Gedeck, das aus einem Teller, einer hölzernen Gabel und einem hölzernen Messer bestand, unter dem Arme; es war unmöglich, sowohl Brodt als Fleisch zu schneiden und aus diesem Grunde konnte mein Mann, der das Unglück gehabt hatte, seine Zähne zu verlieren gar keine derbe Speise genießen.

Wenn wir vor dem Eingange des Saals angekommen waren, ward die Thür nur so weit geöffnet, daß immer nur eine Person hineingehen konnte. Das Ungeheuer, von dem ich gesagt habe, diente uns zum Einführer und da ich, wegen rheumatischer Schmerzen, langsam ging, so rief mich der Mensch, der mit nackten Armen, in einer wollnen Weste und einer rothen Mütze auf dem Kopfe herging und immer den Arm aufgehoben hatte, als wenn er seine unglücklichen Schlachtopfer schlagen wollte, bei meinem Namen und schrie mir mit einer fürchterlichen Stimme zu: Willst du wohl zugehen! Ich that dann mein möglichstes, um in den ungeheuren Saal zu kommen, worin sich mehrere lange Tische ohne Tischtücher befanden, um welche Bänke ohne Lehnen gestellt waren. Ich fand meinen Platz zwischen zwei, in mehr als einer Hinsicht ekelhaften Bürgern; der eine hatte die Krätze und bot den gräßlichsten Anblick

bar; der andere hätte die schmutzigen und niedrigen Geschäfte die Geschirre der Gefangenen zu säubern, zu reinigen und sie weg- und wieder zu bringen.

Mitten im Sommer, in den heißen Hundstagen waren unsere Tische mit schlechten kleinen Linsen, trockenen Vietsbohnen und meistentheils verdorbenem und harten Fleische besetzt; die Speisen wurden so ungenießbar, daß man sie endlich dem Speisewirthe zurück schickte, der sie durch ähnliche ersetzte. Was die Suppe betrifft, so bestand sie aus sehr dünner Fleischbrühe und vielem schweren und schlechtgebackenem Brodte. Alle, welche ihre Portion nicht aufaßen, erhielten das Uebriggelassene bei dem gemeinschaftlichen Abendessen, das auf diese Weise fast ganz wieder besetzt war, und so dienten die Speisen zum zweiten, dann zum dritten Tische 2c.

Von dem sehr sauern Weine bekam jeder eine halbe Bouteille; man konnte ihn nur stark mit Wasser vermischt trinken. Auf solche Speisen eingeschränkt und von solcher Gesellschaft umgeben kann man leicht denken, daß unsere Freunde und wir nichts anrührten; sondern wir nahmen unser Gemüse mit, ich richtete es mit vielem Weinessig an und machte aus unserm schlechten Fleische, mittelst eines Messers, das sich am Kopfende meines Bettes befand, ein Gehacktes. Unser Abendessen schränkte sich auf den übrig gebliebenen Theil unsers Brodtes und Weines ein und bemerkenswerth ist es, daß fortwährende Eßlust uns diese Speisen sehr gut finden ließ, besonders da wir nicht gezwungen waren, sie am gemeinschaftlichen Tische zu genießen. Besonders hatte das Frühstück etwas angenehmes, welches ohne Zweifel eine Wirkung der gesunden Luft war, die wir durch das Gitter unsers Fensters einathmeten, das, wie bemerkt, in den Garten des Gefängnisses ging; wir sahen aus unserm Fenster auch gerade auf die prächtigen Alleen der Karmeliter. Wir setzten unsern kleinen Tisch und unsere Strohstühle diesem Fenster so nahe als möglich, und tranken hier, sogar mit Vergnügen, einige Tassen Thee, in die wir die Ueberbleibsel unseres elenden Brodtes tunkten. Aber unsere Festtage waren diejenigen, an denen unsere Nachbarn uns ein wenig frische Butter zukommen ließen; wenn man tausenderlei entbehrt, werden solche Kleinigkeiten bedeutend.

Indessen mußten wir uns auf neue Leiden gefaßt machen; der Sturm nahm täglich zu; täglich raubte man uns unsere besten Freunde, um sie in die Conciergerie zu bringen, von wo man nur einen Schritt zum Revolutions-Tribunale hatte. Aus unserer Gesellschaft allein verloren wir den rechtschaffenen Nicolaï, ein achtungswürdiges Rathsglied, den tugendhaften Thouret, den General Dillon, und so viele Andere, denen man nur Tugenden zum Vorwurfe machen konnte. Glücklicher Weise für uns ward der uns Allen so theure und so achtungswerthe Bürger Cousin von seinen Richtern entlassen, die ihm sagten, daß man sich in dem Namen geirrt habe. Als dieser Freund uns verließ, um sich vor seinen ungerechten Richtern zu stellen, flossen die Augen aller Gefangenen vor Thränen über; er allein nahm mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit Abschied von uns, indem er uns auf immer Lebewohl zu sagen glaubte; wir hörten den verhaßten Karren, auf welchem man die zum Tode verurtheilten Schlachtopfer abholte, im Hofe rollen; ihre

Abfahrt ward mit Trompeten verkündigt, deren Schall Schauder erregte. Seit dieser Zeit verursachte mir der Klang dieses Instruments eine unwillkührliche und schreckliche Empfindung. Unser arme Baron sagte oft zu mir: Mir ahnt, daß ich diesen Ort nur verlasse, um zum Tode zu gehen. Ich beruhigte ihn, hörte aber nicht auf, für ihn zu fürchten. Wir unterhielten uns allein noch über die Unsterblichkeit der Seele; er sagte zu mir: Wenn ich je das Glück habe hier wegzukommen; so will ich ganz anders leben, als ich gethan habe. Auf diese Weise machte sich jeder von uns auf den Tod gefaßt, und Einer bereitete den Anderen darauf vor.

Ich für meinen Theil sagte oft zu ihnen: Wenn sie dann auch meinen Körper guillotiniren, so werden sie doch meine Seele nicht guillotiniren können! In einer Lage, die jeder Augenblick trauriger und unglücklicher machte, unterhielten, ich muß es gestehen, mein Mann und ich uns nur von den Mitteln, wie wir unser Leben auf die am wenigsten schmerzhafte Weise enden könnten und wie wir es anzufangen hätten, uns die Schrecknisse zu ersparen, mit denen ein verwildertes Volk die der Hinrichtung vermehrte. Ich hatte sagen hören, daß der Kohlendampf ohne große Schmerzen erstickte; ich faßte den Gedanken, Kohlen kommen zu lassen, entschlossen, zu diesem Zwecke von ihnen Gebrauch zu machen, wenn es dahin kommen sollte, daß wir zu diesem äußersten Schritte gezwungen würden. Ich schrieb also Leclerc, mir Kohlen zu schicken, unter dem Vorwande, unsere Speisen damit auf eine bequemere Weise zu bereiten. Ich weiß nicht, ob er mich errieth; aber er schickte mir keine, was unsere Besorgnisse sehr vermehrte; denn wir machten uns alle Tage auf das Schicksal unserer unglücklichen Freunde gefaßt.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Dritter Brief.

Der allgemeine sittliche und geschichtliche Standpunkt des Rundschauers in seiner Broschüre über die Annexionen und den norddeutschen Bund.

Als Ew. Hochgeboren neulich des Verhältnisses der preußischen Politik zur christlichen Moral erwähnten, erinnerte ich Sie an die Mahnung des Herrn: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." (Matth. VII, 1). Nachdem ich nun die mir damals noch unbekannte Broschüre des Rundschauers über die Annexionen und den norddeutschen Bund gelesen habe, muß ich zunächst noch einmal auf jene Stelle der Bergpredigt zurück kommen.

Alle Ausleger derselben sind darüber einig, daß der Herr den Seinigen dadurch die obrigkeitliche Ausübung des Richteramts nicht hat untersagen wollen. Auch die Thätigkeit des Geschichtschreibers, des politischen Schriftstellers oder Recensenten ist damit gewiß nicht für unstatthaft erklärt. Andererseits wird man nicht behaupten wollen, daß Männer in solcher Stellung um solche Warnung sich gar nicht zu kümmern hätten. Diese Betrachtung führt zu der Frage nach den Grenzen zwischen dem erlaubten Urtheilen und dem vom Herrn verbotenen Richten. Am bestimmtesten sind diese Grenzen dem obrigkeitlichen Richter vorgezeichnet in den Grundsätzen der Rechtswissenschaft, welche ihm den Maaßstab des Urtheils und die Methode des Verfahrens an die Hand geben. Aehnliche Grenzen sind aber doch auch erkennbar für den Recensenten an den Regeln der Wissenschaft oder Kunst, welcher die zu beurtheilende Leistung angehört, für den politischen Schriftsteller an den Regeln der Politik und des Völkerrechts, für den Geschichtschreiber an den Grundsätzen historischer Kritik. Allen diesen erlaubten Arten des Urtheils ist also das Merkmal gemeinsam, daß dabei menschliche Handlungen je nach ihrer Uebereinstimmung mit oder ihrer Abweichung von menschlichen Regeln zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden. Die göttlichen Gesetze dagegen, welche jedem Einzelnen als Richtschnur seiner eigenen Gedanken, Worte und Werke gegeben sind, als Maaßstab für die Beurtheilung anderer Menschen oder ihrer Handlungen zu gebrauchen, wird in dem Briefe des Apostel Jacobus (IV, 11. 12.) als ein un-

erlaubtes Richten bezeichnet. Der Herr selbst hat in einem Falle offenbarer Verletzung eines göttlichen Gebotes die Statthaftigkeit einer Verurtheilung von der Sündlosigkeit des Urtheilenden abhängig gemacht, (Joh. VIII, 7.) d. h. Sich Selbst vorbehalten. Es ist dies völlig in Uebereinstimmung damit, daß nach der, auch in Luther's Erklärung der zehn Gebote durchgeführten, neutestamentlichen Auslegung derselben (Matth. V, 21—28.) sie wesentlich auf die innere Stellung des Herzens gehen, welche von Menschen nicht beurtheilt werden kann, da diese nur nach „dem Fleische richten", (Joh. VIII, 15) und nur so richten können.

Unter dem vom Herrn seinen Jüngern verbotenen Richten haben wir sonach zu verstehen: den Versuch einer Anwendung der göttlichen Gesetze auf die Handlungen anderer Menschen. Eine Beurtheilung nach göttlichen Gesetzen „gehöret Gott zu", wie Luther in seiner Randglosse zu Matth. VII, 1 sagt, indem er hinzufügt: „darum wer richtet ohne Gottes Befehl, der nimmt Gott seine Ehre, und das ist der Balken."

Ein solcher Balken im Auge des Rundschauers ragt dem Leser gleich am Eingange der Broschüre entgegen in der Behauptung: „daß Gottes Gesetz nicht neben oder gar unter, sondern über den Sphären der Diplomatie, der Politik und des Krieges stehe, und diese Gebiete gleich denen des Privatlebens mit souveräner Autorität umfasse, so daß es auch ihre oberste Richtschnur sei." — „„Nationale Bedürfnisse und Forderungen"" — „„welthistorische Momente und welthistorische Mission"" — „„providentieller Beruf und providentielle Ziele"" — „diese und alle ähnliche Ideen haben sich tief unterzuordnen unter die heilige Majestät der Gebote Gottes, derselben Gebote, die das Dorfkind in der Schule lernt, deren Tiefe aber und Höhe kein menschlicher Geist zu ermessen ausreicht."

Den großen Widerspruch in diesen Worten hat der Verfasser offenbar selbst nicht bemerkt. Wie können die zehn Gebote „oberste Richtschnur — des Krieges" sein, da doch mit Beobachtung des fünften Gebotes selbst ein Vertheidigungskrieg unvereinbar ist? Ein Eroberungskrieg würde mit dem 5., 7., 9. und 10. Gebote, — wenn dieselben auf Handlungen der Staaten und Völker überhaupt angewendet werden könnten, — unvereinbar sein, und doch lesen wir in der heiligen Schrift, daß der Herr dem jüdischen Volke, nachdem Er ihm die zehn Gebote gegeben hatte, Eroberungskriege gegen die Bewohner Canaans befohlen, daß Er selbst ein gegen Feinde geübtes Erbarmen als einen Ungehorsam gegen Seine Befehle schwer gestraft hat. (1. Sam. XV, 2, 3, 9 ff.) Wenn Handlungen des Staats den zehn Geboten unterworfen wären, so würden Todesstrafen nicht vollstreckt, also auch nicht angedroht werden können, — und doch hat der Herr an vielen Stellen der Gesetze, welche er den Juden durch Moses gab, die eventuelle Vollstreckung von Todesstrafen befohlen (vgl. z. B. 1. B. Mos. IX, 1—2., 2. B. Mos. XXI, 12, 14, 15, 16, 17, 23., XXII, 18, 19., 5. B. Mos. XXIV, 7). — Es ergiebt sich hieraus, daß der göttliche Wille, welcher freilich für jede menschliche Thätigkeit die oberste Richtschnur ist, für das Verhalten der Staaten und Völker nicht concentrirt ist in den für den einzelnen Menschen

geltenden zehn Geboten. In den Zeiten des alten Bundes hat der Herr Seinem auserwählten Volke durch den Mund der von seinem Geiste erfüllten Propheten Seinen Willen kund gethan. Daraus, daß dies seit Aufrichtung des neuen, allen Völkern der Erde geöffneten Bundes nicht mehr in solcher Form geschieht, kann gewiß nicht gefolgert werden, daß nunmehr die Staaten den für den einzelnen Menschen gegebenen zehn Geboten unterworfen sein müßten, die in Gottes Ordnung begründeten Verschiedenheiten der Bedingungen des Staats- und Privats-Lebens also nicht mehr beachtet werden dürften. Freilich ist der Rundschauer nicht der Erste, welcher dergleichen behauptet. Im Sommer 1853 hörte ich Aehnliches aus dem Munde des damals in Deutschland herumreisenden Amerikaners Elihu Burritt, welcher indeß auf die ihm gemachten, aus der natürlichen Entwickelung des geschichtlichen Lebens der Staaten entnommenen Einwendungen keine Antwort zu geben wußte. Seines Zeichens ursprünglich Grobschmidt, hatte er sich durch Privatfleiß einen unter solchen Umständen immerhin achtungswerthen Schatz von Kenntnissen erworben, die aber, zumal bei dem den Amerikanern überhaupt fast mangelnden geschichtlichen Sinne, eine intellectuell und religiös einseitige Richtung genommen hatte. Indeß war der Mann wenigstens consequent, insofern er den Kriegsdienst, weil eventuell zur Tödtung oder Verwundung von Menschen verpflichtend, überhaupt für unerlaubt erklärte. Eine ähnliche Consequenz findet sich nicht bei dem Rundschauer, welcher vielmehr der Armee eine (mit dem ganzen übrigen Inhalt seiner Schrift freilich in starken Widerspruche stehende, und daher auch in dem mir zugestellten Exemplare mit Recht dick durchstrichene,) begeisterte Lobrede hält.

Die Kunde von dem Inhalte des göttlichen Willens, welche zu den Zeiten des alten Bundes durch die Weisungen der Propheten gegeben wurde, haben seit dem Ausbleiben solcher ausdrücklichen Offenbarungen die Lenker der Staaten in dem Gange der geschichtlichen Entwickelung zu suchen. Nach den Worten der heiligen Schrift leitet der Herr die Gedanken der Menschen wie die die Wasserbäche, und ohne Seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache. Wer das glaubt, wird nicht umhin können, in allen politischen Begebenheiten, sowie in allen das geistige und wirthschaftlichliche Leben der Völker umgestaltenden Bewegungen, z. B. in dem Aufkommen oder Verschwinden wissenschaftlicher Theorieen oder künstlerischer Richtungen, in dem Eisenbahn- und Telegraphen-Wesen u. s. w. — Momente der göttlichen Weltregierung zu erblicken. (Jesaias XLV, 7. — Amos III, 6). Wer mit einem Ueberblicke über längere Zeiträume den Gang der Weltgeschichte oder auch nur der Geschichte eines einzelnen Volkes betrachtet, wird Erscheinungen wahrnehmen, in denen sich ein Zusammenhang erkennen läßt, welcher nicht auf den Willen irgend welcher bestimmter Menschen zurückgeführt werden kann. Haben solche Erscheinungen, bei denen eine höhere Leitung als Ursache dieses Zusammenhanges mit logischer Nothwendigkeit angenommen werden muß, den Charakter consequenter, stetiger Entwickelung nach einer bestimmten Richtung hin, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß ein Staatsmann, welcher zur Förderung einer solchen Richtung die politische Lage der Dinge mit Ge-

schicklichkeit und Energie benutzt, dem göttlichen Willen als „oberster Richtschnur der Diplomatie, der Politik und des Krieges" folge.

Daß in politischen Begebenheiten der göttliche Wille sich wirksam erweise, wird nun freilich auch von unserem Rundschauer nicht ganz bestritten. Er gestattet dem Herrn der Welt eine solche Wirksamkeit aber nur in einer ganz bestimmten Richtung. Hören wir, wie er sich darüber äußert.

Die französische Revolution von 1789 und die Hinrichtung des Königs waren gewiß „„welthistorische Momente."" Eine imposante „„Machtentfaltung und Machterweiterung"" errang die „„große französische Nation"" durch erstaunliche Waffenthaten. Sie meinte in ihrem Durst nach Kriegsruhm und Herrschaft nicht leben und athmen zu können ohne solche Erweiterung. „„Große Ziele"" hatte die „„Providenz"" zu erreichen und hat sie erreicht durch Napoleons „„geschichtliche Mission"". Unzählig waren daher die Geister, namentlich in Deutschland, welche Napoleon an seinen Siegeswagen band, unter ihnen Johannes Müller, der deutsche Tacitus, und Göthe. Sie konnten ihm nicht widerstehen und ergaben sich; denn sie fanden nichts in ihrem Gewissen, woran sie sich hätten halten können gegen den Carl den Großen des Jahrhunderts, der so gewaltig daher brauste im Sturm der Siege und der erhabenen Ideen. Aber Moskau, Leipzig, Elba und Waterloo waren nicht minder „„welthistorische Momente"". Die siegenden Alliirten hatten ebensowohl eine „„welthistorische Mission"" und „„providentielle Ziele"" auf ihrer Seite. Und erst St. Helena drückte das Siegel auf alle diese welthistorischen Begebenheiten und gab nach einem Vierteljahrhundert ihnen ihre rechte Auslegung."

Was soll hier der Ausfall auf Johannes Müller und Göthe? — De mortuis nil nisi bene! Ueber diese Regel guter Sitte, welche — abgesehen von einer hier keineswegs vom Verfasser geübten historischen oder wissenschaftlichen Kritik, die freilich von derselben nicht getroffen wird, — gewiß auch historischen Personen gegenüber gilt, scheint der Verfasser sich aus Aerger über die von Dichtern und Historikern unserer Tage (wie Geibel, Treitschke, Pauli u. A.) der preußischen Politik und ihren Siegen gespendeten Lobsprüche hinweggesetzt zu haben. Um nicht direkt mit den Lebenden anzubinden, gebraucht er die Verstorbenen gleichsam als Prügelknaben an Stelle Jener. Er ist aber dabei an die Unrechten angekommen. Göthe, wie groß auch immer als Dichter, hat durch sein Verhalten zur Zeit der Befreiungskriege bewiesen, daß er nicht mehr geschichtlichen und politischen Sinn hatte, als in dem Verhalten des Rundschauers zu den preußischen Erfolgen des Jahres 1866 hervortritt. Er zählt also nicht auf dem Gebiete der Politik. Was aber Johannes Müller betrifft, so steht die lieblose Behauptung des Rundschauers über die angebliche Leerheit seines Herzens im schneidensten Widerspruche mit den in seinen vertrauten Briefen an Eltern, Geschwister und Freunde so vielfach vorkommenden Aeußerungen herzlicher Frömmigkeit und aufrichtigen Glaubens. Ich rede hier nicht etwa nur von den Jugendbriefen, die er als begeisterter Student aus Göttingen nach Hause schickte. In einem Briefe an seinen Bruder vom 17. September 1806 —

also nicht ganz drei Jahre vor seinem Tode! — findet sich eine Stelle, welche sein inneres Verhältniß zu dem in jener Zeit herrschenden Rationalismus erkennen läßt. Hier ist sie:

„Auch ich glaube nicht an den Erfolg der Religionsneuerung. Es wird auch in der Synagoge ein Schisma werden. Am Protestantismus wird viel gezimmert: so viel, daß sein Mißbrauch eine Strafe nach sich ziehen dürfte; aber dann wird neues Leben in ihn kommen; „„das Wort sie sollen lassen stahn, und kein Dank dazu haben.““*)

Diesen Brief schrieb er fast vier Wochen vor der Schlacht bei Jena. Der Eindruck, welchen jene Schlacht auf den großen Historiker machte, ist der Grund des Vorwurfes, womit der Rundschauer ihn verfolgt. Auch dieser Eindruck liegt uns ganz frisch und wahr in vertraulichen Briefen an den Bruder vor. Am 21. October 1806 schreibt Johannes von Müller aus Berlin: „Mein herzlichstgeliebter Bruder! Ueber die Begebenheiten, ihre Ursachen, ihre Folgen, forderst und erwartest Du wohl nichts von mir. Du willst wissen, wie es Deinem Bruder geht. Gewaltig hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte, — meine Grundsätze habe ich vor 30, vor 20 Jahren, wie bisher, geäußert. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich, ohne Heuchelei, noch Zurückhaltung. Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen, so verliere ich dadurch nicht viel", u. s. w. **) — Bestimmter lautet schon der Brief vom 8. November 1806: „Von dem Kaiser habe ich in Ansehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben. Nie wurde dieses offenbarer, als durch diesen Krieg, der, mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit geführt, ihm einen Sieg aufgedrungen hat, welcher nur jenen alten bei Arbela oder Zama verglichen werden kann. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete, einmal untergehen sollte, so ist das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz, dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt bisher von einer andern Partei, oder vielmehr in einer Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben — hier zu bleiben scheint unmöglich — und wie nun die Geschichte des großen Königs beschreiben! — eigentlich habe ich nur für ungefähr zwei Monate noch zu leben, und es gehört mein ganzes Vertrauen auf die Vorsehung dazu, dieses ohne Ursache so zu sehen" (daselbst S. 109—110.)

Die Audienz, wozu Napoleon ihm entbieten ließ, fand erst am 20. No-

*) Siehe J. v. Müller's Werke. Stuttgart und Tübingen, 1835. Bd. XXXIII. S. 108.

**) Siehe daselbst S. 105—106.

vember statt, (siehe daselbst S. 111—113) und es beruht daher die nicht selten vernommene Meinung, daß erst der in dieser Audienz von Napoleon ersichtlich mit großer Kunst entwickelte Eindruck seiner Persönlichkeit den berühmten Geschichtsforscher für ihn gewonnen habe, insoweit auf einem Irrthum, als die Briefe vom 21. October und 8. November zeigen, daß schon die einfache Betrachtung der Sachlage den Historiker zu der Ueberzeugung geführt hatte, daß die alten Zustände dem Tode verfallen seien und ein neues Leben beginne. — War das etwa nicht richtig? — Gewiß konnte Müller damals nicht ahnen, daß es dem Freiherrn vom Stein gelingen werde, über die alten verdorbenen Zustände, deren Vertheidiger ihm sein Aufgabe eben so zu erschweren suchten, wie es in unseren Tagen von dem Rundschauer und manchen Anderen dem Grafen Bismarck gegenüber geschieht, — so weit Herr zu werden, daß die nachher in den Befreiungskriegen hervorgetretene Ermannung des Volkes vorbereitet werden konnte. In solcher inneren Reinigung des Volkes aber und in dem von Napoleon gegen Preußen in und nach dem Tilsiter Frieden, gegen England durch die Continentalsperre, gegen Spanien und gegen Rußland bewiesenem Uebermuthe lagen die geschichtlichen Ursachen des späteren Umschwungs. Bevor an den russischen Feldzug auch nur gedacht wurde, bevor die Folgen der von Napoleon gegen Preußen, gegen England und gegen Spanien befolgten Politik sich in einer für die französische Macht bedenklichen Weise zeigen konnten, — im Mai 1809 — starb Johannes von Müller. In den letzten zwanzig Jahren sind gar manche Sammlungen von Tagebüchern und Briefen preußischer Patrioten veröffentlicht, worin von Männern, die 1813—1815 in kräftigster und erfolgreichster Weise zur Befreiung des Vaterlandes mitgewirkt haben, aus den Jahren 1807—1811 eben solche Aeußerungen der Hoffnungslosigkeit vorkommen*), wie die obigen Aeußerungen des großen Geschichtsschreibers sie gleich nach der Schlacht bei Jena zu erkennen geben. Das in diesen Aeußerungen durchleuchtende Gottvertrauen aber zeigt die Grundlosigkeit und Ungerechtigkeit der von dem Rundschauer gegen Johannes Müller vorgebrachten Beschuldigung: er habe nichts in seinem Gewissen gefunden, woran er sich hätte halten können.

Nicht ungestraft versündigt man sich an dem Geiste der Geschichte! Daß die Strafe des Verlustes der geistigen Augen den Rundschauer bereits getroffen hat, zeigen seine Worte: „Und erst St. Helena drückte das Siegel auf alle diese welthistorischen Begebenheiten und gab nach einem Vierteljahrhundert ihnen ihre rechte Auslegung.“ — Wenn Fürst Metternich dergleichen zur Zeit des Congresses von Verona gesagt hätte, so ließe sich das wohl begreifen. Wenn aber nach den Katastrophen von 1830, 1848 und 1851 Jemand noch auf den Gedanken kommen kann, den Tod Napoleon's I. für den Abschluß der mit seinem Namen zusammenhängenden welthistorischen Begebenheiten zu erklären, so klingt das ungefähr, als wenn Jemand bei Darstellung der Rö-

*) Vergl. z. B. v. Knesebeck's Brief an Scharnhorst vom 10. März 1807 im Schneider's Leben Scharnhorst's. Berlin 1865. S. 98.

mischen Geschichte jene Iden des März, an denen Cäsar am Fuße der Statue von Pompejus erdolcht ward, als Wiederherstellung der republikanischen Verfassung und Abschluß der Römischen Kaisergeschichte bezeichnen wollte.

Eine andere Strafe freilich stellt der Rundschauer für Diejenigen in Aussicht, welche nicht mit ihm und Karl Ludwig von Haller die Lenkung der Staaten allen Regeln des Privatrechts und der Privatmoral unterwerfen wollen. Er droht ihnen mit dem jüngsten Gerichte und entstellt dabei die heilige Schrift, indem er von den Staatenlenkern verlangt, daß sie sprechen sollen: „Was hülfe es meinem Vaterlande, wenn es die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele?" In solcher Weise die auf „den Menschen" und nicht auf „das Vaterland" bezüglichen Worte des Herrn (Matth. XVI, 26) zu parodiren, ist um so verkehrter, als der Herr ausdrücklich erklärt hat, daß nicht einmal dasjenige irdische Verhältniß, welches mit dem Seelenleben enger zusammen hält, als irgend ein anderes, über die Auferstehung hinausdauern werde (Matth. XXII, 30). Um somehr haben wir die politischen Verhältnissen als irdische zu betrachten, von welchen der Herr nirgends gesagt hat, daß Erste nach den von Ihm für den einzelnen Menschen gegebenen unwandelbaren zehn Geboten geregelt wissen wolle. Für diese Verhältnisse gelten als Regel allein die Pläne der göttlichen Weltregierung, deren Erforschung aus dem wandelbaren Gange der Begebenheiten die Basis jeder gesunden „Realpolitik" zu bilden haben wird. Eine solche „Politik der Thatsachen," welche aus deren Zusammenhang die Wirksamkeit des göttlichen Geistes entdeckt und der dadurch gegebenen Richtung folgt, kann man gewiß nicht mit dem Rundschauer „eine geistlose Politik" nennen. Gerade ihr steht es am Besten an, sich auf den Titel der Könige „von Gottes Gnaden" zu berufen.

Nach diesem Allen scheint mir der Rundschauer in sittlicher Beziehung auf dem Standpunkte desjenigen Richtens zu stehen, was der Herr Seinen Jüngern verboten hat, und durch die auf solchem Standpunkte nach der Natur des Menschen immer mehr sich entwickelnde Engherzigkeit zugleich in intellectueller Beziehung zu einer so engen Beschränkung des geschichtlichen Blickes gekommen zu sein, daß ihm das Verständniß großer Wendepunkte nicht blos in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit, unmöglich geworden ist. Solches Verständniß ist aber, wie für den leitenden Minister eines großen Staates, so gewiß nicht minder für den Führer der conservativen Partei, nothwendig. Der wahre Conservatismus besteht nicht in der vergeblichen Bemühung, das Unheilbare zu halten, sondern vielmehr in der Sorge dafür, daß alle öffentliche Einrichtungen, bestehende und neu zu gründende, den Character der Dauerhaftigkeit haben oder bekommen. Wer darüber zu wachen hat, muß im Stande sein, die Gestaltung der Dinge über lange Zeiträume hinaus mit Unbefangenheit und ohne Vorurtheil zu betrachten. Sonst wird er auch in der Beurtheilung des Einzelnen, was der Tag eben bringt, nur zu leicht den Leidenschaften des Tages verfallen. Auch hiervon giebt die Broschüre des Rundschauers in ihrem weiteren Verlaufe merkwürdige Proben. In dem Bestreben, die preußische Regierung vor dem Publikum

wegen Verletzung des ehemaligen Bundesrechts anzuklagen, gelangt er zu Behauptungen, welche mit jenem Bundesrechte in dem seltsamsten Widerspruche stehen. Davon lassen Sie mich in meinem nächsten Briefe reden!

Lübeck, am 24. Januar 1867.

Zu den Wahlen.

XII. Die Wahlbewegung im Königreich Sachsen.

Die Wahlbewegung in Sachsen macht einen wenig erhebenden Eindruck. „Die Bevölkerung im Ganzen und Großen, heißt es sehr richtig in einem, von Dresden aus der Posener Zeitung zugeschickten Briefe — ist unpolitischen Geistes, particularistisch und antipreußisch verrannt, am Kleinen hangend, und nur wenig vom geschichtlichen Impulse berührt.“ Die in Dresden erscheinende „Constitutionelle Zeitung“ constatirt als Folgen des „langjährigen Beust'schen Systems“ — „eine vollständige Stagnation des öffentlichen Lebens“; „Störung des Gemeinsinns in seiner Entwickelung“; „wesentliche Beeinträchtigung der politischen Bildung“; „Gleichgültigkeit für öffentliche Angelegenheiten“; „Vielköpfigkeit;“ „kleinliche Auffassung;“ „spießbürgerliche Eifersüchtelei.“

„Die Bewegung der Geister, wird in einem mit viel Geist abgefaßten, der „Weserzeitung“ aus Leipzig zugegangenen Schreiben bemerkt, — für die bevorstehenden Parlamentswahlen ist in Sachsen zwar um ein Geringes lebhafter geworden, als sie bis zu Ende des vorigen Jahres sich darstellte; allein eine besondere Freude wird Niemand empfinden, wenn er der Wahl-Agitation einigermaßen näher tritt und die wirklich klägliche Haltung beobachtet, welche die Bevölkerung Sachsens im Großen und Ganzen dabei bewahrt. Die unglückselige Einlullungspolitik des Herrn v. Beust zeigt sich jetzt an ihren erschrecklichen Folgen auch dem blödesten Auge in ihrer ganzen Verderblichkeit; die politische Kinderei, in welcher man sich gerade jetzt, in so hochwichtigem Momente fast aller Orten gefällt, ist ganz geeignet, einen recht gründlichen Ekel vor der ganzen particularistischen Jammerwirthschaft hervorzurufen.

Ueberall in jedem Wahlbezirk sind viel zu viel Candidaten aufgestellt und unter ihnen Leute, denen es wahrlich schwer fallen sollte, sich ad causam zu legitimiren, Leute, die noch nicht die geringste Probe politischer oder parlamentarischer Befähigung abgelegt haben und sicherlich selbst sich manchmal über den neckischen Zufall wundern, der sie zum Parlaments-Candidaten zu küren für gut befunden hat.“

Diesen aus Sachsen selbst angestimmten Klageliedern haben wir

nichts weiter hinzuzufügen. Sachsen ist in diesem Augenblicke ohne Zweifel der „Schildhalter der alten Zeit" — d. h. der Zeit des gewesenen Frankfurter Bundestags; die Sachsen gefallen sich in der Rolle einer „Vorhut der Süddeutschen" d. h. in der Rolle des nordischen „Schwabenthums", des eingefleischten Particularismus.

Die „alten" Parteien Sachsens haben sich vollständig aufgelöst. Leute gehen jetzt eifrig Hand in Hand, die sich früher so wenig vertrugen wie Wasser und Feuer; Leute umhalsen sich jetzt, die sich früher bitterlich haßten. Und wiederum liegen solche, die früher hin Jahre lang einträchtig zusammengingen, in offener scharf ausgeprägter Fehde. Von „gänzlicher Wahlenthaltung", die in Thüringen und Frankfurt so viele Vertheidiger fand, war in Sachsen wenig die Rede, und das Beispiel Roßmäßlers, der sein Paulskirchen-Mandat noch als „fort bestehend" betrachtet wissen will, fand selbst bei den „wahren", den „ächten", den „entschiedenen" Demokraten nur ein Lächeln des Mitleids.

Die „reine Demokratie" — sie nennt sich in Sachsen „Volkspartei" — hat sich vielmehr mit einem wahren Feuereifer in den Wahlkampf gestürzt. Diese, welche in den beiden wichtigsten Städten Dresden und Leipzig sehr rührig ist, verlangt:

„Unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht des Volkes;" „Aufhebung aller Vorrechte — Concessionen, Privilegien!" und „Einigung Deutschlands in einer demokratischen Staatsform."

Diese „reinen" Demokraten wollen wählen, aber nicht um in Berlin ein dauerhaftes Gebäde aufzuführen, sondern um gleich beim Beginn den Keim der Auflösung zu legen. Dem norddeutschen Bunde gegenüber sind sie also „Nihilisten" im strengsten Sinne. Advokat Schraps, ein „Vollblutdemokrat", der in seinen unreifen Expectorationen lebhaft an die Straßenprediger von 1848 erinnert, hat in einer in Zwickau abgehaltenen Volksversammlung mit liebenswürdiger Offenheit erklärt:

„Man solle wählen, um Preußen die irrige Meinung zu benehmen, als sei durch seine Gründung des norddeutschen Bundes ein wesentlicher Fortschritt für Deutschland erzielt." — Und der große Sohn der Stadt Gießen, Wilhelm Liebknecht, hat öffentlich sich unumwunden dahin ausgesprochen: „seine Politik bezwecke die Zerreißung des norddeutschen Bundes."

Außer auf die genannten Liebknecht, (der übrigens neuerdings erklärt hat kein Mandat annehmen zu wollen) und Advokat Schraps in Dresden, der sich im 18. Wahlkreis (Zwickau, Werdau u. s. w.) um einen Parlamentssitz bewarb, hat diese Volkspartei namentlich auch auf Professor Wuttke, den schwarzgelben Freiheitshelden und Dr. Frese, der überall da erscheint, wo die erbittertsten Feinde seines Vaterlands sich zusammenrotten, ihr Auge geworfen. Daß Johann Jacoby von jedem Mandat absehen will, haben diese Feinde Preußens in Sachsen mit bitterem Schmerze vernommen.

Nicht so geräuschvoll aufgetreten, wie die bisher Genannten, aber in allen wesentlichen Punkten mit ihnen einverstanden ist der für Dresden-Altstadt aufgestellte Professor Dr. Wigard; der wahrlich nicht nöthig gehabt

hätte, sich in einer öffentlichen Erklärung, worin er sich, nach Art dieser Volkshelden, reichlich selbst Weihrauch streut — gegen die „Verdächtigung" daß er für den Einheitsstaat und Annexionen sei, zu vertheidigen. Dieser in Mannheim geborne und in München erzogene Professor, der Forstwirthschaft, Philosophie, Theologie, Jura, Cameralia, Stenographie und schließlich auch Medicin studirt hat, hat am 6. Februar 1867 erklärt, daß er das „Föderationssystem wie 1848 in seinem damaligen Programm festhalte." Nahezu zwanzig Jahre sind im Strome der Zeiten dahingerollt: aber der Herr Professor steht noch heute accurat da, wo er auch 1848 stand. Es giebt eben Leute, die immer weniger von der Politik begreifen, jemehr sie „studiren." — Mit diesen „demokratischen Föderalisten" d. h. Particularisten, will die zweite Partei, die demokratische Arbeiterpartei, die Partei Lassalle's nicht vermengt werden.

„Die Einführung von Productivassociationen im größtmöglichen Maßstabe vermittelst der Solidarität der Gesammtbevölkerung steht bei ihren Forderungen zunächst oben an." Von den ebengenannten „Föderalisten" will diese Partei durchaus nichts wissen: ebenso, heißt es in einem von Becker mitgetheilten „Programm der Arbeiterpartei" — weist die Arbeiterpartei die Föderalisten zurück, die entweder unter dem Aushängeschilde föderalistischer Gesinnungen ihren monarchischen Particularismus verstecken, oder wenn sie nicht unaufrichtig sind, wirklich eine Bundesrepublik nach schweizerischem oder amerikanischem Muster bezwecken." Die Arbeiterpartei will entschieden den Einheitsstaat. „Unter deutscher Einheit versteht die Arbeiterpartei den centralisirten deutschen Volksstaat und erstrebt solchen einfach als einen Anfang des solidarischen europäischen Staats." „Ihr Wahlspruch lautet nach wie vor: „Es lebe die social-demokratische Agitation, es lebe das Recht der freien Gleichen, es lebe der von jeder Unterdrückung gereinigte social-demokratische Staat!" —

Was will aber diese Partei im Parlament des norddeutschen Bundes? Auch darüber spricht sie sich mit einer Offenheit aus, die in Sachsen, wo die anderen Parteien gar oft ihre letzten Ziele zu „verschleiern" suchen, besonders bemerkenswerth ist. „Da die Arbeiterpartei die Festigung, Fortdauer und Erweiterung des norddeutschen Bundes nicht wünschen kann, so benutzt sie einfach das allgemeine direkte Wahlrecht und das Bundesparlament als eine willkommene Gelegenheit, um durch ihre Deputirten von der Bühne herab, vor ihren Brüdern in ganz Europa vorstehende Grundsätze ungeschminkt und ohne alle Scheu proclamiren zu lassen."

Die Arbeiter wollen, wie es in einem Aufrufe für Fritzsche heißt: keine „Professoren" als Vertreter. Nur „echten Söhnen des Volks" d. h. Arbeitern wollen sie ihre Stimme geben. Die Arbeiterpartei hat denn auch in verschiedenen Kreisen „Arbeiter" als Candidaten aufgestellt; so in Dresden und dem 9. Wahlkreis (Freiberg u. s. w.) den Kupferschmidt Försterling; im 13. Wahlkreis (Gerichtsamtsbezirk Leipzig I. und II. u. s. w.) Cigarrenmacher Fritzsche; im 16. Kreis (Chemnitz) Arbeiter Weiß in Limbach.

Nach diesen „particularistischen" und „unitarischen" Democraten wenden

wir uns zu der dritten Partei: den „Freisinnig-Deutschen" oder „Liberal-Nationalen."

Die Anhänger dieser Partei sind aufrichtige Freunde Preußens. Die drei ersten Sätze ihres Programms lauten:

1. „Wir wollen einen festgefügten, kraftvollen Bundesstaat unter einheitlicher Führung.

2. „Diese Führung muß ganz und ungetheilt der Regierung des weitaus größten und mächtigsten Staats im Bunde, der preußischen, zustehen.

3. „In ihrer Hand muß insbesondere die Militairhoheit im ganzen Gebiete des Bundes und die direkte und alleinige Verfügung über sämmtliche Wehrkräfte desselben, das Recht über Krieg und Frieden und die auswärtige Vertretung des Bundes vereinigt sein. Ihr gebührt die oberste Leitung der handelspolitischen und der sonstigen gemeinsamen Angelegenheiten des Verkehrs." —

Diese Sätze unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den phantastischen und abentheuerlichen Sätzen, die wir bisher betrachten mußten. Die Partei aber, welche sich zu diesen Grundsätzen bekennt, trifft der Vorwurf, daß sie in praxi zu wenig fest und energisch für ihre Ueberzeugungen eintritt. Sie hat es nicht einmal gewagt, ihre alten und bewährten Führer in erster Linie als Candidaten aufzustellen: Männer wie Gustav Freitag, H. Brockhaus, Schmidt, Eckstein, Biedermann, Lorenz, Siegel hat sie nicht entschlossen „trotzallledem" auf den Schild zu erheben. Sie hat sich auch ohne Rücksicht auf die eindringlichen Abmahnungen von Jubeich und D. Döhn in Dresden „herbeigelassen", den „democratischen" im Grunde „schwarzgelben" Professor Wigard zu acceptiren. Schüchternheit und Verschämtheit wird aber von dem Gegner als Schwäche und Unsicherheit ausgelegt. Auch in der Politik gilt der Satz: fortuna audaces juvat. Die bedeutendsten Candidaten dieser Partei sind: Riebel, Fahnauer, Dr. Rentzsch, Fabr. Niethammer, Adv. Schreck, Vicebürgermeister Stephany, Dr. Joseph Dr. Meischner, Gutsbesitzer Jungnickel Rewitzer, Bürgermeister Streit, Dr. Minckwitz, Pastor Heubner, Buchhalter Heubner, Adv. Mosig v. Aehrenfeld.

Einzelne dieser Candidaten haben die Grundsätze ihrer Partei in ihren „Candidatenreden" über Gebühr „abgeschwächt".

Eine rühmliche Ausnahme gegenüber diesen Halbheiten, machte der Adv. Mosig v. Aehrenfeld, aufgestellt für den 2. Wahlkreis (Löbau u. s. w.).

Mosig v. Aehrenfeld sagt in seinem Programm:

„Ich ordne alle Rücksichten dem einen Hauptziele unter: Schaffung eines Bundes mit der Macht und Kraft eines Einheitsstaats. Wird ein einheitsstarker Bund errichtet, so endet damit die bisherige Bettlerstellung des deutschen Volkes gegenüber den starken Nationalstaaten Frankreich, Rußland und England, denn ein Gleicher tritt neben oder gegen den Gleichen, Deutschland wird aus einem geographischen Begriffe und einem großen Haufen Deutschredender endlich wieder eine wahre Nation und ein wirklicher Nationalstaat. Solange diese politische Machtstellung gebricht, ist von unerschütterlicher Unabhängigkeit gegen das Ausland so wenig wie von dauerhafter Begründung

politischer Freiheit und volkswirthschaftlicher Entwicklung zu reden, weil eben die unumgängliche nothwendige Grundlage hierzu allenthalben ermangeln würde, gleich dem Hause, das man auf Sand oder Morast hinbaut und das zusammenfällt, man möge es im Innern oder Aeußern noch so gut und schön ausgebaut haben. Berufen zum öffentlichen Wirken würde ich demnach mit Energie dem von mir bezeichneten Hauptzwecke dienen und dessen Durchführung im Reichstage anstreben; Verrath an der Nation erschiene es mir, wollte ich particularistischen Strebungen, darauf gerichtet, jenes große Ziel zu vereiteln, Beistand leisten."

Das ist eine feste, überzeugungstreue Sprache und sollte auch Mosig von Aehrenfeld von der Thielau'schen Partei geschlagen werden, so unterliegt er doch als — Mann.

Die vierte und letzte Partei, die wir zu betrachten haben, ist die der conservativen Particularisten; sie wird von den Gegnern die „sächsische Partei" genannt, nennt sich aber selbst nach dem von den Particularisten Hannovers gegebenen Beispiele die „deutsche." Sie wird von dem „sächsischen Wahlcomité", das die Blüthe der sächsischen Particularisten zu Vertretern des Volks vorgeschlagen hat, geleitet. In der Presse wird sie „verschämt" begünstigt durch das „Dresdner Journal", offen unterstützt durch die „Leipziger Zeitung" und „fanatisch vertheidigt" durch die „sächsische Zeitung."

Sie redet viel von Deutschland; von dem „ganzen" Deutschland — denkt aber dabei lediglich an die möglichste Conservirung der vollen, sächsischen Sonderexistenz. „Sachsens Untergang" und „erbliche Oberpräsidentschaft" sind die Schlagwörter, von denen sie reichlich Gebrauch macht.

Die Candidaten, von denen sie die „Rettung Sachsens" erwartet, sind insbesondere Haberkorn, von Thielau, Generalstaatsanwalt Schwarze, Sachße, Oemichen-Moren, Bürgermeister Martini, Amtshauptmann von Einsiedel, Seiler aus Neusalz, Geh. Justizrath Herbig, Justizrath Gebert, Prof. von Gerber, Geh. Rath von Wächter.

Auf Herrn von Wächter scheint diese sächsische Particularistenpartei besonders große Hoffnungen zu setzen. Der genannte Herr hat sich zu einem Programm verpflichtet, das, wie die Leipziger Zeitung sagt, „im Allgemeinen die Grundsätze zusammenfaßt, deren Bekenntniß das „sächsische Wahlcomité von seinen Candidaten erheischt." Dieses von Herrn v. Wächter adoptirte Programm verlangt: „daß bei der unter den gegenwärtigen Verhältnissen größeren Gefahr einer zu straffen Anziehung der Centralgewalt die den einzelnen Bundesstaaten gebührende Selbstständigkeit möglichst gewahrt bleibe"; — —

„daß bei der gesetzlichen Feststellung der Militairorganisation des Bundes der Militairetat, unter Beschränkung der Dienstzeit sowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf den activen Dienst herabgesetzt, und dadurch Europa und allen den friedlichen Arbeiten obliegenden Ständen eine größere Garantie für die Erhaltung des Friedens und für die Heilung der schweren von dem Kriege geschlagenen Wunden dargeboten werde; denn da Preußen

durch seine Militairorganisation und deren Erfolge die Veranlassung gewesen sei, daß fast in allen andern Staaten des Continents eine ähnliche Organisation erstrebt werde, so sei es an Preußen, mit einer Ermäßigung den Anfang zu machen und nicht die Ursache zu werden, daß durch gegenseitiges Ueberbieten in der Anspannung der Militairkräfte, Europa einer Militairherrschaft entgegengeführt und die jetzt schon in Aussicht stehende Steuererhöhung für unproductive Zwecke zu einem alle wirthschaftlichen Kräfte lähmenden, unerträglichen Steuerdrucke gesteigert werde;"

„daß ferner in dem Militairgesetze Bestimmungen über die Landwehr aufgenommen worden, durch welche diesen vornehmlich aus Familienvätern bestehenden Truppentheilen die durch die erste Pflicht der Menschlichkeit gebotene Garantie gegeben werde, daß sie nur in den näher festzustellenden Fällen der Noth zur Vertheidigung des Landes aufberufen werden."

Weiterhin verlangt dieses auch von sogenannten „Grundrechten" in ganz vager Weise redende Programm: die zukünftige Bundesverfassung solle derartig ausgebildet werden, daß „eine starke Anziehungskraft für den möglichst baldigen, eine größere Gewähr der Erhaltung des Föderativbandes in sich tragenden Anschluß der übrigen deutschen Staaten geschaffen werde." —

Die Candidatenreden und Programme der Democraten in Sachsen haben vielfach in scharfer, mitunter in sehr plumper Weise ihre Antipathien gegen Preußen kundgegeben; aber keine Manifestation dieser wimmelt von solchen Perfidien, und falschen Anklagen gegen den Preußischen Staat, wie dieses „Wächter-Programm." Preußen wird für die Militair-Budgets nicht blos vor Deutschland, sondern vor ganz Europa verantwortlich gemacht — da doch Preußen, eingekeilt zwischen die zwei größten Militairstaaten der Welt, nothgedrungen und zur Bewahrung seiner Existenz stets gewappnet und gerüstet dastehen mußte! Die organisirte Armee, und nur sie, enthielt die Gewährleistung für die Existenz Preußens, und in der letztern lag die Garantie gegen einen Zerfall Deutschlands.

Die Steuern für die Militairkraft könnten nur als für „unproductive Zwecke" dargebracht in Betracht kommen! die unparteiische Geschichte hat längst in ihre Rollen eingetragen, daß nur die tapfere ruhmreiche preußische Armee Deutschlands Schmach, Verderben und Ende abgewendet hat. Nur dieser Armee verdanken es die Herren in Leipzig und Dresden, daß sie dermalen noch ein „Vaterland" haben.

Ist die Erhaltung des heiligsten Guts — des Vaterlandes — etwa auch ein „unproduktiver Zweck?"

Und daß sich Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie so herrlich in der Neuzeit in Deutschland entfaltet, war eben nur möglich, weil diese herrliche preußische Armee diesen Beschäftigungen des Friedens ihren mächtigen Schild lieh. Aber freilich — es ist weit bequemer, anstatt der Wahrheit die Ehre zu geben, dem gedankenlosen Haufen mit den Phrasen von „Beschränkung der Dienstzeit", „Steuerzahlung für unproduktive Zwecke", „Lähmung der wirthschaftlichen Kräfte" &c. zu schmeicheln.

„Im Uebrigen — also heißt es sehr treffend in einem unlängst der

Weserzeitung aus Dresden zugeschickten Schreiben — im übrigen müssen wir nach den Jeremiaden, die jetzt laut werden, den waffenscheuen Kleinstaaten zurufen: Ihr seid eure Selbstständigkeit nicht werth, weder eure particulare, noch eure deutsche Existenz. Wenn ihr die Waffen, die man euch jetzt in die Hände giebt, nicht freudig mit ergreifen wollt, um das Haus zu schützen, das jetzt unter dem Dräuen eines schweren Gewitters errichtet werden soll, so wird die Geschichte über euch zur Tagesordnung übergehen, so rechtfertigt ihr den Fluch der Lächerlichkeit, dem ihr verfielt, als ihr mit Reden und Singen die gegen die Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands aufgethürmten Mauern Jericho's umstürzen wolltet. Es hat sich noch kein Volk seine Selbstständigkeit errungen als mit den Waffen in der Hand, und es ist noch kein Reich gegründet oder wenigstens befestigt worden, als durch die Waffengewalt. Es ist eine sehr bequeme Aufgabe, die Blüthe von Handel und Gewerben, von Kunst und Wissenschaft zu verherrlichen und dazu die unproduktiven Bajonette in einen abstracten Gegensatz zu stellen. Im Prinzip hat auch Elihu Burrit Recht. Aber es ist zunächst Unrecht, eine Verleugnung desselben vorzugsweise Preußen zur Last zu legen. Es ist hundertmal statistisch nachgewiesen, daß Preußen trotz seiner allgemeinen Wehrpflicht und auch nach seiner Heeresreorganisation ein Verhältniß der Friedensarmee zur Bevölkerung innehielt, das den Procentsatz in Frankreich, Oesterreich und Rußland nicht erreichte, und ebenso einen Militair-Etat, der in einem günstigeren Verhältnisse zum allgemeinen Budget steht als in den genannten Ländern. Für den Augenblick können wir aber in dem Verhalten der meisten Kleinstaaten nur ein feiges Zurückbeben vor der Aufgabe erkennen, gemeinsam mit Preußen die Einheit Deutschlands herzustellen und zu sichern, und zwar ein Zurückbeben in dem Augenblick, wo damit endlich einmal statt der früheren Phrasendrescherei Ernst gemacht wird."

Besseres, als das in diesem dresdener Briefe Gesagte, kann man gegen die Phrasendrescherei des Wächterprogramms der Leipziger Partikularisten nicht einwenden; aber vernünftige und patriotische Worte, wie sie dieser Dresdner ausspricht, finden derzeit in Sachsen — die Ergebnisse der Wahlen werden es vielfach bestätigen — nur taube Ohren.

Wochenschau.

Einige harmlose Bemerkungen der Berliner Revue über das Verhältniß Preußens zu den süddeutschen Staaten sind von der „Europe" übersetzt wor-

den und sodann in französische Blätter übergegangen. Man hat Absichten dahinter gewittert, man hat sogar finden wollen, daß die gute Revue, die stille Beobachterin, höchst heimtückische Pläne gegen die friedlichen Beziehungen Preußens zu Frankreich im Schilde führe. Wenn wir zu dem Throne des Mars Zutritt hätten, so würden wir den Kriegesgott anflehen, lange Frieden zu halten; ja, wenn wir nur durch irgend einen Kammerdiener des Mars seinen erhabenen Ohren einen Rath könnten zukommen lassen, so würden wir ihm in seinem eigenen Interesse begreiflich zu machen suchen, daß es für ihn das beste sei, einen Abstecher nach der Herberge des Vulcan zu unternehmen und mit dem gemüthlichen lahmen Schmiedemeister zu kannegießern. Dem Kriegsgott selber kann die Manier, wie man ihn jetzt behandelt, nicht behagen. Kaum hat er sich in die Rüstung geworfen, kaum glaubt er, die Zeit sei erschienen, wo er tüchtig in's Geschirr gehen könne, kaum hat er unter dem Dampfkessel seines Zornes — denn der alte Heide ist sicherlich auch mit der Zeit fortgeschritten — ein gehöriges Feuer angemacht, so telegraphirt man ihm bereits, die Sache sei vorüber. Er muß sein Schwert in die Halle hängen, er muß wieder abheizen und die Wogen des thatendurstigen Gemüthes gewaltsam glätten. Das ist sicherlich nicht nach dem Geschmacke des Gottes, der in seinen Flegeljahren sich vor einer einzigen Stadt hundert und zwanzig Monde lang muthwillig tummelte, ehe er dem Odysseus erlaubte, mit Hülfe eines hölzernen Pferdes, das den Trojanerkindern zum Präsent beschert wurde, das Kriegstreiben zu beendigen. Ist er klug, so verlegt er sich nun auf's Warten, bis ein solcher Kampfesstoff zusammengehäuft ist, der ihm ein Drama in mehreren Acten zusichert. Uebrigens würde er im jetzigen Moment kläglich scheitern, wenn er einen Krieg entzünden wollte. Er könnte alle Mittel erschöpfen, um uns oder die Franzosen zu hetzen, er könnte uns tyrtäische Lieder vortragen, er könnte alle Furien gegen uns loslassen, Europa würde sich doch nicht rühren, weil — nun weil es ganz und gar auf dem Revue-Standpunkte steht und lieber zusehen, combiniren, klügeln, den Observer spielen, als handeln will. Das kaiserliche Frankreich zumal ist eine beschauliche Größe geworden, vielleicht mit einigen ab und zu aufflackernden halb ärgerlichen, halb ruhmesbeflissenen Anwandlungen, die aber stets wieder der Erwägung weichen, daß die natürliche Entwickelung der Dinge zu guter Letzt der großen Nation die Tauben gleich gebraten in den Mund führen werde. Man braucht nicht tief in das Gemüth der französischen Staatsmänner zu schauen, um herauszubringen wie sie rechnen: sie glauben, Deutschland sei gespalten, sie meinen ferner, der Riß werde sich durch die Constituirung des Norddeutschen Bundes vervollständigen; eben deshalb, so schließen sie weiter, sei es die Aufgabe Frankreichs, nichts zu thun, wodurch die Bildung des Norddeutschen Bundes unterbrochen, gestört, vom Ziele abgelenkt werden könnte; sei erst die Mainlinie eine constitutionell sanctionirte Thatsache, dann schwebe Süddeutschland in der Luft, und könne zum Material für Compensationen verwerthet werden. Dies ist die Berechnung der Franzosen. Wir wollen ihnen ihr Vergnügen an dergleichen sinnigen Betrachtungen nicht rauben, aber je-

denfalls sind es nur beschwichtigende Trostgründe für die Thatsache, daß sie still sitzen. In Betreff des lustigen Daseins von Süddeutschland täuschen sie sich. Der Nordbund wird gerade dadurch seine Deutsche Berechtigung gewinnen, daß er, sobald seine Gestalt sich scharf abgezeichnet hat, gleichzeitig Süddeutschland deckt und in das System seiner Garantieen hineinzieht. Das ist es, was wir in unserem früheren Artikel andeuten wollten.

Da keine Neigung zum Streite vorhanden ist, so wird auch die Behauptung, daß Nordschleswig alsbald einen Conflict erzeugen werde, sich nicht bewahrheiten.

Durch die Antwort, welche der dänische Conseilpräsident Graf Frijs kürzlich auf eine Interpellation Carlsens ertheilte, war die Aufmerksamkeit auf die nordschleswig'sche Frage gelenkt worden. Carlsen hatte im Reichstage angefragt, ob der Minister es nicht für passend halte, der Landesrepräsentation über die mit fremden Mächten geführten Verhandlungen Auskunft zu geben und die hierauf bezüglichen Actenstücke vorzulegen. Graf Frijs erwiderte, die Regierung erachte es allerdings für ihre Pflicht, in auswärtigen Dingen nicht ohne die Beihilfe der Volksvertretung zu handeln und sie werde sicherlich nicht, sobald der richtige Zeitpunkt gekommen, mit Aufklärungen kargen, im gegenwärtigen Moment jedoch würde sie es für unverantwortlich halten, wenn sie mit Enthüllungen über die schwebenden Negotiationen vor die Oeffentlichkeit treten wollte. Nach dieser Aeußerung des Ministerpräsidenten erklärte sich Carlsen für befriedigt und eine weitere Debatte über die Interpellation war abgeschnitten. In der That kann nicht blos der dänische Reichstagsmann, sondern auch jeder andere Politiker mit dem Aufschlusse, der in den Aeußerungen des Grafen Frijs liegt, zufrieden sein, denn trotz der Feierlichkeit, mit welcher der Minister Alles, was nur im Entferntesten einer Enthüllung ähnlich sehe, von sich wies, konnte man aus seinen Worten doch wenigstens die Eine Thatsache abnehmen, daß es etwas zu verschweigen gebe, daß also in Wirklichkeit mehr oder minder belangreiche Verhandlungen zwischen Dänemark und einigen auswärtigen Höfen vor sich gehen. Auf welche Frage sich diese diplomatische Action beziehe, hat der dänische Staatsmann freilich nicht verrathen, doch gehört keine große Divinationsgabe dazu, um den richtigen Gegenstand zu treffen.

Denn es giebt im jetzigen Augenblick nur eine einzige Frage, an welche die Parteien in Dänemark denken. Wenn Carlsen sich bei dem Minister erkundigt, ob denn dem Reichstage Nichts mitzutheilen sei, so heißt das in's Deutsche übersetzt: verhandelst Du wegen Nordschleswigs? Hierauf concentrirt sich alle Hoffnung, alle Leidenschaft, alle Neubegier der Dänen. Mag es in der ganzen andern Welt drunter und drüber gehen, das kümmert den Dänen nicht, weil er nur nach Alsen, Apenrade, Flensburg sieht, — oder es kümmert ihn doch höchstens in so weit, als die Weltbegebenheiten mit der Linie Flensburg-Tondern verknüpft werden können. Wie sich bei uns die Parteiunterschiede je nach dem Standpunkte, den man zur Mainlinie und zur Stiftung des norddeutschen Bundes einnimmt, modificirt haben, wie bei uns derjenige für einen schlechten Patrioten gilt, der nicht dazu beitragen

will, einen festen Einheitsstaat nördlich von der Mainlinie zu begründen, so wird in Dänemark der Patriotismus nach dem Verhältniß bemessen, das der Politiker zu der Vollendung der dänischen Nationalität durch die Gewinnung der Linie Flensburg-Tondern einnimmt. Bis diese Frage in Dänemark die einzig brennende wurde, gab es dort noch ein paar conservative Blätter, welche die ausschließlich nationale Idee bekämpften und auf die Bedingungen hinwiesen, die aus den vorhandenen Rechten und Zuständen entspringen. Solche Kundgebungen sind nun entweder gänzlich verstummt, oder sie werden vom Publikum gemißachtet. Nur Eins gilt noch, das Nationale, das „National-Liberale“, das Habenwollen aus Gründen der Nationalität. Diese Tendenz hat so sehr um sich gegriffen, daß die Regierung, obgleich Graf Frjis hochconservativ ist und seine Collegen besonnene Männer sind, doch nur noch mit nationalen Ziffern zu rechnen vermag. Der Sieg der national-liberalen Partei ist noch in den letzten Tagen bei der Freisprechung Bille's, des Redacteurs von Dagbladet, offenkundig geworden. Bille hatte nicht lange nach dem Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 in seinem Blatte einen Artikel publicirt, in welchem er den Beweis zu liefern suchte, daß König Christian IX. nach dem Verluste der Herzogthümer jeden Rechtstitel auf die dänische Krone verloren habe, weil die Integrität der dänischen Monarchie die Bedingung gewesen sei, unter welcher der dänische Reichstag die Erhebung der Glücksburgischen Dynastie genehmigte. Bille wurde wegen Hochverraths angeklagt und ist nun freigesprochen.

Noch einmal, welches der Gegenstand der Verhandlungen sei, von denen Graf Frjis nichts Näheres beichten will, ist leicht zu errathen. Nordschleswig ist es. Nicht so bequem wird es uns zu bestimmen, mit wem denn nun Dänemark seine Meinungen über die Ideale der dänischen Nationalität und über die Mittel, dieselben zur Realität zu geleiten, austausche. Es kann Oesterreich sein, welches als Mitunterzeichner des Prager Friedens vielleicht ein Recht zu besitzen glaubt, in die nordschleswigsche Sache hineinzusprechen; es kann Frankreich sein, aus dessen Hirn der betreffende Artikel der Nicolsburger Präliminarien entsprungen ist. Hier stehen wir nur vor Möglichkeiten, aber vor ziemlich gleichgültigen. Hegen die beiden genannten Mächte eine Meinung über die Linie Flensburg-Tondern, so sind sie ja durch Nichts gehindert, dieselbe am geeigneten Orte auszusprechen — und Preußen wird die Antwort nicht schuldig bleiben.

Die Anfrage würde gewiß sehr höflich sein, sie würde vorher Alles, was einem Fünkchen sub cinere doloso ähnlich sähe, auslöschen, und die Antwort würde darauf hindeuten können, daß die Nordschleswiger bei den allgemeinen Wahlen zum norddeutschen Reichstage vollauf Gelegenheit gehabt, für den Ausdruck ihrer Wünsche ein Organ zu schaffen.

Der norddeutsche Reichstag ist noch kurz vor seinem Zusammentritt in eine Preßfreiheitsfrage verwickelt worden. Man glaubte gar, daß der parlamentarische Herkules gleich in der Wiege die Schlange der Preßfreiheit zu erdrücken auserkoren sei. Aber man hat den Jammer wieder eingehuscht. In der That ist die Preßfreiheit nicht das Wild, welches die Regierung er-

legen will. Die Preßfreiheit kann einer Regierung unbequem sein, so lange der Sturm und Drang einer ziellos aufgeregten öffentlichen Meinung gegen die bestehende Rechtsordnung ankämpft. Aber sie hört auf, Furcht zu erwecken, wenn nach dem Untergange eines alten Vertragsrechtes alle Kräfte aufgerufen werden, bei der Constituirung der neuen Zustände mitzuwirken. Die klassischen Zeiten der Censur und der Schriftstellerverfolgung waren in den ersten zwanzig Jahren des deutschen Bundes, als jeder Brausekopf, sowie jeder politische Gemüthling es für die erste Bürgertugend hielt, wider den Bundestag eine Lanze zu brechen. Wir fühlen uns nicht berufen, auf die alten Bundeseinrichtungen einen Stein zu werfen, sie sind ja bereits verscharrt und der Kanonendonner von Königsgrätz hat ihnen die letzte Ehre erwiesen. Der Hauptfehler des Bundes war sein Idealismus. Er wollte die Deutschen, alle Deutsche, Fürsten und Bürger, mit Gewalt glücklich machen; er verlangte, daß der Deutsche mit dem Besitze des Bundesrechtes, welches immer ein abstractes blieb und kein rechtes Volksleben erzeugen konnte, sich befriedige; er hatte also ideale Charactere vor Augen, die in dem Aether des reinen Rechtes schwelgend und sich von jeder derberen Leidenschaft, die von Zeit zu Zeit das Gesetz über das Knie bricht, fern halten. Dafür waren die Deutschen trotz ihres Gedankenschwunges nicht geschaffen, der Bund war zu gut für die Deutschen, und das zu Gute ist bekanntlich der Feind des Guten. So reagirten sie denn von Anfang an gegen den bundestäglichen Olymp, und der Bund, der, da er es so vortrefflich meinte, die Unzufriedenheit nicht begriff, reagirte gegen die Deutschen.

Dies wie gesagt, war die Hochsommerzeit der Censur. Mit Hülfe von Bundesbeschlüssen, Bundesreglements, Bundesexecutionsandrohungen wurden die verrätherischen Wünsche, die in der Presse laut zu werden suchten, unterdrückt. Der Bund sorgte für die Ruhe des Bürgers, gleichwohl konnte er sie nicht vollständig sicher stellen, weil das, was den Politiker erst ganz beruhigt, nämlich von Zeit eine recht derbe Ohrfeige, nicht innerhalb der Griffsweite der rein ätherischen Organe des Bundes lag. Es blieb bei der moralischen Censurqual, die nicht hinreichte, um den Bürger von der Derbheit der Autorität zu überzeugen.

Jetzt aber — welches ideale Recht wäre noch gegen die Kühnheiten der Presse zu vertheidigen! Wir sind keine Idealisten mehr; und um das zu beweisen, machen wir jetzt etwas recht Eisernes, dessen Wucht eindringlich genug ist, um die Meinungsäußerungen von oben herab betrachten zu können. In wie hohem Grade dies bereits der Fall sei, wie sehr der Dunst der Opinionen an dem Thatsächlichen abpralle, das sehen wir täglich in dem Schicksal der Parteien bewährt, die machtlos ihre schönen Programme in den Sand rinnen sehen und nur noch betrübt die Hände zusammenschlagen können, wie jenes Milchmädchen, dem der Sahnentopf zur Erde gefallen. Der hohe Flug eingebildet schöner Intentionen hat sich erschöpft, wir erleben den Kehraus jener Gesinnungstüchtigkeiten, die consequente Politik zu treiben behaupteten, wenn sie recht laut radotirten. Die alten Schlagworte sind verhallt, neue sind noch nicht gefunden, oder wo sie aufzutauchen streben,

da werden sie von der ungeheuren Masse derer, die aus dem Krach und Untergang der Parteien das zum Hausgebrauch vortreffliche Gut der geistigen Taubheit davongetragen haben, zum Schweigen gebracht. Im Grunde haben sich die Menschen ausgesprochen; wer raisonnirt, der raisonnirt höchstens noch inwendig, und dagegen ist kein Kraut gewachsen. Vom „Aufeinanderplatzen der Geister“ werden wir lange nichts mehr vernehmen. Wo debattirt wird, da gemahnt es uns an Geklätsch oder Sophisterei.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

29.

Bei diesen Worten entstand durch poetischen Reflex eine sonderbare Aufregung der Gesellschaft; man schaute einander lächelnd, wundernd an; man hatte ein Verständniß des Lebens und es war wie ein Traum. Der Dichter theilte die Poesie des Moments, doch alsbald wiederholt' er und las weiter:

Die Knaben sämmtlich und die Mädchen, denen
Wir im Gedicht begegneten, sind hier,
Verflochten von den mannigfachsten Scenen
Ergeh'n sie ernst sich, scherzend auch mit Zier —
In Blumenpracht und Kinderschmuck die Schönen —
Im sonnenhell erleuchteten Quartier. —
Der heut'gen Predigt, redend wie ein Buch,
Erwähnt der Pfarrerssohn mit Widerspruch.

Den Pastor hatte heut' ein Gast vertreten,
Der mit ächt evangel'scher Kraft und Kunst,
In Formen auch, die seine Gab' erhöhten,
Des Geistes voll webt' in des Himmels Gunst,
Und Andachtsfüll' erschwang im freud'gen Beten,
Selbstschöpferisch beredt mit Herzensbrunst.
Ihn tadelt Bernhard, und — wie es geschienen —
Im Einverstand von Bruno und Herminen.

Sonor sprach in dem tiefsten Baß der Knabe,
Auch keimt ihm auf der Lippe schon der Bart:
Des Pastors nächste, einzige Aufgabe
Ist, daß er streng kanonisch sich gebahrt.

Schlicht soll, was er im Texet gefunden habe,
Sein Wort verkünden, practisch, schriftgelehrt.
Wir hörten Weniges aus dem Bereich,
Doch Eigenforschung viel, schönsel'ges Zeug."

Nun, ruft hier Rodrich, du vertrittst die Herren
Die taubträg widertönen Schrift und Geist!
Was in Musik ein Heulen ist und Plärren,
Ist ihre Red' im Predigen zumeist.
Sie schatten nur das Urbild, sie verzerren,
Was in der Bibel leuchtend sich erweist.
Selbstthätig sei, erquicklich und voll Lust
Das Wort verkündigt aus des Redners Brust.

„Die Todten laßt begraben ihre Todten,"
Das sprach der heil'ge Mund, rief Richard aus.
Persönlich Leben wurde uns erboten,
Was machen sie daraus? Buchstabengraus.
Eh' als ich ließ in Formeln mich einknoten,
Enträmn' ich lieber ganz dem Kirchenhaus.
Wild reges Thun selbst mag vor Geistesaugen
Mehr als die faulen Gottesdienste taugen.

Der Generalssohn Bruno, stolz, im Walten
Des Worts auch Geltung fordernd, redet nun:
Am Disputiren ist nichts groß zu halten,
Von Stund' in Stunde giebt's genug zu thun;
Daß wir, umringt von reizenden Gestalten,
Gedanken spinnen oder träg' ausruh'n,
Ist thöricht; laßt uns Tanz und Spiel beginnen;
Die schöne Zeit, wie schnell eilt sie von hinnen!

Scheu spricht der kecke Richard zu Elisen,
Er fordert sie zum Spiel auf und Gesang.
Elise hatte still den Freund gepriesen,
Der, was sie dachte, sprach in Ueberschwang.
Die Schwestern beid' in frost'gen Mienen wiesen,
Sie wüßten dem Gespräche wenig Dank.
Hermine lauscht' einmal auf Bruno hin,
Denn er, auch Bernhard sprach nach ihren Sinn.

Mein Rodrich wählte unter den Gesängen,
Elisen dann begleitet er ein Lied,
Ein geistlich Lied sie sang in großen Klängen
Aus ernsten, tieferschüttertem Gemüth,

Aus voller Brust so wunderbar, als drängen
Die Töne himmelab, so fremd durchglüht.
Beethoven's letztes der sechs Gellertlieder
In solchem Echo gab sie herrlich wieder.

Der Vater rief vom Spieltisch sie mit Namen,
Sie eilt' in's ferngelegene Gemach.
Als er nun weich aufschaute, überkamen
Sie Rührung, Freud'; ihr ganzes Herz war wach.
„Dem Liede, sagt' er, folge aus Gluck's Dramen
Die erste Arie Iphigenien's nach,
Die mir so lieb, du weißt?“ Sie spricht: Recht, ja!
Aus der Aulid'schen Iphigenia.

Den keuschen Sang, der in ganz inn'gen Tönen
Der reinen Jungfrau sehnend Herz erschließt,
Giebt engelschön zu Aller Huldversöhnen
Elise weil ihr Herz sich hier ergießt.
Schon ihrer Stimme Klang webt nur im Schönen,
Doch wo sie dem Gemüthe voll entsprießt,
Tönt dieser Jungfrau Sang in Andachtsfülle;
Auch folgt ihm jetzt der Rührung Weih' und Stille.

Der Wirth allein — er findet sich mit Neiden
Gar schlimm zurück aus der Verzauberung —
Ruft laut sein Bravo, klatscht wie voller Freuden
Und lobt des Sanges Adel, seinen Schwung.
„Nun sollen Rosalindens Künst' uns weiden,
Die Muse, ruft er, liebt Veränderung.
Mit Clitemnestren Anna und Rosine,
Susannchen dann betrete flugs die Bühne.“

Sehr glänzend sang, sehr lieblich Rosalinde,
Poetisch wie im Pathos, so im Scherz.
Man fühlt, daß in dem schlanken, geist'gen Kinde,
Das Phantasie vereint mit Seel' und Herz,
Sich eine große Künstlerin ankünde,
In Schönheit zu verklären Freud' und Schmerz.
Doch nicht erreicht ihr Will', ihr Hang und Drang
Elisens ernsten, sel'gen Ueberschwang.

Der größte Beifall wird ihr gern gespendet,
Und des Kunstabends Preis gewann sie so. —
Jetzt, kaum nur war der schöne Sang beendet,
Hat die Gesellschaft lieber lachend froh,

Mit Eifer sich dem Tanze zugewendet,
Und Alles schwebt im Saale, kam und floh.
Hermine glänzt hervor, doch blieb Helene
An Kunst und Reiz die erste auf der Scene.

Und Rodrich mit den Andern flog im Kreise;
Ein Etwas hielt ihn von Herminen fern.
Auch naht er Bruno' nicht in eig'ner Weise,
Denn wie er ihn, so liebt man einen Stern.
Dafür jedoch gar heftig — aus dem Gleise
Der nichtigen Vereinz'lung strebt' er gern —
Ergab er sich dem Tanze, ganz Affect,
Vom Taumel angelockt und gleich erschreckt.

Er schwärmt in unbestimmt phantast'schen Weiten,
Auf's schmerzlichste doch immer eingeengt;
Er möchte los sein aller Wirklichkeiten,
Vom Herzenslustrausch frei, nicht so bedrängt.
Keck spricht ihn Richard an mit Wink und Deuten,
Sagt Räthselhaftes, horcht wie er wohl denkt.
„Ihm hab' er etwas zu vertrau'n; im Garten
Gleich nach dem Feste soll er seiner warten.“

Die Gäste brechen auf; doch mit den Seinen
Kaum heimgekehrt eilt Rodrich aus dem Haus.
Dieß war auch sonst sein Brauch: im Strnescheinen
Gern labt er vor dem Schlafengeh'n sich aus,
Erquickt durch solch ätherisches Vereinen.
Was Richard sprach — er macht nicht viel daraus,
Schweift in dem Park, noch unberuhigt, glühend,
In unerklärtem Drang, dem Licht zuziehend.

Erstaunlich wie schon jetzt den Hochbestrebten
Gesell'ges Thun und Treiben hart gequält.
„In dieser Art, wie Menschen sich zerlebten,
Sei Pein im Schwang, weil Jeder sich gefehlt.
In Liebeskräften, die ihn licht durchwebten,
Sei'n diese Scheinbündnisse nicht beseelt.
Er find' in den Vereinen sich nicht wieder,
Sie liegen schwer ihm auf, sie zieh'n ihn nieder.“

Auch wenn in diesen Kreisen die Geliebte,
Der Freund ihm nah'n, entgeistert's seinen Sinn.
Der Cult, den er in ihrem Anschau'n übte,
Strebt zur Vollendung, nach den Sternen hin,

Und alles Wirkliche verzerrt' und trübte
Dem Träumer dieser Liebe Hochgewinn.
Entstellen muß das irdische Gefilde
Phantastische, erhabene Gebilde.

Im Schönen und im Sittlichen die Sühne,
Vollendung heischt' er, göttliches Geschick.
Er heischte, daß die inn're Welt erschiene,
Für's Ideal nur hat er Sinn und Blick.
Nicht dacht' er jetzt an Bruno und Hermine,
Die er zu nah' geseh'n, mit freiem Glück,
Denn das, was nur im Ird'schen sich andeutet,
Das will er fassen, wie sein Herz sich weitet.

Wenn bei den Tönen auch in Aetherfernen,
Und in der Andacht Gluth sein Herz entbrennt,
Gleich muß er zwiefach zu entbehren lernen,
Denn nicht verweilt, was er allein doch kennt.
Der Schwester Sang, sein Aufschwung zu den Sternen
Gewann ihm Ruhe nur für den Moment.
Im Kommen schon entfliehet die Erquickung,
Die zeitlos überschwengliche Entzückung.

Wie er jetzt fühlt, geengt in ird'sche Schachten,
Däucht selbst der Himmel ihm nur Hinderung.
Er blickt empor mit sehnsuchtsvollem Trachten,
In Ueberfülle ganz Ermangelung.
Doch ward dem hohen Ernst und strengen Schmachten
Zuletzt in heißen Thränen Linderung. —
So fand ihn Richard, der geflügelt naht,
Und gleich durchdringt des Freundes Herzensrath.

Er spricht: wann hörst du auf, dich bang zu härmen,
Bedenkst und schaust du nie, was steht und geht!
Welch fruchtlos Dringen, welch verödend Schwärmen,
Wo der Natur lebend'ger Athem weht!
Du sollst und wirst poetisch dich erwärmen,
Weil Alles um Genuß und Leben fleht.
Sei zu olymp'schen Freuden eingeladen,
Von nicht'gen Taumeln dich gesund zu baden.

„Was ist's, was willst? ruft Rodrich stürmisch heftig,
Indeß sein feurig Auge schweift und irrt.
Du bist fürwahr zum Guten nicht geschäftig,
Dein Kommen stört nur und dein Wort verwirrt."

„Wenn bös ist, lacht der Andre, was uns kräftig
Vom Tiefsinn, der dich ängstigend umschwirrt,
Durch wirkliches Gefühl und Schaun befreit,
Dann ist das Leben bös, die Welt gefeit."

„So mag es sein, erwiedert Rodrich düster."
„Es ist nicht so, ruft Richard fröhlich aus.
Die Kraft, die schafft und trägt, zwingt den Verwüster,
Und waltet siegend in dem Weltenhaus.
Wem frommte je das kahle Wort der Priester!
Nicht gieb dir selbst, wo Alles Freud' ist, Graus.
Du darfst die finstern Mächte kühn verhöhnen,
Wo du dich sühnst in dem Gefühl des Schönen.

Sieh in den Sternen freud'ge Geister schwingen,
In herrlichster Gestalt, ganz Glanz und Kraft.
So webt der Seelen hoffnungsreiches Dringen
In wahrlich wundersamer Leiber Haft.
Empfindest du befriedigt in den Dingen
Das heil'ge Leben, das sie trägt und schafft,
Dann lockt die Welt dich nicht, die du ersonnen,
Du hast auf Erden festen Fuß gewonnen."

Hier faßt er des Entflammten beide Hände,
Und spricht fast tonlos, glühend, wild und leis:
Wär's, daß sich in Ideen dein Sinn mehr fände,
Doch gieb dir Raum und fühl auch stark und heiß.
Mit nur äther'schem Wesen mach' ein Ende,
Das Leben ist des Lebens höchster Preis.
Sieh in der holden Frauen Schönheitslicht
Den einigenden Geist von Angesicht.

Er zieht ihn fort, erzählt, ihm sei's gelungen,
Er habe ein Geheimniß heut erlauscht:
„Wenn Mitternachts die Glocke ausgeklungen,
Wenn Licht und Fluth um Leben Leben tauscht,
Dann im Bassin, das, durch Gebüsch umschlungen,
Beim Dämmernschein aufsprudelnd silbern rauscht,
Dort im Pfarrgarten badet mit Herminen
Die Mädchenschaar, die heut am Fest erschienen."

Erreicht, erschwungen ist die Gartenmauer,
Der Knaben Blick lauscht trunken zum Bassin.
Mondhelle Nacht, durchwebt von süßem Schauer,
In feur'ger Kräfte lieblichem Gedräng,

Giebt allem Einheitstraume mag'sche Dauer,
Und wie ein Mährchen schimmert das Terrain.
Sie sehen — ha — ein Lachen trifft ihr Ohr —
Nun leuchten Arme, Brüste nun hervor.

Der Juno gleich erhebt sich Rosalinde.
Doch Aphrodite, lächelnd eingeschmiegt,
Sie neckt und scherzt — Helene. Diesem Kinde
Läßt's fein, wie in der Fluth sie fröhlich wiegt.
Nicht daß Minerva sich zum Spiel verstünde,
Hermine taucht nicht auf; nur plötzlich fliegt
Rauscht leuchtend sie empor, umhüllt im Nu,
Die Prächt'ge! Schon eilt sie der Wohnung zu. —

Den Eros hat er frei entzückt vernommen,
Und den vermittelte die Huldgestalt;
Durch Eros im Gemüthe rein entglommen
Empfindet er die dunkle Allgewalt
In lichter Gluth: beim Jüngling angekommen
Nun feiert er des Schönen Vollgehalt,
Das heilig allentfaltend, allentfaltet
In sel'ger Lust die sel'ge Welt durchschaltet. —

Robespierre.

(Schluß.)

Die Ahnung des Barons ging in Erfüllung. Kurz vorher, ehe er uns entrissen wurde, sagte er zu mir: „Ich betrachte das, was hier vorgeht, wie das, was man in einem Hühnerbauer vorzunehmen pflegt; man greift darin diejenigen, von denen man glaubt, daß sie zum Essen gut sind; hier ergreift man diejenigen, von denen man weiß, daß sie reich sind, und sogar diejenigen, an denen man Talente oder Tugenden wahrzunehmen glaubt."

Vier Wochen vor dem Tode Robespierres erschien man Morgens um vier Uhr, und rief eine Menge Gefangene bei ihren Namen; mit Schrecken hörten wir auch den Namen unsers unglücklichen Freundes. Man befahl ihm, sofort aufzustehen, sich anzukleiden und in die Gallerie zu begeben, wo schon eine große Menge Gefangene versammelt waren, um, wie man sagte, nach der Conciergerie gebracht zu werden. Aus diesem Gefängnisse kehrten wenige zurück; es war gleichsam das Vorzimmer der Guillotine. Sechzig Ge-

fangene gingen mit ab; er schmeichelte sich nicht, uns wieder zu sehen, und nahm bleich und zitternd Abschied von uns, indem er uns dringend bat, ihm zu verzeihen, wenn wir ihm etwas vorzuwerfen hätten. Wir umarmten uns, indem wir in Thränen ausbrachen. Ach, wie zerriß dieser Auftritt unser Herz! Weder Er, noch die anderen sechzig wurden wiedergesehen; das heißt genug sagen .... Konnte man sich schmeicheln, so vielen Schrecknissen, so vielen Grausamkeiten zu entgehen? Ja konnte man es wohl wünschen? —

Unsere Tage schlichen demnach traurig vorüber, das wenige Umhergehen in der Gallerie ward durch die Gegenwart der Spione vergiftet: man sprach nicht mehr mit einander. In einem finstern Schweigen und mit gesenktem Haupte ging ich an der Seite meines Mannes her; denn sogar die Blicke wurden gedeutet. Unsere Freunde, so wie die übrigen Gefangenen, die von demselben Schrecken erfüllt waren, thaten sich eine gleiche Gewalt an; allenthalben herrschte eine furchtbare Stille. Um acht Uhr ging ein Jeder in sein Zimmer, wo alles Lichtbrennen verboten war. Man legte sich im Dunkeln nach seinem Bette tappend nieder.

Allein ohne es zu wissen, waren wir dem Ende unserer Leiden nahe, und der Tag der Befreiung erschien endlich. Er kündigte sich durch die Sturmglocke an, welche vierundzwanzig Stunden lang gezogen wurde. Wir stürzten an die Fenster, und jeder deutete diese fürchterliche Losung verschieden; denn wir erfuhren nur schwer, was draußen vorging. Einige schmeichelten sich, daß die gute Sache triumphirte, Andere fürchteten das Gegentheil. Mein Mann geht sehr früh in die Gallerie, um zu erfahren, was wir zu fürchten, oder auch zu hoffen hätten. Schnell kehrt er zurück, sein Gesicht ist verändert, seine Stimme schwankt. Was giebt's, frage ich ihn? Wir sind frei, antwortete er, der Tyrann ringt mit dem Tode.

Man theilte ihm diese glückliche Nachricht auf folgende Art mit: Ein Freund, Cousin, nimmt ihn auf der Gallerie in eine Ecke, und sagte mit leiser Stimme zu ihm: Können Sie schweigen? — Ja, antwortet mein Mann. — Nun wohlan, so wissen Sie, daß Robespierre nicht mehr ist! Ein Freudenzeichen entfährt meinem Manne. Aber Sie verrathen sich, ruft ihm sein Freund zu; halten Sie doch an sich. Mein Mann verläßt ihn und kömmt herauf, um mir die glückliche Nachricht zu hinterbringen.

Wir gehen beide von dem schrecklichsten Schmerze zu der lebhaftesten Freude über; das köstliche Gefühl ist mir noch im Andenken. Ja, jetzt waren wir glücklich, sogar in Fesseln.

Drei Tage nach Robespierre's Tode erschien jemand von Seiten des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses, um uns unsere Freiheit anzukündigen. Man verlangt den Bürger Bitaubé zu sprechen: er ging im Hofe spazieren: alle Stimmen erheben sich, um ihn zu rufen, er kommt an: Sie sind frei, ruft ihm der Mann entgegen, der den Auftrag hatte, ihm diese glückliche Nachricht anzukündigen. Sie sind frei, erschallt es aus jedem Munde. — Mein Mann eilt, mir diese Worte zu hinterbringen; er steigt die Treppe hinauf, umgeben von einer unermeßlichen Menge Menschen, welche zugleich mit ihm die Worte: Sie sind frei, ausrufen. Wir müssen zugleich auf-

brechen. Ich machte schnell meine Anstalten, ohne zu wissen, was ich that, so sehr war ich vor Freuden außer mir.

Ein an sich unbedeutender Umstand ist mir von jenem Augenblicke gegenwärtig geblieben. Wir waren seit langer Zeit der bei der außerordentlichen Hitze der Hundstage gewöhnlichsten Früchte beraubt gewesen, und doch bedurften wir einer Erfrischung. Der gute Leclerc ließ uns Johannisbeeren zukommen; ich hatte sie bereitet und mit Zucker angerichtet, in der Hoffnung, ein köstliches Abendessen davon zu machen; aber ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Freude ich, als die glückliche Nachricht unserer Befreiung anlangte, dies angenehme und heilsame Gericht unserm unglücklichen Zimmergefährten überließ, der allein in diesem Loche zurückblieb. Wir nahmen zärtlichen Abschied von ihm, und versprachen ihm, alles, was in unseren Kräften stehen würde, aufzubieten, um ihm die Freiheit zu verschaffen; allein seine Gefangenschaft dauerte noch vier Wochen.

Endlich steigen wir freudig, von unseren Freunden und Nachbarn umringt, die Treppe hinab. Jetzt traten wir in den Hof, der unlängst Zeuge unserer schmerzlichsten Befürchtungen gewesen war, und gingen mit erhobenem Haupte mitten durch neun hundert Gefangene hin, die sich zu beiden Seiten gestellt hatten, um uns bis an das Thor des Gefängnisses Luxenburg einen Weg zu machen. Dieser Gang glich einen wahren Triumphe; wir konnten nicht vorwärts schreiten, so sehr hielten uns die Umarmungen unserer Freunde auf, wir wurden unter Freudengeschrei aus einer Umarmung in die andere geworfen und Alles erschallte von dem Ausrufe: Es lebe die Freiheit. Nur mit großer Mühe gelangten wir bis ans Thor, aber endlich öffneten sich die Thorflügel, die neun Monate lang für uns verschlossen gewesen waren.

Wir waren genöthigt, uns selbst einen Wagen zu suchen, und über eine sehr lange Straße zu gehen. Neue Hindernisse, um dahin zu gelangen! Sie war von einer Menge Menschen angefüllt, die aus ihren Häusern gekommen waren um die ersten seit dem Tode des Tyrannen in Freiheit gesetzten Gefangenen zu sehen. Von allen Seiten segnete man uns tausendmal; abermals umarmten uns Personen, die wir nie gesehen hatten: Freudenthränen standen in Aller Augen. Wie beantworteten diese Beweise einer für uns so ehrenvollen Theilnahme nur damit, daß wir unaufhörlich die Worte wiederholten: Bürger, dies ist der schönste Tag unsers Lebens.

Jetzt waren wir mit unserm Befreiungsengel zu dem Wagen gelangt: er stieg mit uns ein; er war so fein, uns seinen Namen nicht sagen zu wollen und uns vor der Thür des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses zu verlassen.

Unsere Bewegung nahm in dem Grade, wie wir uns unserer Wohnung näherten, zu; uns schwindelte. Wir steigen aus dem Wagen; Alle, denen wir begegnen, werden umarmt; aber der Augenblick, als wir unsere Bedienten wiedersahen, läßt sich nicht beschreiben. Seufzer und Thränen waren unsere stummen Dollmetscher, bis unser guter Greis ausrief! Herr nun laß deinen Diener in Friede fahren!

Als das Abendessen angerichtet war, setzten wir uns gemeinschaftlich an Einen Tisch, um uns nach Gefallen von demjenigen zu unterhalten, was un-

sere Herzen am nächsten anging. Man aß nicht, man sprach, man weinte, man lachte und dann stieß man, zum Zeichen der Freude, mit einander an; kaum dachte man daran, sich niederzulegen und doch waren unsere Betten ein wenig besser, als die Betten im Gefängnisse Luxemburg.

Unser Erwachen schien uns eine Auferstehung und täglich wurde uns unser Leben süßer und theurer. Unsre Unglücksfreunde besuchten uns, so wie sie ihre Freiheit erhalten hatten, um mit uns den Himmmel für ihr Glück und für das unsrige zu segnen.

Wir begaben uns, von Leclerc begleitet, in unsere Section. Mein Mann bezeigte der Section seine Dankbarkeit für den Antheil, den sie an unserer Lage genommen hatte. Der Präsident umarmte ihn und ließ ihn neben sich sitzen. Eine Stimme erhob sich und sagte: „Wollen wir nicht dem guten Greise, dem treuen Diener, unsere Empfindungen zu erkennen geben?“ Der Präsident umarmte Leclerc und setzte ihn zu seiner Linken. Beim Hinausgehen sagte Leclerc mit nassen Augen zu uns: „Das ist der schönste Tag meines Lebens.“ Man konnte sich das Beifallklatschen einer Section denken, die von unsern Leiden so innig gerührt war, und an unsere Befreiung so großen Antheil nahm.

Der Augenblick erschien, wo wir unsere Angelegenheiten ein wenig in Ordnung bringen und uns mit denen berechnen mußten, die uns während unserer Gefangenschaft so großmüthig unterstützt hatten; denn wie hätten dem Mangel unterlegen, wenn sie uns nicht zu Hülfe gekommen wären.

Wir waren in jener unglücklichen Zeit aller pecuniären Hülfsmittel beraubt; die Gnadengehalte meines Mannes wurden nicht mehr ausgezahlt; es war niemand erlaubt, Einkünfte vom Auslande zu beziehen; folglich konnten unsere Einnahmen aus Preußen nicht eingehen; und doch mußten wir unsere beiden Bedienten unterhalten und während sieben bis acht Monaten der Gefangenschaft für unsern eigenen Unterhalt sorgen, indem der gemeinschaftliche Tisch erst in den beiden letzten Monaten Statt hatte. Bei der ungeheuren Theuerung, die damals herrschte, waren unsere Ausgaben also außerordentlich beträchtlich. Die Vorschüsse, die uns unsere großmüthigen Freunde gemacht hatten, belief sich auf acht tausend Livres.

Wir sind unsern beiden Wohlthätern, den Buchhändlern Pougens und Lami, ewige Dankbarkeit schuldig; die Gefahr ihre Vorschüsse zu verlieren, war fast gewiß für sie; denn sie konnten sich nur schwach schmeicheln uns jemals wieder zu sehen.

Zu der Zeit, wo die Gefahr von Tag zu Tage gewisser für uns wurde, ließ mein Mann Herrn Lami ein Billet zukommen, das, im Falle unsers Todes an unsere Familie gerichtet war, damit er die uns gemachten Vorschüsse wieder erhielte. Sein Zartgefühl fand sich dadurch innig gekränkt, und er machte meinem Manne die freundschaftlichsten Vorwürfe darüber. Als wir unsere großmüthigen Freunde bezahlten, wagten wir es nicht, von Zinsen zu reden; es wäre eine Beleidigung für sie gewesen; sie trugen Sorge uns dies wissen zu lassen.

Auch werden wir nie einen Beweis der Großmuth und der Seelengröße

Leclerc's vergessen. Als mein Mann die Nachricht erhielt, daß seine beiden Gnadengehalte zurückbehalten würden, sagte der treue Diener zu ihm: „Wohlan, Herr, ich will keinen Lohn haben; ich werde ihnen eben so eifrig und eben so gern dienen, als wenn ich bezahlt würde.“ Mein Mann nahm aber sein Anerbieten nicht an.

Kurz darauf, nachdem wir die Freiheit wieder erhalten hatten, sahen wir uns in die glückliche Lage versetzt, uns gegen so edle Gesinnungen dankbar bezeigen zu können, denn die Gnadengehalte wurden meinem Manne zurückgegeben und auch die Rückstände wurden bezahlt. Der Friede mit Preußen hob den auf die Güter der Ausländer gelegten Beschlag auf und wir erhielten unsere Zinsen nach wie vor. Wir rechnen es uns zur Ehre, bei dieser Gelegenheit die Bürger Sieyes und Barthelemi, wie Se. Excellenz, den Freiherrn von Hardenberg, unter unsern Beschützern nennen zu können.

Literarisches.

Der soeben in der Verlagsbuchhandlung von Carl Gerolds Sohn in Wien herausgekommene 18. Jahrgang der Oesterreichischen Militair-Kalenders von Dr. J. Hirtenfeld, Redakteur der Oesterreichischen Militair-Zeitung, bringt über die k. k. Armee vielfach Daten aus dem vergangenen Kriegsjahre, die nicht nur im militairischen, sondern auch in weiteren Kreisen von Interesse sein dürften.

Der Kalender beginnt mit einer Zeitrechnung, welche die wichtigsten militairischen Momente des Kaiserstaates bringt, daran schließen sich Aufzählungen der beweglichen Feste, der Landespatrone der österreichischen Monarchie, die Jahreszeiten, die zwölf Sternbilder des Thierkreises, die im Jahre 1866 stattfindenden Sonnen- und Mondfinsternisse und ein Verzeichniß der verschiedenen Normatage (Tage, für welche betreffs der Abhaltung öffentlicher Lustbarkeiten bestimmte Normen gegeben sind) an. Sodann folgt ein allgemeiner Kalender für Katholiken, Protestanten, Russen, Griechen, Juden und Türken und die übliche Genealogie des österreichischen Kaiserhauses, nach welcher 23 Mitglieder desselben der k. k. Armee theils als Inhaber von Regimentern, theils in Commandostellen angehören.

Der zweite geschichtliche Theil beginnt mit einer Skizze des Krieges vom Jahre 1866, in welcher namentlich die Angaben über die k. k. Armee von Interesse sind. Oesterreich wollte dieselbe auf 600,000 Mann bringen, erreichte jedoch trotz aller Anstrengungen diese Stärke nicht. Mit Ausnahme der Besatzungstruppen war die Ordre de bataille seiner in das Feld gestellten Armeen folgende:

I. Die Südarmee.

Feldmarschall Erzherzog Albrecht als Ober-Commandant.

General-Major Freiherr v. John, Generalstabs-Chef.

5. Armee-Corps. Commandant: General der Cavallerie Fürst Friedrich Lichtenstein; nach dessen Erkrankung General-Major Rodich mit den Brigaden: Oberst Bauer, General-Major Möring, General-Major Eugen Piret.

7. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Marvicis di Madonna del Monte. Brigaden: Oberst Welsersheimb, General-Major Scudier, Oberst Töply.

9. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Hartung. Brigaden: General-Major Weckbecker, General-Major Kirchsberg, Oberst Böck.

Reserve-Infanterie-Division. Commandant: General-Major Heinrich Rupprecht. Brigaden: General-Major Benko und Prinz Weimar, Cavallerie-Brigade: Oberst Pulz.

80,000 Mann, 278 Geschütze.

Landesvertheidigung in Tyrol. Truppen-Commandant: General-Major Baron Kuhn. Brigade: General-Major Kaim.

Die Landesschützen-Compagnien bei 4000 Mann.

11,000 Mann, 16 Geschütze.

II. Die Nord-Armee.

Armee-Commandant: Feldzeugmeister Ludwig Ritter v. Benedek. Chef des Generalstabes: Freiherr Alfred von Henikstein. Artillerie-Director: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Wilhelm. Genie-Director: Oberst Freiherr von Pidoll.

I. Armee-Corps. Commandant: General der Cavallerie Clam-Gallas. Brigaden: General-Major Poschacher, Oberst Graf Leiningen, General-Major Ludwig Piret und Ringelsheim.

2. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun-Hohenstein. Brigaden: Oberst Thom, General-Major Henriquez, General-Major von Saffran, General-Major Prinz Würtemberg.

3. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Ernst. Brigaden: Oberst von Abele, zugetheilt beim 1. Corps, General-Major Appiano, Oberst Benedek, Oberst Kirchberg, Oberst Prohaska.

4. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics de Tolna. Brigaden: Oberst Kopal, Oberst Fleischhaker, Oberst Pöckh, General-Major Erzherzog Joseph.

6. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Baron Ramming von Riedkirchen. Brigaden: Oberst Baron Waldstätten, Oberst Hertwegh, General-Major Rosenzweig, Oberst Jonak.

8. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Leopold. Brigaden: General-Major Fragnern, General-Major Schulz, General-Major Graf Rothkirch, General-Major Brandenstein.

10. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Freiherr v.

Gablenz. Brigaden: Oberst Marbel, Oberst Grivicic, General-Major von Knebel, Oberst Graf Wimpffen.

1. Reserve-Cavallerie-Division. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Prinz Wilhelm zu Schleswig-Holstein-Glücksburg. Brigaden: General-Major Prinz Solms, General-Major Schindlöcker.

2. Reserve-Cavallerie-Division. Commandant: General-Major Zaitsek. Brigaden: General-Major Boxberg, General-Major Graf Soltyk.

3. Reserve-Cavallerie-Division. Commandant: General-Major Graf Coudenhove. Brigaden: General-Major Fürst Windischgrätz, General-Major Mengen.

1. leichte Cavallerie-Division. Commandant: General-Major Baron Edelsheim. Brigaden: Oberst Baron Appel, Oberst Graf Wallis, Oberst Fratricsevics.

2. leichte Cavallerie-Division. Commandant: General-Major Fürst Emerich Thurn und Taxis. Brigaden: Oberst Graf Bellegarde, Oberst Graf Westphalen.

230,000 Mann, 704 Geschütze.

Das Truppen-Commando in Westgalizien. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Rzikowsky. Brigaden: General-Major Trentinaglia und Breisach.

12,000 Mann, 16 Geschütze.

An die Ordre de bataille der k. k. Armee schließt sich zunächst eine solche der italienischen und demnächst eine der preußischen Armee an, welche letztere, einige unbedeutende Fehler ausgenommen, richtig ist, jedoch findet sich nirgends eine Erwähnung des 2. Reserve-Armee-Corps, welches unter Oberbefehl Sr. k. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Nürnberg einnahm. Schließlich sind die Stärkeverhältnisse der Bayern, des 8. Bundes-Corps, der Sachsen und Hannoveraner angegeben. Die beiden folgenden Abschnitte behandeln den Ausbruch des Krieges und beschreiben zunächst die Stellungen auf dem italienischen Kriegstheater, gehen zu den dort vorgekommenen Operationen mit der Schlacht von Custozza über und wenden sich dann dem Beginn der Feindseligkeiten auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zu. Interessant ist hierbei die Darstellung der Debuchees der Elb-, der 1. und 2. Armee und namentlich die Beschreibung der Schlacht von Königgrätz mit den über die letztere eingestreuten Reflexionen. Die folgenden Abschnitte bringen eine Darstellung des Feldzuges in Deutschland und demnächst des preußischen Vormarsches von der Elbe an die Donau bis zur Waffenruhe. Der vorletzte Theil der Skizze giebt ein ziemlich ausführliches Bild der Seeschlacht von Lissa; hiernach war die Stellung der Schiffe am 20. Juli 10 Uhr morgens bei dem Zusammenstoß folgende: Die italienische Schlachtlinie war in zwei Gruppen getheilt, wovon die eine aus den Panzerschiffen: Rè d'Italia (Admiralschiff), Rè Portogallo, Castelfidardo, San Martino, Ancona, Maria Pia, Principe de Carignano, Affondatore (Widderschiff), Formidabile, Terribile, Varese und Palestro bestand. Die zweite bildeten 8 Batterieschiffe, 4 Kanonenboote und 10 Raddampfer, zusammen 34 Fahrzeuge mit 656 Kanonen.

Die österreichische Escadre war in drei Divisionen getheilt, die in vorspringendem Winkel formirt, einander im Kielwasser folgten, nämlich:

1. Division Panzerschiffe: Erzherzog Ferdinand Max (Admiralschiff), Habsburg, Juan d'Austria, Kaiser Max, Prinz Eugen, Salamander, Drache, Signalschiff Raddampfer Elisabeth.

2. Division der Holzschiffe: Linienschiff Kaiser, Novara, Schwarzenberg, Radetzky, Donau, Adria und Friedrich, Signalschiff Raddampfer Greif.

3. Division Kanonenboote: Hum, Seehund, Dalmat, Velebich, Reka, Streiter, Wall, Narenta, Kerka, Signalschiff Raddampfer Hofer.

26 Fahrzeuge mit 526 Kanonen.

In der nun folgenden ersten Action größerer gepanzerter Dampfgeschwader gelang es dem österreichischen Admiralschiff Ferdinand Max das italienische Admiralschiff Rè d'Italia in den Grund zu bohren und hatte die österreichische Flotte in der Schlacht bei Lissa nur einen Verlust von 38 Todten und 124 Verwundeten.

An den Schluß der Feldzugsbeschreibung, den Friedensschluß und eine Uebersicht der Resultate des Krieges, schließt sich eine nach officiellen Daten und Mittheilungen zusammengestellte Berechnung der österreichischen Gesammt-Verluste an Officieren und Mannschaften auf allen Kriegsschauplätzen. Der Verlust an gefallenen Officieren beträgt hiernach: 3 Generäle (Poschacher, Fragnern, Schulz); 14 Oberste (Pehm, Binder, Pöckh, Kreyßtern, Kolbenschlag, Kunsti, Görtz, Lebzeltern, Hohenlohe, Wimpffen, Ripper, Reizenstein, Schwaiger, Slavecki); 8 Oberstlieutenants (Polovina, Carmagnola, Testa, Habermann, Grzuric, Gareis, Stenglin, Schenohn); 23 Majore (Panz, Pilati, Peinlich, Kaltenborn, Krippel, Dimatschek, Driancourt, Dobrüczki, Ekart, Eisler, Freund, Beigl, Gukler, Heidl, Liposcsak, Skrbensky, Steiger, Strezelecki, Schweikhardt, Schmidt, Schirnding, Sekulich, Zaufall); 155 Hauptleute; 7 Rittmeister; 177 Oberlieutenants und 224 Unterlieutenants; in Summa 611 Officiere. Der Verlust an Mannschaften besteht aus 9671 Todten, 24,096 Verwundeten, 37,500 Vermißten, in Summa 71,267 Mann.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Vierter Brief.

Die Vorstellungen des Rundschauers von dem deutschen Bunde und dem Bundesrechte, verglichen mit der Wirklichkeit.

Daß der Charakter des bisherigen deutschen Bundes dem Ideal einer kräftigen Einigung des Vaterlandes, womit die deutsche Jugend 1813 in den Kampf gezogen war, nicht entsprochen habe, wird von dem Rundschauer eingeräumt. Darüber, wie das gekommen sei, sucht er die Leser seiner Broschüre auf S. 17—18 in folgenden Worten zu belehren: „Napoleon war der Feind nicht blos Deutschlands, sondern des gesammten Europa's gewesen. Erst nachdem Rußland ihn besiegt hatte, wand sich Preußen los, — Preußen zuerst und mit besonders lebendiger und bis zu Ende nachhaltiger Energie, — dann später Oesterreich, — und nach und nach das übrige Deutschland, jeder Staat mit seinen eigenthümlichen Traditionen und Interessen, aus den umschlingenden Armen Napoleons, und es trug dann jeder Staat nach seinem Umfange und Inhalte bei zum endlichen Siege; aber nur unter sehr wesentlicher Hülfe Rußlands und Englands, und Hand in Hand selbst mit Spanien und Schweden. Der wiener Congreß konnte daher das befreite Deutschland nicht anders constituiren, als unter dem Einflusse aller dieser mehr oder minder bedeutenden Selbstständigkeiten und ihrer Reibungen untereinander. Dem Werke des Congresses, dem deutschem Bunde, prägte sich sonach unvermeidlich der durch diese Thatsachen bedingte Character auf. Aus dem Markten und Feilschen formell gleichberechtigter großer und kleiner Staaten, die unter dem hin und her zerrenden Einflusse dreier fremder Großmächte standen — denn auch Frankreich redete mit — konnte unmöglich ein einheitliches und mächtiges deutsches Reich hervorgehen."

Als ich diese Stelle zuerst las, fielen mir die Worte ein, mit welchen Wallenstein die diplomatischen Verdrehungen Questenberg's unterbricht.

„Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
„Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

„Er meint
„Wie wir in Schlesien waren.

— — — — — — — — — — — — — —

Wallenstein.
„Recht! Ueber der Beschreibung da vergaß' ich
„Den ganzen Krieg."

Ein Leser, welcher die Geschichte des Jahres 1813 und des Wiener Congresses nicht genau im Kopfe hat, würde aus den Worten des Rundschauers den Schluß ziehen können, daß die fremden Mächte, daß Rußland, England, Spanien und Frankreich es gewesen seien, welche auf dem Wiener Congresse eine kräftige Gestaltung des deutschen Bundes verhindert hätten. Mit keiner Sylbe hat der Rundschauer auch nur angedeutet, daß Oesterreich es gewesen ist, dessen Politik die Erfüllung der durch den Freiherrn von Stein vertretenen und von Preußen in der Proclamation von Kalisch angeregten Hoffnungen bereits unmöglich gemacht hatte, bevor noch die deutsche Jugend auf dem Schlachtfelde von Leipzig für diese damals bereits geknickten Hoffnungen ihr Blut vergoß. In dem Vertrage von Ried vom 8. October 1813 hatte Baiern von Oesterreich die Garantie seiner Integrität und Souveränität erhalten, und es mußten in Folge dieses Vorganges nicht nur wenige Tage darauf dem Könige von Würtemberg dieselben Bedingungen eingeräumt, sondern auch bei den späteren Verhandlungen auf dem Wiener Congresse den sämmtlichen bisherigen Rheinbundsfürsten Zugeständniße gemacht werden, mit welchen eine festere Vereinigung Deutschlands, als das lockere Gefüge der Bundes-Acte sie darbot, nicht vereinbar sein konnte. Daß Oesterreich in solcher Weise den Wünschen und Bedürfnissen des deutschen Volkes entgegen zu arbeiten suchte, erklärt sich freilich aus seiner ganzen Stellung. Durch den Gang der Geschichte dem protestantischen Theile Deutschlands entfremdet und als Conglomerat verschiedener Nationalitäten einer nationalen Zusammenfassung nicht fähig, fühlte es sich selbst außer Stande, an die Spitze eines kräftiggeeigneten Deutschlands zu treten und wollte auch dem seit den Zeiten des großen Kurfürsten durch den Zug der Geschichte und zuletzt noch durch die in den Befreiungskriegen übernommene Rolle auf die Führerschaft hingewiesenen Preußen solche Stellung nicht gönnen. Unbefangene Beobachter der deutschen Geschichte haben stets in ähnlichem Sinne gedacht, wie der selige König Wilhelm I. von Würtemberg in einem jüngst veröffentlichten vertraulichen Briefe vom 23. März 1842 sich geäußert hat. Vielleicht ist Ew. Hochgeboren von den Zeitungsblättern, welche diesen Brief brachten, augenblicklich keins zur Hand, und erlaube ich mir deshalb hier die Hervorhebung eines wesentlichen Theils aus demselben: „Preußen steht und fällt mit Süddeutschland, nicht so Oesterreich, dem Alles an der Schwäche von Deutschland liegt, um es desto bequemer für seine Privatzwecke benutzen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preußischen Politik; aber in Hauptsachen sind sie gezwungen, im deutschen Interesse zu handeln — nicht so Oesterreich — und wenn ich noch daran gezweifelt hätte, so würden mich die Unterredungen mit Fürst Metternich, vorigen Herbst, davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, seine Verhöhnung jedes echt deutschen Nationalgefühls; seine römische Tendenz, sind alles Schlagbäume

zwischen ihm und uns, die wohl mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlassen müssen, ihn immer mehr in seinen römischen Jesuitismus versinken zu sehen, und wenn die Welttrompete sich einst hören läßt und sein Staat in seiner ganzen natürlichen Schwäche erscheint, wenn Deutschlands Wiedergeburt vor sich gehen soll, so muß Oesterreich untergehen." — So weit König Wilhelm von Würtemberg.

Das vielleicht bei den österreichischen Staatsmännern selbst vorhandene Vorgefühl dieser Lage der Dinge veranlaßte sie, dem Selbstständigkeitstriebe jedes einzelnen kleinen Fürsten nach Möglichkeit Vorschub zu leisten, — welcher Trieb schon in der Definition des deutschen Bundes in so weit befriedigt wurde, als nach Art. 1 und 57 der Wiener Schlußacte der Bund „ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte" sein sollte. Dieser von der österreichischen Politik durch die Consequenzen des Vertrages von Ried dem Bunde aufgeprägte Charakter eines völkerrechtlichen Vereins ward eben dieser österreichischen Politik in der Schleswig-Holsteinschen Sache unbequem, und man versuchte deshalb von Seiten Oesterreichs und seiner Bundesgenossen, für den Bund eine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, welche mit jener wesentlichsten Bestimmung seiner Grundgesetze sich schlechterdings nicht vereinigen ließ. Die am 1. Juni v. J. in der Bundesversammlung abgegebene Erklärung Oesterreichs, daß es, da wegen der Elbherzogthümer keine Einigung mit Preußen zu Stande gekommen, „in dieser gemeinsamen deutschen Angelegenheit alles Weitere den Entschließungen des Bundes anheimstelle," war ohne Zweifel ein Bruch des Vertrages von Gastein, da nach diesem Vertrage die in jener Erklärung Oesterreichs liegende Verfügung nicht ohne die Zustimmung Preußens hätte erfolgen dürfen. Sie stand aber auch im Widerspruche mit den Grundgesetzen des Bundes, welcher die in dieser Erklärung ihm zugemutheten Entschließungen, wenn sie nicht einstimmig, also u. a. mit Genehmigung Preußens, erfolgen konnten, erst nach vorheriger Umgestaltung seiner Grundverfassung, die gleichfalls Einstimmigkeit voraussetzte, hätte fassen können. (Vergleiche Art. 13 der Wiener Schluß-Acte.) Wie sehr bei der Oesterreichischen Partei die Abneigung gegen Preußen oder wenigstens gegen die durch Preußen's ganze Stellung gebotene Politik zu einer Vergeßlichkeit in Betreff der bekanntesten Grundsätze des Bundesrechts geführt hat, das zeigt uns der Rundschauer, indem er auf S. 9 nach Erwähnung der Ansprüche des Erbprinzen von Augustenburg sagt: „Es lag also ein Rechtsstreit vor über das Bundesland Holstein zwischen dem Erbprinzen einerseits und andrerseits dem König Christian, jetzt, nach dem Wiener Frieden, seinen Rechtsnachfolgern, Preußen und Oesterreich. Dieser Streit gehörte vor den Bund. Denn dieser hatte nach seiner Verfassung solche Streitigkeiten zu vermitteln, und, wenn kein Vergleich statt fand, die Entscheidung im Wege einer Austrägal-Instanz einzuleiten."

Dem Erbprinzen von Augstenburg wird in diesen Worten des Rundschauers die Rolle eines Klägers in einem Austrägal-Processe zugetheilt. Für eine solche Rolle aber fehlte ihm ein bundesrechtlich wesentliches Erforderniß: die persönliche Rechtsfähigkeit, oder, wie wir mit einem juristischen Kunstaus-

drucke zu sagen pflegen: die persona standi in judicio. Aus den Artikeln 18—24 der Wiener Schluß-Acte und dem Bundesschlusse über das Austrägal-Verfahren vom 3. August 1820 ergiebt sich ganz deutlich, daß Parteien in einem Austrägal-Processe nur wirkliche Bundesglieder, d. h. souveräne Besitzer deutscher Länder, sein konnten. Das galt selbst in dem Falle, wo nach Art. 30 der Wiener Schlußacte ein solches Verfahren auf Antrag betheiligter Privatpersonen eingeleitet wurde, um festzustellen, welche von mehreren Regierungen einen Anspruch solcher Privatpersonen zu befriedigen habe. Selbst in diesem Falle wurden als Parteien nicht die betreffenden Privatpersonen, sondern nur die betheiligten Bundesglieder aufgeführt, wie man das aus der Bezeichnung der einzelnen vorgekommenen Sachen dieser Art bei Klüber (Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. 3. Aflge. § 176 Note c) des Näheren ersehen kann. — Da nun der Erbprinz von Augustenburg niemals die von ihm erstrebte Souveränität wirklich besessen hat, so konnte er auch keine Parteirolle in einem Austrägal-Processe übernehmen, und hatte somit auch keinesweges, wie der Rundschauer (auf S. 11) meint, „ein Recht zu verlangen, das seine Ansprüche am Bunde geprüft wurden."

Aber, entgegneten Ew. Hochgeboren mir mit dem Rundschauer, haben nicht Preußen und Oesterreich in London erklärt: „der Erbprinz könne in den Augen Deutschlands die besten Erbfolgerechte geltend machen; seine Anerkennung durch den Bund sei gewiß"? Hat nicht der König von Preußen im December 1863 dem Abgeordnetenhause auf dessen Antrag den Erbprinzen als Herzog einzusetzen, erwidert: „Die Successionsfrage wird durch den deutschen Bund unter Meiner Mitwirkung geprüft werden und dem Ergebnisse dieser Prüfung kann ich vorgreifen"? — Waren denn diese feierlichen Erklärungen der Preußischen Regierung, des Preußischen Königs, völlig bedeutungslos? waren sie blos auf Täuschung berechnet?

Ganz gewiß waren sie das nicht. Meiner Ueberzeugung nach — und ich stelle mich dabei auf den Standpunkt, welchen meines Erachtens auch die künftigen Geschichtschreiber zu der Sache einnehmen werden, waren jene Erklärungen ganz aufrichtig gemeint, allerdings aber in der Voraussetzung abgegeben, daß der Erbprinz von Augustenburg so handeln werde, wie ein unbefangener Mann in seiner Lage hätte handeln müssen.

Seit der Mitte des Jahres 1864 hat man ja in Organen der demokratischen, der mittestaatlichen und der aus diesen beiden Elementen zusammengesetzten Schleswig-Holsteinischen Partei gar häufig Aeußerungen gelesen, in welchen man aus jenen preußischen Anerkennungen der augustenburgischen Rechte Anklagen gegen den Gang der preußischen Politik zu entnehmen suchte. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich, so oft ich dergleichen las, darin nur einen Beweis für die parteiische Befangenheit jener Ankläger zu erkennen vermochte. Mir fiel dabei stets eine Analogie aus dem Seerechte ein, welches uns hanseatischen Juristen ja durch öftere praktische Anwendung so nahe liegt. Wenn ein herzhafter Schiffer einem Seeräuber das Schiff und Gut, welches dieser Anderen geraubt hat, wieder abjagt, oder treibendes Gut mit Gefahr und Zeitverlust auf der See auffischt, oder wenn Strandbewohner die Ladung

eines Schiffes bergen, so kann allerdings davon nicht die Rede sein, daß die Berger das Gut ohne Weiteres als ihr Eigenthum behalten dürften. Wohl aber haben sie einen Anspruch auf Bergelohn, und zu dessen Sicherung ein Zurückbehaltungsrecht an dem geborgenem Gute. Dieser Bergelohn gilt keinesweges blos als Ersatz der Auslagen oder Arbeitslohn. Für seine Größe kommt nach Art. 746 des deutschen Handels-Gesetzbuchs in Betracht: „der bewiesene Eifer, die verwendete Zeit, die geleisteten Dienste, die geschehenen Aufwendungen, die Zahl der thätig gewesen Personen, die Gefahr, welcher dieselben ihre Person und ihre Fahrzeuge unterzogen haben, so wie die Gefahr, welche den geborgenen oder geretteten Gegenständen gedroht hat, und der nach Abzug der Kosten verbliebene Werth derselben", bis zu dessen voller Hälfte nach Art. 748 der Bergelohn unter Umständen steigen kann. — Da nun nach Art. 23 der Wiener Schluß-Acte die Austrägal-Gerichte auch die privatrechtlichen Normen des gemeinen Rechts anzuwenden hatten, so würde die Idee des Rundschauers, den Erbprinzen von Augustenburg als Kläger gegen Preußen in einem Austrägal-Processe zuzulassen, wenn ein solcher processualisch möglich gewesen wäre, dahin geführt haben, die Einreden Preußens, insoweit sie auf den um der Herzogthümer willen gegen Dänemark geführten Krieg sich stützten, unter den Gesichtspunkt des Bergelohns zu bringen, da in der That auf dem ganzen Gebiete des Privatrechts kein Rechtsinstitut vorhanden sein möchte, welches in analoger Anwendung einen treffenderen Anhaltspunkt für die Beurtheilung jener Gegen-Ansprüche Preußens bieten dürfte. Wenn nun der Rundschauer nicht etwa die Herzogthümer zur Ermittelung ihres Werthes und des preußischen Bergelohns unter den Hammer bringen wollte, — wie der Lübeckische Feldherr Marx Meyer, der Freund Jürgen Wullenwevers, es mit dem von ihm eroberten Königreiche Norwegen versucht, und in unseren Tagen Hannibal Fischer im Auftrage des deutschen Bundes mit der deutschen Flotte gemacht hat, — wenn vielmehr der Bergelohn, abgesehen von Erstattung der Kriegskosten, in politischen Rechten bestimmt werden sollte, wie das ja auch den mit Bergung der Herzogthümer verbundenen Gefahren eines möglichen Krieges gegen die anderen europäischen Großmächte entsprechend erscheinen mußte, so läßt sich gewiß nicht behaupten, daß die bekannten Februar-Forderungen Preußens das Maaß der Billigkeit überstiegen hätten. Es lag sogar im Interesse der Herzogthümer selbst, daß die in jenen Forderungen beanspruchten Rechte der preußischen Regierung eingeräumt würden, da von dieser Regierung jedenfalls eine bessere Verwaltung der diplomatischen und militairischen Interessen erwartet werden durfte, als von einem Herrn, welcher brieflich die Hülfe Napoleons III. erbeten und in Kiel hinter dem warmen Ofen gesessen hatte, während für das von ihm beanspruchte Land die preußischen Prinzen und der Großherzog von Meklenburg-Schwerin sich persönlich den Gefahren und Strapazen eines Winterfeldzugs exponirten. Hätte der Erbprinz von Augustenburg das eingesehen und durch rechtzeitige Annahme jener Februar-Bedingungen den Weg betreten, welcher allein zu seiner Aufnahme in den deutschen Bund führen konnte, (Wiener Schluß-Acte Art. 13 Nr. 3) so wären

die Feindseligkeiten seiner Freunde gegen Preußen, welche doch schließlich nur zur Vergrößerung Preußens, leider aber auch zu den Anklagen des Rundschauers gegen Preußen, geführt haben, sämmtlich unterblieben. Nach Art. 1 der Bundes-Acte war nicht das Land oder der Staat Holstein, auch nicht der Herzog von Holstein, sondern „der König von Dänemark für Holstein" in den deutschen Bund getreten. Daraus folgte, da der Bund nicht ein Bund von Staaten oder Ländern, sondern ein Bund „der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte" war, daß die Aufnahme des Erbprinzen von Augustenburg, welcher ja bisher noch nicht in anderer Eigenschaft Mitglied des Bundes gewesen war, als Herzog von Holstein in den Bund, mochte ihr nun eine Prüfung der Successions-Ansprüche dieses Herrn auf Holstein durch den Bund vorausgehen oder nicht, immer doch nur den Charakter der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund haben konnte, folglich nach Art. 13 Nr. 3 der Wiener Schlußacte Einstimmigkeit der Bundesmitglieder voraussetzte. (Vergl. Rudhart, Recht des deutschen Bundes S. 19—20. 111 verbis: „in dem Erbrecht ist das Recht, Mitglied des deutschen Bundes zu sein, nicht nothwendig enthalten."

Was von dem Erbprinzen von Augustenburg nach erlangtem Besitze der Herrschaft über Schleswig-Holstein zu erwarten gewesen wäre, hatte er nicht nur durch seine an Napoleon III. gerichtete Supplik und seine bei dem Prätendenten einer den Angriffen einer benachbarten leidenschaftlichen Nation ausgesetzten Krone doppelt auffallende Abneigung gegen die persönlichen Gefahren und Strapazen des Krieges, sondern auch durch die vorzeitige Anerkennung der ungültigen demokratischen Verfassung von 1848 bewiesen. Daß einem solchen Herrn gegenüber Preußen sein Retentionsrecht an dem den Dänen als Kriegsbeute abgenommenen Lande mit Sorgfalt geltend machte, indem es seine bundesrechtlich nothwendige Zustimmung zu einer bundesmäßigen Prüfung der Successions-Ansprüche des Prinzen von vorheriger Anerkennung der Februar-Forderungen durch den Prinzen abhängig machte, steht also weder mit dem Bundesrechte, noch mit früheren Aeußerungen Preußens über die Rechte des Prinzen, noch mit den wahren Interessen der Herzogthümer und Deutschlands, irgend wie im Widerspruche. Ein Widerspruch mit dem Bundesrechte liegt nur in den Vorwürfen, welche der Rundschauer dieserhalb der Preußischen Politik macht.

In einen weiteren Widerspruch mit dem Bundesrechte tritt der Rundschauer dadurch, daß er (S. 13—14) die Vorschrift des Artikel 11 der Bundesacte, wonach die Bundesglieder verpflichtet waren, „unter keinerlei Vorwande sich einander zu bekriegen oder ihre Streitigkeiten durch Waffengewalt abzumachen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen, welche, wenn sie vergeblich die Vermittelung versucht hätte, deren Entscheidung durch eine Austrägal-Instanz herbeiführen sollte", — auf das gegenseitige Verhältniß von Preußen und Oesterreich bezieht.

Erlauben Sie mir, Ihnen eine hierbei von dem Rundschauer übersehene oder vergessene Notiz aus Klüber's öffentlichem Recht des deutschen Bundes § 191 Note c. wörtlich anzuführen:

„Baiern, Holstein und die Bevollmächtigten der vereinigten Fürsten und freien Städte verlangten in den Wiener Conferenzen ausdrückliche Festsetzung der Neutralität des Bundes, für den Fall, wenn Bundesglieder, welche Staaten außer dem Bund besitzen, mit Andern (Auswärtigen) oder **unter sich** in Krieg gerathen. Klüber's Acten des Wiener Congresses Bd. II. S. 357 f. 378. 423. 431 u. 485 ff. Aber es ward solche (als sich von selbst verstehend) von den Uebrigen nicht für nöthig oder nützlich erachtet." In § 221 Note a. kommt Klüber auf diese Verhandlungen zurück und fügt hinzu: „Es bleibt also einem solchen angegriffenen Bundesgenossen die Befugniß, nach Art. 11 der Bundesacte Schutz und Garantie für seine unter dem Bund begriffenen Staaten von dem Bund zu fordern, sobald der Krieg auch diese Staaten berührt; ein Gegenstand, welcher im concreten Fall zu wichtigen Erörterungen und Ereignissen Anlaß geben kann. Die Wiener Schlußacte Art. 47 giebt eine ausdrückliche Bestimmung hierüber."

Hiernach war also die rechtliche Möglichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen durch die Gesetze des deutschen Bundes nicht ausgeschlossen. Die Befugniß Oesterreichs, für den Fall eines von Preußen ausgegangenen oder zu besorgenden Angriffs, von dem Bunde Schutz und Garantie zu verlangen, beschränkte sich bundesrechtlich auf „seine unter dem Bunde begriffenen Staaten". Welche Staaten dies seien, hat Oesterreich selbst am 6. April 1818 in der Bundesversammlung erklären lassen. Es heißt in jener Erklärung: „Der Kaiser hält sich nur an die beschränktere Anwendung des Artikels 1 der Bundesacte; auf diese Grundlage gestützt, sehen Seine Majestät folgende Provinzen und Theile der Oesterreichischen Monarchie eben so zum deutschen Bunde gehörend an, als Allerhöchstdieselben das gesammte übrige Gebiet der Monarchie als außer dem Bunde betrachten. Die Oesterreichischen Länder und Provinzen, welche Seine Majestät zu dem deutschen Bunde rechnen, sind demnach die folgenden: das Erzherzogthum Oesterreich, die Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain, das Oesterreichische Friaul, das Gebiet der Stadt Triest, die gefürstete Grafschaft Tyrol mit den Gebieten von Trient und Brixen, dann Vorarlberg, mit Ausschluß von Weiler, das Herzogthum Salzburg, das Königreich Böhmen, das Markgrafthum Mähren, der Oesterreichische Antheil an dem Herzogthume Schlesien, mit Inbegriff der Böhmisch-Schlesischen Herzogthümer Auschwitz und Zator, Hohen-Geroldseck." (Vergl. Klüber, Quellen-Sammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. 3. Auflage. S. 270 bis 271.)

Nur für diese Länder wäre demnach Oesterreich für den Fall eines von Preußen drohenden Angriffs befugt gewesen, Schutz und Garantie von dem Bunde zu verlangen, nicht für den im Wiener Frieden erworbenen Antheil an Holstein, weil die Wiener Schlußacte von 1820 in Art. 6 ausdrücklich besagt: „Veränderungen in dem gegenwärtigen Besitzstande der Bundesglieder können keine Veränderungen in den Rechten und Verpflichtungen derselben in Bezug auf den Bund ohne ausdrückliche Zustim-

mung der Gesammtheit bewirken." — Auf jenen Antheil an Holstein aber bezog sich ganz ausdrücklich der Oesterreichische Antrag vom 11. Juni auf Bundesschutz und Mobilmachung, welcher Antrag daher nicht, wie der Rundschauer auf S. 13 seiner Broschüre behauptet, mit den Bundesgesetzen im Einklange, sondern im Widerspruche stand. Diejenigen Bundesglieder, welche solchem bundeswidrigen Antrage am 14. Juni zustimmten, lieferten dadurch den Beweis, daß sie Preußen gegenüber nicht mehr das Bundesrecht, sondern die Gewalt der Waffen zur Anwendung bringen wollten. — Sie haben geerndtet, was sie gesäet haben!

Lübeck, am 9. Februar 1867.

Wochenschau.

„Der Einfluß einer Nation hängt von der Zahl ihrer Soldaten ab". Dies möchte der Satz der französischen Thronrede sein, in welchem das bekümmerte Gemüth des Kaisers zum vollen Durchbruche gelangt. Keine Spur mehr von den „Ideen," durch welche die Völker regiert werden. Xerxes, der die Wogen des anschwellenden Meeres peitschen läßt und der die herandrängende Fluth zügeln zu können meint, indem er eine Million Bewaffneter an das Ufer stellt!

Es ist nicht unsere Sache, den Esprit gegen den Ausspruch des mißmuthigen Imperators zu vertheidigen. Mögen die Franzosen selber ihm antworten, daß sogar der süße Marmontel für Frankreichs Einfluß und Ansehen mehr Eroberungen gemacht hat, als bärtige Garden und renommirende Zuaven. Ein obscurer Pamphletist, der in der Dachkammer schrieb, hat oft mehr dazu beigetragen, Reiche zu stürzen oder Allianzen zu schließen, als ein General mit einer mächtigen Garnitur von Infanterie, Cavallerie und Artillerie.

Wer will sagen, was unter Menschen und Völkern das Entscheidende sei. Das ist ein Mysterium, und wer es zu deuten versucht, wird immer nur sein eigenes Geheimniß enthüllen.

So lange des Kaisers Hirn an Reflexionen fruchtbar war, so lange es ihm auch gelang, anderen Leuten den Glauben an seine Weisheit beizubringen, so lange verkündigte er die Macht der Ideen. Wenn er jetzt den Einfluß Frankreichs von der Zahl seiner Bajonette abhängig macht, so ist dies dem Geständnisse gleich, daß sein Haupt des Denkens müde geworden, daß seine Ideen theils gescheitert sind, theils sich gegen ihn verwirklicht haben.

Göthe's Zauberlehrling, der das Wort vergessen hatte, — ach das Wort, worauf am Ende Alles wird, wie es gewesen — der Zauberlehrling

ruft: Mein Einfluß entspricht der Wucht, mit welcher ich die Axt schwinge. Er schlägt zu, er zerspaltet den Feind, und plötzlich ist das Böse verdoppelt. Der Meister aber läßt die Axt stehen, er lächelt des Aufwands von Armeskraft und Muskelschwung. „In die Ecke! Seid's gewesen!" Er sagt's, und der Spuk hat ein Ende.

Die Million von Soldaten, die Napoleon auf die Beine bringen will, ist nichts weiter als die Phantasie des Herrschers, dessen Kern eingetrocknet. Sie ist keine Wirklichkeit und wird keine Wirklichkeit werden, sie ist eben nur die letzte Idee, sie ist die Idee auf dem Todtenbette.

Für den Untergang seiner Politik möchte sich Napoleon durch die Betheuerung trösten, daß das, was in Europa entstanden ist, die Durchführung eines Napoleonischen Gedankens sei. Deutschland und Italien concentriren sich nach dem von Napoleon I. aufgestellten Grundsatze, daß die Nationalitäten nach der Einigung streben. So belehrt uns die Thronrede. Im Gelbbuche klingt's schon anders. Da unterweist man uns, daß die Süddeutschen Staaten sich dem Nordbunde gegenüber die Freiheit der Bewegung gewahrt haben; daß der deutsche Theil von Oesterreich nicht mehr zu Deutschland gehöre. Eigenthümliche Concentration der deutschen Nationalität! Und das Gelbbuch will uns nicht undeutlich zu verstehen geben, daß diese Concentration, in welcher der eine Theil sich die Freiheit des Bewegens reservirt, während der andere dem nationalen Zusammenhang gänzlich den Abschied giebt, für die Sicherheit Frankreichs vortheilhaft sei.

Wo liegt denn also der Trost? Liegt er darin, daß die Idee von St. Helena sich realisirt hat? Oder darin, daß ihr Gegentheil eingetreten?

Auch mit der Italienischen Einheit, deren Vervollständigung Napoleon III. preist, hat es eine wunderbare Bewandtniß. Diese Einheit besteht darin, daß der Kaiser mit drohend erhobenem Finger vor ihr steht und ihr bei Strafe gebietet, sich jedes Gedankens an ihre Vollendung zu entschlagen, sich nie und nimmer nach dem Erwerbe Roms gelüsten zu lassen. Und wenn nun dieser drohend erhobene Finger keine Zauberkraft mehr ausübt? Will Napoleon etwa mit seinem Universalmittel, mit dem Axtschlage der hundert Millionen Soldaten, den Ungehorsam besiegen? Dann begreifen wir nicht, warum er seine Bajonette aus Rom zurückgezogen. In der That ist es für ihn zu spät, moralisch oder physisch auf Italien zu drücken. Man rührt sich dort noch nicht, aber die einstweilige Ruhe entspringt nicht aus der Furcht vor Napoleon, sondern weil man die Bewegung noch nicht für reif hält.

In unserer Heimath haben wir uns mit den allgemeinen Wahlen beschäftigt. Auch bei uns triumphirt die Ideenlosigkeit, aber eine gesunde. In den Gewässern des suffrage universel sind die alten Parteigedanken hinweggespült worden, um der Praxis Platz zu machen.

Vergeblich wäre der Versuch, die sechs lieberalen Parlamentsabgeordneten der Stadt Berlin unter ein gemeinsames politisches Princip zu rangiren. Lasker und Duncker, wo liegt der Berührungspunkt, außer höchstens in der Keckheit, mit welcher sie sich berufen und befähigt glauben, das deutsche Volk zu constituiren? Im Uebrigen gehen sie weit auseinander. Lasker ist Centra-

list, sein Ruf lautet: erst die Einheit dann die Freiheit. Duncker ist Föderalist, er schreit: erst die Freiheit, dann die Einheit. Lasker huldigt so ziemlich der Theorie Twestens; ihm sind alle Ausnahmemaßregeln genehm, wenn durch sie nur der Zweck erreicht wird, die Bevölkerungen unter das unitarische System zu bringen. In dieser Hinsicht ist er gouvernementaler als die Regierung selbst. Der kleine Mann würde ohne alle Gewissensbisse Belagerungszustand und Standrecht verkünden, wenn die Deutschen so verstockt wären, nicht an das Heilsame seiner Lehre zu glauben. Was also kann er mit Duncker gemeinsam haben, von dessen Lippen unaufhörlich die Predigt von der Selbstbestimmung der Völker träufelt? Während Lasker mit triumphirender Freude über die Verfassungen der Einzelstaaten hinwegschreitet, macht Duncker vor den berechtigten Besonderheiten seine Reverenz. Duncker hat sich ein gar zu gemüthliches Rechtssystem geschaffen, welches nur den einen Fehler besitzt, daß es ihm an Muth gebricht. Lasker sündigt in der entgegengesetzen Richtung; er kennt kein Recht, außer seinem, lange und anmaßende Reden zu halten.

In ähnlicher Weise divergiren Runge und Wiggers. Der letztere meint, ganz Deutschland müsse umgestaltet werden, weil er in Mecklenburg gefangen gesessen, Runge dagegen ist der theoretische Beglücker nach dem Herzen Jacobys, von spießbürgerlichem Phlegma, der auch den Mecklenburgern nicht wider ihren Willen den Stock und das Stockhaus nehmen will. Seine Freiheit hält sich am liebsten in der Luft auf, und wenn sie zur Erde herabsteigt, so versteht sie nichts weiter, als zu protestiren. Wiggers ist durch seine mecklenburgischen Reminiscenzen mit Haß erfüllt, er möchte gleich Hand anlegen, um alle Junker zum Lande hinauszujagen, auch hörte man es seiner Berliner Candidatenrede gar wohl an, daß er sich gern der preußischen Regierung verschreiben würde, falls diese ihm den Gefallen thäte, mit den mecklenburgischen Landständen reinen Tisch zu machen. Runge andererseits würde mit heiligem Schauder das Antlitz wegwenden, falls ihm von der preußischen Regierung ein politisches Gut geboten würde. Es kann ja nicht gut sein, da es eine gouvernementale Färbung hat.

Waldeck und Schulze-Delitzsch haben ebenfalls wenig Gemeinsames. Waldeck ist ein constitutioneller Schwärmer, Schulze ist ein populärer Geschäftsmann. Waldeck besitzt bei all seinen politischen Schwächen eine anerkennenswerthe Dosis preußischen Patriotismus, er hat das zu wiederholten Malen in seinen Reden betheuert, und man kann es ihm glauben. Schulze dagegen ist der Mann, der Preußen den Großmachtskitzel austreiben will. Betrachtet man somit die Unterschiede, die zwischen den Auserkorenen der Hauptstadt existiren, so verliert der Jubel, mit welchem die hiesigen Wahlen begrüßt worden sind, gar sehr an Berechtigung. Auch wird das, was die Hauptstadt versehen hat, in der befriedigendsten Weise durch das, was die Provinzen gethan haben, corrigirt.

Zur Geschichte der Schatzscheine.

Preußen hat so eben einen glücklichen Krieg geführt. Als es die Herausforderung seiner langjährigen Gegner annahm, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob dieser Krieg nicht den Wünschen der Gegner gemäß den preußischen Staat selbst und die mit demselben verknüpften Zukunftsbestrebungen überhaupt in Frage stellen würde. Es braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die Tapferkeit des Heeres, die Umsicht in der Führung desselben, die sich glänzend von der höchsten bis zur niedrigsten Stelle bewährte, die Hoffnungen der Gegner vereitelte und die bekannten positiven Resultate erzielte, die für die preußische und deutsche Geschichte eine neue glänzende Aussicht eröffnen. Nun ist nicht zu läugnen, daß neben den eben erwähnten Momenten der großartige Erfolg zum guten Theil der Ausrüstung und erhöhten Kriegsbereitschaft des Heeres zu danken ist. Diese selbst ist wieder nur die Folge der guten Finanzen Preußens. Denn wäre nicht an der Maxime der preußischen Verwaltung, unter allen Umständen die Lage der Finanzen nicht allein geordnet, sondern auch für außergewöhnliche, namentlich Kriegsfälle, geordnet zu halten, festgehalten worden, so hätte auch die preußische Armee nicht in der besten Ausrüstung und der Ueberlegenheit auftreten können, die sie auf allen Punkten gezeigt hat. Die finanziellen Opfer sind denn auch nicht gering gewesen. Nach den Mittheilungen, welche die Königliche Staatsregierung dem Landtage gemacht hat, belaufen sich die durch den Krieg hervorgerufenen außergewöhnlichen Ausgaben auf ungefähr 108 Millionen Thaler. Glücklicherweise kann ein nicht unbedeutender Theil dieser Summe durch früher vorhandene Bestände, verschiedene Activa, und durch die Kriegscontributionen der niedergeworfenen Gegner gedeckt werden. Allein so großartig auch die Ergebnisse des letzten Krieges sind, so hat sich doch dem unbefangenen Auge sogleich dargestellt, daß es einmal vielleicht nothwendig ist, das gewonnene Resultat mit starker Hand zu vertheidigen, oder daß sich auf der neuen Bahn, die der preußischen Action erschlossen ist, Hindernisse, Verwickelungen, selbst Kämpfe darbieten können, die einer eben so energischen Bekämpfung oder Niederschlagung bedürfen, wie sie die jüngste glorreiche Epoche gezeigt hat. Aus der Erwägung dieser Verhältnisse erhebt sich von selbst an die preußische Regierung die Forderung, ihre Finanzlage auf den alten Standpunkt, den der vollendeten Kriegsbereitschaft, zurückzuführen. Es handelt sich also nicht allein darum, die durch den Krieg in den finanziellen Mitteln hervorgerufenen Lücken nothdürftig wieder auszufüllen, sondern auch darüber hinaus die Mittel bereit zu stellen, die zur Sicherstellung der gewonnenen politischen Lage nothwendig sind. Diesen Erwägungen folgend hat die preußische Regierung dem Landtage in seiner letzten Session einen Gesetzentwurf vorgelegt, der dahin abzielt, die Mittel

zu der oben auseinandergesetzten Kriegsbereitschaft zu gewähren. Die überwiegende Majorität beider Häuser in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung des Landes haben den Anträgen der Regierung entsprochen und derselben für unvorhergesehene Fälle einen Credit von 60 Millionen Thaler bewilligt. Nun ist bisher ein Kredit, wenn er sich nicht auf bereitliegende Mittel erstreckte, immer in der Form ertheilt worden, daß die Regierung die Ermächtigung erhielt, eine Anleihe bis zur Höhe des gewünschten Kredits zu negotiiren. Hiervon abweichend finden wir zum ersten Male in dem Gesetzentwurf der Regierung wie in der Genehmigung des Landtages den Kredit theilweis in der Bewilligung von Schatzscheinen ausgesprochen.

Nach §. 3 des von dem Landtage genehmigten Gesetzes kann nämlich bis zum Betrage von 30 Millionen Thlr. der genehmigte Kredit durch eine verzinsliche Staatsanleihe gedeckt werden. Es können jedoch auch bis zur ganzen Höhe des Kredits von 60 Millionen Thlr. verzinsliche Schatzanweisungen, längstens auf 1 Jahr lautend, ausgegeben werden. Da hiermit in der preußischen Finanzgeschichte verzinsliche Schatzanweisungen zum ersten Male auftreten, so ist es jedenfalls nicht ohne Interesse und für viele Leser gewiß erwünscht, über das Wesen, d. h. Entstehung und geschichtliche Entwickelung solcher Schatzanweisungen, etwas näher unterrichtet zu werden.

Es wird von allen Politikern zugegeben, daß es eine Hauptaufgabe jeder bestehenden Regierung ist, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln haushälterisch zu verfahren und die Ausgaben den Einnahmequellen anzupassen; allein die Geschichte beweist, daß mit oder ohne Schuld der Betheiligten diese Maxime nicht überall hat aufrecht erhalten werden können. Unglücksfälle, Krieg, schlechte Finanzverwaltung, Verschwendung, im günstigsten Falle productive Anlagen, haben die Mittel der meisten Staaten soweit überschritten, daß der Ausfall nur durch die Contrahirung einer verzinslichen Schuld gedeckt werden konnte. Diese Verhältnisse werden als bekannt vorausgesetzt und kann von ihnen hier nicht weiter die Rede sein.

Die verschiedenen Schuldgattungen, welche auf diese Weise entstanden sind, selbst wenn sie mit einem Tilgungsfond ausgestattet und successive zurückbezahlt werden, definitive oder permanente. Neben ihnen kommen andere Anleihen vor, welche temporärer Natur sind und in Folge dessen den Namen schwebende Schuld führen.

Wir sahen oben, daß es die Aufgabe einer guten Regierung ist, ihre dauernden Ausgaben nicht über den Betrag der dauernden Einnahmen hinauswachsen zu lassen; aber selbst bei Innehaltung dieses Grundsatzes sind finanzielle Verlegenheiten nicht zu vermeiden, wenn eine Regierung ihren Finanzplan nicht so einrichtet, daß für die vorhergesehenen Bedürfnisse die Deckung zur rechten Zeit vorhanden ist. Es ist ja möglich, daß ein großer Theil der Staatseinkünfte erst zu einer spätern Zeit des Jahres eingeht, während die Bedürfnisse, welche damit befriedigt werden sollen, ihre täglichen Ansprüche erheben. Noch schwieriger wird es, eine gute Finanzlage aufrecht zu erhalten, wenn unvorhergesehene Ausgaben sich geltend machen und die gewöhnlichen Staatseinnahmequellen vielleicht in Folge von Noth, Mißwachs,

Ueberschwemmung u. s. w. nicht in dem erwarteten Maße ergiebig sind. Nun ist freilich eine gute Verwaltung auf derartige Fälle eingerichtet, indem sie danach trachtet, in der Kasse reichliche Bestände zu halten, mit andern Worten, für einen ausreichenden Betriebsfond zu sorgen. Hierdurch hat sich namentlich die preußische Finanzverwaltung ausgezeichnet. Allein viele Regierungen haben diese Prinzipien entweder nicht verstanden, oder es ist ihnen nicht gelungen, dieselben bei ihrer Finanzverwaltung dauernd fest zu halten. Fallen nun Ausgaben und die zu ihrer Deckung bestimmten Einkünfte nicht gleichzeitig zusammen, können jene nicht verschoben werden und ist kein genügender Betriebsvorrath in Bereitschaft, so müssen die nöthigen Summen temporär geliehen werden. Man wendet sich zu dem Behufe an Kapitalisten, die geneigt sind, gegen oder ohne Unterpfand mit geringerer oder höherer Provision u. s. w. zu leihen. Es ist freilich auch vorgekommen, daß man sich mit einer derartigen Antizipation an die Steuerpflichtigen selbst gewendet hat, indem man dieselben zwang, ihre Steuern auf eine gewisse Zeit voraus zu entrichten. Da eine derartige Forderung in das Betriebscapital des erwerbenden Theils des Volks eingreift, so ist solche Maßregel immer als sehr hart und drückend erschienen, selbst wenn bei der Antizipation der Steuer ein Abzug gestattet wurde, der die Zinsen für die Vorausbezahlung vergütete. Von hier bis zur Zwangsanleihe ist gewöhnlich nur noch ein Schritt. Wendet sich hingegen die Regierung bei einer solchen Antizipation an Kapitalisten, so ist es natürlich, daß sie eine ihrem Kredit entsprechende Prämie und Zinsvergütung zu gleicher Zeit bezahlt. Sind die Finanzen gut geordnet, so ist es nicht allein möglich, sondern wahrscheinlich, daß die Regierung in dem gegebenen Falle zu einem geringeren als dem landesüblichen Zinsfuße auf kurze Zeit geliehen bekömmt. Ganz anders stellt sich aber das Verhältniß, wenn die Einkünfte eines Jahres überhaupt nicht zureichen, denn dann können die auf kurze Zeit geborgten Summen nicht zurückbezahlt werden, ohne daß sie gegen erneute Provision und lästigere Bedingungen wiederum auf kurze Zeit erneut werden. Gelingt es nun nicht, mit Hülfe von Einnahmeüberschüssen oder Ersparungen sich in den folgenden Jahren von dieser schwebenden Schuld zu befreien, so bleibt schließlich Nichts übrig, als dieselbe durch eine dauernde verzinsliche Anleihe zu beseitigen. Lehrreiche Beispiele bietet in dieser Beziehung die Finanzgeschichte verschiedener Staaten. In Frankreich kamen derartige Antizipationen auf die folgenden Jahre schon während des ganzen 18ten Jahrhunderts vor. Ihre Beträge wechselten zu verschiedenen Zeiten von 30 bis 200 Millionen Livres. Nach Necker kosteten dieselben oft 8 bis 10 % jährlich, weil sie mehrmals im Jahr erneuert werden mußten, wobei immer $^1/_2$ bis 1 % Provision außer dem Zins vergütet werden mußte. Necker als gewandter Finanzier, verlängerte dieselben auf ein Jahr und stellte sie für die Staatskasse insofern billiger als er nur 1 % Provision und $4^1/_2$ bis 5 % Zinsen bezahlte. Es braucht indeß hier nur darauf hingewiesen zu werden, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts die französische Staatsschuld zu einer ungeheuren Summe

anschwoll, den Ausbruch der französischen Revolution mit veranlaßte und in dieselbe mit verschlungen wurde.

Aehnliche Kassenanleihen, die keinen permanenten Charakter trugen, sind auch bei verschiedenen deutschen Staaten vorgekommen. Daß sie nicht immer profitabel waren, erhellt daraus, daß noch im 1. Dezennium dieses Jahrhunderts einzelne 8 bis 9 % gekostet haben.

(Es ist fraglich, ob nicht die preußischen Kassenanweisungen zu diesen Antizipationen gerechnet werden müssen, die eine schwebende Schuld constatiren. Jedenfalls tragen dieselben ursprünglich den Charakter einer Anleihe, obgleich die Regierung nicht aus Finanzverlegenheit zu ihrer Ausgabe nach dem Frieden von 1815 veranlaßt wurde.)

In Großbrittanien haben die Bedürfnisse der schwebenden Schuld zur Ausgabe von Schatzkammerscheinen (Exchecquer-Bills) geführt, die sich zu einer permanenten Einrichtung ausgebildet haben. Sie entstanden im Jahre 1696 während des Krieges gegen Ludwig XIV.; bekanntlich datiren auch aus dieser Zeit Wilhelms III. die Anfänge der englischen Staatsschuld, die hauptsächlich durch die wiederholten Kämpfe gegen Frankreich so kolossale Dimensionen angenommen hat. Jene Exchecquer-Bills waren von vornherein auf einen Umlauf in weiteren Kreisen eingerichtet, indem sie Tageszinsen trugen. Sie sind bis auf den heutigen Tag so geblieben. Der Zins wird beim Ausgeben neuer Scheine nach dem jedesmaligen für so kurzes und sicheres Papier herrschenden Zinsfuße bestimmt, aber so, daß er in Pence von 100 Pfund für den Tag ausgedrückt werden kann. Bringen z. B. 100 Pfd. Sterl. per Tag 2 Pence Zinsen, so repräsentirt dies Verhältniß 3 % Zinsen pro Anno. In einem Lande, das wie England sich seit langer Zeit durch Capitalreichthum und concentrirte Geldwirthschaft auszeichnet, müssen fortwährend nicht unbedeutende Kapitale brach liegen, sei es, daß die Besitzer sie temporär ansammeln, bis sich ihnen eine gewinnverheißende Gelegenheit zur Verwendung für dieselben darbietet, sei es, daß die Art der Verwendung schon getroffen ist, die Anlage selbst aber erst nach einem längeren oder kürzeren Zeitraum vollzogen werden kann. Gerade für solche, temporär brach liegende Kapitale bieten die Schatzscheine eine beliebte und passende Anlage dar. Der in ihnen erzielte Zins ist freilich durchschnittlich geringer, als der bankmäßige; dafür ist aber die Sicherheit vorhanden, daß beim Kapitale selbst nichts verloren geht, denn beim Verfall der Schatzscheine wird der volle Nominalwerth ausbezahlt. Man fragt vielleicht, ob namentlich England mit seinem sicher fundirten Credite für solche temporär unbenutzbare Kapitale nicht eine eben so sichere Anlage in Staatspapieren darbiete. Nun ist es freilich wahr, daß Consols eine Sicherheit gewähren, die den meisten Engländern unbezweifelt erscheint; allein Schwankungen im Kurse sind dieselben ebenfalls, selbst in ganz ruhigen Zeiten, unterworfen. Ein vorsichtiger Geschäftsmann ist darauf vorbereitet; ein Kursverlust von nur ½ % repräsentirt bei einem 3 %-Papier schon die Zinsen von 2 Monaten, abgesehen von Provisionskosten für Ankauf und Verkauf. Zieht man nun gar in Erwägung, daß in politisch-bewegten Zeiten, wie sie nun schon seit langer Zeit

herrschen, ein Coursschwanken selbst der sichersten Papiere um Procente von soliden Geschäftsleuten nicht außer Acht gelassen werden darf, so ist erklärlich, warum die von der Regierung ausgegebenen Schatzscheine bei jener Klasse immer eine beliebte Aufnahme gefunden haben; natürlich unter der Voraussetzung, daß nicht mehr Schatzscheine ausgegeben werden, als der dazu geeignete Verkehr zu fassen vermag. Denn sie sind denselben Gesetzen des Angebots und der Nachfrage unterworfen, wie alle übrigen Dinge, die einen Preis haben. Werden also zu viele Scheine ausgegeben, so ist es wahrscheinlich, daß ihr Preis unter Pari sinkt, um so mehr, wenn eine Capitalklemme eintritt und die Verfallfrist der Scheine noch eine Reihe von Monaten entfernt ist. In einem solchen Falle bleibt der Regierung gewöhnlich kein anderer Ausweg übrig, als die Schatzscheine gegen wirkliche Staatsschuldscheine zu fundiren. Bei ungünstigem Capitalmarkte sind denn bedeutende Opfer für die Regierung und die Nation, sei es in Gestalt von höheren Zinsen oder von Coursverlust am Nominalcapital der auszugebenden Schuldverbriefungen, nicht zu vermeiden. Wie jede schwebende Schuld, so können also auch Schatzscheine, wenn man sie über den wirklichen Bedarf ausgiebt, in schwierigen Zeiten dem Finanzminister schwere Sorgen bereiten. Und doch haben viele, namentlich in Ländern mit schwach entwickeltem Geldverkehr oder solchen, die gegen die Gesetze einer gesunden Volkswirthschaft regiert werden, dem Reize, vielleicht auch der Nothwendigkeit nicht widerstehen können, die schwebende Schuld zeitweilig über Gebühr anwachsen zu lassen, um nachher bei deren Fundirung den Capitalisten um so schwerere Opfer zu bringen. Die Beispiele von benachbarten Ländern liegen zu nahe, als daß es der Nennung der Namen bedürfte. Selbst in England hat man in früheren Jahren Lehrgeld bezahlen müssen. Die größte dort in einem Jahre ausgegebene Summe von Schatzscheinen belief sich auf 54 Mill. L.-St. Es war das aber im Jahre 1813, wo die englische Regierung sich bemühte, den Riesenkampf gegen Napoleon mit allen Mitteln zum Abschluß zu bringen. Außerdem war die Valuta in jener Zeit, nachdem die Banken schon seit einer Reihe von Jahren die Baareinzahlungen eingestellt hatten, in der Ausgabe von Noten aber nur geringen Beschränkungen unterworfen waren, gegen Geld bedeutend — ca. 20 % — entwerthet, so daß es in so kritischen Zeiten auf ein Mehr oder Weniger von Papierwirthschaft nicht anzukommen schien. Späterhin hat sich denn auch die englische Regierung incl. Unterhaus zu beherrschen gewußt. Seit 1825 ist die jährliche Ausgabe von Exchecquer-Bills unter 30 Mill. L.-St. geblieben, seit einer Reihe von Jahren hält sie sich unter 20 Mill. Die Summe wird, den finanziellen Bedürfnissen gemäß, jährlich vom Parlament festgesetzt. Die Bank von England ist verpflichtet gegen diese Schatzscheine der Regierung Vorschüsse zu machen. Jene vertreibt dieselben dann weiter und nimmt sie spätestens bei Verfall wieder auf. Es ist nicht uninteressant hier, nachdem eben constatirt ist, daß sich in England die jetzige jährliche Ausgabe von Schatzscheinen unter 20 Mill. L.-St. hält, darauf hinzuweisen, daß das jährliche Normalbudget Großbritanniens sich auf zwischen 65—70 Mill. L.-St. beläuft und daß die Gesammtsummen des wirklichen Noten-

umlaufs der von allen Banken, also in England, Schottland und Irland, ausgegebenen Noten durchschnittlich unter 40 Mill. L.-St. beträgt. Es können aus diesen Angaben sehr eingehende und interessante Schlüsse auf das Absorbirungsvermögen des englischen Geld- und Creditverkehrs gemacht werden. In Frankreich, nun das hier noch nachzuholen, hat man seit 1824 Schatzscheine ausgegeben, bis 1848 bons royaux, nachher bons du trésor genannt. Die Einrichtung ist dem englischen Vorbilde entnommen, auch die Bank von Frankreich übernimmt die bons und vermittelt den Uebergang derselben in's Publikum. Eine Abweichung von der englischen Einrichtung besteht darin, daß bons mit verschiedener Verfallzeit ausgegeben werden, deren Zinsfuß je nach kürzerer oder längerer Frist niedriger oder höher ist. Die Regierung setzt, in Uebereinstimmung mit den Bedingungen des zeitweiligen Geldmarktes, die verschiedenen Zinssätze von Zeit zu Zeit fest. Die Ausgabesumme wird ebenfalls im Budget bestimmt und war in den letzten Jahren durchschnittlich auf 250 Mill. Frcs. festgesetzt. Der Verkehr scheint diese Summe indeß nicht absorbiren zu können. Es ist bekannt, daß der französischen Regierung auch noch andere Mittel zu Gebote stehen; darauf kann also hier nicht eingegangen werden. Nach dem oben Ausgeführten resp. Angedeuteten drängt sich nun der Gedanke gleichsam von selbst auf, ob bei uns in Preußen die Bedingungen vorhanden sind, einer großen Summe von verzinslichen Schatzscheinen, auf Grund des Gesetzes von 1866 ausgegeben, Aufnahme und Umlauf im Verkehr zu gewähren. Sodann wie der Umlauf dieses neuen Creditpapieres auf den Verkehr der schon eingebürgerten reagiren mag. Nun wird wahrscheinlich die Bejahung der ersten Frage bei den meisten Lesern a priori feststehen. Denn es ist nicht zu läugnen, daß von einer Finanzverwaltung, die wie die preußische sich von jeher durch die größte Umsicht, ja man kann hinzufügen durch eine gewisse Aengstlichkeit, ihrem wohlverdienten Credite zu schaden, ausgezeichnet hat, kaum zu erwarten ist, daß sie mit Hülfe der Landesvertretung ein Gesetz durchbringt, dem die Verhältnisse nicht entsprechen sollten. Sehen wir uns diese indeß, unbeirrt von jener berechtigten Gefühlsrichtung, näher an. Wir setzen natürlich voraus, daß die preußische Bank, dieses mit seinen verschiedenen Filialen über das ganze Land wohlverzweigte Institut im eigenen und im Landesinteresse der Regierung bei der Unterbringung resp. Einziehung der Schatzscheine dieselbe wirksame Unterstützung leiht, wie die englische und französische Bank ihren resp. Regierungen. Es wird ferner vorausgesetzt, daß die Regierung die Schatzscheine bei Steuerzahlungen nicht allein zulasse, sondern vielleicht gar mit einem Disconto begünstige. Dadurch ist schon einer bedeutenden Summe von Schatzscheinen Umlauf gesichert. Daß es in Preußen bei seinen schon so weit vorgeschrittenen Industrie- und Handelsverhältnissen an Capitalien nicht fehlen kann, die temporär brach liegen und eine so sichere Anlage, wie sie die Schatzscheine darbieten, zeitweilig suchen werden, liegt auf der Hand. Man braucht bei dieser Annahme gar nicht zu bestreiten, daß im Allgemeinen die Geschäfte bei uns nicht mit einem so starken Cassenrückhalte gemacht werden, wie z. B. in

England. Dahin werden wir, beiläufig gesagt, auch noch kommen. Allein die Cassenreserve ist bei uns vorhanden und während sie jetzt in leicht zahlbaren Banknoten besteht, die zinslos entweder in den Cassen der einzelnen Geschäftsleute oder der wirklichen Bankiers und der Banken liegen, wird dieselbe den wenn auch geringen Zinsgenuß nicht verschmähen, der bei gesichertem Capital durch temporäre Anlage in Schatzscheinen zu gewinnen ist. Einen unumstößlichen Beweis für das Vorhandensein solcher temporär unbenutzter Capitale bieten die Bankausweise unter der Rubrik Depositen-Capitalien dar. Allein bei der preußischen Bank betragen dieselben durchschnittlich über 20 Millionen Thaler. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein großer Theil, jedenfalls die unverzinslichen Depositen auf Schatzscheine übergehen würden. Es wäre ferner ein leichtes, die Gesetzgebung oder Verordnungen dahin zu ändern, daß die nicht unbedeutenden Summen, die temporär bei den Civil- und Vormundschaftsgerichten unverzinst liegen, bis zur Entscheidung in Schatzscheinen angelegt werden müssen mit Hinterlegung bei der Bank. Ein noch ergiebigeres Gebiet für die Unterbringung von verzinslichen Schatzscheinen bieten unsere Sparkassen dar. Es ist bekannt, daß dieselben statutenmäßig eine baare Reserve für Rückzahlungen halten müssen; ferner, und das ist für unsere Frage die Hauptsache, daß dieselben den Einlagen durchschnittlich einen geringeren Zinssatz vergüten, als die Schatzscheine voraussichtlich tragen werden. Es ist ferner bekannt, daß die Sparkassen die Einlagen zum Ankauf von Staats- und Communal-Papieren verwenden, deren Cours bei ruhigen Zeiten — und nur in solchen werden neue Einlagen gemacht — sehr hoch stehen und bei jedem einbrechenden Gewitter auf dem weiten Gebiete der materiellen Interessen um Procente fallen. Wem fällt nicht die Misère ein, welche die Berliner Sparkasse, d. h. die städtischen Steuerzahler, während des letzten Sommers durchgemacht hat. Liegt nun nicht die Voraussetzung nahe, daß die Sparkassen im eigenen Interesse vorziehen werden, einen bedeutenden Theil ihrer Einlagen in verzinslichen Schatzscheinen anzulegen, da sie 1) wahrscheinlich auf diese Weise mehr, jedenfalls ebensoviel Zins erzielen, als sie ihren Interessenten vergüten, und 2) sicher sind, bei plötzlich eintretenden übermäßigen Rückforderungen nicht so enorme Verluste am Capital zu erleiden? Denn selbst im schlimmsten Falle können Schatzscheine mit fester Rückzahlungsfrist des Nominal-Capitals nicht im Entferntesten in gleichem Maße, wie Staats- und Communalpapiere fallen, ganz abgesehen von Hypotheken, die in kritischen Zeiten geradezu werthlos sind und die dennoch von so vielen Sparkassen berücksichtigt werden.

Nach dem Gesagten unterliegt bei uns es keinem Zweifel, daß in Preußen ausreichende Bedingungen für Aufnahme einer großen Summe verzinslicher Schatzscheine vorhanden sind. Ob die ganzen 60 Millionen — das ist vorher schwer zu sagen. Es geht Völkern nicht anders, wie Individuen beim Schwimmenlernen. Von der immensen latenten Kraft, die in unserem Preußenvolke vorhanden ist, haben wir uns leider in unserer Bescheidenheit gewöhnt, uns nur schüchterne Begriffe zu machen.

Es erübrigt noch die Beantwortung der zweiten obengestellten Frage,

welchen Einfluß der Umlauf einer bedeutenden Summe von Schatzscheinen auf die bestehenden Geldverhältnisse ausüben wird. Daß dieselben nicht den Character von Papiergeld tragen, ist klar und braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Insofern sie aber die Stelle derjenigen Banknoten ersetzen, die jetzt in den Kassen der Geschäftsleute und Geschäftsinstitute die Kassenreserve bilden, machen sie diese frei oder lassen sie in die Bank zurückströmen. Ist der allgemeine Verkehr nicht so blühend, daß er die freigewordenen Banknoten verwenden kann, so muß der allgemeine Discontosatz temporär so lange fallen, als nicht durch die billigere Beschaffung des allgemeinen Credits neue Unternehmungen erwachsen oder bestehende ausgedehnt werden.

Dem öffentlichen Wohle geschieht also selbst im schlimmsten Falle kein Schade. Insofern aber die Schatzscheine gemäß der obigen Ausführung von den Sparkassen aufgenommen werden, können sie im schlimmsten Falle den Cours derjenigen Staats- und Communalpapiere etwas drücken oder dessen Steigerung zurückhalten, die dort bisher gewöhnliche Aufnahme gefunden haben. Und das ist wahrlich kein Nachtheil für den Theil des Publicums, der eine wirkliche und sichere Verzinsung für sein Capital sucht. Ueberhaupt ist die hier für den schlimmsten Fall angenommene Folge noch fraglich. Jedenfalls kommt man zur Ueberzeugung, daß ein solcher Druck der öffentlichen Course nur ein zeitweiliger sein kann, wenn man sich gewöhnt hat zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit die hiesige Börse und durch sie das weitere Publicum in normalen Zeiten Millionen auf Millionen von zum Theil zweideutigen Papieren aufnimmt. Das finanzielle Gleichgewicht würde also nach allen Seiten hin in kurzer Zeit wiederhergestellt sein. Wahrscheinlichen und nicht unbedeutenden Nachtheil für die öffentlichen Verkehrsverhältnisse würde auf der anderen Seite ein plötzliches Zurückziehen der Schatzscheine verursachen, nachdem dieselben sich in ihrem finanziellen Berufe eingebürget haben. In diesem Falle träte der umgekehrte Entwickelungsgang ein; an Stelle der Schatzscheine in den Kassen würden wieder Banknoten treten und auf diese Weise eine sogenannte Geldklemme erzeugt werden, indem sich zeitweilig wenigstens ein gewisser Mangel an Umlaufsmitteln zeigen würde. Die Sparkassen würden wieder in stärkerem Maße als Käufer von öffentlichen Papieren auftreten und deren Course treiben ꝛc. Das Weitere braucht nicht ausgeführt zu werden.

Von der Umsicht der preußischen Regierung darf erwartet werden, daß sie die neue Anleihe, namentlich in der Gestalt der bewilligten Schatzscheine nur in den, bei der Berathung und Motivirung der Gesetzvorlage angeführten Fällen machen wird. Sieht sie sich indeß dazu veranlaßt, so weiß das Volk, welche Interessen auf dem Spiele stehen und wird der Regierung bereitwillig wie bisher folgen. Uns genügt es, dargethan zu haben, daß ohne an die Opferwilligkeit des Volkes zu appelliren, in unseren bestehenden gegebenen wirthschaftlichen Verhältnissen die Voraussetzung zu einer reichlichen Absorbtion von verzinslichen Schatzscheinen vorhanden ist.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

30.

Doch schaut mit mir zurück, recht zu erfassen
Dieß Leben, wahrhaft, voll des heil'gen Worts!
Den Gegensatz, in den sich zu entlassen
Das Wohlgefallen war des höchsten Horts,
Die Welt, die in dem Streit von Lieb' und Hassen
Im Einheitsdrang zersplittert ihres Orts —
Den Gegensatz, die nur gottfäh'ge Welt
Verglich, versöhnt', erfüllte Gottes Held,

Der über sich nahm Welt und Leben, Qualen
Und Schmach, den Schmerz, der Creaturen Tod,
Aus Lieb' entäußert seiner Gottheit Strahlen,
Hehr aufgegangen in so dunkle Noth,
Zu tilgen diese Noth, die Schuld zu zahlen,
Daß wir Theil hätten an des Himmels Brod,
Wir durch den Auferstandenen bewährt,
In Wahrheit und in Wirklichkeit verklärt.

Nun theilen wir die himmlische Erquickung
Bereitet durch den Herrn der Herrlichkeit,
Weil wir durch seinen Geist, den voll Entzückung
Wir inne werden, in uns selbst befreit,
Gewiß sind der einst gänzlichen Entrückung,
Des vollen Sieges über Raum und Zeit.
Doch kämpfend muß, in ihm aufzuersteh'n,
Noch unser Sein durch Leid und Sterben geh'n.

Von der Erlösung sprach in seinen Tönen
Auch Rodrich, tief beseelt durch's Christenthum.
In seines Schmerzes heiligem Aussöhnen
Verkündigt er des ein'gen Helfers Ruhm —
Des ein'gen Helfers, denn aus Zwang und Fröhnen
Des Ird'schen führt nur er in's Heiligthum,
Sein Geist allein versöhnt nicht transcendent
Wie Denken und Anschaun — nein, immanent:

Denn so durchflammt er, daß nichts draußen bliebe,
Das ganze geistig irdische Gemüth,
Die Existenz in ihrem vollen Triebe,
Und schafft den Sterblichen ein neu Geblüt — —
Ich sage, daß dem Rodrich heil'ge Liebe,
Nach seiner Mutter auch und Schwester zieht;
Auch hier gab Christi Geist an seinem Heil
Dem wundersam bewegten Knaben Theil.

Doch was die Ordnungen des Staats gewährten,
Haus, Schule, Kirche und Geselligkeit,
Auch seine idealen Bünde nährten
Nicht diesen innern Trost in Freud' und Leid,
Denn was sie irgend geben, was sie lehrten,
Entsprang zumeist nur der Gesetzlichkeit,
Die in den Formen der Humanität
Nothwendig inhaltslos und öde steht.

Mein Knab' hing ohnedies in hoher Spannung
Nach der gepries'nen Idealität,
Die keineswegs die irdische Verbannung
Besiegt, in deren Flucht nur sie sich bläht,
Und, überfliegend Widerspruch und Spannung,
In ungemischtes Sein, in Nichts aufgeht:
So konnt' er dauernd nicht, aus diesen Gründen,
Im Christusgeist die wahre Heimath finden.

Tief ward zu tief der Widerspruch empfunden,
Nach Einheit unaussprechlich war sein Hang.
Der Zwiespalt wuchs; das Sein unüberwunden,
Droht' aller leeren Form den Untergang.
Da beut ihm die Kunstschönheit ein Gesunden,
Verspricht die Sätt'gung seinem Wahrheitsdrang.
Auch giebt sie Heil, doch seicht und allgemein,
Nur illusorisch, nur der Sühne Schein.

Denn sie versöhnt das Drüben und Hienieden
Nicht wirklich; nur im idealen Schwung
Erringt sie pantheistisch einen Frieden
In alles Sinnlichen Verherrlichung.
Und wie es sei, sie beut doch einen Frieden,
Und Rodrich fühlt sich frei von Hinderung,
Denn nicht mehr soll ihn Irdisches frech stören,
Noch gar das Ueberirdische verheeren.

31.

Conrad, der ganz richtigen Gefühls vorausgesetzt, sein Gedicht müsse, je wie es sich mehr und mehr vertiefe, seine Zuhörer abstoßen, hielt schon hier ein wenig ein, zweifelhaft ob er fortläse. In der Meinung, daß seine Absicht, mit den überlebten Freundschaften ein Ende zu machen, vielleicht schon erreicht sei, warf er einen fragenden Blick in die Gesellschaft; doch hier überwog noch das egoistische, eitle Interesse, sich selbst dargestellt zu finden, die Apathie, ja Antipathie wider den eigentlichen Inhalt des Werks. Der Dichter fand sich ermüßigt, die ironische Vorlesung noch fortzusetzen und er las mit hohem Ernste so:

Wir finden Rodrich, schwelgend im Kunstschönen
Als Jüngling wieder in der Residenz. —
Energisch hatt' er vor den andern Söhnen
Gestrebt im Reiche der Intelligenz.
Ihn schmückt die Gunst der Schule, der Camönen,
Verheißungsreich ist seines Lebens Lenz.
Der Vater ließ den würd'gen Sohn gewähren,
Frei sich zu leben in den geist'gen Sphären.

Er hatte mit Selbstthätigkeit nach Wissen
Gerungen, wußte innerst was er weiß.
Streng sichtend, immer wesentlich beflissen,
Ward ihm der Alten Hochgewinn und Preis,
Das Kalonk'agathon; reich in Kenntnissen
Aneignet' er ihr Maaß, ihr einfach Gleis,
Den graden und bestimmten Weg zum Ziel,
Die Mitte des „Zuwenig und Zuviel."

Vertraut mit seinen Dichtern und Weltweisen
Bezog er so die Universität,
Und wählte nach vorschriftlichen Geleisen
Die philosoph'sche Facultät.
Doch hat er hier auch in ihm eig'nen Kreisen
Des Geistes Theil, den er nur frei versteht.
Systemen abhold, die zumeist rhetorisch,
Nach Wahrheit forscht' er, lebensvoll historisch.

Und jetzt beginnt schon, wie ihn im Gemüthe
Der heil'ge Geist oft wundervoll durchdringt,
Sein Trachten, daß ihm Jener nicht entriethe
In Kunst auch, Wissen, wo er freier schwingt,
Doch deren lichte, wunderschöne Blüthe
Nur dieser Geist zur Frucht, zur Reife bringt.
Genügen konnte seinem Wahrheitstrieb
Nicht ein abstractes leeres Denkprincip.

Der Wahrheit Zier wird in Philosophemen
An sich, in dem bloß Log'schen nicht geschaut;
Kein wirklich Wissen webt in den Systemen,
Die nur erdenken den Besitz der Braut;
Denn was ist ihr Besitz? Nur Formeln, Schemen,
Geist und Gespenst, Geistnacht, Buchstabenlaut.
Das sollt' er je und je mit Graus erfahren,
Im freien Suchen nach dem wirklich Wahren.

Ihn äffte graß die logische Methode,
Die nie je das Lebendige erschwang;
In ihrem Thun bewegte wie im Tode
Sein Geist sich mit dem allerhärt'sten Zwang.
Dann, wie er hier auch sehnt nach Lebensbrode,
Selbst zu versteh'n den Weltzusammenhang,
Ist ihm der Geist im „Wort von Gott" erschienen,
Und denkend auch verfolgt er nur dies Sühnen.

Denn ihm gedieh es vollbewußt zu Sinne,
Was in den Tiefen seiner Seele ruht:
Daß nämlich Wahrheit der allein gewinne,
Nur der erringe jenes „höchste Gut,"
Des Herz und Geist „das Wort von Gott„ ist inne,
Das „Wort," die Wahrheit in der Liebe Gluth.
Durchbringt uns nicht persönlich die Idee,
Wir finden nicht den Aufgang aus der Höh'. —

Auch treibt ihn oft in Kunst, Natur und Leben
Sein guter Genius nach des Ernstes Höh'n.
Auch hier mag ihm das Heilige sich geben,
Stets dann bleibt voll ihm dessen Kraft und Weh'n,
Wenn Herzberauschungen, die zückend heben,
Nach ihrer Art wie Träume flugs zergeh'n.
Doch trunkene Begeist'rung in den Sphären
Versagt ihn oft, den heil'gen Geist zu hören.

Denn wie den Knaben das just, was persönlich
Im ew'gen Sinn, aufblitzend nur antrat,
So auch, durch Phantasieen leicht versöhnlich,
Erschwingt er jetzt nicht oft des Heil'gen Rath.
Dies Allsein, das „ein Mensch der Zeit" gewöhnlich
Bekennt auf seinem labyrinth'schen Pfad,
Die unbestimmte Welt ist in den Schwüngen
Genugsam seinem ächt poet'schen Dringen.

So hält ihn noch ein pantheistisch Wähnen,
Und selt'ner wird „das Wort aus Gott" ihm kund.
Heim wie nur wen'ge im Gebiet des Schönen,
Begabt in Fülle für den Lebensbund,
Scheint seinen Wunsch Erfüllung hier zu krönen,
Die Schuld sei hier getilgt von Tag und Stund'. —
Doch zur Geschichte! Mag sein Thun und Weben
Euch über seinen Geist den Aufschluß geben.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Die benachbarten Völker beneiden diese glückliche Insel um ihre Regierung; sie fühlen sich durch die Weisheit ihrer Einrichtungen und die Tugenden ihrer Einwohner mächtig angezogen. Die freien Nationen und diejenigen, welche sich durch sich selbst regieren (viele unter ihnen sind einst durch die Utopier von der Tyrannei befreit worden), kommen nach Utopien, um sich dort auf ein oder fünf Jahre ihre Obrigkeiten zu erbitten. Nach Ablauf ihrer Amtsführung kehren diese entlehnten Obrigkeiten mit allen Ehren, die sie verdienen, in ihr Land zurück, und andere reisen ab, um sie zu ersetzen.

Es ist gewiß, daß die Völker, welche so handeln, ihre eigenen Interessen dadurch am meisten befördern. Denn das Heil oder der Untergang eines Reichs hängt von den Sitten Derjenigen ab, die es verwalten.

Nun bieten aber unsere Insulaner der Wahl Derjenigen, die sie zu ihren Oberhäuptern wählen, die besten Garantien politischer Tüchtigkeit. Der Utopier wird sich durch den Köder des Reichthums nicht bestechen lassen, so glänzend dieser auch sein möchte; bald würde er nicht den geringsten Nutzen mehr davon haben, da er nach wenigen Jahren oder Monaten in sein Vaterland zurückkehren muß; er wird sich ferner weder durch Liebe noch durch Haß bestimmen lassen, weil er seinen Unterthanen durchaus unbekannt ist. Unglücklich das Land, wo auf dem Richterstuhle der Geiz und Privatrücksichten herrschen! Um die Gerechtigkeit, diese festeste Stütze der Staaten, ist es dort geschehen.

Die utopische Republik erkennt diejenigen Völker, die bei ihr ihre Obrigkeiten suchen, für Verbündete, und diejenigen, die irgend eine Verbindlichkeit gegen sie haben, für Freunde. Was die Verträge betrifft, welche die übri-

gen Nationen so oft abschließen, um sie zu brechen und später wieder zu erneuern, so schließt jene niemals einen solchen.

Wozu dienen die Verträge? fragen die Utopier. Hat nicht die Natur durch hinlänglich feste Bande den Menschen an den Menschen gekettet? Würde Derjenige, welcher diese starken und heiligen Bande verachtet, sich ein Gewissen daraus machen, schriftlichen Vertrag zu verletzen?

Sie betrachten die Einführung der Verträge selbst dann noch für ein Uebel, wenn diese gewissenhaft beobachtet werden.

Wenn noch die Bündnisse die Freundschaft der Verbündeten sicherten; aber nie entfernen sie jede Veranlassung zum Bruche, und folglich zu Raub und Krieg, wegen der Unbedachtsamkeit der Diplomaten, welche die Artikel aufstellen. Selten umfassen die Bevollmächtigten in ihren Verboten und Decreten alle möglichen Fälle, selten sprechen sie dieselben in einer durchaus deutlichen und genauen Weise aus.

Der Krieg ist den Utopiern ein Greuel. Er scheint ihnen eine thierische Rohheit, die der Mensch gleichwohl häufiger begehe, als irgend eine Gattung wilder Thiere. Den Sitten fast aller Nationen zuwider gilt in Utopien Nichts für so schändlich, als dem Ruhme auf Schlachtfeldern nachzustreben. Man darf jedoch nicht glauben, daß sie sich deshalb nicht sehr eifrig in der militärischen Disciplin übten; sogar die Frauen sind dazu ebensowohl wie die Männer gehalten; es sind für die Uebungen gewisse Tage festgesetzt; damit Niemand im entscheidenden Augenblicke zum Kampfe ungeschickt sei.

Niemals aber unternehmen die Utopier einen Krieg ohne gewichtige Beweggründe. Zu diesen zählen sie die Nothwendigkeit, ihre Grenzen zu vertheidigen oder einen feindlichen Einfall in das Gebiet ihrer Verbündeten zurückzuschlagen oder auch ein durch den Despotismus unterdrücktes Volk von der Knechtschaft und dem Joche eines Tyrannen zu befreien. Hierin befragen sie nicht ihre eigenen Interessen, sie haben nur das Wohl der Menschheit im Auge.

Der Staat von Utopien eilt seinen Freunden ohne alle Gegenansprüche zu Hülfe, und zwar nicht allein bei Gelegenheit eines feindlichen Einfalles, sondern auch bisweilen um Rache und Genugthuung für eine Beleidigung zu nehmen. In dieser Weise geht er jedoch nur zu Werke, wenn er vor der Kriegserklärung befragt wurde; dann untersucht er ernstlich die Gerechtigkeit der Sache, und wenn das Volk, welches den Schaden zufügte, diesen nicht ersetzen will, wird es für den Urheber des Kriegs erklärt und für alle Uebel desselben verantwortlich gemacht.

Diesen unumstößlichen Schluß fassen die Utopier, so oft durch einen bewaffneten Einfall ein Raub verübt wurde; nie aber ist ihr Zorn schrecklicher, als wenn Kaufleute von einer befreundeten Nation unter dem Schutze einiger unbilligen Gesetze, oder nach einer falschen Auslegung von guten, in der Fremde im Namen der Gerechtigkeit ungerechte Prellereien erdulden mußten.

Der Art war der Ursprung des Krieges, welchen sie kurz vor der ge-

genwärtigen Generation gegen die Alaopoliten und zu Gunsten der Nephelogeten unternahmen.

Die Alaopoliten hatten, nach der Aussage der Nephelogeten, einigen ihrer Kaufleute unter gesetzlichem Vorwande einen beträchtlichen Schaden zugefügt. Mochte nun die Klage wohl oder übel begründet sein, gewiß ist es, daß er einen schrecklichen Krieg zur Folge hatte. Mit dem Hasse und den Kräften der beiden vornehmsten Feinde verbanden sich die Rücksichten und Hülfsleistungen der benachbarten Länder. Mächtige Nationen wurden erschüttert, andere geschlagen. Diese traurige Kettenreihe von Uebeln endigte nur mit der gänzlichen Niederlage und Knechtschaft der Alaopoliten, welche die Utopier (in Betracht, daß dieser Krieg sie nicht persönlich anging) der Herrschaft der Nephelogeten unterwarfen. Indessen erreichten die Letzteren bei weitem nicht den blühenden Zustand der Alaopoliten.

Mit solchem Nachdrucke verfolgen unsere Insulaner ein ihren Freunden zugefügtes Unrecht, selbst wenn es sich dabei nur um Geld handelt. Geringern Eifer zeigen sie für ihre eigenen Angelegenheiten. Ereignet es sich, daß einige Bürger die Opfer irgend eines Betrugs, oder im Auslande ihrer Güter beraubt werden, so rächen die Utopier sich, vorausgesetzt, daß gegen jene kein persönlicher Angriff stattgefunden, an dem Volke, das den Frevel beging, durch den Abbruch jedes Verkehrs mit demselben, bis es Genugthuung gegeben hat.

Nicht als ob die Interessen ihrer Mitbürger ihnen weniger am Herzen lägen, als diejenigen ihrer Verbündeten; aber die zum Nachtheil der letzteren ausgeübten Prellereien ertragen sie ungeduldiger, weil der nichtutopische Kaufmann dann einen Theil seines Privatvermögens einbüßt und weil dieser Verlust für ihn ein großes Unglück bildet, während der Utopier immer nur zum Nachtheile des öffentlichen Vermögens oder vielmehr des Ueberflusses seines Landes verlieren kann; denn in anderer Weise ist die Ausfuhr verboten. Und dies ist der Grund, weshalb in Utopien die Individuen durch Geldverluste nur sehr schwach berührt werden. Mit Recht halten sie es daher für allzu grausam, durch den Tod einer großen Anzahl von Menschen einen Schaden zu rächen, der weder das Leben, noch den Wohlstand ihrer Mitbürger gefährden kann.

Ereignet es sich übrigens, daß ein Utopier in Folge öffentlicher Berathung oder durch einen Privatanschlag ungerechter Weise mißhandelt oder getödtet wird, so beauftragt der Staat seine Gesandten, den Thatbestand zu ermitteln, er verlangt die Auslieferung der Schuldigen und läßt sich im Falle der Weigerung durch Nichts besänftigen, als durch eine schleunige Kriegserklärung. Im entgegengesetzten Falle werden die Urheber des Verbrechens mit dem Tode oder der Sklaverei bestraft.

Die Utopier trauern über Nichts so sehr, als über die Lorbeeren eines blutigen Krieges; sie schämen sich sogar derselben, da sie es für absurd halten, selbst die glänzendsten Vortheile um menschliches Blut zu erkaufen. Für sie besteht der schönste Ruhm darin, den Feind nur durch Gewandtheit und List besiegt zu haben. Dann sieht man sie öffentliche Triumphe feiern

und wie nach einer Heldenthat Trophäen errichten; sie rühmen sich, als Menschen und Helden gehandelt zu haben, so oft sie ausschließlich durch die Macht der Vernunft gesiegt, was von allen lebenden Wesen keines als der Mensch vermag. Der Löwe, sagen sie, der Bär, der Eber, der Wolf, der Hund und die übrigen wilden Thiere wissen im Kampfe nur ihre Körperkraft anzuwenden; der Mehrzahl nach übertreffen sie uns an Kühnheit und Stärke, und dennoch unterliegen alle der Macht der Intelligenz und Vernunft.

Wenn die Utopier einen Krieg beginnen, haben sie dabei keinen andern Zweck, als Dasjenige zu erlangen, was sie ihn zu erklären verhindert hätte, wenn ihre Forderungen vor dem Friedensbruche erfüllt worden wären. Ist jede Genugthuung unmöglich, so rächen sie sich an den Herausforderern in einer Weise, welche Diejenigen, welche ähnliche Unternehmungen wagen würden, für die Zukunft abschreckt. Dies ist das Ziel der Utopier in der Ausführung ihrer Pläne, ein Ziel, welches sie mit Energie und in Kürze zu erreichen suchen, indem sie lieber die Gefahr vermeiden, als einem eitlen Ruhme nachjagen.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung tragen sie Sorge, insgeheim an dem nämlichen Tage und in den vornehmsten Orten des feindlichen Landes Proclamationen anschlagen zu lassen, die das Siegel des Staates tragen. Diese Proclamationen versprechen dem Mörder des Fürsten glänzende Belohnungen; minder beträchtliche Belohnungen, obgleich noch immer beträchtlich genug, werden für die Köpfe einer gewissen Zahl von Individuen versprochen, deren Namen auf diesen Todesurtheilen bemerkt sind. Die Utopier setzen somit Preise auf die Köpfe der Räthe oder Minister, die zunächst dem Fürsten die vornehmsten Urheber der Beleidigung sind. Der dem Mörder versprochene Lohn wird für Denjenigen verdoppelt, welcher einen der dem Tode Geweihten lebend überliefert. Selbst Diejenigen, auf deren Kopf ein Preis gesetzt war, werden durch das Anerbieten ähnlicher Belohnungen und durch das Versprechen der Ungestraftheit aufgefordert, ihre Mitschuldigen zu verrathen.

Diese Maßregel bewirkt unter den Oberhäuptern der entgegengesetzten Partei alsbald wechselseitiges Mißtrauen. Es herrscht unter ihnen weder Zutrauen mehr noch Sicherheit; Einer fürchtet den Andern, und diese Furcht ist keineswegs ungegründet. Denn es ist thatsächlich, daß oft mehrere, und unter diesen vorzüglich der Fürst, gerade von Denjenigen verrathen wurden, auf welche sie ihre sicherste Hoffnung gestellt. So groß ist die Macht des Geldes dem Verbrechen gegenüber. Auch schonen die Utopier desselben unter solchen Umständen niemals. Mit der dankbarsten Freigebigkeit belohnen sie Diejenigen, welche sie allen Gefahren der Verrätherei widmen; und sie tragen Sorge, daß die Größe der Gefahr durch den Lohn aufgewogen werde.

Zu diesem Zwecke versprechen sie den Verräthern nicht allein unermeßliche Summen an Geld, sondern auch den perpetuellen Besitz an Ländereien von bedeutendem Einkommen, die in sicheren Gegenden bei ihren Verbündeten gelegen sind. Und ihr Wort halten sie getreu.

Dieser Gebrauch, mit seinen Feinden zu handeln, auf ihren Kopf einen

Preis zu setzen, wird überall anderswo als eine grausame Feigheit verworfen, die nur entarteten Seelen eigen sei. Die Utopier aber rühmen sich desselben als einer besondern Klugheitsmaßregel, welche die schrecklichsten Kriege ohne Kampf entscheide. Sie machen sich eine Ehre daraus, wie aus einer Handlung der Menschlichkeit und des Erbarmens, die durch den Tod weniger Schuldigen das Leben mehrerer Tausend Unschuldiger erkaufe, die auf dem Schlachtfelde zu sterben bestimmt waren. Denn die Schonung der Utopier umfaßt die Soldaten aller Fahnen; sie wissen, daß der Soldat nicht aus eigener Entscheidung in den Krieg zieht, sondern durch die Befehle und die Streitsucht der Fürsten dazu gezwungen wird. Bleiben die obigen Mittel ohne Erfolg, so säen und nähren unsere Insulaner Uneinigkeit und Zwietracht, indem sie dem Bruder des Fürsten oder irgend einer andern hohen Person Hoffnung geben, sich des Thrones zu bemächtigen.

Wenn die inneren Factionen aus Entkräftung erlöschen, stacheln sie die dem Feinde benachbarten Nationen auf; sie bringen dieselben mit ihm in's Handgemenge, indem sie irgend einen jener alten Vorwände aufsuchen, deren die Könige niemals entbehren; zu gleicher Zeit versprechen sie diesen neuen Verbündeten Hülfsleistungen, lassen ihnen das Geld im Stillen zufließen, vermehren die Kräfte derselben jedoch nur durch eine geringe Zahl von Bürgern.

Die Bürger sind dem Staate von Utopien der theuerste und kostbarste Schatz; die rücksichtsvolle Achtung, welche die Einwohner der Insel gegen einander hegen, ist so groß, daß sie nur ungern einwilligen würden, einen der Ihrigen gegen einen feindlichen Fürsten auszuwechseln. Sie verschwenden das Gold ohne Bedauern, weil sie es nur zu jenen Gebräuchen verwenden, deren ich schon erwähnt habe; keiner unter ihnen würde weniger bequem zu leben gezwungen sein, selbst wenn sie den letzten Thaler ausgeben müßten. Die Reichthümer der Insel abgerechnet, sind sie auch außerdem, wie ich Ihnen schon erzählt zu haben glaube, Gläubiger mehrerer Staaten für unermeßliche Summen. Mit einem Theile dieses Geldes besolden sie die Soldaten jedes Landes und vorzüglich des Landes der Zapoleten, welches in einer Entfernung von 500,000 Schritten östlich von Utopien liegt.

Die Zapoleten, ein barbarisches, rohes und wildes Volk, gefallen sich nur inmitten der Wälder und Felsen, in welchen sie aufgewachsen sind. Sie sind abgehärtet und ertragen geduldig Kälte, Hitze und Mühen. Die Annehmlichkeiten des Lebens sind ihnen unbekannt, sie vernachlässigen den Ackerbau, sie wissen weder bequem zu wohnen noch sich leidlich zu kleiden. Ihr einziger Erwerbszweig besteht in der Wartung ihrer Heerden, und in der Regel haben sie keine anderen Existenzmittel als Jagd und Raub.

Ausschließlich für den Krieg geboren, suchen und ergreifen die Zapoleten begierig jede Gelegenheit, die sich für einen solchen darbietet. Zu Tausenden steigen sie dann von ihren Gebirgen herab und verkaufen ihre Dienste um einen niedrigen Preis an die erste die beste Nation, die deren bedarf. Das einzige Handwerk, welches sie verstehen, ist ein todtbringendes; aber sie schlagen sich tapfer und mit unbestechlicher Treue im Dienste Derjeni-

gen, die sie angeworben. Niemals machen sie sich für einen gewissen Zeitraum verbindlich, sondern immer nur unter der Bedingung, andern Tags zum Feinde überzugehen, wenn dieser ihnen mehr bietet, und später wieder unter ihre Fahnen zurückzukehren, sobald sie dort eine gleiche Erhöhung des Soldes finden.

Selten entsteht in diesen Ländern ein Krieg, in welchem nicht auf beiden Seiten Zapoleten kämpften. So sieht man täglich sehr nahe Verwandte, Freunde, die, während sie derselben Sache dienten, eng mit einander verbunden waren, später mit der ärgsten Erbitterung gegen einander kämpfen, sobald der Zufall sie trennt und in die Reihen zweier feindlichen Parteien bringt. Sie vergessen Familie und Freundschaft, sie tödten einander in schrecklicher Wuth, und zwar aus dem Grunde, weil zwei feindliche Herrscher ihnen ihr Blut und ihre Wuth mit einigen Stücken geringer Münze bezahlen. Die Geldbegierde ist bei ihnen so arg, daß ein Groschen über ihren täglichen Sold hinreicht, sie ihre Fahne wechseln zu lassen. Diese Begierde ist in ungezügelte Habsucht entartet, die gleichwohl ohne Nutzen für sie ist, denn was der Zapolet mit seinem Blute gewinnt, verschwendet er durch Ausschweifungen, und zwar durch Ausschweifungen der elendesten Art.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

Geographie des Preußischen Staates. Ein Handbuch für Jedermann. Von Gustav Neumann, Lehrer in Neustadt-Eberswalde. Anhang: die übrigen norddeutschen Staaten. Vollständig in 4 Lieferungen (52 Bogen.) Bis dahin erschienen 1. und 2. Lieferung. Neustadt-Eberswalde, 1867, G. A. Lemme.

I.

„Durch die Erfolge des glücklichen Krieges im Sommer 1866 mußte vorliegendes Werk, das in seinen ersten 2 Lieferungen bereits gedruckt war, bedeutende Umänderungen erfahren, wenn es auf der Höhe der Zeit bleiben sollte. Umgedruckt wurden demnach 8¼ Bogen. Der Verfasser konnte sich mit bloßen Nachträgen nicht begnügen; dieselben wären immerhin auch nur als ganz unvollkommene Bruchstücke anzusehen gewesen. Durch die neue Umarbeitung aber darf er sein Werk als das erste hinstellen, das den Staat in seinem neuen Umfange beschreibt."

So der Verfasser in seinem Vorbericht. Betrachten wir das Buch genauer!

Der Verfasser hat es in 2 Abschnitte getheilt, die er also betitelt: der

Staat im Allgemeinen (S. 1—247) und Topographie des Staates (von S. 248 an.)

In dem ersten Theile finden wir als besondere Kapitel: Erwerbungen, Lage, Gränzen und Größe; Bodenkunde; die Gewässer; Verkehrswege; Naturerzeugnisse; die Bewohner; technische und geistige Cultur; Staatsverfassung und -verwaltung.

Unter diesen Kapiteln ist das letztere, wie der Verfasser selbst gesteht, zum Theil veraltet; er verspricht aber auch, dasselbe beim Schlusse des Werkes in einer neuen Form erscheinen zu lassen. Die gegenwärtigen Uebergangsstadien für die neuen Provinzen haben hier einen Umdruck noch nicht möglich gemacht.

Besonders hervorzuheben sind die Kapitel über Bodenkunde, die Gewässer, Verkehrswege, Naturerzeugnisse und die Bewohner. Sie unterscheiden sich so sehr von den betreffenden Abschnitten in ähnlichen Werken, daß sie als eigenes Werk des Verfassers im rechten Sinne des Wortes betrachtet werden müssen. Der Verfasser hat die trockene Darstellungsweise, in welche die Geographie so leicht verfällt, überall zu vermeiden gesucht und daher die vielen statistischen Zahlen, die übrigens schnell veralten, weggelassen. Nichtsdestoweniger hat auch er Zahlen in Menge geliefert, bei diesen sich aber von zwei Gesichtspunkten leiten lassen: einerseits hat er nur solche Zahlen geben wollen, die einer Veränderung so leicht nicht unterliegen; andererseits suchte er durch Zahlen Vergleiche anzustellen. Daher finden wir z. B. überaus zahlreiche Höhenangaben und die Meilenzahl bei fast allen Eisenbahnstationen in Norddeutschland, ferner die Anzahl der Bewohner nach verschiedenen Zählungen, bei den Kreisen von 1819 und 1864, bei den Städten von 1816 und 1864.

II.

Das Kapitel über Bodenkunde und die Gewässer (S. 3—129) nimmt in vorliegendem Buche einen viel größeren Raum in Anspruch, als in ähnlichen Werken. Der Verfasser hat von allen Theilen des Staates ein Bild geben wollen und hat die Norddeutsche Tiefebene ebenso ausführlich beschrieben, wie die Bergländer und Gebirge.

Die Bodenkunde ist in zwei Hauptabschnitte getheilt: in das Bergland (Seite 3—52) und in das Tiefland (Seite 52—71.) Das Bergland ist wieder unterschieden in das Schiefergebirge, das Rheinische Gebirgssystem, das Thüringsch-Niedersächsische, das Obersächsische und das Schlesische Bergland. Die Ausführung ist überall dieselbe. Den Höhenverhältnissen läßt der Verfasser eine geognostische Uebersicht folgen. Eigenthümlich hat der Verfasser sich oft zu helfen gesucht, um die Plateauländer übersichtlich darzustellen. So ist er in Ermangelung von wirklichen Höhenrücken in der Regel von den Wasserscheiden ausgegangen (z. B. auf der Eifel). Die zahlreichen Bergnamen und Höhenzahlen in Rheinl. Fuß werden nicht unwillkommen sein, da mit wenigen Ausnahmen die Lage der Höhenpunkte so genau angegeben ist, daß diese selbst in die Karte eingetragen werden können.

Zum ersten Male lesen wir hier, daß Theile von der Hohen Rhön und dem Spessart, das der Habichtswald, der Taunus, der Westerwald ꝛc. zu

Preußen gehören. Und wenn der Verfasser das Bergland des Königreiches Sachsen mit aufgenommen hat, so dürfte das wohl kaum als Fehler zu bezeichnen sein, da er die übrigen Norddeutschen Staaten doch wenigstens summarisch zu behandeln verspricht.

In dem Abschnitt über das Tiefland haben die Lüneburger Haide, die Moore und Marschländer an der Nordsee, der Schleswig-Holsteinsche Landrücken und die neuen Messungen des Generalstabes in der Provinz Preußen einen Platz gefunden. Im Osten von der Elbe unterscheidet der Verfasser den Märkisch-Schlesischen und den Baltisch-Uralischen Landrücken, das innere Becken des Tieflandes (das namentlich die Mitte der Provinz Brandenburg und fast ganz Posen ausfüllt) und das Tiefland an der Außenseite der beiden Landrücken. Diese Darstellung ist im Allgemeinen eine neue, auch begegnen wir gerade hier manchem neuen Namen: z. B. versteht der Verfasser unter der Bezeichnung des „Märkisch-Schlesischen Landrückens" den ganzen Höhenzug vom Fläming bis zum Oberschlesischen Juragebirge; das „Schlesische Längenthal" scheidet diesen Höhenzug vom südlichen Berglande; das „Ostpommersche Plateau" (Rummelsburg) wird als Gegensatz zur Pommerschen Seenplatte (Tempelburg) gebraucht.

In dem Abriß über die Gewässer sind natürlich auch die Buchten und Inseln an der Schleswig-Holsteinschen Ostseeküste aufgeführt worden, und ebenso ist der Nordsee und ihren Tiefenverhältnissen ein entsprechender Raum gewidmet.

Die Ströme, Flüsse und Kanäle bespricht der Verfasser nach den einzelnen Flußgebieten, und zwar giebt er zuerst kurze Notizen über das Stromgebiebt nebst dessen Begränzungen, denen er alsdann die Beschreibung des Hauptstromes und seiner Zuflüsse folgen läßt. Durch zahlreiche Höhenangaben, durch Aufführung der schiff- und flößbaren Wasserstrecken hat er das durch die Bodenbeschreibung gewonnene Bild vervollständigen wollen.

Die Landseen sind fast überall in einzelnen Gruppen untergebracht worden, die theils der Lage, theils der Richtung der Wasserbecken ihre Zusammensetzung verdanken. So unterscheidet der Verfasser z. B. in Pommern Strandseen, Seen in der Küstenebene und Seen auf dem Landrücken; in der Seengruppe von Liebemühl im Besonderen wieder eine östliche, mittlere und westliche Seenreihe, von denen die beiden letzteren durch die Verzweigungen des Elbing-Oberländischen Kanales in Verbindung stehen.

III.

Noch niemals ist in einem ähnlichen Werke den Eisenbahnen eine so große Ausführlichkeit gewidmet worden, wie in dem vorliegenden Buche. Der V. hat sich dabei freilich nur auf die rein practische Seite beschränkt. So finden wir auf Seite 129—144 ein Verzeichniß von sämmtlichen Eisenbahnstationen im norddeutschen Bundesstaate. Die einzelnen Bahnen sind nach den Hauptknotenpunkten geordnet, wodurch die Uebersicht sehr erleichtert wird. Diese Knotenpunkte sind Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden, Leipzig, Hannover, Köln, Frankfurt a. M. ꝛc. Wenn außerdem noch das Baukapital bei den meisten Bahnen, die Fahrpreise auf den Hauptstrecken und

die Entfernungen der einzelnen Stationen angegeben sind, so dürften gerade diese Zahlen für manche Kreise ganz willkommene Zugaben sein.

Der Abschnitt „Naturerzeugnisse" schließt sich in gewisser Beziehung der „Bodenkunde" an, wodurch das Bild der Oberfläche des Staatsgebietes noch vollständiger erscheint. Zuerst giebt der V. eine Uebersicht der Gebirgsformationen, dann folgen die Metalle. Die Stein- und Braunkohle behandelt er auf 11 Seiten. Der Hopfenbau in Posen erhält hier sowohl, als auch in der Topographie die nothwendige Berücksichtigung, die ihm bis dahin merkwürdiger Weise in den meisten Büchern versagt worden ist.

Ein kurzes Kapitel auf S. 197—199 nennt die wichtigsten Naturproducte der neu erworbenen Länder.

Der Abschnitt „die Bewohner" ist nicht umfangreich. Er enthält aber manche Sätze, die in Verbindung mit der Topographie interessant sind. Dahin rechnen wir die Angaben über die Dichtigkeit und Vermehrung der Bevölkerung, die auf fast allen Seiten der Topographie wiederkehren.

IV.

Einen vielfach originellen Standpunkt hat der V. bei Abfassung der Topographie eingenommen. Es ist dieser Theil auch viel umfangreicher, als der allgemeine.

Jeder Regierungs-Bezirk ist in Kreisgruppen zerlegt.

Zwar ist die Aufstellung solcher Kreisgruppen nichts Neues, denn schon der Statistiker Hoffmann hat sie angewendet. Freilich ging derselbe von ganz anderen Gesichtspunkten aus, weshalb von ihm die einzelnen Kreisgruppen oft aus Kreisen mehrerer Regierungs-Bezirke zusammengelegt worden sind.

In vorliegndem Buche ist die äußere Bodengestalt bei Bildung der Kreisgrupgen der Hauptgrund gewesen. Hier und da erscheinen aber auch noch andere Gesichtspunkte als maßgebend, z. B, Flußgebiete, die Konfession und Sprache der Bewohner, selbst Geschichte 2c. Diese Kreisgruppen bringen in übersichtlicher Darstellung die Hauptresultate der Grundsteuer-Regulirung, einige Angaben über den Viehstand und die Bewohner, historische Rückblicke 2c.

Einige dieser Kreisgruppen mögen hier angeführt werden.

Den Regierungs-Bezirk Gumbinnen theilt der V. in das Memelgebiet oder das Gebiet der Litthauer — die Kreise Heidekrug, Niederung, Tilsit, Ragnit und Pillkallen; — in das Pregel- oder deutsche Gebiet — die Kreise Stallupönen, Gumbinnen, Insterburg, Darkehmen, Angerburg und Goldapp — und in das Weichselgebiet oder in das Land der Masuren — die Kreise Lözen, Sensburg, Johannisburg, Lyk und Olezko.

In der Provinz Posen faßt der V. zuerst die deutschen Kreise zusammen: die Kreise Birnbaum, Meseritz, Bomst und Fraustadt im Regierungs-Bezirk Posen; Bromberg, Wirsitz, Chodziesen und Tscharnikau im Regierungs-Bezirk Bromberg. Dann folgt das Uebergangsgebiet in der Sprachenfrage: die Kreise Kröben, Krotoschin, Kosten, Buk, Samter, Obornik, Stadt und Land-Posen im Regierungs-Bezirk Posen; Schubin und Inowratzlaw im Re-

gierungs-Bezirk Bromberg. Endlich das polnische Gebiet: die Kreise Schrimm, Schroda, Wreschen, Pleschen, Adelnau und Schildberg im Regierungs-Bezirk Posen; Mogilno, Gnesen und Wongrowitz im Regierungs-Bezirk Bromberg.

In der Provinz Brandenburg lassen sich die Kreise des nördlichen Landrückens, sodann die der Mitte und ebenso die südlichen mehrfach als ein Ganzes darstellen. — Den Regierungs-Bezirk Oppeln theilt der V. in die Oderkreise (Ratibor, Kosel, Oppeln, Falkenberg,) in die Kreise auf dem oberschlesischen Juragebirge (Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz), in die auf dem oberschlesischen Steinkohlengebirge (Groß-Strehlitz, Tost-Gleiwitz, Beuthen, Pleß, Rybnik) und in die Kreise auf der linken Oderseite (Leobschütz, Neustadt, Neiße, Grottkau). Unter diesen Kreisgruppen ist die letzte ein Hauptsitz der Landwirthschaft und wird vorzugsweise von Deutschen bewohnt; die 2. (Jura) ist vorzüglich reich an Waldungen und Eisenerzen, aber ebenso unfruchtbar wie die 3., der Hauptsitz des oberschlesischen Bergbaues und der oberschlesischen Industrie. Die 1. bildet den Uebergang von den unfruchtbaren Kreisen auf der rechten zu den fruchtbaren auf der linken Oderseite.

Doch mögen diese Beispiele genügen!

Aber auch die einzelnen Kreise werden nach ähnlichen Grundsätzen, vornehmlich freilich nach den verschiedenen Abdachungen zerlegt, wodurch die Auffindung der Ortschaften sehr erleichtert wird.

Die Reichhaltigkeit der Topographie darf wohl kaum hervorgehoben werden. Aufmerksam möchten wir nur noch auf die zahlreichen historischen, namentlich culturhistorischen Notizen, auf die große Berücksichtigung der confessionellen und sprachlichen Verhältnisse, auf die Aufführung sämmtlicher Eisenbahnstationen und Postanstalten ꝛc. machen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Hannoversche ꝛc. Angelegenheiten.

Die in den Nummern 17. und 26. der Kreuz-Zeitung besprochenen „Offenen Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann", welche in dem 2. und 3. Hefte der Berliner Revue von 1867 enthalten sind, zwingen den Unterzeichneten zu einigen öffentlichen Bemerkungen, so wenig er sich auch veranlaßt findet, ausführlich auf eine Beantwortung jener Briefe einzugehen.

Es sei hier erklärt, daß diese Briefe auf keinem anderen Wege als demjenigen dieser Veröffentlichung zu meiner Kenntniß gelangt sind.

Wenngleich kein Name genannt ist, so unterliegt es doch, nach Lage der Verhältnisse, keinem Zweifel, daß eben nur der Unterzeichnete als Adressat gemeint ist.

Unter diesen Umständen halte ich es für besser, meinen Namen selbst zu nennen, als der anonyme Empfänger von Angriffen sein zu sollen, welche gegen andere von mir hochgehaltene Ehrenmänner gerichtet sind.

Nach einer mehr als zwanzigjährigen Bekanntschaft mit einem hanseatischen Juristen von Ansehen glaubte ich, bei Gelegenheit einer Durchreise durch Lübeck am 20. November 1866 und des erwähnten Besuchs, nach siebenjähriger Trennung, schließlich kein Bedenken tragen zu müssen, in das angeregte Gespräch über deutsche politische Verhältnisse der neuesten Zeit einzugehen, und in Folge dessen auch dem Herrn Juristen nicht allein die „Annexionen" des Herrn von Gerlach, sondern auch einige mir zugehörige Briefe sehr confidentiellen Inhalts und ein anonymes, aus Hannover im September 1866 datirtes, als Manuscript gedrucktes Flugblatt mittheilen zu dürfen.

Das letztgedachte, auf einem Bogen gedruckte Flugblatt, welches nicht in den Buchhandel gegeben, betraf wesentlich ein Gespräch, welches zwischen dem dazu von dem Könige Georg entsendeten, ehemaligen Königlich hannoverschen Cultusminister von Hodenberg und dem Königlich preußischen Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck am 15. August 1866 Abends in Berlin, einige Tage vor Proklamation der Annexion Hannovers, stattgefunden hatte.

Dieses Schriftstück hat ein großes historisches Interesse, weil darin beide Staatsmänner über einen sehr wichtigen Gegenstand redend eingeführt sind. Die Schreibweise und das Zusammentreffen mit Vielem, was schon wirklich bekannt war und ist, geben demselben das Gepräge der Glaubwürdigkeit, — wenn auch eine darin geschehene Bezugnahme auf Vattel irrthümlich ist.

Da es nun kaum einem Zweifel unterliegt, daß dieses Schriftstück nicht ohne Betheiligung des Herrn von Hodenberg verfaßt sein kann, indem das Gespräch ohne Zeugen stattgefunden, und es nicht zu erwarten steht, daß der Königlich preußische Premier-Minister Derjenige sein sollte, welcher dasselbe niedergeschrieben hat, — so sind die in dem Ersten offenen Briefe des hanseatischen Juristen d. d. Lübeck, den 31. December 1866, gegen den Verfasser und die Verbreiter, des gedruckten Manuscriptes enthaltenen Invektiven, welche ich, ihrer Zügellosigkeit wegen, nicht wiederholen noch auch sie näher bezeichnen mag, — wenigstens thatsächlich gegen den hochverehrten Herrn Minister von Hodenberg und dessen Freunde und Anhänger gerichtet.

Dazu hatte ich die im Vertrauen gemachte Mittheilung, welche der Herr Briefsteller eine „Freundlichkeit" von mir nennt, nicht bestimmt; — und die Erfahrung, daß ein Privatgespräch in solcher Weise ohne irgend welche zuvorige Andeutung öffentlich fortgesetzt werden könnte, hatte ich bis dahin in Kreisen, mit welchen ich zu verkehren pflege, nicht gemacht. Für mich hat die Ueberschrift des Ersten bezüglichen Kreuz-Zeitungs-Artikels in No. 17: „Gegen eine Täuschung" deshalb auch ihre durchaus zutreffende Wahrheit und Bedeutung.

Wollte ich, nach der gemachten Erfahrung auf eine öffentliche Behandlung dieser Sache weiter eingehen, so würde ich in diesem Kampfe mit — wenn auch vielleicht nicht sachlich, so doch formell ungleichen Waffen, sicherlich unterliegen müssen. Ich enthalte mich also dessen. Es bleibt mir nichts übrig, als meine Freunde und verehrten bekannten und unbekannten Gönner, zu denen ich, außer dem mitgenommenen Herrn von Gerlach, dem vieljährigen christlichen Führer der Conservativen, und meinen 11 Mitunterzeichnern der Malchiner Erklärung vom December 1866 contra Brömel, —, so gern auch den Herrn von Hodenberg zählen möchte, wegen des in nicht belohntem Vertrauen von mir Geschehenen um Nachsicht zu bitten.

Der in der anonymen Adresse der beiden zur Frage stehenden Briefe enthaltenen und für mich an sich sehr lockenden Aufforderung zur öffentlichen Erwiderung, stehe ich auch schon aus dem Grunde als ein in seiner Freiheit durch Discretion Gebundener gegenüber, da nicht allein meine amtliche Stellung, sondern auch meine Pflichten als Vasall und Unterthan eines norddeutschen Landesherrn, mir ein weiteres öffentliches Eingehen in diesen Gegenstand verbieten.

Dies dürfte dem Herrn Briefsteller selbst nicht unbekannt gewesen sein.

Hinsichtlich des Zweiten offenen Briefes im 3. Hefte der Berliner Revue habe ich nur zu bemerken, daß die darin erwähnte „nöthige theologische Belehrung" über Huldigungseid, Beamten- und Unterthanen-Treue, welche Herr Dr. Brömel den 12 Unterzeichnern der Malchiner Erklärung vom December 1866 in der Kreuzzeitung ꝛc. „hat zu Theil werden lassen", — inzwischen ihre Widerlegung durch die successiven Berichtigungen des Herrn J. v. Plüskow, des Herrn Freiherrn von Maltzahn und des Herrn von Kröcher ꝛc., wie ich glaube zur Genüge, erfahren haben.

Auch das Zuhülfekommen des hanseatischen Juristen scheint dagegen nicht helfen zu sollen.

Der offenbarungsmäßige Standpunkt dürfte nach Römer 13. 1. seq. für uns nach wie vor der sein, daß man gegen keine Obrigkeit gleichviel welcher Art, rebelliren, sich gegen sie nicht setzen, ihr den Schoß nicht verweigern solle u. s. w. — Uns ist jedoch keine Vorschrift oder Consequenz in der heiligen Schrift bekannt, wonach man verpflichtet wäre, in eine amtliche oder sonst derartige, mit besonderer Hingebung und Treue verknüpfte Beziehung zu einer, nur im Wege der Macht an die Stelle der angestammten Obrigkeit gelangten neuen Obrigkeit zu treten, also z. B. auf geschehene Berufung, Landpfleger, Oberster 2c. oder Kriegsknecht zu werden, oder als solche überzutreten, bis zur erfolgten Anweisung des bisherigen Herrn.

Als ehemaliger Diener und warmer Anhänger Friedrich Wilhelm III., faßt der Unterzeichnete den Sinn und Geist seines früheren Fürsten und Herrn in dem Tilsiter Erlasse an die Unterthanen in dem verloren gegangenen westlichen Theile der Monarchie so auf, und nicht anders. Daran hält er in seiner Gesinnung gern fest.

Wer wäre auch nicht erwachsen in der Begeisterung für die Getreuen in der Vendée! Und selbst für Hirschfeldt, Schill und York kann das Herz sich nicht entziehen warm zu schlagen, wenngleich bei Diesen die Rechtsbegründung zweifelhaft ist.

Auch die „Justiz- und Regierungs-Beamten" mögen ihrem Könige auch dann noch angehörig bleiben, selbst wenn Er über Tilsit und Memel, außerhalb der Marken Seines Reichs hinausgedrängt, Schutz und Hülfe suchen müßte, und Ihm auch nur dort ein Friedensschluß vergönnt werden sollte.

Schwerlich würde auch ein Staatsmann erster Größe sich von dieser Treue und Anhänglichkeit ausschließen mögen.

Ich schließe mit der Erklärung, daß wenn irgend möglich, dieses das erste und letzte Wort ist, zu welchem die Verfahrungsweise des Herrn Briefstellers mich veranlassen konnte.

Wedendorf im Großherzogthum Mecklenburg, den 8. Februar 1867.

Graf A. F. C. von Bernstorff.

Wochenschau.

Unter Ceremonien, welche die Geburt eines neuen Kaiserthums ankündigten, ist der Norddeutsche Reichstag eröffnet worden. Aus einem Kriege hervorgegangen, trägt er eine friedliche Miene; dem allgemeinen Wahlrecht entsprungen, ist er dem conservativen Werke einer Verfassungsstiftung ge-

widmet. Er reicht den süddeutschen Brüdern die Hand, er verspricht den Bau zu errichten, welcher auch den süddeutschen Staaten die Unverletzlichkeit ihres Gebietes sichern werde.

Der Prager Friede geht durch dieselbe Dialektik hindurch, welche auch der Züricher Vertrag zu passiren hatte. Wenn der letztere in Italien dem vergrößerten Sardinien gegenüber einen unabhängigen Süden bestehen ließ, so zog auch der Prager Frieden durch Deutschland eine Scheidungslinie. Im Süden Deutschlands sollte nach den Intentionen dieses Vertrages und nach den Absichten dessen, der mit seinen guten Diensten bei der Errichtung des Friedens geholfen hatte, eine selbstständige Staaten-Association existiren, die mit Norddeutschland nur durch internationale Beziehungen zu verknüpfen wäre. Aus diesem rein völkerrechtlichen Verhältniß wird in der königlichen Thronrede die Ordnung nationaler Beziehungen zu unseren Landsleuten südlich des Main. Der Prager Friede wird daher durch den nationalen Gedanken modificirt.

Der Verlauf der Dinge, wie ihn die Thronrede vorzeichnet, würde der sein, daß zunächst mit Hilfe der vom Parlament zu genehmigenden Verfassung ein starker norddeutscher Bnnd errichtet und sodann die vertragsmäßige Verständigung mit den süddeutschen Staaten zur Erhaltung des Zollvereins, zur gemeinsamen Pflege der Volkswirthschaft, zur gemeinsamen Verbürgung für die Sicherheit des deutschen Gebiets angestrebt würde.

Auf diese Weise vermittelt die Thronrede die zwei Aufgaben, welche jedem Deutschen im Sinne schweben: einerseits die Gestaltung Deutschlands zu einem „großen staatlichen Gemeinwesen von den Alpen bis zum Meere“, andererseits die Separatbefestigung eines norddeutschen Bundes innerhalb dieser großen „Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten“.

Es läßt sich erwarten, daß die Opposition auf dem Reichstage jene beiden Richtungen, in denen sich die Arbeit des deutschen Volkes zu bewegen hat, benutzen werde, um, indem sie dieselben zu einander in Gegensatz bringt, die Constituirung des norddeutschen Bundes aufzuhalten. Sie wird das „große staatliche Gemeinwesen“ wider den norddeutschen Conföderationskörper in den Kampf führen, sie wird behaupten, daß der letztere ein Hinderniß der nationalen Einigung von den Alpen bis zum Meere sei. Mit solchen Argumenten wird man die Hervorziehung der Reichsverfassung von 1849 einleiten.

Während somit im Schooße des Parlaments selber interessante Kämpfe bevorstehen, weissagt man uns auch von außen her Gefahren. Man ist sogar soweit gegangen, die Thronrede eine versteckte Kriegserklärung gegen Frankreich zu nennen, weil sie, so sehr sie den defensiven Charakter des neuen Deutschlands hervorhebe, doch auch hierdurch jeden Gedanken an Compensationen ausschließe. Aber darf der Mann, der den Haß gegen die Verträge zum Richtmaaß der Civilisationspolitik machen wollte, es anstößig finden, wenn nach dem Hingange der von ihm verabscheuten Verträge die Stärkung der Staatskörper angestrebt wird, damit man in der Aera internationaler Anarchie nicht untergehe?

Im bürgerlichen Leben würde dieselbe Erscheinung eintreten. Gelänge

es dort einem Gewaltigen, nicht blos den Haß gegen das Civil- und Criminalgesetz zu predigen, sondern auch diese Lehre allgemein schmackhaft zu machen, so würde nichts übrig bleiben, als daß Jeder nach der Erhöhung seiner Kraft und nach der Vereinigung von Kräften trachtete, um inmitten der Reibung der Leidenschaften, die nur noch dem materiellsten Zügel gehorchen würden, dem Verderben zu entrinnen.

Napoleon sieht ja nichts weiter vor sich als die Folgerungen seiner eigenen Doctrin.

Er wird darauf beschränkt sein, die Ergebnisse widerstandlos zu beobachten, welche die imperalistische Heilsbotschaft ins Leben ruft. Und damit er sich bei seinen Beobachtungen nicht langweile, ist ihm das Divertissement der Ausstellung verliehen worden.

Die Leser der Memoiren-Literatur des 18. Jahrhunderts werden sich mit Heiterkeit der Schilderungen erinnern, die von den kunstsinnigen und geschichtsphilosophischen Wunderlichkeiten des Grafen Hoditz entworfen werden. Graf Hoditz hatte sein Gut in Mähren zur Ausstellung aller Zeitalter und aller menschheitlichen Richtungen umgeschaffen. Man fand in seinem Parke arcadische Ansiedelungen, Schäferinnen und Schäfer im Phantasiecostum, die mit Leier und Flöte einander Liebeserklärungen machten. An einer andern Stelle traf man auf eine Horde von Scythen, die gegen Amazonen kämpften. Weiterhin begegnete man dem Mittelalter, Rittern in der Burg, Eremiten in der Clause. Kriegsschiffe tummelten in den Teichen, und auf künstlichen Gewässern wurden Seeschlachten aufgeführt. Selbst Liliput war nicht vergessen; in einem Dorfe mit Miniaturhütten wohnten Kinderschaaren, die man dazu abgerichtet hatte, die Abenteuer des Gulliver aufzuführen. — Wer die betreffenden Memoiren und Reisebeschreibungen nicht gelesen hat, dem ist vielleicht einmal George Sand's Roman „die Gräfin von Rudolstadt" in die Hände gefallen, wo die Geschichtskomik des Grafen getreu dargestellt ist.

Alles wiederholt sich im Leben der Menschen und Völker, und so wächst denn jetzt auf dem Marsfelde zu Paris ein Schauspiel hervor, welches die Einfälle des mährischen Grafen repetirt. Hoditz II. bereitet uns dieselben Ueberraschungen, die den Besucher des gräflichen Parkes vergnügten. Da auf dem Marsfelde erhebt sich das chinesische Thürmlein neben der ägyptischen Hütte, das deutsche Schulhaus neben dem Palmblatthause des Hindu. Da meißelt der Bildhauer, der Eisenarbeiter schwingt den Hammer, der Ackersmann handhabt den Spaten. Es ist das Princip des zoologischen Gartens, auf die Menschen angewandt. Es ist ein culturhistorisches Bilderbuch mit lebenden Puppen. Der Mensch und sein Thun ist zu einer bloßen Sehenswürdigkeit geworden, die man klassificirt und mit einem Zettel versehen hat, wie im zoologischen Garten an jedem Vogelkäfig die Angabe von Art und Gattung und Heimath zu lesen ist. Nichts Individuelles mehr! Was nicht auf die Ausstellung paßt, das gehört überhaupt nicht in unsere Zeit. Der höchste Bildungsstolz, der auf dem Pariser Marsfelde seine Triumphe feiert, geht sonach mit der tiefsten Beschämung Hand in Hand.

Als Einzelwesen gelten wir nichts mehr, unser Gemüth und unsere Menschenliebe zählen nur insoweit mit, als sie sich in einen Rahmen fassen, in einen Raum sperren oder nach einem Schema rangiren lassen.

Es ist kein Spiel des Zufalls, daß die Hauptstadt des Imperialismus dazu auserkoren worden, das Ausstellungssystem in seiner höchsten Blüthe und in seiner letzten Uebertreibung zu sehen. Dies ganze System entspringt aus dem kaiserlichen Gedanken, vor welchem die Person nichts mehr gilt. Nur in ungeheuerlicher Massenhaftigkeit soll das Menschliche noch auftreten, um zu einem Genusse seiner selbst, zur Achtung vor sich selber zu gelangen. Und doch, trotz des prahlendsten Außenwerkes bleibt die Ausstellung mit ihren Herrlichkeiten bloßer Abklatsch. Wie der Löwe im zoologischen Garten kein Löwe ist, kein König der Wüste, kein gefährlicher Patron, gegen den ich meinen Muth und meine Kühnheit zusammenzunehmen habe, so sind der Bildhauer und der Eisenarbeiter und der Ackersmann auf der Ausstellung keine Menschen; sondern Schattenrisse, denen der Zweck der Arbeit fehlt. Der Zweck, der die Arbeit erst veredelt und der etwas rein Innerliches ist, läßt sich nicht ausstellen. Einen gewöhnlichen Dorfschmied vor seiner Esse zu schauen, der bei jedem Hammerschlage weiß, daß er für seine Familie arbeitet, ja, das ist etwas Erhabenes, das schließt Leben und Geschichte in sich. Aber die meißelnde Gliederpuppe zu erblicken, die nur deshalb sich regt, weil sie weiß, daß sie gesehen wird — da ist nichts Sympathisches, da trifft wieder der Satz ein: du sublime au ridicule n'est qu'un pas. Es mag anfänglich Pfiffigkeit bei Napoleon gewesen sein, daß er die Ausstellung vorschob, um seine Thatlosigkeit zu entschuldigen. Jetzt aber wird die Ausstellung wirklich ein Stück des Napoleonismus, und zwar sein letztes. Das Gefühl ist wie man uns berichtet, auch in Paris schon allgemein, daß die Ausstellung der Superlativ des Kaiserthums sei, die ängstliche Steigerung, auf welche nur noch der Degout folgen kann.

Einstweilen mag die Ausstellung auch der Ruhesehnsucht, die unläugbar herrscht, zum Vorwande dienen. Wir finden es erklärlich, wenn die Herrscher und Staatsmänner, welche gegenwärtig die politischen Geschäfte Europas betreiben, einigermaßen müde sind und sich gegen den Gedanken sträuben, daß sie bald wieder an die Arbeit gehen müssen. Und doch hängt die Unaufhörlichkeit der Arbeit mit dem System, welches die heutige Staatskunst geschaffen hat, genau zusammen. So lange die politische Thätigkeit sich auf der Grundlage der Verträge bewegt, so lange kann sie es sich bequem machen, sie darf auch ab und zu ausruhen, denn indem sie den Rückhalt des tractatenmäßigen Rechtes hinter sich hat, fühlt sie sich geborgen, sie braucht nichts zu übereilen, sie wird nicht von der Furcht gequält, daß die Welt morgen untergehen werde, wenn sie heute aufhöre, Sand und Steine zur Befestigung der Dämme herbeizutragen, welche vor der Ueberfluthung schützen. Diese Art Politik gleicht der gesicherten Existenz des Capitalisten, welcher nicht gleich Mangel und Hungertod zu besorgen hat, wenn er sich auf die Bärenhaut streckt und die Welt gehen läßt wie sie will.

Die Verträge sind die Capitalien der Staaten. In einer Zeit, wo die

Verträge zu Boden gefallen sind, befinden sich die Völker in der Lage von Proletariern, die unermüdlich die Hand am Werkzeuge haben müssen, wenn sie nicht befürchten sollen, daß sie morgen Noth leiden. Sie fühlen wohl hin und wieder das Bedürfniß, ihres Lebens froh zu werden, sie machen auch wohl einmal einen Fang, der ihnen für die nächste Zukunft die Sorge abzunehmen scheint; aber kaum haben sie beschlossen, sich auszuruhen, so merken sie bereits, daß das Erworbene nicht hinreicht und daß die Concurrenz über sie hinwegschreiten wird, wenn sie nicht alsbald wieder ihre Hände rühren. Alles, was die Völker in solchen Perioden schaffen, reicht immer nur von einem Tage zum andern, sie stehen fortwährend vor dem Unbekannten, sie plagen sich rastlos mit dem Zukunftsräthsel, dem sie heute ein Parlament, morgen einen Verfassungsentwurf, übermorgen einen Krieg zuwerfen, ohne das Ungethüm sättigen zu können.

Begreiflich also ist das Sehnen nach Ruhe, begreiflich aber auch, daß diese Sehnsucht nicht befriedigt wird und daß sie selber die Unbehaglichkeit vergrößert. Seit der neuen Napoleonischen Aera leben wir in der Vertragslosigkeit. Allerdings ist während derselben zu verschiedenen Malen ein Ansatz gemacht worden, um nach einem Kriege, der die alten Verträge umwarf, ein neues Vertragsrecht zu errichten. Jedesmal aber zeigte sich, daß das sogenannte neue Recht nur die Quelle größerer Zerstörung war. Der Krimkrieg vernichtete alle Tractate, auf denen bis dahin das Verhältniß Rußlands zur Türkei beruht hatte und durch welche die Ordnung des Orients gesichert worden war. Nach dem Krimkriege trat mit vieler Feierlichkeit der Friedenscongreß in Paris zusammen; von kaiserlich Napoleonischer Weisheit begeistert, arbeitete er an einem neuen Tractat, welcher nach der Versicherung des Pariser Orakels sämmtliche Gewährleistungen der Stabilität in sich tragen sollte. Der Friede kam zu Stande, die Integrität des osmanischen Reiches wurde zu einem Lehrsatze des europäischen Völkerrechts erhoben, die ganze christliche Welt ward bei der Rechtstaufe der Türkei zum Pathendienste berufen, die Herrschaft des Sultans stand fortan so unzweifelhaft fest, daß man denjenigen einen Narren schelten durfte, der überhaupt noch von der Existenz einer orientalischen Frage redete. Und heute, nach dem Verlauf eines Jahrzehents, gesteht Jeder, daß der Pariser Friede nur als Vorläufer der Auflösung der Türkei diente. Nach dem Krimkrieg kam der italienische. Er wischte die Verträge hinweg, die das Verhältniß zwischen Oesterreich und Italien geregelt hatten, er verhieß eine neue Basis für das nationale Leben Italiens. Der Züricher Friede jedoch, in welchem die Zukunftsgestalt Italiens nach dem Herzen des Kaisers der Franzosen gezeichnet war, zeigte sich noch kurzlebiger als der Pariser Friede. Italien packte ihn mit revolutionärer Faust und warf ihn hinweg; die Halbinsel war auf die Bahn der Revolution gewiesen, und verfolgte dieselbe so eifrig, daß sie jetzt nach einer Reihe von Garibaldistreichen, Ministerkrisen und Parlamentsauflösungen auf die verzweifelte Hoffnung verwiesen ist, aus der kürzlich verfügten allgemeinen Wahl die Rettung hervorgehen zu sehen.

Die allgemeine Wahl in Italien wird vielleicht mit Hilfe der Priester-

partei, welche diesmal ihre Politik der politischen Abstinenz aufgeben will, ein conservatives Resultat erzielen. Aber die Verhältnisse sind dort so verfahren, daß bei dem Mangel einer zuverlässigen Armee die conservative Parlamentsmajorität die Vorläuferin der Revolution sein würde.

Alle diejenigen Mächte, welche zur Zeit der orientalischen Krisis vom Jahre 1854 gegen Rußland standen, sind inneren Verwirrungen anheimgefallen. Auch England windet sich unter den Fängen der Reformfrage. Die britische Parlamentsreform des Jahres 1832 hat dort eine Centralisation geschaffen, welche mit ihren legislativen Aufgaben den Engländer geradezu vor das Unlösbare stellt und ihn auf einen Punkt gebracht hat, wo die alte britische Rechtswelt mit Brettern vernagelt ist.

Die drei Decennien, welche seit der großen Wahlreform verstrichen sind, haben mehr und mehr in der Richtung des Massenhaften gearbeitet. Die britische Gesellschaft, früher in sich selber durch die mannigfaltigsten Ständeunterschiede gegliedert, ist ein einziger ungeheurer Coloß geworden, der nur darnach trachtet, die alten Organe, statt sie fernerhin zu verwerthen, als Anomalien abzuschütteln. Der Schädel dieses Colosses ist so groß, daß das Parlament mit seinen kleinen Intriganten nicht zum Hirn des Riesen dienen kann. Wo daher der fein denkende, kühn beschließende Nerv vibriren sollte, wogt und wallt und ballt und zerstreut sich einstweilen der Dunst und Nebel der Arbeiter. Aehnlich ist es mit den andern Gliedern des Ungethüms beschaffen. Der kleine Russell mit der ganzen Bedford'schen Sippe kann nicht mehr der Arm des Riesen sein, und der podagraische Derby kann dem Coloß nicht mehr zum Bein dienen.

So sehen wir denn bis jetzt nur ein regelloses Wälzen, welches in seiner Unbestimmtheit harmlos, fast lächerlich erscheint und doch bei reiferer Erwägung sehr erste Bedenken wachruft.

Wohin seid ihr geflohen, ihr jovialen Zeiten des Viscount Palmerston, der mit einer kecken Handbewegung, mit einem frohen Lachen, mit einem Witze die schwierigsten Fragen beseitigte? Bei Strafe, als Possenfigur auf die parlamentarische Messe geschickt zu werden, durfte dem alten Pam Niemand mit einer Anspielung auf Reform kommen. Reform war ein überwundener Standpunkt für den Lord Feuerbrand; und, wunderbar, wenn Palmerston seine helle Lache aufschlug, so hielt sich ganz England vor Heiterkeit den Bauch, daß es noch Phantasten gebe, welche von der Nothwendigkeit einer Reform faselten. England war ja die beste der Welten, und es blieb das glückselige Utopien, selbst dann noch, als ganz Yorkshire und Lancashire hungerte. Der amerikanische Bürgerkrieg hatte die Baumwolle selten und theuer gemacht, die Fabriken standen still, das Elend zog in die Hütten der Arbeiter ein, aber nicht der gemeinste in Lumpen schleichende Bettler wagte den Satz zu bestreiten, daß der englische Heerd der gesegnetste, die englische Verfassung die vollkommenste sei.

Nun, kaum anderthalb Jahre nach Palmerston's Tode ist die britische Nation wie umgekehrt. Kein Mensch lacht mehr, ein Jeder grübelt über eine neue Wahlgesetzformel.

Die britische Nation grübelt, und es wird lange dauern, bevor sie das Zauberwort findet, welches ihre Reformpein beendigt.

England grübelt — und wir? Haben wir denn gar keinen Grund, ebenfalls ein wenig ernst zu werden, wenn wir das nachdenkliche Volk aufzucken sehen. Die Reformfrage in England ist für jetzt unlösbar. Weiß man denn aber nicht, wozu ein Volk sich entschließt, wenn es mit einer Verfassungsnoth behaftet ist? Wie, wenn der riesige Leib, der in sich selber die Gier nach dem Neuen nicht befriedigen kann, plötzlich all seine Angst nach Außen hin abzuwälzen suchte? Das wäre nichts Unerhörtes; im Gegentheil, es würde sich hier nur eine Regel erfüllen, von welcher die Geschichte selten abweicht.

Die Vergangenheit Englands selber bestätigt den Satz, den wir hier im Sinne haben. Als William III. den britischen Thron bestiegen hatte, schien es, als ob die Parteien einander die Hand reichen würden, um die Verfassung im radikalen Geiste umzugestalten. Die Whigs waren hierzu aufgelegt, weil die böse Zeit Jacob's II. sie revolutionair gestimmt hatte und weil sie es für Pflicht hielten, Garantieen gegen die Wiederkehr solcher Zustände zu errichten: — die Tories waren bereit zu helfen, weil sie dem oranischen Heraufkömmling die königliche Macht nicht gönnten. William III. schuf den Leidenschaften einen Ausweg durch den Krieg gegen Ludwig XIV. Späterhin, auf die lange friedliche Geschäftsführung des Skeptikers Walpole, folgte eine Periode, in welcher alle ehrlichen Männer und alle Feuerköpfe nach Mitteln gegen die Corruption schrieen: der ältere Pitt wies die Engländer auf die Bahn des Kriegsruhms. Weiter, bevor der jüngere Pitt den Krieg gegen Frankreich begann, waren England, Schottland und Irland mit dem Netz revolutionärer Gesellschaften übersponnen, welche die radikalste Wahlreform zu ihrem Feldgeschrei machten. Die Hitze wurde im Blut der französischen Revolutionäre gekühlt. Ja, noch in unseren Tagen, als Lord Palmerston in Folge des Ereignisses von Sinope die Ergreifung drohender Maßregeln wider Rußland dem Lord Aberdeen abzwang, war der Moment klug gewählt, denn gerade damals hatte Russell eine Reformbill eingebracht, die nunmehr ohne Sang und Klang in die Gewässer von Sebastopol fiel.

Und jetzt? Die englische Kriegsflotte, welcher die Tornado-Affaire in die Nase sticht, sehnt sich nach einem Kreuzzuge in die spanischen Gewässer. Ein britischer Angriff auf Spanien würde dort die Revolution zur Reife bringen. Wer aber kann sagen, wo der Umzug der Revolution aufhören würde, nachdem er in Madrid seine erste Station gemacht?

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

32.

Die dem Dichter und seinem Gedicht schon sehr abfällige Gesellschaft athmete hier wieder auf, in Hoffnung, durch die Geschichte selbst wieder besser verflochten zu werden. Conrad war nun ganz in dem Gefühl dieser, seiner Situation; rigid ernst fuhr er fest zu lesen fort:

So eben schließt mit den Triumphgesängen
Die Darstellung des Werks „Fidelio.“
Helen' und Rosalind', in geist'gem Drängen
Der Bühne zugeführt, wettsangen froh
Und weh in mächtigen und feinen Klängen
Die Marcelline, den Fidelio.
Die Sänger theilten deren Ueberschwänge,
Und hochbeglückt nach Hause strömt die Menge.

Hermine geht an ihres Vaters Arme,
Und Rodrich giebt mit Richard ihr Geleit.
Der Freiherr fühlt gleich jenem Menschenschwarme,
Nicht tiefer zwar, sich dennoch tongeweiht.
Los von der niedern Sorg' und allem Harme
In seinem Herzen ist er tief erfreut,
Schickt Equipag' und Dienerschaft voraus,
Und macht zu Fuß den Gang nach Haus.

Still blieb Hermine, da erregt die Andern
In Wechselrede lebhaft sich ergeh'n.
Wie sie umirrende Alleen durchwandern,
Und noch die Töne machtvoll sie durchweh'n,
So auch ihr Wort, hinschlängelnd gleich Mäandern,
Gedenkt des Allen, was so groß und schön.
Der Freiherr preist die Kraft der Darstellung,
Doch Rodrich nur des hohen Werkes Schwung.

Und Richard, der wohl wußte, was Herminen
Gefiel, besprach das Nah' und Nächste nur.
„Daß Rosalind' ihm innig groß erschienen,
Doch zu entflammt, zu sehr Genie, Natur;
Daß Florestan, Helen' in Marcellinen
Sich plast'scher hielten in kunstreicher Spur.
Hochkomisch sei doch dieses Mädchens Liebe,
Die leider in dem Werk ganz ernsthaft bliebe.“

„Beethoven habe mit des Text's Fadaisen
Auf wundervolle Weise Ernst gemacht.
Er schuf den nicht'gen Schattenbildern Wesen,
Dem Außerirdischen Charaktermacht.
Hier handl'es sich von Guten nicht und Bösen,
Vielmehr von Gutem selber und von Nacht.
Pizarro — Lucifer an Seel' und Leib;
Ein Engel sei dies zu erhab'ne Weib." —

Mein Rodrich sprach: Sagt' ich's auch, daß das Leben
In diesem Werk sich hochgenial darstellt,
Gekerkert nämlich mit titan'schen Streben,
Zu überwinden das Gefängniß Welt: —
Ihm wird alsdann ein wundersam Erheben,
Weil heil'ge Lieb' es löst und frei erhält,
Die Himmelsliebe, die mit inn'gem Ringen
Den Haß besiegt und alles ird'sche Zwingen: —

Sagt' ich's auch, daß nie jemals sei erfunden
In allen Künsten solch ein Sphärenflug,
Zugleich solch menschlich herzliches Gesunden,
Daß nie je hohe Liebe so genug
Gethan, wenn sie uns in den besten Stunden
Zum Urquell aller Liebe trug,
Daß unvergleichlich schön des Werkes Gluth
Religiös vermittelt mit dem höchsten Gut:

Und dennoch, am ergreifendsten, durchdröhnend
In Mark und Seele, wirkt der Freiheitsschrei,
Darin, nach seiner Heimath schmerzlich sehnend,
Der Mensch, so schwer verbannt, doch himmelstreu,
Ob aller Fesseln dieser Welt erstöhnend,
Ekstatisch aufruft, in Ekstase frei;
So nur, so haben wir des Himmels Theil,
Gewinnen weh begeistert so das Heil: —

Wenn ich's auch sagte — in der Oper quelle,
Wie sonst in keinem Kunstwerk, eine Kraft,
Die, gleich erschließend Himmel, Erd' und Hölle,
Versöhnt in allentflammter Leidenschaft:
Dennoch — das Wort, wie eigen es sich stelle,
Giebt nirgendwie das wieder, was leibhaft
Uns innig hier in Eigenart durchdringt,
Verherrlicht und dem Höchsten wiederbringt.

Daß einmal doch das Herz sich recht erfreue,
An einer Gotteseigenschaft entzückt,
Daß wir, in dem Gefühl des Ew'gen, uns auf's Neue
Erfrischen in dem Muth, der wahr beglückt,
In Liebe ohne Enden, in der Treue,
Ist göttlichem Bedarf dies Werk geschickt.
Die Treue ist's, die fassend, frei und froh
Sich heilig kund giebt im Fidelio.

Hermine schaut zwar fragend auf, doch wohnen
Zerstreutheit in dem Blick und Apathie.
Wohl fremde den hochgeist'gen Regionen
Blieb unbeschäftigt ihre Phantasie.
So pflegt zumeist Gleichgültigkeit zu thronen
Im Angesicht der reizenden Statüe.
Der Freiherr preßt zustimmend Rodrich's Hand,
Und Richard sagt, ihm freundlich zugewandt:

Ich lud zu Abend, Rodrich, ein'ge Gäste,
Du findest die Schulfreunde dort bei mir.
Gefeiert sei solenn mit einem Feste
Der Musen Gab' — in anderer Manier.
Auf solchen Sternenschwung will man im Neste
Auch etwas Gut's genießen nach Gebühr. —
Mein Freund sagt zu; mit dem Baron im Worte
Verstrickt betrat er dessen Schlossespforte.

Doch Richard eilte zu den Schwestern; beide
Bewohnten sie dasselbe Prachtquartier.
Hell leuchtend prangt in Hauteliss und Seide
Ein edler Raum, und Bildwerk dringt herfür.
Die Wohnerinnen, noch ganz geist'ge Freude,
Begrüßen ihren Freund voll Neubegier.
Nur Bruno war, jetzt Officier, zugegen.
Mit frohem Wort ging Richard ihm entgegen.

Er bat den schönen Jüngling gleich zum Mahle,
„Auch Rodrich wäre für dies Mahl sein Gast.“
Getroffen fragt, erglühend noch im Strahle
Von Kunst und Genius, Rosalind' in Hast:
Was sagt er? Lobt er? Schied aus dem Kunstsaale
Dein Freund begnügt? Erzähle ohne Rast. —
Er pries das Werk, sagt Richard kaustisch, sprach
Vom Werk, dem Werke flog er geistvoll nach.

Wie, lacht Helene — Werk und Werk! Der Mühen
Von uns gedenkt nicht solch ein Sonderling.
Ich theilte Marcellinens Lieb Erglühen,
Auf daß es wie der Rolle mir erging.
Wir warmen Herzchen mochten licht erblühen,
Da war kein prächt'ger Sylphe, den's verfing.
Ha, ruft sie ernst aus, sollt' in Rosalinden
Ihn diese Leonore nicht entzünden?

Auch er, sprach Richard, pries wohl Leonoren,
Voraus jedoch Beethovens' Genius.
Was ist ihm, der sich an den Gott verloren,
Des Augenblicks Ergötzen und Verdruß.
Ein Mystiker, frei von der Macht der Horen,
Im höchsten Geiste schwingt er mit Genuß.
Sich setzt er nicht voraus, auch andre nicht,
Und — wogte so, ganz Sinn, im Tongedicht.

Und weil Herminens Vater, der joviale,
Musikvergötternde, poet'sche Mann,
Den sonderbaren Rodrich, des geniale
Denkweise oft ihm zustimmt, lieb gewann,
Und weil auch ich in dieser Welt Irrsale
Mich oft bei ihm fand wie im sichern Bann,
So hörten wir ihn gern in seinen Weisen,
Die tief religiös sind, unsern Meister preisen. —

Nun sagte Rosalinde zwar gelassen,
Doch überflog ihr geistvoll Angesicht,
Indem sie sprach, ein Zug von Leid und Hassen:
Hermine war mit euch? — Doch Richard spricht:
Sie hört ihn — ja, und — kann sein Wort nicht fassen,
Doch liebt der Thor sie wie sein Augenlicht.
So übt des Weibes Schöne und Gestalt
Auf unser eins mit magischer Gewalt.

Im Uebrigen, so liegt's an Rodrich's Weise,
Daß seiner sich dies Täubchen nicht erfreut.
Die Frauen, und ich sag's zu ihrem Preise,
Sind Sensitiven, Wesen ihrer Zeit.
Im allerengsten geistigen Geleise
Ist nur ihr Sinn und Leben herzgeweiht.
Und reden sie von Geist, so klingt's wie Scherz,
Sie int'ressirt nichts eigentlich als Herz.

Das große Herz kaum, nein sein kleines Leben,
Denn sie versteh'n sich nur auf die Natur.
Herminen, den Gefühlen sehr ergeben,
Folgt fein bedachtsam deren dunkler Spur,
Was schiert ein Weib dies dau'rnde Sicherheben,
Ja, gar dies Hinsein in des Wunders Flur,
Darin sich Rodrich frei wägt, los der Erden —
Das Weib will lieben und geliebet werden. —

Doch Rosalinde, sie war aufgestanden,
Erwiederte, gereizt von Richards Wort:
Du liegst in deiner Studie äußern Banden,
Des Arztes Sphä'r ist auch dein Geistesort.
Nur Nächstes siehst du, nur was dir vorhanden,
Und Unsichtbares schafft dir Pein und Tort.
Des Weibes Herz erscheint nur klein von Gaben,
Doch in der Wahrheit ist es gleich erhaben.

Kein Leben wohnt in des Gedankens Weiten,
Den Schatz herbergt das Herz nur, wie mich dünkt.
Gar eitel wohl nennt ihr euch die Gescheiten,
Und findet's nicht; umsonst wie ihr auch ringt,
Ihr habt bloß die Methode, bloß das Deuten,
Doch wir besitzen, was ihr nie erschwingt.
Die Kunst webt im Besitze und das Weib,
Doch euer Thun ist nichts als Zeitvertreib.

Herminen selbst ward, einfach scheint sie freilich,
Mehr Gabe als selbst jener Hochsinn meint,
Der nicht begreift, das Großes nur gedeihlich,
Wenn es dem eigenst Innersten sich eint.
Was red' ich auch! Doch däucht mir unverzeihlich
Der Hochmuth, der sich rächen muß — dein Freund
In Ueberhebung will die lichte Ruh'
Des Himmels haben — Ei, er sehe zu!

Da sind wir, spottet Richard, bestens wieder
Bei unserm Ausgangspunkte angelangt.
Das Weib singt wie die Lerch' aufschwingend Lieder
So hohen Klangs, als ob sie sehnend bangt,
In Aether aufzugeh'n; gleich schießt sie nieder,
Sie hat im Grunde nach dem Nest verlangt. —
Helene lacht und ruft: welch ein Anklagen!
Der Unverschämte! O ich möcht' ihn schlagen. —

Mag's sein, spricht Richard. Wohl ist das Bedingen
Dem Genius Noth, und Rodrich, däucht auch mir,
Verletzt in seinem ungestümen Dringen
Der Menschheit Grenzen über die Gebühr.
Doch kann ein Mädchen küssen nur, umschlingen,
Was hält denn groß ein freier Mensch an ihr!
Ich fürchte, enden muß, wie es auch sei,
Solch Trug- und Scheinbund mit dissonem Schrei. —

Es ist nicht anders, bei dem Wunderstreben —
Rief Bruno nun auf einmal heftig aus —
Bei dem phantastischen Sichüberheben
Kommt überall Verkehrtes nur heraus.
Wahrhaftig ist Natur, im Nehmen, Geben
Bestellt sie weislich und geschickt ihr Haus.
Sie hält und leistet treu was sie verspricht,
Und dem Bescheidenen versagt sie nicht.

Jedoch ein Geist, der diese Welt anekelt,
Und ew'gen Schätzen nachzutrachten scheint,
Der ein Ideengespinnst zusammenhäkelt,
Und so erfülltes Sein zu haben meint,
Muß endlich weil er an Natur gemäkelt,
Vereinsamt geh'n, denn sie allein vereint.
Sie werden nimmerbar ein Glück erbauen,
Die nur nach einem Wundergeist aufschauen.

Was will nur unser Rodrich? Ganz im Weiten
Errath' ich's. Sucht er mich? Er bleibt doch fern.
Mir widerstrebt es der Unwirklichkeiten,
Ich mag das Schwärmen nicht und meid' es gern.
Die Freundschaft ist ein Thatenbund von Leuten,
Geboren gleichsam bei demselben Stern.
Die Lieb', in die sich Rodrich gar verliert,
Däucht mir ein mystisch Ding, das degoutirt.

Doch Richard lud ihn, ohne zu antworten,
Daß er ihm bald nachfolge zu dem Mahl.
Von seinen Schwestern schied er mit den Worten:
Ein Frauenzimmer bliebe doch einmal,
Erflög' es scheinbar auch des Lichtes Pforten,
Ein Frauenzimmer — uns zur Lust und Qual.
So achselzieched floh er das Gemach,
Denn scheltend zürnt' Helen' ihm lustig nach. —

Er wohnte auch in dieses Hauses Räumen,
Und fand im Festesschmuck hell sein Quartier.
Der Abendtisch harrt, von Orangenbäumen
Umstellt, der Gäste schon in voller Zier.
Mein Wirth hält Schau, alsdann nach kurzem Säumen
Begrüßt er Bernhard, der je nach Gebühr
In Haltung wie ein Gast, den man gebeten,
Der erste zu dem Festschmaus eingetreten.

Daß ihn schon seines Standes Fesseln drücken,
Verrieth sich bei dem ersten Augenschein.
Schon salbungsvoller Frost in seinen Blicken,
Ein Ernst, wie er den Pfarrern ist gemein:
Nur eben um sich in die Welt zu schicken,
Erschien er zu dem fröhlichen Verein. —
Du kommst? ruft Richard, freundliches Gewähren!
Mit uns willst du die hohe Freiheit ehren.

Die Freiheit, ja, spricht jener herb in Mienen,
Jedoch die Freiheit im paulin'schen Sinn.
Denn wie bisher als Fratze sie erschienen,
Nicht das Gesetz im gläub'gen Hochgewinn
Verherrlichend, heim nur in Ruinen,
So reißt sie in den Nihilismus hin.
Der Zwang allein stützt, was noch aufrecht steht,
Der Zwang, die mark'ge Objectivität.

Wodurch als wahr bezeugt? ruft Richard; Himmel,
Wie sind sich die Histor'schen spinnefeind.
Und dieß Terrain voll Widerspruchsgetümmel
Steht bloß in Meinungen, die man just meint.
Du hast im babylon'schen Sprachgewimmel
Nur Halt, dem Köhlerglauben fromm vereint.
Sei schön gewarnt, daß dich nicht gar ausraube
Der geistverneinende Buchstabenglaube. —

Was Luther wohl zu diesem Pathos sagte!
Spricht Bernhard eifernd. Weisheit eines Wurms!
Der, ob er bauend auch zum Himmel ragte,
Denn doch zerschellt in Einsturz seines Thurms.
Wenn dir's in Worten eine Zeit behagte,
So wirst du doch ein Raub des heil'gen Sturms.
Denn das nur Menschliche, es ist gleich nichtig,
Nur eins ist Noth, dies Eine nur ist wichtig.

Zum Atheismus führt die Kunst, das Wissen,
Ein Bilsenstab ist die Philosophie.
Ihr wollt es freilich sein, so seid zerissen,
Und schwärmt euch satt in Idololatrie.
Doch eben, das, was ihr gefühlt zu missen,
Wonach das Leben euch im Busen schrie —
Der Friede wird allein dem Kindessinn;
Ihr habt's auf euren Wegen nicht Gewinn.

Der Lutherkirche Geist ist auch der meine.
Des freien Lebens inne, heilig wahr
Erblüht mein Wohlsein in des Herrn Gemeine,
Und mir vor Augen liegt die Zukunft klar.
Ich werd' am Tempel der lebend'gen Steine
Auch bau'n, versammelnd eine Christenschaar,
Und das soll, was mir Gott persönlich schicke,
Aufgehen zu dem wundervollsten Glücke. —

Geschieht das nur, sagt Richard spöttisch lächelnd,
Dann baut sich auch wohl deiner Kirche Thun.
Denn Geist vom Werge der Natur abhechelnd,
Wie Pflicht gebeut, — wird doch ein Pastor nun,
Sich mit Behagen in dem Seinen fächelnd,
Vom Dienst des Kirchlichen im Fleisch ausruh'n.
Und o, im Grund ist seines Glückes Braut
Doch die nur, die ihm die Natur getraut.

Wie, sollt' es einst denn dir zu spät aufgehen,
Dein Wandel sei in der Zerrissenheit,
Nicht dich hielt eines Geistes Wunderwehen,
Manier vielmehr, die nun dich Blödsinns zeiht:
Denn ein formales äußeres Geschehen
In Staat und Kirche hatte dich gefeit: —
Was denn? Du solltest, Freund, bei Zeiten lernen,
Dich eigen abzufinden mit den Sternen.

Die Sicherheit gewinnst du nun und nimmer
Im blinden Glauben, eigner Forschung baar.
Besinnst du dich, sinkt deine Burg in Trümmer,
Wenn sie nicht dir im Geist entsprungen war.
Los im Voraus, los, los von allem Schimmer,
Frei nachgedacht und sei es mit Gefahr:
Nur die erworb'ne Ruh' ist Ruh', ja sie,
Erreichbar nur durch die Philosophie.

Der venetianische Adel.

Es gemahnt uns wie eine längst verklungene Sage aus alter Zeit, wenn man jetzt, wo ein Ricasoli aus dem matten Einheitskörper Italiens den letzten Extract zu bereiten sucht, von den Ueberlieferungen des Venetianischen Adels spricht. Doch hat er im Anfange unseres Jahrhunderts noch geblüht. Jetzt an ihn zu erinnern, erscheint nicht zeitgemäß. Da aber jede revolutionäre Epoche damit schließt, daß sie wiederum eine Aristokratie erzeugt, da also auch unsere Periode sich bei der Neuschöpfung eines Adels consolidiren wird, so dürfte es immerhin auch als ein Zukunftswerk gelten, wenn wir aus alten Reisebeschreibungen und Chroniken eine Schilderung des Venetianischen Adels und seines Ursprunges zusammenstellen.

Der Adel der Republik Venedig, so heißt es in Blainville's Italienischer Reisebeschreibung, wird in drei Klassen eingetheilt. Die erste ist Nobilità di Natura oder der Natürliche Adel, der mit der Republik zugleich entsprungen. Er besteht aus vierundzwanzig Familien. Unter diesen sind die zwölf ältesten und vornehmsten diejenigen, welche von den zwölf Tribunen abstammen, die den ersten Doge erwählet haben. Zu ihnen werden noch vier uralte Familien gezählt, und man nennt scherzweise die ersten die zwölf Apostel, und die letztern die vier Evangelisten. Die zwölf Apostel sind:

Die Badder, welche vormals Participazi hießen, von denen schon Angelus im Jahre 809 über Rialto regiert hat. So lange die Regierungsform von Venedig noch monarchisch war, haben aus diesem Hause sieben Herzoge geherrscht.

Die Sanudi. Sie stammen aus der Insel Kandia her, daher sie vormals den Namen Kandiani führten. Ihr Stamm zählt vom neunten Jahrhundert an viele Herzoge.

Die Contarini, ehemals Flabenighi genannt, aus denen der Herzog Dominikus 1042 erwählt worden.

Die Valier oder Falieri. Sie führten vormals den Namen Anastasii, Anafesti und Orbelasi. Aus diesem Hause wurde Marinus 1354 Doge, den der Pöbel 1356 angemaßter Tyrannei halber enthaupten ließ.

Die Morosini, aus welchem Hause verschiedene Dogen, und Thomasina, Königs Andreas III. von Ungarn Mutter entsprossen ist.

Die Gradenigi. Aus diesem Hause entsprang der Doge Peter Gradenigo, der im Jahre 1298 eine Veränderung des großen Raths veranstaltete. Hiergegen entstand 1310 ein großer Aufruhr, wo aus dem Hause

Tiepolo, Bajamonte einer der vornehmsten Rädelsführer war.

Die Memi, sonst Monetari, die von dem römischen Patriziengeschlecht der Memmii abstammen wollen.

Die Michieli, ein römisches Geschlecht, aus welchem der Doge Dominikus, der 1117 erwählt wurde, in der Belagerung von Tyrus Geld aus Leder schlagen ließ und dasselbe Michielette nannte, welches auch noch von der Familie im Wappen geführt wird.

Die Dandoli, vormals Hipati. Unter ihnen führt der Doge Francesco, 1328 erwählt, den Namen il Cane, weil er, um sein Vaterland, welches wegen der Eroberung von Ferrara in den Bann gerathen war, davon zu befreien, mit einer eisernen Kette um den Hals wie ein Hund lange Zeit zu den Füßen des Papstes Johann XXI. gelegen haben soll.

Die Barozzi, welche deutscher Herkunft sein sollen, und

Die Polani, welche aus Istrien herstammen.

Die vier Evangelisten führten folgende Namen:

1) Die Cornari, welchen man die römischen Scipionen zu Stammvätern giebt, und von deren Töchtern einer, der Catharina, Jakobs von Lusignan, Königs von Cypern Gemählin, die Venetianer ihr Recht auf Cypern herleiteten. Den Gelehrten ist die berühmte Helena Cornara Piscopia bekannt, die zu Padua den Doktorhut erlangte, und nun für eine Heilige gehalten wird.

2) Die Justiniani oder Giustiniani, die sich vom Kaiser Justinian I. herschreiben.

3) Die Bragadini. Unter ihnen ist der Held Markus Antonius berühmt, der sich in der Hauptfestung von Cypern, Salamina, 1571 herzhaft vertheidigte, aber von dem türkischen Feldherrn nach der freiwilligen Uebergabe lebendig geschunden wurde, und diese Marter mit der allergrößten Standhaftigkeit ausstand, so daß er für einen Märtyrer gehalten wird, und

4) Die Bembi, ein uraltes Haus, aus dem der berühmte Kardinal Petrus Bembus entsprossen.

Es giebt noch acht andere Familien, die vor dem sogenannten Serrar del Consiglio*) bereits in großem Ansehen gestanden, und den sechszehn vorgedachten in allen Stücken gleich sein wollen. Die vornehmsten unter diesen achten sind die Marcelli, welche von dem Römer M. C. Marcellus, welcher das Schwert der Römer genannt wurde, aber vom Hannibal erschlagen ward, herstammen wollen; die Delphini, die Quirini und die Soranzo u. s. w.

Die zweite Klasse des Adels, welche la Nobilita di Merito, oder di Prerogativa, der Ehren- oder Verdienstadel hieß, stand gleichfalls in großer Achtung, ungeachtet sie ihr Alterthum nicht höher rechnen konnte, als bis ungefähr auf die Zeit des Serrar del Consiglio, das ist bis auf das Ende des dreizehnten, oder auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Die ansehnlichste unter diesen Familien ist die Mocenigo, welche der Republik manche große Männer gegeben hat; die Venieri, aus welchen verschiedene

*) Serrar del Consiglio oder die Verschließung des großen Rathes war die oben erwähnte Verordnung des Dogen Peter Gradenigo, die er 1298 zum Besten der alten adelichen Familien gemacht, wodurch der jüngere Adel und die Bürger von aller Verwaltung des Regiments ausgeschlossen wurden. Sie macht einen besondern Zeitpunkt in der Geschichte der Republik aus.

Dogen entsprossen sind, die Pisani, Sagredi, Priuli, Foscarini, Grimani, Loredani, Capelli, Foscari, Gritti, Priuli, Donati, Basadonna, Ruzzini, Valieri, u. s. w. Man zählt in dieser Klasse überhaupt noch ohngefähr sechszig Geschlechter, die alle dem Staate große Leute oder Dogen gegeben haben. Hierzu rechnet man noch funfzehn Familien, welche bald nach der Verschwörung des Bajamonte Tiepolo in das goldene Buch des Adels eingeschrieben worden, und noch dreißig andere, welche der Adel aufnahm, weil sie in dem Kriege gegen die Genueser 1380 dem Staate gewaltige Geldsummen vorschossen. Man darf sich daher nicht verwundern, daß unter diesen dreißig Familien verschiedene sind, deren Stammväter Gewürzkrämer, Pelzhändler, Käsekrämer, einige dem Ursprung nach Juden, und sogar Handwerksleute gewesen sind. Ein vornehmer venetianischer Herr hat dem Reisenden Blainville eine geschriebene Chronik der damaligen Zeit gezeigt, in welcher eine Liste von diesen dreißig Familien enthalten ist. Weil ich zweifele, daß diese Liste in einem andern gedruckten Buche, als in der angeführten Reisebeschreibung enthalten ist, so will ich sie hierher setzen.

Andreas Vendramin, ein Kaufmann und Wechsler. Im Jahre 1496 wurde einer seiner Enkel gleiches Vornamens Doge, und Franz Vendramin, Patriarch von Venedig wurde 1619 Kardinal. Anton Dardnin, ein Weinhändler. Balduin Garzoni, ein Gewürzhändler. Da Mezo von St. Maria Formosa, ein Handwerksmann. Donna da Portogruer, ein Handwerksmann. Franz Girardo von Santa Fosca, ein Bürger. Georg Calergi, ein Edelmann aus Candia. Jacob oder Angelo Condolmier oder Condulmer. Der Papst Eugenius IV. stammt aus diesem Geschlechte von der Vaterseite, und der Papst Paul II. von der Mutterseite her. Jacob Pizzamano, aus Kandia. Einige führen dieses Geschlecht aus Irland her. Johann Negro von St. Aponal, ein Gewürzhändler. Julian Giusti, ein Bürger von Venedig. Marcus Cicogna, ein Apotheker. Pasqual Cicogna wurde 1585 Doge und hat 1591 die berühmte Brücke Rialto zu Venedig und hernach die starke Festung Palma Nova in Friaul bauen lassen. Marcus Orso, ein Handwerksmann. Marcus Pasqualigo, ein Bürger von Venedig. Marcus Stolardo, ein Handwerksmann. Marcus Trevisano von Carmini und Nicolo Trevisano von S. Kassano, venetianische Bürger. Mattheus Paruba, ein Rauchhändler. Nadalin Tagliapietra, ein Handwerksmann. Nani von St. Mauricio, ein Käsekrämer. Nani von S. Vidal, ein Färber. Nicolo Longo, ein Handwerksmann. Nicolo Bon, ein Handwerksmann. Nicolo Renier von St. Pantaleon, ein Handwerksmann. Pietro Lippomann von St. Fosca, ein Bürger von Venedig. Pietro Pencino von St. Maria Formosa, ein Schneider. Pietro Zaccarie von St. Pantaleon, ein Gewürzhändler. Raphael Parisani ein Fischhändler. Raphael Caresini, Kanzler von Venedig. N. Premarin, ein Rauchhändler.

Es ist hierbei anzumerken, daß die Chronik, aus welcher dieses Verzeichniß gezogen ist, nicht eigentlich anzeigt, was für Handwerke diejenigen Männer getrieben haben, die als Handwerksleute angegeben sind, was vielleicht darum geschehen ist, weil man auf der Liste die Zimmerleute, die

Schuster, die Bäcker und die Fleischer nicht gerne ausdrücklich hat nennen wollen.

Jedoch ist es auch nicht zu leugnen, daß zur Zeit des Genuesischen Krieges würdige und wohlverdiente Leute in den Venetianischen Adel aufgenommen worden sind, unter welche Cavalli, ein Edelmann aus Verona gehört. Man rechnet auch in diese Klasse die auswärtigen Prinzen, die sich in das goldne Buch haben einschreiben lassen. Verschiedene Feldherren der Republik, sowohl auswärtige, als einheimische, gleichwie auch verschiedene ansehnliche Häuser in Italien so wohl, als in Frankreich, z. B. Joyeuse, Richelieu, Mazarin, Malatesta, Bentivoglio, Benzoni, Martinenques, Colalti, Pio und Savorgnans sind mit dieser Würde beehrt worden, und werden zu dieser Klasse gerechnet.

Die dritte Klasse besteht ungefähr aus achtzig oder hundert Familien, welche ihren Adel erkauft haben. Der Candianische Krieg, welcher die Schätze der Republik sehr ausleerte, und sie in einen großen Geldmangel versetzt hatte, brachte eine Anzahl reicher Männer auf den Gedanken, mit guter Art den Adel sich zu erwerben, ohne dabei der Redensarten vom Verkauf und Handel sich zu bedienen. Daher wird auch diese Klasse Nobilita per il prezzo oder auch Nobilita de Necessita, der Nothadel, genannt. Giovanni Francesko Labbia, ein Edelmann aus Florenz, der nach der Gewohnheit seines Landes, ohne Schande in Venedig Handlung trieb, war der erste, der 1646 dem großen Rath in dieser Absicht eine Bittschrift übergab. Sie war sehr fein abgefaßt, und gab ihren Verfasser als einen Mann von Verstande zu erkennen. Denn nachdem er mit aller Bescheidenheit die Dienste angezeigt hatte, die er der Republik bei verschiedenen Gelegenheiten erwiesen, bat er demüthig, ihm zu erlauben, daß er ihr noch ein Geschenk von hunderttausend Dukaten anbieten dürfte, die nach dem Gefallen der Regierung verwendet werden könnten. Diese Bittschrift hatte keines Auslegers nöthig, denn die Republik merkte gleich, was der Verfasser haben wollte. Sie nahm die hunderttausend Dukaten und machte ihn mit seinem ganzen Hause zum Edelmann von Venedig. Das Beispiel verleitete noch mehr reiche Männer, ihre Geldhilfe dem Staate anzutragen. Ja, sie drängten sich so sehr dazu, daß, als ein gewisser Correggio seinem Gönner, einem Rathsherrn seinen Zweifel entdeckte, weil er sich selbst nicht für würdig genug hielt, zu so hoher Ehre zu gelangen, dieser ihm keine bestimmte Antwort darauf gab, sondern ihn nur fragte, ob er hunderttausend Dukaten hätte? Und wie Correggio ihm versetzte, die wären bereit, ohne weiteres Bedenken erwiederte: Gut, so habt ihr folglich in aller Betrachtung Eigenschaften genug, ein venetianischer Edelmann zu werden. Endlich wurde die Sache so weit getrieben, daß der große Rath dergleichen Bittschriften von jedermann annahm. Die vornehmsten unter diesem Kauf- oder Nothadel, welche im vorigen Jahrhundert in einigem Ansehen standen, waren die Labbia, die Ottoboni, von welchem Hause Papst Alexander VIII. abstammte, die Manini, die Fini, von welchen zwei Häupter Mittel gefunden, Procuratori di S. Marco zu werden, die Gambara aus der Stadt Brescia, die Zanobli aus Verona, die Bidemanns und

die Giovanelli aus Deutschland, und die Fonseca, deren Haupt ein portugiesischer Kaufmann, und in einem großen Verdacht des Judenthums war, weil er niemals einen Beweis hat aufbringen können, daß er getauft wäre.

Das größte Vorrecht des Adels war, daß sie alle andern von den großen Aemtern des Staates, ausgenommen von dem Kanzleramte, welches allezeit von einem Bürger verwaltet ward, und von der obersten Befehlshaberstelle der Landtruppen, die zuweilen ein auswärtiger General führte, gänzlich ausschlossen. Man konnte kein Ehrenamt besitzen, man müßte denn ein Edelmann sein. Dies erstreckte sich sogar bis auf die Hauptleute der Galeassen und den Patriarchen. Ein jeder Edelmann, der ein Alter von 25 Jahren erreicht hatte, konnte seine Stimme im großen Rathe geben. Zuweilen ertheilte der Staat dieses Vorrecht auch Jünglingen unter 20 Jahren, als eine Belohnung für die Verdienste ihrer Väter, oder in Kriegszeiten für weniges Geld. Dieser große Rath war die allgemeine Versammlung aller Edlen, und man konnte ihn billig die Grundlage des Staates nennen. Er gebot über alle Obrigkeiten, gab neue Gesetze, erwählte die Rathsherren, bekräftigte ihre Wahl, und besetzte alle Ehrenämter von den Procuratoren von St. Marc, bis auf die Podesta und Richter auf dem Lande. Kurz, der große Rath war der oberste Befehlshaber und Richter über alles. Er versammelte sich an allen Sonn- und Festtagen, außer denen, die der Jungfrau Maria und ihrem Patron St. Marcus gewidmet sind, im Sommer Vormittags von 8 Uhr an bis Mittag, im Winter von Nachmittag an bis zu der Sonne Untergang. Es ist nicht wohl möglich, die Anzahl der Häupter in einer solchen Versammlung anzugeben. Man rechnete insgemein die stärkste nicht über sechshundert, denn gar viele Mitglieder waren entweder auf dem Lande, auf der See, in Gesandtschaften, oder in andern Geschäften abwesend. Jeder Edelmann von Venedig war durch ein Gesetz verbunden, die Geburt eines Sohnes dem großen Rath zu melden, damit des Kindes Name in das goldene Buch, welches ein Verzeichniß aller adlichen Mannspersonen enthielt, aufgeschrieben werde.

Man muß gestehen, meint der oben citirte Reisende, daß die Nobili von Venedig viel Verstand haben, und besonders mit einer gewissen natürlichen Fähigkeit zu Staatsgeschäften geboren werden, welcher Umstand gar vieles zum Flor ihres Staates beigetragen hat. Die meisten von ihnen haben ein feines äußerliches Ansehen, und sind von guter Gestalt, welche die langen Kleider, die sie tragen, vortheilhaft erhöht. Sie beobachten ihre alten Gewohnheiten auf das genaueste, und die Gesetze unterstützen dieselben so sehr, daß der vornehmste unter ihnen wenn er dagegen sündigt, von der Strafe nicht befreit ist. Alle ihre Absichten sind allein auf die Erhaltung des Staats gerichtet, und man hat Beispiele, daß sich Personen selbst, oder doch ihr Vermögen demselben aufgeopfert haben. In dem Türkenkriege, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, riß der Geldmangel so sehr ein, daß die Tapfersten den Muth verloren, der edle Johann Pesaro aber überließ dem Staate seine Einkünfte, die jährlich wenigstens sechzig tausend Dukaten betrugen, auf fünf Jahre, und munterte dadurch so viele vom Adel, und

reiche Bürger zu gleichen Beiträgen auf, daß die Republik im Stande war, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Er starb als Doge, wozu er 1658 erwählt worden. Bei allen diesen Vorzügen aber, die der venetianische Adel von Rechts und Geburts wegen besitzt, und die er sich selbst herausnimmt, ist er auf andere Weise gar sehr eingeschränkt. Ein jeder Edle ist verbunden, die Bedienung, die ihm angetragen ward, anzunehmen, oder er muß zwei tausend Dukaten Strafe geben, und den großen Rath, nebst dem Broglio, auf zwei Jahre meiden. Keiner darf Landgüter, oder Lehnstücke auf dem Lande besitzen, und nur Gärten oder Lusthäuser sind ihnen erlaubt. Derjenige, der den geistlichen Stand annimmt, ja sogar die Ritter von Malta, sind von dem großen Rathe und von allen Bedienungen ausgeschlossen, gleichwie auch kein Verwandter eines Cardinals in Kirchensachen seine Stimme geben darf. Ihr Umgang mit Fremden ist sehr beschnitten und mit auswärtigen Abgesandten gänzlich verboten. Der geringste Verdacht in diesem Stücke wird bestraft. Keinem Edlen ist vergönnt, Geschenke, Jahrgelder oder Orden von fremden Herren anzunehmen. Jeder darf nur ein Amt haben. Die väterlichen Güter werden unter die Söhne gleich getheilt und der älteste hat nichts zum voraus, daher viele Familien verarmen, und man trifft viele Edle an, die im eigentlichen Verstande Bettler sind. Weil sie zu arm sind, sich einen Bedienten zu halten, so kaufen sie auf dem Markte ihre Lebensmittel selbst ein und tragen sie in dem Sacke ihrer langen Aermel zu Hause. Blainville erzählt eine Geschichte von einem solchen Edlen, der verlarvt zu ihm kam und bettelte. Dergleichen Leute wurden vom Volke Barnabotti genannt, weil sie meistens in dem Quartier von St. Barnabas, wo die wohlfeilsten Wohnungen sind, sich aufhielten. Um aber doch der Verarmung der Familien in etwas vorzubeugen, so heirathete aus vielen Brüdern nur ein einziger, und selten der älteste.

„Die Kleidungsart und die Haushaltung des Adels, erzählt Blainville weiter, ist durch Gesetze sehr eingeschränkt. Wer kein Procurator von St. Marcus ist, darf keinen Bedienten zum Begleiter haben, und jenem sind nur höchstens zwei in schwarzen Kleidern, ohne Livree und Degen erlaubt. Es ist falsch, wenn sich Einige einbilden, daß der venetianische Adel eine besondere Kleidung trage. Sie sind mit denen, die man Cittadini nennt, völlig überein gekleidet. Ihre Tracht besteht aus einem bis auf die Erde herunterhängenden weiten Rocke von schwarzem paduanischem Tuche, der im Sommer mit Hermelin und im Winter mit wärmerem Pelzwerk gefüttert ist. Die Aermel sind eine halbe Elle breit und schließen sich am Handgelenke fest zusammen, daher werden sie statt der Schubsäcke gebraucht. Der lange Rock hat einen gerade in die Höhe stehenden Kragen, gleichwie auch die Weste, welche von schwarzer Seide oder andern reichem Zeuge, auch Gold- und Silberstück sein kann, deren Kragen mit einem andern weißen fingerbreit überschlagen ist. Der Kopf bleibt gewöhnlich unter einer großen Quarreeperrücke unbedeckt, in Regenzeit aber stülpen sie eine große Kappe von schwarzer Wolle gestrickt, und mit grober herabhangender Wolle eingefaßt, welche sie sonst unter dem Arme tragen, darauf, auch wohl noch eine Stole darüber. Diese Stola ist

ein doppelt genähter Latz von schwarzem Tuche, länger als eine Elle und an beiden Enden breit gesäumt, sie tragen dieselbe über der linken Schulter und halten sie für ein Zeichen ihres Ansehens, denn keiner wird ohne dieselbe in den Versammlungen erscheinen. Der Gürtel ist vier Finger breit und mit silbernen Buckeln besetzt. Diejenigen, welche auf Gesandschaften verschickt gewesen, dürfen eine Stole von goldenem Stück und goldene Buckeln tragen. Auch ihre Tafel ist durch die Gesetze eingeschränkt. Niemand als ein Prokurator von St. Markus darf Fleisch und Fisch zugleich bei einer Mahlzeit aufsetzen.

„So bald aber ein Edelmann den Fuß über die Lagunen gesetzt, erhält er die völlige Freiheit, sich zu kleiden und zu leben wie er will. Alsdann treibt der Stolz bei den Reichen die Pracht auf das höchste. Sie sind auf das köstlichste gekleidet und schimmern von Edelsteinen. Sie sind mit Bedienten umgeben, führen eine herrliche Ausrüstung und halten ein große Menge Pferde. Um aber ihre Pracht von andern desto mehr bewundern zu lassen, sind sie auch auf dem Lande umgänglicher.

„Außer der angeführten Staatszusammenkunft des Adels oder des großen Raths, versammelt sich derselbe noch auch besonders zu Privatunterredungen, wobei aber nicht wenig Staatsgeschäfte heimlich mit unterlaufen. Dies geschieht auf dem St. Markusplatze, unter zwei Galerien, die unter den großen einander gegenüberstehenden Pallästen, dem Palazzo Ducale und den Procuratie nuove angelegt sind. Diesen Platz nennt man den Broglio, hier versammeln sich die Edlen täglich zu gewissen Stunden, bald auf dieser bald auf jener Seite, nachdem sich Schatten und Sonnenschein verändern und kein Venetianer, der nicht zu ihnen gehört, darf sich alsdann unter sie mischen. Deshalb ist auch auf dem Fußboden des Platzes ein Strich von weißen Steinen gezogen, damit man die Grenzen des Broglio unterscheiden könne. Hier werden insgemein die Stimmen zur Erlangung der Würden gewonnen, und manche Staatssachen zum Voraus beschlossen, daher für broglio und patire il broglio im Venetianischen so viel bedeutet als nach Ehren trachten."

Ein wandelndes Parlament, ein Prototyp des Lindenmüllerthums!

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Dieses Volk führt den Krieg für die Utopier gegen alle Welt, weil sie nirgends anderswo bessere Bezahlung finden. Die Utopier ihrerseits, welche die braven Männer aufsuchen, um sie nach Umständen zu benutzen,

werben sehr gern diese ehrlose Soldateska an, um sie zu mißbrauchen und gänzlich zu vernichten. Wenn sie daher der Zapoleten bedürfen, suchen sie diese durch glänzende Versprechen zu verlocken und stellen sie später an den gefährlichsten Posten auf. Der größte Theil derselben kommt um und kehrt niemals zurück, um das ihnen Versprochene einzufordern; die Ueberlebenden aber empfangen pünktlich den festgestellten Preis, und diese strenge Pünktlichkeit im Worthalten ermuthigt sie, der Gefahr später mit derselben Kühnheit zu trotzen. Die Utopier kümmern sich sehr wenig darum, ob sie eine große Zahl dieser Lohnsoldaten verlieren. Sie sind überzeugt, sich ein großes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, wenn sie die Erde einst von diesem ehrlosen Räuberstamm reinigen können.

Außer den Zapoleten verwenden die Utopier in Kriegszeiten auch noch die Truppen der Staaten, deren Vertheidigung sie übernehmen, sodann die Hülfslegionen ihrer übrigen Verbündeten, sowie zuletzt ihre eigenen Mitbürger, unter welchen sie einen talentvollen und beherzten Mann auswählen, um ihn an die Spitze der ganzen Armee zu stellen.

Dieser Obergeneral hat zwei Lieutenants unter sich, die nicht den geringsten Einfluß haben, so lange jener das Commando führen kann. Unmittelbar nach dem Tode oder der Gefangennehmung des Generals aber tritt einer dieser beiden Lieutenants wie aus Erbrecht in dessen Stelle, und der Letztere wird seinerseits, wenn die Reihe an ihn kommt, durch einen dritten ersetzt. Demzufolge können die persönlichen Gefahren des Generals, der wie jeder Andere allen Zufällen des Krieges ausgesetzt ist, das Wohl der Armee niemals gefährden.

Jede Stadt wirbt und übt ihre Truppen aus der Zahl Derjenigen, die sich freiwillig stellen. Niemand wird wider seinen Willen zum Dienst für entfernte Expeditionen gezwungen, und zwar aus dem Grunde, weil ein von Natur furchtsamer Soldat, statt sich tapfer zu zeigen, seine Kameraden durch die eigene Feigheit nur anstecken würde. Nichtsdestoweniger benutzt man bei feindlichen Einfällen und inneren Kriegen alle kräftigen und gesunden Feiglinge, indem man sie theils unter die besseren Soldaten an Bord der Kriegsschiffe steckt, theils aber in die Festungen vertheilt. Dort ist an Rückzug nicht zu denken, der Feind steht unmittelbar vor ihnen, die Flucht ist unmöglich, und die Kameraden wachen. Diese gefahrvolle Stellung dämpft die Todesfurcht, und oft macht eine auf die Spitze getriebene Gefahr aus dem Feigsten einen Löwen.

Wenn das Gesetz Niemanden zwingt, gegen seine Neigung an die Grenze zu rücken, so erlaubt es dagegen den Frauen, die dies wünschen, ihren Männern in die Armee zu folgen. Statt ihnen Hindernisse entgegenzusetzen, muntert man sie kräftig dazu auf, und ein solcher Schritt gereicht ihnen zu großer Ehre. Während des Kampfes werden die Gatten an einen und denselben Posten gestellt, umgeben von ihren Söhnen und nächsten Verwandten, damit Diejenigen sich schnell zur Hilfe eilen, die von Natur geneigt sind, sich einander auf das Eifrigste beizustehen.

Schande und Entehrung erwarten den Gatten, welcher ohne seine Frau,

den Sohn, welcher ohne seinen Vater heimkehrt. Wenn daher die Utopier nothwendig handgemein werden müssen und der Feind widersteht, verbreitet ein langer und schrecklicher Kampf Blut und Tod. Sie suchen nach allen Kräften nicht sich selbst dem Kampfe auszusetzen und den Krieg vermittelst der Hilfstruppen zu beendigen, die sie in ihrem Solde halten. Wenn sie aber schlechterdings gezwungen sind, handgemein zu werden, so erscheint ihre Unerschrockenheit im Kampfe nicht geringer, als die Klugheit, mit welcher sie ihn, so lange es möglich war, zu vermeiden suchten.

Im ersten Angriff verwenden sie nicht ihren ganzen Eifer. Der Widerstand und die Länge einer Schlacht erhöhen allmählig ihren Muth bis zu einem Grade, daß man sie eher tödten, als in die Flucht treiben würde.

Was ihnen diese außerordentliche Tapferkeit des Todes und des Sieges einflößt, ist die Gewißheit, daheim immer so viel zu finden, daß sie bequem leben können; außerdem dürfen sie sich keine Unruhe über das Loos ihrer Familie machen — eine Unruhe, die überall anderswo die größten Seelen lähmt. Was ihre Sicherheit noch vermehrt, ist ihre ungemeine Geschicklichkeit in der militärischen Taktik, sodann aber und hauptsächlich die ausgezeichnete Erziehung, deren sie in den Schulen und Einrichtungen des Staates von Kind auf genießen. Frühzeitig lernen sie, das Leben nicht genug zu verachten, um es unbedachtsamer Weise zu verschwenden, dasselbe aber auch nicht genug zu lieben, um es mit entehrendem Geize zu schonen, wenn die Ehre will, daß man es preisgebe.

In der größten Hitze des Kampfes verfolgt ein Trupp auserlesener Leute, die sich durch einen Eid dem Tode gewidmet, den General der feindlichen Armee bis auf's Aeußerste. Sie greifen ihn entweder durch List oder im offenen Streite von nah oder von fern an. Dieser kleine Trupp, ein langes Dreieck bildend, kennt weder Ruh' noch Rast. Man erneuert ihn unaufhörlich mit frischen Leuten, welche die ermüdeten Soldaten ablösen, und selten mißlingt es ihm, den feindlichen General zu tödten oder gefangen zu nehmen, es wäre denn, daß er sich durch die Flucht rettete.

Haben die Utopier einmal gesiegt, so metzeln sie die Besiegten nicht unnützer Weise nieder. Statt die Flüchtlinge zu tödten, nehmen sie dieselben lieber gefangen, und niemals verfolgen sie letztere, ohne zu gleicher Zeit einen in Schlachtordnung unter ihren Fahnen aufgerichteten Rückhalt bereit zu halten. Mit Ausnahme des Falles, wo die ersten Reihen niedergehauen sind und der Nachtrab den Sieg davonträgt, würden sie lieber alle Feinde entkommen lassen, als ihnen nachlaufen; denn durch das Letztere wird der Soldat gewöhnt, seine Reihen zu verwirren. Sie erinnern sich, dieser Taktik nicht selten ihr Heil verdankt zu haben.

In der That stürzt sich der Feind oft, nachdem er die Hauptmasse der Armee völlig in Verwirrung gebracht, in Unordnung und trunken durch Erfolg auf die Flüchtlinge. Dann konnte ein schwacher Rückhalt, der den rechten Augenblick erfaßte, dem Kampfe schnell ein anderes Ansehen geben, indem er die Sieger unversehens angriff, während diese sich hier und dorthin zerstreuten und aus allzu großer Sicherheit jede Vorsichtsmaßregel unterlie-

fen. Es würde bisweilen der gewisseste Sieg den Händen Derjenigen entrissen, die ihn erfochten, und die Besiegten schlagen nun ihrerseits die Sieger.

Es ist schwer zu behaupten, ob die Utopier einen Hinterhalt besser aufzustellen oder zu vermeiden wissen. Man sollte glauben, sie bereiteten sich zur Flucht vor, wenn sie gerade auf das Gegentheil sinnen; und umgekehrt, hätten sie die Absicht zu fliehen, so würde man dies nicht errathen können. Wenn sie sich in Rücksicht auf Stellung und Zahl zu schwach fühlen, brechen sie Nachts in tiefem Schweigen auf, oder sie wenden die Gefahr wohl auch durch eine andere Kriegslist ab. Bisweilen ziehen sie sich am hellen Tage zurück, jedoch in so guter Ordnung, daß es nicht minder gefährlich ist, sie während eines solchen Rückzuges anzugreifen, als wenn sie selbst die Schlacht anbieten.

Besonders tragen sie Sorge, ihr Lager durch breite und tiefe Gräben zu befestigen; die ausgegrabene Erde wird in das Innere geschafft. Diese Arbeiten verrichten keine Taglöhner, sondern die Soldaten selbst. Die ganze Armee wird daran beschäftigt, ausgenommen die Schildwachen, die bewaffnet um das Lager herum aufgestellt sind, um eine mögliche Ueberrumpelung zu vereiteln. Durch dieses Mittel und durch die Anwendung so vieler Arbeiter sieht man hurtig und in Sicherheit kräftige Schutzwehren erstehen, die einen bedeutenden Raum Landes einschließen.

Die Schutzwaffen der Utopier sind sehr massiv und dennoch für jede Art Bewegung und Handhabung so wohl geeignet, daß sie den Soldaten selbst am Schwimmen nicht hindern. Eine der ersten militärischen Uebungen, in welchen man den utopischen Soldaten unterrichtet, ist diejenige, bewaffnet zu schwimmen. Aus der Ferne kämpfen sie mit dem Wurfspieß, den sie kräftig und mit sicherer Hand abschleudern, Reiter sowohl wie Fußgänger; und aus der Nähe schlagen sie, statt sich der Säbel zu bedienen, mit Streitäxten, deren Schneide oder Gewicht den unvermeidlichen Tod geben, wie der Hieb auch gerichtet sein mochte. Einen ganz besondern Scharfsinn zeigen sie in der Erfindung von Kriegsmaschinen; und die neuen Maschinen bleiben sorgfältig bis zu demselben Augenblicke ein Geheimniß, wo man von ihnen Gebrauch machen will; denn man fürchtet, daß sie, wenn sie vorher bekannt würden, eher ein lächerliches Spielzeug, als ein Gegenstand von wirklichem Nutzen werden möchten. Worauf man bei ihrer Verfertigung am meisten sieht, ist die Leichtigkeit des Transports und die Tauglichkeit zu beliebigem Gebrauch.

Die Utopier beobachten die mit dem Feinde geschlossenen Waffenstillstände so gewissenhaft, daß sie dieselben sogar im Falle der Ausforderung nicht verletzen. Die Felder des eroberten Landes verwüsten sie nicht, die Saaten verbrennen sie nicht, ja sie verhindern sogar, so lange es ihnen möglich ist, daß dieselben von dem Fußvolk und der Reiterei zertreten werden, da sie derselben einst bedürfen könnten.

Nie mißhandeln sie einen Wehrlosen, er wäre denn ein Spion. Sie schonen die Städte, welche sich übergeben, und überlassen diejenigen nicht

der Plünderung, die sie mit Sturm nehmen. Sie tödten nur die vornehmsten Anführer, welche die Uebergabe des Platzes verzögerten; die Uebrigen von Denen, welche die Belagerung aufhielten, verurtheilen sie zur Sklaverei. Was die indifferente und ruhige Masse betrifft, so erfährt sie nicht die mindeste Härte. Wenn sie erfahren, daß einer oder mehrere von den Belagerten zur Uebergabe gerathen, so geben sie ihnen einen Theil von den Gütern der Verurtheilten; der andere Theil ist für die Hilfstruppen. Sie selbst nehmen von der Beute Nichts.

Nach beendigtem Kriege müssen nicht die Verbündeten, zu deren Gunsten dieser Krieg unternommen war, sondern die Besiegten die Kosten desselben tragen. Kraft dieses Grundsatzes fordern die Utopier zuerst Geld, welches sie im Falle eines künftigen Krieges zu Gebräuchen verwenden, die wir bereits angegeben; sowie zweitens die Abtretung weitläufiger Domänen, die auf dem eroberten Grundgebiete liegen und dem Staate bedeutende Revenuen sichern.

Die Religionen sind in Utopien nicht allein in den verschiedenen Provinzen verschieden, sondern innerhalb der Mauern jeder einzelnen Stadt; Diese verehren die Sonne, Jene den Mond, oder jeden andern Stern. Einige beten einen Menschen als oberste Gottheit an, dessen Ruhm und Tugend einst nicht ihres Gleichen hatten.

Der größte Theil der Einwohner verwirft jedoch diese Naturdienereien und glaubt an einen einzigen, ewigen, unermeßlichen, unbekannten, unerklärlichen, über alle Begriffe des menschlichen Geistes erhabenen Gott, der mit seiner Allmacht und nicht nach seiner körperlichen Ausdehnung die Welt ausfülle. Diesen Gott nennen sie Vater; ihm schreiben sie den Ursprung, das Wachsthum, die Umgestaltungen und das Ende aller Dinge zu. Ihm allein erweisen sie göttliche Ehren.

Uebrigens kommen, trotz der Verschiedenheit ihren Glaubensansichten, alle Utopier darin überein, „daß zugleich als Schöpfer und Vorsehung ein höchstes Wesen existire.“ Dieses Wesen wird in der Landessprache mit dem gemeinschaftlichen Namen Mythra bezeichnet. Die Spaltungen haben ihren Grund darin, daß Mythra für Alle dasselbe ist. Welches aber auch die Form sei, in welcher Jeder seinen Gott anbetet, Jeder verehrt unter dieser Form die Majestät und mächtige Natur, welcher, nach der allgemeinen Uebereinstimmung der Völker, die unumschränkte Herrschaft über alle Dinge zuzuschreiben ist.

Als sie aber von uns den Namen Christi, seine Lehre, sein Leben, seine Wunder, die außerordentliche Standhaftigkeit unter so vielen Martern erfahren hatten, und wie das freiwillig vergossene Blut des Heilandes die meisten Nationen der Erde dem Gesetze des Evangeliums unterworfen habe, — Ihr könnt euch kaum einen Begriff davon machen, wie sehr sie sich durch diese Offenbarung angezogen fühlten. Vielleicht war Gott insgeheim in ihrer Seele thätig; vielleicht schien ihnen die christliche Religion dem Glauben zu entsprechen, der sich bei ihnen der größten Gunst erfreut.

Was am meisten dazu beitrug, ihnen diese glückliche Empfänglichkeit

einzuflößen, war meiner Meinung nach die Erzählung von dem gemeinschaftlichen Leben der ersten Apostel, welches Jesus Christus so sehr empfahl, und das noch gegenwärtig in den Gesellschaften wahrer und vollkommener Christen üblich ist.

Wie dem nun auch sei, Viele unter ihnen entschieden sich für unsere Religion und wurden durch das heilige Wasser der Taufe geläutert; leider befand sich unter uns Vieren (der Tod von zweien unserer Gefährten hatte uns auf diese Zahl herabgebracht) kein einziger Priester. Sie konnten daher, obgleich sie in die übrigen Lehren eingeweiht waren, die Sacramente, welche bei uns nur die Priester ertheilen dürfen, nicht empfangen; gleichwohl haben sie eine sehr genaue Vorstellung von jenen Sacramenten, die sie sogar in dem Maaße wünschen, daß ich sie äußerst eifrig die Frage verhandeln hörte: ob ein von ihnen erwählter Bürger nicht den Character eines Priesters erhalten könnte. Bei meiner Abreise hatten sie noch Niemanden gewählt, schienen jedoch zu diesem Schritt entschlossen.

Die Einwohner der Insel, die nicht an die christliche Religion glauben, stellen sich keineswegs ihrer Verbreitung entgegen und mißhandeln die Neubekehrten in keiner Weise. Ein Einziger von den Letzteren wurde in meiner Gegenwart arretirt. Kürzlich getauft, predigte er, trotz unserem Abrathen, mit mehr Eifer als Klugheit. Leidenschaftlich hingerissen, begnügte er sich nicht damit, die christliche Religion in den ersten Rang zu erheben, er verdammte auch ohne Weiteres alle übrigen; er eiferte gegen ihre Lehren, die er profan schalt, gegen die Anhänger anderer Secten, die er als ruchlose und der Hölle würdige Gotteslästerer verfluchte. Dieser Neubekehrte wurde, nachdem er lange in solchem Tone declamirt hatte, festgenommen, nicht weil er die Arten der Gottesverehrung angegriffen, sondern weil er eine Bewegung unter dem Volke veranlaßt hatte; er wurde vor den Richterstuhl gestellt und später zum Exil verurtheilt.

Zu der Zahl ihrer ältesten Einrichtungen zählen die Utopier das Verbot, Niemanden seiner Religion halber zu beleidigen. Utopus hatte zur Zeit der Gründung des Reichs erfahren, daß die Eingeborenen vor seiner Ankunft unaufhörlich in einem Religionskriege begriffen gewesen. Auch hatte er bemerkt, daß dieser Zustand des Landes ihm die Eroberung desselben bedeutend erleichtert, weil die feindlichen Secten, statt sich zur Masse zu vereinigen, theilweis und einzeln kämpften. Sobald er Sieger und Herr war, beeilte er sich, völlige Religionsfreiheit auszuschreiben. Jedoch verbot er keineswegs den proselytischen Eifer, der den Glauben durch Beweisgründe mit Milde und Bescheidenheit verbreitet, der andere Religionen nicht durch rohe Gewalt zu vernichten sucht, wenn ihm die Bekehrung nicht gelingt; der endlich weder Gewaltthätigkeit noch Beleidigungen anwendet. Aber die Unduldsamkeit und der Fanatismus wurden mit Verbannung oder Sclaverei bestraft.

Nichtsdestoweniger strafte er im Namen der Moral ernstlich den Menschen, welcher die Würde seiner Natur bis zu der Annahme erniedrigt, daß die Seele zugleich mit dem Körper sterbe, oder daß die Welt dem Zufalle unterworfen sei, und daß es keine Vorsehung gebe.

Die Utopier glauben daher an ein zukünftiges Leben, wo das Verbrechen bestraft und die Tugend belohnt werde. Demjenigen geben sie nicht den Namen des Menschen, welcher jene Wahrheiten leugnet und das erhabene Wesen seiner Seele dem niedrigen Zustande eines thierischen Körpers gleichstellt; mit dem größten Rechte versagen sie ihm die Ehre des Bürgertitels, überzeugt, daß er, ließe er sich nicht durch Furcht bestimmen, die Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen wie Schneeflocken mit Füßen treten würde. Wer mag in der That bezweifeln, daß ein Individuum, dessen einziger Zügel das peinliche Gesetz und dessen einzige Hoffnung die Materie und das Nichts bildet, sich ein Vergnügen daraus machen werde, gewandt und insgeheim die Gesetze seines Landes zu umgehen, oder sie mit Gewalt zu verletzen, sobald er dadurch seinen Neigungen und seinem Egoismus fröhnt?

Diesen Materialisten erzeigt man nicht die mindeste Ehre, man vertraut ihnen kein Amt, keine öffentliche Funktion an. Man verachtet sie als Wesen niedriger und unmächtiger Art. Uebrigens verurtheilt man sie, in der Ueberzeugung, daß Niemandes Glaube von seinem Willen abhänge, zu keiner Art von Strafe. Eben so wenig wendet man Drohungen an, um sie zur Verstellung ihrer Meinungen zu nöthigen. Die Verstellung ist in Utopien verpönt, und die Lüge, als eine sehr nahe Verwandte des Betruges, ein Greuel. Nur daß man ihnen verboten hat, ihre Grundsätze öffentlich vor dem Volke auszusprechen; im Besonderen aber mit den Priestern und anderen bedeutenden Personen ist es ihnen erlaubt. Ja man fordert sie in der Hoffnung, daß ihre wahnsinnigen Ansichten endlich der Vernunft weichen werden, zu Besprechungen dieser Art auf.

Eine große Anzahl von Utopiern bekennt sich zu einem System, welches dem Materialismus in grader Richtung entgegenläuft; und da ihre Meinungen weder gefährlich, sondern durchaus alles gesunden Verstandes baar sind, verhindert man deren Verbreitung nicht. Diese Letzteren, in den entgegengesetzten Irrthum verfallend, halten die Seelen der Thiere so gut wie die unsrigen für unsterblich, obgleich dieselben in der zweifachen Rücksicht der Fähigkeiten und des ihnen bestimmten Glückes den menschlichen Seelen nachstehen.

Alle Utopier, eine sehr geringe Zahl abgerechnet, hegen die tiefe Ueberzeugung, daß den Menschen jenseit des Grabes eine unaussprechliche Glückseligkeit erwarte. Aus diesem Grunde bedauern sie nur die Kranken, niemals die Todten; ausgenommen den Fall, wo der Sterbende das Leben unruhig und ungern verläßt. Die Furcht vor dem Tode halten sie für ein schlimmes Zeichen, es scheint ihnen, daß nur hoffnungslose Seelen mit beflecktem Bewußtsein vor der Ewigkeit erzittern können, wie wenn sie ihre Strafe schon herannahen sehen. Außerdem nimmt Gott ihrer Meinung nach nur ungern einen Menschen auf, der seiner Stimme nicht mit fröhlichem Herzen folgt, sondern welchen der Tod widerspenstig und unwillig in seine Nähe führet.

Diejenigen, welche Jemand auf solche Weise sterben sehen, hegen Abscheu vor demselben; traurig und schweigend führen sie den Leichnam fort und begraben ihn erst, nachdem sie die göttliche Barmherzigkeit angefleht haben, ihm seine Fehler zu verzeihen.

Niemand beklagt dagegen einen Bürger, der gutes Muthes und voll Hoffnung zu sterben weiß. Freudengesänge begleiten sein Leichenbegängniß, eifrig empfiehlt man seine Seele Gott und verbrennt dann seinen Körper mit achtungsvollem Ernste, aber ohne Traurigkeit. Ueber der Grabstätte erhebt sich eine Säule, in welche die Titel des Verstorbenen eingegraben werden. Sobald seine Freunde wieder daheim sind, unterhalten sie sich von seinen Handlungen und Sitten, und was sie einander besonders gern und am häufigsten erzählen, ist die Geschichte seines rühmlichen Hinscheidens.

Diese dem Gedächtniß braver Menschen dargebrachten Ehrenbezeugungen bilden in den Augen unserer Insulaner eine kräftige Ermuthigung zur Tugend und überdies einen den Todten äußerst angenehmen Zoll der Verehrung. Denn nach der Meinung der meisten Utopier sind die Todten, obgleich den kurzsichtigen Sterblichen unsichtbar, bei den Unterhaltungen der Lebenden gegenwärtig. Es würde sich schlecht mit dem Zustande Glückseliger vereinen, stände es ihnen nicht frei, sich zu begeben, wohin es ihnen gut dünkt; und man könnte sie, ohne ungerecht zu sein, der Undankbarkeit beschuldigen, wünschten sie nicht lebhaft, ihre Freunde wiederzusehen, die auf der Erde durch die Bande der Liebe und gegenseitigen Zuneigung verbunden gewesen. Diesem zufolge mischen sich die Todten nach der Meinung der Utopier in die Gesellschaft der Lebenden und sind Zeugen ihrer Handlungen und Gespräche. Der Glaube an die Gegenwart der Vorfahren flößt dem Volke allgemeines Vertrauen in seine Unternehmungen ein, denn er sichert ihm die Hilfe und Unterstützung mächtiger Beschützer; überdies verhindert er eine Menge heimlicher Verbrechen.

Indessen befindet sich unter ihnen eine zahlreiche Klasse von Bürgern, welche aus religiösen Ansichten die Wissenschaft vernachlässigen, alle Forschung verschmähen und jeder Art von Betrachtung und Vergnügen entsagen. Diese Menschen suchen den Himmel einzig und allein durch ein thätiges Leben und gute Werke an ihrem Nächsten zu verdienen. Die Einen pflegen der Kranken, die Anderen bessern die Wege und Brücken, säubern die Kanäle, ebnen den Boden, reinigen die Straßen von Steinen und Sand, fällen und beschneiden die Bäume und bringen auf Zugkarren Holz, Korn, Früchte und die übrigen Erzeugnisse des Landes in die Städte.

Sie arbeiten nicht allein für die Oeffentlichkeit, sondern sie stellen sich auch zum Dienste der Privatpersonen wie einfaches Gesinde und zeigen sich gehorsamer und eifriger als Sclaven. Sie übernehmen freiwillig und mit Vergnügen die schmutzigsten Verrichtungen, die unangenehmsten und schwierigsten Arbeiten, von welchen die Mühe, der Ekel und Kleinmuth die meisten Menschen zurückschrecken. Ohne Unterlaß widmen sie sich der Arbeit und Beschwerde, um Anderen Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, und für alles dieses verlangen sie nicht den geringsten Dank. Das Leben Anderer tadeln sie nicht; nie rühmen sie sich des Guten, daß sie thun. Je mehr sie sich erniedrigen und dem Sclaven gleichstellen, um so höher steigen sie in der öffentlichen Achtung.

Die sich aufopfernde Menschenklasse theilt sich in zwei Secten:

Die eine entsagt der Ehe, und ißt kein Fleisch. Sie verzichtet auf alle Vergnügen dieses Lebens, die sie für sich gefahrbringend hält; sie strebt nur dahin, durch Wachen und mühselige Arbeiten die Freuden des zukünftigen Lebens zu verdienen. Die Hoffnung, dieser Freuden bald theilhaftig zu werden, macht sie flink und stark.

Die andere, nicht weniger arbeitslustig, zieht den Stand der Ehe vor, von dessen Pflichten und Annehmlichkeiten sie verlockt wird. Sie glaubt der Natur, sich selbst und dem Vaterlande Kinder schuldig zu sein. Die Freuden flieht sie nicht, sobald dieselben sie nicht von der Arbeit abhalten. Sie ißt das Fleisch der vierfüßigen Thiere, um sich stärker und zur Ertragung von Beschwerden fähiger zu machen.

Die Utopier halten diese letztere Secte für klüger, und die erstere für frömmer. Wenn aber Diejenigen, die das Cölibat der Ehe, die Anstrengung der Ruhe vorziehen, diese Lebensweise auf den gesunden Verstand gründen wollten, so würden die Utopier mitleidig darüber lächeln. Aber sie bezeugen diesen außergewöhnlichen Menschen gegenüber eine lebhafte Bewunderung und tiefe Achtung, weil die Religion der Beweggrund ihrer Aufopferung ist, und weil man sich in Utopien sorgfältig hütet, irgendwie über Religionssachen zu entscheiden. Die strengen Sectirer nennen sich in der Sprache des Landes Buthoresken.

Die utopischen Priester sind Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit und ihre Zahl ist deshalb sehr gering; denn in jeder Stadt finden sich deren nur dreizehn im Dienste einer gleichen Anzahl von Kirchen. Der Fall des Krieges macht jedoch eine Ausnahme; sieben Priester begleiten alsdann die Armee, und man ist genöthigt, an deren Statt sieben andere zu ernennen. Die eigentlichen Amtsführer aber übernehmen ihre Funktionen wieder, sobald sie zurück sind. Die Candidaten folgen ihren Vorgängern der Reihe nach, je nachdem die letzteren mit Tode abgehen; bis dahin assistiren sie dem Oberpriester. Einen den übrigen Priestern vorgesetzten Oberpriester besitzt jede Stadt.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Garibaldi hat seine Insel verlassen, und er wird kein zweites Aspromonte finden. Als das Königreich Italien ihn in die Ferse stach, da besaß es noch einen Mund und Zähne und eine Zunge. Im monarchischen Körper war noch Widerstandskraft, es war in ihm noch etwas Hartes, Felsiges, woran Garibaldi scheiterte, noch etwas Willensartiges, welches dem Abenteurer Halt gebot. Jetzt aber ist der Einheitskörper stumm, und er vermag nicht mehr zu beißen. Sein Parlament ist verflogen, seine Armee ist geschlagen, seine Völker sind getäuscht. In dieser schattenhaften Leere muß Garibaldi allerdings wie ein Wesen von Fleisch und Blut erscheinen. Die italienische Einheit, die sich in die Formen gesetzgebender Ordnung kleidete, hat Fiasco gemacht; nach der Zerstörung, die sie in den Verträgen angerichtet, glaubte sie eiligst mit parlamentarischen Ziegeln einen Neubau veranstalten zu können. Man ahnte nicht, daß unter der monarchischen Enveloppe, die einstweilen beibehalten wurde, die Revolution sich für die Zeit der Erndte einschulte.

Nun tritt die Revolution in der Gestalt Garibaldis hervor. Der Freibeuter verkündet ein doppeltes Programm: die Befreiung Candias und die Einnahme von Rom. Scheinbar liegen diese Punkte weit auseinander und doch dienen sie zu gegenseitiger Ergänzung.

Nicht oft genug können wir es wiederholen, daß die Politik, welche die europäischen Mächte vor zwölf Jahren in der orientalischen Frage einschlugen, die Quelle der heutigen Revolutionen gewesen ist. Die westlichen Cabinete bildeten sich ein, daß sie die Aufgabe hätten, das osmanische Reich zur Heimath einer idyllischen Ruhe und Sicherheit zu machen. Aber diese Phantasie war schon damals nur eine Beschönigung der Schwäche, in welche die Civilisationsstaaten versunken waren. Frankreich und England zitterten als der Kaiser Nicolaus seine Pläne entwickelte. Es durfte nichts geschehen, jede Möglichkeit einer Action sollte erstickt werden. Zu diesem Zwecke sandten die maritimen Mächte ihre Flotten und Armeen nach den östlichen Gestaden. Der Westen schien zu triumphiren, der Orient wurde mit tractatenmäßigen Segnungen überschüttet. Aber indem man der Geschichte im Osten Halt gebot, sperrte man Europa selbst in einen Kerker, dessen schwüle Luft für das eigene Vertragsrecht verderblich war: — indem man das östliche Ventil verschloß, siedete man Europa in seinem eigenen Dampfe, bis die Explosion erfolgte. Nun kommt die Schwäche, die sich während der Krim-Affaire noch heroisch drapirte, offen zu Tage. Frankreich steht vor den Ruinen seiner cäsarischen Verfassung, in England sind die stärksten gesellschaftlichen Inte-

reffen nicht fähig, die Gesetze der Erbweisheit vor dem Zusammenstoß mit den jungen demagogischen Leidenschaften zu schützen, Oesterreich zerreibt sich in dem unmöglichen Bestreben, die Nationalitäten zu constituiren, welche das Gesammtbewußtsein verloren haben. Die einzige Gewalt, welche eine Beute davonträgt, ist die Revolution.

Im Orient ist also die italienische Revolution geboren worden. Nach der Levante streckt sie jetzt ihre Hände aus, um von Candia her die Kraft zurückzubringen, mit welcher sie die letzte Zufluchtsstätte der Tradition, den heiligen Stuhl in Rom umstürzen wird.

Wenn Victor Emanuel von einem Staatsstreich träumt, mit welchem er dem Unheil vorbeugen werde, so ist das eben nur ein Traum. Das suffrage universel, an welches er noch kürzlich appellirt hat, wird stärker bleiben als er. Zu einem Staatsstreiche gehören außer Soldaten auch noch eine große Summe sittlicher Kräfte, die an sich selber und an ihre Mission glauben. Wo sind sie? Und welche Moral ist nicht vom Zweifel angenagt?

Die Regierungen Frankreichs und Englands sind nun wie gebannt. Sie schauen nach dem Orient, in dessen Entwicklung sie nicht einzugreifen vermögen, sie horchen auf den dröhnenden Schritt der Revolution, der unbarmherzig näher zu kommen scheint. Daß bei einer solchen Stimmung von einem Kriege, wie ihn ungeduldige Seelen prophezeihen, nicht die Rede sein könne, leuchtet allerdings ein. Der Schwung fehlt, den jeder Krieg erfordert. Jene Vorschnellen erschöpfen sich in Vermuthungen, woher der Krieg kommen könnte. Besonders beliebt ist jetzt eine Combination, wonach von Paris aus an einem gegen Norddeutschland gerichteten Bunde mit Italien und Oesterreich gearbeitet werde.

Aber die Bedenken, die den Kaiser der Franzosen abhalten müssen, eine mißliebige Haltung wider Preußen anzunehmen, sind so erheblich, daß ihnen gegenüber alles Geschrei der französischen Ruhmesanbeter verstummen muß. Napoleon III. kennt die Kraft und reagirende Gewalt nationaler Bewegungen zu gut, als daß er den Frieden seines Landes auf das Spiel setzen sollte, um für die Betheiligung an der deutschen Frage, deren Entwickelung in Folge fremder Interventionen verhängnißvoll werden würde, nur eine Summe unlösbarer Schwierigkeiten einzutauschen.

Es scheint vollständig System zu sein, bald in diesem, bald in jenem Blatte die Compensationsgeschichte aufzurühren, und von den Täuschungen zu reden, die der Kaiser der Franzosen in dieser Angelegenheit erlitten habe. Aber selbst wenn Napoleon einen kleinen Aerger erlebte, so ist er auch klug genug, um zu wissen, daß der Zorn und das Bedauern über das Vergangene nicht die Elemente sind, mit denen Politik gemacht wird. Vor Allem dürfte er erwägen, daß er durch eine kriegerische Haltung uns über manche Schwierigkeit, die wir bei Fortdauer der friedlichen Aspecten mühselig zu besiegen haben, rasch hinweghelfen würde. Die norddeutsche Verfassung ist nicht so leicht gemacht, die Parteien im Reichstage sind, wenn der Horizont ein friedlicher bleibt, nicht so leicht unter einen Hut gedrängt. Je mehr die Fractionen glauben, sich aller Besorgniß vor einem auswärtigen Zusammenstoß ent-

schlagen zu können, desto bequemer richten sie es sich innerhalb ihrer Phrasenliebhabereien ein; sie haben ja Zeit, der Staat ist nicht gefährdet, wenn sie auch ein paar Monate länger debattiren. Sobald jedoch eine Gefahr von Außen zu befürchten wäre, würde die Vaterlandsliebe den Vorzug vor jenen Liebhabereien beanspruchen, und die Constituirung, mit der man bis dahin gekünstelt hätte, würde über Nacht fertig werden.

Aehnliches ist über unser Verhältniß zu Süddeutschland zu sagen. Man nehme den süddeutschen Staaten jede Sorge, daß ein Krieg ausbrechen könne, und sie werden sich der unbedingten Souveränetät, die sie nach dem Kriege gewonnen haben, aufs herzlichste freuen, sie werden den Ermahnungen, in die vom Norden dargereichte Hand einzuschlagen, jede Dringlichkeit absprechen. Erst in dem Augenblicke, wo fremde Bajonette an ihren Grenzen blitzen, würden sie die Nothwendigkeit erkennen, im Bunde mit dem Norden die Sicherheit zu suchen. Wir glauben, daß man in den Tuilerien dergleichen Betrachtungen anstellt.

Andere Gedanken mögen nach dem Marsfelde hinüberschweifen, wo die industrielle Heilslehre immer rühriger daran arbeitet, sich zu exponiren. Das Marsfeld des Jahres 1867 ist nicht dazu bestimmt, ein Schauspiel zu erleben, wo ein Kaiser auf das Schild erhoben wird. Das Genie eifert ja nicht mehr dem Schilde, sondern dem Rothschild nach. Wer vom Rothschild erhoben wird, der ist Kaiser. Vor diesem Imperium sollen sich auch die Götter beugen. Wie die Imperatoren des alten Rom die Götter der unterworfenen Nationen in einen gemeinsamen Tempel aufnahmen, so ist nun auch auf dem Mars-felde zu Paris eine Kirche erbaut worden, in welcher während der Ausstellungszeit die gottesdienstlichen Gebräuche der Völker des Aufganges und des Niederganges vor Augen gestellt werden sollen.

Nicht weit von der Allerwelts-Kirche wird des Herrn Krupp Riesenkanone stehen. Auch ein Kaisergedanke. Caligula, wenn er heute lebte, würde sich nicht mehr ein Schwert wünschen, mit welchem er der Menschheit auf einmal den Kopf abschlagen könne, sondern er würde sich eine Riesenkanone verschreiben, um das ganze sündige Menschengeschlecht sofort in Grund und Boden zu schießen.

So ist die Weltausstellung nichts weiter, als die übergeschnappte Idee. Denn die Arbeit an sich, das Menschheitliche, läßt sich nun einmal nicht in Scene setzen. Der Mensch an sich, der auf der Ausstellung seine Triumphe feiern sollte, ist etwas Todtes; — was dem Menschen Leben und Lebenskraft ertheilt, das ist nicht das allgemein Menschliche, sondern sein Eigenwille, sein Eigensinn, seine Eigenart, durch welche er sich von den hundert Millionen anderer Menschen unterscheidet, das ist das kleinere oder größere Fünkchen Eigengeist, das in ihm glüht. So weit der Mensch Anderen gleicht, ist er überflüssig; nur das, was außer ihm kein Anderer besitzt, ertheilt ihm die Befugniß der Existenz. Deshalb sträubt sich das Ehrgefühl gegen die allgemein menschlichen Expositionen. Der einfachste Bauerjunge, der für seine Grete ein Bändchen auf dem Jahrmarkt ersteht, — für seine Grete, die außer ihm kein Anderer lieben darf — ist eine siegreichere Gestalt,

als alle zu Paris sich anhäufenden Herrlichkeiten der Weltindustrie. Eine siegreichere Gestalt, denn jener Bauernjunge triumphirt in der Geschichte immer über die Schätze der Imperatoren. Die Legionen der Römischen Kaiser bestanden aus germanischen Bauernjungen. Wenn dieser deutsche Tölpel durch die Straßen der ewigen Stadt wanderten, wenn er mit naivem Blick die Paläste, die Tempel, die reichen Kleidungen der Senatoren anstaunte, so zuckte der gebildete Römer über ihn die Achsel und sagte: diesen Burschen brauche ich als meinen Knecht, er wird mir nie etwas anthun. Und doch lauschte der harmlose Legionär den Meistern der Welt ihre Schwäche ab, er horchte dem Wurme, der in dem Gemäuer der Prachtbauten nagte, und plötzlich stürzte er sich auf diese dem Untergange geweihte Lüge. Der germanische Bauernjunge besiegte die Idee. — —

Sicherlich ist Napoleon eine extraordinäre Erscheinung. Wie hätte es ihm sonst gelingen können, nun beinahe zwanzig Jahre hindurch die Blicke Europas an seinen Thron zu bannen. Aber er ist ein Märthyrer der Ideen, er unterwarf seine Entschlüsse dem Walten der Reflexion. Wenn die Ideen den Reigen vor ihm aufführten, war er gelähmt, und er begriff den Satz nicht, daß oft eine fast sinnlose Laune, ein momentaner Einfall bei Franzosen mehr werth ist, als der vortrefflichste Kettenschluß von Gedanken. Was die Franzosen ihm übel nehmen, ist dies systematische Wesen, das nicht eher handeln will, als bis der letzte Ring an die Kette der historischen Syllogismen gefügt sei. Was sie an ihm nicht verstehen, ist die gänzliche Abwesenheit von Laune und aufbrausender sprunghafter Willkür. Das widerstrebt in zu hohem Grade ihrem Charakter. Der Franzose läßt sich unterdrücken, wenn es nur nicht aus einem System, aus einer Beglückungsidee heraus geschieht; mit andern Worten, er läßt sich gern pantoffeln, aber bei Leibe nicht schulmeistern. Wir glauben, daß heute noch die Franzosen mit ihrem Kaiser versöhnt werden würden, wenn Napoleon aufhörte, ihnen vom Throne herunter politische Vorlesungen zu halten.

Wer rasche Action lernen will, der gehe bei unsern parlamentarischen Vorgängen in die Schule. Wir emancipiren uns von den Doctrinen. Bisher war es eine Lieblingslehre, daß Verfassungen nicht geschwinde gemacht werden können, daß sie langsam wachsen. Wir beweisen durch die That das Gegentheil. Der schwerfällige Deutsche beschämt seine Nachbaren. Ein genialer Staatsmann hat ihn in Bewegung gesetzt, und nun bringt er zu Stande, was er früher für die Aufgabe von Generationen gehalten hatte.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

33.

Unmuth, Verdruß und Unwille der Anwesenden, die den Geist und Geschmack dieses Gedichts innerst nicht verstanden, steigerte sich und gab sich unverholen kund. Der Dichter, der diese Wirkung vorausgesehen, ja den Umständen gemäß beabsichtigt, fühlte sein grausames Gelingen, noch aber las er fort.

Indeß erschienen freudig Gäst' um Gäste,
Den jungen Richard rief des Wirthes Pflicht.
Schon war auch Rodrich da, zum Künstlerfeste
Froh aufgelegt mit heiterstem Gesicht.
Empfangen ward dann Bruno auf das beste,
Der letzte Ankömmling. Nun säumt man nicht.
Sie sitzen all zu Tisch in trauter Runde,
Und das Symposion beginnt zur Stunde.

Bald ließ sich Richard hochberedt vernehmen
Zum Preise der Musik, Natur und Kunst.
Er rief: was ist das Sein? Ein Sichverfehmen,
Frei aufzugehen in des Wesens Dunst.
Was ist die Welt? Ein tiefentflammter Schemen,
Sich zu vernichten in der Himmelsbrunst.
Nur nach Zerlösung sehnt die Creatur,
In Flammen zu zerfließen heißt Natur.

Wollt ihr genesen von des Lebens Mühen
Und überwinden dies zwiespält'ge Rund —
Erzitternde, die ringsher Kräft' umsprühen,
Hinreißend jäh' in den Naturabgrund —
So nehmt Partei für eines Gottes Ziehen,
Und schließt mit ihm freiwillig seinen Bund:
Die Traubenflamme hoch, die freie Liebe,
Hoch die Musik, die Seelengluth der Triebe!

Entzündet von dem Prometheischen Funken
Belebte alle Gäste volles Sein;
So stimmten sie, die Mehrzahl „feuertrunken,"
In den excentrisch wilden Toast ein.

Doch momentan nur in den Strom versunken,
Der zu befreien scheint von aller Pein,
Erwachte Rodrich zu dem geist'gen Leben,
Und sprach sofort im sittlichen Erheben:

So scheint es, Freunde, daß in den Tonwellen
Sich der Naturgeist eigenst offenbart,
Der freilich in des Busens heißem Schwellen
Auflösen möchte, was der Schreck erstarrt,
Und ein verschmelzend Ineinanderquellen
Gewährt in zückend heil'ger Gegenwart:
Es scheint sein himmlisch irdisches Versöhnen
Im Echo sich zu geben in den Tönen.

Jedoch hinweg mit dem Naturalismus.
Nothwendig wird hier alles, was geschieht.
Ein Einklang ist von Sachen der Chemismus,
Der zwingend alle Dinge nach sich zieht.
Personen würdigt nicht der Pantheismus,
Fremd, fremd der Freiheit heiligem Gebiet.
Des Mannes Lieb' und seines Weibes Liebe
Webt wahr entflammt aus eigen ew'gem Triebe.

In der Geliebten lieben wir das Höchste,
Zum Idealen göttlich aufgerafft,
In ihr, die freilich uns die Allernächste,
Umfassen wir den Gott mit Leidenschaft.
Jedwede Seele, wär' es auch die trägste,
Entkommt doch hier einmal der Sinnenhaft.
Sie geht geflügelt, los der ird'schen Spur.
Und liebt verklärt, geheiligt die Natur.

Die Freundschaft auch im freien Ueberschwange
Ist dieses wunderbaren Lebens voll.
Und überall giebt Lieb' in hohem Drange
Dem Himmel ihres Busens tiefsten Zoll,
Weil, wie sie auch zum Einzelwesen hange,
In ihm ein Gott sich offenbaren soll.
So webt die Lieb' im sittlichen Genügen,
Dem die Titanen sprühend unterliegen.

Und dieser Liebe heilig freiem Walten
Leiht die Musik der Sphärensprache Laut.
In höchster Reinheit darf die Kunst gestalten
Was Erd' und Himmel sühnt, vereint und baut.

Wenn ihre Kräft' uns so in Eintracht halten,
Erobert haben wir des Geistes Braut:
Die Wahrheit selber, Andacht zur Natur,
Die große Pracht, des Himmels sel'ge Flur.

Das höchste Lieben ist's, das in Millionen
Die Sterne wie die Herzen frei umschlingt,
Verheißungsreich durch alle Regionen
Ein innig einigendes Wesen dringt:
Das soll auch über unsern Geistern thronen,
Wie es die herrlichste der Musen singt:
Der Harmonien göttlichem Genuß,
Der Lieb' und Freundschaft dieser Feiergruß!

Auch Bruno leert das Glas zu solchem Preise,
Doch scheint er mißgestimmt, stolz launenhaft.
Er spricht: deut Freundschaft auf der Lebensreise
Zum Kämpfen Muth und zum Bewält'gen Kraft,
Wie keines andern Herzvereines Weise,
Ist sie ein Bund zur That in Leidenschaft,
Der Freunde Art ist's auf des Bundes Höh'n,
Fortopfernd für einander einzusteh'n.

So stellte sich dies Bündniß bei den Alten,
Und so besang die Freundschaft Meister Gluck.
Orest und Pylades, Hero'ngestalten,
Und leuchtend in der Menschheit vollem Schmuck,
Versteh'n thatfordernd ihrer Liebe Walten,
Eineinder beizusteh'n in Noth und Druck.
Musik mag diese Freundschaft wohl besingen,
Erschöpft sie niemals auch dies tiefste Dringen.

Nach solchem Wort einfachen Sinn's und Muthes
Verließ der schöne Jüngling diesen Kreis. —
Zu Rodrich spricht der Wirth: du hast des Gutes
Wie Bruno Theil, Moral ist Beider Preis.
Doch auf das Zeugniß eines Götterblutes
Zersprengst du lösend des Gesetzes Eis.
Indessen Jener an dem Brauch der Welt
Genug hat, webst du in dem Himmelszelt.

Doch Bernhard rief: daß Rodrich, unzufrieden
Selbst mit dem Vorhof, wo er noch verweilt,
Zum Heil'gen dränge vor, wo wahrer Frieden,
Die ew'ge Kraft und Würde wird ereilt.

Dort nur, dort ist ein Lebensgrund beschieden,
Wo man, in sich verklärt, die Fülle theilt. —
Und wider Richard zürnend fuhr er fort,
Und sagt' ihm hochereifernd dieses Wort:

Die Lieb' ist, giebst du ihr auch hohe Namen,
Unpersonificirt ein wüster Trug;
In höchster Kraft selbst muß sie flugs erlahmen,
Sie schwelgt in der Gestalten Lug.
Zur Erde werden sie, von der sie kamen,
Im Oeden endet ihr geistloser Flug.
Bedenk' es tiefer, dein Allsein ist nichts,
Du bist das Opfer seines Fluchgerichts.

Weh' über die Anbetung der Camönen,
Weh der Anbetung fleischlicher Vernunft!
Entblößt ist ihr entgottetes Versöhnen
Von jeder Hoffnung, von der Heilszukunft.
Ja, in Verdammniß webt dies Geistverhöhnen,
Gerichtet in sich selbst ist diese Zunft;
Was ihr erobert, ist nur Grabesruh' —
Nicht hier ist meines Bleibens; seht ihr zu!

Indem sich Bernhard fortriß, tönt ein Lärmen,
Ein Feuerruf von Markt und Straßen her.
Die stille Mitternacht beginnt zu schwärmen.
Man fragt, man ruft, schon wogt ein Menschenmeer.
Das jagt erbangend nach des Feuers Termen,
Ob der Gefahr nicht eine Hülfe wär'.
Auch Rodrich war schon mitten in den Massen,
Den Fackeln nach, fort durch die düstern Gassen.

Jetzt, unfern, sieht er ein Gebäud' in Flammen,
Von Wolkensäulen Rauches überhüllt.
Die Wasserschläuche, die in Güssen schwammen,
Verstärkten nur die Gluth, die wilder wild
Schlägt über'n Firn des Hauses schon zusammen,
Und hier sich im Vernichtungssieg nur stillt:
„Allein die Trepp' im Nachbarhause brennt;
Löscht dort, dämmt dort das grause Element.“

Im obern Stock am Fenster händeringend
Vier Kinder fleh'n im bängsten Rettungsschrein.
Ein Jüngling, sie in seine Arme schlingend,
Erglänzt wie Cherub ganz in Flammenschein.

Denn Bruno ward, treppauf zu Hülfe bringend,
Dann abgeschnitten; rings in Feuerpein —
Schon schlägt die Loh' auch durch das untre Fenster —
Umklammert er die gräßlichen Gespenster.

Kein Feuermann wagt durch den Qualm Strickleitern
Hinaufzuschnellen an den Fensterstock.
In Rodrichs Turnkunst muß die Hind'rung scheitern,
Er klimmt von Sims zu Sims, von Block zu Block.
Jetzt wirft die kräft'ge Hand den Schluß der Leitern
Mit sicherm Schwung behende an den Pflock.
Schon springt ihm Bruno bei, und beide retten —
Seht in Gefahren beide siegreich wetten.

Die Jünglinge, von tödtlichen Geschäften
Nun auszuruhen, gingen schweigend heim.
Und Bruno mag an Rodrich's Arm sich heften,
Im Wesen anders, innig mild, geheim.
Durchathmet von poet'schen, freien Kräften
Quillt in der Brust ihm jener lichte Keim,
Daraus der Liebe Segensfrucht entsprießt,
Die nährend sich durch Seel' und Geist ergießt.

Und Rodrich: — er vernahm auch ohne Worte,
Daß ihm des Lieblings Herz gewonnen war —
Ging still, entzückt, voll Dank zum höchsten Horte,
In Herzensfülle doch bestimmt, fest, klar.
Die Freunde schieden an des Rodrich Pforte,
Doch hier ward Bruno's Wesen offenbar.
Er preßte Rodrich an sein Herz, das Wort
Nur stammelnd „morgen, Freund!" riß er sich fort.

Des andern Tags, als Rodrich wie er pflegte
Den Studien methodisch streng oblag: —
Just heut geschah's, daß er den Geist erwägte,
Er fragte nach der Forschungen Ertrag,
Die die Philosophie ihm hell darlegte,
In log'scher Kraft gar deutlich wie der Tag;
Doch die Beantwortung der krit'schen Frage
Giebt ihm nur Zweifels- und Verzweiflungsplage.

Wo er sich hingiebt an dies Formenwissen,
Ist's um den ew'gen Menschen gleich gethan,
Denn wohl zur Sühne dessen, was zerrissen,
Doch zur abstracten Sühne führt die Bahn.

Er sieht durchaus vernichtet sein zu müssen,
Des Absoluten Gabe zu empfah'n.
In ihm die Kraft hat tiefer sich bewährt,
Nicht durft's gescheh'n, daß ihn der Geist auszehrt,

Der, nur Begriff, das bleibende Einschränken
Nicht kennt, nicht kennt die bleibende Gestalt,
Der nur durch sein abgründliches Versenken
Das Einzelne zerlöst in Ungestalt,
Der in dem Inhaltslosen webt, im Denken
An sich, ohn' Individualgehalt: — —
Beschäftigt so in seinem Sein
Gewahrt er Bruno: der trat lebhaft ein.

Vor allem, sprach er gleich, nimm ein Bekenntniß:
Ich hab' im eiteln Hang dir wehgethan.
Ein Weltling hatt' ich nie recht dein Verständniß,
Und nicht erklären konnt' ich mir dein Nah'n.
Profan in meiner ganzen Menschenkenntniß,
So nahm ich auch nur äußerlich dich an.
Nun ist es anders; o ich könnte weinen,
Weil mir der Sinn aufging in dem Vereinen! —

Doch Rodrich sagt, ablenkend, sanft: Naturen,
Fest wie die deine, einmal aufgeregt,
Erbeben lang; wir in der Dichtkunst Fluren
Sind immer so electrisch licht bewegt.
In Wahrheit ist das Höchste, dem wir schwuren,
So dauernd stets da, wie es jetzt dich trägt.
Das Schönste wird nur in der Lieb' erreicht,
Geliebter Bruno, bleibe nur erweicht.

Und ihm entgegnete der Tiefgerührte:
Als ich dich gestern aus der dunkeln Schaar
Im Helferdrange, der dich machtvoll führte,
Aufklimmen sah trotz tödtlichster Gefahr,
Ergriff mich's inn'ger als mir sonst gebührte,
Ein Engel stellte sich den Augen dar,
Und doch — du, du — ein hoher Mensch! O liebe
Du mich, wie sehr ich auch dein Schuldner bliebe. —

Doch daß er seines Freundes Selbstvorwürfe
Abwehrte, rief erinnernd Rodrich: Wie,
War's nicht, als ob ich garnichts mehr bedürfe,
Wo ich dich schaut' in Knabenphantasie?

Mir war's als ob ich Wein des Lebens schlürfe,
So gabst du Freude mir und Poesie.
Aus deinem Lächeln trank ich Geisterwonne,
Dein leuchtend Auge war mir wie die Sonne. —

Und die sich unter Tausenden gefunden,
Sie wuchsen Seel' in Seele, Brust an Brust.
Und Rodrich nannte in den ernsten Stunden
Elise, seines Herzens Schatz und Lust;
Daß er bis jetzt nur ihr recht tief verbunden
Gewesen, innigst und doch frei bewußt.
Und in glückseliger Erinnerung
So gab er Worte der Begeisterung:

Wenn ich ihr Bild wie jetzt voll hoher Meinung
Anschaue, voll von heil'ger Phantasie, —
In ihrer reinsten, himmlischen Erscheinung
Des innigsten empfind' und lieb' ich sie —
So überkommt wie jetzt in der Vereinung
Mich Tiefe, Traum, Erinnern wie sonst nie.
Elise aber webt stets solchen Strebens
Herauf wie aus dem Grunde alles Lebens.

Der Freundschaft gleich zwar, doch der zärtest reinen,
Was eigen uns des Himmels Gunst bescheert,
Doch unsrer Herzen inniges Vereinen
Ist freier, höchst ideal, doch süß verklärt.
Wir haben in dem Höchsten uns und Einen
Halbunwußt so lieb, so theuer werth.
Das Bibelwort „der Herr war zwischen Beiden"
Mag unsern Bund von allen unterscheiden — — —

34.

Diese Vorlesung des Conrad ward jetzt für immer unterbrochen. In plötzlich überwältigend auftauchender Erinnerung an seine Schwester, die er nach bittern Schicksalen früh durch einen grausamen Tod verloren, fand sich der Dichter auf das heftigste erschüttert. Das Gefühl seines Vereinsamtseins, ja der Verlassenheit unter dieser ihm einst nächsten, jetzt innerst gänzlich entfremdeten Umgebung vermehrte und schärfte seine große innere Bewegung um den Verlust eines Wesens, das ihm anstatt der Welt gewesen. Ueberdas gesellte sich zu seiner schmerzlichen Aufwallung ein physisches, schlagartiges, momentanes Durchbebtwerden, das ihn in Folge von Gram, Schwermuth, geistiger Anstrengung und Nachtwachen schon öfter heimgesucht. Seine alte Schwester, die allein unter den Anwesenden jenes Durchzücken und Zusammenfahren liebend wahrgenommen, trat wie er zu lesen aufgehört in Sorge an ihn heran. Er nahm und preßte dankend ihre Hand, faßte sich, stand auf

und warf nun einen Blick in die Versammlung. Dieser Blick genügte, ihn zu überzeugen, daß er den weiteren Zweck seiner Vorlesung vollkommen erreicht. Jene herbläßtigen, halben, lähmenden Verhältnisse zu seinen einstigen Freunden waren wie er es wollte nun gänzlich zerstört: er konnte mit ihnen frei verkehren wie mit aller Welt, sie durften ihm in Zukunft nicht mit dem Schein einer besondern Herzensberechtigung Noth schaffen und Pein. Er hatte sich mit ihnen aus einander gesetzt, und es bedurfte der weiteren Worte nicht. So bewährte sich an ihm selbst, an seiner Geschichte und seinem Geschick, wie an Geschichte und Geschick seiner Freunde der Grundsatz: Niemand kann zweien Herren dienen, und wer die Treue wider Christus hält, muß sich der Welt in ihren unmittelbarsten Bezügen, ob leidend ob handelnd, zu entschlagen wissen, andernfalls wird er ohne Frommen ihr Opfer sein.

35.

Die Ergänzung des abgebrochenen biographischen Gedichts bietet in dem weiteren Verlauf seines früheren Lebens mit diesen Menschen äußerlich nichts Epochisches.

Wider Hermine hatte der Dichter nie ausdrücklich ein Herzenswort gesagt; sie ward nach wenigen Jahren die Gattin Bruno's, dessen nurpoetischer Bund mit Conrad nicht von Bestand sein konnte. Bruno und Hermine fanden in einander ihr Glück, wenn es ein Glück heißen soll, mit Behagen des Lebens zu genießen ohne eigentliche Erinnerung und Hoffnung. Die Natur gab ihnen Kinder, und nun waren diese — nicht mehr die Gatten einander — das, recht gesagt, egoistische Interesse ihres armen, kahlen Lebens.

Bernhard ward bei etwas mehr Anlage für die Freiheit, je und je durch Geschäft und Leben geniedrigt, zum bloßen kirchlichen Dogmatiker, ohne eigentliche ernstinnere Theilnahme an den großen Wundern und Thaten Gottes, die er mit beredtem, gelehrtem Munde eben doch 'nur predigte. Seine scheinbare, rein objective Sicherheit, wie leer formell sie im Grunde auch war, mußte von großer Autorität werden über Rosalinde, die in einem vagen Gemüths- und Geistesleben, ohne recht zu wissen, wo an und wo hinaus, durch den Nothanker seines Buchstabenglaubens eine Stätigkeit gewann. Weil sie nie gründlich von Herzen Künstlerin gewesen, gab sie an Bernhards Hand sich gern dem geistlos friedlichen Privatleben hin, in milder Freude und Weide an dem Sein. Auch diese Ehe war mit Kindern reich gesegnet, und die Gatten hatten so vollauf mit Kümmern und Lieben dieser Art, daß ihnen für weitere Ansprüche die Kanzel und nun und dann ein Kunstabend, wie er unter Laien hergebracht, genugsam war.

Richard, der auf Intelligenz gestellt blieb, versank im Dienste des Zeitgeschmackes in Atomismus. In klarer Würdigung anderer Richtungen bekannte er doch die Sinnenwelt als die beste. Helene — sie wohnte mit ihm und hielt ihm Wirthschaft — bekannte einen edleren Realismus, doch verrief sie, je wie es Mode, eigenthümliches Streben als hohlen Subjectivismus und verhielt sich gegen Genialität ausschließend.

So hatten sich Geschick und Charakter der Zuhörer Conrads gestimmt und bestimmt; sie mußten ihm nach seiner Vorlesung abfallen. Eine stumme Apathie herrschte in der Gesellschaft, als der Dichter aufgestanden war. Er selbst lenkte das Gespräch sofort auf gleichgiltige Dinge; alles athmete auf. Unter den immerdar nicht entsprechenden Eindrücken des Gedichts hatte man den Anspruch desselben am übelsten empfunden, die Zustände, in denen man eben innerlich und äußerlich naiv behaglich hinlebte, einer Revision zu unterwerfen, was an ihnen sei. Die Forderung war beseitigt, ein Jeder an sich selbst zurückgestellt, und es ward wieder geschwätzt, wie denn mit gutem Grunde der alte Weise das Leben ein Geschwätz nennt. — Hermine, die während der Lectüre viel und herzlich gegähnt, nun aber noch liebenswerth beredt gewesen, brach zuerst auf. Morgen in aller Frühe — es war Weihnachtsabend — wollten die Gatten ihren Kindern bescheeren. Bruno mochte beim Ade — Hermine sagte nichts — des Worts sich nicht erwehren.

Du hast uns, Conrad, die Illusionen der Jugend in Deiner Weise ganz trefflich dargestellt. Doch wenn man älter wird, nimmt das diesseitige Leben — die dicke Modererde nimmt zu ihrer Ausbeute an Arbeit und Genuß unser eins so sehr in Anspruch, daß das Licht der Poesie nur in exclusiven Momenten kann vernommen werden. „Solch ein Moment war's" — Du weißt schon, wohin ich mit dem Citat will. Habe Dank.

Bernhard in gleicher Absicht wie Bruno — er hatte überdies morgen noch zu predigen, also G e s c h ä f t — diesen Leuten hat das ätherischste, freieste Leben der Menschenbrust einen amtlichen Charakter; sie sagen die wundervollsten Dinge als klingende Schellen und tönendes Erz — brach ebenfalls mit seiner Gattin auf. Rosalindens Phantasie lehrte sie zwar, den Conrad zu verstehen, doch herzlich träge von Natur, unbedeutenden Charakters, trotz aller Schwärmerei ziemlich gedankenlos, hatte sie eben jetzt auch nichts Rechtes zu sagen. Bernhard aber schied, wie es ihm eignete, mit einer Art von Monitum.

Ich leugne nicht, sprach er zu Conrad, daß das Christenthum Dir so zu sagen, zur anderen Natur geworden, daß Du aus solchem Grunde Ernst mit der Poesie machst; wie aber, daß Du ein freier Geist zu sein behauptest — geht das? Ohne Confession und Symbolum was wäre die Religion?

Religion! antwortete lächelnd Conrad; laß es gut sein.

Du hältst Dich nicht zur Kirche, sprach der Geistliche aufbrechend — ei, ei! Wenn wir auch die unsichtbare Kirche bekennen, ist dies Bekenntniß doch für das Große und Ganze ohne Zeichen nicht stichhaltig. Der Herr selbst accomodirte sich dem Jerusalemitischen Tempeldienst, und die gute Ordnung will geehrt sein.

Ich ehre sie, versetzte Conrad, besuche auch zu Zeiten die Kirche. Gut ist's, wenn das Wort auch nur gepredigt wird. Allein der Leib ist mehr als seine Speise. Wären neue Gerichte nur etwas schmackhafter.

Kein Himmel auf Erden, lachte in erzwungenem Humor Bernhard. Den Menschen beherrscht die „allgewaltige Stunde."

Richard in erhöhtem Weinmuth lachte den Fortgehenden nach und rief: Die Thoren und träges Herzens! Sie verlangen nicht einmal, daß Du Deine poetischen Confessionen fortsetzest. Ich bin dem Text gefolgt, Conrad, ich habe Dich verstanden. Auch abgesehen von Deiner Uranlage bist Du in Deiner Richtung durch eine Geschichte der specifisch-christlichen Idee vollkommen gerechtfertigt, ist diese Kirchengeschichte auch zumeist corrupt und Fratze. Jedoch in der Welt der Wirklichkeit, in der Weltgeschichte, nehme ich nichts wahr, das auch nur an jene Idee in ihrer mystischen Kraft und Einzigkeit erinnerte. Römisch-griechisch ist unsere Denkart und Bildung, unser staatliches, bürgerliches Leben, ist Literatur und Geschichte, sind alle unsere Institutionen. Das Princip der Humanität ist das der Menschheit, und die Bergpredigt, als die magna charta derselben, hat die gerechte Geltung des Christenthums durchgesetzt. Seine Geheimlehre, vortrefflich, hochpoetisch für gewisse, eigen dafür construirte zarte Gemüther und schöne Seelen; diese Geheimlehre kann ihrer Natur nach garnicht in der großgeschichtlichen Welt Fuß fassen; sie gehört auf's höchste Herrnhutergemeinden zu. Leider — so sag' ich in meinem Sinne — verfällst Du mit Deiner Dichtungsweise einer ecclesia pressa, o und Du könntest so reich wirksam sein, wie der Besten einer. Schlimm, daß es wahr ist, und wahr, daß es schlimm ist. Doch in Deiner Ehrlichkeit und Ekstase — in Wahrheit kannst Du sagen: meine Bücher sind ich selbst! — stehst Du außer der Kritik. Nachdem das Erstaunen vorüber ist, wird man fortfahren, Dich zu übergehen, Du wirst unbekannt sein und bleiben, denn Du willst eben nicht, was die Welt will, und — theils eine in dieser Art merkwürdige, geniale Begabung, theils wohl auch eine religiöse Absicht, wird Dich gänzlich vereinsamen.

Du sprichst klug, versetzte Conrad; Dank der Aufrichtigkeit, zu welcher Dich mein Gedicht veranlaßt.

Er wendete sich ihm ab, doch von Helenen nahm er mit Wohlgefallen Abe, das sie fast affectionirt erwiederte. Die Geschwister gingen.

Des Conrad junger Verwandter war innerst nicht wohl damit zufrieden, daß seine Gäste sich nicht recht ergötzen können, doch ehrte er des Dichters Geist, und ihm selbst bewahrte er unverbrüchlich eine Anhänglichkeit. So sagte er gute Nacht. Nach manchen treuen Besorgungen für Conrads Pflege, suchte auch seine alte Schwester die Ruhe.

Conrad, nun allein, vielbewegt, von widersprechenden Gefühlen bestürmt, sehnte noch hinaus, in's Freie, unter den gestirnten Himmel: Weihnacht zu feiern — Weihnacht, die er eben bei den Menschen schlechterdings nicht gefunden, nicht finden können.

Von dem nächtlichen, ihn tief erschütternden Gange zurückgekehrt, gewann er den Schlaf nicht. Er stand wieder auf. Hedwig hatte zum Feste einen Besuch möglich machen wollen; sie blieb aus. Er fühlte schmerzlich die Abhängigkeit von seinem schlimmen Weltgeschick. Schon öfter hatte er versucht, mit größerer Hinneigung zum Zeitgeschmack zu dichten, und durch Werke allgemeinen Verständnisses so viel des Gutes zu gewinnen, daß er

einen Hausstand bilden könne und Hedwig heimführen. Auch jetzt schrieb er in solchem Sinne ein Trauerspiel „Arminius". Er setzte sich, las etwas in dem Manuscript. Wieder stand er auf. Es drängte ihn zur dichterischen Darstellung des Moments, den er just lebte. Nachsinnend, unruhig ging er auf und ab; bald gewann sein Bildungstrieb eine entsprechende Form. Er ließ auf's Neue sich nieder und schrieb.

Vorsündfluthliches.

„Es giebt keinen unglücklicheren Irrthum, als den über die ganze Generation verbreiteten, die neueste Zeit als eine höhere, vollkommenere Entwickelung aller Dinge zu betrachten. So sehr hat sich diese Meinung der Gemüther bemächtigt, und dies läßt am besten auf die Allgemeinheit derselben schließen, daß selbst die neuere Philosophie sich als den Schlußstein des menschlichen Denkens, als die Blüthe und Krone aller frühern philosophischen Systeme betrachtet; der menschliche Geist habe gleichsam seinen letzten Durchgangspunkt erlangt, von wo aus die frühere Dunkelheit und Verirrungen auf immer beseitigt erscheinen, und eine ewige Stabilität des menschlichen Denkens an ihre Stelle getreten ist. Von dem gesellschaftlichen Gesichtspunkte aus ist daher eben so nichts gewöhnlicher, als jenes wunderbare Erstaunen über die Ereignisse des Tages, jene Rede, daß man jetzt in einigen Jahren mehr lerne, als unsere Voreltern in vielen hundert Jahren, die Meinung von der höchsten Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung, welcher alles Frühere nur zur Grundlage gedient habe. Die Masse von Begebenheiten, die in einem Augenblicke Alles rund umher verändern, was bisher war und bestand, in seinen innersten Fugen aufdecken, und anscheinend die Geheimnisse aller Jahrhunderte enthüllen, erwachsen gleichsam mit dem Geschlechte selbst, als eigene That zusammen; oder auch nur als Zuschauer diesem nie erlebten Schauspiele beigewohnt zu haben, erhebt die Gemüther, welche das Augenblickliche betrachten, zu einer schwindelnden Höhe.

Denken wir uns indeß einen herrlichen, mit großer Tüchtigkeit gebauten Pallast vom weitesten Umfange, geschmückt mit mannigfachen Seitengebäuden, vielen und kostbaren Verzierungen, Kuppeln, Säulen, Arkaden, Bildnissen, das Ganze eine Welt von einzelnen Schönheiten, wie sie jene mährchenhafte Palläste in tausend und einer Nacht vorstellen. Gewiß! in den ersten hundert Jahren und länger wird sich den Bewohnern dieses schönen Gebäudes keine besondere Veränderung darstellen; vielmehr werden sie nicht aufhören, mit großer Ruhe und Sicherheit in demselben sich ihres Daseins zu erfreuen, und nah und fern hätte man seiner Schönheit ohne Störung

zu genießen. Ein und dieselben Beziehungen, ein und dieselben wohnlichen und luxuriösen Einrichtungen blieben fort und fort bestehen, und diese oder jene Zeit böte darin keinen besondern Unterschied dar. Nach längerm Verlauf indeß, wenn das Material des Palastes gebrechlich wird, oder nachdem Bewohner ihn bezogen, die seine Erhaltung vernachlässigen, oder, wo etwas schadhaft geworden, aus Unwissenheit der Construction es nicht wieder herzustellen vermögen, da fangen hin und wieder Veränderungen an sich einzustellen. Man sieht von den Nebenwerken einzelne Theile einstürzen, schöne Verzierungen zu Grunde gehen; jedoch die Hauptpartien des alten Palastes bleiben noch stets dieselben. Allmälig aber nimmt die Gebrechlichkeit des Gebäudes, oder eben so die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit seiner Bewohner zu, und mit ihnen vervielfältigen sich Veränderungen und Zerstörungen. Endlich erreicht dies Alles den höchsten Grad, und jetzt sehen wir jenen herrlichen Palast in kurzer Zeit in Ruinen und Staub verwandelt. Von diesem Augenblicke an ist natürlich für die Bewohner an keine Ruhe und Einheit desselben Zustandes mehr zu gedenken. Bald stürzt dort eine der Hauptmauern, dort ein Thurm ein, dort fällt eine Reihe von Arkaden zusammen, dort werden Kuppeln und Dächer von einem Sturmwinde zusammengestürzt. Ueberall ist in dem großen Gebäude Unruhe, Tumult, von allen Seiten Rennen und Laufen, unendliches Arbeiten der Bewohner um sich zu retten, oder irgendwo aus den Ruinen einen neuen Aufenthalt zu schaffen.

Dies ist das treue Bild unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände. Seit dem letzten halben Jahrhunderte ist die große europäische Gesellschaft bei jenem schrecklichen Zeitpunkte angelangt, wo nach vielfachem Verfall des irdischen Materials des großen gesellschaftlichen Gebäudes, nach einer Masse muthwilliger Zerstörungen und sündhafter Lässigkeit und Unwissenheit, der ganze Bau unaufhaltsam zusammenstürzt, und keine Macht ihn mehr zu halten vermag. Jetzt erfolgt freilich fort und fort ein wichtiges Ereigniß, kaum ein Jahr vergeht, ohne daß nicht eine ganz unvorhergesehene und nie da gewesene gesellschaftliche Veränderung sich kund giebt. So ging seit der französischen Revolution, außer der französischen Monarchie selbst, das deutsche Kaiserthum mit allen seinen künstlichen Einrichtungen, mit einer Masse mehr oder weniger selbstständiger Verfassungen, die viele Jahrhunderte lang gedauert hatten, zu Grunde; wesentliche Veränderungen haben die Schweiz, Italien betroffen, Spanien und Portugal sind in die vollständigste Umkehr gerathen, und was dort vor einigen Jahrzehnten kaum denkbar war, d. h. die gänzliche Vernichtung seiner religiösen und historischen Institute, ist gleichsam in einem Nu erfolgt. Endlich England selbst, bisher unverwundbar, schwankt in seinen Grundfesten. Unter diesen Umständen sieht freilich eine einzige Generation mehr, als alle frühern Geschlechter zusammen genommen; Auge und Gedächtniß reichen kaum hin, um allen Ereignissen gegenwärtig zu sein oder sich ihrer zu erinnern. Selbst der Zusammensturz des römischen Reichs hat in so kurzem Verlauf nicht etwas Aehnliches dargeboten. Ist dies aber ein beneidenswerthes Sehen, ist ein wirklicher Höhepunkt erreicht, beginnt eine Zeit der Entwickelung, der Gestaltung? Ist, wo die Vernich-

tung so augenscheinlich, so fühlbar und so handgreiflich sich kund giebt, etwas Neues sofort an seine Stelle getreten?

Zweierlei müßte man hierzu annehmen, was in gleicher Weise widersinnig erscheint. Nämlich entweder war Alles, was früher bestand, durchaus übel und schlecht, die ganze Vorzeit etwas Böses, und daher war es gut, daß sie zu Grunde ging; oder diese Zerstörung ist selbst wieder ein Neues, erbaute sich, gleich dem Phönix, aus ihrer eigenen Asche sofort ein anderes Dasein. Worauf begründet sich also jener Jubel, der freilich nicht die Gemüther wahrer politischer Seher, sondern die Massen und die leichtfertigsten Geister in Bewegung setzt?

Leider ist diese Meinung der Menge eine Verblendung, ein ungeheurer Irrthum, welcher das Unglück der Gesellschaft bis auf den höchsten Grad steigert. Denn eben, wenn der Umsturz, die Zerstörung, die Vernichtung nicht mehr als solche erkannt werden, wenn mitten unter Ruinen, dort, wo Alles seinem Ende zueilt, die ganze Welt nur von einem neuen, herrlichern Zustande träumt, wenn man sich höchlich erfreut, endlich an dem Zeitpunkte angekommen zu sein, wo von den ältern gesellschaftlichen Zuständen keine Spur mehr vorhanden ist, und das absolute Nichts als die neue Aera der Glückseligkeit der Zukunft preiset, — da ist gewiß jede Rettung und Besserwerden undenkbar. Bei dem Umsturze des römischen Reichs, als endlich sogar die Herrscherin der Welt von den Barbaren verbrannt und geplündert ward, hörte man Weinen und Wehklagen, so weit der römische Scepter reichte, und bis nach Afrika hinüber verbreitete sich, wie uns der heilige Hieronymus berichtet, der Schrecken und die Betäubung über so ungeheures Unglück. Alle Schriftsteller der damaligen Zeit drücken den Schmerz aus, die Einrichtungen tausendjähriger Civilisation vor der Gewalt einbrechender Horden dem Untergange geweiht zu sehen. Gleicher Weise hingen die Töchter Sions ihre Harfen an den Ufern der Flüsse Babylons auf, und weinten Thränen über den Sturz und die Gefangenschaft Jerusalems.

Was ist es also, was die heutige Zeit in ein solches Widerspiel der wahren Empfindung, des wahren Gefühls ihrer gesellschaftlichen Zustände treibt? warum sehen wir eben statt Schmerz und Trauer, Jubel oder Gleichgültigkeit und Stumpfheit, wenn der Boden unter unsern Füßen wankt, und was uns erzeugt hat, zu Grunde geht? Leider ist es leicht zu erklären. Jene alte römische Welt und die gottgeweihte Stadt Jerusalem wurden äußeren Feinden preis gegeben, das gesellschaftliche Leben, so corrumpirt es auch war, hatte sich noch in seiner Wurzel erhalten, und als es zerstört ward, als in langem Riesenkampfe es von dem Schwerte der Barbaren überwältigt wurde, stieß die Gesellschaft noch den letzten Schrei des Entsetzens und der Schmerzen aus, und hörte auf zu leben. Heut zu Tage hingegen ist das Uebel, der Feind der uns überwunden hat, ein geistiger, der innerlich verwüstet und tödtet. In dem Herzen der europäischen Staaten genährt, hat er von Geschlecht zu Geschlecht sein Gift verbreitet; seit Jahrhunderten zerstörende Principe erzeugend, und das Leben von sich werfend, erscheint der Irrthum als Wahrheit, die Wahrheit als Irrthum, und wie nun der Sieg des Letz-

teren vollkommen wurde, seine practischen Erfolge im weitesten Umfange eintreten, wird die Vernichtung, der Tod selbst von dem in der Zerstörung geborenen und erzogenen Geschlecht freudig begrüßt, gleichsam als Wollust gepriesen. Wie in dem indischen Göttersystem im Anfange Brama der höchste Gott herrschte, und Siwa, das zerstörende Princip ihm unterthan war, allmählig aber dieses zur selbstständigen Gottheit sich erhob, und den Hauptcult in sich vereinigte, so erscheint in der europäischen Gesellschaft der Untergang unter dem Bilde der Schöpfung, das Ende aller Dinge als Wiedergeburt, und die Wolken-Phantome rauchender Trümmer als Riesengestalten eines neuen überschwenglichen Lebens. Dies sind die Gefühle, welche in der Revolution, der Blüthe dieser Gesinnung, das Glück der Gegenwart bis zum Fanatismus steigern, und allen wahnsinnigen Gebilden derselben in Wort und That zum Grunde liegen, oder in dem ruhigern Theile der Gesellschaft jene wissenschaftlichen und practischen Systeme in Masse gebären, welche das Bestehende verändern, und überall neue Gestaltungen hervorrufen wollen.

Wohin aber kann eine solche Gesinnung anders führen, als die letzte Hoffnung des Wieder-Erstehens der Gesellschaft zu zerstören. Was soll aus einer Restauration werden, die sich gar nicht bewußt ist, auf welchem Boden sie steht, die von dem irgend denkbaren höchsten Idealismus befangen, einen Zustand der Welt als wirklich annimmt, der gar nicht vorhanden ist. Dahin muß jetzt also zuvörderst das Bemühen aller ernsteren und umsichtigern Zeitgenossen gehen, dem Geschlechte die Binde von den Augen zu reißen, und ihm den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande er steht, um sich unfehlbar in denselben hinabzustürzen; es von der unseligen Meinung seiner hohen Stellung der gesellschaftlichen Glückseligkeit, zu welcher es im Laufe der Zeit gelangt sei, zu enttäuschen. Alle, die entgegengesetzte Rede führen, gleichen jenen falschen Propheten, welche rufen: Friede, Friede, und ist doch kein Friede. Sie sind die strafwürdigsten Verführer, die es geben kann, die wahren Demagogen, wie noch keine Zeit sie so boshaft und so verblendet erzeugt hat. Man kann vielmehr das Elend der Gegenwart nicht stark genug malen, nicht genug zeigen, daß wir unschätzbare Güter der Vergangenheit, daß wir die Grundlagen jeder gesellschaftlichen Verbindung eingebüßt haben; man kann die Geister nicht genug auf ihre Armseligkeit und Leere zurückführen. Wie der von Gott abgefallene Mensch, der in allem seinem Elende sich in der Fülle der Glückseligkeit zu finden glaubt, nicht eher zum Guten zurückkehren kann, bis er sein großes Elend von Herzensgrunde erkennt, bis er wahrhaft und offen Buße thut, so auch die heutige Gesellschaft. Ehe irgend eine Rettung, eine Restauration möglich, ja nur denkbar wird, muß sie in der Gegenwart, statt ihrer Glorie ihren tiefsten Fall, statt ihrer Vortrefflichkeit ihre gänzliche Verderbtheit, und zwar allgemein anerkennen, erst dann kann Hoffnung zu einem neuen Leben vorhanden sein.

Die Zeitereignisse selbst leiten übrigens mit Flammenzügen zu dieser Ueberzeugung. Denn hat sich seit dem halben Jahrhunderte, daß wir von den Ruinen unserer früheren socialen Zustände begraben werden, jene ge-

träumte, gesellschaftliche Glückseligkeit erfüllt? ist irgend eine Vollkommenheit eine wahre dauernde, politische Gestaltung zu Tage gefördert? Im Gegentheil, eine schreckliche Katastrophe ist der andern gefolgt, der Abgrund hat den Abgrund verschlungen, und, wo endlich anscheinende Ruhe wie in Frankreich, eingetreten, ist es die Ruhe des Todes, eines ausgebrannten Kraters, wo Staub und Asche allein zurückgeblieben, und nur hin und wieder schauerliche Blitze des noch glimmenden revolutionairen Feuers in Mord und Anarchie der Gegenwart durchzucken."

Der Leser wird vielleicht staunen, wenn wir ihm sagen, daß wir den obigen Aufsatz einer im Jahre 1836 erschienenen Zeitschrift entnommen haben. Er steht in dem „Berliner politischen Wochenblatt," das seiner Zeit als Organ der conservativen Partei so großer Berühmtheit genoß. Da also findet man ihn in Nr. 42 vom 15. October 1836. Wir haben an dem ursprünglichen Artikel nicht eine Silbe, nicht ein Komma geändert.

Der Aufsatz enthält alle diejenigen Wendungen, von denen die conservative Journalistik besonders nach dem Jahre 1848 lebte, in classischer Reinheit. Er mahnt uns wie eine Prophetie, welche die Sündfluth vorher beschrieb; er belehrt uns aber auch, wie wenig das bloße Prophezeien nützt. Die getreuen Anhänger des Rechts sahen das Unheil voraus, aber sie thaten nicht genug, um ihm zu steuern. Jetzt ist es Zeit, den letzteren Fehler wieder gut zu machen. Große conservative Talente sitzen im Reichstage, der die Entscheidung bringen wird, ob die Negation voranschreiten, ob die Ordnung zu dauernder Kraft wiedererweckt werden soll. Mögen die conservativen Männer eine Verfassung zu Stande bringen, welche, indem sie weise Institutionen aufrichtet, dem Rechtssinne und der erhaltenden Gesetzgebung ein Feld gewährt, aus welchem keine neue Vertreibung möglich ist.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Schluß.)

Die Priester, wie die übrigen Beamten, werden vom Volke, um Intriguen zu vermeiden, in geheimer Abstimmung gewählt; das Priester-Collegium der Stadt weiht die neuen Gewählten. Sie haben bei Religionsverhandlungen den Vorsitz, wachen über die Religionen und sind gewissermaßen die Richter der Sitten. Es ist entehrend, von ihnen vorgeladen zu werden, um Vorwürfe zu erhalten; es gilt dies für ein Zeichen eines unordentlichen Lebens. Wenn sie übrigens das Recht der Ermahnung und des Vorwurfs

haben, so kommt es dagegen nur dem Fürsten und den Obrigkeiten zu, die Schuldigen festnehmen und criminell verfolgen zu lassen. Die Macht des Priesters beschränkt sich darauf, solchen Menschen, die einen anstößigen Wandel führen, den Zugang zu den heiligen Mysterien zu versagen. Es giebt nur wenige Strafen, vor welchen die Utopier sich so sehr fürchteten, als vor dieser Ausschließung; dieselbe macht sie ehrlos, martert sie mit tausend religiösen Schrecken und läßt sie sogar in Rücksicht auf ihre Personen nicht ruhig; später läßt der Senat, wenn sie sich nicht beeilen, den Priestern Zeichen wahrer Reue zu geben, sie festnehmen und die Strafe der Gottlosen über sie verhängen.

Die Frauen selbst sind vom Priesterthum nicht ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß sie Wittwen und von vorgerücktem Alter sind.

Während der Schlachten halten sich die Priester beiseit, wenn auch nicht weit vom Schlachtfelde entfernt. Dort beten sie knieend mit zum Himmel erhobenen Händen und in ihre geheiligten Kleider gehüllt. Vor Allem flehen sie um den Frieden, dann für ihr Land um den Sieg, aber um einen Sieg, der für keinen der beiden Theile blutig werden möge. Wenn ihre Mitbürger siegen, stürzen sie sich in das dichteste Treffen und thun der Niedermetzelung Einhalt. Der Unglückliche, der sie nahen sieht und sie ruft, behält sein Leben; wer ihre langen und wallenden Kleider berühren kann, behält sein Eigenthum nebst seinem Leben. Dieser schöne Brauch hat ihrem Charakter so viel wahre Majestät gewonnen, er haucht den benachbarten Völkern so viel Ehrfurcht vor den Personen derselben ein, daß ihre Dazwischenkunft oft den Utopiern selbst zu nicht geringerem Heile gereicht, als den feindlichen Armeen. In der That ist der Fall vorgekommen, daß die utopischen Truppen, nachdem sie jede Hoffnung verloren hatten, zurückwichen und förmlich flohen, daß aber in demselben Augenblicke, wo der Feind sich zum Mord und zur Plünderung auf sie warf, die Vermittelung der Priester jene aufschob, die Kämpfenden trennte, bis es ihr gelang, unter billigen Bedingungen den Frieden zu gewinnen. Niemals hat es in jenen Ländern ein so rohes, so grausames und barbarisches Volk gegeben, daß dasselbe die utopischen Priester nicht als ein unverletzliches und geheiligtes Corps geachtet hätte.

An den Tagen des Endfestes des Jahres vereinigt sich das Volk Abends und früh Morgens in den Tempeln. Dort dankt es Gott für die ihm während desjenigen Jahres oder Monats erzeigten Wohlthaten, dessen letzter Tag das gegenwärtige Fest ist. Andern Tags, als am Tage des Anfangsfestes, füllt das Volk schon am frühen Morgen die Tempel und fleht den Himmel um Glück während des Jahres oder Monats, dessen Einweihung durch dieses Fest gefeiert wird. An den Tagen des Endfestes knien die Frauen, bevor sie zum Tempel gehen, vor ihren Männern, die Kinder zu den Füßen ihrer Eltern. So gestehen sie alle ihre Fehler und Nachlässigkeiten in der Erfüllung ihrer Pflichten; demnächst bitten sie dieselben um Verzeihung. Mittelst dieses Familienbekenntnisses, dieser frommen Genugthuung, werden die Wolken des Hasses, die den häuslichen Frieden verdunkelten, bald zerstreut und Alle können alsdann mit ruhiger und reiner Seele dem Gottes-

dienste beiwohnen; denn die Utopier würden sich ein Gewissen daraus machen, wollten sie dort mit Haß und Unruhe im Herzen erscheinen. Wenn Zorn oder Reue ihre Brust erfüllte, würden sie es niemals wagen, an der Gottesverehrung Theil zu nehmen, bevor sie sich nicht ausgesöhnt und von ihren Leidenschaften gereinigt hätten. Sie fürchten, daß Gott für eine solche Sünde schreckliche Rache nehmen möchte.

Die Männer befinden sich im Tempel zur rechten, die Frauen zur linken Seite und abgesondert. Die Plätze sind so vertheilt, daß die Individuen jedes der beiden Geschlechter beziehungsweise vor dem Vater und der Mutter ihrer Familie sitzen. Diese Anordnung ist getroffen, damit die Familienhäupter auswärts das Betragen Derjenigen beobachten können, die sie daheim lehren und leiten. Man trägt Sorge, die Jüngeren unter die Aelteren zu mischen, damit die Kinder nicht zusammen seien und durch Kindesgespiele nicht die Zeit verlieren mögen, während welcher sie sich ganz der Gottesfurcht hingeben sollen. Denn in diesem Alter bildet die letztere den schärfsten und vielleicht den einzigen Sporn zur Tugend.

Das Volk ist im Tempel in Weiß gekleidet; der Priester trägt eine Kleidung von verschiedenen Farben, von bewundernswürdiger Arbeit und Form, obgleich der Stoff derselben nicht sehr kostbar ist. Der Priesterrock ist weder mit Gold gestickt noch mit Steinen übersät; er ist ein Gewebe von Vogelfedern, die mit so viel Kunst und Geschmack geordnet sind, daß der reichste Stoff dieser bewundernswerthen Arbeit nachstehen würde. Außerdem bilden diese Flügel und Federn, wenn sie der festgesetzten Bestimmung gemäß im Kleide des Priesters geordnet sind, eben so viele Symbole, welche verborgene Mysterien enthalten. Die Priester bewahren und geben gewissenhaft die Auslegung dieser Symbole, deren Anblick die Utopier unaufhörlich an die Wohlthaten Gottes, an die ihm dafür schuldige Dankbarkeit und an die Pflichten erinnert, die sie gegeneinander zu erfüllen haben.

Sobald der Priester im Amtskleide am Eingange des Heiligthums erscheint, wirft sich Alles mit solcher Achtung und so tiefem Schweigen zu Boden, daß dieses Schauspiel die Seele mit einer Art von Schauer erfüllt, wie wenn sich ein Gott in dem Tempel zeigte. Nach einigen Augenblicken giebt der Priester ein Zeichen, und die ganze Menge erhebt sich. Dann ertönen Gesänge zum Lobe Gottes, die in Zwischenräumen durch Symphonien musikalischer Instrumente unterbrochen werden.

Die musikalischen Instrumente sind in Utopien großentheils von anderer Art als die unsrigen. Die meisten sind harmonischer und einige können den unsrigen nicht einmal verglichen werden. Was aber der utopischen Instrumental- und Vocal-Musik einen unbestreitbaren Vorzug giebt, ist der Umstand, daß sie in seltener Vollkommenheit alle natürlichen Seelenzustände nachahmt und wiedergiebt. Die Utopier passen den Ton so trefflich der Sache an, sie malen so lebhaft die Ergebenheit im Gebete, die Freude und das Mitleid, die Verwirrung, die Trauer und den Zorn; mit einem Worte, die Form ihrer Melodie stellt mit so großer Wahrheit die tiefsten Empfin-

dungen dar, daß die Seele des Zuhörers sich dadurch wunderbar erregt, durchdrungen und entflammt fühlt.

Am Ende des Gottesdienstes sprechen das Volk und der Priester zusammen feierliche Gebete, deren Form durch das Gesetz und in der Art vorgeschrieben ist, daß Jeder den Inhalt des Ganzen auf sich selbst beziehen kann.

Nach diesem Gebete werfen Alle sich abermals zu Boden und erheben sich einige Augenblicke später, um zum Mittagstische zu gehen; der übrige Theil des Tages wird zu Spielen und militärischen Uebungen verwandt.

Ich habe versucht — fuhr Raphael fort — Euch die Form dieses Freistaates zu beschreiben, welchen ich nicht allein für den besten, sondern auch für den einzigen halte, der sich mit gutem Rechte einen „Freistaat“ nennen darf. Denn überall anderswo haben Diejenigen, welche für das allgemeine Interesse sprechen, nur ihr persönliches Interesse im Auge, während da, wo man Nichts zu eigen besitzt, Alle sich ernstlich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, weil der besondere Nutzen wirklich mit dem allgemeinen Wohle verschmilzt. Wer wird in andern Ländern nicht wissen, daß er durch die Vernachlässigung seiner eigenen Interessen, und wäre der Staat auch der blühendste, nichtsdestoweniger Hungers sterben würde? Daher die Nothwendigkeit, eher an sich, als an sein Vaterland, d. h. als an seinen Nächsten zu denken.

In Utopien dagegen, wo Alles Allen gehört, kann Niemand an irgend Etwas Mangel leiden, sobald die öffentlichen Speicher gefüllt sind, denn das Staatsvermögen wird in diesem Lande nie ungerecht vertheilt; man sieht dort weder Arme noch Bettler, und obgleich Niemand Etwas sein eigen nennt, ist dennoch Jeder reich. Giebt es in der That einen schöneren Reichthum, als denjenigen, der uns heiter und ruhig, ohne Unruhe und Sorge zu leben erlaubt? Giebt es ein schöneres Loos, als seiner Existenz halber nicht zittern zu dürfen, nicht durch die unaufhörlichen Bitten und Klagen einer Gattin ermüdet zu werden, für seinen Sohn keine Armuth zu fürchten, sich nicht über die Aussteuer seiner Tochter zu beunruhigen — sondern sicher und furchtlos zu sein in Betreff der Existenz und Wohlhabenheit für sich und all die Seinen, Gattin, Kinder, Enkel, Urenkel, bis auf die entfernteste Nachkommenschaft?

Diese Vortheile verbürgt der utopische Staat den gebrechlichen sowohl, die früher gearbeitet haben, als den thätigen Bürgern, die noch zur Arbeit fähig sind.

Es wäre mir lieb, wenn Jemand mit diesen Anordnungen diejenigen anderer Völker zu vergleichen wagen wollte; was mich betrifft, so will ich sterben, wenn ich bei den übrigen Nationen die geringste Spur von Gerechtigkeit und Billigkeit finde.

Ist es gerecht, daß ein Wucherer, ein Mensch, der entweder nichts oder nur dem Staate unnütze Gegenstände hervorbringt — ist es gerecht, daß diese im Schooße der Unthätigkeit oder leerer Beschäftigungen ein angenehmes und glänzendes Leben führen, während der Tagelöhner, der Kärrner, der

Handwerker, der Ackersmann in tiefem Elende leben und sich kaum die nothdürftigste Nahrung erschaffen? Gleichwohl sind die Letzteren zu so langer und beschwerlicher Arbeit gezwungen, wie sie die Lastthiere kaum ertragen würden — zu so nothwendigen Arbeiten, daß nicht eine einzige Gesellschaft ohne dieselben ein Jahr bestehen könnte. In der That scheint der Zustand eines Lastthieres tausendmal besser; dieses arbeitet nicht so lange, seine Nahrung ist nur wenig schlechter und sogar seinem Geschmacke angemessener. Und dann fürchtet das Thier nichts von der Zukunft.

Aber worin besteht das Loos des Tagelöhners? Eine fruchtlose, undankbare Arbeit erschöpft ihn in der Gegenwart, und die Aussicht auf ein elendes Alter tödtet ihn; denn sein täglicher Erwerb genügt nicht für all seine gegenwärtigen Bedürfnisse. Wie könnte er daher sein Loos verbessern und täglich etwas Ueberflüssiges für die Bedürfnisse des Alters bei Seite legen?

In Utopien ist der Geiz unmöglich, weil man dort vom Gelde keinen Gebrauch macht. Welch überfließende Quelle von Sorgen hat man dadurch nicht ausgetrocknet! welch reiche Ernte von Verbrechen nicht bis auf die Wurzel ausgerissen! denn wer sollte nicht wissen, daß der Betrug, der Diebstahl, der Raub, die Prellereien, die Volksaufstände, die Klagen, die Unruhen, die Todtschläge, die Verräthereien, die Vergiftungen — wer sollte nicht wissen, sage ich — daß all diese Verbrechen, für welche die Gesellschaft sich unaufhörlich durch Strafen rächt, ohne sie doch verhindern zu können, an demselben Tage von der Erde vertilgt sein würden, an welchem das Geld verschwände? Dann würden auch die Furcht, die Unruhe, die Sorgen, die übermäßigen Anstrengungen und Nachtwachen aufhören. Die Armuth selbst, die allein des Geldes zu bedürfen scheint, die Armuth selbst würde augenblicklich abnehmen, wenn das Geld völlig abgeschafft wäre.

Ein offenbarer Beweis ist folgender:

Angenommen, es träte ein schlechtes und unfruchtbares Jahr ein, während dessen eine schreckliche Hungersnoth mehrere Tausend von Menschen umkommen ließe. Nun behaupte ich, daß man, wenn man am Ende dieser allgemeinen Noth die Speicher der Reichen durchsuchen wollte, dort unermeßliche Kornvorräthe entdecken würde. Wären diese Vorräthe zur rechten Zeit unter Diejenigen vertheilt worden, die der Hunger und die Entkräftung aufrieb, so würde nicht einer von diesen Unglücklichen die Härte des Himmels und den Geiz der Erde empfunden haben. Ihr sehet also, daß ohne Geld Jedem die Existenz hätte gesichert werden können und noch gesichert werden könnte; und daß der Schlüssel des Goldes, diese glückliche Erfindung, die uns die Pforten des Glückes öffnen sollte, uns dieselben unerbittlich verschließt.

Die Reichen selbst, ich bezweifle es nicht, sind von diesen Wahrheiten überzeugt. Sie wissen, daß es unendlich besser ist, niemals des Nothwendigen zu entbehren, als vom Ueberflusse umgeben zu sein; daß es besser ist, von unzähligen Uebeln befreit, als von großen Reichthümern umlagert zu sein. Ich glaube sogar, daß das menschliche Geschlecht schon längst die

Gesetze des utopischen Staates sich angeeignet haben würde — sei es nun in seinem eigenen Interesse, oder um dem Worte Christi zu gehorchen; denn der Weisheit des Erlösers konnte Dasjenige, was den Menschen am nützlichsten ist, nicht unbekannt sein, und seine göttliche Güte mußte ihnen das rathen, was er als gut und vollkommen erkannte.

Aber der Stolz, diese zügellose Leidenschaft, die Königin und Mutter jeder gesellschaftlichen Wunde, setzt jener Umwandlung der Völker einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Der Stolz mißt das Glück nicht nach dem persönlichen Wohlbefinden, sondern nach der Größe der Leiden eines Andern. Der Stolze würde selbst kein Gott werden wollen, wenn ihm keine Unglücklichen übrig blieben, die er kränken und als Sklaven behandeln könnte — wenn der Glanz seines Glückes nicht länger durch die Angstseufzer des Elends gehoben werden, wenn das Auskramen seiner Reichthümer die Armuth nicht länger martern und ihre Verzweiflung nicht länger aufregen dürfte. Der Stolz ist eine höllische Schlange, die sich in die Herzen der Menschen eingeschlichen, die sie durch ihr Gift verblendet und sie weit vom Pfade eines besseren Lebens ablockt. Dieses Gewürm beißt sich allzu tief ein, als daß man es leicht wieder abschütteln könnte.

Ich wünsche allen Ländern von Herzensgrund eine Verfassung wie diejenige, die ich beschrieben habe. Wenigstens freut es mich, daß die Utopier sie angenommen und ihr Reich auf Einrichtungen gegründet haben, die demselben nicht allein den blühendsten Zustand, sondern auch, so weit menschlicher Scharfblick vorauszusehen vermag, eine ewige Dauer sichern.

Denn die Keime des Ehrgeizes, der Zwietracht und aller übrigen Laster sind im Innern ausgerottet. Seitdem fürchtet der Staat keine bürgerlichen Uneinigkeiten, welche die Macht und den Wohlstand so vieler Städte zerrüttet haben. Und während die Einigkeit der Bürger im Innern so fest begründet ist, vertheidigen die vortrefflichen und energischen Einrichtungen den Staat gegen die Gefahren von Außen. Der Neid aller benachbarten Könige würde das Reich nicht zu erschüttern oder zu beunruhigen vermögen; sie haben dies schon versucht, immer aber sind ihre Versuche gescheitert.

Als Raphael, so schließt die Schrift des Thomas Morus, mit seiner Erzählung zu Ende war, erinnerte ich mich einer großen Anzahl von Gesetzen und Sitten der Utopier, die mir abgeschmackt erschienen; dahin gehört ihr Kriegssystem, ihre Gottesverehrung, ihre Religion und mehrere andere Einrichtungen. Was aber besonders all meinen Vorstellungen widersprach, war die Basis, auf welcher jener seltsame Staat gegründet ist, ich meine die Gemeinschaft des Lebens und der Güter ohne den Gebrauch des Geldes. Denn diese Gemeinschaft zerstört gänzlich jede Art von Vornehmheit und Pracht, von Glanz und Würde, da doch diese Dinge in den Augen der öffentlichen Meinung die Ehre und die wahre Zierde eines Staates bilden. Dennoch machte ich Raphael nicht den geringsten Einwurf, da ich wußte, daß seine lange Erzählung ihn ermüdet hatte. Außerdem war ich nicht sehr sicher, ob er den Widerspruch geduldig ertragen würde. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, wie er häufig einigen Widersprechern die Furcht vorgewor-

fen hatte, für Schwachköpfe zu gelten, wenn sie auf die Behauptungen der Andern nicht Etwas zu erwidern fanden.

Ich lobte also die utopischen Einrichtungen, wie seinen Vortrag. Dann nahm ich ihn an der Hand, um ihn zum Souper zu führen, indem ich sagte, daß wir ein ander Mal Muße finden würden, tiefer auf diesen Stoff einzugehen und uns ausführlicher mit einander darüber zu besprechen.

— Wie man sieht, endet die Abhandlung mit dem Hinweis auf eine spätere Discussion, die nicht stattgefunden. Und da steht der Communismus noch heute. Die entscheidende Discussion durch die Thatsachen gehörte noch der Zukunft an.

Die deutsche Kriegsverfassung.

Wenn man die Frage stellt: welche Form der Kriegsverfassung dem Geiste des germanischen Staatsrechts am meisten entspreche, so kann darauf nur die Geschichte Antwort geben. Diese liefert den urkundlichen Beweis, daß, wie überhaupt jene Verfassung nichts Stehendes, für immer Fertiges, in sich Abgeschlossenes war und ist, auch der Kriegsdienst und die Verfassung des Heeres sich mehrere Male von Grund aus geändert hat, und dies zwar durch eine Verkettung von Ursachen und Verhältnissen, die von aller menschlichen Berechnung unabhängig waren.

Wir können in der Geschichte des deutschen Kriegswesens bis zu Ende des Mittelalters drei Perioden unterscheiden, den Heerbann, das Lehnwesen, die für den Fall des Krieges aufgenommenen Soldtruppen. Die letzten drei Jahrhunderte endlich bieten noch zwei große Veränderungen dar: das auch in Friedenszeiten stehende Soldheer, und endlich in neuester Zeit die wenigstens theilweise Rückkehr zu den alten Ideen des Heerbannes und der allgemeinen Volksbewaffnung, verbunden mit der Einrichtung des auch in Friedenszeiten stehenden Heeres.

Die älteste Verfassung des Volkes der Franken war die eines Kriegsgefolges. Hierin liegt einfach die Verpflichtung zum Kriegsdienste für jedes freie Mitglied der Landsgemeinde, welches dazu kraft der allgemeinen, dem Heerführer schuldigen Treue verpflichtet war; sie waren Heergesellen (exercitales) und Heer und Volk waren durch die Natur der Sache in dem Grade gleichbedeutend, daß bei den Franken, wie bei den meisten andern, auf ähnliche Weise entstandenen Völkern (Gothen, Longobarden, Vandalen), exercitus nichts anders bedeutet, als das gesammte Volk. Auf eben diese kriegerische Verfassung weisen auch die bei den Franken, wie bei den Westgothen, Angelsachsen und Longobarden vorkommenden Eintheilungen des Volkes nach Heerestheilen hin: zehn, hundert oder tausend freie Männer

bilden immer eine Körperschaft, an deren Spitze Befehlshaber mit entsprechendem Titel als Decani, Centenarii, Millenis Praefecti stehen.

Nachdem die Völker seßhaft geworden, blieb die alte Verpflichtung — aus der das Volk als solches seinen Ursprung genommen, — unverändert bestehen. Karl der Große ist nicht, obwohl wir erst unter ihm ausführlichere Gesetze über die kriegerische Dienstpflicht und die Verfassung des Heeres finden, der Schöpfer des Heerbannes gewesen; er hat nur die uralte Einrichtung durch neue Gesetze geregelt, und die ursprüngliche Pflicht, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, auf ein bestimmtes Maß gebracht.

Nach dieser war jeder freie, mit Grundbesitz angesessene Mann zur Vertheidigung des Landes verpflichtet, und diese eine sich von selbst verstehende Last des erstern. Diese Last war aber auch zugleich ein hervorstehendes Ehrenrecht der Freien. Als Karl der Große die Geistlichkeit von der Verpflichtung in den Krieg zu ziehen und Waffen zu tragen entband, entstand die Besorgniß, er wolle dadurch die Ehre der Priester verringern und der Kirche ihr Grundeigenthum entfremden, — eine Besorgniß, die er durch ausdrückliche Erklärungen beseitigen mußte. Denn nur Unfreie waren des Rechtes und der Ehre der Waffen, zugleich aber auch des freien Grundbesitzes und der Mitgliedschaft in der Landesgemeinde nicht theilhaft. Das Gesetz verordnete, daß ihnen die Lanze, wenn sie damit betreten würden, auf dem Rücken zerbrochen werden solle.

Die Heerbannspflicht war durch die Gesetze Karls des Großen nach der Größe des Grundbesitzes abgestuft. Wer zwölf Hufen hatte, mußte geharnischt erscheinen, zu Pferde Jeder, der eins besaß oder besitzen konnte. Außerdem war Jeder, dessen Grundbesitz mindestens drei Hufen betrug, in eigner Person herbannpflichtig. Von den übrigen ärmern Grundbesitzern mußten je 2, 3, 4, 5 oder 6 einen Mann stellen, von den Friesen wurde (außer den Grafen und Vasallen) nur der siebente Mann gefordert. Doch wurden auf der andern Seite später selbst diejenigen Freien, welche keinen Grundbesitz hatten, zu Geldbeiträgen, oder, wenn sie zu arm waren, zu andern persönlichen Dienstleistungen (Bau von Brücken, Dämmen und Befestigungen der Städte) herangezogen.

Die regelmäßige Dauer des Dienstes scheint auf drei Monate angeschlagen worden zu sein, und wer von einer Heerfahrt zurückgekehrt war, durfte in vierzig Tagen nicht wieder aufgeboten werden; außerdem fanden gesetzlich nur wenige Befreiungen statt. Außer den Begünstigungen, die dem Clerus und den Ministerialien im königlichen Palaste in Hinsicht des persönlichen Dienstes zugestanden wurden, sollten Grafen, Bischöfe, Aebte und andere Lehnsherren Jeder nur zwei ihrer Hintersassen zur Aufrechthaltung des Friedens in der Heimath und andern eigenen Diensten zurückbehalten dürfen; auch waren Kranke von der Heerfahrt befreit, und wer ein Weib genommen, blieb das erste Jahr seiner Ehe daheim. Dann wurde auch der Heerbann, der immer mehr die Natur einer Vertheidigunsanstalt annahm, nicht im ganzen Reiche zugleich aufgeboten, sondern nur, wenn wirklich das ganze Land (wie bei den Einfällen der Normannen) in Gefahr, und eine

solche „Landwehr", später Landfolge, Landsturm genannt, nothwendig war. Sonst zogen gewöhnlich nur die am meisten bedrohten Provinzen aus, und nach der Größe und Nähe der Gefahr richtete sich die Stärke des Heerbanns, den jeder Landestheil zu stellen hatte. Auch darüber gab Karl der Große die genauesten Vorschriften. So sollte z. B., wenn ein Zug gegen die Serben nothwendig wurde, der gesammte sächsische Heerbann ausziehen, nach Böhmen hin nur ein Drittel desselben, nach Spanien und gegen die Avaren blos der sechste Mann.

Nichts destoweniger war bei den fast unaufhörlichen Kriegen, diese Dienstpflicht eine überaus schwere, ja fast unleidliche Last, die, wie sich weiter unten zeigen wird, endlich sogar der gesammten Einrichtung den Untergang bereitete. Nicht blos war bei diesem System des Kriegsdienstes von keinem Solde die Rede, sondern der freie Wehrmann mußte sich selbst ausrüsten, für die Dauer von drei Monaten sich mit Lebensmitteln versehen, und alle Nachtheile der Versäumung der eigenen Wirthschaft ohne irgend eine Entschädigung tragen. Wie gern sich Jeder einer so schweren und immer drückender werdenden Last zu entziehen gesucht habe, beweisen die strengen Strafen für Diejenigen, die vom Heerbanne ungehorsam ausblieben. Der Getreidewerth der ordentlichen Strafe des Königsbannes (60 Schillinge) betrug ungefähr 840 Berliner Scheffel Roggen, und wer nicht zahlen konnte, mußte als Knecht die Strafe abverdienen.

So übte der Heerbann einen Druck auf die weniger begüterte Volksklasse aus, von dem die heute, unter einer ganz andern Kriegsverfassung Lebenden sich nur einen sehr unvollkommenen Begriff machen können. Diese gänzliche Verschiedenheit der Verhältnisse ist auch der Grund, warum der Untergang des Heerbannes, — der Hand in Hand mit dem Verschwinden der Gemeinfreien geht, — fast von allen neuern Historikern ganz schief und nach Gesichtspunkten beurtheilt wird, die jener Zeit völlig fremd sind.

Die gewöhnliche Meinung leitet den Untergang des Standes der (ärmern) Freien lediglich und ausschließlich aus einer absichtlichen und bewußten Usurpation, aus einem berechneten Unterdrückungssysteme der Grafen und sonstigen Beamten oder des Adels her. Mißbräuche bei der Verwaltung des Heerbannes, und Bedrückungen der Geringern durch die Mächtigern, haben auch in der That und unleugbar, wie zu allen Zeiten, stattgefunden; aber nicht in ihnen, sondern in der Einrichtung selbst liegt der eigentliche und vornehmliche Grund ihres Unterganges. Der Dienst im Heerbanne, wie er oben geschildert worden, war, auch abgesehen von allen Gesetzwidrigkeiten und Bedrückungen der Beamten, (die aus andern Gründen wieder bei jener ganzen Einrichtung nicht zu vermeiden waren,) eine unerträgliche Last für den nicht reich begüterten Freien. Die Waffenfähigkeit war dessen Würde, zugleich aber auch die Bürde, die ihn zu Boden drückte, und eine ohne die andere, die Freiheit ohne die Last des Wehrdienstes, nach den Begriffen wie nach den faktischen Verhältnissen der Zeit, nicht denkbar. War nun ein Weg vorhanden, auf welchem sich der freie Wehrmann der Last und dem Dienste entziehen konnte, so war es unvermeidlich, daß die Mehrzahl der Mitglieder

jenes Standes ihn im Laufe der Zeit einschlagen mußte, — wie es denn überall einfach in der Natur der Sache liegt, daß Derjenige, der die Lasten eines Standes nicht länger tragen kann, dem Stande selbst entsagen muß. Jener Ausweg lag aber in jener Zeit ganz naturgemäß in der Ergebung in den Dienst oder die Hörigkeit der Vornehmern und Mächtigern. Daß diese bei dem ganzen Processe ihren Vortheil zu wahren, und selbst oft bei der immer mehr schwindenden Macht der Könige, durch Gewalt und Unrecht die ohnedies schon vorhandene Noth der Aermern benutzt und gesteigert haben mögen, ließe sich leicht aus dem allgemein bekannten Laufe der menschlichen Dinge schließen, wenn auch keine ausdrücklichen gesetzlichen Verbote unzweideutiges Zeugniß ablegten. Die Anklage müßte aber, da jene widerrechtlichen Bedrückungen doch immer nur ein ohnedies schon vorhandenes Uebel voraussetzten, und die Last des Heerbannes in Zeiten fast ununterbrochener Kriege auch ohnedies schon drückend genug sein mußte, nicht gegen die Mißbräuche, sondern eigentlich gegen den Heerbann, als die Wurzel des Uebels, und in letzter Instanz gegen die Kriege gerichtet werden, zu denen sich Karl der Große und seine Nachfolger genöthigt sahen. Wirklich hat ein Militair-Geschichtsschreiber*) sich durch diese Betrachtungen zu ganz unhistorischen, aus den Begriffen einer ganz andern Zeit geschöpften Urtheilen über die Regierung und den Character Karl des Großen verleiten lassen. „Bewunderungswürdig, ein Geist erster Größe und einzig, steht Karl der Große als ein hell leuchtendes Gestirn in dem Dunkel der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit da, von wenigen Regenten erreicht, übertroffen von keinem; und doch hat ihn eine unselige Eroberungslust verhindert, der Vater seiner Völker zu sein, deren Treiber und Peiniger er durch unaufhörliche Kriege geworden ist. Auf Krieg, und die Mittel ihn siegreich zu führen, und in allen Gegenden Europa's zu verbreiten, war sein erstes Augenmerk gerichtet; daher so viele, so strenge, so harte Anordnungen über den Heerbann." Der verdienstvolle Verfasser hat bei diesem Urtheile, anderer tiefer liegenden Gesichtspunkte nicht zu gedenken, außer dem Umstande, daß die drückenden Seiten jeder Wehrverfassung immer erst im Kriege hervortreten, hauptsächlich übersehen, daß das achte und neunte Jahrhundert dem großen Frankenkönige wohl nur die Wahl übrig ließ, Hammer oder Ambos zu sein.

Der Untergang des Heerbannes, und was dasselbe ist, des Standes der Gemeinfreien vermittelte sich, wie eben bemerkt, einfach durch die Immunitäten des Adels und der Kirche. Bestand kraft uralter Gewohnheit das Recht: daß jeder Freie, und in noch höherm Maße jeder Edle, Herr in seinem Hause und Hofe, so wie im Umkreise seiner Besitzungen war, dergestalt daß kein königlicher Beamter hier eindringen durfte, der Herr aber seine Hinterleute vor dem Könige und seinen Beamten in jeder Beziehung vertreten mußte, — so war nichts natürlicher als die Flucht der ärmeren Freien, die dem Heerbann entzehen wollten, unter die Immunität des Krummstabes oder eines weltlichen Herrn, weil diese Ergebung in den Schutz und

*) Kurz in seinem, sonst manches Brauchbare enthaltenden Werke: Oesterreichs Militairverfassung in älterer Zeit.

die Unfreiheit ihn jedenfalls von der lästigen und unerschwinglichen Pflicht des Königsdienstes auf eigene Kosten, befreite. Diesem nach Lage der Verhältnisse unvermeidlichen Streben der Niedern, kam das Streben der Grafen und höhern Beamten nach Vermehrung ihrer Macht entgegen, was mit der schon sehr merklich beginnenden Neigung zur Erblichkeit der Grafschaften und der Lehen eng zusammenhängt. Es hatte, bemerkt Möser mit großem Rechte, seine ungezweifelte Richtigkeit, daß die Heerbannspflichtigen ihren Edelvögten als Hauptleuten und ihren Grafen als Obersten, blos zur Heerbannsfolge verpflichtet waren. „Allein wer so beständig unter einem Amte steht, verliert mit der Zeit, wenn dieses nicht mehr stark controlirt wird" (und man kann hinzusetzen: wenn es erblich zu werden beginnt) „vieles von seiner Freiheit," — und der militärische Vorgesetze konnte bei der sinkenden Macht des Kaisers leicht auf den Gedanken kommen, seine eigne Macht durch die Dienste seiner Amtsuntergebenen zu vergrößern. Daß Gewalt und Zwang und ungerechter Mißbrauch der Amtsgewalt gegen diejenigen, welche sich mit ihrem freien Erbe nicht in den Dienst eines Herrn ergeben wollten, nicht fehlten, beweisen häufig wiederholte Verbote, und in diesem Unwesen, welches durch die obigen Bemerkungen nicht in Abrede gestellt werden soll, liegt ohne Zweifel die eine Hälfte der Gründe, die das Verschwinden des freien Heerbannes nach sich zogen, während daneben die andere Seite der Sache, das freiwillige Drängen der freien Wehrmänner in den schützenden Dienst und die Abhängigkeit, in keiner Weise übersehen werden darf. Diese Macht der natürlichen Verhältnisse wirkte so stark, daß weder Gesetze, welche die Bedrückungen der Grafen untersagten, noch jene, welche den Freien verboten, sich auf rechtswidrige Weise dem Heerbanndienste durch freiwillige Ergebung in die Dienstbarkeit zu entziehen, ihren Zweck erreichten. Die Noth machte auch hier erfinderisch, und tausend Auswege wurden ersonnen, welche die Gesetze zu umgehen dienten, nach denen kein Grundstück, zum Nachtheile des Heerbanndienstes, von geistlichen oder weltlichen Herren eingezogen werden sollte. Das Heerbanngut wurde den Müttern oder Frauen übergeben, oder unter Vorbehalt der Wohnung oder Nutznießung verkauft. Viele suchten Dienstleute von Gliedern der kaiserlichen Familie zu werden, oder übergaben sich solchen Schutzherren, die vermöge ihres Dienstes am Hofe von der Heerfolge frei waren, oder wendeten vor, daß sie bei ihrem Schutzherrn bleiben müßten, um zum Dienste des Königs bereit zu sein, oder traten in den geistlichen Stand, oder übergaben ihre Güter den Kirchen, um sie gegen eine kleine Abgabe zurück zu erhalten. Die Bestechlichkeit der Beamten that dann das Uebrige. Verboten waren alle diese Schleichwege, wodurch die Reihen des Heerbanns immer mehr gelichtet wurden, freilich; aber der kriegerische Geist des Volkes begann sich in einen einzelnen Stand von Waffenkundigen zurück zu ziehen, und den Gesetzen fehlte die Sicherheit ihrer Vollstreckung.

Zu allen diesen Umständen, welche die kriegerische Verfassung der Franken änderten, kam auch noch das eigene Interesse der Könige. Wo Volk und Heer schlechthin gleichbedeutend sind, wo Jeder aus dem Volke auf

seine eignen Kosten und ohne einen Sold der Heerfahrt sich anschließt, wird das Band des Gehorsams immer schlaff und die Gewalt des Heerführers immer nur sehr bedingt und vom guten Willen der Heergesellen abhängig sein. Die Geschichte weist viele Beispiele dieser Abhängigkeit auf. Wollte der König der thätigen Hilfe seines Volkes gewiß sein, so mußte er, wenigstens in älterer Zeit, wo ihm noch keine eigene Hausmacht und kein Heer der Vasallen zu Gebote stand, sich des guten Willens und der Beistimmung seiner Unterthanen zum Kriegszuge versichern. Gregor von Tours berichtet, daß der König Chlodowig vor dem Kriege gegen die Westgothen sein Heer mit den Worten angeredet habe: Ich kann es schwer ertragen, daß diese Arianer einen Theil von Gallien inne haben. Gehen wir hin mit der Hilfe Gottes und bringen ihr Land in unsere Gewalt. Und als diese Rede Allen gefiel, brach er auf mit seinem Heere u. s. w. Auch Theuderich, sein Sohn, setzte den Franken die Wortbrüchigkeit Hermanfrieds, des Königs der Thüringer, auseinander, um sie zum Kriege gegen diese zu bewegen. „Er rief die Franken zusammen und sagte zu ihnen: Zürnet, ich bitte Euch, über den sowohl mir als Euren Vätern widerfahrenen Schimpf, und gedenket, daß die Thüringer einst auch Eure Eltern gewaltsam angefallen haben. Gehen wir also mit Gottes Hilfe gegen sie. — Als jene dieses hörten und über solchen Frevel entrüstet waren, eilten sie eines Sinnes und Entschlusses nach Thüringen." Oft auch wollte das Heer den Krieg, und oft nur mit Mühe gelang es dem Könige es zurück zu halten. Als Chlotar und Childebert einen Kriegszug gegen Burgund beschlossen, luden sie ihren Bruder Theuderich ein, sein Heer mit dem ihrigen zu vereinigen. Dieser verweigerte, zum großen Verdruß der Franken, seine Beihilfe. Sie kündigten ihm darauf unumwunden an: Wenn Du mit Deinen Brüdern nach Burgund zu ziehen säumest, so verlassen wir Dich und folgen jenen. Theuderich versprach ihnen darauf, sie nach der Auvergne zu führen, in ein Land, wo sie Gold, Silber, kostbare Kleider, Vieh und Knechte finden würden; die reiche Beute sollte ihnen gehören. Nur durch diese Aussicht ließen sie sich bewegen, jenen Zug für diesen aufzugeben. — Weniger glücklich war der König Chlotar. Denn als er es den Franken verweigerte, sie gegen die Sachsen anzuführen, die durch Bitten und Versprechen den Krieg von ihrem Volke abwenden wollten, ergrimmte das Volk, überhäufte den König mit Schmähungen, zerriß sein Zelt, und zwang ihn durch tödtliche Drohungen zu einem Kriege, welcher ein unglückliches Ende nahm.

Unter diesen Umständen mußten auch die Könige schon frühzeitig darauf bedacht sein, sich ein Gegengewicht gegen die Macht des Heerbanns zu verschaffen, welches ihnen eigene, unabhängige Macht und von Seiten des übrigen Volkes Gehorsam sicherte. Sie begünstigten also die Entstehung und Ausbildung eines andern Systems, welches bald gänzlich an die Stelle der alten Volksbewaffnung trat.

Dieselbe Idee, welcher ursprünglich die Gefolge der Deutschen und somit viele Völker ihr Dasein verdanken, wirkte auch noch über den Zeitpunkt hinaus, wo diese wandernden Heere zu neuen Volksstämmen verwachsen

und ansässig geworden waren. Hierdurch hatten sie ihren Charakter als stets bereite Gefolge und Gesellschaften von Dienern und Freunden verloren, die zu Abenteuern geneigt und auf Beute angewiesen waren. Aber weil das Bedürfniß der Treue, des Dienstes, des Anschließens an einen Höheren, ein unvertilgbarer Zug im germanischen Charakter war, so erzeugten sich auf derselben Basis neue Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse, die mehrere Jahrhunderte hindurch die Form des germanischen Lebens und insbesondere die Art und Weise des Kriegsdienstes bedingten.

Der eben erwähnte germanische Characterzug ist der Träger einer andern, in ganz verschiedenen Formen bis auf den heutigen Tag wirksamen Idee: der Dienst oder das Anschließen an den Höhern, und in noch höherm Grade an den höchsten Gefolgsherrn oder den König, wurde als ein Grund und eine Quelle der Ehre angesehen, dergestalt, daß je näher der Niedere der Person des Herrn stand, desto größer das Maß seiner Ehre gedacht wurde.

In diesen eben ausgesprochenen uralten Grundsätzen liegt die ideelle Seite des Lehnwesens, wie sie bereits in den Gefolgschaften hervortritt. Dazu kam noch das, in einer wilden rohen Zeit, wo unbeschränkte Selbsthülfe ein Recht des Freien war, und zahllose Gewaltthätigkeiten und Räubereien sich als nothwendige Mißbräuche an diese Sitte anschlossen, so nahe liegende Bedürfniß des besonderen Schutzes durch einen mächtigen Herrn. — Die materielle Basis des Lehnsystems, im engern Sinn des Wortes, ist dagegen in dem übermäßig großen Grundbesitze zu suchen, der bei der Eroberung der römischen Provinzen dem Könige und seinen vornehmsten Getreuen als Antheil an der Beute anheimgefallen war. Die Bewirthschaftung durch Andere war die unmittelbare und nothwendige Folge dieser Ausdehnung des Grundbesitzes. Ein Pachtsystem im heutigen Sinne (Ueberlassung der Nutzung des Grundes und Bodens gegen baare Geldvergütung) war schon wegen der großen Seltenheit des baaren Geldes undenkbar. Weit näher lag ein Aequivalent an Diensten und der Dienst, den der König, wie alle Vornehmen des Landes am meisten brauchte, war der kriegerische. Kam diesem Bedürfnisse noch jene oben erwähnte Richtung des Volksgeistes, jenes Drängen in den königlichen Dienst, jener Durst nach Ehre entgegen, so mußte aus der Wirksamkeit jener Factoren ganz von selbst das Lehnsystem und mit ihm die Form des Kriegswesens hervorgehen, welche das Mittelalter so lange festhielt, bis auch diese Verfassung durch eine Reihe zusammenwirkender Ursachen in den spätern Soldheeren unterging. Erwägt man aber jene tieferliegenden Gründe der Entstehung des Lehnsystems, so kann man wiederum nicht die Klagen macher neuern Gschichtschreiber über die Entstehung dieser Verfassung theilen, welche auf ganz modernen, den Geiste jener Zeit und den damaligen Grundsätzen durchaus fremden Ansichten beruhen. Bei diesen und ähnlichen Klagen läßt man nur zu sehr die noch größeren Beschwerden über den Druck des Herbannes außer Acht, vergißt anderseits das noch viel tiefer greifende Unheil, welches sich an das spätere Entstehen der Soldheere knüpfte. Eine wahrhaft historische Auf-

fassung jener Verhältnisse zeigt vielmehr, daß es nicht nur kein Unglück, sondern ein nothwendiger Hebel fortschreitender Versittlichung, daß der, dem Kriege ohnedies abgeneigte Gemeinfreie zuletzt dieser Last überhoben und dem Ackerbau und den Gewerben des friedlichen Lebens ungestört überlassen ward. Dies war aber nur dadurch möglich, daß ein besonderer Kriegerstand sich bildete, dem die schwere Pflicht des kriegerischen Dienstes durch eigene Vortheile (Beneficien) vergolten und möglich gemacht ward, — eine Verfassung freilich, die im Laufe der Zeit auch ihre recht bedenklichen Schattenseiten entwickelte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Es haben uns in dieser Woche nur die Discussionen des Reichstages beschäftigt. Indem wir uns des Bildes eines mächtigen Redners bedienen und sagen möchten, der Reichstag sei in den Sattel gehoben worden, sträubt sich unsere Feder plötzlich, den Vergleich weiter auszuführen, sie wendet das Bild um und wir müssen ihrer Laune dienen, indem wir niederschreiben: der Reichstag zeigt zwar nicht, daß er reiten kann, aber er beweist etwas besseres: daß er nämlich dem Zügel und dem Sporen zu gehorchen wisse. Und hiermit ist ihm nicht etwa ein schlimmeres Loos zu Theil geworden, als den historisch-denkwürdigsten Parlamenten beschieden war. Parlamente sind überhaupt nicht dazu bestimmt, eine Direction zu geben, sondern, indem sie die rüstigsten Kräfte eines Volkes in sich vereinigen, haben sie die Pflicht, sich der Zügelführung anheimzugeben, welche ein kräftiger Wille und ein fernhinblickender Verstand über sie verhängt. Wenn die Engländer einen braven Staatsmann schildern wollen, so entnehmen sie ihre Gleichnisse aus der Sphäre des Sport; sie rühmen den nervigen Griff, mit welcher er die Zügel erfasse, den festen Schenkelschluß, die straffe und dabei geschmeidige Haltung des Reiters, der sich nicht abwerfen lasse.

Eines aber hat der Reichstag endgültig abgeworfen, nämlich die Conflikt-phrase, mit welcher einige altpreußische Liberale ihn belasten wollten. Die Herren, die bisher im Berliner Abgeordnetenhause den Stolz und Fortschritt des Menschengeistes repräsentirten, sind in den Schatten gestellt worden, und zwar — o wunderbare Gerechtigkeit! — gerade von denen, die sie zu beglücken glaubten, als sie ihnen die Pforten der preußischen Constitutionsschule eröffneten. Die Ciceronen von Wiesbaden und Osnabrück haben über die catilinarischen Existenzen von Berlin den Sieg davongetragen.

Wunderbare Gerechtigkeit! Es war die nationale Partei des preußischen Abgeordnetenhauses, es waren die Twesten und Lasker, welche den ursprünglichen Gedanken des preußischen Ministeriums, die neuerworbenen Länder in einer Art Personal-Union mit Beibehaltung ihrer Rechte und Stände zu regieren, zu Falle brachten. Sie waren es, welche, auf die sofortige Annexion in ihrer schärfsten Form dringend, jene Länder in einen Ausnahmezustand verwiesen, welcher den besonderen Rechten derselben ein Ende bereitete. Freilich boten sie denen, die einstweilen entkleidet wurden, die Wohlthat der preußischen Verfassung an, die ihnen mit dem 1. October 1867 zu Theil werden solle, ja sie erwarteten von den solchergestalt Beschenkten, daß sie

ihnen in dem Kampfe um das Budgetrecht beistehen würden. Doch sie haben falsch gerechnet, zumal da sie an die Männer von Hannover und Nassau etwas schenkten, dessen Umfang und Bedeutung ihnen in jenem Augenblick selber unklar geworden. Die annectirten Liberalen wollen von den Herrlichkeiten der Twesten'schen Constitution nichts wissen.

Es muß den altpreußischen Verfassungskämpfern, die ihren Conflikt für etwas so Hocherhabenes, Europäisch-Epochemachendes gehalten hatten, allerdings tief in die Seele geschnitten haben, als sie Herrn Miquel ausrufen hörten, daß für ihn die preußischen Verfassungsrechte eben so wenig Ideales hätten als die Braunschweigischen. Es muß sie arg gedemüthigt haben, als Herr Braun die preußische Verfassung mit derjenigen von Reuß-Schleiz in eine Linie stellte und behauptete, die eine habe der Bundesverfassung gegenüber gerade so viel Recht als die andere.

Da erst wird ihnen ein wenig der Sinn dessen, was seit dem August 1866 geschehen, aufgedämmert sein, da erst werden sie — denn ein Berliner Fortschrittler besitzt, wo es auf Zugänglichkeit für die Wahrheit ankommt, einen harten Schädel — da erst werden sie geahnt haben, daß in Folge ihrer Beschlüsse nicht die hannöversche und nassauische Verfassung in die preußische, sondern daß das preußische Recht in das hannöversche aufgegangen. Wohlverstanden — in das hannöversche Recht, wie es seit dem August 1866 besteht, in das Recht der Thatsachen.

Es erscheint uns als einer jener inspiratorischen Lichtblicke, mit denen die Geschichte nur Männer von seltener Geistesschärfe begnadet, wie der Herr Bundespräsidial-Commissar in der Sitzung vom Montage bemerkte, es sei ziemlich irrelevant, ob man das Elaborat, welches die äußeren Formen für die Lebensbethätigungen des norddeutschen Bundes vorzeichnet, mit dem Namen einer Verfassung belegen wolle oder nicht. Jedenfalls sei dasselbe eine Leistung, die zum Ziele führe.

In der That sind während der letzten Jahre mit dem Worte Verfassung theils so viel Frivolitäten getrieben worden, theils hat man vor demselben so viel priesterlichen Pomp entwickelt, daß schlichten praktischen Menschen kaum die Lust geblieben sein kann, durch jenes Wort ihr Thun zu beglaubigen. Die Einen haben die Verfassungen zur Geburtsstätte von dialektischen Spitzfindigkeiten gemacht, mit denen sie die ehrliche Ordnungsarbeit von Regierungen niederblitzen wollten; und für diesen Zweck hat Graf Bismarck allerdings nicht den Bundesverfassungsentwurf aufgestellt. Die Anderen haben die Verfassungen in die Kategorie von Mysterien gewiesen, zu deren Dienst nur die Eingeweihtesten berufen seien. Verfassungen, lehrten sie, seien eine Art geschichtlicher Wunder, die kein Mensch machen könne, und welche mit den gewöhnlichen menschlichen Werkzeugen fabriziren zu wollen, beinahe dem Frevel gleichkomme. Sie würden eben nicht gemacht, sondern sie wüchsen im geheimnißvollen Dunkel des Schooßes der Historie, sie müßten der Regel nach mindestens ein bis zwei Jahrhunderte oder noch lieber ein Jahrtausend alt sein, bevor sie die Benennung einer Verfassung zu prätendiren berechtigt wären.

Nun gewiß, im Angesichte der letzteren Forderung verzichtet das vielbesprochene Elaborat auf den Namen Verfassung. Gegen das Werk von vier Wochen, welches im Verlauf weiterer vier Wochen vom Reichstage genehmigt sein muß, sind freilich die Charte Waldeck, deren Verfertigung sieben Monate dahinnahm, und die Frankfurter Reichsverfassung, die noch einige Monate länger „wuchs", Muster von constitutioneller Behutsamkeit. Das Werk von vier Wochen will eben nur den thatsächlichen Erfordernissen der Sachlage genügen. Und deshalb will es rasch besiegelt sein.

Die Erfordernisse des Augenblicks: wer ihnen genügt, der hat allen Zeiten genug gethan, besonders wenn der Augenblick ein so kritischer ist wie der jetzige. Völker und Fürsten sind von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie jetzt die Probe ihrer Existenzberechtigung abzulegen haben.

Zwei große Autoritätsmächte bekämpfen einander, die griechische und die römische, Petersburg und Rom, der Czar und der Papst. Rom wird von einer heiß brennenden Nebenbuhlerschaft gegen Rußland beseelt, das, im Besitze einer staatlichen Orthodoxie, wie kein anderes Volk sie sich bewahrt hat, so eben dem Katholicismus das polnische Land zu entreißen im Begriffe steht.

Wenn Rom eine genugsame Kraft in seinen Armen hätte, so würde es das ganze westliche und mittlere Europa auf Rußland schleudern, um den Rivalen zu ersticken. Aber Europa ist zu schwer, zu lässig, zu sehr in seine Particular-Sorgen versenkt, als daß es sich von Rom regieren ließe; — es muß daher etwas lustiger, leichter, wallender gemacht werden, und das geht nur mit Hilfe der Revolution. Rom's letzte Chance ist die Revolution, durch welche Europa vielleicht so angefeuert werden könnte, daß es sich wie ein ungeheures Convolut von Brennstoffen gegen Rußland wendete. Zu Gunsten eines solchen Ergebnisses würde der Katholicismus gern den Papst opfern und den Vatican an das „National-Comité" von Rom zeitweilig abtreten.

Rußland andererseits fühlt sich berufen, die Ordnung in Europa zu wahren. Und um sich für eine Rolle vorzubereiten, die es schon einmal, als das revolutionirte Europa an den Flammen Moskau's sich verzehrt hatte, übernahm, strebt es nach der Festigung seiner Position im Orient, will es seine moralische Herrschaft über den Quell und die Heimath der griechischen Orthodoxie jedem Zweifel entrücken.

Innerhalb dieses in den weitesten Dimensionen wogenden Kampfes quält sich jede Macht Europa's, quält sich Oesterreich, Frankreich, Italien, Spanien, England, Deutschland mit Verfassungsfragen, mit nationalen Fragen, mit dem Widerstreit zwischen Unität und Dualismus, zwischen Centralisation und Freiheit, zwischen Recht und Opportunität, zwischen Absolutismus und Parlamentarismus. Durch Räthsel verblüfft, die dem einfach freien Geiste kaum der Lösung werth erscheinen können, sind die Staaten Europa's der Spielball von Zufällen, über deren unwiderstehliches Walten wir uns kaum durch die Einbildung, daß wir fein berechnende Köpfe seien, trösten können. Wir betheuern, daß die Völker durch das Band der Cultur ver-

knüpft wären, und dabei fürchten sie einander; wir versichern, daß unsere Gedanken nur ungefährlich defensiver Natur seien, und dabei lugen wir nach den schwachen Stellen des Nachbaren, die zur Aggression einladen; wir rühren geschäftig die Hände, um uns ein Jeglicher in seinem nationalen Winkelchen häuslich zu etabliren, und dabei rüsten wir uns, als sollte morgen die Aera der allgemeinen gegenseitigen Invasionen beginnen.

Bei einer solchen Lage giebt es nur Ein gerechtfertigtes Streben: sich so stark als möglich zu machen. Die orientalische Frage und die Revolution beherrscht uns. Als jene Frage vor dreizehn Jahren Europa außer Athem brachte, war die politische Hetze nur deshalb so fruchtlos, weil Deutschland nicht in sie eingreifen konnte. Oesterreich, von Römischen Calculs beeinflußt, leistete den Feinden Rußlands Vorschub und machte sich zum Schleppenträger der westmächtlichen Diplomatie. Oesterreich blieb ohne Verständniß für die Vortheile, die ihm die simple Befolgung der Regel, daß es die Traditionen der Türkenkriege des vorigen Jahrhunderts fortsetzen müsse, eingetragen hätte. Die deutschen Bundesfürsten begnügten sich damit, den Chorus für die Depeschen des Grafen Buol herzugeben. Preußen war paralysirt. Was Oesterreich und der Bund in den Jahren 1854—56 verfehlten, dafür haben sie gebüßt. Preußen aber begriff den Mangel, durch den es im Jahre 1854 gelähmt worden, und es ist eben jetzt beschäftigt, ihm abzuhelfen.

Die Revolution ist nur ein einzelnes der Elemente, die bei dem orientalischen Drama mitwirken. Wie bald sie auf die Bühne treten, wie lange sie noch zögern werde, wer darf es wagen, dies zu bestimmen? Nur das Eine ist unleugbar, daß die Nationen und die Regenten instinctmäßig nach den Rauchwolken blicken, die aus dem französischen Krater aufsteigen und eine Eruption weissagen. Der Kaiser war schon im Jahre 1863 von der Revolution gerichtet, als seine Bemühungen, auf Anlaß der Polnischen Aufstände einen neuen Civilisations-Kreuzzug gegen Petersburg in Scene zu setzen, gescheitert waren. Seitdem versagten ihm seine Glieder, so oft er in eine Frage eingreifen wollte. Der kühne Coup, aus der Niederlage seiner Ideen die Himmelsleiter zu machen, auf welcher Europa in die seligen Gefilde des Congresses steigen sollte, mißlang; die Dänischen Dinge entwirrten sich ohne Napoleon; Deutschland regenerirte sich, ohne daß Napoleon einen einzigen Mann an den Rhein zu schicken vermochte. Nun zieht sich Frankreich in sich zusammen, sein zorniger Krampf macht die auswärtigen Experimente, die es in Rom, auf den Schlachtfeldern der Lombardei, in Mexico angestellt hatte, rückgängig; da ist ein Wühlen und Gähren in den Eingeweiden, ein convulsivisches Concentriren, durch welches die Kinder Frankreichs über die Meere zurückgezogen und gleichsam wieder in den Mutterschooß der Heimath hineingerissen werden. Das Schauspiel ruft den unheimlichen Eindruck hervor, als wolle Gallien alle seine Söhne in die Gluth des Aergers tauchen, durch die es gepeinigt wird, um sie für eine revolutionäre Eruption anzufeuern, deren erstes Opfer der napoleonische Thron sein würde.

Und wenn die Revolution käme, würde dann nicht Süddeutschland —

dissolut und beschämt und ziellos wie es ist — sofort von ihr afficirt werden? Und würde dann nicht Norddeutschland den Beruf haben, die Ordnung jenseits des Mains wiederherzustellen? Ist die Ansicht gewagt, daß die von uns bekämpfte Revolution der Schlüssel sein wird, welcher uns den Zugang zu Süddeutschland eröffnet?

Deshalb strebt jenes Elaborat, dessen verschiedene Lebensstadien sich immer nur nach vier Wochen berechnen, nicht nach dem Ruhme, eine Verfassung zu heißen; deshalb wird der Reichstag ermahnt, sich mit der Constituirung des Norddeutschen Bundes zu beeilen; wir sind ja vor Allem mit der Schaffung einer streitbaren Gewalt beschäftigt, welche im Stande sei, die Katastrophen, denen das vertragslose und rechtlose Europa nicht entfliehen kann, zu überstehen, zu lenken nnd aus ihnen das rechte Ergebniß zu entnehmen.

So wird uns die Politik des Grafen Bismarck begreifbar, wir erkennen ihre Motive, wir würdigen die resolute Weise, in welcher sie ihre Ziele verfolgt und sich den immer kritischeren Verhältnissen gewachsen zeigt. Wir machen keine Verfassung, wir machen keinen definitiven Vertrag, der die Umrisse dauernder Gestaltungen vorzeichnet.

Gleichwohl bleibt es rathsam, bei der Beschäftigung mit einer Leistung, welche den praktischen Zielen des Moments dient, der Grundregeln nicht zu vergessen, nach denen sich am Ende doch die Deutsche Verfassung aufbauen wird. Wenn die Schatten der Fortschrittler und Liberalen und Nationalliberalen, die sich heute als Größen hervordrängen, elend und vergessen im Hades wandeln, wird man nach dem Namen des Mannes fragen, der endlich es verstanden hätte den Deutschen eine Verfassung zu geben, welche alle Kräfte und Stände des Volkes einigte. Noch stehen wir vor diesem Problem. Das allgemeine Stimmrecht ist nicht das Werkzeug, welches uns eine volksthümliche Repräsentation schaffen kann. Das allgemeine Stimmrecht ist nur das den bisherigen Wahltheorien ausgestellte Armuthszeugniß. Es schließt demnach die Vergangenheit ab, es rüttelt die Bestandtheile der Gesellschaft unter einander, aber es vermag sie nicht zu ordnen. So allgemein es auch sei, so ist es doch nicht im Stande, die bedeutenden Geister, die vornehmen Seelen zu fassen und an den Posten zu versetzen, wo sie dem Vaterlande dienen können. Der institutionelle Charakter und die Sympathie für das Ueberlieferte, ohne welches jede Gesellschaft eine Wüste wird, mangelt ihm. Aus dem allgemeinen Stimmrecht kann kein Oberhaus hervorwachsen, und doch würde erst die richtige Zusammensetzung des Oberhauses den Beweis liefern, daß die Periode der ephemeren Verfassungen ihr Ende erreicht habe.

Parallel hiermit geht das Vertragsrecht. Die Tractate, welche die heutige Zeit producirt, gleichen den Pfählen, die in Flugsand gesenkt werden. Je fester man sie gründen will, desto mehr verschwinden sie, bis man sich frägt, ob sie denn überhaupt existirt haben oder ob sie nur ein Mythus seien. Je mehr man sich an sie hält, desto verzweifelter gerathen sie ins Schwanken und sie ziehen den mit hinab, der sie etwa erfüllen will. Der Ehrliche wird ein Narr, da der Grund und Boden von vornherein nicht zuverlässig war. Und doch wird von den Namen unserer Epoche nur derjenige

unsterblich sein, der nach der Aufgelöstheit und Unzuverlässigkeit, in deren Nebel unser Selbstgefühl entartet, den Vertragsboden wieder schafft, auf welchem die Völker das Rechtsbewußtsein, das sie jetzt verloren haben, zurückgewinnen.

Die Verfassungslosigkeit, für welche die heutigen Verfassungen nur eben so viele Manifestationen sind, muß uns mahnen, die wahren Regeln der Volks-Constituirung, die den Ausschlag geben werden, im Gedächtniß zu behalten; und die Vertragslosigkeit muß unsere Sehnsucht nach dem Vertrage, der den Völkern den Frieden giebt, erhöhen.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

36.

In einem Städtchen, fern dem Weben
Der geistig großbewegten Welt,
Allein mit meinem mächt'gen Streben,
Arm, einsam, nur auf mich gestellt,
In enger Stub' am Studientische
Arbeitet ich um Mitternacht,
Gepeint von Krankheit zwar, mit Frische
Doch dichtend innerst angefacht.

Ich schrieb an einem Trauerspiel,
Vollendet' hatt ich die Schlußscene.
Ich las sie, froh wohl ihrer Schöne,
Doch schlug sie nicht zum äußern Ziel,
Das ich dem Drama auch gesteckt,
Ich wollte drastisch sinnlichen Effect,
Davor mein ganz Poëm zurückgeschreckt.

Denn nicht ein Bühnenwerk — das sollt' es werden —
Nicht solch ein Stück, buntkräftig in Geberden,
Jach handelnd, ob auch mit Gefahr,
Es sei der lichten Einheit baar,
War mir geglückt — o ein Gedicht vielmehr
Voll Geist, für das Gemeinverständniß schwer,
Geschickt vielleicht, den Wahrheitsdrang zu stillen,
Wohl angethan mit „Leben" zu erfüllen,

Ein Schauspiel innern Hanges, sinnverwandt
Den vielen Dramen, die ich schon erfand.
Nicht glückt's, daß Int'ressantes mir gelinge,
Vorherrschend giebt mein Werk den Geist der Dinge,
Die Einheit überwiegt das Mannigfalt'ge,
Die Urform und Idee das Vielgestalt'ge.

Mein äußrer Vorsatz, im Gemeingefühl,
Im Weltverstande wie es Brauch zu dichten,
Entsprang mir nicht aus eit'ler Grillen Spiel,
Vielmehr aus der Empfindung inn'ger Pflichten.

Seit Jahren schon in einem Herzensbunde,
Der mich verflochten über Zeit und Stunde,
Weil er ganz Poesie zwar, doch zugleich
Voll heil'gen Lebens ist, verheißungsreich:
So tief vereint in solchem Bunde
Vermocht' ich nicht, ihm Stätte zu gewinnen,
Den Heimathsort in weiter Welt;
Denn einsam bleibt mein Dichten und mein Sinnen,
Und ich bin arm auf's Dichten nur gestellt.
Vom Beifall Vieler Glück zu erben,
Erfolg im Schauspiel zu erwerben —
So doch, daß ich der Muse nichts vergäbe,
Nur daß sie mehr im Schein als Geiste webe —
Beschwert' ich mich mit dieser großen Bürde,
Ob so dem Wunsche die Erfüllung würde.

Nicht nur von äußern Trennungsmißgeschick
Gedacht' ich dies mein Bündniß zu befreien,
Auch sollte mir der Liebsten heil'ges Glück,
Das viel bedroht ist, froh und frei gedeih'n.

Tief innern Werths, ein fein Gebilde,
Erhaben über'm Frauenschwarm,
Voll Glaubenskraft, voll süßer Milde,
Im Herzen licht, von Geiste warm —
Von solcher holden Eigenheit,
Daß wo sie Worte giebt dem heil'gen Dringen
Und wo sie flimmt in Zärtlichkeit,
Da ließen ihr des Seraphs Schwingen:
Nie je war geist'ger schön ein Leib,
Nie athmete ein güt'res Weib: —
Muß diese Psyche, bang verlassen, einsam
In geistgeringen Kreisen weltlos weben,

Getadelt, weil sie mir, dem nichts gemeinsam
Mit ird'schem Glück, geweiht ihr Leben.

Doch daß ich von so widrigen Geschicken
Sie selbst, und mich aus dieser Kette
Von Armuth, Einsamkeit errette,
Will mir nun einmal dieser Wurf nicht glücken:
Dies Drama auch, zu geistvoll, selbstbewußt,
Nicht im Princip nur, auch in den Personen,
Wird mir den äußern Glückserfolg nicht lohnen,
Denn — lebt doch alle Welt der Irrthumslust!

Man läßt den heil'gen Geist sich wohl gefallen,
Wofern er von den Kanzeln tönt,
Wofern er rituell versöhnt,
Doch soll im Leben flugs sein Wort verhallen:
Nichts fragt nach solchem Wort der Mensch von heute,
Sich selbst genugsam dünken sich die Leute.
Sie geh'n nicht über ihre Erd' hinaus,
Und halten illudirt hienieden Haus.
Wie Griechen dichten, denken ihre Weisen,
Man ist begnügt in kinderhaften Kreisen.
Ich werd' unzünftig bleiben müssen,
Gebannt und freundlos wie bisher,
Im Geiste frei, doch innerst schwer,
Denn die Gemeinschaft soll ich missen.
Wohl für mein äußres Wohlsein müh'n
Gar treu, an Pietät erlesen,
Mir blutsverwandte, edle Wesen,
Doch kann ich sie, auch sie nicht an mich zieh'n,
Wiefern in Wort, in Schrift und Leben,
Ich eigen bin dem Christ ergeben.

Noch droht mir bang ein ungewißes Leid
Zu unsrer schönen, heil'gen Weihnachtszeit.
Für diese Tage just verhieß die ferne
Geliebte, wenn das Glück es wolle,
Daß ich sie wiedersehen solle.
Doch sie beherrschen fremde Sterne.

Auf's Neu' erfaßt von dem Gedanken,
Daß ich, nicht meines Schicksals Meister,
Muß schattengleich durch's Leben wanken,
Zur Frage stürmten meine Geister:
Warum ich, nicht in meiner Zeit

Ein Echo findend, einsam bliebe,
Indeß ich mit Wahrhaftigkeit
Frei dichtete, voll Geist und Liebe? —

Ich schloß das Heft, die Feder legt' ich fort,
Ich sank in meinen Stuhl zurück,
Und mich beherrschten nicht mehr Zeit und Ort,
Nach inn'rer Wahrheit drang mein Blick.
Und siehe, überall auf meinen Wegen
Trat dem Vereinsamten ein Licht entgegen.

Weil ich Natur und Welt im Spiegel
Des evangel'schen Wortes sehe,
Sie unter dem Geheimnißsiegel
Nur als gehaltvoll recht verstehe,
Aufschließen darf die Demantriegel
Nur von des heil'gen Geistes Höhe —
Denn die Vernunft und Herzensschätze,
Entbehren sie dies Wahrheitslicht,
Zergeh'n an sich vor dem Gericht,
Wie ich sie durch den Geist ersetze:
Trotz ihrer reichen Ausgestaltung
Nur in gespenstiger Entfaltung
Ein Todesspiel ist diese Welt,
Wenn sie das Wort aus Gott nicht hält:
Der Mensch verstäubt sammt seiner Welt
In dem vergeblichen Bestreben,
Aus seinem hart zwiespält'gen Leben
Wahr, wirklich ausgesöhnt sich zu erheben:
Substanz ist nur in der Persönlichkeit,
Die in sich eint die Ewigkeit und Zeit: —
Ich sage, weil ich dies bezeugt,
Bezeugte durch so manches Buch,
Daß nur im Christ der Widerspruch
Gelöst ist, der uns dringt und beugt, —
Verschlug ich mir die Gunst der Menge,
Die keck, im äußern Geistgepränge,
Leichtsinnig mit dem All verkehrt,
Und blind auf den Naturgeist schwört.

Nur ephemer, der Stunde froh,
Begehrt man deren Schildrung so,
Wie ihre Dichter dichten, schmeichelnd,
Phantastisch die Versöhnung heuchelnd.
Ihr Ausgang ist, ihr endlich Ziel

Das tödliche Naturgefühl:
Mein Wort bleibt freilich Diesen unerhört,
Indeß der Geist sich streng für mich erklärt.

Doch lebt und webt ja eine lichte
Gemeind' in diesem Christusgeist,
Der ihr in der Natur, in der Geschichte
Als den Verein'ger sich erweist,
Der, überwindend Tod und Schein,
Das Einzelne, verklärt zum Sein,
Die Sünd' austilgend Gnad' um Gnade beut,
Und giebt die ewige Persönlichkeit:
Ich gehe in derselben Lebensspur,
Die alle wahrhaft Gläub'gen führt und hält,
Verkündige die bleibende Natur,
Die neu hervorgeht aus der Todeswelt:
Wie kommt's, daß mich auch Jene kaum vernehmen,
Und wenn's geschieht, daß sie mich gar verfehmen?
Die Ursach ist: auch in dem Lebenskreise,
Der ihnen fern steht, zeug' ich für den Christ;
Sie schließen viel aus, merken auf die Frist,
Und engen sich sehr ein zu Seinem Preise.

So nur im kirchlich ethischen Geleise,
Das gern der Kunst und Wissenschaft vergißt,
Däucht ihnen auch zu frei die Art und Weise,
Darin mein bestes Wesen heimisch ist.
Ich mag nicht dem hochgeist'gen Drange
So viel des Menschlichen gesellen,
Und kann mich nur im Ueberschwange
Recht eigen wahr und frei darstellen:
Das kleine Leben acht' ich garnicht groß,
Und bin oft gänzlich seiner Fesseln los.
Am liebsten wählt' ich, froh mich zu erreichen,
Die Töne selber mir zum Zeichen;
In dem ätherischen, pneumat'schen Wesen
Will meine Seele recht zur Kraft genesen.
Das ist die Denkart wen'ger Christenleute,
Sie kümmern sich voraus um sich;
Ich halte mehr am Selbst in geist'ger Weite,
Sie haften mehr an ihrem Ich.
Mein Sinn, Geschmack ist ihnen allzulicht,
Auch red' ich ihre typ'sche Sprache nicht.
Daher denn bei desselben Geistes Wehen
Auch Gläub'ge sich nicht recht mit mir verstehen.

O einst, ja einst, als sie mir lebte,
Die rein und groß die Welt empfand,
Die Schwester, die dem Heil zustrebte,
Und tief das Menschenherz verstand,
Die mich im Geiste, wie sie webte,
Auf wundervolle Art erkannt:
Da sollt' ich mich des geist'gen Einklangs freu'n,
In solchem doch herzinnigen Verein.
Ihr gab ich Theil an den Dichtwerken
Mit zweifelloser Zuversicht,
Und in der Gleicherschütterten Aufmerken
Gewann mein Muth ein Freudenlicht.
Bei der Gedanken schwerster Wucht,
Und in erdfernster Geistesflucht,
Wie bei der Wandlung leisester Gefühle
Vernahm sie mich leicht wie im schönsten Spiele.
Geschah' es, daß ich wohl im Ueberdrange
Mich metaphysisch fast verlor,
Auch die Begeist'rung litt bei solchem Hange,
Und nächt'ger Unmuth brach hervor:
Selbst krafterfüllt in diesen Sphären,
Die fast ein Menschenherz verzehren,
Zum höchsten Fluge vollbereit,
Behielt sie Muth und Freudigkeit.
Mir tief vertraut in Seel' und Sinn
Wie Poesie vernahm sie mich,
In dem selbst, was ganz innerlich,
Glückschöpferische Hörerin.

Gott nahm sie mir vor langen Zeiten,
Ihr Bild blieb mein — sie weilt im Weiten —
Ein Bild, mir stumm gesellt — nie, nie
Wird sie ersetzt durch Phantasie.
Ihr liebeathmend Wesen, ihr Geberden,
Ich schaue sie, ich hab' sie nicht,
Geist Alles, Alles nur Gedicht —
Nie werd' ich ihrer wieder froh auf Erden.
Ob sie auch nah', doch muß ich schrein:
Du gingst mir weg, ich blieb allein. —

Ha wie, der weitern Frage banges Leid
Liegt immer noch mir auf mit Felsenschwere:
Wenn meiner Einsamkeit, Verlassenheit
Ursache doch nur ich, ich selber wäre?
Ist nicht der Zeitgenossen flachrer Sinn,

Nein meine geist'ge Transcendenz der Grund,
Daß mir versagt der hohe Geisterbund —
Was wäre dann, was meiner Kraft Gewinn?
War es unmöglich, daß man mich verstanden,
Mein Wort in solchen Ueberschwanges Banden?
Wenn mich mein Hang in philosophische Weiten
So ganz beraubt poet'scher Wirklichkeiten,
Daß ich auf übergeist'ger Höh' verlassen,
Von Menschen herzlich nicht zu fassen,
Mit Recht in meiner Weltscheu krank zergehe,
Nichts wirkend, jetzt für immer — wehe!
Denn bin ich an dem Nichtverständniß Schuld,
Dann ziemte mir nicht Hoffnung in Geduld,
Nein, bittres Leiden, Gram und Schmach:
Meine Werke folgten mir nicht nach.

Doch — leer ist meine Furcht, weil ich bemerke,
Daß, wie hochgehend auch, in den Dichtungen
Ein Herzensgeist doch sei, Charakterstärke,
Ein Ton, aus tiefbewegter Brust erklungen:
Und kommen muß der Tag, daß wirksam werde,
Was nie ganz abgestreift die Erde.
Vielleicht, daß in der Zeiten heil'germ Weben,
Wo für ein Dasein in dem Geist des Christ,
Wie für humanes Sein jetzt, Menschen streben,
Nur Dichtung solcher Art verständlich ist.
Wo die Idee verwirklicht und geweiht
Durch die Gesinnung und Persönlichkeit
Zum Inhalt ward für Sein und Poesie,
Die Leben ist, nicht Spiel der Phantasie,
Nein, Leben —

Verstummend starr wie ich so hingeblickt
Geschah's, daß mich acut ein Schlag durchzückt.
Es war wie Wetterschein, der schnell verschwand,
Mein Puls schlug jäh, als ich mich wiederfand.

„Der Tod klopft an", sprach's wunderlich in mir;
Im Innern aber blieb ich doch gelassen.
Das Leben zittert, kann den Tod nicht fassen,
Instinct, Natur sträubt nach Gebühr.
Doch hat der Geist besiegt die Grabesnacht,

Unsterblichkeit ward an das Licht gebracht.
In der Vorstellung ward es bei mir stille,
Und in mir herrschte Gottes Wille. —

Indem, wie ich aufsahe, sah' ich, siehe,
Als wenn ein heil'ges Licht in sich ersprühe:
Ein zitternd Glänzen ist voll ausgegossen,
Und was mich eingeengt wogt wie zerflossen,
Die Wand wich weg; in unbegrenzte Ferne
Schweift mein Gesicht, in einen Tag voll Sterne.
Und hört ich Wohllaut, meinen Namen nennen.
Es däuchte mir, die Stimme sollt' ich kennen.
Und wie ich mich besann, mein Herz entbrannte,
Die Schwesterstimme ist's, die ich erkannte.
Da sah' ich meine Schwester mir erscheinen, —
Nicht klar, nicht hell, ich sah sie kaum vor Weinen.
Sie aber rief mich wieder an,
Wodurch ich einen Muth gewann.
Nun winkte sie wie daß ich folgen sollte,
Doch sprach sie nichts mehr; flugs, weil sie es wollte,
Erhob ich mich, doch zitternd durch mich hin;
Aufrecht erhielt ich mich und licht im Sinn,
Nur von der Stelle konnt' ich nicht,
So zagt ich bang ob dem Gesicht.
Ich mochte reden, doch vor Wonn' und Graus
Nun brach ich recht in helle Thränen aus.
So hört' ich eine andre Stimme fragen:
Der Arme hat wohl lange nicht geweint!
Und eine dritte Stimme sprach: es scheint!
Nur sie blieb still, ich hörte sie nichts sagen,
Und warf das thör'ge Wasser aus den Augen,
Mich an dem hohen Anschau'n satt zu saugen.
Sie harrt' ernst lächelnd, doch des Geh'ns gewärtig,
Bis ich gekräftigt sei, zum Aufbruch fertig.
In heil'ger Furcht nun folgt' ich, doch vertraut,
Und — wandelte vor mir die Himmelsbraut.

Für dies mein Weh, das dunkel wogt' in sich,
Empfand sie wohl zu geistig, weil zu groß;
Erschüttert war sie keineswegs wie ich,
Licht liebend, frei und schmerzenslos.
Ein ruh'ger Glanz umfloß sie, wie sie ging,
Und wogte bis zur leichten Ferse nieder.

Die hochbelebten, schlanken, großen Glieder
Ein faltenreiches Linnenkleid umfing;
Das flattert mächtig her und wieder,
Gehalten von des Gürtels güld'nem Ring.
Ein Stirnband um das wundervolle Haupt,
Von ihrer reichen Lockenpracht umlaubt,
Erglänzt als eine Himmelszier
Und ihrer Herrlichkeit Gebühr.

Ich folgte von Gemache zu Gemach
Dem Himmelswesen durch die Zimmer nach.
Sie blieb gleich licht und still, wie ja im Leben
Des öft'sten sie so pflegte sich zu geben.
Die schmale Treppenstiege nun hinab
Durch's Städtchen gingen wir als durch ein Grab.
Jedoch die hohlen Straßen süß durchleuchtet
Ein Engelslicht wie mir bedäuchtet:
Befremdlich hat mich alles angeseh'n,
Indeß wir gar hinaus, dann feldwärts geh'n.

Und hier, befreit vom Wohnungskerkerbande,
Umringt vom blitzend feur'gen Firmament,
Die Führerin verweilt im off'nen Lande,
Verweil' ich zückend — neu mein Herz entbrennt.
Denn wie die Heil'ge, Hohe sanft gewendet
Mich ansieht, und ich schaue dies Gesicht, —
Von Thränen bin ich wieder ganz verblendet,
Ich sehe nur im Umriß sie, nur Licht.
Das mochte wohl geraume Zeit so dauern,
Auch reden konnt' ich freilich nichts —
Nun aber, mich durchfuhr es, unter Schauern
Vermaß ich mich des Huldgesichts.

Sie blickte hehr mich an, im Wunderscheine,
Wohl ernst, nicht weh, ganz Himmelslust,
Und ich erkannte: Lieb' in Engelsreine
War Flamm' und Leben dieser Brust,
Lieb' im Genügen, Lieben ohne Ende,
Die uns auf ewig und auf ewig bände.
Doch, ob ich solches wohl in mir verstanden,
Hing schmerzlich doch nach ihr mein Herz und Sinn —
Da wie als läg' ich noch in ird'schen Banden,

So wies sie von sich fort und himmelhin.
Und die unwidersprechliche Geberde
Bezwang mich mit Nothwendigkeit,
Daß ich, ganz losgerissen von der Erde,
Aufschaute fragend fromm bereit.
Da rief's, ob ich, ob sie, in deren Führung
Ich so aufblickte: Weihnacht! — Und darauf —
Vergessenheit — ein heiligstes Besinnen,
Entzücken, daß es mich zerlösen wollte,
In Lieb' mein Leben überstürzen sollte —
O ich vernahm nichts mehr von meinem Sinnen.

Ich war anbetend wohl in Staub gesunken —
Dann hört' ich, immer noch sehr geistestrunken,
Und diese Worte sprach mein bessres Wesen,
Das mir vermitteln sollte dies Erlösen:
Zu deiner Kräft'gung hast du neu erfahren
Die Kindschaft in dem heil'gen Christ;
Du sollst mit Muth dir deinen Geist bewahren,
Weil du auf richt'gem Wege bist.
Begonnen ist sein Reich, die Liebe waltet,
Und, wie sie Todverfall'nes neu gestaltet,
Muß für ein paradiesisch Wiederbringen
Sie all das All erweichen und durchdringen.
Frei strebe fort, auch deine Zeit wird kommen,
Daß du verstanden, wirksam seist.
So möge dir die süße Weihnacht frommen —
Die Wahrheit sich durch sich erweis't.

Die Stimme fern und ferner — nun verklungen! —
Und ich, tief im Gemüth gedrungen,
Sie noch zu seh'n, die ich verlor
Vom Staube riß ich mich empor:
Da, däuchte mir, das sollte sie bedeuten,
Ein Schimmern sah' ich weit, in Himmelsweiten, —
Auch das verschwand — und — alles Nacht.
Ich schrack auf, selig doch durchfacht.

Nun rührt mich's lebhaft, leise, zitternd an,
Und einer sanften Stimme Ton begann:
„Du weinst im Schlaf?“ spricht schauernd die Geliebte;
Denn Hedwig ist's, die hingekniet

Hell fragend mir in's Auge sieht:
„Was war's, welch' freud'ges Weh, das dich betrübte,
Das noch dich wie in Wonnen nach sich zieht?
O Lieber, sieh', ich komme dir zum Frieden,
Uns ist auf Tage doch ein Glück beschieden."

Schwer fand ich mich und faßt' ihr Haupt in Händen,
Und konnte nicht mit Anschau'n enden.
„Dich, dich, so heißgeliebt, so hochverehrt
Hat mir die heil'ge Weihenacht bescheert,
Und Trost bescheert, Erquickung aller Wegen —
O Gott sei Dank, uns deiht das Fest zum Segen."

Noch Traumes voll erzählt' ich meiner Lieben.
Sie weint' und lächelte ob dem Gesicht,
Das wenn unwirklich, wahr ist, ein Gedicht
Voll Weissagung; so hab' ich's aufgeschrieben.

Trencks Fluchtversuche.

Herr J. Petzholdt in Dresden hat die Aufzeichnungen Friedrichs von der Trenck, welche dieser in seiner (gegenwärtig dem König von Sachsen gehörigen) Gefängnißbibel gemacht hat, unter dem Titel „Fr. v. d. Trencks Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg" drucken lassen. Wir theilen im Nachstehenden dem Leser die interessanteren Stellen aus jenen Aufzeichnungen mit.

Anno 1754. d. 28. July ward ich nach Magdeburg als Arestant gebracht, und auf der Citadelle in das vor mich besonders bereitete Gefängnis verschlossen. Der erste Anblick meines Behältnisses war mir wircklich schreckhafft, weil ich mir keine Ungnade mehr von Ihro Mayestet dem Könige vermutete, welche meiner Flucht aus Glatz halber, durch viel intercessiones sowol, als meine eigene Bemühungen, und großerlittene Strafen, auch Widerwärtigkeiten, längstens besänfftigt waren. Da nun bei meiner Ankunfft J: E: der Herr General von Borck gegenwärtig erschienen, so war meine erste Bitte die ich vorbrachte um Verhör und Untersuchung meiner Sache, und Umstände; welches doch sonst dem gröbsten Missethäter, dessen Verbrecheu thätlich, und sichtbar ist, nicht versagt wird; Allein ich bekam eine so harte Antwort, die mir nicht nur alle Hofnung dazu benahm, sondern zugleich überzeugete daß Ihro Mayestaet zum höchsten Grade der Ungnade gegen mich müsten aufge-

bracht seyn; Die harte, und niederträchtige Begegnungen die auch sogleich gegen mich ins Werck gesetzet wurden, fielen mir auch anfangs unerträglich, welches sich niemand so vorstellen kann, als der mich kurz zuvor in dem grösten Wolstande von der großen und klugen Welt hochgeschätzet, und geliebet gesehen, auch' meine Denckungs Art, und die unschuldige Ursachen meines harten Verhängnißes kennet. Zum Willkomm wurden mir nun gleich meine Kleyder ausgezogen, und die goldene Borten heruntergeschnitten, wovor ich drey Monathe lang täglich fünf Groschen zu meinem Unterhalt empfing und ohnerachtet ich beweglicht bat eine Untersuchung anzustellen, wohin meine bey der Danziger arrestirung ausgeplünderte, und in die 10000 Fl. betragende Barschafft und effecten gerathen wären, so war doch auch so gar hierinnen kein Gehör zu erlangen. Man vertröstete mich auf die Ankunft des eben abwesenden Gouverneurs von Bonin. Ich erwartete dießelbe gelassen, und hatte den 1. October die Ehre Denselben in meinem Gefängnis zu sprechen. Meine Bitte um ein unpartheysch Verhör, ward von neuem widerholt, damit ich Gelegenheit hätte Ihro Mayestaet das Gegentheyl der mir vielleicht aufgebürdeten Beschuldigung zu überzeugen. Allein, die Antwort war nicht nur hart, sondern benahm mir zugleich alle Hofnung und Trost, weil ich ein verruchter, treuloser Missethäter genennet wurde, der kein ander Recht, als zur höchsten Gnade ein ewiges Gefängnis zu erwarten hätte. Man machte auch gleich neue, wiewol unnütze Bevestigungen an meinem Kerker, und ich hörete draussen vor meinem Fenster folgende Worte, die Er gegen dem Hr. Platz Major sprach: „Aus diesem Loche soll er uns nicht echappiren, und wenn er wircklich ein Bindnis mit dem Teyfel hätte, denn es ist auch ohne andere Bewachung impenetrabel.“ Hieran merckte ich worauf es angesehen war, wunderte mich aber nicht wenig über die unüberlegte praecautiones, weil ich nie ein Gefängnis gesehen, aus welchem leichter zu entfliehen, als eben das meinige war. Ohnerachtet mir nun durch diese vermeinte Gegen Anstalten mein Ehrgeitz gerühret schien, das Gegentheil wirklich zu zeigen; mich auch dazu berechtigt glaubte, weil man sich nicht auf meine parole, und Unterwerffung, sondern allein auf die dicke Mauern, und häuffige Schlösser an wiewol sehr schwachen Thüren verließ. Folglich auch die strengeste Gedult, und demütigste Gelassenheit, als eine erzwungene Notwendigkeit ansehen, keinesweges aber als Folgen einer edeln Denckungs-Art, zu meinem Vortheyl auslegen würde. So war ich dennoch bey mir fest entschlossen Ein ganzes Jahr verfliessen zu lassen, um eine Abänderung meines Geschickes durch die intercession meiner hiesigen *) und Freunde, oder meiner Souverainin in Deren Diensten ich zu stehen die Ehre habe, zu erwarten, welches letztere ich aber wegen des mir bekandten schon heimlich lodernden Krieges schwerlich vermuten, vielmehr als eine Vergrösserung meines Unglücks befürchten konnte. Allein, mein Vorsatz ward unterbrochen, und zwar aus folgenden Ursachen.

Ich war ein Mann von ausserordentlich starcker natur, welcher wenig-

*) Verwischt und unleserlich.

stens so viel, als drey andre gesunde Menschen zu Essen haben muste, wie ich denn auch hier noch erweisen kann, daß mich ein Commiss Brod von 6 Pfund kaum einen Tag notdürftig sätigte. d. 4. October aber ward mir meine bis dahin gehabte elende Verpflechung von 5 gr.: so gar auf zwei groschen herunter gesetzt, und vergeringert. Da ich nun bey der ersten Kost kaum Notdürfftig die Wut des hungrigen Magens stillen konnte; so überlasse ichs der Ueberlegung gerechter Leser, was ich bey der letzteren ausstehen muste. Der Hunger brachte mich auch so gar zu dem Entschluß die Wachthabende Herren Officiers mit nassen Augen um Brod zu betteln; Wie aber bei dieser extremitaet einem Manne von ehrliebender Gesinnung, bey meinem in der Welt besitzenden Vermögen, und caracter zu Mute gewesen, ist leicht zu erachten. Einige nun davon waren barmherzig, andere aber verspotteten mich; Ich hatte doch aber dabey den Trost mich dann, und wann satt an dürrem Brodte zu fressen. Weil nun auf täglich widerholtes bewegliches Bitten mir zu meiner Notdurfft, nur damit ich nicht von Hunger zu Grunde gerichtet würde, und mein Schicksal abwarten könnte, von meinen eigenen Mitteln hinlänglichen Lebens-Unterhalt zu gestatten, so fand ich doch nicht nur kein Gehör, sondern man gab mir zur Antwort ich sollte mein Leben nicht zu verlängern suchen, sondern Gott nur um das Ende bitten, weil ich in dieser Welt nichts mehr zu hoffen hätte. Traurige Botschafft vor einen unglücklichen! Ich sahe mich also gezwungen mir zu helfen so gut ich konnte, und meine intrigues nahmen den Anfang, wiewol noch nicht zur Flucht, sondern nur zur correspondenz, damit ich erführe, was ich zu hoffen hätte, und sodann die Pflichten der Eigenliebe erfüllen könnte. Ich redete also d. 20. October meine Schildwacht, Namens Faust, einen Grenadier beweglichst an, mir einen Brief an meine Schwester, welche im Brandenburgischen auf ihren Gütern lebte, zu bestellen, Nachdem ich demselben nun zuvor zwar versichern muste, daß ich nichts anderes darinnen schreyben, als verlangen würde, daß meine Schwester nach Berlin reysen und bey Ihro Mays. dem Könige eine Untersuchung meiner Sache, mit der Erlaubnis mir zu meiner Notdurfft Geld zu schicken auswircken, Ihm — Grenadier auch das billiet offen behändigen sollte, damit er lesen könne daß nichts anders darinnen geschrieben wäre, so übernahm er auch noch an eben dem Tage die Ausführung meines Willens wovor ich Ihm 30. ducaten zu seiner Belohnung assignirte, und setzte sie wircklich in das Werck mit heiligen Versprechen mir eine Antwort zu bringen. Allein dieses hielt er nicht; denn so bald er Geld in Händen hatte, fing er an zu Sauffen, und machte es so grob, daß ich nicht von ihm selbst, sondern von seinen Cameraden erfuhr, daß Faust von meiner Schwester Geld empfangen hätte. Er ward auch bald von einem derselben verrathen, dessen Beyhülffe er sich in Bestellung meines Briefes bedienet hatte, und dem er folgends nicht so viel Geld mittheyllen wollte, als er verlangete. Beide wurden hierauf arrestirt; Faust sodann mit dreyssig, der andere aber mit 24. mahligen Gassen Lauffen, und dreyjährigen Karren Arbeit bestrafet. Ob aber vor das Verbrechen dieses Menschen die Strafe nicht zu hart sey, der nur aus Mittleyden, damit ich nicht Hungers sterben

dörffte ein billet bestellet, warinnen nichts wider die Pflichten der Treue gegen seinen König geschrieben stand, auch sonsten kein Wort von andern Dingen mit mir gesprochen hatte, beruhet auf dem Gewissen Derer, welche ihn dazu verurtheylet haben. Mir selbst aber ist weder sein Unglück zu inculpiren vielweniger (wie beydes geschehen) das Verbrechen vorzurücken, daß ich die Soldaten des Königes zu debouchiren gesuchet hätte. Mein unsträfliches an meine Schwester geschriebenes billet welches man in original hier gehabt, hat auch das mehrere bekräfftiget, Dennoch aber war dieser Faust nicht nur das Opfer davon, sondern er war wircklich die Ursache zu meinem gänzlichen Verderben. Indem bey der im Junio 1755. erfolgenden Revue der Herr General von Borck durch einen einseytig von der Sache erstatteten Bericht mir die totale Ungnade des Monarchen zugezogen, und die fürchterliche Mißhandlung in Ketten auch dieses Gefängnis erbeten hat. So viel ich zuverlässig erfahren habe, auch wahrscheinlich vermuten kann, ist die Haupt Ursache dazu gewesen, der Tod des Hr: Gouverneurs v: Bonin und weil der Titl: Herr General von Borck indessen das Commando gehabt, im vorigen Jahre aber in die Ungnade Ihro Mayestaet verfallen war; so wolte Derselbe die erste Probe Seiner accuratesse und Diensteifers ablegen, und hat zu dem Ende dem Könige gesagt; der Trenck mache ihm auf der Cidatelle so viel Verdrießlichkeit, und Obsorge mit allerhand Anschlägen zur Flucht, und Verführung der Soldaten, daß also notwendiger Weise das strenge Urtheyl gegen mich erfolgen mußte: Welches aber nicht geschehen wäre, wenn man die reine Warheit gemeldet hätte, daß nehmlich der Trenck um nicht Hungers zu sterben an Seine Schwester geschrieben, um vor ihn zu intercediren; und deßhalb, weil man ihm kein Gehör gegeben sich der Hülffe einer seiner Schildwachten bedienen müssen. Daß ich aber Anschläge zu entfliehen schmiedete, hat man damals mit Ungrund vorgebracht; weil alles was ich auf der Citadelle gearbeitet, und unternehmen wollen, völlig unbekant geblieben, und nicht durch Wachsamkeit oder Klugheit entdecket, sondern von mir selbst allererst da ich einige Wochen bereits im Sterne gesessen, freywillig angezeiget, und dann erst mit vieller Bewunderung gefunden worden. Wovon man sich aber gegenwärtig die Warheit zu sagen schämet. Der allgemeine Ruf in Magdeburg, daß der Trenck in den Stern gebracht sey, weil er von der Citadelle echappiren wollen, ist also ungegründet, welches ich noch gegenwärtig wiewol zu spät vor mich, zu beweisen erbötig bin. Um aber in der connection meiner wirklich vorgehabten Anschläge zu bleiben, so kehre ich wieder zur vorigen Erzehlung zurück, und melde folgendes.

Nachdem die Sache mit dem Grenadier Faust entdecket war, verdoppelte sich die Wut gegen mich, indem man mir nicht nur vom 1. December an, noch weniger zu essen gab, sondern so gar denen Wachthabenden Capitains auf das schärffste untersagte, mir keinen Bissen Brod zu schencken. Ich bath also mir anstatt des wenigen warmen Essens so man mir reichte, nichts als commis Brod, oder gar nur Hunde Schrott zu geben, damit ich wenigstens den Magen füllen könnte, allein auch dieses blieb unerhört. Wie grausam

mich also der Hunger gefoltert habe, ist Gott allein bekannt, so viel aber muß ich hier berühren, daß ich, wenn mich die bittere Sehnsucht nach Futter im Traume marterte, und mich stündlich weckte, mir wachend nur wünschte den Magen mit Träbern der Schweine zu füllen; und dieses Elend dauerte nicht einige Tage sondern acht Monate lang; war auch warhafftig der Haupt-Grund meiner Unternehmungen, wozu mich die Natur nötigte, die Eigenliebe berechtichte und der wütende Magen stündlich aufmunterte. Diejenigen nun, welche meine Ungeduld tadeln, mögen untersuchen, ob in solchen Umständen die Geduld nicht ein Unding oder non ens sey wo ich warscheinlich nicht vermuten konnte daß mein Leib so viel überdauern würde, als wircklich geschehen ist. Ueberdem bitte ich einen großmütigen Leser sich einen Augenblick denckend in meine Stelle zu setzen, und zu beurtheyllen; Was ein Man meiner Gattung, welcher Seine ganze Lebens Zeit mit strengen Fleiß zugebracht, niemals müssig gewesen, und täglich mit offenen Kopffe klüger zu werden bemühet hat, vornehmen solle seine Stunden hinzubringen, und schwermütige Gedancken auszuschlagen, welchem kein Buch, keine Feder, kein Licht, Music, noch einiger Zeitvertreib gestattet wird. Man erwege zugleich mit nicht fühllosen Menschen Herzen, wie grausam mich die ausserordentlich verächtliche Begegnungs Art müsse geqwälet haben, da ich gewöhnet war von allen die mich in der Welt kenneten, geliebet, und hochgeschätzet zu werden, auch, den Trieb Ehre zu erwerben, sauer und blutig in allen meinen Handlungen erwiesen hatte. Wie empfindlich es aber falle, wenn man sich mit reinem Gewissen, und ohne inneren Vorwurf strafbarer Handlungen, als den ruchlosesten Uebelthäter mißhandeln, auch alle wahrscheinliche Hofnung sein Recht zu erlangen verloren siehet; erkennet nur der, welchem meine Umstände, unschuldiges Leyden, und harte Unglücks Fälle nicht von Hören Sagen, sondern gründlich, und warhafftig bekannt sind. Ueberdem ist leicht zu schliessen, wie schwer es falle Sein Vermögen, Freunde, Caracter, Hofnung, und Glück zu verlieren, und noch dazu bey Reichthum so erbärmlich Hunger zu leyden. Zum äussersten Unglück vor mich, war ich noch dazu verliebt und mit der einigen Tochter des Ungrischen Judicis Curiae Graf Ellerchhazy wircklich versprochen. Was aber diese Leydenschaft im Gefängnis vor Wirckungen habe, mag ein grosmütiger Leser erkennen, um über mein Leyden gerühret zu werden, meine Unternehmungen zu rechtfertigen, und mein fürchterliches Verhängnis zu beklagen. Ich selbst aber fassete den 1. December den Entschluß meine Freyheit eigenmächtig zu suchen. Mein erster Anschlag ging also dahin die an beyden Thüren sehr einfältig und unvorsichtig bevestigte Krampen, oder Riegel von inwendig auszuschneiden, und, weil in eben dem Gange der zu meinem Gefängnis führete, der Feuerwercker und Marquetenter Namens Lehmann wohnete wo ein beständiger Ein- und Auslauf von Leuten war, folglich meine Schildwacht, die nicht bey meiner Thüre, sondern draußen stand; im dunckeln ohnmöglich darauf acht haben konte, mich des Vortheylles zu bedienen, und hinaus zu schleichen. Hiezu nun brauchte ich ein Messer, und von meinen Schildwachten einen genauen Unterricht, wie man aus der

Citadelle ferner echappiren könne; welches letztere ich auch in wenig Tagen im discours erfuhr, und sowol im Winter auf der gefrornen Elbe, als im Sommer, weil ich schwimmen kann vollkommen möglich erkannte. Ich hatte auch zu anderweitigen Beystande alle gute Hofnung auch bereits einen Grenadier auf meiner Seyten, weil aber ein Frantzose Nahmens Tourbo mich angab wie ich nehmlich wieder Ordre, mit meinen Schildwachten heimliche Gespräche hielte; so wurden die Wachten verändert und besondre Grenadiere von der Hauptwacht auf meinen posten detachiret. Welches mich anfänglich sehr bekümmerte, aber in wenig Tagen desto mehr erfreuete, da ich eben nach abgelößter Wacht folgende Worte vor meinem Fenster sprechen hörete. Ich wollte lieber des Trencks Hunde Junge seyn, als mich hier Schuriegeln lassen. Ich ließ mich hierauf gleich in Unterredung mit ihm ein; und fand einen witzigen, hertzhafften, und weil er just auf der Wacht parade Schläge bekommen, aufgebrachten, folglich zu meinem Vorhaben gewünschten Mann. Er erboth sich auch sogleich, wenn er wieder zu mir auf die Wacht käme, welches längstens in 14 Tagen geschehen müste selbst meine Freyheit ins Werck zu setzen, wenn ich nur aus meinem Kercker hinaus, und ihm so viel Geld geben könnte, indessen einen Kahn anzuschaffen, den er vor unumgänglich notwendig erachtete. Weil nun der gantze Ueberrest von meinen in Dantzig ausgeplünderten effecten noch in einem Ringe bestand, welcher mir gegen 3000 fl. gekostet hatte, so muste ich mich entschliessen Ihm denselben hinaus zu geben, nebst einem billet an einen Freund in Leipzig, wohin er ihn durch Seine Frau schicken, und 1000 fl. darauf empfangen sollte. Er nahm ihn auch mit heyligster Versicherung sein Wort zu halten, an. ließ mich aber vergebens darauf warten, und kam gar nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Kriegsverfassung.

(Fortsetzung.)

Das Wesen des Lehnsystems bestand in dem Ueberlassen eines Grundstückes an einen freien Mann gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienste. Der Genuß des erstern war der Sold und zugleich die gebührende Ehre, für den letztern und zwischen dem Herrn und Vasallen entstand auf diese Weise ein wechselseitiges Verhältniß von Treue und Dienst, ein Schutz- und Trutzbündniß, welches in der allgemeinen Meinung die Zeit der Weihe der Ehre enthielt. Ein besonderer Lehnseid des Vasallen an seinen Herrn, wobei er niederkniete und seine gefaltenen Hände in die des Senior legte, in dessen Schutz er sich befahl, drückte das Wesen des Verhältnißes aus. Fortan war dieser

zu seinem Schutze, jener zum Dienste auf des Herrn Gebot verpflichtet, und die Treue eine wechselseitige. Den Bruch derselben bezeichnet bereits der Sprachgebrauch als eine schlechte, ehrlose Handlung (Fello heißt schon in alter Zeit ein Mensch der keinen Glauben verdient;) — dahin gehörten vornehmlich außer allen Beleidigungen und Kränkungen der Ehre des Herrn, der Ungehorsam gegen dessen Befehle, ein Verbrechen, das der Natur der Sache gemäß, den Verlust des Gutes nach sich zog, welches zur Vergütung der Dienste bestimmt war. Denn wenn der Heerbann hauptsächlich nur zur Vertheidigung bestimmt war, und nur in einem mehrfach dem Orte wie der Sache noch beschränkten Umfange aufgeboten werden konnte, so war dagegen der Vasall, kraft seines Beneficiums, uneingeschränkt verpflichtet, seinem Herrn zu folgen, sobald ihn dieser aufrief. Jedoch war auch hier der Dienst kein ungemessener, und die immer günstigern Bedingungen, welche durchzusetzen den Vasallen gelang, führten später zum Sturze des genannten Systems. In dieser Hinsicht hing Alles von dem Lehnsvertrage ab, durch den der Vasall in keiner Weise die Freiheit verlor. Ursprünglich war die Zeit und Dauer des Dienstes nicht bestimmt und dies gerade hatte dem Lehnwesen in den Augen der Könige den Vorzug vor dem Heerbann verschaffen müssen. Spätere Rechtsbücher des Mittelalters erwähnen jedoch schon der wichtigen Beschränkung als einer allgemeinen Rechtsgewohnheit, daß der Vasall auf eigene Kosten nur sechs Wochen zu dienen verpflichtet sei, daß er sechs Wochen vorher aufgeboten sein und sechs Wochen nachher Ruhe haben müße. Eben so war früher keine örtliche Grenze bestimmt bis zu welcher die Pflicht der Lehnfolge gehe, später benutzten die Vasallen jede Gelegenheit, dieselbe auf eine möglichst enges Gebiet einzuschränken, z. B. innerhalb der Landesgrenzen, oder wie die mainzischen Vasallen, auf das Land zwischen Basel und Cöln. Auch trat, wenn der Vasall den persönlichen Dienst zu leisten verhindert war, an die Stelle desselben eine durch Vertrag oder Gewohnheit bestimmte Auslösungssumme, meistentheils eine größere oder geringere Quote vom jährlichen Einkommen des Lehngutes. Die Treue hatte ebenfalls insofern ihr Maß, als der Vasall, der sich in den Dienst eines Herrn ergab, sich vorbehalten konnte gegen gewisse Personen, z. B. solche denen er schon durch das Band der Lehnstreue verbunden war, keinen Krieg führen zu müssen. Kraft allgemeiner Gewohnheit in allen Reichslanden war der Kaiser, als die Quelle aller Ehren und alles Rechtes ausgenommen. Anderseits hielt aber auch selbst die strafende Gerechtigkeit, wenigstens in älterer Zeit und ehe die römischen Ansichten völlig durchgedrungen waren, die Treue des Vasallen heilig; ein Gesetz des Kaisers Friedrich Barbarossa erklärt, daß kein Vasall seinen Herrn, der in die Acht gefallen, auszuliefern verpflichtet sei; er dürfe ihn vielmehr in den Wald geleiten oder sonst in Sicherheit bringen helfen und bliebe deshalb ohne Strafe. — Gelöst konnte endlich dieses Lehnverhältniß werden, wie es entstanden war, durch Auflösung des Vertrages, der es begründete und selbst durch einseitige Aufkündigung von Seiten des Vasallen, wenn sie mit der Zurückgabe der vom Herrn empfangenen Wohlthat (d. h, des verliehenen Lehns) verbunden war.

Der Lehndienst kam in jeder Weise den Bedürfnissen der Zeit entgegen, in welcher er entstand. Seit den Einfällen der Ungarn, Normannen, Britonen, und den Kriegen mit den Slaven im neunten und zehnten Jahrhundert, konnte der Heerbann, welcher zum überwiegend größten Theile aus Fußvolk bestand, und dem kunstmäßige Kriegsbildung in eben demselben Maße abging, wie der kriegerische Sinn in ihm erloschen war, in keiner Weise mehr ausreichen. Die gesammte Last der Vertheidigung fiel jetzt auf diejenigen, die durch ihre Beneficien schon früher in den Stand gesetzt gewesen waren, sich dem kostspieligern, längere Uebung und größere Geschicklichkeit erfordernden Reiterdienste zu widmen, der außer den Pferden, auch nach der Kriegssitte der Zeit Eisenrüstungen erforderte, auf deren Werth im früheren Mittelalter man aus dem Umstande schließen kann, daß Karl der Große blos die Besitzer von zwölf Hufen dazu verpflichtet, einen Harnisch zu haben. Auch ein Pferd wurde im Anfange des zehnten Jahrhunderts mit dreißig Joch Landes und einem Hofplatze bezahlt, wobei noch in Anschlag gebracht werden muß, daß der Dienst eines vollständig geharnischten und gerüsteten Reiters und seiner Knechte vier bis fünf Pferde erforderte. — Die Stärke und Zuversicht des Heeres konnte also nur auf denen beruhen, welche im Stande waren, mit diesen Kriegsmitteln versehen im Felde zu erscheinen, und auch diese vermochten gegen die überlegene Reiterei der hereinbrechenden wilden Horden nur dadurch Stand zu halten, daß sie Jahre lang sich im Reiterdienst und Gefecht übten. Von dergleichen ritterlichen Uebungen, die einen eigenen Kriegerstand voraussetzen, und zu denen der ärmere Wehrmann weder Zeit noch Beruf hatte, thun bereits die Chronisten des neunten Jahrhunderts Meldung, und Heinrich I. wagte erst dann einen entscheidenden Kampf mit den Ungarn, als seine Reiterei durch lange Uebungen dazu herangebildet war, der feindlichen die Spitze zu bieten. — Uebrigens bequemte sich der Lehndienst auch jenem andern Bedürfnisse an, welches die Kriege mit eben diesen Feinden hervorriefen, — der Anlegung von Burgen und festen Plätzen. Da diese eine beständige Hut und Wache erforderten, so wurde eine stehende Dienstmannschaft damit belehnt, und erhielt für diese Art des Dienstes und zu ihrem Unterhalte ebenfalls Grundstücke, die in der Nähe der Festung belegen waren.

Aus allen diesen Umständen mußten sich mehrere Folgen ergeben, die in Erwägung aller obwaltenden Verhältnisse schlechthin unvermeidlich erscheinen. Die erste war das allgemeine Durchgreifen des Lehnsystems, dergestalt daß schon unter den letzten Karolingern wenigstens im westfränkischen Reiche der Grundsatz galt, daß jedes Stück des Territoriums seinen Senior habe (nulle terre sans seigneur.) Eine zweite Folge des factischen Vorzugs des Reiterdienstes war die größere Ehre desselben, und die Geringschätzung des Fußvolkes, woran sich seit den letzten Karolingern der völlige Untergang des Heerbanns schloß. Die Ehre des Kriegers, welche ursprünglich allerdings ein Gemeingut aller Freien gewesen war, zog sich in einen besondern Stand, den der Ritter (Milites, Krieger kraft ihres Amtes und Lebensberufes) zurück und bald entwickelte sich der Grundsatz, daß der, welcher diese

Ehre und die damit verbundenen Vortheile, (des Genusses der Lehen, auf welchen der ritterliche Dienst haftete), theilhaft werden wollte, selbst von solchen Eltern herstammen mußte, die dieselbe Beschäftigung zum Zwecke ihres Lebens gemacht hatten.

Zugleich entwickelten sich aber auch die Schattenseiten dieses Systems, welche selbst der rechtmäßigen Macht der Könige in hohem Grade gefährlich wurden, und endlich den Untergang der auf dem Lehnswesen beruhenden Wehrverfassung, eine andere Form des Kriegswesens herbeiführten.

Ursprünglich war jedes Beneficium nichts als eine auf Lebenszeit verliehene Vergütung für den Kriegsdienst, die mit dem Tode des Vasallen an den Herrn zurückfiel und diesen in den Stand setzte, durch neue Verleihungen, neue geleistete Dienste zu belohnen, neue Diener an sein Interesse zu knüpfen und den Eifer derer anzuregen, die ihm in Aussicht auf eine dereinstige Belohnung ihre Kräfte widmeten. Daß er, wenn ein Vasall mit Tode abging, vorzugsweise das Gut den wehrhaften Erben überließ, war eine Frucht und naheliegende Folge des Wohlwollens gegen den Verstorbenen. Bald aber ward, was ursprünglich eine Gnade gewesen, eine Gewohnheit und ein Recht, und schon in früher Zeit, lange vor dem bekannten Gesetze Konrad's II. hatte die Erblichkeit der Lehen so tiefe Wurzeln geschlagen, daß Ludwig der Stammler über dem Versuch, die Kronlehen nach Willkür zu vertheilen, beinahe den Thron eingebüßt hätte, und sich denselben nur dadurch sichern konnte, daß er den Adel in seinen Lehen bestätigte.

An diese Erblichkeit der Lehen nun knüpfte sich nothwendig die Verarmung des Königs, und die daraus hervorgehende Schwächung seiner Macht. Es ist von selbst klar, daß wenn dieser fortfuhr seinen Grundbesitz an Vasallen zu vertheilen, ohne daß durch den Tod der letztern die verliehenen Güter an ihn zurück fielen, endlich mit dem Vorrathe an eignem Lande auch die Freigebigkeit aufhören mußte. Diese Verarmung ist in der That der Zustand, in dem wir gegen Ende des Mittelalters alle einst mächtigen großen Häuser erblicken, welche große und anhaltende Kriege hatten führen müssen. War dies schon eine bedenkliche Stellung, so wurde sie noch mißlicher durch die aus eben diesem Grunde erwachsende Unabhängigkeit der Vasallen, die nun im sichern Besitze ihres Beneficiums, nach und nach den Dienst für eine Last zu halten begannen, die sie, wie oben bereits erwähnt, so viel als möglich sich zu erleichtern berechtigt wären. Hatten einst die Vasallen den König von dem guten Willen des Heerbanns unabhängig gemacht, so bedurfte es wenige Jahrhunderte nach diesem Zeitpunkt eines neuen Gegengewichtes, welches den König von der immer steigenden Uebermacht der Vasallen befreien, und von ihrem guten Willen unabhängig machen half. Denn auch diese hatten nicht blos das Maß ihres Dienstes höchst beschränkt, sondern auch ihre Hülfe vielfach von ihrem Rathe und ihrer Einwilligung abhängig gemacht.

Ehe diese wichtige Veränderung in der Kriegsverfassung der germanischen Länder hier näher bezeichnet werden soll, ist es nöthig, einer andern Erscheinung zu gedenken, die sich in Deutschland, mehrere Jahrhunderte hindurch

parallel laufend mit dem Lehnwesen entwickelt, und zuletzt mit demselben zusammenfließt. Dies ist die in ihren Folgen so ungemein wichtige und interessante Ministerialität.

Die Ministerialität war ein dem Lehnwesen durchaus analoges, aus derselben Wurzel hervorgewachsenes Verhältniß. Die erste Wurzel und Basis desselben ist die Hörigkeit mit ihren mannigfachen Abstufungen. Der dem Hofrechte eines Herrn unterworfene Unfreie war ursprünglich, wie oben bereits bemerkt, nicht blos unfähig der Mitgliedschaft der Landesgemeinde und des echten Eigenthums, sondern auch des Rechts der Landesvertheidigung und des Tragens der Waffen. Allein diese Regel erleidet schon frühzeitig bedeutende Ausnahmen. Lag den Herren nach der eben geschilderten Veränderung der älterern Verfassungsverhältnisse daran, mit einem recht zahlreichen und glänzenden Gefolge von Bewaffneten zu erscheinen, so mußte es nicht selten vorkommen, daß sie die treuesten und zuverlässigsten ihrer Hausdiener mit Waffen und kriegerischer Rüstung versahen; Beispiele davon finden sich bereits zur Zeit Karls des Großen. Besonders häufig mußte dieß bei denen geschehen, die vormals frei gewesen waren, und sich im Laufe der Zeit in den Dienst der Kirchen begeben hatten. Diese bewaffneten sich theils aus eigner Anmaßung, theils in dringenden Nothfällen. „Da aber", sagt v. Fürth, „solche Fälle wiederkehren konnten, die Unfreien zur Vertheidigung sehr tauglich und zuverlässig waren, ihnen in der Regel allein Kirchengüter verliehen waren, also Lehnmannen zur Unterstützung fehlten, und der Schutzvogt nicht immer zum Schutze bereit war, einige der Unfreien wirklich Waffen führten, oder sich dieses Recht bei ihrem Eintritte in die Unfreiheit ausdrücklich vorbehalten hatten, Prälaten aber wie weltliche Fürsten sich durch ein stattliches Gefolge auszuzeichnen suchten, so geschah es bald, daß die Bewaffnung, besonders der kirchlichen Ministeralien, allgemeine Regel ward. So entstanden an den Höfen aller Fürsten und bei allen Stiftern zahlreiche Gefolge, welche aus den Unfreien gewählt waren. Durch ihre Bewaffnung, eine Annäherung an den Stand der Freien, wurde aber das ursprüngliche Verhältniß der Ministerialen in vielen Punkten verändert, indem diese sie vor" (den übrigen, gemeinen) „Unfreien auszeichnete, und die Ursache mancher andern Vorzüge, besonders aber einer hohen Achtung wurde." — — —

„Dem Gefolge war eine feste Verbindung und die größte Vertraulichkeit mit seinem Herrn zugesichert. Der Herr stand mit demselben wie eine abgeschlossene Familie da, und die Rechte des Familienoberhauptes spiegeln sich in denjenigen des Herrn ab, wie die der Familiengenossen in denjenigen der Mannen. So stand der Herr als Schützer und Vertreter seiner geachteten Leute da, und an deren Zustimmung war er in den meisten seiner Handlungen gebunden. Die Mannen waren seine beständige Umgebung, seine Freunde und Rathgeber, seine Unterstützung, selbst" (durch seine freiwillige Unterwerfung) „seine Richter in einzelnen Fällen. Das Gefolge selbst stellte mit dem Herrn die Vorschriften auf, welche für beide Theile gegen einander Recht sein sollten, die Bestimmung über die Verbindlichkeit beider, das Verfahren, welches in einzelnen Fällen stattfinden sollte. Dieses war der Ursprung

eines besondern Rechtes für die Ministerialen, eines Hofrechtes im Gegensatz zum Landrechte, als es nicht in der Versammlung der freien Genossen sondern unter dem Vorsitze eines Herrn, unter dessen Leuten festgesetzt war, eines Dienstrechtes im Gegensatze zum Hofrechte" (der Vasallen oder freien Lehnträger) „als es durch das angesehene unfreie Gefolge und blos für dieses als gültiges Recht aufgestellt war, während die nicht zum bewaffneten Gefolge gehörigen niedern Unfreien nach andern, unter dem Vorsitze ihres Herrn, entweder durch diesen allein, oder mit Zuziehung anderer Unfreien, bestimmten Regeln beurtheilt wurden. Natürlich war es, daß unter die Vorschriften für das unfreie Gefolge, Regeln für das freie mit aufgenommen wurden, so wie jene nicht ohne Einfluß auf diese bleiben, daher die Verwandtschaft des Dienstrechtes mit dem Lehnrechte, und so manche beiden Rechten gemeinsame Bestimmungen. Wie die freien Mannen wachten auch die Unfreien sorgfältig über ihre Rechte, wie diese handhabten sie dieselben. Bei Bestrafungen, bei Rechtsstreitigkeiten sehen wir das Gefolge handelnd auftreten, gewisse Regeln müssen beobachtet werden, keine Willkühr darf stattfinden, der Herr hat nur den Vorsitz im Gerichte, Genossen finden Recht. Dieses ist ebenfalls eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Ministerialität; ein eigenes Recht, wodurch sie weder den Freien gleichstehen, noch auch mit den übrigen Unfreien verwechselt werden können."

Wie das freie Gefolge der Vasallen, so erlangten auch die unfreien Ministerialen für ihre Dienste frühzeitig Beneficien, und jene wie diese wurden nur zu bestimmten Diensten verpflichtet. Aber sie konnten nicht, wie freie Lehnmannen, ihre Verpflichtung gegen ihren Herrn lediglich vom Besitze eines Beneficium abhängig machen, da sie als unfreie Leute immer noch besondern Beschränkungen unterworfen blieben. Dagegen wurde der Grundsatz der Erblichkeit, der sich im Lehnwesen entwickelt hatte, auch schon frühzeitig auf die Ministerialen angewendet. Auch hier wie bei den übrigen Ständen war es natürlich, daß bei einer standesgemäßen Ehe, die besondern Rechte so wie die besondern Verpflichtungen des Standes von den Eltern auf die Kinder übergingen, und daß diese, da sie sich überhaupt als Erben ihrer Eltern ansahen, auch auf die Erbschaft aller ihrer Verhältnisse Anspruch machten. — Wie die eigentliche Lehnstreue, so ging auch das Dienstverhältniß der Ministerialen vom Vater auf den Sohn über. Weil aber dieses an kein besonderes Lehn gebunden war, so war es mehr in der Weise erblich wie die Unfreiheit, nur daß es auch für die Ministerialen seine besondern hohen Vortheile brachte.

Wie im Mittelalter überhaupt unter allen an Lebensweise und Beschäftigung gleichen Leuten das Bestreben hervortritt, sich zu Genossenschaften auszubilden und abzuschließen, so findet eben dasselbe unter den unfreien Ministerialen statt. Die eines einzelnen Herrn standen als eine für sich abgeschlossene Familie da, diese einzelnen Familien sahen sich als Genossen an. Bei ihnen war ja ein gemeinschaftliches Ringen nach größerer Macht und ausgedehntern Rechten, ein gemeinsames Streben sich den Freien zu nähern, und von den Unfreien, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, sich ab-

zusondern. Bewaffnung, eine ehrenvollere Stellung, besondere Rechte begünstigten sie in diesem Streben, und so entstand aus den sich für Genossen haltenden Mitgliedern einer besondern Art von Unfreien, ein neuer Stand der Ministerialen. Ihrem Begriffe nach sind diese also die unfreien, waffenfähigen Hausdiener des Kaisers und der Fürsten, welche in einem erblichen, rein persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse stehen, und nach einem besondern Dienstrechte beurtheilt werden, und den Uebergang von der Unfreiheit zur Freiheit bilden.

An diesen besondern Stand waffenfähiger und das Waffenhandwerk ausübender Männer, knüpft sich nun die so tief in das Leben wie in die Gesinnung des Mittelalters greifende Idee des Ritterthums. Die Gebundenheit eines Dienstes, und das kostbare Vorrecht der Freien, die Bewaffnung, vereinigen sich in diesem Stande, ähnlich wie bei den heutigen stehenden Heeren, auf eine eigenthümliche Weise, und diese Mischung scheinbar widersprechender Verhältnisse wird dort wie hier, die Basis einer ausgebildeten, ehrenhaften und kriegerischen Gesinnung. Das Waffenrecht, welches allen Unfreien streng untersagt sein sollte, wurde ausnahmsweise dem unfreien geachteten Gefolge eines Herrn verliehen, und ward allmählig ein wesentliches Merkmal der Ministerialität. Diesem Rechte verdankten die Ministerialen ihre Auszeichnung selbst vor den niedern Freien, jene hohe Würde die ihnen zu Theil wurde, die Ritterwürde, wodurch sie, nach Vernichtung auch der letzten Spur ehemaliger Unfreiheit, zu einem niedern Adel werden konnten. Daher kam es aber auch, daß sie unter den Heerschilden eine besondere Stelle einnahmen, und dadurch wichtig als besonderer Stand auftraten. Es ist nichts natürlicher, als daß in einem tapfern, kriegerischen Volke, der rüstige waffenfähige Mann manche Vorzüge genießt, die selbst Unfreien zu Theil werden, welche im Kampfe Ruhm erworben haben; aber niemals erlangte ein Stand edler Krieger größere Auszeichnung, eine größere allgemeine Achtung, als in jenen Zeiten, in welchen das Ritterwesen blühet." — Waren die meisten in den Städten entstandenen Genossenschaften und Verbrüderungen auf einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Zahl von Gliedern eingeschränkt, so bildete die Ritterschaft, wie die Geistlichkeit, eine große, sich über die ganze Christenheit erstreckende Corporation, welche alle waffenfähigen Männer, Vasallen wie Dienstleute umschloß. Als gemeinsamer Mittelpunkt derselben galt der römische Kaiser, von welchem alle Bewaffnung wie jede kriegerische Ehre auszugehen schien. „Geistlichkeit und Ritterschaft sind einander nachgebildet, und selbst der Name milites, militantes wird zur Bezeichnung beider gebraucht, nur mit dem Unterschiede, daß sich jene Krieger Gottes, der Kirche, der Heiligen zu nennen pflegen. Zur Entstehung der Ritterschaft aber bedurfte es wohl kaum der Kreuzzüge und der Kämpfe mit Sarazenen und slavischen Volksstämmen, derselbe Grund, welcher Schutzgilden und Handwerkerinnungen in allen Ländern germanischer Völker hervorrief, war es auch, dem die Ritterschaft ihr Dasein verdankt. Allerdings mögen die Kreuzzüge Einiges dazu beigetragen haben, daß die genossenschaftliche Verbindung, die Gleichstellung der Ritter aller Völker, allgemeiner anerkannt

wurde, aber unstreitig trugen noch manche andere Gründe, welche von jenen unabhängig sind, zu der Ausbildung des Ritterthums selbst bei."

Diese hohe Achtung der Ritterwürde war die Veranlassung, daß nicht allein Vasallen und Ministerialen sich um dieselbe bewarben, sondern, daß selbst Kaiser und hohe Fürsten sich dadurch geehrt fühlten, ähnlich, wie auch heutzutage Prinzen und souveräne Herren militairische Grade nicht verschmähen, wiewohl dieselben ihrem ursprünglichen Begriffe nach, auf Dienst und Abhängigkeit deuten. Daß Jeder übrigens die Würde seines Standes bewahrte, war die Sorge Aller; ritterlich ward ehrender Beiname. Zugleich darf nicht übersehen werden, daß das Fehderecht (ursprünglich ein Gemeingut aller Freien) ein Vorzug derer wurde, welche dem Ritterstande angehörten, und das Waffenrecht besaßen, während die nicht ritterlichen freien Leute es, als Einzelne wenigstens, verloren. — Alle diese Rechte und Ehren endlich waren erblich, jedoch in der Weise, daß uralter germanischer Sitte zu Folge, erst der Enkel des Mannes, der sich zuerst dem Kriegerstande widmete, rittermäßig war, während andrerseits auch hier der Beweis der ritterlichen Herkunft als die wesentliche Bedingung des Ritterschlages angesehen wurde.

Ueber das Verhältniß der Ministerialen zu ihren Herren ist zunächst zu bemerken, daß außer Kaiser und Reich nur weltliche und geistliche Fürsten befugt waren, eigentliche Dienstmannen, im oben entwickelten Sinne zu haben. Waren diese gleich unfrei, so war doch der Charakter dieses Dienstes selbst, trotz aller Gebundenheit höchst ehrenvoll und würdig. „Das Verhältniß der deutschen Unfreien" sagt v. Fürth „gegen ihren Herrn war durchaus von dem der römischen Sklaven unterschieden; sie waren die Familie ihres Herrn, dieser der Vorsteher einer großen Familie, welche für den Mangel persönlicher Selbstständigkeit hinreichende Vergütung in der Freundschaft und in dem Vertrauen, so wie in dem besondern Schutze ihres Herrn fand. Groß waren die Pflichten der Herren, welche für die Rechte ihrer Leute wachen, für ihre Sicherheit und passenden Unterhalt stets sorgen mußten. War die Lage der niedern Unfreien der Vorzeit keinesweges so hart, als man sie zuweilen aus thörichter Ueberschätzung der Gegenwart und Unkenntniß der Vergangenheit zu schildern sucht, da die wichtigen Verpflichtungen ihres Herrn allenthalben Anerkennung fanden, ihr Loos ein glänzendes, gegen dasjenige der unglücklichen Sklaven unsrer Zeit, mögen sie dem Egoismus halbroher Krämeraristrokaten in Fabriken, oder hartherzigen städtischen Wucherern auf den zerstückelten Theilchen eines noch vor 50 Jahren blühenden Landsitzes fröhnen müssen, — so läßt sich doch das Verhältniß der niedern Unfreien, durchaus nicht der Stellung der ritterlichen, Achtung gebietenden Dienstleute, die selbst vor geringern Freien einen Vorzug behaupteten, und sich den Edlen immer mehr näherten, vergleichen." Besonders wurde das Gefolge der Ministerialen durch die ehrende Vertraulichkeit des Herrn gehoben. Sie waren dessen beständige Begleiter, die Hüter seiner Söhne, seine Rathgeber in allen Verhältnissen. Schon der Name Bruder, welchen Herren ihren Mannen gaben, deutet darauf hin, daß dieß Verhältniß nichts mit knechtischer Abhängigkeit gemein hat. Großentheils wohnten die Dienstleute in der Burg

ihres Herrn, oder doch nicht weit von seinem Hofe, und die entfernter wohnenden sammelten sich besonders um ihren Herrn, von dem sie ehrenvoll empfangen, beschenkt, zu Tische geladen wurden. Ueber die Bewirthung eines Jeden bei solcher Gelegenheit gab es auch wohl besondere Bestimmungen. — In älterer Zeit, wo noch keine festen Zunamen entstanden waren, nannte sich nicht selten das Gefolge nach seinem Herrn, und die Fälle sind ziemlich häufig, daß auch späterhin Ministerialen denselben Namen führen, wie ihre Herren. So gingen Freundschaften und Feindschaften der Herren auf ihre Dienstmannen über, und um die Kirchenbuße für jene desto eindringlicher zu machen, wurden diese zuweilen angehalten, daran Theil zu nehmen. Diese beständige und uneigennützige Treue des Dienstmannes dauerte selbst über das Leben hinaus, und den ermordeten Herrn zu rächen, wurde für eine ihm obliegende Ehrenpflicht gehalten.

Seinerseits war dagegen der Herr dem Dienstmanne nicht blos zu kriegerischer Unterstützung, zur Hülfe gegen seine Feinde verpflichtet, er war nicht blos gehalten ihn vor drohender Gefahr zu schützen, und Unbilden, die jener erlitten, zu rächen, sondern er mußte auch für den Lebensunterhalt und die nöthigen Bedürfnisse, so wie für Kleidung und Waffen seines Dienstmannes sorgen. Ihm lag die Erziehung seiner Kinder ob, er durfte denselben in keiner Noth verlassen, besonders aber war er verpflichtet ihn dann gehörig zu unterstützen, wenn er durch Altersschwäche oder körperliche Gebrechen unfähig geworden war seinem Vermögen vorzustehen. Auch suchte der Herr nach seinem Tode den Dienstmannen Vortheile zuzuwenden, und hinterließ ihnen nicht selten einen Theil seines Vermögens, oder brachte den Kirchen Opfer für das Seelenheil verstorbener Dienstleute dar. Die Erben des verstorbenen Herrn suchten dann die Freundschaft und Vertraulichkeit der Ministerialen sorgfältig zu erhalten, „sie sahen die Treue jener als wichtige Erbschaft an, ihre Treue war Erbtreue, ewige Treue.“ — Und weil der Herr in den Söhnen seiner Dienstleute eine ehrende Stütze für den Ruhm und die Macht seines Geschlechtes sah, so wurde schon in den ältesten Zeiten den Hausdienern dieselbe Erziehung mit den Söhnen ihres Herren zu Theil, und nur die persönliche Würde stellte die letztern höher. Der Bildung der Söhne der ritterlichen Dienstleute wurde also die gleiche Sorge wie derjenigen der Söhne ihrer Herren gewidmet.

Die von den Ministerialen zu leistenden Dienste waren doppelter Art: Hausdienste und Kriegsdienste. Zu jenem Behufe waren sie unter die vier Hausämter getheilt, die schon in der ältesten germanischen Zeit vorkommen: der Truchseß, der Marschall, der Kämmerer und der Schenk. Die Dienste beeinträchtigten die Ritterwürde keineswegs, sie verliehen im Gegentheil einen Manne noch höhern Werth, denn diese Aemter sind von großer Wichtigkeit, stehen in hohem Ansehn, und führen deshalb den Namen der vorzüglichsten Aemter, der Fürstenämter. — Dennoch hielten die Dienstleute die Kriegsdienste für ihrer Ritterwürde angemessener, und für rühmlicher als die, allerdings auch ehrenvollen Hausdienste, wozu noch das Streben des unfreien Gefolges kam, sich dem freien, welches von seinen Lehen nur Kriegsdienste

verrichtete, gleichzustellen. Aus diesen und andern Gründen treten daher auch in späterer Zeit die Hausdienste zurück, und spätere Dienstrechte erwähnen derselben nicht mehr. — Jedweder Dienst aber war genau bestimmt, und konnte nicht nach der Willkür des Herrn, sondern nur nach festen Vorschriften, nur unter gewissen Bedingungen und eine genau abgemessene Zeit hindurch verrichtet werden. Dieses galt insbesondere auch vom Kriegsdienste. Freilich waren die Mannen zu jeder Zeit verpflichtet ihrem Herrn zu dienen, wenn er des Schutzes gegen einen Angriff bedurfte, außerdem aber lag ihnen nur die im Dienstrechte, als dem ursprünglichen Vertrage, in Hinsicht der Zeit und der Art und Weise genau bestimmte kriegerische Dienstpflicht ob, und wenn der Herr über diese hinaus etwas verlangte, so mußten die Dienstleute die Fehde selbst, von der die Rede war, gebilligt, und als gerecht anerkannt haben.

Uebrigens war, wie sich aus dem Obigen ergiebt, auch diese Art des Dienstes eben so wenig unentgeltlich, wie der der Vasallen. Nicht blos, daß die Dienstleute Nahrung, Kleider, Kostbarkeiten und sonstige Geschenke verlangten, nicht blos, daß der Herr seinem Ministerialen für alle Dienste, wozu diesen die Geburt und das Dienstrecht nicht verpflichteten, besondere Vergütung schuldig war, — sondern das unfreie Gefolge machte wie das freie, schon in früher Zeit Ansprüche auf ein eigentliches Beneficium, und es wurde Regel, daß jeder Dienstmann ein solches für seine Dienste erhielt. Nichts destoweniger bleibt trotz dieses Umstandes, welcher Vasallen und Ministerialen einander sehr nahe rückt, eine bedeutene Verschiedenheit zwischen beiden bestehen. „Die Dienstleistung und die ganze Verbindlichkeit der Vasallen ist lediglich vom Besitze ihres Lehens abhängig, und wegen desselben sind ihre Pflichten besonders bestimmt; das Lehen ist die Ursache des Verhältnisses der Vasallen; dagegen sind die Ministerialen (als Unfreie) zu bestimmten Verpflichtungen geboren, müssen auch, ehe sie ein Beneficium erhalten haben, sich zum Dienste ihres Herrn darbieten, und eine bestimmte Zeit in der Hoffnung eines solchen unentgeltlich dienen, dann erst wird ihnen ein Beneficium ertheilt, aber selbst dann wenn sie kein solches erhalten, wenn sie von ihrer Dienstpflicht befreit werden, hören auch nicht alle Folgen ihres Verhältnisses für sie auf; ihre Pflichten sind genau bestimmt, und werden nicht durch besondern Vertrag über ihre Beneficien bedingt." — Auch finden noch andere Verschiedenheiten zwischem dem Besitze nach Lehnrechte und nach Hofrechte statt, darin jedoch kamen beide überein, daß sie zu gleicher Zeit erblich wurden.

Später, in der letzten Hälfte des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, fließen durch das immer mehr zunehmende Ansehn der Dienstleute, und ihre endliche Gleichstellung mit den Freien, beide Institutionen, Lehnrecht und Ministerialität, zusammen, und gehen dann, als Stücke der Kriegsverfassung mit einander in den Soldheeren unter.

In den bisher geschilderten Verhältnissen des Lehn- und Ministerialwesens liegen bereits die Keime des nothwendigen Unterganges dieses ganzen Systems. Die Macht der Dienstleute und Vasallen hatte einen Gipfel er-

reicht, wo entweder sie eine rückläufige Richtung nehmen oder die fürstliche Macht ganz untergehen mußte. Der Dienst war in einer Weise gemessen, beschränkt und von dem Willen der Dienenden abhängig gemacht worden, daß er unmöglich mehr dem Bedürfnisse der Herren entsprechen konnte, die zu ihren Kriegen andere Streiter brauchten als solche, die umkehrten, wenn sie eine bestimmte Grenze erreicht, oder eine bestimmte Zeit im Felde gelegen hatten. So besaßen, um vieler andern Beispiele nicht zu gedenken, die Dienstmannen der Herzöge von Oesterreich das doppelte Vorrecht, nicht außerhalb der Grenze der Markgrafschaft, und nicht länger als einen Monat zu dienen. Letzteres war eine im Reiche ziemlich weit verbreitete Gewohnheit. Wenn die Fürsten oder der Kaiser eine Leistung über diese Pflicht hinaus begehrten, so erlangten sie deren Verwilligung blos kraft besonderer Verhandlung und Verträge, mußten dafür ansehnliche Geldvergütungen leisten, oder ihren Mannen neue Rechte einräumen, und endlich in offenen Urkunden bekennen, daß die Dienstleute und Vasallen mehr als ihre strenge Pflicht gethan, und ihnen die feierliche Versicherung geben, daß diese Gutwilligkeit den Gewährenden nie zum Nachtheil gereichen, noch auch auf den Grund oder unter Vorwand derselben die alten Privilegien geschmälert werden sollten.

Außer dieser jedenfalls unbequemen Beschränkung des Herrn, die in vielen Fällen noch durch das den Vasallen zustehende Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Fehde erhöht war, mußte aber auch die immer wachsende Kostspieligkeit des Dienstes der Vasallen und Mannen die Herren zuletzt auf eine andere Kriegsverfassung denken lassen. In der ursprünglichen Idee des Lehnwesens liegt es, daß das als Beneficium verliehene Gut statt alles Lohnes und Soldes gelten soll; nach und nach wurden jedoch noch außerdem unter mannigfachen Vorwänden, von den Vasallen Belohnungen aller Art in Anspruch genommen, die einem wirklichen Solde gleich kamen. Denn entweder machten sie Anspruch auf einen Theil des Lösegeldes der Gefangenen oder der Beute, oder forderten einen Ersatz für unmittelbar oder mittelbar erlittenen Schaden, oder bedungen sich ausdrücklich für den, über ihre strenge Pflicht zu leistenden Dienst einen eigentlichen Sold aus. Eben so machten umgekehrt die Dienstmannen, welche ursprünglich ihren Herren für Lebensunterhalt und Geschenke gedient hatten, im Laufe der Zeit auch auf eigentliche Beneficien Anspruch. Die Folge dieser immer gesteigerten Forderungen war, außer der, daß nach und nach der Grundbesitz der Herren in die Hände ihrer kriegerischen Mannschaft überging, auch noch die immer wachsende Verschuldung und Verarmung der Fürsten. „Wir wissen aus Urkunden," sagt Kurz in seiner Schrift über Oesterreichs Militair-Verfassung, „wie hoch der unerschütterliche König Johann von Böhmen, der Burggraf von Nürnberg und viele Andere dem ohnehin stets geldarmen König Ludwig von Baiern ihre geleisteten Freundschaftsdienste angeschlagen haben. Dadurch wurde er gar oft in so große Verlegenheit versetzt, daß er sich genöthigt sah, kaiserliche Privilegien feil zu bieten, Gnaden zu verkaufen, und ansehnliche Städte und Distrikte des Reichs auf viele Jahre oder auf ewige Zeiten zu verpfänden. Und eben so sehen wir in unserer vaterländischen Geschichte, daß sich

auch unsere Landesfürsten wie die übrigen in Deutschland beinahe vor oder nach jedem Kriege genöthigt sahen, Güter zu verpfänden oder zu verkaufen, und sich mit ungeheuern Schulden zu beladen, um es nur dahin zu bringen, daß ihre Grafen und Ritter sich herbeiließen, länger als einen Monat, und auch auf fremdem Boden bei ihnen auszuhalten, und um hintennach denselben Schadenersatz zu leisten. Dadurch wurden die Landesfürsten gar oft in große Verlegenheit und Hülflosigkeit versetzt, daß sie sich genöthigt sahen, ihrem Adel sehr theure Opfer mit Gütern oder Privilegien zu bringen, und ihm Vorrechte einzuräumen, die schon wieder den Keim zu neuen Forderungen enthiellen, welche im Drange harter Umstände ebenfalls erfüllt werden mußten."

Unter diesen Umständen lag ein Ausweg sehr nahe, der sich wie einst das Lehnsystem als Auskunftsmittel gegen die Unzulänglichkeit des Heerbanns, auf ganz naturgemäße Weise von selbst darbot: Annahme eines Heeres gegen Sold, blos für die Dauer eines bestimmten Krieges; — ein Mittel, welches den dreifachen Vortheil darbot, daß dem Herrn die Kosten der Unterhaltung der Dienstmannen im Frieden erspart, er auf diesem Wege der Vertheilung des Restes seines Grundbesitzes unter Vasallen und Ministerialen überhoben, und endlich das Heer in ein, seinem unumschränkten Gutbefinden unterworfenes Werkzeug verwandelt ward, dessen Eigenwille und widerstrebende Sprödigkeit fortan nicht mehr zu fürchten war, wenigstens so lange der Sold regelmäßig bezahlt wurde.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Herr Thiers hat seinem Kaiser nicht wehe thun wollen; es waren im Grunde nur sanfte Vorwürfe, die er Napoleon machte, daß derselbe nicht in dem Augenblicke, wo „ein Ereigniß von großer Tragweite sich vollendete", dem Haupte des kecken Staatsmannes die Ideen entnahm, nach denen man jenen Moment ausbeuten könne. Wäre Herr Thiers gefragt worden, so hätte man keinen „Fehler" begangen. Thiers wie Girardin sind schmollende Liebhaber, dergleichen in imperialistischen Epochen, welche ja stets die Zeiten der politischen Coquetterie sind, emporzuwachsen pflegen. Girardin's Zeitungsartikel war eigentlich nur das in's Kaiserliche übersetzte Guitarren-Ständchen eines schmachtenden Seladon; und des Herrn Thiers Rede war das oratorische Girren des Verschmähten, der endlich doch noch erhört zu werden hofft.

Die Rolle Richelieu's schwebt Herrn Thiers vor. Er will die alte Lehre befolgt wissen, daß Frankreich nach Deutschland hineinzumarschiren hat, so oft sich dort der Prozeß vollzieht, der, in bestimmten Perioden unausbleiblich wiederkehrend, das politische Leben des deutschen Volkes zu bedingen scheint, — so oft der Norden gegen den Süden reagirt, — so oft eine Spaltung eintritt, die nach heißen Kämpfen eine erhöhete Einheit gebiert. Und nicht blos bis Richelieu wollte Herr Thiers zurückgreifen, er stieg bis zum Throne Karls des Großen, ja bis zu den Schrecknissen der Völkerwanderung hinauf. Wie Karl der Große das südliche Deutschland zum Schemel seiner Macht brauchte, wie er von da aus den starren Nordgermanen, den hartköpfigen Sachsen bekriegte, so hätte auch der Kaiser nach dem Herzen des Herrn Thiers ein westfränkisches Imperatorenthum errichten und die Furcht des Südens als Stiege seiner constituirenden Gewalt benutzen, er hätte jenes „Gleichgewicht" stiften sollen, welches nur deshalb so herrlich stimmt, weil alle Gewichte in Einer Hand vereinigt sind.

Doch das sind eben nur Phantasieen eines Bereuenden, dem „was er von der Minute ausgeschlagen, keine Ewigkeit zurückbringen wird." Herr Thiers sitzt an den Gewässern, die an ihm vorbeigerauscht sind, ohne daß er ihnen das Bett vorschreiben durfte. Und wenn er sie jetzt noch lenken zu können glaubt, so begeht er den Geniestreich jenes Handwerksburschen, der die Hand vor die Quelle der Donau steckt und vergnügt ruft: Wie werden sich die Wiener wundern, wenn nun plötzlich die Donau ausbleibt.

Frankreich war im vergangenen Sommer durch Italien geblendet. In-

dem Preußen das Programm, welches Napoleon unvollendet gelassen hatte, in die Hand nahm und durchführte, war Frankreich durch den Zauber seiner eigenen Idee befangen. Und als Franz Joseph die venetianische Republik dem Kaiser Napoleon zum Geschenke machte, da mußte die Wucht des kostbaren Präsents den französischen Monarchen erst recht darniederdrücken. Statt ihn thatenlustig zu stimmen, mußte ihn dieser Alp an das Märtyrerlager seiner Ideen fesseln, welches von den verworrenen Bildern eines ängstlichen Glückes, einer glücktäuschenden Bedrängniß umgaukelt war. Eine märchenhafte Thatsache hatte dem Kaiser den Schatz zugeworfen, nach welchem er sieben Jahre früher zu greifen nicht gewagt. Das „Frei bis zur Adria" stieg wie ein Tischchen-decke-Dich vor ihm auf, ohne daß er einen Finger zu regen gebraucht. Mußte er nicht satisfait sein? Mußte er nicht meinen, daß, wenn er nur fortfahre, möglichst passiv sich zu verhalten, neue Wunder zu erwarten wären?

Die italienische Einheit also leistete uns in kritischem Augenblicke die besten Dienste.

Was Preußen mit Italien ausgerichtet, das wird Früchte tragen. Preußen nahm Italien nicht im Namen einer Einheitsschwärmerei bei der Hand, sondern im Hinblick auf einen weitreichenden politischen Plan: Preußen hat der apenninischen Halbinsel nur deshalb zur Erfüllung eines langjährigen Traumes verholfen, weil es den König von Italien zum Eingreifen in die orientalische Frage reif zu machen hatte. So lange Italien nach Venedig hin offen lag, so lange alle seine Aengste und Hoffnungen dorthin gravitirten, — so lange konnte sich Victor Emanuel nicht diplomatisch bewegen. Er war abhängig von der Wiener Hofburg, er war abhängig von der Freundschaft und von den hemmenden Rathschlägen Napoleons. Mit dem Augenblick jedoch, wo die venetianische Thür zugeschlagen ward, durfte Victor Emanuel als freier Herr selbstständigen Plänen nachgehen. Ja, von da an konnte Italien, falls seine Projecte sich nach der praktischen und vernünftigen Richtung wendeten, die Politik Oesterreichs und Frankreichs beeinflussen, statt daß es bis dahin das geleitete gewesen. Indem nunmehr Italien die Partei der orientalischen Christen ergreift, übt es in der That auf seinen bisherigen Protector einen Druck aus, durch welchen beide gehindert werden, in diejenige Manier der orientalischen Politik, die sie vor zwölf Jahren befolgten, einzulenken. Im Jahre 1855 zählte Italien bei den Berechnungen, nach denen sich das Verhalten der Mächte regelte, kaum mit; und wenn man damals dem Könige Victor Emanuel Gelegenheit gab, als Alliirter der Westmächte ein Armeecorps nach der Krimm zu senden, so faßte man die Rolle des Königs von Sardinien höchstens als die eines Lakaien auf, dem man, damit er die Stühle trage und untergeordnete Verrichtungen übernehme, den Zutritt zur geschichtlichen Bühne gestatte; heute aber ist der Stuhlträger zu einem Acteur herangewachsen, der nöthigenfalls — und wegen Heiserkeit der Hauptmitglieder der Truppe — in das Heldenfach hineingreifen kann.

Herr Thiers will denn auch nichts von Italien wissen. Italien zählt ihm nicht zu den Bedroheten, die Frankreich um sich versammeln solle; es

zählt nicht zu den Mühseligen und Beladenen, denen Frankreich die Sänftigung des geschichtlichen Joches verheißt. Vielmehr steht England jetzt unter den preßhaften Gestalten obenan, die Herr Thiers durch Frankreichs Brudergruß zu beglücken wünscht. Herr Thiers jedoch belastet Frankreich mit einer Aufgabe, die seine letzten Kräfte in Anspruch nehmen und es in eine Hinfälligkeit verwickeln könnte, welche seine Verantwortung steigern, seine Thatfähigkeit gänzlich erdrücken würde. Er versucht es, einen Coloß in Bewegung zu setzen, der sich während des letzten Jahrzehnts viel zu sehr in die Rolle des Zuschauers hineingesenkt hat, als daß er dieselbe so leicht wieder abzuschütteln vermöchte. Wie der französische Kaiser, seit er von der Höhe von Solferino hinuntergestiegen, den europäischen Dingen mit der Liebhaberei eines Rechenmeisters gefolgt ist, welcher vor lauter Calculs nicht mehr zur Action kam, so betrugen sich die Britten den Ereignissen gegenüber wie Theatergäste, die von der Loge aus nur noch durch Zischen oder Beifallsklatschen einen höchst äußerlichen Antheil an dem Schauspiel der Geschichte kund gaben. Sie waren vollkommen in diese Sorte von Weltanschauung verrannt; ja selbst als die Geschichte an ihrer eigenen Logenthür anklopfte, als die Ereignisse nach brittischem Terrain hinüberwanderten, als sich aus dem fenischen Fastnachtsspiel ein aufrührischer Ernst entwickelte, haben sie auch diese Scenen nur mit der Neugier von Dilettanten betrachtet, die sich fragten, was wohl dabei herauskommen würde.

Die Fenier mögen Phantome sein, ein conspiratorisches Dunstgebilde, welches, mit dem Säbel zertheilt, kein Blut läßt, aber gerade hierdurch sind sie gefährlich, weil hinter den wechselnden Nebelbildern, die sich immer wieder trotz alles Hauens, Stechens und Schießens zusammenfügen, sehr körperliche Interessen sich präpariren und in einem Momente, wo der Engländer es vielleicht kaum ahnt, zu einem Stoße wider Großbritannien sammeln können. Die Fenier sind ein vorgeschobener Posten Amerika's. Sie verkündigen eine irische Republik, sie gehorchen den Erlassen einer provisorischen Regierung, welche, was ihre reelle Macht betrifft, eben so gut mit dem Mann im Monde frühstücken, als an einem Biertische in Limerick sitzen könnte. Die provisorische Regierung wird jedoch eine ganz concrete Gestalt, wenn Amerika sie anerkennt, wenn die gewandten Leute zu Washington sie als kriegführende Partei begrüßen und wenn die abenteuernden Yankees sich von der irischen Regierung Caperbriefe ausstellen lassen, um auf die Handelsschiffe Englands zu fahnden. Dann wird sich zeigen, daß Großbritannien durch jenes Phantom gelähmt und zu einer europäischen Allianz nicht mehr fähig ist.

Die Zerfahrenheit, die wir somit in England und Frankreich beobachten, eröffnet uns die Aussicht, daß es uns gelingen wird, unser Werk der Constituirung des Bundes ohne fremde Störung zum Ziele zu führen. Zugleich enthält sie für uns eine Mahnung, daß wir jenem Verfall gegenüber etwas Festes und Dauerhaftes begründen.

Sicherlich sind die Reden, welche wir bis jetzt von liberaler Seite vernommen haben, allesammt recht gut gemeint und die grundrechtlichen Amendements, mit denen man uns überschüttet, bezwecken die Wohlfahrt des

deutschen Volkes; aber weit kommen wir hierdurch nicht. Es ist dem Volke herzlich wenig damit gedient, daß die Durchschnittsphrase, auf welche sich nunmehr der politische Freisinn reducirt hat, immer und immer wieder vorgetragen werde. Was uns die Parteiführer bieten können, das findet sich im Katechismus eines jeden Zeitungsschwätzers, und es bedarf wirklich keines Parlaments, damit dieses Glaubensbekenntniß stets von Neuem aufgefrischt werde.

Ohne Zweifel muß jedes Volkshaus, besonders wenn es allein steht, und nicht zu einer nebengeordneten Körperschaft, welche die eingewurzelten Autoritäten, die traditionellen Interessen, die corporativen Willensrichtungen vertritt, gleichwie zu einer Quelle der Realpolitik seine Zuflucht nehmen kann, in eine Heimstätte der Phrase ausarten. Es fehlt der Hintergrund. In einem alleinstehenden Volkshause verwischen sich die Farben, wie man das schon bei unserem Reichstage beobachten kann. Alles zeichnet sich am Ende grau in grau, da die elektrische Reibung und Spannung, welche den Farbenton erzeugt, in Abwesenheit eines Oberhauses, mangelt. Das preußische Abgeordnetenhaus, in welches das Herrenhaus mit seinem preußisch-patriotischen Willen hineinstrahlte und hineinwirkte, war eben durch dieses Wechselverhältniß eine so lebensvolle und interessante Versammlung.

Der Reichstag, als constitutionelles Unicum, würde darauf beschränkt sein, schablonenmäßige Schemas zu machen; ordentliche Gesetze entspringen aus dem Ineinandergreifen des Volksorgans und des Repräsentativkörpers, der die dauernden, überlieferten, ständigen Gewalten darstellt.

Die Vereinsamung des Reichstages muß vermieden werden. Und wirklich haben wir bereits die Andeutung vernommen, daß bei der ferneren Entwickelung der deutschen Verfassungssache, sich wenigstens einige Trabanten um den Reichstag gruppiren werden. In dieser Hinsicht dürfte die Rolle, welche Graf Bismarck dem Zollvereine bei der parlamentarischen Einigung aller deutschen Staaten angewiesen hat, noch nicht so eingehend erwogen worden sein, wie sie es verdient. Der Minister bemerkte, daß es, sobald man die Regelung der Verhältnisse des Nordbundes zu den süddeutschen Staaten in die Hand nimmt, besonders darauf ankommen wird, für die gemeinsamen Zollangelegenheiten Organe zu schaffen, welche dem Norden und dem Süden gemeinschaftlich seien, daß ein „Zollparlament“ keine verächtliche Sache sei, und daß ein solches allmälig im Stande sein werde, auch die anderen Gebiete der Gesetzgebung sich anzueignen. Graf Bismarck fügte zwar hinzu, er könne zunächst die Wirksamkeit jener gemeinschaftlichen Organe nur in unbestimmten Umrissen zeichnen, doch ist das, was er gesagt hat, deutlich genug, um uns die Zuversicht einzuflößen, daß das institutionelle Wirken des deutschen Geistes nicht zum Stillstande verurtheilt sei.

Bis jetzt ist es mit dem Zollverein folgendermaßen beschaffen: Die frühere Form, wonach der Verein ausschließlich auf dem Vertragsboden stand und wonach seine Politik durch Tractate zwischen den Fürsten geregelt wurde, ist untergegangen. Zum Theil ist der Zollverein dem völkerrechtlichen Boden entrückt und auf das constitutionelle übergegangen, da die commerziellen An-

gelegenheiten Norddeutschlands künftig nicht mehr durch Verträge unter den Fürsten, sondern durch Beschlüsse der parlamentarischen Vertretung regulirt werden sollen. Zum Theil ist der Zollverein aber auch auf dem internationalen Gebiete geblieben, da seine Existenz, soweit die Mitgliedschaft der süddeutschen Staaten in Betracht kommt, noch auf Verträge mit den einzelnen Fürsten des südlichen Deutschlands angewiesen ist. Hat er sich daher nach der einen Seite hin consolidirt und vereinfacht, so hat er sich scheinbar nach der anderen Seite hin gelockert und complicirter gestaltet; denn mit den süddeutschen Regierungen besteht er nur noch auf halbjährliche Kündigung, und die Form ist bis jetzt nicht geschaffen, in welcher die süddeutschen Staaten bewogen werden sollen, demjenigen beizustimmen, was etwa in handelspolitischer Hinsicht von dem Norddeutschen Parlament beschlossen wird.

Aber grade diese scheinbare Schwierigkeit wird ein Motiv mehr liefern, um die verfassungsmäßige Bahn, in welcher sich der Zollverein fortan zu bewegen hat, zu ebnen. Es ist allerdings richtig, daß an und für sich kein Zwang denkbar ist, durch welchen man die süddeutschen Fürsten anhalten könnte, sich den commerziellen Beschlüssen des Norddeutschen Parlaments einfach unterzuordnen. Ebensowenig ist es statthaft, daß ihnen das Recht eingeräumt werde, die Ergebnisse der Verhandlungen des Norddeutschen Parlaments durch ein Veto, welches ihnen freilich bis jetzt vertragsmäßig gehört, umzustoßen. Das einzige Zwangsmittel wäre die halbjährliche Kündigung, die man wie ein Damoklesschwert über ihren Häuptern müßte hängen lassen. Aber abgesehen von der gewaltsamen Natur dieses Mittels, welches noch dazu, öfter angewandt, seine Eindrucksfähigkeit verlieren könnte, ist zu bedenken, daß commerzielle Verhältnisse einen Zustand des Zweifelns, des Schwankens und des immerwährenden Provisoriums nicht ertragen können, weil hierdurch den Berechnungen des Kaufmanns und der Industriellen der erforderliche feste Rückhalt entzogen wird. Ueberdies würde dem Einflusse Oesterreichs, welches ja auch seine handelspolitischen Pläne hat und welches schon längst danach trachtet, sich mit Süddeutschland commerziell zu einigen, eine Chance eröffnet werden, wenn man die Süddeutschen an den Gedanken gewöhnte, daß sie aller sechs Monate ihren Verbleib bei dem Zollverein oder ihren Zutritt zu einem österreichischen Zollverbande zum Object eines diplomatischen Schachers machen könnten.

Es ist also nöthig, daß auch für Süddeutschland in Zollsachen ein constitutionelles Organ geschaffen werde, welches zunächst mit dem norddeutschen Parlament parallel laufen könnte. Man würde etwa die Ernennung von Ausschüssen aus den süddeutschen Kammern beantragen, die speciell ein Commissorium zur Beschlußfassung über Zollvereinsangelegenheiten erhalten würden. Doch dies dürfte nur ein erster Schritt sein. Jener Parallelismus müßte baldigst der Cooperation Platz machen, damit diejenige Gemeinsamkeit, welche ja die materiellen Interessen Nord- und Süddeutschlands beherrscht, auch ihren verfassungsmäßigen Ausdruck finde. Die süddeutschen Ausschüsse hätten direct mit einem Comité des norddeutschen Parlaments in Verhandlung zu treten, beide Organe hätten solchergestalt die Anträge vorzubereiten, welche

die Zollsachen betreffen. Wer darf leugnen, daß die Fragen, die bei all diesen Organisationen auftauchen, äußerst schwierig sind? Jedenfalls würden zu guter Letzt die Verhandlungen durch Ausschüsse und Comités, welche eine gar zu verfängliche Verwandtschaft mit dem österreichischen Delegirtenproject haben, nicht genügen: man würde nach einer vollkommneren parlamentarischen Einigung streben, man würde jenes „Zollparlament“ constituiren, welchem Graf Bismark das Prognostikon stellte, daß es allmälig auch die anderen Gebiete der Gesetzgebung an sich nehmen werde. Hierdurch würde dann wieder eine Verschiebung der Competenz des speciell norddeutschen Vertretungskörpers geschehen, gleichwie bei der Errichtung des Reichstages die Befugnisse des preußischen Landtages an Umfang verloren. Doch, so verwickelt diese Aufgaben aussehen, so sind sie immer ein Beweis der erfreulichen Thatsache, daß die deutschen Verfassungsverhältnisse sich im Fluß befinden, nnd daß sie die geistigen Kräfte unseres Volkes auf die gesundeste Weise in Contribution setzen. Mit einem Staatsmanne, wie Graf Bismarck an der Spitze, darf uns nicht die Schwierigkeit einer Aufgabe schrecken.

Zunächst, wie gesagt, genügt es uns, zu wissen, daß die Verfassungsarbeit, durch ihre innere Dialektik angeregt, sowohl der Stockung als auch der Einförmigkeit entgehen wird. Käme es dahin, daß das Zollparlament den ursprünglichen Reichstagskörper und die Trabanten absorbirte, so würde sofort wieder die gestaltende Kraft sich an der Einrichtung eines Oberhauses versuchen.

Eine solche Schöpfung wird auch durch die Erwägungen der vaterländischen Sicherheit empfohlen. Wir haben nachgewiesen, welchen Erschütterungen Europa durch den Kampf zwischen dem St. Peters-Stuhle und St. Petersburg entgegengehe; wir haben gezeigt, mit welcher Zerfahrenheit die Mächte in diesen Conflikt eintreten. Jedes Volk wird nach seinem inneren Gehalte geprüft werden. Da gebietet es sich, daß man alle geistigen Güter, welche die Nation besitzt, sammele und auf eine constitutionelle Weise bei dem Geschick des Volkes betheilige. Darf der Reichstag nicht vereinsamt werden, so darf man auch die Fürsten, den Adel keineswegs isoliren. Nicht der geringste Theil des sittlichen und historischen Reichthums der Nation besteht in ihren alten und fürstlichen Familien, in ihren corporativen Traditionen, die vielleicht durch die liberale Gleichgültigkeitsphrase überwuchert sein mögen, die jedoch nur eines geringen Anstoßes bedürfen, um dem ganzen Volksleben eine vornehmere und zugleich kräftigere Haltung mitzutheilen. Ein Oberhaus, welches die Sommitäten des Volkes zur Gesetzberathung heranzöge, wird erst die Verfassungsarbeit, mit der wir beschäftigt sind, vollenden.

Der Segen, den wir aus dem Kriege des vergangenen Jahres davongetragen, besteht darin, daß uns zum Bewußtsein gelangt ist, wie sehr die Neubegründung Deutschlands, von welcher unsere Größe oder unser Untergang abhängt, das Ergebniß der gesammten Kraftanstrengung sein müsse. Keiner darf ruhen, keiner sich einer beschaulichen oder grollenden Muße hingeben. Und was wir vollbringen, soll etwas Gutes sein.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

37.

Während Conrad diese Confession — die nach Inhalt und Form schon in seiner Anschauung fertig gewesen — auf das Papier geworfen, war die Nacht verronnen; seine Studirlampe erlosch, der späte Tag schaute grau herein, und erst jetzt empfand der Dichter, wie bitter kalt inzwischen sein Zimmer geworden. Vorsorglich trat die alte Schwester herein, auf's Neue verwundert über die Regellosigkeit solches Lebens, das sie trotz jahrelangen Zusammenwohnens mit dem Bruder nicht wohl konnte gewöhnt werden. Sie beschied sich, auch heute des Weitern nichts zu bemerken, ordnete persönlich geräuschlos umsichtig die Herstellung des Gemaches an und ging. In völliger Würdigung ihrer liebevollen Thätigkeit, auch in dem Nachklange des eben verfaßten Gedichts blickte ihr Conrad in Rührung, in Dank und Liebe nach, trat in seine Kammer zurück, toilettirte wie er gewohnt war rasch, eifrig, kehrte zurück, und saß schon wieder zur Revision seines Poëms am Studirtisch in dem nun aufgeräumten, erwärmten Gemach, als seine Schwester selbst mit dem Frühstück erschien, und ihm zwei so eben durch die Post eingegangene Briefe übergab.

Wenn Hedwig nicht wie im Gedicht persönlich erschienen, sie hatte geschrieben; die zweite Adresse war von der Hand des Grafen Heinrich von Culm. Beide Briefe wurden zum Anlaß eines gänzlichen Wechsels von Conrads äußerem Lebensgeschick. Er sollte nun aus dieser in geistiger Hinsicht fast gänzlichen Isolirtheit und aus den zu großen, bürgerlichen Engen in freiere, anziehendere Verhältnisse übergehen. Indessen konnten auch diese geistigeren Bezüge ihn mit der Welt, wie sie steht und geht, nur im allgemeinen Sinn verbinden, den er einzig angemessen erachtete für Charaktere und Bestrebungen, die über die Gegenwart zu hoch hinausgingen, als daß sie unmittelbarer in dieselbe hätten einwirken können.

Der Brief Hedwigs lautete so: Ich schreibe in der schmerzlichsten Erschütterung. Noch ist mein ganzes Leben verschlungen in das Leid und Sterben meines vortrefflichen, lieben, innigst geliebten, hochverehrten Vaters. Schon in den Monden daher klagte der sonst so kräftige, ja blühend schöne Mann — wie oft, Conrad, haben wir an seinem Anschauen uns gefreut, erfrischt — — er klagte nun über schlimme, furchtbare Nächte — und auf die Mahnungen der Aerzte und meiner Angst hörte er nicht; denn — nach seiner Art mußte das Leben in Geschäft und Muße aus dem Vollen fortgelebt werden: er wollte in ein Phlegma, in ein Niveau sich nicht finden, auf welchem so viele rüstige Menschen zu hohen Jahren kommen. „Muthet mir lebendigen Tod nicht an, daß ich einem zeitigeren, wirklichen Tod entkomme,“

sagt' er, „auch ich armseliger Mensch muß wirken und leben, so lang' es Tag ist; die Nacht kommt, da Niemand wirken kann." Und die Nacht kam. — Er hatte den Tag hindurch angestrengt gearbeitet, alsdann wie er pflegte reichlich dinirt; am Abende sah' er auch heute, der höchst wohlwollende, leutselige Mann, ziemlich viel Gesellschaft bei sich; es ward musicirt, gelesen, conversirt, getanzt. Während des letzten Tanzes, eine Quadrille war's, saß ich einen Moment ausruhend bei ihm auf dem Divan. Ich war froh des Anblicks meines stattlichen Vaters, der in heiterem Behagen den schönen Verschlingungen der anmuthigen Gesellschaft zusahe, vorzüglich nach der erlesenen Musik hinhorchend, die den reizenden Tanz beschwingte. Plötzlich bebt der starke, große Mann schrecklich in sich zusammen; ich fahre jach auf: „was ist?" Er war todtblaß, faßte sich aber in demselben Moment, sahe mich tief gut, mitleidsvoll an, stand auf, winkte mir heftig zurückzubleiben und verließ mit festem Gange den hellen, lustigen Saal. Wie ich die Gestalt im Rücken gesehen, ließ mich ein furchtbares Bangen nicht bleiben; ich trat aus und eilte ihm nach auf seine Zimmer. Ich fand seinen alten Leibdiener verwirrt, betäubt dastehen — Mein Vater lag todt auf dem Sopha. Wunderentsetzen, wie mir war — es riß mich in die Kniee, ein namenloser Schmerz saus'te durch mich hin, durch Geist, Seel', Nerv, Adern — ich war an der Grenze des Lebens, ja darüber weg. — Die herbeigerufenen Aerzte versuchten noch an dem leichenblassen Mann — wiederholter Blutschlag hatte ihn getödtet. Ich kann nichts weiter sagen, Conrad. Ich sehe deiner Ankunft entgegen.

Graf von Culm schrieb ihm Folgendes: Mein Conrad, ich vermisse dich schmerzlich, ich ersehne dein Wiedersehen. Kannst, willst du es nicht möglich machen, mich nach meiner Rückkehr in die Residenz dort heimzusuchen, dort an Seiten meiner Schwester, die dir tief verpflichtet ist wie ich selbst. Die mikrokosmischen Verhältnisse, in denen du lebst, widersprechen deinem Geist und Charakter auf das grausamste. Du kannst trotz deiner Universalität dich mit den dortigen Sterblichen nicht in erquicklicher Weise unterhalten. Du gehörst in das großgeschichtliche Leben hinein. Kunst, Philosophie, Literatur, unsere allerheiligste Religion selbst sollten in den entsprechendsten, geistigen Formen dich tragen, erfrischen; in einer Metropole ist dein Ort, sie, das Haupt denkt, empfindet, regiert, indessen die andern Theile des gesellschaftlichen Organismus mehr den kleineren Genossenschaften eignen. Am Fuße des Gebirgs nimmt sich deine Figur nicht aus, du gewinnst dein Ansehen nur auf den Höhen. Gedenk' ich, wie viele Fähigkeiten des kräftebegabten Menschen nicht haben zur Gestalt kommen können über deine herbe Vereinsamung und Verlassenheit — es ist zum Weinen. Doch wie du bist, so bist du frei und groß und — so herrlich hast du an mir dich bewährt! Siehe, du weißt es, daß ich früh mit der Natur habe brechen müssen. Sie hielt mir nicht Wort weder im Sittlichen, weder im Schönen, ich ward des Gegenstandes beraubt. Mit den künstlerischen oder denkseligen Illusionen der Besten mochte und konnte ich über dem Abgrund mich nicht schwebend erhalten; noch weniger durfte ich unter dem Gesichts-

punct der bloß unwirklichen, nicht zu verwirklichenden, eigentlich kahlen Humanität an die naturalistische, hohle Bildung des Zeitalters, an ein verfeinertes Spießbürgerthum verfallen. Freiheit und Nothwendigkeit entbehrten mir gleich sehr des Inhalts. Die sogenannt genialen, auf Idolatrie erbauten Verhältnisse zersetzte mein Geist in ihrer götzendienerischen Nichtigkeit. Das bürgerlich kirchliche Philisterwesen in seinem derben und doch gespenstigen Schein widersagte mir ganz. Wie weiterleben wußte ich nicht, und alles wandelte sich mir in Fluch. Daß ich wider eine Welt, die auf Lebensernst trotzt und doch in dem Nichtigen spielt, in der Wahrheit stand, war unumstößlicher als diese Erde, dieser Himmel, die in ihrem Wechsel und Wandel eine Theophanie nicht sein können, weil sie den Geist nicht adäquat offenbaren in der sich selber gleichbleibenden Gestalt. Leer war mein Leben, ich zum Zähneklappen wach, doch wahr — auf meiner Bahn lag Verzweiflung und Tod. — Nun ward mir deine Begegnung; du fandest mich vorbereitet, ich war vorbereitet. So nahm ich, wo erboten ward, und ich ergriff, was uns gegeben worden. Du rissest die kirchengeschichtlichen Hüllen hinweg, die mir den Gottessohn, den Menschensohn abscheulich verhüllten, du ließest mich seinen Geist vernehmen, wiesest mich auf die Schrift und sie zeigte mir sein Reich. Die schlechterdings hohle Bildung Aller, die nicht auf diesem, dem gegebenen Grunde baut, war mir längst kein Geheimniß mehr — mir aber hatt' ich nun den wirklichen, den wahrhaftigen Gehalt gefunden, die Freiheit in Liebe, die heilige, erfüllte, sich in sich genugsame Welt. Nun war ich hochgeschäftig mit meinen Fragen, denn alles in mir drängte zur Bethätigung. Durch jahrelange Arbeit habe ich mich festgestellt für meinen Beruf, in den politischen Sphären je nach den Forderungen des christlichen Geistes, den ich bekenne, eine Stätte umfassender Wirksamkeit zu gewinnen. Heute, mein Geliebter, kehre ich in das Elternhaus zurück. In den neuen Verhältnissen, die mich erwarten, werde ich schlicht mich geben wie ich bin; in gleicher Art haben meine Schriften schon mich eingeführt. Wenn ich wider die Meinigen selbst, wider den Minister, meinen Vater, alsdann wider den Fürsten, seinen Hof und seine Diener einen Erfolg erringe, so soll unsere Idee in der Staatsgesellschaft einen kräftigen, so Gott will, wirksamen Vertreter haben; reüssire ich nicht, dann werden Wege sich finden lassen, in freierer Geselligkeit und weiteren Verbindungen, jedenfalls doch in der Literatur meinem Geiste Geltung zu schaffen. — Von Adolph! Erfuhrst du Näheres über ihn? Ein Gerücht sagt, daß er nach vielen widerstrebenden Geschicken auf die Staatscarriere renoncirt, und mit seiner Schwester, über die ein wundersam hoher Ruf ergeht, zurückgezogen auf seinen Gütern lebe. Mir schrieb er nicht. — Leo's Verhältnisse schienen äußerst gespannt, äußerst drohend — auch von ihm nur Gerüchte! — O komme du! Hinweg nur aus dem kleinen, engen Leben! Entreiße dich dem Druck des Verkehrs mit diesen Tagewesen. — Ach Conrad, daß du frei aufathmen dürftest in der köstlichen, unersetzlichen Gemeinschaft von Geistes- und Gesinnungsgenossen.

38.

Obgleich Conrad mit dem strengen, herben, ja leidenschaftlichen Schmerz Hedwigs in seinem liebevollen Gemüth tief sympathisirte, auch wohl durch die Vorstellung ergriffen ward, wie gewaltig dieser Todesfall auf seine bürgerliche Lage und Zukunft, auf sein Weltglück einwirken mochte, so hatten doch seine freieren Bezüge zu den Freunden für ihn dieselbe Macht, wie die affectionirte Rücksicht auf sein Einzelgeschick. So erforderte es ein längeres Nachdenken nicht, daß er für jetzt vorzog, erst dann zur Hedwig zu eilen, wenn er Heinrich, dessen Geschick ihm hochgefährdet erschien, wiedergesehen. Der entschiedene Brief des Jünglings, dessen heroischer Charakter, ließ ihn durchgreifende Handlungen befürchten, die den ungestümen Grafen ohne Frommen an den Rand des Verderbens bringen mußten. Er wollte rathen, ihn zurückhalten, und — alsbald fand er auch für seine Absicht die entsprechenden Mittel.

Aus der Grundansicht Conrad's, daß das Christenthum in seinem Kern von den Zeitgenossen nicht einmal erkannt, viel weniger erlebt werde und gelebt, folgte mit Nothwendigkeit, daß eine Wirkungsweise specifischer Christen nur in den geistigsten Beziehungen gegeben sei, durch das freie Wort in der Literatur und ihr Beispiel im Leben; anders müsse die Gegenwart sie zurückstoßen, ja die doch Nichtswirkenden opfern, weil eben die Zeit in ihren herkömmlichen Bestimmtheiten Christen, die es wahr und wirklich sind, nicht fasse, nicht verstehe. Seine Ansicht, daß das Mysterium des Christenthums fremd sei in der heutigen Welt, meinte er durchgreifend bestätigt zu sehen in Staat und Kirche, Literatur und Leben, und im Einzelnen bezeugten dieselbe sein eig'nes Lebensloos sowohl, als Leo's Geschick, und das Geschick Adolph's. Adolph's Geschichte, zwar in milderen Verhältnissen als Leo's entsetzliche Schicksale, legte doch klar vor Augen, daß das Wesen des Christenthums unmittelbar nicht eingänglich zu machen ist in die heutige durch und durch naturalistische Zeit, daß es ein Opfer ohne Frommen sei, wenn man auf solchen Wegen für die Idee sich gäbe. Conrad hatte die Historie seines jungen Freundes, deren Materialien ihm Adolph je und je in einem vertrauten Briefwechsel mitgetheilt, kunstmäßig dargestellt: vorzüglich dies Manuscript sollte ihm zum Anhalt dienen einer äußersten Polemik wider den Vorsatz des Grafen Culm, mit der christlichen Idee in rein practischen Gebieten reformatorisch herauszugehen. Es galt, den thatkräftigen, stürmischen Jüngling von einem solchen nichts frommenden Angriff auf die Gesellschaft zurückzuhalten, den diese ohnfehlbar je nach ihrer Kraft und Macht furchtbar rächen mußte. Heinrich's Charakter war zwar so schroff nicht als Leo's Sinn; Leo mehr Dogmatiker stand ganz im Glauben, Heinrich mehr Humanist neigte der Liebe zu; auch waren die Lebensumstände Heinrich's milder, als es diejenigen Leo's gewesen: das tragische Geschick des Letztern schien für jenen nicht zu befürchten. Verglichen aber mit Adolph, der nur um seines ruhigeren, erwägenden Charakters willen äußerlich frei aus dem genannten Conflict mit der Welt hervorgegangen, erschien Heinrich viel anfassender, leidenschaftlicher,

durchdringender, und dem feurigen Grafen drohte ein ähnlicher Zusammenstoß den Verlust der Freiheit, wo nicht des Lebens.

Conrad's Entschluß, den Freund sofort heimzusuchen, war gefaßt. Er rüstete unmittelbar zur Reise, nahm aus seinem vielen Manuscript den Roman, welcher die Geschicke Adolph's behandelte, an sich, und trat zum Abe in die Zimmer seiner Verwandten. Mit seiner liebenswürdigen Offenheit und Freundlichkeit gab er ihnen an den erzählten Ereignissen Theil, nannte die Ursache seiner plötzlichen Abreise, nahm von der treuen Schwester mit nassen Augen Abschied, ward von seinem freundlichen, jungen Verwandten zur Eisenbahn begleitet, schied von ihm unter herzlichen Küssen, der heranbrausende Zug nahm ihn auf, und führte ihn der Residenz zu — woselbst Heinrich Tags zuvor eingetroffen, von seinen Eltern solenn, von seiner Schwester Marianne mit Innigkeit empfangen.

Ende des ersten Theils.

Die deutsche Kriegsverfassung.

(Schluß.)

In den damaligen Zeitverhältnissen waren außerdem noch verschiedene Umstände gegeben, die diese große Umwälzung, (welche freilich, wie die Entstehung der Lehnsverfassung, nur ganz allmälig und im Laufe mehrerer Jahrhunderte vor sich ging,) vermittelten und begünstigten. —

Zu allen Zeiten waren edle Männer und Freie freizügig gewesen, und hatten, wenn ihnen in der Heimath ehrenvolle Beschäftigung oder Unterhalt oder ein Dienst, der ihnen beides gewährte, entging, von diesem Rechte den Gebrauch gemacht, Abenteuer in fremden Ländern und einen Herrn zu suchen, der sie zu Krieg und Beute führte. Waren durch die Kreuzzüge Viele verarmt, so mußte begreiflich die Zahl dieser fahrenden Krieger im spätern Mittelalter bedeutend gewachsen sein. Ihr Bedürfniß nach einem Herrn, der ihnen Sold und Unterhalt gewährte, kam dabei dem oben geschilderten Bedürfnisse der Herren: Soldtruppen zu haben, die geringere Ansprüche machten als Vasallen und Dienstleute, auf halbem Wege entgegen. Früher waren aus ähnlichen Elementen die Gefolge und aus diesen neue Völker entstanden. Jetzt, wo alles Land bereits seinen Herrn hatte, waren die Dienstsuchenden mit temporären Verhältnissen, die der nächste Friedensschluß wieder auflöste, zufrieden. Auch gewährte eine solche unstäte Lebensweise, die dem abenteuerlichen Sinne besonders zusagen mußte, anderweitige Vortheile, von denen unten die Rede sein wird; bei der immer steigenden Bevölkerung in Deutschland wie in ganz Europa konnte es auch nicht an Personen niederern

Standes (wie Knechte, entlaufene Hörige, herrenlose Menschen aller Art) fehlen, die dasselbe Bedürfniß auf dieselbe Bahn leitete. Diese Bestandtheile bildeten den Stoff, aus dem die ersten Soldheere entstanden, und jeder neue Krieg mußte dieselben wie eine Lawine vergrößern. Dazu kam die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eintretende Veränderung in der Art des Kriegsdienstes. Die Kriege mit den Schweizern hatten gezeigt, daß die schwere Rüstung der geharnischten Reiter, leichtbewaffnetem Fußvolk gegenüber, auch ihre bedenklichen Schattenseiten hatte, später erforderten die Einfälle der Hussiten und der Türken größere Heere, als nach der bisherigen Lehnsverfassung ordentlicher Weise aufgebracht werden konnten. Dies führte auf die Nothwendigkeit des Fußdienstes zurück, den man seit dem Untergang des Heerbannes vernachlässigt hatte, und den die Ritterschaft ihrer kriegerischen Würde nicht für angemessen hielt. Die Städte endlich kamen bei dem immer steigenden Reichthum ihrer Bürger, und den vielfachen Kämpfen, in die sie mit Fürsten und Adel verwickelt wurden, auch frühzeitig auf den Gedanken Soldtruppen anzunehmen, damit durch den täglichen Krieg die Geschäfte des Friedens und die bürgerlichen Gewerbe nicht gänzlich gehemmt würden, und die ganze Last des Krieges nicht auf die, freilich zum Kriegsdienst verpflichteten Bürger fiele. Schon im Jahre 1256 verhießen die Städte am Rhein und in der Wetterau in dem Bündnisse, worin sie sich anheischig machten nur den als König anzuerkennen, der von den Kurfürsten einmüthig gewählt wäre, zu gegenseitiger Unterstützung Söldner und Schützen anzunehmen. Kriegserfahrne Ritter waren ihnen zu diesem Behufe besonders willkommen. So gewann, um unter zahllosen Beispielen nur eines anzuführen, die Stadt Speier den Ritter Johann von Lichtenstein für ihren Dienst; der ihm am St. Elisabethentage des Jahres 1280 gegebene Bestallungsbrief besagt, daß er dem Rathe und den Bürgern von Speier ein Helfer sein wolle bis zum nächsten Tage der Erscheinung Christi und noch ein Jahr, gegen alle Feinde, die sie jetzt haben oder bis dahin haben werden. Alle Gefangenen wolle er der Stadt überliefern, daß diese mit ihnen nach ihrem Gefallen verfahre, ausgenommen seinen Bruder und die Söhne des Bruders seiner Mutter, welche, wenn sie gefangen würden, nicht mit dem Tode bestraft werden sollten. Nach Ablauf des Jahres und Beendigung seines Dienstes als Stadthauptmann, werde er dennoch den gedachten Verwandten (diese hatten vornehmlich die Stadt bedroht) nicht beistehen, wenn bis dahin zwischen ihnen und der Bürgerschaft noch keine Beilegung des Zwistes stattgefunden habe. Die Stadt ersetzt ihm Waffen und Pferde, welche dem von Lichtenstein im Kampfe und auf der Verfolgung im Dienste der Stadt verloren gehen würden; dagegen wolle er die Stadt nach Beendigung des Jahres nicht weiter wegen des etwa erlittenen Schadens angehen, auch seine Söldner nie anders als für die Stadt und gegen deren Feinde anführen. Für diese Dienste empfing er in Voraus hundert Pfund Heller und verkaufte der Stadt seinen Antheil an der Burg Lichtenstein (von wo aus die Bürger beunruhigt waren) für eine eben so große Summe.

Auch das Lehnwesen selbst half in zweifacher Weise eine Brücke in das

System der Soldheere schlagen. Oft ward demjenigen, der den Solddienst für seiner Ehre nachtheilig erachten mochte, (obgleich die Freiheit hier nicht wie bei der Ministerialität geschmälert ward,) eine Geldsumme, ganz in der Weise wie eine unbewegliche Sache, zu Lehn gegeben, wofür er Kriegsdienste versprach und das ganze Verhältniß die Form und den Anschein des Feudalnexus gewann. Als ein Beispiel dieser Art wird bereits der Fall erwähnt, daß Robert von Flandern im Jahre 1101 dem Könige Heinrich von England für vierhundert Mark Silbers, womit ihn dieser belehnte, huldigte und mit fünfhundert Rittern dem Könige zu dienen versprach. In ähnlicher Weise ward auch Graf Wilhelm von Holland von König Johann von England für sich und seine Erben mit vierhundert Mark belehnt, um dem Könige bei feindlichen Landungen in England beizustehen. Ein Beispiel derselben Art kommt noch im vierzehnten Jahrhundert vor, wo Albrecht Herzog von Oesterreich, Philipp dem Schönen für ein Geldlehn huldigte, und Kriegshülfe gegen dessen Feinde versprach. Nahm hier der Vertrag über den Solddienst, die in jener Zeit am meisten gangbare, dem Lehnsystem entlehnte Form an, so trug ein anderer in eben dieser Verfassung begründete Umstand nicht minder dazu bei, den Uebergang dieses Systems in jenes zu vermitteln. Es war dies die Auslösung, mit welcher der Vasall sich von dem wirklichen persönlichen Dienste loskaufen konnte. Fürsten und Kriegsherren mußte eine solche Geldzahlung deshalb wünschenswerther sein, weil sie ihnen die Mittel zur Anwerbung von Söldnern gewährte, die aus den oben entwickelten Gründen höher als die Lehntruppen geschätzt wurden; der niedere Adel dagegen begann, seitdem durch die Soldheere, in denen sich die Standesunterschiede allmälig verwischten, die alten Begriffe von der Ehre des Ritterdienstes geändert waren, in vielen Ländern ebenfalls Loskaufung dem persönlichen Dienste vorzuziehen, und dieser Umstand vollendete endlich im siebenzehnten Jahrhunderte den Untergang der letzten Spuren der auf dem Lehnwesen beruhenden Kriegsverfassung. Schon im Jahre 1160 hatte Heinrich II. von England die Ablösung des Dienstes seiner Vasallen in Gelde gefordert, um dafür Söldner anzunehmen. In Deutschland dagegen wurde eben dieses Auskunfsmittel erst im dreißigjährigen Kriege stehende Regel, und bald nachher zwischen den Landesherren und der Ritterschaft eine bestimmte Ablösungssumme für jedes zu stellende Lehnpferd verabredet. „Kurbrandenburg," erzählt Stenzel S. 286, „bot seine Vasallen noch 1610 zu persönlichem Erscheinen auf, da der Adel kleine schwache Klepper, oder auch Kutscher, Vögte, Fischer und dergleichen Lumpengesindel bei der vorigen Musterung anstatt guter, reisiger Hengste und versuchter, ehrlicher reisiger Knechte geschickt habe. Wenigstens solle der Adel bei der Musterung selbst in Rüstung durchreiten, und sei Einer verhindert, an seiner Statt eine andre rittermäßige Adelsperson schicken. Es errichteten auch wohl die Vasallen insgesammt auf ihre Kosten eine Truppenabtheilung von geworbenen Söldnern, und stellten diese dem Landesherrn anstatt des Ritterdienstes von Lehen, worüber häufige Streitigkeiten zwischen Ritterschaft und Fürsten entstanden. Die kurbrandenburgische Ritterschaft, vom Kurfürsten 1646 aufgeboten, stellte demselben die Unmöglichkeit des

persönlichen Dienstes vor. Es würde, meinten sie, wenn sich auch der Adel auf das äußerste angreifen wollte, dennoch kaum der dritte Theil desselben aufsitzen können. — — — Der Adel erbot sich also fünfhundert Reiter zu werben, diese würden ihm, das Pferd zu dreißig Rthlr. Werbegeld gerechnet, 15000 Rthlr. und monatlich 65000 Rthlr. Unterhalt kosten, womit sich der Kurfürst auch unter Vorbehalt seiner Rechte begnügte." — Erst nachdem die Soldheere stehend geworden waren, fand der brandenburgische Adel seine ihm durch die Natur und die Geschichte angewiesene Stellung im Offizierstande derselben wieder.

Die eben bezeichnete Verwandlung der Kriegsverfassung ging, wie oben schon bemerkt, im Laufe einer Reihe von Jahrhunderten vor sich, und beide, Lehn- und Soldsystem, galten lange neben einander. Spuren geworbener und für die Dauer eines Krieges angenommener Söldner finden sich schon in der Geschichte Karl Martell's. Eine alte Chronik von Verdun klagt bereits, daß dieser Fürst ungeheure Schätze an jene Krieger verschwendet habe, die man Söldner (soldarii) nenne, „welche aus allen Theilen der Welt des Gewinnes halber ihm zugeströmt seien, und deren unseliger und frevelhafter Zustand seit jener Zeit seinen Anfang genommen." — Während der Blüthe des Lehnwesens erscheinen Söldner nur als Ausnahme von der Regel. Die Hohenstaufen bedurften dagegen in ihren Kämpfen mit den lombardischen Städten einer andern und größern Macht, als ihnen die auf den Grundsätzen des Lehnrechts beruhende Reichskriegsverfassung zu liefern im Stande war. In ihren Heeren finden sich schon unter verschiedenen Benennungen (Branbanzonen, Rotten, Savianten, Servientes) Haufen von adligen und gemeinen Söldnern, die der Ehre und des Lohnes wegen ihnen aus allen Landen zuzogen. Noch größere Ausdehnung gewann dieses System in den langen Kriegen zwischen England und Frankreich, wo sich jedoch schon bald der große Nachtheil desselben darin zeigte, daß nach geschlossenem Frieden die Söldnerhaufen zwar entlassen wurden, aber zusammen blieben, und bis sie neue Dienste gefunden, von Raub, Plünderung und Erpressungen aller Art lebten. Diese Uebelstände erreichten in Italien, wohin die deutschen Söldnerbanden mit Ludwig dem Baier gezogen waren, bald ihren höchsten Gipfel; in Frankreich und an den Grenzen Deutschlands waren im funfzehnten Jahrhundert die Armagnacs eine Geißel und ein Schrecken des Landes. Zugleich wurden aber auch die Banden dieser Art, die sich als ein Ganzes betrachteten, und ihre eigenen Anführer hatten, das gewöhnliche Werkzeug des Krieges in den Händen der Fürsten, neben welchem der Gebrauch der Vasallen und ihrer persönlichen Dienste immer mehr in den Hintergrund trat. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde der Anschlag zur Vertheidigung des Reiches gegen die Türken schon nach Gelde gemacht, und die Anwerbung von Söldnern dabei bereits als die Regel vorausgesetzt, während im Anfange der Hussitenkriege noch der persönliche Dienst des Adels zum Grunde gelegt, und das Contingent jedes Reichsstandes nach Gleven*) berechnet wird.

*) Vier bis fünf Pferde bilden eine Gleve.

Den eben geschilderten Formen der Kriegsverfassung liegt der Gedanke zum Grunde, daß der Krieg eine Sache des Herrn ist, dem der Dienst geleistet wird; letzterer ist deshalb niemals unentgeltlich, und der zum Kriegsdienst Verpflichtete empfängt seine Vergütung dafür entweder in einem eigentlichen Solde, in den Nutzungen eines Grundstückes, oder in andern Vortheilen. Die Verpflichtung zum Dienste aber beruht auf einem in der Regel durch Vertrag entstandenen, gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Kriegsherrn und dem Dienstmanne, sei dieser Vasall, Ministerial oder Söldner.

Neben diesen Verhältnissen finden wir aber auch selbst noch in den späteren Zeiten des Mittelalters, daß die alten Ideen des Heerbannes in manchen Fällen wieder aufleben, ja in einzelnen Verhältnissen, wie namentlich in den Städten, freilich in ganz andern Formen, sich fortdauernd wirksam erhalten haben. Nach diesen aber ist der Krieg keineswegs blos eine Sache des Herrn, sondern des ganzen Landes, (welches in solchen Fällen als eine Art Gesammtheit erscheint,) oder der sonstigen Gemeinschaft oder Corporation, welcher der zum Kriegsdienste Verpflichtete angehört.

Ein Beispiel hiervon liefern die Kriege der Hussiten. Der Raubzug, den diese in die benachbarten Länder unternahmen, bedrohte alle Einwohner der letztern mit einer gemeinen Gefahr; wie später die Türken führten sie keineswegs blos mit den Fürsten und Landesherren Krieg, sondern suchten alle Städte, Flecken und Dörfer, die sie einnahmen, mit Feuer und Schwert heim, raubten Alles was sie wegschleppen konnten, und führten alle Einwohner des Landes, die sie am Leben ließen, mit sich in die Gefangenschaft und Sklaverei. Hier war der Krieg augenscheinlich Landessache, und wir finden demnach in mehreren angrenzenden Ländern, namentlich in Oesterreich, Vertheidigungsanstalten, die sich auf der einen Seite der alten Einrichtung des Heerbannes nähern, auf der andern mit dem heutigen Institute der Conscription große Aehnlichkeit haben.

Nach der von den österreichischen Landständen im Jahre 1426 erlassenen Defensionsordnung wird nämlich auch der gemeine, ursprünglich zu keinem Kriegsdienste verpflichtete Landmann, zur Vertheidigung des Landes aufgeboten. Aus den Hausbesitzern der Bauerschaft wird der zehnte Mann, der zum Kriegsdienste die größte Geschicklichkeit und körperliche Kraft besitzt, auserwählt, und von den übrigen neun, die zu Hause bleiben, mit allem Nothwendigen versehen. Für Waffen und Harnisch muß jeder Wehrmann auf eigene Kosten sorgen; ist er zu arm dazu, so sind die zu Hause Bleibenden verpflichtet ihn auszurüsten. Diese Neun, welche zu Hause bleiben, helfen der Familie des Ausziehenden, während seiner Abwesenheit, in den Feldarbeiten. Auch ist demselben eine monatliche Löhnung von sechs Schilling Pfennigen bewilligt, welche vornehmlich für den täglichen Unterhalt verwendet werden müssen. Diese ausgehobenen Krieger werden von den geistlichen und weltlichen Grundherren persönlich auf den Sammelplatz geführt, und Jeder, der einen seiner Unterthanen dem Aufgebote entzieht, verfällt für jeden einzelnen Mann in eine Geldstrafe von 32 Pfund Pfennigen. Aufseher in

allen einzelnen Kreisen wachen über die genaue Befolgung aller hierher gehörenden Vorschriften. „Daß den Anordnungen dieses Aufgebots die alten Heerbannsgesetze zum Grunde liegen," sagt Kurz in seiner früher genannten Schrift, „und daß beide noch großentheils mit einanger übereinstimmen, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen. Alle Mitglieder des Adels, die fähig waren, Waffen zu führen, mußten sich" (kraft ihres Ministerialen- oder Vasallenverhältnisses) „stellen; nur scheint es, daß man viel von der Strenge der alten Einrichtung abgewichen sei, welche allen Vasallen die Pflicht auferlegt, mit ihren Herren in den Krieg zu ziehen. An die Stelle der vormaligen Freien sind die herrschaftlichen Grundholden getreten. Sollten die Felder bebauet, der Armee Lebensmittel geliefert, dem Landesfürsten und den Herrschaften Steuern und Dienste entrichtet, und die Familien der Bürger und Bauern aufrecht erhalten werden, so durfte man nur einen Theil der Hausbesitzer den Gewerben und dem Feldbau entziehen; man begnügte sich also, so drohend auch die Gefahr von Seiten Böhmens und Mährens war, mit dem zehnten Mann, der für seine eigene Bewaffnung selbst sorgen mußte, wenn es seine Vermögensumstände gestatteten, dagegen war er übrigens von aller Kriegssteuer befreit. Milder, als König Karl's des Großen harte Heerbannsgesetze, war die Vorsorge für das Hauswesen des Wehrmanns, der gegen den Feind ausgezogen ist; seine neun Nachbarn mußten seine Baugründe gehörig bestellen, und so für den nöthigen Unterhalt der Familie sorgen, deren Oberhaupt zur Vertheidigung des Vaterlandes abwesend war. Auch das verräth eine mildere Behandlung des Wehrmannes, daß ihm monatlich ein bestimmter Sold gereicht wurde. Ganz der alten Sitte gemäß wurden auch die Besitzer einzelner Grundstücke in's Mitleiden gezogen, und mußten zum Kriege beisteuern. Die Heerbannsstrafe und die Aufseher in den Kreisen, einstens Heerbannatores genannt, wurden ebenfalls nach dem Muster alter Zeiten beibehalten; letztere versahen nun das Amt der alten Sendgrafen, so weit es sich auf die Militairanstalten erstreckte. Auch das war der alten Sitte gemäß, daß ein jeder Grundherr, er mochte geistlichen oder weltlichen Standes sein, seine Unterthanen selbst auf den Sammelplatz führen, und sie dort dem Herzog oder dem obersten Feldhauptmanne vorstellen mußte."

In ähnlicher Weise beruhte auch die Kriegsverfassung der Städte auf dem Grundgesetze, daß jeder Eingesessene kraft seines Bürgerrechtes, welches er freilich auch aufgeben konnte, zur Theilnahme an der Vertheidigung der Stadt als eines gemeinen Wesens verpflichtet sei. Auch hier war der Krieg, der Natur der Verhältnisse nach, in der Regel keineswegs blos Sache des Herrn oder der Stadtobrigkeit, — sondern, sobald es zu einer Belagerung kam, der gesammten Bürgerschaft, an welcher der Sieger, wenn er mit Sturm eindrang, oder Noth und Mangel endlich zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwangen, Rache nahm, wie Friedrich Barbarossa an Mailand. Gleiche Noth erzeugte hier gleiche Verpflichtung, und hieraus entstand, im Gegensatze mit dem Lehndienste und der Ministerialität, eine dem alten Heerbann in manchen Punkten sehr ähnliche Verfassung. Ursprünglich waren hier

freilich auch blos die alten rittermäßigen Geschlechter, welche sich in die Stadt gezogen hatten, waffenfähig geblieben, allmählig jedoch ging das Recht und die Pflicht des Kriegsdienstes auch auf die Eingesessenen über. So wird von Straßburg schon im Jahre 1281 erwähnt, daß hier „viele Unedle zu Rittern gemacht worden seien," d. h. daß sie das Recht erhalten hätten, ritterliche Waffen zu führen. Später um das Jahr 1332 berichten die Chronisten: es sei die Gewohnheit aufgekommen, daß die Handwerker eben dieser Stadt „auf Wagen ritten," wenn man in den Krieg auszog, während sie vormals zu Fuße gingen. Fortan wurde es Gesetz, daß die Ausrüstung der Bürger nach ihrem Vermögen geschehen müßte. „Wer zwanzig Pfund Werth hat", soll nach einer alten Kriegsordnung der Stadt Straßburg, „haben Panzer, Koller, Backenhaube, Handschuhe — es sei Frau oder Mann, alt oder jung. — Wer den Harnisch nicht brauchen kann, soll ihn den Bürgern geben." — „Wer des Jahres dreitausend Heller versteuert, er sei von Adel oder den andern Bürgern, soll ein stark wohlgerüstet Pferd mit gerüstetem Mann zur Musterung stellen, und statt seiner zu zahlenden acht Pfund Pfennige nur ein Pfund Heller steuern. Was er über dreitausend Heller besitzt, versteuert er, bis auf sechstausend Heller, von welchen er zwei Pferde zur Musterung stellt, wofür ihm sechszehn Pfund Pfennige an seiner Steuer erlassen werden, und so fort bis auf den Besitz von funfzehntausend Hellern, dann soll er fünf Pferde stellen und nicht mehr, und ihm für jedes acht Pfund von seiner Steuer nachgelassen werden." Wer weniger als dreitausend Heller besaß, war nicht genöthigt ein Pferd zu halten. Dagegen war es eine schwere Strafe, wenn ein Bürger des Waffenrechtes für unfähig erklärt ward. Trat eine dringende und plötzliche Gefahr ein, so rief die Sturmglocke die Bürger zusammen, die sich dann entweder nach Innungen oder nach Kirchspielen versammelten, deren jedes in der Regel seinen Hauptmann hatte. Gilden und Innungen lieferten ihr Kriegsgeräth selbst, und bezeichneten es mit ihrem Handwerksschilde. Ein Zeughaus verwahrte außerdem die Waffenvorräthe für die gemeine Bürgerschaft. Doch wurde dieser der Kriegsdienst auf jede Weise erleichtert, theils, wie oben ewähnt, durch Annahme von Söldnern, theils für die mittelbaren Städte durch besondere Privilegien der Landesfürsten. So erhielt z. B. schon im dreizehnten Jahrhundert Wien das Vorrecht, daß seine Bürger von den Landesfürsten nur zu solchen Kriegsdiensten aufgefordert werden durften, die nicht länger dauerten, als die Sonne am Himmel stehe. — Nach Erfindung des Schießpulvers entstanden in den Städten besondere Schützengilden, die auch noch in späterer Zeit fortdauerten, als die Kriegsverfassung bereits gänzlich die Natur des Soldienstes angenommen hatte. Ueberhaupt erhielt sich dort die alte Wehrverpflichtung aller eingesessenen Bürger bei weitem länger, und noch im dreißigjährigen Kriege kommen, wie in Magdeburg und Stralsund, Beispiele vor, daß die Bürger ihre Stadt lange und kräftig vertheidigt haben. Der Kriegsdienst war eine dem Bürgerrechte anklebende Last, dieses aber wurde nicht als eine ideelle Staatsbürgerschaft, sondern als Mitgliedschaft und vollberechtigte Theilnahme an einer bestimmten Corporation aufgefaßt.

Zum Schlusse dieser historischen Andeutungen über die Grundlagen der Kriegsverfassung vor ihrem Uebergange in die noch heute bestehenden Verhältnisse, möge hier noch in Beziehung auf die, von den Unterthanen der Landesherrschaft zu leistende Kriegshülfe, die Bemerkung Platz finden, daß sich der Natur der Sache nach diese Pflicht wohl immer anders im Vertheidigungskriege als beim Angriff gestalten wird. Der für den letztern in den meisten Fällen richtige Satz: daß der Krieg die Sache des Herrn und nicht der Unterthanen sei, ist es nicht in gleichem Maße, sobald von den Anstalten der Landesvertheidigung gegen einen hereinbrechenden Gegner die Rede ist. In jenem Falle beruhte allerdings, nach Ausweis der Geschichte die Pflicht des Kriegsdienstes im Mittelalter in der Regel auf besondern Verträgen, und geschah für einen, in dieser oder jener Form gegebenen Lohn. Daneben aber kommen in mannigfaltigen Gestalten und Benennungen auch Einrichtungen vor, denen der Gedanke zum Grunde liegt, daß die Landesvertheidigung die Pflicht eines Jeden sei, der Etwas besitzt, und es durch einen feindlichen Einfall verlieren muß. Ein allgemeines Aufgebot solcher Art führt im Mittelalter die Namen: Zuzug, Reise, Landfolge, Insurrectio, auch Landsturm.

Der griechische Patriarch zu Konstantinopel.

Die Patriarchen der griechischen Kirche haben den ersten Rang in derselben und es giebt derselben vier, nämlich der Patriarch zu Konstantinopel, zu Alexandrien, welcher aber in Kairo wohnt, zu Antiochien, welcher zu Damaskus lebt, und zu Jerusalem. Der Kaiser Justinian setzte zwar auch einen in seiner Vaterstadt Achriba ein, dieser ist aber nie von der Kirche dafür erkannt worden. Gleichergestalt wurde mit Bewilligung der sämmtlichen vier Patriarchen im Jahr 1589 ein Patriarch zu Moskau bestellt. Es dauerte dieses Patriarchat aber nur bis 1700, denn als damals den 16. November der Patriarch Hadrian starb, beschloß Peter der Große, die Stelle eingehen zu lassen; er mußte bei dieser Veränderung sehr weislich und behutsam verfahren, daher ließ er den Patriarchatstuhl fast 21 Jahre offen stehen, und mittlerweile die Kirchenangelegenheiten durch bestallte Exarchen versehen, bis er 1721 den großen Schritt thun konnte, das moskanische Patriarchat gänzlich aufzuheben, und an dessen Stelle die heilige gesetzgebende Synode einzuführen.

Um nur etwas von dem Unterschiede der eingeführten geistlichen Würden zu sagen; so sind die Patriarchen die obersten Regenten der Kirche, und haben, ein jeder sein besonderes Erzbisthum. Die Erzbischöfe haben die Aufsicht über gewisse, zu ihrem Kirchensprengel gehörige Bischöfe, halten sich

aber eigentlich nicht dem Patriarchen subordinirt, sondern blos für dessen Koadjutoren. Die Metropoliten sind ganz vom Patriarchen abhängig. Sie haben eine Mutterkirche und versehen zugleich das geistliche Regiment in den ihnen untergeordneten Kirchen. Ein jeder Patriarch, Erzbischof und Metropolit kann sich seinen Archimandriten halten, welcher sonderlich über die Klöster gesetzt ist: denn Mandra heißt ein Kloster; doch ist er mehr, als ein Abt, und der Archimandrit eines Patriarchen hat unter allen übrigen den Vorzug.

Unter oben genannten vier Patriarchen ist der zu Konstantinopel der der vornehmste; anfänglich war es der Patriarch zu Alexandrien, welcher auch deswegen die Patriarchatstelle zu Konstantinopel mit versah, so oft dieser Stuhl entledigt war. Das ist auch die Ursache, warum er eine zweifache Krone, eine doppelte Binde über die Schultern trägt, und sich Papa nennen läßt. Als aber Konstantin der Große Byzanz zu seiner Residenz erwählte, und überhaupt der Kirche ein größeres Lustre geben wollte; so erhielt der Patriarch zu Konstantinopel den Vorrang vor allen übrigen. Kein Wunder, daß er diesen auch in Ansehung des Bischofs zu Rom behaupten wollte; daher er sich einen allgemeinem Patriarchen (Patriarcha oecumenicus) nannte, worüber aber viele Streitigkeiten, Spaltungen und Zerrüttungen entstanden. Der römische Bischof war nichts weiter gewöhnt, als in diesem Rangstreit nachzugeben und P. Innozent so sinnreich, daß er Petri Stuhl zu Rom mit dem Stuhl des Lammes in der Offenb. Johannis verglich, und den vier Patriarchen der griechischen Kirche die Ehre erwies, daß sie die vier Thiere um den Stuhl vorstellen sollten. Gewiß! ein Gedanke, worauf Rom stolz sein konnte.

Der Patriarch zu Konstantinopel behielt abgesondert vom römischen Stuhl, eine der höchsten Würden der Welt, und dies ging so weit, daß, nachdem auch Konstantinopel von den Türken erobert wurde, sich der Patriarch eine kaiserliche Krone und ein kaiserliches Wappen zueignete, wodurch er zu verstehen gab, daß er in Stelle der abgegangenen griechischen Kaiser getreten wäre. Man wird sich vielleicht wundern, wie es zugegangen, daß die Türken darüber nicht eifersüchtig geworden; allein die Staatsklugheit rieth ihnen vielmehr, dem Patriarchen diesen Schatten der Hoheit zu lassen, um die griechischen Christen nicht zu Abfall und Auswanderung zu reizen.

Nun wir also wissen, was der Patriarch zu Konstantinopel für ein vornehmer Mann ist, müssen wir denselben etwas näher kennen lernen. Ich werde daher das Nöthige von seiner Wahl, Kleidung, Amt, Ansehen u. s. w. erwähnen.

Man wird leicht vermuthen, daß es bei der Wahl eines Patriarchen, zu Zeiten der christlichen Kaiser und der jetzigen muhamedanischen Regenten auf verschiedene Art zugegangen. Zu Zeiten der christlichen Kaiser geschah die Wahl folgender Gestalt: Zwölf Bischöfe, als Repräsentanten der zwölf Apostel, wählten drei Personen und gaben dem Kaiser davon schriftliche Nachricht, welcher die Macht hatte, eine von diesen ernannten Personen zu bestätigen. Derjenige nun, den das Glück traf, ward von dem Kaiser selbst

auf eine, bei der kaiserlichen Burg dazu erbaute Bühne geführt, woselbst er ihm den Patriarchalstab mit diesen Worten überreichte: „Die heilige Dreieinigkeit setzet dich, durch unser von ihr geschenktes Reich zum Erzbischof von Konstantinopel, des neuen Roms und zum allgemeinen Patriarchen," worauf der Kaiser ihm noch ein wohlausgerüstetes Pferd und ein ansehnliches Geschenk verehrte. Der neue Patriarch segnete sodann den Kaiser, und das Volk rief ihm ihr πολυχρονίζειν, ein langes Leben zu.

Sobald also die Sache, von Seiten des Hofes, ihre Richtigkeit hatte, ritt der neue Patriarch unter einer großen Begleitung nach der Sophienkirche, wo ihn die Bischöfe erwarteten. Der Bischof von Heraklea*) hatte das Recht, ihn auf den Thron zu setzen. Unter den Einweihungsgebräuchen war der vornehmste die Ueberreichung des erzbischöflichen Stabes, welches mit folgenden Worten geschah: Nimm hin den erzbischöflichen Stab, damit du weidest die vor dir stehende Heerde Christi! Er sei unter deiner Aufsicht den Gehorsamen eine Unterstützung, und gegen die Ungehorsamen bediene dich desselben zur Züchtigung! Wenn alles vorbei war, hielt der Patriarch mit der vornehmen Geistlichkeit eine Mahlzeit.

Unter der Herrschaft der Türken ward es mit der Wahl und Einführung eines Patriarchen auf folgende Art gehalten: Wenn das Patriarchat durch Absterben oder freiwillige Abdankung entledigt ist, so treten die benachbarten Erzbischöfe und Metropoliten, deren sich immer einige zu Konstantinopel aufhalten müssen, um den Berathschlagungen des Patriarchen beizuwohnen, sogleich zusammen und wählen einen neuen Patriarchen, jedoch hat immer ein Staatsbedienter des Sultans ein Auge auf die Wählenden und lenkt die Sache so, daß sie dem Hofe nicht Nachtheil bringe. Gemeiniglich sind es ihrer Zwölf; doch können auch sechs das Werk verrichten, welche nach Mehrheit der Stimmen wählen, dabei aber immer eine Rücksicht auf den Willen des Hofes nehmen, weshalb sie unter der Hand den Großvezier wissen lassen, auf welchen ihre Wahl fallen mögte, um zu erfahren, ob sie auf die Bestätigung derselben sichere Rechnung machen können.

Der Gewählte wird hierauf zu Wasser ins Serail gefahren, und zwar zur Zeit, wenn eben Divan gehalten wird, um ihn dem Sultan, oder in dessen Abwesenheit, dem Großvezier vorzustellen. Dieser ertheilt ihm den Kafta, nämlich ein weißes Kleid mit goldenen Blumen, nächst dem, von Sultans wegen, ein weißes Pferd, und giebt ihm einen Stab mit einem runden Knopf, wodurch ihm die weltliche Gerichtbarkeit eingeräumt wird, in die Hand, und redet ihn mit folgenden Worten an: „Der Sultan vertrauet deiner Vorsorge an sein griechisches Volk, so alle seine Unterthanen sind, und setzet dich zum Haupt ihres Gesetzes. Sei treu und halte das Volk zur Treue an gegen seinen Herren!" Hierauf küßt der Patriarch dem Großvezier die Hand, ergreift auch den Rock und gelobt alles an, wozu er ihn verpflichtet hat.

Nach dieser Ceremonie setzt er sich, und zwar mit besonderem Vorrechte,

*) Mit diesem Vorrecht hat ihn der Kaiser Konstantin begnadigt, als er die höchste Würde in der griechischen Kirche von da nach Konstantinopel verlegte.

noch innerhalb des Serails, zu Pferde, und reitet, unter Begleitung einiger Bewaffneten, wie auch einiger Priestermönche und Diakonen durch die Stadt nach dem Patriarchathofe, wo die Erzbischöfe zu Wasser schon vor ihm angelangt sind, welche ihn an der Pforte der Mauer, die das Patriarchat umschließt, empfangen. Sobald er in den nächsten Zimmern seinen Kafta abgelegt und seine gewöhnliche Kleider angezogen hat, wird er von der gesammten Geistlichkeit in die Kirche begleitet, und unter Psalmen und Gesängen auf den Patriarchalthron gesetzt. Hier überreicht ihm nun der Erzbischof von Heraklea den Patriarchalstab mit diesen Worten: „Nimm hin den Hirtenstab, und weide das Volk Christi in Heiligkeit und Gerechtigkeit!" Sobald er dies gesagt hat, küßt er dem Patriarchen die Hand, welches auch die gesammte anwesende Geistlichkeit thut; der Patriarch aber ertheilt hierauf dem Volk den Segen, und behält die Erzbischöfe in seiner Wohnung zur Mahlzeit.

Nun ist noch die Bestätigung des Sultans übrig, welche durch ein sogenanntes Hatischerif, welches der Großherr eigenhändig unterschrieben hat, ertheilt wird. Um den Aufwand der Wahl zu bestreiten, — wozu auch die Zahlung einer tüchtigen Geldsumme an die Diener des Sultans gehört, macht der Patriarch durch ein umgehendes Schreiben der gesammten, unter ihm stehenden Geistlichkeit seine Erhöhung bekannt, worauf er ansehnliche Geschenke zu erhalten pflegt.

Die tägliche Kleidung des Patriarchen ist ohne alles Gepränge. Sie besteht in einem Talar von schwarzer Seide und eben dergleichen Kappe, die vorn halb auf die Stirne geht, zu beiden Seiten der Ohren aber bis über die Schultern abhängt, worüber er zuweilen auch wohl noch einen Mantel von violetter Farbe schlägt. In der Hand hat er einen Stab mit einem Knopf, der einer Krücke gleicht.

Seine Ehrenbekleidung aber, in welcher er sich zeigt, wenn er das hohe Amt verrichtet, ist prachtvoll. Sobald er in die Kirche kömmt, setzt er sich auf einen Stuhl und die Diakonen müssen ihm, unter Absingung gewisser Psalmen, den hohenpriesterlichen Schmuck anlegen. Er verdient eine genauere Beschreibung.

Das Haupt ist mit einer an Perlen und Edelsteinen recht reichen Kaiserkrone geziert, so wie das Wappen gleichfalls der kaiserliche zweiköpfige gekrönte Adler ist, welcher auf zwei Drachen steht, und solche in den Klauen hält. Die Kleidung selbst besteht aus einem Ober- und einem Unterkleide. Das Unterkleid reicht ganz bis auf die Füße, und ist von weißer Seide, ohne andern Zierath, als daß unten etliche hellblaue wellenförmige Streifen rund herum gehen. In diesem Unterkleide sind Aermel, welche bei der Hand enge zusammen laufen, und daselbst auf rothem Grunde mit blauen Blumen gestickt sind, so weit sie unter den Aermeln des Oberkleides hervorragen. Das Oberkleid ist weit kürzer und hat eine aschgraue Farbe, überall mit goldenen, auf himmelblauen Grund gestickten, und in einem goldenen Zirkel eingefaßten Kreuzen bestreut, welches sich ungemein prachtvoll ausnimmt, noch mehr, da die untere Borde des Kleides, wie der Rand der Aermel, mit Perlen und

Edelsteinen kunstmäßig eingefaßt sind. Zwischen diesen beiden Kleidungsstücken ragt unten eine doppelte, mit anhangenden Quasten versehene Binde hervor, welche über das Genick geschlagen ist, und mit den auf hochkarmoisinrothen Grunde gestickten goldenen Blumen gegen das Ober- und Unterkleid ungemein absticht.

Was aber die ganze Pracht noch mehr erhöht, ist eine weiße breite Binde, welche über die Schultern geschlagen ist und wovon die Hälfte, welche über die linke Schulter geht, vorne herab hängt, die andere aber unter dem linken Arm nach hinten herunter geschlagen ist. Sie reicht bis an die Füße, ist aber in der sitzenden Stellung etwas auf den Schooß gezogen. Es sind in dieselbe goldne Kreuze eingewirkt, welche eine zierliche Einfassung von Gold und Perlen haben, unten an dieser Schulterbinde sieht man sechs, mit Gold und Seide durchwirkte Quasten hängen. Vor der Brust trägt der Patriarch ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes kostbares Kreuz, welches an einem Band oder einer goldenen Kette vom Halse herabhängt und eine Nachahmung des Brustschildleins Arons sein soll. Der Patriarch küßt es, so oft er es umhängt. Ein besonderer Zierrath ist noch das an der rechten Seite hangende seidne Tuch, welches mit Quasten versehen und auf rothem Grunde mit einem goldnen Kreuz oder andern Zierrathen sauber gestickt ist. Es soll das Tuch vorstellen, womit Christus seinen Jüngern die Füße gewaschen, und den Patriarchen erinnern, wie sein Meister demüthig zu sein, wie denn überhaupt die Griechen in dieser ganzen priesterlichen Kleidung viel Bedeutendes suchen.

Der Patriarchalstab, welchen er in der linken Hand hält und an die linke Schulter lehnt, ist knotig, und mit Schildkröte und Perlmutter eingelegt; am obersten Ende sieht man zwei mit aufgerichteten Köpfen gegen einander zischende, knotige Schlangen, welches vermuthlich den Patriarchen an die Matth. X, 16. befohlne Schlangenklugheit erinnnern soll, die jedem christlichen Geistlichen unter den Türken gewiß wohl recht nöthig ist.

Der Thron oder Stuhl des Patriarchen ist von Eben- oder Zypressenholz, mit Perlmutter angelegt. Ehedem war er weit köstlicher. Das Kissen, worauf er sitzt, ist von rothem seidenen Zeuge mit goldenen Streifen durchzogen.

So majestätisch aber der Anblick des Patriarchen in die Augen fällt, wenn er in der Kirche die vornehmste Obliegenheit seines Pontifikats verrichtet, so einförmig und wenig auffallend ist sein Aufzug, wenn er sich auf der Straße unter dem Volke sehen läßt. Wir haben seiner häuslichen Kleidung schon oben erwähnt, und in eben derselben erscheint er auch auf der Straße. Er sitzt auf dem Pferde, welches ihm bei seiner Bestätigung geschenkt worden. Vom Thron segnet er mit der rechten Hand, zu Pferde aber hält er mit der rechten den Zügel und segnet mit der linken, welches allemal mit drei aufgereckten Fingern geschieht. Vor ihm her gehen zwei Bewaffnete. Hinter ihm her gehen zwei Diakonen, von welcher einer den Stab trägt, welchen der Großvezir dem Patriarchen bei seiner ersten Vorstellung gegeben hat. Jeder-

mann, der ihm begegnet, auch die Türken, sind gewohnt, vor ihm das Haupt zu neigen.

Der Patriarch hat eigentlich ein zweifaches Amt. Einmal ist er allgemeiner Patriarch, da er für die gesammte griechische Kirche Vorsorge zu tragen hat. Er weiht die Erzbischöfe und Metropoliten ein, muß mit den übrigen Patriarchen einen beständigen Briefwechsel unterhalten und alles die Kirche betreffende Anliegen dem Hofe vortragen. Weil nun der Umfang seiner Obliegenheiten sehr groß ist, so bedient er sich in wichtigen Angelegenheiten allemal des Raths seiner vornehmen Geistlichkeit, welche in Konstantinopel zugegen ist und aus Erzbischöfen und Metropoliten besteht, daher die Antworten und Schlüsse dieses geistlichen Raths allemal unter gemeinschaftlicher Benennung ausgefertigt werden. Hiernächst ist er auch Erzbischof, da er für die unmittelbar unter ihm stehenden Kirchen sorgt, sie visitirt und geistliche, wie auch gewisse weltliche Streitsachen entscheidet. Zu dem Ende hält er wöchentlich drei mal Gerichtstag. Des Sonntags predigt er Vormittag und wohnt, nebst seinen Hausgeistlichen, als dem Archimandriten, Protosynzellus, Archidiakonus, Megasoekonomus, Protopapas &c. &c. auch des Nachmittags und in der Woche dem öffentlichen Gottesdienst bei. An hohen Festen verrichtet er das hohe Amt in seiner, zur Fastenzeit aber auch in noch andern Kirchen, wobei er jederzeit die Krone abnimmt und den Patriarchenstab dem Archidiakonus reichet. Der Protopapas ist sein Hauskapellan, aus dessen Händen er die heil. Communion empfängt, wenn er gleich einen andern Geistlichen zu seinem Beichtvater hat.

Die Wohnung des Patriarchen, oder der Patriarchalhof, liegt neben der St. Georgen-Kirche auf einer Anhöhe, vor welcher eine reizende Aussicht in den Hafen und ins Meer geht, dabei befindet sich ein kleiner Garten. Der Patriarch wohnt im ersten Stock, der unterste dient zum Aufenthalt seiner Hofbedienten.

Im Grunde betrachtet ist der Patriarch, bei allen seinem Ansehn und anscheinender Glückseligkeit, ein sehr geplagter Mann. Er hat beständig Anlauf von Griechen und Türken, und wenn ihn ein Pascha um eine Summe Geldes oder einen sonstigen beschwerlichen Dienst anspricht, würde er sehr wider seinen Vortheil und Klugheit handeln, wenn er diese Bitte nicht als einen Befehl ansähe; denn wie leicht kann er nicht bei Hofe angeschwärzt, und mancher Gefahr ausgesetzt werden. Dies Schicksal hatte einst der Patriarch Jeremias, welcher von seinem eignen Diakon angegeben wurde, als wenn er ein geheimes Verständniß mit den Russen unterhalten hätte, worüber er in's Gefängniß geworfen wurde und viele Tausende bezahlen mußte. Ja endlich resignirte er aus Verdruß auf seine Würde und wählte die Einsamkeit auf dem Berge Athos.

Trencks Fluchtversuche.

(Fortsetzung.)

Ich habe diese Begebenheit hier umständlich berühret, weil dieser Mensch, Namen Schütze sich allererst 18. Monate nachher den 3. Julij 1755. im Sterne selbst erhieng, da ich hier mit andern Grenadiers vom Borckschen Regiment Anschläge zur Flucht geschmidet, und bey geschehener Entdeckung eine genaue inquisition angestellet wurde. Weil er nun inzwischen mit dem aus meinem Ringe gelößten Gelde etwas sichtbar mag gewirtschafftet haben, folglich einen Verdacht befürchtete so hatte er sich mit Seinem Haarbande hier unter der Brücken erdrosselt; wovon ich besser unten, die Wunderliche Göttliche Fügung genauer erzehlen werde. Ich hatte also vor meinen Ring keinen andern Vortheyl, als daß er mir ein kleines Messer zugesteckt, dessen ich mich bedienen wollte, meinen Anschlag weil er ausblieb, allein, und ohne Hülffe in das Werck zu setzen. Allein ein neuer Zufall, der mir vortheyl-hafft schien, verursachte einen Verschub in meinem Vorhaben, und endlich die totale Hinderung. Man hatte mich nehmlich an meinem Fenster stehen gesehen, und auf Befragen, wie ich so hoch auffsteigen konnte gab ich zur Antwort, wie ich mich meiner Bettstelle, oder Leib-Stuhls dazu bediene. Hierauf wurden beyde mit starcken, und just zum Mauerbrechen geschickten Eysen an den Boden befestigt und zwar nicht mit Nägeln, sondern höchst un-vorsichtig mit Schrauben; die ich eben so gut los, und wieder fest schrauben konte, als der Schlosser; folglich gab man mir selbst das Gewehr in die Hand. Da nun auf allerhand Art Anstalten gemacht wurden, meinen Kercker vollkommen undurchdringlich zu machen, so gerieth der Herr General v: Borck auf den Gedancken, daß der neben mir wohnende Feuerwercker Namens Jahnsen ausziehen muste, und beging die Unvorsichtigkeit, daß diese Wohnung ledig stehen blieb. Wodurch just das Gegentheyl Seines Vorhabens in das Werck gesetzet wurde; denn, wenn ich die zwischen meinem Verhältnis und dieser Wohnung befindliche Mauer durchbrach, so konte ich ohngehindert hingehen wohin ich wollte, welches nicht geschehen können, wenn die Einwohner darinnen geblieben, oder noch sicherer wenn ein anderer Arrestant hinein gesetzt wäre. Weil ich nun meinen ersten Vorsatz die Thüren zu durchschneiden, einstellen muste, indem die Schildwachten im Winter nicht draussen, sondern inwendig im Gange postiret stunden; so fassete ich den Entschluß diese Wand zu durchbrechen. Ich erwehlte also den Platz dazu hinter dem Ofen, unter dem festgenagelten Leib Stuhl, wo ich vor alles visitiren sicher war, brach daselbst den nur mit einfachen Ziegeln gepflasterten boden auf, wo ich sogleich unten schwarze Erde fand, und fing meine Arbeit an, doch nicht oben, wo man das Loch hätte sehen können, sondern ich grub zuerst 4 Fuß tief in die Erde hinunter und sodann durch-

brach ich die Mauer unten im fundament. Ich fand aber mehr Arbeit als ich mir vermutet hatte; denn es war der Schwiebogen der Casematte, und folglich sieben Fuß dick. überdem waren die Steine fast leichter zu zerbrechen, als der alte Kalck, wozu ich allerhand mechanisch Vorthehlhaffte machinen inventirte von meinen Brettern in der Bettstelle, die auch fast alle zersplittert, und zerbrochen wurden; da ich aber ohngefehr 3. Fuß tief hinein kam, traf ich auf einen so grossen Stein, der just die Helffte meines Loches einnahm, und seitwerts wol noch so tief steckte, daß ich alle Hofnung meinen Zweck zu erreichen verlohr, weil meine instrumenten zu schwach waren ihn zu sprengen. Ich machte also alles wieder zu, und studirete auf neue Anschläge; worauf mir dieser am thunlichsten vorkam die Mauer bey den Füssen meines Bettes, die nur zwei Fuß dick war zu durchbrechen. wodurch ich in das Vorgemach meines Gefängnisses kommen, und sodann die letzte Thüre, die sehr nachläßig bevestigt war auf obgemeldete Art aufschneiden konnte. Diese Arbeit ging auch so glücklich von statten, daß ich das ganze Loch in einem Tage fertig machte, welches sich in der neu errichteten Mauer leichtlich thun ließ. Ich stieß aber die auswendige Ziegel nicht aus, damit man von aussen nichts kennen möchte. Von innen aber wuste ich es so gut, und künstlich wieder zuzumachen, daß alles genauen visitirens ohnerachtet, auch so gar kein Maurer den Ort entdecket hat, ob gleich das Loch nicht unten im fundament sondern oben, in die sichtbar in die Augen fallende Wand gebrochen war. Weil ich aber noch beständig auf dieser Seiten wegen der im Winter, inwendig stehenden Schildwacht, Hindernisse fand auch in Ausführung meines Vorhabens vollkommen vorsichtig, und sicher gehen wollte. So verschob ich den wircklichen Ausbruch. Machte mich aber indessen wieder an meine erste Arbeit, unter dem Schwibogen woselbst ich lieber durch wolte, und auch neue Hofnung dazu hatte, weil ich in dem letzten Loche eine dicke 2½ Fuß lange eiserne Stange eingemauert fand, und heraus arbeitete, die mir zum ferneren Brechen gute Dienste that. Meine Arbeit ging also wider daselbst an. Ich brachte den grossen Stein glücklich heraus, und avancirte bis d. 20. Merz wircklich auf 6. Fuß tief, folglich auf die letzte Schicht. Da ich nun hier neuerdings einen sehr grossen Stein ausbrach, fiel mir derselbe so unglücklich auf die Rechte Hand, daß ich Sie nicht zurück ziehen konnte, und weil ich in dem engen Loche, just auf der lincken Seytten lag, folglich mir mit der andern Hand nicht helffen konnte, so war ich gezwungen mich mit Gewalt auszureißen. wodurch ich mir aber die Hand in dem Knöchel aus dem Gelencke drehete; und übel abschund, und zurichtete. Hier wird sich mein Leser über die Möglichkeit meiner Erzehlung aufhalten, allein ich nehme Gott zum Zeugen daß ich folgendes bewerckstelliget habe. Ich nahm nemlich einen Haarband, den ich mir zum Glück von einem alten Zwirn Strumpffe, nebst starcken Kniee Bändern kurz zuvor geflochten hatte; band denselben an der Bettstelle und meine Hand am andern Ende fest, so daß ich mich gegen das Bette mit den Füssen stemmen und sitzend gewalt brauchen konnte. Hiebei kam mir nun zu statten daß ich einmal eine solche operation an einem meiner Bedienten zugesehen, und ich war wircklich so

künstlich, daß ich meine Hand wieder vollkommen in die junctur setzte, und zwar um Mitternacht, ohne Licht, und Hülffe. Weil ich nun unterschiedene mal vergebens angezogen folglich mir sehr Wehe gethan hatte; noch dazu aber gezwungen war, in eben der Nacht mein Loch wie gewöhnlich, wieder zuzumauern, weil des andern Morgens visitations Tag einfiel. So wurde nicht nur die Hand durch starcke Arbeit sehr inflammiret, sondern ich ward auch kaum vor Ankunft derer Herren Capitains unter unsäglichen Schmerzen damit fertig. So wehe mir nun auch der Hunger that so muste ich mir dennoch täglich drey Pfenninge zum Brantwein abbrechen, weil ich von meinem Schaden nichts *) durfte. Kurz ich war bey zwei Monate ausser Stande meine Hand zu einiger Arbeit zu gebrauchen, und war dieses eigentlich die Schuld warum ich im Monat Aprill nicht entfliehen konnte, da ich offene, und sichere Gelegenheit dazu hatte. Wovon ich besser unten Meldung machenn werde. Unterdessen will ich hier berichten, wie ich meine Sache angestellet habe, daß niemand alles genauen visitirens ohnerachtet, von dieser langwierigen Arbeit etwas entdecken konnte.

Weil wie bekandt, sowol in die gebrochene Mauer, als aufgewühlte Erde, niemals so viel wieder herein zu stopfen möglich ist, als man heraus bringt, so hatte ich folgende Erfindung um etwas Erde hinaus zu schaffen. Ich nahm nemlich ein Haarsieb aus meinem Rock, trocknete die Erde auf dem Ofen, und sichtete den feinen Staub besonders; diesen schüttete ich am Tage recht dick auf mein Fenster, machte mir einen langen Stock von denen Bett Brettern, woran ich vorne ein Busch Haare anband. und da die Winde just in der Gegend meines Kerckers einen starken Zug haben, so lauerte ich die Gelegenheit in der Nacht ab, und stieß diesen feinen Staub zum Fenster hinaus welchen der Wind fortführete, und nicht auf die Erde fallen ließ, wo man ihn gesehen hätte. Auf diese Art habe ich gewis bey 100. Pfund Erde ohnvermerckt ausgeworffen. Ich fing auch an Sand, auch sogar Stücke von Ziegeln in den Leib Stuhl zu werffen, welches aber gefunden ward, und verursachte daß eine scharffe visitation mit Mauer Meistern, und Zimmerleutten ankam, die aber dennoch nichts entdeckten, und sich mit meiner Entschuldigung begnügen liessen. Ich hätte vor einigen Tagen eine starcke colica gehabt wozu mir einer der Herren Capitains einen heissen Ziegel herein geben lassen, den ich folgends zu meinem Zeitvertreib in Stücken geschlagen und in den Leib-stuhl geworffen hätte. Inzwischen fand man den Leibstuhl vom Eysen losgeschroben, allein der Boden und mein Loch darunter war von mir so gut zugepflastert, daß der Maurer nichts gewahr ward. Der Schlosser aber erschien des andern Tages mit zwey neuen langen Eysen, den Stuhl unbeweglich zu bevestigen. Ich erschrack nicht wenig darüber, allein, da ich ihm selbst das Licht dazu hielte, damit kein andrer so genau dahin sehen sollte, und auch Gelegenheit hatte, dem alten mittleybigen Manne ein paar Worte in das Ohr zu sagen, so ließ sich derselbe nichts mercken, da er die Steine unter dem Ofen alle loos, und gebrochen fand,

*) Unleserlich.

sondern wendete vor die Exsen könten zwischen den Steinen nicht wol befestigt werden, zog also den Stuhl hervor, und nagelte ihn auf den hölzernen Boden an; welches ich just gewünscht hatte, gab mir aber dennoch durch ein Zeichen zu verstehen, daß er meine Arbeit gemerckt hatte, und wünschte mir im hinausgehen Glück. Der gröste Vortheyl nun den ich auf der Citadelle vor mich hatte, war, daß die Herren Capitains von der Wacht nicht den Schlüssel zu meinem Gefängnis hatten; folglich ich allezeit 48 Stunden vor visitation vollkommen sicher war, welche nur gewöhnlich zwey mal in der Wochen, um 10. Uhr vormittags geschahe. Wenn ich also mein Loch aufbrach, so schüttete ich Steine, und Sand indessen unter das Bette. Das Zufüllen aber war mir das Mühsamste, und Künstlichste, weil die Ziegel auf dem Fuß Boden accurat wieder eingelegt, und vermauert werden musten. Das Loch durch den Schwibogen stand gleichfals 9 Zoll über den Fus Boden heraus. welches auch . . genau zu füllen, und mit der Mauer gleich ins Auge fallend zu machen war. Da mir aber allezeit etwas Erde überblieb, auch wohl öffters gar zu wenig herausgelassen war, den Raum, und Ritzen auszufüllen. So muste ich hiezu ein neues Mittel erfinden. Ich schnitt nehmlich mit meinem kleinen Messer, die drey Zoll dicke eichene Bohle im Fußboden unter meinem Bette mitten entzwey, und machte daselbst ein Loch in der Erden, wo ich das etwan in der Haupt Arbeit überbliebene, geschwinde verstecken konte. weil ich die Bohle leicht aufhob, und mit meiner Kunst die ich besser unten beschreiben werde, so gut zu verschmieren wuste, daß niemand etwas daran bemercken können. Inzwischen, da ich dieses Werck vor mir hatte, und Tag und Nacht damit beschäfftigt war, ereignete sich ein neuer glücklicher Zufull Ausgangs Februarij der mir die sicherste Hofnung meiner Freyheit gab. Es kam ein Grenadier zu mir auf dem posten welcher mich in meinem Wolstande genau gekandt & unter meinem Commando gestanden hatte, auch nebst mir in einer hitzigen rencontre war vom Feynde gefangen worden. Dieser nun redete mich selbst an, und erbot sich auch mit Verlust seines Lebens meine Freyheit auszuführen. Weil er mir aber unterschiedene Schwierigkeiten, und Einwürffe sagte die mir wahrscheinlich mein Werck verhindern könten; Ich aber vollkommen sicher gehen wollte; so schrieb ich nach genau abgeredeten Verhaltungs Unterricht, sogleich einige Briefe an meine guten Freunde nach Wienn. worinnen ich nicht nur meinen Zustand und Unfall umständlich berichtete, sondern auch einen gewissen Hauptmann von Ruckhardt, meinen besonders guten Freund, zu meiner ferneren Hülffe nebst 4000 fl. Geld, und zwei meiner tüchtigsten hinterlassenen Bedienten nach Gummern auf die hiesige Gränze bestellete. Mit der instruction, er solle den 10. Aprill Vormittags zwischen 11. und 12 Uhr auf der Brücken zu Gummern stehen, und in einem Briefe, oder blat papier in der Hand haltend lesen. An diesem Zeichen würde ihn mein Freund erkennen, welchem er gegen Vorweisung meines billets und anderer beschriebenen Merckmale, 2000 fl. in Gold behändigen, und sodann, nach mündlicher Abrede, meine fernere correspondenz, abwarten sollte. Ohnerachtet ich nun kein Geld hatte, das post porto zu bezahlen,

so übernahm dieser Grenadier dennoch die Bestellung, schickte die Brieffe durch seine Frau bis Leipzig auf die Post; und kam nachdem er inzwischen etliche mal bey mir Schildwacht gestanden, den 20. Aprill, wircklich mit denen empfangenen 2000 fl. und verschiedenen Brieffen zu mir. Wovon ich ihm sogleich 1000 fl. schenckte die übrige 1000 fl. aber zu mir herein nahm. Hier muß ich die Art melden wie ich etwas wegen des doppelten Drat Gitters hinein practiciren können. Ich hatte nehmlich bereits vorher durch die Wand an meinem Bette, welche nur zwey Ziegel dick war, und in den äusseren Gang führete, wo die Schildwacht stand, zwischen denen Steinen ein Loch in der Grösse eines Eyes durchgebohret welches mein Freund allezeit von aussen, so wie ich von innen zuklebte, und wodurch er mir Würste, und allerhand Eß-Waaren im Ueberfluß zusteckte. Ich empfing also wie erwehnt Brieffe von Wienn; und erstaunete nicht wenig, da man mir berichtete, Wie im Julio 1754 ein Brief an den Hof Kriegs Rath in Wienn, von Danzig eingelauffen wäre, worinnen man dem Hofe berichtete, sich vor meine person, und intrigues zu hüten, weil ich mit dem Könige von Preussen längstens in geheimen Verständnis lebete, und die in Danzig geschehene arrestirung nur ein angestellter Betrug von mir sey, um vielleicht andere noch unbekante Absichten dadurch in das Werck zu richten. Man meldete mir dabey, daß dieser Brief, nicht nur verursacht hätte, daß man sich meiner bisher gar nicht angenommen sondern gar im Begriffe gestanden wäre mich bey dem Regiment als einen Meineydigen öffentlich zu citiren. Meine eingelauffene lamentable Briefe aber hätten den Betrug entdeckt, und verursacht, daß Ihro Mayestät die Kayserin, nebst dem Hauptmann Ruckhardt, den HofRath von Ziegler nach Gummern geschickt hätten um von mir nähere, und genaue Nachrichten einzuziehen. Ich beziehe mich hier, um meinem Leser nicht unwarscheinliche Dinge zu melden, auf die in meine alte Bibel eingeschriebene relation von meinem betrübten Verhängniß worinnen der Umstand von einem gewissen Meyrenz, die Ursache entdecken wird, warum man diesen Betrug gegen mich, in Wienn zu spielen gesucht. Nemlich um zu verhindern daß sich von dorten niemand vor mich interponiren solle, damit er, und die diebe, welche in Danzig meine schöne equipage geplündert hatten desto sicherer ohne Verantwortung bleiben, und seine Ehre erhalten möchten. Was aber in Berlin von diesen Schellmen vor Lügen dem gerechten Monarchen vorgebracht worden, um mir, wie leyder bisher geschehen, das Maul zu stopffen, ist leicht zu erachten, und am besten aus der grau- samen, und verächtlichen Begegnungs Art, die ich hier empfinde, zu erkennen. Ich kann gegenwärtig auch hiebey nichts anders thun als mit diesem Blute den gerechten Gott, um ein unbarmherzig Urtheyl gegen mich anrufen, wenn ich nicht in meiner alten bibel, von dieser Meyrenzischen intrigue, die reine Wahrheit geschrieben habe. Meinen grosmüthigen Leser aber bitten und zwar ausgereckten Armen bitten dießelbe mit menschlicher Fühlung zu durchlesen, und mich sodann als das fürchterlichste Schlacht Opfer eines wüthenden Schicksals zu bedauern.

Ich kehre nunmehr zu meiner vorigen Erzehlung zurück; und melde folgendes.

Bey Empfang dieser Briefe von Wienn, bekam ich zugleich traurige Hofnung von der interposition des Hofes vor meine Person; denn man schrieb mir im Namen Ihro Mayestaet zwar mit denen gnädigsten Bedaurungs Ausdrückungen; Ich sollte mir helfen, so gut ich könnte, weil die gegenwärtig obwaltende Umstände mit diesem Hofe mir keinen Beystand, vielmehr Nachtheyl versichern könten. Doch würde man in Berlin vorbauen, daß mir in allen Fällen, nichts meiner Ehre und caracter nachtheylliges geschehen sollte. Ich sollte also meine bereits öffters erwiesene Künste auch in Magdeburg ins Werk setzen, wodurch ich Ihro Mayestaet einen Gefallen erzeigen würde. NB. dieses schrieb mir sowol mein Regiments Cheff, als auch der Canzler Graf Kaunitz. Ich war also vollkommen vergnügt, weil ich bereits alle Mögligkeit zu sichern Flucht vor mich hatte.

Zu meinem grösten Unglück war ich dazumal just an meiner Hand lahm, die ich wie oben erwehnt gar nicht gebrauchen, folglich, weder die Thüren ausschneyden, nach mein Loch völlig durchbrechen konnte. Ich ließ mir also allerhand medicamenta zustecken, wodurch ich Sie bis medio May vollkommen zurechte brachte. Indessen correspondirte ich fleissig mit meinen Freunden; Ruckhard muste Pferde kauffen, und alle Anstalten waren gemacht meinen Anschlag sicher auszuführen.

D. 10. May war nun mein Grenadirer bey mir auf dem posten, wo die final Abrede genommen ward, daß er in 4. oder längstens 8. Tagen wider zu mir auf die Wacht käme, wo sodann seine Frau sogleich nach Gummern gehen, mir die Pferde an gehörigen Ort in der Nacht bestellen würde, und ich aus meinem Gefängnis wenn er auf dem posten stünde ausbrechen sollte, welches um so viel leichter geschehen konnte weil wir bereits die Schlüssel zu den aussern beiden Thüren haben; die innere aber in einer halben Stunde von mir selbst, durch Hülffe eines Bohrers, und Meissel, die er mir zugesteckt, geöfnet werden konnte. Alles war richtig, Allein die göttliche Vorsehung machte einen Strich durch meine Rechnung.

Mein Grenadier klagte an eben dem Tage über die Brust, und Stiche in derselben, und ist, wie ich hernach erfahren, noch vor Ablösung der Wacht in ein Sinnloses Fieber verfallen, nach Hauße gebracht worden, und daselbst plötzlich gestorben. Ich wartete nun schmerzlich auf den Tag meiner Erlösung, da aber mein Erretter ausblieb, machte ich mir tausend Gedancken, bis ich den 1. Juny diese traurige Nachricht von einer andern Schild Wacht heraus lockte, und erfuhr. Was war hiebey anders zu thun, als neue Bekandschafft zu suchen, die mir auch weil ich Geld in Händen hatte ganz leicht fiel. Ich hatte also gleich zwey alte Grenadiers auf meiner Seytten, die mir Würste und allerhand Eß-Waren im Ueberfluß zusteckten, bekam auch den einen davon bald gänzlich in mein interesse, so daß ich ihm Brieffe und neue instructiones, auch Geld assignation an den Ruckhardt nach Gummern gab.

Inzwischen aber hatte der Herr General v. Borck bei der den 6. Juny vorgefallenen Reuuë, mich, wie oben erwehnt bei Ihro Mayestaet dem Könige dergestalt verschwärzet, daß auf allerhöchsten Befehl, dieses Gefäng-

nis darinnen ich noch gegenwärtig lebe eilfertigst vor mich erbauet ward. Ich hörete zwar gleich davon unter den Schildwachten sprechen doch machte ich mir keinen Gedancken daß es mich treffen sollte weil meine Anschläge zur Flucht noch geheim und niemanden bekannt waren. Ich hatte aber den 21. Juny einen fürchterlichen Traum. Als ob nemlich der Herr Obriste von Asseburg zu mir herein käme, mich in 'Ketten schließen ließ, und in einem Wagen fortführete. Und da ich deshalb ganz unruhig war, so kam Herr Hauptmann v. Bilau des Morgends zur gewöhnlichen visitation. Nachdem dieselbe geschehen, hörte ich draussen vor meinem Fenster folgende Worte von dem Wachthabenden Hauptmann Buttberg sprechen, welcher mir als ein Menschenfeynd sonsten viel übels gethan, und noch mehr gönnete. „Ich bin recht froh daß wir den Mussier von hier loß werden. Ist sein Hauß nicht bald fertig.“ Worauf der Platz Major antwortete. Auf den 1. wird er wol hinein gebracht werden. Ich beklag ihn etc. etc. Hier wuste ich nun was die Glocke geschlagen hatte, und was mich bedrohete. Weil nun mein Granadier den 20, erst bey mir auf der Wacht gewesen, mir aber gesagt hatte daß er vor 12 Tagen vielleicht aber doch schwerlich in 8. Tagen wieder kommen könnte; So fassete ich den Entschluß den 28. abzuwarten, wenn er aber sodann nicht zu mir auf den posten käme, mein Glück in eben der Nacht allein, und ohne Beystand zu wagen, und zwar auf folgende Art.

Ich wollte das Loch unter dem Schwibogen hinter dem Ofen aufbrechen, wiewol ich dahinaus nicht mehr konnte weil das ledig gestandene behältnis wenig Tage vorher mit dem Canonier Langenberg bewohnt war. Indessen wollte ich die Erde, und Schutt nur deßhalb heraus, und in mein Gefängnis werffen, damit man meine darunter verborgene intrigue nicht mercken sollte. welche darin bestand. Daß ich unter dem Bette die durchschnittene Bohle aufheben, und zugleich aus dem Loche so viel Erde hinaus werffen wollte, daß ich füglich darunter sitzen, und mich verbergen konte. In dieses Loch nun wollte ich eine provision von Brod verstecken, und im Falle der Not etliche Tage darinnen zu dauern, sodann hätte ich es wieder gut, und vorsichtig zugedeckt. den 28. Nachmittags aber mit meinen instrumenten die Thüren durchschnitten und gegen 10. Uhr da noch allerhand leutte bei dem FeuerWercker Lehmann, aus, und ein lieffen, mich herausgeschlichen und mein Glücke ferner zu echappiren gewagt. Wie ich denn nicht zweiffelte ich würde meinen Zweck sicher erreichet haben. weil mir bereits alle Schliche auf der Citadelle genau ausgemessen, und beschrieben waren, ich auch sonsten gut schwimmen, und schnell lauffen konnte. auch ein paar doppelte Genuesische tercerols, und noch 83. Louisd'ors Geld bey mir hatte. Sollte aber wider Vermuthen dieser Anschlag gefehlet und man mich attrapiret haben, so hätte man doch das Loch unter dem bette nie gefunden, folglich nur die Thüren gebessert, und mich so lange eingesperret, bis das Gefängnis im Sterne fertig worden wäre. Sodann hätte ich in der ersten Nacht, das dritte bereits oben beschriebene Loch an den Füssen meiner Bettstette, welches in meine antechambre führete ausgebrochen, Ich aber hätte mich in meiner Grube unter dem Bette, wo meine provision Strick, und alle notwendige instru-

menta verborgen lagen versteckt wo mich nimmermehr kein Mensch gesucht noch gefunden hätte. Bei dem Anblick der durchbrochenen Mauer, wäre also keine andere Mutmassung ausgefallen, als daß mir die letzte auswendig in den Gang zum Feuer Wercker führende Thüre, die man doch verschlossen gefunden, von jemanden, auch wol gar von meinen Schildwachten, muste geöfnet, und wieder verschlossen worden seyn. Indessen hätte ich unter dem Fußboden gelauert, und alle Worte die gesprochen, und geurtheyllet wurden, hören können. In der Nacht aber wenn alles ruhig, wäre ich hervor gekrochen, hätte alles genau recognosciret, ob etwan draussen vor dem ledigen Gefängnis noch Schildwachten stünden, und noch die Thüren verschlossen hielten. Da nun das erstere ohnfehlbar nicht geschehen wäre, so hätte ich in der folgenden oder dritten Nacht mich allenfals wieder aus den Thüren geschnitten, oder durch das noch offene Loch hinaus gestoben, und mein Glück zum andern mal gewagt. Allein wie erschrack ich da den 26. gegen Mitternacht ein Wagen vor meinem Gefängnis stille hielt; der Herr Obriste von Asseburg herein kam, mir eine Kette reichen ließ, an der ich mir selbst, Hand, und Fuß schliessen muste, und mich mit verbundenen Augen in den Stern führete? Hier will ich meine Erzehlung etwas abbrechen, und folgende noch notwendig beyzufügende Umstände kürzlich berühren.

1. Weil ich den Anschlag hatte mir eine provision von Brod in mein Loch beschriebener Massen zu verstecken so fand man den 26. da ich unvermutet abgeholet ward, vor sechs Groschen Brod bey mir, welches ich in der Geschwindigkeit nicht an die Seytte bringen konnte. Weil ich mich nun hier bei Gelegenheit beschwerete, und noch beschwere, daß man mir auf der Citadelle so grimmigen Hunger leyden lassen, so hat man mir vorgeworffen, ich müste noch Ueberfluß gehabt haben, weil man vor 6 grſ. Brod in Vorrath bei mir gefunden. Wer aber diese meine warhaffte Erzehlung lieset, der wird die Ursache einsehen warum es geschehen, und zugleich erfahren, daß mir meine Schildwachten kurz zuvor bey 20 Pfund Braunschweigische Würste zugesteckt hatten, die ich indessen verzehret, mir aber 4 Tage nach einander nichts als lauter Brod von meiner Kost Wirthin geben ließ, wovon dieser Vorrath entstand, und wahrscheinlich so, wie geschehen, auszulegen war, weil dieser Zusammenhang der Sache niemanden bekant ist.

2. Die zweyte niederträchtige Beschuldigung, und Entschuldigung über meinen Hunger, ist diese: daß man einmal ein ganzes dreyer Brodt in meinen s: v: Leibstuhl gefunden, woraus folglich mein Uberfluß, und nur fingirte Not zu beurtheyllen sei. Diese zu widerlegen melde ich folgenden Umstand. Ich hatte nemlich eine ganze provision von Lebens Mitteln, die mir meine Schildwachten gebracht; folglich, da ich Fleisch genug hatte, einige dreyer Brodte von meiner ordinairen Kost ersparet. welche ich zur praecaution am Tage in der Erden versteckte, in der Nacht aber, wenn ich vor visitation sicher war, auf dem Ofen liegen hatte. Weil nun einstens der Hauptmann Buttberg ohnvermutet in der Nacht visitiren kam, und ich im Finstern mein Magazin in der Geschwindigkeit hinter den Ofen räumete, wohin man von der aufgeschlossenen Thür Klappe nicht sehen konte, so muß

es geschehen seyn, daß ein solches Brod in den eben offen stehenden Leib Stuhl unversehens gefallen welches, da ichs nicht bemercket auch darinnen liegen geblieben, und den andern Tag bey der visitation gefunden worden, welches mir auch gleich damals als ein Ubermut von meinem geschwornen Feynde Buttberg höchst empfindlich, und verächtlich vorgehalten ward, auch eine Verschmällerung meiner ohnedem elenden Kost verursachte. Woraus ich mir aber damals nichts mehr machte, weil ich bereits andre Canäle zur Füllung meines Magens hatte. Erwehnter Buttberg ist auch wol Schuld daß ich vom Citadelle nicht echappiret bin; denn ich hatte mir fest vorgenommen just bey Seiner Wacht meinen Anschlag auszuführen; und da ich einstens alle Anstalten dazu gemacht, auch die wirckliche, und sichere Möglichkeit dazu erschien, So hatte er von ohngefehr zu seinem Glück, und meinem Verderben, Seine Wacht mit dem Captain von Sidow vertauschet, Da ich nun diesen redlichen Mann der mir nichts als Gutes erzeiget, nicht mit Undanck belohnen wolte, auch bereits glaubte daß mir kein Hindernis mehr im Wege kommen konte so verschob ich meinen Vorsatz, den nachher die Göttliche Vorsehung oder vielmehr mein wütendes Verhängnis gäntzlich unterbrach. und mir das Gegentheyl des Satzes bekräfftigte, daß großmütige Handlungen sich durch sich selbst belohnen. Ich wenigstens bin ein Opfer davon geworden, und wäre gewis nicht mehr in Magdeburg, wenn ich bey verschiedenen Gelegenheiten niederträchtiges hätte dencken und handeln können. Ueberhaupt aber habe ich mir den Vorwurf zu machen, daß ich auf der Citadelle zu wenig gewaget, und gar zu sicher habe gehen wollen. Wobey ich noch unzehlige Umstände zu meinem Vortheyl anzubringen hätte, die mir aber die betrübte Beschaffenheit meines gegenwärtigen Standes sowol als Zwang und Vernunft hier zu berühren verbieten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Es sind in dieser Woche vor Allem die mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Garantie-Verträge, durch welche die politischen Kreise in Bewegung gesetzt werden. Die Diplomatie, welche sich schon längst nach einer Ueberraschung sehnte, scheint diesen Zwischenfall, welcher in das Einerlei der parlamentarischen Debatten und Verfassungsbegründungen eine so angenehme Abwechselung gebracht hat, gründlich durchkosten zu wollen. Man frägt sich, ob es denn richtig sei, das Motiv zu der Veröffentlichung jener Schutz- und Trutzbündnisse nur aus dem Stande der Reichstagsverhandlungen herzuleiten. Allerdings habe dem leitenden Staatsmanne Preußens daran liegen müssen, die Klagen derjenigen Volksvertreter zu beschwichtigen, welche über die Vereinsamung Süddeutschlands jammerten. Jedenfalls aber war jeder Patriot bereit, es dem Grafen Bismarck auch aufs Wort zu glauben, als er am Montage versicherte, daß die Verhältnisse Preußens zu Süddeutschland zur Zeit der Friedensschlüsse des vergangenen Herbstes fest geregelt worden seien. Eine wirkliche Befürchtung, daß, so lange König Wilhelm das Schwert Preußens führt, ein einziger Fußbreit süddeutschen Bodens an das Ausland verloren gehen könne, war von keinem Vernünftigen gehegt worden. Mag der alte deutsche Bund zerstört sein, so übernimmt doch Preußen auch die Erbschaft des Bundes, daß es für die Sicherheit des Gebietes der deutschen Mitfürsten einsteht. Der große geschichtliche Inhalt des Bundes ist ja nicht untergegangen, obwohl die Form desselben zerbrochen worden. Die Solidarität der deutschen Nation gegen das Ausland mußte unter allen Umständen den Einsturz eines Bundes überleben, welcher ja nur deshalb der Verurtheilung anheimgefallen war, weil er jener Solidarität nicht den rechten Ausdruck gab und weil er ihre Verwirklichung nicht vollkommen gewährleistete. Auch ohne den Wortlaut der Schutz- und Trutzbündnisse zu kennen, durfte man überzeugt sein, daß in dem Augenblick, wo eine fremde Macht sich an irgend einem der süddeutschen Staaten vergriffe, Deutschland eine militairische Einheit unter der Führung Preußens sein würde.

Es muß daher, abgesehen von unseren parlamentarischen Arbeiten, noch Gründe gegeben haben, welche die Veröffentlichung der Schutz- und Trutzbündnisse gerade im gegenwärtigen Augenblick veranlaßten. Und in dieser Hinsicht kommt man dahin überein, daß die eigentlich bewegenden Motive in Frankreich liegen. Nur entsteht da sogleich ein Meinungszwiespalt, ob die Publicirung einen freundlichen oder einen bedrohlichen Charakter gegen die

französische Regierung trage. Diejenigen, welche die erstere Ansicht vertreten, erinnern an die Aeußerung des Grafen Bismarck vom vergangenen Montage, daß es jetzt keines Staatsmannes Beschäftigung sein dürfe, den Zunder, der überall in Europa vorhanden sei und leicht neue Brände erzeugen könnte, zu vermehren. Sie fragen, wo das Interesse Preußens liegen könne, den Kaiser der Franzosen, der in so eminenter Weise seine Friedensliebe kundgegeben habe, in eine Position zu versetzen, wo er nur noch zwischen dem Verlust seines Einflusses und der Untreue gegen seine pacifiquen Betheuerungen wählen könne. Sie behaupten, daß gerade das kaiserliche Regime in Frankreich den preußischen Absichten förderlich sei, daß Preußen nicht auf eine Untergrabung jenes Regimes hinwirken könne, daß keine Regierung, keine Partei in Frankreich denkbar sei, mit welcher Preußen eine bessere Nachbarschaft halten könnte als mit der Napoleonischen. Hierzu komme der Eifer, mit welchem die Minister des Kaisers Napoleon den Kundgebungen eines vorschnellen Patriotismus entgegengetreten seien.

Allerdings besitzen diese Erwägungen ein starkes Gewicht, da nicht abzusehen ist, warum jene Bemühungen der Pariser Staatsmänner durchkreuzt werden sollten. Und aus allen solchen Bedenken zieht man den Schluß, die Veröffentlichung der Bündnißverträge habe gerade den Druck, den die Besonnenheit der Napoleonischen Minister auf die Opposition ausübte, verstärken sollen.

Andere aber wollen sich nicht von der Meinung losmachen, daß in der That eine Demonstration gegen französische Ungeduld beabsichtigt gewesen sei; und zwar bringen sie die Sache mit der luxemburger Angelegenheit in Zusammenhang. Frankreich, sagen sie, sei in seiner ganzen Haltung jetzt keineswegs noch so friedlich wie vor wenigen Wochen; die Unterhandlungen mit Holland wegen des Erwerbes von Luxemburg keine bloße Fabel, und so habe es der preußischen Regierung darauf ankommen müssen, ihre Entschlossenheit in der Beschützung deutscher Territorien zu zeigen.

Gewiß können solche Räsonnement's sich immer nur auf dem Gebiete der Vermuthungen halten. Erst die Thatsachen werden die richtige Antwort geben. Einstweilen genügt es für uns zu wissen, daß Deutschland unter preußischem Fittich sicher ist und daß der Norddeutsche Bund, weit entfernt, die Einheit Deutschlands zu hindern, durch seine Schlagfertigkeit die Größe des gemeinsamen Vaterlandes schützt.

Auch kommt es bei politischen Dingen nicht so sehr auf die Absicht an, in welcher ein Schritt geschieht, um seine Wirkung berechnen zu können. Die Lanze, deren Berührung eine Heilkraft ausüben sollte, kann wider Willen verwunden. Wie ist denn die Stimmung des Körpers, auf welchen gewirkt wird? Ist sie krankhaft und gereizt? reagirt sie mißtrauisch gegen alles Fremde? In diesem Falle wird das Medicament vielleicht die Spannung vergrößern. Die Leuchte, mit welcher die Dunkelheit in den Beziehungen der Mächte aufgehellt werden sollte, kann auch den Effekt hervorbringen, daß die Finsterniß nur noch sichtbarer wird. Bestanden über das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich Unklarheiten, so sind aller-

dings die Völker diesseits und jenseits des Rheins dahin aufgeklärt, daß gegen französische Pläne und Einflüsse eine hohe und gediegene Schranke an den südwestlichen Grenzen Deutschlands errichtet worden. Doch kann hierdurch die Verdüsterung des sich eingesperrt fühlenden französischen Volksgeistes derart gesteigert werden, daß die Gewalten der Finsterniß nach einem Ausbruch hindrängen.

Wenn Herr Braun in eine seiner neulichen Rede die Bemerkung einflocht, der Krieg schaffe nicht eine Situation, sondern er ziehe nur das Facit aus der vorangegangenen nationalen Arbeit, er weise die bereits vorher geschehene Verschiebung der politischen, wirthschaftlichen und materiellen Macht factisch auf, er sei eine Probe, welche constatire, daß die eine Nation besser als die andere gearbeitet —: wenn Herr Braun den Krieg auf diese Weise definirte, so that er das wohl nicht ohne einen Seitenblick auf Frankreich. Man sagt ja, es habe eine Verschiebung der Macht stattgefunden, man sagt, Frankreich stehe im Jahre 1867 weiter zurück und wiege weniger, als im Jahre 1866. Müßte also nicht, nach der Theorie des Herrn Braun, ein Krieg dies bereits vollzogene Facit zu Tage fördern? Müßten nicht, beinahe unabhängig von der Lust oder Unlust der Menschen, die Kanonen das Resultat verkündigen, welches sich so wie so mit dem Drang und Zwang einer geschichtlichen Thatsache geltend machen wird? Es ist nicht erlaubt, mit dem Begriffe des Krieges zu spielen, aber erwähnenswerth ist immer, daß man sich hier schon mit der Untersuchung beschäftigt hat, welchen Vorwand denn der Krieg nehmen werde.

Und indem man diese Frage erörtert, verfällt man in jene advocatischen Debatten, welche, obwohl sie nichts entscheiden, doch vortrefflich geeignet sind, eine Pause kurzweilig auszufüllen. Die Einen sagen, Frankreich habe Grund, sich über die Verletzung der Nicolsburger Präliminarien, deren Redacteur der Kaiser Napoleon gewesen, zu beschweren; in ihnen sei für Preußen nur Eine Form, mit den süddeutschen Staaten in Beziehung zu treten, übrig gelassen worden: daß nämlich Preußen abwarte, bis der Süden in eine Association getreten und daß es sodann das internationale Band mit diesem Südbunde errichte. Die Andern erwidern, erstens stehe das Recht Frankreichs, sich um die Ausführung der Nicolsburger Präliminarien zu kümmern, keineswegs fest und zweitens sei durch die Schutz- und Trutzbündnisse die Schließung eines Südbundes nicht im mindesten gehindert. Niemand werde leugnen, daß der Mittelzustand der zwischen dem Kriege und der Erschaffung eines Südbundes eintreten mußte, irgend welche Verabredungen erforderte, damit die süddeutschen Staaten nicht absolut in der Luft schweben blieben. Es mußte ihnen doch eine Gewährleistung für ihre Existenz geboten werden, sie mußten doch fortfahren, im Einzelnen etwas zu sein, wenn sie späterhin einen eigenen Bund bilden sollten. Ueberdies mußte Preußen sogleich dem Argwohne ein Ende machen als könne es, nachdem seine Vergrößerung erzielt worden, die süddeutschen Staaten dem Auslande zur Beute überlassen. Deshalb die Bündnißverträge mit den einzelnen Staaten, denen jedoch kein Verbot entgegengehal-

ten ist, sich heute oder morgen zu einer süddeutschen Association zu vereinigen. Preußen hat nur diejenigen Garantieen, welche bereits in den Grundgesetzen des deutschen Bundes dargeboten waren, mit Hilfe jener Bundnißverträge erneuert. Die Wiener Schlußacte nannte den deutschen Bund „einen völkerrechtlichen Verein der Deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten und zu Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands." Wenn auch Preußen selber einen Krieg gegen deutsche Staaten geführt hatte, wenn es auch aus dem Bunde ausgetreten war, so wollte es doch keinesweges seinen früheren Bundesgenossen die Sicherheit entziehen, deren sie unter dem Regime der Bundesacte genossen hatten. Und aus diesem Grunde wurden die Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen.

Dies sind die Raisonnements, an denen man den politischen Scharfsinn übt. Einen weiteren Zweck hat dergleichen eigentlich nicht, denn wenn die Sache zum Austrag kommen soll, wird wohl etwas Schärferes nöthig sein, als die juristische Dialektik.

Reisebilder.

I.

— — Personne ne veut la guerre. Mais voici le temps de Paques, et les confesseurs refusent l'absolution si on ne fait la guerre; elle se fera donc.

Paul Louis Courrier.

Die Frühjahrsgährung, die ersten Frühlingsboten, das Schneeglöckchen auch Märzenblümchen genannt, und der crocus vernus wollten nicht erscheinen, und doch war es 18. März, der Tag des Jahres 1848, an welchem den guten Berlinern der Himmel voller Violoncelles und Baßgeigen hing, der Tag, an welchem ein eminenter Volksfreund, ein gewisser Herr v. Minutoli regierte. Dennoch trieb es mich in die Ferne, nach Dresden, Prag und Wien. Ich könnte nun statt dieser Reisebilder einen Hippel'schen Roman, Kreuz- und Queerzüge des Ritters A bis Z schreiben und dabei gelegentlich ein ansehnliches Honorar von irgend einem Buchhändler verdienen, der eben am Banquerott auf dem ungeheuren Meere unserer Bücherspeculationen scheitert. Aber ich will mich nicht mit dem schnell vergänglichen Laube eines eitelen Ruhmes umwinden, vielmehr, wenn es meinen Freunden Spaß macht, meine Narrenkappe, oder noch besser für mein Gewissen, den Doctorhut aufsetzen. Mit einem etwas schlechteren als dieser ist, bestieg ich den Waggon der Berlin-Anhalter Bahn. Er war ganz besetzt und sein In-

halt fein nüancirt. Ich bin ein Verehrer des alten Johannes ab Indagine und wie dieser ziehe ich gern Schlüsse aus den Formen und Bewegungen der Menschen und Thiere. Da saß mir nun ein Herr vis-à-vis, wie es mir schien à triple couronne um mit Lamartine, oder ein Trismegist um mit Carlyle zu reden, begabt mit Schalksaugen und dem Fetthals des Vitellius oder Lucullus. Die Thore des Athems, wie Shakespeare die Lippen nennt, waren ebenfalls überdick, die Unterlippe hing herab. Joh. ab Indagine sagt: Die übergroße Lefftzen haben und denen der Unterlefftz abwertz hangt, also daß ynen die zeen härfür bleken, die seiend von natur sehr listig, störrig, närrisch und vor die Frau Venussen. Stein würde mein vis-à-vis „halb Bock, halb Fuchs" bezeichnet haben. Denn der Freiherr liebte sehr solche Vergleiche. — Die feuilles volantes auf den Bahnhöfen gekauft, gaben Anreizung zu animirter Conversation und sehr bald producirte sich eine politische matutine. Nachdem der feiste Herr mit seinem Nachbar, einem Banquier James, edelmüthig und cameradschaftlich-liebevoll einigen philantropisch-liberalisirenden Humbug getrieben, fing er meine Wenigkeit zu infundiren an. Er gesteht unverholen, sich in die veränderte Weltlage nicht finden zu können; er könne nun einmal dazu nicht Bravo sagen und er müsse sich jetzt weit ab von Preußen halten. Als er so sprach, da hätte ich den Teufel lieber im Waggon gesehen, als diesen Preußen (er war aus unseren alten Provinzen). Darauf richtete ich einige Kernfragen an den Herrn, er beantwortete sie nicht; ich sprach ihm von dem Schwung und der Kühnheit des Herrn Grafen Bismarck, von seinen genialen Paßvisirungen auf den politischen Marschrouten, von seiner Vaterlandsliebe, welche sich, ich möchte sagen, zu einem Enthusiasmus gesteigert, der ungemein viel Divinatorisches an sich hatte, wie sich dieses unverkennbar gezeigt. Mit diesem Enthusiasmus habe sich von selbst jene imperatorisch gebietende Bestimmtheit verbunden, die sich der ganzen preußischen Armee mitgetheilt und ihre gewaltige Kraft noch potenzirt. Solch energische Persönlichkeit, solch penetranter Verstand seien uns seit dem ritterlichen, kraftvoll-feurigen, kenntnißreichen, patriotisch-deutschen und gerechten Freiherrn von Stein, dessen Charakter mit Allem, was zu Anbequemungen gehört, unverträglich war, nicht sichtbar geworden. Graf Bismarck's Genie, das Bild einer organischen Entwickelung des sittlichen Staatslebens darstellend, durch die tapfere Rechtlichkeit und die klarste Einsicht seines Königs gehoben, habe aus sich selbst die Kraft geschöpft und den Muth, sich hohe Ziele zu setzen und er werde sie auch erreichen. Mein vis-à-vis blieb stumm. Als aber eine Tasse Café — wenn auch kein Sultanscafé — die Strömung seines Blutes befördert und die Thätigkeit seiner Hirnorgane erregt hatte, fing er wieder zu sprechen an, aber in einem Ton, den der Franzose mit humeur bourrue zu bezeichnen pflegt. Mit der Geschäftigkeit eines Ichneumon, welches Crocodileier sucht oder mit affenartiger Geschwindigkeit, häufte er Tadel auf Tadel über unsere Politik und will so schleunig als es sich thun läßt, von uns erbarmungslosen Preußen von Tisch und Bette sich scheiden und für die Schweiz engagiren. Mit einer gewissen cynischen Degeneration sprach er sich gegen

unser 1899-Bündniß mit Italien aus; es sei dieses eine Alliance mit der demi-monde, eine Canonisation der Revolution. Daher auch sei ihm der norddeutsche Bund unbehaglich; „decipimur specie recti“ könne man hier sagen, und er müsse unbedingt der alten „heiligen Alliance“ den Vorzug geben. Ich erwiederte: das was für ein Schiff der Ballast, das sei 1866 für uns Victor Emanuel gewesen. Graf Bismarck, ein lichtschlagender, anreizender Genius, sei von der Vorsehung zum Petit'schen Tourniquet gegen die matte Verblutung Deutschlands auserwählt worden. Jetzt werde es hell in deutsche Lande hinaus und jede deutsche Kraft werde zum Aufblühen erwärmt, jede Prosa zur Dichtkunst und Deutschland zu hoher Gestalt und Fertigkeit entfaltet hervortreten. Früher oder später hätte ja so gearbeitet werden müssen. Graf Bismarck habe ein Herz voll hohenstaufenscher Vorwelt. Man wolle jetzt, wie ich hörte, dem Retter der deutschen Freiheit vom Joche der Römer, Hermann, zunächst der Stadt Detmold ein Denkmal setzen; sehr gut, man errichte hier seine Statue und gebe ihr den Kopf des Herrn Grafen Bismarck. — Was nun den Norddeutschen Bund anlange, nun, sollte etwa unser großer König Wilhelm, der Hercules von Königsgrätz, nach seinem colossalen Siege an der Schwelle Deutschlands sich mit Fliegenfangen vergnügen, wie einst der Kaiser Diocletian that, nachdem er in Deutschland bis an die Quellen der Donau drang und wolle denn Seine Gnaden aus unserem Könige den Polyphem der Fabel machen, begabt mit außerordentlichen Kräften, welche ihm aber nichts nützen, weil er blind ist? Wahrlich, nicht darum seien auf den Böhmischen und Deutschen Schlachtfeldern solche Ströme Blutes geflossen, so viel Menschenleben zerstört, daß nur etwa bessere Gesinnung in Wien und Frankfurt a. M. an die Stelle der alten Perfidie trete; nein, so grausam und spöttisch spiele das Geschick nicht mit den Menschen. Kein gewisseres Resultat biete uns die Geschichte, als daß in ihrem Verlaufe jede Art von Tüchtigkeit sicher ihren Lohn gefunden, alles Unnütze, Untüchtige sicher seinen Untergang „nullum numen abest si fit prudentia.“ Was die heilige Alliance und den alten Bundestag beträfe, so sei ja dieser seit einer langen Reihe von Jahren ein Gespötte aller gewesen, die etwas ernstlich wollten, ein an Atrophie leidendes Collegium, Menschen, die anstatt zu wachsen, successive kleiner wurden (es giebt solche bizarre Krankheitsfälle), mit lebloser, abgeschmackter Auszirkelung des Stimmrechts, ein Institut der geheimnißvollen fainéantise, welches überdies noch bei jeder Zwergaffaire Instructionen einholen mußte, dessen militairische Kraft 1866 in der Stunde der Gefahr zum Erbarmen Fiasco machte, das alle ernste Fragen durch Vertagung löste, welches uns nie zum Recht verholfen hat, dessen Mitglieder bei brennenden Fragen Ferien machten und das von mächtigen deutschen Einzel-Kabineten selbst in jedem wichtigen Augenblick behandelt wurde, als wäre es nicht da, eine Leiche! Kein Arzt könne in eine Leiche neues Leben bringen, möge er auch noch so geschickt die transfusio sanguinis anwenden. So sei nun nichts Anderes übrig geblieben, als dem Gebrauche gemäß die Leiche zu bestatten. Uebrigens verlange Satan auch sein Recht in der Hi-

Worte, mit bloßer Gutmüthigkeit ließe sie sich nimmer führen. Se. Gnaden begehe großes Unrecht, wenn sie Preußen als erbarmungslose Macht bezeichne. Es sei kein milder Geist, der durch die Erdengeschichte gehe, sondern ein eiserner, unbezwingbarer führe sie dem ernsten Ziele entgegen. Was alles habe diese furchtbare, erhabene Macht nicht schon zertreten? Ist nicht Persepolis und Babylon, Theben, Athen und Rom gefallen vor ihr? Volk um Volk rufe sie vor Gericht, daß es ringe mit seinem Schicksal und seine Kraft bewähre in dem Streit. Solch ein Gericht sei der Tag von Königgrätz und klar habe es sich ergeben, was das schnellkräftige Preußen werth sei und was es bedeute vor Gott und der Welt. — Die heilige Alliance sei nicht von Preußen, sondern von Oesterreich durchhauen worden, denn dieses habe sich zuerst von der Politik der Solidarität, des Einverständnisses und der Stärke losgesagt und eine politische Todsünde begangen. Habsburg's Interesse, Ueberlieferung und ererbte Pläne wären ja stets bei der Hand gewesen, den Sonderweg als Recht und Bedürfniß zu bezeichnen. Ein aufrichtiges Entgegenkommen des Wiener Kabinets, wie es einer heiligen Alliance, einer „union, par les liens d'une fraternité veritable et indispensable" ziemte, habe es niemals gegeben. Wien habe aus Deutschland ein „Soufflé à la Wienne" gemacht, oder (um mit Herrn Kurth, wailand illustrem Koch des Banquiers Herrn v. Magnus in Berlin zu reden), Deutschland und Preußen als anständige Garnitur oder nette Beilage der Habsburger Schüsseln gebraucht. Nun aber sei es mit solchen Diners von Aranjuez vorbei. Die deutsche Nation sei jetzt auf dem richtigen Wege, ihre Instinkte seien sichere, sie wisse, was sie wolle, sie stehe auf Thatsachen und Interessen, sie sei satt der Phrasen, der sophistischen Nebelbilder, des unwahren Conservatismus und hasse den dynastischen Ehrgeiz und seine Handhaben mehr als die Hölle. Jetzt erst, nach Preußens Siegen, sei Deutschland im Stande zu sagen: das bin ich, das gelte ich, das vermag ich, und von seinen Nachbarn: das seid ihr, das geltet ihr, das vermöget ihr. — Was hatte der preußische Staat für eine schwindsüchtige Taille! Habe denn Se. Gnaden auch das Vorurtheil, daß je dünner, desto schöner die Taille? Unseliger Glaube, der den Schnürleibern ihr Dasein gab! Albernes Vorurtheil gleich entgegen den Gesetzen der Gesundheit wie der Aesthetik! Nach diesem Prinzip dürfe es kein schöneres Thier als die Wespe geben. Preußen mit dem norddeutschen Bunde habe jetzt die anständige Taille eines Hercules oder Mars und ich sei der Ueberzeugung, daß dieser Bund zu Stande kommen werde, zu Stande kommen müsse, denn es wehe ein kräftiger und sittlicher Wind durch ganz Deutschland und habe fast jetzt schon die Eintracht hergestellt durch die allgemeine Anerkennung des Gedankens: daß Preußen der wahre Träger, Pfleger und Erhalter der Ehre und der Freiheit des deutschen Nationalgeistes ist. Dieser Gedanke sei ein Sonnenstrahl geworden, vor welchem alle politische Farben erblassen. Käme der Bund nicht zu Stande, dann sei einem Volke, das so kaltblütig apathisch gegen nationale Bedeutenheit, so unklar in sich selbst, so getheilt, wir möchten sagen: so kläglicher Seichtigkeit hingegeben, so übel berathen von denen, die

seine Repräsentanten sind, nicht zu helfen, dann aber, so lange, bis es die Einheit seiner Kräfte erst gewonnen, müsse es dienen dem, der zu befehlen wisse und dem Gott die Macht gegeben; dann „mag was will und kann geschehen." — Zum Uebersiedeln nach der Schweizeralpe Rudolph's von Habsburg wünsche ich ihm viel Glück; es hieße dies aber nach Quintilian: für Marc-Aurel einen Gladiator eintauschen. Der Herr scheine ein orthodoxer Particularist zu sein, wenig Liebe für das Angehörige, kein rechtes Bewußtsein für König und Vaterland, wenig Geschmack für preußische Gloire zu besitzen und eine kenntnißlose Ungläubigkeit an den Geist der Geschichte zu simuliren. Er führe gewiß des knurrenden Freiherrn v. Ketteler's, der jetzt den Teufel barfuß laufen sieht, ultramontanen Marais in der Tasche. Herr v. Ketteler halte nun einmal, für das menschliche Unvermögen einer anderen Welt gegenüber, Wien für besser als Berlin, diesen Glauben wollten wir ihm gerne gönnen, daß er aber den Beruf Preußens einen „Götzen" nenne, vor dem sich alles Recht, Sittlichkeit und Geschichte beugen müsse, dies sei, gelinde ausgedrückt: ein ultramontaner Fußtritt. Deutschland sei aber jetzt weiter denn je davon entfernt, le bon valet der Herren Ultramontanen zu spielen und der norddeutsche Bund sei nicht auf ultramontan-geschnörkelten Sentenzen gestellt, eben so wenig auf sententiöse Verwegenheiten der Particularisten. Der norddeutsche Bund, und wäre er auch noch so stolz, beuge sich in Demuth vor dem Stern über Bethlehem, aber nicht vor den Ultramontanen und er fürchte sie nicht, mögen sie sich jetzt oder später mit rothen oder blauen Republicanern, mit Legitimisten oder Orleanisten und mit Particularisten verbinden, mögen sie eine phrygische Mütze oder eine Madonna mit dem Kinde auf ihre Fahnen tragen, fürchte weder die Ida noch den Hahn. — Dem Herrn Freiherrn von Ketteler sowie dem Herrn von Thiers würde ich übrigens Frühjahrspurgationen anrathen, denn „c'est la bile;" „difficili bile tumet jecur." Zu viel Galle sei ein Maulwurf, der Maulwurf aber den Landwirthen durch sein Wühlen verhaßt. — Der arme Herr Thiers! „il va chercher midi à quatorze heures." — Ich war heftig geworden, denn mein preußischer Geist schlug zürnend durch alle Fugen, aber auch Se. Gnaden wurden rococco — grob oder massiv wie der gallische Brennus. Er nannte mich eine fringilla democratica berolinensis, einen gemeinen democratischen Stadtsperling. Hierauf richtete er die Frage an mich: was ich denn eigentlich hier mit dem Worte Particularist bezeichnen wolle. Es sei dieses Wort jetzt zu einer Parole geworden. Statt mich über die gutsherrliche Ausschließlichkeit Mecklenburgs und die versackte Philotie näher auszusprechen, wartete ich mit einigen historischen Fragmenten auf, z. B. mit folgenden: Im österreichischen Successionskrieg trat Herr Brühl in Sachsen, welcher bekanntlich den „nullum vinum nisi", den Tokayer Ausbruch, avec une sainte fureur, wie er sich auszudrücken pflegte, liebte, gegen klarstes Interesse des Landes treu bei Preußen auszuharren, zu Oesterreich. In Hannover wollte das Adelsministerium im siebenjährigen Kriege, sogar gegen den Willen des mit Friedrich dem Großen alliirten Georg's II., wenigstens Neutralität halten, sie „hatten Güter auch in Oesterreich",

schreibt Horace Walpole. In Sachsen erbten die österreichischen Pensionen schon seit geraumen Zeiten von Vater auf Sohn, wie das „Portrait de la cour de Pologne“ bezeugt und die großen Wein-Cadeaux, die regelmäßig jährlich von Wien nach Dresden gingen (1754 nach den Frankfurter Relationen 1400 Eimer Ungar, Friauler und Oesterreicher), wirkten ebenfalls recht erwünscht an einem Hofe, der wegen des Bescheidthuens renommirt war und wo noch der Ober-Hofmarschal und Premier August's des Starken, Graf Pflug zehn Flaschen in einem Zuge trinken konnte, ohne die Fassung zu verlieren. Was aber den demokratischen Spatz, die Fringilla anlange, so sei, mit Verlaub von Se. Gnaden, der Mensch kein Vogel sondern nach Dr. Littré ein Säugethier in Handschuhen und Frack, auf welchem nicht selten ein Kreuzchen gestickt, bald mit Ueberlegung begabt, wie der Elephant und der Biber, bald dumm wie ein Wallfisch. Herr Professor Dummreicher in Wien bekräftige z. B. ungemein diese Ansicht Littré's. —

Die alten Römer trugen die wollene Toga unmittelbar auf der Haut, wie die Griechen das Pallium. Cato wollte diese schmutzige Sitte in spätern Zeiten bei allen Römern wieder einführen, es ist ihm nicht gelungen. Se. Gnaden wollten mir im Generalbaß der Jesuiten und Particularisten mit seinen Schlüsseln und Dietrichen Unterricht ertheilen, es ist ihm nicht gelungen. Ich legte mein Haupt in die Ecke des Waggons, drückte den Hut tief in die Augen und fing zu schnarchen an. Ich hatte einen Pillnaer-Bitterwassergeschmack im Munde, denn meine Zunge war jetzt zu empfindlich für Ketteler-Thiers'sche philiströse Gefühlsseeligkeiten, Stechäpfel und Tollbeeren. Vendeurs de Mithridate Herr Ketteler und Herr Thiers, Dieu m'en garde! Herr Thiers aber ist ein doppelter „Philister,“ Tabak der in einer Pfeife nicht völlig ausgeraucht ist. — G.

Frankreichs Verfassungsleben.

Die geistreiche Schrift des Grafen Montlosier von der französischen Monarchie (de la monarchie française) erschien im Jahre 1814, wir sind überzeugt, daß sie dem größern Theile unserer Leser gänzlich unbekannt geblieben ist, ungeachtet sie einen Schatz politischer Weisheit enthält, und vor Allem die Ursachen aufdeckt, welche aus der socialen Bildung der Gesellschaft in Frankreich her, die Revolution der neuesten Zeit nothwendig herbeiführen mußten. Doppelt interessant ist diese, mit dem höchsten Scharfsinn und großer historischer Kenntniß geführte Untersuchung, weil sie zugleich den Gang und das Schicksal der politischen Institutionen der germanisch-christlichen Civilisation, wenn auch vielfach in einer weit spätern Zeit, für ganz Europa bezeichnet. Wir können freilich hier nur die Hauptmomente berühren.

Die Hauptaufgabe des Werks ist zu zeigen, wie das alte römische Gallien durch die Eroberung der Franken in einen wahrhaft germanischen Staat verwandelt worden, späterhin eine Spaltung zwischen dem germanischen Element und dem römisch-gallischen, oder dem, von jenem erstern aufgebildeten sich erhob, und wie dieses Mißverhältniß keineswegs durch die Natur der Dinge herbeigeführt, sondern, aus den widernatürlichsten Maßnahmen der letzten Regenten des Hauses Valois entsprungen, und von Ludwig XIV. und seinem Vorgänger bis zu den schreiendsten Gegensätzen fortgeleitet, nothwendig mit dem Sturze des Staats endete. Nichts scheint uns bei dieser wichtigen Untersuchung interessanter, als daß ein französischer Edelmann zu einer Zeit, (Graf Montlosier schrieb sein Werk schon im Jahre 1804 auf Befehl des ersten Consuls,) noch die vollständigste Einsicht in das germanische Leben entfaltete, als in Deutschland kaum die ersten Strahlen einer geläuterten Erkenntniß hierin angebrochen waren.

Wie in den übrigen, von germanischen Stämmen besetzten Ländern des römischen Occidents, hatten die Franken Gallien erobert, oder vielmehr in Besitz genommen, ohne die Gesetze und Einrichtungen, welche sie unter den alten römischen Provincialen, oder bei den dort schon angesessenen andern germanischen Stämmen vorfanden, wesentlich zu verändern. Sämmtliche Völker, sowohl besiegte, als das erobernde, regierten sich vielmehr auch ferner nach ihren eigenen Gesetzen und Gewohnheiten. Drei Haupt-Gruppirungen der ganzen, großen Gesellschaft unterschieden sich indeß vorzugsweise von einander. Nämlich die Freien aus den Franken, Burgundern und andern germanischen Stämmen, die freien Leute aus den römischen Verhältnissen her (ingenui) die meist in den Städten wohnten, die Colonen oder Zinspflichtigen (tributarii) in Verbindung mit Leibeignen oder Sklaven, welche letztere, wie bekannt, den größten Theil der Handwerker und Landbebauer ausmachten. In dem Princip des germanischen Lebens selbst lag es, so wie in der Entwickelung der Gesellschaft, daß allmälig diese drei Klassen in einander überzugehen suchten, oder wirklich übergingen, und daß Bedeutung und Name des Franken zuerst beide obige Klassen der Freien in sich aufnahm, endlich aber auch aus den Zinspflichtigen und Leibeigenen zu Freien erhoben wurden. So entwickelten sich allmälig jene großen Volksgemeinden freier Leute, wie die Karolingischen Zeiten sie uns aufstellen. Mit dieser Assimilation, wodurch sich sämmtliche heterogene Theile näherten, und ein gemeinsames Element alle umfaßte, begann — und dies mußte besonders bemerkt werden — für das fränkische Gallien, die erste Stufe der Germanisirung. Wir brauchen mit dem Verfasser nicht zu wiederholen, wie allmälig diese Freien ebenso durch anderweite Umstände, als noch mehr durch die Lebendigkeit germanischer, ursprünglicher Sitte, überall in Lehensverhältnisse, d. h. statt juristischer sächlicher Verhältnisse in lebendige persönliche Beziehungen der Treue und Liebe zu einander übergingen, und so das Band zwischen beiden Nationen, den Franken und römischen Inwohnern, erst vollständig gefestigt ward. Nur das müssen wir bemerken, daß, nachdem eben dieses Lehensverhältniß alle Theile des neuen Staates vollständig durchdrungen hatte, gleichsam die

Grundlage des christlich-germanischen Frankreichs für seine ganze Zukunft hinaus, nicht etwa, wie unsere modernen Schriftsteller wollen, ein blos vorübergehender Bildungszustand gelegt ward. Denn diesen so wichtigen Gesichtspunkt hat man in neueren Zeiten ganz aus den Augen gelassen, daß eben in den Ausbildungen, welche die germanischen Staaten durch die Feudalität erhielten, das eigentliche germanische gesellschaftliche Grundelement gegeben war. Weit entfernt, daß dieser Zustand etwas Unvollkommenes andeutete, etwas Rohes und der Kindheit der Gesellschaft Anpassendes, so war es vielmehr die von Gott geordnete Regeneration der Gesellschaft, welche im Gegensatz gegen den blos juristischen, heidnischen, antiken Staat, wie er sich selbst unter den christlichen römischen Kaisern darstellte, auf einer weit geistigern Grundlage erbaut ward, d. h. auf einer alle Verhältnisse der Gesellschaft umschlingenden persönlichen Beziehung, dem das sächliche Leben ganz untergeordnet war. *) So also bestand das ganze Reich unter den Capetingern der Hauptsache nach aus dem Könige und seinen Baronen, waren es nun die höhern Ministerialen oder die großen Lehensträger der Krone, (die sechs geistlichen und die sechs weltlichen Pairs,) als der höchsten leitenden Behörde des Staats, und diesen hierarchisch untergeordnet, wiederum deren Ministerialen und Lehensträger, bis zu den Zinspflichtigen und Leibeigenen in den Städten oder auf dem Lande. Denn auch sämmtliche Städte waren in diesen Dienstverhältnissen und Unterordnungen, sei es unter dem Könige selbst, oder unter jenen großen Baronen, nach den verschiedenen Territorial- oder vielmehr Domanial-Bezirken derselben mitbegriffen. Regierung, Kriegsverfassung und Recht ward ebenso nach diesen Unterordnungen und verschiedenen gesellschaftlichen Abmarkungen, jedoch in allen diesen Kreisen selbstständig und frei ausgeübt und geordnet. Genug, es bildete sich, obgleich in keinem, von den Germanen besetzten Ländern des Occidents eine solche Masse römischen Lebens, und der alten Urbewohner des Landes zurückgeblieben war, mit diesen Elementen vereint, die vollständigste germanische Verfassung, auch für das neue Frankreich aus.

Alles wäre daher darauf angekommen, diesen Zustand, wie er sich in Deutschland, wie er sich in England, in Spanien mehr oder weniger fortführte, festzuhalten, und an ihm das sociale Leben sich gleichmäßig entwickeln zu lassen; dies aber war es, was die französischen Könige in unglücklicher Verblendung, oder in einer ganz falschen Regierungspolitik vergaßen. Gerade was ihnen moderne Schriftsteller, (die sich in solchem Widersinne sogar Liberale und Freisinnige nennen,) als höchstes Verdienst anrechnen: daß sie

*) Ein französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Mehegan tableaux de l'histoire moderne, indem er in seiner beschränkten Auffassungsweise die ganze Unvollkommenheit des Lehenswesens schildern will, giebt in wenigen Worten seine ganze Vollkommenheit, nämlich die höchste Entwickelung persönlicher Freiheit zu erkennen: „Un chef," sagt er, „sous differens noms préside à plusieurs souverains, qui s'appellent ses vasseaux. Ce chef est obligé de vivre de ses domaines et na d'autorité que sur les serfs, qui y sont compris. Un vain hommage est tout ce que lui rendent les comtes et les ducs. Ceux-ci sont également absolus dans leurs terres sur les sujets qui relèvent immédiatement d'eux; mais chacun de ces ducs ou de ces comtes a des vasseaux, qui ne dependent pas plus de lui, que lui même ne depend du chef général."

allmälig alle selbstständigen Elemente, welche das germanisch-fränkische Princip um sie herum Jahrhunderte hindurch angebildet hatte, in ihre eigene Sphäre hinüber zu ziehen suchten, untergrub ebenso die wahre Freiheit ihrer Völker, als es endlich den allgemeinen Ruin des Staates herbeiführte. Schon früher nämlich, ehe sie allmälig die großen Lehen mit der Krone vereinigten, und das ganze Land dadurch zu einer einzigen königlichen Domaine machten, begannen mit dem dreizehnten Jahrhundert, alle möglichen Uebergriffe in die lehnsherrlichen Rechte der Baronen. Vorzüglich geschah dies durch die Aufstellung der königlichen Richter (baillis) welche am Ende sämmtliche wichtige Rechtsfälle durch Ausdehnung der Appellbefugnisse zu ihrem, und späterhin folgerecht in das Ressort der königlichen Parlamente brachten. Was aber Alles dies überbot, und jenen feindseligen Gegensatz, jenen Dualismus zwischen dem germanischen wahrhaft regenerirenden Princip, und dem ältern römischen und gallischen Elemente wieder vollständig ins Leben rief, war die so vielfach gerühmte Emancipation der Communen. Allerdings bleibt dieselbe an sich höchst billig, und nothwendig in den Bildungsgang der Gesellschaft verflochten, hier aber geschah sie in steter, feindseliger Opposition gegen das germanische Element, und ward ganz einseitig hervorgerufen. Anstatt dieselben, wie dies in Deutschland geschah, unter den gegebenen Einflüssen und Lebensverhältnissen, d. h. unter jenen großen Baronen, oder der Geistlichkeit, und dem von ihnen begründeten deutschen Verfassungs- und öffentlichen Rechte sich entwickeln zu lassen, wurden sie aus diesen Verbänden gewaltsam herausgerissen, jedoch nur, um sie unter die Administration und Einflüsse der königlichen Gewalt zu stellen. Dies ist die Ursache, warum in Frankreich nirgend ein Stadt- und Communalleben zu solcher politischen Blüthe und Bedeutung kommen konnte, wie in Deutschland und Italien. Nicht weniger wie in den Städten wurde diese gewaltsame Befreiung, oft mit Verletzung aller grundherrlichen Rechte, auch in allen übrigen Communen des platten Landes, sei es nun in einzelnen Theilen derselben, oder hinsichtlich ganzer Gemeinden selbst vorgenommen. Denn nachdem die Könige in ihren Domainen zuerst diese Freilassungen begonnen hatten, begnügten sie sich nicht blos, daß die Barone desgleichen thäten, sondern sie unterstützten die Communen in offenbaren Empörungen gegen ihre Herren, und gaben endlich Freibriefe für Alle nach Willkür.

Als dergestalt die königlichen Beamten immer mehr die grundherrlichen Gerichte an sich rissen, als deshalb die baillis sogar zu förmlichen großen Gerichtshöfen erhoben werden mußten, (späterhin die zwölf Parlamente des Reichs) als sich die Freimachung der Communen, oder vielmehr ihr Uebergang in die Hand des Königs, über das ganze Reich erstreckte, war das germanisch-christliche Frankreich in zwei große Hälften geschieden, oder wie der Graf Montlosier sagt: es waren zwei Völker vorhanden, das alte germanisch-fränkische, und ihm gegenüber ein neues Volk.

Jetzt entwickelte sich nothwendig der Kampf zwischen beiden mehr und mehr, und sein Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein; denn da die Könige selbst mit immer wachsender Macht sich an die Spitze dieses neuen Volkes

gestellt hatten, so blieb diesem der Sieg gewiß. „Denn dies war nicht mehr," sagt Gr. M., „ein ähnliches Verhältniß, wie das frühere jener zwei Völker der Franken und römischen Gallier, von denen jedes einen bestimmten, politischen und staatsrechtlichen Zustand ansprach, sondern ohne wirkliche Institutionen, ohne eigenthümliche Gesetze befand sich dieses neue Volk zu dem ältern in einer weit verschiedenern Lage, als je eine der Nationen, welche früherhin Frankreich überzogen. Es ging nicht darauf hinaus, sich mit jenem zu einigen, sich gegenseitig unterzuordnen, in einander überzugehen, ihre Bestimmung war, getrennt zu bleiben. Es entstand nicht blos, wie wohl früherhin zwischen dem erobernden und eroberten Volke ein vorübergehender Zustand der Feindseligkeit für gewisse Rechte und Interessen, es bildete sich vielmehr in den Sitten und in dem ganzen öffentlichen Geiste eine geheime Gährung, und ein bleibender Kriegszustand."

Um dies recht zu begreifen, muß man auf die Elemente, welche beiden Theilen vorzugsweise zum Grunde lagen, zurückgehen. Das alte germanische Princip bestand in dem der Ehre, der persönlichen Freiheit, und drückte sich durch die eigene Wehrhaftigkeit aus, weshalb sich Herrschaft und Vertheidigung unmittelbar daran knüpften. Dieses Princip war so überwiegend, daß, wenn Jemand früherhin zu dem Range eines Freien, eines Franken erhoben ward, er mit Zurücklassung seines ehemaligen Zustandes, in jenes Verhältniß der Wehrhaftigkeit einer vollständigen persönlichen Freiheit überging. Ja selbst die nächsten häuslichen Umgebungen des Franken oder Freien sollten jenes germanischen Elements nicht entbehren, und die Dienerschaft und Hausgenossen waren ebenso freie und waffenfähige Kampfgenossen, nur in verschiedenen Bildungsstufen, wie sich dies in den höhern Verhältnissen in den verschiedenen Ordnungen der Ministerialen, oder in den Knappen- und Waffen-Handdiensten bei einfachen Freien, dem miles, nachherigem Ritter kund gab. Eine andere Dienerschaft, gar etwa Sklaven in seiner persönlichen Berührung zu haben, war dieser höhern Lebensansicht der Germanen durchaus entgegen. So schied sich denn auch von selbst und höchst natürlich dieses, nach seiner ganzen Strenge erfaßte Leben der Freiheit von allen jenen Verhältnissen, welche irgend eine Abhängigkeit hervorbrachten, und jede bürgerliche Beschäftigung, da sie die eigentliche und persönliche Wehrhaftigkeit verhinderte, stempelte naturgemäß die niederen oder unteren Stufen der Gesellschaft.

Als daher mit der Freilassung der Communen eine ganz neue Art von Freien sich entwickelte, nämlich solche, welche ohne persönliche Wehrhaftigkeit, in Mitten vielmehr ihrer bürgerlichen Beschäftigungen, den gleichen Rang und Stand der ursprünglich Freien annehmen wollten, so bildete sich von selbst jener Kampf und jene Eifersucht, von welcher wir oben sprachen. Dieser Kampf mußte sogar vielfach in offene Fehde ausbrechen, und die Unruhen und Störungen welche die Jacquerie veranlaßten, wurden hierdurch zum größten Theile herbeigeführt, wie sich denn auch in Deutschland Aehnliches am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zeigte.

Doch dieser Kampf hielt sich nicht lange, wie eben in Deutschland und

England im Gleichgewicht, d. h. die Städte und der dritte Stand nahmen, nicht wie dort selbst deutsche Begriffe und Rechte an, sondern die beharrliche Leidenschaft der Könige, diese Entwickelung in ihrem egoistischen Interesse zu benutzen, sollte bald die gänzliche Zerstörung des alten germanischen Elements herbeiführen. Seitdem vorzüglich die letzten Capetinger und die Fürsten aus dem Hause Valois den größten Theil der großen Lehne mit der Krone vereint hatten, ward es ihnen immer leichter, die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu brechen, welche die Lehns-Verhältnisse in die Gesellschaft überführten. Die Baronen, oder vielmehr die Inhaber des Grundbesitzes, die freien Herren, verloren durch die königlichen Richter allmälig die递haupttheile ihrer früheren Gerichtsbarkeit, und somit war ihnen der wichtigste Theil ihres Regierungsrechtes und ihres Einflusses geraubt; sie verloren in gleicher Weise das Münzrecht; endlich, nachdem die Könige es ihrem Vortheile angemessener hielten, sich zu ihren Fehden und Kriegen der Söldner zu bedienen, von denen sie weniger abhängig waren, als von der Hülfe der Barone, so ging auch die höchste Eigenschaft der Freiheit, die Wehrhaftigkeit, mehr und mehr verloren.

Alle diese Rechte aber, welche der das fränkische oder germanische Element repräsentirende Theil der Nation verlor, wuchsen gewissermaßen dem neuen Volke zu. Die Gerichtsbarkeit, nachdem sie in den königlichen Gerichtshöfen sich immer mehr in den Formen und Principien des römischen Rechts bewegte, als welches die königliche Gewalt nach seinem obersten Grundsatz: „wie der König will, so will das Gesetz", im Gegensatz gegen das germanische Princip gemeinsamer, ständischer Freiheiten, nach allen Seiten hin verstärkte, mußte von wissenschaftlich gebildeten Leuten geleitet werden, und entfernte die Barone von selbst aus den königlichen Gerichtshöfen, in denen sie anfänglich noch gesessen hatten. Ebenso erhielten die Könige aus dem neuen Volke ihre Söldner; endlich traten die Communen selbst, nach ihrer eigenen Freimachung allmälig in die Wehrhaftigkeit über.

So war, wie einleuchtet, der Gang und die Entwickelung des germanischen Lebens in Frankreich vollständig gebrochen. Denn nicht, wie in andern germanischen Ländern, in Deutschland, in England, blieben die Repräsentanten des deutschen Elements, die höhern Classen der Gesellschaft, neben der Entwickelung und Befreiung der Communen und des dritten Standes, in ihrer vollen Kraft und Leben bestehen, und konnten so ihre ganze Wirkung auf die Gesellschaft ausüben, d. h. überall und in jeden Kreisen derselben, in deutscher Weise, die Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit aller Einzelnen hervorrufen und zur Thätigkeit bringen; sondern indem sie blos noch die Namen und äußern Würden der frühern Stellungen behielten, blieben sie auf solche allein beschränkt. Ja, sie waren hierdurch in gewisser Weise zu bloßen Figuranten herabgewürdigt, die, weil sie dessen ungeachtet Rang und Würden ansprachen, gehaßt und lächerlich zugleich wurden. Auf der andern Seite kam das antike römische Element, und die Eigenthümlichkeit des gallischen Charakters, welches erstere besonders die Sprache begünstigte, endlich jene beschränkte Lebensansicht, welche in den untern Stufen der Gesellschaft

nothwendig vorherrscht, zur übermäßigen Geltung, und zerstörte den germanischen Einfluß vollends.

Um alle diese Mißstände indeß auf die Spitze zu treiben, traten noch zwei Ursachen hinzu: die Stellung der Parlamente, oder vielmehr ihre spätere zweifelhafte Theilnahme an der königlichen Gewalt und der Regierung des Reichs, so wie die eigenthümliche Stellung der Geistlichkeit.

Nach germanischen Rechten und Begriffen ist die königliche Macht keineswegs eine unbeschränkte Regierungsgewalt des Einzelnen, sondern, wenn auch ihre Quelle aus übernatürlicher, göttlicher Autorität abgeleitet wird, so war doch die möglichste Theilnahme aller wahrhaft freien und selbstständigen Leute des Reichs an der Ausübung jener Regierungsrechte unerläßlich. Daher sind es der König und seine Barone und Magnaten, d. h. die vorzugsweise selbstständigsten und souveränen Herren seines Reichs, welche die unmittelbare Regierung des Landes unter den Capetingern besorgten. Nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, etwa bei ganz allgemeinen Landesgesetzen, war jene Theilnahme auch bedeutender, und die Zahl der consultirenden Barone, Herren und Freien größer. Schon frühe nahmen diese Versammlungen und Königlichen Räthe den Namen Parlamente an. Natürlich war ihre wahre Stellung und wirkliche ständische Wirksamkeit eben mit ihrer Freiheit und Unabhängigkeit unzertrennlich verbunden. Als indeß allmählig die Barone und Freien ihre Souverainetätsrechte einbüßten, die Könige immer mehr die großen Lehen an sich zogen, verhoben sie zuerst die Barone ihrer frühern angestammter Länder, die Freien und Herren von Isle de France vorzugsweise zu ihrem Parlamente, und hatten dadurch schon einen größern Einfluß. Als indeß auch die Gerichtsbarkeiten dieser allmählig erloschen, und wie in allen übrigen anheimgefallenen Lehnen die Rechtssprechung den königlichen Richtern zufiel, und diese sich in große Gerichtshöfe verwandelten, so gingen die Barone der Parlamente in diese über, und jene Gerichtshöfe, (von denen der von Paris der höchste ward) nahmen nun selbst den Namen Parlamente an. So ward aus einer ständischen Behörde, die allerdings früher in bedeutenden Fällen, wie bei Felonie der großen Kron-Vasallen, auch zugleich die richterliche Gewalt ausgeübt hatte, ein wirklicher Gerichtshof.*) Allerdings blieb dem Parlamente von Paris, worin die zwölf vornehmsten Barone als die ehemaligen Pairs von Frankreich, Sitz und Stimme führten, noch ferner jene Theilnahme an der Regierung, allein je mehr die blos juristische Seite des Parlaments zunahm, je mehr es blos mit den wissenschaftlich gebildeten Mitgliedern des dritten Standes besetzt ward, desto mehr sank sein Rang und sein Ansehen gegen die Macht der Könige. Dergestalt wurden die Parlamente jene Zwittergestalten, die in stetem Wechsel zwischen Macht und Ohnmacht, bald als freier, alter germanischer Baronenhof, bald als submisse Richter und königliche Executoren eines fremden servilen Rechts, das Reich nur in krampfhafte Bewegung setzten, und den Einflüssen der

*) In diesem ganz unnatürlichen Entwickelungsgange der französischen Parlamente liegt es, daß sie zwar gleichen Namen wie gleichen Ursprung mit dem englischen Parlamente theilten, nächstdem aber eine ganz andere Bedeutung erhielten.

Parteien dienten. Hiermit hängt genau zusammen, daß, nachdem dergestalt das erste und höchste Institut des Staats verkehrt war, die eigentliche Landesvertretung, wie sie von jenem Baronen-Rathe aus, sich in den übrigen germanischen Ländern naturgemäß ausbildete, hier zu gar keinem Gewicht und voller Entwickelung kommen konnte. Die sogenannten Etats généraux in Frankreich waren und blieben stets armselige Surrogate einer wahren deutschen Volksvertretung, und mit Recht sagt Graf Montlosier, daß ihre jedesmalige Zusammenberufung in der Geschichte Frankreichs jenen Meteoren vergleichbar sei, die bei großen Unglücksfällen und drohenden Weltlagen zur Erscheinung kommen.

Wir sprechen jetzt noch von der Geistlichkeit. Als die Franken Gallien besetzten, fanden sie schon eine vollständig ausgebildete Hierarchie vor, aus den römisch-gallischen Einwohnern vorzugsweise zusammengesetzt. Dieses letztere Element mußte natürlich lange Zeit das überwiegende bleiben, und hinderte, daß, wie in Deutschland und England der Adel, oder die großen germanischen Familien in bedeutender Masse in die geistlichen Stellen eingingen; so hatte die Geistlichkeit an sich schon eine bei weitem geringere politische Bedeutung und Wirksamkeit. Große souveraine Kirchen-Fürsten, wie in Deutschland, waren in Frankreich nie vorhanden. Die königliche Stellung ward daher auch durch sie weit weniger behindert, um so mehr, als ihre staatsherrliche Doctrin, aus dem alten Verhältnisse zum römischen Reiche her, der germanischen Auffassung von Freiheiten und Rechten der Unterthanen feindselig entgegenstand, und sie den germanischen König mit dem römischen Imperator in eine Reihe stellte.

Je mehr sich daher die königliche Gewalt ausdehnte, desto stärker ward auch ihr Einfluß auf die Geistlichkeit, und selbst der heilige Stuhl konnte dies nicht verhindern, weil eben das germanische Prinzip der Freiheit und Selbstständigkeit hier niemals Eingang fand, welches z. B. in England zur selben Zeit die beiden Erzbischöfe von Canterbury und York und das ganze Episcopat zu hoher, politischer Wirksamkeit berief, (worauf sich jetzt noch die bedeutende Stellung der protestantischen Kirche begründet) und in Deutschland drei geistliche Fürsten an die Spitze des Reichs stellte. Als endlich unter Franz I. die Könige gar die Ernennung zu dem größern Theile der höhern, geistlichen Stellen durch die pragmatische Sanction an sich rissen, als die geistlichen Stifte in die Hände Königlicher Günstlinge, selbst in weltliche Nutznießung kamen, bildete sich die Geistlichkeit immer mehr zu einer Hofgeistlichkeit, bis in den berüchtigten vier Artikeln, oder in den gallicanischen Freiheiten eine vollständige Trennung des Staats von der Kirche ausgesprochen ward, und so auch von dieser Seite her das ständische Element, wie es in allen übrigen germanischen Staaten eine Hauptgrundlage der öffentlichen Freiheit gebildet hatte, gänzlich verloren ging.

Noch müssen wir die Universität von Paris erwähnen, als mit der Geistlichkeit innig zusammenhängend. Durch Begünstigungen und eifrige Fürsorge der Päpste war dies Institut zu der höchsten wissenschaftlichen Stufe und Ansehen gelangt, deren sich je eine ähnliche Anstalt zu erfreuen

gehabt hat; ihre geistige Macht und Einfluß war in Frankreich, ja in ganz Europa von der außerordentlichsten Bedeutung. Weil indeß die damalige Wissenschaft überall auf fremden Elementen beruhte, und römische, griechische, ja arabische Literatur, vorzüglich diejenige der letzteren verderbten Zeiten des römischen Reiches darin zum Grunde gelegt wurden, so litten auch hierdurch die germanischen Institutionen, und alle auf den deutschen Charakter und Gemüth gegründeten Lebensansichten einen bedeutenden Stoß. Ja man kann von hieraus sich allein die stets vorherrschende antike Richtung der französischen modernen Zeit erklären, und dies ist die Ursache, warum sich in Frankreich späterhin niemals, wie in den sämmtlichen übrigen germanischen Ländern, eine wahre Kunstperiode entwickeln konnte. Malerei, Musik und Skulptur blieben manierirt und ohne allen wahren Charakter. Daß aber diese Richtung in solchem Maße überhand nahm, davon trug immer wieder jene unglückliche Beseitigung und Ausweisung der germanischen Elemente, und die Vernichtung ihrer Rangordnung in der Leitung und Bildung des Staats, die alleinige Schuld; denn dergestalt entwickelte sich dieses Universitätswesen oder der Mittelpunkt für alles geistige Leben Frankreichs, ganz ohne ihre Theilnahme, im Gegentheil von Deutschland, wo man sagen kann, daß es vornehmlich der Adel und die Reichsfürsten waren, welche geistigem Leben und Wissenschaften zum Stützpunkt dienten.

Faßt man alle diese Einzelheiten zusammen, so ergiebt sich, daß die ursprüngliche germanische Verfassung Frankreichs allmählig in eine ganz schiefe Stellung gerathen war. Adel und Barone mit Grundbesitz und Würden, dem Namen nach die höchsten Rangordnungen der Gesellschaft, unmittelbar an das Königthum sich anschließend, und dessen ungeachtet ohne wahrhafte Rechte, vielmehr gewissermaßen ausgeschlossen von jeder gesetzmäßigen Stellung des öffentlichen Lebens. Die Geistlichkeit, allerdings unabhängiger und ein Stand für sich, jedoch gleichfalls ohne bestimmte politische Rechte. Ihnen gegenüber die Städte und der dritte Stand, von der königlichen Gewalt abhängig, in dem schwankendsten Zustande von Freiheit und Druck, vor Allem ohne bestimmte volksgemäße Kultur, von fremdartigen, geistigen Elementen hin und her bewegt. Ueber alles dieses die königliche Gewalt, von nichts als sich selbst getragen; übermüthig und herrisch in Zeiten des Glücks, kriechend und intriguant im widrigen Schicksal. Daher die französische Geschichte weiter nichts, als eine Reihe von Empörungen, von bürgerlichen, häuslichen Unruhen, weil überall die einzelnen Elemente nicht an ihrer Stelle waren, kein eigentlicher, lebendiger Organismus sich ausgebildet hatte. Niemand wahrhaft frei, und von einem vollständig ausgebildeten öffentlichen Rechte getragen, — suchten alle Einzelnen nur von den jedesmaligen Umständen Nutzen zu ziehen.

Dies war der Zustand Frankreichs in immer wachsender Masse von dem dreizehnten Jahrhunderte an, im Gegensatz gegen alle übrigen Staaten, welche ihrer germanischen Entwickelung treu geblieben. Nach den Religionskriegen stieg diese Verwirrung und dieses Unter- und Gegeneinander auf das Höchste. Noch wäre es indeß Zeit gewesen, hätte man nach eintretender Ruhe unter Heinrich IV. die alten volksthümlichen Elemente wieder zu be-

leben gesucht, die germanischen Institutionen, die noch nach ihren Umrissen vorhanden waren, gekräftigt, und die königliche Gewalt in eine würdige Beziehung mit ihnen gesetzt. Indeß die Regierung Richelieu's und Ludwig XIV. schien alles Frühere überbieten zu wollen.

Jene wissenschaftlichen Ansichten der Fremde und der antiken Zeit hatten in Frankreich allmählig dergestalt überhand genommen, daß das geistige Grundelement des Staats, das germanische Leben und die darauf gegründeten Institutionen als ein ganz Widernatürliches, als etwas in jeder Hinsicht zu Vertilgendes, als eine Barbarei der frühern Zeit angesehen ward, und den schon bestehenden Gegensatz in dem größern, aus der neuern Zeit hervorgegangenen Theile der Nation auf das höchste steigerte. In Folge dieser Ansichten ward daher jetzt die Macht des Adels und der Großen, welche sich in wunderbarer Lebendigkeit als ursprüngliches, germanisches Element erhalten hatte, und nachdem das Aufgebot und die Folge der Vasallen schon längst erloschen war, fortwährend in großen, adligen Genossenschaften und Verbindungen seine Selbstständigkeit bewahrte (beinahe die ganzen Religionskriege wurden auf diese Weise geführt) in systematischer Verfolgung zu Boden gedrückt. Eben so schwand allmälig die letzte Freiheit und Selbstständigkeit der Städte, die man überall mit königlichen Municipalräthen besetzte.

Endlich ward das ganze Land, statt der frühern Gouvernements, denen der höhere Adel mit großer Vollmacht und Selbstständigkeit vorstand, und gleichsam noch an die frühern Repräsentanten der Barone erinnerte, unter Ludwig XIV. an Civil-Intendanten vergabt, welche in der strengsten Abhängigkeit von der königlichen Gewalt, jede freie Bewegung vollständig zum Absterben brachten. Wie übrigens Ludwig XIV. jede Erinnerung an eine germanische, wahrhaft würdige Stellung der königlichen Gewalt gänzlich vernichtete, ist zu bekannt, um noch weiter erinnert zu werden.

Erstaunen muß es erregen, wenn ein großer, ja der größte Theil unserer modernen Historiker und Schriftsteller diese Umwandlung des alten Frankreichs in jene modernen Zustände als die höchste Vollendung preisen, da doch in ihm die vollständigste Servilität und die Verachtung aller ursprünglichen germanischen Freiheit sich ausspricht. Vorzüglich haben alle die letzte Erniedrigung des Adels, und die Vernichtung seiner Macht unter Richelieu (dem sie es deshalb sogar verzeihen, daß er Cardinal und Priester war), als die höchste Aufgabe einer weisen Regierungspolitik angesehen, und ihre Freude darüber nicht genug an den Tag legen können; eine Betrachtungsweise, von der es zweifelhaft ist, ob sie mehr der Stupidität oder der Bosheit angehört.

So viel ist gewiß, daß jene gesellschaftlichen Zustände die nothwendigen Bedingungen und Einleitungen der französischen Revolution wurden.

Der Adel und die Geistlichkeit, endlich jedes öffentlichen Einflusses beraubt, statt wahrhafter Rechte mit gehässigen Privilegien versehen, der erste durch das Uebermaß Königlicher Adelsbriefe in seinem äußeren Ansehen gänzlich geschwächt, erschienen wie heterogene und überflüssige Theile des Staats. Der dritte Stand hingegen, im Besitze der ganzen Rechtspflege,

und Administration, sowie aller übrigen materiellen Reichthümer, die immer mehr anfingen, größere Geltung zu erhalten, ebenso an der Spitze der Wissenschaft, hatte eigentlich die wahre Macht des Reichs inne. So stellten beide am Ende zwei große feindselige Heerhaufen dar, zwischen welchen es nach hundertjährigen Kämpfen und Feindseligkeiten zur entscheidenden Schlacht kommen mußte, und dies war die Revolution. Die im Hasse und der Opposition gegen die ursprünglichen germanischen Institutionen geborenen und großgezogenen Communen, das alte gallische Element, mit einer antiken und fremdartigen Wissenschaft durch und durch geschwängert, emancipirte sich gewaltsam, und tödtete oder vertrieb in unauslöschlichem Hasse sein altes, ursprüngliches germanisches Princip, worin sein Leben und seine wahrhafte Freiheit bestand. Mit demselben mußte natürlich auch der Thron und das Königthum fallen; denn dieses war an jene Institutionen unauflöslich und allein geknüpft, und obgleich scheinbar die französischen Könige immer mächtiger wurden, je mehr sie die freien und selbstständigen Theile der Gesellschaft schwächten, desto mehr verloren sie in Wahrheit ihren Halt, und untergruben in unglücklicher Verblendung den eigenen Boden, worauf sie standen. Vergebens berief man die seit 1614 nicht mehr versammelten Generalstaaten; schon früherhin ohne Wirkung und wahrhafte Repräsentation, zeigten sie jetzt nur in scharfen Umrissen die gänzliche Vernichtung des ständischen Lebens. Mit einem einzigen Stoße ward der Adel aus seinen noch kurz zuvor anscheinend so glänzenden Stellungen herausgeworfen, diejenigen welche Jahrhunderte lang systematisch ihrer Rechte und Freiheiten beraubt wurden, die eigentlich allein die Stützpunkte der wahren Freiheit gebildet hatten, die Ueberreste des alten germanischen Lebens, als Unterdrücker und Usurpatoren proclamirt, und die Anarchie und die Verwirrung an ihre Stelle gesetzt. Nicht sowohl falsche und antisociale Doctrinen, obgleich auch sie großen Antheil daran nahmen, als vielmehr der materielle Stoß der seit Jahrhunderten politisch verwirrten und verkommenen Volksmassen waren die Ursache dieser fürchterlichen Erscheinung, und als das doppelte Votum und die Constituirung der Stände in eine einzige Kammer ausgesprochen ward, geschah nur, was der Natur der Umstände ganz gemäß war, nämlich die öffentliche Anerkennung derjenigen Macht, welche schon längst die Zügel der Gesellschaft geführt hatte.

Wir schließen hiermit, und bemerken, daß, was dergestalt in Frankreich schon in frühester Zeit geschehen, sich seit dem verflossenen Jahrhunderte beinahe in allen Staaten Europas darstellt. Allmählig hat man angefangen, das germanische Princip, das Lebensprincip des Occidents, zu verkennen, es zu verfolgen, und wo nur möglich zu vertilgen. In allen Ländern sind die deutschen Institutionen, der Adel, ständische Geistlichkeit, freie Souveränetäten, als Reste früherer Barbarei, als Usurpationen angesehen worden, und eine centralistische Beamten-Administration ist an ihre Stelle getreten. Selbst Deutschland, der Mittelpunkt jener großartigen politischen Freiheit, ist diesem Schicksal unterlegen.

Zur Geschichte des Communismus.

II.

Constant.

Constant setzte durch die Ankündigung seiner Bible de la Liberté halb Frankreich, besonders aber die Geistlichkeit in Schrecken und Bewegung. Lamennais, hieß es in allen Zeitungen, sei ein Lamm gegen diesen jungen rasenden Abbé. Die Ultras unter den Liberalen warnten vor ihm, weil er zu extrem sei. „Ich muß mich daher Denen, welche meine Bücher lesen werden, ganz zu erkennen geben," begann Constant in der Bekenntnißvorrede zu seiner Bibel „nicht um das Vergnügen zu haben, von mir selbst zu sprechen, sondern um ihnen Vertrauen in meine Ueberzeugungen einzuflößen, wenn sie aus einer kurzen Darstellung meiner Lebensgeschichte gesehen haben werden, wie ich zu diesen Ueberzeugungen gekommen und wie aufrichtig und tiefgefühlt sie deshalb sind."

Sohn eines armen Handwerkers, erzählt er darin, fühlte ich in frühster Jugend einen unerklärlichen Drang zu etwas Höherem, Unbegreiflichem, das mein warmes Herz schon bei Gelegenheit meiner ersten Kommunion, im zwölften Lebensjahre mit einer solchen Leidenschaftlichkeit füllte, daß ich fest von der Ueberzeugung durchdrungen wurde: es giebt einen Gott der sich für alle seine Kinder mit gleicher Liebe geopfert. Schon bei dem bloßen Namen Maria schlug mein Herz freudiger; mein Beichtvater glaubte hieraus für seine Kirche Hoffnungen zu schöpfen, überredete mich, daß ich wirklich eine gewisse übernatürliche Gabe zur Aufopferung und zum Gebet besitze und brachte mich in einer kleinen religiösen Erziehungsanstalt unter. Von da trat ich in das Seminar Saint Nicolaus, dessen Vorsteher mir aber den Schleier meiner bisherigen Schuldlosigkeit lüftete. Mit einem fürchterlich gährenden Zweifel im Herzen betrat ich die Schwelle des großen erzbischöflichen Priesterseminars von Saint Sulpice in Paris. Entsetzt, aber dennoch vertrauungsvoll auf eine bessere Zukunft, schloß ich mich oft einsam in meine Zelle, weinte bittere Thränen über das Loos des größten Theiles der Menschheit und mir blieb nichts als der Glauben an eine Hölle, die dereinst diese frechen Sünder züchtige. Allmälig mit dieser Zuversicht kehrte hierauf der Glaube an einen alleinigen, allmächtigen, allesregierenden Gott wieder zurück in meinen zerrütteten Busen, ich lernte die Menschheit wieder lieben, denn ich sah sie in ihren Knospen wieder, indem ich vom Seminardirektorium beauftragt wurde, den jungen Töchtern des Kirchspiels von Saint-Sulpice den Katechismus als Vorbereitungslehre zur ersten Kommunion zu erklären. Zwei Jahre versah ich dieses Amt — aber mit dem Ablauf des zweiten begann eine neue Periode meines Lebens.

Eines Tages, erzählte Constant weiter, saß ich nachdenkend in meinem

Lehnstuhle, als eine arme Frau ihre Tochter zu mir führte und mich mit Thränen in den Augen beschwor, ihre Tochter allein zu unterrichten, weil sie kein Geistlicher des Stadtviertels confirmiren wolle, indem sie zu kränklich und zu arm sei. Mir stieg das Blut in die Poren bei dieser Erklärung, ich hätte mit eigener Hand diese Priesterbrut für diese Weigerung züchtigen mögen! Ich willigte daher in das Verlangen der armen Frau mit Freuden, bereitete die Tochter zum ersten Abendmahle vor, bald nannte meine folgsame Schülerin mich ihr liebes Väterchen, ich sie meine liebe Tochter, wir wurden mit einander immer vertrauter und statt die Unterrichtsstunden nach dem Genuß des heil. Abendmahls auszusetzen, zeigte sich meine liebenswürdige Schülerin in ihrem Besuche nur um so emsiger. Es fehlte daher nicht an bösen Zungen, die uns beide verdächtigten; mir war übrigens wirklich, als ob mir etwas fehle, wenn ich sie einen Tag nicht gesehen; aber weit davon entfernt, mich meiner Behandlungsweise des Mädchens vor der Welt schämen zu müssen, war es vielmehr nur jene reinste natürliche Liebe, die man die platonische nennt, welche zwischen mir und diesem zarten Wesen herrschte. Doch dieses harmlose Verhältniß genügte, um uns vor den Luchsaugen der Welt und den feinen Spürnasen meiner verläumdungssüchtigen Kollegen als ein sündhaftes Liebespärchen zu verunglimpfen und bewirkte es diese Anfeindung, oder war es der Widerstand, den man uns beiden setzte, genug, jene reine natürliche Liebe verwandelte sich bei Annäherung meiner priesterlichen Weihe in eine Leidenschaft, welche tödtet, wenn man ihr widersteht und ein furchtbarer Kampf zwischen Genuß und Entsagung entspann sich in meinem Innern. In Verzweiflung rannte ich zu meinem Obern, fiel weinend vor ihm auf die Knie, und gestand ihm schluchzend meine Liebe zu meiner Schülerin.

Was that dieser Wütherich, der ein liebevoller Vater an Christi Statt hätte sein sollen, um mich, wenn ich gefehlt, wieder auf den rechten Weg zu bringen? ... Er schalt mich einen Apostaten, Verräther, undankbaren, abtrünnigen Diener der Kirche und stieß mich hinaus aus dem Seminar. Nach fünfzehnjährigen theologischen Studien sah ich mich hilflos auf der Straße!

Was nun beginnen in diesem residenzstädtischen Krater, dessen dumpf durcheinander dröhnende Mächte wie geheimnißvolle Boten vor meinen Ohren summten und mich arme Waise zu verschlingen drohten? — Ich suchte als Privatlehrer eine Stelle und fand sie endlich mühsam in einer der zweitausend Erziehungsanstalten der geräuschvollen Hauptstadt. Aber auch dort ließen mir meine Feinde keine Ruhe; indessen liebten mich meine Schüler trotz aller Schmähungen der schwarzen Schaar, und übrigens was kümmerte mich Freien ihr schadenfrohes Gekrächze, besaß ich doch einen Engel, an dessen theilnahmsvollem Busen ich meinen Schmerz aushauchte, wenn der meinige voll Gram über das Erlebte oft zu zerspringen drohte. Am Halse meiner Geliebten vergaß ich die Leiden dieser Erde, das Erbärmliche meiner Stellung. Aber, o! Himmel, auch diesen einzigen Trost, den ich von ihren Lippen sog, sollte mir unversöhnliche Verfolgung bald in Galle verwandeln

Meine Feinde intriguirten so lange, bis sie mich um den einzigen Nothanker, um meine Stelle brachten, erschütterten demnächst durch die immer steigende Entbehrung die Treue und Charakterstärke meiner Geliebten, und o! himmlische Gerechtigkeit, warum ließest du dieses geschehen, oder hattest du gar keine Blitze mehr? die Geliebte meines Herzens, die Urheberin meines Unglücks, die Gerettete aus dem Schlamm ihrer Unwissenheit, widerstand nicht den Lockungen meiner Gegner, folgte blindlings den verführerischen Fallstricken goldstrozender Seelenverkäufer und verließ mich — im Elende. Jetzt erst stürzte ich in einen Abgrund, aus dem ich nur mühsam wieder emporklomm.

Ein ganzes Jahr hindurch war ich gezwungener oder mitduldender Zeuge des gräßlichsten Elendes der niederen Volksklassen. Hunger, Durst, Kälte und Verzweiflung wütheten abwechselnd krampfhaft in meinen Eingeweiden, besonders weil sich nicht einmal Handarbeit vorfand, die mich meinen täglichen Unterhalt gewinnen ließ, oder sich wohl hie und da ein Student des lateinischen Quartier von dem verarmten Abbé durch Vervollständigung seiner Hefte nur deshalb die Faulheit stärken ließ, um hinterher ihn durch Theilnahme an nächtlichen Orgien statt mit Schwarzbrod zu entschädigen! .... Ha', dort lernte ich das teuflische Treiben der sogenannten reichen Leute vom guten Tone verfluchen! — Ich stürmte zurück in die Einsamkeit, schüttelte den Staub von meinen Füßen und fand wircklich eine Aufnahme in der Abtei von Solesmes als Benediktiner. Aber auch hier umstrickte mich bald wieder das Schlangennetz der Umtriebe, ich floh daher und beschwor den Erzbischof Affre in Paris, mir irgend eine Existenz, nur nicht als Priester, zu verschaffen. Ohne Geld, ohne Kleider, ohne Stiefel, ohne Wäsche, empfahl mich Affre dem Seminar Saint-Nikolaus als Lehrer; allein dessen Vorsteher, Abbé Düpanloux, haßte mich und ich sah mich genöthigt, nur um nicht Hungers zu sterben, auch noch den letzten Lumpen, den ich besaß, auf das königliche Leihhaus, den sogenannten Mont de Piété zu tragen! Man hatte dem Erzbischof hinterbracht, daß ich meine Memoiren schreiben wolle und empfahl mich wiederholt dem Schuldirektor Bonnechose in Juilly, der mir ein Plätzchen in seiner Anstalt versprach. Glücklich wie ein vom Schiffbruch Geretteter reiste ich gegen Ende 1840 von Paris nach Juilly.

Allein wie empfing man mich dort? Ich wurde in eine offene Scheuer quartiert, man gab mir gegen die eisige Naßkälte des Winters nicht einmal Betten, nur meine alte durchlöcherte, halbseidne ehemalige geistliche Kutte diente mir als Bettdecke im Schlafe! . . . Doch was vermag nicht die Natur eines Mannes im Kampfe gegen die Elemente! Liebten mich doch bereits die Zöglinge meines neuen Wirkungskreises und ihre innere Zuneigung löste bald die Eisrinde meiner äußeren Erstarrung; aber ein Elsäßer, Geschler mit Namen, ärgerte sich über diese Zuneigung meiner Schüler dergestalt, daß er mich auf Tritt und Schritt verfolgte und mich heimtückisch anklagte, als mit dem Plane umgehend, Manuscripte an einen Pariser Buchhändler zu verkaufen. Der Erzbischof und die ganze geistliche Schaar in Paris untersuchten hierauf meine Papiere, fanden aber nichts, was mich hätte verdächtigen kön-

nen Durch diese neue Verrätherei aber aufs Aeusserste gebracht, schrieb ich endlich die „Bible de la Liberté.“

Soweit Constant. Wir können schon aus der Lebensbeschreibung schließen, daß sein Communismus die Philosophie des gekränkten Gemüthes ist. In den siebzehn ersten Kapiteln jenes merkwürdigen Buches entwickelt er neblichte religiöse Bilder. 1) Gott, 2) der Mann, 3) das Weib, 4) die Schöpfung, 5) die Dreieinigkeit, 6) Lucifer, 7) Cain und Abel, 8) der Engelfall, 9) die Liebe, 10) die Treue, 11) die Freiheit, 12) das Gebet, 13) die Sünde, 14) Abraham, 15) Isaak, 16) Jakob, 17) Moses. Er predigt die Lehre von der reinen Liebe, vom passiven Gehorsam gegen Gott, vom künftigen Reiche des heiligen Geistes in der Ewigkeit, vom Dienst der Maria ꝛc. ꝛc. In den fünf nächsten Kapiteln, 18) Christus, 19) das Abendmahl, 20) der Antichrist, 21) das Symbol der Apostel, 22) die Propheten schildert er das Christenthum als die Religion der Revolution. Zur Charakteristik Constants ist es nöthig, einzelne Capitel wörtlich anzuführen. Doch werden bei dem Uebermaß der Phrase wenige genügen.

Eigenthum.

„Wenn mich ein Reicher frägt: spricht die Religion des Geistes, welche du predigst, die Räuber und Diebe frei? so werde ich ihm antworten: nein, denn sie verurtheilt Dich. Und deshalb beschwöre ich dich, in ihrem Namen, dem Armen sein Brod zurückzugeben, das du und deine Väter ihm jene gestohlen. Nichts auf der Erde gehört diesem oder jenem Menschen; Alles gehört Gott, das heißt: Allen. Der Geist der Besitznahme ist der des Mordes und er ist es, welcher von Anfang an die Menschen getödtet. Wie! weil ihr rund um ein Feld einen Steingürtel gezogen, wollt ihr allein euch dessen Früchte zueignen, während ich am Fuße eurer Mauer Hungers sterbe! Aber wie? Wenn es mir beliebte, noch höhere Steinmassen übereinander zu häufen als eure Einzäumung ist und dann ausrief: Dieses Feld gehört jetzt mir! Wer würde mich daran hindern? Nicht war, das Schwert der Diebe und Mörder, mit denen ihr euch schützt, um in Frieden eures Raubes zu genießen. Und wenn, indem ich mich gegen sie zu vertheidigen suchte, ich der schwächste bliebe, dann wäre ich es, den ihr einen Räuber und Meuchelmörder nennet! Seht, so kam es, daß sich die Stärksten in die Erde theilten; die Schwachen aber vor Hunger sterben, ohne Obdach. Wenn aber die Schwachen sich vereinigen und mit Muth kämpfen, dann werden sie stark sein ....“

Rachegeschrei gegen die Reichen.

„Sie haben gelacht, und sie haben getrunken und gegessen, und Gott hat sich mit Abscheu von ihnen zurückgezogen. Das ist es, weßhalb nach den Vorstellungen in Güte der Ausbruch des Zornes kommen muß. Sie haben die Engel des Friedens nicht gehört, mögen sie jetzt zittern vor den Racheengeln der Vernichtung. . . . .

Arme und Abgehungerte, wie viele seid ihr und wie viele sind ihrer? Euer Leben gleicht einem langsamen und schändlichen Dahinsterben! Wechselt es gegen einen raschen und glorreichen Tod, oder gegen einen Sieg, welcher euch wieder beleben wird! Seht, das ist es, was euch der Geist der Vernichtung

zuruft. Und ich, ich weine, mein Haupt mit Asche bedeckend, und schreie zu Gott und dem Volke: um Gnade. Aber Beide antworten mir: Es giebt keine Gnade mehr!

Zurück ihr sogenannten Ehrenmänner, die ihr euch gemästet und Tugenden nach eurem Bilde geschaffen; zurück! ihr Scheinheiligen, die ihr mit den Dieben theiltet und dem Geplünderten Ergebung predigtet; Platz für die Gerechtigkeit Gottes! denn ich sage es euch in Wahrheit: daß wer euch tödtet, kein Mörder ist, er ist nur der Vollstrecker der hohen Gerechtigkeit. Und derjenige, der euch das Gold zurück nimmt, mit dem ihr euch auf Kosten der Armen bis an den Hals füllet, kein Dieb ist. Er ist nur ein Gerichtsdiener Gottes, der euch bei Leibesstrafe zur Bezahlung eurer Schulden zwingt.

Da ihr keine Menschen mehr seid, werden wir euch jagen wie wilde Thiere, und obwohl ihr unsere Väter verzehrt, werdet ihr dann doch nicht mehr unsere Kinder verschlingen. Das ist es, was das Volk mit einer dem Gewittersturm ähnlichen Stimme schreit; und ich bedecke mein Gesicht mit meinem zerrissenen Kleide und schaudere bei dem Geruche des Feuers und Blutes....."

Zukunft.

„Ich habe zu den Armen gesagt: verschlinget die Reichen, und zu den Sklaven: erwürgt die Tyrannen, weil die Reichen und die Tyrannen untergehen müssen. Aber da könnte es scheinen, als ob die Diebe der Reichen jetzt ihrerseits für einen Augenblick reich würden, die Sklaven zu Tyrannen u. s. w. Doch diese fänden ihre Bestrafung in dem Siege. Diebe gegen Diebe, Mörder gegen Mörder, rauft einander, schlaget einander, würgt und zerreißt einander! Engel des Krieges und des Todes, schwinget euere Feuerflügel und zeiget der Erde an den Sturz des großen Babylons! ... Dann wird es geben Ein Volk, Einen Gott, Ein Gesetz, Einen Herrscher ... Und Gott wird das Volk sein, und das Gesetz wird Gott sein, und der Herrscher wird dieses Gesetz sein ... Dieser Wissenschaftskönig wird sich im Schweiße seines Angesichts für Alle opfern ... Und Christus, Volk geworden, wird die Welt zurückgeben in die Hände seines Vaters und dann wieder hinaufsteigen zur rechten Hand Gottes ... Und sein Reich wird kein Ende haben. Amen!"

Trencks Fluchtversuche.

(Fortsetzung.)

Ich setze demnach meine Erzehlung fort, und melde daß ich den 26. Juny 1755. in dieses Gefängnis gebracht ward, wo ich mich mit einer

Hand, und Fuß selbst an die Mauer fest schliessen muste. Wie einem ehrliebenden Gemüte, und einem Manne von meinem caracter bey so ausserordentlicher Begegnung müsse zu Mute gewesen seyn, ist leicht zu erachten. Dabey sah ich vernünftiger Weise wol ein daß der Monarch auf das äusserste gegen mich muste aufgebracht seyn, folglich mein Leib nicht Kräffte genug haben würde, in dem neu erbauten gefängnis und bey so grossen Ungemach eine Abänderung meines Geschickes zu erharren. Zudem war mir der auf anno 1756 festgesetzte Krieg bekandt, welcher mir alle Hofnung zur Vorsprache benahm. Mein Gefängnis hielt ich zugleich vor, undurchdringlich, weil keine Schildwacht unten im Graben, sondern nur eine oben auf dem Walle stand, und folglich hatte ich keine Hofnung zur correspondenz noch meinen intriguen, und menschlicher Hülffe vor mich. meine Leydenschafften, fingen sich also an in mir zu regen, und mahleten mir meinen Zustand in fürchterlichen Bildern vor. Wenn unser Auge weinet, siehet es ohnedem das Uebel doppelt grösser an, als es ist. Und mein Unglück fiel mir also wircklich unübersteiglich in die Augen. Die Schwermut bemeistert endlich die Denckende Kräffte wenn wir ein Ding vor unmöglich zu halten anfangen, und durch irrige Begriffe, machen wir sodann aus der Warscheinligkeit einen Grundsatz. Folglich nehmen die Vorurtheylle die Stelle der Wircklichkeit ein, und zwingen uns zu entschliessen. Der Tod, ist nun die letzte Wirckung davon, und die letzte Thorheit die wir begehen können, uns dem Uebel zu entziehen. Allein, ich sage, die letzte Thorheit vor einen klugen Mann, welcher das, was er ist, wozu er lebt, was er wird, auch wie, und wann er sterben soll, so entlarvt, und ohne Pfaffen Blendwerk kennet, als ich. Mein Leser glaube auch nicht, daß mich etwan, niederträchtige Absichten der Eigenliebe bis auf diese Stunde die schimpfliche Begegnungen aufzufangen, zu ertragen, und abzuschütteln bewogen haben. Nein, ich bekenne die Wahrheit daß ich längstens aufgehöret hätte zu seyn, wenn ich weniger Kenntniß von der wahren, und scheinbaren Ehre besässe, oder nur allein vor mich lebete, oder nicht so viel Erfahrung, und tieffe Einsichten, von, und in der Falschheit Menschlicher Tugenden erlanget hätte. Mein angebornes Temperament übersteiget so gar die Gräntzen der Menschenliebe so weit, daß ich meine Leyden selbst, mit Wollust fühle, wenn ich dadurch den Wolstand meiner Freunde verbessere. Und weil ich weiß daß nach meinem Tode mein gantzes Vermögen das ich in der Welt besitze, der Römischen Kayßerin zufällt; meinen Geschwistern, und andern redlich, doch dürftigen Freunden aber entzogen würde, so ist dieses eigentlich der Hauptgrund warum ich noch lebe. Wobey zugleich die Empfindungen eines Herzens welches einen Gegenstand natürlicher Leydenschafft in der Welt kennet, und verehret, das ihrige beygetragen haben.

Allein am 27. Juny überwog der Schmerz alle meine Trost, Vernunfts, und Hofnungs Gründe. Und weil ich sowol mein Testament, als andre der Welt zu wissen nützliche Dinge zuvor schrifftlich verfassen, und hinterlassen wolte; so setzte ich den 4. July zu meinen blutigen Sterbens Tag fest. Ich zerriß also mein Hembe, welches ich statt des papieres brauchte

und vollschrieb, womit auch wircklich die Tage verflossen, weil man mit hölzernen Federn nicht wohl fortkommen kann, und ich bekräfftige mit meinem Gewissen, daß ich nach Verfertigung meiner Schrifften, die letzte Stunde eines traurigen Lebens begierig erwartete. Ich schlieff auch wircklich die Nacht vom 4. July ruhiger als zuvor; Hatte aber neuerdings einen wunderlichen Traum, den ich hier aber nicht melde um nicht lächerlich bey vernünftigen Lesern zu scheinen. So viel aber versichere, und betheure ich hiemit, daß alle Haupt Zufälle die mir noch in meinem Leben begegnet sind, mir allezeit voraus geträumet und geahndet haben. Welches ich bey mehreren scharfsinnigen Leutten erfahren, und befunden habe, nicht also etwan mit thörigten Aberglauben vor eine Göttliche Offenbahrung halte: sondern aus dem Platonischen Systemathe de aeternitate naturae, et corporum mutatione, ad primam substantiam usque, herleite, und als ideaas obscuras bereits belebter Zufälle sensitive erkenne. Wovon die fernere Untersuchung nicht hieher, sondern in die gelehrte Welt gehöret.

Am Morgen des 4. July nahm ich mein Messer, welches ich von der Citadelle des genauen visitirens ohnerachtet, mit hieher gebracht, und öffnete mir damit zwey Adern an dem lincken Arm, setzte mich auf dem Boden nieder, und ließ diese unglückselige Dinte mutig spritzen. Weil mir aber ein Haupt Umstand beyfiel, der das Wohl meiner Geschwister betraf, und den ich aufzuzeichnen vergessen hatte. So band ich meinen Arm wieder zu, und schrieb was ich wollte. Nachdem es geschehen brachte man mir das Mittags Essen. Ich aber setzte mich auf das Bette, um meinen letzten Gedancken den Stroom zu lassen. Indem hörete ich rufen. Prost die Malzeit Herr Rittmeister. Ich erkannte sogleich die Stimme meines Grenadiers von der Citadelle, welcher über mir auf dem Walle Schildwacht stand. Kurz nachdem ich ihm mein Vorhaben gesagt, erhielt ich die Antwort, ich wäre ein Narr, weil von hier leichter zu echappiren sey als von der Citadelle, wenn ich mich nur von Ketten loßmachen könte, und instrumente hätte die Thüren zu durchschneiden. Da ich mich nun geirret, und aus dem Klange der aussern Thüre im Aufschliessen dieselbe eysern zu seyn geurtheyllet hatte, so widerlegte er mir meine Meinung. Man stelle sich vor wie mich diese Nachricht vergnügte, da ich ein Messer hatte mit dem ich mich leicht auszuarbeiten getrauete. weil ich damals nur drey Thüren hatte. Ich war also etwas zu hitzig auf die Ausführung, Mein Grenadier zu allem fertig, und die Abrede ward genommen, daß ich an eben dem Tage, zwischen 11. und 1. in der Nacht heraus schleichen sollte, wenn er oben auf dem posten stünde, sodann sollte ich nur von meinem Bette einen 40. Fus langen Strick machen, um mich vom Walle hinunter zu lassen, so wollte er mir sodann nicht nur aus dem Sterne helffen, sondern auch genaue instruction geben, wie ich sicher nach Gummern entkommen könte. Er vor seine Person würde sodann hier nichts zu verantworten haben, weil man nicht wissen könte bey wessen Nummer meine Flucht geschehen sey; und müsten sie auch alle drey Gassen lauffen, so mache er sich nichts daraus wenn ich nur frey wäre. Ich säumete also keinen Augenblick und weil ich dazumal nachmittags

nicht visitiret wurde, so sprengete ich meine Kette sogleich entzwey, welche weil sie nur subtil, und dazu von schlechten Eysen, auch nicht wol ausgeschmidet war, an zwey Orten zugleich zerbrach Hierauf griff ich die Thüren an, und noch vor 4. Uhr war die erste offen. Da nun mein Grenadier um 5. Uhr wieder auf dem posten stand, gab ich ihm Nachricht daß ich bereits mit der andern beschäfftigt sey. Ich rastete hierauf ein wenig, weil mir mein verwundeter Arm sehr blutete, und schmerzte; Aß indessen mein Mittagsbrod mit Freuden und griff meine Arbeit von neuem an. Allein wie erschrack ich, da ich auf einen Ast, den ich zu hitzig durchschneiden wolte mein ohnedem schwaches, und sehr schlechtes Messer zerbrach. Was war zu thun? Mein Freund war eben um 7. Uhr vom posten abgelößt, folglich kein Mittel zu treffen. Wäre ich damals so klug gewesen als ich nacher worden bin, einen grossen Nagel aus dem Fußboden zu ziehen, so hätte ich die Thüren besser als mit dem Messer bemeistert: Ich wuste mir aber keinen Rath, arbeitete mich zwar mit dem Stumpf noch müder aber leyder vergebens. Endlich brach ich die langen Eysen vom Ofen, und festgenagelten Leib Stuhl los, und wollte die noch ganz weiche frisch erbaute Mauern durchbrechen; allein ich hatte zu viel Blut verlohren, und ward so matt, über die eyffrigen Arbeit, daß ich mich halb ohnmächtig auf das Bette warff. Um 11. Uhr kam mein Freund auf den posten, der nicht weniger als ich, über mein Unglück erschrack, dennoch aber heyligst versprach in allen Fällen mir beyzustehen wenn er nur Gelegenheit finden könte; Nachdem ich mich nun die ganze Nacht durch mit neuen projecten und Sorgen gequälet, wie ich wenigstens fernere Mishandlung mit meiner Person des gewagten Ausbruches wegen verhindern könnte: Vertrieb mir Die Hoffnung, daß diese Begebenheit verursachen würde, Schildwachten hier unten vor meinem Gefängnis zu stellen, wodurch ich endlich meinen Zweck dennoch zu erreichen glaubte, alle Lust zum Selbstmord. Und ich richtete folgenden Morgens eine intrigue ins Werck, die just das, was ich suchte, zu Wege brachte. Ich verpalisadirte nehmlich meine in wendig offene Thür, mit denen Stricken die ich bereits um mich vom Wall hinunter zu lassen gemacht hatte; damit mir niemand mit Gewalt auf den Leib bringen konte. und da der Herr Obristwachtmeister von Wegner die erste Thür öffnete, stand ich in einer affectirt desperaten Stellung, halb nackend mit meinem Messer in der Hand an meiner Verschanzung mit der Erklärung, daß ich zum Tode bereit sey, auch falß man mit Gewalt zu mir eindringen wollte sogleich mit der letzten Entschliessung fertig seyn würde. Ersuchte also, aus Christlichen Mittleyden Commendanten zu bitten, daß er mir einen Priester herschickte, nebst einigen Zeugen denen ich mein verfertigtes Testament übergeben und sodann in ihrer Gegenwart sterben wollte. Herr von Wegner war wirklich über den Anblick gerühret, und so mittleydig, daß Er gleich umkehrete, und samt dem Herren Obristen v. Asseburg, Hr. Platz Major, und einem Feldprediger zurück kam. Wäre ich nun auch wircklich zum Tode entschlossen gewest so hätte das gütige und recht Freundschafftliche Zureden dieser Herren tausendmal mehr bey mir erwürcket, als die Pöbelhaffte und längst von mir

übersehene Einwürffe eines Pfaffen. Kurz, nachdem mir der Herr Obriste versprach daß die ganze Sache mir nicht praejudiciren solte, so warf ich mein Messer hinaus; öfnete mein retranchement und ergab mich auf discretion. Es geschahe mir auch nicht das mindeste Leyd, meine zersprengte Kette ward nur geflickt, und ich erhielt das, was ich wünschte, und warum ich diese intrigue angestellt hatte, nemlich, daß eine Schildwacht hier unten im Graben, vor mein Gefängnis gestellet ward, wozu ich selbst Anlaß gab, weil ich sagte daß ich, weil keine Wacht drauſſen stünde, die neue Mauer in leicht durchbrechen könnte. Weßhalb auch sogleich Palisaden um das ganze Hauß gesetzet, und die vierte Thüre gemacht wurde. Ich selbst aber war von neuem vergnügt, verbannete alle Schwermut, heylete meinen Arm wieder aus, und erwartete meinen Grenadier mit Schmerzen, um neue Anschläge schmiden zu können.

Doch muß ich hier erinnern daß dieses eigentlich der erste Versuch zu meiner Flucht war, welcher in Magdeburg entdeckt wurde: Und da an eben diesem Tage die Rede vorkam wegen der Ursache warum ich von der Citadelle hieher gebracht, und so schändlich mißhandelt sey, und ein jeder die Unwissenheit anzeigend mit den Achßeln zuckte. So entdeckte ich allererst die drey Löcher, welche ich dorten ausgebrochen, und die bis dahin niemand gefunden hatte, so gar, daß der Herr Platz Major mir nicht einmal glauben wolte, und es vor unmöglich hielt. Ich erinnre dieses deßhalb hier nochmals, damit man sehen kann, daß man d. 6. Juny, wo man noch nichts gewust noch entdecket. Ihro Majestaet einen falschen rapport abgestattet habe.

Da es nun einmal öffentlich bekandt daß ich zu entfliehen suchte, und man nur auf Mittel bedacht war mich fest zu halten so rafinirte ich Gegenseitig Tag, und Nacht, um der Gewalt mit List zu begegnen, welche eigentlich das letzte Gewehr unglücklicher Menschen ist. Siehet sodann unsre Vernunft Warscheinliche Gründe zur Rettung vor sich, so fangen wir an die Ausführung derselben als eine Notwendigkeit zu erkennen. Und aus dem Natürlichen Lehrsatz. Qvilibet sibi proximus. fället ein vernünfftiger Arrestant das Urtheyl. Qui moritur minis bombis sepelitur asinis. und erkennet, daß eine unzeitige Gedult, Verachtung, Die Begierde nach freier Welt Glück, die unerschrockene Entschliessung aber Hochtung*) verdiene. Daß aber Notzwang keine Verwegenheit edle Ehrbegierde eine Tugend, Freyheit suchen wo man kein Recht finden kann, hingegen kein Trotz, noch Eigensinn zu nennen sey, ist in gros denckender Welt eine ausgemachte Sache. Da ich nun alle ausgekünstelte Befestigungen übersahe, und wircklich unnütz beurtheyllete So entstand daraus, wiewol zu meinem Unglück die Ruhmsucht klug vermeinte Anstalten lächerlich zu machen. Wie denn auch ein vernünftiger Leser aus allen Umständen ersehen wird, daß man durch geglaubte Hindernisse mir just allezeit das Gewehr in die Hände gegeben hat; und mir nicht die Gewalt, greuliche Ketten Lasten; noch hauffige Wächter, noch die Menge vergeb-

*) So statt Hochachtung.

licher Ordres, sondern einzi gund allein das mir widrige Verhängnis, oder, wie man es nennen will, Die göttliche Vorhersehung an eigenmächtiger Behauptung meiner Freyheyt verhindert haben. Ich schreite nun ferner zu meiner Erzehlung. Mein Grenadier der es wircklich redlich mit mir meinete kam wegen vorgefallener Hindernisse nicht ehr als den 1. August zu mir auf den Posten; Und da ich meine 83. Louisdors auf der Citadelle vermauert zurücke gelassen, welche auch dorten bereits verloren gegangen waren Da ich es hier anno 1756. meldete, folglich ohne Geld war, So gab mir dieser Mann fünf Louisdors die er bey sich hatte; mit Versprechen so bald er vom posten abkäme nach Hauße zu lauffen und mir die in Gummern empfangene 1000 fl. zu bringen. Die fernere Abrede ward genommen; doch weil die Zeit zu kurz war nicht umständlich; Ich schrieb indessen an meine Freunde nach Gummern und erwartete seine Zurück Kunft wo er mir verschiedene instrumenten mitbringen sollte. Allein unglücklicher Zufall vor mich, er kam gar nicht wieder, Und wie ich lange Zeit hernach erfahren, ist dieses die Ursache gewesen. Der Tambour von der Wacht hatte ihn mit mir heimlich sprechen gehöret, solches dem Lieutnant gemeldet, der ihn auch selbst vom Walle oben abgelauscht. Weßhalb er eine gute dose Prügel bekommen, und gar nicht mehr zu der Stern Wacht abgetheyllet wurde. Ich wartete also den ganzen Sommer vergeblich auf Ihn; konnte auch aller angewendeten Mühe ohnerachtet im darauf folgenden Herbst keinen neuen Helffer auf meine Septte bringen.

Inzwischen hatte ich Zeitvertreib, weil man mir erlaubete Becher auszustechen. Der Hunges quälete mich auch zuweillen, weil ich von aussen keine provision mehr bekam. dennoch aber litt ich nicht so gewaltig daran, theyls weil ich bereits meine vorigen Kräfte verloren, und nicht mehr halb so starck als zuvor essen konnte, theyls, weil einige der Herren Stabs Officier mir aus Mittleyden zuweillen etwas schenckten.

Zu meinen Ketten hatte ich mir indessen einen Schlüssel gemacht, mit dem ich das künstlich dazu verfertigte Schloß, so gut als die Herren die den rechten Schlüssel führten, öfnen konnte. Anfang Decembers aber war ich neuerdings so glücklich einen alten, wiewol sehr furchtsamen Grenadier zu gewinnen. Ich schickte Ihn nach Gummern, allein meine Freunde, waren in währender Zeit, weil Sie keine Nachricht von mir gehabt nach Hauße gereiset. Ich schickte hierauf dieses Grenadiers Frau nach Dresden, wozu ich meine letzten fünf Louisdors hergab, an unsern dortigen Minister, nebst einer kleinen Geld assignation, weil ich diesem Manne nicht viel zutrauete. Worinnen ich mich auch nicht betrog. denn ich habe ihn von dem Tage an nicht mehr gehöret noch gesprochen. Fing also wircklich an zu verzagen, neue Hülffe zu finden, weil ich gänzlich von Gelde entblösst war.

Ich componirete also verschiedene Geistliche Trauer, und Klag Lieder, die ich täglich mit beweglicher Stimme sang. Diese nun hatten alle gewünschte Wirckung, denn ich bewog alles zum Mittleyden; und weil mir die natur ein besonders scharffes Gehör gegeben, so lauschte ich von meinen Zuhörern alles ab, was sie unter sich von mir urtheylleten, brachte es auch in kurzem so weit, daß die mehresten mich zum Singen aufmunterten, und

sich auch mit mir in Gespräche einliessen. Endlich fand ich einen 60. Jährigen, gutherzigen, doch sehr einfältigen Mann Namens Gebhard, welcher sich nach häuffigen Zureden bewegen ließ, einen Brief vor mich zu bestellen. Weil er aber zu arm dazu war Seine Frau bis Dresden zu schicken, wo ich hätte Geld empfangen können, auch dazu viel zu furchtsam schien, etwas vor mich zu unternehmen. So schrieb ich neuerdings zwey Brieffe nach Wienn, worinnen ich meinen Freund den Hauptmann Ruckhardt nochmals nach Gummern bestallte; und unter eben dem Zeichen, wie im vorigen Jahre geschehen auf den 10. Aprill gegen Mittag dahin bestimmete, mit instruction meinem ihm sodann dorten begegnenden Freunde 1000 fl. zu behändigen, und daselbst fernere Nachricht von mir zu erwarten. Den 6. Februar 1756. übernahm Gefhardt*) diese Brieffe, zahlete von seiner Armut 14 ggrl. Postgeld davor, und bestellete sie durch Seine Frau auf der Post zu Gummern, nach meinem ihm gegebenen vorsichtigen Unterricht glücklich. Inzwischen bekam ich bey der Reinhartischen Compagnie besonders, vielle mir nützliche Bekandschafften, von denen ich nicht nur eine genaue Beschreybung von der äussern Lage, und Beschaffenheit meines Kerckers erhielt, sondern man sagte mir zugleich daß ich hinter mir nur etwan 15. Fus weit zu graben hätte, um in die Mine des Walles zu kommen: Nach gemachter Ueberlegung, fand ich eine wahrscheinliche Mögligkeit bis dahin zu miniren, besonders wenn ich Geld haben würde, um durch Hülffe meiner Schildwachten den Schutt fortzuschaffen. Gebhard aber wolte mir keinen Beistand zu dergleichen Unternehmungen leisten, auch nicht einmal ein Messer zustecken. Damit ich aber dennoch nichts versäumete, so fing ich indessen an die Bohle hart an dem Ofen zu durchschneiden, welches mit dem Windeysen**) vom Fenster geschahe, das ich losgebrochen, und auf dem Ofen scharf geschliffen hatte. mit diesem bohrete ich ein Loch neben den andern, die ich sodann, wiewol mit saurer Arbeit ausbrach, und auf solche Art, in den zwiefach Hölzernen Boden der 6. Zoll dick war, eine Oeffnung machte, wodurch ich beqwem ein, und aus kriechen konnte. Die nur eines Fingers breit von oben sichtbare Ritze, ward von mir allezeit sorgfältig, und so künstlich zugemacht, daß ich den Ort selbst nicht zu sehen im Stande war. Welches eigentlich auf folgende Art geschahe. Ich hatte von den Brettern aus meiner Bettstelle ein Stück Holz mit einem Stück Glaß so accurat zurechte geschabt, daß es just in die Ritze einpaßte. Gefhardt*) aber hatte mir, doch unwissend wozu ein Pfund Wachs gekaufft, wozu mir einer der Herren Stabs Officier das Geld, par intrigue geben mußte. denn ich verlangete von ihm ein 4 ggrl. Stück, um es glatt zu schleiffen, und eine devise darauf zu stechen. da er es aber nachher wieder zu sehen forderte, schützte ich vor es seye mir in die Ritzen des Bodens gefallen, und verlohren gegangen. Auf diese Art bekam ich Wachs, wovon ich kleine lichter machte; dießelbe an meiner Ofen Röhre ansteckte, und sodann den in der Bohle gemachten Schnitt voll tropffen ließ; Hierauf nahm ich ein heiß gemachtes Eysen, und schmolz damit alles gleich,

*) So statt Gebhardt.
**) Unbeantlich.

schüttete etwas Staub von der Erden darauf, das er mit dem Wachs zugleich antrocknete, und kurz ich machte damit das sichtbare vollkommen unsichtbar. Inzwischen kam der 10. Aprill heran, und den 12. hatte ich schon das Vergnügen daß Gebhard mir ein ganz paquet Brieffe, wobey zugleich ein Kayßerl: auch ein Sächßischer Cabinets pass vor meine allenfallige Hülffe auf hiesiger Gränze, auch die verlangte 1000 fl. befindlich waren wovon ich 600 fl. dem Ueberbringer schenckte das übrige aber vor mich behielt. Mein in Gummern angekommener Freund Ruckhardt hatte indessen nicht vor ratsam gefunden sich daselbst aufzuhalten, und dem Gebhard mündlich das Haus und Namen benennet, wo, und unter welchem er in Dessau zu erfragen seyn würde; Allein der einfältige Mensch, hatte vor Freude über das empfangene Geld alles vergessen, und ich wuste also nicht wo ich ihn finden, und erfragen sollte. Gefhards*) Frau war dazu kranck, daß ich Sie nicht nach Dresden schicken konnte, um etwan seinen Aufenthalt von unserm dortigen Gesandten zu erfahren. Kurz, diese Vergeßsamkeit war Schuld an meinem darauf erfolgten Unglück. Gefhard*) machte mir zwar glauben Seine Frau wäre in Dessau gewest, und hätte nichts erfragen können. Allein der eigentliche Grund der Sache war der, daß der alte Drache vom Weibe 600 fl. Geld in ihrem Kasten hatte, und den gutherzigen Mann abwendig machte sich ferner mit mir in nichts einzulassen. Unterdessen säumete ich in meiner Arbeit nicht, und da ich Geld in Händen, hatte, auch die Gemüter schon kante so fand ich bald was ich suchte. Nemlich zwey neue Freunde, die mir tapfer arbeitten hulffen. Das Drat Gitter vor meinem Fenster worinn vorher nur ein klein Loch gemacht war, zerriß ich sogleich völlig und ließ mir neuen Drat zustecken, wovon ich ein anders flochte, das ich auf- und zu machen konnte so daß niemand etwas bey dem visitiren daran mercken konnte. Mein Fenster richtete ich gleichfallß ein zum ausnehmen, und Einsetzen. Ich ließ mir Wachs Lichter, Feuer Zeug, Messer, eine hohl Meissel, auch etliche Ellen Leinwand zustecken. Von welcher letzteren ich etwan Arms Dicke lange Säcke machte, die ich mit Sand anfüllete **) meinen Schildwachten, wenn es die Gelegenheit zuließ, zwischen denen eysernen Stäben hinaus schob, welche Sie sodann draussen ausleereten, und ledig zurück gaben. Auf diese Art brachte ich nach meiner Rechnung bey 50. centner Sand glücklich hinaus, welches dennoch nicht hinlänglich war, um bis in die Mine, die nicht 15. sondern 32. Fuß entfernet ist (wie ich hernach erfahren) durchzugraben. Welche Hülffe mir aber nicht allein von diesen beiden Grenadiers, sondern von mehr andern geschahe, die ich davor freygebig bezahlete. Ich schickte auch Ausgangs Aprill eine von ihren Weibern nach Dresden, die mir 1500 fl. Geld mitbrachte, doch von dem Aufenthalt des Ruckhardts nichts erfragen konte. Da ich aber denselben zu ausführung meines Vorhabens notwendig brauchte, und nicht anders vermutete er müße, wieder nach Hauße gekehret seyn, weil er so lange keine Nachricht erhalten; So schrieb ich aller Sicherheit halber

*) So statt Gebhardt.
**) Unleserlich.

nochmals nach Wienn mit Ordre, Ruckhardt solle den 12. July mit zwey Pferden, und andern Notwendigkeiten ohnfehlbar in Gummern erscheinen. Diese zwey Brieffe gleichen Inhalts an meine dortigen Freunde, gab ich d. 24. May dem Gebhardt mit genauer ordre dieselbe durch seine Frau bis nach Leipzig zu schicken, und daselbst auf die Post zu geben. Allein der alte Teuffel muß zu commode gewest seyn den Weg zu machen, und der gute, einfältige Mann der mir diese Gefälligkeit gerne erzeigen, und alles recht gut bestellen wollte. Gehet mit den beyden Brieffen selbst nach Gummern. spricht zu dem dortigen Postmeister. Er sey ein armer Grenadier, habe zu Wienn einen process und könne auf alle Brieffe die er in Magdeburg auf die Post trüge keine Antwort erhalten. bäte ihn also um die sichere Bestellung derselben. wobey er ihm zugleich 25. Reichsthaler in die Hand drückt, und eiligst umkehret. Dieser Mann erschrickt nun über das Geschenk von 25. Rthlr. von einem armen Grenadier, macht sich also auf und bringet die beyden Briefe an den Durchl. Gouverneur, den Herzog von Braunschweig. Hierauf kam Derselbe in eigener Person mit Mauer Meister, und Zimmerlütten mein Gefängnis zu visitiren, allein man fand gar nichts, sagte mir auch kein Wort von meinen aufgefangenen Brieffen. Ich erfuhr aber dennoch an dem Tage von meinen Schildwachten daß ich auf den 12. July Pferde bestellet hätte, wovon der Herzog draussen Meldung gethan. Hier merckte ich nun bald die Ursache ward aber nicht wenig bestürzt, da meine Schildwachten bey der Nacht verdoppelt wurden, welches mir mehr Sand hinaus zu schaffen verhinderte. Weil ich zwar verschiedene Helffer dazu hatte, doch aber keiner vom Andern wuste, um der Verrätherey Willen die ich praecavirete.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

H. Hickethier.

Neunundvierzigster Band.

Zweites Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von H. Hickethier in Berlin,
Lindenstraße 116.

Inhalts-Verzeichniß.

Literarische Anzeige:

Correspondenzen:

An unsere Abonnenten.

Der seitherige Redacteur dieser Blätter ist, einer ehrenvollen Berufung folgend, in einen andern Wirkungskreis eingetreten. Mit einem plötzlichen Redactionswechsel ist aber zugleich ein Wechsel des Verlags und der Druckerei erfolgt.

Aus diesen gleichzeitig eingetretenen Veränderungen wolle man sich geneigtest die Verspätung des vorliegenden Doppel-Heftes erklären und entschuldigen.

Die Redaction und Expedition.

Wochenschau.

Am 3. April.

Während die Verlegenheiten der hohen Pforte zur Eröffnung des Concurses drängen, während in Amerika sich für England neue Verlegenheiten vorbereiten, indem die dort ungefährliche russische Nachbarschaft zu Gunsten Bruder Jonathan's aufhören soll, ist Deutschland mit einer Luxemburgischen Frage überrascht worden, welche in der Form, in der sie auftrat, eben so sehr das Anstandsgefühl beleidigte, als sie wegen der vorauszusehenden Collision mit nationalen Interessen und vertragsmäßig erworbenen Rechten den Frieden Europa's zu gefährden drohte.*)

*) Das Großherzogthum Luxemburg, früher zum deutschen Bunde, noch jetzt zum deutschen Zollvereine gehörig, zählt auf 46,6 Q.-Meilen 206,140 Einwohner, die ihrer Nationalität nach Niederlotharinger, in geringer Zahl auch Wallonen, ihrer Confession nach Katholiken, unter einem eigenen apostolischen Vicar, sind. Der Staats-Organismus des Landes beruht auf französischen Principien, wie denn französisches Wesen in Recht und Gericht, Münze und Gewicht, namentlich aber durch die amtliche Sprache, die französische, eingeführt, genährt und gepflegt ist und wird. Belgien und Frankreich haben in dieser Beziehung weit stärker und erfolgreicher als Grenznachbarn gewirkt als Deutschland, das in nationaler Wirksamkeit durch Rheinpreußen überhaupt nur schwach vertreten werden konnte. Die 20jährige Französirung von 1795 bis 1814 mußte ja natürlich tief in das ganze Staats- und Volkswesen eindringen und in ihren Eindrücken um so schwieriger zu ver-

Das Gerücht von einem Verkaufe Luxemburgs an Frankreich, welches ganz unvermuthet auftauchte, nachdem von holländischer Seite her lange Zeit hindurch die Tendenz befolgt worden war, durch Insinuationen aller Art gegen Preußen und dessen angebliche Prätensionen zu hetzen, fand sehr leichten Eingang, obwohl der Umstand, daß es sich um einen Verkauf von Land und Leuten in der brutalsten Form eines kaufmännischen Geschäfts handelte, die politischen Anschauungen der Gegenwart ziemlich hart vor den Kopf stieß.

Die Bereitwilligkeit des Glaubens an eine doch ziemlich auffällige Thatsache entsprang einer zwiefachen Erwägung. Einmal schien es wahrscheinlich genug, daß der Großherzog von Luxemburg sich kurzer Hand der Verlegenheiten entledigen wollte, welche aus dem gelösten Bundesverhältniß und dem fort-

---

wischen sein, als Luxemburg stets sich mehr von Deutschland ab- als demselben zugewandt gezeigt hat. Sporadische Sympathien unter der Bevölkerung ändern an jenen thatsächlichen Verhältnissen wenig.

In der Bevölkerung überwiegt das weibliche Geschlecht. Dieselbe ist im Verhältniß zu andern deutschen Bevölkerungen sehr kinderreich, indem von ihr fast 33 Procent unter, 67 Procent über 14 Jahre alt sind. Trotzdem sind Familien-Verbindungen, indem 1 Familie erst auf 4,9 Einwohner kommt, seltener als sonst in Deutschland. Der ländliche Charakter der Bevölkerung tritt in der Thatsache hervor, daß nur 15 Procent derselben in Städten, 85 Procent dagegen in Landgemeinden wohnen; die Zahl der letzteren ist 119 neben 7 Städten. Die größte Stadt ist Luxemburg mit gegen 16,000 Einwohnern, während keine der übrigen Städte 4000 Einwohner übersteigt.

Die Bodenfläche Luxemburgs, = 1,013,602 preußische Morgen, vertheilt sich der Cultur nach: Gärten 11,340, Acker 312,500, Wiesen 70,147, Hutungen 114,316, Wald 309,590 Morgen, so daß nicht mehr als 195,709 Morgen als Unland übrig bleiben. Wenn (nach der Statistik von Herrn v. Viebahn) von der Gesammtfläche Deutschlands auf Gärten und Acker 45, Wiesen und Weiden 17, Waldungen 25, Unland 13 Procent kommen, so hat das Großherzogthum Luxemburg in seiner Fläche nur 32 Procent Ackerland, 18 Procent Grasland, dagegen 31 Procent Wald, 19 Procent Unland.

Der bäuerliche Charakter der Bevölkerung zeigt sich ferner in der Anzahl und Größe der Grundbesitzungen: nach einer amtlichen Aufnahme von 1858 waren vorhanden Grundbesitzungen von unter 10 Hectaren 63,320, von 10—20 Hectaren 2143, von 50—100 Hectaren 1501, von über 100 Hectaren 729, im Ganzen also 67,693 Grundbesitzungen. Bedenkt man, daß 1 Hectare = 3,916 preußische Morgen, daß die ganze Bevölkerung nur 40,000 Familien umfaßt, so ergiebt sich, daß ländlicher Besitz in ziemlich großem Umfange auf jede Familie fällt. Der Boden soll übrigens, bei der bestehenden Freiheit der Theilung, sehr zerstückelt sein, was allerdings die große Anzahl der kleinen Besitzungen schon schließen läßt.

Die Forsten = 312,453 Morgen sind mit 201,725 Morgen im Privatbesitz, 517 Morgen gehören Kirchen und Instituten, 110,211 Morgen Gemeinden und anderen Genossenschaften. Nur 3231 Morgen sind Hochwald, dagegen 309,222 Morgen Mittel- und Niederwald; der Hochwald ist Nadelholz, die übrigen Forsten sind Laubholz.

Der Weinbau deckt gegen 3300 Morgen und lieferte in 11jährigem Durchschnitte 55,965 Hectoliter.

Der Ertrag des Bodens überhaupt hält sich um den allgemeinen Durchschnitt Deutschlands, ist also nur mäßig. Nach Herrn v. Viebahn kommen 65 Procent des Ackers auf Halmfrüchte, 16 Procent auf Blatt- und Wurzelfrüchte, 7 Procent auf Hülsenfrüchte und Handelsgewächse, 12 Procent auf reine Brache. — Den Capitalwerth des Bodens giebt dieselbe Autorität auf 68 Thlr. pro Morgen Nutzland, und den ganzen Grund- und Gebäudewerth pro Quadrat-Meile auf 2 Millionen Thaler an, wonach der Werth des ganzen Großherzogthums sich auf 93 bis 94 Millionen Thaler stellte.

dauernden vertragsmäßigen Rechte Preußens entspringen durften, wenn ihm durch diese Entledigung zugleich ein immerhin sehr ansehnlicher Geldgewinn zuwachsen sollte. Andererseits durfte man es der imperatorischen Politik zutrauen, daß sie ebenso wie aus den italienischen Wirren, so aus der deutschen Bewegung einen kleinen Territorialgewinn davontragen wollte, welcher der französischen Begier nach „natürlichen Grenzen" schmeicheln und den laut gewordenen Vorwürfen gegen eine Reihe erheblicher Mißerfolge einigermaßen Schweigen gebieten konnte.

Einmal auf das Gebiet der politischen Discussion gebracht, ward die Luxemburger Frage sofort als eine specielle Bedrohung Preußens angesehen, sowohl in Rücksicht auf seine neue in Deutschland gewonnene Stellung als wegen seines Besatzungsrechts der Festung Luxemburg. Eine solche Auffassung war nicht ganz richtig, da die europäischen Mächte bei der Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Großherzogthums wiederholt concurrirt hatten und die Last und Gefahr eines Conflicts wegen Alterirung dieser Verhältnisse vernünftiger Weise nicht Preußen allein zufallen konnte.*)

Indeß hat Preußen nicht gezaudert, seinen Entschluß, für deutsch-nationale Interessen einzustehen, ernst und würdig zu bekennen, sobald sich überall das deutsche Nationalgefühl gegen die Losreißung deutschen Gebietes von dem gemeinsamen Vaterlande erklärte.

Wir übersehen, was sich Ungesundes in die beginnende Agitation mischte, oder ob nicht Motive hinterhaltiger Partei-Politik dabei in's Spiel kamen;

---

*) Die jetzt so häufig citirten Verträge von 1839 beziehen sich auf die definitive Auseinandersetzung Belgiens mit Holland, namentlich wegen der Entschädigung, welche Holland für die an Belgien abzutretende westliche Hälfte des Großherzogthums Luxemburg an Belgien beansprucht, so wie wegen Theilung der Staatsschuld.

Die Londoner Conferenz erklärte am 6. December 1838, daß Belgien sich zu fügen habe. Am 22. Januar 1839 erschien das definitive Conferenz-Protokoll, welches in finanzieller Beziehung einige Abänderungen brachte, aber auf der Gebietsabtretung bestand, und diejenige der beiden Parteien, die sich dem Protokoll nicht fügen würde, mit Zwangsmaßregeln bedrohte. Am 19. April ej. kam endlich der definitive Friedensschluß zwischen Belgien und Holland zu Stande, welchem die fünf Großmächte und der deutsche Bund beitraten.

In diesem Frieden wurden die 24 Artikel der Londoner Conferenz vom 15. November 1831 allseitig angenommen. Beide Länder wurden als selbstständige Königreiche anerkannt; Holland führt den Namen „Königreich der Niederlande" fort. Es behält den östlichen Theil des Großherzogthums Luxemburg mit der Festung Luxemburg; den westlichen, etwas größeren, das s. g. Luxembourg français, tritt es an Belgien ab. Dagegen erhält es einen Theil von Limburg mit den Festungen Mastricht und Venloo. Die Agnaten des herzoglichen Hauses Nassau verzichteten durch Vertrag mit König Wilhelm am 27. Juni 1839 auf ihr Erbrecht bez. des abgetretenen Luxemburgischen und dafür eingetauschten Limburgischen Antheils gegen eine Entschädigungssumme von 750,000 holländischen Gulden. Bezüglich der Verhältnisse Luxemburgs zum deutschen Bunde machte König Wilhelm I. am 16. August 1839 der Bundesversammlung den Vorschlag, das erhaltene Limburgische Gebiet als Aequivalent für das abgetretene Luxemburgische anzuerkennen, aus demselben ein Herzogthum Limburg zu bilden und dieses ebenso wie bisher Luxemburg dem deutschen Bunde anzuschließen. Dieser Antrag wurde am 5. September 1839 von der Bundesversammlung angenommen.

jedenfalls hat die Interpellation des Reichstags-Abgeordneten von Bennigsen und deren sofortige Beantwortung durch den Grafen Bismarck die Dinge in das rechte Geleise gebracht. Wir haben keinen Becker'schen Rheinwein-Enthusiasmus zu befürchten oder uns gegen neue Verirrungen einer „meer-umschlungenen" Politik sicher zu stellen; Preußen, durch seine Kämpfe und seine Siege an die Spitze Deutschlands gestellt, erklärt sich bereit, sich allen Pflichten dieser Stellung zu unterziehen, und hat vor den Blicken Deutschlands nicht zu erröthen, welche von allen Seiten mit der Frage nach ihm gerichtet werden: ob es auf der Höhe seines Berufes stehe? Preußen täuscht nicht — das ist ein politischer Ruf, welchen ihm die Politik Bismarck erworben hat, und welchen es in der Luxemburger Frage auf's Neue bewahrheiten wird.

Graf Bismarck hat mit aller Reserve, wie sie dem Staatsmanne ziemt, die Bennigsen'sche Interpellation beantwortet; er hat eine lediglich agitatorische oder Gefühlspolitik zurückgewiesen; er hat sich nicht für eine bestimmte Form der Lösung der Luxemburgischen Frage engagirt — wohl aber dafür, daß, sobald die Frage ernsthaft gestellt sein wird, das nationale Interesse für ihn maßgebend sein werde. Er acceptirt das ihm entgegenkommende Nationalbewußtsein, ohne sich drängen zu lassen; er wird es benutzen und eine Kräftigung seiner diplomatischen Kunst darin finden. Daß Graf Bismarck namentlich das uns vertragsmäßig zustehende Besatzungsrecht der Festung Luxemburg nicht preisgeben wird, ist um so gewisser, als alle hierauf bezüglichen Anfragen seither schon entschieden in dem Sinne der Aufrechterhaltung dieses Rechts beantwortet worden sind. Es kommt hier nicht blos ein militärischer Ehrenpunkt in Frage, insofern Preußen sich nicht ohne seine Zustimmung aus Luxemburg hinausweisen lassen kann: es handelt sich dabei um ein eminent deutsches Interesse, indem Luxemburg wesentlich zu dem Defensiv-System Deutschlands gehört und in den Händen Frankreichs zu einem Ausfallsthor gegen Deutschland dienen würde.

Inzwischen aber scheinen die beiden paktirenden Mächte: Holland und Frankreich, über den Eindruck höchst bedenklich geworden zu sein, welchen ihr Vorhaben allseitig hervorgebracht hat. Die Dementi's der officiellen und officiösen Blätter beider Länder sind nicht ausgeblieben und gehen so weit, daß sie das angebliche Vorhaben ihrer Regierungen völlig in Abrede stellen.

Allerdings schlagen einzelne französische Blätter, welche dem entscheidenden Willen als Organe dienen, einen Ton an, welcher noch Bedenken erregen könnte. Sie charakterisiren die Erwerbung Luxemburgs als eine Nothwendigkeit für Frankreich, und es könnte danach scheinen, als ob Frankreich auf seinem Vorhaben beharrte, selbst nachdem Holland erklärt hat, von dem Geschäft zurücktreten zu wollen. Indeß ist die Sprache dieser Blätter wohl auch einer friedlichen Deutung fähig. Man kann so entschlossen auftreten, nachdem Holland eine Erklärung abgegeben hat, welche die Gefahr eines Conflicts bei Seite geschoben hat.

Keinenfalls aber haben wir uns vergeblich erhitzt oder uns ohne Noth

in Sorgen versetzen lassen. Ein zweifacher, schöner und wichtiger Gewinn ist uns aus dem Intermezzo erwachsen.

In Deutschland ist das Machtbewußtsein lebendig geworden. Das Zusammentreffen der Luxemburger Frage mit der Veröffentlichung der Allianz-Verträge mit den süddeutschen Staaten war insofern ein glückliches, als dadurch zugleich klar gelegt wurde, welcher Werth auf die preußische Führung zu legen wäre. Die Luxemburger Frage war die Probe von dem Exempel einer militärischen Einigung Deutschlands.

Für Norddeutschland und speciell für Preußen aber war die Wirkung der Luxemburger Frage noch glücklicher. Die Manifestation des Reichstags, welche durch die Interpellation des Abgeordneten von Bennigsen hervorgerufen ward, ihre Beantwortung, und der würdige Abschluß, den ihr der Reichstags-Präsident gab, hat nothwendig das Verhältniß des Reichstags zu den Regierungen freundlich vertrauensvoll gestaltet und die schöne Erhebung, mit welcher man anfänglich an die Veränderung des Verfassungswerkes gegangen war, neu belebt, nachdem sie in den kleinen Närgeleien, die mit Wochen lang fortgesetzten Debatten nothwendig verbunden sind und auf beiden Seiten Schichten von Bitterkeit und Verdruß absetzen, sich abgeschwächt hatte. In den neu erworbenen preußischen Ländern aber ist man sich über die Eitelkeit aller kleinen Schein-Souveränetäten wohl klar geworden, und der Partikularismus, welcher sich über den Verlust dieser Souveränetäten bislang nicht zu Gute geben wollte, hat eine so starke Lehre empfangen, daß er wohl so ziemlich zum Schweigen gebracht worden ist. Jedenfalls wird es ihm sehr schwer werden, das befriedigende Gefühl der Sicherheit unter dem Schutze Preußens noch ferner zu erschüttern.

---

10. April. Durch amtliche Erklärungen Seitens der Regierungen von Holland, Frankreich und England ist über den Verlauf und den gegenwärtigen Stand der Luxemburgischen Frage Licht verbreitet, es sind aber auch neue Räthsel geschaffen worden. Es bestätigt sich nach der Erklärung, welche Marquis de Moustier im französischen gesetzgebenden Körper abgegeben hat, daß der ganze Handel von holländischer Seite angezettelt worden ist; es wird aber andererseits durch die Mittheilung, welche Lord Stanley dem englischen Unterhause gemacht hat, constatirt, daß Holland von dem Handel zurückgetreten ist.

Damit sollte die ganze Sache eigentlich ihr Ende erreicht haben. Indeß hat Herrn de Moustier zufolge das französische Cabinet eine „loyale Prüfung der Interessen der Großmächte" bez. der Verträge von 1839 angerufen. Das ist das Räthsel!

Sollte Frankreich durch die Anerbietungen Hollands, trotz der späteren Zurücknahme derselben, ein Anrecht auf Luxemburg erworben zu haben glauben, auf welches fußend es „die Möglichkeit einer Gebietserwerbung" zur Thatsache machen will?

Diese Annahme, welche eine Kriegseventualität in sich schließen würde, widerspricht zu sehr der starken Betonung des Friedensbedürfnisses, zu welchem sich der französische Minister des Aeußern im Namen des Kaisers bekennt,

als daß wir hinter dieser Erklärung eine ernsthafte Absicht suchen könnten, zumal sich die Form nicht denken läßt, unter welcher die Großmächte eventuell eine für Frankreich nutzbare Zustimmung zu dessen Absichten geben sollten. Es scheint daher, daß der Theil der Rede des Herrn Moustier, welcher über das Bekenntniß des Friedensbedürfnisses hinausgeht, nur darauf berechnet ist, einen neuen echec der französischen Politik zu masquiren.

Mag dies die Absicht sein oder nicht, so hat die Erklärung leider nicht die Wirkung gehabt, die gegen Preußen sich erhitzende öffentliche Meinung Frankreichs zu beschwichtigen.

Die Absicht der französischen Regierung auf Luxemburg entsprach zu sehr dem französischen Nationalgeiste, den Reminiscenzen des ersten Kaiserreichs und den Interessen einer aggressiven Politik, als daß man nicht allgemein das Scheitern jener Absicht als eine nationale Kränkung empfinden sollte, für welche man Preußen verantwortlich machen zu müssen glaubte.

Wenn die französische Regierung schon die Nachricht von dem preußischen Siege bei Königgrätz „mit Beklemmung" aufnahm, wie jüngst Herr Rouher eingestand, so droht diese Beklemmung jetzt in offenbaren Haß überzugehen, jetzt, wo Frankreich vor einer diplomatischen Niederlage steht, die ihm das energische Dazwischentreten Preußens beizubringen droht.

Die Symptome einer leidenschaftlichen Erregung zeigen sich bereits in der französischen Presse, und Herr Ollivier hat ihr auch im gesetzgebenden Körper Ausdruck geliehen. Die französische Regierung ist wohl jetzt weniger als jemals in der Lage, sich einer solchen Strömung der öffentlichen Meinung gegenüber gleichgiltig zu verhalten; es wird ihr sehr schwer werden, der Rückwirkung dieser leidenschaftlichen Verbitterung sich zu entziehen, wie sehr sie auch überzeugt sein mag, daß die Feinde Preußens nicht gerade die Anhänger der gegenwärtigen Dynastie sind. Die Schwierigkeiten scheinen ihr überhaupt allgemach über den Kopf zu wachsen, und gerade die letzten Tage haben uns gelehrt, wie sehr das Vertrauen in den Bestand der Dinge in Frankreich heruntergesunken ist. Wir haben hierbei die Gerüchte im Auge, welche sich am Sonntag an die aus Paris gemeldete Baisse knüpften, um diese zu erklären. Die Gerüchte haben keine thatsächliche Unterlage gefunden; die Panique der Pariser Börse war offenbar ein betrügerisches Börsen-Manöver, aber sie zeigten doch — was man für möglich hält, und darin lag allerdings eine Signatura temporis.

Um so beklagenswerther, daß unter solchen Verhältnissen die patriotisch gehobene Stimmung des Reichstags, welche durch die Manifestation vom 1. April hervorgerufen worden war, wieder erschlafft ist und gerade bei der Berathung des wichtigsten Abschnittes des Bundes-Verfassung-Entwurfs nicht Kraft genug besaß, um dem dringendsten nationalen Bedürfniß — dem Bedürfniß der Sicherheit des Vaterlandes — zum Siege gegen vermeintlich constitutionelle Garantien zu verhelfen.

Die Amendirungen, welche zur Annahme gelangten, stellen die militärische Organisation des Bundes in die Luft, obwohl von allen Seiten förmlich und feierlich der principielle Widerspruch gegen dieselbe aufgegeben war.

Was helfen da alle loyalen Betheuerungen? Sie verlieren den Anspruch auf Aufrichtigkeit.

Man verabschiedete sich an der Schwelle des Parlaments von dem Conflict und läßt ihn zur Hinterthür wieder hinein. Mindestens scheinen manche Amendements absichtlich darauf berechnet zu sein, in die Bundes-Verfassung Lücken zu reißen, durch welche der Conflict hervorbrechen kann, und es ist ein seltsamer Beschwichtigungsversuch, wenn der jetzige Reichstag, indem er die wichtigsten Bestimmungen der Verfassung in Frage stellt, sein Vertrauen ausspricht, daß der künftige Reichstag diese in die Verfassung gerissenen Lücken schließen und die hineingebrachten Zweideutigkeiten und Ungewißheiten in einer Weise deuten und feststellen werde, welche der jetzige Reichstag als die wünschenswerthe erklärt, aber ohne sich selbst dafür schlüssig zu machen. — Man braucht nicht allzu argwöhnisch zu sein, man braucht nur mit dem Parteitreiben ein wenig bekannt zu sein, um die Taktik der Opposition zu durchschauen, welche nicht wagt, der noch allzu starken Strömung des öffentlichen Geistes sich auf einem Gebiete offen zu widersetzen, auf welchem die Partei durch die Thatsachen widerlegt ist.

Aber sie will ihre Niederlage zu keiner definitiven machen, sondern sich die Zukunft, welcher der mächtige Eindruck jener Thatsachen verloren gegangen sein wird, offen halten. — Hoffentlich wird die Schlußberathung die Verballhornisirung des Entwurfs, der, alter Klagen und der neuesten Erfahrungen uneingedenk, der deutschen Wehrverfassung die Unterlagen rauben will, deren sie bedarf, um Deutschland gegen jeden Angriff sicher zu stellen, noch beseitigen und dadurch eine Vereinbarung ermöglichen. Deutschland wehrhaft zu machen — das ist die Hauptaufgabe.

Denn — wie der Abgeordnete Wagener neulich mit Recht sagte — nicht eine parlamentarische Manifestation, wie die vom 1. April, flößt dem Auslande Respekt ein, sondern die hinter ihr stehenden Hunderttausende, waffengeübt und kriegsbereit!

Ein Wölkchen am Himmel,

aber ein solches, welches Sturm bedeutet, ist am Horizont Englands aufgestiegen, und die Britten sind zu wetterkundige Seeleute, als daß sie sich über die Bedeutung desselben täuschen sollten.

Wir bezeichnen als ein solches Wölkchen das Kaufgeschäft, welches zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Rußland abgeschlossen worden ist oder werden soll: den Verkauf des russischen Amerika.

Die Politik legt sich auf den Handel, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in derselben Zeit, da zwischen Rußland und Amerika über einen Landverkauf verhandelt wird, im Herzen Europa's ein ähnliches politisch-commercielles Geschäft zur Perfection kommen sollte; nur erhebt sich dort

keine moralische Entrüstung gegen einen Schacher um Land und Leute, aus leicht begreiflichen Gründen.

Die weiten Gebiete, welche Rußland loszuschlagen gedenkt, sind unwirthbare Einöden, welche der einsame Jäger durchstreift oder deren Ströme und Seen der Fischer ausbeutet; die zerstreuten Bewohner bilden keine Nation, dort giebt es keine geschichtlichen Erinnerungen, und die Bande, welche sie an das entfernte Rußland knüpfen, sind die der einfachsten und dürftigsten Nothwendigkeit.

Bei diesem Geschäft kommt daher hauptsächlich die Wirkung in Betracht, welche der Wechsel des Besitzes auf die politische Constellation ausüben kann, und diese Wirkung wird in England zum Voraus mit bitterer Sorge erwogen. Der Besitz des russischen Amerika in den Händen der Vereinigten Staaten bedeutet Störung des brittischen Handels und Gefährdung der brittischen Colonieen.

Man weiß ja sehr gut, mit wie lüsternem Auge die Union nach Canada schielt, und wie vielfache Gelegenheit zu Grenzstreitigkeiten ihr der neue Erwerb geben wird; man weiß, wie groß die Begehrlichkeit derselben, und erwägt schon zum Voraus die Verlegenheiten, welche aus Angeboten entspringen werden, deren Annahme eben so gefährlich sein wird, als ihre Ablehnung. Denn die Annahme würde den Appetit noch mehr reizen, die Ablehnung aber der Gefahr aussetzen, sie mit Gewalt der Waffen unterstützen zu müssen.

England aber zittert vor jeder Kriegsgefahr, in welche es verwickelt werden könnte. Und doch giebt es kein Mittel, den Handel zu hindern; das erkennt die englische Presse an, ebenso wie der Colonial-Minister sich in der Oberhaussitzung vom 2. April in diesem Sinne ausgesprochen hat. Man scheint entschlossen zu sein, wenn hierzu ein Entschluß gehört, der russisch-amerikanischen Combination sich wie einer unüberwindlichen Fügung des Schicksals zu unterwerfen und die Folgen abzuwarten.

Indeß dürften diese England nicht allein treffen. Es liegt etwas Verhängnißvolles in der russisch-amerikanischen Wahlverwandtschaft, von welcher in neuerer Zeit Symptome sichtbar zu Tage getreten sind, und welche durch das gegenwärtige Kaufgeschäft gewissermaßen zu einem öffentlichen Bekenntniß gelangen.

Es ist kaum anzunehmen, daß es sich für Rußland einfach um ein Kaufgeschäft handelt, wenngleich für dasselbe seine amerikanischen Gebiete kaum einen andern, als einen merkantilen Werth haben. Aber es widerspricht den Traditionen der russischen Politik zu sehr, sich früher erworbenen Besitzes in solcher Weise zu entledigen, als daß wir glauben könnten, die Rücksicht auf den zu erhaltenden Kaufpreis habe bestimmend eingewirkt. Viel näher liegt die Annahme, daß der Verkauf von russisch Amerika eine russisch-amerikanische Allianz eingeleitet oder besiegelt habe, eine Allianz, welche Rußland in die Lage versetzen würde, die *orientalische Frage* direkt in Angriff zu nehmen.

Es hat im Krimkriege zu empfindlich die Inferiorität seiner Seemacht und die Blößen, welche seine Küsten den europäischen Seemächten darbieten, erkannt, als daß es nicht Alles aufbieten sollte, um sich in dieser Beziehung sicher zu stellen.

Allerdings handelt Rußland gegenwärtig in diplomatischer Gemeinschaft mit Frankreich, aber diese Gemeinsamkeit ist nur eine scheinbare, indem Frankreich darauf hinarbeitet, die orientalische Frage noch in die Ferne zu schieben, indem es zu einer scheinbaren Heilung des kranken Körpers mithilft, während Rußland eine definitive Lösung anstrebt. Man müßte denn glauben, daß die Gährung der christlichen Bevölkerung eine spontane sei, oder daß die Forderungen, mit welchen die bisherigen Vasallenstaaten an ihren Suzerän herantreten, durch ihre Befriedigung eine dauernde Abfindung erhalten hätten, oder eine solche in der Bewilligung finden würden.

Rußland hat früher eine Verständigung mit England über die eventuelle Erbschaft des kranken Mannes von Konstantinopel versucht, und England hat sich mit Frankreich gegen Rußland verbunden. Könnte sich dieser Fall nicht wiederholen; könnte Frankreich, welches sich jetzt an Rußlands Arm hängt, um diesen zu lähmen, nicht abermals in die Hand Englands einschlagen, welches schon jetzt den Bemühungen Rußlands in Konstantinopel entgegentritt, wenn auch vorläufig nur mit passivem Widerstande?

Diese Passivität wird den vitalen Interessen Englands gegenüber so wenig auf die Dauer auszuhalten sein, als der Wunsch Frankreichs, eine ihm im Augenblick unbequeme Frage hinauszuschieben, ausreichen kann, um eine Politik lahm zu legen, welcher der rechte Augenblick grade gekommen scheint.

Aber sollte die Nothwendigkeit die alten Alliirten der Krim einander abermals in die Arme führen, so wird Rußland einer solchen Eventualität mit leichterem Herzen entgegensehen, wenn es die Flotten der Vereinigten Staaten zu seinem Beistande bereit weiß.

Kleine Geschenke befördern und erhalten die Freundschaft.

Rußland hat vielleicht mit einiger Selbstüberwindung in den Verkauf seiner amerikanischen Territorien gewilligt; aber die Nord-Amerikaner werden ihm Dank dafür wissen.

Das russische Amerika.

I.

Mit größerem Rechte als Carl V. können die russischen Kaiser behaupten, es gehe die Sonne nicht unter in ihren Reichen. Im Sinne der Längen hat das nordische Reich eine Ausdehnung von 210 geographischen Graden oder 14 astronomischen Stunden, so daß, wenn zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen die Abendsonne die Gipfel der russisch-amerikanischen Seealpen beleuchtet, es in Ochotsk Mittag vorüber ist, während für Kasan die Sonne aufgeht und über dem europäischen Rußland noch die letzten Stunden der Nacht ruhen. Während wir vor einem Jahrzehend erst erlebten, daß die britische Macht sich anstrengte, von Europa aus die Russen weiter nach Osten zu drängen, war bereits seit verhältnißmäßig langer Zeit das angel-

sächsische Element, westlich vordringend auf der anderen Erdenhälfte, mit den Russen an den Ostgrenzen des russischen Reiches zusammengestoßen, und Reibungen waren auch hier nicht ausgeblieben. Die rothen Jäger, welche in den heutigen Hudsonsbayländern nach Pelzthieren jagten, um die kostbaren Felle nach Asien hinüber bis zu den chinesischen Märkten zu bringen, waren nicht wenig erstaunt, als sie im Norden Asiens auf die ersten Kosaken stießen, die als Continental-Entdecker über die Lena gedrungen waren. Die rothen Jäger empfanden keine geringe Furcht, als die bleichen Gesichter mit den Feuerwaffen nun auch im Westen erschienen, die sie schon im Osten ihres Vaterlandes zu ihrem Schaden hatten kennen lernen, denn sie zweifelten keinen Augenblick, daß die Europäer, die sich in Kanada angesiedelt, und jene sibirischen Entdecker einer und derselben Nation angehörten.

Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts lernten die Russen die nassen Grenzen des östlichen asiatischen Festlandes kennen, erst 1728, 1735 und 1741 machten sie Bekanntschaft mit den Westküsten des amerikanischen Festlandes. Es war im letzteren Jahre, als Capitain Behring die Aleutischen Inseln entdeckte und der mit ausgesandte Capitain Th. Tschirikow, als er sich nach einer Abschweifung der Expedition wieder anschließen wollte, der Nordwestküste Amerika's zwischen 48 und 49° Nördl. Br. ansichtig wurde. Die heimkehrenden Schiffe brachten Pelzwerk und lockende Nachrichten mit und regten die Erwerbslust russischer Kaufleute und sibirischer Bediensteten an. Sergeant Bassow, von der kamschatkischen Station, construirte sich ein Boot aus Fischbein und schiffte 1743 auf gut Glück nach der Behring-Insel. Andere wagten sich theils einzeln, theils in kleinen Gesellschaften nach den Aleuten. Im Jahre 1764 wurden bereits Privilegien zum ausschließlichen Gewerbe auf denselben ertheilt, die Regierung verlangte den Zehnten von der Beute und einen von den Bewohnern einzutreibenden Pelztribut, welcher indessen später wieder erlassen wurde.

Zunächst liefen die Expeditionen nicht immer glücklich ab, da die Erwerbslust mehr den zu machenden Gewinn als die dazu nöthigen Kräfte und Mittel vor Augen hatte; schlecht ausgerüstete und noch schlechter geführte Fahrzeuge gingen in den unbekannten und ungastlichen Gewässern verloren. Das dauerte so lange, bis ein intelligenter und unternehmender Mann das Ding in größerem Maßstabe angriff. Dieser Mann war Georg Schelichow, der erste und eigentliche Begründer der russisch-amerikanischen Compagnie. 1783 ging er mit drei Schiffen und 190 Mann von Ochotsk in See, zunächst nach der Insel Kadjak, und legte den Grund zu Befestigungen und Factoreien, mit den Inseln Kadjak, Afognaka und Unalaschka beginnend, dann aber auch an der Kenay'schen und Tschugatschi'schen Bucht. Schelichow hatte kein Glück mit seinen Geschäftsfreunden, und bei seinem Tode (1795) drohte seinen Geschäften gänzlicher Verfall, doch überwand seine Familie glücklich die Krisis, und 1797 bildete sie die einzige Compagnie mit der Hauptverwaltung zu Irkutsk.

Die dortige Behörde berichtete an Kaiser Paul I., daß die Compagnie einen festen Geschäftsplan zur Begutachtung einreichen solle. Es erfolgte die Vorlage eines Programms, in welchem die bei der Bildung der „Vereinigten

amerikanischen Compagnie" angenommenen Principien, die Regeln für die Verwaltung der Comtoire und die Wahl der Direktoren, Verpflichtung der Compagnie zur Ausbreitung der Ansiedlungen und Handelsoperationen, zur Entdeckung neuer Länder und Inseln, Ausbreitung des christlichen Glaubens, Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den Eingebornen und endlich Entwickelung des russischen Handels im Stillen Ocean dargelegt wurden. Dieses Programm fand Billigung. Kaiser Paul nahm die Compagnie unter seinen Schutz, es wurden besondere Statuten und Vorrechte auf 20 Jahre für dieselbe aufgestellt und am 8. Juli 1799 bestätigt. Seitdem existirt eine „russisch-amerikanische Compagnie", die das Monopol des Handels für alle russischen Küsten und Archipele im Stillen Meere erhielt.

Von 1802—1829 wurde eine Expedition nach der andern für jene neuen Besitzungen ausgerüstet. Im Jahre 1796 waren schon 20 Familien aus Sibirien am Eliasberge angesiedelt worden, um Werfte anzulegen. 1802 wurde Neu-Archangel auf der Insel Sitka gegründet, 1812 ließen sich die Russen in Bodega (38° 18′ Nördl. Br., 125° 24″ Westl. L. v. P.), also wenig nördlich von San Francisco nieder. 1814 erfolgte die Besitzergreifung der Sandwich-Inseln. Dieser Schritt verrieth einen der großartigsten Plane. Die Russen besaßen die amerikanische Westküste bis zum 38°, also bis zur Polhöhe Virginiens an dem andern Rande des Festlandes; sie hatten sich in Asien, nämlich in Kamtschatka und auf den Kurilen, bis zum 45. Breitengrade, festgesetzt. Von dort nach den Sandwich-Inseln und von diesen nach Californien konnten sie eine Linie ziehen, und Alles, was nördlich hinausfiel, wäre ein geschlossenes russisches Meer gewesen, denn der Handel mit den russischen Etablissements war allein den russischen Schiffen vorbehalten; die Amerikaner und ebensowenig die Briten hatten Aussicht, an die pacifische Küste des andern Festlandes vorzudringen, und die einzige Macht, welche den Russen ihre Ausbreitung in der Südsee verhindern konnte, war Spanien, das aber eben im Begriff stand, West- und Ostküste, überhaupt Alles zu verlieren, was es auf dem Festlande von Amerika besaß.

Das Stille Meer war damals wirklich noch still. Jährlich fuhr noch eine einzige Gallione von Acapulco nach Manila, vom äußersten Westen nach dem äußersten Osten der spanischen Besitzungen. Niemand ahnte, daß in Zeit eines Menschenalters die Staffage des größten aller Weltmeere sich ändern würde, daß Dampfschiffe die große Wasserfläche zwischen den beiden Festen durchschneiden, die Nord- und Südhälfte des Oceans mit Walfischfahrern sich füllen, die Inselwelt von katholischen und protestantischen Missionären bewohnt und ihre wilden Bewohner gezähmt werden, und die reichsten Colonieen wie durch den Schlag einer Wünschelruthe im fernsten Westen und Osten sich öffnen würden.

Wären die Russen im Jahre 1848 bei Entdeckung des Goldes im Sacramentofluß noch in jener Stellung wie 1812 und 1814 gewesen, so hätte man sie längst gewaltsam vertrieben. Die russischen Colonieen im Osten Asiens und im Westen Amerika's waren zu schwach, um dem vordringenden sächsischen Element zu widerstehen, und gleichsam in Voraussicht der Dinge, die da

kommen würden, hatte der Ukas vom 4. September 1821 den russischen Besitzungen in Nordamerika mit dem 51° Nördl. Br. eine freiwillige Grenze gesetzt. Der Vertrag, welcher am 16./28. Februar 1825 in Petersburg mit Großbritannien geschlossen wurde, beschränkte die russische Macht noch weiter. Das russische Amerika erhielt als östliche Grenze den Meridian über den Gipfel des Eliasberges. Es ist der höchste Berg des borealischen Amerika und auf 50 Seemeilen von der Höhe des Meeres sichtbar. Vom Eliasberg südwärts gerechnet, erhielt Rußland den Küstenstrich und die Inseln bis zur Südspitze der Prince of Wales'-Insel. Die Grenze gegen Osten bilden die Gipfel der Küstengebirge, wobei aber vorausgesetzt wird, daß sie sich nicht auf 10 Seemeilen (7½ deutsche Meilen) von der Küste entfernen. Das ist der heutige Territorialbestand Rußlands, wie er auch auf allen Karten jetzt angegeben wird.

Im Jahre 1812 hatten sich 10 Russen und hundert Kadjaken mit Erlaubniß der spanischen Regierung im Hafen Bodega angesiedelt, der nur etwa 7 deutsche Meilen von San Francisco entfernt liegt, und 1815 waren bereits einige Farmen dort angelegt worden. Diese Colonie versprach eine außerordentliche Zukunft, denn bekanntlich entbehrte ganz russisch Amerika und Kamtschatka der edleren Brotfrüchte, die sogar aus Chile dorthin eingeführt werden mußten. Was die Russen nach Californien trieb, war buchstäblich der Mangel an Brot. Es giebt einen hübschen Stahlstich von den russischen Häusern in Californien. Diese Wohnungen gleichen auf ein Haar den schönen großrussischen Bauernhäusern, mit denen man durch Baron Haxthausen's Zeichnungen vertraut geworden ist. Es sind jene Holzhütten, die durch ihr vorspringendes Dach und die vielen Schnitzereien am Giebel und an den Galerien stark an die schweizerische Bauart erinnern. Die spanische Regierung sah sehr bald den Russen mit Argwohn zu und begünstigte, um ihre Ausbreitung zu verhindern, die Gründung spanischer Missionen in der Nähe von Bodega. Allein die Revolution der spanischen Colonieen kam dazwischen, und die Regierung von Mexico mußte die russische Souverainetät in Bodega so gut dulden, als die englische auf Honduras. Die Mexicaner waren zu schwach, die 4—500 Mann Russen aus Fort Roß zu vertreiben. Außerdem hatten die Russen eine Menge Bisonfänger und andere Abenteurer angeworben und wußten die Mexicaner hinreichend zu beschäftigen, indem sie feindliche Indianerstämme aufhetzten. Die russischen Besitzungen begannen damals beim Hafen von Bodega und gingen nordwestlich bis zu dem kleinen Fluß San Ignazio. Am Ufer gediehen die europäischen Fruchtbäume, der Weinstock, der Tabak; das Thermometer sank nie unter Null, während es im Sommer eine mittlere Höhe von 12 Grad des Hunderttheiligen nicht überschritt. Die Aecker der Colonisten gewährten schon im Beginn der vierziger Jahre etwa 2500 Fanega*) Getreide, die russische Flagge wehte am Hafen und die fremden ein- und auslaufenden Schiffe zahlten russische Tonnengelder. Mitten in einer malerischen Landschaft, umgeben von riesenhaften Tannenwäldern, lag

*) Die Fanega ist beinahe dem Berliner Scheffel gleich.

das russische Fort Roß mit seinen zwei Bastionen, jedes mit sechs Geschützen bewaffnet. Es enthielt die Gouverneurswohnung, die Kaserne, die Magazine, das Arsenal und eine griechische Kirche, deren Glockenthürme das liebliche Bild zwischen Gärten, eine Oase im hohen Wald, verschönerten. Die russische Colonie zählte bereits 800 Köpfe, ungerechnet die Urbevölkerung, die sehr bald von der Colonie abhing. Wenn die Colonisten das Küstengebirge im Rücken überschritten, befanden sie sich im Thale des Sacramento. Jedermann in Californien wußte schon damals um den Goldreichthum, nur kannte man nicht genau die Lage der metallischen Bänke und fürchtete sich vor den wilden Eingeborenen, den Indios bravos, im Gegensatz zu den gezähmten oder „civilisirten", wie man sich höflich auszudrücken pflegt.

So stand es noch 1841, doch in dem nämlichen Jahre ging eine Veränderung vor, von der man noch in den spätesten Zeiten mit großer Neugierde lesen wird. Unter der schweizerischen Leibwache Karl's X., die 1830 aufgelöst wurde, befand sich Kapitain Sutter. Er wanderte aus in die neue Welt und siedelte sich am Missouri an, wo er unter dem Shawnees ein Jägerleben führte. 1832 erscheint er in Neu-Archangel, besucht die Sandwich-Inseln, kehrt nach Sitka zurück und geht von Neuem wieder südwärts nach Californien. Die Indianer brachten schon damals häufig sowohl nach Fort Roß, als nach den spanischen Missionen Goldkörner und Goldstufen. Ein reicher Kaufmann aus Jakutsk, Gorieff, rühmte sich im Jahre 1838 oder 1839 dem Hauptmann Sutter etwa 40 Pfund Gold in Barren und in Sand gezeigt zu haben, welche er bei einer Excursion in das Sacramentothal in Begleitung etlicher Büffeljäger erbeutet hatte. Sutter ließ sich nun von dem Gouverneur von Monterey ein Territorium von 80 Kilometer Länge und 16 Breite gewähren, welches gerade zwischen San Franzisco und den nordamerikanischen Colonieen am Columbia lag. Er ließ sich dort als Trapper und Ackerbauer nieder, und seine sprüchwörtlich gewordene Gastfreiheit versammelte bald eine Menge von Abenteurern um ihn. Mittlerweile hatte die russische Regierung mit der Hudsonsbay-Gesellschaft einen Vertrag geschlossen, der Art, daß dieser Gesellschaft die Küsten des russischen Nordamerika bis zum Cap Spencer zur Ausbeutung gegen einen jährlichen Tribut von 2000 Stück Seeotterfellen und eine bestimmte Getreidelieferung überlassen werden sollte. Da man auf diese Art den Brotbedarf gedeckt hatte, gab die russische Regierung ihre Ansiedelung bei Bodega auf und verkaufte an Kapitain Sutter alle ihre urbaren Gründe sammt 3500 Stück Vieh für 30,000 Dollars. Im Jahre 1842 schiffte sich die russische Colonie ein und kehrte nach Kadjak, Ochotsk und Jakutsk zurück. Diesem Ereigniß folgte auf der Ferse die Entdeckung der californischen Goldlager, von denen die erste völkerbewegende Kunde bekanntlich im Jahre 1848 nach Europa drang.

A. B.

Rußland in Centralasien.

Rußland, geistig und politisch den asiatischen Völkern verwandt und doch überlegen, scheint nach Allem dazu berufen zu sein, das schlummernde, seit Jahrhunderten in Todesschlaf liegende Asien zu wecken und es vorwärts auf der Bahn verwandter und doch christlicher Cultur zu treiben. Waren doch einst die öden Flächen Turan's in der ganzen Welt berühmt durch ihren Handel, durch Industrie und Bildung; Städte wie Samarkand und Balkh, mit einer Bevölkerung von einer halben Million, erhoben sich in dem fruchtbaren, reichen Lande; der Oxus und Jaxartes, mit Schiffen bedeckt, durchströmten die üppigen, bewohnten Ufer eines von den Alten als Paradies bezeichneten Landes. Diesen alten Stand zurückzuführen, ist Rußlands Bestimmung. Und wahrlich, seit den letzten 25 Jahren sind in Centralasien mächtige Veränderungen vor sich gegangen, Veränderungen, deren Größe und Folgen nicht hoch genug anzuschlagen sind. Da, wo gegenwärtig die russische Stadt und Festung Kopal liegt, — nämlich 15 Meilen östlich vom Balkhasch-See, d. i. auf vormaligem chinesischen Grund und Boden — lagerte vor 20 Jahren ein Kosaken-Piquet, alsbald aber entstand eine kleine Ansiedelung, unmittelbar darauf wurden Budenreihen erbaut, und gegenwärtig bildet diese Stadt eine für den Handel höchst wichtige Waarenniederlage; doch das russische Reich erstreckt sich hier bereits weiter südlich, der Thian-Schan, südlich des Issyk-Kul, und der Tschu bilden für jetzt die Grenze.

Das Gebiet, welches die Russen hier zwischen dem Kaspischen Meere und dem chinesischen Reiche, ganz in der Richtung der indobritischen Grenze erworben haben, beträgt etwa 25,000 deutsche Geviertmeilen, entspricht also einem Flächeninhalte, der beinahe so groß ist, wie Preußen, Oesterreich und Frankreich zusammengenommen. Das Land bildet den Schlüssel zu dem Flußgebiet der Syr (Sihon, Jaxartes) und Amu (Dschihon, Gihon, Oxus), in deren Schooße die altberühmten Reiche von Buchara und Kokand liegen, gegen die der russische Adler jetzt siegreich vordringt.

Wenn aber das Erscheinen eines russischen Diplomaten in Konstantinopel und eines russischen Heeres am Pruth im Jahre 1853 die ganze Welt elektrisirte und in Aufruhr versetzte, so ist die russische Besitzergreifung der aralo-kaspischen Ebenen und des Balkhasch-Beckens mit Stillschweigen übergangen worden, obschon diese Länder die Urheimath der Türken sind und von Muhammedanern bewohnt werden. Diese russischen Besitzergreifungen sind geräuschlos vorübergegangen. Nicht als ob diese Ereignisse in Wirklichkeit geräuschlose Eroberungen gewesen wären, sondern der Schauplatz derselben ist von der übrigen Welt so weit entfernt, daß man wenig oder gar nichts darüber erfahren kann, außer durch Rußland selbst. Wer kümmert sich auch darum, daß die sämmtlichen Ufer des Aralsee's und das daran näher oder weiter liegende Land faktisch von den Russen beherrscht wird, und daß sie Herren des See's sind; wer kümmert sich um die Karakalpaken, Khokanzen,

Usbeken und Schwarzen Kirgisen! Nur eine Macht muß man ausnehmen — England; dies verfolgt fieberisch das Umsichgreifen Rußlands in Mittelasien, es sieht sich schon ernstlich in seinen indischen Besitzungen bedroht.

Sind nun auch die früheren Angriffe Rußlands, das seit mehr als hundert Jahren nach dem Besitze Khiwa's trachtete, fehlgeschlagen, so ist sein jüngster Versuch, Khiwa mittelst offener Gewalt unter seines Kaisers Scepter zu bringen, mit nur zu gutem Erfolge gekrönt gewesen, als daß es bei diesem stehen bleiben konnte. Zerwürfnisse in diesem Khanate, Dampfschiffe auf dem Aral und an den Mündungen des Amu, Festungen am Syr ermuthigten nur zu sehr zu einem neuen Versuche. Einmal Herrin von ganz Khiwa, wird die russische Regierung die Oberhand über die Turkomanen gewinnen und auf keine unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, eine dauernde Verbindung mit dem Kaspi-See, in den die Hauptverkehrsader des europäisch-russischen Reiches, die Wolga mündet, über die dazwischen liegenden Ebenen herzustellen. Die Goldlager von Balkh, Badakhschan, Kangar, Maristan, Andidschan und Taschkend machen den bis 20 Meilen vom Hindu-Kusch schiffbaren Amu und seine Nebenflüsse, die bald mit russischen Dampfern bedeckt sein werden, zum Gegenstande der Pläne Rußlands, die schon angefangen haben, aus dem Stadium der „frommen Wünsche" in das Gebiet der „vollendeten Thatsachen" überzutreten. Wer will dem Kaiser wehren, die Grenze seines Reiches bis Chulum und Kunduz auszudehnen? Der Handel zwischen Indien und dem reichen Landstriche von Kokand, Buchara, Khiwa wird in die Hände Rußlands fallen, und die nahe Nachbarschaft und der große Einfluß dieses unermeßlichen Reiches wird schwerlich die Herrschaft Englands im nordwestlichen Indien kräftigen.

Um sich zu Herren des nördlichsten, wasserreichsten und breitesten Mündungsarmes des Syr zu machen, galt es den Russen vor Allem, die Passage zu decken, die 8½ Meilen oberhalb der Mündung des genannten Stromes in den Aralsee, an einer von den Kirgisen zu Ehren eines ihrer Helden Raim genannten Höhe sich entlang zieht. Hier windet sich die Straße in das Syr-Thal hinein, durchsetzt dieses und führt dann über eine flache, halb bewaldete und halb versandete Nehrung in das Ubsgan-Thal, darauf in die zwischen dem Syr und dem Amu sich ausdehnende Wüste Khysyl-Kum und weiter nach Buchara und Samarkand. Der hart an der Straße liegende, auf drei Seiten von Wasser umgebene Berg schien besonders geeignet, den Russen als gutes Bollwerk zu dienen. General Abrutschew ließ hier ein Fort erbauen und nannte es anfangs Raimsk, ein Name, den man später in Aralsk veränderte. Dieser wichtige Fortifikationspunkt, dessen Wahl von dem taktischen Geiste des Führers der Expedition ein beredtes Zeugniß abgiebt, deckt, indem er die Karawanen gegen die räuberischen Bewohner Khiwa's schützt, zugleich von Osten her die Straße nach Persien, Indien und China über die Stapelplätze Buchara, Taschkend und Kokand.

An diesem nördlichen von den Russen occupirten Mündungsarme des Syr entstanden seit dem Jahre 1849 eine Menge von Colonien, die, unter dem Schutze der Kanonen von Aralsk stehend, sich mit jedem Jahre immer

weiter nach Westen wie nach Osten ausdehnten; doch blieben die Russen bei diesen Errungenschaften nicht stehen, sie machten sich alle Ergebnisse der früheren Expeditionen, d. h. die von Perowsky 1839—1840, Nikiforew und Blaramberg 1841 und Danilewsky 1842 ausgeführten wissenschaftlichen Vermessungen, so wie die politischen Einflüsse auf die Völker der Steppe zu Nutze. Alle Inseln im Aral wurden eingenommen, militärisch besetzt und zum Theil mittelst Strauchwerk und Pallisaden gegen das Abspülen der Wellen geschützt, zum Theil auch mit Schanzwerk, Colonien und Werftplätzen versehen, die einer aralischen Flotte das Leben verleihen sollten. Zum Schutze der Mündungen des Syr und der umliegenden Eilande dient das erst seit 1852 auf einer der letzteren entstandene Fort Kos-Aral, und zur Sicherung des Weges von Orenburg nach diesen neuen Errungenschaften wurden die Forts Irgysch und Kara-Bulak angelegt, wodurch die Karawanenstraße nach den Küsten des Aral vollständig eröffnet und in den Händen der Russen ist. In dem darauf folgenden Jahre wurde eine neue Expedition unter Perowsky gegen Khiwa ausgerüstet, welche, unterstützt durch ein Dampfboot der Aralsee-Flotte, den Syr hinaufging und die den Khiwanern gehörige Festung Ahmetze oder Akmedsjid, auch Akmas oder Akmetschek genannt, — den bisherigen eigentlichen Schutzwall der aufrührerischen Kirgisen von Turkestan, welche hier stets einen Anhalt an den dem Kaiser feindlich gesinnten Khiwanern fanden — einnahm. Dieses Fort, nach Perowsky genannt und von den Russen stark befestigt, hatte am 26. December 1853 eine blutige Belagerung auszuhalten, indem 12,000 Khokanzen mit 17 Geschützen es blockiren und es zu beschießen begannen, wobei die Belagerer jedoch schließlich durch einen verzweifelten Ausfall der russischen Garnison mit einem Verlust von 2000 Mann, dem ganzen Lager, dem sämmtlichen Geschütz und Kriegsvorrath zurückgeschlagen und auseinander gesprengt wurden.

Der Hauptschlag aber, der die Freiheit der Völker von Turan und Turkestan treffen konnte, und der die Khane derselben sofort gewissermaßen zu Vasallen von Rußland machte, ward durch die Expedition ausgeführt, welche im Februar 1854 durch Perowsky gegen Khiwa, Buchara und Balkh unternommen wurde. Perowsky zog mit einem Heere von 17,000 Mann vor die Wälle von Khiwa und zwang das ohnmächtige Oberhaupt, Ali-Kuli-Khan, zu einem Vertrage, laut dessen der „allmächtige Zar als der rechtmäßige Oberherr dieses Landes zu betrachten sei, dem das Recht des Krieges und Friedens, das Gesetz über Leben und Tod und die Bestimmungen der Handelsstraßen und der Handelstarife für ewige Zeiten zustehe."

Während des Krimkrieges war eine Pause für die Unternehmungen Rußlands in Centralasien eingetreten; sie dauerte auch nach Beendigung desselben noch fort, was allermeist auf Rechnung der Erschöpfung, die dieser Krieg für Rußland zur Folge hatte, kommt. Im Jahre 1859 wurde erst wieder eine Festung, Namens Dschulek, eingenommen, und seitdem haben die Russen ihrerseits zwei Forts errichtet, Fort Karala, 13 Meilen, und Krmakora, 26 Meilen von der Syr-Mündung, zur Verbindung der Forts Aralsk und

des Forts Ahmetze oder Perowsky, welche vier Forts zusammen die Linie Syr-Daria ausmachen. Mit dieser Grundlage wurde für 1863 die Invasion Khokand's von zwei Punkten angeplant: aus dem Kirgisengebiet und vom Fort Perowsky; das eine Corps gegen Aulietta oder Awliata, das andere gegen die Stadt Turkestan, welche Orte ungefähr 65 Meilen von einander liegen. Der Ausbruch des polnischen Aufstandes und die Besorgniß eines Krieges mit Westeuropa verursachten die Verschiebung des Plans, der aber nun 1864 ausgeführt wurde. Im Monat Juni genannten Jahres wurden die beiden Zielpunkte, Turkestan und Aulietta, erreicht, und im Juli und August ward die Verbindung zwischen ihnen hergestellt, wodurch Rußland eine neue Grenzlinie eine große Zahl von Meilen südlicher als früher gewonnen hat, — in der That ein großes Stück des Khokandgebietes.

Das war ein abermaliger großer Erfolg, Rußland wollte aber noch mehr erreichen. Bald nach der Einnahme von Turkestan und Aulietta verloren die Khokanzen den Muth, eine Expedition gegen ihren Feind zu unternehmen, und begannen gewaltige Fortifikationen bei Tschemkend, auf der Flanke der Straße zwischen Turkestan und Aulietta, um sie zur Basis weiterer Versuche zu machen. Die Russen konnten eine solche Position auf ihrer Flanke nicht dulden, durch welche die ihnen unterworfenen Kirgisen fortwährenden Plünderungen ausgesetzt waren. Demgemäß beschloß der russische Befehlshaber, Generalmajor Tschernjajeff, nachdem er erfahren hatte, daß die Khokanzen in Tschemkend nur 10,000 Mann zurückgelassen, sich dieser Stadt rasch zu bemächtigen. In den zwei ersten Wochen des September rückten Truppen von zwei Punkten her auf Tschemkend und vereinigten sich am 19. Noch am Abend dieses Tages ward eine Batterie von 4 Kanonen errichtet, auf deren Feuer die Khokanzen mit 7 Kanonen und 2 Mörsern antworteten. Da ließ der russische Commandant eine zweite Batterie von 6 Kanonen und 4 Mörsern näher rücken. Die außergewöhnliche Härte des Bodens und ein Ausfall des Feindes verhinderten die Vollendung dieser Batterie in der Nacht vom 21. auf den 22. September, und die Khokanzen, ermuthigt durch die Verzögerung der russischen Belagerungswerke, ergriffen die Offensive und schoben einige Trancheen, Batterieen und scharmutzirende Haufen vor, in einer Art, die schließen ließ, daß sich ein erfahrener, fremder Offizier unter ihnen befand. Oberstlieutenant Lerche benutzte russischer Seits die Verwegenheit der Khokanzen, um ihr Fußvolk mit vier russischen Compagnien, zwei Positionsgeschützen und sonstiger Artillerie anzugreifen. Trotz eines heftigen Feuers aus der Stadt und der Citadelle drängte er bald die feindliche Infanterie in die Stadt zurück, deren Thore mit dem Bajonett vertheidigt wurden. Während dieses Kampfes näherte sich General Tschernjajeff der Citadelle und überrumpelte sie, indem seine Soldaten in Einzelreihe über die Wasserleitung eindrangen. In einer Stunde war man Meister der Stadt und der auf einer fast unzugänglichen Höhe gelegenen Citadelle, trotz der 10,000 Mann Besatzung und der reichlichen Artillerie und Munition, womit sie versehen war. Unter den Trophäen waren 4 Standarten und 24 Feld-

fahnen, 23 Kanonen, darunter eine gezogene, 8 Mörser von großem Kaliber, eine Menge Feldschlangen, Wallbüchsen &c.

Selbst wenn die russischen Berichte auch noch so sehr übertrieben hätten, so ist es doch sicher, daß die Khokanzen eine arge Schlappe erlitten hatten. Das Resultat war die völlige Sicherung der russischen Linie von Akmetschek bis Aulietta und folglich die Bloßstellung der großen Städte des Khanats, Taschkend, Khodschend und endlich der Hauptstadt selbst für den Angriff. Am 24. Februar 1865 publicirte ein Tagesbefehl des Kriegsministers die vom Kaiser genehmigten Dispositionen, betreffend die Errichtung einer neuen russischen Provinz Turkestan, welche die erworbenen Gebiete zwischen dem See Aral, der Linie des Syr-Daria und dem Yssyk-Kul umfaßt und an den Theil China's stößt, in welchem die gegen das Reich der Mitte aufgestandenen Dunganis jetzt ihr Wesen treiben. Die Berührung ist in jenen Gegenden zwar nicht so unmittelbar, wie etwa zwischen den preußischen Grenzprovinzen und dem Königreiche Polen; theils Steppen, theils unwegsame, schneebedeckte Gebirgsketten erschweren die Annäherung; aber Fühlung ist trotzdem vorhanden, und wenn auch langsamer, endlich trifft man doch einander. Man kann noch nicht vorher bestimmen, was dieser Aufstand der Dunganis und ihr Haß gegen die Mandschu-Dynastie China's für Folgen haben werden, ob sich diese aufrührerischen Moslems vielleicht an Rußland freiwillig anschließen werden, oder ob sich dieses genöthigt sehen wird, sich in den Kampf zu mischen. Grund hätte es schon, da die Dunganis nicht allein die Handelsbeziehungen durch ihre Revolte stören, sondern auch schon russisches Eigenthum, die Faktorei in Tschugutschak, verwüstet haben.

Nach der Eroberung von Tschemkend brachen die Russen unter Tschernjajeff nach Taschkend auf, auf welchem Marsche sie von dem Khan von Khokand am 20. Mai angegriffen wurden. Sie schlugen das Heer des Khans, der selbst im Kampfe fiel, vollständig und eroberten am 28. desselben Monats Taschkend. Die Kämpfe scheinen darauf eine Zeitlang geruht zu haben, doch im nächsten Jahre unternahm General Tschernjajeff einen Zug nach Dschusak am Syr (auf dem Wege nach Samarkand), um den Emir von Buchara zur Auslieferung der von ihm zurückgehaltenen russischen Abgesandten zu veranlassen. Der General mußte aber, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder umkehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Sein Nachfolger im Commando, General Romanowski, war glücklicher; nicht allein schlug er am 20. Mai 1866 die Hauptarmee des Emir's und nahm am 30. desselben Monats Khodschend nach siebentägiger hartnäckiger Vertheidigung ein, sondern setzte seinen Siegeslauf mit mehr oder weniger größeren Unterbrechungen fort, so daß man jetzt schon sagen kann, Turkestan ist im russischen Besitz. Noch sind freilich Theile von Khokand, Khiwa, Buchara und Kunduz nicht erobert, und das sind wahrscheinlich die werthvollsten Striche dieser Länder, aber sie bieten keine ernstlichen Hindernisse der Invasion eines Feindes, der über alle Hülfsmittel europäischer Kriegskunst verfügt.

Allerdings sind diese Länder von einander sehr verschieden. Khiwa ist nichts als ein am Unterlauf des Amu in der Nähe des Aralsee's mitten in

einer Wüste liegende Oase: diese hat 20 Meilen Länge, 15 Meilen Breite, 250,000 Einwohner, ist rings von sandigen Steppen und salzigen Wüsten umgeben, die im Vergleich zum Meere, wie ganz Turan, so niedrig liegen, daß man allenthalben wenige Fuß unter dem Sande Wasser findet. Khiwa ist übrigens bei einem russischen Zuge gegen Indien nur als militärische und commercielle Station bedeutend, es ist eigentlich eine riesenhafte Veste in der Wüste, eine sichere Niederlage von Kriegsvorräthen und Waaren, ein ungeheueres Hotel an einer Landstraße, auf der die Karawanen mit den Waaren China's und Indiens ziehen, und wo so lange eine blutgierige Räuberbande hauste.

Buchara dagegen war der mächtigste Staat von Turan, von dem alle Khanate dieses Landes mehr oder weniger abhingen. Buchara selbst hat einen Umfang von 8000 Quadratmeilen und 3 Millionen Bewohner. Das Land ist fruchtbar, reich an Getreide und an ungeheuern Heerden von Pferden, Kameelen und Rindvieh. Zudem concentrirt sich in der von 200,000 Menschen bewohnten Hauptstadt der ganze innere Landhandel Asiens, hier treffen alle Straßen der Karawanen aus China, Indien, Persien und den alten russischen Provinzen zusammen. Buchara blüht seit uralten Zeiten durch den Handel, den es ererbt hat von dem einst weltberühmten Samarkand, das fast ganz verfallen ist, dessen Medresses oder Collegien aber immer noch höchst interessant sind.

„Rußland in Asien hat keine Grenzen," pflegte Kaiser Nikolaus zu sagen; Centralasien ist blos der Schrittstein zu weiteren Eroberungen. Diese werden zunächst Afghanistan sein, das, seit dem Tode Dost Mohameds von inneren Zerwürfnissen und Rebellionen verwüstet, der Auflösung entgegen zu gehen scheint. Mit Dost Mohamed hatte Rußland ein Bündniß geschlossen, das höchst wichtig in commercieller Beziehung, wichtiger aber noch in militairischer bezüglich einer russischen Expedition gegen Indien war. Dieser oder jener Prätendent Afghanistans wird das Bündniß auffrischen oder Hülfe bei Rußland suchen, das nur zu geneigt sein wird, ihm dieselbe zu gewähren, selbstredend gegen Entschädigungen. Afghanistan ist die Vormauer Indiens, eine ungeheure, von der Natur aufgeworfene Schanze vor den Thoren Indiens. Stellen wir uns eine Hochfläche vor, die im Westen und Norden im Halbkreis durch die Gebirge des Hindukusch umgeben ist, die sich von dem Meere und der Indusmündung bis zum himmelansteigenden Himalaya herumziehen. Diese Gebirge fallen in sehr steilem Abhange gegen Norden in die niedrige Fläche von Turan ab, während sie in unbedeutenden Hügeln nach dem Thale des Indus sich senken. Zehn Millionen Afghanen bewohnen dies gebirgige, fruchtbare und schöne Land, das von herrlichen Thälern mit dem angenehmsten Klima von der Welt durchzogen ist. Die Afghanen, ein kriegerisches Volk, unterscheiden sich von den benachbarten Stämmen Asiens durch ihre Freiheitsliebe und durch eine mehr aristokratisch-militairische als despotische Regierungsform; die Gewalt des Emir's ist ziemlich beschränkt.

Nur Ein Uebergang durch die Gebirge des Hindukusch führt aus den

niedrigen Ebenen von Turan in das gebirgige Afghanistan und dann weiter nach Indien. Durch diesen Engpaß sind alle Eroberer dieses schönen und unglücklichen Lands gezogen. Wenn es Rußland gelänge, sich Afghanistans zu bemächtigen, dieser Indien umschließenden Veste, so würde es alsbald die Herrschaft der Engländer in Hindostan in Wahrheit bedrohen. Wir glauben aber, daß Großbritannien leicht einen solchen Plan Rußlands zurückschlagen kann und daß es, wie im Jahre 1838, in Afghanistan eindringen und an der Mauer des Hindukusch ohne Schrecken die russischen Truppen und tatarischen Horden erwarten würde. Dennoch muß der Besitz Rußlands von Turan, insonderheit von Khiwa und Buchara, den Haupthandelsplätzen Centralasiens, so wie die Beherrschung des ganzen inneren Handels dieses Welttheils einen überwältigenden Einfluß auf das Schicksal Centralasiens üben und vielleicht gänzlich umgestalten. Auch darf man die Verstärkung und Hülfe, die dem russischen Reiche aus diesen kriegerischen und abgehärteten Horden der einst unabhängigen Tatarei erwachsen, nicht zu gering anschlagen. Obgleich Viele, welche die kriegerischen Thaten der Mongolen und Tataren nicht hinreichend kennen, ihre Heere für ordnungslos kämpfende Haufen halten, so zeigt doch die Geschichte sowohl ihrer alten Züge gegen China, Indien und Europa, so wie ihre späteren und ganz neueren Kämpfe, daß diese seit uralter Zeit kriegerischen Horden ihre eigenen Grundsätze der Strategie hatten und noch haben, so wie der Natur ihres Heeres und Landes, wo sie Krieg führen, angemessene taktische Regeln; sie können in der Durchführung der Plane der Russen oder der Vorsehung den Ersteren eine große Hülfe sein. A. B.

Das constitutionelle Vertrauen.

Durch die Annahme der v. Forckenbeck'schen Amendements zu Art. 56 und 58 des Verfassungs-Entwurfs für den Norddeutschen Bund ist der Hauptfactor desselben, wie Abg. Lasker die Bundes-Kriegsverfassung nennt, beseitigt worden. Vom 31. December 1871 ab hat der Norddeutsche Bund keine Bundes-Armee mehr und kein Geld, sie zu bezahlen, außer insoweit es dem künftigen Reichstage gefallen wird, Mannschaften und Gelder zu bewilligen.*)

Er wird schon! sagen uns Diejenigen, welche es jetzt zu keiner Sicherung Deutschlands durch feste Grundlegung seiner militärischen Einrichtungen kommen lassen wollen. Warum wird er?

„Wir opfern manche Lieblingswünsche", sagte der Abg. Miquel in der

---

* Diesen Amendements zu Folge sollen die Mittel für die Armee nicht, wie der Verfassungs-Entwurf will, auf 10 Jahre, sondern nur auf 4 Jahre bewilligt werden; die unentbehrlichen Kosten für die Armee aber sollen nach Ablauf der Uebergangszeit nicht etwa bis zur Vereinbarung über eine neue Bestimmung gesichert bleiben, sondern erst von der zukünftigen Entscheidung des Reichstags abhängen, welche auch über die Stärke des Bundes-Armee zu befinden haben wird.

Reichstagssitzung vom 6. April, „um den großen Zweck zu erfüllen; was wir uns zutrauen, müssen wir auch unsern Nachfolgern zutrauen.... Unsere ganze politische Anschauung beruht auf dem Vertrauen zu den Vertretern der Nation zu aller und jeder Zeit."

Das ist keine tröstliche Aussicht.

Wenn wir dem künftigen Reichstage nicht mehr zutrauen sollen als dem gegenwärtigen, so dürfen wir auch keinen werkthätigeren Patriotismus von ihm erwarten; wir können von ihm nicht verlangen, daß er das Opfer bringen werde, von welchem der gegenwärtige Reichstag sich zurückzog, das Opfer des parlamentarischen Souverainetätdünkels.

Die parlamentarische Geschichte aller Zeiten und aller Länder lehrt, daß die Mandatare sich in ein Corporations-Interesse einleben, welches über das Interesse ihrer Mandanten hinausgeht, und das Budgetrecht, wie es von unserm preußischen Landtage angestrebt und von dem jetzigen Reichstage durchzusetzen versucht wird, ist eingestandenermaßen das entsprechende Mittel, um solche corporative Interessen durchzusetzen.

Der gegenwärtige Reichstag weist eine gesetzliche Regelung der deutschen Kriegsverfassung und ihre definitive Sicherstellung zurück, weil er in Rücksicht auf die öffentliche Meinung es jetzt noch nicht wagen darf, sich dagegen aufzulehnen. Er schafft aber dem künftigen Reichstage das Mittel dazu, und wir sollten von dem künftigen Reichstage erwarten, daß er eine in seine Hand gelegte Macht nicht werde gebrauchen wollen?

Wenn der jetzige Reichstag, um sich ein anmaßliches Budgetrecht zu erobern, provisorische Bestimmungen in die Verfassung bringt und die Aussicht auf ein Vacuum schafft; warum soll von dem künftigen Reichstage erwartet werden, daß er „die Lücke" nicht, wie weiland der Preußische Landtag, mit constitutionellen Theorieen verstopft will sehen und sie durch seine Omnipotenz auszustopfen versuchen wird?

Wenn der gegenwärtige Reichstag, welcher doch noch unter dem Eindrucke der großen Ereignisse des Jahres 1866 steht, es nicht über das Herz bringen kann, auf ein anmaßliches Budgetrecht zu verzichten, um des allgemeinen Wohles willen, warum soll man dem künftigen Reichstage zutrauen, daß er, wie weiland der preußische Landtag, dieses Budgetrecht nicht gerade dort als Hebel ansetzen wird, wo es die Sicherheit Deutschlands am meisten gefährdet?

Es ist möglich, daß, wenn eine Vereinbarung über den Verfassungs-Entwurf nach den Abänderungen der Opposition jetzt zu Stande kommen könnte, der künftige Reichstag über die angebliche Opferwilligkeit des jetzigen hinaus ging; aber um dieser Möglichkeit willen — soll die Einigung und Sicherung Deutschlands auf's Spiel gesetzt werden?

Der Reichstags-Präsident eröffnete die Sitzungen des Reichstags mit den vertrauensvollen Worten, daß der Zweck, um dessen willen derselbe berufen worden sei, nicht unerfüllt bleiben werde — dieses Vertrauen steht bereits auf dem Punkte, unerfüllt zu bleiben.

Und doch beruht die ganze politische Anschauung des Abg. Miquel und

seiner Partei auf dem „Vertrauen zu den Vertretern der Nation zu aller und jeder Zeit?"

Wo bliebe denn da die Möglichkeit, durch Auflösung und Neuwahl an das Volk zu appelliren, und warum charakterisirt Herr Miquel eine solche Appellation dem Abg. Vincke gegenüber als absolutistisch?

Die veränderte Situation.

Eine Stimme aus dem Volke.

Wie ist seit Kurzem der Anblick des Reichstages ein so ganz anderer geworden. Hatte es doch Anfangs den Anschein, als würde eine Einigung der Regierung und der bei weitem überwiegenden Majorität des Reichstages ohne große Schwierigkeiten zu Stande kommen. Man durfte sich erfreuen an dem Zuwachs, den die zur Mäßigung und zur Vernunft, in Erwägung der vorhandenen Verhältnisse, rathenden Stimmen auch aus den neuen Landestheilen und selbst aus den willig oder unwillig verbündeten Staaten gewonnen zu haben schienen. Die verbitterte Opposition, die grundsätzlich Allem widerstrebt, was von der Regierung kommt, die ihre eigenen Ziele hartnäckig, unvernünftig, aller Belehrung unzugänglich, verfolgt, schien in eine Ecke gedrängt zu sein und, wie das Gerücht sagte, hoffnungslos schon zu überlegen, ob sie nicht lieber ihr Mandat niederlegen solle. Diese Situation erweckte Vertrauen, man gab sich der frohen Aussicht hin, Deutschland endlich geeint und groß zu sehen. Die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten bestärkten diese Hoffnung und schienen eine Bürgschaft für die Sicherung des Friedens. Die Geschäfte fingen an einen neuen Aufschwung zu nehmen. Wie ist dies nun Alles in kurzer Zeit verändert! Nach Innen und nach Außen sind die Zustände bedenklich geworden, in die Gemüther ist wieder Unruhe und Besorgniß eingekehrt, man sieht der Zukunft mit einer gewissen Bangigkeit entgegen.

Und was hat diese Veränderung herbeigeführt? In der Regierung ist keine Wandelung eingetreten, sie hat sich alle Mühe gegeben, ihren Standpunkt klar zu machen, zu zeigen, was erreichbar und was nicht erreichbar sei; Jeder, der wie wir auch nur Leser dieser Verhandlungen ist, wie die öffentlichen Blätter sie uns bringen, wird die Anstrengung bewundert haben, die der höchste Bundes-Commissar es sich hat kosten lassen, Mißverständnisse zu beseitigen, unbegründeten Verdacht abzuweisen, Vertrauen zur Regierung zu erwecken und Alle zu vermögen, das eine große Ziel mit Beiseitelassung aller kleinlichen Partei-Interessen und Partei-Ansichten im Auge zu behalten.

Es ist umsonst gewesen.

Es hat sich wieder gezeigt, daß man mit Leuten zu thun hat, die, wenn es darauf ankommt, daß sie ihre vorgefaßten Ideen einem großen Zwecke unterordnen sollen, dies nicht vermögen. Sie haben ihr fertiges Schema, nach dem einmal der Staat soll eingerichtet sein, es ist von der Beschaffen-

heit, daß ihnen dabei der Löwen-Antheil der Regierung zufällt, Minister-Verantwortlichkeit, parlamentarisches Regiment, Steuer-Verweigerung und wie alle diese Herrlichkeiten eines constitutionellen Musterstaates heißen, bei denen der Abgeordnete Alles, die Regierung Wenig oder Nichts zu bedeuten haben würde. Noch hat kein Staat danach regiert werden können; das bringt sie aber nicht zur Besinnung, auch Preußen oder das geeinigte Deutschland soll durchaus diese Erfahrung machen.

Wir haben schon sattsam Erfahrungen darüber eingesammelt, wir wünschen die Tage nicht zurück, in denen der Conflict der Regierung, die von ihrem guten Rechte nicht zu weichen gesonnen war, und des Abgeordneten-Hauses, das nach jenem Schema sich der Regierung zu bemächtigen suchte, brannte. Wir sind froh gewesen, daß durch die Schlacht bei Königgrätz nicht blos die Oesterreicher auf das Haupt, sondern auch so mancher Abgeordnete auf den Mund geschlagen worden und vor der Wucht der Thatsachen die factiöse Opposition in etwas verstummte. Das letzte Abgeordnetenhaus verhielt sich im Ganzen ziemlich bescheiden.

Nun aber, da im Reichsrathe die Verhandlungen zu dem Punkte gekommen sind, wo die günstige Gelegenheit ist, die Forderungen des Constitutionalismus auch in die Verfassung des Norddeutschen Bundes hineinzubringen, sehen wir, wie mit einem Zauberschlage die Situation sich verändert. Es ist ein zu reizender Sirenen-Gesang für viele Ohren, wieder die alten bekannten Stichwörter der alleinseligmachenden constitutionellen Staats-Theorie erklingen zu hören, sie können sich nicht halten, vergeblich ist es, daß die Regierung bittet, warnt, beschwört — mit einem Male sind sie wieder eines mit allen denen, die aus noch ganz anderen Gründen wie sie ihre Opposition gegen die Regierung betreiben, und die sich freuen, an ihnen die Bundes-Genossen zu erhalten. Ihr Muth wächst diesen, und mit neuer Hoffnung gehen sie an ihr Werk, die Regierung zu hindern, aufzuhalten, zu ermüden und das Zustandekommen einer Einigung unmöglich zu machen.

Die letzten Sitzungen des Reichstages machten einen höchst peinlichen Eindruck. Abstimmungen über die entscheidenden Fragen, wobei mit einer oder einigen Stimmen Mehrheit von der einen oder anderen Seite gesiegt wird, zeigen ein gewaltsames Ringen, wobei alle Sicherheit des Erfolges fehlt. Von der zufälligen Anwesenheit oder Abwesenheit einiger Mitglieder hängt es ab, ob vielleicht eine wichtige Bestimmung, die unberechenbar nützen oder schaden kann, in die Verfassung hineinkommt oder nicht. Traurig, daß die Regierung in die Lage gekommen ist, wieder sich einer solchen Opposition gegenüber zu sehen; wir beklagen es tief. Aber noch trauriger ist der Anblick dieser Opposition selbst. Was ist da nicht Alles vereinigt, wie viele verschiedene Interessen und Gehässigkeiten, die alle zu einem breiten Strome zusammenfließen, um gegen die Regierung sich zu ergießen. Und nun schon wieder mit welchen Invectiven, wie wir sie lange nicht, wenigstens nicht aus dem Munde preußischer Liberaler gehört haben! In der That, es macht uns schamroth und ruft ein Gefühl tiefer Entrüstung hervor, wenn wir es lesen, wie der Minister-Präsident von einem jungen jüdischen Assessor hören muß,

daß dieser nicht auf eine Kritik seiner inneren Politik eingehen wolle, aus lauter Schonung, sonst! — Die Jugend, die Jugend! — denn wahrscheinlich, nach seinem Assessor-Titel zu urtheilen, ist doch dieser Herr verhältnißmäßig noch ziemlich jung gegen das Alter und die Erfahrung des Minister-Präsidenten. — Beamtenstand, Richterstand und endlich Judenthum hätten diesen Herrn wohl abhalten sollen, solche Aeußerung zu thun. Aber freilich, vielleicht hängt solch Gebahren gerade mit dem nationalen Fehler zusammen. Was denken aber wohl die geehrten Mitglieder des Reichstages von den Wirkungen, die ihre Opposition auf unsere Zustände hat. Meinen sie damit das Vertrauen auf die Zukunft zu befestigen, die Geschäfte wieder zu beleben, den Frieden nach Außen zu sichern? Sind wir einig, so sind wir stark. Ein Gefühl der Sicherheit durchdrang die ganze Nation, als der Reichstag noch mit der Regierung in seiner überwiegenden Mehrheit Hand in Hand ging, als sie erfuhr, daß die ganze Wehrkraft Deutschlands in einer Leitung geeinigt sei. Man athmete auf, Gott sei Dank, das hatte Deutschland nicht erreicht, so lange es steht, man vertraute, jedem Feinde die Spitze bieten zu können. Der Hinblick auf diese Zwistigkeiten hat die Freude sehr verkümmert und den inneren und wahrscheinlich auch äußeren Feinden den Muth wieder erhöht.

Möchten es Diejenigen bedenken, die in jeder Sitzung es betheuern, daß sie mit nichten dem Werke der Einigung Deutschlands entgegentreten wollen, und auch keineswegs der Regierung feindselig sein. Wir werden es ihnen danken, wenn sie es mit der That beweisen; aber wenn sie, was sie jetzt gethan haben, sich an die Seite der schlimmsten Widersacher der Regierung stellen, so sollten sie selbst erschrecken. Mögen sie sich die ansehen, mit denen sie sich verbündet haben, und sich fragen, ob etwas Anderes herauskommen könnte, wenn sie mit jenen vereinigt siegen, als Deutschlands Zerspaltung, Deutschlands Erniedrigung, wenn nicht neues Blutvergießen, Krieg mit den Feinden innen und außen, und Gott weiß, was das Ende wäre.

Einige Rückblicke auf die letzte Session des Abgeordneten-Hauses.

I.

Die Juden-Frage.

Es geht vielleicht Manchem so, der auf seiner Stube die Reden liest, die im Abgeordneten-Hause gehalten worden sind, daß er bei etlichen derselben unwillkürlich für sich selbst eine stille Rede hält, namentlich wenn ihm die lauten Entgegnungen, die sie erfahren haben, nicht geeignet zu sein scheinen. So konnten wir nicht umhin, uns eine solche stille Rede zu halten, als von einem der Mitglieder des Abgeordneten-Hauses eine Beschwerde gegen die Regierung darüber erhoben wurde, daß noch immer den jüdischen Staatsbürgern die Zulassung zum Richterstande nicht so, wie die Verfassung erfordere, gewährt

würde. Es wurde hierauf von dem Abgeordneten **Wagener** erwidert, daß die Regierung ihren guten Grund dazu habe, denn sie könne nicht Personen jüdischer Religion in die Lage versetzen, christlichen Parteien einen Eid abzunehmen mit Hinweis auf Den, welchen ihre Väter gekreuzigt hätten. Das hieße aus dem Eide einen Spott machen. So richtig dies auch an sich ist, so schien uns doch die Sache noch anders zu liegen, und wir konnten, wie gesagt, nicht umhin, als ständen wir auf der Tribüne, auch zur Erwiderung eine stille Rede zu halten; vielleicht ist es nicht ganz unnütz, Etwas davon hier laut werden zu lassen.

Meine Herren, würde ich gesagt haben, es ist der Regierung der Vorwurf gemacht worden, daß sie die Zulassung von Juden in das richterliche Amt verhindere. Ich muß bestreiten, daß die Beschwerde richtig formulirt ist. Es ist hier von Juden die Rede. Ich kann das nicht zugeben. Es handelt sich hier in der That nicht um Juden. Man mißbraucht diesen Namen und schiebt ihm ein Object unter, dem er nicht zukommt. Ich wünsche, daß der wahre Charakter der Personen, die hier in Frage sind, genau festgestellt werde. Jedermann wird zugeben, daß Jude nicht blos eine Nationalität, sondern zugleich vorzugsweise eine Religion bezeichnet. Aendert ein Jude seine Religion und wird Christ, so hört er auf, Jude zu sein, trotzdem daß seine Nationalität sich nicht ändert, und wechselt ein Christ seine Religion und nimmt die jüdische an, wie das ja auch neuerdings vorgekommen ist, so wird er Jude, trotzdem daß seine Nationalität eine verschiedene ist. Also die Religion macht den Juden wie den Christen, nicht die Nationalität. Und welches sind nun die hervorstechenden Merkmale der Religion eines Juden? Zwei treten vor allen anderen hervor: die Beschneidung und die Beobachtung des Sabbath-Gesetzes. Beides wird ihnen von ihrem Bundesgotte mit gleichem Ernste anbefohlen; das Eine wie das Andere wird ihnen als ein ewiges Bundeszeichen gegeben, die Verletzung des Einen wie des Andern wird von Seiten Gottes als ein Bundesbruch angesehen und mit dem Fluche bedroht.*) Wenn es demnach feststeht, daß nur derjenige ein Jude ist, der diese beiden Gesetze beobachtet, wie kann dann die Frage entstehen, ob ein Jude zu einem Richter-Amte oder überhaupt zu einem Amte in einem Staate, der nach christlichen Gesetzen geordnet ist, zugelassen werden darf? Einem Juden verbietet sich das von selbst, ohne alle Frage. Wo ist ein Amt in einem christlichen Staate zu finden, das einem jüdischen Beamten erlauben würde, das Sabbath-Gesetz zu beobachten, so wie es der Jude beobachten soll? Es bedarf gar keiner Gesetze, um einen Juden von der Uebernahme christlicher Staats-Aemter auszuschließen, das jüdische Gesetz, seine Religion schließt ihn von selbst davon aus. Und eben so wenig nützen ihm christliche Gesetze, die ihm die Uebernahme von Staats-Aemtern freistellen, er kann als Jude davon keinen Gebrauch machen, seine Religion duldet das nicht.

Aber freilich, das ist ganz gegen die Erfahrung. Wir sehen ja, wie unzählige Juden sich zu christlichen Staats-Aemtern drängen und wie sie, statt

*) Siehe 1. Mos. 17, 14. 2. Mos. 31, 13—17.

von ihrer Religion irgend eine Schranke zu empfinden, nur die Klage führen, daß überhaupt noch irgend eine Grenze gesteckt wird; sie fühlen sich in gar nichts verhindert, Alles zu übernehmen und Allem, was man nur wünschen mag, zu entsprechen, selbst wenn es darauf ankommt, Christen einen Eid in christlicher Form abzunehmen.

Nun allerdings, wir wissen auch, was gewisse Personen, die sich Juden nennen, fertig bringen können. Wir sehen das ja auch auf anderen Gebieten, auf dem Gebiete der christlichen Kunst, namentlich der Musik. Sie bringen es fertig, ohne allen Anstoß von ihrer Seite unsere christlichen Oratorien zu singen, einen Messias von Händel, eine Passions-Musik von Bach oder eine Messe. Sie führen diese aus, wenn es verlangt wird, selbst in christlichen Kirchen zu christlichen Zwecken. Fragt man sie, wie sie das thun können, so geben sie zur Antwort: Wir können uns ja dabei denken, was wir wollen, und in der That, wir wundern uns dabei weniger über sie als über die Christen, die ihnen das verstatten; der eigentliche Vorwurf und die eigentliche Schmach trifft diese. Nun so zweifeln wir auch keineswegs, daß es genug Personen unter dem Namen Juden geben wird, die es fertig bringen werden, auch das richterliche Amt zu bekleiden und selbst, wenn es verlangt wird, vielleicht mit äußerem Pathos einen christlichen Eid abzunehmen. Was Juden — man mag diesen Namen einstweilen erlauben — darin leisten können, erzählt z. B. Büchsel in seiner Schrift: „Erinnerungen eines Landpfarrers." Als in der Gegend, wo er Pfarrer war, einst eine besondere Nachfrage der Landleute nach alten orthodoxen Erbauungs-Büchern entstand, waren es Juden, die sich alsbald dieses Handels-Artikels bemächtigten und die zur Anpreisung ihrer Waare den Landleuten mit besonderem Pathos die Kraftstellen, die von der Versöhnung durch Christi Opfertod handelten, vorzulesen pflegten. Also warum sollten sich nicht auch jüdische Richter finden, die mit ähnlichem Pathos christlichen Parteien einen Eid abnehmen.

Aber mag die Beschaffenheit dieser Personen sonst sein, welche sie wolle, das müssen wir entschieden bestreiten, daß ihnen der Name von Juden zu ertheilen sei, wenn es sich wie hier bei dem ernsten Werke der Gesetzgebung darum handelt, jeden Begriff richtig festzustellen, jede Person mit dem rechten Namen zu bezeichnen und für jeden Namen die Identität der Person aufzuweisen, damit wir nicht als solche erfunden werden, die falsche Münzen einführen, denen zwar der Name der ächten aufgeprägt ist, die es aber nur dem Scheine nach sind und darum betrügen.

Ob die Personen, welche unter dem Namen Juden Staatsämter begehren, noch das erstere jener Gebote, das sie zu Juden macht, halten, nämlich die Beschneidung, wissen wir nicht, doch sagt man, daß es schon manche sogenannte Juden giebt, die auch nicht einmal dies mehr beobachten. Aber daß sie das andere, welches für sie eben so verbindlich ist, das Sabbath-Gesetz, nicht zu halten entschlossen sind, lehrt einfach ihr Begehren eines christlichen Staatsamtes, denn die Uebernahme eines solchen ist mit der Beobachtung des Sabbaths unverträglich.

Jeder fromme Jude, der an dem Gesetze, das Gott seinem Volke ge-

geben hat, festhält, wird das zugestehen; Jeder also, der ein wirklicher Jude ist, wird von selbst nie ein Begehren nach einem christlichen Staatsamte haben noch haben können.

Was sind das also für Personen, die uns hier beschäftigen? Sind es Juden? Nein, es sind vielmehr solche Personen, die aufgehört haben Juden zu sein, die nicht mehr die Bundes-Gesetze, die sie zu Juden machen, beobachten, und die auch noch keine andere Religion gewonnen haben, solche, die gerade durch das Begehren, in christliche Staatsämter einzutreten, ohne doch schon Christen zu sein, ihre Religionslosigkeit offenbaren.

Es ist aber eine ernste Frage für einen Staat, ob sie solchen Personen, die durch ihr Verhalten kundgeben, daß sie ohne Religion sind, die Pforten zu irgend welchen Staatsämtern aufthun soll, und nun gar zum richterlichen Amte, das mit dem Eide zu thun hat, und überhaupt, wenn es recht geführt werden soll, religiöse Gewissenhaftigkeit verlangt. Welche Gewähr bieten Personen, die keine Religion haben, für ihre Moralität, für ihre Pflichttreue, was bindet sie, welchen Amtseid kann man ihnen abnehmen, die den Gott ihrer Väter verlassen haben und seine Gesetze verwerfen, ohne diese Freiheit durch das Christenthum erlangt zu haben, das sie zugleich befreit und wieder bindet? Diese Menschen können keinen Eid leisten, denn bei welchem Gotte wollen sie schwören, da sie an keinen glauben? Und doch will man sie in eine Lage bringen, Andern einen Eid abzufordern, Andere an die Heiligkeit des Eides zu erinnern. Wie können sie Anderen zumuthen, sich durch einen Eid zu binden, während ihre eigene Erscheinung als Richter es sagt, daß sie selbst von aller Religion los sind und durch keine Rücksicht auf Gott sich bestimmen lassen.

Es mag in den Wünschen dieser Personen liegen, da sie ihrerseits durch gar kein Bedenken ihres Gewissens sich behindert fühlen, alle Aemter des Staates an sich zu ziehen; es liegt in ihrem Vortheil, ihrem Interesse; ob aber dadurch das Wohl des Staates gefördert, das Interesse der Gesellschaft gewahrt wird, muß ich bezweifeln oder vielmehr bestreiten, denn welch ein Wohl kann von Solchen kommen, die kein Gewissen haben, die nur ihrem Interesse folgen.

Darum, wenn hier der Antrag gestellt ist, daß Juden zu allen Staatsämtern und so auch zu den richterlichen möchten zugelassen werden, so muß ich dagegen protestiren, daß nicht unter einem falschen Namen Personen Rechte zugeeignet werden, die bei richtiger Bezeichnung sich als ungeeignet für diese Rechte erweisen würden. Die Personen, von denen hier die Rede ist, sind — wir müssen das behaupten — keine Juden. Es sind religionslose Subjecte. Ob solchen der Staat besondere Privilegien zu ertheilen hat, das wäre eine andere Frage.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn wir diese Rede in unserem Abgeordneten-Hause gehalten hätten, wir mit Zeichen großen Mißfallens von verschiedenen Seiten die Tribüne verlassen hätten, denn es läßt sich gar nicht verkennen, daß viele von den Herren, die sich als so eifrige Befürworter der Rechte der Juden beweisen, zu dem Christenthum ungefähr ebenso stehen wie jene,

ihre Clienten zum Judenthum, sonst würden solche Fragen überhaupt gar nicht zur Erörterung kommen können. Religion ist für sie kein Gegenstand, sie fühlen sich in dieser Beziehung vollkommen unverhindert, und warum sollten sie ihren Brüdern und Geistes-Verwandten nicht in liberaler Weise das schenken, was für sie selbst längst den Werth verloren hat.

Die deutsche Gewerbegesetzgebung in ihrer geschichtlichen Entwickelung.*)

Die Gewerbeverfassung hat sich in Deutschland im Mittelalter autonomisch in den Zünften entwickelt. Die Gewerbegesetzgebung des Mittelalters betrifft daher, mit wenigen, fast verschwindenden Ausnahmen, nur die Zünfte als politische Körperschaften. Erst als vom 16. Jahrhundert an die Autonomie der Zünfte durch die allmälig erstarkende Landeshoheit und durch die großen Erfindungen und Entdeckungen, welche die neue Zeit einleiteten, nach und nach gebrochen wurde, fing die Staatsgewalt an, neben der Zunft legislatorisch in den Gewerbebetrieb einzugreifen. Den Beschränkungen der Autonomie der Zünfte folgte in den meisten deutschen Staaten im laufenden Jahrhundert die Aufhebung der Zünfte und die Einführung zeitgemäßer Gewerbeordnungen unter staatlicher Autorität.

Hiernach theilt sich die Geschichte der deutschen Gewerbegesetzgebung in vier große, der Dauer nach sehr ungleiche Perioden. Die erste erstreckt sich vom frühesten Mittelalter an bis in die Zeit der Hohenstaufen (1231) und umfaßt die vergeblichen Versuche der Reichsgewalt, die Zünfte ganz zu beseitigen. Die zweite Periode charakterisirt sich durch die erfolgreichen Bemühungen der Reichs- und Landeshoheit, die Autonomie der Zünfte zu beschränken und Zunft-Mißbräuche abzustellen. An diese Periode schließt sich nach der französischen Revolution die Aufhebung der Zünfte in den meisten deutschen Staaten, und endlich folgt die noch nicht abgeschlossene Periode des Wiederaufbaues zeitgemäßer Gewerbeordnungen durch den Staat.

Die beiden ersten Perioden sind in dem ersten Abschnitte der nachfolgenden Darstellung zusammengefaßt, wobei der bessern Uebersicht wegen von der im 18. Jahrhundert schon sehr wirksamen Landesgesetzgebung abgesehen werden mußte. Der zweite Abschnitt stellt in weiten Umrissen die Gewerbeverfassung dar, wie sie sich Ende des 18. Jahrhunderts theils durch die Autonomie der Zünfte, theils durch die Einwirkung der Reichs- und Landesgesetzgebung in ziemlicher Uebereinstimmung in allen deutschen Staaten entwickelt hatte, und wie sie sich in vielen derselben als Grundlage der heutigen Ge-

*) Mit Benutzung des reichhaltigen Materials, welches Dr. H. A. Mascher in seinem Werke: „Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart.“ (Potsdam, Verlag von Eduard Döring 1866) gesammelt hat.

werbeverfassung erhalten hat. Der dritte Abschnitt entspricht der dritten Geschichts-Periode, während die letzte, wichtigste Periode in mehrere Abschnitte zerlegt werden mußte, in denen auch das Wichtigste aus der Landesgesetzgebung der früheren Perioden nachgeholt worden ist.

I. Die Reichsverfassung bis Ende des 18. Jahrhunderts.

1. Verbote der Zünfte.

Als das älteste deutsche Gesetz, welches in das Gewerbewesen eingreift, ist eine Verordnung vom Jahre 779 zu betrachten; in demselben verbietet Kaiser Karl der Große die eidliche Verschwörung der gewerblichen Verbrüderungen (Gilden, geldoniae, später Zünfte, Innungen, Einnungen, Aemter, Gaffeln, Handwerk, Zeche, Rotte) bei strenger Strafe. Die Geschichte hat uns über die Entstehung und die Zwecke dieser Vereine etwas Zuverlässiges nicht überliefert, und eben so wenig erhellen die Gründe, welche den Kaiser bewogen, mit harten Strafen gegen die Verschwörung der Mitglieder einzuschreiten. Ein aus Frankfurt datirtes Capitulare vom Jahre 794 wiederholte jenes Verbot und bedrohete die Urheber mit dem Tode, die Helfer aber mit gegenseitiger Geißelung und dem Abschneiden der Nase, wenn aus der Verschwörung irgendwo ein Nachtheil entstanden war, andernfalls sollten die Verschworenen einander züchtigen und die Haare abschneiden.

Diese Gilden verschwanden, wahrscheinlich in Folge des kaiserlichen Verbots, vom Schauplatz der Geschichte, tauchten aber im 12. Jahrhundert so zahlreich und kräftig wieder auf, daß auch der zweite allgemeine gewerbegesetzgeberische Akt in Deutschland in einem Verbot der Genossenschaften und Verschwörungen bestand, welches Kaiser Friedrich I. im Jahre 1158 erließ; Zuwiderhandlungen wurden jedoch jetzt nur noch mit einer Geldbuße von einem Pfund Goldes bedroht. Auch König Heinrich VII. verbot in Folge des Beschlusses des Reichstags zu Worms 1231 die Errichtung von Zünften und Gilden, ein Verbot, welches Kaiser Friedrich II. auf den Reichstagen zu Ravenna und Udine in demselben Jahre bestätigte.

2. Die Beschränkung der Autonomie der Zünfte und die Abstellung der Zunftmißbräuche.

Die Zünfte überlebten das kaiserliche Verbot und die kaiserliche Macht; ihre Blüthezeit beginnt in den nächsten Jahrhunderten, nachdem sie freie Selbstverwaltung und wichtige politische Rechte erlangt hatten. Erst im 16. Jahrhundert knüpfte die Gewerbegesetzung an die Mißbräuche wieder an, die im Zunftwesen allmälig zu Tage getreten waren. Außer den Landesgesetzen, durch welche einzelne Landesherren schon seit dem 16. Jahrhundert (z. B. Ferdinand I. 1527 in Oesterreich) in die Zunftverfassung eingriffen, sind aus diesem Zeitraume folgende reichsgesetzliche Bestimmungen bemerkenswerth:

1) Die Reichspolizei-Ordnung von 1530, Titel 39, welche den wandernden Handwerksgesellen die Meldung beim Herbergswirth, dem jüngsten Meister oder der obrigkeitlich dazu bestellten Person zur Pflicht macht, diese

Personen mit der Vermittelung des Unterkommens für die Wandernden beauftragt und das Schenken und Zechen beim An- und Abzuge, und das Schmähen, Antreiben und Unredlicherklären verbietet. Zuwiderhandlungen gegen diese Verbote sollten vor der Zunft ausgetragen, Meister, Söhne und Gesellen, welche den Spruch derselben nicht annehmen, zum Gewerbebetrieb nicht zugelassen, sondern aufgetrieben und weggeschafft werden.

2) Die Augsburger Reichspolizei-Ordnung von 1548 wiederholt im 37. Titel diese Verbote und verordnet außerdem die Abstellung des Unwesens, daß Leinweber, Barbiere, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter und Bader an manchen Orten in andere Zünfte als in die ihrer Eltern nicht aufgenommen werden. Eine wichtige neue Bestimmung dieser Reichspolizei-Ordnung ist das Verbot der Vereinbarung zwischen Meistern und Gesellen über Essen und Trinken und die Bestimmung, daß Beschwerden hierüber nicht mehr bei der Zunft, sondern bei der Obrigkeit anzubringen seien.

3) Der Augsburger Reichsabschied von 1551, §. 84, übertrug den Obrigkeiten, in deren Bezirke sich die Gesellen den Ge- und Verboten der Reichspolizei-Ordnungen nicht fügten, die Ahndung solcher Vergehungen.

4) Die Reichsabschiede aus den Jahren 1559, 1566 und 1571, sowie die Reichspolizei-Ordnung von 1577 schärften diese Anordnungen wieder ein. Die letzte enthielt überdies noch Verbote rücksichtlich des Färbens der Tücher mit sogenannter Teufelsfarbe und befahl den Obrigkeiten, dafür Sorge zu tragen, daß diese Farbe nicht zur Verwendung komme. Auch gebot die Reichspolizei-Ordnung von 1577 den Juden, denen gestattet war, „mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit sich zu ernähren", „sich des Wuchers und verbotenen wucherlichen Kaufs zu enthalten."

5) Der Reichsabschied von 1654 Titel 106 räumte den Obrigkeiten die Gewalt ein, die Handwerker- und Zunftordnungen nach Gelegenheiten der Läufte und Zeiten zu widerrufen und zu ändern.

6) Der Reichsschluß vom 16. August 1731 (Reichs-Zunftordnung) ist die wichtigste Reichsverordnung auf dem Gebiete des Zunftwesens. Zu derselben hatte schon der Reichstag vom Jahre 1671 ein reiches Material gesammelt, über welches der Reichstag am 22. Juli 1731 ein Gutachten abgegeben hatte. Die Reichs-Zunftordnung verbot den Handwerkern Zusammenkünfte ohne Vorwissen der ordentlichen Obrigkeit, sie verbot ferner das Auftreiben der Gesellen und ordnete das Lehrlingsverhältniß. Wegen der unredlichen und handwerksnachtheiligen Unternehmungen der Meister und Gesellen wurde das Schelten, Schimpfen, Schmähen, Auf- und Umtreiben bei strenger Strafe verboten und die Betheiligten angewiesen, sich dieserhalb an die Obrigkeit zu wenden. Die Hauptladen (Haupthütten) wurden aufgehoben und eine Lade des Orts oder Landes so gut und giltig wie die andere erklärt. Die Mißbräuche bei Aufdingung und Lossprechung der Lehrjungen, beim Schenken der Gesellen und bei Gewinnung des Meisterrechts wurden abgeschafft, ebenso eine ganze Reihe von Handwerks-Mißbräuchen, wie die Handwerksgrüße, „die läppischen Redensarten und anderen dergleichen ungereimten Dinge," die Montagsfeier, das Degentragen Seitens der Handwerks-

burschen, die Hindernisse, die einem Gesellen in den Weg gelegt wurden, wenn er zeitweise das Handwerk aufgegeben hatte und dann zu demselben zurückkehren wollte, das Gerichthalten der Gesellen, die Gesellenbriefe, die Ausschließung unehelich Geborener, aber per subsequens matrimonium Legitimirter vom Betriebe des Handwerks, die unnützen Meisterstücke und übermäßigen Unkosten bei Vorzeigung derselben, das gegenseitige Auftreiben der Roth- und Weißgerber wegen Verarbeitung von Hundehäuten, die Unredlichkeits-Erklärung von Handwerkern, die einen Hund oder eine Katze tödten oder ein Aas berühren, oder, wenn auch unwissentlich, mit dem Abdecker verkehrt haben, wie der Tuchmacher, die Raufwolle verarbeiten, die Weigerung, eine von einem anderen Handwerker angefangene Arbeit zu vollenden (namentlich die der Bader und Wundärzte, die Kur eines Verwundeten, die ein Anderer begonnen, fortzusetzen), die Verabredung über gleiche Preise, das Verbot des Handwerksbetriebs für Unverheirathete u. s. w.

7) Das Reichs-Commissions-Decret vom 23. April 1772, gestützt auf die Reichsgutachten vom 15. Juli 1771 und 3. Februar 1772, schärfte die Bestimmungen des Reichsschlusses vom 16. August 1731 wieder ein und gestattete außerdem die Beschäftigung weiblicher Arbeiter, namentlich bei der Weberei, gab die Zahl der Lehrburschen und Gesellen frei und erklärte die Kinder der Wasenmeister und Abdecker für handwerksfähig.

II. Das Gewerberecht am Ende des 18. Jahrhunderts.

Durch Einwirkung der Reichs- und der entsprechenden Landesgesetzgebung auf das autonomische Recht der Zünfte hatte sich am Ende des 18. Jahrhunderts in allen deutschen Staaten ein ziemlich übereinstimmendes Gewerberecht ausgebildet, welches sich in manchen Ländern bis auf den heutigen Tag als Grundlage der Gewerbeverfassung erhalten hat. Das Gewerberecht zu Ende des 18. Jahrhunderts ist in seinen allgemeinen Umrissen folgendes:

A. Die Verfassung, die Rechte und Pflichten der Zünfte.

1) Die Zünfte waren, sofern ihnen landesherrliche Privilegien ertheilt waren, Corporationen. Außer den allen solchen Gesellschaften zustehenden Rechten genoß jede Zunft auch noch die ihr durch allgemein bestehende Gewohnheiten und landesherrliche Privilegien oder Zunft- und Innungsartikel verliehenen besonderen Rechte. Die inneren Angelegenheiten einer Zunft, deren Verhältniß zur Landesobrigkeit und die Grenzen des Zunftzwangs machten den gewöhnlichen Inhalt der Zunftartikel aus. Drei Meister konnten eine Zunft bilden, in welcher Meister, Gesellen und Lehrburschen zu einem Ganzen verbunden waren.

2) An der Spitze der Zünfte standen die Zunftvorgesetzten. Sie wurden entweder von den Mitmeistern gewählt (Obermeister) oder von dem Landesherrn aus der Zahl der Rathsglieder beigeordnet (Beisitzer, Assessoren), letztere um das landesherrliche Interesse wahrzunehmen und die Zunftverwaltung in Schranken zu halten. Die Obermeister (Altmeister,

Gildenmeister, Geschworene, Altermänner), die in der Regel jährlich gewählt wurden, ordneten die Zunftversammlungen an und führten in denselben den Vorsitz; sie verwalteten die Zunftgerichtsbarkeit und verhängten die zulässigen Strafen. Die Obermeister vertraten die Zünfte nach Außen, verwalteten das Zunftvermögen, schrieben die Lehrburschen ein, verfolgten die Pfuscher und versahen, wo dasselbe üblich war, das Schau- und Zeichenmeisteramt. Für ihre Bemühungen erhielten sie eine Entschädigung aus der Lade. In Bezug auf die ökonomische Verwaltung waren ihnen Laden- und Beisitzmeister beigeordnet. Die Beisitzmeister hatten in der Regel die Vertretung der Meisterschaft bei der Gesellenschaft.

3) Die Handwerker waren berechtigt, nach eingeholter obrigkeitlicher Erlaubniß Zusammenkünfte, Morgensprachen zu halten. In einzelnen Ländern durften die Versammlungen nur in Gegenwart des Beisitzers stattfinden. Geheime Zusammenkünfte waren verboten. In der Regel wurden die Versammlungen regelmäßig vierteljährlich (Quartale) abgehalten. Die gefaßten Beschlüsse bedurften der Zustimmung des Beisitzers. Verabredungen über den Preis der Handwerkerwaaren waren unstatthaft. Von den Quartalen war eins als Hauptquartal für die Erledigung der Vorstandswahlen, die Rechnungslegung und die Einsammlung der Beiträge bestimmt. An das Hauptquartal schloß sich eine gemeinsame Lustbarkeit, in der Regel auf Kosten der Lade.

4) In größeren Zünften waren noch besondere Ausschüsse für gewisse Geschäfte gebildet.

5) Dem Jungmeister (Zunftdiener) lag die Ausrichtung der Bestellungen des Zunftvorstandes, namentlich das Ansagen der Versammlungen, auch wohl das Begrüßen der eingewanderten Gesellen und das Umschauen nach Arbeit für dieselben ob. Das Amt wechselte entweder unter den Zunftgenossen, oder es war dem jüngsten Meister übertragen. Größere Zünfte hatten besondere besoldete Diener.

6) Die Zunftlade, das Behältniß, in welchem die Urkunden, Siegel, Akten und das Vermögen der Zunft aufbewahrt wurden, und die in der Regel mit drei Schlössern versehen war, wurde nur bei Zunftversammlungen geöffnet. Die offene Lade galt als Zeichen der Zunfthandhabung, die Oeffnung erfolgte daher mit besonderem Ceremoniell.

7) Bei dem Erwerb und der Veräußerung unbeweglichen Vermögens waren die Zünfte in der Regel an die obrigkeitliche Zustimmung gebunden. Auch Capitalien durften gewöhnlich nur mit Vorwissen der Obrigkeit geborgt und nie zinslos verliehen werden.

8) Die Einnahmen der Zünfte flossen aus

a. den Zinsen der ausgeliehenen Capitalien,
b. den Pachtgeldern von Grundstücken,
c. dem Meistergelde,
d. den Gebühren beim Ein- und Ausschreiben der Lehrlinge,
e. den Einkaufsgeldern,
f. den Loskaufsgeldern (von der Wanderpflicht),

g. den Beiträgen der Mitglieder,
h. den Geldstrafen.

9) Die Ausgaben der Zunft bestanden in
a. den Zinsen für aufgenommene Capitalien,
b. den Besoldungen der Zunftbeamten,
c. Prozeßkosten,
d. Unterhaltungskosten der Vermögensstücke,
e. Unterstützungen für arme und kranke Genossen,
f. Zehrungskosten bei Zunftversammlungen,
g. Begräbnißkosten und Sterbegelder für Meister und Gesellen.

10) Die Correspondenz der Zünfte unter einander war verboten.

11) Prozesse durften nur mit Genehmigung der Obrigkeit geführt werden.

B. Die Rechte der Landesherren und Obrigkeiten.

1) Dem Landesherrn gebührte die Ertheilung der Zunft-Privilegien, die Bestätigung von Erweiterungen und Einschränkungen, die Aufhebung derselben.

2) Den Lokalbehörden stand die Aufsicht über die Zünfte, die Schlichtung ihrer Streitigkeiten, die Bestellung der Schaumeister und die Bestimmung über den Preis der zum Verkauf angefertigten Handwerkerwaaren zu.

C. Die Zunftgerichtsbarkeit.

Der Zweck der Zunftgerichtsbarkeit war die Aufrechterhaltung der Zunftgesetze und Zunftordnungen durch Ahndung der Uebertretungen mittelst kleiner Geldbußen. Die Gerichtsbarkeit wurde von den Zunftgliedern ausgeübt und die Entscheidung durch Stimmenmehrheit getroffen. Der Verurtheilte konnte an den ordentlichen Richter appelliren.

D. Lehrburschen.

Die Rechte eines Lehrburschen konnte nur erlangen, wer
1) männlichen Geschlechts,
2) ehelicher Geburt oder durch nachfolgende Ehe oder landesherrliches Patent legitimirt war,
3) sich zum christlichen Glauben bekannte und
4) ehrlichen Standes und ehrlichen Herkommens war.

Dem Lehrverhältniß konnte eine vierwöchentliche Probezeit vorhergehen; nach Ablauf derselben mußte der Lehrling vor der Lade zum Einschreiben in das Lehrlingsregister vorgestellt werden. Ueber den Act wurde unter Zuziehung des Vaters oder Vormunds des Lehrburschen eine Verhandlung aufgenommen. Die Lehrzeit dauerte drei bis vier Jahre; wenn kein Lehrgeld gezahlt wurde, ein bis zwei Jahre länger. Wegen einer Krankheit des Lehrlings durfte die Lehrzeit nur verlängert werden, wenn die Krankheit mehr als drei Monate gedauert hatte. Eine dreimonatliche Krankheit des Meisters löste das Lehrverhältniß auf. Der Meister war verpflichtet, dem Lehrburschen Gelegenheit zur Erlernung des Handwerks zu geben, und durfte ihn nicht

übermäßig zu Hausarbeiten verwenden, noch weniger durfte er ihn mißhandeln, wohl aber stand ihm und dem ältesten Gesellen das Recht zu, den Lehrburschen mäßig zu züchtigen. Entlief der Lehrling, ohne daß gesetzlicher Grund zur Auflösung des Lehrverhältnisses vorhanden war, so durfte ihn kein anderer Meister annehmen, bevor er sich nicht mit dem ersten Lehrherrn abgefunden hatte. Die Entscheidung in solchen Fällen stand den Zunftältesten zu. Starb der Meister, so setzte der Lehrbursche das Lehrverhältniß bei einem anderen Meister fort, falls die Wittwe seines Lehrherrn nicht das Geschäft unter Leitung eines tüchtigen Gesellen weiterführte.

Nach beendeter Lehrzeit wurde der Lehrbursche einem Ausschuß der Zunft vorgestellt und nach Bezahlung des Ausschreibegeldes freigesprochen (für einen Gesellen erklärt), worüber ihm ein Lehrbrief behändigt wurde.

Meistersöhne kamen mit einer kürzeren Lehrzeit davon, sie wurden häufig gleichzeitig ein- und ausgeschrieben und waren von Ein- und Ausschreibegeldern ganz oder theilweis befreit.

Gesellenprüfungen, obwohl in den Zunftartikeln vorgeschrieben, fanden in der Regel nicht Statt.

E. Gesellen.

1) Als Gesell wurde in der Zunft mißbräuchlicher Weise nur derjenige anerkannt, der sich in die (verbotene) Brüderschaft hatte aufnehmen lassen.

2) Den Zusammenkünften der Gesellen (in den Herbergen) wohnten aufsichtführende Meister bei. Auch die Gesellen hatten wie die Meister ihre Lade, Gesellenbriefe oder Artikel, Alt- oder Ladengesellen, Ladendeputirte und Junggesellen. Streitigkeiten der Gesellen unter einander beseitigte die Brüderschaft, die auch geringe Geldbußen verhängte. (Bei manchen Zünften hatte sich die Gesellenschaft sogar eine Strafgewalt über die Meister angemaßt.)

3) Die Gesellen waren verpflichtet, vor Gewinnung des Meisterrechts einige Jahre zu wandern. Meistersöhne waren von der Wanderpflicht entweder befreit, oder die Wanderzeit war für sie wenigstens abgekürzt.

4) Der einwandernde Gesell erhielt durch den Herbergsvater oder durch den Zubringemeister Arbeit nachgewiesen; fand er keine Arbeit, so mußte er innerhalb einer von der Polizei bestimmten Frist weiterwandern und erhielt, sofern er zu einer geschenkten Zunft gehörte, das Geschenk.

5) Der in Arbeit tretende Gesell lieferte seine Kundschaft in die Gewerkslade ab. Er mußte wenigstens 14 Tage bei dem Meister in Arbeit bleiben, bevor er mit demselben ein Uebereinkommen treffen, resp. die Arbeit wieder aufgeben durfte. Handelte der Gesell dieser Bestimmung zuwider, so mußte er die Stadt auf 3 oder 6 Monate verlassen.

6) Der Meister durfte dem Gesellen jederzeit kündigen, während der Gesell eine vierzehntägige Kündigungsfrist innehalten mußte. Gesellen, die sich heimlich aus der Arbeit entfernten, wurden obrigkeitlich bestraft, auch von der Gesellenverbindung mit Buße belegt.

7) Gesellen durften nur für Meister, bei denen sie zunftmäßig arbeiteten, die ihrer Zunft eigenen Arbeiten übernehmen, widrigenfalls sie als Pfuscher

bestraft wurden. Unverwehrt war es ihnen, für Fabriken andere Arbeiten zu fertigen, in Gesinde- und Soldatendienst zu treten.

8) Gesellen, welche nach Feierabend oder an Sonn- und Festtagen nicht zur rechten Zeit nach Hause gingen, oder des Nachts ohne Erlaubniß des Meisters aus dem Hause blieben, wurden von der Zunft, Gesellen, die des Montags feierten, wurden obrigkeitlich bestraft. Besonders hart wurde das massenhafte Niederlegen der Arbeit, das Schelten und Auftreiben und das Zusammenrotten geahndet.

9) Das Heirathen war den Gesellen zwar nicht gesetzlich untersagt, wurde ihnen aber von den Zünften nicht gestattet.

F. Die Meister.

1) Bedingungen der Meisterschaft waren
   a. Erwerb des Bürgerrechts,
   b. Zunftmäßige Erlernung des Handwerks,
   c. Erfüllung der Wanderpflicht und
   d. Anfertigung eines Meisterstücks.

Daneben wurde in einzelnen Orten noch verlangt, daß der Meister-Candidat sich zur Landesreligion bekenne, das gesetzmäßige Vermögen nachweise, daß das Gewerbe noch nicht hinlänglich besetzt sei, daß er eine Meisterswittwe oder Meisterstochter heirathe, daß er das gehörige Alter erreicht oder daß er seine Muth- oder Sitzjahre erstanden (d. h. eine gewisse Zeit als Geselle in der Stadt gearbeitet) habe.

2) Meister, welche auf Grund der Handwerksartikel oder gewohnheitsmäßig kein Meisterstück anfertigten oder landesherrlich von der Prüfung dispensirt waren oder sich von derselben loskauften, durften in der Regel keine Lehrlinge halten, auch nicht Zunftvorsteher werden.

3) Meister, welche ihren Wohnort veränderten, mußten sich in die Zunft ihres neuen Wohnsitzes einkaufen, brauchten aber kein neues Prüfungsstück anzufertigen. Nur Landhandwerker, welche in die Stadt zogen, oder Meister, die aus kleinen Städten in größere übersiedelten, mußten sich am neuen Wohnort einer wiederholten Meisterprüfung unterwerfen.

4) Der Handwerksmeister war befugt,
   a. sein Gewerbe in seinem Innungsbezirk innerhalb und außerhalb derselben mit Gesellen seiner Zunft selbstständig zu betreiben,
   b. Gesellen und Lehrburschen zu halten,
   c. Messen und Jahrmärkte zu besuchen,
   d. seine Produkte im Ganzen und Einzelnen zu verkaufen,
   e. an den Zunftgerechtsamen Theil zu nehmen.

5) Der Handwerker war verpflichtet, „ächte und gerechte Waare" anzufertigen. An Sonn- und Festtagen durfte nur im Nothfall gearbeitet werden.

6) Die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die ein Meister halten durfte, war oft beschränkt. Land- und unzünftigen Handwerkern konnte vom Landesherrn die Befugniß, Lehrlinge zu halten, verliehen werden.

7) Die Meisterwittwe genoß im Wesentlichen die Rechte ihres ver-

storbenen Mannes, nur durfte sie keinen neuen Lehrling annehmen und war in den Zunftversammlungen nicht stimmberechtigt. Dagegen war sie auch von Zunftämtern befreit, zahlte nur die halben Beiträge und hatte das Recht, sich aus den Werkstätten anderer Meister einen Gesellen auszuwählen.

8) Das Meisterrecht ging verloren durch freiwilligen Verzicht, zeitweise durch Ausstoßen aus der Zunft, für immer durch obrigkeitlichen Spruch.

G. Die unzünftigen Handwerker.

Ausnahmsweise durften einzelne Handwerker, auch ohne der Zunft anzugehören, kraft obrigkeitlicher Erlaubniß ein Handwerk betreiben (Gnadenmeister). Zu diesen gehörten

a. diejenigen Handwerker, welche nur auf ihr Bürgerrecht arbeiteten, weil sie entweder zu wenig zahlreich waren, um eine Zunft bilden zu können, oder weil sie die Zunftrechte verloren hatten oder sie nicht erwerben konnten,
b. die Hofhandwerker, die zum Hofstaat gerechnet wurden,
c. die Freimeister, die das Handwerk kraft eines landesherrlichen Privilegiums betrieben, wie die Universitätshandwerker, verabschiedete Soldaten, französische Flüchtlinge und die Juden hinsichtlich des Schlachtens von Vieh.

Handwerke, die keine Zunft bildeten, hießen freie Handwerke. Ihre Mitglieder durften keine zünftigen Gesellen beschäftigen und keine Lehrlinge zünftig ausbilden. Um der Vortheile der zünftigen Handwerke theilhaftig zu werden, ließen sie sich häufig bei verwandten Zünften einzünften.

H. Die Abgrenzung der Zunftarbeiten

bildete den wichtigsten Theil des Zunftrechts. Sie ergab sich zum Theil aus der Natur des Gewerbes, zum Theil war sie in den Zunftordnungen, zum Theil durch Gewohnheit und Verjährung bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Wir können heut unsere Wochenschau mit dem freudigsten Ausdruck nationaler Befriedigung eröffnen; die Vereinbarung der Regierungen des Norddeutschen Bundes mit den Vertretern des Volks ist gelungen, die Verfassung ist festgestellt!

Es war ein schwieriges Werk, dessen Chancen oftmals wechselten und dessen Gelingen nur dadurch möglich werden konnte, daß auf Seiten der Regierung wie der Volksvertretung um des großen Zweckes willen diejenigen Ansichten, Wünsche und Forderungen geopfert wurden, welche außerhalb desselben oder nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit demselben stehen. Nur zwei wesentliche Differenzpunkte waren durch die Vorberathung geschaffen worden, hinsichtlich deren die Regierungen nicht nachgeben konnten. Beide sind durch die Schlußberathung beseitigt worden, und zwar die Diätenfrage in vollkommen befriedigender Weise durch das Arnim'sche Amendement. Der zweite Differenzpunkt betraf die Sicherstellung der Ausgaben für das Bundesheer, und auch hier ist, obwohl das viel correctere Amendement des Grafen Stolberg abgelehnt ward, durch den Ujest'schen Antrag eine Einigung erzielt worden, so daß schließlich die Annahme der Verfassung mit 230 gegen 53 Stimmen erfolgte.

Erleichtert wurde die auch in der Thronrede anerkannte Opferwilligkeit, zu welcher sich alle Parteien verstanden, außer denjenigen, oder um ihrer abstracten Freiheitsforderungen und um ihrer partikularistischen Sonder-Interessen willen dem Zustandekommen des Norddeutschen Bundes überhaupt widerstrebten, durch das unvermuthete Auftauchen einer internationalen Frage von der Art, daß sie die Nothwendigkeit einer festen Einigung Deutschlands und einer zum Schutze desselben unerläßlichen militärischen Rüstung auch dem blödesten Auge klar machte.

Wir können es daher der französischen Diplomatie, welche sonst ihre Zeit besser zu wählen weiß, nur Dank wissen, daß sie gerade zur Zeit, da der Norddeutsche Reichstag versammelt war, die Luxemburger Frage in dessen Gesichtskreis rückte.

Bezeichnen wir hier gleich noch ein anderes Moment, welches für den glücklichen Erfolg schwer in's Gewicht fiel: die Stellung des Grafen Bismarck zu dem Verfassungs-Entwurf und zum Reichstage.

Unverkennbar hat letzterer sich von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß nur der Schöpfer des Norddeutschen Bundes das Werk vollenden könne, welches er begann, und daß man ihm daher in allen von ihm selbst als unerläßlich bezeichneten Voraussetzungen des Gelingens nachgeben müsse.

Dies Verhältniß ehrte eben so sehr den großen Staatsmann, welcher an der Spitze der Geschäfte steht, als es die Volksvertretung ehrte; gleichwohl aber würde man es vielleicht als einen drückenden Zwang empfunden haben, hätte Graf Bismarck durch sein rücksichtsvolles Entgegenkommen nicht jeden Gedanken an eine unberechtigte Pression und an eine damit verbundene Demüthigung zerstreut! Hätte er nicht die wiederholt gebotene Gelegenheit benützt, um den Reichstag zum Vertrauten seiner großen Pläne zu machen, von der Richtigkeit und Loyalität seiner Mittel zum Zweck zu überzeugen, und dadurch den Impuls gegeben, mit ihm in der Energie nationalen Strebens sich zu verbinden.

Der Reichstag ist heut (am 17. April) durch Se. Majestät den König geschlossen worden. Unter tiefem Gemüths-Eindruck ist die Rede des Königs vernommen worden, mit welcher eine große Schöpfung ihre Weihe empfing. Auf den Dank des Vaterlandes verwiesen, kehren die Vertreter des Volkes in ihre Heimath zurück, und der demnächst zu eröffnende Preußische Landtag wird zu beweisen haben, daß er hinter jenem weder an Opferwilligkeit noch an politischer Einsicht zurückstehe.

Wir haben zu ihm das Vertrauen, daß er sich der Größe seiner Aufgabe bewußt sein werde. Er wird sich von partikularistischen Interessen nicht beherrschen lassen, welche er andern deutschen Staaten so oft und so bitter zum Vorwurf gemacht hat; er hat auch nicht Anlaß, solche hervorzukehren, da die Bundes-Verfassung keine Opfer zumuthet, welche die Freiheitsgarantieen der Preußischen Verfassung schädigen könnten.

Die Bundes-Verfassung hat namentlich das Preußische Budgetrecht intakt gelassen und Vorsorge nur für den Fall getroffen, wo, wie wir aus eigener schmerzlicher Erfahrung wissen, der Mangel gesetzlicher Bestimmungen gefahrbringende Differenzen hervorrufen kann.

Freilich läßt sich mit erregter Partei-Leidenschaft nur schwer rechnen; aber wir haben in der Stellung der National-Liberalen zur Bundesverfassung eine schätzenswerthe Bürgschaft für das Verhältniß der Landtags-Majorität zu derselben gewonnen. Namentlich durch Annahme des Ujest'schen Amendements in der Schlußberathung haben sie sich bez. eines der difficilsten Streitpunkte gebunden. Sie können nicht mehr zurück; sie können nicht einmal den Prozeß von Neuem durchmachen, welchen sie im Reichstag bereits zum Abschluß brachten.

Nachdem sie hier bei der Vorberathung ihrem liberalen Gewissen Genüge geleistet, sind sie bei der Schlußberathung lediglich dem Gebote der nationalen Pflicht gefolgt.

Das Vaterland wird ihnen Dank wissen für diese Pflichtreue, und ihre Partei-Genossen auf dem Preußischen Landtage werden sich ihrem um eben dieses Patriotismus willen verstärkten Einflusse nicht entziehen können.

Wer weiß, wie bald dieser Patriotismus auf die ernsteste Probe gestellt wird?

Die Luxemburger Frage steht in der politischen Discussion noch immer obenan, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Diplomatie von ihr in eine athemlose Bewegung gesetzt werde. Im Gegentheil scheint

hier eine Pause eingetreten zu sein; aber die europäische Presse wird nicht müde, sich mit der Frage zu beschäftigen. Indeß ist die Sprache der französischen Blätter viel reservirter geworden, als dies Anfangs der Fall gewesen ist. Offenbar fühlt sich die französische Regierung, welche es sonst liebt, Zukunftsfragen der allseitigen Erörterung Preis zu geben, diesmal dem freien Gedanken-Austausch gegenüber einigermaßen genirt. Sie darf es weder darauf ankommen lassen, durch denselben nach einer gewissen Richtung hin engagirt zu werden, noch scheint sie selbst bereits in der Lage zu sein, ihm eine bestimmte Direction zu geben.

Am meisten charakteristisch ist die Haltung der clerikalen Presse Frankreichs, welche, sonst nicht preußenfreundlich gesinnt, plötzlich einen durchaus versöhnlichen Ton angeschlagen hat. Es ist nicht anzunehmen, daß sie dabei einem Wink der Regierung folgt, vielmehr haben wir alle Ursache zu glauben, daß sie gewissen, aus Rom angelangten Weisungen folgt, welche auf die Gefahren hindeuten, denen die weltliche Herrschaft des Papstes bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland ausgesetzt wäre. Denn obwohl auch das neue Ministerium Ratazzi sich zu der strickten Beobachtung der September-Convention bekennt, so mag man doch in Rom sich bewußt sein, daß nur die Scheu vor Frankreich die italienische Aktions-Partei bisher abgehalten hat, ihre Insurrections-Pläne auch gegen den Willen der italienischen Regierung durchzusetzen.

Wie begründet solche Voraussetzungen sind, ergiebt sich aus der Insurrections-Proclamation an die Römer, welche dieser Tage durch die Zeitungen zur allgemeinen Kenntniß gelangt, und die unverhohlene Unterstützung, welche Garibaldi diesen Insurrections-Plänen zusagt. Wir unsererseits haben noch ein specielles Motiv, an einen Handstreich der italienischen Actions-Partei für den Fall eines ausbrechenden Krieges zu glauben, indem wir in Besitz eines Briefes gelangt sind, dessen Verfasser zu den hervorragendsten Mitgliedern jener Partei gehört, und der sich offen über die kühnen Pläne und ausschweifenden Hoffnungen derselben ausläßt. Wir schalten dieses merkwürdige Schreiben hier ein, welches trotz seiner mitunter albernen Urtheile und Voraussetzungen doch interessant und jedenfalls charakteristisch ist. Es lautet:

„Die Ereignisse scheinen meine Vorahnungen bestätigen zu wollen; Wetterwolken ziehen sich über dem Haupte Napoleon's III. zusammen. Der Krieg ist unvermeidlich.

Preußen zählt auf Deutschland, auf Rußland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Wo sind die Alliirten Frankreichs? Oesterreich etwa? Oder wir? (i. e. Italien.)

Es giebt in Oesterreich eine der napoleonischen Politik feindliche und Preußen freundliche Partei, dazu gehören alle Leute von gereiften Jahren und guten Vermögens-Umständen. Der entgegengesetzten Richtung huldigt die Jugend, die Militär-Partei, welche für Sadowa Rache nehmen will; aber diese Partei, die einzige, auf welche Napoleon rechnen könnte, ist nicht die Nation, nicht einmal die Mehrheit der Nation.

Wir Italiener fühlen uns schmerzlich betroffen. Dadurch, daß Napoleon

darauf besteht, Rom dem Papste zu lassen, schwächt er uns und treibt, vielleicht ohne es zu wollen, Italien der Anarchie in die Arme.

Ricasoli wird verabscheut und ist jedem Einfluß zugänglich. Bismarck fesselt ihn durch das Versprechen der Rückerwerbung von Nizza nnd Savoyen (!), und die fortgeschrittene Partei unterstützt, vielleicht ohne es zu wissen, die preußische Politik.

Wir haben aber weder Generale noch Soldaten.....

Oesterreich ist in dieser Beziehung nicht besser daran als wir, und Frankreich nicht besser als Oesterreich.

Ich kenne die strategischen Talente Mac-Mahon's, Niel's, des Erzherzogs Albrecht und Cialdini's — eine traurige Gesellschaft! Ueber Alle ragt Moltke hervor.

Bismarck, sicher zu gewinnen, spielt geschlossenen Auges mit Beust wie mit Rouher — Ricasoli ist ein Kind.

Ich sehe voraus, welches Moltke's Feldzugsplan sein wird. (!?) Vorausgesetzt, daß es zu einer Allianz Frankreichs mit Oesterreich und Italien kommt, wird er zur großen Ueberraschung von ganz Europa sich am Ober-Rhein festsetzen. Dann wird er versuchen, die Streitkräfte Frankreichs und Oesterreichs zu trennen und den Feind einzeln aufzureiben. Oesterreich wird zuerst das Schicksal der Schlacht zu erproben haben; wir aber werden in den Alpen mit den Baiern, im Orient mit den Amerikanern zu thun bekommen.

In Frankreich werden die Parteien ihr Haupt erheben, nachdem sie bereits ihre Stimmen vernehmen ließen, und dann wird Napoleon einsehen, wie wenig nützlich es ist, dem Clerus zu schmeicheln.

Vielleicht sagt man, daß Frankreich sich auch auf andere Alliirte stützen kann: auf Holland, auf Dänemark u. s. w., aber was sind diese Streitkräfte in ihrer Zerstückelung werth?

Ich glaube aber nicht, daß England, trotz der Cession des russischen Amerika's und der dadurch über Canada heraufbeschworenen Gefahr, aus seiner Neutralität heraustreten wird. Es fürchtet den Krieg zu sehr. —

Im Orient kann ein Sturm losbrechen, seinen Hauptschlag aber bereitet Frankreich am Rheine vor.

Ich hatte mich erboten, eine Expedition nach dem Orient zu führen, um dem griechischen Aufstand eine bestimmte Richtung zu geben. Ich wollte ihn dem russischen Einfluß entziehen, indem ich ihn in einen durchaus nationalen Krieg verwickelte. Das war das einzige Mittel, um die Action Rußlands zu paralysiren; aber man verstand mich nicht.... Es ist möglich, daß Ratazzi an Ricasoli's Stelle wieder die Zügel der Regierung übernimmt. In diesem Falle werde ich nichts für mich verlangen, ich werde ihm nicht einmal meine Unterstützung anbieten, wenn er mich aber dazu auffordert — wird ihm dieselbe sehr nützlich sein.

N. S. Da der Krieg unvermeidlich ist, so müssen wir uns darauf vorbereiten, damit der Erfolg uns nicht entgehe. Unsere Feinde sind klug und gefährlich. Im Orient können wir Rußland Schach bieten, wenn wir Polen insurgiren. Wenn das Glück der Waffen uns einigermaßen begünstigte, so könnte man aus Polen und Griechenland zwei unabhängige Königreiche machen,

welche uns als Schanze gegen die moscowitische Politik dienen würden. Die Pforte müßte auf alle ihre Besitzungen in Europa verzichten. Die Westmächte können sich, aus Furcht vor Revolutionen, nicht zu Stützen des Islams machen.

Preußen allein ist es, welches zum Kriege drängt.(!!) Frankreich wird gegen seinen Willen hineingedrängt. Napoleon sollte sich zum Champion der Nationalitäten erklären und die preußische Politik in Deutschland bekämpfen. Noch ist es Zeit, aber er müßte sich die Allianz Oesterreichs sichern, auf welche er bisher noch nicht rechnen konnte.

Was uns betrifft: so müssen wir die Ministerkrise beschleunigen."

Einige Rückblicke auf die letzte Session des Abgeordneten-Hauses.

II.

Die Klerikalen.

Einen eigenthümlichen Eindruck mußte auf jeden unbefangenen Beobachter die Gruppe des Abgeordnetenhauses machen, welche gewöhnlich mit dem Namen der katholischen Fraction bezeichnet wurde. Es sind ja darunter keineswegs alle die Glieder des Hauses befaßt, welche der römisch-katholischen Confession angehören, solche finden sich wohl in allen Fractionen des Hauses zerstreut, sondern nur eine Zahl Solcher, die einen ganz besonders gearteten Katholicismus vor sich tragen. Diese Katholiken innerhalb des Katholicismus, welche sich auch den Namen der Klerikalen oder Ultramontanen erworben haben, gelten als die besonderen Anhänger Rom's oder des Pabstes, als die ergebensten Diener desselben, die unbedingt seinen unfehlbaren Aussprüchen und Willensäußerungen sich fügen. Dies können wir indeß nicht so ohne alle Einschränkung zugeben. Es ist nicht sowohl die Person des Pabstes, die ja auch allerlei Wechseln unterworfen sein kann, der sie ohne alles Wanken dienen, es ist ein römisch-katholisches System, welches ihnen als die höchste Vollkommenheit erscheint, das sie als das Universalmittel für alle Schäden der Welt ansehen. Nach ihnen wäre die Lösung aller religiösen, politischen und socialen Fragen, welche die menschliche Gesellschaft beschäftigen und in Unruhe halten, auf eine sehr einfache Weise zu erreichen: man brauchte eben nur katholisch zu werden nach ihrer Vorschrift und Anleitung, dann wäre alsbald alles zur Ruhe gebracht. In dieses System paßt allerdings der Pabst als ein sehr wesentliches und ganz unentbehrliches Glied hinein, allein doch nur insofern, als er sich selbst dem Geiste dieses Systems gemäß bewegt. Sonst können Fälle eintreten, wo diese Katholiken katholischer sind als der Pabst, und keineswegs geneigt, sich seiner Person als die gehorsamen Werkzeuge zu unterwerfen. Wir brauchen nicht weit in unserer Erinnerung zurückzugehen, um die Beispiele dafür zu finden. Es ist uns noch wohl im Gedächtniß, welche Reden man in Münster und München hören konnte, als der jetzige Pabst in der ersten Periode seines Liberalismus beinahe bis zu dem Punkte

kam, Oesterreich in Verbindung mit dem revolutionären Italien den Krieg zu erklären. Da discutirte man ernstlich, ob der Pabst über der Kirche stehe, oder die Kirche nicht über dem Pabste, ob man einem Pabste gehorchen dürfe, der von den Ideen des Katholicismus sich so wenig durchdrungen zeige. — Das alles ist vergessen oder wird jetzt gern verleugnet, nachdem in dem Pabste selbst eine Wandlung eingetreten ist und er sich mehr dem System conform gezeigt hat. Da freilich hat es denn den Schein, indem der Pabst thut, was auch sie wollen, als wären sie des Pabstes getreueste Diener, und sie unterlassen ja auch nichts, die Macht des Pabstes zu erheben, so lange als er der Ausdruck und das Mittel ihrer eigenen Macht ist.

Sie sind von der Vortrefflichkeit ihres Systems überzeugt, so überzeugt, daß sie auch Gott gleichsam dafür verpflichtet halten, diese Vortrefflichkeit überall mit zu bezeugen, und wo ein Zweifel entstehen könnte, nöthigenfalls mit den Thaten seiner Allmacht ihr Recht zu offenbaren. Sie glauben nicht bloß über den Pabst, sondern, man verzeihe den Ausdruck, auch über Gott disponiren zu können, und sind höchst verwundert, wenn er ihren Absichten nicht entspricht.

Die neuere Geschichte hat dazu die schlagendsten Belege geliefert. Zuerst trat das auffällig hervor in dem sogenannten Sonderbundskriege in der Schweiz. Wie sicher glaubte man nicht in Freiburg und Luzern zu sein, daß die gottlosen Schaaren, welche die Bollwerke des Ultramontanismus stürmten, durch das Dazwischentreten einer himmlischen Erscheinung würden zurückgeschleudert werden. Aber es geschah nichts dergleichen, man konnte das gar nicht verstehen, und die Entmuthigung darüber erleichterte nur den Sieg. — Dasselbe hat sich seitdem in der verschiedensten Weise wiederholt, immer dieselben Hoffnungen und immer dieselben Täuschungen. — Als in Italien die Umtriebe der Unionisten anfingen, als die römische Curie und das ganze geistliche System ernstlich bedroht waren, da verstiegen sich die Blätter der Ultramontanen bis zu Herausforderungen. Sie sollten es nur wagen, ihre Gedanken auszuführen, dann würde man „zu den Wundern greifen", als ob diese ihnen so ohne Weiteres würden zur Verfügung stehen. Die Revolution hat ihren Fortgang gehabt, die Wunder sind ausgeblieben. Als der Krimkrieg ausbrach — als Köder für den Ultramontanismus war ja der Grund, der Napoleon so entflammte, „die heiligen Stätten" — welch' ein Kreuzzug wurde da gepredigt auf der ganzen Linie der ultramontanen Blätter, welche Hoffnungen knüpften sich daran; man glaubte es in dem Willen Gottes zu lesen, daß jetzt der Tag der Rache über den Hauptfeind der römischen Kirche gekommen sei, daß sie als die Siegerin über den ganzen Orient aus diesem Kampfe hervorgehen werde, man verzieh es freundlichst, daß das akatholische England dazu mithelfen sollte. Der Kampf endete siegreich, und doch, was blieb als Frucht desselben dem Ultramontanismus übrig? Er wurde bei Seite geschoben, von den heiligen Stätten war längst nicht mehr die Rede, die Diplomatie hatte andere Dinge zu verhandeln. Der französisch-italienisch-österreichische Krieg brach aus. Schwere Entscheidung für die französischen Ultramontanen, auf welcher Seite ihre Sympathieen sein sollten, aber die deutschen

waren wenigstens sich klar. Hier mußte Gott doch offenbar eintreten für einen Staat wie Oesterreich, der als der Schildhalter der Legitimität und zugleich als der Hort der römischen Kirche von ihnen angesehen wurde, der jetzt sein Schwert zog, um zugleich den Umsturz der weltlichen wie kirchlichen Ordnung in Italien zu bekämpfen. Hatte dies Oesterreich nicht das Concordat geschlossen, war nicht sein Kaiser dafür gepriesen worden als ein zweiter Constantinus, wie sollte der Sieg denn nicht seinen Fahnen gewiß sein? — Gleichwohl ließ Gott es zu, daß es unterlag, wiederum ging die Revolution vorwärts, legitime Fürsten wurden vertrieben, die römische Curie und Kirche wurde immer mehr bedrängt und geschädigt.

Nun zog sich das Wetter des preußisch-österreichischen Krieges zusammen. Es wurde mit lauter, unverhohlener Freude von den Ultramontanen außerhalb Preußens beobachtet. Ihre Hoffnungen, ihre langgehegten Wünsche, Preußen, die Hauptstütze des Protestantismns, gedemüthigt und dadurch einen Hauptdamm für die allgemeine Herrschaft ihres Katholicismus hinweggeräumt zu sehen, schienen der Erfüllung nahe zu sein. Offenbar war das ein heiliger Krieg, der so herrliche Früchte zu bringen verhieß, zu ihm anzufeuern offenbar ein verdienstliches Unternehmen. Von ihren Glaubensbrüdern und Gleichgesinnten in Preußen konnte das freilich nur heimlicher und stiller geschehen, doch haben sie auch nach Kräften das ihrige geleistet, wenigstens waltete auch bei ihnen kein Zweifel ob, daß ein großer Sieg der Kirche in dem Sinne, wie sie dieselbe verstanden, das Resultat dieses Kampfes sein würde. Wiederum welche Enttäuschnng! Es war ein harter Schlag. „Nun stürzt die Welt ein!“ Dieser Ausruf Antonelli's war nur der unwillkürliche Ausdruck aus den Herzen aller Derer, die in ihrem System sich bis in das Innerste erschüttert fühlen mußten und sich in Gott nicht zu finden vermochten, der alles so ganz gegen ihre Erwartung hatte eintreten lassen.

Es war diese Stimmung, welche man den Abgeordneten der katholischen Fraction abfühlen konnte. Sie vermochten nicht, sie zu verdecken. Es war ein erquältes Actenstück, ihre Adresse, man empfand es, wie schwer es ihnen geworden war, wenigstens in etwas ihre Verstimmung über die eingetretenen factischen Verhältnisse zu verbergen. So ging es durch die ganze Session. Beständige Opposition gegen die Regierung, Bemäntelung der eigentlichen Gründe derselben mit allerlei Scheingründen. Dabei keine Scheu, obwohl man doch sich als Vorkämpfer der legitimen Interessen ausgiebt, sich mit den Liberalen und Demokraten und allerlei wüsten Geistern zu verbinden, wenn man nur dadurch die Opposition gegen die Regierung verstärken kann. Trauriger Anblick! Sie gemahnen uns mit ihrer religiös-fanatischen Weltanschauung an die Zeloten des Judenthums, die es für ganz gewiß hielten, daß Gott auf ihrer Seite sein müsse, die da riefen: „hier ist der Tempel, hier ist der Tempel!“ die bis zum letzten Augenblicke glaubten, daß Gott unfehlbar für sie durch Wunder eintreten werde, die zehnmal getäuscht und nach ihrer Meinung von Gott im Stiche gelassen, doch nie zu dem Nachdenken kamen, ob nicht sie selbst die wären, die sich täuschten, und ob sie sich nicht eine Vorstellung von Gott machten, die nicht die wahre sein könne.

Die Schwaben.

Von allen Deutschen sind die Schwaben die am wenigsten deutschen! Wenn ich einen Artikel, welcher sich über das Verhältniß Schwabens zu dem neuen deutschen Einigungs-Versuche ausläßt, mit dieser Behauptung beginne, so bin ich mir wohl bewußt, daß man bei uns in Norddeutschland diese Behauptung für parador halten wird. Gleichwohl wiederhole ich nur ein Bekenntniß, in welchem die Schwaben selbst, wenn sie offenherzig sein wollen, übereinstimmen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß Director Pfeiffer in einer Wochenversammlung des Stuttgarter deutschen Vereins über eben diesen Satz einen einschneidenden Vortrag hielt. Und es war kein geringerer als David Strauß, welcher die Ueberzeugung aussprach, daß, wenn einst die deutsche Einheit fix und fertig sei, dann doch noch ein Stück fehlen werde, welches man nur mit dem Schwerte werde nehmen können und müssen, und das sei Schwabenland; und in voller Uebereinstimmung hiermit bemerkt er in einem seiner kleinen Aufsätze, denen er mit ein wenig schwäbischer Schrullenhaftigkeit die Form Hutten'scher Dialoge giebt, daß den Schwaben nichts gesunder sein werde, als wenn sie unter Preußische Zucht kämen. — Mit diesen anklagenden Kolbenschlägen aber mußte ich beginnen, weil es sich bei uns Norddeutschen in der That um die Zerstörung von Fictionen und Illusionen über das schwäbische Wesen handelt, mit denen wir uns von Jugend an herum tragen und deren Wurzeln deshalb tief reichen. Aus den Erinnerungen an die Hohenstaufen und an die Minnesänger, an Uhland und die rebenumkränzten Hügel des lieblichen Neckar, nach unseren gelegentlichen Begegnungen mit Schwaben im Auslande, wo sie durch ein ihnen eigenes leicht bestechendes Accomodations-Vermögen, ja schon durch die naturwüchsigen Verkürzungen und Zischlaute ihres Dialektes für sich einnehmen, machen wir uns ein Bild vom schwäbischen Volkscharakter zurecht, das allem andern gleichen mag, nur nicht der Wirklichkeit, wie sie dermalen ist und besteht. Bewegte man sich doch selbst im Reichstage noch in solchen Illusionen! Richtig allein war, was Braun von Wiesbaden nach seinen eigenen zehnjährigen Erfahrungen (für einen so scharfsinnigen Mann eine etwas langgestreckte Beobachtungsperiode) versicherte, daß es kein zuverlässigeres Mittel gebe, die Süddeutschen (insbesondere die von Natur höchst mißtrauischen Schwaben) zum Zurückweichen zu bringen, als wenn man ihnen einladend entgegen gehe oder gar ihnen nachlaufe. Es folgt daraus jedoch noch nicht, daß das entgegengesetzte Verfahren gerade auch das entgegengesetzte Resultat haben würde; immerhin aber wirkte es z. B. imponirender, eindringlicher und so zu sagen innerlich mürbe machender auf sie, als im vorigen Jahre die Kunde von Berlin nach Schwaben gelangte, daß Graf Bismarck sie in seinem norddeutschen Bund gar nicht haben wolle, ja gar nicht brauchen könne.

Wenn v. Vincke (Hagen) bemerkte, daß, sobald nur erst der norddeutsche Bund fertig sei, die Süddeutschen von selbst dazu kommen würden, und daß

die Schwaben vorerst nicht vergessen könnten, daß sie einst die Reichssturm-Fahne vorangetragen hätten, so hat er, was die Schwaben anbelangt, in beiderlei Hinsicht vollständig geirrt; denn diese werden sich jenem Bunde aus eigenem Antriebe niemals anschließen, und wenn sie übrigens auch nicht den geringsten Zweifel darüber hegen, daß ihnen unter den deutschen Stämmen bei weitem der erste Platz gebühre, daß in ziemlicher Entfernung hinter ihnen der zweite Musterstamm, die Schleswig-Holsteiner, die anderen aber eigentlich gar nicht mehr kommen; so sind doch historische Kenntnisse unter ihnen von einem keineswegs tiefliegenden Niveau abwärts so wenig verbreitet, daß man da an das Vorantragen der Reichssturm-Fahne längst nicht mehr denkt, oder daß man sich um den Platz in erster Schlachtlinie drängt. Vielmehr beschwert man sich in bitterem Argwohn gegen Preußen, daß dieses bei einem etwaigen Kriege mit den Franzosen die Schwaben als Kanonenfutter in die erste Linie würde stellen wollen, wozu sie aber nicht die geringste Lust hätten.

Weiter ist die von dem Grafen **Bismarck** als leitender Gedanke für die Politik des Nordbundes gegenüber dem Süden ausgesprochene bedeutungsvolle Ansicht, daß man zunächst süddeutsche Deputirte zu einem Zollparlament werde heranziehen müssen, woran sich dann Weiteres naturgemäß von selbst reihen werde, in abstracto eine staatsmännisch und historisch vollkommen richtige Ansicht von dem Gange derartiger Entwickelungen; bennoch ist sie in concreto schlechterdings unanwendbar, und ihre Verfolgung involvirt eine Gefahr, auf welche nicht laut genug warnend hingewiesen werden kann. Man gebe den Schwaben den gesicherten Besitz des Zollverbandes mit Norddeutschland, und man wird eine stärkere Scheidelinie zwischen ihnen und dem Norden ziehen, als es die vielverschrieene Mainlinie jemals geworden wäre. **Denn die genußreiche pflichtenlose Gemeinschaft des Handels und Verkehrs mit dem Norden ist Alles, was ihr Herz begehrt**, und wenn die Schwaben diese erst sicher haben, so werden sie sich um so mehr in der Lage fühlen, jede andere ihnen unbequeme, weil mit Lasten verknüpfte Gemeinschaft halsstarrig zurückzuweisen. Die Zeitumstände sind aber nicht dazu angethan, es auf die Wechselfälle eines weitaussehenden historischen Entwickelungs-Prozesses ankommen zu lassen. Das Schicksal Deutschlands dem Auslande gegenüber scheint sich nach allen Anzeichen in einer sehr nahe liegenden Zukunft erfüllen zu sollen; für diesen Entscheidungspunkt muß schon jetzt die gesammte Kraft der Nation gesammelt werden, und es müssen, um solches zu erreichen, nun die sofort und möglichst unmittelbar wirksamen Bewegungshebel in Anwendung kommen.

Nicht ohne Bedauern müssen wir hier die guten Seiten des schwäbischen Volkscharakters bei Seite liegen lassen, um diejenigen Züge zu sammeln, auf deren Kenntniß es ankommt, um sich über das Verhältniß des norddeutschen Bundes zu Schwaben klar zu werden. Ich begnüge mich, zunächst auf diejenige Thatsache hinzuweisen, über welche seit dem vorigen Jahre auch im Norden kein Zweifel mehr bestehen kann: daß in Schwaben ein selbstsüchtiger, zugleich von einer unglaublichen Selbstgenügsamkeit und Selbstüberschätzung getragener und gefärbter Partikularismus in höchster Blüthe steht. Schon

von Alters her vorhanden, ist derselbe besonders von dem in seiner Weise sehr klugen vorigen König großgezogen, und ist ihm insbesondere die Richtung eines speciellen Hasses gegen das Preußenthum eingeimpft worden. Der zweite hervorragende Charakterzug ist der fast gänzliche Mangel staatsbürgerlichen Pflichtgefühls, theils erklärlich aus der früheren und noch gegenwärtigen Kleinheit des Gemeinwesens, theils aus der Geschichte der Regenten des Landes, deren Absolutismus nicht von der Art war, welche Staatsbürger zu erziehen vermag. Der dritte Charakterzug ist die heillose Hinneigung zu den Franzosen, deren Beobachtung mich immer wieder von Neuem mit Entsetzen erfüllte, deren Existenz mir aber genügend zu erklären über meine Kräfte und Einsicht geht. Im Uebrigen verweise ich auf den bekannten Aufsatz Pauli's, der überall die Wahrheit enthält und keineswegs blos das Kind der Erregung des vorigen Sommers, sondern das Produkt mehrjähriger Beobachtung ist.

Ein mir bekannter, seit 17 Jahren in Schwaben lebender Mann mit hellem Kopfe und hellen Augen, der es geradezu für ein Studium erklärt, den schwäbischen Charakter zu verstehen und sich praktisch in ihm zu finden, hob mir neben anderen, namentlich neben dem gänzlichen Mangel an eigentlichem und wahrem Patriotismus, insbesondere auch den des weitgehenden individuellen Eigensinnes und der Unfähigkeit zur Unterordnung unter ein Allgemeines, verbunden mit einer großen Unzuverlässigkeit in dieser Richtung hervor, indem er speciell bemerkte, daß, wenn zehn Schwaben zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammenkämen und für denselben nach gepflogener Berathung einen gemeinschaftlichen, vielleicht sogar einstimmigen Beschluß über ihr gleichmäßiges Verhalten in der Sache faßten — sicherlich neun davon aus der Thür des Versammlungs-Lokales mit dem verschwiegenen und verborgenen Vorsatz hinausschreiten, jeder für sich etwas ganz anderes, ja vielleicht gerade das Gegentheil des Beschlusses zu thun. Wer mit den Leuten in Schwaben längere Zeit verkehrt, kommt allmälig dahinter, daß, wenn dieselben unter freundlichem Lächeln ein „Ja" oder „Sie haben vollkommen Recht" sagen, sie dabei in ihrem Innern ein entschiedenes und zähes Nein bergen. Man lernt sich nach und nach darauf ein, aus ihrem Augenspiel, ja salvavenia aus dem Zucken der Nasenflügel und aus einem gewissen Spitzen der Ohren ihre wahre Herzensmeinung zu errathen.

Dies vorausgeschickt, wird die Bedeutung, welche man in Würtemberg selbst dem Allianzvertrag vom August v. J. beilegt, gewürdigt werden können. Jener Vertrag ist ein echt schwäbisches Stück Arbeit. Die Raschheit und Leichtigkeit, mit welcher Varnbühler bei gleichzeitiger Verhandlung nach Paris hin auf ihn einging, bürgt noch insbesondere für meine Auffassung seiner wahren Bedeutung. Wer aber in dieser Hinsicht noch irgend hätte zweifeln können, dem mußte das Verhalten der Regierung und ihrer Organe seit der Existenz des Vertrages doch wohl die Augen geöffnet haben. Es ist zur Vorbereitung ernstlicher Ausführung desselben bisher nicht das Geringste geschehen; die Armee befindet sich, abgesehen von der nothdürftigsten Ergänzung der im Kriege verschlissenen Montirungsstücke, durchaus in ihrem früheren

untüchtigen Zustand; für die verbesserte Bewaffnung und vollends für die Reorganisation ist außer mündlichen und schriftlichen Verhandlungen innerhalb des Landes und mit den Nachbarländern, Verhandlungen, die eben nur die Zeit hinbringen und noch weiter hinbringen werden, auf die man aber Preußen gegenüber als Beweise redlicher Vertragstreue demonstrativ zu verweisen nicht unterlassen haben wird, — schlechterdings nichts geschehen. Neben dieser negativen Thätigkeit lief aber die positive einher; daß, während der Allianzvertrag unbekannt im Staatsarchiv lag, und während der officielle Staatsanzeiger sich in einer vorsichtigen schweigsamen mittlern Schwebe hielt, alle die im Dienste der Hofpartei (hier zu Lande gleichbedeutend mit Regierungspartei) arbeitenden Lokal-Blätter und Blättchen ihr Geschrei gegen den Anschluß an Norddeutschland fortsetzten, wobei selbstverständlich das ultramontane Volksblatt und der roth-republikanische Beobachter nach Kräften secundirten. Professor Scheffele zu Tübingen, der Gelehrte der Hofpartei, welcher aber sich nichts desto weniger bezeichnend genug noch vor einigen Wochen bei Gelegenheit einer Versammlung der Republikaner zu Tübingen in deren Reihe mischte, ja sogar in demonstrativer Weise mit dem Haupte der republikanischen Partei, dem famosen Carl Meier, Arm in Arm einherschritt, übernahm die Aufgabe, das höhere Publikum mit dem nöthigen Gedanken- und Gesinnungsfutter zu versehen; er entledigte sich derselben durch anonyme Aufsätze in der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung und in der Cotta'schen Vierteljahrs-Schrift, welche an Zudringlichkeit und gehässigen Insinuationen nichts zu wünschen übrig lassen. Von ihm soll jener Aufsatz stammen, in welchem im Tone scheinheiligen Bedauerns die Möglichkeit erörtert wird, daß die reorganisirte württembergische Armee wohl auch gegen Preußen werde geführt werden können, und daß es dann heißen werde: Contribution um Contribution, Cigarren um Cigarren. Ferner jener neuerliche Aufsatz, in welchem beziehendlich des Allianzvertrages mit dem unverschleiertsten Hohne darauf hingewiesen wird, daß derselbe zu seiner Gültigkeit der verfassungsmäßigen Zustimmung der Kammern bedürfe (was, beiläufig bemerkt, keineswegs wahr ist, aber unter Bezugnahme auf einen gewissen Artikel der Verfassung mit oberflächlichem Schein Rechtens behauptet werden kann), und daß die Kammern wohl wissen würden, was sie zu thun hätten. Bekanntlich sind die beiden Kammern nach ihrer Zusammensetzung und nach bisheriger Erfahrung vollständig in der Hand Varnbühlers, und man wird sich hiernach eine Vorstellung von dem Grade der Ueberraschung jenes Staatsmannes machen können, als ihm auf die Mittheilung des Allianzvertrages an den ständischen Ausschuß von diesem die Antwort wurde, der Vertrag sei nicht zur bloßen Kenntnißnahme, sondern zur ständischen Genehmigung vorzulegen! Natürlich ist die Regierung durch diese unerwartete Differenz in ihren so ernst gemeinten Bestrebungen in der Ausführung des Vertrages gehemmt; die Kammern sind ja nicht einmal versammelt, aber im Mai oder doch längstens im Junius werden sie es sein, die Regierung wird ihnen gegenüber ihren Standpunkt natürlich energisch vertreten, aber was kann sie dafür, wenn nichts desto weniger die Kammern auf dem Postulat ihrer Genehmigung bestehen, ja wenn sie sogar letztere zum größten Bedauern der

Regierung verweigern! Man ist ja in Würtemberg so ungeheuer constitutionell und muß sich der durch die Kammern ausgesprochenen Stimme des Volkes fügen! Noch vor vierzehn Tagen würde man eine Nichtgenehmigung selbst von diesen Kammern für unmöglich gehalten haben, aber seit dem Auftauchen der Luxemburger Frage ist die Situation bedeutend verändert; man spitzt die Ohren nach Westen hin, man erhält Privatbriefe aus Frankreich mit der Meldung, daß dort alle Kriegswerkstätten bei Tag und bei Nacht in fieberhafter Thätigkeit seien. Das summt und zischelt sich in die Ohren, das ist eine Aufregung, welche lebhaft an die freudestrahlenden Gesichter des 5. Julius v. J. erinnert, als von Paris aus die Einmischung Frankreichs in deutsche Angelegenheiten verkündigt wurde. Schon vor dem Auftreten der Luxemburger Frage fehlte es in Stuttgarter hohen und höchsten Kreisen nicht an mehrfachen gerade durch ihre Naivetät und ihre zunächst unpolitische Natur auf das Unzweideutigste sprechenden Merkzeichen einer fortdauernden Antipathie, ja stellenweis sogar einer krankhaften Idiosynkrasie gegen Preußen. Ich will hierüber nicht in das Einzelne, auch nicht auf meine neuesten derartigen Erfahrungen eingehen; genug es scheint mir feststehend, daß der Allianzvertrag dermalen dort nicht mehr für oportun gilt.

Angesichts solcher älteren und neueren Dinge kam nun der vortreffliche, so rein patriotisch fühlende Hölder von Berlin mit der Nachricht zurück, daß ihm seine reichstäglichen Freunde, namentlich Herr v. Bennigsen, hätten versprechen müssen und versprochen hätten, bei nächster sich darbietender Gelegenheit im Reichstage die Proklamation der Zusammengehörigkeit von Nord und Süd veranlassen zu wollen. Wenn nun sogar ein im schwäbischen Lande Eingeborener der Lebhaftigkeit seiner Wünsche und der Milde seiner Gemüthsart das Opfer des Irrthums bringt, von einer solchen reichstäglichen Erklärung irgend welche nennenswerthe Wirkung auf die Herzen und Nieren seiner Landsleute zu erwarten: sollte man da nicht fürchten müssen, daß die Mehrzahl der norddeutschen Abgeordneten, unbekannt mit der Zerfahrenheit der hiesigen Verhältnisse und geleitet durch die Integrität ihres eigenen, Gott sei Dank, vom süddeutschen so weit verschiedenen Patriotismus, auch ihrerseits in den Irrthum verfallen möchten, daß, wenn sie durch den Schlußartikel der Verfassung den Süddeutschen die nicht blos offene, sondern sogar die mit dem Geschenk einer dauernden Handelsverbindung gefüllte Bruderhand entgegenstrecken, diese zum Dank dafür aufrichtig dasjenige thun würden, was sie auch ohne Entgeld schon von selbst thun müßten, nämlich ihre Pflicht gegen das Gesammt-Vaterland. Zu große Dankbarkeit zählt nicht unter den Fehlern der schwäbischen Stammeseigenthümlichkeiten, und ich kann mir lebhaft vorstellen, daß wir auf eine norddeutsche brüderliche Offerte der gedachten Art im Stuttgarter Beobachter eine eben so freundliche Apostrophe zu lesen bekommen würden, wie die bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Allianzvertrages, welche etwa dahin lautete: dieser 2c. Bismarck will es wagen, uns mit auf das Prokrustes-Bett seiner deutschen Einheit zu spannen, uns, den bedürfnißreichsten (sic!) und culturreichsten Stamm Deutschlands, uns will man in eine Gemeinschaft zwängen, deren Wohlergehen höchstens einen Grad über

dem Nullpunkt der Sclaverei stehen wird. Lasse man sich ja nicht in die falsche Bahn verleiten, durch großmüthiges Vertrauen hier Gegenvertrauen und Sympathie erwerben zu wollen, sage man vielmehr à la Scheffele: Norddeutsches Mißtrauen um schwäbisches Mißtrauen. Lasse man sich nicht durch von hieraus ab und zu in norddeutsche Zeitungen erfließende, wahrscheinlich wohlgemeinte, aber wegen ihrer Unbegründetheit am Ende doch nur schädlich wirkende Nachrichten beirren, wonach die partikularistischen Parteien des Landes in stetem Zusammenschmelzen, die deutsche Anschlußpartei in stetem Anwachsen begriffen ist. Die kühlen Köpfe der letzteren machen sich auch keineswegs Illusionen über den lahmen Fortschritt ihrer Propaganda, und selbst der sanguinische Herr Hölder beginnt zu erkennen, daß ihm seine Führerschaft der deutschen Partei den seit langen Jahren innegehaltenen Sitz in der Kammer kosten wird. Die Wahrheit ist, daß die in ihrem Preußenhaß einigen drei Parteien: Hofpartei, Ultramontanen und Republikaner zusammen an Zahl und Parteieifer der deutschen Partei bedeutend überlegen sind, denn jene besteht nur aus zwei Zehntheilen Warmen und aus acht Zehntheilen Lauen, welche die ererbte Antipathie nur eben verstandsmäßig überwunden haben. Zwischen den vier Parteien treibt eine indifferente Masse, welche je nach den äußeren Anstößen der einen oder der anderen zu folgen bereit ist. Ueber die Mittel, den Parteizweck zu fördern und die Parteiansicht im Volke zu verbreiten, hat man sich innerhalb der deutschen Partei oft genug den Kopf zerbrochen, man hat selbst ziemlich abenteuerliche Vorschläge gemacht, aber mit Erfolg in das Werk zu setzen war davon keiner. Man war darüber einig, daß es sich darum handle, ein Anschwellen der öffentlichen Meinung für den Anschluß hervorzurufen, welcher stark genug wäre, der Regierung und den Kammern zu imponiren, erstere zur That fortzureißen, oder aber sie fortzuschwemmen. Die Schwierigkeit lag nur in dem Auffinden des wirksam treibenden Keimes zu der Volksinitiative, und diese konnte bisher nicht gelöst werden. Sie wird es auch überhaupt nicht, und bei mir und manchen Anderen steht längst die Ueberzeugung fest, daß nur ein kräftiges Compelle von Berlin her weiter und vorwärts bringen kann.

Dieses Compelle hatte der Reichstag im Einklang mit den Bundesregierungen bei Berathung des Schlußartikels in den Händen, um nicht bloß eine papierne Verbindung mit dem Süden herzustellen, denn das Fortbestehen einer südwest-deutschen Verschwörungsecke für ausländische Bestrebungen an der durch Festungen am wenigsten gedeckten Flanke Norddeutschlands wird nur eine düstere Perspective in die Zukunft eröffnen.

Nun aber ist vor Allem das Eine zu bedenken, daß das Fortbestehen des Zollvereins für Süddeutschland eine Lebensfrage im buchstäblichen Sinne des Wortes ist. Man richte daher nicht eine mehr als unsichere Appellation an den süddeutschen Patriotismus, sondern die weit erfolgreichere an den süddeutschen Eigennutz! Man stelle eine Alternative etwa nach der von mir in Gesprächen mit Schwaben, und zwar mit Preußen feindlich gesinnten Schwaben nicht ohne lebhaften Eindruck auf sie gebrauchten Formel: Verhungern oder anschließen! Man muß bekanntlich von seinen Feinden

lernen, und so lerne man auch von den erbittertsten Feinden des Anschlusses, daß sie sich unter der eisernen Nothwendigkeit des Fortbestehens des Zollvereins alle, wenn auch mit innerstem Widerstreben, krümmen. Diese Ueberzeugung durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, und die Furcht vor der Möglichkeit eines Bruches wird bei ihnen nur durch den Trostgrund niedergehalten, daß der Norden des Südens in Bezug auf Handel eben so sehr bedürfe, wie denn sogar während des Krieges aus dieser Rücksicht eine Art Zollvereins-Verhältniß fortbestehend gelassen worden sei. Habe daher Norddeutschland nur ein Mal den Muth, welchen es ohne Risico haben kann, zu erklären: schlimmsten Falls brauchen wir Euch nicht —, so wird man bald sehen, daß man sogar die störrigen Schwaben wie weiches Wachs in der Hand haben wird. Es wird eine Aufregung und ein Sturm durch das Schwabenland gehen, welchem sich sehr bald Regierung wie Kammer würde fügen müssen. — Natürlich müßte bei der Kündigung der Zollverträge mit den süddeutschen Staaten ausgesprochen werden, daß die Verhandlungen über die dauerhafte Erneuerung derselben nur in Verbindung mit den Verhandlungen über die militärische und sonstige Vollziehung der Allianzverträge geführt werden.

Bei diesen in Aussicht genommenen Verhandlungen wird dann auf die Beschaffung zuverlässiger Garantien der Bundestreue Bedacht zu nehmen sein: bundesmäßige Bewaffnung, wo möglich mit der Nothwendigkeit der Beziehung der Munition aus Preußen, vollständig preußisches Reglement, Garnisonirung der Süddeutschen in Norddeutschland und umgekehrt, mit Besatzung von Ulm und Rastatt durch die Norddeutschen, Beiträge zur Schaffung und Erhaltung der Norddeutschen Kriegsflotte behufs Erzeugung eines gemeinschaftlichen Vermögens-Interesses u. s. w.

Was Baden und Baiern betrifft, so stehen sie uns Norddeutschen weit näher als die eitlen verkniffenen Schwaben. Da nun jene Beiden ihre Allianzverträge ohnehin mit größerer Treue halten und vollziehen zu wollen scheinen, so hat die oben vorgeschlagene Kündigung des Zollvertrags gerade für sie keine materiellen Folgen. Die feindseligen Schwaben aber, deren Lage zwischen jenen beiden Ländern in Verbindung mit ihrer rührigen Propagandamacherei ihnen eine besondere Bedeutung verleiht, müssen wir um jeden Preis und können wir nur auf dem angedeuteten Umwege für den Anschluß an das Gesammt-Vaterland gewinnen.

Das russische Amerika.

II.

Abgesehen von den eigenthümlichen geographischen Bedingungen und dem Umstande, daß sich verhältnißmäßig nur wenig Auswanderungslustige fanden, ist es mit den russischen Colonieen in Amerika im Großen und Ganzen den bekannten Weg überseeischer Erwerbungen gegangen. Erst hastige, unmensch-

liche Ausbeutung, bis es mit Gewalt und Willkür nicht mehr vorwärts will; dann mit Erfahrung und geordneteren Zuständen menschlichere, weil auch klügere Ausbeutung. An Menschlichkeit und Klugheit hat die russisch-amerikanische Compagnie, wie es scheint, bis jetzt begreiflicherweise noch einiges Lehrgeld gezahlt.

Das russische Colonialgebiet, dessen Areal man nach einer natürlich nur sehr oberflächlichen Schätzung auf 54,000 deutsche Geviertmeilen angiebt, erstreckt sich vom Eismeer, wo etwa das Cap Manning seine Grenze bezeichnet, bis über den Prinz Wales'-Archipel in der Südsee hinaus und liegt zwischen 133° und 170° Westl. L. v. P. und zwischen 54° 40′ bis 70° Nördl. Br. Die Grenzen sind im Norden das Eismeer, im Osten das englische Amerika, im Süden der Große Ocean, im Westen dieser Letztere, das Behring-Meer, die Behring-Straße und das Eismeer. Die Niederlassungen liegen theils auf Inseln, theils an den Küsten des Festlandes, das Innere des Letzteren ist den Russen selbst nur in einem geringen Grade bekannt. Die Inseln wie das Festland sind höchst unwirthlich, und namentlich bietet die Festlandsküste überall einen wilden und abschreckenden Anblick dar. Hinter den Hügeln, die bis an die Küste vortreten, thürmen sich nach Innen zu nackte, von Eis überzogene Berge empor, im Norden rücken diese Gletschermassen bis an das Meer. Verzweigungen und Ausläufer der Felsengebirge reichen bis an die Nordküste, im Osten der Cooks-Einfahrt geht das Küstengebirge der Jakutat-Kette bis zum St. Eliasberge. Die schneebedeckte vulkanische Bergkette von Aljaska erhebt sich in zwei Kegeln bis zu 11,270 und 12,066 Fuß. 84 erloschene Vulkane zeugen von einer früheren großen Thätigkeit der Vulkane, wovon sich auch noch viele Spuren vorfinden, auf Unimak ist noch der Schischalden thätig, ein unterseeischer Vulkan hat sich 1795 zwischen Unalaschka und Unimak bemerklich gemacht. Die bedeutendsten Flüsse nördlich von Aljaska sind der Kwichpack, mit einem breiten Delta an der Südküste des Norton-Sundes, der Kuskokwim, der streckenweise schiffbar ist, der Ilgagak und Nuschagak, welche beide in die Bristol-Bai münden. Oestlich von Aljaska fällt die Suschitna in die Cooks-Einfahrt, der Kupferfluß (Atna, Mednaja) in die Comptrollers-Bai, der Stikine oder Pelly unter 57° Nördl. Br. Den Kuskokwim, der von diesen Flüssen der beträchtlichste ist, entdeckte man erst 1819 bei einer näheren Untersuchung der Bristol-Bai, 1829 fand der Fähndrich Wassiljew eine Verbindung zwischen ihm und dem Nuschagak, genau bekannt wurde der Fluß indessen erst durch die Reisen von Sagoskin in den Jahren 1842 und 1844.

Die zu dem russischen Amerika gehörigen Inseln bestehen aus mehreren Gruppen und Archipeln, die von Süden nach Norden in folgender Reihe vertheilt sind. Der von Balbi so genannte Koloschen-Archipel begreift die Prinz Wales'-Gruppe, den Archipel des Herzogs von York, die Admiralitäts-Insel und den Archipel Königs Georgs III. Die Tschatka-Gruppe in Prinz William-Sund besteht aus der gleichnamigen Insel und mehreren kleinen, ebenso die Kadjak-Gruppe, deren größtes Eiland bei einer Länge von 35 Stunden 20 Stunden Breite hat. Der Archipel der Aleutischen

Inseln wird von den Russen in drei Gruppen getheilt: 1) die eigentlichen Aleuten, mit der Behring-Insel, wo der berühmte Seefahrer Behring 1741 seinen Tod gefunden hat, und mit der Kupfer-Insel; 2) die Andreanow'schen Inseln, auf denen sich Vulkan an Vulkan reiht, und 3) die Fuchs-Inseln, mit Unalaschka, Akutan, Unimak und Kugalga, bei der sich die sicherste Durchfahrt aus dem Behring-Meer in den Großen Ocean befindet. Im Behring-Meer liegt die Gruppe der Pribylow-Inseln, in der Behring-Straße die kleine Gruppe der Diomedes-Inseln, die nach Cook und Beechey aus drei, nach Kotzebue aber aus vier Eilanden besteht. Alle diese Inseln sind einander in der Gestaltung ihrer Oberfläche sehr ähnlich; sie erheben sich, mit Felsen bedeckt, hoch über das Meer und tragen die Spuren vulkanischer Thätigkeit.

Die Westküsten Amerika's sind viel wärmer als die Ostküsten. Die Waldgrenze im russischen Amerika liegt 7 Grad nördlicher als an den Ostküsten. Die Westküste zeigt sich auch hier wieder als klimatisch begünstigt, und namentlich trägt dazu bedeutend die geographische Gestaltung bei. Die Halbinsel Aljaska schiebt sich wie ein Molo von Ost nach West in's Meer und hindert das Eindringen des kalten Wassers aus der Behrings-Straße. Indessen ist die amerikanische Westküste klimatisch minder bevorzugt als die unsrige, denn es fehlt dort der überaus heiße arctische Sommer, der in Europa unter dem 64° noch Weizen, unter dem 70° noch Roggen zur Reife bringt, während die Brotlinie im russischen Amerika erst beim 57° Nördl. Breite (Neu-Archangel) beginnt. Von da ab ist der Anbau von Gerste möglich, obgleich auch dort keine Brotfrüchte gebaut werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Jagd und Fischerei viel mehr Gewinn abwerfen. Ganz sonderbar kommt es uns vor, daß dort, wo unsere Brotfrüchte nicht mehr gedeihen, sich noch der Colibri findet, der uns fälschlich an die Tropen erinnert, während doch das Reich dieses lieblichsten und tapfersten aller Vögel von den Eilanden im Behring-Meere hinabreicht bis zu dem Feuerlande.

Das Mineralreich hat hier überall seine Schätze gelagert; sind sie leider bisher noch wenig erforscht, so ist an ihrem Vorhandensein doch nicht zu zweifeln. Steinkohle findet sich allenthalben in größerer oder geringerer Menge; namentlich an der Kenay'schen Küste ziehen sich die Lager in bedeutender Ausdehnung hin und laufen weit ins Land hinein. Die zu verschiedenen Zeiten angestellten Muthungen waren sehr oberflächlich und auf das nächste Ufergebiet beschränkt; das Innere nicht allein des Festlandes, sondern auch der Insel Sitcha ist bis heute noch unerforscht. Im Norden sind einmal Expeditionen auf einigen in den Stillen Ocean und das Behring-Meer fallenden Flüssen hinaufgezogen, aber sie kamen nicht über die Ufer hinaus und drangen nicht in die von nomadisirenden Wilden bevölkerten Landstriche; in das Innere von Sitcha ist noch Niemand eingedrungen. Allerdings ist der Zutritt in die Mitte der Insel sehr beschwerlich wegen des mit uraltem Wald bestandenen Berglandes, wo riesige Bäume auf ganzen Generationen zusammengestürzter und schon vermoderter oder noch modernder Bäume wachsen und ungeheuerliche Stämme sich übereinander schichten. Demungeachtet wurden

auch bei oberflächlichen Untersuchungen an verschiedenen Punkten der Colonieen Obsidian, Basalt, Graphit, Schwefel 2c. gefunden, am Mednaja stieß man auf große Stücke gediegenen Kupfers, und an der Kenay'schen Küste ist das Vorkommen von Gold mit Zuverlässigkeit erwiesen. Der Lösung der Frage, ob es vortheilhaft, die Metalle auszubeuten, und der Ertrag die Kosten decken würde, müssen erst gründliche Forschungen vorausgehen.

Dagegen ist der Fischfang die Hauptquelle der russischen Colonieen. Es werden gegen Walfische durchaus keine großen Schiffe ausgeschickt, sondern die Eingeborenen von den Aleuten und von Kadjak jagen diese Thiere auf ihren Baidarken. Die Kähne, lang und schmal, wie Federkiele geformt, haben nur Raum für eine Person, die, in der einen Hand das Doppelruder, in der anderen die Harpune, unerschrocken den Walfisch angreift. Nächst den Walfischen sind es die Seeottern und der Robbenfang, welcher an den Küsten getrieben wird, während es landeinwärts und auf den Inseln an Bären, Bibern, rothen, schwarzen, blauen und Silberfüchsen wimmelt.

Die Bevölkerung der Colonieen besteht aus Russen und Fremden, welche im Dienste der Compagnie zeitweiligen Aufenthalt haben; manche Russen bleiben nach beendigter Dienstzeit für immer zurück und heißen alsdann Colonialbürger. Ferner aus den aus einer Mischung von Russen und Eingeborenen hervorgegangenen Kreolen und endlich aus Eingeborenen, die sich in unterworfene, als Aleuten, Kadjaken, Kurilen, nicht völlig unterworfene, als Kenajen und Tschugatschen, und ganz unabhängige, als Mjednowzen, Koltschanen, Malegmjuten, Koloschen 2c. theilen. Die Zahl der Aleuten beträgt 4645, die der Kreolen oder Mischlinge 1896 Seelen. Die Tschugatschen, die zum aleutischen Stamme gehören, leben, 456 Köpfe stark, an der Tschugatskoi-Bai, die Kenajen, 937 an der Zahl, in der Nähe der Nikolajewskji-Redoute. Die Zahl der Mjednowzen am Kupferfluß wird auf 3—5000 geschätzt, die der Koloschen auf 15—20,000. Die Malegmjuten wohnen an der Nordküste von Aljaska, die Ugolenzen am St. Elias-Berge, die Koltschanen im Innern, die Kuskokwimzen am Fuße Kuskokwim, die Kwichpachzen, Kiatenzen und andere Stämme an der Behring-See und dem Eismeere.

Die in Diensten der Compagnie stehenden Russen scheiden sich, je nach ihren Funktionen, in verschiedene Rangklassen. Obenan die sogenannten Ehrenwerthen, zu welchen die mit höheren Aemtern bekleideten Personen, die Oberoffiziere der Land- und Seemacht und die Schiffs-Commandanten gehören; die zweite Rangklasse, die sogenannten Halbhonnetten, bilden die selbstständigen Steuerleute, die Commis und Subalternen. Dann folgen die Kronmatrosen, die Soldaten der sibirischen Linienbataillone und die Arbeiter. Viele bringen ihre Familie mit herüber, Andere heirathen Kreolinnen, die der unteren Klasse Angehörigen nehmen auch wohl Frauen aus den Eingeborenen. Bei dem Engagement von sogenannten Ehrenwerthen nimmt die Compagnie auf tüchtige und moralische Leute Bedacht, mit der zweiten und dritten Klasse verfährt sie bei Weitem nicht so wählerisch. Es finden sich eben nicht viel Liebhaber dazu, gegen eine verhältnißmäßig geringe Besoldung, die ordentliche Leute

auch in Rußland erwerben mögen, in ein fernes und den Meisten unbekanntes Land zu ziehen.

Nach einer am 1. Januar 1861 aufgestellten Nachweisung, der wir auch die obigen Zahlen entnommen haben, betrugen die sämmtlichen Angestellten der Compagnie 847 Köpfe, darunter unter Anderen 179 Soldaten von sibirischen Linienbataillonen. Russen waren im Ganzen 595 Seelen vorhanden, von denen 113 auf die Colonialbürger und sonstigen dieser Kategorie noch nicht zugeschriebenen Ansiedler kommen. Der überwiegende Theil der russischen Bevölkerung ist auf Sitcha, in Neu-Archangel vereinigt, das für den Fremden nichts Einladendes hat. „Von allen schmutzigen und elenden Orten", sagt Simpson, „die ich je gesehen habe, ist Neu-Archangel der elendeste und schmutzigste. Die Wohnhäuser sind hölzerne Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen kleinen Gassen zusammengehäuft und in Folge der unbeschreiblichen Unreinlichkeit verpestet."

Die russischen Colonialbürger gehen meist aus eingewanderten Arbeitern hervor, welche, nachdem sie ihre 7 Jahre abgedient und mittlerweile Weib und Kind haben, es nicht mehr vortheilhaft finden, mit wenig Mitteln nach Rußland heimzukehren, deshalb ihre Kontrakte, so lange sie arbeitsfähig sind, erneuern und endlich ansässig gemacht werden. Hiermit scheiden oder schieden sie vielmehr definitiv aus den socialen Verbänden, denen sie zuletzt in Rußland angehörten, und es blieb für sie nur noch eine Kopfsteuer zu entrichten. Nach dem Gesetze ist die Compagnie verpflichtet, ihnen Land anzuweisen, ihnen alle Mittel zum Anbau zu gewähren, sie mit Geräth für Ackerbau und Gewerbe, Getreide zur Aussaat, Vieh und Vorräthen auf ein Jahr zu versehen, sie endlich in aller Zukunft vor Noth zu schützen.

Man wollte dem Colonialgebiete civilisirte und civilisirende Elemente zuführen, um mit der Zeit des Landes und seiner, trotz aller Ungunst des Klima's, nicht geringen Schätze über und unter der Erde Herr zu werden. Aber die Sache ist von Hause aus falsch angefangen worden, und statt der so dringend nothwendigen schaffenden Hände hat die Compagnie sich in den Colonialbürgern unmoralische Schmarotzer aufgeladen, deren Beispiel nur lehren kann, wie es sich ganz leiblich leben läßt, wenn man sich auf fremden Beistand verläßt. Mehr wie 60 Jahre sind vergangen, seitdem man die ersten Colonisten ansässig machte, und noch ist kein Nutzen von ihnen zu sehen. Freilich vergriff man sich gleich in der Wahl der Oertlichkeit. Die Inseln taugen den klimatischen Verhältnissen nach nicht zum Ackerbau und überhaupt nur zu solchen Erwerbszweigen, gegen welche die Russen geradezu Abneigung haben. Man hätte zum Etablissement der Russen das Festland wählen müssen, etwa bei der Kenay'schen Bucht beginnend und bis zur Südgrenze hinab. Wenn auch unter dem 60. ° Nördl. Br. Ackerbau und Viehzucht mit Schwierigkeiten verknüpft sind, so müßten solide Festsetzungen auf geeigneten Punkten der Küste doch durchaus erstrebt werden, da einzig in dieser Weise die Russen im Stande sein würden, in das Innere des von nomadisirenden Wilden bewohnten Landes einzudringen, wo nach allen Anzeichen großer mineralischer Reichthum ist. Und wollte man schließlich nur Bevölkerung haben,

wie könnte man diese von abgelebten Invaliden erwarten? Junge Leute mußten angesiedelt werden, man hätte sich an ihnen eine Art amerikanischer Squatter erzogen, die sich wohl der unabhängigen Eingeborenen hätten erwehren können. Von bloßer Philanthropie kann nicht die Rede sein; am wenigsten darf eine mit obrigkeitlicher Macht bekleidete Handelsgesellschaft ihre Mittel verausgaben, ohne für sich selbst und das Land wahren Gewinn zu erzielen.

Den Colonialbürgern schließen sich würdig die Kreolen an. Diese gehen größtentheils aus Russen und Aleutinnen, seltener aus Russen und Koloschinnen, und sehr selten aus Eingeborenen mit russischen Weibern hervor. Die Kinder von Kreolen bleiben Kreolen, wie auch die fernere Blutmischung sei. Nach allgemeiner Ordnung der Dinge sollte man meinen, daß die Kinder der Klasse ihrer Väter angehören. Dem ist aber nicht so. Es genügt, als Kreole geboren zu sein, um frei von aller Abgabenpflicht den eigenen Herrn zu spielen. Vielleicht wollte man durch Bildung einer abgesonderten Kreolen-Kaste den Zweck der Bevölkerung fördern. Wenn die Kreolen nämlich in den Stand ihrer Väter eingetreten wären, so hätten sie vor der Bauern-Emancipation in Rußland auch den betreffenden socialen Gemeinschaften in Rußland zugeschrieben werden müssen und hätten von diesen requirirt werden können, während sie als geborene Freie selbstredend das Bleiben vorzogen. Lag diese Absicht vor, so ward sie vollkommen erreicht, da die Kreolen-Bevölkerung so anwuchs, daß sie bereits über $\frac{1}{3}$ der gesammten Bewohner der Aleuten und $\frac{1}{4}$ der ganzen Colonial-Bevölkerung (mit Abrechnung der Russen) ausmacht. Es ist sogar anzunehmen, daß sie, treten nicht andere Verhältnisse ein und dauert ihre Freiheit an Pflichten und Abgaben fort, in einigen Jahren das herrschende Element sein und die allmälig abnehmenden Aleuten vollständig verdrängt haben werden. Aber was nützt Volkszahl allein ohne entsprechende gedeihliche Thätigkeit? Die Kreolen haben sich bisher wenig nutzbringend gezeigt, und es ist auch von ihnen fernerhin nicht viel Gutes zu erwarten.

Dagegen sind die Aleuten das wahre Fundament für russisch Amerika, seine anspruchlosesten und nützlichsten Bewohner. Sie gehören zwei verschiedenen Stämmen an, deren Sprachen keine Aehnlichkeit mit einander haben, die dagegen in Sitten und im Charakter völlig übereinstimmen. Einst lagen diese beiden Stämme, damals sehr zahlreich und streitlustig, in beständiger Fehde um das Mein und Dein in Jagd und Fischerei, und man weiß aus den Ueberlieferungen, daß diese Kämpfe die Bevölkerung der Aleuten stark gelichtet haben. Indessen war sie beim Erscheinen der ersten Russen noch immer zahlreich, gegen 10,000 Seelen. Von diesen sollen nach vorhandenen Aufzeichnungen im Jahre 1806 nur noch etwas über 5000 gezählt worden sein; 1860 waren, wie bemerkt, nur noch 4605 vorhanden. Als Ursache dieser starken Abnahme muß vor Allem das ausrottende Walten der Russen selber genannt werden. Die von diesen eingeführten Geschlechtskrankheiten, gewaltsame Uebersiedlungen nach andern Punkten der Colonie, endlich durch nahe Berührung mit den Fremden bewirkte Veränderung der ganzen Lebensweise haben nicht wenig dazu beigetragen. Wiederum ein Beispiel, daß, wo

Wilde mit civilisirten Völkern zusammentreffen, erstere allmälig aussterben, und überall eine rasche Verminderung der Eingeborenen eintritt, wo Weiße sich zeigen. Sicherlich müssen eine Umstimmung der bisherigen Lebensweise, neue Krankheiten, der von den Weißen ausgehende Sittenverfall anfänglich todtbringend auf unverdorbene Naturen wirken; die Eingeborenen werden schwach, weichlich und sterben schnell dahin. Aber andererseits müssen alle diese schädlichen Einflüsse mit der Zeit viel von ihrer Kraft verlieren und auf die zweite und dritte Generation ohne Vergleich schwächer als auf die erste wirken. Folglich braucht eine eingeborene Bevölkerung nach Ablauf eines gewissen Zeitraumes, wenn sie auch nicht wieder zunimmt, wenigstens nicht weiter abzunehmen. A. B.

Die deutsche Gewerbegesetzgebung in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

(Fortsetzung.)

III. Die Einführung der Gewerbefreiheit in Preußen und anderen deutschen Ländern.

Preußen, wo schon 1732 auf Grund des Reichspatents alle alten Innungsartikel cassirt und die Innungen mit neuen General-Privilegien versehen waren, ging mit Beseitigung des Zunftwesens voran.

1) Die Verordnung vom 4. März 1806 hob in der Provinz Preußen und Litthauen die Zünfte der Garnzeichner, Lein- und Baumwollenweber auf und erklärte diese Gewerbe für frei.

2) Die Cabinets-Ordre vom 17. April 1806 gab das Behauen der Granitsteine frei.

3) Die Verordnung vom 24. October 1808 beseitigte den Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker, Schlächter und Höker in Ost- und West-Preußen und Litthauen.

4) Durch das Edict vom 29. März 1809 wurde der Zunftverband der Müller in Ostpreußen, Litthauen sammt dem Ermeland- und Marienwerderschen Kreise aufgehoben und das Müllergewerbe in jenen Landestheilen für frei erklärt.

5) Viel durchgreifendere Bestimmungen enthielt das Edict vom 2. November 1810 über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer, welches jeden Unterschied bezüglich des Gewerbebetriebs zwischen Stadt und Land so wie alle mit Grundstücken verbundenen gewerblichen Vorrechte aufhob und den Gewerbetrieb nur von Lösung eines Gewerbscheines (Patents) abhängig machte. Die Arbeitsgrenzen wurden erheblich erweitert. Nur aus polizeilichen Gründen wurde die Gewerbefreiheit einzelnen Beschränkungen unterworfen.

6) Das Edict vom 7. September 1811 wegen der polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe führte im Allgemeinen die Grundzüge des Edicts

vom 2. November 1810 weiter aus, setzte aber fest, daß die Inhaber der Gewerbescheine nicht in die Zünfte zu treten verpflichtet, dabei aber doch berechtigt waren, das Gewerbe mit Gesellen und Lehrlingen zu betreiben. Durch diese Aufhebung des Innungszwangs war die Macht der Innungen vollständig gebrochen. Folgerichtig wurde auch jedem Meister der Austritt aus der Corporation gesetzlich freigestellt. Den Innungen wurde die Auflösung gestattet, auch der Landespolizeibehörde die Befugniß verliehen, Innungen zu jeder Zeit aufzulösen. Zünftigen Gesellen wurde erlaubt, ohne Nachtheil an ihren Zunftrechten bei unzünftigen Meistern zu arbeiten. Die ausschließlichen Gewerbeberechtigungen in den Städten sollten abgelöst werden. Den Ausländern wurde der Gewerbebetrieb in Preußen im Allgemeinen gestattet. Alle polizeilichen und Lohntaxen wurden aufgehoben und nur die Gastwirthe in größeren Städten zur Selbsttaxe verpflichtet.

In allen durch die unglücklichen Kriege mit Frankreich unter französische Herrschaft gekommenen Landestheilen wurde die Gewerbefreiheit eingeführt, in Westphalen durch Decret vom 5. August 1808, im Großherzogthum Berg durch Decret vom 31. März 1809, für die eigentlichen kaiserlichen Departements waren die Decrete vom 8. und 15. März 1790 und vom 17. März 1791 maßgebend. Durch die Decrete vom 14. und 17. Juni 1791 war in Frankreich sogar die gemeinsame Berathung von Corporationen und genossenschaftlichen Verbindungen über ihre gemeinsamen Angelegenheiten verboten. Das Gesetz vom 16. März 1806 und die Decrete vom 11. Juni 1809 und vom 3. August 1810 führten die Handels- und Gewerbekammern und die Conseils de prud'-hommes ein.

In Baiern war in einem Edict vom 16. März 1804 die Gewerbefreiheit angekündigt, aber nicht zur Ausführung gekommen.

IV. Die Einschränkung der Gewerbefreiheit und theilweise Wiederherstellung der Zünfte.

Kaum war Deutschland von den französischen Heeren geräumt, als die kleinen deutschen Staaten auch sofort meistentheils die Zünfte wiederherstellten, wenngleich mit einigen Concessionen an die Zeit. Dies geschah in Bremen 1814, Hannover 1815, Kurhessen 5. März 1816, Süd-Tyrol 12. November 1816, Ostfriesland 11. August 1817, Oldenburg folgte am 28. Januar 1830 nach.

Auch in Preußen trat eine Einschränkung der im Jahre 1810 allzufreigebig gespendeten Gewerbefreiheit ein, namentlich auch hervorgerufen durch Klagen der Provinzialstände und bereits angedeutet im Gesetz vom 30. Mai 1820 wegen Entrichtung der Gewerbesteuer. Die Berathungen über eine veränderte Gewerbe-Verfassung, besonders erschwert durch die Verschiedenartigkeit der gewerblichen Verhältnisse in den einzelnen Landestheilen (die Gesetze vom 2. November 1810 und 7. September 1811 wurden in den neu- oder wiedererworbenen Provinzen nicht eingeführt, daher bestand neben der Gewerbefreiheit in den alten Provinzen die französische Gewerbefreiheit in den ehemals französischen Landestheilen, den zum Königreich Westphalen und zum

Großherzogthum Berg gehörig gewesenen Gebieten, wogegen sich in Neuvorpommern und Rügen, im Herzogthum Sachsen u. s. w. die Zunftverfassung erhalten hatte; in der Provinz Posen waren durch das Gesetz vom 13. Mai 1833 die Exclusivberechtigungen der Zünfte aufgehoben), kamen erst in der Allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 mit dem dazu gehörigen Entschädigungsgesetz von demselben Tage zum Abschluß.

Die Allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 galt für den ganzen damaligen Umfang der Monarchie.

1) Sie hob die in einzelnen Landestheilen noch bestehenden ausschließlichen Gewerbeberechtigungen auf, unter Umständen gegen Entschädigung, ebenso die Zwangs- und Bannrechte, und verordnete, daß dergleichen Rechte in Zukunft durch Verjährung gar nicht, durch Verträge und andere Rechtstitel aber nur auf höchstens 10 Jahre begründet werden können.

2) Der selbstständige Betrieb eines stehenden Gewerbes wurde jedem Dispositionsfähigen gestattet, der in Preußen einen festen Wohnsitz hatte, Ausländern nur auf Grund von Staatsverträgen oder mit Erlaubniß der Ministerien.

3) Zum Beginn des Gewerbebetriebs war nur eine Anzeige bei der Communal- oder Polizeibehörde erforderlich.

4) Für einzelne gewerbliche Anlagen, welche die Nachbarn oder das Publikum belästigen oder ihnen gefährlich sind, und zum Betriebe einzelner gemeinschaftlicher Gewerbe wurde eine besondere polizeiliche Genehmigung als erforderlich vorgeschrieben.

5) Die Gewerbeordnung befreite den Marktverkehr von den auf ihm noch lastenden Beschränkungen und regelte ihn.

6) Die polizeilichen Taxen wurden im Allgemeinen beseitigt.

7) Die Innungen blieben bestehen, konnten auch neu begründet werden. Als Zweck wurde ihnen vorgeschrieben: die Aufnahme, die Ausbildung und das Betragen der Lehrlinge und Gesellen zu beaufsichtigen, die Verwaltung der Kranken-, Sterbe-, Hülfs- und Sparkassen der Innungsgenossen zu leiten und sich der Fürsorge für die Wittwen und Waisen der Innungsgenossen zu unterziehen.

9) Gewisse strafbare Handlungen oder Makel der Persönlichkeit hatten den Verlust der Innungsrechte zur Folge. Die Rechte zum Gewerbebetriebe wurden aber dadurch nicht beeinträchtigt.

10) Jedes eintretende Mitglied mußte seine gewerbliche Befähigung durch eine Prüfung nachweisen.

11) Die Innungen wurden der Aufsicht der Communalbehörden unterstellt, jeder Berathung derselben mußte ein Mitglied der Behörde beiwohnen.

12) Als stimmberechtigt in der Innung wurden nur diejenigen Innungsgenossen anerkannt, welche ihr Gewerbe während des vorhergehenden Jahres selbstständig betrieben hatten. Frauen waren nicht stimmberechtigt.

13) Die Statuten sämmtlicher Innungen sollten einer Revision unterworfen und Innungen, die die Annahme revidirter Statuten verweigern, aufgelöst werden. (Bei Gelegenheit dieser Revision sind den Innungen Lustbarkeiten auf Rechnung der Kasse verboten worden.)

14) Die Befugniß, Lehrlinge zu halten, stand jedem selbstständigen Gewerbtreibenden zu; ausgeschlossen von derselben wurden nur Bestrafte u. s. w., oder Meister, die sich grober Pflichtwidrigkeiten gegen ihre Lehrlinge schuldig gemacht hatten. Gewisse Kategorien von Handwerkern erlangten aber die Befugnisse, Lehrlinge zu halten, erst durch den Nachweis der Befähigung, der durch eine Prüfung geführt werden mußte.

15) Streitigkeiten zwischen den Meistern und Gesellen oder Lehrlingen aus dem Arbeits- oder Lehrverhältniß sollen bei Innungsgenossen von dem Innungsvorstande unter Vorsitz eines Magistratsmitgliedes, bei Nichtinnungsgenossen durch die Ortspolizeiobrigkeit (in Berlin durch den Magistrat) vorbehaltlich des Rechtswegs entschieden werden.

16) Gesellen und Gehilfen zu halten, war jeder selbstständige Gewerbtreibende berechtigt.

17) Wenn nicht ein Anderes verabredet war oder gesetzliche Gründe (§§. 140. 141) zur sofortigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses vorlagen, konnte dasselbe vom Meister sowohl wie vom Gesellen und Fabrikarbeiter mit vierzehntägiger Kündigung gelöst werden.

18) Die Wanderpflicht blieb aufgehoben.

19) Den Gesellen und Fabrikarbeitern war die Beibehaltung ihrer Unterstützungskassen und Verbindungen gestattet, vorbehaltlich der Befugniß der Regierung, die Einrichtungen derselben nach Befinden abzuändern. Auch konnten dergleichen Verbindungen und Kassen mit Genehmigung der Regierung neu gebildet werden. Die bei Nichtinnungsgenossen arbeitenden Gesellen durften aber von dem Beitritt zu denselben nicht ausgeschlossen werden.

20) Die Aufnahme der Lehrlinge sollte, je nachdem der Lehrherr der Innung angehörte oder nicht, vor der Innung oder vor der Ortspolizeiobrigkeit erfolgen. Vor der Aufnahme mußte der Lehrling seine Elementarkenntnisse nachweisen; der Meister war eventuell verpflichtet, für Nachhülfeunterricht zu sorgen. Für Aufnahme und Entlassung der Lehrlinge durften keine Gebühren, sondern nur baare Auslagen erhoben werden.

21) Für die Prüfungen der Meister wurden besondere Orts- oder Distrikts-Prüfungsbehörden angesetzt.

22) Die Anordnungen der Allg. Gewerbeordnung über die Innungen, Gesellen, Fabrikarbeiter und Lehrlinge können durch Gemeindebeschluß (Ortsstatuten) mit Genehmigung der Ministerien abgeändert werden. Insbesondere können durch Ortsstatuten Bestimmungen über die Verhältnisse der selbstständigen Gewerbtreibenden zu ihren Gesellen und Lehrlingen mit der Wirkung getroffen werden, daß eine Abänderung derselben durch Vertrag nicht zulässig ist. Eben so kann durch Ortsstatuten für alle am Orte beschäftigten Gesellen die Verpflichtung festgesetzt werden, den Unterstützungskassen und Verbindungen beizutreten. Gewisse Bestimmungen der Gewerbeordnung dürfen durch Ortsstatuten nicht abgeändert werden, damit die Rechte der Innungen sich nicht wieder in Vorrechte verwandeln.

23) Gegen Gewerbtreibende, die wegen Verbrechen verurtheilt wurden,

kann und muß unter Umständen auf Verlust der Befugniß zum selbstständigen Gewerbebetriebe für immer oder auf bestimmte Zeit erkannt werden.

24) Die Coalition ist den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern verboten. (Eine Gesetzesvorlage über Coalitionsfreiheit, welche die Regierung im Jahre 1866 dem Landtage vorlegte, wurde vom Herrenhause verworfen.)

Die weitere Entwickelung der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 gehört zwar theilweis erst dem nachfolgenden Abschnitt an, sie sei aber der bessern Uebersicht wegen gleich hier erwähnt. Dieses Vorgreifen rechtfertigt sich auch nur deshalb, weil Preußen fast der einzige deutsche Staat ist, der nach dem Jahre 1848 die Gewerbefreiheit weiteren Einschränkungen unterwarf, während alle übrigen Staaten ihre Gewerbeverfassungen nach dem Princip der Gewerbefreiheit reformirten. Diese Verschiedenartigkeit der Entwickelung in dem jüngsten Zeitabschnitt erklärt sich dadurch, daß Preußen mit seiner Gewerbeverfassung den Standpunkt, auf welchen die übrigen deutschen Staaten erst nach dem Jahre 1848 gelangten, schon im Jahre 1810 eingenommen hatte und durch die seitdem gemachten Erfahrungen auf einen eigenthümlichen Entwickelungsgang gedrängt war.

Die Verordnung vom 9. Februar 1849 über die Errichtung von Gewerberäthen ꝛc. modificirte die Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 in einzelnen Punkten sehr erheblich.

1) Für die Wahrnehmung der allgemeinen Interessen des Handwerks- und Fabrikbetriebs wurden Gewerberäthe eingesetzt, die aus einer Handwerks-, einer Fabrik- und einer Handels-Abtheilung bestanden und aus Wahlen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber hervorgingen. Die Kosten der Gewerberäthe wurden theils von den Gemeinden, theils von den betheiligten Gewerbetreibenden aufgebracht. An denjenigen Orten, wo ein besonderer Gewerberath nicht besteht, hat die Communalbehörde die ihm zugewiesenen Angelegenheiten zu erledigen.

2) Der selbstständige Betrieb eines der im §. 23 benannten Handwerke war fortan nur nach vorgängiger Prüfung gestattet. Dem Ministerium wurde die Befugniß verliehen, unter Umständen von dieser Prüfung zu dispensiren.

3) Die Arbeits-Abgränzung unter den Handwerkern wurde dem Gewerberath unter Berücksichtigung der Anordnungen des Ministeriums übertragen.

4) Die gleichzeitige Ausübung mehrer Handwerke konnte durch Ortsstatuten beschränkt werden.

5) Den Fabrik-Inhabern wurde die Beschäftigung von Handwerksgesellen nur zur unmittelbaren Erzeugung und Fertigmachung ihrer Fabrikate, so wie zur Anfertigung und Instandhaltung ihrer Werkzeuge und Geräthe gestattet. Fabrik-Inhabern, welche ein den Bestimmungen der §§. 23 und 26 unterliegendes Gewerbe (Handwerk) betreiben, wurde, falls sie nicht die Meisterprüfung bestanden haben, die Beschäftigung von Gesellen außerhalb ihrer Fabrikstätten untersagt.

6) Inhaber von Magazinen zum Detail-Verkauf von Handwerkerwaaren dürfen sich mit deren Anfertigung dann befassen, wenn sie die

Meisterprüfung bestanden haben. Wo das Halten solcher Magazine erhebliche Nachtheile für die gewerblichen Verhältnisse des Orts zur Folge hat, kann es ortsstatutarisch beschränkt werden.

7) Die Meisterprüfung wurde abhängig gemacht
a. von der Zurücklegung des 24. Lebensjahrs;
b. von dem Bestehen einer Lehrzeit und der Gesellenprüfung;
c. von einer dreijährigen Gesellenzeit.

Von den Bedingungen zu a. und c. kann unter Umständen dispensirt werden.

8) Die Gesellenprüfung darf vorbehaltlich etwaiger Dispensation erst nach Beendigung einer dreijährigen Lehrzeit stattfinden.

9) Für die Prüfungen wurden besondere Prüfungs-Behörden eingesetzt: Innungs-Prüfungs-Commissionen, aus einem Mitgliede der Communal-Behörde als Vorsitzenden, zwei von der Innung gewählten Meistern und zwei von den Gesellen gewählten Gesellen bestehend, und Kreis-Prüfungs-Commissionen, deren Mitglieder ebenfalls von den Innungen resp. Meistern des Bezirks gewählt und deren Vorsitzende von der Regierung ernannt wurden. Die Kreis-Prüfungs-Commissionen bilden theils die Prüfungs-Behörde für diejenigen Gewerbetreibenden, die einer Innung nicht beitreten wollen, theils die Rekurs-Instanz gegen Beschlüsse der Innungs-Prüfungs-Commissionen.

10) Durch Ortsstatuten kann festgesetzt werden, daß die Aufnahme aller Lehrlinge vor den Innungen erfolgt, die letzten auch bei der Beaufsichtigung aller Lehrlinge mitwirken.

11) Vor der Feststellung der in Ortsstatuten aufzunehmenden Anordnungen über Verhältnisse der Gesellen sind Vertreter derselben (Altgesellen) zu hören.

12) Handwerksmeister dürfen nur Gesellen und Lehrlinge ihres Handwerks beschäftigen und Gesellen nur bei Meistern ihres Handwerks in Arbeit treten. Ausnahmen können vom Gewerberath gestattet werden. Die Beschäftigung weiblicher Personen unterliegt keiner Beschränkung.

13) Die tägliche Arbeitszeit der Gesellen, Lehrlinge und Fabrik-Arbeiter kann vom Gewerberath festgesetzt werden.

14) Den Fabrik-Inhabern wurde zur Pflicht gemacht, die Arbeiter in baarem Gelde zu befriedigen.

15) Den Gemeinden wurden in den §§. 56—59 sehr weitgehende Befugnisse eingeräumt, durch Ortsstatuten die selbstständigen Gewerbetreibenden, die Gesellen und Fabrik-Arbeiter zu Unterstützungskassen zu vereinigen, auch die Arbeitgeber zu zwingen, sich bei den Unterstützungskassen der Gesellen und Fabrik-Arbeiter durch Beiträge aus eigenen Mitteln zu betheiligen.

16) Die Innungs-Statuten sollten abermals einer Revision unterworfen werden, wobei namentlich auf eine Herabsetzung der Aufnahme-Gebühren (bis auf 5 Thaler als Maximum) Bedacht genommen werden sollte.

17) Ausländer sollten nur aus erheblichen Gründen zum selbstständigen Gewerbebetriebe in Preußen zugelassen werden.

18) Die polizeiliche Erlaubniß zum Betriebe gewisser Gewerbe (Handel mit gebrauchten Kleidern u. dergl., Commissionäre, Lohnlakaien u. s. w.) wurde vom Bedürfniß, welches die Gemeinde-Behörden festzustellen haben, abhängig gemacht.

19) Oeffentliche Versteigerungen neuer Handwerkerwaaren dürfen nur mit besonderer Genehmigung der Communal-Behörde stattfinden.

20) Der Marktverkehr konnte gewissen Beschränkungen zu Gunsten der Handwerker unterworfen werden.

21) Bäcker können polizeilich zum Aushängen einer Selbsttaxe gezwungen werden.

22) Die Verordnung vom 9. Februar 1849 findet keine Anwendung auf die militärischen Werkstätten, die Arbeiten in öffentlichen Anstalten und die öffentlichen Bauten.

Die gleichzeitig publicirte Verordnung vom 9. Februar 1849 über die Errichtung von Gewerbegerichten ist zwar zur Ausführung gekommen, hat aber eine praktische Bedeutung nicht erlangt.

Das Gesetz über die Presse vom 12. Mai 1851 hob den §. 48 der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 auf und verordnete, daß Buchhändler und Buchdrucker vor Beginn des selbstständigen Gewerbebetriebs den Nachweis der Befähigung durch eine Prüfung zu führen haben.

Die Allerh. Erlasse vom 17. März 1852 und 30. Juni 1858 überwiesen Theile der Gewerbepolizei dem Ministerium des Innern.

Das Gesetz vom 3. April 1854, die gewerblichen Unterstützungskassen betreffend, erweiterte die Bestimmungen der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 und die Verordnung vom 9. Februar 1849 in einigen Beziehungen. Namentlich legte es den Regierungen die Befugniß bei, für diejenigen Orte, in denen dem Bedürfniß nach gewerblichen Unterstützungskassen nicht durch Ortsstatuten genügt wird, selbst die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Allen obrigkeitlich genehmigten gewerblichen Unterstützungskassen wurden die Rechte juristischer Personen verliehen, sie wurden von Arrestschlägen befreit und sämmtlich der Aufsicht der Communalbehörde unterstellt.

Das Gesetz vom 10. April 1854, betreffend die Vereinigung der Berg-, Hütten-, Salinen- und Aufbereitungs-Arbeiter in Knappschaften verordnete, daß alle in vorbezeichneten Staats- und Privatwerken beschäftigten Arbeiter Knappschafts-Vereine bilden sollen zu dem Zweck, ihren Theilnehmern und deren Angehörigen Unterstützungen zu gewähren.

Das Gesetz vom 15. Mai 1854 änderte die Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 und die Verordnung vom 9. Februar 1849 in folgenden Punkten ab:

1) Die Theilnahme an den Gewerberathswahlen wurde auf die selbstständigen Gewerbetreibenden, welche Gemeindewähler sind, beschränkt.

2) Die Wahl des Vorsitzenden des Gewerberaths und seines Stellvertreters wurde der Bestätigung der Regierung unterstellt.

3) Die Communalbehörde wurde ermächtigt, bei dem Gewerberath einen Commissarius zu bestellen.

4) Die Kosten für die laufenden Geschäfte des Gewerberaths waren fortan nur von den wahlberechtigten Gewerbetreibenden zu tragen.

5) Die Innungs- und Kreis-Prüfungs-Commissionen erhielten eine andere Zusammensetzung. Die Mitglieder der ersten mußten von der Communalbehörde bestätigt werden, die der letzten wurden vom Landrath bestimmt.

6) Die meisten der in Bezug auf das Prüfungs- und Innungswesen den Ministerien vorbehaltenen Befugnisse wurden den Bezirksregierungen übertragen.

Das Gesetz vom 22. Juni 1861, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen der Allg. Gewerbe-Ordnung, bestimmt u. A. daß Personen, welche Gifte feilhalten, Kammerjägern, Pfandleihern u. s. w. der Gewerbebetrieb erst dann gestattet werden darf, wenn sich die Behörden von der Zuverlässigkeit der betreffenden Individuen in Beziehung auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb überzeugt haben. Es ordnete ferner das Concessionsentziehungs-Verfahren.

Das Gesetz vom 1. Juli 1861, betreffend die Errichtung gewerblicher Anlagen, regelte das betreffende Verfahren. Zu diesem Gesetz wurde unter'm 31. August 1861 auch ein neues Regulativ, betreffend die Anlage von Dampfkesseln, erlassen.

Außer diesen allgemeinen Gewerbegesetzen ist die preußische Gesetzgebung noch reich an Specialgesetzen für einzelne Gewerbe. Von diesen sind hervorzuheben: das Gesetz vom 17. Mai 1853, die Allerh. Erlasse vom 2. Juli 1859 und vom 18. September 1861, die Versicherungs-Gesellschaften betreffend, das Gesetz vom 7. Mai 1855 über die Beförderung von Auswanderern, die Allerh. Cabinets-Ordres vom 7. Februar 1835 und 21. Juni 1844, den Kleinhandel mit Getränken betreffend, das Gesetz vom 31. Mai 1858, betreffend die Regulirung des Abdeckereiwesens, das Regulativ vom 28. April 1824, die Allerh. Cabinets-Ordres vom 11. Juni 1826 und vom 31. Dezember 1836 über den Gewerbebetrieb im Umherziehen, die Allerh. Cab.-Ordres vom 12. Februar 1831 und 8. Dezember 1843, betreffend den Verkehr der behufs des Suchens von Waarenbestellungen ꝛc. umherziehenden Personen.

Der Vollständigkeit wegen sind noch zu erwähnen: das Publikandum vom 14. Oktober 1815 und die Uebereinkunft vom 21. September 1842 wegen der Erfindungspatente, das Berggesetz vom 24. Juni 1865, das Gesetz wegen des Wasserstauens bei Mühlen vom 15. November 1811, die Allerh. Cab.-Ordre vom 11. Juni 1847 über den Verkauf gebundener Schul- ꝛc. Bücher durch Buchbinder, die Verordnung vom 4. October 1847 über die Marktstandsgelder, das Regulativ vom 9. März 1839 und das Gesetz vom 16. Mai 1853 über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken.

Die durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 eingesetzten Gewerbe-

räthe sind durch ministerielle Anordnung überall wieder aufgehoben. Die Funktionen der Gewerberäthe werden jetzt durch die Magisträte versehen.

In **Hohenzollern** und **Lauenburg** hat sich die Zunftverfassung erhalten.

In den nach dem Prager Frieden mit Preußen vereinigten Ländern weicht die gewerbliche Verfassung von derjenigen in den älteren Landestheilen erheblich ab.

In **Hannover** wurde die Zunftverfassung durch die Gewerbe-Ordnung vom 1. August 1847 modifizirt und traten feste Bestimmungen an die Stelle schwankender Verwaltungsgrundsätze. Allein schon am 15. Juni 1848 wurde ein Gesetz, verschiedene Abänderungen der Gewerbe-Ordnung betreffend, publicirt, welches einzelne Bestimmungen dieses Gesetzes suspendirte und statt derselben „die dermalen bestehenden Verhältnisse" in Kraft ließ, andere aber abänderte. Durch diese Modification der Gewerbe-Ordnung vom 1. August 1847 hat sich in Hannover die Zunftverfassung mit unbedeutenden Milderungen erhalten. Die Zwangs- und Bannrechte sind später durch ein Gesetz vom 17. April 1852 für ablösbar erklärt worden. Zu den concessionspflichtigen gewerblichen Anlagen gehören auch die Kornmühlen, die nur concessionirt werden dürfen, wenn das genau zu erörternde Bedürfniß der Umgegend eine Vermehrung der Mühlenanlagen erfordert. Die Zünfte sind im Besitz des Zunftzwanges für den Zunftort verblieben, nur das Recht der Bannmeile ist ihnen entzogen worden. Der Zunftzwang ist indessen durch verschiedene provinzielle Bestimmungen gemildert, welche die Einfuhr auswärts bestellter Erzeugnisse gestatten. Andere Einschränkungen des Zunftzwanges sind durch das Gesetz vom 15. Juni 1848 suspendirt. Die Obrigkeit ernennt für jede Zunft einen Obmann, der die Aufsicht über dieselbe führt. Für die Gesellen ist die Wanderpflicht beibehalten. Das Meisterrecht kann nur durch zünftige Erlernung des Handwerks und Zurücklegung der Gesellen- und Wanderjahre erlangt werden; die Ansetzung von Freimeistern ist unzulässig. Personen, die Ketten- oder Zuchthausstrafe oder wegen eines von ehrloser Gesinnung zeugenden Verbrechens eine leichtere Freiheitsstrafe erlitten haben, dürfen nicht zum Meisterrecht zugelassen werden. Der Gildeschluß ist im Jahre 1853 überall aufgehoben worden. Die Erlaubniß zu Fabrikanlagen darf nur dann ertheilt werden, wenn der beabsichtigte fabrikmäßige Betrieb vom Handwerksbetriebe sich wesentlich unterscheidet und daneben ein fabrikmäßiger Betrieb im Interesse des Gewerbebetriebes selbst unentbehrlich, auf andere Weise aber nicht herzustellen ist. Der Handwerksbetrieb und der Detailhandel auf dem Lande unterliegen vielen Beschränkungen. Der Gewerbebetrieb im Umherziehen ist von besonderer, nur ausnahmsweise zu ertheilender Erlaubniß abhängig.

Die hannoversche Regierung hat im Jahre 1865 den Entwurf einer freisinnigeren Gewerbeordnung ausarbeiten lassen, der indessen nicht Gesetzeskraft erlangt hat.

Im Herzogthum **Schleswig-Holstein** hat sich mit **Ausnahme** einiger

Landestheile (Dithmarschen, Nordstrand, Marschkrege, Christiansfelde) die Zunftverfassung erhalten.

Für das ehemalige Kurfürstenthum **Hessen** existirt kein Gewerbegesetz. Da die Landesherren sehr früh gegen die Zünfte einschritten, so sind einzelne Städte ganz zunftfrei, während sich in anderen die Zunftverfassung neben dem freien Gewerbebetrieb erhalten hat. In der Sitzung vom 9. Mai 1863 beschloß die Ständeversammlung, die Staatsregierung um Vorlage einer auf Einführung der Gewerbefreiheit gerichteten Gewerbeordnung zu ersuchen. Die Regierung hatte demgemäß einen solchen Entwurf anfertigen lassen, aber nicht publicirt.

Im Herzogthum **Nassau** beseitigte das Gesetz vom 15. Mai 1819 das Zunftwesen, so weit es sich in einzelnen Landestheilen noch erhalten hatte. Nachdem durch das Gesetz vom 3. April 1848 die Handwerksgrenzen und die Meisterprüfungen als Bedingung des selbstständigen Gewerbebetriebs wieder eingeführt waren, hob das Gesetz vom 1. Juni 1860 fast alle Beschränkungen der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit auf.

In **Frankfurt a. M.** ist die Gewerbefreiheit durch die Gesetze von 12. Januar 1864 über die Berechtigung zum Gewerbebetrieb, über die Ausführung dieses Gesetzes, über den Fortbestand und die Ablösung der gewerblichen Realgerechtsame, so wie durch das Gesetz, betreffend die weitere Ausführung des Art. 11 der Constitutionsakte am 1. Mai 1864 ins Leben getreten. Art. 9 Nr. 3 des Ablösungsgesetzes wurde im Mai 1864 aufgehoben, nachdem die Entschädigung der Realberechtigten geregelt war.

In den ehemals baierischen und großherzoglich hessischen Gebietstheilen gilt noch die baierische resp. großherzoglich hessische Gewerbeverfassung, in Hessen-Homburg die Zunft.

(Schluß folgt.)

Zwei märkische Bilder.

I. Chorin.

Wer auf der Eisenbahn von Berlin nach Stettin fährt, bemerkt zwischen Neustadt-Eberswalde und Angermünde plötzlich zur Rechten ein ruinenartiges Gebäude. Wie eine Fata Morgana taucht es empor zwischen dem auf- und absteigenden Sanddamm, der die Eisenbahnstrecke hier begleitet. An einem Wasser, auf freiem grünen Plan steigt der Bau empor, ein großartiges, aus dunkelrothem verwitterten Gestein gebildetes Mauerwerk. Der überraschte Blick versucht das Bild festzuhalten, aber umsonst! Verschwunden ist die Erscheinung, so plötzlich wie sie gekommen.

Der alterthümliche Bau ist die Ruine jenes in der Geschichte der Mark Brandenburg vielgenannten Cistercienserklosters Chorin.

Als die Mark Brandenburg im Jahre 1373 an das Luxemburgische Haus überging, bestanden in der Ukermark, außer einigen Bettelmönchsklöstern, sieben zum Theil reich begüterte Convente, darunter das zum Kirchensprengel des Bischofs zu Brandenburg gehörige Kloster Chorin, von Mönchen bewohnt, deren Ordensregel, neben der Pflege des geistlichen Lebens und des Seelenheils, ganz besonders die Förderung der weltlichen Wohlfahrt durch Anbahnung eines rationellen Feldbaues vermittelst ländlicher Musterwirthschaften vorschrieb. Das Kloster war 1231 gestiftet worden. In diesem Jahre übergaben nämlich die Markgrafen Johann I. und Otto III. einem frommen Priester, Namens Theodorich, und seinen damaligen und zukünftigen Brüdern das Dorf Barzdyn, das heutige Parstein, mit allen seinen Zubehörungen und Gerechtsamen und versprachen, ihn von allen Abgaben zu befreien und in ihren persönlichen Schutz zu nehmen, wenn er daselbst der Jungfrau Maria zu Ehren ein Kloster errichten werde, welches ein Zufluchtsort aller Diener Gottes sein und alle Pilger, Schwache und Flüchtlinge in seine Mauern aufnehmen sollte.

Dies muß geschehen und der Bau sofort in's Werk gerichtet worden sein; denn schon im Jahre 1233 sah sich Bischof Conrad von Camin veranlaßt, „dem neuen Kloster, welches da heißt Gottesstadt, ehemals aber slawisch Barzsdin genannt wurde," 100 Hufen Landes zu schenken, und 1234 nahm Papst Gregor IX. das „Marienkloster Gottesstadt zu Bardin" (Parstein) in seinen besonderen Schutz, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Mönche dem Prämonstratenser-Orden angehörten und in dem Bischof von Camin ihren Oberhirten zu erkennen hatten.

Nun verfließt ein Zeitraum von fast einem Vierteljahrhundert, während dessen man über das Geschick der Stiftung nichts erfährt. Sie hat aber große Veränderungen erlitten und ist am Schluß jener dunklen Periode zum Cistercienserkloster umgewandelt und vom Caminschen Sprengel abgenommen und dem des Bischofs von Brandenburg beigelegt worden. Dies ist aus einer Urkunde des Brandenburgischen Bischofs Otto vom Jahre 1258 zu ersehen, worin derselbe das Kloster „Mariensee" nennt. Aus dem nämlichen Jahre giebt es zwei andere Urkunden von dem markgräflichen Brüderpaar Johann I. und Otto III., welche für die Geschichte des Klosters überhaupt wichtig sind, insonderheit die, welche als der eigentliche Stiftungsbrief des Klosters Mariensee angesehen werden kann; wir kennen dieselbe jedoch nicht in der Urschrift, sondern nur durch Uebertragung in den Bestätigungsbrief, welchen die Markgrafen Johann II., Otto mit dem Pfeile und Conrad I. gleich nach Uebernahme ihrer gemeinschaftlich geführten Regierung ausgeführt haben.

Die Lage des Klosters auf dem Parsteiner Werder hatte aber so viel Beschwerliches und Unbequemes, daß sich Abt und Convent bald zu einer Verlegung entschlossen. Diese Absicht wurde schon 1273 ausgeführt, wie man aus einer Urkunde ersieht, worin die Markgrafen ihre Genehmigung ertheilen daß das Kloster „von der Insel, die der See Parstein umgiebt, oder vom Mariensee nach derjenigen Stelle verlegt werde, welche der See Koryn umgiebt und die dem Abte von Alters her gehört habe; sowie daß der alte

Name Mariensee in Koryn verwandelt werden sollte." Gleichzeitig bestätigten die Markgrafen dem Kloster alle seine Besitzungen und fügten denselben noch beträchtliche hinzu.

Auf dieser Stelle hat das Kloster, das in der Geschichte des falschen Waldemar eine große Rolle spielte und um das Jahr 1400 seine Blüthe erreichte*), bis zur Reformation bestanden; auf ihr erblicken wir noch heute die Ueberreste seiner Gebäude, ganz besonders aber die prachtvolle Ruine seiner Kirche, die unbedingt die schönste Klosterkirche sein dürfte, welche es in der Mark Brandenburg giebt. Die Ansicht derselben ist im Innern wie von außen durch die edle Einfachheit des Stils, das seltene Ebenmaß aller Theile und die beträchtliche Höhe im Verhältniß zur Breite des Gebäudes, gleich überraschend. Sie ist in der Gestalt eines Kreuzes gebaut und reicht mit dem hohen Chor bis dicht an das Ufer des Mariensee's; der hohe Chor bildet einen Halbkreis mit sieben hohen Fenstern. Den übrigen Raum nahmen ein Hauptschiff und zu beiden Seiten zwei Nebenschiffe ein, von welchen letzteren nur das vom hohen Chore aus zur rechten Seite gelegene Nebenschiff noch vorhanden ist. Die ganze Länge der Kirche mißt 111 Schritte, die Breite des mittleren Hauptschiffs 16 Schritte; dabei ist sie verhältnißmäßig sehr hoch und von einem leichten Kreuzgewölbe überdeckt. Es wird von eilf schlanken, freistehenden Pfeilern und einem zwölften eingemauerten Pfeiler getragen. Der Zahl dieser Pfeiler, die zu beiden Seiten des Mittelschiffs stehen, entspricht eine gleiche Zahl schmaler, doch sehr hoher Fenster.

Den Namen des Dorfes und See's findet man in den ältesten Urkunden stets Corin, Korin oder Koryn geschrieben, aber schon 1274 nimmt der Name des Klosters die Form Chorin oder Choryn an, die von da an häufiger wird, doch immer mit der ursprünglichen Schreibweise abwechselt. Letztere ist, wenn auch jetzt nicht die übliche, die richtige; denn der Name kann nicht von dem in die slawischen Dialecte eingedrungenen Fremdworte Chor abgeleitet werden, sondern wurzelt offenbar in dem Worte „Koré," und das bedeutet Eichenrinde, die von den slawischen Ansiedlern in den damals an Eichenwäldern so reichen Gegend als Gerbestoff in großer Menge gesammelt werden mochte.

Kurfürst Joachim II. Hector nahm am 1. November 1539 in der Nicolaikirche zu Spandow das Abendmahl zum ersten Mal in beiderlei Gestalt und trat damit für sich und seine Lande der Reformation bei. Da schlug auch für Chorin die letzte Stunde. Fast 300 Jahre hat das Kloster bestanden und auf die landwirthschaftliche Kultur seiner Umgebungen förderlich eingewirkt. Die vom Kurfürsten im Jahre 1541 in der Kurmark angeordnete Kirchenvisitation hob das Kloster auf und vereinigte seine Besitzungen mit den kurfürstlichen Kammergütern. Von 1654 bis 1661 der Joachimsthalschen

*) Nichts vermochte sein Ansehen zu erschüttern. Selbst die Fehden der Großen der Mark berührten niemals seine heiligen Mauern. Ja, als die Quitzow's mit ihrer Macht es bedrohten, gelang es der Beredsamkeit seines Abtes, diese Fehdelustigen zu bestimmen, das Kloster und seine Güter unangetastet zu lassen, sogar sie in ihren ewigen Frieden zu nehmen.

Fürstenschule überwiesen, wurde in dem letzten Jahre Chorin wieder ein kurfürstliches Amt, darauf 1706 einer Abtheilung Invaliden eingeräumt, welche in den damals noch vorhandenen Mönchszellen wohnten, und seit 1721 ist es ein königliches Amt oder eine Domaine geblieben, wo jetzt, wie vor einem halben Jahrtausend, ein reges landwirthschaftliches Leben herrscht. Die alten Mauern sind zum Theil ausgebaut, bewohnbar gemacht; Neubauten, practischen Zwecken entsprechend, sind ihnen hinzugefügt. Schuppen, Scheunen, Ställe sind aus den heiligen, im dreißigjährigen Kriege von den Schweden arg zerstörten Räumen geworden, Wirthschaftsgebäude jeglicher Art, dienend zur Aufbewahrung der Früchte des Feldes, der Geräthe des Landmannes. Nur die alte Kirche ist diesem Schicksal entgangen. Sie darf nicht niederen Lebensbedürfnissen dienen. Es schützt sie königlicher Wille und Befehl.

Chorin ist, nach dem Bericht der Chronisten, die Ruhestatt einiger Markgrafen. Die erste markgräfliche Leiche, welche im Kloster beigesetzt wurde, war die des Markgrafen Johann I., welcher die Markgrafschaft über das Ukerland erweitert und das Kloster Chorin selbst gegründet hatte. Ihm folgten mehrere seiner Nachkommen in der Wahl dieses Begräbnißortes, namentlich Johann II., Otto mit dem Pfeile, dessen Bruder Conrad und endlich Waldemar. An der Begräbnißstätte von Fürsten, welche für die Gründung und erste Einrichtung des brandenburgischen Staates so Großes leisteten, wie besonders Johann I. und Waldemar, regen die historischen Erinnerungen, welche sich an diese Namen knüpfen, wohl in jedem Preußen, der die Geschichte seines Vaterlandes kennt, ein wehmüthiges Dankgefühl auf. Das Anschauen der großartigen, schönen Ueberreste der alten Klostergebäude, welche ihre Gruft bezeichnen, giebt den Ueberlieferungen der Geschichte hier eine mächtige Kraft und unmittelbare Wirkung auf das Gemüth und läßt Einen nicht ohne lebhafte Bewegung unter diesen Trümmern umherwandeln.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Luxemburger Frage, welche seit Wochen die politische Welt in Spannung erhält und die Börse so gewaltig erschüttert, spitzt sich immer mehr zu der alleinigen Frage wegen des Besatzungsrechtes Preußens in Luxemburg zu. Von dem Kaufgeschäft ist nicht mehr die Rede und kann nicht mehr die Rede sein, nachdem Holland von demselben zurückgetreten ist.

Man kann aber nicht sagen, daß durch diese Zuspitzung der Frage die Möglichkeit einer leichteren Lösung gewonnen worden sei; im Gegentheil hat sie dadurch eine direct gegen Preußen gewendete feindselige Richtung genommen und vergiftet sich durch die nationale Erregung, welche sie in Frankreich von Tag zu Tage mehr herausfordert; während in Preußen der immer lauter kreischende Ruf der französischen Presse: „Hinaus aus Luxemburg!" trotz der uns eigenen Ruhe und Mäßigung schließlich doch zu einer Erbitterung führen muß, deren Anschürung schwere Verantwortlichkeit auf die Urheber wälzen wird.

Um so schwerere, als Preußen nicht blos sein gutes Recht und seine militärische Ehre zu wahren, sondern auch für die Sicherheit Deutschlands einzustehen hat, zu dessen Defensional-System Luxemburg gehört; während die Franzosen für ihre Forderung keinerlei Legitimation besitzen, als ihre Eifersucht auf die militärischen Erfolge Preußens und das Verlangen, sich von der Bitterkeit dieser Empfindung durch eine Demüthigung Preußens zu befreien.

Es wäre Europa's Pflicht, zu Preußen zu stehen, denn Luxemburg und das preußische Besatzungsrecht gehören zu den Sicherheits-Maßregeln, welche die europäischen Mächte 1814 gegen Frankreich aufzurichten für nöthig fanden, und es ist nicht einzusehen, warum man solche Sicherheit gegen das zweite Kaiserreich für weniger dringlich halten sollte, nachdem es seinen der Ruhe der Welt so gefährlichen Charakter durch Aufwerfung immer neuer „Fragen" deutlich genug dokumentirt, und gerade jetzt durch die Luxemburger Frage recht gründlich dokumentirt hat.

Leider kann man auch kaum noch zwischen der Politik der französischen Regierung und der Aufgeregtheit der öffentlichen Meinung zu Gunsten der ersteren unterscheiden. Obwohl dieselbe noch keine bestimmten Forderungen an Preußen gestellt hat, trifft sie doch solche Maßregeln, welche eine eventuelle Forderung mit einer Kriegsdrohung verknüpfen lassen würden. Es ist freilich noch zweifelhaft, ob der Krieg in den Wünschen des Kaisers liegt, da er sich darüber nicht täuschen kann, daß er in den Wünschen Derer liegt, welche mit dem jetzigen Regierungssystem unzufrieden sind; es ist daher auch möglich,

daß die drohenden Rüstungen der augenblicklichen Stimmung schmeicheln und dieselbe hindern sollen, eine feindselige Richtung nach innen zu nehmen; die Gefahr für die Ruhe Europa's wird aber dadurch nur wenig behoben. Denn es fragt sich immer, ob die französische Regierung schließlich die Macht haben wird, auch gegen die Strömung der öffentlichen Meinung bei einer friedlichen Politik zu beharren. Es wird ihr jedenfalls um so schwerer fallen, je mehr die um ihre Auffassung der Sachlage befragten Cabinette, sei es um des Friedens willen, sei es, um dem so rasch gewachsenen Ansehen Preußens einen kleinen Stoß zu versetzen, geneigt scheinen, sich im Sinne der französischen Prätensionen zu erklären. Wollte man indeß aus diesen angeblichen Erklärungen der Cabinette einen Schluß auf ihre eventuelle Stellung bei einem wirklichen Kriegsfall ziehen, so würde sich solcher doch wohl nicht zutreffend erweisen. —

Ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland würde Europa in Mitleidenschaft ziehen, und um sich diese zu ersparen, muthet man wohl gegen bessere Einsicht Opfer zu oder erfindet Combinationen, in welchen man selbst sofort eine Schädigung realer Interessen sehen würde, wenn Preußen den Kriegsfall an sich kommen ließ.

Frankreich richtet für den Kriegsfall sein Augenmerk hauptsächlich wohl auf Italien, Oesterreich und Süddeutschland. Der Ministerwechsel in Florenz, welcher den französisch gesinnten Ratazzi an die Spitze des Cabinets gebracht hat, mag den französischen Aussichten günstig sein; obwohl es eine verständige Politik Italiens wäre, sich je mehr und mehr von Frankreich zu emancipiren. Aber Italien braucht Frankreich wegen der römischen Frage; es mag ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich fürchten, dessen Kosten ihm vielleicht zur Last fallen könnten, und es wird durch seine finanziellen Verlegenheiten auf Frankreich verwiesen. Gegen die treibende Gewalt der Interessen kommt die Ideal-Politik nicht auf, obwohl sich erst dieser Tage die Union Liberale in Bologna und der Nationalverein in schön stilisirten Glückwunsch-Adressen Friede und Freundschaft zugesagt haben.

Oesterreich hat das dringendste Interesse am Frieden, obwohl eine Partei vorhanden sein mag, welche zum Kriege drängt, um möglicher Weise eine Revanche für Sadowa zu gewinnen. Es ist aber doch im höchsten Grade fraglich, ob selbst im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland die richtige Würdigung des österreichischen Interesses gestatten würde, die gesuchte Revanche gerade an Preußen zu nehmen. Ein Krieg Oesterreichs gegen Preußen wäre ja ein Krieg Oesterreichs gegen Deutschland; ein Krieg, welchen nicht etwa die Gefühlspolitik abräth, sondern die Rücksicht auf die Existenzfähigkeit des Kaiserstaates, welcher seine außerdeutsche Stellung nicht in eine antideutsche Stellung umwandeln kann. Oesterreich wird aber um so weniger etwaigen französischen Lockungen nachgeben können, als die Allianzverträge der süddeutschen Staaten mit Preußen und die Preußen und dem Norddeutschen Bund sich zuwendenden Sympathien alle Rheinbundsgelüste fernabweisen. Es ist ein erfreulicher Beweis wieder erwachten nationalen Lebens, daß die drohende Gefahr Aller Blicke und Aller Hoffnungen nach Preußen wendet.

So standen die Dinge nicht, als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrach. Damals verzweifelten Viele; die Wenigsten dachten daran, daß aus einem solchen Kriege ein neu gekräftigtes Deutschland hervorgehen könne, und es schien Jedem erlaubt, seine Rettung da zu suchen, wo er sie zu finden hoffte; selbst bei dem Auslande! Jetzt weist keine Stimme in Süddeutschland mehr nach dem Auslande — das ist die glänzendste Rechtfertigung der deutschen Politik Preußens; die rasch gereifte Frucht seiner Siege und seiner Politik!

In Darmstadt, in Baiern drängt man auf Anschluß an den Norddeutschen Bund, und in Schwaben erwägt man die Vortheile, welche mit dem Range eines Preußen erster Klasse verbunden sind, gegenüber den Preußen dritter Klasse, wie solche lediglich durch die Allianzverträge geschaffen worden sind.

Diese Stimmung wird zunächst ihre rückwirkende Kraft auf den zum 29. d. M. einberufenen preußischen Landtag ausüben, so daß zu hoffen ist, er werde die Aufgabe, um deren willen allein er berufen ist, rasch und in einem der deutschen Einigung fördersamen Sinne lösen. Wir haben schon in unserer letzten Wochenschau darauf hingewiesen, daß die National-Liberalen des Reichstags für die Norddeutsche Verfassung einzustehen haben, welche unter ihrer Mitwirkung und zum Theil aus mit ihnen eingegangenen Compromissen zu Stande gekommen ist. Indeß selbst von denjenigen ihrer Gesinnungsgenossen, welche dem Reichstage nicht angehört, ist nicht zu erwarten, daß sie Schwierigkeiten erheben werden. Auch sie sind durch ihre in der letzten Session abgegebenen Erklärungen gebunden, und Niemand wird in der gegenwärtigen Situation eine Ermuthigung finden, das große Werk der deutschen Einigung und der Widerstandsfähigkeit Deutschlands gegen das Ausland stören zu wollen.

Der Feind pocht vernehmlich an die Pforten Deutschlands. Es wird sich kein Verräther finden, sie zu öffnen; aber Verrath wäre es auch, wollte man deren kräftigste Vertheidigung nicht fördern!

Privat-Correspondenz aus Paris.

Frankreich rüstet! das ist Thatsache; aber was bedeutet diese Thatsache? Zunächst wohl die Erkenntniß, daß Frankreich, welches bisher so stolz war auf sein unbestrittenes militärisches Uebergewicht und welches aus diesem Selbstbewußtsein sein Prestige nahm, in der That hinter der militärischen Entwickelung Preußens zurückgeblieben ist. Müssen aber diese Rüstungen nothwendig Preußen gelten? Giebt es nicht außer der Luxemburger Frage noch andere, welche auf eine der seitherigen europäischen Stellung Frankreichs entsprechende militärische Organisation drängen? In der französischen Armee mindestens ist keine Begeisterung zu einem Kampfe mit Preußen vorhanden, und man weiß aus der Geschichte, daß der französische Soldat mit der Vor-

aussicht des Sieges in die Schlachtlinie treten muß, wenn er siegen soll. Das weiß auch der Kaiser — und seine Marschälle, Niel vor Allen, haben ihm gesagt, daß sie noch Monate brauchen, um die Armee kriegsbereit zu machen.

Ein höherer französischer Offizier sagte mir erst dieser Tage: „Preußen könnte uns allenfalls noch Pulver verkaufen und hätte dessen noch genug übrig zu einem Kriege mit uns." — Anders ist allerdings die Stimmung des Volkes.

Jedenfalls, wenn man dem Anscheine trauen darf, nehmen die Dinge eine ernste Wendung, und je länger die Ungewißheit dauert, desto mehr erhitzen sich die Köpfe. Die Franzosen sind nun einmal so: im ersten Augenblick war, mit Ausnahme der Stock-Imperialisten, Alles wüthend gegen den Kaiser, weil er schon wieder einmal eine „Frage" heraufbeschworen habe; nach und nach aber haben sich dieselben Franzosen eingeredet oder einreden lassen, Preußen sei zu störrig, und mit Unrecht wolle es nicht nachgeben. Sie sind deshalb nicht weniger aufgebracht gegen ihren Kaiser, aber der Chauvinismus fängt an sich zu regen, und es würde der Regierung fast leicht werden, den Krieg als eine Ehrensache darzustellen. Der Kaiser ist sehr unschlüssig. Er fühlt, daß sein „Gebäude" wackelt und daß ihm Nichts übrig bleibt, als sich in der Meinung wiederherzustellen. Die Chauvinisten in seiner Umgebung schüren das Feuer. Die officiellen politischen Männer, wie Lavalette, Moustier u. s. w., bedauern diese Situation, sie wünschen einen Ausgleich, sie sagen nichts Verletzendes gegen das Berliner Kabinet. Der Kaiser glaubt fest, Preußen sei ihm zu Dank verpflichtet; nach Sadowa und bei Gelegenheit der Veröffentlichung der geheimen Verträge mit den Südstaaten habe er ihm seine Sympathien bewiesen. Preußen möge in Deutschland machen, was es wolle, aber er werde sich seine „Rechte" außerhalb Deuschlands nicht schmälern lassen u. s. w. Man versichert, daß von einer Neutralisirung Luxemburgs keine Rede sein könne, daß aber eine Vereinigung des Landes mit Belgien nebst einer äquivalenten Compensation für Frankreich an der Belgischen Grenze vielleicht angenommen werden könnte.

In dieser Richtung sollen sich auch die Auffassungen Oesterreichs und Englands mit den Wünschen Frankreichs begegnen; aber werden sie Eindruck auf Preußen machen? Kann man von Preußen verlangen, daß es sein Recht und die Sicherheit Deutschland opfert, um das bröckelnde Piedestal des zweiten Kaiserreichs mit frischer Tünche zu versehen? Der Friede ist ein kostbares Gut und seine Erhaltung der größesten Opfer werth. Aber wer stört ihn? Wer hat denn die Luxemburger Frage geschaffen? Ist Preußen verbunden, die französische Regierung von deren Consequenzen zu befreien? Allerdings ist die Aufregung in Frankreich groß; aber wird die Sprache der französischen Blätter nicht eine entsprechende nationale Erregung in Deutschland hervorrufen, welcher sich Preußen nicht wird entziehen können, ohne seine neu gewonnene Stellung in Deutschland zu compromittiren? In dieser Aufstachelung der nationalen Leidenschaften liegt die Bedeutung und die Gefahr der Situation.

Will Napoleon den Krieg nicht, so wird es seine, allerdings sehr schwie-

rige Aufgabe sein, den Hetzereien der französischen Blätter Zügel anzulegen, welche den Krieg gegen Preußen predigen, und den Krieg zugleich als das sichere Mittel charakterisiren, „das Gebäude zu krönen." Gelingt es Napoleon nicht, die nationale Erregung zu mäßigen, so wird er bei ausbrechendem Kriege allerdings eine kräftige Stütze an ihr finden; Europa wird aber auch sehr bald erkennen, daß ein solcher Krieg Gefahren heraufbeschwören werde, von welchen Preußen nicht allein bedroht wäre.

Das russische Amerika.

III.

Das Colonialgebiet wird durch einen in Neu-Archangel residirenden Oberbefehlshaber in oberster Instanz verwaltet, der, da Anfrage in Petersburg und Bescheid von dorther — den vor Kurzem dem Verkehr übergebenen sibirischen Telegraphen unberücksichtigt — mehrere Monate brauchen, mit ziemlich umfassender Macht bekleidet ist, und dem für seine Befugnisse ein mangelhaft redigirtes Gesetzbuch zum Anhalt dient, welch' letzteren man somit am meisten in einer sorgsam gewählten Persönlichkeit finden muß. In administrativer Hinsicht zerfällt das Gebiet in sechs Bezirke (otdjel): 1) Sitcha, wozu der ganze Küstenstrich vom Kap St. Elias südlich bis zur Parallele von 54° 40, und die in der Nähe liegenden Inseln gehören; 2) Kadjak, besteht aus dem Ufer und den Inseln der Kenay'schen und der Tschugatski'schen Bai, der Halbinsel Aljaska bis zum Meridian der Schumagin-Inseln, den Inseln Kadjak, Ukamok, mit allen dazu gehörigen Eilanden, und Semidy, und umfaßt im Norden die Ufer der Bristol-Bai und die Umgebungen der Flüsse Nuschagak und Kuskokwim; 3) der Nördliche oder Michael-Bezirk, der das Flußgebiet des Kuskokwim und Kwichpack und die Küste von der Norton-Bai bis zur Behring-Straße in sich schließt; 4) Unalaschka, mit der Halbinsel Aljaska von dem Meridian der Schumagin-Inseln an, den Fuchs- und Sinnach-Inseln und den nördlich von der Aleuten-Gruppe liegenden Inseln Pribylow; 5) Atcha, die Andreanow-, Ratten-, Rahen- und Commandeurs-Inseln enthaltend, und 6) der Kurilische Bezirk, aus der Inselgruppe dieses Namens von Urup bis zur Halbinsel Kamtschatka bestehend. An der Spitze der Bezirke befinden sich Commis, welche der Oberbefehlshaber aus den der Compagnie dienenden Russen oder Kreolen ernennt. Russen und Kreolen werden im Allgemeinen nach den in Rußland geltenden Gesetzen behandelt, die abhängigen Völkerschaften von ihren Aeltesten (Tajonen) regiert, deren Wahl der Bestätigung des Oberbefehlshabers unterliegt; die unabhängigen Völker regieren sich selber, und die Compagnie hat nur einen sehr beschränkten Einfluß auf sie.

In geistlichen Dingen ist russisch Amerika dem in Blagowäschtschenska (Amur-Gebiet) residirenden Erzbischof von Kamtschatka, der Kurilen und Aleuten untergeordnet, während der Bischof von Neu-Archangel, dessen Sitz vor einigen

Jahren nach Jakutsk verlegt worden ist, die direkte Oberleitung ausübt. 7 Pfarrkirchen, 2 Filiale und 35 Kapellen sind vorhanden, drei Missionen wurden zur Bekehrung der Heiden gegründet, und schon 1793 begann die Abordnung christlicher Sendboten. Aber 1797 ertrank der Bischof Joseph auf der Rückreise von Rußland, wohin er zum Empfang der Weihe berufen war, mit dem ganzen Clerus, so daß bis 1810 den Colonieen nur ein einziger betagter Klostergeistlicher verblieb. Gegegenwärtig sind 27 Personen geistlichen Standes aufgeführt, wozu noch ein Pfarrer für die Lutheraner kommt, deren es in Neu-Archangel ziemlich viele giebt, und die dort auch eine eigene Kirche haben.

Die Bekehrung der Aleuten fand keine Schwierigkeit und ging namentlich im Bezirke Unalaschka glücklich von Statten, wo der jetzige Erzbischof von Kamtschatka damals als Geistlicher wirkte. Er erlernte die Sprache der Aleuten, übersetzte viele kirchliche Bücher und verbreitete die Kenntniß des Lesens und Schreibens. Von den übrigen Eingebornen nehmen diejenigen den wahren Glauben an, welche öfter in die Nähe der Missionen kommen, lediglich allerlei Vortheils wegen, doch im Ganzen vermindert sich die Zahl der Bekehrten mit jedem Jahre, namentlich unter den Koloschen. Es wurden von den Eingeborenen der verschiedenen Stämme getauft: im Jahre 1845: 531, 1854: 38, 1859: 42, und von 1841—1860, also in 20 Jahren, 4700, doch auch die Zahl existirt nur auf dem Papiere, da viele von den Nomaden, nachdem sie die Taufe empfangen, vielleicht niemals wieder einer Mission nahe kommen und ihre Christenpflicht vergessen. Außer dem Mangel an tüchtigen, der Landessprache mächtigen Missionairen ist ein Haupthinderniß der Bekehrung die Vielweiberei, der die Eingeborenen ungern entsagen, dann auch wohl die herumschweifende Lebensweise und der entgegenstrebende Einfluß ihrer Zauberer.

Die gewerbliche Thätigkeit der Colonieen erstreckt sich zur Zeit auf den Fang von Land- und Seethieren, auf die Gewinnung von Steinkohle und den Handel mit Eis und Holz, alles Ausfuhrartikel, welche der Compagnie eine beständige Einnahme gewähren, und Artikel lediglich für den Bedarf der Colonieen selbst, an welchen kein baarer Verdienst ist. Der Bergbau auf Steinkohlen ist seit einiger Zeit in der Gegend der Kenay'schen Bucht eröffnet. Ganz gute Qualität ist noch nicht gefunden, wie überhaupt die Formation der Kohle je weiter nach Norden desto unvollkommener werden soll. Was den Handel mit Eis betrifft, so liefert das Colonialgebiet diesen Artikel nicht bestimmt und reichlich genug, auch ist der Markt vorläufig noch beschränkt und die Concurrenz mit dem Amur bedeutend, und die Ausfuhr von Holz ist bisher nur eine geringe und nur versuchsweise gewesen. Das Hauptgeschäft wird mit Pelzwerk gemacht, es ist der Nerv des ganzen Unternehmens. Die Art, dieses Geschäft zu betreiben, hat verschiedene Phasen durchlebt. Als die Compagnie mit ihren Privilegien in's Leben trat, hatten die ohne jegliches System darauf loswirthschaftenden kleinen Gesellschaften, wie sie früher bestanden, ihrem Uebel vorgearbeitet. Sie selbst trieb es einstweilen so weiter, bis 1805 der Kammerherr Resanow die Colonieen besuchte und darauf drang, ein bestimmtes System einzuführen, um einer gänzlichen Ausbeutung der Thiere, namentlich der Seebären, vorzubeugen, welche nebst den Seebibern

die einträglichste Species sind und von denen in letzter Zeit des Jahres 8000 bis 20,000 ohne alle Mühe eingebracht wurden.

Alljährlich im Mai fahren die Schiffe von Sitcha ab und sammeln in den Factoreien an der Küste das Pelzwerk des Winterfanges. Gegen Ende Juni kommt die Fracht nach Ochotsk und wird von da 200 deutsche Meilen landeinwärts nach Jakutsk gebracht, wo im August eine große Messe gehalten wird mit einem Umsatz von $2\frac{1}{2}$ Millionen Silberrubeln, wovon eine Million in Pelzwerk besteht. Dieses Pelzwerk findet von dort einen doppelten Absatz. Entweder schifft man es auf der Lena ein und bringt es über den Baikal-See nach Irkutsk, von wo es weiter geht nach Kiachta-Maimatschin, zwei Städte, wie Altona und Hamburg, zwischen denen hindurch die russisch-chinesische Grenze läuft und wo in dem Zwischenraum im October, namentlich aber im Februar, große Messen gehalten werden. Die Chinesen kaufen dort russisches Pelzwerk, die Russen Thee und Seidenwaaren. Langen die Schiffe in Ochotsk zeitig im Juni an, so kann die Fracht Mitte Juli in Irkutsk eintreffen. Auf der Lena fährt man nur bis Kirensk, von dort geht die Reise zu Pferd in fünfzehn Tagen bis Irkutsk. Oder der andere Theil der Pelzwaaren wird nach Europa exportirt, nach Nischnei-Nowgorod, nach Moskau, nach Leipzig. Wenn man Irkutsk erst im October erreicht, muß man warten, bis die Schneedecke hart geworden, um im Schlitten die tausend Meilen bis Moskau zurückzulegen. Die Schlitten sind geschlossen, mit Pelzwerk gefüttert, und die Fahrt ist ohne Beschwerden, so daß sie wiederholt von russischen Damen, ja von Kindern zurückgelegt worden ist. Kommt man aber zeitig im September nach Irkutsk, so geht man zu Wagen über Krasnojarsk, Tomsk, Katherinenburg, Perm, Kasan in zwanzig Tagen bis Moskau. Die Reise von den äußersten Posten im russischen Amerika bis nach Petersburg läßt sich daher in $3\frac{1}{2}$, spätestens in fünf Monaten vollenden. Die Kosten einer solchen Reise für die Beamten der Compagnie betragen in der Regel 4000 Rubel Papier oder etwa 1000 Thaler.

In den sieben Jahren 1826—1833 hat die russische Gesellschaft $6\frac{3}{4}$ Millionen Silberrubel ($7\frac{7}{8}$ Mill. Thlr.) für den Unterhalt der Colonieen und den Ankauf von Pelzwerk ausgegeben. Im Jahre 1841 besaß sie zwölf Schiffe mit einem Gehalte von 1556 Tonnen, und v. Mofras giebt an, daß das Capital der Compagnie um diese Zeit an Schiffen, Gebäuden, Vorräthen, Munition auf 4 Mill. Papierrubel sich belief, daß sie jährlich etwa 500,000 Papierrubel oder französische Franken für Besoldung ihrer Beamten, Ankauf von Waaren &c. ausgab und dabei eine Million in Papier gewann. Nach einer anderen Quelle betrug die Einnahme der Compagnie im Jahre 1849: 717,965 Rubel 65 Kop. Silber; die Ausgabe dagegen: 593,918 Rub. 35 Kop.; nach Abzug von 10 pCt. für das liegende Capital und $\frac{1}{2}$ pCt. zum Fonds für die Armen fiel jeder Actie, die, 7484 an der Zahl, Anfangs einen Nominalwerth von 150 Rubeln hatten, 1849 aber bis auf 275 Rubel gestiegen waren, eine Dividende von 15 Rubeln oder 10 pCt. reiner Gewinn zu.

Capitain-Lieutenant Golowin fragt in dem „Russischen Marine-Archiv" am Schluß eines sehr ausführlichen Aufsatzes über das russische Amerika:

„Entspricht der gegenwärtige Zustand der Colonieen der Tragweite der der Compagnie verliehenen Privilegien, der Zeitdauer ihres Genusses, welche Ursachen haben den commerciellen Fortschritt verlangsamt, und was ist zu thun, um die Hemmnisse einer gedeihlichen Entwickelung zu beseitigen?“ Die Antwort darauf ist: In allen Fällen, wo eine gute Einrichtung der Colonieen, eine Verbesserung in der Lage der Eingeborenen und Russen der Compagnie directen Vortheil versprachen, hat sie keine Ausgaben gescheut. In denjenigen Fällen dagegen, wo die Vortheile zweifelhaft waren oder es zu ihrer Erlangung besonderer Energie und Unternehmungslust bedürfte, hat sie die Hände in den Schooß gelegt oder sich mit halben Maßregeln begnügt.

Die Pelzindustrie war der Hauptquell ihrer Einnahme, daher eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und Alles, was damit in irgend einer Beziehung steht. Um deswillen die Sorgfalt für die Aleuten, das Streben nach Bevölkerung und verschiedene andere Maßnahmen, welche freilich aus Mangel an einem zuvorbedachten festen Plane vielfach hinter ihrem Ziele zurückgeblieben sind. Das dringende Bedürfniß, zu annehmbaren Preisen tüchtige Seeleute, Handwerker, Techniker, Commis und Specialpersonal aller Art zu haben, nöthigte die Compagnie, Schulen und Lehranstalten zu gründen; sie wünschte, brauchbare Leute in ihre Dienste zu ziehen, deshalb mußte sie für die alten Ausgedienten, ihre Wittwen und Waisen sorgen. Auf der andern Seite versprach der Handel mit Holz und Fischen keinen greifbaren Vortheil, verlangte bedeutenden Aufwand ohne volle Garantie; dieser Handel entwickelte sich nicht. Wollte man einträgliche Verbindungen mit den Eingeborenen anknüpfen, so mußte man in das Innere dringen, neue Faktoreien und Garnisonen etabliren; aber das erschien kostspielig und unsicher, und die Compagnie beschränkte sich auf einige Küstenplätze. Die Entwickelung von Ackerbau und Viehzucht, Untersuchungen und Forschungen nach neuen Reichthümern im Innern des Landes verlangten Geld und Ausdauer ohne sofortige Aussichten; die Compagnie fand es vortheilhafter, den Bewohnern Brot und Fleisch von auswärts zuzuführen und sich auf keine ernstlichen Forschungen einzulassen. Sie unterhielt ein System der völligen Absperrung, indem sie keinen einzigen Hafen eröffnete und nur Papiergeld umsetzte; dieses System erzeugte und begünstigte einen lebhaften Schleichhandel. Soll man die Compagnie anklagen? Keineswegs. Sie hat einfach wie eine Handels-Compagnie auf den nahe liegenden Profit gewirthschaftet, anders hätte sie auch kaum bestehen können. A. B.

Zur Charakteristik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

I.

Frankreichs Bewohner, obgleich sie in jeder Provinz einen eigenthümlichen Charakter annehmen, scheinen von der Natur selbst bestimmt zu sein, eine

gleichartige Nation zu werden, gleichsam nur ein einziges Individuum zu bilden; und dies ist es auch, wodurch sie sich von allen andern Nationen Europa's unterscheiden. Frankreich ist eine zusammenhängende Masse, im Gegensatz zu Italien und Griechenland, es ist ein Land, wo die Ebenen vorherrschen, im Gegensatz zu Spanien. Die Gebirgs-Landschaften sind zu klein und zu abgesondert von einander, um ihre Unabhängigkeit gegen die Tiefländer zu behaupten; übrigens liegen vier dieser Landschaften, die Pyrenäen, die Alpen, der Jura und die Vogesen, auf den Continentalgrenzen; die fünfte, das armorische Hügelland, bildet eine oceanische Halbinsel, deren Zugang von Seiten des Innern durch keine Vormauer versperrt ist. Die Gebirge der Central-Insel bedecken freilich eine beträchtliche Fläche und sind ziemlich hoch, aber statt gleich einer Mauer eine Hochebene zu umgeben, wie die der Abruzzen und die von Castilien, sind sie durch die von gemeinschaftlichen Punkten ausgehenden und nach den entgegengesetzten Ebenen sich senkenden Thäler von allen Seiten bis in ihre innersten Winkel zugänglich. Die südlichen, nördlichen und östlichen Ebenen verkehren ohne Hinderniß mit einander. Keine Gebirgskette mit Engpässen scheidet die Ströme von einander. Die Natur hat endlich, mit Ausnahme der Küsten des Mittelmeeres, in ganz Frankreich so ziemlich den nämlichen Charakter; das Klima der Mosel und das der Garonne sind einander so ähnlich, daß sie keinen wesentlich verschiedenen Einfluß auf die Beschäftigungen und Lebensart der Bewohner äußern; überall ist der Winter mild und der Sommer gemäßigt; der Boden ist fruchtbar, ohne die üppige Vegetation der südlichen Länder zu besitzen, die Natur heiter, lachend, anmuthig, und hat weder die glänzenden Farben und die Feierlichkeit Italiens und Spaniens, noch das traurige Aussehen und die düsteren Farben der nördlichen Länder.

Ueber Frankreichs Ureinwohner und über die Bildung des französischen Volks in seiner jetzigen Zusammensetzung ist sehr viel geschrieben worden, man hat sich dabei nicht an die historischen Zeiten gebunden. Gobineau z. B. hat in „De l'inégalité des races humaines" eine wirklich interessante, leider nur zu hypothetische Schilderung der vorkeltischen Epoche geliefert, wonach Frankreich in jener Urzeit von Stämmen mongolischer Rasse bewohnt gewesen war. Allein, passons au déluge, gehen wir zur Periode über, von der wir wirklich Etwas wissen. Das, was historisch feststeht, läßt sich für unseren Zweck in wenig Worten zusammenfassen: Kelten und Germanen, mit etwas fremdem (semitischem) Blute vermischt, sind die Stammeltern der jetzigen Franzosen *). Im Norden und Osten herrschten die Teutonen vor;

*) Malte-Brun in seiner „Géographie universelle" läßt nach A. Desmoulins (histoire des races humaines) Frankreichs Bevölkerung von zwei Species oder Menschenarten und drei Hauptrassen abstammen. Die zwei Species sind die Semiten und die Scythen. Erstere theilen sich in drei Rassen: Kelten, Pelasger und Araber; letztere bietet die Germanen. Es ist wohl unnöthig, die Einwände aufzuführen, die sich gegen diese Eintheilung machen ließen, besonders wenn wir auf die Ausführung derselben im citirten Werke näher eingingen. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, daß Malte-Brun dabei der Franken, die doch dem Lande ihren Namen gegeben, keiner Erwähnung thut. Von diesen ist nur im historischen Theil die Rede.

im Centrum haben sich Kelten und Franken in verschiedenen Verhältnissen vermischt; bloß im Westen haben sich die Kelten rein erhalten, im Süden haben Griechen und Araber, und selbst die Nachkommen der römischen Legionen, auch Gothen, ebensoviel, stellenweise selbst mehr als die Gallier zur Bevölkerung beigetragen.

Mögen nun Abstammung oder geringe klimatische Unterschiede und sonstige Verhältnisse ihren Einfluß ausüben, so viel ist gewiß, daß ein größerer Unterschied z. B. zwischen dem Vlämen aus der Umgegend von Dünkirchen und dem Provençalen am Mittelmeer oder dem Bearnesen, der am Fuße der Pyrenäen haust, besteht, als zwischen dem Pommer und dem Bayer oder Oesterreicher Die Eigenthümlichkeiten, welche die Bewohner jeder Provinz charakterisiren, sind so beständig, daß sie sogar sprüchwörtlich geworden sind.

Die älteste Tochter Frankreichs, die Bretagne, eine keltische Provinz, zieht zuerst unsern Blick auf sich. Von da wenden wir uns zu den alten Nebenbuhlern der Kelten, den Basken oder Iberern, die ebenso hartnäckig in ihren Gebirgen geblieben sind, als die Kelten in ihren Haiden und Sümpfen; dann können wir zu den Ländern übergehen, deren Bevölkerung durch römische und germanische Eroberungen gemischt wurde; so werden wir, zugleich im Raume wie in der Zeit vorrückend, die Geographie Frankreichs in chronologischer Ordnung übersehen.

Die Bretagne ist die Nordwestküste Frankreichs, das sogenannte Sachsengestade (Litus saxonicum), das in der Römerzeit seinen eigenen Statthalter hatte, Sachsengestade wohl genannt, nicht wohl weil die küstenplündernden Sachsen abgewehrt werden sollten, sondern wahrscheinlich, weil sächsische Haufen (gleichsam sächsische Wikinger) die Küsten vom Ausfluß der Maas bis an die Loire zum Theil besetzt hatten. Wir finden in französischen Jahrbüchern am Ende des 9. und am Anfange des 10. Jahrhunderts unweit Nantes mehrere sächsische Gemeinden erwähnt, die möglicher Weise auch von den aus Transalbingien durch Karl den Großen weggeführten Sachsen abstammen könnten. Die gegenwärtigen Kleinbriten in der Bretagne sind ein gar eigenthümliches Völkchen für sich, welches auch ein Jahrtausend seinen eigenen politischen Zustand und, obgleich ein französisches Lehn, doch eigene Selbstständigkeit hat behaupten können. So thätig, forschend, zu allen Fortschritten bereit, wie wir noch sehen werden, die benachbarten Normannen sind, so apathisch und dem Schlendrian anklebend sind die Bretagner, die Einen könnten „auri sacra fames,“ die Andern „parvo contentus“ auf ihre Wappen schreiben. „Enthalte dich, und der Himmel wird dir helfen,“ das ist, wie Guilbert bemerkt, der Wahrspruch der bretagnischen Bauern; „ist er arm, so erträgt er mit Gleichgültigkeit alle Entbehrungen, ist er krank, so braucht er kein Mittel dagegen, und noch im Sterben erwartet er die letzte Stunde ohne Klagen. Unter allen Leiden und aller Noth findet man ihn gleich resignirt. Die Bretagner sind verständig, stolz ohne Härte, religiös, den bestehenden Gewalten in einem Gefühl von Unterordnung oder hierarchischer Ergebenheit gehorsam, ausdauernd, gutmüthig, gastfrei und redlich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens; ihre sprüchwörtliche

Tapferkeit geht bis zum Heroismus, und die Trägheitskraft, die sie allen Prüfungen entgegensetzen, macht sie tauglich zur Ertragung der größten Beschwerden. Ihre Zuneigungen sind lebhaft, und man erkennt sie an der Liebe zum Heimathlande, die sich bei ihnen mit der Energie einer Leidenschaft kundgiebt. Jeder Nichtbretagner, selbst der Franzose oder Gallo, wie sie ihn nennen, ist ihnen ein Fremder. Mit Einem Worte, diese alte bretagnische Nationalität, für welche sie so lange gekämpft, ist für sie ein moralischer Instinct geworden, dem sie stets folgen, oft ohne sich dessen bewußt zu sein. Dies Gefühl geht auch in ihre religiösen Gebräuche über, denn wenn das Fest des großen Ablasses sich nähert, bekleiden sie die Statuen der Heiligen mit den Nationalkleidern." Michelet dagegen meint: „Der Geist der Bretagne ist ein halsstarriger, blinder Geist des unbeugsamsten Widerstandes und der unerschrockensten Widersetzlichkeit; einen Beweis hierfür liefert Moreau, der Gegner Bonaparte's, und noch deutlicher tritt es in der Geschichte der Philosophie und der Literatur hervor. Der Bretagner Pelagius, der einen stoischen Sinn in das Christenthum brachte und in der Kirche zuerst sich zu Gunsten der menschlichen Freiheit erhob, hatte zu Nachfolgern die Bretagner Abälard und Decartes. Alle drei haben der Philosophie ihres Jahrhunderts einen neuen Schwung gegeben; gleichwohl zeigt, selbst bei Decartes, die Geringachtung von Thatsachen, der Geschichte und Sprachen zur Genüge, daß dieser unabhängige Geist, der die Wissenschaft und Psychologie begründete und die Grenzen der Mathematik so sehr erweiterte, mehr intensive Kraft als umfassendes Talent besaß. Dieser Geist der Widersetzlichkeit hat sich, als dem Bretagner eigenthümlich, in dem letzten Jahrhundert und in dem unsrigen durch zwei scheinbar sich widersprechende Thatsachen bewährt. Dieselbe Gegend dieser Provinz (St. Malo, Dinan und St. Brieux), welche unter Ludwig XV. die Zweifler, Duclos, Maupertius und La Méthérie, hervorgebracht, hat in unseren Tagen dem Katholicismus seinen Dichter und einen Redner geboren, Chateaubriand und La Mennais."

Die Bretagner charakterisirt auch die Angelegenheit de la Chalotais, eine Episode, welche in direktester Weise die allgemeine Geschichte Frankreichs berührt. Der von dem Parlament von Rennes über eine Steuerfrage begonnene Kampf verwickelte sich mitten im 18. Jahrhundert mit einem nicht minder ernsten Kampfe, dem gegen die Gesellschaft Jesu. La Chalotais, Generalprocurator beim bretagnischen Parlament, gab bekanntlich durch seinen „Compte-rendu des constitutions des Jésuites" (1761) das Zeichen zum Sturm auf die Jesuiten in Frankreich und trug hauptsächlich, indem er die anderen Parlamente zu gleichen Erklärungen veranlaßte, zur Unterdrückung des Ordens (1764) bei. Das von dem Könige der ersteren Angelegenheit wegen nach Paris geforderte Parlament antwortete auf die Vorstellungen des Königs mit einer allgemeinen Niederlegung der Stellen. Am 10. November 1765 wurde La Chalotais, sein Sohn und drei andere Räthe verhaftet, ein hoher Gerichtshof wird in dem Palast zu Rennes eingesetzt und die Angeklagten nach einem ziemlich langen Prozeß in's Exil nach Saintes geführt.

Die öffentliche Meinung erhebt sich zu ihren Gunsten, Ludwig XV. erklärt, um die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, durch einen offenen Brief, daß er keine Schuldige finden wolle, und hebt das Verbannungs-Urtheil auf. La Chalotais verwirft stolz die Verzeihung des Königs, er protestirt gegen die Gnade und verlangt, nach den gesetzlichen Formen gerichtet zu werden. Von diesem Augenblick an werden durch die französische Magistratur die höchsten politischen Fragen in Anregung gebracht. Man stellte die Frage auf, ob der König das Recht habe, direkt in eine gerichtliche Verhandlung einzugreifen. Die Parlamente des Königreichs antworteten mit Nein, bestimmten klar die Trennung der Gewalten, und sobald dieser erste Punkt einmal festgestellt war, gelangte man schnell dahin, die königliche Gewalt selbst zu besprechen, ihren Ursprung zu erforschen und ihre Grenzen zu bezeichnen. Das Parlament von Rouen erklärte, „der König könne juridisch nicht die Verurtheilung oder Freisprechung seiner Unterthanen aussprechen." Aehnliche Erklärungen erließen die Parlamente von Paris und von der Normandie. Das Parlament von Rennes aber, das sich stets im Vortrab befand, faßte die ganze Polemik in Aktenstücken zusammen, wo die Theorieen des Contrat social und die parlamentarische Strenge sich verbanden und in denen das Wort „Unterthan" durch das Wort „Bürger" ersetzt war. Die Parlamente wurden aufgelöst, aber schon begann der Sturm zu grollen, und einige Jahre später starb La Chalotais' Sohn auf demselben Schaffot wie Ludwig XVI.

Poitou, das wir auf der andern Seite der Loire, der Bretagne und Anjou gegenüber finden, ist ein aus sehr verschiedenen Elementen gebildetes, aber nicht gemischtes Land. Drei sehr verschiedene Bevölkerungen bewohnen drei verschiedene Landstriche, die sich von Norden nach Süden ziehen. Hieraus entstehen die auffallendsten Widersprüche, welche die Geschichte dieser Provinz darbietet. Poitou ist der Mittelpunkt des Calvinismus im 16. Jahrhundert, es verstärkt die Armeen Coligny's und versucht die Gründung einer protestantischen Republik, und Poitou ist es auch, von wo Ende des vorigen Jahrhunderts die katholische und royalistische Opposition ausging. Die erste Epoche gehört besonders den Küstenbewohnern, die andere vorzüglich dem Bocage. Mitten unter den schrecklichsten Wechselfällen des Vendéerkrieges erstaunt man nicht minder über die fast unmenschliche Thätigkeit der revolutionären Behörden, als über die fast unglaubliche Unfähigkeit, die sie an den Tag legen. Sie wissen nichts vorauszusehen, nichts zu ordnen, die Truppen entfalten ganz vergebens einen bewundernswerthen Muth und sterben Hungers in dem von ihnen verheerten Lande. Man greift unablässig zu gewaltsamen, fast nie zu nützlichen Maßregeln, und um sich für den mangelnden Erfolg zu rächen, mehrt man die Schaffote. Im Jahre 1793 bittet die Verwaltung der Vendée die der beiden Sèvres, ihr die Guillotine zu leihen, letztere antwortet, daß St. Maixent dasselbe Verlangen gestellt habe, und um alle Anforderungen zu befriedigen, beschließt sie, fünf neue Guillotinen zu bestellen. Die Grausamkeit der revolutionären Agenten stand stets in direktem Verhältniß mit ihrer Unfähigkeit, und ohne diese Unfähigkeit und ohne die in blinder Hartnäckigkeit fortgesetzten Gewaltthaten würde der Krieg im Westen

trotz des Heldenmuthes der Vendéer viel minder blutig und lang gewesen sein. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beweisen, darf man nur den General Hoche nennen, und die strengste Kritik des Terrorismus besteht in der Vergleichung der Erfolge der Proconsuln und denen dieses hervorragenden Mannes, der zu kämpfen verstand, aber namentlich den Frieden herbeizuführen suchte.

„Gemischt aus dem römischen — und dem Gewohnheitsrechte, seine Rechtsgelehrten dem Norden sendend und seine Troubadoure dem Süden, ist", meint Michelet, „Poitou selbst, wie eine Melusine, eine Mischung verschiedener Naturen, halb Frau, halb Schlange. Gerade in diesem Lande der Mischung, dem Lande der Maulthiere und der Nattern, mußte dieser sonderbare Mythus entstehen." Der gemischte und widersprechende Charakter, der Poitou eigen ist, hat es verhindert, irgend Etwas auszuführen; es hat Alles angefangen: früher war die alte römische Stadt Poitiers, die jetzt so herabgekommen ist, mit Arles und Lyon die erste christliche Schule der Gallier. In unmittelbarer Nähe dieser Stadt, zu Ligugé, gründete der heilige Martin das erste Kloster Galliens; ein Bischof von Poitiers, der heilige Hilarius, den der heilige Hieronymus den „Rhone der lateinischen Beredtsamkeit" nennt, gab dem Christenthum den Frieden wieder, indem er bloß durch die Kraft seiner Lehren die Fortschritte des Arianismus aufhielt, welcher dem neuen Glauben seinen göttlichen Charakter raubte, indem er den menschgewordenen Gott von der Dreieinigkeit trennte und durch einen barbarischen Rationalismus diese halb wiedergeborene Welt, die eben dem heidnischen Materialismus entronnen war, zum reinen Deismus führte. Endlich flüchteten sich nach Poitiers, in's Kloster der heiligen Radegonde, wie in ein letztes Asyl, alle Götter der alten Poesie, und die lateinische Muse der Verfallzeit mischte zum letzten Mal ihr Lied mit Hymnen der siegenden Kirche. Und wie der letzte Schimmer lateinischer Poesie in Fortunatus zu Poitiers glänzte, so ging dort im 12. Jahrhundert die Morgenröthe der neueren Poesie auf. Wilhelm III. ist der erste Troubadour; er ist es, von dem ein alter Schriftsteller sagt: „Er war ein guter Troubadour, ein guter Ritter, und durchstrich lange Zeit die Welt, um die Damen zu täuschen." Damals scheint Poitou das Land der Freigeister und freisinniger Denker gewesen zu sein. Gilbert de la Porin, geboren zu Poitiers, Bischof dieser Stadt und Amtsgenosse Abälard's an der Schule zu Chartres, lehrte mit derselben Kühnheit wie jener, wurde; wie er, vom heiligen Bernhard angegriffen, widerrief wie jener, aber beharrte nicht so bei seinen Untersuchungen, wie dieser Logiker aus der Bretagne. Die Poitou'sche Philosophie entstand und ging unter mit Gilbert. Das Poitou der Sümpfe ließ sich, einmal mit der Monarchie vereinigt, von der allgemeinen Bewegung Frankreichs mit fortziehen. Fontenay erzeugte große Rechtsgelehrte, wie Tiraqueau, Besly, Brisson, der Adel lieferte gewandte Hofleute, wie Thouars, Mortemar, Mailleraie, Mauleon. Der größte Politiker und der populärste Schriftsteller Frankreichs gehören Beide dem westlichen Poitou an: Richelieu und Voltaire; Letzterer, zwar in Paris geboren, stammte von einer Familie aus Partenai.

Nur im Fluge wollen wir Limousin durchstreichen, dieses hochgelegene, kalte, regnigte Land, das so reich an Flüssen ist. Seine schönen Granithügel, seine großen Kastanienhaine ernähren einen ehrlichen, aber plumpen Menschenschlag, der hart und ausdauernd bei der Arbeit, sparsam, ein Feind selbst des bescheidensten Luxus ist, während der Landmann des nördlich angrenzenden Berry sich träge, für alles Glänzende eingenommen und stets bereit zeigt, sein Lokalsprüchwort: „habit de velours et ventre de son“ zu rechtfertigen. Die Bewohner des niederen Landes von Limousin verhalten sich anders; bei ihnen ist schon der bewegliche und aufgeregtere Sinn der Südländer erkennbar. Die Namen eines Segur, St. Aulanie, Noailles, Ventadour, einer Pompadour und vor Allen eines Turenne zeigen schon hinreichend, wie eng sich die Leute dieses Land der Centralmacht angeschlossen und wie viel sie dadurch gewonnen haben. Der verschmitzte Cardinal Dubois war aus Brive la Gaillarde.

Die Auvergne wird von beständigen, sich stets bekämpfenden Luftzügen heimgesucht, die durch den Wechsel der Thäler und Berge hervorgebracht und verstärkt werden. Es ist ein kaltes Land unter einem schon südlichen Himmelsstrich, mit verhältnißmäßig hohen Bergen, die bald konische Kraterberge erloschener Vulkane, bald Glockenberge des Trachyts sind, aber alle in hervorragenden, auffallenden Formen, die dem Lande einen eigenthümlichen Reiz gewähren, wie er in ganz Europa nicht wieder vorkommt. Man könnte die Bewohner einen Menschenstamm des Südens nennen, der durch die Kälte des Nordwindes erzittert und, wie an dem Boden haftend, unter diesem fremden Himmelsstrich erstarrt. Nieder-Auvergne jedoch, besonders das große von dem Allier durchströmte Thal Limagne, gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Ländern unseres Erdtheils. Nicht so leicht findet man einen schönern Boden, der aber so schlecht angebaut wird, oder entzückendere Landschaften, von elenden Wohnungen verunstaltet; nur die Limagne, jenes gelobte Land, ist ein großer Garten, wo Alles gedeiht, das Getreide wie in Beauce, der Wein wie in Languedoc, die Aepfel wie in der Normandie, das Uebrige besser als in der Touraine, wo die Erde nur mit einem Stock aufgegraben zu werden braucht, um sofort zu arbeiten und hervorzubringen. Das Leben der Bewohner von Ober-Auvergne besonders ist hart, rauh und armselig; es sind große, furchtbare, unbezähmte Menschen, die den Geist ihrer Zeit eben so wenig kennen als ihre Gesetze, nicht geizig, aber einfach und nüchtern, die eben so gewaltig lieben als hassen, die gegen jeden Unbekannten mißtrauisch sind, aber, wenn sie Vertrauen fassen, sich ganz hingeben, muthig wie der Wind, frei wie die Luft, die sie athmen; ein Volk von Helden, ungebildet, weil es das Buch der Natur in großen Blättern vor sich geöffnet liegen sieht, widerspenstig gegen Institutionen, Auflagen und Gendarmen, weil ihm auf seinen Höhen die, welche ihm dies Alles schicken, zu klein erscheinen. Mehr arbeitsam als erfinderisch, thun sie wohl daran, daß sie aus ihren Bergen auswandern, zu denen sie nicht ohne Gold, aber ohne neue Ideen wieder zurückkehren; gleichwohl ist diesen Leuten eine wirkliche Energie nicht abzusprechen, ein bitterer und vielleicht herber Saft, der aber eine Kraft enthält,

wie die Kräuter des Cantal. Das Alter hat keine Macht über sie; man denke nur an die Jugendfrische ihrer Greise; eines Dulaure, jenes furchtbaren Historikers, der, 1755 geboren, 1808 von Napoleon eine Stelle im Finanzwesen erhielt, welcher er bis zur Restauration vorstand, eines de Pradt, jenes bekannten Publicisten, Diplomaten und Würdenträgers des ersten französischen Kaiserreiches, der 85 Jahre alt am 18. März 1844 starb und fast bis zu seinem Ableben, besonders aber nach der Julirevolution, mit einer Menge Brochüren hervortrat, in denen er sich als Ausleger und Deuter der Zeitereignisse wieder zur Geltung zu bringen suchte, und eines Montlosier, welcher in seinem hohen Alter Arbeiter und Alles, was ihm auf seinem Landgute umgab, leitete, der pflanzte und baute, und wenn es nöthig gewesen wäre, in seinem 83. Jahre, in welchem er am 9. März 1838 das Zeitliche segnete, ein neues Buch gegen die Jesuiten oder für das Feudalsystem geschrieben hätte, er, ein Freund und zu gleicher Zeit ein Feind des Mittelalters.

Dieser inconsequente und sich widersprechende Geist, den man in anderen Provinzen der mittleren Zone Frankreichs bemerkt, erreicht seinen höchsten Gipfel in der Auvergne. Da finden sich jene großen Rechtsgelehrten, jene Logiker der gallikanischen Partei, die niemals wußten, ob sie für oder wider den Papst seien; der Kanzler Michel de l'Hopital, der Reformirte und Katholiken einander zu nähern suchte, die Einführung der Inquisition in Frankreich hintertrieb und selbst beinahe ein Opfer der Bartholomäusnacht geworden wäre; Anton Arnauld, dessen flammende Rede für die legitime Nachfolge Heinrich's IV. und gegen die ligistischen Jesuiten (1594) eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat, eine Theologe von altkirchlichem Geiste, voll ächter Gottes- und Wahrheitsliebe, voll Feuereifer und doch auch Milde, der Kirche von ganzem Herzen hingegegeben, aber auch ein unerschrockener Warner vor ihren Gefahren und Verirrungen, „der Stab der Kirche in ihren alten Tagen", von den Jansenisten als ihr Haupt angesehen, der in seinem Briefwechsel mit Leibnitz die Möglichkeit ventilirte, die Lutheraner mit Rom wieder zu versöhnen, und der in seinem hohen Alter noch durch seine unabhängige und freimüthige Haltung dem Hofe verdächtig wurde und fliehen mußte, und sein Freund Blaise Pascal, der große Mathematiker, Physiker und Philosoph, einer der seltenen Menschen, die den Geist des Christenthums abstract gefaßt, die abstracte Erhabenheit durchgängig im Leben bethätigt und in der völligen Verzichtung auf alles Irdische den Geist ausgebildet und gekräftigt haben, der Verfasser der „Lettres Provinciales écrites par Louis de Montalte" (1656—57), die, in mehr als 60 Auflagen gedruckt, die Jesuitenmoral so siegreich bekämpfen, daß bis auf den heutigen Tag die Gegner der Jesuiten diese Briefe zu plündern pflegen.

Durch Cahors wollen wir uns in das große Thal des Südens versetzen, zuerst nach Toulouse, der Hauptstadt von Languedoc, mit seinem Capitole und seinen berühmten Kirchen, von denen die Dalbade gleichsam die Weihekirche für den albigensischen Kreuzzug war. Hier war es, wo 14 Tage lang zur Vesperzeit die Betenden die Wand mit flimmernden, sich bewegenden weißen Kreuzen bedeckt sahen, bis endlich in einer Vision ein großes weißes

Kreuz aus der Kirche zum Thore der Cité hinausschwebte, einem schönen, ritterlichen Manne entgegen, der das Schwert führte und in dem man dann Simon von Montfort erkannte. Allerdings sind sie bald genug gekommen, die Schaaren eines Montfort's, das weiße Kreuz auf der Brust, aber blutigroth das Schwert gefärbt; aber zugleich haben die unermüdlichen Prediger und Inquisitoren, die Dominikaner, im Innern gearbeitet und geschafft. Die Jahre, ja Jahrzehnte dieser Kämpfe haben den religiösen Charakter von Toulouse sehr verändert. Seit dieser Zeit wird es Mittelpunkt des geistlichen Regimentes im Süden und ist es noch heute. Kaum einen Orden des Westens gab es, der in Toulouse nicht vertreten war: Benediktiner, Cistercienser, Karthäuser, Carmeliter, Trinitarier, alle Abtheilungen der Franciskaner und Dominikaner, Augustiner, auch früher Beguinen, dann Jesuiten mit ihren affiliirten Orden, dazu die weiteren kirchlichen Genossenschaften der Feuillants, der Penitents von grauer, blauer und weißer Farbe. Die Revolution hat allerdings tabula rasa gemacht, aber die Kirche hat heute wieder gerade in Toulouse ihre volle Herrscherkraft an der Bevölkerung erprobt. Eifersüchtig wachte man sonst in Toulouse oft über sehr unschuldige und friedliche Rechte, welche aber auch alsbald in die allgemeinen Formen der absoluten Monarchie aufgehen sollten. Es hatte sich in Toulouse ein Nachklang eines provençalischen Dichterhofes erhalten, die „Gaie Science“ mit ihren Leys d'Amour war seit 1323 unter sieben Mainteneurs in einem Blumenfeste, den „Jeux Floraux“, die früher in einem großen Garten gehalten wurden, alle Jahre wieder lebendig geworden. Der höchste Preis, das goldene Veilchen, dann Tausendschön, weiße Rose, Lilie, Ringelblume bildeten das edle Ziel des Wetteifers. Wie an die Stelle des Gesanges der Troubadours nun Schäfergedichte, Wortspiele, mythologische Gedichte, Festreden auf die fabelhafte Clemence Isaure getreten waren, so saßen nun statt mächtiger Grafen und Edeldamen die Capitouls der Stadt den Spielen vor. Sie wanderten in das Capitole, und bei fetten Mittagsmahlen ward der zarte Preis von hungrigen Poeten entgegengenommen. Da setzte Ludwig XIV. eine von ihm abhängige und bezahlte Akademie in Toulouse ein zur Beaufsichtigung dieser Spiele, die Stadt aber führte dagegen den heftigsten Streit. Die Jeux Floraux haben die alte städtische Verfassung überdauert, das Capitole ist aber zur Mairie und somit Toulouse eine Departementsstadt des heutigen Frankreichs geworden, jenes Toulouse, das einst so mächtig war unter seinen Königen und Grafen, dessen Parlament ihm die Oberhoheit, ja die unbedingte Herrschaft über den Süden verliehen hatte und dessen „Coutumes“, seit 1283 aufgezeichnet, das ausgebildetste Rechtsbuch des mittäglichen Frankreichs geworden waren. Seine heftigen Rechtsgelehrten, die gegen Bonifacius VIII., diesen Papst, dessen kürzeste Charakteristik wir bei Valerius Herberger finden: „er prakticirte sich in's Amt wie ein Fuchs, saß darin wie ein Löwe und starb endlich wie ein Hund“, das Urtheil fällten, das von Philipp dem Schönen ausging, „entledigten sich“, wie ein katholischer Schriftsteller sagt, „ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; vierhundert derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert.“ Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den

Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Henri de Montmorency in ihrem großen blutgefärbten Saale am 30. October 1632.

Languedoc ist ein alterthümliches Land. Plinius meint, im Narbonnesischen Gallien sei es ganz so wie in Italien, dieselbe ergiebige Productionskraft des Bodens, dieselbe Fülle, derselbe Wohlstand. Als Augustus, aus dem Cantabrerkriege heimkehrend, zum erstenmale nach Nemausus (Nimes) kam, meint er nach Rom zu kommen: da war die Lage auf sieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere; nur der Tiber fehlte, sagt ein humoristischer Autor, er fehlte zum großen Leidwesen der Nimer, die den Monarchen des römischen Reiches mit Jubel empfingen. Man findet in Languedoc überall Trümmer unter Trümmern; die Camisarden fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Vor den eindringenden Arabern sind die kräftigen Gothen gewiß sehr zahlreich im Cevennengebirge, wie ihre Brüder in den Bergen von Asturien, zurückgeblieben, denn berittenes Kriegsvolk dringt nicht so nachdrücklich in die Berge. Der germanische Charakter, oder sagen wir, das germanische Gemüth, hat sich hier auch fast mehr offenbart als in irgend einer anderen französischen Landschaft. Dieses germanische Gemüth, diese urgermanische Anlage, die mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, ist das Philosophische, das Denkende, Grübelnde, Zweifelnde, welches die germanische und deutsche Art zeigt. Die hiesigen Enkel und Urenkel der Westgothen haben diese Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müssen. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes erzeugt. Selbst die Katholiken haben hier ihren Protestantismus unter der Form des Jansenismus. Seit den Zeiten des Vigilance und des Felix von Urgel waren die Pyrenäen der Sitz der Ketzer. Der glänzendste Entwickler der Skepsis, Pierre Bayle, ist von Carla; aus Limoux waren die beiden Cheniers, Marie Josephe und André, gebürtig, jene eifersüchtigen Brüder, die jedoch nicht, wie man es geglaubt hat, sich den Brudermord zu Schulden kommen ließen. Und sollen wir noch jenen Schauspieler aus Carcassonne nennen, den blutgierigen Belletristen und Intriganten der französischen Revolution, Fabre d'Eglantine? Wenigstens wird man dieser Bevölkerung Lebhaftigkeit und Thatkraft nicht absprechen: oft mörderische Thatkraft und tragische Heftigkeit. Die Geschichte von Nimes ist nicht viel mehr als ein beständiges Stiergefecht. A. B.

Die deutsche Gewerbegesetzgebung in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

(Schluß.)

V. Die Einführung der Gewerbefreiheit in Oesterreich, Sachsen u. s. w.

Seit dem Jahre 1848 hat ein deutsches Land nach dem andern das Beispiel, welches Preußen im Jahre 1810 gegeben hat, nachgeahmt und die

Gewerbefreiheit eingeführt, bis jetzt noch ohne die Corrective, zu denen sich Preußen durch vieljährige Erfahrungen genöthigt sah. Zuerst geschah die Einführung der Gewerbefreiheit in Oesterreich, in dessen Ländern sich die verschiedenartigsten Gewerbeverfassungen ausgebildet hatten.

Im lombardisch-venetianischen Königreich waren die Zünfte durch die Allerhöchsten Entschließungen vom 11. Januar 1773, 29. März 1772, 9. Januar 1774, 27. November 1775, 6. März 1787 nach und nach gänzlich beseitigt. Alle noch übrigen Gewerbebeschränkungen hob das Dekret der italienischen Regierung vom 27. Januar 1806 auf. Seit dieser Zeit herrschte im Königreich Gewerbefreiheit, und nur einzelne Gewerbe (Apotheker, Buchhändler, Buchdrucker, Trödler, Gold- und Silberarbeiter u. A.) und gewerbliche Anlagen, die den Nachbarn gefährlich sind oder sie belästigen, waren concessionspflichtig (Reglement vom 16. Januar 1811 über das betreffende Verfahren).

In Triest herrschte von Alters her Gewerbefreiheit. Nur einzelne Gewerbe, u. A. Groß- und Kleinhandlungen, Fabrik- und Speditionsgeschäfte, bedurften einer Genehmigung.

In Dalmatien bestand im Wesentlichen dieselbe Einrichtung.

In Südtirol wurde durch Gubernial-Verordnung vom 12. November 1816 die unter dem französischen Zwischenregiment eingeführte Gewerbefreiheit wieder aufgehoben, der frühere Zustand aber nur theilweis wieder hergestellt.

In den deutschen und slawischen Kronländern hatte sich die Zunft erhalten, aber in einer durch die kaiserliche Macht seit Jahrhunderten erheblich beschränkten Weise. Schon Ferdinand I. nahm 1727 den Zünften in Oesterreich die Automanie und gab ihnen eine Ordnung, durch welche sie der obrigkeitlichen Autorität unterworfen wurden. Leopold I. schaffte 1689 eine Menge der gröbsten Handwerksmißbräuche ab, verlieh eine 68 Folioseiten füllende Taxe und ertheilte viele Privatprivilegien. Auch Joseph I. (1705—1711) und Karl VI. (1711—1740) ließen sich die Beseitigung der der Handwerksmißbräuche angelegen sein. Unter Karl VI. wurden (seit dem 12. April 1725) Anfangs in Wien, später auch in andern Kronländern Schutzdekrete und einfache Arbeitsbefugnisse eingeführt, durch welche der Gewerbebetrieb auch außerhalb des Zunftverbandes gestattet war; 1731 und 1732 wurden wie in Preußen Handwerkspatente erlassen, durch welche die Zunftverfassungen mit der Reichs-Zunft-Ordnung in Uebereinstimmung gebracht wurden. Maria Theresia schritt auf der Bahn der Zunftbeschränkungen noch weiter fort. Sie verbot durch Entschließung vom 15. Januar 1755 das Zünftigmachen von Gewerben, welche nicht schon zünftig waren, befreite die Fabriken ganz vom Zunftzwange, beseitigte die Bezirksabgrenzungen und sogenannten Gaurechte, löste bei einzelnen zünftigen Gewerben den Innungsverband ganz auf und gab, zunächst den Garnhandel und die Leineweberei, dann aber auch noch eine ganze Reihe von gewerblichen Beschäftigungen frei. Joseph II. war mit seinen Reformbestrebungen nicht glücklich. Der wichtigste Schritt, der in Oesterreich später geschah, war die 1809 erfolgte Trennung

der Polizei- und Commerzialgewerbe, von denen die letzten ganz, die ersten theilweis freigegeben wurden.

In Ungarn und den ehemals damit verbundenen Ländern bestand das Zunftwesen mit der strengsten Exklusivität, es beschränkte sich aber auf die Städte und auf einige Märkte. Auf dem Lande hing die Erlaubniß zum Gewerbebetrieb lediglich von der Willkür der Dominien ab. Im Jahr 1813 wurden die alten Zunftprivilegien und Zunftordnungen aufgehoben, und bis 1848 traten neue Zünfte und neue Privilegien an deren Stelle. Fabrikbefugnisse wurden schon seit 1808 wie in den Kronländern ertheilt; freie Gewerbsbeschäftigung war nur in Siebenbürgen gestattet. Nach der Vereinigung Ungarns mit dem ganzen Reich (1848) wurde 1851 die Gewerbs-Instruktion erlassen, deren Zweck dahin ging, die Gewerbeverfassung Ungarns und der dazu gehörigen Länder mit denen der deutschen und slawischen Kronländer in Uebereinstimmung zu bringen.

Durch kaiserliches Patent vom 20. Dezember 1859 wurde eine neue Gewerbeordnung für das ganze Kaiserreich mit Ausnahme Venetiens und der Militairgrenze veröffentlicht. Die wesentlichen Bestimmungen derselben sind folgende:

1) Der Betrieb jedes nicht concessionspflichtigen Gewerbes ist frei.

2) Concessionspflichtig sind 12 Klassen von Gewerben (Druckerei, Leihbibliotheken, Personentransport, Schiffergewerbe, Maurer-, Zimmer- und Steinmetz-Gewerbe u. s. w.). Für einige dieser Gewerbe ist ein Befähigungsnachweis vorgeschrieben.

3) Ausländer dürfen nur mit ministerieller Erlaubniß Gewerbe betreiben.

4) Zu einigen (gesundheitsgefährlichen, geräuschvollen u. ähnl.) gewerblichen Anlagen ist polizeiliche Genehmigung, theilweis ein Edictalverfahren nothwendig.

5) Jeder Gewerbetreibende ist berechtigt, die zur Herstellung seiner Erzeugnisse nöthigen Arbeiter zu vereinigen und beliebig Hilfsarbeiter anderer Gewerbe zu halten, freien Handel zu treiben und Bestellungen im Umherreisen suchen zu lassen.

6) Preissetzungen (Taxen) sind nur bei wenigen Gewerben zulässig.

7) Bäcker, Fleischer und Rauchfangkehrer müssen die Einstellung ihres Gewerbes bei der Behörde anmelden und dasselbe auf Verlangen der Behörde noch mindestens zwei Monat fortführen.

8) Gewerbetreibenden, welche der gesetzlichen Erfordernisse des Gewerbes verlustig gehen, kann der Fortbetrieb untersagt werden.

9) Die Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Gesellen und Arbeitern werden nach dem bürgerlichen Gesetzbuch beurtheilt. Der Arbeitscontract ist Gegenstand freier Uebereinkunft. Coalitionen und willkürliche Arbeitsniederlegungen sind den Arbeitern verboten. Jeder Gehilfe muß mit einem Arbeitsbuch versehen sein. Größere Gewerbsunternehmungen haben ein Verzeichniß des Arbeiterpersonals zu führen, eine Dienstordnung anzuschlagen und eine Unterstützungskasse einzurichten.

10) Nur diejenigen Gewerbsinhaber, welche 24 Jahr alt und nicht wegen

eines Verbrechens u. s. w. bestraft sind, dürfen Lehrlinge halten. Für das Lehrverhältniß ist der Lehrvertrag maßgebend.

11) Alle gleichartigen Gewerbtreibenden einer Gemeinde sollen Genossenschaften (Innungen) bilden, deren Mitglied jeder Gewerbtreibende durch den Beginn des Gewerbebetriebs wird. Zweck dieser Genossenschaften ist namentlich die Beaufsichtigung und Ausbildung der Lehrlinge (Fachschulen), die Unterstützung hilfsbedürftiger Genossen und deren Angehöriger, die Austragung von Streitigkeiten, die Erstattung von Gutachten und die Mitwirkung bei der öffentlichen Verwaltung, soweit sie die Genossenschaft betrifft. Die Genossenschaften stehen unter Aufsicht der Behörde, ihre Statuten werden von der politischen Landesstelle genehmigt.

12) Den Gesellen ist die Errichtung von Unterstützungskassen unter Theilnahme an deren Verwaltung gestattet. Die Beiträge dürfen nicht mehr als 3 pCt. vom Lohngulden und die der Gewerbsinhaber nicht mehr als die Hälfte betragen. Die Genossenschaften haben die Arbeitsvermittelung zu besorgen.

Das Prinzip der Zwangsgenossenschaften hat sich nicht bewährt. Schon im Jahre 1861 ist im Reichsrath der Antrag gestellt worden, an Stelle der Zwangs- die freie Genossenschaft treten zu lassen, und in Folge dessen hat eine Emeute stattgefunden, bis jetzt ist aber das Prinzip der Zwangsgenossenschaft, welches in der Praxis freilich auch erst theilweis durchgeführt, noch nicht aufgegeben.

Bremen. In Bremen war durch Gesetz vom 26. Februar 1814 die starre Zunftverfassung wiederhergestellt worden, die selbst den Sturz der alten politischen Verfassung im Jahre 1848 überlebte. Erst im April 1850 wurden die Bönhofenjagden abgeschafft und am 6. October 1851 eine neue Gewerbeordnung publicirt, die manche Schroffheiten des Zunftwesens milderte, aber noch an dem Innungszwang festhielt. Am 4. April 1861 wurde ein neues Gewerbegesetz veröffentlicht, welches auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit beruht. Der Gewerbebetrieb ist für jeden volljährigen Bremischen Bürger unbedingt frei, für das Lehrverhältniß sind nur die Lehrverträge maßgebend, die Innungen bestehen, bis sie ihre Auflösung beschließen, als freie Genossenschaften fort. Durch Verordnung vom 19. Mai 1863 sind selbst die Wirthschaftsconzessionen aufgehoben, neuerdings ist auch das Maklergewerbe freigegeben.

Oldenburg. Im Fürstenthum Birkenfeld hat sich die Gewerbefreiheit von der französischen Herrschaft her erhalten. Im Fürstenthum Lübeck dagegen herrscht die Zunftverfassung. Im Herzogthum Oldenburg, wo sie am 28. Januar 1830 wiederhergestellt war, ist durch das Gewerbegesetz vom 11.—23. Juli 1861 die Gewerbefreiheit eingeführt worden. Nur gewisse gewerbliche Anlagen bedürfen wie in Preußen und Oesterreich der polizeilichen Genehmigung und einzelne Gewerbtreibende der Erlaubniß der Regierung. Die Innungen sind nach Beseitigung ihrer Vorrechte beibehalten worden.

Königreich Sachsen. Die Gewerbeverfassung im Königreich Sachsen war sehr mannigfaltig und schwankend. Nur rücksichtlich der Zünfte waren schon

früher einzelne allgemeine Anordnungen erlassen worden: die vom Jahre 1612 über Erledigung der Landesgebrechen, die Polizeiverordnung von 1661, die Mandate zur Abstellung von Handwerksmißbräuchen aus den Jahren 1731, 1772, 1810, die General-Innungsartikel vom Jahre 1780 mit den Erläuterungen vom Jahre 1783 und das Gesetz vom Jahre 1840 über den Gewerbebetrieb auf dem Lande. Die Zunft umfaßte aber nur einen Theil des Handwerks und beschränkte sich auch nur auf einzelne Landestheile. Die Versuche in den Jahren 1848 und 1849, durch eine Arbeiter-Commission eine allgemeine Gewerbeordnung zu Stande zu bringen, scheiterten und ein von der Regierung im Jahre 1856 ausgearbeiteter Entwurf erlangte nicht Gesetzeskraft. Erst unter'm 15. October 1861 wurde ein Gewerbegesetz publicirt, welches auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit beruht und am 1. Januar 1862 in's Leben getreten ist.

Nach demselben steht der selbstständige Gewerbebetrieb jedem dispositionsfähigen Inländer, der das 24. (unter Umständen 21.) Lebensjahr zurückgelegt hat, ohne Unterschied des Geschlechts frei, der Betreffende muß den Gewerbebetrieb aber bei der Obrigkeit anmelden, die ihm eine Bescheinigung darüber ertheilt, sobald er den gesetzlichen Bestimmungen über das Bürgerrecht genügt hat. Einzelne Gewerbe (die Preßgewerbe, Gastwirthschaften u. s. w.) sind concessionspflichtig, andere (Gewerbetrieb im Umherziehen und gewisse gewerbliche Anlagen) bedürfen der obrigkeitlichen Genehmigung, noch andere (Transportgewerbe, Musikmachen u. s. w.) unterliegen der polizeilichen Regelung. Vom Befähigungsnachweis sind abhängig: der Hufbeschlag und die selbstständige Ausübung von Bauten. Für Gasthöfe können Realconcessionen ertheilt werden. Die Rechtsverhältnisse zwischen den Gewerbetreibenden und ihrem Hülfspersonal unterliegen der freien Vereinbarung, die Annahme der Lehrlinge ist unbeschränkt. Für Werkstätten, die mehr als zwanzig Arbeiter beschäftigen, ist eine obrigkeitlich zu prüfende Fabrikordnung aufzustellen. Gegen schulpflichtige Arbeiter steht dem Arbeitgeber das Recht der körperlichen Züchtigung zu. Für Gesellen und Arbeiter sind Arbeitsbücher eingeführt. Verabredungen von Arbeitern zur Erzwingung höherer Löhne u. s. w. sind nicht verbindlich, Anmaßung von Strafgewalt über die Genossen, Anwendung physischer und moralischer Zwangsmittel gegen dieselben wird bestraft.

Die Vereinigungen der selbstständigen Gewerbtreibenden sind entweder freie Associationen oder Innungen (mit ähnlichen Befugnissen wie in Preußen). Nur die Mitglieder der Innungen dürfen sich Meister nennen.

Die Gesellen und Arbeiter können zu Beiträgen für Kranken- und Unterstützungskassen event. an ein Krankenhaus verpflichtet werden.

An geeigneten Orten sollen für bestimmte Bezirke Handels- und Gewerbekammern errichtet werden.

Zum Gewerbegesetz vom 15. October 1861 gehören noch das Gesetz, die Entschädigung für Wegfall gewisser Verbietungsrechte betreffend, das Gesetz über Errichtung von Gewerbegerichten (bei denen auch Arbeitnehmer als stimmberechtigte Beisitzer mitwirken), die Verordnung, die Einführung des Gewerbegesetzes in der Oberlausitz betreffend, die Verordnung zur Ausführung

des Gewerbegesetzes, die Verordnung über die Arbeitsbücher, die Verordnung, die Handels- und Gewerbekammern betreffend, und die Verordnung zur Ausführung des Entschädigungsgesetzes, sämmtlich vom 15. October 1861.

Nach dem Muster des sächsischen Gewerbegesetzes wurde unter den Regierungen der **thüringischen Staaten** der Entwurf eines Gewerbegesetzes vereinbart, welches bis auf geringe Modificationen übereinstimmend in folgenden Staaten publicirt ist:

1) Im Großherzogthum **Sachsen-Weimar** am 30. April 1862 mit Gesetzeskraft vom 1. Januar 1863.

2) Im Herzogthum **Meiningen** am 16. Juni 1862 mit Gesetzeskraft vom 1. Januar 1863.

3) Im Herzogthum **Gotha** am 21. März 1863. Die gothaische Gewerbeordnung geht in der Gewerbefreiheit noch weiter als die übrigen. Sie macht die Befugniß zum selbstständigen Gewerbebetriebe nicht von einem bestimmten Lebensalter, sondern nur von der Dispositionsfähigkeit abhängig, sie gestattet die Entziehung der Befugniß zum Betriebe der Preßgewerbe nur dem richterlichen Urtheil und sie schränkt den Befähigungsnachweis auf solche Bauten ein, die der baupolizeilichen Genehmigung bedürfen.

4) Im Herzogthum **Sachsen-Altenburg** am 31. März 1863. Die altenburgische Gewerbeordnung ist die am wenigsten freisinnige dieser Gruppe. Sie macht den Juden den selbstständigen Gewerbebetrieb unmöglich, vermehrt die Zahl der concessionspflichtigen und der der polizeilichen Regelung unterliegenden Gewerbe und gestattet den Verwaltungsbehörden die Entziehung der Berechtigung zum selbstständigen Gewerbebetrieb.

5) Im Fürstenthum **Reuß** j. L. am 1. Juli 1863.

6) Im Herzogthum **Koburg**, wo schon durch die allgemeine Handwerksordnung vom Jahre 1803 und durch die Gesetze vom 20. August 1841 und vom 25. Juni 1859 die Gewerbefreiheit vorbereitet war, wurde durch das Gesetz vom 1. Juli 1863 die vollständigste Gewerbefreiheit eingeführt. Selbst das ganze Concessionswesen wurde beseitigt und nur für die Preßgewerbe eine obrigkeitliche Erlaubniß vorgeschrieben, die aber nur Demjenigen versagt werden darf, der sich in Folge einer Verurtheilung wegen eines Preßverbrechens nicht im Besitz der staatsbürgerlichen und Ehrenrechte befindet.

7) Im Fürstenthum **Waldeck** am 24. Juni 1862 mit Gesetzeskraft vom 1. Januar 1863.

8) Im Fürstenthum **Schwarzburg-Rudolstadt** durch die Gewerbeordnung vom 7. Mai 1864.

9) Im Fürstenthum **Schwarzburg-Sondershausen** seit 1. Januar 1866.

In allen thüringischen Staaten ist das Prinzip der Gegenseitigkeit für Ausländer, in deren Heimath den thüringischen Staatsangehörigen eine gleiche Begünstigung eingeräumt ist, anerkannt.

Württemberg. Im Königreich Württemberg waren schon im Jahr 1758 die verschiedenen Handwerksordnungen gesammelt und revidirt worden. Durch die Gewerbeordnungen vom 22. April 1828 und 5. August 1836 und durch die Vollzugs-Instruktion vom 20. März 1851 beschritt die Regierung den

Weg der Gewerbefreiheit, die demnächst in der Gewerbe-Ordnung vom 12. Januar 1862 (vom 1. Mai 1862 an) ihren vollen Ausdruck erhielt. Der selbstständige Gewerbebetrieb ist jedem Volljährigen gestattet, Ausländern unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit. Concessionspflichtig sind nur das Apotheker-, Schifffahrts- und die Preßgewerbe, prüfungspflichtig nur Apotheker und Laboranten. Der Lehr- und Gesellenvertrag ist frei. Für Fabriken sind Dienstordnungen vorgeschrieben. Coalitionen sind strafbar. Die Arbeiter können durch Gemeindebeschlüsse gezwungen werden, Beiträge zu Krankenanstalten zu entrichten. Der Hausirhandel ist nur ausnahmsweise beschränkt. Die Zünfte wurden gänzlich aufgehoben.

Baden. In Baden war das Zunftwesen 1760 durch General-Zunftartikel geordnet worden. Die Gewerbeordnung vom 20. September 1862 proklamirte die Gewerbefreiheit (vom 15. October 1862 ab), die auch für Ausländer mit der Maßgabe gilt, daß die Regierung dieselbe den Angehörigen einzelner Staaten gegenüber beschränken kann. Bestrafte sind vom Betriebe gewisser Gewerbe, auch vom Hausirhandel ausgeschlossen. Einzelne gewerbliche Anlagen bedürfen der polizeilichen Genehmigung, können auch ortspolizeilich ein für alle Mal verboten werden. Gewissen Gewerbtreibenden können von der Polizeibehörde Selbsttaxen, ausnahmsweise auch polizeiliche Taxen vorgeschrieben werden. Die Lehr- und Gesellenverträge sind frei. Die Zünfte sind aufgehoben, an ihre Stelle treten freie Innungen mit ähnlichen Zwecken wie in Preußen. Die Einrichtung von Gewerbekammern ist vorbehalten. Auf die Preß- und einige andere Gewerbe findet die Gewerbe-Ordnung keine Anwendung.

Braunschweig. Im Herzogthum Braunschweig ist die Gewerbefreiheit durch das Gewerbegesetz vom 3. August 1864 eingeführt. Der selbstständige Gewerbebetrieb ist jedem dispositionsfähigen Inländer, der das 25. Lebensjahr vollendet hat, gestattet. Eine ganze Reihe von Gewerben ist indessen concessionspflichtig, unter ihnen der Mehlbetrieb in der Stadt Braunschweig und die Hengsthalterei. Für Gasthöfe sind Real-Concessionen zulässig. Die Prüfung ist vorgeschrieben für Unternehmer wichtiger Bauten, für Hufbeschlag, Schweineschneiderei und zur Herstellung von Feuerungs-Anlagen. Gewisse gewerbliche Anlagen und einige Gewerbe unterliegen der polizeilichen Genehmigung. Für einzelne Gewerbe können auch Taxen vorgeschrieben werden. Ausländer dürfen nur mit Genehmigung der Kreis-Direktion Gewerbe betreiben, vorbehaltlich der Seitens der Regierung aus Rücksicht auf Gegenseitigkeit zu gestattenden Ausnahmen. Alle Verbietungs-, Zwangs- und Bannrechte sind aufgehoben, die vorhandenen Real-Gewerbe-Berechtigungen dauern aber fort. Diese Berechtigung ist auch den Gemeinde-Backhäusern der Landgemeinden beigelegt. Die Rechtsverhältnisse zwischen den selbstständigen Gewerbetreibenden und ihren Gesellen, Lehrlingen und Arbeitern unterliegen der freien Vereinbarung. Die Gewerbegehülfen bedürfen der Arbeitsbücher, gegen Schulpflichtige steht dem Arbeitgeber das Züchtigungsrecht zu. Coalitionen sind strafbar. Die Verhältnisse der Innungen sind nach sächsischem Rechte normirt.

Luxemburg. Im Großherzogthum Luxemburg hat sich die Gewerbe-

freiheit noch von der französischen Herrschaft her erhalten. Nur einzelne Etablissements und einzelne Gewerbe, z. B. die Preßgewerbe, sind concessionspflichtig; nach dem Gesetze von 1861 darf aber keinem wahlfähigen Luxemburger, der unbescholten und im Besitze der bürgerlichen Rechte ist, eine Concession versagt werden. Ein Gewerbegesetz existirt in Luxemburg nicht.

Hamburg. In Hamburg genehmigte die Bürgerschaft am 6. April 1864 drei Gesetze, über Bürgerrecht, Gewerbefreiheit und Ablösung der Realgerechtsame. Diese Gesetze sind am 1. Februar 1865 in Kraft getreten.

VI. Die Vorbereitung der Gewerbefreiheit in Baiern u. s. w.

Baiern. In Baiern wurde die Gewerbefreiheit durch das Edict vom 16. März 1804 angekündigt, fand aber nur in der Pfalz durch die französische Herrschaft Eingang, während in den sieben älteren Kreisen die Zunftverfassung bestehen blieb. Am 11. September 1825 wurde eine Gewerbeordnung verkündet, die alle Gewerbe mit Ausnahme der freien concessionspflichtig machte. Eine unterm 17. December 1853 publicirte Vollzugs-Instruction, die die Gewerbeordnung im zünftlerischen Sinne beschränkt hatte, wurde am 1. Juli 1862 durch eine neue Instruction ersetzt. Die Gewerbe sind entweder concessionspflichtig (hierhin gehören die Handwerke; jede Concession setzt den Nachweis der Befähigung voraus), oder sie sind von der Erlaubniß der Behörden abhängig oder sie sind freie. Bei Ertheilung der Concession wird der Nahrungszustand des Bewerbers und die Möglichkeit seiner Existenz an dem betreffenden Orte geprüft. Ausländer können nur für dingliche Gewerbe, für Großhandel oder den Fabrikbetrieb Concessionen erhalten. Auch die Eigenthümer realer Berechtigungen sind concessionspflichtig. Die Arbeitsgrenzen der Handwerker sind erweitert. Die Arbeitsverhältnisse der Gesellen und Lehrlinge werden nach freier Uebereinkunft bestimmt. Die Gesellenprüfung ist facultativ. Die Zünfte bestehen als Gewerbevereine (Innungen) mit Zwangspflicht für den Beitritt fort. Nach Bedürfniß können Gewerbe-, Fabrik- und Handelsräthe gebildet werden.

Der Entwurf eines neuen auf dem Princip der Gewerbefreiheit beruhenden Gesetzes ist den Kammern im Januar 1867 vorgelegt worden.

Großherzogthum Hessen. In der Provinz Rheinhessen herrscht schon seit der französischen Herrschaft Gewerbefreiheit, in Oberhessen und Starkenburg hatte sich die, übrigens sehr gemilderte Zunftverfassung (das Gesetz vom 21. Juni 1821 beseitigte den Zunftdistrictsbann und die Beschränkungen hinsichtlich der Zahl der Meister, Gesellen ꝛc.) neben dem freien Gewerbebetrieb erhalten, der aber durch das Niederlassungsgesetz erschwert ist. Die Regierung hat schon seit einigen Jahren die Reform des Gewerbewesens angebahnt und durch eine Verordnung vom 16. Februar 1866 alle in den Zunftbriefen enthaltenen Beschränkungen des freien Gewerbebetriebes aufgehoben.

Anhalt. In Anhalt Dessau und Cöthen sind durch zwei Verordnungen aus dem Jahre 1862 die räumlichen Schranken des Gewerbebetriebs beseitigt, die Freizügigkeit geregelt und dem Innungswesen einige Erleichterungen verschafft. In Bernburg beruht der stehende Gewerbe-

betrieb auf Realberechtigungen, Innungsprivilegien und Concessionen. Seit dem 1. Januar 1863 müssen aber alle in die Innungen eintretenden Gewerbetreibenden auch die Concessionsgelder entrichten. Der Gewerbebetrieb im Umherziehen ist durch Nr. vom 23. Juni 1856 nach Preußischem Muster geregelt.

VII. Staaten, in denen sich die Zunftverfassung noch erhalten hat,

sind: Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Nur in Rostock werden neben den zünftigen auch concessionirte Gewerbe betrieben, ebendaselbst sind durch Verordnungen vom 7. November 1862 und vom 24. Juni 1864 die Bestimmungen wegen Haltens von Gesellen gemildert. Eine Verfügnng des mecklenburg-schwerin'schen Ministeriums vom Januar 1865 änderte auch in einigen Punkten die Statuten der Aemter im Geiste der Gewerbefreiheit.

(Außerdem in Preußen die ehemals hannoverischen, schleswig-holsteinischen, lauenburgischen, hessen-homburgischen und hohenzollern'schen Landestheile.)

Fürstenthum Lippe-Schaumburg, wo nur wenige Gewerbe unzünftig sind, aber keine Zunft geschlossen ist.

Fürstenthum Lippe-Detmold.

Fürstenthum Lichtenstein.

Freie Reichsstadt Lübeck.

Am 31. Januar 1867.

Die Tracht der deutschen Frauen während des Mittelalters.

Die weibliche Schönheit ist ein Stück Poesie, welches durch die Decoration des Anzugs in Scene gesetzt wird. Das Weib fühlt so gut, als es der Mann weiß, daß auch in der Toilette der Geist über die Materie siegt, daß nur durch natürliche Grazie, nur durch das unmittelbare Gefühl für das Anständige und Passende dem bunten, vielfachen Substrat von Wolle und Seide die Kraft eingehaucht wird, zu gefallen oder gar zu bezaubern. Grade dieser ewige, Alles durchdringende Conflict zwischen den Naturanlagen und den äußeren Mitteln macht die Betrachtung der weiblichen Tracht und ihrer Wechsel zu einem Studium, welches auch noch andere Leute anziehen kann als Putzhändler, Schneider und die Weiber selbst. Wenn man auf vergangene Zustände zurückgreift, ist man allerdings auf eine Kenntnißnahme des Stoffes verwiesen, und muß aus der Beschaffenheit desselben, aus der todten Garderobe Schlüsse ziehen auf den Geist der Tracht, der uns unmittelbar nicht mehr zur Anschauung kommt. Dergleichen Studien sind auch keineswegs so nichtig, als es scheinen möchte; Mützen und Wämse eines Volkes sind eben so gut als seine Eroberungen und seine Verluste das Facit zweier Elemente, die Freiheit und der Nothwendigkeit. Wie der Mensch als Individuum nie aus seinem Charakter, so kommt der Mensch als Gesammtwesen nie und in Nichts aus seiner Zeit heraus; die Gesammtheit der Ueberzeugungen, Kenntniß

und Vorurtheil eines Zeitalters spiegelt sich nicht nur in seinen Gesetzen und Einrichtungen, sondern auch in seiner ganzen äußeren Sittlichkeit und namentlich im Costüm. Die im regen Wechsel der Moden sich nur langsam abändernde Tracht ist ein Bild der Geschichte selbst.

In älterer Zeit war die Tracht der Frauen gleich der der Männer; erst als diese ihre Röcke stutzten und kürzten, traten die Unterschiede heraus. Wir begrenzen die nachfolgende Betrachtung auf die Zeit vom X. bis XIV. Jahrhundert.

Die einzelnen Kleidungsstücke einer feinen Frau der höfischen Zeit sind folgende: über einem feinen Hemde, das lange Aermel hatte und dessen gefälteter Halbbund etwas sichtbar blieb, lag der Rock, der mit einem Borten gegürtet wurde. Er war gewöhnlich so lang, daß die Füße nicht sichtbar waren, welche in Schuhen und farbigen Hosen oder Strümpfen stecken. Um den Rock lief gewöhnlich ein Pelzbesatz. Mitten an der Kopföffnung war er mit einer Spange oder einem kunstreichen Vorspan geziert, die Aermel lagen eng an und schlossen sich mit einem Armbande an das Handgelenk, indessen wurden sie vielfach geändert. Ueber dem Rocke hing der Mantel. Er ward nur selten mit den Heftbändern geschlossen und fiel lose wie leicht an den Schultern herab. Der linke Daumen, so wollte es die feine Sitte, hielt die eine Spange, die Rechte hob den Mantel etwas unter der Hüfte empor, so daß sie einen vollen Faltenwurf bildete und das Pelzfutter weiter hervortrat. Rock und Mantel waren mit farbigen, breiten Säumen eingefaßt. Auf dem Kopfe lag bei den unverheiratheten Frauen ein Kranz frischer Blumen und Laubes oder aus Edelsteinen, Perlen, Gold und Seide ein Gewinde, öfter auch ein metallener Reif. Sonst schmückten Schleier das Haupt beider Stirn und Wangen. Handschuhe durften dem vornehmen Anzuge nicht fehlen.

Durchmustern wir die einzelnen Bestandtheile. Der Stoff des Hemdes war in ältester Zeit Leinwand und Wolle. Obschon die Römer die Leinweberei der deutschen Frauen rühmten, auch deutsche Leinwand fortwährend sehr geschätzt blieb, hielten die Deutschen doch selbst wegen alter Neigung für das Ausländische byzantinische Leinwand für die feinste. Bereits die Gothen bezogen dieselbe unter dem Namen Saban; während des ganzen Mittelalters verstand man unter Saben ein besonders weißes und feines Leinen, es wird neben Sammet und Purpur, ja in dem Gedichte Gudrun sogar über Purpur gestellt. Die Leinwand wechselt begreiflicher Weise je nach dem Vermögen zwischen Sacktuch und feinen Saben. Unter dem Wollenstoff für Hemden wird der Buckeram erwähnt, ein Gewebe aus Ziegen- oder Bockhaaren, woher der Name kommen soll, die feinsten Arten dieses Gewebes kommen aus Syrien, Armenien und Cypern. In der feinen Zeit des Mittelalters trugen die reichen Frauen Hemden von weißer Seide. Dem kostbaren Stoffe verbanden sich Verzierungen; die Nähte wurden mit Goldfäden geschmückt und zwischen den Brusttheil des Hemdes wie der Faltenreihe am Halskragen ward zuweilen ein Stück Goldstoff eingesetzt. Auf die Fältelung am Halsbund wurde besonderer Fleiß verwandt, weil dieser Theil sehr oft sichtbar blieb; die Aermel hingen wie bei den Röcken nicht am Ganzen, sondern waren ab-

getrennt und mußten jedesmal erst angenäht oder angereiht werden. Als Schlafrock diente entweder ein Mantel oder ein Pelz. In Berlin war aber dem ersten Stand der Gebrauch des Zobelpelzes bei fünfzig Thaler Strafe verboten. Hosen, die heutigen Strümpfe, von dem Knie bis über die Knöchel oder auch über den ganzen Fuß, lassen sich seit dem zehnten Jahrhundert ungefähr als weibliche Kleidung nachweisen. Vorwiegend roth oder grün waren sie aus Wolle, Seide oder Sammet, wenn die Frau wohlhabend war; sie schlossen am Knie ab und wurden durch ein Band festgehalten.

Die Schuhe der Deutschen waren in älterer Zeit nicht sehr geformt und sauber. Der Schuh galt im Norden für durchaus nothwendig; er bestand ursprünglich aus einem Stück Leder, welches nach dem Fuß geschnitten und oben durch Riemen zusammengebunden ward, die Riemen waren mit Franzen geziert. Das Anziehen der Schuhe war bei den reichen Frauen Hauptgeschäft der Kammermädchen. In späterer Zeit wurden die Staatsschuhe von Seide oder anderem feinen Stoff gemacht, neben der Sohle und über dem Fußrücken mit Perlen oder kostbaren Steinen besetzt. Im dreizehnten Jahrhundert bildete sich der gemeine Schuh weiter aus; er suchte feiner zu werden, schmiegte sich fester an den Fuß, um sich der lästigen Riemen entledigen zu können, und streckte sich in die Länge. Jenes feine spanische Leder, das von seiner besten Bereitungsstätte Korduba benannt war, ist das ganze Mittelalter hindurch beliebt gewesen; außer rothem Korduan wird auch weißer erwähnt. Für gewöhnliche und wohlfeile Schuhe wurde schwarzes Schafleder genommen. Eine eigenthümliche Modentracht waren die Schnabelschuhe, als deren Erfinder König Heinrich II. von England (starb 1189) genannt wird, angeblich wegen eines langen Gewächses, welches seinen Fuß verunstaltete. Die Schnabel an den Schuhen sollen sich nach den Stand ihres Besitzers gerichtet haben und von $1\frac{1}{2}$ und 2 Fuß Länge getragen worden sein. Die Tracht hat sich wahrscheinlich bis in's sechszehnte Jahrhundert erhalten; der Rath zu Nürnberg gab im Jahre 1460 den Schustern ein Maaß an, wie lang diese Schnäbel zu machen seien, verbot sie jedoch 1473 auf Ansuchen des Bischofs von Bamberg gänzlich. Aus Zürich wird berichtigt, daß um 1550 die Frauen der dortigen Vornehmen als Auszeichnung sich kleiner goldener oder silberner Schnäbel an ihren Schuhen bedienen durften. In der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wurden aufgeschnittene Schuhe Mode, welche entweder den Strumpf oder ein farbiges Futter durchblicken lassen, was mit der übrigen Kleidung im Einklang steht. Die Form des Schuhes ist aber der des Fußes entsprechend und gefällig. Der Magistrat in Regensburg verordnete 1485, daß die Schuhe und Socken der Frauen keine längeren Spitzen haben dürfen, als ein Fingerglied lang. Im siebzehnten Jahrhundert wurden die an der Spitze platt abgehackten Schuhe Mode, wie sie eben auch jetzt wieder getragen werden.

Der Rock wurde von den Frauen länger als von den Männern getragen, meist auch aus leichterem Stoffe, oft so dünn, daß die Farbe des Leibes hindurch leuchtete. Manche Dichter jener Jahre klagen daher im Winter, wo die Kälte etwas mehr Sittsamkeit fordere, über die schweren Zitkleit, die

ihnen den vollen Anblick der weiblichen Schönheit entzögen. Alle Farben wurden gewählt; gelb und roth in den hellsten Lichtern waren am beliebtesten, daneben erscheinen grün und blau zunächst gebraucht, auch reines weiß und schwarz. Mischungen von roth, violett, braun fanden sich ebenfalls ziemlich häufig. Schwarz war während des Mittelalters wie im römischen Alterthum und in der neueren Zeit die Farbe der Trauerkleider. Die Symbolik der Farben, welche sich in dieser Bedeutung des Schwarz verräth, war überhaupt im Mittelalter besonders in dem Allegoriensüchtigen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sehr ausgebildet. In einem Gedichte heißt es, grün zeige den Anfang der Minne an, weiß bedeute Hoffnung, roth ein liebebrennendes Herz, blau rechte Treue, gelb erfüllte, gewährte Liebe, schwarz Leid. Die Männer trugen ihre Röcke stets von der Farbe, zu welcher sie die Gunst oder Ungunst ihrer Geliebten veranlaßte, oder sie erlogen auch diese Gunst durch die angenommene Farbe.

Der Rock wurde sehr oft aus Stücken verschiedenfarbigen Zeuges zusammengenäht. Meist wurden nämlich die Kleider der Länge oder Breite nach mitten getheilt, zuweilen die eine Seite wieder geheftet und zwar quer in der Mitte; seltener geschah es, daß auch die andere aus zwei Hälften bestand und das ganze Kleid also in vier Theilen gleich einem quadriten Wappen erschien. Grün und roth, gelb und roth, weiß und roth, waren gewöhnlich zusammengestellt; Zeuge von gleichem Werth wurden meist miteinander verbunden. Bei der Zusammensetzung aus verschiedenen Farben und Stoffen war die sorgsame Behandlung der Naht nöthig. Auf kunstreiche **Naht** ward großer Werth gelegt und verlangt, daß man sie gar nicht bemerke. Ein ander Mal wurde sie grade recht bemerkbar gemacht, indem sie mit Gold- und Silberfäden oder mit Perlen und Perlenstreifen durchzogen wurde. Das Maaß der schicklichen Länge des Rockes ward von den Frauen stets bewahrt; ein Kleid, das nur bis auf die Knöchel reichte, galt schon für unschicklich. Von Edelfrauen und reichen Bäuerinnen wurden **Schleppen** getragen, die sorgfältig gefältelt waren und bei keiner Festlichkeit, namentlich nicht beim Tanze fehlen durften. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war das Kleid weit ausgeschnitten; als die Dichter ihre Stimmen dagegen erhoben, scheint die Tracht sich verloren zu haben; als sie aber im vierzehnten Jahrhundert wieder erschien, war sie hartnäckiger und behauptete sich. Gewöhnlich lag der Aermel des Rockes ziemlich eng an dem Unterarm; im zehnten Jahrhundert wurden übermäßig lange Aermel getragen, im zwölften Jahrhundert herrschte eine ähnliche Sitte. Diese langen Aermel wurden, wenn sie hinderlich werden konnten, um den Arm gewickelt; sie gehörten eigentlich nicht zu dem Kleide, sondern bestanden für sich und wurden bei dem jedesmaligen Gebrauch erst an den Rock angeschnürt oder angeheftet. Das fünfzehnte Jahrhundert war auch in dieser Hinsicht erfinderisch und man suchte etwas darin, möglichst lange und weite Aermel zu tragen. Der Rock verlangte eine Umgürtung, die ihm dem Leibe näher anschmiegen könne. Der **Gürtel** war daher den Frauen unentbehrlich. Die feinen Weiber der ritterlichen Zeit erkoren den Gürtel zu einem Schmuckstück. Ein Riemen von rothem spani-

schen Leder oder ein englisches Seidenband waren die Grundlage; Gold und Edelsteine prangten reichlich darauf, und die Enden mußten lang und verziert herabfallen. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die Gürtel mit Glocken und Schellen verziert und aus Erz gemacht. Ursprünglich waren die Schellen eine Tracht der vornehmen Welt, die Ritter trugen sie an ihren Wehrgehängen, die Weiber an den Gürteln, Aermeln und Röcken und die Geistlichkeit an ihren Meßgewändern. Ein solcher mit Glöckchen und anderen klingenden Metallkörpern verzierter Gürtel hieß Dupfing; sie lagen um die Hüfte an. Die Kleiderordnungen enthalten mehrfache Bestimmungen wegen dieser Schellengürtel. Den Ulmer Frauen wurden 1411 die silbernen und vergoldeten Gürtel mit den Schellen und Glocken verboten. Die Lübecker Kleiderordnung von 1454 machte für die verschiedenen Vermögensreichen, Sätze. Die reichsten, die wenigstens 4000 Mark im Vermögen hatten, durften Dupfings tragen, minder reiche mußten sich an gelben Ketten oder beschlagenen Seidenborten genügen lassen. Diese Leibgürtel-Dupfings wurden übrigens in einem Lüneburgischen Statut von 1399 erwähnt, ein Beweis, daß sich auch die reichen Bürger dieses Schmuckes früh bedient haben. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kamen auch die Gugeln oder Kogeln in Brauch, welche von den Frauen über den Kopf hängend getragen wurden. In Braunschweig bestimmte über den Putz eine Summe, welche der Werth dieser Putzstücke nicht übersteigen durfte.

Der Mantel, wenngleich ein lateinischer Name, ist doch ein recht germanisches Gewand, dessen Gebrauch bei Männern und Frauen von Tacitus erwähnt wird. Es ist durchaus falsch, den alten Mantel für ein rockartiges Kleid zu halten; er wird von diesen ausdrücklich unterschieden und erscheint unsern Mänteln ganz gleich. Ein Stück Zeuges, welches mit einer Spange oder Dom zusammengehalten wird, hängt er an den Schultern herab. Die Frauen trugen bei ruhigem Verharren den Mantel gewöhnlich offen und zogen die rechte Seite unter dem Arm herauf, die andere Hand faßte ihn oben zusammen. Im Gehen jedoch legten sie den linken Daumen in die geschlossene Spange und hoben den Mantel mit der rechten Hand etwas in die Höhe. Liest man die Kleiderordnungen der verschiedenen Städte und vergleicht sie mit den heutigen monotonen Moden, so glaubt man die Beschreibung verschiedener Theater-Costüme vor Augen zu haben. Allein dennoch werden die Straßen und Märkte der Städte dem Beschauer kein so buntes und schillerndes Bild dargeboten haben, als man nach den bunten und reichen Trachten der Weiber hätte erwarten mögen. Denn die strengen Rathsherrn verlangten, daß die Frauen und Jungfrauen auf der Straße ihre Kleidung mit einem Mantel verhüllen sollten; wenn also der Wind nicht mitleidig den Mantel lüftete oder die Weiber es nicht verstanden, zu rechter Zeit die neidische Hülle zufällig zu verschieben, so hatten sie wenig Gelegenheit, auf der Straße mit dem Schmucke zu prangen. Der Mantel war eine ehrsame anständige Tracht, deshalb finden wir auch in den meisten Rathsordnungen den Befehl, nur im Mantel in der Kirche zu erscheinen. Diese Vorschrift, Mäntel über die Staatskleider zu werfen, übte einen wichtigen Einfluß auf die Ver-

änderungen der Mode aus; um nämlich wenigstens einen Theil der kostbaren Gewänder zu zeigen, wurden dieselben so lang gemacht, daß wenigstens der untere Saum von der neidischen Hülle unbedeckt blieb, und die langen Gewänder den Staub auf der Straße aufwirbeln mußten — also ganz wie heutiges Tages, nur mit dem Unterschiede, daß die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts nicht dieselbe genügende Entschuldigung haben, weil ihnen die Polizei keinen Mantel mehr um die Schultern legt. In den früheren Jahrhunderten war der Mantel das untrügliche Thermometer der Mode, man brauchte nur den Mantel einer Generation zu kennen, um mit ziemlicher Gewißheit auch auf die andere Kleidungsstücke schließen zu können. Ursprünglich wurden lange und schwere Mäntel getragen, welche die reichen Bürger mit Pelzwerk fütterten und verbrämten. In niederschlesischen Städten waren Mäntel, welche über sechs Mark kosteten, verboten; in diesem höchsten Werthe durften sie nur von einer Frau getragen werden, deren Mann ein Pferd hielt. Ein anderer Schmuck der Mäntel waren die großen Mantelschnüre, eine solche Schnur war den Frauen in Hannover 1381 gestattet. Da der lange Mantel eine ehrsame Tracht war, so durften öffentliche Dirnen sich nicht mit denselben schmücken, diejenige Frau aber, der ein solcher Schmuck zukam, mußte denselben bei allen feierlichen Gelegenheiten, also namentlich auch beim Besuch der Kirche tragen, eine Vorschrift, welche sich in einer ganzen Reihe von Rathsordnungen findet. Bei der Communion mußte das Haupt unverhüllt sein, die tiefen Mützen und langen Schleier waren verboten, nur ganz kleine Schleier sind gestattet. Namentlich im Lande Hadeln war im sechszehnten Jahrhundert die Sitte eingerissen, sich in der Kirche das Haupt mit dem Mantel, Heiken, zu verhüllen, bis die Polizei-Ordnung des Herzogs Franz von 1597 bestimmte, daß Jungfrauen und Frauen, alt und jung, ohne Unterschied in der Kirche vor und nach der Predigt in dem Beichtstuhl, bei der Communion, bei Taufen und Copulationen mit unverhülltem Haupte und Gesicht sich sehen und finden lassen sollten.

An dem Gürtel hing gewöhnlich ein Beutel oder eine Tasche, welche als Almosenbörse, als Riechbüchse oder als Behälter für allerhand Kleinigkeiten und Kleinode diente. Auch Schlüssel, Spindel und Scheere wurden namentlich im Dithmarschen Lande an den Gürtel gehängt. Zum vollständigsten Anzuge gehörten auch die Handschuh — im neunten Jahrhundert war ja bereits der Handschuh unter die Rechtssymbole aufgenommen, durch seine Uebergabe ward das rechtliche Verzichten bezeichnet, hingeworfen erklärte er den Ausspruch des Bannes. Die anständigste Farbe war wie heutzutage die weiße, der Stoff bald Seide, bald feines Leder; sie reichten bis an das Handgelenk, an den halben Unterärmel oder bis an den Ellenbogen. Die Ringe wurden darüber getragen. Große Ringe um Arm und Hals hießen Bauge; sie galten als die beste Gabe, die gegeben werden konnte, ja auf dieses Schmuckstück wurden Eide abgelegt. Im nordischen Recht wurde Bauge eine allgemeine Werthbestimmung. Es gab auch Halsbaugen, bald eingliedrige, bald spiralförmig gewundene Ringe, welche den Hals in freier Weise umschlossen. Als Brustschmuck begegnen wir angereihten Ringen, welche vom Halse herabhingen, oder eckigen und runden Fürspänen. Diese Vorstecker waren gleich den heutigen Brochen, deren Name schon in der Lübecker Kleiderordnung von 1454 erscheint, oft sehr kostbar, Gold, Edelstein und Perlen

werden daran verwendet. Für diese Schmucksachen war in Braunschweig ein Maximalwerth bestimmt, den geringsten bei solchen Frauen, deren Mann nicht über 30 Mark verschoßte. In Berlin durfte eine goldene Kette bis zum Werthe von 50 Thlr., höchstens 60 rheinische Gulden getragen werden. An Hals und Brust wurde auch der Bernstein getragen, dieses schöne Erzeugniß der Ostsee, welches bei den Römerinnen schon beliebt war. Auch die Ohrringe sind seit Alters eine Verzierung, sie wurden ebenfalls, wenn irgend möglich, kostbar und kunstreich gewählt. Auf die Schmückung des Hauptes ward überhaupt große Sorge verwandt, und damit die Frauen stets ihren Putz mustern konnten, trugen sie einen kleinen Handspiegel mit sich, der darum auch zu den Schmuckgegenständen gehörte; er war von edlem Metall oder Elfenbein. Als natürliche Zierde des Kopfes war das Haar seit den ältesten Zeiten geachtet. Bekannt ist der hohe Werth, den Männer und Weiber unsres gesammten Volkes auf die vollen schönen Locken legten; aus dem bloßen Wohlgefallen daran entstand bald ein sittlicher Stolz, denn nur der freie Mann und die unbescholtene Jungfrau trugen das wallende Haupthaar; dem Knechte und dem Weibe, das seine Ehre befleckte, ward es abgeschnitten. Was Wunder also, daß ihm frühe eine vorzügliche Pflege zugewandt, und daß es an Kämmen, Waschen und Salben nicht fehlte? Für schön galt nur das blonde Haar, und seine röthlich gelbe Farbe war den Römern nicht entgangen, ihre nach neuem Putz gierigen Weiber wollten fortan nur falsche Flechten von deutschen Haaren tragen. Daß Siegfried mit braunen Haaren und braunem Bart geschildert wird, zeigt deutlich, daß man ihn als Ausländer betrachtete. Schwarzes Haar dagegen achtete man als häßlich, denn es war fremd und dem Volkssinne entgegen. Bei der Schilderung eines schönen Weibes wird nie das lange weiche Haar vergessen; es wird eine Jungfrau erwähnt, welche, wenngleich hochgewachsen, in ihre Locken ganz sich einzuhüllen vermochte. Jungfrauen trugen das Haar lose und fliegend, Bräuten wurde es in zopfartiges Geflecht gelegt; die verheiratheten bedeckten den Kopf mit einem Tuche, dem Schleier oder der Mütze. Mit den Haaren, die längs den Wangen herabhingen, ward gekünstelt, sie durften nicht schlicht und in gleicher Länge mit den Anderen fallen, sondern wurden kürzer gehalten und zu Locken gedreht. Zierlich ringelten sich diese Löckchen um das Ohr herum, oder sie hingen Trauben gleich etwas herab. Um den Glanz des Haares zu erhöhen, wurden sie sehr häufig mit Seide durchflochten. Die Haare, welche nicht gelockt wurden, fielen entweder frei den Rücken herab oder wurden in Zöpfe geflochten; diese wurden meist über die Schultern nach vorn gelegt, mit Goldfäden, Perlenschnüren und Borten durchflochten, späterhin ließ man sie nicht frei herabfallen, sondern baute allerlei Verzierungen aus ihnen auf. Als schönster und einfachster Kopfputz blieb während des ganzen Mitttelalters namentlich bei den Tänzen ein Kranz von Laub und Blumen beliebt. Man machte nur damals wie noch heute Blumenkränze für Bräute an ihren Hochzeitstagen und für Brüderschaften bei Kirchfesten; König Karl VIII. von Frankreich setzten die Damen zu zu Neapel bei seinem Einzuge einen Violenkranz auf. Dagegen war die Krone keineswegs ein Vorrecht fürstlicher Geburt, sondern ward von allen edlen Frauen getragen; sie bestand aus einem einfachen Goldreif, der zuweilen mit Edelsteinen besetzt war. Ein gewöhnlicher Schmuck des Hauptes war das Kopftuch oder der Schleier von meist weißer Farbe. Er lag etwas über die Stirn hinüber und fiel zu beiden Seiten des Gesichts auf die Schultern und den Nacken herab. Der Schleier war von Seide, die sehr galanten Damen trugen gelbe Schleier; dieselben kamen während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts wieder allgemein in Aufnahme.

Die Nonnenschleier waren länger und schmäler als die anderen und

braunroth und blau; die der Laienschwestern schwärzlich grün oder schwarz. An vielen und wechselnden Verzierungen hat es begreiflicher Weise nicht gefehlt. Der Stadtrath von Ulm sah sich daher gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts genöthigt, den Bürgerinnen eine Schleierordnung zu geben; nur die Frauen aus den alten Geschlechtern durften seidene Schleier von zwanzig Faden tragen, die Weiber der Handwerker mußten sich an zwölffädigen genügen lassen. Die Enden sollten dick genäht oder gewirkt sein, die dünnen feinen Fäden waren verboten, weil mit ihnen unnöthiger Aufwand getrieben wurde. Während Anfang des Mittelalters wurden die Hauben vorzugsweise von den Männern getragen, die folgenden Jahrhunderte entwickelten in dieser Tracht einen besonderen Putzartikel, sie wurden mit Stickereien geschmückt, Seidenhauben mit Goldstickerei und Bortenbesatz waren nicht selten. In Nassau werden beim weiblichen Geschlecht bürgerlichen Standes die eigenthümlich geformten sogenannten Goldhauben erwähnt als unterscheidende Alt-Nassauische Nationaltracht, deren Stück fünfzig bis hundert Gulden und darüber kostete; jetzt sind diese Goldhauben nur bei besonderen Gelegenheiten, namentlich bei religiösen Feierlichkeiten, Prozessionen und dergleichen in wenigen Exemplaren zu sehen und wurden größtentheils von der herrschenden Mode längst verdrängt. Häufiger wurden noch Hüte von den Frauen getragen; begreiflich hatte man damals noch nicht unsere geschmacklosen unnützen Cylinder oder Angstbutten, sondern die breitrandigen, eng an den Kopf sich schmiegenden Hüte, welche bei den Bauern der meisten Gegenden sich ziemlich unverändert erhalten haben. Von den Dichtern werden sehr kostbare Hüte aus Seide und Sammet, besonders aber gestickte und Pfauenfederhüte geschildert. Die Letzteren wurden in Deutschland mehr getragen als in Frankreich, wo sie nur den vornehmsten Damen zukommen. Im fünfzehnten Jahrhundert strömt eine Fluth der verschiedenartigsten Hutbildungen, viereckige, rautenartige und runde Hüte mit vorn aufgeschlagener Krempe und schiffartigem Hintertheil, flache runde Felbelhüte mit breitem Rande.

Das Schminken war seit dem zwölften Jahrhundert über alle Länder gekommen, die sich zu den gebildeten rechneten. Die Ansichten der Frauen über die schönste Gesichtsfarbe waren verschieden, und darnach richteten sich natürlich die Schminken. Die Engländerinnen des zwölften Jahrhunderts hielten Blässe für schön und vornehm, sie hungerten also und ließen sich zur Ader, schlug dies noch nicht an, so strichen sie allerlei graue und weiße Farbe in das Gesicht. Die Pariserinnen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verschluckten bekanntlich Sand und Asche, um blaß zu werden, die Französinnen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hielten dagegen frische Röthe für schön und strebten darnach, sie durch gutes Frühstück zu erhalten. Dagegen griffen die Französinnen der alten Zeit nach den Farbentöpfen und bemalten sich, die deutschen Frauen malten fleißig nach. Quecksilber, Weizenmehl, mancherlei Roth, altes Fett wurden gebraucht, und der Mittel gab es so viele, daß der Mönch von Montauben dreihundert Büchsen verschiedener Schminken rechnen konnte. Die Dichter erklären sich auf das Schärfste gegen diese Unsitte, und der gesunde Sinn des Volkes unterstützte sie: gezwungene Liebe und geriebene Röthe sind beide nichts werth, meint Logau.

In dieser Zeit des Ritterthums, aus der wir Einzelheiten hervorgehoben haben, war gerade die Frau Gegenstand eines schwärmerischen Dienstes. Es war die Zeit, in welcher ein Dichter, Wolfram von Eschenbach, die Herrin seines Herzens eine thauige Rose nannte.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Welt schöpft wieder Athem; der Alp eines drohenden Krieges, welcher schwerlich „lokalisirt" bleiben konnte, wälzt sich allmählich von ihrer Brust und läßt anmuthigere Bilder nahe treten. Es war eine wüste Zeit, welche wir — hoffentlich — hinter uns haben, und deren sociale Bedeutung sich in den Börsenberichten der letzten Wochen in abschreckendster Weise charakterisirt. Wie groß müssen die Befürchtungen gewesen sein, oder von welchem Schwindelgeist muß unsere Börse beherrscht werden, wenn, wie es in einem Börsenberichte am Sonntag heißt; ein Verkaufs-Angebot von Werthpapieren im Belaufe von nur 1100 Thalern den Cours dieses Papiers gleich um 20 Prozent werfen konnte!

Aber freilich die Kriegsgefahr lag nahe genug, und sie lag leider in der Caprice einer persönlichen Politik, welche sich dabei auf nationale Eitelkeit und Verblendung stützte.

Unterm 24. April schreibt die *Times*: „Die Frage dreht sich nicht mehr um Völker oder Gebiete. Der einzige, wesentliche Punkt ist die Räumung der Luxemburgischen Veste, und diesen kann man getrost den Berathungen der Diplomaten überlassen. Aber inzwischen behaupten wir ohne Bedenken, daß es an dem Kaiser Napoleon ist, *den von ihm selbst heraufbeschworenen Sturm zu beschwichtigen*. Er sollte den Muth haben, zu leugnen, daß selbst aus der Weigerung Preußens, die Festung zu räumen, ein casus belli entstehen könne. Frankreich ist nichts genommen, von Frankreich ist nichts verlangt worden. Man verkünde es laut, daß weder eine Beleidigung, noch eine Bedrohung Frankreichs je beabsichtigt war. Nationen werden heut zu Tage nicht nach den Regeln des Duell-Mandats regiert, noch haben sie all' die Eisenfresserei ihrer unamtlichen Zeitungen zu verantworten.

Daß ein noch so erfolgreicher Krieg mit Deutschland für Frankreich nicht wünschenswerth ist, war von Anfang an eine feststehende Idee des Kaisers. Die Furcht vor einer parlamentarischen Tirade des Herrn Thiers oder vor einem kreischenden Artikel des Herrn Girardin sollte ihn in seinen weisen und humanen Entschließungen nicht erschüttern."

Mit diesen Worten bezeichnet die „Times" sehr richtig die Gefahr, welche einzig und allein darin lag: eine Frage des europäischen Rechtes zu einer Specialfrage zwischen Frankreich und Preußen machen zu wollen und die von Partei-Interessen geschürte nationale Aufregung an Stelle staatsmännischer

Erwägung treten zu lassen. Der Krieg konnte nur eintreten, wenn Kaiser Napoleon ihn wollte, oder zu schwach war, den kriegerischen Gelüsten der Nation zu widerstehen.

Der „Constitutionnel" hat seitdem erklärt, daß Frankreich den Krieg nicht wolle, und die Einwilligung Frankreichs, die streitige Frage einer Conferenz vorzulegen, ist ein Anerkenntniß des europäischen Charakters der Frage, welcher ihr unzweifelhaft aus den Verträgen von 1815 bis 1819 zusteht*). Wenn sie gleichwohl nur den Garantie-Mächten von 1839 vorgelegt worden ist, so erklärt sich dies aus dem Anlaß der Verwickelung, nämlich aus dem eingeleiteten Kaufsgeschäft zwischen Holland und Frankreich, wobei jene Mächte zunächst interessirt schienen.

*) Die „Nat.-Ztg." brachte in voriger Woche einen sehr beachtenswerthen Artikel über „das preußische Besatzungsrecht in Luxemburg", worin sie den internationalen Charakter desselben an's Licht stellt.

Es heißt daselbst u. a.: „Im ersten Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 wurde lediglich bestimmt: „Holland, das unter die Souverainetät des Hauses Oranien tritt, wird einen Gebietszuwachs erhalten." Wie dieser Zuwachs dort noch gar nicht bezeichnet wurde, so war auch von besonderen luxemburgischen Angelegenheiten noch keine Rede. Im Juni desselben Jahres ermächtigten die verbündeten vier Großmächte den Prinzen von Oranien, die Regierung über die belgischen Provinzen (zu welchen Luxemburg im strengeren Sinne nicht gehörte) vorläufig zu übernehmen; und diese Uebernahme erfolgte durch einen Akt vom 21. Juli 1814. Dies war die Lage, in welcher der Wiener Congreß die niederländischen Dinge vorfand.

Durch Vertrag mit den verbündeten vier Mächten vom 31. Mai 1815 erhielt nun der Prinz von Oranien (jetzt König) die Grenzen seines Reiches zugewiesen. Die Hauptartikel dieses Vertrags wurden in der (auch von Frankreich unterzeichneten) Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 wörtlich wiederholt, und hier erhielt der König außer den vormals holländischen und den vormals belgischen Provinzen und außer dem vormaligen deutschen Bisthum Lüttich, was alles zu einem Königreich der Niederlande verbunden wurde, auch das vormalige Herzogthum Luxemburg mit dem Titel als Großherzog. „Dieses (hieß es) wird einen der Staaten des deutschen Bundes bilden, und der Fürst wird in den deutschen Bund mit allen den Rechten eintreten, deren die andern deutschen Fürsten genießen." Und darauf hieß es weiter: „Die Stadt Luxemburg wird in militärischer Beziehung als eine Bundesfestung betrachtet werden; der Großherzog wird indeß das Recht haben, den Gouverneur und den Commandanten dieser Festung zu ernennen, vorbehaltlich der Genehmigung und der übrigen Anordnungen des Bundes, welche" 2c.

Das war der Stand der Dinge am 9. Juni 1815. Vom Tage vorher datirt bekanntlich die deutsche Bundesacte, in welcher der Stadt oder Festung Luxemburg keine Erwähnung geschieht. Als nun am 18. die Schlacht bei Waterloo geschlagen war und als die verbündeten Mächte abermals in Paris versammelt waren, um verstärkte Sicherheiten Frankreich gegenüber festzustellen, da richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf das deutsche Vertheidigungswesen, und hierauf haben wir jetzt auch die unsrige zu richten. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Friede zwischen Frankreich und den verbündeten vier Mächten unterzeichnet, und in dieser Friedensacte findet sich gar nichts, was für unsere gegenwärtige Erörterung wichtig ist, wohl aber ist das der Fall bei den gleichzeitigen Protokollen der verbündeten Mächte, welche den Friedensvertrag begleiteten und ihn ergänzten. Vornehmlich kommen diejenigen vom 3. und vom 21. November in Betracht, Protokolle, die abgefaßt wurden mit der Kraft von Verträgen. In dem ersteren wurde (Art. 10) vereinbart: „Die Plätze Mainz, Luxemburg und Landau werden zu Plätzen des deutschen Bundes erklärt, abgesehen von der Landeshoheit derselben", und es wurden schon jetzt besondere Rechte in Betreff der Besatzung von Luxemburg für Preußen vorbehalten. Eine

Es wäre jetzt ein mehr als frevelhaftes Spiel, wenn Frankreich den Conferenz-Vorschlag nur angenommen hätte, um Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen. Es hat auch bereits die kriegerische Bedeutung derselben dementirt; gleichwohl versichern unabhängige Blätter, daß dieselben noch fortdauern.

Aber Frankreich wird nicht wollen, daß es von der europäischen Conferenz als europäischer Friedensstörer erklärt werde.

Die Conferenz, eine Conferenz ad hoc — wie schon darum anzunehmen, weil Rußland sie proponirt haben soll — wird schon in den nächsten Tagen zusammentreten, und je fester Preußen bisher auf die Vertrags-Natur seines Besatzungsrechts in Luxemburg fußen durfte und auch wirklich beharrte, so lange es galt, dasselbe dem einseitigen Anspruche Frankreichs gegenüber zu behaupten, um so weniger wird es sich weigern wollen, dasselbe aufzugeben, wenn die Mächte, unter deren Mitwirkung es constituirt wurde, das Fortbestehen desselben nicht mehr für nöthig oder einen hinreichenden Ersatz dafür finden.

Die Thronrede, mit welcher am Montage die außerordentliche Landtags-Session eröffnet wurde, konnte daher bereits beruhigende Versicherungen geben und das Vertrauen auf Erhaltung des Friedens aussprechen, welcher so schwer bedroht schien.

---

vierte deutsche Bundesfestung, so wurde zugleich bestimmt, soll am Oberrhein angelegt werden. In dem zweiten der erwähnten Protokolle wurde überdies ausgesprochen und erläutert, daß diese Vertheidigungslinie an den Grenzen Frankreichs (am Rhein, in Savoyen u. s. w.) nicht blos dem Vortheil dieses oder jenes einzelnen Staates dienen sollten. sondern daß sie als ein „wesentlich europäisches Werk" zu betrachten seien, welches denn auch von den verbündeten Mächten zu überwachen sein würde. Was die Vertheidigung von Deutschland insbesondere betrifft, so sollten Preußen und Oesterreich alles Nähere sowohl untereinander wie mit den betreffenden deutschen Landesherren bereden und feststellen, um die Festungen auf's zweckmäßigste anzulegen.

Das waren die völkerrechtlichen Grundlagen und Verträge, auf welchen die deutschen Bundesfestungen beruhten und kraft welcher Oesterreich und Preußen nunmehr vorgingen. Zuerst schlossen diese beiden Mächte wegen Mainz mit dem Großherzog von Hessen einen Vertrag vom 30. Juni 1816 und dann eine Militär-Convention vom 10. August 1817, worin bestimmt wurde: die Besatzung von Mainz soll, wie bisher, zu gleichen Theilen aus preußischen und aus österreichischen Truppen und aus einem hessischen Bataillon bestehen. Ferner wegen Luxemburg schloß Preußen am 8. November 1816 und darauf am 12. März 1817 schlossen alle verbündeten Mächte einen übereinstimmenden Vertrag mit dem Könige der Niederlande, worin Folgendes bestimmt wurde. Der König-Großherzog behielt, gemäß der Wiener Congreß-Acte, die volle Landeshoheit sowohl in der Stadt wie in der Festung Luxemburg, er trat aber das Recht, den Gouverneur und den Commandanten dieses Platzes zu ernennen, an Preußen ab. Danach bestand ferner die Besatzung zu drei Viertheilen aus preußischen und zu einem Viertheil aus niederländischen Truppen, und hierbei behielt es sein Bewenden bis zu der Uebereinkunft vom 17. November 1856, wonach der König-Großherzog die alleinige Besatzung in Friedenszeiten an Preußen überließ und nur in Kriegszeiten der niederländische Truppentheil beigezogen werden sollte. Wir haben noch zu erwähnen, daß im October 1818 Preußen und Oesterreich in der Bundes-Versammlung zu Frankfurt erklärten: sie seien bereit, dem Bunde die Festung Mainz einzuräumen und zu überantworten. Nach den Wiener Minister-Conferenzen beschloß die Bundes-Versammlung am 5. October 1820 in der That die Uebernahme aller drei Bundesfestungen. Die Uebergabe und Uebernahme erfolgte jedoch erst 1825 für Mainz und 1826 für Luxemburg."

Sie wird sich hoffentlich auch in der Erwartung nicht getäuscht sehen, daß die Landesvertretung „mit dem Patriotismus, der sich in Preußen in ernsten Stunden stets bewährt hat, das große Werk der nationalen Einigung vollenden helfen" werde.

Wie sich auf dem Reichstage im entscheidenden Augenblicke das Uebergewicht des nationalen Interesses über alle Partei-Rücksichten geltend gemacht hat, so drängt auch jetzt die allgemeine Meinung mit unwiderstehlichem Nachdruck in dieser Richtung hin, und die einflußreichsten Oppositionsblätter mahnen mit allem Eifer an das Eine, was Noth thut — an die Einigung.

So schloß z. B. die Nationalzeitung ihren Sonntag-Leitartikel mit folgenden Worten: „Wir sind nicht befriedigt von dem Recht der norddeutschen Bundes-Verfassung, und daß wir auch das Staatsgrundgesetz von 1850 als Ideal nicht verehren dürfen, darüber pflegte die längste Zeit Einverständniß zu bestehen in unserer Partei. Es gibt somit nach unserer Auffassung eine preußische Verfassungsfrage, d. h. unser Verfassungsleben ist noch nicht so beschaffen, wie wir es für nöthig halten und wünschen. Nun aber, welches ist jetzt die höchste, und vorzüglichste Aufgabe des preußischen Staates? Welches ist das große Tagewerk, neben dem alles andere klein ist, selbst jenes, welches sonst ansehnlich sein würde? Da wird Jedermann das Wort auf den Lippen haben: Das ist die Einigung Deutschlands! Diese Einigung steht über allem, in unserer Zeit geht sie allem anderen Dichten und Trachten voran, und sie enthält alles. Preußen ist nunmehr auf der vollendeten Höhe seines geschichtlichen Berufes angelangt, die deutsche Nation zu einigen. Das ist die höchste Aufgabe jetzt für unsere Regierung, und es versteht sich von selbst, daß unsere Volksvertretung keine andere haben kann!"

Auch in den anderen Bundesländern scheint man von dem Bewußtsein dessen, was jetzt vor Allem und allein Noth thut, durchdrungen zu sein, wie sich aus der Eröffnungsrede des sächsischen Kammer-Präsidenten Haberkorn ergiebt, welcher ermahnte, daß es jetzt, nachdem der Reichstag mit so überwiegender Majorität die norddeutsche Bundesverfassung angenommen hat, für die Vertreter der einzelnen Bundesstaaten unvermeidliche Nothwendigkeit sei, alle Bedenken gegen diese Verfassung schwinden zu lassen. Der Beschluß der sächsischen Abgeordneten-Kammer: schon am nächsten Freitag über unveränderte Annahme oder völlige Ablehnung der norddeutschen Bundes-Verfassung zu beschließen, war die würdigste Erwiederung auf den Appell des Präsidenten.

Wir glauben nicht, daß es bei uns eben so rasch gehen werde; aber an dem glücklichen Endresultat ist nicht zu zweifeln. Die Partei der Negation zerbröckelt immer mehr vor dem neu erwachten nationalen Drange, welcher sich endlich in positiven Schöpfungen genug thun will und sich nicht mehr durch das geträumte Bessere von dem erreichbaren Guten zurückhalten läßt. Die Rechte und Vortheile, welche die Norddeutsche Bundes-Verfassung dem deutschen Volke gewährt und in Aussicht stellt, sind zu bedeutend, zu wünschenswerth und zu lange erstrebt, als daß der doctrinäre Partei-Fanatismus von dem Erfassen derselben zurückhalten könnte.

Was die norddeutsche Verfassung dem Volke zu bedeuten habe, darüber spricht sich denn auch die Thronrede, welche am Montage gehalten wurde, eben so klar als befriedigend für alle nationalen Wünsche aus, indem sie sagt:

„Durch die Einführung der Bundes-Verfassung werden die Befugnisse der Vertretungen der Einzelstaaten auf allen denjenigen Gebieten, welche hinfort der gemeinsamen Entwickelung unterliegen sollen, eine unvermeidliche Einschränkung erfahren. Das Volk selbst aber wird auf keines seiner bisherigen Rechte zu verzichten haben, es überträgt die Wahrnehmung derselben nur seinen Vertretern in dem erweiterten Gemeinwesen. Die Zustimmung der frei gewählten Vertreter des gesammten Volkes wird auch im norddeutschen Bunde zu jedem Gesetze erforderlich sein. Durch die Bundes-Verfassung ist in allen Beziehungen dafür gesorgt, daß diejenigen Rechte, auf deren Ausübung die einzelnen Landesvertretungen zu Gunsten der neuen Staatsgemeinschaft zu verzichten haben, in demselben Umfange der neuen Reichsvertretung übertragen werden. Die sichere Begründung nationaler Selbstständigkeit, Macht und Wohlfahrt soll mit der Entwickelung deutschen Rechtes und verfassungsmäßiger Institutionen Hand in Hand gehen!"

Der Name Bismarck*).

Ein schlesischer Dichter erklärt den Namen Bismarck durch den Zuruf an unsern Minister-Präsidenten: „Du hast das Mark von Zweien!" So gerechtfertigt diese Etymologie in Bezug auf den gegenwärtigen Grafen Bismarck ohne Zweifel auch sein mag, so beweist sie doch nichts für die Entstehung dieses Namens, welcher schon sehr frühzeitig in verschiedenen Theilen der Mark Brandenburg und in allen Ständen ihrer Bevölkerung vorkommt. Namentlich in Stendal und Prenzlau stehen bereits im 13. Jahrhundert die bürgerlichen Geschlechter derer von Bismarck in Ansehen und Ehren, während neben diesen bürgerlichen Familien unter gleichem Namen auch ein dem Militärstande zugehöriges Geschlecht auftritt, dessen einzelne Glieder in der Priegnitz und im Ruppin'schen Kreise mit kleinen Lehnsbesitzungen angesessen sind, ohne daß ein Zusammenhang dieses ritterlichen Geschlechts mit jenen Bürgerfamilien nachzuweisen wäre, so wenig als das später burggesessene altmärkische Adelsgeschlecht von ihm herzuleiten ist.

Der Name Bismarck ist ein Ortsname, und das häufige Vorkommen desselben in jener früheren Zeit entspringt der Gewohnheit, sich die zur Unterscheidung nöthigen Beinamen nach dem Ursprungsorte oder früheren Wohnorte der Familie beizulegen.

*) Nach Maßgabe der schätzenswerthen Denkschrift: Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts von Bismarck bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen. Denkmal der Dankbarkeit des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Berlin 1868.

Den Namen entlehnten die nachgewiesenen verschiedenen Familien, die man sämmtlich abwechselnd unter der Bezeichnung Bismarck oder von Bismarck auftreten sieht, sehr wahrscheinlich insgesammt dem altmärkischen Städtchen oder Flecken Bismarck, der westseitig etwa zwei Meilen von Stendal entfernt gelegen und sehr alt ist. Wenigstens darf diese Vermuthung für die in Stendal, Gardelegen und überhaupt in der Altmark vorkommenden Familien, sowie für das Priegnitzisch-Ruppin'sche Adelsgeschlecht, mit Zuversicht aufgestellt werden. Daß der in Rede stehende Ort gewöhnlich Bismark geschrieben wird, während die Namen der verschiedenen Familien nicht immer Bismark, sondern abwechselnd Bismarck, Bysmark, Byßmarck, Bysmarche, Biesenmarck und noch anders lauten, darf bei der bekannten Ungenauigkeit der Schreibweise damaliger Concipienten von Schriftstücken nicht in Betracht gezogen werden. Heute hat das Städtchen die Schreibweise Bismark und das nach ihm benannte adlige Haus die Schreibweise Bismarck für sich festgestellt.

Für die Prenzlauer, von Bismarck genannten Bürger ist jedoch die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß sie ihren Namen vielleicht von dem nicht fern von Prenzlau, nahe bei Löcknitz, an der von Stettin dahin führenden Straße gelegenen pommerschen Dorfe Bismarck annahmen, daher mit den von Bismarck in Stendal hinsichtlich ihrer Herkunft und Abstammung nicht zusammenhingen. Das Dorf Bismarck in Pommern wird wenigstens ebenfalls schon im funfzehnten Jahrhundert als bestehend genannt [1]). Hätte dies Dorf jemals ganz oder doch zum Theil den Bismarck genannten Bürgern Prenzlau's angehört, so würde man bei dem Gange, den die Colonisation in diesen ursprünglich wendischen Ländern vom Westen nach Osten damals nahm, mit gutem Grunde vermuthen können, das Dorf sei eben selbst von den aus der Altmark hergekommenen Bürgern Prenzlau's gegründet und nach ihrem und ihrer Heimath Namen benannt. Das pommersche Dorf Bismarck gehörte aber, so lange man es kennt, stets zum landesherrlichen Domainenamte Löcknitz. Als Stützpunkt für die Annahme einer Stammeseinheit der in Prenzlau und in Stendal vorkommenden, von Bismarck genannten Bürger bleiben daher nur die allerdings beachtungswerthen Umstände, daß die städtische Einrichtung Prenzlau's von Stendaler Bürgern getroffen wurde, daß auch hier unter dem Namen Bismarck Bürger in ähnlich bevorzugter Stellung in Bezug auf Vermögensbesitz und Theilnahme am Stadtregimente, wie in Stendal, vorkommen, und daß auch hier Taufnamen, welche bei den von Bismarck in Stendal gewöhnlich waren, wie Heinrich und Claus, sich wiederholen.

Es gebricht leider noch an einem Hülfsmittel zur Entscheidung der Frage nach der Zusammengehörigkeit der Stendaler und der Prenzlauer, von Bismarck benannten Familien, das dem Zweifel darüber ein Ziel setzen würde,

---

[1]) Riedel's Cod. I, XIII, 406. II, II, 351. 352. — Die Annahme des Grafen von Herzberg in dessen Ausgabe des Landbuches Kaiser Karl's IV., daß das darin S. 43 unter den festen Orten der Uckermark aufgeführte Bismarowe das heutige Dorf Bismarck sei, wie das Ortsregister angiebt, ist nicht gegründet, da das Bismarowe des Uckerlandes vielmehr in Biesenbrow bei Schwedt zu erkennen ist. Fidicin, Die Territorien der Mark Brandenburg, B. IV, Uckermark S. 196.

nämlich an einem Siegel, das uns die Wappenzeichen der Prenzlauer Bismarck's kund thäte. Die Uebereinstimmung ihrer Wappenzeichen wäre ein sicheres Merkmal ihrer Stammeseinheit; denn fester selbst als auf die Familiennamen hielt man in jener Zeit auf die von Generation zu Generation fortgesetzte Uebertragung hergebrachter Wappenzeichen, im bürgerlichen wie im rittermäßigen Stande. Es ist jedoch weder von den Prenzlauer Bürgern, noch von den Knappen von Bismarck in der Priegnitz und im Lande Ruppin ein Siegel auf unsere Zeit gebracht.

Rücksichtlich des Verhältnisses der nach dem altmärkischen Städtchen Bismark benannten Familien zu diesem Orte dürfte hier zuvörderst einer Sage zu gedenken sein, durch die man den späteren Aufschwung des burggesessenen Geschlechtes von Bismarck zu verherrlichen suchte. Dasselbe hätte darnach seine Ahnen in einem aus Böhmen eingezogenen Herrengeschlechte zu finden, das Kaiser Karl der Große in diese Gegenden verpflanzte, und von dem hier der Ort Bismark gegründet wurde[1]). Dies Geschlecht hätte demnächst auch umfassenden Grundbesitz dadurch erworben, daß es sich nach dem Aussterben der Grafen von Osterburg deren hinterlassenes Gebiet mit denen von Alvensleben theilte[2]), bei welcher Gelegenheit dann der Flecken Bismark in den Besitz der von Alvensleben tauschweise gelangen konnte.

Der Glaubwürdigkeit dieser Tradition über Bismark's Gründung steht indessen, außer allgemeinen historischen Gründen, insonderheit der Umstand entgegen, daß die älteste Bezeichnung des Ortes dringende Veranlassung dazu giebt, seine Anlage und seinen ursprünglichen Besitz, anstatt einem Böhmischen Herrengeschlechte, einem geistlichen Oberhirten zuzuschreiben. Denn der Ort wird in einer Urkunde vom Jahre 1209, welche desselben zum ersten Mal Erwähnung thut, „Biscopesmarck" genannt[3]), woraus sich die kürzere Bezeichnung Bismark später bildete[4]).

---

[1]) Er (Carolus M.) — versatzte viel alte Geschlechte von Adel, als die Grafen von Pyrmont aus Frankreich, die von der Schulenburg, Geldrische Herren, Schadewachten aus dem Elsaß — Item die Edlen Freiherrn von Bredau, Garßdau, Buch, sind Nassauer Herren, Item Bißmarcken, böhmische Herren, welche das Städtlein Bißmarck gebauet. Entzelt's Altm. Chronica Kap. XXVI, Ausgabe vom Jahre 1736 S. 61. — Bismarckum exordia sua nobilissimae Bismarckenorum familiae ex Bohemia in has oras deductae auspiciis Caroli Magni accepta refert. Leuthingeri Topographia Marchiae § 14. edit. Krause p. 4.

[2]) Leuthingeri Topogr. § 7 p. 3. — Vermuthlich haben die Umstände, die sich im Fortgange der obigen Darstellung ergeben werden, daß 1. der mit einem böhmischen Herren-Geschlechte verwandte Dietrich, der 1361 Erzbischof von Magdeburg wurde, auch als Verwandter der von Bismarck erscheint, und daß 2. die letztere Familie im Jahre 1562 durch Austausch des Schlosses Burgstall gegen die Propstei Krevese in den Besitz von Gütern kam, die früher zum Theil den ehemaligen Grafen von Osterburg, muthmaßlichen Stiftern des Klosters Krevese, gehört hatten, zu den obigen Phantasien Veranlassung gegeben.

[3]) Riedel's Cod. I, III, 91.

[4]) In früheren Zeiten scheint man den Namen Bismarck von der Biese abgeleitet zu haben, wenigstens fing im 14. Jahrhunderte ein Magdeburger Urkunden-Concipient an, den Familiennamen Bismarck Bisemarcke und Bisenmarcke zu schreiben. Sagittarii Histor. ducat. Magd. bei Beysen, Allg. hist. Magazin, Th. IV, 25. Diese Ableitung hat jedoch

Man findet überall in Deutschland bei vielen von Bischöfen gestifteten und Bisthümern eigen angehörigen Orten ähnliche dies Verhältniß bezeichnende Namen, sowie auch eine ähnliche Namens-Veränderung. Allein im heutigen Neuvorpommern kennt man drei Bisdorf genannte Orte, die ursprünglich dem Bisthume Schwerin, von dem ihre Gründung ausgegangen ist, angehörten und daher Biscopesdorp hießen[1]); wie auch in andern Gegenden nach ihren geistlichen Stiftern benannte Orte, als Bischofshagen im obern Eichsfelde, Bischofsleben bei Erfurt und Bischofskirchen bei Braunfels in der Wetterau, die Namen Bishagen, Bisleben und Biskirchen in späterer Zeit angenommen haben.

In dem Altmärkischen Orte Biscopesmarck war nun auch in der That nach der Urkunde vom Jahre 1209 der Bischof von Havelberg mit seinem ganzen Domcapitel, sowie der Markgraf Albrecht und dessen Gefolge damals anwesend, da es sich hier für das Hochstift Havelberg um eine landesherrliche Bestätigung seiner Altmärkischen Besitzungen handelte. Daß zu den letztern das kaum eine viertel Meile von Bismark gelegene Dorf Döllnitz ebenfalls gehörte, das im Jahre 1186 an das Bisthum Halberstadt vertauscht wurde, ist eben aus diesem Tauschgeschäfte urkundlich zu ersehen[2]). Es dürfte daher kaum daran zu zweifeln sein, daß Bismark zu dem Eigenthume des Bisthumes Havelberg früher gehörte, durch einen Bischof dieser Kirche seinen Ursprung und davon seinen Namen erhielt[3]).

Zwar lagen Orte, wie Döllnitz und Bismark, außerhalb der bischöflichen Diöcese Havelberg's; aber bei der späten Bekehrung der Wendischen Bewohner dieses Stiftssprengels zum Christenthume war es zu Anfang nothwendig gewesen, dem Clerus der Havelberger Kirche zu seinem Unterhalte in der benachbarten Halberstädter Diöcese Güter und Einkommensquellen zuzueignen. Nachdem die christliche Religion später auch im Bereich der Havelberger Diöcese tiefere Wurzeln geschlagen hatte, wurden diese außerhalb derselben gelegenen Besitzungen allmälig veräußert und durch Erwerbungen im eignen Stiftssprengel ersetzt[4]).

Zu den Gegenständen solcher Veräußerung muß auch Bismark gehört haben, wiewohl der Vertrag, wodurch dieser Ort in weltliche Hände überging, noch nicht wieder aufgefunden ist. Unsere Quellen lassen uns überhaupt von

---

um so weniger Wahrscheinlichkeit für sich, als Bismark nicht an der Biese liegt, sondern die letztere eine halbe Meile von der Stadt entfernt ihren Lauf hat.

[1]) Hasselbach und Kosegarten, Codex Pom. dipl. I, 78. 141. 312. 313.

[2]) Riedel's Cod. I, III, 88.

[3]) Obige Ansicht ist von Wohlbrück in dessen Geschichtl. Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben I, 310 zuerst aufgestellt und auch von Klöden (Gesch. einer Altmärk. Familie S. 75) adoptirt. Später neigte sich Wohlbrück einer in sofern veränderten Ansicht zu, als er für wahrscheinlich annahm, nicht der Bischof von Havelberg, sondern der Bischof von Halberstadt, „der doch irgendwo in der Altmark einen Ort für seine Zehentscheunen haben mußte, wozu sich Bismark seiner Lage nach sehr wohl schickte", sei ursprünglicher Besitzer dieses Ortes gewesen. Wohlbrück's Geschichte der Altmark, herausgegeben von Leop. Frh. von Ledebur, S. 180.

[4]) Wohlbrück's Gesch. der Altmark, herausgegeben von Leop. Frh. v. Ledebur, S. 185.

1209 bis 1370 ohne jede Auskunft über den Ort und dessen Besitzer, außer daß von den Chronisten beim Jahre 1349 angemerkt ist, es seien zu Bismark damals an einem Bilde des Gekreuzigten wunderthätige Wirkungen wahrgenommen, es sei daher zahlreich dahin gewallfahrtet und dem Heiligthume viel geopfert; man habe sich jedoch um die Hebung des Opfers zuletzt geschlagen und gemordet, wodurch dem Zulaufe ein Ende gemacht worden sei [1]). Während das letztere Ereigniß noch für geistlichen Besitz des Ortes spricht, da die Kirche solche zu Wallfahrten auffordernde Heiligthümer in der Regel nur an Orten entstehen ließ, die sich in ihrem Eigenthum und vollem Besitz befanden, so tritt doch im Jahre 1370 die Familie von Alvensleben als Lehnsträgerin des Städtchens auf [2]).

Daß inzwischen zu Bismark auch ein Schloß bestanden habe, ist schon darnach zu vermuthen, weil überhaupt fast alle ältern Städte und Flecken der Mark Brandenburg unter dem Schutze von Burgen und Schlössern sich bildeten. Es haben aber auch örtliche Ermittelungen, namentlich an einem Burgwall genannten Platze bei der Stadt, noch Ueberreste ehemaliger Burggebäude und ihrer Befestigungen auffinden lassen [3]).

Schließlich entsteht nun die Frage, ob man nach dem Obigen die von Bismarck, die im 13. Jahrhundert als hervorragende Bürger in Stendal und andern Städten, sowie im Anfange des 14. Jahrhunderts auch als rittermäßige Männer in der Priegnitz und im Lande Ruppin hervortreten, gleichwohl noch als Abkömmlinge ursprünglicher, wenn auch historisch nicht erweislicher Besitzer des Ortes Bismark, oder ehemaliger Burgmannen des hier vermuthlich einst vorhanden gewesenen bischöflichen Schlosses, oder aber schlichte Bürger des unter dem für Gewerbsentwickelung überall günstigen Schutze der Geistlichkeit entstandenen Städtchens anzusehen hat.

Geschichtsschreiber, welche der in älterer Zeit herrschenden Neigung huldigen, den Glanz bedeutender Adelsgeschlechter lieber einer nebelhaften Vergangenheit und einer alterthümlichen Hoheit und Größe unsicherer Vorfahren zu entlehnen, als von der aufstrebenden, in historisch nachweisbaren Verdiensten bethätigten Kraft und Tüchtigkeit ausgezeichneter Persönlichkeiten späterer Zeit abzuleiten, werden sich für die erste oder wenigstens für die zweite der aufgestellten Möglichkeiten entscheiden. Diese genealogische Richtung befriedigt es nicht, ihre Familien aus gesunden Keimen natürlich erwachsen und zu immer höherer Bedeutung und Berühmtheit, den Gesetzen des Lebens und der Entwickelung gemäß, sich allmählich erheben zu lassen; sondern sie glaubt Familien durch ihnen zugeeignete hohe Herkunft zu verherrlichen, auch wenn sie dadurch gezwungen wird, denselben für die Folgezeit, den Gesetzen der Entwickelung jeder gesunden Kraft entgegen, eine Fortführung ihres Daseins unter sinkender Bedeutung zuzuschreiben. Denn ein Sinken und unrühmliches Aufgeben seiner frühern höhern Stellung wäre es doch ohne Zweifel gewesen,

---

[1]) Magd. Schöppenchronik in Riedel's Cod. IV, I, 85.

[2]) Riedel's Cod. I, XVII, 77 und I, XXII, 402. 405.

[3]) Beckmann's Beschr. der M. Brand. Th. V, I, IX, 73. Wohlbrück's Gesch. Nachr. von dem Geschl. von Alvensleben I, 311.

wenn ein rittermäßiges oder gar ein von altersher reich begütertes schloßgesessenes Geschlecht, anstatt im Militärstande und Hofdienste der Fürsten zu höhern Ehren aufzustreben, seinen Burgbesitz verließ, in neu gegründeten Städten zu bürgerlichem Gewerbsbetriebe sich herabließ und darin in seinen meisten Zweigen bis zum Absterben derselben verblieb.

Solchen Annahmen kann die Denkschrift, welche wir hier ausziehen, nicht zur Seite treten. Es ist dem Verfasser allerdings denkbar und wahrscheinlich, daß jenes rittermäßige Geschlecht, das in der Priegnitz und im Lande Ruppin mit kleinen Lehnsbesitzungen vorkommt und den Namen von Bismarck führte, ehemals der Burgmannschaft eines zu Bismark früher vorhanden gewesenen bischöflichen Schlosses angehört hat und daher nach dessen Veräußerung und Verfall mit einigen ländlichen Lehnen in der Diöcese des Bischofes versorgt wurde. Dagegen kann von den in den Städten der Mark und besonders in Stendal mit dem Namen von Bismarck auftretenden Bürger-Familien, aus denen der Zweig entsproß, dessen Lebenskraft nicht nur die von Bismarck den höchsten Adelsgeschlechtern der Mark anreihete, sondern auch alle übrigen Familienzweige in ihrem Dasein überragt hat, nach Grundsätzen vorurtheilsfreier Geschichtsforschung nur angenommen werden, daß sie vom Hause aus nichts Vornehmeres waren, als durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Nachkommen schlichter Bürger des unter dem Krummstabe glücklich erblühten Städtchens Bismark.

Als Stammvater des schloßgesessenen Geschlechts von Bismarck bezeichnet die Denkschrift den Kauf- und Rathsherrn Rudolf oder Rule von Bismarck zu Stendal, welcher nicht blos in seiner Vaterstadt in hohen Ehren stand, sondern auch von auswärtigen Höfen zu Rath und That gesucht ward.

Im Jahre 1314 von dem Ritter Heinrich von Rochow zu einer von diesem vorgenommenen Veräußerung von Grundstücken freundschaftlich zugezogen [1]), erscheint er am 21. December 1321 am Hofe der Herzogin Agnes von Braunschweig, der hinterlassenen Wittwe des Markgrafen Waldemar und damaligen Regentin der Altmark. Diese hielt sich um die gedachte Zeit in Tangermünde auf, und die Anwesenheit angesehener Ritter und Rathsherren des Landes an dem Hofe der Fürstin bezweckte hauptsächlich, ihre Genehmigung eines von den Städten mit der Ritterschaft verabredeten Bundes zu eigenmächtiger Aufrechterhaltung der Landessicherheit zu erwirken, welche durch die nach dem Tode ihres Gemahles ausgebrochenen Fehden mehrfach bedroht war [2]). Zugleich benutzte Rule von Bismarck diese Gelegenheit, um die zum Wohlthun geneigte Herzogin im Interesse der Armen und Kranken zu einer reichern Ausstattung des heiligen Geist-Hospitals und der Elenden-Gilde in Stendal zu bestimmen [3]). Auch ließ er sich selbst mit einem Hebungsrechte im Dorfe Schernickau belehnen, das er von der Landesherrschaft erkauft hatte [4]).

---

[1]) Riedel's Cod. I, V, 64.
[2]) Riedel's Cod. I, XV, 73. 74.
[3]) Riedel's Cod. I, XV, 72. 73.
[4]) Riedel's Cod. I, XVII. 478.

Auf's Neue machte sich Rudolph von Bismarck in den folgenden Jahren um seine Vaterstadt verdient durch glückliche Unterhandlungen mit dem Herzoge Otto von Braunschweig, dem inzwischen auch für den Fall eines frühern Absterbens seiner Gemahlin der Besitz der Altmark auf Lebenszeit zugesichert und auch in Stendal Huldigung geleistet war. Denn nach einem Vertrage, der am 12. April 1325 wieder zu Tangermünde von Rudolph von Bismarck und zwei andern Bürgern Stendal's zum Abschluß gebracht wurde, erhielt diese Stadt von dem Herzoge und der Herzogin das landesherrliche Zollhebungsrecht daselbst zu Lehn. Bis dahin war dies Recht durch Verpachtung an meistbietende Unternehmer benutzt, die dasselbe möglichst gewinnreich auszubeuten suchten, wenn dies auch dem Verkehre zum Nachtheil gereichte. Indem die Landesherrschaft jetzt dies Hebungsrecht gegen die mäßige Kapitals-Entschädigung von 26 Mk. Silber der Stadt selbst übertrug, war es damit dem Ermessen des Stadtregimentes anheimgestellt, wie weit und ob es überhaupt von der Befugniß zur Zollerhebung Gebrauch machen wollte. — Wahrscheinlich begaben sich dieselben Bevollmächtigten der Stadt dann auch persönlich zu dem Römischen Könige Ludwig nach Baiern, um dessen Bestätigung dieses Vertrages zu erwirken, welche Letzterer den 18. October 1325 zu Nürnberg „den weisen Männern, seinen lieben getreuen Bürgern in Stendal" ertheilte[1]).

Im Jahre 1332 erhob unsern Rudolph das Vertrauen seiner Gewerbsgenossen zu dem Amte eines Altmeisters der Gewandschneider-Gilde, das er im Jahre 1335 noch bekleidete[2]). Dann erscheint derselbe im Jahre 1338 wieder als Mitglied des Stadtrathes[3]). In der letztern Eigenschaft wurde er durch seine Mitwirkung zur Errichtung einer städtischen Schulanstalt in einen Streit mit dem St. Nicolai-Domstifte zu Stendal verwickelt, der ihm zwar Gelegenheit gab, noch gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn seine Freisinnigkeit, sein Interesse für höhere Bildung und seinen festen Sinn zu bethätigen, doch auch Verdruß genug zuwege brachte, um ihn diesen Streit nicht überleben zu lassen.

Schulen für die Jugend einzurichten und zu leiten, betrachtete die Geistlichkeit als ihr ausschließendes Recht, und es war ihr dasselbe, bei dem geringen Interesse der Laien für höhere geistige Bildung, in früheren Zeiten wohl selten streitig gemacht. Bei der blühenden Gewerbs-Entwickelung Stendal's, dem großen Umfange seines auswärtigen Verkehres und dem Reichthume eines Theils der Bürgerschaft erwachte jedoch das Bedürfniß einer bessern Vorbereitung der Jugend für das bürgerliche Leben, als die vom Scholasticus

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 79. 80.

[2]) Anno domini M° CCC° XXXII dominica proxima post Bartolomei biberunt pannicide et mercatores guldam. Tunc fuit magister Cristianus Kind. — Ad futuram guldam instituebatur magister Rulo de bismarck, Aldermanus Deneke noye et ghiso scadewer prope semitam. Riedel's Cod. I, XV, 85. — Anno M° CCC° quinto in die dominico ante mathei celebrata fuit gulda et bibita. Tunc fuit magister Rulo de Bismarck, Aldermanni Denecke noye et Ghiso de schadewachten. Ad futuram guldam instituebatur magister henningus duses etc. Riedel's Cod. I, XV, 86.

[3]) Riedel's Cod. I, V, 88.

des Domstiftes geleitete, wohl vorzüglich nur auf kirchliche Bildung gerichtete Domschule gewährte. Der zu der Zeit regierende, nur aus reichern Bürgern bestehende Rath, dem Rudolph von Bismarck angehörte, säumte nicht, eine dem gefühlten Mangel Abhülfe leistende städtische Schulanstalt in's Leben zu rufen, die nun mit der klösterlichen Domschule in eine der letztern nachtheilige Concurrenz gerieth.

Das Nicolai-Domstift, das sich und die Kirche hierdurch beeinträchtigt fand, erhob laute Klage bei dem Diöcesan-Bischofe zu Halberstadt, und dieser war sogleich bereit, die dem Stifte verkümmerte Einwirkung auf die religiöse Bildung der heranwachsenden künftigen Bürgerschaft, sowie die sonstigen Vortheile des ausschließend von dem Stifte ausgehenden Schulunterrichts, durch kirchliche Zwangsmittel gegen den bedenklich emancipirenden Stadtrath zu wahren. Ein bischöflicher Erlaß forderte Schöppen, Rathsherren und Gildemeister Stendal's auf, unter Androhung der Strafe ihrer Excommunication, binnen 10 Tagen die eröffnete städtische Unterrichtsanstalt zu schließen und die dabei angestellten Rectoren und Lehrer zu entlassen.

Das damalige Stadtregiment fügte sich jedoch dieser Anordnung nicht, sondern bestand muthig auf die Beibehaltung seiner Schule.

Bischöflicher Seits wurde hierauf mit den kirchlichen Zwangsmaßregeln weiter verfahren. Unter dem 13. November 1338 befahl der Diöcesan den Geistlichen der Stadt, die widersetzlichen Schöppen und Rathsherren öffentlich und jeden derselben namentlich von der Kanzel herab zu ermahnen, innerhalb einer Frist von 8 Tagen von ihrem Ungehorsam abzulassen. Für den Fall, daß auch dies den gewünschten Erfolg nicht haben sollte, wurden die Geistlichen angewiesen, die in ihrem Ungehorsam Verharrenden alle Sonntage in den Kirchen der Stadt laut, bei brennenden Kerzen, unter Glockengeläut als von jeder Gemeinschaft mit der Kirche und mit Gläubigen ausgeschlossen zu verkünden. Zugleich sollte dann auch den Gildemeistern und der gesammten Bürgerschaft einstweilen das Recht, Kirchen und geweihte Orte zu betreten, untersagt werden[1]).

Gewiß brachten diese kirchlichen Drohungen und Strafen schwer zu bewältigende Gewissensunruhe über die gesammte Bürgerschaft Stendal's. Ein hier lagerndes zahlreiches Heer von etwa hundert Vicarien, Altaristen und andern Priestern, das von dem reich begüterten Domstifte und aus den vielen frommen Stiftungen der Bürger seinen Unterhalt zog, seinen geistlichen Obern aber unbedingt dienstbar war, hatte den Beruf, diese Gewissensunruhe und die Mißstimmung der niedern Bürgerschaft gegen den Rath, der solche kirchliche Strafen über die Stadt gebracht hatte, zu nähren und noch mehr zu entzünden. Wie hätte auch der geringere arme Bürger erkennen sollen, daß die Verfolgung des Ziels höherer geistiger Ausbildung für Söhne wohlhabender Familien wichtig genug sei, um solche Calamitäten für die ganze Stadt herbeizuführen. Dazu kam noch, daß gleichzeitig Kriegsleute, wie die von

[1]) Riedel's Cod. I, V, S. 87. 88. Zu vergleichen Götze's interessante und gründliche Abhandlung: Ueber die Pröpste des Domstiftes St. Nicolai zu Stendal — Programm des Gymnasiums zu Stendal vom 30. März 1863, S. 15 f.

Byern, Wulffen, Rossow, Garthow und andere, mit dem Stadtrathe zerfallen, die Stadt durch Fehden beunruhigten[1]).

Gleichmüthig behauptete jedoch der Rath die Aufrechterhaltung seiner Schule, und Rudolph von Bismarck, der während der Zeit, worin dieser Streit noch unausgetragen fortbestand, mit Tode abgegangen sein muß, starb daher wohl als Excommunicirter. —

Der Rath ehrte sein Andenken, indem er die durch seinen Tod erledigte Rathsstelle seinem damals noch in jugendlichem Alter stehenden Sohne Claus sofort wieder verlieh.

Einige Rückblicke auf die letzte Session des Abgeordneten-Hauses.

III.

Die Polen.

Müssen wir es schon bei den Klerikalen bewundern, mit welcher hartnäckigen Verblendung sie ihre Sache zur Sache Gottes zu machen suchen, und welche eigenthümliche Umgestaltung der Begriff Gottes dabei zu erleiden hat, um ihren Absichten und Zwecken entsprechend zu werden, so gilt dies in noch erhöhtem und verstärktem Maaße von den Polen, auf welche, als auf eine mit jenen fast durchweg verbundene Oppositions-Partei, wir nur noch einige Blicke werfen wollen.

Es liebt ja jene Partei, ihrer nationalen Sache eine religiöse Folie zu geben, den Kampf um Wiedergewinnung ihrer verlorenen Selbstständigkeit einen heiligen zu nennen und sich selbst in der Glorie von Märtyrern darzustellen.

Sie müssen dabei allerdings einen eigenthümlichen Begriff von dem Wesen Gottes haben.

Wir standen wohl zuweilen in den Museen vor den Götzenbildern der alten Mexikaner. In den Zügen derselben drückt sich der grausame Gottesdienst dieses Volkes aus, und wir fragten uns, ob es wohl je eine gräulichere Verzerrung des Wesens Gottes gegeben habe, als in diesen Bildern zum Vorschein kommt; aber es will uns beinahe scheinen, wenn man die geistige Physiognomie des Gottes malen wollte, welchen nach und nach die polnische Revolution ausgebildet hat, so möchten die Züge desselben an Scheußlichkeit jene mexikanischen Götzenbilder übertreffen.

Von sittlichen Anforderungen scheint bei diesem Gotte gar nicht die Rede zu sein, denn daß dieses Märtyrer-Volk je daran gegangen wäre, seine Sitten

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 99. 100.

zu verbessern, davon haben bisher noch Nichts entdecken können. Mit welchem Cultus es aber seinem Gotte dient, hat die Welt seit der letzten Revolution mit Staunen wahrgenommen. Alles nämlich, was sonst den christlichen, ja überhaupt religiösen Begriffen am meisten ein Abscheu ist, das war hier als das vornehmste Mittel erwählt, um den sogenannten heiligen Zweck zu fördern.

Es war eine sonderbare Religion, welche die Heiligthümer beständig entweihte, die Kirchen und Feste zu Schauplätzen und Gelegenheiten politischer Demonstrationen, die Klöster zu Brutstätten verbrecherischer Anschläge machte, die Leidenschaften des Volkes aufstachelte, Haß und Mord predigte, die Lüge in ein großartiges System brachte, um damit ebensowohl die öffentliche Meinung Europa's, als das eigene arme Volk zu täuschen und zu betrügen, den Mord organisirte und den Mördern bereitwillig Absolution ertheilte. Die Welt hat wohl schon ähnliche Gräuel gesehen, aber dann gingen sie doch meistens vor ohne Religion, im Gegensatz gegen alle Religion, und das macht ihren Anblick noch erträglich, da ist doch noch eine gewisse Ehrlichkeit der Bosheit. Das aber ist das Widrige, Empörende und ganz Unerträgliche bei diesem Volke oder bei den Priestern und Hohenpriestern seines Revolutions-Cultus, daß sie ihr Thun noch in Religion einhüllen wollen. Wir müssen es abermals sagen, der Gott, dem sie dienen, ist ein gräulicherer Gott, als der Vizliputzli der Mexikaner.

Nun, unsere polnische Fraktion ließ auch in der letzten Session des Abgeordneten-Hauses, wie kürzlich in dem Norddeutschen Reichs-Parlament, ihren gewöhnlichen Schmerzensschrei über die Vergewaltigung ihres Volkes ertönen. Klagetöne, wenn sie aus dem Herzen kommen, pflegen immer zu Herzen zu gehen, und auch diese würden nicht verfehlen, sympathisch die Herzen zu ergreifen, wenn sie nur aus der Wahrheit hervorgingen. Aber so lange nicht von denselben Personen, die diese Klagetöne laut werden lassen, auf die unzweideutigste Weise in Worten und Thaten erklärt worden ist, daß sie jene ruchlose Art der Empörung, jene frevelhafteste Weise der Entweihung aller Religion bis in das Innerste ihrer Seelen verabscheuen und mit denjenigen ihrer Landsleute, die sich daran betheiligt haben, Nichts zu thun haben und nicht mit ihnen wollen verwechselt werden, können jene Töne auf unser Herz gar keinen Eindruck machen, wir können in dem, was sie und ihre Landsleute betroffen hat, nur Gottes Gerechtigkeit sehen und müssen sogar noch seine Langmuth bewundern.

Wir bedauern das polnische Volk. Wir waren schon durch die Klerikalen an die Fanatiker des Judenthums zur Zeit der Zerstörung Jerusalems erinnert worden, noch mehr drängt sich diese Erinnerung auf bei diesen religiösen polnischen Revolutionären. Sind sie nicht das genaue Abbild jener Menschen, die nie sich fragten, aus welchem Grunde sie ihre Freiheit an die Römer verloren hatten, die sich nie beugen wollten, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, die, trotzdem sie die Hand Gottes nach jeder versuchten Empörung tiefer hinabschleuderte und in ärgere Knechtschaft brachte, doch nie gebessert wurden, sondern nur zu immer gräulicheren Mitteln der Empörung griffen, die auch ihre Mörder, ihre Sikarier, organisirten und die

Religion auf jede Weise mißbrauchten, um nur den Volkshaß gegen die Römer zu entflammen, bis sie es erreicht hatten, ihr Vaterland zu Grunde zu richten und ihr Volk in die Verbannung und Zerstreuung zu bringen. Damals stand wenigstens aus ihrer Mitte ein Josephus auf, der ihnen zurief: Ihr Elenden, die ihr eures eigentlichen Bundesgenossen vergesset und mit den Waffen in der Hand die Römer bekämpfen wollt! Welchen unserer Feinde haben wir wohl auf diese Weise besiegt? Wollt ihr nicht umkehren und sehen, von wem ihr euch abgewandt und welchen Bundesgenossen ihr beleidigt habt? Gott war es, der für unsere Väter stritt, wenn sie ohne Waffen ihm ihre Sache übergaben. Wer hat die Römer gegen unser Volk in Waffen gerufen? War es nicht die Gottlosigkeit unserer Landsleute? Von wo fing unsere Knechtschaft an? War es nicht, als der unsinnige Zwist des Aristobulus und Hyrkanus den Pompejus gegen uns führte, und Gott diejenigen, welche der Freiheit sich unwerth gemacht hatten, derselben beraubte? Werden denn nicht solche Stimmen endlich auch unter diesem Volke sich erheben, oder wollen sie ihr unglückliches Vorbild bis zu Ende erfüllen, dem sie nur zu lange und zu sehr ähnlich geworden sind?

Zur Charakteristik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

II.

Man hat den starken ehernen Geist von Languedoc noch nicht hinlänglich unterschieden von der geistigen Leichtigkeit der Guienne und von dem jähen Ungestüm der Provence, und doch besteht derselbe Unterschied zwischen Languedoc und Guienne, wie zwischen den Montagnards und den Girondisten, zwischen Fabre und Barnave, wie zwischen dem berauschenden Wein von Lunel und dem von Bordeaux. In Languedoc ist der Glaube stark, unduldsam, oft grausam, und ebenso verhält es sich mit dem Unglauben; Guienne hingegen, das Vaterland von Montaigne und Montesquieu, ist das der schwankenden Meinungen. Fénélon, der religiöseste Mann, den die Provinz gehabt, ist fast ein Ketzer. Noch ärger wird es, wenn man nach der Gascogne vorschreitet, dem Lande der armen Teufel, die äußerst vornehm und äußerst bettelhaft sind, dem Lande der verschmitzten Kerle, die alle wie ihr Heinrich IV. gesprochen haben würden: „Paris ist wohl eine Messe werth“; oder wie er an Gabrielle schrieb: „Ich stehe eben im Begriff, diesen gefährlichen Sprung zu thun.“ Diese Leute wollen um jeden Preis ihr Glück machen, und es gelingt ihnen.

In der Guienne und Gascogne wohnen dem Hauptinhalte nach Basken oder Aquitanier mit Gothen vermischt, von denen die Ersteren sehr anders

sind als die spanischen Basken, auf welche der altspanische und westgothisch-kastilische Ernst seinen unverkennbar mächtigen Eindruck geübt hat, wie hier das in Frankreich Allen gemeinsame Französischwälsche. Merkwürdig in beiden Provinzen sind die „Landes“ oder Haiden, ein dürrer, unangebauter Landstrich, dessen trauriger Zustand schon viele ausgezeichnete Männer Frankreichs veranlaßt hat, auf Mittel zu denken, denselben zu verbessern. Von Heinrich IV. an, welcher dies Land, in dem er so oft Krieg führte, sehr wohl kannte, und in das er, wie man sagt, die Mauren von Granada, welche Philipp II. zur Auswanderung zwang, versetzen wollte, ist wiederholt irgend ein großer Plan zu Tage gefördert worden, um diesen Landstrich gesunder und anbaufähiger zu machen. „Die Landes,“ meint Theophile Gautier in einer mehr poetischen als wahren Schilderung, „bestehen aus ungeheuren Flächen grauen, violetten und bläulichen Bodens, mit mehr oder weniger deutlichen wellenförmigen Erhebungen; kurzes und spärliches Moos, braunrothe Haide und verkrüppelte Ginster sind ihre einzige Vegetation. Es ist die traurige Oede der Thebaischen Wüste, und man erwartet jede Minute, Kameele und Dromedare zu erblicken; man möchte glauben, Menschen wandelten dort nicht.“ Derselbe Sand und Kies, woraus der Boden der „Landes“ besteht, zieht sich von den Ufern der Garonne bis zu denen des Adour, so daß man, sobald man Bordeaux verlassen hat, in den „Landes“ ist; indeß ist der Boden eine Strecke weit noch kultivirt, und dort findet man namentlich die Weingärten, welche die Vins de Grave liefern, die ihren Namen von den terrains graveleux (Kiesboden) erhalten haben. In Bordeaux theilt man die Weine ein in solche, die auf einem kräftigen Boden, worin kein Kies befindlich ist, wachsen, und das ist der Fall in Ober- und Nieder-Medoc auf einer Fläche von etwa 20 Stunden, ferner in Weine, welche auf angeschwemmtem Boden wachsen (vins de Palus), oder auf kiesigem Boden (vins de Grave); da die vins de Palus mehr Körper und Farbe haben als die anderen Weine, so gebraucht man sie häufig, um geringere Medocweine zu verstärken, namentlich die Gewächse von Nieder-Medoc, wodurch diese haltbarer werden, aber niemals die in Ober-Medoc wachsenden edelen Weine, als Lafitte, Latour und Chateau-Margaux. Von den Vins de Grave haben die rothen eine dunklere Farbe und mehr Kraft als die Medocweine, aber nicht so viel Bouquet, und der vorzüglichste derselben ist der Haut-Brion. Die weißen Graveweine haben ein ausgezeichnetes Bouquet, und die vorzüglichsten sind Sauternes und Barsac; der Distrikt dieser Weine dehnt sich in verschiedenen Richtungen einige Stunden weit aus.

Nicht weit von Bordeaux liegt La Teste de Buch, ein Dorf von etwa 100 Häusern, an der einen Seite von Gehölz und Sumpf, auf der anderen von dem Bassin d'Arcachon umgeben. Es ist dies das Testa Bojorum der Römer und historisch bedeutend, denn es war in den Zeiten der Gallier eine der zwölf Städte von Novempopulania, und im Mittelalter spielten die zu den großen Kronvasallen gehörigen Herren des Ortes, die Captals oder Chaptals de Buch genannt, eine wichtige Rolle in der Geschichte von Aquitanien, besonders unter der Herrschaft der Engländer, bis die Revolution

den Herrenrechten der Captals ein Ende machte. Unter den Chaptals ist der berühmteste Johann von Grailly im 14. Jahrhundert; er war einer der größten Feldherren seiner Zeit und du Guesclin's Rival, Seneschall von Aquitanien für den König Eduard von England und Ritter des Hosenbandordens; durch ihn und den Grafen Foix wurde der Aufstand der Bauern, die „Jacquerie", besiegt; endlich von den Franzosen unter du Guesclin in Soissons 1372 gefangen, starb er nach fünfjähriger Haft im Tempelthurm zu Paris „aus Langeweile", wie Anquetil sagt. Ihm folgte als Chaptal von Buch sein jüngerer Bruder Archimbald, welcher durch seine Heirath mit Isabella, Tochter des Grafen von Foix, nach dessen Tode Graf von Foix wurde. Die Letzte dieser Familie von Foix-Grailly, Katharina, Gräfin von Foix und Königin von Navarra, heirathete 1484 Johann von Albret, Vicomte von Tartas, und deren Sohn war Heinrich I. von Navarra, dessen Tochter Johanna von Albret sich mit Anton von Bourbon vermählte und Mutter Heinrich's IV. von Frankreich wurde. Unter Heinrich III. war dessen Günstling Nogaret, Herzog von Epernon, Captal, wahrscheinlich durch seine Heirath mit Margarethe von Foix-Candale; später kam das Captalat wieder an die Foix-Randau und von diesen an die Gontault, die letzten Captals von Buch.

Die Provence ist die „Provincia" der Römer, der zunächst an Italien angrenzende und noch vor Cäsar römische Theil Galliens, welcher übrigens das ganze Küstenland von den Seealpen bis zu den Pyrenäen begriff, die Grundlage der späteren Provinz Narbonensis. Der Name beschränkte sich später auf den östlichen Theil dieses Gestadelandes, dessen Bewohner eine Menge Typen darbieten, die an die mannigfachen Racen erinnern, welche die Milde des Himmels und die Fruchtbarkeit des Bodens in dies schöne Land gelockt haben, und unter französischem Kleide findet man hier Römer, Griechen, Deutsche, Ibero-Ligurer, Iberer und Mauren. Die Gebirgsbewohner sind gegen die des wärmeren Küstenlandes, was die Böotier gegen die Nachbaren waren. Da sie größtentheils Hirten sind, so giebt ihre Lebensart und ihre Nahrung ihrem Geiste eine gewisse Schwere, die sie von den andern Provençalen auszeichnet; ihr Verstand ist etwas langsam, aber keineswegs schwach. Die Südprovençalen haben mehr Analogie mit den Spaniern als mit den Italienern, obgleich die Nachbarschaft und der häufige Verkehr mit den Letztern sie eher diesen hätte nähern sollen. Sie sind äußerst beweglich, leicht aufzureizen und von cholerischem Charakter; sklavisch ausdauernde Arbeit ist ihnen verhaßt; ein Bauernleben voll serviler Anstrengung ist ein Gräuel. Sprüchwörtlich heißt es: „Wenn man durch Arbeit reich würde, so trügen die Esel einen Sattel von Gold" (Se per trabaillar l'on venie riche, lous azes pourtarien lou bast d'or). Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der provençalische Bauer dem Lazzaroni gleicht, nein, er ist thätig, aber aus leidiger Resignation; nur weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß man in warmer Zeit die Hände rühren muß, um in kalter nicht zu verhungern, daß „dem faulen Arbeiter die Ratten den Samen fressen," und daß Arbeit wirklich ein Schatz ist. Eine Eigenthümlichkeit der Nieder-Provençalen ist ihre Heftigkeit,

ihr Vergnügen an Lärm und ihre Rohheit, die aber doch nicht ohne Anmuth ist. Man muß diese unermüdlichen Tänzer, mit ihren Schellen am Knie, die Moreska aufführen sehen, oder von neun, elf oder dreizehn Männern den Schwertertanz, den Bouchuber, wie ihn die Nachbarn von Gap nennen, oder man muß der „Versöhnung der Sarazenen", die alle Jahre in Riez aufgeführt wird, mit beiwohnen. Es ist das Land der Krieger, des Agricola, Baux, Crillon; das Land der unerschrockenen Seefahrer, denen der Meerbusen von Lyon eine rauhe Schule gewährt. Wir brauchen nur den Amtmann von Suffren anzuführen, und jenen Renegaten, der 1706 als Kapudan Pascha starb, oder den Schiffsjungen Paul — er ist unter keinem anderen Namen bekannt — der, auf dem Meere in einer sturmbewegten Barke geboren, Admiral ward und Ludwig XIV. auf seinem Schiffe ein festliches Mahl veranstaltete; aber dennoch vergaß er nicht seine alten Kameraden und wollte neben den Armen, denen er seine Güter hinterließ, beerdigt werden.

Ein gewisser Geist der Gleichheit macht sich hier geltend, der, wie man meint, in dem Lande der Republiken, mitten unter griechischen Ortschaften und römischen Municipien nicht überraschen könnte. Richtig ist es, daß hier die bäuerlichen Verhältnisse nicht der Art waren wie in dem übrigen Frankreich. Die Bauern waren ihre eigenen Befreier und Besieger der Mauren; sie allein vermochten es, jene abschüssigen Hügel zu bebauen, so wie das Bett der Ströme zu verengen, und gegen eine solche Natur bedurfte es der freien und kunstverständigen Hände zum Ackerbau, der auch schon früh Hülfe und Schutz gefunden hat. Eine beständige Commission diente sonst als Vermittlerin zwischen den Landbebauern und der öffentlichen Verwaltung. Doch reichen die Ruralgesetze auch hier nur bis in die Tage Heinrich's IV. hinauf; sie wurden später durch Richelieu vernachlässigt und durch Colbert beeinträchtigt, der dem Ackerbau den Handel vorzog. Erst dem Sturze von Law's Banksystem war es vorbehalten, die Oekonomisten wieder zur wahren Quelle des Wohlstandes zurückzuführen, die aber in den letzteren Jahrzehnten wieder verlassen wird, indem der Bauernsohn den Pflug zu verachten anfängt und der Hauptstadt Marseille zueilt, selbst auf die Gefahr hin, darin vor Hunger umzukommen. Marseille bevölkert sich mithin täglich mehr, während in den provençalischen Städten des zweiten und dritten Ranges die Bewohnerzahl eher ab- als zunimmt. Ackerbau und Feldwirthschaft verlieren aufgeklärte Leute, und gebildetere Geister, die unter ihren Mitbürgern Verbesserungen und mancherlei Erfindungen verbreiten könnten, überliefern ihr Eigenthum feilen Händen, oder verkaufen es vielmehr an Götzendiener des Herkommens. Mit leiser Abänderung, nur Mercur statt Mars nennend, gilt heute buchstäblich von Marseille, ja von jeder französischen größeren Stadt und ihrer Umgebung, was Friedrich v. Logau vor einigen hundert Jahren äußerte:

„Wer nach dem Land jetzund will auf dem Lande fragen,
Der irrt: Mercur hat es längst in die Stadt getragen!"

Frei und kühn war der Aufschwung der Provence in der Literatur und Poesie. Des Bretagners Pelagius Lehre, welche die Erbsünde, d. h. das

Verderbniß der menschlichen Natur durch die von Adam begangene Sünde leugnete und derselben die Fähigkeit zuspricht, durch die Entwicklung der eigenen Kräfte die Seligkeit erlangen zu können, wurde in der Provence aufgenommen und fand in Faustus, Cassianus Anhänger, vorzugsweise rationalistische Köpfe, deren Lehren und Ansichten durch ihre Planheit in einem Jahrhundert, in welchem die Speculation sich mit Vorliebe in transcendentalen Dingen erging, überraschen. Als der Bretagner Descartes, oder, wie er zu seinem Verdruß frühe genannt wurde, Cartesius, nicht nur Frankreichs größter Philosoph, sondern der Vater der modernen Philosophie, mit seinen „Meditationes de prima philosophia“ (1641) auftrat, ward der Provençale Gassendi sein heftigster Gegner, und ein ihm wenig nachstehender, wenn man auch Bayle nicht beipflichten kann, der ihn den Entwickler und Erläuterer der epikureischen Philosophie, den größten Gelehrten unter den damaligen Philosophen und den größten Philosophen unter den Gelehrten nannte, während man es dagegen auffallend finden kann, daß weder Locke noch Condillac, noch Helvetius Gassandi's erwähnen, da sie doch in so Vielem mit ihm übereinstimmen; und im vorigen Jahrhunderte ereignete sich der merkwürdige Fall, daß zwei französische Gelehrte aus St. Malo, Maupertuis und De la Mettrie, am Hofe Friedrich's II. von Preußen mit einem provençalischen Gelehrten, d'Argens, zusammentrafen und in gleicher Gunst bei dem großen Könige standen.

Nicht ohne Grund nennt sich die Literatur des Südens im 12. und 13. Jahrhundert die provençalische; in ihr spiegelt sich alle Feinheit und Anmuth, die in dem Geiste jener Zeit lebt. Es ist das Land der schönen, wortreichen und leidenschaftlichen Redner, die, wenn sie wollen, auch beharrliche Redekünstler werden; aus ihm ging Massillon hervor, einer der berühmtesten Kanzelredner Frankreichs, der Racine der Kirche, und Mascaron, Flechier, der Nebenbuhler Bossuet's, den er im Bau der Sätze, in der Wahl und Anordnung der Worte noch übertraf, und Maury, die theils wahrhafte Redner, theils Rhetoren waren. Aber die ganze Provence, Municipien, Adel und Parlament, Demagogie und Rhetorik, Alles, mit südlicher Unverschämtheit gekrönt, hat sich vereinigt in Mirabeau, welcher „dasteht einem jähen Bergstrom, der Gewalt des Rhoneflusses vergleichbar,“ obgleich wir von der Bewunderung, die seinen oratorischen Leistungen zu Theil wurde, einen guten Theil abziehen müssen, der auf Rechnung des französischen Wohlgefallens an akademischen Aufführungen und an stylistischen Uebungen zu setzen ist.

Eine auffallende Thatsache ist noch von Marseille, der Hauptstadt der Provence, zu erwähnen. Während so manche kleinere und größere Stadt des südlichen Frankreichs aus alter Zeit bedeutungsvolle Reste aufweisen kann, hat Marseille, diese alte Freundin und mächtige Bundesgenossin von Rom, dieses zweite Athen, wie die Römer es mit Recht nannten, die Spuren seiner alten Herrlichkeit ganz verloren. Die ganze Gegend scheint nichts mehr davon zu wissen, daß einst hier das alte Massilia gestanden, in

welchem schon sechshundert Jahre vor Christo, zugleich mit dem Wohllaut jonischer Zunge griechische Sitte und Bildung gelebt hat.

Da ist keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht hatten, kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo sich um die Sitze seiner sechshundert Senatoren das Volk versammelte; kaum ist noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian und Konstantin zugleich mit der entscheidenden Schlacht das Leben verloren. Es scheint die alte Herrlichkeit dieser Stadt eben so verwandelt und vergangen zu sein, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftsteller des älteren Roms als ganz besonders rein und tadellos schildern, während dagegen freilich die späteren in ganz entgegengesetzten Ausdrücken von den Massilienſern reden. Marseille hat allerdings in seiner altclassischen Blüthezeit auf einer Stufe des äußeren und inneren Aufschwungs gestanden, auf welcher es als eine ebenbürtige Schwester selbst des hochmächtigen Roms erscheinen konnte. Rom aber ist im ganzen Verlauf seiner spätern Entwickelungsgeschichte seiner ehemaligen inneren Macht und Würde eingedenk geblieben; die jüngere Schwester, Marseille, aber hat nach dem vergänglichen Spielwerk des Reichthumes und Gewinnes gegriffen und ist hierdurch ihrer alten Gestalt und Art immer mehr und weiter entfremdet worden.

Wenn denn auch keine Ueberreste der Baukunst mehr aus der Zeit der Griechen und Römer da wären, so sollte man wenigstens, weil ja nur selten eine Kunst außer Gesellschaft der andern erscheint, mehrere bedeutende und schöne aus den Zeiten des Mittelalters erwarten. Denn über Marseille und seine Umgegend hatte ja die Herrlichkeit der provençalischen Poesie einen ganz besonderen Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten, bei denen die nach Entscheidung fragenden Troubadours, sowie die Richter und Richterinnen in Versen sprachen. Hatten doch hier und in der Nähe die viel besungenen Raimund und Beatrix gelebt, König Renatus so oft, und besonders im Winter, am nördlichen Theil des Hafens so gern verweilt und gewandelt, daß er diesen seinen Kamin nannte. Aber diese Erwartung von der etwa noch aus dem Mittelalter vorhandenen Herrlichkeit bleibt in Marseille, im Gebiete der Baukunst wenigstens unbefriedigt.

Aber die liebliche Zeit der provençalischen Dichtkunst hat dagegen andere Spuren ihres Hierseins in Marseille und in der ganzen Provence zurückgelassen, Spuren, welche ihr vormaliges, wohlthätiges Einwirken in's Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunst es könnten. Es sind dies jene alten Lieder und Gebräuche, welche von dem ächt poetischen Sinn zeugen, in welchem sie entstanden sind. Diese alten Lieder und lieblichen Geberden des inneren Lebens haben sich ganz besonders bei der Feier des Weihnachtsabends erhalten, an welchem die Hauptstraße der Stadt, mit ihren schönen Baumalleen, der Cours, sowie alle Läden, alle Häuser, alle Buden der Blumenhändlerinnen, bis zu dem ärmsten Korbe voller Hyazinthen herunter, mit vielen Lichtern erleuchtet sind. Denn selbst

die Wintermonate sind hier des Blumenschmuckes der Gärten nicht beraubt, und an geschützten Orten blühen um Weihnachten schon Hyacinthen, Tazetten und Tulpen, sowie andere Frühlingsblumen. Da ertönen dann Anfangs einzeln, dann aus allen Gassen und Häusern die der Erinnerung aus früher Kindheit theuren, alten Melodieen von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provençalisch, das jenem der Troubadours gleicht, gedichtet sind. Als die alten Gebräuche noch bestanden, welche noch jetzt in manchen Familien sich größtentheils erhalten haben, wurde hernach von einer kleinen, im Zimmer errichteten Capelle, in welcher man zugleich den Kindern des Hauses in einer wohlgeschmückten Krippe die Geschichte der heiligen Nacht figürlich dargestellt hatte, ein Tisch, gedeckt mit drei Tischtüchern, aufgestellt. Dreizehn Brode lagen darauf, mit Myrtenzweigen geschmückt, um sie her eine ganze Fülle von Früchten des provençalischen Himmels, dabei süße Weine. Bei dem patriarchalisch vormals unter dem Singen der alten Weihnachtslieder gefeierten Mahle brannte im Kamin ein Stock der harzreichen Seefichte, welches der Hausvater von Zeit zu Zeit mit Oel oder feurigem Wein beschüttete, und dieses aufflammende Feuer wurde Feuer der Freundschaft genannt; denn bei diesem Feste sollte die Heiterkeit der Kindheit, Liebe und Frieden herrschen.

Die Provençalen nennen die Bewohner der Dauphiné die Franciaux. Die Dauphiné gehört schon zum wahren Frankreich und, trotz ihrer geographischen Breite, zum Frankreich des Nordens. Hier fängt die Zone der robusten Bauern an und der kräftigen Menschen, die den östlichen Theil von Frankreich bewohnen. Ein kräftiger Geist des Widerstandes charakterisirt diese Provinzen; auch der Wissenschaft gaben sie strenge, analytisch verfahrende Geister: Mably und Condillac, sein Bruder, sind von Grenoble, das auch die Vaterstadt ist von Bayard, Vaucanson, Dolomieu, dem berühmten Geologen und Mineralogen, von Gentil-Bernard, Monnier und von Casimir Périer, dem Minister der Julimonarchie, der zuerst die republikanischen Parolen, welche den Sieg des Bürgerthums in den Julitagen begleitet und möglich gemacht hatten, auf der Rednertribüne bekämpfte und den Aufstand in den Straßen niederschlug; d'Alembert stammt seiner Mutter nach aus der Dauphiné; aus Bourges Bresse, der Astronom, Lalande und Bichat, der große Physiologe, dessen Entdeckungen über die Natur der Gewebe im menschlichen Körper und über ihre Funktionen in der Geschichte der Physiologie Epoche gemacht haben. Das moralische Leben und die Poesie ist für diese Grenzbewohner, die Leute von Ueberlegung sind und zugleich ihren eigenen Vortheil kennen, der Krieg. Es giebt da auf der Grenze heldenmüthige Städte, wo es ein vom Vater auf den Sohn vererbter fester Gebrauch gewesen zu sein scheint, sein Leben für das Vaterland zu opfern, und häufig mischten sich hier schon Frauen unter die kämpfenden Männer.

Die Dauphiné, in ein Ober- und Unterland zerfallend, ist, obgleich nach ihr von Karl's V. Zeit an der älteste königliche Prinz und muthmaßliche Thronerbe den Titel „Dauphin" geführt hat, eine der am wenigsten bekannten Provinzen Frankreichs. Wer die modische Reiseroute von Lyon nach Avignon

und Marseille verfolgt oder das milde Klima von Nizza aufsucht, sieht zwar am linken Rhoneufer die Felder, Weinberge und Maulbeerpflanzen der Nieder-Dauphiné, das alte **Vienne**, **Valence**, **Montélimart**, die Mündungen der Isère, der Drôme und der vielbesungenen Durance — aber die Berge, wo diese Flüsse entspringen, die Wasserfälle, Grotten, Schneelager und Gletscher der Cottischen Alpen sind bis jetzt in keinem Reisehandbuche verzeichnet; selbst der Reisende, den die große Straße von Spanien nach Italien über den Mont Genèvre führt, eilt vorwärts in die prächtige Ebene des Po, und so haben außer dem Hirten, dem Jäger und Contrebandier nur der Botaniker, der Geologe, der Alterthumsforscher oder Künstler die Einsamkeit der französischen Hochalpen gestört. Viele jetzt ganz kahle Berge der Dauphiné waren ehedem mit Föhren, Fichten und Tannen bewachsen; übel berechnete Gewinnsucht vermochte die Leute, diese prächtigen Waldungen zu fällen; man gewann dadurch neue Aecker, die man urbar machen konnte. Aber das Erdreich, früher durch die Wurzeln der Bäume und der dazwischen wachsenden Pflanzen festgehalten, blieb nun dem Winde und Regen ausgesetzt und wurde nach und nach in die Ebene gespült; die vormals grünen, waldbegrenzten Höhen begannen kahl zu werden, und dem Menschen blieb die Reue, Wälder verloren zu haben, die ihm sonst Wild und Holz die Fülle geliefert hatten. Diese beklagenswerthe Entholzung der Berge erzeugte noch ein anderes Uebel. Die früher vorhandene Menge hoher Bäume zertheilte die Wolken und ließ sie als Regen herabfallen. Jetzt treibt sie der Wind gegen die kahlen Höhen und Felsen; der Himmel der Dauphiné und der Provence ist glühend; Alles trocknet aus und verbrennt auf den Feldern während der Sommerhitze, und nun klagen die Leute über die Seltenheit belebender und erquickender Regen. Die Natur hatte dafür gesorgt, der Mensch hat ihr entgegengearbeitet und hat nun den Nachtheil davon.

Die meisten Hirten der französischen Hochalpen führen ein Nomadenleben, das sie Jahr aus Jahr ein von aller Theilnahme an Familien- und Gemeinde-Interessen ausschließt. Wenn sie der Herbst, der die Senner der Schweiz und des Jura in die Heimath zurückführt, von den Gebirgswiesen vertreibt, ziehen sie mit ihren Schutzbefohlenen in die Provence, wo die Weiden von Crau, die sich längs der Durance hinziehen, an 300,000 Schafen und Ziegen zum Winteraufenthalte dienen. In dem milden Klima dieser Gegend, in welchem außer einer Fülle aromatischer Kräuter Wein, Oliven und Maulbeerbäume gedeihen, können die Heerden den ganzen Winter über im Freien bleiben, doch trotz dieser Vorzüge ist der Crau ein trauriges Land. Meilenweit ist kein Haus, kein Feld, kein Baum zu sehen — die Weideplätze, hier coussous genannt, die gewöhnlich auf viele Jahre verpachtet sind, werden durch große Steinhaufen abgegrenzt und enthalten immer je eine Hütte für den Schäfer.

Einzelne Gehöfte, Weiler und kleine Dörfer finden sich spärlich in den Hochgebirgsthälern der Dauphiné. Die kleinen niedrigen Gebäude sind theils von Basalt, theils von Marmor aufgeführt und mit Schiefer gedeckt. Die Bewohner dieser Marmorhütten sind bleiche, hagere, von Fiebern geplagte

Wesen. Den Sommer über pflegen die Männer als Schäfer, Holzhauer oder Schleichhändler ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Nur Weiber und Kinder bleiben daheim und bebauen die mageren Felder am Bergabhange, auf denen Rüben, Kohl, Kartoffeln und Hafer gedeihen, wenn nicht Erdfälle und Ueberschwemmungen die Ernte des Jahres zerstören und das Erdreich fortreißen. Aber trotz ihres mühevollen Lebens sind die Bergbewohner heiter, gastfrei und mittheilsam. Steigt man jedoch weiter hinab in die Gegend von Orpierre und Serres, so gewinnen die Ortschaften ein reinlicheres, die Menschen ein gesünderes Ansehen. Aber das Klima ist noch immer rauh, die Berge sind schroff und zerklüftet; die Waldströme und Bäche, hier Buech genannt, bedrohen die Thäler beim Schmelzen des Schnee's oder bei Regengüssen mit ihren Verheerungen, und der steinige Boden giebt nur geringen Ertrag. Bessere Ausbeute gewähren Holzschläge, Sägemühlen, Steinbrüche, Berg- und Hüttenwerke.

Je tiefer man aber in's Land hinabsteigt, um so mehr nehmen mit der Milde des Klima's, mit der Fruchtbarkeit des Bodens und mit der Erweiterung des Handels Wohlhabenheit, Behaglichkeit der Lebensweise und äußere Politur der Sitten zu. Dagegen steigern sich Genußsucht und religiöser Fanatismus. Katholiken und Protestanten stehen sich schroff gegenüber, besonders in der Gegend von Montélimart, das sich rühmt, die erste französische Stadt zu sein, in welcher der Protestantismus offen hervortrat. Die Bewohner erzählen noch heute, theils mit Bewunderung, theils mit Entsetzen, von den Thaten der ketzerischen Heldin Margot de Lay, die eine Bresche in der Stadtmauer vertheidigte, den Grafen Ludwig, einen der Belagerer, tödtete, und auch selbst im Kampfe einen Arm verlor. Die Zeiten solcher Kämpfe sind nun freilich vorüber, man beschränkt sich heutzutage darauf, einander das Leben durch kleine Quälereien zu verleiden, sich einander wegen religiöser Fragen zu erhitzen und das reine Blut der römisch-katholischen Familie vor jeder Verwandtschaft mit der Gegenpartei zu hüten, wodurch zu manchem bürgerlichen Trauerspiel Veranlassung gegeben wird. Im Allgemeinen ist jedoch die Bevölkerung der Nieder-Dauphiné zum heitersten Lebensgenusse geneigt. Der Einfluß der nachbarlichen Provence macht sich in ihrer Gemüthsart wie in ihrem Aeußern bemerklich, und statt der keltischen Sprachüberreste, die sich in den Bergen der Dauphiné vorfinden, hört man die weichen Laute, die vollen Vocale von Languedoc. Und in der Ebene von Valence, am Ausfluß der blauen Isère, zwischen den Weinhügeln von Ampuis und Condrieux, glaubt man sich in das vielgepriesene Land der Troubadours versetzt: da ist der Himmel tiefblau und glänzend, die Luft ist warm und mild; da gedeihen der Maulbeerbaum, die süße Kastanie, die Melone, der Pfirsich und feurige Weine; da liegen kleine weiße Häuser, von Nußbäumen beschattet, von Wiesen umgeben, am Abhange der Hügel; da eilen helle Gewässer dem Rhone zu, die im Frühlingsübermuthe zahllose, glattgeschliffene Kiesel über ihre Ufer verstreut haben, und dazwischen blühen und duften die köstlichsten Kräuter, womit sich im Süden die Erde schmückt.

Hinter der rauhen und heldenmüthigen Zone der oberen Dauphiné, der

Franche-Comté, Lothringens und der Ardennen breitet sich eine andere milde und an Früchten des Geistes reichere Gegend aus; wir meinen die Provinzen Lyonnais, Burgund und die Champagne, die ergiebig sind an Wein, an begeisterter Poesie, Beredtsamkeit und an feiner und sinniger Literatur. Sie wurden nicht, wie die andern, durch Abwehr fremder Ueberfälle in Bewegung gesetzt; besser geschützt, konnten sie die liebliche Blume der Bildung in Muße genießen.

Ganz nahe an der Dauphiné liegt Frankreichs zweitgrößte Stadt, Lyon, mit ihrer ausgezeichnet geselligen Eigenthümlichkeit die Völker wie die Flüsse vereinigend. Lyon war der Sitz der römischen Verwaltung und später der Mittelpunkt der kirchlichen Macht für das ganze keltische Gallien. Während jenen schrecklichen Zerrüttungen des Mittelalters öffnete diese große kirchliche Stadt einem Haufen von Flüchtlingen ihren Schooß und wurde zu der Zeit der allgemeinen Verwüstung bevölkert, ungefähr wie Konstantinopel allmählig das ganze griechische Kaiserthum in sich concentrirte, das sich vor den Arabern und Türken zurückzog. Diese Bevölkerung war ohne allen Landbesitz, nichts hatte sie, als ihren Arne und den Rhone; sie war betriebsam in Gewerben und Handel. Schon seit der Römerzeit hatte Kunstfleiß sich hier gezeigt und es sind Inschriften von Leichensteinen auf uns gekommen: zum Andenken an einen afrikanischen Glaser, der Einwohner von Lyon war, und zum Andenken an einen Veteran der Legion, einen Papierhändler. Dieser arbeitsame Ameisenhaufen, der sich, zwischen Felsen und dem Flusse eingeschlossen, in düstern, abschüssigen Straßen unter Regen und ewigem Nebel regt und bewegt, hat doch ein geistiges Leben und Poesie gehabt. Man denke an den Meister Adam, den Tischler von Nevers, an die Meistersänger von Frankfurt, Nürnberg &c., die Faßbinder, Schlosser, Schmiede &c. waren, und an den berühmten Schuster Hans Sachs. In ihren dunkeln Wohnorten träumten sie von der Natur, die sie nicht sahen, und von den schönen Wirkungen der Sonne, deren Schein nicht in ihre Behausung drang; sie meißelten gleichsam in ihren finstern Werkstätten Idyllen über das Landleben, über Vögel und Blumen. Zu Lyon hauchte nicht die Natur, sondern die Liebe die poetische Begeisterung ein. Mehr als Eine junge Ladendame hat, im Dämmerlichte einer tiefen Boutike nachsinnend, wie Louise Labbé und Pernette Guillo, Verse geschrieben, die tiefe Trauer und Leidenschaft athmen und die nicht für ihre Gatten waren. Aber auch die Liebe zu Gott und der sanfteste Mysticismus war noch ein Lyonnaiser Charakterzug. Die Kirche von Lyon wurde von St. Pathin gegründet und zu Lyon hat St. Martin seine Schule errichtet; hier ward Ballanche geboren, jener Socialphilosoph, der durch Kränklichkeit und schwere leibliche Leiden frühzeitig zum contemplativen Leben geführt wurde, und Johann Gerson, eigentlich Johann Charlier, den man mit Unrecht für den Verfasser des Buches: „Von der Nachahmung Christi“ gehalten hat, wollte hier sterben.

Es ist eine auffallende und scheinbar sich widersprechende Sache, daß der Mysticismus sich so gern in großen und in sittlicher Hinsicht verderbten gewerbthätigen Städten erhob, wie heutzutage Lyon und Straßburg. Aber

dieses kommt daher, weil nirgend anderswo das Herz des Menschen mehr der Stärkung bedarf als hier. Da, wo sich die Gelegenheit zur Befriedigung aller sinnlichen Begierden in reichem Maße findet, entsteht bald ein Widerwille gegen sie; dazu kommt noch, daß die sitzende Lebensweise des Handwerkers diese innere Gährung befördert. Der Seidenwirker in der feuchten Dunkelheit der Lyoner Straßen, der Leineweber von Artois und Flandern, erschaffen sich in den Kellern, in denen sie leben, eine Welt und in Ermangelung des äußern Verkehrs ein innerliches moralisches Paradies von sanften Träumen und Visionen; um sich für die Entbehrung der freien Natur, der sie sich nicht nahen dürfen, zu trösten, ziehen sie Gott zu sich. Kein Stand hat die Scheiterhaufen des Mittelalters mit mehr Opfern genährt, als dieser. Die Waldenser von Arras hatten ihre Märtyrer wie die von Lyon; diese Waldenser oder Armen von Lyon, wie man sie nannte, bemühten sich, zu der Frömmigkeit der ersten Tage des Evangeliums zurückzukehren und gaben das Beispiel rührender Liebe unter einander. Und diese Vereinigung der Herzen blieb nicht allein innerhalb der Schranken der religiösen Ansichten; noch lange nach der Zeit der Waldenser finden wir zu Lyon Contracte, durch die zwei Freunde sich gegenseitig verpflichten, Vermögen, Glück und Leben mit einander zu theilen.

A. B.

Zwei märkische Bilder.

II.

Stolpe.

Etwa eine Meile östlich der oben genannten Station und Stadt Angermünde liegt das Schloß und Städtchen Stolpe, in dessen Osten und Süden sich eine weite Wiesenfläche ausdehnt, das sogenannte Stolper Bruch, das, von Kanälen, Schlanken und Nebenzweigen der Oder vielfach durchschnitten, etwa in einer Stunde Entfernung von der Oder selbst, welche hier die Scheidung zwischen der Uker- und Neumark bildet, begrenzt wird. Die Wiesen und Hütungen mehrerer Ortschaften, welche dieses Bruch bilden, waren früher den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt, bis in neuerer Zeit durch Zudämmung mehrerer Oderarme eine bedeutende Verbesserung bewirkt ward, welche durch die großartigen Verwallungsarbeiten, seit 1852 begonnen, noch vervollkommnet worden ist. Der Acker liegt oben auf dem Thalrande der Oder; er ist sehr hügelig und die so sehr verschiedene Zusammensetzung und die Bildung und Lage der Erdarten beweisen, daß die ganze Oberfläche durch gewaltsame Umwälzungen in der Tertiär- und Diluvial-Periode ent-

standen ist. Der Haupttheil des Stolper Schlosses stammt wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert; dies beweisen die sechs Fuß starken Mauern und die ganze Bauart, welche auf jenes Zeitalter zurückweist. Durch spätere Anbauten ist dasselbe vergrößert und in neuester Zeit nach einer Zeichnung von Lenné mit einem Garten umgeben worden, der in einen wilden Park verläuft.

Alle Orte in der Mark Brandenburg und dem östlichen Deutschland überhaupt, die den Namen Stolpe führen, sind Stellen irgend eines Gottesdienstes der alten Slawen; denn „Stolp" heißt Säule, und Säulen waren vorzüglich dem Weleß- oder Woloßdienst errichtet, jener Gottheit, unter deren Schutz die Viehheerden standen, daher übereinstimmend mit Pan, dem alten arkadischen Hirtengott. Zahlreich sind die Orte, welche Stolpe heißen, und man darf wohl schließen, daß überall da, wo dem Woloß eine Säule errichtet war, die Bewohner sich vorzugsweise der Viehzucht widmeten, die das Rind, das Pferd in zweierlei Rassen, einer großen ausländischen und der kleinen einheimischen (wie sie in den Dörfern um Berlin noch vor 30 Jahren mit Vorliebe gehegt und gepflegt wurden), das Schaf und das Schwein zum Gegenstand hatten. Sprachlich bemerkenswerth ist es, daß unter den heutigen slawischen Dialekten der russische das Wort Säule oder Pfeiler durch „Stolb" oder „Stolp", der polnische dagegen durch „Slub" wiedergiebt — daher die vielen Ortsnamen Slup, Schloppe 2c. in den polnischen Slawenländern. Darf man daraus schließen, daß die alten Slawen der Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburgs, auch des Meißnerlandes, wo die Ortsnamen Stolp 2c. zu Hause sind, mindestens zum Theil Russen gewesen seien? Der Bejahung dieser Frage kommt der Umstand zu Gute, daß Woloß nach Perun, dem Jupiter des slawischen Götterhimmels, in Rußland den ersten Rang einnahm; und sie könnte den entschiedensten Stützpunkt finden, wenn es sich erweisen ließe, daß die Polabanen, die zu Anfang des 9. Jahrhunderts zum ersten Mal auf dem Schauplatz beglaubigter Geschichte erscheinen, aus Rußland gekommen, in welchem Falle die heutigen Russen mit ihren Ideen des Panslawismus gewisser Maßen auf dem Boden des „historischen" Reichs stehen würden, wenn sie sämmtliche deutsche Länder bis zur Elbe und selbst darüber hinaus als mittelalterliche Heimath ihrer Brüder in Anspruch nehmen; allein es ist durch die umfangreichsten und gelehrtesten Forschungen, denen sich ein Slawe selbst unterzogen hat, wenn auch nicht zur historischen Gewißheit erhoben, doch sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß die Polabanen zuerst im Schooße Weißserbiens*), dann in den Weichsellanden und nachher in Littauen gewohnt haben, bevor sie in Deutschland einrückten. „Nirgends," sagt dieser gründlichste der slawischen Geschichtforscher, nämlich Schafarik (Slawische Alterthümer), „nirgends ist Grund zur Annahme, daß sie einst jenseits des Dnjepr's in

*) Weiß- oder Beloserbien war das große Serben- oder Slawenland — denn der Name Serben war ehedem einer der allgemeinsten, vielleicht der Name des gesammten slawischen Volksstammes — diesseits und jenseits der Weichsel, von der Oder bis an die obere Wolga.

der Urheimath der Großrussen (der eigentlichen Russen unserer Zeit) ansässig gewesen seien." Und erwägt man die große Aehnlichkeit, welche zwischen der Götterlehre der Polabanen und der alten Littauer besteht, eine Aehnlichkeit, welche freilich durch die gesammte indogermanische Völkerkette geht und von den Quellen der heiligen Ganga und den Schneehäuptern des Himalaya bis zu den äußersten Landesenden von Europa reicht, so würde sich eine nähere Verwandtschaft der Polabanen und Littauer vermuthen lassen und somit auch mit den Prusi oder alten Preußen; daher denn das heutige Preußenland in seiner Ausdehnung vom Anfgang am Niemen bis zum Untergang an der Labe auch seiner Seits den Boden des historischen Reichs in Bezug auf gleiche Abstammung seiner Bewohner in Anspruch zu nehmen berechtigt sein würde, wäre hier nicht der Niemez erobernd eingeschritten. Aber dieser Niemez, wie der Slawe den Deutschen nennt (von Niémko, ein Stummer abgeleitet, weil er Niémezkii jasyk, die deutsche Sprache, nicht verstand), ist für den größten Theil des Landes nur ein Wiedereroberer gewesen; und er hat Gut und Blut geopfert, um das Kreuz weit über den Strom hinaus, den der Slawe selber den deutschen Strom (Niemen) nennt, zu Völkern wildfremden Stammes zu tragen, bis zu der Stelle, wo die Burg des großen Peters seit anderthalb Jahrhunderten ihre mächtigen Zinnen erhebt.

Was nun das oben beschriebene Stolpe, Schloß und Städtchen anbetrifft, so würde es an sich weiter nichts Merkwürdiges darbieten, um es hier zu erwähnen, wenn es nicht einer Familie gehörte und zwar schon seit länger als 400 Jahren, von der ein Glied wenigstens jeder Gebildete kennt, nämlich der Familie von Buch; ja dies hervorragendste Glied, das seinen Namen weltberühmt gemacht hat, ist hier geboren.

Diese Familie ist sicherlich ein deutsches, in einer ihrer Linien der Altmark entsprossenes Geschlecht, von dem zwei Mitglieder, die Brüder Conrad und Friedrich, im Jahre 1209 in einer Urkunde des Markgrafen Albrecht II. zum ersten Male genannt werden, wenngleich man unter den heutigen Gliedern der ukermärkischen Familie geneigt ist, für sie den slawischen Ursprung zu beanspruchen, weil ihr Name in den ältesten Schriftdenkmalen auch in der Form „Boucha" vorkommt und dieses Wort im Slawischen Baum heißen soll. Allein Letzteres ist nicht der Fall; wohl aber führt in allen slawischen Sprachzweigen eine bestimmte Baumgattung den Namen „Buk", unter dem die Familie in den Urkunden ebenfalls nicht unbekannt ist, und diese bestimmte Baumart ist die Buche, niederdeutsch de Buke, übereinstimmend mit dem slawischen Ausdruck. So wenig diese Wortähnlichkeit über die slawische Abstammung entscheiden kann, ebenso sehr mangelt es der Ueberlieferung an historischem Grund, nach der die Familie aus der Schweiz gekommen sein soll. Auch scheint sie nicht auf den Heinrich von Buch zurückgeführt werden zu dürfen, welcher schon 1154 genannt wird, trotzdem sich derselbe 1166 gleichzeitig mit Albrecht dem Bären am Hofe Kaiser Friedrich I. im Schlosse Bonneneburg befand, in sehr vielen Urkunden bis zum Jahre 1190 genannt wird, hier gewöhnlich den Grafentitel führt und Schutzherr des Klosters Memleben war. Seinen Namen trug dieses edle Geschlecht vermuthlich von

dem Wohnsitze im Dorfe Bucha bei der Stadt Wiehe, wogegen die altmärkische Familie Buch in dem bei Tangermünde liegenden Dorfe dieses Namens zu Hause war, das sich unterm Schutz seines Schlosses seit 1340 zu einem Flecken erhob, was der Ort auch noch 1600 gewesen ist.

Die Erweiterung der altmärkischen Buch's nach der Ukermark muß im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts durch Johann von Buch, eins von den drei Gliedern der Sippe, denen wir hier einige Worte widmen wollen, stattgefunden haben. Unter diesem Manne erreichte die Familie während der nie aufhörenden Vormundschaft über den bayerischen Ludwig den höchsten Gipfel der Macht, denn in seinen Händen lag von 1330 an bis 1349 fast allein die Regierung der Marken (er heißt in Urkunden capitaneus generalis, secretarius, besonderer heimlicher Verwalter der Mark, ja sogar vir nobilis, wie damals nur der hohe Adel genannt wurde) und war mit seinem Geschlechte in den Tagen des Abfalls eine der treuesten und kräftigsten Stützen des bayerischen Hauses gegen den falschen Waldemar. Deshalb genoß er auch den Vorzug, in dem Bannbriefe des Papstes namentlich genannt zu werden. Als im Jahre 1351 Ludwig mit den benachbarten Fürsten, den Gönnern des falschen Waldemar, sich verglich, unterschrieb Johann diese Urkunde als erster Zeuge. Fast mehr noch als diese Nachrichten zeigen die Vergünstigungen, welche ihm zu Theil wurden, und das Verzeichniß seiner Besitzungen die hohe Bedeutung dieses Mannes. Seiner Tochter wurden von dem Markgrafen Güter verliehen, seine Schwestern wurden für lehnsfähig erklärt. Das Stammgut ward ein Allodial und erhielt Stadtrecht, er selbst hatte adelige Vasallen und bekam die Erlaubniß, alle Schlösser und Güter, welche Markgraf Ludwig oder dessen Vater, der Kaiser, verpfändet hatten, an sich zu bringen, mit Vorbehalt der landesherrlichen Rechte, sie wieder einzulösen. Fast ein ganzer Band der Ludwig'schen reliqq. mss. beweist, über welche Geldmittel er zu diesem Zweck hat gebieten können; er besaß vier wichtige Städte und zahlreiche Dörfer in allen Theilen des Landes. In diese Zeit, und zwar zwischen 1330—40, fällt auch die Abfassung des Richtsteigs in der Glosse zum Sachsenspiegel, wobei Johann von Buch wenigstens betheiligt war, wenn wir ihn nicht vielleicht selbst als Verfasser annehmen wollen. Denn in einigen Handschriften der Glosse wird der Vetter des Verfassers Nicolaus genannt und es wird Beziehung genommen auf seine Verhältnisse zu Otto von Braunschweig, als damaligen Besitzer der Altmark, bei dem Johann nach Ausweis der Urkunden Kämmerer war, ehe er sich an das bayerische Haus anschloß.

Spielte dieser Johann von Buch eine große Rolle, so nicht weniger schon sein Großvater, ebenfalls Johann genannt, der unter der Regierung des Markgrafen Johann I. Kanzler der Markgrafschaft Brandenburg war und von dem die Geschichte der Hebung des Schatzes in der St. Marienkirche zu Angermünde erzählt wird. „In einem wegen der Wahl eines Erzbischofs zu Magdeburg entstandenen Kriege ward Johann's I. Sohn, der Markgraf Otto IV. mit dem Pfeile, von dem neu erwählten Erzbischof Grafen Günther von Schwalenberg von Magdeburg besiegt, gefangen genommen und in einen hölzernen Käfig gesperrt. Der Markgraf forderte seine Gemahlin auf, mit

seinen Räthen und vorzüglich mit dem alten Johann von Buch über seine Auslösung zu berathschlagen. Buch hatte, wie gesagt, früher in großem Ansehen bei Markgraf Johann I. gestanden, war aber durch jüngere Günstlinge verdrängt worden. Er übernahm die Unterhandlung und bewirkte bei den Domherren durch Geschenke, daß Otto gegen ein Lösegeld von 4000 Mark Silbers (56,000 Thlr.) freigelassen werden, und im Fall diese Summe nicht binnen vier Wochen herbeigeschafft würde, in seine Gefangenschaft zurückkehren sollte. Auch hier wurde Herr von Buch der Retter seines Landesherrn, indem er dem Markgrafen Otto Kunde von dem großen Schatze gab, welchen Markgraf Johann in der Kirche zu Angermünde in einer starken eisernen Truhe niedergelegt hatte, mit dem Auftrage an seinen treuen Lehnsmann Buch, dem er allein dies Geheimniß eröffnete, das Geld seinem Nachfolger nur in den äußersten Nöthen zukommen zu lassen."

Diese Ueberlieferung hat aber so wenig historische Begründung, daß schon Buchholtz in seiner 1765 erschienenen „Geschichte der Churmark Brandenburg" sich veranlaßt sah, von ihr zu sagen: „Das ist nun der Roman von Johann von Buch und dem Kirchenstock zu Angermünde, der viel zu unwitzig aussieht, als daß er sollte wahrscheinlich sein." Man zeigt aber jetzt noch das Gewölbe in der Kirche, in welchem der Schatzkasten sich befand, und diesen kennt der Volksglaube nur unter dem Namen des Buch'schen Kastens. Bis zum Jahre 1848 stand in Angermünde außerhalb der Kirchenmauer eine alte Linde, die zum Wahrzeichen des Schatzes gedient haben soll, in dem genannten Jahre aber durch einen Sturm gänzlich zerstört wurde. Im Volke aber erhält sich die Sage, daß damals die Markgräfin im schwarzen Wittwenkleide, auf einem Zelter reitend, nach Stolpe gekommen sei, und Familien-Ueberlieferungen lassen dies Schloß im Besitz sein des älteren Johann von Buch, des Schatzhebers, wohin er sich auch zurückgezogen habe, als er am markgräflichen Hofe in Ungnade gefallen war.

Wie alterthümlich nun auch diese Tradition ist und wie romantisch die Sage vom Angermünder Kirchenstock klingt, so fehlt doch beiden Nachrichten der historische Boden. Stolpe wird in Urkunden mit Sicherheit, anscheinend zum ersten Mal im Jahre 1252, und zwar als Hauptort einer Vogtei (aus welcher der nachmalige Stolpirische Kreis entsprungen ist), sowie als Pfarrort, und darauf zum zweiten Mal wohl erst 1267 und jetzt als Sitz eines Propstes genannt. Wer im landesherrlichen Schlosse Stolp zur Zeit Johann's von Buch, des älteren, den Befehl führte, ist unbekannt; wohl aber wissen wir durch urkundliche Beglaubigung, daß erst Kurfürst Friedrich II. 1446 das Schloß und Städtchen Stolpe, welches 1310 durch die Markgrafen Waldemar und Johann Stadtrecht erhielt und 1375 die Stettinschen Herzöge inne hatten und darum auch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts von Pommern, als bei ihm zu Lehn gehend, in Anspruch genommen worden war, der Familie von Buch als Erblehn übertrug, da es bis dahin dem Geschlechte nicht gehört hatte.

Auf Schloß Stolpe nun hat die Wiege eines Mannes gestanden, welcher der Erforschung der Natur und ihrer Kräfte ein langes Leben mit einem

Erfolge geweiht hat, wie es Keinem vor ihm beschieden war. Frei von schematisirenden Ideen die Geheimnisse der Erdrinde in ihren Schichten, Lagern und den Erzeugnissen untergegangener Schöpfungen mit ungefesseltem Blick belauschend und mit philosophischem Geiste zerlegend und wieder einend, ist Leopold von Buch unwillkürlich der Stifter und Meister einer geologischen Schule geworden, die in ihren Lehrlingen weit hinaus über das Jahrhundert nachwirken wird, von dem er die Hälfte hindurch unermüdlich thätig gewesen ist. Wesentlich gefördert wurden die großartigen Bestrebungen zur Erweiterung der Naturkenntniß durch des Meisters unabhängige Stellung in der Gesellschaft, die sich ihrerseits auf ein großes Vermögen stützte. Leopold von Buch bezog aus seinem Grundbesitz, dessen Umfang sich auf mehr als ein Drittel Geviertmeilen beläuft, allein an Pacht ein sehr bedeutendes Einkommen, das bei seinen ganz geringen Ansprüchen an äußerlichen Genuß und bei einer genügsamen, höchst einfachen Lebensweise mehr als 40 Jahre lang ausschließlich für die Zwecke der Aufklärung des Menschengeschlechts verwendet worden ist. Christian Leopold von Buch, — so war des großen Mannes vollständiger Vorname, obwohl ihn die gebildete Welt nur unter dem zweiten kennt, — übernahm beim Heimgange seines Vaters Adolf Friedrich, weiland Geheimen Legations-Rathes und während der letzten Regierungsjahre Königs Friedrich II. Preußischen Gesandten am kursächsischen Hofe, im Jahre 1810 die ihm bei der Erbtheilung mit einem älteren Bruder († als Ober-Ceremonienmeister am Hofe Königs Friedrich Wilhelm III.) zugefallenen Güter, die er nie selbst bewirthschaftet hat. Bald im hohen Norden, bald im fernen Süden weilend, bald an den Abhängen von Alpengipfeln die Erdschichten studirend, bald am Rande des Weltmeeres die Mechanik ihres Entstehens belauschend, dann die Pflanzendecke der Erdrinde zergliedernd und die geheimnißvolle Werkstatt des Luftkreises und ihre wunderbaren Erscheinungen beobachtend, um in ihnen allgemeine Gesetze zu erkennen, war Leopold von Buch während der günstigen Jahreszeit gleichsam ein wissenschaftliches Ueberall und Nirgends, indeß er im Winter geräuschlos in Berlin in stiller Klause lebte, unbekümmert um das, was in der sogenannten großen Welt vorging, nur das Eine große Weltziel vor Augen, durch Erkenntniß der natürlichen Erscheinungen die Veredlung des höchsten Erzeugnisses Gottes auch von der moralischen Seite zu fördern. Leopold von Buch schied aus diesem Leben zu Berlin am 4. März 1853. Die Hülle, die diesen großen Geist umschloß, hat ihre Gestalt verändert, der Geist aber lebt fort in seinen Werken für die Ewigkeit! A. B.

Miscellen.

Königsberg i. Pr. Wir haben eine literarische Fusion zu melden, welche zwischen der „Altpreußischen Monatsschrift" und den „Neuen Preußischen Provinzialblättern" vollzogen worden ist. Beide Zeitschriften von ziemlich gleicher Tendenz bestanden noch ein Jahr nebeneinander, nachdem die Provinzialblätter ihr Erscheinen

zwei Jahre lang eingestellt hatten und 1865 unter Redaktion des Dr. v. Hasenkamp wieder erschienen waren. Jetzt hat sich Dr. v. Hasenkamp wegen einer voraussichtlich längere Zeit dauernden Entfernung aus Königsberg veranlaßt gesehen, die Redaktion der „Prov.-Blätter" niederzulegen, und die Verlagshandlung hat daraus Veranlassung genommen, die beiden Journale zu vereinen, welche fortan unter Redaktion der Herren Dr. Reiche und Stadtrichter Wichert unter dem Titel: „Altpreußische Monatschrift, neue Folge der Neuen Preußischen Provinzialblätter" erscheinen werden. Es ist zu hoffen, daß diese Fusion dem Institute von Nutzen sein werde. Jedenfalls wäre es ein Verlust für unsere Provinz gewesen, wenn die „Prov.-Blätter", welche länger als ein Menschenalter bestehen und so reiches Material für ältere Landesgeschichte dem Publikum zugänglich gemacht hatten, ganz und gar verschwunden und der schätzenswerthe Kreis ihrer Mitarbeiter aufgelöst worden wäre; andererseits konnte die Concurrenz beider Journale wohl nicht länger fortdauern, ohne für beide verderblich zu werden. — Von der combinirten Zeitschrift sind bereits zwei Hefte (Theile'sche Buchhandlung) erschienen.

Berlin. Die deutsche Pestalozzi-Stiftung hat ihren 18. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1866 ausgegeben. Derselbe läßt sich, nachdem in gebührender Weise des am 7. Juli 1866 verstorbenen Diesterweg gedacht, dessen Gedanke und That die deutsche Pestalozzi-Stiftung gewesen, über die in Pankow errichteten Stiftungen, von welchen die erstere bereits einige achtzig Zöglinge erzogen hat, in befriedigender Weise aus. Diese erstere und ältere, 1850 gegründete Stiftung nimmt hauptsächlich Lehrer-Waisen und zwar unentgeltlich auf; die jüngere Anstalt ist auf Pensionäre berechnet. Auch in dieser Stiftung gelten gleiche Erziehungsprinzipien wie in der älteren, und werden demgemäß die zu derselben gewidmeten Grundstücke, vorläufig 7½ Morgen, excl. 1 Morgen Wiese, nächstens indeß von 12 Morgen, durch die Zöglinge selbst bearbeitet. Auch in dieser Stiftung soll die Familie der Zöglinge auf 25—30 erhöht werden. Einstweilen nehmen auf dringenden Wunsch der Eltern mit Gestattung der Schulbehörden, eine Anzahl Schüler aus der Nachbarschaft am Unterricht des Lehrers und Hausvaters gegen mäßiges Schulgeld Theil. Soweit die Grundstücke nicht zur zweiten Stiftung gelegt sind, ist der Acker- und Wiesenplan der 112 Morgen in einigen 40 Parzellen an Einwohner des Ortes und der Umgegend verpachtet und ertragen dieselben insgesammt ein Pachtgeld von 570 Thlrn., welches zur Unterhaltung der zweiten Stiftung mitverwendet wird. In Bezug auf die innere Entwickelung der Stiftung wird bemerkt, daß zur bessern Ausbildung der Zöglinge die Einführung eines Zweiklassen-Systems unter Combination der Zöglinge beider Anstalten zu Ostern bevorsteht, auch vom 1. April c. ab für die älteren, insbesondere für diejenigen befähigteren Zöglinge, welche sich dem kaufmännischen Beruf oder dem Lehrfach widmen wollen, ein Unterricht in der französischen, resp. lateinischen Sprache eintreten soll.

Das Königreich Italien hatte nach der Zählung vom 31. December 1861 eine Gesammtbevölkerung von 21,777,334 Personen, die sich nach Berufen folgendermaßen klassificiren: Ackerbau 7,341,988, Viehzucht 277,510, verwandte Beschäftigungen 89,153, Bergbau 58,551, Industrie 3,072,245, Handel 634,438, geistige Berufsarten 534,485, Cultus 164,415, öffentliche Verwaltung 130,597, äußere und innere Sicherheit 240,044, Rentiers 604,437, Dienstboten 473,574, Arme 3,305,343, ohne Beschäftigung 7,850,544 Personen. Ein Drittel der Bevölkerung lebt also vom Ackerbau, ein Drittel ist ohne Beschäftigung, ein Siebentel sind Arme, und ein Siebentel dient der Industrie.

Der Religion nach theilt sich die Bevölkerung in 21,720,363 Katholiken, 32,684 Protestanten, 22,458 Juden und 1829 Bekenner anderer Religionen.

Der Sprache nach sondert die Bevölkerung in 21,541,879 italienisch, 134,435 französisch, 8143 deutsch, 5546 englisch sprechende, 87,331 Personen sprachen andere Mundarten.

Taubstumm waren 17,785 Personen (10,541 männlichen, 7244 weiblichen Geschlechts), **blind** 20,752 Personen (11,819 männlichen, 8933 weiblichen Geschlechts). In Italien kommt auf je 565 Einwohner ein Taubstummer oder Blinder. Auf einen Taubstummen kommen 1224 Einwohner (in Preußen 1302, Spanien 1590, England 1639, Frankreich 1703, Niederlande 2702), auf einen Blinden 1040 Einw. (in Spanien 902, England 1037, Frankreich 1215, Niederlande 1653, Preußen 1728).

Ehen wurden eingegangen im Jahre 1864 177,382 (140,636 zwischen Unverehelichten). In den Städten gingen von 1000 Personen 7,61, auf dem platten Lande 8,38 Ehen ein. Im ganzen Lande kamen auf 1000 Personen 8,02 Ehen. Die mittlere Dauer der Ehe betrug 21 Jahr 8 Monat.

Geboren wurden im Jahre 1864: 845,454 Kinder (435,843 Knaben, 409,611 Mädchen), wobei die Todtgeborenen nicht mitgerechnet sind. 802,376 waren legitime, 43,072 illegitime Kinder, unter den letzteren 33,181 ausgesetzte. Das Verhältniß der unehelichen (und ausgesetzten) Kinder zu den legitimen war von 1863 zu 1864 von 4,91 pCt. auf 5,10 pCt. gestiegen. Auf der Insel Sardinien betrug dieser Procentsatz nur 2,25, in Umbrien dagegen 7,30 und in Calabrien 7,41.

Todtgeboren wurden im Jahre 1864 14,209 Kinder (8269 männlichen, 5940 weiblichen Geschlechts), 25,03 pCt. weniger als im Jahre 1863. Auf 1000 uneheliche Geburten kamen im Ganzen 63 Todtgeborene, in den Landgemeinden nur 37, in den Städten dagegen 103.

Die Zahl der **Gestorbenen** betrug im Jahre 1864 mit Ausschluß der Todtgeborenen 659,062; 220,647 in der Stadtcommune, 438,416 auf dem Lande, 340,959 männlichen, 318,104 weiblichen Geschlechts. Unter den Gestorbenen befanden sich 2006 Ermordete, aber nur 646 Selbstmörder. 88 waren durch Hinrichtung, 5 durch Duelle um's Leben gekommen. Im Jahre 1863 war das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten 80 : 100, 1864 78 : 100.

Die Zahl der **Auswanderer** ist im Census vom 31. December 1881 auf 185,084 Personen ermittelt, von denen mehr als die Hälfte (92,742) der Landwirthschaft angehört. Von den Ausgewanderten verließen indessen nur 43,794 Italien, die übrigen 141,290 ließen sich wieder in Italien in anderen Communen nieder.

Die **Einfuhr** Italiens repräsentirte im Jahre 1863 im Generalhandel 982 Mill. Lire (darunter Seide 183 Mill.), im Specialhandel 902 Mill. Lire (Seide 175 Mill.); die **Ausfuhr** 700 Mill. (Seide 254 Mill.) im Generalhandel und 633 Mill. Lire (Seide 247 Mill.) im Specialhandel.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Londoner Conferenz und Preußischer Landtag! An diese beiden Erscheinungen der geschichtlichen Entwickelung knüpfte sich das politische Interesse der vergangenen Woche. Die Londoner Conferenz und der Preußische Landtag fielen nicht zufällig, nur der Zeit nach, zusammen; sie haben nicht zufällig blos die gemeinsame Aufgabe — der Revision; es findet eine sehr tiefe Beziehung zwischen ihnen statt.

Wie das Auftauchen der Luxemburgischen Frage einen wesentlichen, gar nicht zu verkennenden Einfluß auf die Berathungen und Beschlüsse des Norddeutschen Reichstags ausübte, so mußte die Rücksicht auf die Loose, welche die Londoner Conferenz noch verhüllt in den Falten ihrer Toga birgt, bestimmend auf die schließliche Entscheidung des Abgeordnetenhauses einwirken, welchem mit der Frage, ob es die aus der Vereinbarung des Norddeutschen Reichstages mit den Regierungen des Norddeutschen Bundes hervorgegangene Verfassung annehmen oder ablehnen wolle? — die weit verhängnißvollere Frage gestellt war: ob es den drohenden Eventualitäten der Zukunft gegenüber die deutsche Einigung und mit ihr die Sicherheit Deutschlands preisgeben wolle? —

„Wir erlangen“ — so schloß der Abgeordnete Twesten seinen die Annahme der Verfassung empfehlenden Bericht — „wir erlangen (durch die Verfassung des norddeutschen Bundes) eine staatliche feste Einigung für den Norden und die Aussicht, dieselbe auch auf den Süden auszudehnen. Um aber diese Macht des neuen Deutschlands zu begründen, wird es eines großen Aufwandes nationaler Kraft bedürfen. Wir schaffen jetzt eine Grundlage für die deutsche Entwickelung, und wir können mit gutem Gewissen diese Grundlage in dieser Verfassung annehmen. Meine Herren! Wäre sie ungenügender, als sie es ist, so würde ich es dennoch für ein großes Unglück und für eine furchtbare Verantwortung halten, diese Verfassung abzulehnen. So aber, wie sie ist, wird die Annahme gerechtfertigt sein vor Mit- und Nachwelt.“

Die Annahme ist nach einer dreitägigen Debatte erfolgt, mit 226 gegen 91 Stimmen.

Diese dreitägige, gar oft durch leidenschaftliche Erregung colorirte Debatte konnte nur wenig neue Momente zu Tage fördern; was über die Verfassung und zur Kritisirung derselben zu sagen war, hat der Reichstag vorweggenommen. In der wiederholten Kritik lag das Interesse, welches man gleichwohl an ihr nahm, durchaus nicht; auch nicht in der Spannung auf das

endliche Resultat — hinsichtlich desselben war man zum Voraus über alle Zweifel hinweg; aber die Debatte sollte die Auseinandersetzung der liberalen Partei bewerkstelligen, den Scheidungs-Prozeß, in welchen sie in Folge der Ereignisse gerathen ist, vollenden.

„Der Streit innerhalb der liberalen Partei," sagte der Abgeordnete Lasker in der Mittwoch-Sitzung, „ist nicht vom heutigen Datum. Schon als es sich um Schleswig-Holstein handelte, befanden sich die meisten von uns, welche jetzt zur national-liberalen Partei gehören, im Gegensatze zu denen, die dem Augustenburger und dem Festhalten am Bundesstaat beitraten. Damals brachten der Abgeordnete Michaelis und ich einen Antrag ein, der die Regierung aufforderte, an den Februarbedingungen festzuhalten. Ich wurde von vielen Parteigenossen deswegen angegriffen. Der Herr Ministerpräsident erklärte: der Antrag scheine ihm annehmbar. In Folge dieser Erklärung fragte mich ein Mitglied der liberalen Partei: „Wollen Sie jetzt noch für diesen Antrag stimmen?" Ich habe geantwortet: „das ist keine Ministerfrage, das ist eine Frage, die den preußischen Staat angeht, und da werde ich stimmen nach meiner Ueberzeugung, ob mit oder gegen den Willen des Ministers." Dieser Antrag, sagte ich damals zum Abg. Michaelis, wird uns ein Zeugniß sein für die Zukunft. Meine Herren! Ich berufe mich jetzt auf dies Zeugniß. Manche meiner damaligen Parteigenossen sagten: „Was kümmern mich die Verlegenheiten dieser Regierung?" Wo es sich um die Zukunft des Vaterlandes handelt, werde ich immer auf der Seite stehen, welche nach meiner Ueberzeugung am besten die Interessen desselben fördert."

Diese köstliche Enthüllung wurde begreiflicher Weise von der Linken mit Zischen aufgenommen, wie ja Hr. Lasker auch bereits mit einem Mißtrauens-votum seines Wahlbezirks belastet worden ist. Sie zeigte zu deutlich auf den faulen Fleck der bisherigen Opposition hin, welche sich nicht durch die Interessen des Vaterlandes, sondern durch die Stellung der Partei zur jeweiligen Regierung bestimmen ließ.

Eine solche Opposition mußte in sich selbst zerfallen, sobald die Regierung durch die Größe ihrer Ziele und ihrer Erfolge die Kleinlichkeit und Nichtsnutzigkeit eines lediglich aus persönlichen Motiven entspringenden Antagonismus bloß gelegt hatte.

Der Nimbus der unter dem Namen „deutsche Fortschrittspartei" geeinten Opposition war von ihr abgestreift, nachdem sie an den wichtigsten Fragen der Gegenwart die Unzulänglichkeit ihrer politischen Einsicht gezeigt hatte, und alle patriotischen Männer fühlten sich vor die Frage gestellt: ob sie sich noch ferner einer unfruchtbaren Partei-Dictatur unterwerfen oder freudig mitwirken wollten an dem großen nationalen Werke deutscher Einigung?

Die Verfassung des norddeutschen Bundes ist jetzt vom Abgeordneten-Hause angenommen; viele von Denen, welche jetzt so scharfe Kritik an ihr übten, werden später anders von ihr denken. Auch in dieser Beziehung hat sich der Abgeordnete Lasker mit Recht auf die Erfahrungen berufen, welche wir bereits hinter uns haben, auf die Erfahrungen, welche wir mit unserer eigenen Verfassung gemacht haben. Mit Recht erinnerte er daran, daß dieselben

Männer, welche jetzt den hohen Werth der preußischen Verfassung anerkennen, bei der Entstehung derselben sich dahin äußerten: lieber gar keine Verfassung, als eine mit dem Octroyirungs-Artikel!

Eine jede Verfassung empfängt allein ihren Werth erst durch den Gebrauch, durch das verfassungsmäßige Leben, durch die Gewohnheit des sich accommodirenden Wirkens.

Gleichwohl finden wir es begreiflich, daß viele Männer, welche bis jetzt auf unseren preußischen Landtagen das Interesse des Publikums an sich zu fesseln wußten, nur mit schwerem Herzen die Einwirkungen der Bundesverfassung auf unsere Landesverfassung sich vollziehen sehen; obwohl diesem Widerstreben bei der dreitägigen Debatte kein Wort gegeben wurde, obwohl es vielleicht den Opponenten gar nicht zum Bewußtsein gekommen war.

In der That aber ist unser Abgeordnetenhaus jetzt in den Nachtrab des Reichstags gekommen, wie die „Nat.-Ztg." heut ausführt:

„Das Wichtigste ist nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft, nicht der bestehende Zustand, sondern die Entwickelung. Es ist nun wohl augenfällig und wird überall anerkannt, daß die preußische Regierung seit dem Prager Frieden die erste, die leitende Kraft in Deutschland ist, so wie auch, daß die Einigung Deutschlands das höchste Anliegen, die größte Aufgabe des preußischen Staates geworden ist. Was wir in Preußen jetzt thun und treiben, was wir schaffen und reformiren, das sei im Einzelnen so wichtig wie es wolle, Alles steht doch aber an Wichtigkeit zurück hinter dem Berufe und der Nothwendigkeit, Deutschland zu einigen. Wollen wir uns um den Süden nicht bekümmern, so würden die auswärtigen Mächte ihn unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchen und uns dadurch gefährlich werden; wir müssen uns daher seiner annehmen und ihn in unsere Staatsgemeinschaft hineinziehn. Diese Einigung der gesammten deutschen Nation ist für uns seit dem Prager Frieden ein Staatsbedürfniß, ein Staatszweck geworden, welcher zu allererst befriedigt sein will, und wir stehen durchaus unter diesem Gebote. Es reichen somit die höchsten Lebensinteressen des Staates über die Staatsgrenze hinaus, und in einer solchen Zeit und Lage sollte unser Abgeordnetenhaus sich auf eine eifersüchtige Bewachung der gegebenen Volksrechte beschränken dürfen? Es sollte ihm zukommen, immer nur das eine Augenmerk zu nehmen, ob nicht etwa bei dem Wirken für Deutschland ein Stück preußischen Volksrechtes verkürzt werde, und es sollte gegen alle anderen Rücksichten die Augen verschließen dürfen? Nun freilich, es steht Jedermann frei, sich einer kurzsichtigen Selbstsucht hinzugeben, in der Regel lassen aber auch die empfindlichen Folgen nicht lange auf sich warten. Man bedenke nur: wenn die preußische Regierung unendlich weiter blickte, unendlich mehr thäte als das Abgeordnetenhaus, nämlich wenn sie für die Einigung Deutschlands sorgte, hingegen das Abgeordnetenhaus sich hierum nicht bekümmerte, so würde sie alsbald einen viel höheren Platz einnehmen, eines viel höheren Ranges genießen als dieses. Im Staatsleben erlangt man Rang, Ansehen, Macht durch Leistungen für den Staat; wer einen hohen Rang weder besitzt, noch durch Gunstbezeugungen zu hoffen hat, und wer auch nichts leistet, der erlangt aber gewiß niemals

einen. Würde nun also zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause keine Gleichheit des Ranges bestehen, sondern jene durch Thaten und Verdienste dieses überragen und tief in Schatten stellen, so fragen wir schließlich: wie würde uns eine solche Volksvertretung mit Volksfreiheit beschenken können? Durch sie würden wir doch wahrlich niemals auf einen grünen Zweig kommen!"

„Ein Parlament, auf welches wir unsere Hoffnungen gründen sollen, kann nur eines sein, welches im ganzen Umkreise der Staatsthätigkeit mitwirkt und mitregiert. (? Vor der palamentarischen Regierung wird uns der Genius Deutschlands wohl bewahren. Die Red.) Ein Parlament, welches die ganze Summe der Staatsinteressen nicht einmal überblickt (wie das Abgeordnetenhaus), wie soll das aber mitregieren? Die Entwickelung ist schon jetzt so weit vorschritten, daß vornehmlich der norddeutsche Reichstag die Volkskörperschaft ist, welche der Regierung in den deutschen Verfassungsfragen einigermaßen ebenbürtig zur Seite steht und auf dieselbe Einfluß hat. Da diese Fragen in unserer Zeit die höchsten sind, so sehen wir eben deshalb, ohne es hindern zu können, den Schwerpunkt des parlamentarischen Einflusses in den Reichstag vorrücken.

Diese Körperschaft kann mächtig werden; ist sie doch der Sammelplatz der gesammten Nation zur Behandlung der höchsten Angelegenheiten. Das preußische Abgeordnetenhaus umfaßt nicht mehr, so wie früher, das ganze Leben des Staates, doch umfaßt es immer noch sehr wichtige, zahlreiche und ausgedehnte Gebiete. Es hat noch große Obliegenheiten, und es wird sich, wie man vertrauen darf, davor hüten, sich zu Widersachern der Einigung Deutschlands zu machen."

Was nun die Londoner Conferenz betrifft, so wissen wir, daß sie am 7. d. M. zusammengetreten ist, daß die erste Sitzung derselben aber noch kein Resultat gehabt hat, weil es dem Luxemburgischen Bevollmächtigten an der nöthigen Information fehlte! Mit Recht sieht man hierin ein bedenkliches Anzeichen — ob es aber wahr ist, daß Preußen bereits in der zweiten Sitzung, welche es für heut, am Donnerstage, anberaumt wissen wollte, die Sache zur Entscheidung zu bringen verlangt, ist abzuwarten. Allerdings liegen die Dinge derartig, daß Preußen nicht allzulange müssig zu warten und sich von einer bloßen Frieden-Larve nicht täuschen lassen darf; daß es vielleicht einen etwaigen arglistigen Plan durchkreuzen muß, der darauf zielt, dem in tiefem Frieden verharrenden Preußen den Krieg ins Land zu spielen.

Allerdings läßt sich nicht genau unterscheiden, ob die fortgesetzten militairischen Rüstungen Frankreichs sich innerhalb der vom „Moniteur" bekannten Ausdehnung halten, oder wirkliche Kriegs-Vorbereitungen sind; jedenfalls fordern sie die größte Achtsamkeit unserer Regierung heraus, welche Gegenmaßregeln nicht unterlassen könnte, wenn die Verhandlungen der Londoner Conferenz der Ableugnung kriegerischer Absichten von Seiten Frankreichs nicht zur Unterstützung dienten.

Auch die „Prov.-Correspondenz" stellt daher die Möglichkeit einer

Mobilmachung, auf welche dieser Tage bereits die „Zeidlersche Correspondenz" hinwies, in Aussicht, indem sie sagt:

„Nur eine schleunige friedliche Entscheidung durch die Conferenz wird unsere Regierung der Nothwendigkeit überheben können, diejenigen Maßregeln der Vorsicht zu ergreifen, welche sie Preußens und Deutschlands Sicherheit schuldig ist."

Krieg oder Frieden — wir haben den einen oder den andern von der Londoner Conferenz zu erwarten!

Natürliche Grenzen.

Die Ansichten, welche den Bereich einer bestimmten Nationalität auf ein durch natürliche oder politische Grenzen umfaßtes Territorium zurückführen wollen, haben das gemeinsam, daß sie Verhältnisse, welche auf Entstehung und Verbreitung einer Nationalität von großem Einfluß sein können, mit denen der Nationalität selbst verwechseln. Man fühlt dies zunächst leicht heraus, wenn man die sogenannten natürlichen Grenzen näher betrachtet. Denn wenn man auch zugeben kann, daß es bestimmte Bodenstrecken giebt, die sich zur besonderen Wohnstätte eines Volkes eignen, theils wegen ihrer Abgeschlossenheit durch hohe Gebirge, durch unbewohnbare Land- und Wasserstrecken, theils wegen der Gleichartigkeit ihres Charakters als Küsten- oder Binnenland, Höhe oder Niederung und des übereinstimmenden Klima's, so wird doch schwerlich ein von solchen Naturgrenzen umgebenes Land zu finden sein, dessen Bewohner man dauernd als eine Volkseinheit — fassen wir diese auch in laxem Sinne auf — darstellen könnte. Nehmen wir von den romanischen Ländern — und diese sind es ja besonders, aus welchen wir die Idee der Begrenzung der Nationen durch Naturgrenzen kommen sehen — das Land, das von den Alpen und dem Meere umschlossen ist, das Land, das in der That zweimal im Laufe der Geschichte die verschiedenen es bewohnenden Stämme zu einer Nation vermischte und in dem die Zusammengehörigkeit seiner Bewohner jetzt stärker empfunden wird als je, so wird man doch gewiß Anstand nehmen, die große Naturgrenze, welche die Wasser scheidet und welche die neueste officielle Statistik des italienischen Königreiches als die Grenze Italiens setzt, mit Consequenz auch für die Grenze der italienischen Nation zu erklären. Unter den Italienern selbst werden sich Wenige finden, welche den Tyroler, der an der Eisack die Heerde weidet, oder den Slawen auf der Höhe von Istrien zu den Italienern zählen. Wer die Naturgrenzen liebt, wird eben hier feinere Naturgrenzen suchen müssen; aber nur Demjenigen wird es gelingen, eine solche Grenze anzudeuten, der eben mit dem Sprachverhältniß der längs derselben wohnenden Volksstämme schon vertraut ist. Er wird dann in künstlicherer Zusammensetzung eine Art Natur-

grenze der heutigen italienischen Nation bezeichnen, aber diese wird nicht passen auf die italienische Nation einer längst vergangenen Periode.

Die Grenzen der Nationen haben, so weit sie durch gleichmäßige Ursachen entstehen, in der Regel auch einen gewissen gleichmäßigen Charakter; der gleiche Trieb der Nation bringt bei der Auseinandersetzung über den zu bewohnenden Boden Grenzen hervor, welche gewissermaßen als Naturgrenzen betrachtet werden, welche sogar da, wo die Naturgrenze allzu verwickelt erscheint, eine einfachere, man möchte sagen, berichtigte Naturgrenze darstellen können. Der ältere Volksstamm zieht sich über die Wasserscheide zurück, die andere Seite dem heranziehenden überlassend, oder er zieht sich in einen zusammenliegenden Kreis von Gebirgsthälern zurück und läßt eine Völkerfluth vorüberbrausen; ein eindringendes Volk zieht längs des Meeres, längs der Flüsse und drängt die früheren Bewohner auf das höhere Land zurück, oder die neuen Bewohner nehmen Besitz von weiten Hochflächen, von den Hochthälern, von sumpfigen Niederungen, auf deren Cultur der ältere Volksstamm keinen Werth legte. Wie das Vorgehen und Zurückgehen der Nationen durch Naturbeschaffenheit geleitet, durch Naturgrenzen gehemmt wird, sehen wir nicht nur in den großen Wandlungen der Geschichte, wir sehen es auch in unserer eigenen Zeit. Wir sehen, daß widernatürliche Grenzen sich schwer als Staatengrenzen, gar nicht als Völkergrenzen festhalten lassen; Flüsse, an deren beiden Ufern ein Land gleicher Beschaffenheit den Völkern den gleichen Reiz zur Niederlassung bietet, die selbst für jede einigermaßen der Barbarei entschrittene Nation die schönste Verbindung der Anwohner gewähren, haben niemals auf größeren Strecken oder dauernd die Grenze der Nationen gebildet, selbst nicht die Ströme, welche die antike Anschauung als Grenzscheide der drei Erdtheile betrachtete, selbst nicht die ihnen gleichenden Meeresstrecken, der Hellespont oder die Enge von Gades.

Gewöhnlich verstehen wir unter Naturgrenzen die Grenzen gewisser großer Länder, welche, innerhalb der einzelnen Erdtheile nach hydrographischer Zusammengehörigkeit in Verbindung mit der orographischen Gestaltung derselben abgetheilt, die Natur besonderen Völkern zu Wohnsitzen bestimmt haben konnte. Die Erdkunde bildet solche Abtheilungen und bestimmt ihre Grenzen; aber indem sie dieselben zieht, ist sie sich dessen bewußt, welche Völker diese Erdstriche wirklich bewohnen; sie benennt die Länder nach ihnen, und die Verschiedenheit der Völker, das Vorherrschen des einen oder anderen in einer bestimmten Gegend hilft ihr da die Grenzen ziehen, wo eine offenbare Naturgrenze ihr abgeht. So kennen wir auch ein Deutschland als geographischen Begriff und nehmen gewisse natürliche Grenzen desselben an. Daß aber diese Annahme wesentlich durch die Rücksicht auf die thatsächlichen Wohnsitze des deutschen Volkes bestimmt worden ist, sehen wir deutlich an der Ostgrenze. Wir rechnen heut das Odergebiet in geographischem Sinne zu Deutschland, während man dies vor sieben Jahrhunderten gewiß noch nicht hierhin gerechnet haben würde; und wir würden vielleicht jetzt schon den Geographen nicht mehr tadeln, welcher auch das Pregelgebiet als innerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands liegend bezeichnen möchte, wie wir andererseits

auch nicht mißbilligen können, daß Daniel in seiner Geographie das obere Draugebiet mit zu dem natürlichen Gebiete Deutschlands rechnet.

Bestimmter scheint die deutsche Naturgrenze im Westen bezeichnet, durch die Höhe, welche, am Cap Graunese beginnend, sich bis zum Centralstocke der Alpen hinaufzieht, die zur Nordsee fließenden Gewässer von denen des Britischen Canals und des Mittelmeeres scheidend. Aber auch diese Grenzscheide würde von den Geographen schwerlich gewählt und ziemlich allgemein in das Gefühl der gebildeten Deutschen übergegangen sein, hätte nicht einerseits die historische Grenze des deutschen Reiches, sie durch acht Jahrhunderte längs größerer Strecken Ober- wie Nieder-Lothringens unmittelbar oder doch ziemlich nahe begleitet, und wäre nicht andererseits diese Naturgrenze noch jetzt an zwei (wie vormals an drei) bemerkenswerthen Stellen identisch mit der Grenze, welche das Gebiet der deutschen von dem der französischen Zunge scheidet. Und doch wird schwerlich Jemand die diesseits des flandrischen Landrückens und des Argonne-Waldes wohnenden Millionen Wälschen ihres Wohnsitzes wegen als Deutsche bezeichnen wollen. Und eben so wenig wird man daran denken, deshalb, weil auch Jütland zu der großen geographischen Abtheilung Deutschland gerechnet wird, einen wichtigen Bestandtheil der dänischen Nation als einen Theil der Deutschen zu betrachten.

Die historische Thatsache, daß in einer bestimmten, nahe oder weit zurückliegenden Zeit die Herrschaft einer Nation ein ausgedehntes Gebiet umfaßte, ist häufig von nicht geringerem Einflusse auf die Anschauung der Angehörigen einer Nation als die natürliche Begrenzung, und namentlich dann erscheint der historische Umfang der Herrschaft eines Volkes als der der betreffenden Nationalität, wenn das damalige Reich sich über die Gesammtheit oder doch über den größten Theil der Nationalen erstreckte; die geschichtliche Grenze nimmt in den Augen derselben dann die Eigenschaft einer Naturgrenze an und wird sogar durch entschuldbare Begriffsverwechselung von ihnen als solche bezeichnet.

Das wichtigste Beispiel für ein beharrliches Festhalten historischer Grenzen giebt die polnische Nation. Die Grenzen von 1770 sind es, die das Land des polnischen Patrioten umschließen; wer innerhalb derselben wohnt, soll sich als Pole fühlen, und er findet auch in der That unter denen, welche ihrer Abstammung nach einer fremden Nation angehören, Viele, die dieses sein Dogma auch zu dem ihrigen machen. Bei einer Nation, welche so lange über weite Landstriche herrschte, kann der Gedanke an diejenigen bescheidenen Grenzen nicht aufkommen, auf welche einst eine gewisse natürliche Zusammengehörigkeit des Bodens die zusammenliegenden Wohnsitze der Lechen beschränkte. Ihre nationale Anschauung hat mit natürlicher Begrenzung nichts gemein, und nicht deshalb ist ihnen Danzig eine polnische Stadt, weil die Weichsel ein polnischer Strom sei, sondern weil sie vor einem Jahrhundert noch zum polnischen Gesammtreiche gehörte. Allerdings läge hier die Frage nahe, warum der Pole seine Nation auf die Grenzen von 1770 beschränkt und nicht vielmehr auf das Jahr 1650 zurückgeht, wo sein Staat noch weitere Landesstrecken am Baltischen Meere und jenseits des

Dnjepr beherrschte. Man wird hierfür sagen, auch das Ideal einer Nation halte sich in den Grenzen einer möglichen Verwirklichung, oder wird den Grund darin suchen, daß die Erinnerung eines Volkes so weit nicht zurück trage. Aber wir möchten diesen Grund doch nicht für zutreffend annehmen: denn ein Mal trägt die subjektive Erinnerung auch nicht ein Jahrhundert weit zurück; thäte sie es aber, so würden wohl in vielen Fällen die Vortheile, welche die Entwickelung der heutigen Staatsorganismen ihren Angehörigen bietet, die Werthschätzung der Vergangenheit beeinträchtigen. Wir glauben vielmehr, daß der latente Grund, weshalb der Pole die Grenze von 1770 als Grenze seiner Nation zu betrachten pflegt, darin liegt, daß in diesem Gebiete seine Nation, so weit sie nicht geradezu als die eigentliche Masse der Bevölkerung erscheint, doch über sämmtliche Landstrecken in größerer oder geringerer Zahl zerstreut einen hervorragenden Theil der Bevölkerung bildet, während selbst dieses letztere in den zwischen den Grenzen von 1650 und 1770 gelegenen Ländern nur zum geringsten Theile der Fall ist.

In ähnlicher Weise betrachtet der Ungar die Karpaten und das Adriatische Meer als die Grenzen seiner Nation, obwohl er innerhalb derselben fast ausschließlich die seiner Natur am meisten zusagenden Niederungen der Donau und der Theiß zu Wohnsitzen erwählt hat, das Höheland längs derselben zum größeren Theil fremden Stämmen belassen oder zur Ansiedlung überwiesen hat. Aber er erblickt hierin weniger diejenigen natürlichen Grenzen, welche die Geographen in Annäherung an die politischen auch für dieses Land zu bestimmen gesucht haben; es ist vielmehr die Grenze seiner Jahrhunderte langen Herrschaft, die der Magyar, auch nachdem er sie in einer zwischenliegenden Periode verloren und wiederum in unserer Zeit nicht festzuhalten vermocht hat, als ideale Grenze seiner Nationalität betrachtet. Wer jenseits der March und der Leitha wohnt, soll sich als Ungar fühlen, und auch er findet, namentlich unter den von ihm verachteten Schwaben, genug, welche sein lebhaftes Gefühl für eine nur historisch begründete Nationalgrenze zu theilen bereit sind.

Auch die Eiderdänen gehen weniger auf diesen Fluß, an dessen Ufer sich rechts wie links die alten Wohnsitze der Sachsen und Friesen erstrecken, als auf ihre natürliche Grenze zurück, sondern als auf diejenige Grenze, welche Jahrhunderte lang den Lehnsverband des dänischen und des deutschen Reiches trennte. Sie setzten diese historische Grenze als ideale Grenze der dänischen Nationalität, mit dem Vorsatze, dieselbe auch thatsächlich bis dahin auszudehnen.

Eine wirkliche Verwechselung natürlicher und geschichtlicher Begrenzung finden wir bei der französischen Nation, wenn so oft von dorther der Rheinstrom für die natürliche Grenze Frankreichs erklärt wird. Was man dabei in der That im Auge hat, ist die Grenze Galliens unter Cäsar, aber auch diese war nur eine Staats-, keine National-Grenze, da sie nach Süden, Osten und Norden sehr erheblich von der Begrenzung der Wohnsitze der Gallier abwich. Eine natürliche Grenze ist der Rhein gewiß nicht, und man möchte wohl glauben, daß hier der Ausdruck „natürlich“ nur selbstver-

ständlich bedeuten solle, wobei dann die gewichtige Thatsache übersehen wird, daß zehn Millionen Deutsche im linken Ufergebiete des Rheinstromes wohnen. Ist diese historische Grenze durch Eroberung erreicht, so geht eben so selbstverständlich das Verlangen weiter; Holland ist dann eine Alluvion französischer Flüsse, und die Erweiterung der französischen Nationalidee bis zur Travemündung ist ein Schritt, zu welcher es jetzt nur so vieler Jahre bedarf, als einst die Geschichte vom Reiche des römischen Cäsars bis zu dem des fränkischen Karl der Jahrhunderte bedurfte.

Es könnte auffallen, daß die Auffassung einer geschichtlichen Grenze als der natürlichen Grenze der Nationalität sich gerade bei dem Volke so eingewurzelt findet, welches die praktische Anwendung des Begriffs der Nationalität streng an die derzeitige Staatsangehörigkeit bindet. Doch liegt eine Vereinigung dieser verworrenen Begriffe eben darin, daß die sogenannte natürliche die zu erstrebende Grenze darstellt, daß Diejenigen, welche zwischen der thatsächlichen und idealen Grenze wohnen, für vollkommen qualificirt zu Franzosen gehalten werden, daß sie sich angeblich sogar danach sehnen, als solche anerkannt zu sein, und daß es hierzu eben nur noch an der Thatsache fehlt, welche sie ihrem nationalen Reiche einverleibe.

Es ist klar, daß keine Grenze deshalb heut für die Grenze einer Nationalität gehalten werden kann, weil sie zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Geltung gehabt hat. Sie mag eine gewisse subjective Berechtigung haben in den Erinnerungen der eigenen Nation; aber sie hat keine objective Berechtigung, denn die Grenzen, welche jede Nation nach ihren Wünschen über ein möglichst großes Gebiet ausdehnen möchte, können nicht untereinander übereinstimmen. Wer überhaupt die Grenze einer bestimmten Zeit als maßgebend erkennt, wird zugeben müssen, daß die Grenze einer andern Zeit ebenfalls ihre Berechtigung haben könne, und es wird damit vor jeder andern Zeit die Gegenwart den Vorzug in Anspruch nehmen, welchen die gegenwärtige Macht vor der vergangenen Macht hat. Für Denjenigen, welcher bei Beurtheilung der Nationalitätsfrage auf historischem Standpunkt steht, sollte daher das augenblickliche Resultat der Geschichte, die gegenwärtige Grenze der Staaten auch für diese Fragen entscheidend sein. A. B.

Die Stellung des Adels in Schleswig-Holstein.*)

Die erste, aus dem innersten Wesen des modernen Staates hervorgehende Forderung an seine sociale Gesetzgebung ist, daß in dieser Gesetzgebung die staatsbürgerlichen Rechte nach den Pflichten bemessen seien. Wie

---

*) Aus einer so eben ausgegebenen, höchst beachtenswerthen Schrift: „Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holsteins." Von Otto de Graal. Hamburg bei Richter, 1867.

die Rechte, so die Pflichten, und umgekehrt, ist ein Grundsatz, den namentlich auch die preußische Verfassung unter dem Titel: „von den Rechten der Preußen" in mehreren Artikeln durchführt.

Wie steht es mit diesem Grundsatz bis jetzt in Schleswig-Holstein?

Wir finden da eine ganze Reihe von ritterschaftlichen Privilegien, wie sie außer Mecklenburg wohl keine deutsche Landschaft in ähnlichem Umfange jetzt noch aufweist.

Da ist zuerst die Befreiung vom Militärdienst; zweitens die Stempelfreiheit; drittens die Patrimonialgerichtsbarkeit und gutsherrliche Polizei; viertens das aus dem noch nicht aufgehobenen gutsherrlichen Verband stammende Jagdrecht auf (thatsächlich) fremdem Grund und Boden.

Bei der Patrimonialjustiz und Polizei, von denen wenigstens die erstere für Schleswig 1853 aufgehoben wurde, könnte man vielleicht einwenden, daß dieselbe nicht gegen den Grundsatz verstoße, die Rechte nach den Pflichten zu bemessen, weil sie für die Träger einige Lasten mit sich bringt. Der Haupttheil der Last fällt aber auf die der Patrimonialjustiz und Polizei Unterworfenen. Und außerdem ist dieselbe so unvollkommen, daß sie eine Menge Nachtheile negativer und positiver Art herbeiführt. Dieser Umstand hat ihre Beseitigung in anderen Staaten längst bewirkt. Die Uebelstände der patrimonialen Justiz und Polizei sind aber in Holstein so schreiend, als sie nur irgendwo gewesen.

Fassen wir nun den gutsherrlichen Verband etwas näher in's Auge.

Die adeligen Güter zerfallen, abgesehen von dem Hauptgut, welches der Gutsherr verwaltet oder verwalten läßt, und abgesehen von kleineren, bloß in Zeitpacht gegebenen Besitzungen, in ländliche Besitzungen, welche den Namen Erbpachthöfe oder auch einfach Höfe führen. Hufe ist der gemeinsame Ausdruck für das freie sowohl, als auch für das in Erbpacht gegebene bäuerliche Besitzthum. Der freie bäuerliche Besitz kommt in der Regel nur außerhalb der adeligen Güter, innerhalb derselben sehr selten vor. Die Hufner müssen überall, sowohl auf den Erbpachtshufen, wie auf den freien Hufen, Hand- und Spanndienste für den Staat oder für den Gutsherrn leisten. Indem die Hufe ein örtlich bestimmtes Maaß hat, ist ihre Größe sehr verschieden. Außer ganzen Hufen oder s. g. Vollhufen giebt es Doppelhufen Halbhufen, Drittel-, Viertel-, Achtel-, Sechszehntelhufen u. s. w. Mit der Hufe ist immer ein Wohn- und Wirthschaftsgebäude verbunden. Fehlt dasselbe, die s. g. Hofstelle, so heißt die Hufe todt oder wüst.

Bei den in Erbpacht gegebenen Besitzungen äußert sich das Erbpachtsverhältniß vornehmlich insofern, als auf ihnen der bei der ersten Veräußerung Seitens des Gutsherrn an denselben entrichtete Kaufschilling zu einem Theil als beiderseits unkündbare Schuld stehen geblieben ist und fortdauernd verzinst werden muß. Die hiernach auf allen Höfen und kleineren Besitzungen innerhalb der adeligen Gutsbezirke dem Gutsherrn zu entrichtende Abgabe heißt Canon. Weiter äußert sich der Gutsverband in dem Vorkaufsrecht des Gutsherrn für alle innerhalb des Gutes belegenen Besitzungen. Bei ganzer oder theilweiser Veräußerung der Höfe und kleineren Besitzungen unterliegt

das Geschäft der gutsherrlichen Confirmation, gegen deren Versagung es keine Instanz giebt.

Aus dem Gutsverband stammt endlich die patrimoniale Justiz und Polizei und die Aufbringung der Kosten für dieselbe von Seiten aller Guts-Insassen mittelst besonderer Abgaben, Sporteln, Wegegelder u. s. w.

Die s. g. Separation der Grundstücke ist innerhalb der adeligen Gutsbezirke, wie sich leicht denken läßt, gar nicht oder sehr unvollkommen durchgeführt. Mitten in den Erbpachts- oder thatsächlich als relativ freies Eigenthum besessenen Grundstücken liegen oft namentlich Wald-Parcellen, deren Besitz der Grundherr sich reservirt hat. Aus alle diesem geht genugsam hervor, wie es mit der Freiheit des Grund und Bodens in den Herzogthümern zur Zeit bestellt ist.

Schlimmer als die mangelhafte Freiheit des Grund und Bodens ist aber die strichweise noch vorkommende Erscheinung einer Art von Leibeigenschaft, oder wenigstens von glebae adscriptio.

Auf den adeligen Gütern in Ost-Holstein nämlich kommt die Erbpacht wenig vor. Der Gutsbesitzer ist der unmittelbare Eigenthümer fast alles Grundes und Bodens innerhalb des Gutsbezirkes geblieben. Auf diesen Gütern nun findet sich eine Arbeiterbevölkerung, die bis zum Anfange dieses Jahrhunderts leibeigen war. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben worden und an ihre Stelle ein Zeitpachtverhältniß getreten, das von der früheren Leibeigenschaft wenig verschieden ist. Die betreffende Arbeiterbevölkerung wird mit dem Namen Insten bezeichnet. Jedes Gut bildet einen Armenversorgungs-Bezirk. Da nun in den Herzogthümern erstens die Freizügigkeit sehr erschwert (das Heimathsrecht in den Gemeinden wird für nicht gemeindeeingeborene Inländer erst durch fünfzehnjährigen Aufenthalt erworben), andererseits die Arbeitsgelegenheit bei der wenig entwickelten Industrie und Gewerbthätigkeit sehr beschränkt ist, so fallen die gutseingeborenen Insten unvermeidlich dem Gutsherrn zur Last. Um sie nicht einfach zu ernähren, giebt ihnen der Gutsherr gewöhnlich eine Wirthschaft von kleinstem Umfange in Zeitpacht und legt ihnen in dem Pachtcontract außer dem Pachtschilling allerlei Verpflichtungen auf. Die Insten müssen diese Bedingungen wohl oder übel annehmen, da sie bei der erschwerten Freizügigkeit und Arbeitsgelegenheit sonst nur die Wahl haben, sich in das gutsherrliche Armenhaus aufnehmen zu lassen. Die Contracte sind aber natürlich der Art, daß der Inste mit seiner Familie eben nur nothdürftig von der Hand in den Mund leben kann, ohne für seine Familie und für sich selbst auf die Zeit des Alters und der Krankheit etwas zurücklegen, geschweige denn sich auf eine höhere Eigenthumsstufe schwingen zu können.

Andererseits kann aus der für die Insten-Bevölkerung ungünstigen Beschaffenheit dieser Contracte auch dem Gutsherrnstand in der Regel kein Vorwurf gemacht werden. Es geht über die Kräfte des Gutsherrn, einer Bevölkerung, die keinen natürlichen Abfluß nach anderen Kreisen der Erwerbsthätigkeit findet, eine genügende Existenz zu gewähren. Das ganze Verhältniß bewegt sich aber in dem bekannten vitiösen Cirkel, daß der Inste oder kleine

Zeitpächter ein nachlässiger und mißmuthiger Bewirthschafter wird, weil sein auf die bewirthschaftete Besitzung über den täglichen Broderwerb hinaus gewendeter Fleiß ihm und den Seinigen nicht zu Gute kommen kann. So haben im Grunde beide Theire, der Gutsherr und die Insten, von dem unnatürlichen Verhältniß gleichmäßig Schaden.

Sehen wir jetzt zu, ob die mannigfachen Nachtheile des Gutsverbandes vielleicht hier und da durch Vortheile aufgewogen werden. Wir finden eine den adeligen Gutsinsassen mit ihrem Herrn gemeinsame Stempelfreiheit. Die Insassen adeliger Güter zahlen wie ihre Herren auch bei Geschäften außerhalb des Gutsbezirks, dem sie angehören, niemals Stempelabgaben. Die Folge ist, daß, wenn ein nicht allzugewissenhafter Geschäftsmann in den Herzogthümern einen großen Stempelbetrag zu zahlen hat, er sich von dem Inspector irgend eines adeligen Gutes eine, so gut es gehen will, begründete Angehörigkeitskarte an das Gut gegen ein stattliches, aber im Vergleich zu der Stempelabgabe mäßiges, Douceur löst, und nunmehr als stempelfreier Mann das Geschäft vollzieht. Auf diese Weise wird der Stempel, den wir staatsökonomisch überhaupt nicht vertheidigen wollen, zu einer mäßigen Einnahme für die Staatskasse, dagegen zu einer oft sehr erfreulichen Nahrungsquelle für die Gutsinspectoren.

Früher brauchten die adeligen Gutsherren auch keinen Grenzzoll für eingehende Waaren zu entrichten, sofern sie dergleichen zur eigenen Consumtion bezogen. Da dies aber zu großartigen Schmuggeleien führte, so ist diese Zollfreiheit gegen eine Staatsentschädigung den Gutsherren abgenommen worden.

Ueber das Jagdrecht, welches jeder Gutsherr innerhalb seines Gutsbezirks auch auf dem thatsächlich fremden Boden übt, brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Ganz ähnlich wie in den adeligen Gutsbezirken sind die Verhältnisse auf dem Gebiete der adeligen Klöster oder Klostergutsbezirke. Es sind dies eingezogene kirchliche Besitzungen, Nonnenklöster, welche zur Unterhaltung, und wahrlich zu keiner schlechten Unterhaltung, der unverheiratheten Töchter der Ritterschaft bestimmt sind. In jedem solcher Klöster befinden sich, außer einer Anzahl Stiftsfräulein, Conventualinnen genannt, eine Priorin, bezüglich Aebtissin, und ein Probst, bezüglich Verbitter. Der letztere übt die obrigkeitliche Gewalt im Klostergebiet aus.

Solcher Klostergüter giebt es in Holstein drei, in Schleswig eins. Die drei holsteinischen Klostergüter, Itzehoe, Preetz und Uetersen haben zusammen einen Umfang von ca. $6\frac{2}{3}$ Quadratmeilen und bis zum Jahre 1864 34,548 Einwohner.

In Itzehoe verwaltet die Aebtissin mit der Priorin und dem Verbitter das Klostervermögen, in Preetz der Probst mit der Priorin, in Uetersen ebenfalls der Probst und die Priorin. In letzterem Kloster bilden der Probst und die Priorin mit dem Klostersyndicus das außerordentliche Forum, zu welchem im ordentlichen Gericht der Kirchspielsvogt und Dingmänner hinzutreten. Im St. Johanniskloster vor Schleswig leiten Probst und Priorin die Klosterverwaltung. Man darf sich den Einfluß der Damen in den vier

Klöstern ja nicht gering vorstellen. Sie haben die Prälaten zur allgemeinen Landtagsversammlung entsendet und den Rittertagen, so wie der ständigen Deputation der Ritterschaft in der Person des Verbitters von Itzehoe einen Präses bestellt.

Die 254 adeligen Güter beider Herzogthümer, z. B. in den Händen von 208 Besitzern, bilden eine Gesammtfläche von ca. 67½ Q.-M. Hierzu treten noch die vier Klöster, von denen die drei holsteinischen, wie oben angegeben, 6⅔ Q.-M., das St. Johanneskloster bei Schleswig ca. 1 Q.-M. betragen. Der Steuerwerth des klösterlichen und ritterschaftlichen Grundbesitzes zusammen ist auf nahe an 46 Millionen Thaler Preuß. veranschlagt, eine Veranschlagung, bei der die Tonne Landes (ungefähr 2¼ magdeb. Morgen) sehr verschieden, zuweilen nach dem Bodenpreis des vorigen Jahrhunderts zu ca. 20 Thaler, in anderen Fällen höchstens zu 60 Thaler Preuß. angenommen worden ist. Jetzt kommt es vor, daß die Tonne — und die adeligen Güter umfassen den fruchtbarsten Boden der Herzogthümer — mit 250—300 Thaler Preuß. und darüber bezahlt wird. Darnach mag man das Verhältniß des wirklichen und des veranschlagten Steuerwerthes bemessen. Außerdem ist für die Würdigung dieses Verhältnisses noch hinzuzunehmen, daß viele Güter für eine weit geringere Tonnenzahl steuern, als ihr Flächeninhalt beträgt. Wie viel von diesem Areal in Erbpacht gegeben, also in relativ freies Eigenthum von mittlerem Umfang verwandelt ist, können wir leider nicht angeben. Das Verhältniß der Erbpacht, Zeitpacht und Großwirthschaft würde nur auf amtlichem Wege zu constatiren sein.

Zu den adeligen Gütern sind noch die großherzoglich oldenburgischen Fideicommißgüter, welche das oldenburgische Fürstenhaus unter holsteinischer Landeshoheit besitzt, mit 2,75 Q.-M. und 8286 Einwohnern hinzuzurechnen. Ferner die holsteinischen Kanzleigüter, adelige Güter, welche sich darin von den übrigen adeligen Besitzungen unterscheiden, daß sie in zweiter Instanz nicht unter dem adeligen Landgericht, sondern unter dem Obergericht zu Glückstadt stehen, vor dessen Einsetzung sie unter den Regierungskanzleien standen. Daher der Name Kanzleigüter. Sie enthalten auf einem Areal von 2,75 Q.-M. 8356 Einwohner. Ferner die sog. Lüb'schen Güter, Besitzungen, die seit alter Zeit in den Händen von Lübecker Patricierfamilien waren und auf denen nicht das Landrecht, sondern das Lübsche Recht Geltung erhielt, wovon sie ihren Namen führen. Ferner die Lübecker Stadtstiftsdörfer, ländliche Besitzungen, welche den milden Stiftungen der Stadt Lübeck als Besitzern angehören. Die Stiftungen werden von der holsteinischen Regierung wie die übrigen Gutsbesitzer behandelt. Endlich die Wildnisse, zwei Güter in der sog. Marsch, wo sonst kein adeliger Besitz vorkommt, auf denen die Rechtsverhältnisse der Untergehörigen dieselben sind, wie auf den übrigen adeligen Gütern. In mancher Hinsicht den adeligen Gütern gleichzustellen sind auch die sogenannten octroyirten Köge. Es sind dies aus eingedeichtem Marschlande entstandene Besitzungs-Complexe. Der einzelne Koog zerfällt in mehrere Besitzungen, die in den Händen verschiedener Besitzer sind. Letztere üben aber in Gemeinschaft das Privilegium aus, welches auf den adeligen Gütern der Gutsherr

hat, d. h. sie ernennen in Gemeinschaft einen besoldeten Beamten, welcher die Patrimonialjustiz, Polizei und sonstige Verwaltung besorgt. Das Privilegium heißt Octroy, daher der Name octroyirte Köge.

Das Verhältniß des Flächeninhalts, so wie der Einwohnerzahl auf den adeligen, klösterlichen und mit den ersteren gleichstehenden Gütern zu dem Flächeninhalt und den Einwohnern der Herzogthümer im Ganzen veranschaulicht folgende Tabelle:

		Fl.-Inh. Q.-M.	Einwohnerzahl.
a.	Adelige Güter beider Herzogthümer .	ca. $67\frac{3}{8}$	184,377
b.	Die 4 Klostergüter beider Herzogthümer	„ $7\frac{6}{8}$	36,764
c.	Die holsteinischen Kanzleigüter	„ $2\frac{6}{8}$	8,356
d.	Die oldenburgischen Fideicommißgüter .	„ $2\frac{6}{8}$	8,286
e.	Die lübeschen Güter	„ $\frac{5}{8}$	3,832
f.	Die lübeschen Stadtstiftsdörfer . . .	„ $1\frac{3}{8}$	3,238
g.	Die beiden Wildnisse	„ $\frac{3}{8}$	1,400
h.	Die holsteinischen Koogsdistricte . . .	„ $1\frac{1}{8}$	2,969

Der Gesammtflächeninhalt der adeligen Besitzungen, zu denen noch die schleswigschen Kanzleigüter und schleswigschen octroyirten Köge, über welche wir zur Zeit keine Angabe zu machen vermögen, hinzutreten, beträgt also ca. $84\frac{1}{4}$ Q.-M. Der Gesammtflächeninhalt der Herzogthümer dagegen 320,2 Q.-M. Die Einwohnerzahl der adeligen Besitzungen beträgt ausschließlich der schleswigschen Kanzleigüter und schleswigschen octroyirten Köge 249,222 Einwohner, die Einwohnerzahl beider Herzogthümer dagegen 959,958 Einwohner.

Wenn darnach der in adeligen Händen befindliche Grund und Boden ein Viertel bis ein Drittel des Gesammtflächeninhalts der Herzogthümer beträgt, so ist zu berücksichtigen, daß ein großer Theil des Gesammtflächeninhalts unbebaut ist, bestehend aus Haide, Gewässern und Mooren. Der unbebaute Flächeninhalt beträgt in Holstein allein 200,262 Tonnen à 240 Q.-Ruthen oder 400,524 Morgen magdebg., also ca. $19\frac{1}{2}$ Q.-Meilen.

Die adeligen Güter können in den Besitz solcher Personen übergehen, welche nicht zu dem Familienkreis der Ritterschaft oder des alten Landesadels gehören. Nur ein Theil der ritterschaftlichen Güter sind Fideicommisse und Majorate. Wenn ein adeliges Gut verkauft wird, so erwirbt der Käufer alle adeligen Gerechtsame, ausgenommen das Anrecht auf Stellen für die unverheiratheten Töchter in den Klöstern. Letzteres gebührt nur gewissen Familien des alten Landadels, denen einige andere als recipirte Ritterschaft gleichgestellt sind. Die so bevorzugte Ritterschaft besitzt ungefähr 65 Güter. Die theilweise Parcellirung adeliger Güter in kleinere Wirthschaften ist fast nur in Form der Erbpacht erfolgt. Die landesherrliche Genehmigung zur Parcellirung ist stets erforderlich. Nur in sehr wenigen Fällen sind ganze Dörfer, oder auch einzelne Meierhöfe als freies Eigenthum von den Hauptgütern abgezweigt worden, jedoch so, daß sie der Gerichtsbarkeit und Polizei des Hauptgutes unterworfen geblieben sind. Das Stammgut, auf welchen die obrigkeitlichen Rechte haften, muß stets erhalten bleiben und eine Ablösung

dieser Rechte ist selbstverständlich unmöglich, da es keinen Gemeindeverband giebt, welcher die Pflichten der Gutsobrigkeit übernehmen könnte.

Rechnen wir zu den ritterschaftlichen Privilegien noch das Kirchen- und Schulpatronat innerhalb der Gutsbezirke, vor Allem aber den eximirten Gerichtsstand gegenüber den Gerichten erster Instanz, und für Holstein ein eigenes Gericht zweiter Instanz; die Ausdehnung aller bloß persönlichen Vorrechte auf die Mitglieder der ritterschaftlichen Familien, auch wenn sie nicht Grundbesitzer sind, wohin für die männlichen Mitglieder auch das Recht des Tragens der ritterschaftlichen Uniform gehört, so ergiebt sich eine so stattliche Stellung des Landesadels, daß man wohl begreifen kann, warum derselbe als Vorkämpfer der „berechtigten Eigenthümlichkeiten" des Landes mit aller Anstrengung auftritt.

Die Schweizer Wehrverfassung und das Freiwilligenwesen.

In Süddeutschland ist der Widerstand nicht gering, welcher sich gegen Einführung der preußischen Wehrverfassung stemmt. Zwar kann man sich der Einsicht nicht erwehren, daß die bisherigen Einrichtungen unzulänglich sind, zwar sprechen sich auch dort die anerkanntesten Autoritäten dafür aus, daß die gegenwärtige preußische Militär-Verfassung die vortrefflichste von der Welt sei — und für jene Erkenntniß, so wie für diese Behauptung geben die Erfahrungen des Krieges von 1866 die schlagendsten Gründe an die Hand — aber man kann, namentlich in Baiern, die altgewohnte Abneigung gegen Alles, was preußisch ist und weil es preußisch ist, nicht überwinden. Darüber belehrt uns die vor kurzer Zeit veröffentlichte Broschüre eines bairischen Patrioten*) welcher sich entschieden und mit Zurückweisung aller entgegenstehenden Einwendungen, welche zum Theil dieselben sind, deren sich auch die Gegner der Militär-Organisation in Preußen bedienten, für die Armee-Organisation nach preußischem Muster ausspricht.

In Württemberg und Baden verstärkt sich die Abneigung gegen das preußische Militärsystem noch durch die Vorliebe für republikanische Einrichtungen; hier spukt in den Köpfen noch die Schwärmerei für das sogenannte „Volksheer," und man preist als empfehlenswerthes Vorbild aller militärischen Einrichtungen das *schweizerische Militärsystem!* Gegen diese Schwärmerei spricht sich die hier erwähnte Schrift folgender Weise aus:

Eine andere Kategorie höchst „sonderbarer Schwärmer" begeistert sich für das Milizwesen und möchte das *schweizerische Heersystem* lieber eingeführt sehen als die preußische Wehrverfassung.

---

*) Der Titel ist: „*Was wollen wir?* Armee-Reorganisation oder Armee-Desorganisation? Baierische Existenzfragen, beantwortet von einem deutschen Patrioten. München, 1867.

Der Stammsitz der Schweizermiliz-Freunde ist dagegen **Stuttgart**, ihr Organ der schon mehrmals genannte „Beobachter". Die Gruppe edler „Flüchtlinge", welche dort ihr Asyl gefunden hat, betrachtet die Propaganda für die Schweizer-Wehrverfassung als eine ihrer Hauptaufgaben.

Ein Echo findet diese prächtige Idee in dem benachbarten **Baden**, allerdings nur in einigen wenigen hirnverbrannten Köpfen. Der als Gelehrter und Literarhistoriker ausgezeichnete, als Politiker jedoch hyperidealistische und unpraktische Professor **Eckart** — jedenfalls eine der ehrlichsten und biedersten Persönlichkeiten unter unseren Gegnern, — hegte und pflegte jahrelang zum Nachtheile seiner Berufswissenschaft und keineswegs zum Vortheile seiner socialen Stellung — er verlor bekanntlich seine, wenn auch nicht glänzende, doch gesicherte Stellung als Hofbibliothekar in Karlsruhe — die unglückselige Idee von der „Volkswehr" und opferte der politischen Propaganda seine Zeit und Stellung. In letzterer Zeit hat Eckart der Politik Valet gesagt und erzielt als ausgezeichneter Vorleser und Literarhistoriker ungetheilte Erfolge, die ihm auch seine politischen Gegner herzlich gönnen. Sein Geschäft setzte der alte **Venedey** fort, der jede Woche 1 bis 2 Flugschriften losläßt, die neuerdings den praktischen Verstand dieses großen Volksmannes verrathen. Im hohen Norden zählt dieser Bund ebenfalls einen Anhänger, den bekannten Zimmermeister Klaus **Riepen** bei Kiel, der ohne Zweifel, falls er für das norddeutsche Parlament gewählt worden wäre, die Sache dort in Anregung gebracht hätte.

Doch lassen wir diese drolligen Käuze und sehen wir uns einmal nach den Grundzügen des schweizerischen Miliz-Systems um:

„Die Grundsätze, daß das Heer aus sämmtlichen im wehrpflichtigen Alter befindlichen und wirklich wehrfähigen Bürgern gebildet, somit das **ganze** Volk wehrhaft gemacht wird und die **Gesammthaftbarkeit** für die Geschicke des Vaterlandes übernimmt, dann daß Jeder, welcher diensttauglich ist, ohne irgend eine Ausnahme auch wirklich Dienst thun muß, für seine Familie aber, wenn es nöthig ist, die Gemeinde oder der Staat sorgt, werden in diesem Systeme durchgeführt.

In den einzelnen Bezirken des Landes werden Rahmen (Cadres) für die betreffenden Truppentheile formirt, innerhalb welcher nur die im Bezirke wohnende Mannschaft in den Waffen geübt wird. Die Dienstpflicht der Mannschaft beginnt mit dem 20sten und endet mit dem 59sten Lebensjahre. Die Mannschaft vom 20sten bis zum 40sten Jahre bildet den Auszug, die Reserve und die Landwehr, die Mannschaft **über** 40 Jahre den Landsturm. Jedermann wird nach Thunlichkeit in diejenige Waffengattung eingereiht, zu welcher er nach seinem bisherigen Lebensberufe am meisten geeignet ist.

Die Präsenzzeit des Mannes unter den Waffen beträgt für die Infanterie im ersten Jahre höchstens zwei Monate. Für die Spezialwaffen findet eine entsprechende Zeiterhöhung statt, welche zur Ausbildung nöthig ist. Eine noch kürzere Präsenz ist für alle Diejenigen bestimmt, welche bei einer Prüfung im 20sten Lebensjahre beweisen, daß sie durch vorherige Wehrübungen schon eine gewisse Fertigkeit im Wehrdienste sich erworben haben. In den folgenden Jahren finden für die Mannschaft nur kurze Wiederholungskurse von wenigen Tagen statt, nach deren Schluß immer größere Zusammenziehungen von Truppen zum Zwecke von Feldmanövern geschehen.

Eine besondere Militärsteuer wird nur von den im Lande angesessenen Fremden (welche unter dem Schutze der Landeseinrichtungen leben, ohne zur Vertheidigung des Landes sonst etwas beizutragen), so lange sie im kriegspflichtigen Alter stehen, erhoben.

Jeder, welcher Offizier werden will, muß zuerst die Rekrutenschule als angehender

Soldat, hierauf die Offizierschule durchmachen; erst nach erlangter Befähigung und bestandener Prüfung kann er als Offizier ernannt werden. Jeder Wehrmann aber, welcher die allgemeine Vorbildung besitzt, ist berechtigt, in die Offizierschule einzutreten.

Alles nicht durchaus Nöthige wird von der Uniformirung und Auszeichnung der Mannschaft und Offiziere fern gehalten.

Die Vorbereitung der Jugend in Wehrübungen und im Waffendienste wird von der Regierung durch Einführung des Wehrturnens in allen Schulen, also auch in der Volksschule, sowie durch obligatorische Waffenübungen der Altersklassen vor dem 20. Lebensjahre geleitet, und es wird namentlich freiwilligen Jugendwehren und Wehrvereinen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Die Schützenvereine des Landes werden dadurch unterstützt, daß die Mitglieder solcher Vereine veranlaßt werden, sich im Schießen nach Feldscheiben auf weite Entfernungen zu üben, wozu die Regierung Scheiben, Schießbedarf und Prämien frei liefert. Die Militärgerichtsbarkeit erstreckt sich im Frieden nur auf die Bestrafung der im Dienst verübten Disciplinarvergehungen; alle im Kriege durch Soldaten verübten Gesetzesübertretungen urtheilt das Militärgericht summarisch ab. —

Und mit diesem System glaubt man wirklich, einen großen Staat schützen, die Machtstellung eines Landes behaupten, es mit disciplinirten Armeen aufnehmen zu können. Man weiß wahrlich nicht, ob man hier mehr die Naivität oder die Gedankenlosigkeit bewundern soll — leider daß auch die politische Heuchelei eine große Rolle spielt. Nur zu häufig ist die Phrase von der Zweckmäßigkeit der Milizverfassung und des Volksheeres die Maske, hinter welcher sich ganz andere Hintergedanken verbergen. Als ob das preußische Heer nicht auch im wahren Sinne des Wortes ein Volksheer, das „Volk in Waffen" wäre.

Muß denn ein Volksheer darin bestehen, daß es schlecht disciplinirt, unfertig und ungeübt ist, mit einem Worte wehrunfähig ist?

Das schweizerische Milizsystem bei uns einführen hieße nichts anders, als das Land wehrlos, als Baiern ehrlos zu machen!

Die Gegner einer praktischen, rationellen Wehrverfassung lieben es freilich, ihr Lieblingsproject so anziehend als möglich zu schildern. Klingt es nicht verlockend, wenn der „Beobachter" Vorschläge für eine künftige Wehrverfassung macht, wie etwa folgende:

„Die Cadres für das erste Exercitium müssen schlechterdings lokalisirt und keinem Dienstpflichtigen darf mehr als die allernothwendigste Entfernung von seiner Heimath zugemuthet werden. Ferner müssen die Offizierschulen Allen ohne Unterschied geöffnet sein, welche ihre Proben in der Rekrutenschule abgelegt haben. Daß mit diesem Systeme die einfachste, zweckdienlichste Kleidung Hand in Hand geht, liegt auf der Hand; der lächerliche und kostspielige Theaterprunk hat einfachen, charakteristischen Auszeichnungen Platz zu machen.

Nur bei diesem System ruft die allgemeinste Wehrpflicht nicht den Bankerott des Staats, der Gemeinden und der Familien hervor. Nach der befürworteten Einrichtung würden Baden, Württemberg, Baiern und Hessen, 700,000 Mann, etwa 13½ Millionen Gulden erfordern!"

Das wäre freilich ein gewaltig hoher Armeestand und ein fabelhaft niedriges Budget! Nur schade, daß die Vorschläge nicht praktisch, die Ideen nicht zu realisiren sind. Die große Masse der Soldaten sichert den Erfolg keineswegs, sondern allein die Kriegstüchtigkeit. Mit 3 Bataillons regulären durchgebildeten Truppen wird ein tüchtiger Führer

eine sechsmal so große Anzahl Freischaaren-Bataillone und Milizsoldaten in die Flucht sprengen oder aufreiben. Lehrt denn nicht die Erfahrung der letzten Decennien, daß Freischärler und bewaffnete Volkshaufen, selbst wenn sie noch so numerisch stark und fanatisirt waren, von regulären Truppen mit Leichtigkeit überwunden wurden? Wann und wo ist ein Sieg der Freischaaren über geregelte Truppen zu verzeichnen? In wenigen Stunden, höchstens Tagen entwaffneten in den Jahren 1848 und 1849 die regulären Truppen Cavaignac's, Wrangel's, Windischgrätz's die bewaffneten aufständischen Volksmassen, obgleich sie durch Barrikaden und Terrainverhältnisse geschützt waren. In Baden hat es Gustav Struve, der heute in württembergischen Dörfern seine Beredtsamkeit für das Volkswehrsystem anwendet, erfahren, wie weit man mit Freischärlerhaufen und bewaffneten Volkshaufen gegen reguläre Truppen kommt. Man sollte glauben, die „Spritzledergeschichte" wäre dem Gedächtnisse dieses alten Volkshelden noch nicht entschwunden. Wären in Baden nicht die großherzoglichen Truppen zu den Aufständischen übergegangen, so hätte man dem ganzen badischen Putsch in wenigen Tagen den Garaus gemacht. — Die ungarische Revolution wies dieselben Erscheinungen auf. Die Honvedschaaren, wo sie allein kämpften, nahmen ein elendes, klägliches Ende. Da jedoch die prächtigsten Regimenter des Kaisers zu den Insurgenten übergingen und sich somit zwei reguläre Armeen entgegen standen, war Oesterreich bei seiner damaligen Zerklüftung nicht im Stande, Ungarn allein zu unterwerfen und konnte dies nur mit Rußlands Hülfe zu Stande bringen. In Ungarn würde somit, selbst wenn die Uebermacht Rußlands nicht die Insurgenten erdrückt hätte, von keinem Sieg eines eigentlichen Volksheeres oder einer Miliz die Rede sein können; es hätte dann jedenfalls eine reguläre Armee über die andere den Sieg davon getragen.

Man machte es Oesterreich im vorigen Sommer zum Vorwurf, daß es nicht allenthalben Freiwilligencorps errichten ließ und die Volksmassen bewaffnete. Von allen Vorwürfen, die man der österreichischen Regierung machte, war dieser der ungerechtfertigtste Der Kaiser kalkulirte ganz richtig: Wenn meine regulären Truppen, meine Kernregimenter mit den Preußen nicht fertig werden können, dann nützen die Freischaaren noch weniger. Das Freischärlerwesen wäre das letzte verzweifelte Mittel in einem Staate, der eine reguläre Armee besitzt. Die Erfahrungen, welche Oesterreich übrigens 1850 und 1859 in Italien mit Freiwilligencorps gemacht hat, waren nicht geeignet, Vertrauen für diese Schaaren zu erwecken.

Das Freiwilligen- und Freischärlerwesen unserer Zeit war — wenn man die wirklich großartige und allgemeine nationale Erhebung des Volkes in den Napoleon'schen Kriegen ausnimmt — mehr oder minder stets ein Conglomerat von allerlei verdächtigem, existenz- und berufslosem, zweideutigem Gesindel, das nur Gelegenheit suchte, ein „freies Leben" zu führen auf anderer Leute Kosten.

In Schleswig-Holstein hatte man Ende 1864 keine geringe Angst, als die Gerüchte von Bildung von Freischaaren an Wahrscheinlichkeit gewannen. Trotz allem blau-weiß-rothen Partikular-Patriotismus hatte man in den Jah-

ren 1848—50 diese „wackeren Freiheitshelden" zur Genüge kennen gelernt, und mancher Hofbesitzer und Gastwirth wartet heute noch auf die Bezahlung der Gelage, welche die begeisterten Freiheitsstreiter im Interesse des meerumschlungenen Vaterlandes abzuhalten für nothwendig fanden. Der Augustenburger wußte recht gut, warum er seine Hamburger Freunde von jedem Versuch, Freischaaren zu organisiren, dringend abmahnte.

In Wien machten im vorigen Sommer Statthalter und Bürgermeister kein Hehl daraus, daß man nur deshalb die Bildung von Freiwilligencorps angeordnet habe, um das verdächtige und gefährliche Gesindel aus der Stadt hinauszubringen, das ohne Zweifel im Falle einer feindlichen Invasion den Einzug der Preußen durch Plünderung der von bewaffneter Macht entblößten Hauptstadt eingeleitet haben würde. War doch selbst in den Märztagen des Jahres 1848, wo die Bewegung im Ganzen einen primitiven, ruhigen und mehr theatralischen Anstrich hatte, die erste Heldenthat des Wiener Pöbels Plünderung der Vorstädte und Brandstiftung und Demolirung der Zollämter und Linienmauthen.

Man wird mir aber vielleicht die triumphähnlichen Erfolge der Garibaldischen Freischaaren im Jahre 1860 entgegenhalten; aber auch hier darf man niemals vergessen, daß auch die reguläre Armee nicht Stich hielt und mit der nationalen Partei gemeinschaftliche Sache machte, so daß es ein leichtes Spiel war, einen Triumphzug zu halten, wenn ganze Städte und Provinzen dem kleinen, muthigen Häuflein Insurgenten entgegenjubeln und entgegeneilen und die reguläre Armee bereits so demoralisirt ist, daß sie Gewehr beim Fuße macht. In Tyrol hatte Garibaldi bereits schwereres Spiel und es ist fast zu bezweifeln, daß er im Falle der Fortsetzung des Krieges in den Enggässen dieses Berglandes seine Lorbeeren vermehrt haben würde; fand er ja doch schon früher den regulären Truppen des Oberst Pallavicino gegenüber sein Aspromonte. — Die tapferen Tyroler Landesvertheidiger darf man, nebenbei bemerkt, nicht etwa zu den „Freiwilligen" zählen. Die Tyroler Schützen zählen gerade zu den geübtesten und bestexerzirten Soldaten, und übrigens ist es auch eine ganz andere Sache, die Engpässe und Schluchten des eigenen, von der Natur zur Vertheidigung geschaffenen Berglandes zu vertheidigen, und im Felde einer regulären Armee gegenüber zu kämpfen. Die unstreitbaren Vortheile, welche Schweizer- und Tyroler-Schützen in ihrer eigenen Heimath einem Feinde gegenüber erringen werden, so lange sie in der Defensive sind, würden dem Gegentheile Platz machen, sobald sie die Offensive auf fremdem Terrain ergreifen müßten.

Die jüngste Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten spricht gleichfalls für unsere Behauptungen. Trotz dem Mangel an einem stehenden Heere wurde man allerdings des aufständischen Südens Herr; — aber mit welchen Opfern, in welchem Zeitraum! Mit regulären Truppen würde man den Süden in eben so vielen Monaten unterworfen haben, als die zusammen gewürfelten Truppen der Union Jahre brauchten.*)

*) Eine hier vor Kurzem erschienene lesenswerthe Broschüre: „Gedanken über Militär-Organisation" (Rieger's Buchhandlung) äußert sich über den nordamerikanischen Krieg sehr

So steht es mit dem „Freiwilligen-System," das die Anhänger des Volkswehr- und Miliz-Systems so gerne als Appendix ihrer Ideal-Verfassung anhängen möchten.

Es ist jedenfalls bezeichnend, daß, während in Deutschland Leute sich für die schweizerische Wehrverfassung begeistern, man in der Schweiz selbst die Unzulänglichkeit derselben allenthalben erkennt und aus diesem Bewußtsein kein Hehl macht. Man hat mehrfache Mängel verbessert, man sucht hie und da Reformen durchzuführen, aber es ist vergebliche Mühe, denn die ganze schweizerische Wehrverfassung ist weiter nichts als ein großer Mangel.

In der Schweiz selbst denkt wohl auch Niemand ernstlich daran, daß die Wehrverfassung dieses Landes, das durch die allgemein anerkannte Neutralität geschützt und gesichert ist, jemals im Stande sein würde, eine Invasion abzuhalten, falls es einer oder der anderen Macht einfallen sollte, diese Neutralität, die garantirte Selbstständigkeit anzutasten. Ein treffendes Wort enthielt kürzlich ein württembergisches Blatt*) über die Apologeten der schweizerischen Wehrverfassung:

Jene Partei, die, unter der Devise „keine Einheit ohne Freiheit", so weit gegangen ist, selbst an einen Anschluß an die Schweiz zu denken, handelt vollkommen logisch, wenn sie uns die Annahme des schweizerischen Milizsystems empfiehlt. Wenn wir uns damit bescheiden wollen, wie die Schweiz, in der europäischen Staatengesellschaft die Rolle des Geduldeten zu spielen, so genügt jede Wehrverfassung, die uns gestattet, unter nicht zu ungünstigen Verhältnissen uns einigermaßen unserer Haut zu wehren. Es haben denn auch die Vertheidiger des sogenannten Volksheeres, wenigstens die Sachverständigen unter denselben, nie daran gedacht, mit unseren Milizen und Landwehren eine feindliche Invasion von unsern Grenzen abzuweisen; vielmehr war ihr Landesvertheidigungssystem darauf berechnet, bei einer Invasion, die uns voraussichtlich unvollständig vorbereitet überraschen werde, unser zusammenge-

---

richtig: „Ungeachtet der ungeheueren Dimensionen des dortigen Kriegsschauplatzes, dessen Schwerpunkt jedoch stets in der kurzen Linie zwischen Washington und Richmond lag, würde der Kampf gewiß in den von Seward verheißenen „neunzig Tagen" beendigt worden sein, wenn der Norden dem besser organisirten und vorbereiteten Süden Anfangs mehr hätte entgegenwerfen können, als bewaffnete Banden ohne alle militärische Zucht und Kunst, welche letztere nur in den einzelnen emigrirten Revolutions-Soldaten Europa's Vertreter finden mochten. — Sämmtliche Generale ersten Ranges und die meisten fähigen Untergenerale auf beiden Seiten hatten auf der Akademie von Westpoint, die ihres Gleichen sucht, eine gediegene, praktische und theoretische Militärbildung genossen. Grant war kein „schlichter Gerber von Profession", er hatte die Schule von Westpoint besucht, als Freiwilliger den Feldzug nach Mexiko mitgemacht und später von seinem Vater die Leitung einer Gerberei übernommen. Aehnlich verhält es sich mit Anderen, auf deren Natur-Genie sich viele Philister und Kannegießer Germaniens mit Wohlgefallen berufen wollten. Uebrigens ohne die gährende Wirkung der Flottenblockade, ohne die erdrückende Uebermacht der Zahl und des Reichthums wäre der Norden sicherlich nicht Herr geworden über einen Gegner, der durch überlegene Energie centralisirt und terrorisirt, durch geniale Feldherren und eine mannhafte, des Befehlens und Handelns gewohnte Oligarchie vertheidigt wurde; — vier Jahre, und welche Menschen- und Geldopfer hat dieser Sieg gekostet!

*) Schwäbische Chronik Nr. 28 (vom 1. Februar d. J.).

rafftes Volksheer unter dem Schutze einer Festung zu rangiren, und dann im günstigen Moment zur Wiedereroberung unseres eigenen Landes in Masse ausrücken zu können. So standen die Verhältnisse bis jetzt, so haben wir sie vom weiland deutschen Bund überkommen. Die Resignation, sich zuerst schlagen und demüthigen zu lassen, ehe man sich zu großartigen Leistungen aufrafft, ist ein Gefühl, das die Ohnmacht und Zerfahrenheit der deutschen Zustände im Volke geboren hat und das mit dem deutschen Bunde begraben werden sollte."

„Die Stuttgarter Ministerconferenzen werden uns, so Gott will, aus dieser prekären, wenig ehrenvollen Lage befreit haben. Der nationale Gedanke, der so Manchem in den Wirren des verflossenen Jahres verloren gegangen ist, wird, von unseren Staatsmännern als politisches Princip anerkannt, von Neuem die öffentliche Meinung durchdringen, und alle Partheien werden sich in der Ueberzeugung vereinigen, daß die deutsche Nation, zur Vertheidigung ihrer Integrität und Ehre, Heere aufstellen muß, die im Stande sind, jederzeit den kriegsgeübtesten Armeen der Welt siegreich die Spitze zu bieten. — Daß Milizheere dies könnten, glauben selbst die Vertheidiger jenes Systems nicht ernstlich — die Geschichte beweist selbst in den Kriegen, welche man als Beleg dafür anzuführen pflegt, zu schlagend das Gegentheil — auch hat bis jetzt keine Nation den Versuch damit gewagt. Nur in kleinen Staaten hat das Mißverhältniß zwischen Wollen und Können den Gedanken erzeugt, statt eines zu theuern Heeres das Volk aufzustellen und sich dann der angenehmen Selbsttäuschung hinzugeben, man habe mit geringen Mitteln Großartiges geleistet. In Wahrheit aber wird man eintretenden Falles gegen kleinere, gut geschulte Heere entweder gar nichts leisten, oder, wenn es gelingt, die Milizen im Kriege zu Soldaten zu erziehen, so wird man doch mit dem planlos vergossenen Blut seiner Söhne das an ihrer Ausbildung ersparte Geld zehnfach haben ersetzen müssen."

„Große Nationen — und wir müssen uns in der vorliegenden Frage zu diesen rechnen — denken besonnener und mäßiger; sie fühlen nicht das Bedürfniß, durch Aufbietung aller waffenfähigen Männer die Stärke ihres Wehraufgebots in's Abenteuerliche zu steigern (nach dem schweizerischen System könnte Deutschland 3 bis 4 Millionen Milizen aufstellen); sie compromittiren nicht ihre politische Stellung und ihre Ehre durch Aufstellung von Menschenmassen, die erst nach einer Reihe von Niederlagen zum Siegen befähigt sind, sondern sie sorgen dafür, daß ihre Heere denen ihrer möglichen Gegner nach Zahl und Tüchtigkeit gewachsen seien. — Diejenigen, welche mit dem Schicksal der deutschen Bundestruppen im vergangenen Feldzuge ihr Vorurtheil gegen die stehenden Heere überhaupt begründen wollen, verschweigen absichtlich die Summe der unglücklichen Verhältnisse, welche auf jenen Truppen lasteten; sie wissen nicht, daß unsere Bataillone mit ihren neuen Gewehren, ihrem neuen Reglement, ihrem kleinen Friedensstand und einer Masse frisch einberufener Urlauber und neuernannter Offiziere und Unteroffiziere, mehr Landwehr- als Linienbataillone vorstellten, und sie übersehen endlich, daß die Tüchtigkeit der Heere fast unvermeidlich ihrer Größe proportionirt ist."

„Jahrzehnte hindurch ist man nicht müde geworden, die stehenden Heere der kleineren deutschen Staaten als einen unfruchtbaren Luxus, als der Einheit und Freiheit Deutschlands hindernd im Wege stehend, geradezu als ein gemeinschädliches Institut anzufeinden. Heute ist dieses, wie so manches andere Vorurtheil gefallen. Gerade die nationale Idee führt uns jetzt zum stehenden Heer, sie ist der Titel, unter welchem die Völker die dafür nöthigen Opfer bewilligen werden. Noch ehe wir in Deutschland Ein Maß und Gewicht, Ein Bürgerrecht und Eine Verfassung haben, wird das deutsche Heer Schild und Symbol unserer Einheit sein.

Von den 38 Millionen Deutschen, aus denen Deutschland für die nächste Zukunft bestehen wird, haben 30 Millionen eine gemeinsame Wehrverfassung bereits durchgeführt — welchen Grad von Ueberwindung es sie gekostet hat, kommt hier nicht in Betracht, denn es ändert nichts an der Thatsache. Uns, den Zurückgebliebenen (oder Zurückgelassenen) erübrigt nichts, als entweder, durch die Annahme der norddeutschen Wehrverfassung, diese zur deutschen zu machen, oder doch wenigstens ein Wehrsystem einzuführen, das uns zu ähnlichen kriegerischen Leistungen befähigt und unsere Contingente mit denen des norddeutschen Bundes zu einem organischen Ganzen, zu einem Bundesheere, vereinigt."

Zur Charakteristik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

III.

Autun, dieser alte Sitz der Druiden, ist allein an seinem quellreichen Arroux stehen geblieben, mitten unter dichten, geheimnißvollen Hainen, zwischen Krystallbildungen und Lavaschichten. Dieser Ort rief die Römer nach Gallien, deren erste Sorge war, Lyon gegen ihn zu erbauen, und ist unstreitig eine der merkwürdigsten Städte Frankreichs; seine Bürger besitzen alle Tugenden, aber sie lieben die Alterthümer nicht. Noch im Jahre 1762 haben sie ein Seminar von den Steinen ihres Amphitheaters erbaut und 1788 das, was von diesem Bauwerk an Materialien übrig geblieben war, zur Ausbesserung ihrer St. Martinskirche verwendet. Nur zwei Triumphbogen sind noch vorhanden, insonderheit das Thor von Arroux oder von Sens, ein bewunderungswürdiges Werk der Römer, dessen Festigkeit der Zerstörungswuth der Hunnen, der Normannen und so vieler anderer Barbaren gespottet hat.

Säulen, Ehren- und Triumphbogen, um das Andenken von Männern, welche dem Lande eine große Wohlthat erzeigt hatten, zu verewigen, gehören der römischen Architektur ganz eigenthümlich an und zeigen dieselbe in ihrer ganzen Majestät. Durch die Bedeutsamkeit der Masse, durch die stolze Ruhe, welche die Bogenform herbeiführt, durch die verschiedenartige Theilung, in der sich die Gelegenheit zum reichsten bildnerischen Schmuck darbietet, durch

das Plateau auf ihrer Oberfläche, welches zur erhabenen Aufstellung mächtiger Standbilder, besonders von Quadrigen, geeignet ist, sind sie von der großartigsten monumentalen Wirkung. Frei vortretende Säulen mit ihrem Gebälk bilden insgemein den Einschluß des Bogens, darüber erhebt sich eine Attika, welche die Inschrift trägt und auf der die Standbilder ruhen.

Wegen Wiederherstellung der großen flaminischen Heerstraße wurden dem Augustus von den dankbaren Provincialen Ehrenbogen errichtet; von diesen ist der zu Rimini, ein einfacher zierlicher Bau, noch übrig, ein anderer zu Susa in Piemont, ein dritter zu Aosta am Fuße der Alpen. Weltberühmt sind die Triumphbogen des Titus, des Septimius Severus und des Constantinus zu Rom. Frédéric Caillaud, der Reisende in Meroë, Oberägypten und Nubien, entdeckte in einer einsamen Oase eine gewölbte römische Prachtpforte. Frankreich, Spanien, alle Lande, wo das große Volk schaltete und waltete, haben ihre Prachtthore und Triumphbogen; manche bekunden freilich einen minder reinen Geschmack und gehören mehr den Zeiten der sinkenden Kunst an. Der besten Zeit der römischen Kunst entstammt der Ehrenbogen der Sergier zu Pola in Istrien; gedoppelte korinthische Säulen zu den Seiten des Bogens geben demselben ein eigenthümlich kräftiges Gepräge.

Bis in die neueste Zeit gingen aus Autun Staatsmänner und Rechtsgelehrte hervor, wie der Kanzler Rollin, ein Montholon, Jeannin und viele Andere. Ein rauher Sinn, der den Einwohnern Autun's eigen ist, zieht sich vom Osten nach dem Norden: Dupin ist aus Varzy, Theodor Beza, Vorsteher und Führer der Genfer Kirche nach dem Tode Calvin's, aus dem adligen Geschlecht de Beze, aus Vezelai.

Das trockene und düstere Land von Autun und Morvan hat nichts von der Burgunder Lieblichkeit; wer das wahre, liebenswürdige und weinreiche Burgund kennen lernen will, der muß durch Chalons an der Saône hinaufgehen, sich dann über die Côte d'or zu der Hochebene von Dijon wenden, von da nach Auxerre hinabsteigen; dies ist ein schönes Land, wo der Wein den Städter ernährt, wo alle Welt sich Bruder oder Vetter nennt, ein Land des Wohllebens und der Festlichkeiten. Dagegen muß man an den Vers:

„Les personnes d'esprit sont elles jamais laides?"

denken, wenn man von den berühmten Hügeln der Côte d'or spricht; denn, abgesehen von ihren Weinen, giebt es keinen häßlicheren Fleck, als diese Höhen. Nach Elie de Beaumont's System ist dieser Goldhügel eine der ersten aus unserer Erde hervorgehobenen Bergketten, als eben die Rinde zu erstarren anfing. Die Côte d'or ist nichts als ein kleines, ziemlich trockenes und häßliches Gebirge, aber man unterscheidet die Weinberge mit ihren Pfählen und trifft jeden Augenblick auf unsterbliche Namen, z. B. Chambertin, Clos-Vougeot, Romané, St. Georges, Nuits. Bei so vielem Ruhm gewöhnt man sich an die Côte d'or, an die Goldhügel, welche in der That manche Kiste mit einem Hügel von Gold gefüllt haben und noch füllen werden. General Bisson führte, als er noch Oberst war, sein Regiment zur Rheinarmee. Als er vor Clos-Vougeot vorbeikam, ließ er, wie man sich

erzählt, sein Regiment in Front aufmarschiren und die militärischen Honneurs machen, aus purem Respekt vor dem trefflichen Rebensaft.

Burgund ist derjenige Theil Frankreichs, wo es den Deutschen gleichsam heimelt. Die Burgunder zogen gleich den Longobarden und Westfalen als Volk, nicht als Heer in die neue Heimath ein, sie lagerten sich in dichteren Haufen darin und verwischten ihren Charakter nicht so leicht unter den Eingeborenen, als dies den im Innern Frankreichs dünn gesäeten Franken begegnen mußte. Es weht hier im Ganzen ein stiller, freundlicher Lebensathem über die Lande hin, eine gewisse, von allem Lärm und aller Eitelkeit entfernte, verständige Milde der Menschen, welche übrigens zu den talentvollsten, tapfersten und freiheitsliebendsten Franzosen gezählt werden müssen. Burgund ist das Vaterland der Redner, der pomphaften und kirchlichen Beredtsamkeit; gerade aus dem am höchsten gelegenen Theile dieser Provinz, der Gegend von Dijon und Monbar, die sich nach der Seine hin erstreckt, sind die Stimmen, die am lautesten wiederhallten, hervorgedrungen, die Stimmen des heiligen Bernhard, Bossuet's und Buffon's. Aber das liebenswürdige Zartgefühl Burgunds tritt auf anderen Punkten, mit mehr Anmuth im Norden, mit mehr Glanz im Süden hervor: aus der Gegend von Semur ist die gute Frau Chental und ihre Enkelin, die Frau von Sevigné, zu Macon ist Lamartine geboren, zu Charolles Edgar Quinet. Die Beredtsamkeit von Burgund grenzt nahe an Rhetorik. Die üppige Schönheit der Frauen von Vermanton und Auxerre bezeichnet nicht schlecht den Charakter der Literatur: Fleisch und Blut, zugleich aber auch Schwulst und übertriebene Empfindsamkeit herrschen hier vor. Man denke an Crébillon, Longepierre, Sedaine, Piron ꝛc.

Die Champagne war das Land der guten Mährchen, der kurzweiligen Erzählungen von dem edlen Ritter, von dem biedern und sanftmüthigen Edelmann, von dem Herrn Pfarrer ꝛc. Das erzählende Talent, welches in der Champagne und in Flandern herrscht, ergoß sich in lange Gedichte und schöne Geschichten. Das Verzeichniß der Romanzendichter beginnt mit Chretien de Troyes und Guyot de Provins. Die vornehmen Herren dieses Landes beschreiben selbst ihre Thaten: Villehardouin, Joinville und der Cardinal von Retz haben uns selbst die Geschichte der Kreuzzüge und der Fronde berichtet. Die Champagne ist gleichsam berufen zur Geschichte und Satyre. Während Graf Thibauld seine Dichtungen auf den Mauern seines Palais zu Provins, umgeben von orientalischen Rosen, malen ließ, schrieben die Krämer von Troyes an ihren Waarentischen die allegorischen und satyrischen Geschichten von Reinhardt und Isegrimm. Das beißendste Spottgedicht, die Manippëische Satyre, verdankt die französische Literatur zwei Gerichtsbeamten zu Troyes, Passerat und Pithou. In dieser naiven und boshaften Champagne endet die von uns verfolgte lange Linie, die durch Languedoc, die Provence, Lyon und Burgund gebildet wird. In dieser weinreichen und literarischen Zone haben die Bewohner immer mehr an Klarheit und Mäßigkeit gewonnen: drei Grade haben wir hier unterschieden, die Hitze und die geistige Trunkenheit des Südens, die burgundische Beredtsamkeit und

Rhetorik, und die Anmuth und Ironie der Champagne. Es ist die letzte und lieblichste Frucht Frankreichs; auf diesen weißen Ebenen, an diesen trockenen Hügeln, reift der leichte, launenhaft bewegliche Wein des Nordens, der kaum am Boden haftend, unter der sorgsamen Hand der Menschen gedeiht und das wahre Getränk der Geselligkeit ist. Da gestaltete sich auch jene leichte, aber tiefe Erscheinung[1]), die zugleich ironisch und träumerisch ist, die die Ader der Fabeldichtung wieder auffand und für immer schloß.

Die Champagne hat, außer den genannten, noch mehrere große Männer in allen Fächern Frankreich gegeben, so Gerson, Mignard, Mabillon, Lafontaine. Colbert, Turenne, Diderot und Jeanne d'Arc, und zeichnet sich in der neueren Zeit durch die Erschaffung mehrerer gelehrten Gesellschaften aus, die das Wiedererstehen historischer Studien herbeigeführt haben. Die Akademie von Rheims, welche aus dem Jahre 1841 stammt, hat seit dieser Zeit eine große Zahl Bände und Memoiren herausgegeben und ihr Auftreten dadurch bezeichnet, daß sie die „Geschichte der Festung, Stadt und Universität Rheims" von dem Benediktiner Dom Marlot für eine Summe von 19,000 Frcs. drucken ließ. Man kannte bereits dies gelehrte Werk unter dem Titel: „Metropolensis Remensis historia", in zwei Foliobänden, aber der französische Text, den die Akademie von Rheims in vier Quartbänden herausgab, ist ohne allen Vergleich wichtiger. Dieselbe Akademie hat auch eine Uebersetzung Flodoard's bearbeitet und die Ausgabe aller Schriften über das Leben Gerbert's besorgt, worunter sich eine Anzahl bis jetzt unbekannter Urkunden, die in Rom aufbewahrt wurden, befinden. Gerbert, ein französischer Mönch und einer der größten Geister des Mittelalters, wurde bekanntlich, nachdem er Lehrer des Königs Robert gewesen war, Erzbischof von Rheims und starb im Jahre 1003 als Papst unter dem Namen Sylvester II.; ihm schreibt man eine der schönsten Erfindungen der menschlichen Industrie, die der Uhren mit gezahnten Rädern zu. Das Mittelalter, erstaunt über seinen Geist, hielt ihn für einen Zauberer, und gewiß muß Alles, was sich auf einen Mann von dieser Bedeutung bezieht, lebhaftes Interesse erwecken.

Rheims, eine gallische Stadt, ein römisches Municipium, eine stürmische und mächtige Gemeinde, Sitz eines Metropoliten, das alte Durocortorum, ist mit Recht stolz auf seine Vergangenheit, und zu allen Zeiten, selbst in der merovingischen Epoche, ist seine Geschichte eifrig studirt worden. Abgesehen von den älteren Werken hat die Stadt auch zu unserer Zeit und unter ihren eigenen Kindern arbeitsame Annalisten gehabt, wie L. Paris, Herausgeber der „Chronique de Rains", P. Varin, der in seiner Sammlung „nicht herausgegebener Urkunden" über die kirchliche, städtische, Rechts- und Gewerbsgeschichte die Archive benutzte und unermüdlich arbeitete, bis der Tod den jungen Mann dem Lehramte der Geschichte entriß. Ein nicht minder eifriger Arbeiter als Varin, Pr. Tarbé, hat nicht nur mit Macquart eine Monographie seiner Geburtsstadt herausgegeben, sondern auch von 1848 bis

[1]) „Je suis chose légère et vole à tout sujet." Lafontaine.

1851 in dreizehn Octavbänden die Dichter der Champagne vor dem 16. Jahrhundert, mit Notizen, Varianten, Wörterbuch. Indem Pr. Tarbé die Werke Wilhelms von Machault, Eust. Deschamps, Chretien de Troyes, Godefr. de Laigny, Bertrand de Bar, Wilhelm Coquillart, von Thibault, Graf von Champagne und König von Navarra, und die der Liederdichter des 12. und 13. Jahrhunderts gab, hat er nicht nur der Geschichte seiner Provinz, sondern auch der der alten französischen Literatur einen Dienst erwiesen. In England kommen solche Sammlungen auf Kosten reicher Liebhaber heraus, in Frankreich aber, wo sie diese mächtige Stütze nicht haben, werden sie oft eine sehr schwere Last für die, welche den Muth haben, sie zu unternehmen.

Im Departement der Seine und Marne, welches ursprünglich einen Theil der Champagne ausmachte, dann aber zu Isle de France gehörte, ist Provins vorzugsweise der Streit der historischen und archäologischen Polemik, und der Streit stammt schon aus alter Zeit. Caesar spricht nämlich in seinen Commentaren von einer mächtigen Stadt des Landes der Sennonen, Agendicum, das ein gallischer Häuptling, Namens Accon, tapfer gegen Labienus vertheidigte; von dem hartnäckigen Widerstande, den er selbst in diesem kriegerischen Lande erfuhr, von der Grausamkeit, mit welcher er, Caesar, die Einwohner behandelte, und von dem Heldenmuthe des letzten gallischen Häuptlings dieses Landes, Drapes, der nach seiner Niederlage lieber den Hungertod starb als in der Sklaverei leben wollte. Diese ruhmwürdigen Erinnerungen waren sehr geeignet, die Lokaleitelkeit zu wecken, und somit stritten sich Sens und Provins um die Ehre, das alte Agendicum zu sein. Man begann mit der Etymologie des Wortes Agendicum, das man lächerlich genug ganz vom Reinrömischen ableiten wollte. Endlich im Jahre 1789 entschied die Municipalität von Sens, ohne sich um die etymologische Frage weiter zu kümmern, daß diese Stadt wirklich die tapfere, von Caesar erwähnte Stadt sei, nahm den Märtyrer der gallischen Unabhängigkeit unter ihre Söhne auf und gab dem alten Klosterplatz den Namen „Place Drapes“. Die Eigenliebe der Bewohner von Provins wurde dadurch stark angereizt; sie erklärten sich für Agendicier und zogen in's Feld, oder sie begannen abermals einen Krieg, der schon in's 16. Jahrhundert hinaufreichte. Gegen das Jahr 1818 regte ein ehemaliger Conventionnel, Namens Opoix, den Streit nochmals auf, indem er zu beweisen suchte, daß Agendicum und Provins eine und dieselbe Stadt seien; ferner daß diese Stadt in einer gewissen, nicht mehr zu bestimmenden Periode Anatilorum geheißen habe, was von Anas, die Ente, und Lorum, der Riemen, kommt, woraus hervorgeht, daß man hier sehr gute Enten zog und vorzügliches Leder bereitete. Die Opoix'sche Abhandlung, obwohl ohne einen Schein von historischer Wahrscheinlichkeit, machte in dem Departement der Seine und Marne großes Aufsehen, erlebte drei Auflagen und wurde sehr warm von Mehreren unterstützt, aber eben so warm angegriffen von Allou, dem damaligen Bischof von Meaux, dessen Abhandlung 1846 im „Bulletin de la société archéologique de Sens“ erschien, sowie von mehreren Anderen, namentlich einem gewissen Bourquelot. Es gab in diesem gelehrten Turnei „viel schöne Waffenkünste“ (moult belles

appertises d'armes), wie man im Mittelalter gesagt hätte, und die kräftigsten Stöße führte Bourquelot, der auf eine unwiderlegliche Weise in seiner „Histoire de Provins“ zeigte, daß diese Stadt eben so wenig das Agendicum Caesar's, als das Anatilorum, der Entenriemen Opoix', sei.

Die Champagne grenzt an Lothringen, wo der Deutsche bei jedem Schritt durch dieses ehemalige Herzogthum durch die Art und das Wesen, auch durch die Gestalten und Gesichter, durch die hohen langen Leiber und die vielen blonden und blauäugigen Menschen, die ihm begegnen, an sich selbst und an sein Land erinnert wird. Aus den nahen Grenzlanden des alten Frankengebietes, muß man natürlich annehmen, sind die Franken in das eroberte Gallien dichter und häufiger hinübergezogen und haben sich dort viel angesiedelt; eine Entfernung auf zehn, fünfzehn Meilen von dem Mutterlande war kaum eine Entfernung. Also die großen starken Leiber, der zum Theil gewaltige Bau der entschlossenen, kühnen Gesichter gehört entweder Abkömmlingen der Franken oder der alten Belgier, deren mächtigste, streitbarste Völkerschaften eben in oder an dem Ardennenwalde wohnten und an seinen Ausläufern, die sich an der Mosel, Maas und Schelde erheben. Denn wer unternimmt es wohl, das Fränkische und Belgische hier und in den Mosel- und Maas-Landen jetzt noch scheiden und unterscheiden zu wollen? Die französischen Nordlande nun sind von einem starken, ernsten, heftigen und kriegerischen Volke bewohnt, einem rechten Kern der französischen Heere, und welche gewaltiger als irgend ein anderer Theil Frankreichs die Ehre und Macht des Reichs und was der Franzose seine Unabhängigkeit und Freiheit nennt, darstellen und empfinden. Man gehe, wenn man dies Gefühl recht ausprüfen will, von Troyes nach Metz, von Metz nach Rheims, von Rheims nach Arras und St. Omer, und man wird von zehn zu zehn Meilen an den Menschen und ihren Sitten, Weisen und Reden die gewaltige, leidenschaftliche, auffahrende und hochfahrende Franzosenart immer wachsend gewahren. Wie gesagt, es sind dies tapfere, ernste und ungestüme Menschen, welche das Tüchtigste, aber auch das Unliebenswürdigste des Franzosen in Frankreich darstellen. Von der zierlichen Gewandtheit, Hübschheit und Artigkeit, dem flatternden und sprudelnden Esprit des Volkes ist hier kaum eine Spur, so wie auch die deutsche Offenheit und Treuherzigkeit hier keine Heimath hat. Man möchte sagen: dieses übrigens sehr tüchtige, arbeitsame, kriegerische Volk habe manche deutsche Gebrechen über die Grenze getragen und von den geselligen, freundlichen Eigenschaften der Franzosen sich wenig gewinnen können. Das Volk hat hier häufig eine gewisse Plumpheit und Schwerfälligkeit, eine gewisse Strenge im Ausdruck und Ungefälligkeit und Rauhigkeit im Betragen, ja, sogar manches Düstere und Trübe, was der Bauer im Limburgischen, Luxemburgischen, Brabantischen nicht kennt. O, wie viel offener, leichter und liebenswürdiger ist dagegen der auch ernste Burgunder! Diese Nordfranzosen, am meisten Menschen von unserer Art, sind gerade die Heftigen und Hoffärtigen, die, jetzt lange romanisirt und verwälscht, sich einbilden, wir Deutsche müssen uns glücklich preisen, von ihnen erobert und beherrscht zu werden.

Alles übrigens, was in Lothringen geschieht, trägt einen starken Stempel

von Lokalpatriotismus; die alte Individualität Lothringens zeigt sich mit einer großen Energie, und aus diesem Gesichtspunkte schenken wir einem Werkchen von G. de Dumast „Philosophie der Geschichte Lothringens" eine besondere Aufmerksamkeit. In dieser für den wissenschaftlichen Congreß in Nancy im Jahre 1850 geschriebenen Broschüre sucht Dumast zu beweisen, daß die Mosellaner Racen, d. h. die Bevölkerungen zwischen Rhein und Maas in der Entwickelung der modernen Civilisation von der Vorsehung eine eigene Mission erhalten haben; nach ihm wurde hier im Königreich Austrasien der Bund der Kirche mit den jungen barbarischen Eroberern geschlossen; die mosellanischen Völker sind es, welche in Frankreich dem Strom des saracenischen Einbruchs Halt gebieten, die den heiligen Stuhl gegen die Longobarden vertheidigen. In dem geistigen Erwachen nach dem Jahre 1000 ziehen sie an der Spitze der Christenheit, und in allen entscheidenden Epochen der französischen Geschichte bringen sie zu den politischen und kriegerischen Kämpfen ein zahlreiches Contingent überlegener Männer. Gegen alle zerstörende Elemente, gegen Albigenser, Hussiten und empörte Bauern zeigen sie sich als die unerschrockenen Vertheidiger der Grundsätze, auf denen die menschlichen Gesellschaften beruhen, mit den Guisen retten sie die Nationaleinheit, mit ihnen halten sie unter den Mauern von Metz den deutschen Einfall auf und entreißen England die letzte Eroberung, die es noch auf dem französischen Boden behalten hat; endlich sind es Lothringen und Polen, Karl V. und Sobieski, welche im 14. und letzten Kreuzzug Europa retten, indem sie die Türken unter den Mauern Wiens vernichten. Als enthusiastischer Bewunderer der Vergangenheit nimmt Dumast die Theorie des Fortschritts nur unter Bedingungen an, und, durch seinen Lokalpatriotismus geleitet, kommt er manchmal auf Uebertreibungen hinaus, die einer sonst achtungswerthen Arbeit, worin geistvolle Ansichten sich finden, den Charakter der Unparteilichkeit und Genauigkeit nehmen, der einem historischen Werke nicht fehlen darf.

Die lothringische Theorie Dumast's wurde nachträglich von de Latour aufgenommen, entwickelt und bedeutend übertrieben. Während Dumast sich noch auf historischem Boden hält, macht Latour die Geschichte zur Magd der Politik, und die lothringische Nation wird eine Art Volk Gottes, das dem französischen Skepticismus gegenüber beauftragt ist, die katholische Tradition zu bewahren. Seiner Ansicht nach repräsentiren Heinrich IV., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. und Napoleon I. in der französischen Nationalgeschichte das rationalistische System, während die Lothringer und ihre Fürsten das religiöse und wahrhaft liberale System repräsentiren. Richelieu, der gründlichste und furchtbarste Revolutionär Europa's nach Luther, hat, wie Letzterer, dem Papstthum die härtesten Schläge versetzt, weil er den Papst erniedrigte, indem er den Kaiser zu demüthigen suchte, während Lothringen, dessen unversöhnlicher Feind Richelieu war, stets thätig an der Befestigung des heiligen Stuhls arbeitete. Jetzt lebt noch der lothringische Geist in dem Hause Habsburg-Lothringen, dem natürlichen Schützer des Papstthums, und das einzige Mittel, Europa von den Gefahren zu retten, mit dem es zugleich Revolutionäre und der schismatische und halbsocialistische Norden be-

drohen, liegt in der Befestigung einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich unter der moralischen Leitung des heiligen Stuhls. Latour, ein Bretagner von Geburt, hat sich sehr sympathisch der Geschichte Lothringens angeschlossen, weil er seiner Aufgabe zufolge eine tiefe Analogie zwischen dieser Geschichte und der seiner eigenen Provinz bemerkte. Seiner Angabe nach hat Frankreich, das unter der alten Monarchie gegen Lothringen und die Bretagne dieselbe Rolle spielte, wie Rußland gegen Polen, diese Länder gewaltsam erobert und unterdrückt; auf beiden Seiten ist der Glaube aufrichtig und tief, und wenn das revolutionäre Heidenthum je triumphiren sollte, so würde ein brüderlicher Ruf von den Küsten Armorica's an den Ufern der Maas wiederhallen und den lothringischen Völkern das Signal zum heiligen Krieg geben.

Wir erwähnten oben der Guisen, dieser Familie, die eine so große Reihe bekannter Männer unter ihren Gliedern zählt. Die Guisen haben zwar Alles versucht, nichts ist ihnen jedoch gelungen; sie waren tapfere Krieger, entbehrten jedoch dafür jedes andern Vorzugs. Kein Ehrgeiz war ihnen zu umfassend, sie erstrebten Reichthum, Macht, Herrschaft mit unermüdlicher Ausdauer; die Krone von Sicilien, wie die von Frankreich war das Ziel ihrer Wünsche, aber sie erlangten keine von beiden. Sie begannen damit, die Könige von Frankreich verdrängen zu wollen, und wurden endlich ihre ersten Diener. Obgleich die Umstände sie begünstigten, erreichten sie doch nie ihr Ziel, weil sie das Unmögliche wollten: sie wollten die legitime Monarchie vernichten, während ihre Zeit sie gerade zu kräftigen suchte. Die Guisen nährten deshalb den Bürgerkrieg, aber dieser verschlang endlich sie selbst. Etwas Ernstes ist es aber dennoch, was uns in so hohem Grade an die Guisen fesselt, nämlich ihre religiöse und politische Bedeutung. „Ohne die lothringischen Prinzen," sagt Mézeray, „wäre die alte Religion den neuen Secten gewichen." Diese Behauptung scheint uns nicht begründet; im Gegentheil, glauben wir, verdankt gerade der Protestantismus seine Ausbreitung in Frankreich der feindlichen und herausfordernden Politik der Guisen. Schwach bei seinem Entstehen, unterdrückt von Franz I. und Heinrich II., wenig angemessen den Sitten und Gewohnheiten der niederen Stände, wäre er vielleicht bald aus Mangel an Führern vernichtet worden, wenn ihm die Guisen nicht diese durch ihren Kampf gegen die Prinzen von Geblüt und den Kern des französischen Adels gegeben hätten. Die Geschichte zeigt, daß sie selbst sich die Gefahr geschaffen haben, welche sie nicht besiegen konnten; sie ließen bei ihrem Abtreten vom Schauplatz die Reformation mächtiger und fester zurück, als sie dieselbe vorgefunden hatten. A. B.

Miscellen.

Berlin. In Folge des siegreichen Feldzuges des vorigen Jahres wurde von der königlichen Regierung eine Concurrenz für ein oder mehrere Gemälde, die ihren Platz in der Nationalgallerie erhalten sollen, ausgeschrieben. Es wurden hierauf

hin am 1. April über 20 Skizzen eingeliefert und hat vor einigen Tagen die behufs Beurtheilung derselben einberufene Commission die Skizzen von Bleibtreu aus Berlin: „Reiterangriff bei Königgrätz“ und von Sell aus Düsseldorf: „Der König auf den Höhen von Lipa“ zur Ausführung bestimmt. Die Commission besteht aus den Directoren der Akademien von Düsseldorf Bendemann, Königsberg Rosenfelder, Dresden Julius Hübner, Berlin in Vertretung Daege, den Malern Sohn aus Düsseldorf, Steffeck aus Berlin und den Kunstgelehrten Schnaase, Waagen und Oberbaurath Strack aus Berlin. Es ist zu bedauern, daß die Skizzen nicht öffentlich ausgestellt waren, wenn auch nur, weil diese Skizzen, unter denen auch manche von kleinem Umfange waren, leicht zu Aufträgen von Privatpersonen oder Corporationen hätten führen können. — Die beiden Schlachtenbilder, welche in Folge des dänischen Krieges für die Nationalgallerie zur Ausführung bestimmt wurden, Camphausen's „Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen“ und Bleibtreu's „Erstürmung Alsens“, sind ihrer Vollendung nahe und werden binnen Kurzem zusammen ausgestellt werden.

---

* [Creditnoth der Handwerker in Berlin.] Unter den Handwerkern in Berlin circulirt gegenwärtig eine an das Staats-Ministerium gerichtete Petition um Abhilfe der Creditnoth der Handwerker. Es heißt darin u. a.: „Was die thatsächlichen Verhältnisse anbelangt, so wird uns ein königl. Staatsministerium die Schilderung der Creditnoth und der daraus hervorgehenden Calamität, unter welcher in den letzten Monaten, seit der Bankdisconto auf 9½ pCt. gestiegen und die Aufhebung der Wuchergesetze erfolgt war, der Handwerkerstand gelitten hat und noch heute leidet, ersparen; wir möchten nicht gern auf den Glanz, in welchem Preußen durch die glorreichen Siege seines Heeres und seine unvergleichliche auswärtige Politik strahlt, einen Schatten werfen. Wir fürchten aber, daß die Lage des Handwerkerstandes durch die von der Staatsregierung beabsichtigte dauernde Aufhebung der gesetzlichen Zinsbeschränkungen noch eine viel unglücklichere werden würde, und haben uns grade mit Rücksicht auf diese Gesetzesvorlage veranlaßt gesehen, die Noth des Handwerkerstandes einem hohen Staatsministerium an's Herz zu legen — ehe es zu spät ist, ehe die Wunden, die die Creditnoth in Verbindung mit dem Wucher dem Handwerkerstande schlagen, unheilbar geworden sind. Wir haben nicht nur die Erfahrung trauriger Monate dafür aufzuweisen, daß die Aufhebung der gesetzlichen Zinsbeschränkungen die Creditnoth des Handwerkerstandes auf den höchstmöglichen Grad steigert, sondern wir können uns sogar jetzt auch auf das Zeugniß des Abgeordnetenhauses dafür berufen, daß der Staat mit Aufhebung der gesetzlichen Zinsbeschränkungen die Verpflichtung überkommen hat, die Errichtung von Bank-Instituten zu fördern. Erkennt das Abgeordnetenhaus in seiner betreffenden Resolution diese Verpflichtung an, so muß es den Staat auch für verbunden erachten, wenn Bank-Institute durch einfache Genehmigung nicht zu schaffen sind, sie durch positive Maßregeln ins Leben zu rufen. — Ist somit auf Seiten des Handwerkerstandes die bittere Noth offenkundig, und auf Seiten des Staats die Verpflichtung vorhanden, dieser Noth abzuhelfen, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß nur baare Geldmittel, die der Staat aus seinen Fonds zur Begründung oder Unterstützung von Handwerkerbanken flüssig macht und herleiht, der immer mehr um sich greifenden Calamität wirksam entgegenarbeiten können. Wir beanspruchen kein Geschenk, da die Handwerkerbanken bei solider Leitung für das in ihnen angelegte Kapital nicht nur vollständige Sicherheit bieten, sondern demselben auch einen angemessenen Zins sichern. Wir beanspruchen auch für den Anfang keine allzuhohe Summe, damit die Regierung sich vor Verwendung großer Kapitalien für diesen Zweck erst von der Nützlichkeit und der Rentabilität der Anlage vergewissern kann. Daß aber wenigstens etwas geschehe, darauf glauben wir um so zuversichtlicher gerade jetzt rechnen zu dürfen, als die Staatsregierung bemüht ist, alle Wunden, die der Krieg geschlagen hat, zu heilen, und dieselbe dabei auch des Handwerkerstandes nicht vergessen wird, der, abgesehen von den Tausenden seiner Mitglieder, die auf den

Schlachtfeldern geblutet haben, Millionen durch die Geschäftsstockung verloren hat. Unseren neuen Mitunterthanen aus dem Handwerkerstande der einverleibten Provinzen könnte aber kein sichereres und willkommeneres Pfand für ihre Zukunft unter den Fittigen des preußischen Adlers gegeben werden, als der Beweis, daß die preußische Regierung fähig und bereit ist, den Wohlstand ihrer Unterthanen auch durch Gewährung materieller Mittel zu fördern."

---

* [Die theologischen Parteien.] Die Zeit, in der wir leben, ist eine Zeit großer Kämpfe. Auf politischem Gebiete ringen die Nationen, die in der Zerrissenheit ihrer einzelnen Stämme endlich mit Klarheit ihr Unglück gesehen, nach Consolidirung, auf socialem Gebiete tauchen gewaltige Bestrebungen nach Umgestaltung schwieriger und verwickelter Verhältnisse empor, auf wissenschaftlichem Gebiete werden die eifrigsten Anstrengungen fortgesetzt, denen wir den größten Theil unserer Lebenseinrichtungen seit dem Aufleben der Wissenschaften verdanken, und auf theologischem Boden erwachen und erheben sich wieder Kämpfe, die nicht nur äußerliche oder minder bedeutende, sondern die innersten Tendenzen der Kirche betreffen, denen wir einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die Kämpfe, in welche die Kirche der ersten Jahrhunderte eintrat, waren dogmatisch-esoterischer Art. Es galt den christlichen Lehrstoff, der unsystematisch in den Herzen der einzelnen Bekenner lebte, in festes dauerndes Gefüge zu bringen, die Grundlehren der christlichen Kirche dialektisch auszubauen, sie consequent auf den gegebenen Grundlagen weiterzuführen. Dies sind die Kämpfe, die an die Namen des Athanasius, Augustinus insbesondere sich anknüpfen. Auf dem kirchenpolitischen Gebiete sehen wir in dieser Zeit zugleich das Aufstreben des römischen Episcopats gegenüber den anderen Patriarchen des Morgen- und Abendlandes. Im Mittelalter ist der Lehrstoff in der Form, in die ihn die Kirchenhelden der früheren Jahrhunderte gegossen, erstarkt und fest geworden. Eigentlich Kämpfe im Innern hat die Kirche nicht. Die wenigen Reste von alten Häretikern werden ausgerottet, durch Daumschraubensyllogistik bekehrt. Hiergegen geht die Curie, die nun festen Boden gewonnen, in die Aggressive gegen die weltliche Macht über und gewinnt Triumph über Triumph. Endlich bricht die Reformation in wiederholten Stößen in Italien, England, Böhmen, zuletzt in Sachsen und der Schweiz durch und zeigt der Welt, daß Rom doch verwundbar ist. Die Kämpfe des Protestantismus und Katholicismus sind aber immer noch esoterische. Erstere behalten einen großen gemeinsamen Boden mit letzteren; nur in einigen freilich höchst wichtigen dogmatischen Sätzen treten sie auseinander. Der Protestantismus sucht sich nun wieder, wie die altkatholische Kirche, durch dogmatische Systematik festzustellen, und eine Reihe von Kämpfen bricht wieder innerhalb desselben aus, während der Katholicismus in den Jesuiten höchst gewandte und gefürchtete Kämpfer gegen die neuen Ketzer aufstellt. Die Kluft wird nun von Tag zu Tag deutlicher, und weiter die Versöhnungsversuche seltener. In Deutschland, das wir vorzugsweise im Auge haben, tritt der preußische König als Schirmarzt der protestantischen Kirche auf, und Preußen wird das Herz des Protestantismus. Ihm gehören zugleich jene Versuche an, die centrifugalen Parteien der Calvinisten und Lutheraner durch das Band des Friedens zu vereinen und zu versöhnen, deren wichtigster unter dem König Friedrich Wilhelm III. gelungen ist, und deren letzter im evangelischen Bunde unter Friedrich Wilhelm IV. eingeleitet wurde. Die Auspicien versprachen guten Erfolg. Indeß erhob sich bald ein großer Kampf um die Union, der in neuester Zeit wieder mit erneueter Heftigkeit auszubrechen scheint. Die Lutheraner (in Schlesien unter Huschke und Scheibel) erhoben sich, weil sie in der Union eine einseitig calvinische Tendenz in der Union verfolgt sehen wollten und überhaupt die Calvinisten schon zu Luthers Zeit mit scheelem Auge angesehen hatten. Hengstenberg erkannte selbst zuerst auch die hohe Bedeutung des Unionswerkes für die protestantische Kirche an, bis er sich in neuester Zeit von ihr abgewandt hat. Eben so stehen die lutherischen Theologen

Mecklenburgs, Hannovers, Erlangens streng der Union entgegen, von denen viele sogar die Abendmahlgemeinschaft mit unionistisch Gesinnten von sich weisen. So traurig und herzzerreißend diese trübseligen Zustände im Innern der Kirche sind, so ist das Bild, das wir von den äußeren Gefahren noch entrollen müssen, noch viel trauriger. Die Zahl der versteckten und offenen Angriffe gegen die Kirche von Außen ist größer als in den Zeiten, da der Rationalismus in Deutschland in voller Blüthe stand. Ein Hauptstoß wird gegen die Kirche ausgeführt von der Philosophie. Der Kantische Kriticismus suchte die Unmöglichkeit einer Metaphysik, also auch einer christlichen Glaubenslehre auf erkenntnißtheorethischem Wege zu erweisen. Er beschränkte die Zahl der Glaubenssätze auf die drei: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, und begrub die Glaubenslehre in der Moral. Ihm folgte die Zeit des sogenannten Rationalismus, der in neuester Zeit sich wieder zu verjüngen versucht. Der kantischen Philosophie unmittelbar entspringend, stellte sich der Fichte'sche Idealismus auf, der alles nur als Projektion des Ichs ansah und den Gottesbegriff in den einer göttlichen Weltordnung abdampfen ließ. Beiden Philosophen gleich fremd wie dem Christenthume erfand Jacobi im Gefühl das alleinige Surrogat für Religion und Philosophie. Da trat Schelling in die Arena und stellte in hochpoetischer, metaphorischer Weise das Kartenhaus seiner Identitätsphilosophie auf, das er später mit Herübernahme christlicher und kirchlicher Ausdrücke und Worte als endlich gefundene Lösung kirchlicher Dogmatik ausgab. In seine Fußtapfen trat Hegel und erklärte das Denken als die Evolution des Seins. Merkwürdigerweise banden sich in seiner Philosophie die Gegensätze des Christlichen und Antichristlichen zusammen. Die eine Seite seiner Schule in Daub, Marheinike, Goschel suchte und fand durch seine Logik hindurch den Weg in die Kirche, die andere unter Strauß, Bauer und Baur bediente sich seiner Logik als die Urkunden des Christenthums zersetzender Säure. Jeder dieser Philosophen hat zu seiner Zeit eine hohe Bedeutung für die Bildung theologischer Parteien gehabt. Neben der Philosophie aber hat auch der sogenannte „gesunde Menschenverstand" wieder als parteibildende Macht sich Geltung zu machen gesucht in den Bestrebungen der freien Gemeinden, die eine wahre Flechte an dem Organismus unseres kirchlichen Lebens sind. So stürmen die Philosophie in geordneter und fester Phalanx und der Bauernverstand in aufgelösten Reihen gegen die Feste der Kirche. Und in der Feste selbst ist unter den Befehlshabern Streit und Uneinigkeit. Die einen suchen allein in der Festhaltung des ultramontanen und confessionell-lutherischen oder calvinischen Princips Rettung und Heil, die anderen suchen wohl zu vermitteln mit den befreundeten und verwandten Richtungen der Kirche und des Lebens, aber finden nicht recht Grund und Boden, die andern aber werfen die alten Ordnungen und Glaubenssätze der Kirche getrost über Bord und geben sie freiwillig Preis, indem sie an dem Gegebenen Mängel aufzufinden glauben, zeitgemäße Aenderungen, Remeduren und Palliativmittel in Vorschlag bringen, die andern endlich haben im Herzen vollständig mit der Kirche gebrochen, gebrauchen aber äußerlich die kirchliche und christliche Terminologie und Anschauungsweise, da „ihr Widerstand doch nichts helfe und sich akkomodiren füglich das leichteste und bequemste sei." Alle diese Schattirungen ziehen sich durch die theologische Welt hindurch und Angesichts der von außen drängenden Mächte ist die Furcht für die Burg der Kirche bei vielen eine gerechtfertigte. Möge doch endlich die Zeit kommen, wo die rabies theologorum, einem ruhigen und irenischen Geiste Platz macht. Wohl kommt nur durch den Kampf, durch die Polemik ein großer Theil der Wahrheit zum Durchbruche und zur Geltung, aber man sollte doch mehr den Geist der Liebe walten lassen auch in diesen Kämpfen, wie Augustin will: in dubiis caritas!

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die so viel geschmähte Diplomatie hat es — endlich doch gut gemacht; sie hat, wie Marquis de Moustier, selbst ihr angehörig, dieser Tage im gesetzgebenden Körper Frankreichs sagte: „Anstatt den Krieg zu schaffen und sich darauf zu beschränken, dessen Resultat zu sanctioniren — den Krieg verhindert und Europa die Wohlthaten des Friedens erhalten."

Die Londoner Conferenz hat in der That durch Abschluß des Vertrages vom 11. d. Mts. ein großes Werk vollbracht in überraschend kurzer Zeit. Die Zeit drängte und Preußen, von fortgesetzten Rüstungen Frankreichs bedroht, durfte die Zeit nicht länger unnütz verstreichen lassen; es drängte auf rasche Entscheidung nach Seite der Verständigung oder des Krieges — und die Verständigung ward gefunden.

Wie es scheint, ist alle Welt mit ihr zufrieden: zuvörderst England, welches durch den Mund Lord Derby's und Lord Stanley's in beiden Häusern des Parlaments seine Befriedigung über das zu Stande gebrachte Werk ausgesprochen hat; sodann Frankreich, wie die Erklärung des Marquis de Moustier beweist, und hoffentlich auch Deutschland und Preußen, obwohl ihnen der Friede nicht ohne Opfer zu Theil ward. Aber Opfer mußten von beiden Seiten gebracht werden, sonst konnte ein Compromiß nicht zu Stande kommen.

Was Frankreich betrifft, so feiert es allerdings einen kleinen Triumph. „Die verdammten Verträge von 1815" haben ein neues Loch bekommen; Luxemburg mit seiner preußischen Besatzung hört auf ein Stachel im Fleische Frankreichs zu sein, oder wie Marquis de Moustier sagt: „Der Vertrag bringt eine Situation zum Abschluß, welche man uns gegenüber in schlimmen Zeiten geschaffen und seit 50 Jahren aufrecht erhalten hat." Das Opfer, welches Frankreich dagegen brachte, war der Verzicht auf eine käufliche oder anderweitige Erwerbung des Großherzogthums; dieses ist durch seine unter Garantie der Großmächte gestellte Neutralisirung französischen Reunionsgelüsten fortan entzogen.

Frankreich bringt dies Opfer mit Grazie, es macht aus der Noth eine Tugend und läßt durch den Mund seines auswärtigen Ministers erklären, daß der Vertrag „nicht nur die Ursachen eines drohenden Conflicts beseitige, sondern auch ein neues Pfand für die Befestigung der guten Beziehungen zu unseren (Frankreichs) Nachbarn und für den Frieden Europa's gewähre."

Es liegt eine gewisse Selbstironie in dieser Erklärung des edlen Marquis,

an welche er selbst natürlich nicht gedacht hat, die uns aber nichts desto weniger ein behagliches Lächeln ablockt. Frankreich muß sich den Appetit auf Luxemburg vergehen lassen und es sagt: gratias, indem es sich den Mund abtrocknet.

Freilich, wenn man dem Marquis de Moustier glauben will, so war es Frankreich gar nicht um das Stückchen Land zu thun; jede Combination war ihm recht, welche ihm die Preußen vom Halse schaffte, deren militärische Position in Luxemburg dem geängsteten Frankreich gegenüber eine offensive war.

Frankreich ist also in Besorgniß vor preußischen Angriffen! Ist dieses Zugeständniß ein offenherziges, oder nur ein diplomatischer Vorwand zur Motivirung einer sonst unzulässigen Prätension? Jedenfalls scheint die Besorgniß in Frankreich allgemein getheilt zu werden, und selbst diejenige Presse, welche das Kriegsgeschrei nicht auf Befehl oder im Interesse gewisser Parteizwecke erhoben und unterhalten hat, geht von der Anschauung aus, daß durch die Machtstellung, welche Preußen sich in Folge des Krieges von 1866 erworben hat, eine Gefahr für Frankreich erwachsen ist. „Durch die Erhebung Preußens — so drückt man dieses Gefühl französischen Unbehagens aus — ist das Gleichgewicht Europa's erschüttert worden."

Und selbst das so besonnene „Journal des Debats" geht auf solche Anschauungen ein. Es schreibt z. B. unterm 11. d. Mts.: „Wir verhehlen uns nicht, daß sich urplötzlich eine große Veränderung im Gleichgewichte der europäischen Mächte eingestellt hat, und daß die Frage der Rivalität und Supremaţie auf dem Continente zwischen Frankreich und Preußen — vielleicht kann man auch sagen: und Deutschland — gestellt ist. Aber diese historischen und philosophischen Fragen, diese Fragen geistiger Natur, reifen langsam; sie brauchen viel Zeit und werden nicht in einer Schlacht gelöst, noch durch den Besitz einer Festung entschieden. Die Nebenbuhlerschaft zwischen Preußen und Oesterreich wegen der Supremaţie in Deutschland nahm ein ganzes halbes Jahrhundert in Anspruch, und die zwischen Frankreich und Deutschland wegen der Supremaţie in Europa fängt erst an, oder vielmehr, sie fängt erst wieder an. Noch läßt sich hoffen, daß diese große Rivalität die Gestalt des modernen Geistes annehmen, daß sie den Einfluß einer humaneren Civilisation erfahren und daß sie andere Manifestationen finden werde als den Krieg, das Blutvergießen und die Vernichtung der Arbeit."

Bei solcher Auffassung der gegenseitigen Verhältnisse möchte es freilich schwer fallen, an eine lange Dauer des gegenwärtig festgestellten Friedenswerkes zu glauben; indessen der Glaube an einen ewigen Frieden findet wohl überhaupt noch wenig Bekenner, denn es hat sich bisher noch keine Bürgschaft finden lassen, welche denselben für alle Zeit außer Frage stellte.

Nun, die Gegenwart gehört uns, und obwohl eine weise Staatskunst bei ihren Schöpfungen auch die Zukunft in ihre Berechnung ziehen soll, so darf die Genugthuung, welche wir bei der in London gefundenen Verständigung empfinden, doch nicht durch Abwägung künftiger Möglichkeiten getrübt werden, zumal doch zugegeben werden muß, daß nicht blos der augenblickliche Conflict aus dem Wege geräumt worden ist.

Mögen die Franzosen Recht haben in ihrer Auffassung der Bedeutung Luxemburg's oder nicht — wir sagen: sie haben nicht recht; denn Deutschland wird nie ein erobernder Staat werden, und die Festung Luxemburg in den Händen Preußens würde immer nur ein Vertheidigungs-Bollwerk gegen Frankreich geblieben sein; aber mögen sie recht haben: so ist durch die Neutralisirung Luxemburg's ein Gegenstand ihrer Beschwerde und darum ein Motiv feindseliger Anstrengungen beseitigt worden, ohne daß dadurch den deutschen Interessen ein allzu großes Opfer zugemuthet worden ist. Der Ersatz liegt eben in der Neutralisation des Großherzogthums, welche zum Schutz der deutschen Grenzen an die Stelle einer früher zu gleichen Zwecken herbeigeführten militärischen Position getreten ist.

Das ist ein bleibender Gewinn im Interesse des Friedens. Er wird bestärkt dadurch, daß Luxemburg, obwohl politisch von Deutschland losgerissen, doch mit allen Fäden des materiellen Interesses demselben verbunden bleibt und in diesen Interessen ein Gegengewicht finden wird gegen die Reizungen, welche es sonst verlocken könnten, nach Frankreich hin zu gravitiren.

Wir haben hier die Frage wegen Erhaltung der Zolleinigung Luxemburg's mit Deutschland im Auge, welche in den Sitzungen der Conferenz am 10. und 11. d. M. zur Sprache kam. Hr. v. Tornaco, der Bevollmächtigte Luxemburgs, brachte diese Sache zur Sprache und verlangte zu wissen, ob die Neutralisation Luxemburgs dieses nöthigen werde, aus dem Zollverein auszutreten, indem er zugleich auf die Nachtheile aufmerksam machte, die mit einem solchen Austritte für Luxemburg entstehen müßten, dessen ganzer Handel, dessen ganze Industrie in Aussicht auf den deutschen Markt organisirt wäre und mit dem Verlust desselben einen tödtlichen Schlag erleiden würde. Nach einer eingehenden Diskussion, so wird berichtet, einigte sich die Conferenz schließlich dahin, daß das Großherzogthum, auch nachdem es neutralisirt ist, fortfahren könne, zum Zollverein zu gehören, ohne daß es nöthig sei, hierüber in dem Vertrage etwas festzusetzen.

Durch diese Anerkennung einer fortzusetzenden materiellen Gemeinschaft, welche ja niemals ohne moralische oder politische Rückwirkung bleibt, wird jedenfalls der Schmerz gemildert, ein ehemals deutsches Land aus deutschem Staatsverbande ausscheiden zu sehen.

Dieser Schmerz findet aber noch zwei sehr erhebliche Linderungsgründe. Einmal führt uns gerade der Anlaß des gegenwärtig erledigten Conflicts und die von Frankreich selbst zugestandenen Motive zu der Ueberzeugung, daß in der veränderten Lage der Dinge in Deutschland, in der Stellung, welche Preußen an der Spitze Norddeutschlands gefunden hat, in der Concentrirung der deutschen Streitkräfte das Mittel gefunden ist, den Prätensionen Frankreichs gegenüber wirksam entgegentreten zu können; wir finden in den Besorgnissen Frankreichs über mögliche Ausschreitungen Preußens, so ungerechtfertigt sie auch erscheinen möchten, doch das Bekenntniß, daß Frankreich sich nicht mehr in dem Gefühl der politischen Actionsfreiheit weiß, die ihm bisher gestattete, politische Fragen vom Zaune zu brechen.

Sodann aber ist unseren süddeutschen Brüdern in Folge der Verwickelung,

welche über Deutschland hereinzubrechen drohte, doch das Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit sehr nahe gebracht worden und hat in ihnen das Verlangen einer innigeren Verbindung mit Norddeutschland sehr lebendig gemacht. Ein Beleg dafür ist die von Karlsruhe ergangene Erklärung mehrerer Landtagsmitglieder, welche aus den jüngsten Vorgängen die Dringlichkeit des Eintritts der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund motivirten.

„Wenn wir auch mit dem Königreich Preußen — so schließt diese Erklärung — bereits durch ein Schutz- und Trutzbündniß verbunden sind und der vertragsmäßige Oberbefehl des Königs von Preußen auch über die süddeutschen Truppen unser Zusammenwirken mit dem Norden sichert, so wird die volle und freudige Zuversicht doch erst durch eine durchgebildete organische Einigung mit der norddeutschen Armee gewonnen werden. In dieser militärischen Einigung erkennen wir die sicherste Garantie für die Fortdauer des Friedens."

„Das geeinigte Deutschland — bedroht Niemanden und hat Niemanden zu fürchten. Die Ueberzeugung, daß von einem Kriege zwischen den beiden großen und gebildeten Völkern nur schweres Unglück für beide und für keines von beiden ein dauernder Gewinn zu erwarten ist, daß dagegen alle Fortschritte in Wohlstand und Gesittung durch den Frieden bedingt sind, wird durch die vollendete Thatsache der deutschen Einigung befestigt und am besten vor allen gefährlichen Zweifeln bewahrt werden. Aus diesen Gründen halten wir den unverzüglichen Eintritt der süddeutschen Staaten und insbesondere des Großherzogthums Baden in den norddeutschen Bund für dringend geboten und hoffen, daß die großherzogliche Regierung ihre ganze Thätigkeit zur Erreichung dieses nationalen Zieles auch ferner anstrengen werde."

Solche Stimmen sind die erfreulichsten Widerlegungen der Vorhersagungen eines Jacoby, Löwe u. A., welche uns auf dem letzten Landtage mit einer heranbrechenden Kriegs-Aera bange machen wollten. Das zum Bewußtsein seiner Kraft erwachte und seine Widerstandskraft sammelnde Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens, und wenn die Befriedigung mit dem Werke der Londoner Conferenz keine ganz vollständige ist, weil doch ehemals deutsches Land von Deutschland getrennt wird, so dürfen wir uns doch wohl jetzt mit voller Zuversicht sagen: es ist das letzte Mal, daß Deutschland ein solches Opfer gebracht hat.

Aus den Plata-Staaten.

Seit einer Reihe von Monaten habe ich nicht mehr über den Fortgang des Krieges zwischen Paraguay und der Allianz berichtet. Es ist dieser Krieg in eine Art trojanische Belagerung ausgeartet, und ich hätte über diesen Krieg berichtend immer nur wiederholen können von zwar sehr blutigen und doch für die Entscheidung dieser Frage ganz erfolglosen Aktionen, von der helden-

müthigen Tapferkeit des kleinen Paraguay gegenüber einer ungeheuren Uebermacht, und von der zähen Ausdauer seines Herrschers trotz der großen Noth, in welcher er sich heute befinden muß, seit nun bald drei Jahren vollständig abgeschlossen von der gesammten übrigen Welt.

Aber es waren auch noch ganz specielle Rücksichten, welche mich abgehalten, häufiger als es geschehen, auf diesen Krieg zurückzukommen, ein Krieg, welcher die Hohlheit der Civilisation dieser Länder, auf die sie doch so stolz sind, recht bloßlegt. Es fehlt nämlich selbst hier in der relativen Nachbarschaft des Kriegsschauplatzes alle zuverlässige Kunde über die Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatze, über die relative Stärke der gegen einander kämpfenden Heere, über die Lage des Landes und des Heeres von Paraguay, ob es, wie ich nach den übermäßigen Anstrengungen, die es gemacht hat, vermuthe, zum Zusammenbrechen erschöpft ist, oder ob es in der Lage ist, noch längere Zeit sich halten zu können einer so gewaltigen Uebermacht gegenüber.

Es fehlt an aller zuverlässigen Kunde über diese Fragen, aber keineswegs an voluminösen Zeitungs-Mittheilungen. Denn die zahlreichen, fast bettlakenartig großen Zeitungen, welche Tag für Tag in Buenos-Ayres, Montevideo und anderen Städten der Platalānder erscheinen, sind zum großen Theile angefüllt mit Berichten über den Krieg zwischen der Allianz und Paraguay und über Alles, was mit diesem Kriege zusammenhängt. Gerade diese Berichte der hierländischen Tagespresse erschweren aber viel mehr, als daß sie befördern, einen klaren Einblick in das Verhältniß der Sachlage. Seitdem in der argentinischen und orientalischen Republik die ultra-radikalen Parteien zur Herrschaft gelangt sind, hat in diesen Ländern die Preßfreiheit factisch ein Ende genommen. Die turbulente Minorität, die jetzt am Ruder ist, hat trotz ihrer angeblichen liberalen Principien, die sie stets im Munde führt, es vortrefflich verstanden, die schwerfällige conservative Majorität in Banden zu legen und wo es nöthig ist zu terrorisiren. Der in der argentinischen Republik seit dem Kriege mit Paraguay bestehende Belagerungs-Zustand gewährt der dortigen Regierung ein bequemes Mittel, unabhängige Preßorgane oder gar Organe der Gegenpartei an ihrem Erscheinen zu verhindern, oder wenn sie den Versuch machen zu erscheinen, unter diesem oder jenem Vorwande bald zu unterdrücken. Und in dem orientalischen Freistaate, wo der glückliche Revolutionär, General Flores, an der Spitze der Regierung sich befindet als vollständig unbeschränkter Dictator, ohne Legislative und andere Behinderungen, absolut herrschend, bedarf es gar nicht einmal der Form des Belagerungs-Zustandes, um ohne alle Rücksicht auf irgend welche Form dafür zu sorgen, daß nur eine im Sinne der gegenwärtigen Revolutions-Regierung gestimmte Presse existirt. Macht eine unabhängige Zeitung einmal einen Versuch zu erscheinen, so versammelt sich nach ein Paar Tagen der Pöbel nächtlich vor dem Redaktions-Lokale und macht durch Zertrümmerung der Pressen ꝛc. ihrem Bestehen einen kurzen Prozeß, angeführt, wie allgemein behauptet wird, von als Civil verkleideten Polizei-Beamten.

Da nun zur Zeit so gut wie gar keine unabhängige Presse, oder gar

eine Presse der nicht am Ruder befindlichen Parteien existirt, so ist das Publikum für die Nachrichten auf dem Kriegsschauplatze lediglich auf die Presse der am Ruder befindlichen Parteien angewiesen. Diese ist aber — ich kann keinen anderen Ausdruck finden, welcher das Verhältniß bezeichnet — so durch und durch lügenhaft, so rücksichtslos im Erfinden und Verschweigen, daß ihre Mittheilungen von denjenigen, die von der Lage des Krieges sich informiren wollen, mit der allergrößten Vorsicht aufgenommen werden müssen. Dazu kommt noch der Umstand, daß bei den geordneten Regierungs-Verhältnissen in dem Freistaate Paraguay und bei der Disciplin, die in dem paraguay'schen Heere herrscht, paraguayscher Seits dafür vortrefflich gesorgt zu werden scheint, daß aus dem fast hermetisch geschlossenen Lande keine Kunde herauskommt, welche eben nicht hinauskommen soll. Es ist ferner hier nicht außer Augen zu lassen, daß, wie allgemein behauptet wird, Brasilien eine große Zahl von Zeitungen im Platalande gewonnen hat, durchaus im brasilischen Interesse zu schreiben. Man behauptet dies selbst in Bezug einer der angesehensten Zeitungen des Platalandes, der in Buenos-Ayres erscheinenden englischen Zeitung „The Standard". Die einzigen Zeitungen, die eine rühmliche Ausnahme in dieser Corruption machen, sind ein in Buenos-Ayres erscheinendes französisches Blatt „Le Courier de Plata" und ganz vorzugsweise die kleine in Buenos-Ayres erscheinende „Deutsche Zeitung". Dieses letztere Blatt hat alle die vergangenen Monate hindurch zwar nur ganz kurze, aber vortrefflich orientirende und sehr objectiv gehaltene Berichte über die politische Lage der Dinge am La Plata gebracht, so daß diejenige Presse Deutschlands, welcher daran gelegen, ihren Lesern eine richtige Anschauung der Dinge am La Plata zu geben, eine vorzügliche Quelle besitzt in den letzten monatlichen Mittheilungen der „Deutschen Zeitung" in Buenos-Ayres.

Es möge mir bei dieser Gelegenheit gestattet sein, einen Blick zu werfen auch auf die für spätere Geschichtsforscher sehr werthvollen Original-Correspondenzen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aus den Plata-Ländern. Wie ich die Plata-Länder aus vieljähriger Erfahrung kenne, glaube ich, daß jeder rechtliche und unbefangene Mann diejenigen Sympathien theilen muß, welche jene Correspondenzen für Paraguay athmen, und jede edle und männliche Natur wird mit ihren Sympathien auf der Seite jenes kleinen tapferen, todesmuthigen, unverdorbenen Völkchens und jenes geordneten kleinen Staatswesens stehen, welches auszurotten und von Grund aus zu zerstören der größte, mächtigste und reichste Theil des südamerikanischen Continentes sich verbunden hat und doch trotz außerordentlicher bald dreijähriger Anstrengung bislang nicht vermag. Es wird jeden edlen, wahrheitsliebenden Sinn mit Ekel erfüllen jene Lügenhaftigkeit der leitenden Elemente der Allianz, welche, während sie vorgeben, Paraguay dem Handel zu eröffnen, dieses vor dem Kriege dem Handel der Welt nach allen Richtungen hin offenstehende Land seit Jahren hermetisch dem Handel der Welt verschlossen halten, so daß seit drei Jahren die in Paraguay lebenden Europäer durch die Alliirten von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen und wie in einem Gefängnisse befindlich sind, welche, während sie vorgeben, das Land Paraguay zu

befreien, in Wirklichkeit auf die Eroberung eines Theiles des Landes und die Anarchisirung des anderen Theiles ausgehen, welche einen der hoffnungsvollsten und tüchtigsten Stämme Spanisch-Amerikas, wahrscheinlich den besten des ganzen Spanisch-Amerika, ausrotten und ein Land gründlich zerstören, das durch geordnete Regierungs-Verhältnisse sich auszeichnete, wo der Frieden ohne Unterbrechung blühte und dessen Einwohner trotz der patriarchalisch-despotischen Regierungsform so glücklich lebten, wie gewiß ganz wenige Völker in der Welt. Aber die gedachten Correspondenzen in der „Nordd. Allgem. Zeitung" haben meiner Ansicht nach den Fehler, daß sie, wenn der Autor Schlüsse zieht aus seinen Mittheilungen, er zu Resultaten kommt, welche meiner Ansicht nach zu günstig sind für die Lage Paraguay's und zu ungünstig für die Lage der Alliirten.

Bei dem Ausbruche des Krieges war es die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß Paraguay einer so unverhältnißmäßigen Uebermacht, was Zahl der Truppen, was Zahl und Tüchtigkeit der Führer, was andere strategische Hülfsmittel, was namentlich Geld, günstige Lage der betreffenden Länder u. s. w. anlangt, bald unterliegen müsse. Durch meinen langjährigen Aufenthalt in Südamerika, durch meine amtliche Stellung, welche mich mit den drei Regierungen der Plata-Länder in ununterbrochen amtlichem Verkehre erhält und dadurch, daß ich keine Mühe gescheut habe, durch Pferde-Reisen in die Kreuz und Quere eine persönliche Anschauung der Dinge an Ort und Stelle mir zu verschaffen, habe ich Gelegenheit gehabt, die Plata-Länder gründlich kennen zu lernen und ich glaube, daß es unter den vielen Tausenden von Europäern, welche am La Plata leben, keinen Anderen giebt, der in der Lage gewesen, sich einen so gründlichen Einblick in die Gesammtheit aller Verhältnisse zu verschaffen. Aber trotz einer sehr erklärlichen Sympathie für jenes von der Natur in so vielfacher Richtung gesegnete Land, für jenes köstliche unverdorbene Völkchen, das fern von der modernen Civilisation in altteſtamentlicher Weise beneidenswerth glücklich lebte, bedürfnißlos, was die materiellen Genüsse der heutigen Civilisation anlangt, und doch in seiner Armuth reich, auf eigenem Landbesitz wohnend in geräumigen freundlichen Häusern, auf dem zugehörigen Acker Alles findend und bauend, was es bedurfte; Korn Zucker, Baumwolle u. s. w., mit Wiesen für die Küche, welche Milch und Butter gaben, und Weide für das oder die Pferde, um nicht zu Fuß zu gehen, sondern zu reiten, trotz einer sehr natürlichen Sympathie für das Volk und die Regierung grade dieser Plata-Republik, wo ich für Preußens König, Regierung und Volk immer Bewunderung und Hochachtung gefunden und thatsächliche Beweise der Achtung und Zuneigung für meine Regierung erfahren hatte, während die Presse der beiden anderen Plata-Länder häufig von Schmähungen mazzinischen Genres gegen die Preußische Regierung angefüllt war, hatte ich von Anfang des Krieges an bis heute wenig, fast gar keine Hoffnung für eine Erhaltung Paraguay's. Nach meiner ganz speciellen Kunde der Verhältnisse glaubte ich den wenn auch langsamen, doch definitiven Sieg der Allianz sicher. Und wie ich um Mitte 1864, wo ich in Paraguay, bevor der Krieg ausgebrochen, mich aufhielt, gethan habe,

was in meinen Kräften stand, dem Präsidenten abzureden von dem Beginne dieses Krieges, ihn aufmerksam machend auf die von ihm meiner Ansicht nach unterschätzte Macht Brasiliens, so habe ich nach Ausbruch des Krieges von Anfang an bis heute mir keine Hoffnung gemacht für Paraguay und auch heute noch habe ich die Ansicht, daß ganz unverhoffte Constellationen eintreten müssen, wenn Paraguay nicht zu Grunde gehen soll.

Außer dem Dunkel, welches über den Verhältnissen am Kriegsschauplatze ruht, ist es aber noch ein anderer Grund, weshalb ich in letzter Zeit wenig über diesen Krieg berichtet habe. Ein sehr bewegtes Leben hat doch in mir noch nicht zu ertödten vermocht ein lebendiges Mitgefühl für die Leiden meiner Mitmenschen: die Anschauung des durch diesen kopflosen Krieg erzeugten namenlosen Unglücks hat mich oft mit tiefem Schmerz erfüllt. Es dürfte sich nicht leicht in der Geschichte ein zweiter Krieg finden, welcher mit einem enormen Aufwande von Menschenleben so zwecklos verlaufen ist, wie bislang dieser Krieg der Allianz gegen Paraguay. Die Anschauung dieses Krieges von dieser Nachbarschaft aus muß Jeden, welcher noch etwas Gefühl im Busen trägt für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen, mit aufrichtigem Kummer erfüllen. Und dazu noch diese schleppende Langsamkeit im Fortgange des Krieges, wodurch derselbe zu einem wahren Marterthume wird für alle an demselben Betheiligten. Man schätzt, daß bis jetzt das keineswegs sehr bevölkerte Paraguay in Schlachten und durch Krankheiten im Laufe dieses Krieges 35 bis 40,000 Menschen verloren habe. Auf mindestens eine gleiche Zahl von Menschenleben wird der Verlust auf brasilischer Seite geschätzt, Brasiliens, das seit dem Jahre 1820 Jahr aus Jahr ein alle Hebel in Bewegung setzt, um Einwanderer aus Europa und namentlich aus Deutschland zu erhalten, welche theilweise jetzt in zweiter Generation schon einen großen Theil des Contingentes an brasilischem Kanonenfutter geliefert haben.

Und wie sieht es in Folge dieses unglücklichen Krieges in den betheiligten Ländern aus?

Wie es in Paraguay aussieht, das weiß man freilich nicht. Aber wie ich dieses früher so glückliche Land mit seinem patriarchalischen Despotismus aus fast dreijährigem Aufenthalte habe kennen lernen, vermuthe ich, daß es aus einem Eden, was es war, in ein Golgatha sich verwandelt hat, in Ein weites Lazareth, daß die große Mehrzahl der Gattinnen Wittwen und die Kinder Waisen sein werden, daß das, was an Manneskraft zwischen 12 bis 70 Jahren noch da ist, in dem Heere sich befindet, welches mit altspartanischer Tapferkeit die Thore des Landes vertheidigt. Der eine Umstand, der hier bekannt geworden ist, beweist mehr als Anderes, wie es dort aussehen muß, daß nämlich, um die Lücken des Heeres zu füllen, ganze Bataillone von in Uniformen gesteckten Frauen errichtet seien und sich mit derselben Tapferkeit schlagen sollen, wie ihre in den Tod vorangegangenen Väter, Gatten und Söhne. Wenn es Brasilien gelingen sollte, den definitiven Stoß, den es zu Mitte dieses Monats projectirt, mit Erfolg auszuführen, dann wird es um Paraguay, wie ich fürchte, geschehen sein. Paraguay wird dann nicht etwa

ein anderes Polen oder Palästina geworden sein, denn die Polen sind doch zum größten Theile daheim geblieben und die Israeliten sind nur über alle Welt zerstreut worden, sondern es wird eine vollständige Austilgung der paraguayischen Männer-Race stattgefunden haben und das schöne, sanfte und liebenswürdige Geschlecht der paraguayischen Frauen wird eine Beute werden der Ueberzahl des amerikanischen und europäischen Auswurfes, von welchem die Heere der Allianz wimmeln.

Und wie sieht es in dem argentinischen Bundesstaate aus? Pecuniär nicht so ganz schlecht. Es ist ja aber die mehr oder mindere Masse des in Umlauf befindlichen Goldes und Silbers kein Maßstab für das Befinden einer Nation. Standen doch die französischen Fonds nach dem Einzuge der Alliirten in Paris so hoch, wie sie lange Jahre vorher nicht gestanden hatten. Das brasilische Gold ist natürlich in Strömen nach der Metropole des Platalandes, nach Buenos-Ayres, geflossen, welches die alliirten Heere versorgt. Aber übrigens sieht es in der Argentina um so trauriger aus. Der Präsident des argentinischen Bundes, auf welchen man bei seiner Wahl von allen Seiten große Hoffnungen setzte, dem alle Parteien seines Landes, selbst seine politischen Gegner ihre Stimmen gaben, hat sich durch die Allianz mit Brasilien, dem Erbfeinde seines Landes, und durch den Krieg mit dem stammverwandten natürlichen Bundesgenossen Paraguay um allen politischen Kredit gebracht, hat für alle Zeit sein früheres Prestige verloren: er hat fast Alles verloren, nur seine Eitelkeit nicht. Dieser soi disant par excellence ultrademokratische Republikaner sagte nach dem Ueberschreiten des Parana-Stromes mit seinem Heere, welchen der Feind aus Taktik ihm nicht streitig gemacht hatte, in einer für den spanisch-amerikanischen Republikaner charakteristischen Weise: „Ich bin zufrieden mit mir und mit meinem Heere." Und in diesen Tagen, wo er politisch bankerot nach Buenos-Ayres zurückkehrt, um das durch Revolution an verschiedenen Stellen lecke Staatsschiff wieder flott zu machen, nachdem er, um die Revolution zu dämpfen, den größten Theil der argentinischen Truppen aus dem alliirten Heere zurückgezogen und das Ehrenrecht seines Landes, den Oberbefehl über die alliirten Heere gegen Paraguay, dem brasilischen Feldherrn hat überlassen müssen, in diesen Tagen in Buenos-Ayres landend beginnt er eine Proklamation mit den Worten: „Bei dem Ruhme, welcher mich umgiebt" u. s. w. Und trotz des brasilischen Goldes, welches das südamerikanische Amsterdam überschwemmt hat, herrscht die allgemeinste Trauer, die allgemeinste Unzufriedenheit in Buenos-Ayres und dem ganzen argentinischen Lande von Nord nach Süd, von Ost nach West. Die Bewohner der Stadt Buenos-Ayres sind durch das brasilische Gold nicht getröstet für den Verlust ihrer Angehörigen in dem Kriege gegen Paraguay und die zahllos heimgekehrten Krüppel verwünschen diesen unseligen Eroberungskrieg und beneiden die Paraguayer, für welche dieser Krieg wenigstens ein Kampf ist für die Unabhängigkeit des Vaterlandes von fremdem Joche und für die edelsten Güter eines Volkes. Im ganzen argentinischen Lande Unbehagen und in einer nicht kleinen Zahl seiner Provinzen offene Revolution, welche zu bekämpfen jetzt das früher gegen Paraguay ver-

wendete argentinische Bundesheer ausgezogen ist. Und der Umschlag in der Volksstimmung, welcher bei den Einheimischen eingetreten, ist auch nach und nach in ganz überraschender Weise bei den im Platalande lebenden Europäern eingetreten, deren Gesammtzahl sich wohl auf 200,000 Seelen belaufen mag. Die Europäer im Platalande hatten sich im Anfange des Krieges durch die für die unwissende Menge schlau berechneten Stichworte der Allianz, „Paraguay vom Tyrannen befreien" und „das Land dem Handel öffnen", fangen lassen, sind aber jetzt sehr ernüchtert, verwünschen den Krieg und wünschen sehnlichst den Frieden herbei.

Und wie sieht es in der orientalischen Republik aus? An die Stelle der früheren gesetzmäßigen und verhältnißmäßig sehr guten Regierung ist durch die Revolution ein roher, unwissender Gaucho getreten, der seinem eigenen Lande gegenüber die Rolle eines unbeschränkten Diktators spielt, dem benachbarten Kaiserreiche gegenüber die Rolle eines sehr abhängigen Statthalters, der in seinem Lande schwerlich nur ein Paar Tage sich erhalten könnte, wenn ihn Brasilien nicht hielte. In der langen Reihe von Jahren, die ich hier gewesen, habe ich nie eine so traurige Regierung am La Plata gekannt und nie ein Staatsschiff in eine ganz ungewisse Zukunft hineinsteuern sehen, wie jetzt die orientalische Republik.

Und wie sieht es in Brasilien aus? Auf diese Frage werden competenter, als ich es kann, die Berichte der Königl. Gesandtschaft in Rio antworten.

Während dieses die Lage der Dinge am La Plata ist, fehlt es nicht an einem zahlreichen französischen und englischen Geschwader, dessen müßige Zuschauer-Rolle in der gegenwärtigen politischen Krise des Platalandes aber keineswegs dazu beiträgt, das Prestige Europa's in Amerika zu vermehren oder nur zu erhalten. Denn während die in Paraguay angesiedelten Europäer weiß Gott in welch trauriger und verzweifelter Lage sich befinden mögen, liegen die englischen und französischen Kriegsschiffe müßig im Hafen von Montevideo oder Buenos-Ayres. Die tüchtigeren Offiziere dieser Geschwader sind indignirt darüber, daß sie einem Kriege, welcher so nachtheilig auch auf die europäischen Interessen zurückwirkt, der amerikanischen Menschheit aber so tiefe Wunden schlägt, in demüthigender Nähe und Unthätigkeit zuschauen müssen. Der englische Admiral ist nach den Falklands-Inseln gegangen, der italienische Admiral, ein sehr würdiger Militär, ist von den Verhältnissen so wenig erbaut, daß er um seine Enthebung von diesem Posten bei seiner Regierung eingekommen sein soll, und der französische Admiral, obwohl ein Mann mit grauen Haaren, greift zu dem Spiele, welches hier ein Privilegium der Jugend ist, spielt Karneval wie die Knaben, und was nicht gerade geeignet ist, der hiesigen republikanischen Bevölkerung eine hohe Idee von der Würde der militärischen Aristokratie unseres Nachbars vom anderen Ufer des Rheines zu geben, bringt vielfach seine Zeit an den Tafeln und in den Equipagen gerade solcher reichgewordener europäischer Kaufleute zu, die keine andere Ressource haben, als den ihnen durch ein rasches Glück zugekommenen Reichthum, und die allzu froh sind, wenn sie einen Europäer von hervorragendem Range finden

können, der sich dazu hergiebt, ihren Tafeln, ihren Fremden-Gemächern und ihren Equipagen Relief zu gewähren.

Hier am La Plata ist es grade in dieser Krise mehr als an anderen Punkten der Welt augenfällig geworden, welcher Machtwechsel vor sich gegangen ist in dem Verhältnisse der drei Großmächte seit der Niederwerfung der nordamerikanischen Südstaaten. Während hier vor dem nordamerikanischen Bürgerkriege England und Frankreich eine mindestens gleiche Machtstellung als die Vereinigten Staaten einnahmen, während sie zur Zeit des nordamerikanischen Krieges die unbestrittene Oberherrschaft übten am La Plata, haben sie jetzt einen Einfluß, der ziemlich gleich Null ist und de facto ist Nord-Amerika hier die gebietende und allein oberherrschende Macht der Welt. Während England und Frankreich in tiefstem Respekt vor der Blokade Paraguays durch die Alliirten keines ihrer Kriegsschiffe nach Asuncion schicken, um zu sehen, wie es ihren dort in großer Bedrängniß lebenden Nationalen geht, schickt Nord-Amerika, obwohl es nicht fünf Nationale in Paraguay haben dürfte, einen Minister-Residenten nach Asuncion. Zwar machten die Alliirten Miene, auch dem nach Asuncion entsendeten Vertreter des Kabinets Washington gegenüber die Blokade aufrecht zu erhalten; es kamen aber bald so terminante Befehle von Washington, event. den Durchgang zu erzwingen, daß die Allianz kleinlaut wurde, die Blokade ihm gegenüber fallen ließ, und der Agent der Vereinigten Staaten fuhr auf einem kleinen nordamerikanischen Kanonen-Boote ungehindert durch die Paraguay blokirende brasilische und argentinische Flotte, landete an einem Punkte in der Nähe des paraguayischen Heeres und begab sich, nachdem er dort den Präsidenten Lopez aufgesucht und mit ihm verkehrt hatte, auf seinen Posten nach der Hauptstadt des Landes, Asuncion.

Im Einklange mit diesen Verhältnissen hat denn auch nicht England, welches bis zum Krimkriege die erste Macht in Süd-Amerika war, nicht Frankreich, welches vom Krimkriege bis zur Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkrieges an Englands Stelle getreten war und die erste Rolle hier spielte, dessen Prestige aber von jener Zeit an hier sehr gesunken ist und ganz besonders noch gelitten hat durch die große in Mexico an den Tag gelegte Resignation und die Preußischen Erfolge des vorigen Jahres in Böhmen — nicht England, nicht Frankreich haben es gewagt, im Interesse des europäischen Handels, im Interesse der Humanität und der gegenseitig nutz- und erfolglos hinblutenden Völker Süd-Amerikas einen energischen Versuch zu machen, Frieden zu stiften, sondern die Vereinigten Staaten. Und wenn nicht in Folge der Differenzen in Nord-Amerika dort abermals ein jenes Land nach außen hin schwächender Bürgerkrieg ausbricht, so dürfte den Vereinigten Staaten der Ruhm vorbehalten sein, das von ihnen bereits begonnene segensreiche Werk des Friedens erfolgreich zu Ende zu führen.

Wie weit diese nordamerikanische Mediation in dem Kriege der Allianz gegen Paraguay gediehen, darüber ist Zuverlässiges hier nicht bekannt geworden. Da Brasilien der in dieser Frage hauptsächlich betheiligte Faktor ist, so dürfte von der Königlichen Gesandtschaft in Rio specielles und zuverlässiges

Detail über diese Frage dort vorliegen. Wie mir mein im Allgemeinen sehr zuverlässiger und meist gut unterrichteter hiesiger britischer Kollege mittheilt, soll die Sache in diesem Augenblick so liegen: Der Kaiser von Brasilien habe den nordamerikanischen Gesandten in Rio gebeten, bis gegen Ende März Geduld zu haben mit einer Antwort auf seinen Mediations-Vorschlag. Die brasilische Flotte und das brasilische Landheer solle um Mitte März mit Aufbietung aller Kräfte einen entscheidenden Stoß gegen die paraguayische Macht ausführen. Bleibe dieser ohne den mit Sicherheit erwarteten Erfolg, so werde Brasilien seine Truppen zurückziehen und den Krieg aufgeben.

Relata refero, ohne das Mitgetheilte verbürgen zu können.

Zur Charakteristik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

IV.

Von der Champagne durch Isle de France getrennt, breitet sich die Normandie aus, ein stark bevölkertes Land, wo Milch und Cider fleußt, das Land der Viehzucht und des Ackerbaues, das den schönsten Boden Frankreichs, die schönsten Menschen Frankreichs, die malerischsten Berg- und Thalstrecken und die reizendsten Landschaftsgebilde besitzt. Die schluchtige Bretagne ist, mit der Normandie verglichen, wenig mehr als das öde metallene Cornwall verglichen mit dem eigentlichen England. Jetzt ist die Normandie die Speisekammer für einen großen Theil von Frankreich und für Tausende der Hauptstadt; einst war es anders. Denn als der König von Frankreich im Jahre 912 im Frieden zu St. Clair an der Epte dem Gründer der Normandie alle seine Eroberungen überließ, da verlangte und erhielt der Sieger die Bretagne zur Speisekammer und lehnte die Marsch von Flandern ab. Denn, verschlagen wie er war und wie die Normannen es sind bis auf den heutigen Tag, wollte er der Nachbar der Friesen nicht werden, deren Ueberlegenheit er bei seiner Strandung auf Walcheren erfahren hatte. Der Normannen Charakter erkennt man oder mindestens spürt man an ihren ausweichenden Antworten, und das noch heutigen Tages. Schon zur Gründungszeit der Normandie offenbart sich derselbe in gleicher Weise. „Was wollt ihr denn thun?" fragten die fränkischen Gesandten den eben zu Pont de l'Arche an der Seine angekommenen Gründer der Normandie und seine Gefährten. Und die Antwort war: „Was wir thun wollen, sagen wir euch nicht." Und diese Antwort steht am Volke und seiner Geschichte abgeprägt. Es hat weniger gesagt als gethan, mehr gewollt als gesagt. Aber die Bretonen haben viel gesagt und nichts gethan. Das ist im Allgemeinen der große Unterschied zwischen den beiden, dicht aneinander wohnenden Nationen. Die Brettonen haben laut gedichtet und gefabelt, die Normannen schweigsam gedacht und gehandelt. An der Spitze der Normannen steht der Gründer der Normandie, an der

Spitze der Bretonen oder Wälschen Merlin und Arthur, ihre größten Helden, und wie sie ist ihr Volk.

Die Bewohner von Lothringen und der Dauphiné können in Bezug auf Prozessirwuth nicht mit den Normannen wetteifern; der Geist der Bretagne, der härter und verneinender ist, ist doch nicht so habsüchtig wie der der Normandie. Jene repräsentirt den Widerstand, die Normandie die Eroberung, jetzt indessen nur im Gebiete der Natur, des Ackerbaues und der Gewerbe. Dieses ehrgeizige, erobernde Streben geht gewöhnlich aus Beharrlichkeit des Geistes hervor, oft aus kühnem Selbstvertrauen und einer Spannkraft der Seele, die wiederum zuweilen das Erhabene hervorbringt. Beweis hiervon geben auf der einen Seite viele Seehelden, auf der anderen der große Corneille. Zwei Mal verdankt die französische Literatur der Normandie einen neuen Aufschwung, zu derselben Zeit, als die Philosophie in der Bretagne von Neuem erwachte. Das alte Gedicht von Rou erschien im 12. Jahrhundert; im 17. erhob sich Corneille zugleich mit Descartes. Dennoch ist, wir wissen nicht, wie so, dem normannischen Geiste eine große und fruchtbare Idealität versagt; er kann sich zwar hoch erheben, aber sinkt schnell wieder von dieser Höhe hinab und geräth in die dürftige Verbesserungs-Methode eines Malherbe, in die Trockenheit eines Mezeray, in die scharfsinnigen Untersuchungen eines La Bruyère und Fontenelle. Selbst die Helden Corneille's werden, sobald sie nicht erhaben sind, sehr leicht trockene Dialektiker, die sich nichtigen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten überlassen.

Wären die Nord- und Südküstenstrecken des Britischen Canals, dieser Aus- und Eingangspforte des Weltmeeres, von jeher von einem westgermanischen Volke bewohnt gewesen, so wäre Frankreich jetzt gewiß eine noch größere Seemacht als Landmacht, denn die geographische Belegenheit und die Beschaffenheit des französischen Landes ist eine der besten, die es geben kann. Es stößt an die Nordsee, das Weltmeer und das Mittelmeer, hat die tiefsten Wasserstraßen in sein Inneres hinein, auf seiner Nordseite die tiefsten Fahrwasser und die besten Buchten und Häfen. Die Hauptstationen der französischen Marine sind in der Normandie und Bretagne, zu Cherbourg und zu Brest. Die Gründer Frankreichs und seine Gefährten siedelten sich im Innern an, in Francien oder Isle de France, und wurden Landmenschen und ließen die See im Stich, und darum wäre Frankreich ohne die Gründung der Normandie wohl nie ein Seestaat geworden. Die Normandie gab Frankreich seine Seemacht. Der erste Hafen Frankreichs in mercantilischer Hinsicht liegt in der Normandie, es ist der Hafen ausnahmsweise, wie bereits der Name zeigt: denn le Havre, am offenen Meere und an der äußersten Mündung der Seine, außerhalb der gefährlichen Strombarre zu Quillebeuf, welche den nach Rouen bestimmten Schiffen ein Schrecken ist, heißt der Hafen. Also der Hafen Frankreichs ist le Havre. Erst recht ward er dies, als die Revolution die Handelsvorrechte, welche Rouen seit seiner Unterwerfung durch die Franzosen genossen, zerstört hatte.

Der Gründer der Normandie, dieser Held zu Wasser und zu Land, machte es eben so wie der Gründer Frankreichs und siedelte sich mitten im

Lande an, in Rouen, das ihm so wohl gefiel. So lange diese Stadt die Hauptstadt eines eigenen Reiches und so lange sie mit Handelsfreiheiten ausgestattet war, konnte Havre, ungeachtet seiner natürlichen Bestimmung, die erste Handelsstadt der Normandie zu sein, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Als aber Rouen's ausschließliches Stapelrecht vernichtet war, da ward auch die Barre von Quilleboeuf noch viel gefährlicher in der Meinung der Menschen, als sie bisher gewesen war. Was hätte der Gründer der Normandie aus dem Fischerdörfchen Le Havre, welches ohne Zweifel eine skandinavische Ansiedlung war, machen können, wenn er weniger selbstsüchtig gewesen! Erst im 16. Jahrhundert ward Havre eine Stadt. Die Normandie ist eine große Küstenstrecke, stark bevölkert, und Seeleute haben es gegründet; und dennoch hat die Normandie, mit anderen germanischen Küsten verglichen, verhältnißmäßig nicht viele Seeleute. Die meisten dänischen und skandinavischen Ansiedler an der normannischen Küste sind wohl Fischer geworden. Es giebt noch sehr viele Fischerorte an dieser Küste, und sie scheinen noch eben so auszusehen wie zur Gründungszeit und haben einen sehr starken skandinavischen Anstrich. In den Fischerhütten zu Bukhaven in Fife am Firth of Forth, zu Staiths auf der Nordostseite von Yorkshire, zu Boddom in Buchan auf der Nordostseite Mittelschottlands, und selbst auf den Hebriden könnte man sich nach der Normandie versetzt denken, wenn nicht die Normanninnen im Allgemeinen viel schöner wären, als die schottischen Fischerinnen.

Die Mehrzahl der normannischen Städte aus alter und uralter Zeit sehen häßlich aus und haben enge, dunkle Straßen, insonderheit Rouen und Caen. Wie schön könnten die normannischen Städte bei ihrer reizenden Lage sein! Rouen ist die frühere Hauptstadt der Normandie, die als Fabrikstadt, mit Paris liebäugelnd, um ihre vorige Blüthe mit Havre kämpft, und Caen, die jetzige Universitätsstadt, deren Gelehrte trotz der gewöhnlichen Launen der Mode, die natürlich Alles, was parisisch heißt, für das Beste hält, durch Paris dennoch nicht verdunkelt worden sind. Die Normandie ist ohne Widerspruch diejenige französische Provinz, welche am meisten Gelehrte zählt, sie hat zuerst das Zeichen zu thätigen, gewissenhaften Forschungen gegeben, zuerst sich von veralteten Ueberlieferungen frei gemacht, selbst die politischen Ereignisse konnten ihren Eifer nicht aufhalten.

Die „Studien über den Zustand der ackerbauenden Klasse und des Ackerbaues der Normandie im Mittelalter“ gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten gelehrten Arbeiten der letzten Jahrhunderte, nicht nur durch die verdienstvolle Ausführung, sondern auch durch die Neuheit des Gegenstandes, denn der Ackerbau ist bis jetzt von den Gelehrten fast eben so sehr als von den Regierungen vernachlässigt worden. Der Verfasser der „Studien“, Leopold Delisle, sucht am Eingange seines Werkes zu zeigen, welcher Art in der Normandie, auf den verschiedenen Stufen der socialen Leiter, die Lage der ackerbauenden Klassen war, und erkennt das Dasein einer Mittelklasse an, deren Glieder unter dem Namen Vavasseurs das Seitenstück zur Bürgerschaft der Städte bildeten. Die Vavasseurs arbeiteten, wie die freigewordenen Arbeiter der industriellen Corporationen, für ihre eigene Rechnung, blieben

aber nichtsdestoweniger gegen die Seigneurs zu gewissen Abgaben und Leistungen verpflichtet. Die Lage der Leibeigenen war ziemlich dieselbe wie im übrigen Frankreich: sie vertraten bei den großen Grundbesitzern die Stelle der jetzigen Hausdiener und Tagelöhner, arbeiteten für ihren Herrn und lebten auf seine Kosten. Wie es verschiedene Klassen von Menschen gab, so auch verschiedene Klassen von Ländereien, und da das öconomische System der Gesellschaft des Mittelalters auf das Grundeigenthum gebaut war, so hatte der Boden, wie die Gesellschaft selbst, seine Hierarchie. Die adlichen Ländereien, welche natürlich den ersten Rang einnahmen, verpflichteten ihre Besitzer den Lehnsherren gegenüber zum Kriegsdienst, die unadlichen Ländereien waren Zinsen und Frohnen unterworfen. Die erstern, eine Art unveräußerlicher Majorate, an welchen Titel und Namen hafteten, waren untheilbar, die andern konnten in's Unendliche getheilt werden, der unadliche Grundbesitz war deshalb auch schon im Mittelalter unendlich zerstückelt. Delisle citirt für diesen bis jetzt allgemein verkannten Punkt mehrere Beispiele, unter anderen ein Gut, das Rosenlehen genannt, das aus 70 Aren (also 2¾ preußischen Morgen) bestand und in 110 Parzellen von 39 Landleuten bebaut wurde.

Derjenige Theil der „Studien“ über den normannischen Ackerbau, der sich auf die ländliche Polizei, auf die Verwaltung der Kirchspiele, auf den moralischen und materiellen Zustand der Ackerbaubevölkerung bezieht, enthält eine große Zahl neuer Thatsachen. Selbst zur Zeit, wo die Feudalität in ihrer alten Macht war, erhielt sich in mehreren Distrikten das Wahlsystem für gewisse richterliche Aemter, und obwohl auf dem Lande die Gemeinden nicht gesetzlich organisirt waren, half doch der Associationsgeist den mangelhaften gesellschaftlichen Einrichtungen nach. Hatte eine Gemeinde Gegenstände von allgemeinem Werth zu vertheidigen, so schickte sie nach vorhergegangener Wahl Prokuratoren ab; sie ernannte diejenigen, welche die Steuern zu vertheilen und zu erheben hatten, votirte Gelder zum Unterhalt der Wege, Brücken, der Kirchen, unterstützte die Nothleidenden, kurz es zeigt sich an sehr vielen Orten eine weit vorgeschrittene Organisation. Die Bevölkerung der Normandie war zahlreich, und wenn das Landvolk hier, wie im übrigen Frankreich, oft im äußersten Elende sich befand, so muß man dies Elend theils den fremden, theils den innern und Feudalkriegen zuschreiben. Auch ist zu bemerken, daß die Wohlfahrt der Ackerbaubevölkerungen keinesweges mit dem Fortschritt der Civilisation immer gleichen Schritt hielt, denn es ist augenscheinlich, daß sie im 12. und 13. Jahrhundert glücklicher waren, als später unter Heinrich IV. und namentlich unter Ludwig XIV. Die Einzelnheiten, welche Delisle über den Anbau des Bodens giebt, sind eben so mannichfaltig und neu, als die über das Eigenthum. Im Mittelalter wie jetzt war der Mangel an Geld und die fehlerhafte Organisation des Kredits eine der tiefsten Wunden des Ackerbaues; der Wucher ruinirte die Eigenthümer und die Ackerbauer, um so mehr, als selbst der gesetzliche Zins, z. B. unter Philipp August, 2 Denars vom Livre in der Woche, d. h. 43 pCt. jährlich betrug. Der Schuldner mußte deshalb oft den Gläubigern

sein Land überlassen oder eine ewige Rente auf dasselbe übernehmen, die im Allgemeinen 10 pCt. betrug. So groß auch der Geldmangel war, so muß man doch aus manchen Urkunden schließen, daß der normannische Ackerbau im Mittelalter und namentlich im 13. Jahrhundert auf eine bedeutende Höhe gestiegen war; ungeheuere Arbeiten zur Urbarmachung wurden um diese Zeit auf allen Punkten der Provinz ausgeführt. Was die Wasserläufe betrifft, so ist das damalige Gewohnheitsrecht jetzigen Gesetzen über die Bewässerungen um mehrere Jahrhunderte vorangeschritten. Die Arbeiten der Austrocknung von Sümpfen wurden zum ersten Mal in Europa seit den Römerzeiten in Lincolnshire durch ausgewanderte Normannen vorgenommen. Die Ausbeutung der Torfgruben ist seit dem 12. Jahrhundert in voller Thätigkeit; die Bewirthschaftung der Wälder wurde streng überwacht und das Ackerland mit einer Sorgfalt behandelt, welche von einem, wenn auch nicht sehr vorgeschrittenen, doch sehr intelligenten Anbau zeugt.

Die Kirchengeschichte der Normandie, welche man durch die zahlreichen Forschungen vor der Revolution für erschöpft hätte halten können, hat sich seit einigen Jahren verjüngt, die Schriften der Laien wie der Geistlichen sind unter dem dreifachen Gesichtspunkt, der Archäologie, der Sitten und Institutionen, studirt worden, und daraus ist eine Reihe von schätzenswerthen Werken entsprungen. Auch schritt die Herausgabe von Urkunden gleichmäßig fort mit der von Originalarbeiten, und man verdankt einem Gelehrten von Evreux, Theodose Bonnin, das merkwürdigste dieser Dokumente, das Tagebuch der Pastoralbesuche von Eudes Rigaud, Erzbischof von Rouen im 13. Jahrhundert, der bei dem heiligen Ludwig in großer Gunst stand. Was dieser König für die Verbesserung der öffentlichen Sitten that, versuchte Rigaud in der Kirchendisciplin. Als strenger Christ wollte er in die Klöster die alte Regel, wie die Gründer der religiösen Orden sie auferlegt hatten, und diese Anstalten, welche vom folgenden Jahrhundert an rasch ihrem Verfall entgegengingen, zur ursprünglichen Reinheit zurückführen. Rigaud machte in den Klöstern seiner Diöcese zahlreiche Besuche, stellte strenge Nachforschungen an und legte die Ergebnisse derselben in einem Tagebuch unter dem Titel: „Regestrum visitationum" nieder. Dieses Tagebuch, das von 1248—1269 geht, enthält über die Klöster der Normandie die merkwürdigsten Einzelnheiten. Diese Häuser, 200 an der Zahl, enthielten 2386 Personen; da diese Zahl indeß nur einmal angegeben ist, die Besuche sich aber über einen Zeitraum von 21 Jahren erstreckten, so muß man die wechselnde Bevölkerung mit in Anschlag bringen, und man kann somit die Zahl mindestens auf 4000 anschlagen. Von dieser ganzen Anzahl findet er 143 Mönche tadelnswerth; alle sind mit Namen genannt und die Art ihres Fehlers oder Vergehens bezeichnet; 11 hatten das Gelübde der Armuth gebrochen, indem sie etwas Geld in ihren Koffern behielten, 10 hatten mit Würfeln gespielt oder gejagt, trotz der Vorschrift, welche den Dienern der Kirche verbietet, das Blut von Menschen oder Thieren zu vergießen, 24 hatten durch ihre Intriguen die Ruhe und Ordnung gestört, 8 hatten sich dem Zorn überlassen, 25 unmäßig getrunken, 61 hatten das Gelübde der

Keuschheit gebrochen, 2 waren einer gewaltthätigen Schändung verdächtig und endlich 2 hatten gestohlen und gefälscht. So hatten also in 21 Jahren von 4000 Menschen nur 4 Vergehen begangen, welche die öffentliche Gerechtigkeit zu verfolgen hat, die andern hatten blos gegen die Regel und das Gewissen gefehlt. Wenn die Statistik Rigaud's, wie man allen Grund zu glauben hat, genau und streng ist, so muß man die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche damals noch in den Klöstern herrschten, bewundern, und nach der Bemerkung eines normannischen Kritikers den Vorwurf ausschweifender Sitten, welche so manche Schriftsteller auf die Mönche des Mittelalters fallen lassen, wesentlich ermäßigen.

Die Frauenklöster bieten hinsichtlich der mönchischen Strenge und selbst der menschlichen Moral minder erfreuliche Resultate dar. Von dreizehn Frauenklöstern in der Normandie waren vier untadelhaft, drei sind wegen leichter Fehler vorgemerkt und in sechsen herrschte wirkliche Unordnung. Was die leichten Fehler betrifft, so sollte man glauben, wenn Rigaud's Tagebuch im 18. Jahrhundert bekannt gewesen wäre, Gresset habe die Idee zu seinem „Vert-Vert" daraus geschöpft, denn man findet alle Coquetterien der Zelle, alle die Nichtigkeiten des Sprechzimmers, die große Beschäftigung mit kleinen Dingen und die Vorneigung zu zierlichen Kleinigkeiten, welche im Herzen leichter Frauen oft über irdische Liebe den Sieg davon trägt und auch in dem Herzen von Nonnen manchmal der himmlischen Liebe das Gleichgewicht zu halten scheint, von dem Dichter eben so zierlich besungen, als sie von dem Prälaten streng getadelt worden. Man mochte thun, was man wollte, man konnte die Nonnen nicht hindern, kleine Toilettengegenstände in ihren Koffern zu verschließen, und sie trösteten sich für den versagten Gebrauch mit dem ganz weiblichen Glück, sie heimlich zu besitzen und zu betrachten. Einige hatten kleine Hunde, Andere Eichhörnchen, sehr Viele Lerchen. Das waren kleine Sünden, allein der unbeugsame Erzbischof wollte den armen Mädchen auch diese unschuldigen Zerstreuungen nicht gestatten: die Eichhörnchen und die Lerchen mußten geopfert werden. Nun verfiel man auf Hühnchen, aber der strenge Prälat schritt auch hier ein und entschied, daß diese Vögel gemeinsam von dem Kloster ernährt würden, unter dem Vorwande, daß sie unter den Schwestern ein fortwährender Gegenstand des Streites seien. Diese Einzelnheiten sind allerdings kleinlich, aber sie haben ihren Reiz und namentlich ihr historisches Interesse, indem sie zeigen, was in dem Zeitalter des Glaubens das Klosterleben war, welchen Entsagungen die strenge Regel die Einzelnen unterwarf und wie in den kleinsten Dingen der menschliche Wille dem Joche der Pflicht sich beugen mußte. Noch in einer andern Beziehung verdient das Tagebuch Rigaud's die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, denn es beweist, daß, so oft Symptome des Verfalles in der Kirche sich zeigten, stets in ihrem Schooße selbst aufgeklärte und weise Männer aufstanden, welche sich bestrebten, dem Fortschritt des Uebels Einhalt zu thun. Die Erschlaffung der Disciplin, die schlechten Sitten der Mönche, die ungeheuren Reichthümer der Geistlichkeit waren bekanntlich eine der mächtigsten Ursachen des Sieges der Reformation, und die Geschichte, die sich nur allzuoft auf die Seite der

Sieger stellt, hat Luther einen Triumphsitz errichtet, weil er die Unordnungen, welche zu seiner Zeit das Kloster und das Heiligthum entehrten, der Verachtung der Welt bezeichnete, aber die Geschichte hat nicht gesagt, daß die Mißbräuche, welche Luther bezeichnete, in der gallikanischen Kirche vielleicht noch mit mehr Strenge und Beredtsamkeit von den Männern bekämpft wurden, welche in dem unbeugsamen Kreise der dogmatischen Ueberlieferung blieben, die Revolution im 16. Jahrhundert voraus ahnten und ihr durch weise Reformen zuvorzukommen suchten. Der Erzbischof Rigaud gehört zu diesen Männern, welche, wie der heilige Bernhard, wie Peter von Ailly und Gerson und in den untern Reihen die Volksprediger Connecte, Pepin, Maillard und Menot, die fortschreitende und zugleich erhaltende Partei würdig repräsentirten.

Die Ecke des französischen Gebietes zwischen dem Ocean im Norden, der Aa im Westen, der Lys im Süden und der belgischen Grenze im Osten zeigt auf einer Oberfläche von beinahe 8 Meilen Länge und etwas über 5 Meilen Breite das classische Land des Flämischen oder Niederdeutschen, das sich trotz der französischen Eroberung seit zwei Jahrhunderten nicht verändert hat und so rein sich erhielt, daß ein Franke des 8. Jahrhunderts, der aus dem Grabe erstiege, wohl ohne sonderliche Mühe sich mit den Bauern um Dünkirchen und Hazebruk unterhielte. Zweiundneunzig Gemeinden Frankreichs haben noch die ursprüngliche Sprache des Stammes erhalten, der Frankreich seinen Namen gab.

Weder spitzfindig, noch unfruchtbar, sondern höchst positiv und reell ist der Geist des guten, kräftigen Flandern. Im Mittelalter hat vielleicht kein Volk das äußerliche Treiben der Welt richtiger verstanden, keines wußte besser zu handeln und über die Thaten zu berichten. In der Geschichtsschreibung konnte damals keine Nation, außer Flandern und die Champagne, mit Italien in die Schranken treten: Flandern besitzt in Froissard seinen Villani, in Commines seinen Macchiavelli.

Das flandrische Wesen hat wenig Erhabenes, sondern ist sinnlich und plump. Je weiter man nach dem Norden dieses fetten Landes in seiner milden und feuchten Atmosphäre vorschreitet, desto üppiger wird die Gegend, desto mächtiger herrscht die Sinnlichkeit und desto kräftiger tritt die Natur hervor. Die Geschichte, die Erzählung reichen nicht mehr hin, um dem Bedürfnisse der Wirklichkeit, den Forderungen der Sinne zu genügen; die bildenden Künste mußten zu Hülfe kommen. Die Bildhauerkunst beginnt in Frankreich mit Jean de Boulogne, dem berühmten Schüler Michael Angelo's. Auch die Baukunst erhielt hier einen neuen Schwung, nicht in dem düstern und strengen normannischen Charakter mit hohen Spitzbögen, die sich zum Himmel erheben, wie die Verse des Corneille, sondern mit reichen vollen Gestaltungen: das Gewölbe schmiegt sich in sanften Krümmungen und üppigen Rundungen in die Höhe, die sich bald erweitert senken, bald sich schwellend heben. Rund und wellenförmig in allen seinen Verzierungen steigt der liebliche Thurm von Antwerpen in sanften Abstufungen in die Lüfte, einem riesenhaften Binsenkorbe vergleichbar.

Aber auch die Musik und Baukunst sind noch zu abstrakt: Töne und Formen genügen noch nicht, Farben, wahre und lebendige Farben, getreue Darstellungen des menschlichen Fleisches selbst müssen noch hinzukommen; man verlangt Gemälde von gutmüthigen, aber rohen Festlichkeiten, wo rothwangige Männer und blasse Weiber trinken, rauchen und schwerfällig tanzen; man wollte furchtbare Hinrichtungen, Entsetzen erregende Märtyrerqualen, große heilige Jungfrauen in feister Gesundheit und bäurischer Schönheit im Bilde erblicken. Jenseits der Schelde, mitten unter traurigen Sümpfen und tiefen Gewässern, unter den Deichen von Holland, beginnt die finstere und ernste Malerei. Rembrandt und Gerhard Dow malten, wo Erasmus und Grotius schrieben, aber in Flandern, im reichen und sinnlichen Antwerpen, feierte Rubens' schneller Pinsel die Bacchanalien der Malerei.

Die ältesten Denkmale der flämischen Literatur sind Gedichte, die von einer Art Barden gesungen wurden, welche man mit dem Namen „Binder" bezeichnete. Diese Gedichte haben einen einfachen, kräftigen Charakter, wie man ihn nur in ganz primitiven Gedichten findet. Aus den Binders, welche Anfangs einsam umherzogen, sind wahrscheinlich die sogenannten „Rederyker Kammern" hervorgegangen, indem die Binders sich in Gilden, d. h. in religiöse und literarische Brüderschaften vereinigten, wie sich die Bürger der freien Städte zu Gewerbs- oder Kriegsgenossenschaften vereinigten. Die Rederyker Kammern begannen damit, auf Wagen mitten in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen Darstellungen stummer Scenen zu geben, deren Gegenstand den Mysterien des christlichen Glaubens, den Erinnerungen an die Kreuzzüge nach Jerusalem oder den Pilgerfahrten nach Compostela*) entnommen war; später erst wurden dialogisirte Scenen auf diesen Theatern und selbst in Privatwohnungen bei großen Festen aufgeführt. Diese Kammern waren regelmäßig organisirt, durch freundschaftliche Verhältnisse unter einander verbunden und einer regelmäßigen Hierarchie unterworfen: sie hatten einen Kaiser, einen oft erblichen Fürsten, einen Ehrenpräsidenten, einen Fahnenträger, manchmal selbst einen Possenreißer, und unter dem Namen „Faktor" einen Dichter, der die Theaterstücke zu verfassen hatte, sowie die Verse, die man bei großen Festlichkeiten vortrug. Glänzende Concurse unterhielten einen thätigen Nacheifer zwischen den Städten, und die in den großen Gemeinden unter dem Namen „Kleinode des Landes", in den kleineren unter dem Namen „Kleinode der Hecke" bekannten Preise belohnten die Sieger in diesen poetischen Kämpfen. Im 16. Jahrhundert wurden die literarischen Brüderschaften Flandern's durch den Geist der neuen Zeiten so zu sagen ihren friedlichen Ueberlieferungen entrissen. Die politischen und religiösen Fragen waren damals an der Tagesordnung; und im Jahre 1539, als die Rederyker Kammer

*) Compostela ist eigentlich nur der Beiname von Santiago, der ehemaligen Hauptstadt des spanischen Galiciens, jene berühmte gothische Kathedrale enthaltend, die durch „den hier begrabenen Apostel Jacobus" einer der ersten Wallfahrtsorte nicht nur Spaniens, sondern der ganzen katholischen Christenheit war. Der Beiname der Stadt stammt von der Compostela, d. h. dem Certifikat, das jeder Wallfahrer zum Grabe des Apostels Jacobus, des Schutzpatrons von Spanien, erhielt.

von Gent das Programm: „Was ist der größte Trost des Sterbenden?" zum Concurs ausschrieb, schickten zahlreiche Concurrenten von allen Theilen Flanderns Abhandlungen ein, in denen sie die spanische Politik, den Papst, die Mönche und die Indulgenzen zumal angriffen. Die Poesie ward vergessen um der thätigen Polemik willen, und der durch die fremde Herrschaft niedergedrückte Nationalgeist der Flamänder erhob sich mit merkwürdigem Eifer in diesen literarischen Turnieren, welche von den Gouverneuren der Niederlande verboten wurden. Als durch den Aachener Frieden Flandern definitiv mit Frankreich vereinigt wurde, behauptete sich die nationale Literatur und Sprache unter der neuen Herrschaft, wie ehemals unter der spanischen, und das Zeitalter Ludwig's XIV. war für Westflandern eine Epoche glänzender literarischer Thätigkeit. Dünkirchen wird stets mit Stolz den Namen Michael van Swaen, den Verfasser einer Uebersetzung des Cid, einer eigenen Tragödie: „Die Abdankung Carl's V." und verschiedener anderer Gedichte nennen, die nach dem Urtheil von Kennern der flämischen Sprache Schönheiten ersten Ranges enthalten und den Stempel einer wahren religiösen Begeisterung tragen. Auch das 18. Jahrhundert hatte seine Plejade, und selbst in unsern Tagen haben einige Dichter mit der Liebe zur alten Nationalität die poetische Gewandtheit, wie den Tagesgebrauch ihrer Sprache bewahrt: Hubben von Dünkirchen, Bertein und Bels von Wormhout, van Rechem von Hazebruk sind in unserm Jahrhundert die letzten Repräsentanten der Binders. Van Rechem namentlich erinnert durch sein Leben, seine Armuth und seinen Glauben an die Dichter des Mittelalters. Van Rechem, ein sanfter, liebenswürdiger Mann, trieb fast ein halbes Jahrhundert lang das Gewerbe eines Hausanstreichers, sang bei Hochzeiten selbstgefertigte Lieder, und wenn eine Familie eines ihrer Mitglieder durch den Tod verlor, sprach er am Rande des Grabes Verse, gleichsam um ihm ein ewiges Lebewohl zu sagen und die Lebenden zu trösten. Alt und krank geworden, aber stets gefaßt, erhielt van Rechem in seiner Vaterstadt einen Platz im Spital und hatte längst der Poesie entsagt, als er im Februar 1848 unter seinem Fenster auf dem freien Platz von Hazebruk einen Freiheitsbaum pflanzen sah. Da improvisirte er ein Gedicht, und zwar sein letztes, das in wenigen Worten, in wenigen Linien eine die Gemüther beruhigende Lehre enthält und den Unterschied zeigt zwischen diesem gesunden Hausverstand und dem gemachten Enthusiasmus der Arbeiter-Dichter und mancher Anderer, die keine Arbeiter sind.

In dem an Flandern grenzenden Artois ist der Charakter offener, aber minder lebenskräftig, und die Einwohner, arbeitsam, eifrige Katholiken, eifersüchtig auf ihre politischen Rechte, wie ehemals auf die Privilegien ihrer Stände, und fest wie die Flamänder, haben doch nicht mehr in gleichem Grade den Geist der Industrie und des Ackerbaues. Die Artesier, wie die Flamänder, lassen sich als positive Köpfe nicht von Systemen fortreißen. Sie suchen vor Allem die Thatsachen, die genauen Angaben; strenge und correct in der Form, gehören sie durch ihre Ansichten mehr den Benedictinern als der neuen Schule an, und da sie sich erinnern, wie sie von ihren Landsleuten Robespierre und Lebon behandelt worden sind, so zeigen sie in der Po-

litik keine große Sympathie mit den Theorieen der Schreckensregierung, und in der Religion stehen sie de Maistre und Bonald näher als Voltaire, was sie nicht hindert, der Sache des wahren Fortschritts aufrichtig ergeben zu sein. Die Hauptstadt Artois' ist Arras, dessen Akademie — über welche Voltaire sagte: „das ist ein braves Mädchen, das nie von sich reden machte“ — seit dem 18. Jahrhundert bis jetzt eine Ehre darin gesetzt hat, auf dieses Epigramm durch eine ununterbrochene Reihe von tüchtigen Arbeiten zu antworten. Zu diesen zählen Originalstudien, Dissertationen und die Herausgabe von Urkunden, insonderheit zu den letzteren die „Unruhen von Arras“, eine Wiederauflage mehrerer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert über den inneren Krieg und die Unordnungen, deren Schauplatz diese Stadt in den Jahren 1577 und 1578 und deren Vorwand oder Ursache die Religion war. Die wichtigste dieser Urkunden ist eine Denkschrift des Advokaten Pontus Payen, der zur katholischen Partei gehörte, und die Ereignisse, deren Zeuge er war und die er oft in sehr parteiischer Weise schildert — wie fast alle Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, welcher Fahne sie angehören mochten — auf eine sehr dramatische Weise darstellt. Eine Thatsache fällt Einem beim Durchlesen dieser Schrift von einem unbekannten, vergessenen Kleinbürger, dessen Horizont nicht über seine Stadt hinausreichte, auf, nämlich die vollkommene Aehnlichkeit der Volksbewegungen unter einander, auf welchem Theater sie auch auftreten mögen, in der ungeheuren Ausdehnung eines Königs- oder Kaiserreichs, einer Republik, oder in dem engen Gebiete einer Stadt. Der Advokat Payen hat sicherlich Recht und scheint zum Voraus unsere jetzige Zeitgeschichte zu schildern, wenn er im Anfange seiner Chronik sagt: „daß man sich mit dem Worte von allgemeinem Wohle brüste, wenn man die Ordnung der Stände umwerfen will“, und die beste List, um ein Volk zum Aufstand zu treiben, sei, ihm „Freiheit und Befreiung von Steuern und Abgaben zu versprechen“, denn „c'est ainsy, que se couvre ordinairement tout usurpateur qui faict parade d'un prouffit publicq et reformation d'estat affin que le peuple charmé avec ung sy honneste tittre ne voye la corruption de celuy quy ne désire aultre chose, que tout engloutir pour resaissement de sa grande et insatiable convoitise“. Der Usurpator von Arras war der Prinz von Oranien, seine Anhänger die Calvinisten und das Werkzeug der Calvinisten das Volk, dessen große Mehrzahl katholisch war, das aber, durch geschickte Leiter benutzt, den Calvinisten folgte, in der Hoffnung, sich mit den Gütern der Kirchen und Abteien zu bereichern. Die Bürgerschaft blieb, wie gewöhnlich bei den ersten Anzeichen von Aufregung gleichgültig und erwachte „d'ung somme profond“ erst in dem Augenblicke, wo sie sich ernstlich bedroht sah von dem Volke, dem man die in dem Stadthaus niedergelegten und den Bürgern gehörigen Waffen ausgetheilt hatte; Meister Pontus Payen bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß es „für die öffentliche Sicherheit nicht förderlich ist, alle Welt ohne Unterschied zu bewaffnen“, und führt zur Unterstützung dieser Ansicht das Beispiel der „Mitelenier“ und der „Gräcq“ an, wie man in unseren Tagen das Beispiel der französischen Nationalgarde von 1848 anführen könnte. Eine der

ersten Handlungen des revolutionären Volkes war, eine Regierung von 15 Tribunen zu ernennen und in die Rathsversammlung (échévinage) zu dringen, wo die legal eingesetzten Magistrate versammelt waren. Dies war der 15. Mai dieser Emeute. Bei dieser Gelegenheit macht Payen nachstehende, auch auf unsere Zeit anwendbare Bemerkungen: „Zur Zeit, wo der Magistrat in Ehren war — ich spreche nur von einem Jahre früher — nöthigte die Aufforderung eines unbedeutenden Sergeanten auch die Keckſten zum Erscheinen, und ein Papier von vier Zoll Breite, an einer der Säulen der Halle angeschlagen, machte die Wüthendsten zittern; der Name des Magistrats war so verehrt, daß der erste Edelmann der Stadt nicht gewagt hätte, in die Rathszimmer zu treten, ohne vorher in aller Demuth um Audienz gebeten zu haben: aber an diesem Tage sah ich das Rathszimmer unwürdig entweihen und von einem Haufen Lumpenhunde (belistre) und elendem Pack das Ansehen des Magistrats mit Füßen treten, und kein Mensch, wenn er nicht des Lebens überdrüssig war, hatte die Kühnheit, auch nur zu sagen: Kinder, ihr thut Unrecht, denn derjenige unter ihnen, der sich am unverschämtesten zeigte, galt für den besten Patrioten, und ich erinnere mich eines Menschen aus der Schaar, der auf die Bank der Schöppen trat; ein anderer schlug mit seinem Gewehr auf den Rath der Stadt an. Dieser Bursche (galand), der von guten Eltern war, hatte sein Vermögen durch schlechte Wirthschaft verschleudert; er war so von Wein berauscht, daß er sich selbst nicht mehr kannte..." Wir wollen diese Citationen nicht weiter fortsetzen und bemerken bloß, daß Anzüglichkeiten dieser Art auf jeder Seite des Buches sich finden; die Geschichte der Vergangenheit wird unablässig zur Anspielung auf die Zeitgeschichte.

Das mittlere Frankreich, das zwischen der feudalistischen Normandie und der demokratischen Champagne gelegen ist, erstreckt sich von St. Quentin bis nach Orleans, ja bis nach Tours. Das ernste Orleans ist nahe an der Touraine, nahe an Rabelais' mildem und lachendem Vaterland; wie die cholerische Picardie der ironischen Champagne zur Seite liegt. Der Adel der Picardie schloß sich schon früh an Frankreich an; das tapfere Haus der Guisen, eine picardische Nebenlinie der Herzoge von Lothringen, vertheidigte Metz gegen die Deutschen, nahm den Engländern Calais und hätte beinahe auch Frankreich dem Könige entrissen; Ludwig's XIV. Monarchie ward von dem Picarden St. Simon gerichtet.

Das Feudalwesen, das Gemeindewesen und die Demokratie bildeten sich in der heißen Picardie auf's Kräftigste aus und noch jetzt sind die verschiedenen Klassen durch sehr merkliche Unterschiede getrennt. Die ersten Gemeinden Frankreichs erhoben sich in jenen großen Sitzen der Geistlichkeit: Noyon, St. Quentin, Amiens, Laon. Dasselbe Land erzeugte den Calvin und begann die Ligue gegen ihn. Ein Einsiedler von Amiens hat durch religiöse Begeisterung ganz Europa in Bewegung gesetzt und Fürsten und Völker nach Jerusalem geführt, und ein Rechtsgelehrter von Noyon bewirkte eine Veränderung der Religion in einem Theile von Europa und ließ sein Wort zur Reformation der katholischen Kirche von Genf aus erschallen.

Die Picardie war ein Land der geschlossenen Gemeinden, deren Ver-

fassungen der Obhut aller Bürger anvertraut waren. Zu Amiens, wie in den meisten „Städten der Gesetze“, umfaßten die Verpflichtungen der Miliz den inneren Dienst der Stadt und den Kriegsdienst für den König, was für die Bürgerschaft dem adeligen Aufgebot gleich kam. Bis zum Jahre 1316 stand die Miliz von Amiens unter der ausschließlichen Obergewalt des Maire's; von dieser Zeit an trat die königliche Gewalt dazwischen, um sie zu organisiren, und nun hatte die Stadt unaufhörlich mit den Capitänen zu kämpfen, welche mit dem Maire sich in die militärische Polizei der Stadt theilten. So oft man übrigens in den unaufhörlichen Kämpfen des Mittelalters an den Muth der Miliz von Amiens appellirte, so war sie stets bereit zum Aufbruch. Sie kämpfte tapfer zu Bouvines, zu Mons en Puelle, zu Poissy, wo sie am 16. August 1346 durch die Armee Eduard's überwältigt wurde; sie wohnte einer Unzahl von Belagerungen bei, nahm Theil an den Kämpfen der Ligue, und selbst in neuerer Zeit findet man sie bei der Belagerung von Lille, bei der Vertheidigung von Cadzan und vor den Junibarrikaden, an deren Fuß sie manchen Todten zurückgelassen hat. Ein anderes Beispiel der Stellung der geschlossenen Gemeinden liefert Abbeville. Die Maires dieser Stadt, die eine fast souveräne Gewalt ausübten, hatten das militärische Commando des Platzes und selbst den Befehl über die darin in Besatzung liegenden königlichen Truppen; sie besaßen die hohe Gerichtsbarkeit, sie verurtheilten ohne Appellation, mit Vollstreckung des Urtheils innerhalb 24 Stunden, zum Tode, und um sich zu vergewissern, daß ihr Spruch vollstreckt werde, führten sie die Schuldigen selbst zum Galgen und legten ihnen unter einer väterlichen Rede den Strick um den Hals. Man sieht hieraus, mit welcher Unabhängigkeit und Kraft gewisse Gemeinden im Mittelalter organisirt waren und wie der Grundsatz der Autorität in der municipalen Verfassung kraftvoll durchgeführt war. Und wenn im Norden von Frankreich die Verantwortlichkeit der Beamten des Schöffengerichts bedeutend war, so war es ihre Unverletzlichkeit nicht minder. Die von Allen übertragene Gewalt sollte von Allen respectirt werden, und die, welche sie zu verleumden wagten, kamen nicht immer mit dem Verlust eines Ohrs oder der Zungenspitze durch; sie wurden verstümmelt und verbannt, manchmal selbst gehenkt.

Der südliche weinreiche Theil des Landes besitzt, wie wir es gesehen haben, nicht den Vorzug großer Beredtsamkeit; nur in der Picardie lebt ein Geist des Weines in den Herzen der Menschen, und man kann sagen, daß, je weiter man aus der Mitte des Landes nach der belgischen Grenze vordringt, das Blut um so lebhafter wird, daß sich die Hitze mit der nördlichen Lage erhöht. Die meisten der großen Künstler Frankreichs, Claude Lorrain, Poussin, Lesueur, Goujon, Cousin, Mansard, Le Nôtre, David ꝛc. gehören den nördlichen Provinzen an, und wenn wir nach Belgien hinüberstreichen, wenn wir die Provinz Lüttich betrachten, wo französische Sprache und Sitte herrschen, so findet man daselbst Gretry.

Um den Mittelpunkt des Mittelpunktes, Paris, Isle de France, zu schildern, giebt es nur Ein Mittel, und dieses ist, die Geschichte der Monarchie zu erzählen. Man würde sie durch Aufzählung einiger Namen schlecht charak-

teristiren; sie haben den Nationalgeist in sich aufgenommen und ihn wiederum dargestellt; sie sind nicht ein Land, sondern gleichsam der kurze Inbegriff eines Landes. Die zahlreichen Schriftsteller, die zu Paris geboren sind, verdanken den Provinzen viel, aus denen ihre Eltern stammen; sie gehören dem allgemeinen Geiste Frankreichs an, der in ihnen wiederstrahlte. Man erkennt es in Villon, Boileau, Molière, Regnard, Voltaire &c. leicht, daß etwas dem ganzen französischen Geiste Gemeinsames vorhanden ist; und will man irgend etwas Lokales in ihnen suchen, so wird man höchstens einen Ueberrest des alten Bürgergeistes in ihnen finden, der weniger umfassend, als verständig, scharf, sichtend und spöttisch ist und dessen Bestandtheile altfränkischer Humor und parlamentarische Bitterkeit sind. Aber dieser eingeborene und besondere Charakter ist nur secundär, während der allgemeine vorherrscht.

Vieles in dem Völkerleben ist zufällig. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an dem Rhone, der Loire oder unmittelbar am Ocean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall großen Einfluß geübt haben; aber sicher würde dieser Einfluß viel kleiner gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht recht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Heerd war, an dem sich schon damals Kunst und Wissenschaft wärmte, ist alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gefaßt und gestaltet und modificirt; und so geschieht es noch heutigen Tages. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das französische Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinn der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Hochstehende auf einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firniß feiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft, so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden zum Theil von dem Wahn und Vorurtheil des 17. und 18. Jahrhunderts erlöst sind. Paris ist nun auch ein Mittelpunkt der französischen Eitelkeit, welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk Etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenschaften desselben legt. Denn auch die Herrschaft der französischen Sprache ist nicht blos etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die anderen europäischen Völker erhielten, sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußeren Dinge, und das Talent der leichtesten Fassung, Abbildung und Ausdrückung alles Geschauten, Empfundenen und Gedachten in klarer, netter Sprache, die gleich glatten Kieseln durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hingleitet und fortlispelt, der im

Ganzen leichte und mit einer gewissen logischen Gesetzmäßigkeit geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geschickt. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

I. Die Gewandschneider-Gilde in Stendal.*)

Das Genossenschaftswesen des Mittelalters prägt sich am charakteristischsten in den Einrichtungen der Gilden und Zünfte ab, in welchen keineswegs lediglich die Zwecke des Gewerbebetriebs verfolgt wurden. Natürlich hatte das Gildewesen seinen Sitz in den Städten; es ist mit den Städteverfassungen innig verbunden, und die nachweisliche Geschichte desselben reicht weit hinaus.

So war z. B. die Gewandschneider-Gilde in Stendal eine schon am 15. Mai 1231[1]) landesherrlich zum ausschließlichen Betriebe der Kaufmannschaft oder des Großhandels und besonders des Gewandschnittes, d. h. des Handels mit Tuchen und Wollwaaren, privilegirte Gilde oder Innung, welche eben so Kleinhändler oder Krämer, die nebenbei eine besondere Innung bildeten, als Tuchmacher und sonstige Handwerker, in vornehmer Ueberhebung von sich ausschloß, gleichwohl aber, den Grundsätzen damaliger zunftmäßiger Abschließung aller einzelnen Geschäftszweige folgend, die Verhältnisse ihres Geschäftsbetriebes ganz ähnlich ordnete, wie die Handwerker in ihren Gilden.

Die Tuch- oder Lakenmacherei und die Anfertigung sonstiger Wollgewebe gehörte seit der ältesten Zeit zu den Hauptgewerben der Altmark, der Mark Brandenburg und Niedersachsens überhaupt. Ueberseeische Länder, die heut wohl in feinern Stoffen diese Waare uns zuführen, wurden damit damals von hier vorzüglich versorgt. Den Absatz vermittelten die Hansestädte und von diesen besonders Lübeck. Mitunter wurden auch von Kaufleuten der Städte, die in der Nähe der in das Meer ausmündenden Flüsse gelegen waren, wie Magdeburg und Stendal, unmittelbare Handelsverbindungen mit dem Auslande, namentlich mit den Scandinavischen Ländern, auf eigenen Seeschiffen gepflogen. Der Elbstrom, dessen Wasserfülle allmälig immer geringer geworden ist, bot damals der Schifffahrt und dem Handel eine treffliche Straße.

Unter diesen Umständen war der Aufkauf der Tuche und der sonstigen Wollengewebe von den einzelnen minder bemittelten Verfertigern in Städten und auf dem platten Lande, sowohl zum Ausschnitt für inländische Consumtion, als zur Ausfuhr in entfernte Gegenden, ein Geschäft, das Kapital und Speculation vorzüglich reich belohnte und daher von den reichern Bürgern vorzugsweise betrieben wurde. Daß als eine Gruppe der Gewandschneider-Gilde Stendal's im vierzehnten Jahrhundert eine eigene Seefahrer-Gilde be-

---

*) S. „Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts v. Bismarck." Berlin 1866.

[1]) Riedel's Cod. I, XV, S. 9. 12.

stand[1]), deutet an, wie großartig die damaligen Handelsconjuncturen auch von Stendal ab ausgebeutet wurden. Neben dem Handel mit Tuchen und andern Wollgeweben zog dabei die Gewandschneider-Gilde überhaupt Großhandels-Unternehmungen aller Art in den Kreis ihres Geschäftsbereiches.

Zu ihrem Vorstande wählte die Gilde aus ihren Genossen jährlich einen Gildemeister oder Altmeister der Gilde, dem zwei oder vier Aldermannen oder Altersleute zugeordnet waren. Unter der Leitung dieses Vorstandes wurde in drei Morgensprachen, die regelmäßig im Jahre stattfanden, so wie in unter Umständen berufenen außerordentlichen Versammlungen, über die gewerblichen Angelegenheiten der Zunft, die Besserung ihrer Verfassung, die Aufnahme neuer Genossen, sowie über die an die Gilde von dem Rathe gebrachten allgemeinen städtischen Angelegenheiten, berathen und Beschluß gefaßt. Außer dem Altmeister und den Aldermannen gehörten zu dem Gildevorstande auch wohl noch 2 bis 4 jüngere Genossen als „Ministranten," denen die Sorge für ökonomische Angelegenheiten namentlich für die Speisen und das Getränk bei den Zusammenkünften, oblag. Denn frühzeitig verknüpfte sich mit der ursprünglichen Bestimmung der Genossenschaft, die Bedingungen eines soliden, gewinnreichen Geschäftsbetriebes zu gründen und aufrecht zu erhalten, sowohl ein ernster religiöser, als ein heiterer geselliger Nebenzweck.

Für ein würdiges Leichenbegängniß verstorbener Genossen, für die kirchliche Fürbitte zu ihrem Seelenheil und für die Feier der Messen, die dazu für erforderlich erachtet wurden, konnte nicht besser gesorgt werden, als indem die Gilde alle ihre Mitglieder zur Theilnahme an den Begräbnissen von Mitgliedern und ihrer Familien verpflichtete und, anstatt dem Einzelnen zu überlassen, Vigilien und Seelmessen sich für Bezahlung zu beschaffen, eigene Altäre errichtete und besondere Priester dabei anstellte. Schon 1388 gründeten die Gewandschneider und Seefahrtsherren zu Stendal in der Marienkirche einen solchen Altar ihrer Gilde, der kein Nebenamt übernehmen durfte, die Verpflichtung hatte, jeden Sonntag und außerdem zwei Mal in der Woche öffentlich vor dem Volke das Gedächtniß aller verstorbenen Gildegenossen mit dem Meßopfer zu feiern und Sonntags auch der Wohlthäter dieser Stiftung noch besonders zu gedenken. Außerdem lag dem Altaristen ob, jährlich einmal, unter Assistenz eines zweiten Geistlichen und mit vier Chorschülern, bei glänzender Erleuchtung, mit Vesper, Vigilien und Frühmessen, ein besonders solennes Todesamt für die verstorbenen Gildegenossen zu begehen[2]). Bei diesen kirchlichen Stiftungen machte die Aufnahme in die Gilde den neuen Genossen zugleich des Mitgenusses solcher geistlichen Wohlthaten theilhaft.

---

[1]) Die Gründung des Altars der Gewandschneider in Stendal war im Jahre 1288 nach der darüber nur in einem lückenhaften Abdrucke von Lenz (Br. Urk., S. 138) und darnach von Riedel (Cod. I, XV, 36) vorliegenden Urkunde das Werk Fraternitatis pannicidarum et stagnapotentium. Im Jahre 1304 zeigt sich eine gulda scheren i. e. nauigantium in bestimmter Verbindung mit der gulda mercatorum (Riedel's Cod. I, XV, 83, 84). Im Jahre 1338 begegnet uns erstere nochmals unter dem Namen gulda stagni (daselbst 87).

[2]) Riedel's Cod. I, XV, 36. 37.

Auf der andern Seite trat, und mit der Zeit immer überwiegender, die Gilde zugleich als eine Einrichtung zu heiterem Genusse geselliger Lebensfreuden hervor. Die Kaufmannschaft oder Gewandschneider-Gilde hatte ein eigenes Haus erworben, und der Rath gestattete ihr, darin eine besondere „Trinkstube" zu haben, die auch außer der Zeit der Morgensprachen durch Gildebrüder und ihre Familien, neben diesen aber nur durch von Gildebrüdern eingeführte Fremde besucht werden durfte. Mochte nun auch in diesen der Erheiterung und mannigfaltiger geselliger Unterhaltung gewidmeten Räumen die herrschende Neigung der Zeit zum Spiel und zum Trunk in solchem Uebermaaße ihr Wesen treiben, daß schon 1290 unter dem strengen Altmeister Johann Thuritz der Beschluß nothwendig erschien, Mitglieder auszustoßen, die selbst ihre Kleidungsstücke verwürfelten, und daß schon um diese Zeit für die Haltung der Gildeversammlungen statt des Ausdruckes Gulda celebrata est der Ausdruck üblich werden konnte Gulda bibita oder gar fortiter und perfortiter bibita est[1]); so war gleichwohl das Gewandhaus der Stendaler Kaufmannschaft ein Sammelplatz der besten Gesellschaft des gewerbreichen Ortes, in welchem dem Besucher es gewiß nicht an gebildeter, belehrender Unterhaltung mangelte.

Auch die Männer aus höheren Ständen drängten sich daher im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zur Aufnahme in die Genossenschaft der Gewandschneider bedeutender Städte. Besonders gingen die Geistlichen darin voran. Um auch in der Aufnahme von Geistlichen eine gewisse Grenze nach unten hin zu setzen, sah sich die Stendaler Gewandschneider-Gilde im Jahre 1304 zu dem Beschlusse veranlaßt, keinen Geistlichen künftig mehr aufzunehmen, der nicht Domherr oder wenigstens wirklicher Besitzer eines geistlichen Lehnes in Stendal sei.[2]) Die Dompröpste des St. Nicolaistiftes, die Dechanten und Domherren desselben, die Pröpste benachbarter Klöster, Magdeburger Domherren, sowie andere Prälaten und Geistliche hervorragender Stellung, wurden dagegen zahlreich als Gildebrüder zugelassen.

Mit dem Vorbilde solcher Achtung bürgerlicher Gesellschaft war inzwischen auch der regierende Markgraf Otto von Brandenburg seinen Rittern und Hofleuten persönlich vorangegangen, indem er sich selbst als Mitglied der Gewandschneider-Gilde in Salzwedel aufnehmen ließ.[3]) Der auch als Minnesänger gefeierte Fürst liebte geistreiche Unterhaltung, Fröhlichkeit mit minniglichen Frauen, das Schachbrett, sowie Saitenspiel und Gesang,[4]) und konnte dies alles gewiß nirgends besser antreffen, als in der Elite der Bürger seiner Altmärkischen Hauptstadt, in der Gesellschaft der Gewandschneider Salzwedel's und ihrer Familien. Auch Markgraf Ludwig der Aeltere, der Sohn des Römischen Kaisers Ludwig, bewarb sich daher noch den 5. Mai 1351 um seine Aufnahme in die Genossenschaft.[5])

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 83. 87.
[2]) Riedel's Cod. I, XV, 84.
[3]) Riedel's Cod. I, XIV, 33.
[4]) Von der Hagen, Brandenb. Markgrafen des Askanischen Stammes als Dichter rc. in den Märk. Forschungen I, 94.
[5]) Riedel's Cod. I. XIV, 100. 101.

Stendal hat gleich hohe Mitglieder seiner Gewandschneider-Gilde nicht namhaft zu machen. Auch hier bewarben sich jedoch die umwohnenden rittermäßigen Familien wetteifernd um den Vorzug, zu Genossen der Gilde aufgenommen zu werden. [1]) Erst unter dem Regimente des Gildemeisters Rulo von Bismarck wurde diesem übertriebenen Andrange fremder, dem Gewerbsstande nicht angehöriger Mitglieder gesteuert. Er muß Grund gehabt haben zu dem Beschlusse, den er im Jahre 1335 in seiner Muttersprache durchsetzte, das Eintrittsgeld in die Gilde für die Zukunft auf den enormen Betrag von 6 Mark Silber — „ine gratia“ — zu erhöhen, auch die Bedingung des drei Mal zu wiederholenden Nachsuchens der Genossenschaft in aufeinander folgenden Morgensprachen für Gewerbetreibende zu erneuen und von letzterer Förmlichkeit nur Kinder der Gildegenossen, sowie „in Stendal belehnte Geistliche, Ritter, Knappen und sonst würdige Adlige“, ferner entbunden sein zu lassen. [2])

Die Folge dieser Beschlüsse war, daß der Begehr des Eintrittes Fremder in die Gewandschneider-Gilde nach dieser Zeit erheblich abnahm. Bald darauf beraubte auch eine aufrührerische Bewegung der ärmern Bürgerschaft die Stadt eines großen Theils ihrer reichern Angehörigen und die Gilde ihres Gewandhauses. Die beibehaltene Trinkstube wurde allmählig weniger mehr von gebildeten Familien besucht und traten darin später Mißverhältnisse hervor, welche endlich sogar zur Schließung derselben hinführten, da noch 1479 und 1485 erlassene Ermahnungen des Rathes, nicht nach 10 Uhr zusammen zu bleiben, nicht durch Zutrunk zur Unmäßigkeit sich zu verleiten, nicht thätlich sich zu mißhandeln und keine übel berüchtigte Frauenzimmer dahin mitzubringen, die gebührende Beachtung nicht gefunden hatten. [3]) Im Jahre 1493 wurde zwar die „Kumpanie der Kopmanne“ mit ihrer Trinkstube wieder hergestellt, unter der Bedingung, dem Rathe gehorsam zu sein,

---

[1]) Die noch so häufige Aufnahme solcher Gildegenossen, die man heute wohl Ehren- oder außerordentliche Mitglieder nennen würde, gab gleichwohl zu einer Verwechselung derselben mit den bürgerlichen, durch ihren Geschäftsbetrieb genöthigten Mitgliedern keine Veranlassung. In der Regel werden beide Klassen von Aufgenommenen deutlich genug unterschieden. Wir geben hier als Beispiel nur eine von dem Schreiber der Gilde hinterlassene Notiz über die Receptionen vom Jahre 1328, weil darin zugleich die Aufnahme eines später noch oft zu erwähnenden Bürgersohnes, des Claus von Bismarck, bekundet wird. Es heißt in jener Notiz:

Anno domini, M° CCC° XXVIII proxima dominica Bartholomei biberunt guldam. Tunc fuit magister Jacobus de Sladen loco nicolai gunteri, quia infirmus fuit. — Tunc istis dabatur gulda: Domino bernardo de belitz, canonico in Magdeburg, Domino de Ostheren, decano in stendal, et suo fratri domino Conrado, Siuekino de Buch, Hinrico de Rochowe, Ott. de koninggesmark, domino de Osten Rindekino, Arnoldo de rossow, Gropeken hen. de koninggesmarck; item de burgensibus isti guldam acquisiuerunt: Johannes de bismarck, henr. de kokede, Coppe belcowe, willekinus de arneborch, thidericus borchen, Conradus vrigensten, tilo de scadewer, Ghiso frater wineker de skadewer, nicolaus de bismarck, filii (sic) rulonis, Jordanus vlasmenger, willekinus de osenbrugke, merseko, hinricus kregemester et Coppe filius Jacobi de sluden. Riedel's Cod. I, XV, 85.

[2]) Riedel's Cod. I, XV, 86.

[3]) Riedel's Cod. I, XV, 194. 405.

sich mäßig, gebildet und anständig in der Trinkstube zu verhalten, Niemand zu verspotten, Geschrei und andere Ungehörigkeiten zu vermeiden, auch keine ungeziemende Gesänge zu singen.[1]) Doch die Zeit war vorbei, in der die Stendaler Kaufmannschaft für die gebildete Gesellschaft die frühere Bedeutung haben konnte. Sie war längst von der einstmaligen Höhe ihrer Gewerbsblüthe tief herabgesunken.

Miscellen.

Berlin. [Todesfälle.] Zwei durch politische und sociale Stellung hervorragende Männer sind in jüngster Zeit durch plötzlichen Tod hinweggerafft worden.

Der Königliche Kammerherr Graf Alphons von Taczanowski, welcher am 10. d. Mts. früh nicht bei bestem Befinden Mylius Hotel zu Posen verließ, ist zwischen Neustadt und Pleschen, in seinem Wagen sitzend, vom Schlage getroffen, sofort gestorben. Nicht nur der Pleschener Kreis, der dem hochgesinnten Manne unter vielem Anderen den Bau eines großen Armen-Krankenhauses verdankt, sondern auch die Provinz erleidet durch diesen Todesfall einen schmerzlichen Verlust. Graf Taczanowski war 51 Jahre alt. Er war so eben aus Berlin zurückgekehrt. Graf Taczanowski besaß eins der größten Grund-Vermögen in der Provinz. Er soll aus demselben ein Fidei-Kommiß gebildet haben, das vermuthlich einem seiner Neffen zufällt, da der Verstorbene kinderlos war.

An demselben Tage ist hier in Berlin in Folge eines Herzschlags der Major a. D. Dr. Heinrich Beitzke verschieden.

Heinrich Ludwig Beitzke wurde am 15. Februar 1798 im Pfarrhause zu Muttrin bei Belgard (Pommern) geboren, und wuchs, da der Vater bereits 1803 starb, in der ärmlichen Prediger-Wittwen-Wohnung des Dorfes heran, bis er, 13 Jahre alt, nach Kolberg kam, um in der städtischen Bürger-Schule den Unterricht zu genießen. Ein Gönner wollte ihn Militär-Arzt werden lassen; aber um bald sein Brot zu verdienen, nahm der Jüngling, fast noch Knabe, im Herbst 1813 Gerichts-Schreiberdienste. Am Liebsten wäre er mit zu Felde gegangen. Dieser Wunsch wurde ihm aber erst 1815 gewährt, als eine kleine Erbschaft ihn in den Stand gesetzt, sich als Freiwilliger zu equipiren. Im Mai zur Armee abgegangen, trat er in's 1. Pommersche Regiment ein, mit welchem er die Belagerung von Maubeuge und Philippeville mitmachte, avancirte Ende September zum Portepée-Fähnrich im 21. (4. Pommerschen) Linien-Regiment, konnte aber, da inzwischen der Friedens-Schluß erfolgte, das Offizier-Patent nicht mehr im Felde erwerben, sondern mußte von seiner Garnison Mainz aus die vorschriftsmäßigen Examina bestehen. Im November 1817 zum Seconde-Lieutenant ernannt, trat er bald darauf in die allgemeine Kriegs-Schule zu Berlin ein. Sein Regiment war inzwischen vom Rhein nach Pyritz in Pommern versetzt. Dorthin begab er sich im Sommer 1821. Nachdem er einige Zeit bei den topographischen Landes-Vermessungen des Generalstabes thätig gewesen, ward er 1828 als Lehrer der Geographie zur Divisionsschule zu Stargard in Pommern commandirt, und 1831 zum Premier-Lieutenant befördert. Während dieser Zeit veröffentlichte er einen Band „Gedichte." In's Regiment zurückgetreten, ward er 1839 Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Bataillon, vermählte sich 1840 mit der Tochter seines Bataillons-Commandeurs von Borries, veröffentlichte 1843 ein Buch: „Die Alpen, ein geographisch-historisches Bild," und nahm im Jahre 1845 seinen Abschied. Als Major a. D. von Kolberg nach Cöslin übergesiedelt, schritt er zur Ausführung seines längst gehegten Planes, „die Geschichte

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 432.

der deutschen Freiheitskriege von 1813 und 1814" zu schreiben. Der erste Band davon erschien 1854, die beiden andern Bände folgten 1855, und 1856 schloß sich ihnen die „Geschichte des russischen Feldzuges von 1812" an. Selten ist eine Schrift mit größerer Anspruchslosigkeit an die Oeffentlichkeit getreten, und doch mit so einstimmigem und nachhaltigem Beifall begrüßt worden. Schon 1859 mußte eine zweite und 1863 eine dritte Auflage veranstaltet werden. Die Universität Jena verlieh dem Verfasser, als ganz besondere Auszeichnung, bei ihrem 300jährigen Jubiläum 1858 die philosophische Doctor-Würde. In demselben Jahre ward B. in das Abgeordnetenhaus gewählt, in welchem er seitdem erst den Anclamer, dann bis zu seinem Tode den Hamm-Soester Wahlkreis vertrat, indem er sich der Fortschrittspartei anschloß. Im Jahre 1865 veröffentlichte er, als Fortsetzung seines berühmten Geschichtswerkes, in zwei Bänden „die Geschichte des Jahres 1815," und im vorigen Jahre die Lebensbeschreibung und nachgelassenen Schriften von Friccius.

Hannover. In trauriger Verblendung trägt sich das Welfenhaus noch immer mit der Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge zu seinen Gunsten, und verschmäht kein Mittel der Agitation, diese trügerische Hoffnung auch im Lande zu wecken, indem es, undeutsch genug, sich nicht entblödet, solche selbst durch Hinweisung auf eine bevorstehende Dazwischenkunft des Auslandes zu beleben.

Wie schwer gerade die treuen Anhänger der vormaligen Herrscher-Familie dies empfinden, davon giebt folgende, an den König Georg gerichtete Mahnung Zeugniß:

„Offenes Sendschreiben an Se. Majestät König Georg V. von einem hannover'schen Geistlichen.

Ew. Majestät hat sich Schreiber dieses früherhin wiederholt mit allerunterthänigsten Zuschriften und Bitten genaht. Die ersteren enthielten Bezeugungen seiner und seiner Gemeinde Hingebung und Antheilnahme an Ew. Majestät und Allerhöchstdero erlauchten Hauses Erlebnissen; von den Bitten hat sich keine einzige auf eine Gnade oder Gunst für seine Person oder seine Angehörigen bezogen. Sie bezielten ohne Ausnahme nur das Interesse Anderer. Vielleicht führen diese Andeutungen Ew. Majestät Erinnerungen auf meinen Namen. Indeß kommt auf diesen nichts an, wenn nur die Wahrheit der Sache für sich spricht.

Was mich zu diesem Schritte treibt, ist ein Anliegen, das jetzt so recht in der Mitte und im Kern des hannover'schen Volkes viele, ja die Mehrzahl der Ew. Majestät in dankbarer Erinnerung anhänglichsten Herzen tief bewegt. Wir möchten Gewißheit haben für unsere Ueberzeugung, daß das hin und wieder auftauchende Gerede von Erwartung oder gar von Ansuchung deutschfeindlicher Genossenschaft und Hilfe nichts weiter ist, als eine Verleumdung!, welche den reinen Namen der Welfen zu beflecken sich bemüht.

Als Ew. Majestät „in landesväterlicher Erwägung der peinlichen, die Gewissen beängstigenden Lage, in welche viele der getreuesten Unterthanen durch den Widerstreit gerathen mußten, der sich zwischen den aus der Umgestaltung unserer staatlichen Verhältnisse erfließenden Anforderungen und der Einhaltung jener Verpflichtungen ergab, welche Ew. Majestät gegenüber im Unterthanen-Verband begründet, und in vielen Fällen durch Huldigungs- oder Diensteid bekräftigt waren," uns von letzteren hochherzig zu entbinden geruhten, geschah das „unter dem Vorbehalt eines Wiederauflebens derselben auf die Zeit, wo Ew. Majestät Allerhöchstselbst oder einer Ihrer successionsberechtigten Nachfolger zur Ausübung der Regierung im Königreich wieder gelangen würde." Ob es im Plane der göttlichen Weisheit liegt, diesen Fall herbeizuführen, — welcher Mensch darf sich vermessen, darüber ein Urtheil haben zu wollen! Wir wissen nur, daß weder ein Volk als solches, „noch auch ein Herrscherhaus," die Verheißung hat, bis an der Welt Ende zu dauern, oder in Verbindung zu bleiben. Nur das Haus Davids und das Volk des Alten Bundes hatten eine solche Verheißung. Aber sie erfüllt sich im Geiste des Neuen Bundes an dem Sohne Davids, deß Reich

nicht von dieser Welt, und der doch zugleich ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, und an dem Volk seines Eigenthums, welches nicht nach Ländern und Zungen, sondern im Glauben an seinen Namen ein Volk, das rechte Israel Gottes ist. Alles andere Volkthum und Königthum auf Erden ist in den Verlauf des geschichtlichen Werdens, Wachsens und Vergehens — Jerem. 18, 7–10 — verflochten, und wir Menschen können dem gegenüber nichts als uns in die darin waltende göttliche Weisheit und Fügung anbetend ergeben, und harren, ob aus dieser eine Wendung komme.

Freilich soll daneben der Mensch auch das Seine thun. Was aber dieses „Seine," seine Aufgabe ist, wird ihm, wenn er reinen Sinnes aufmerkt, seinerzeit jedesmal gezeigt werden. Dagegen was nicht das Unsere ist, was wir, wie auch Lage und Umstände sein mögen, nicht thun dürfen, das ist uns schon zum Voraus für alle Fälle, wie in Gottes Wort, so in Gottes Walten, in der Geschichte, hell gezeigt.

Und wenn nun irgend etwas für Ew. Majestät und Allerhöchstdero Haus, wie für das hannover'sche Volk, unwidersprechlich klar ist, so ist es dies: daß nach der Geschichte des Welfenhauses und des mit ihm seit Jahrhunderten verbunden gewesenen Volkes kein Glied jenes Hauses und dieses Volkes jenseits des Rheins Hülfe oder Bündniß suchen darf; Jesaias 30, 1–3. War da je Hülfe zu finden? Haben die Stuart'schen Prätendenten dort etwas anderes erfahren, als den Verbrauch zu jenseitigen Zwecken?

Ueberhaupt, wenn für einen auch im Falle mit gottergebenem Hoffen still und groß seine Würde wahrenden König, und für sein in wehmüthigem Fügen um ihn trauerndes Volk die Geschichte für alle Zeiten ihre Ehren bereit hält, so sitzt sie dagegen über einen unruhig gegen Gottes Schickungen sich sträubenden Prätendenten, und über dessen aufgestachelte oder unter seiner Fahne das Ihre suchende Parteien unerbittlich verdammend zu Gericht.

Ew. Majestät wird — das wissen wir — Ihren Ahnen und der glorreichen Tradition Ihres erlauchten Hauses nicht abfällig werden, aber in unsern verworrenen Tagen — und daß dies geschehe, darauf geht vieler, vieler partriotischer Herzen innigster Wunsch — würde eine offene Erklärung aus Ew. Majestät Mund ein Trost und ein Segen sein. Es gilt, nach außen dem lauernden Fremden die Möglichkeit abzuschneiden, in seine Berechnungen als einen willkommenen Factor die Schmach des Abfalls von seiner Geschichte und seinem altbewährten deutschen Sinn zu ziehen, welche er einem Fürstenhause zugemuthet, das seit seinem ersten Auftauchen in der Geschichte, und einem Volksstamm, der von Hermann des Cheruskers Tagen her sich nie mit solcher Schmach befleckt hat. Es gilt, nach innen den Eifer vieler guten Gewissen vor schwerer Versuchung zu bewahren.

Eine Krone von Gottes Gnaden ist eine Herrlichkeit, aber dem, der ihrer verlustig ging, ist, wenn er getreu bleibt im gottgefälligen Hoffen, eine noch herrlichere verheißen. Eine Krone aus der Hand fremden, feindseligen und selbstsüchtigen Uebermuths ist eine Erniedrigung für den, der sie nimmt, und für das Volk, das zu ihr aufsehen soll, als zur Krone seines Herrn.

Möge Gott der Herr in Gnaden Ew. Majestät und das Volk Hannovers bewahren, selbst vor der Versuchung zu einem hierauf gerichteten Versuch."

Paris. [Die Deutschen in Paris.] Die „Revue moderne" veröffentlicht eine Arbeit von Ludwig Bamberger über die Deutschen in Paris. Es ist dieselbe eine geistreiche, anziehende Schilderung der Zustände, so wie des Lebens und Treibens der deutschen Colonie an der Seine, und nimmt mit Recht das Interesse sowohl derer, welche in die Pariser Verhältnisse eingeweiht sind, als auch derer, welche sich mit denselben vertraut machen wollen, in Anspruch. Die Arbeit Bamberger's ist für das durch die Ausstellung in's Dasein gerufene Werk von Lacroix und Verböckhoven, „Paris-Guide", bestimmt, in dessen zweitem Theil sie einen ebenbürtigen Rang neben den Er-

zeugnissen der ersten schriftstellerischen Kräfte Frankreichs zu behaupten berufen ist! Vergangenes und Gegenwärtiges steht darin, und die langen bunten Reihen deutscher Gestalten von den Straßenkehrern der Villette bis zu den Millionären der Rue Lafitte und der Rue de Provence, Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Literaten, Pastoren und Jesuiten, sind in meisterhaften Zügen geschildert. Bamberger hat sehr sorgfältige Nachsuchungen über die eigentliche Stärke der hier ansässigen Deutschen angestellt und ist mit Benutzung selbst der neuesten officiellen Zählungen zu einem Resultate gelangt, das so weit hinter den gewöhnlichen Annahmen von 80 bis 120,000 têtes carrées zurückbleibt, daß er selber die Genauigkeit der ihm mitgetheilten statistischen Daten in gerechten Zweifel zieht. Es befänden sich, laut der im vergangenen Jahre vorgenommenen städtischen Zählung, in Paris, mit Einschluß von St. Denis und Sceaux, 34,273 Deutsche aus den ehemaligen Bundesländern, die Deutschösterreicher mit inbegriffen, gegen 33,088 Belgier, 10,687 Schweizer, 9106 Engländer, 7903 Italiener, 6254 Holländer (wahrscheinlich zum größten Theile Luxemburger) u. s. w. Von diesen officiell constatirten 34,278 Deutschen wohnen 3019 in der Villette, wo sich die Hauptniederlassung der Straßenkehrer um die ehemalige Richtstätte von Montfaucon, auf der heute die protestantische Mission ihren Tempel und ihre Schulen erbaut hat, immer dichter zusammenschaart. In dem Chaussée-d'Antin-Quartier, einem der glänzendsten von Paris, wohnen 2700 Deutsche, größtentheils der Bank und dem höheren Geschäftsleben angehörig. Am schwächsten, durch 5 bis 600 Köpfe, ist das deutsche Element in den westlichen Stadttheilen, in Grenelle, Auteuil und Passy vertreten.

Paris. [Militärisches.] Der französische Staatsrath hat in seiner Sitzung am 10. d. M. die Discussion über den Gesetz-Entwurf, betreffend die Reorganisation der Armee geschlossen, und denselben bis auf unerhebliche Abänderungen angenommen. Die wichtigsten Bestimmungen der am genannten Tage noch angenommenen Artikel sind folgende: 1) Die jetzt in activem Dienste stehenden Militärs, die am 1. Januar 1868 fünf Jahre gedient haben, gehen vier Jahre in die Reserve über; 2) die Nationalgarde besteht aus den Leuten, die nicht zum activen Dienst berufen waren, entweder ihrer Nummer oder eines legalen Exemptionsfalles wegen, so wie aus den Leuten, die fünf Jahre in der Reserve waren; 3) in der mobilen Nationalgarde ist freiwilliges Engagement und Stellvertretung zulässig; 4) die Revisionsräthe können junge Leute, die als Stützen der Familie erwiesen sind, bis zu 10 Procent vom Dienste der Nationalgarde entbinden; 5) die mobile Nationalgarde kann außerhalb des Arrondissements nur durch kaiserliches Decret, und wenn es auf mehr als 20 Tage gilt, nur durch Gesetz zusammengezogen werden; 6) die Leute von den Klassen 1866 bis 1863 incl. werden, wenn sie unverheirathet oder kinderlose Wittwer sind, zur mobilen Nationalgarde auf vier-, drei- oder zweijährigen Dienst, je nach der Klasse herangezogen werden. Im Ganzen hat die Regierung der öffentlichen Meinung in dieser Angelegenheit ungewöhnlich viele Concessionen gemacht. Die Bestimmungen, über welche die Vereinbarungen zwischen Staatsrath und Kammer-Ausschuß nunmehr getroffen sind, betreffen den Bestand des Landheeres, active Armee und Reserve, zu 800,000 Mann; auf dieser Basis soll jährlich das Contingent durch Gesetz berufen werden; die Militär-Exoneration fällt weg, und das Einstellungs-System nach dem Gesetze von 1832. Doch soll für 200 Francs, welche in die Dotations-Kasse kommen, ein Einsteller gestellt werden. Ueber letzteren Punkt wurde lebhaft gestritten.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Nach dem die Londoner Conferenz der Welt den Frieden gegeben hat, nach welchem alle Welt so sehnlich verlangt hatte, finden sich doch diesseits und jenseits des Rheines Stimmen genug, welche sich mit dem gewonnenen Resultate nicht zufrieden erklären.

In Deutschland überwiegt indeß die verständige Auffassung und Würdigung der Verhältnisse und Preußen kann die etwaigen Stachelreden um so ruhiger ertragen, als ihm die Zustimmung aller Leute von politischer Einsicht gewiß ist, und der Vorwurf, welcher der französischen Regierung deshalb gemacht wird, daß sie von der beabsichtigten Incorporirung des Großherzogthums zurückgewichen sei, den Vorwurf aufhebt, daß Preußen eine Schmälerung Deutschlands zugelassen habe.

Obwohl nun auch die französische Regierung sich in derselben Weise rechtfertigen könnte, so ist sie doch darum in einer schwierigeren Lage, weil sie gerade eines recht glänzenden Erfolges bedurfte, um ihr Prestige zu retten, oder doch einer fortgesetzten Verwickelung, um die Durchsetzung der beabsichtigten Armee-Organisation zu sichern. Der Abschluß des Londoner Vertrages traf aber so ziemlich mit der offiziellen Meldung von dem Ende der mexikanischen Expedition zusammen, indem der „Moniteur" die Ankunft des „Auber" mit dem Rest der Expeditionstruppen auf der Rhede von Brest (9. Mai) anzeigte. Zwar wünschte der „Moniteur" bei dieser Meldung sich Glück über den guten Gesundheitszustand der zurückkehrenden Truppen; aber von dem, was sie erkämpft hatten, blieb ihm nichts zu sagen.

Die Rose von Puebla ist also vollständig entblättert; nur die Dornen einer verfehlten Politik sind geblieben und die Wunden, welche sie dem französischen Nationalgefühl geritzt, verlangten Balsam. — Aus dem Londoner Vertrage aber entnahm man keinen Balsam, sondern ätzende Kritik. Wozu jetzt, da der Friede hergestellt ist — sagte man — eine Armee von 800,000 Mann? Der Streit über die Armee-Organisation drohte sehr ernst zu werden; er schien ganz und gar den Charakter eines Conflicts annehmen zu wollen und die Gefahr lag nahe, daß der gesetzgebende Körper seine verfassungsmäßigen Rechte ernsthaft nehmen könne; indeß hofft man, daß es dem Präsidenten Schneider gelingen werde, den Streit zu schlichten.

Die Commission hat nämlich ein Amendement beantragt, wonach die Armee „auf komplettem Fuße" 800,000 Mann betragen soll. Dies würde eine Feststellung des jährlichen Contingents je nach den Verhältnissen möglich

machen; der Staatsrath will aber folgende Fassung: „Die Stärke der Armee beträgt 800,000 Mann." Wie man indessen hört, ist der Kaiser zur Nachgiebigkeit gestimmt, vielleicht auch aus Rücksicht auf England, welches ja so dringend die allgemeine Entwaffnung betreibt, daß L. Napoleon mindestens den Verdacht einer übertriebenen Aufbietung der französischen Militärkraft von sich ablehnen möchte. In dieser Absicht kommt der französischen Regierung auch das „Journal des Débats" zu Hilfe, welches, indem es die Consequenzen der Luxemburger Angelegenheit zieht, den bisherigen französischen Rüstungen jeden offensiven Charakter abspricht. Es sagt:

„Es ist kein Geheimniß, daß unsere militärische Organisation sehr unvollkommen war, und daß wenn man in's Feld hätte rücken sollen, es wohl nicht an Mannschaft gefehlt, dieselbe aber schlecht bewaffnet gewesen wäre. Wir hätten viele Soldaten, viele Offiziere und viele Generale gehabt, die in tüchtiger Weise ihre Pflicht gethan hätten, aber in Bezug auf die Ausrüstung hätten sie sich unter schlimmen Bedingungen schlagen müssen. Dieser Umstand kann Niemandem besonders zum Vorwurfe gemacht werden, denn Jedermann trägt die Mitschuld daran. Die luxemburgische Angelegenheit hat darüber Aufklärung verschafft. Die Möglichkeit eines ernsthaften Krieges mit Preußen hat daran denken lassen, die unvermeidlichen Vorbereitungen zu treffen, wie man sie von einer vorsichtigen Regierung erwarten muß. Die Kriegs-Verwaltung ist auf der Stelle mit derjenigen Energie und Emsigkeit an's Werk gegangen, die ihr stets eigen sind, sobald die Umstände es erheischen, und mit der Mächtigkeit der Mittel, über die sie verfügt. Sie hat schon Vieles geleistet, aber es bleibt noch Vieles zu thun übrig, und wir beharren bei der Hoffnung, daß sie nicht erschlaffen wird. Heute, wo der Friede unterzeichnet ist, wird Niemand, selbst in Berlin nicht, glauben, Frankreich nähre den geheimen Gedanken, nächstens Preußen den Krieg zu erklären, und rüste für diesen Fall. Wir sprechen es laut aus und sind überzeugt, damit dem öffentlichen Gefühle Ausdruck zu verleihen: Frankreich hat nicht die mindeste Lust, Krieg gegen irgend wen zu führen, Frankreich will den Frieden, aber es will auch für jedes Ereigniß bereit sein. In dieser Beziehung besteht eine frappirende Aehnlichkeit zwischen der Situation von heute und derjenigen von 1840, nach der Unterzeichnung des Vertrages vom 15. Juli. Die vier Mächte, welche diesen Vertrag untereinander eingingen, wandten ein schlimmes Verfahren gegen uns an, welches, durch Nichts gerechtfertigt, von der gesammten Nation lebhaft empfunden wurde. Die Aufregung war so groß, daß der Krieg unvermeidlich schien, und die Regierung sich darauf vorbereiten mußte. Aber man war in keiner Weise gerüstet. Das Ministerium ergriff daher, und unter seiner Verantwortlichkeit, die entschiedensten Maßregeln, nahm keinen Anstand, sofort die Befestigung und Armirung von Paris zu dekretiren, wozu nicht weniger als 2000 Kanonen erforderlich waren. Gott sei Dank, heute ist es nicht mehr nöthig, Paris zu befestigen; aber unsere Festungen im Osten und Norden befinden sich keineswegs im richtigen Verhältnisse mit den Fortschritten, welche man in der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung gemacht hat, sondern es liegen an unserer Grenze Plätze, die man trotz unserer Wachsamkeit wegnehmen könnte. Wir glauben daher, daß die Regierung, wie es im Jahre 1840 geschah, gut daran thun würde, die Erregung, welche sich in Folge der luxemburgischen Angelegenheit in ganz Frankreich kundgegeben hat, dazu zu benutzen, um unser Vertheidigungs-System zu vervollständigen."

Nun — wir wollen es dem französischen Blatte durchaus nicht bestreiten, daß Frankreich in seinem Heerwesen und was damit zusammenhängt, Manches nach zu holen habe und würden daher, falls die Anträge Englands lediglich auf Abrüstung hinaus liefen, einen etwaigen Einwand Frankreichs, daß es gar nicht offensiv gerüstet habe, bis zu einem gewissen Grade für gerechtfertigt halten.

Indessen scheint England mehr zu verlangen; es scheint eine allgemeine Entwaffnung Europa's, als Vorbereitung zu einem ewigen Frieden herbeiführen zu wollen. Ein solches Verlangen könnten wir lediglich mit unseren besten Wünschen begleiten, wenn man uns klar gemacht haben wird, wie es praktisch durchzuführen sein würde.

Vielleicht findet der Fürsten-Congreß, welcher nächsten Monat sich in Paris zusammenfinden wird, in zwanglosem Meinungs-Austausch des persönlichen Verkehrs, wenn auch nicht die Möglichkeit einer allgemeinen Entwaffnung, doch die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung über gewisse Fragen, welche jedenfalls manchen Zündstoff in sich tragen, z. B. über die orientalische Frage.

Diese Frage, eigentlich ein ganzes Bündel von Fragen, scheint jetzt wieder in den Vordergrund treten zu wollen; aber nur in sofern, als man einzelne Fragen aus dem großen Gebund heraus nimmt.

An die Hauptfrage: die vollständige Verdrängung der Türken aus Europa und die Entscheidung über den Besitz Konstantinopels — scheint keine Macht in Europa zur Zeit herantreten zu wollen; selbst Rußland nicht, obwohl dieses vielleicht der Ueberzeugung ist, daß jene Hauptfrage sich in Zukunft leichter lösen lassen wird, je mehr man inzwischen von der Türkei selbst abgebröckelt hat.

Gegenwärtig handelt es sich um Candia und dessen Zuschlagung zum griechischen Königreiche, für welches Rußland jetzt durch die Verlobung des Königs von Griechenland mit der Großfürstin Olga noch ein Familien-Interesse gewonnen hat.

Wie man hört, sind von Seiten Frankreichs und Rußlands bereits dringende Vorstellungen nach dieser Richtung hin erhoben worden, aber vergeblich. Selbst dem sinnvollen Vorschlage einer allgemeinen Volks-Abstimmung hat die Pforte kein Gehör geschenkt, obwohl sie bei entwickelterem Kulturzustand gewiß mehr Vertrauen zu diesem von der europäischen Staatskunst entdeckten Universal-Heilmittel empfinden würde. Aber sie wird die Medizin, welche ihr so bitter vorkommt, schließlich doch einnehmen müssen, wenn sie ihr nicht mehr blos von dem einen oder andern Arzte, sondern von einem Collegium medicum verordnet wird.

Die russische Presse macht aus dieser Zuversicht gar kein Hehl; das „Journal de St. Petersbourg" sagt vielmehr:

„Alle Mächte müssen wünschen, daß die Atmosphäre des Friedens (welche die Londoner Conferenz verbreitet) nicht durch den Pulver- und Blutgeruch, der sich im Orient erhebt, verdorben werde. Ist es denn unmöglich, daß sie sich gegenseitig von der Uneigennützigkeit ihrer Absichten überzeugen, und muß es unter ihnen immer Einige geben, welche nicht zugeben wollen, daß die Regierungen von den reinen Gefühlen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit die doch am Ende in der Brust der Ehrenmänner aller Völker ruhen, beseelt werden können und müssen?"

An einer anderen Stelle sagt das genannte Blatt: „Wir sind keineswegs überzeugt, daß das Heil des ottomanischen Reiches ein Ding der Unmöglichkeit sei. Damit diese Regierung gerettet werde, ist es hinreichend, daß sie den Weg verlasse, der sie in's Verderben führt. Ihre Aufgabe ist ohne Zweifel eine schwierige; sie kann sie nicht ohne eine gewaltige Energie, ohne eine seltene Kraftanstrengung lösen; aber es

wäre der europäischen Großmächte würdig, sie ihr zu erleichtern, und es ist, um einen bekannten Vergleich zu gebrauchen, zur Heilung dieses chronischen Kranken nicht ein Arzt erforderlich, sondern eine weise und achtsame Consultation.

Möge daher diese Consultation der Londoner Conferenz folgen.

Wenn Amputationen nöthig sind, so rathe man sie an; der Rath mehrerer Aerzte wird gewöhnlich besser befolgt, als der eines einzelnen und kann auch, ohne die Unabhängigkeit des Kranken zu gefährden, gegeben werden. Wenn derselbe aber das Heilmittel zurückweist, so überlasse man ihn seinen Leiden und übertrage die Sorgen, welche er verschmäht, auf die Unglücklichen, welche darum flehen; denn die Folgen blinder Hartnäckigkeit dürfen doch am Ende nicht auf unschuldige Opfer zurückfallen."

Bis jetzt ist dem Eigensinn des widerwilligen Kranken der Umstand zu Hilfe gekommen, daß in dem europäischen Medicinal-Collegium selbst keine Einigkeit hinsichtlich der Cur-Methode herrscht; indem England sich von den russisch-französischen Bestrebungen in Konstantinopel fern hält und auch Oesterreich zur Abstinenz bestimmt zu haben scheint.

Dieser Antagonismus Frankreichs und Englands in der orientalischen Frage stimmt schlecht zu den Consequenzen, welche das „Journal des Déb." aus dem Verlauf und der Entwickelung der luxemburger Angelegenheit zieht, als deren erste es, indem alles Verdienst um das Zustandekommen der Conferenz und die glückliche Lösung der Frage, unter Uebergehung der Bemühungen Oesterreichs, England zugewiesen wird — die Wiederbelebung und Bestärkung der entente cordiale zwischen Frankreich und England bezeichnete.

Das „Journal des Débats" muß also hinsichtlich dieser entente nicht gut unterrichtet gewesen sein, oder es hat absichtlich eine Unwahrheit gesagt, um recht grell hervorzuheben, daß Frankreich sich in einem guten Einvernehmen mit Oesterreich — nicht weiß oder wissen will.

Inzwischen hat auch der Kaiser von Oesterreich seine Absicht anzeigen lassen, die Pariser Ausstellung besuchen zu wollen und das europäische Conzert dürfte also ziemlich vollstimmig werden.

Sehen wir vorläufig ab von dem eben so glänzenden, als erhabenen und voraussichtlich folgenreichen Schauspiel, welches sich in Paris vorbereitet, um noch mit einem Blicke unsere deutschen Zustände ins Auge zu fassen, so ist unverkennbar, daß der Einheitsgedanke immer mehr Wurzel faßt; daß diejenigen durchaus im Unrecht waren, welche prophezeiten, daß er durch die Mainlinie entzweigeschnitten werden würde. Die preußische Politik findet in ihrer wahrhaft deutschen Richtung überall die glänzendste Rechtfertigung, und die Einwendungen und schlimmen Prophezeiungen ihrer Gegner werden so rasch durch die Thatsachen und die natürliche Entwickelung der Dinge widerlegt, daß die Opposition in Preußen es vorziehen zu wollen scheint, statt einen Kampf gegen die Regierung fortzusetzen, aus welchem ihr nur Niederlagen erwachsen, ihrem Verdruß lediglich im häuslichen Zwist Luft zu machen.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß das Publikum von dieser Parteibewegung oder Parteizersetzung kaum noch Notiz nimmt. Die Maschinerie, welche sonst mit dem Lärm ihrer Mißtrauensvoten, Adressen, Protesten und was dergleichen Hausmittelchen mehr sind, ganze Städte oder Provinzen in Alarm setzte, poltert jetzt, ohne daß man darauf hinhört; die Regierung

aber wird am allerwenigsten davon berührt; sie ist vollkommen in der Lage, sich in der eroberten Stellung über den Parteien befestigen zu können.

Dagegen ist ihre ernste Aufmerksamkeit nach einem unserer neu erworbenen Landestheile hingelenkt worden, in welchem leider der Partikularismus durch höchst verwerfliche Intriguen zu Akten des Hoch- und Landesverraths angereizt worden ist. Die preußische Regierung hat sich genöthigt gesehen, in Hannover, wo man für den Fall eines ausbrechenden Krieges thörichter Weise eine preußische Vendée zu schaffen gedachte, energisch einzugreifen, obwohl die verrätherischen Pläne thatsächlich wenig Erfolg gehabt haben, und selbst bei dem Hinzutreten äußerer Bedrängnisse diese in erheblicher Weise nicht vermehren konnten. Aber um der öffentlichen Sicherheit und Ordnung willen darf die Regierung die Bedrohung ihres Rechtes nicht dulden. Die preußische Regierung hat ihrerseits Alles gethan, sowohl um dem ehemaligen Könige von Hannover das Schicksal, welches er sich durch eine unbedachte Politik zugezogen hat, und welches die politische Nothwendigkeit besiegelte, mindestens durch jede zarte Rücksicht auf seine Person und seine Familie zu erleichtern; sie ist bemüht gewesen, dem hannoverschen Lande das Hineinwachsen in den preußischen Staatsverband möglichst wenig fühlbar zu machen: wenn ihre wohlwollenden Absichten nicht erreicht worden sind, trägt sie jetzt nicht die Schuld; wohl aber werden die wahrhaft aufrichtigen Freunde des Welfenhauses es von Neuem tief zu beklagen haben, daß man durch verwerfliche Mittel und zu völlig unerreichbaren Zwecken Zwiespalt und Verirrung in die Gemüther gebracht und Einzelne zu Handlungen verleitet hat, welche jetzt die Ahndung des Gesetzes herbeiziehen.

Privat-Correspondenz aus Hannover.

Die hier vorgenommenen polizeilichen Recherchen und Verhaftungen, namentlich die Abführung des Hofbanquiers F. Simon haben die Gemüther in eine leicht begreifliche Aufregung versetzt, welche sich in eben dem Maaße vergrößert, als die Gerüchte Umfang und Gefährlichkeit der Verschwörung — denn um eine solche handelt es sich ja — beliebig übertreiben.

Daß die Fäden der Intriguen nach Hietzing hinreichen, ist wohl sicher; ebenso, daß sie von unserem malcontenten Hofadel weiter gesponnen worden sind. Daß aber die Verblendung unseres ehemaligen Fürsten und seiner angeblichen Getreuen so weit gehen konnte, an einen Umschwung der Dinge zu ihren Gunsten zu glauben, daß sie einen solchen Umschwung auf gewaltsamem Wege herbeiführen zu können sich getrauten, das ist ebenso erstaunlich, als die Wege verabscheuenswerth sind, welche man zur Erreichung des Ziels einschlug.

Sein Spiel zu treiben mit der alten Treue, der alten Hingebung, mit den besten Empfindungen des Menschenherzens, das sollte eines Fürsten un-

würdig sein, welcher, wenn er nicht alte Treue belohnen kann, ihr wenigstens den Zwiespalt der Pflichten ersparen sollte. Welche ungeheure Verantwortlichkeit aber ladet man in Hietzing und wo sonst noch die abenteuerlichen und für die Ruhe des Landes so verderblichen Pläne einer Insurrection gesponnen werden, auf sich, daß sich gerade an jene Empfindungen, vor welchen man Respekt haben sollte, die Verführung anhängt und diejenigen ins Verderben stürzt, welche nicht geistesstark genug sind, um klar in die Verhältnisse blicken zu können, oder sich einer ihnen nahe gelegten Collision der Pflicht siegreich zu entwinden. Es ist nicht zu erwarten, daß gerade die Hauptschuldigen von der ihnen gebührenden Strafe ereilt würden; mindestens derjenigen aber können sie nicht entgehen, welche in der thatsächlichen Widerlegung der Illusionen besteht.

Die Falschwerberei, welche mit so viel Arglist und so großer Geldverschwendung betrieben worden ist, um eine welfische Legion zu bilden, an die sich im günstigen Moment einer feindlichen Invasion eine Insurrektion anlehnen könnte, hat so wenig Erfolg gehabt, daß gerade in diesem Mißerfolge der beste Beweis für die anderweitig vielfach bestätigte Erfahrung liegt, daß das Land mit dem neuen Zustand der Dinge sich ausgesöhnt hat, daß es nicht lüstern ist nach einer Rückkehr zu der alten Ordnung der Dinge und daß König Georg darum sich doppelt gemahnt fühlen sollte, sein eigenes selbst verschuldetes Unglück mit Würde zu tragen, um dem Lande, welches einst in Liebe und Treue an ihm hing, seinen fürstlichen Dank dadurch zu bezeigen, daß er ihm den Frieden läßt, statt solchen ihm gewaltsam zu nehmen.

Das offene Sendschreiben eines hannoverschen Geistlichen, welches vor einiger Zeit in die Oeffentlichkeit gelangte, hat diese Mahnung in eindringlichster Weise an König Georg gerichtet, ohne daß es ihm gelungen ist, das Herz desselben zu rühren, oder auf sein christliches Gewissen Eindruck zu machen. Man hat seitdem das Schreiben als apokryph verdächtigt! Als ob dadurch die innere Berechtignng der Mahnung aufgehoben, ihre überzeugende Begründung abgeschwächt würde! Gerade die jetzigen Vorgänge führen ihr eine neue Unterstützung zu. Es gilt nicht mehr wie damals, als das Sendschreiben erschien, nach außen dem lauernden Feinde die Berechnung auf innere Zwistigkeit abzuschneiden; aber es gilt noch immer „nach innen den Eifer vieler guten Gewissen vor schwerer Versuchung zu bewahren."

Möge sich vor Allen König Georg selbst vor Versuchung bewahren und seine Fürstenehre nicht verderblichen Rathschlägen preisgeben.

„Eine Krone von Gottes Gnaden ist eine Herrlichkeit, aber dem, der ihrer verlustig ging, ist, wenn er getreu bleibt in gottgefälligem Hoffen, eine noch herrlichere verheißen. Eine Krone aus der Hand fremden, feindseligen und selbstsüchtigen Uebermuths ist eine Erniedrigung für den, der sie nimmt, und für das Volk, das zu ihr aufsehen soll, als zur Krone seines Herrn."

Pariser Privat-Correspondenz.

Das „Journal des Debats" zählte dieser Tage die Consequenzen der Londoner Conferenz auf; die wichtigste für uns Pariser aber blieb unerwähnt: der Fremden-Zufluß, welcher sich jetzt über Paris ergießt.

Mag die Regierung unsere Grenzfestungen, welche nach der Versicherung jenes Blattes in so hilfsbedürftigem Zustande sich befinden, noch so energisch zur Abwehr rüsten; die Invasion ist vollständig.

Die unglücklichen Eingeborenen wissen nicht mehr, zu welchem Heiligen sie sich wenden sollen. Unter dem Vorwande, die Fremden bedenken zu müssen, liefern die Restaurants die schlechtesten Lebensmittel und die Café's wahrhaft verabscheuenswerthe Erfrischungen. Verlangt ihr nach neuen Zeitungen, so nehmen die Garçons so wenig Notiz von euch, als ob ihr gar nicht auf der Welt wäret. Ihr wartet fünf und zwanzig Minuten — dann faßt ihr einen solchen Burschen ab und macht ihm Vorwürfe über seine Saumseligkeit. Aber was ist die Antwort? Entschuldigen Sie, mein Herr, ich hielt Sie für einen Fremden.

Eben so machen's die Kutscher auf dem Boulevard, wenn ihr sie anruft. Aus Furcht, einen Fremden nach der Ausstellung fahren zu müssen, wenden sie sich von euch ab und pfeifen die Reime der „Reine Hortense".

Eben so wenig könnt ihr des Sonntags einen Wagen erlangen, wenn euch die Lust ankommt, Paris auf einige Tage zu verlassen. Wollt ihr etwa nach Orleans, so erhaltet ihr zur Antwort, daß ein fremder Fürst auf der Ostbahn erwartet werde, wohin der Wagen bestellt sei.

Die Einnahmen der Tourniquets steigern sich enorm. Sie beliefen sich dieser Tage auf 60,000 Francs; am Sonntage zählte man 100,000 Entrées.

Unter dieser Masse, welche so wenig erkenntlich zu sein scheint für die Opfer, welche wir ihr bringen müssen, giebt es natürlich viele interessante und hervorragende Persönlichkeiten, welche Paris nicht für eine eroberte Stadt ansehen. Manche von ihnen haben uns schon Lectionen gegeben, die wir nicht sobald vergessen werden. Manche von ihnen bereiten in ihrem Hause eine Aufnahme, welche an die besten Zeiten Frankreichs erinnert. So machte sich Prinz Oscar zum Cicerone französischer Damen bei dem schwedischen Theile der Ausstellung und als der Prinz von Wales dieser Tage die Straße Casimir Prior entlang ging, im Augenblick, da in einem dort gelegenen Hotel gerade Feuer ausbrach, mischte er sich unter die Leute, welche zu Hilfe eilten, und bot der Hauswirthin seine Hilfe an. Uebrigens, um gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Franzosen sich in der Fremde ebenso benehmen würden, aber der Regen von Gulden, Thalern, Rubeln, Piastern, Dollars rc., welcher auf sie einströmt, hat sie so wirbelig gemacht, daß sie auch die alte französische Höflichkeit rein vergessen haben. Noch ein Beispiel ausländischer Höflichkeit:

Gestern Abend befand sich eine Gesellschaft von etwa zwölf Personen, meistens Schweden, im Salon einer Dame, welche gleichfalls eine geborene

Schwedin ist. Gegen 10 Uhr, als man eben im Begriff stand, den Thee einzunehmen, stürzt plötzlich der Bediente, mit verstörter Miene in das Zimmer und flüstert der Frau des Hauses einige Worte in's Ohr.

— Wäre es möglich! ruft die Dame und erhebt sich, um nach der Thüre zu gehen. Man wird natürlich sehr neugierig; was kann geschehen sein? Glücklicher Weise löst sich das Räthsel sehr bald.

Prinz Oscar trat ein; begrüßte die Hausfrau und küßte ihr mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Hand, indem er sagte: Man hat mir berichtet, daß ich Landsleute hier treffen würde, und ich bin ohne Umstände hierher gekommen, auch für mich um eine Tasse Thee bittend.

Und sodann hatte er für Jeden ein freundliches Wort; namentlich wußte er einem unserer Romandichter, welcher wegen seiner schwedischen Romane berühmt ist, viel Schmeichelhaftes zu sagen.

Am Dienstag sind der König und die Königin der Belgier, so wie Prinz Hohenlohe angekommen, und man erwartet zunächst den Vice-König von Aegypten. Das Elysée wird auf's Prächtigste hergerichtet für die Feste, welche dort den erlauchten Besuchern der Ausstellung gegeben werden sollen. Aber nicht bloß für diesen Zweck. Die ehemalige Residenz des Prinz-Präsidenten soll nämlich den Kaiser von Rußland beherbergen, welcher nächsten Monat erwartet wird. Zur nämlichen Zeit soll auch der König von Preußen hier eintreffen und da jetzt auch der Besuch des Kaisers von Oesterreich angemeldet ist, können Sie sich denken, welche Gerüchte sich an den gleichzeitigen Besuch dieser Fürsten knüpfen. So groß auch die Anziehungskraft unserer Ausstellung ist — Niemand zweifelt, daß noch höhere Motive diesen Besuchen zu Grunde liegen. Es handle sich um einen Monarchen-Congreß, welcher die wichtigsten Fragen der europäischen Politik in vertraulichen Besprechungen der Lösung entgegenführen werde. Wir sehen voraus, daß diese erhabene Vereinigung gekrönter Häupter den Glanzpunkt unserer Saison bilden wird, nach dessen Verschwinden das Interesse an der Ausstellung erlöschen oder doch der Strom des fremden Besuches versiegen würde. Unsere Regierung aber hofft sicherlich noch auf ein anderes Resultat. Sie wird sich in der öffentlichen Meinung Frankreichs retabliren, in welcher sie wegen einer Reihe von Mißerfolgen große Einbuße erlitten hat. Aber in den Mittelpunkt des europäischen Concerts gestellt, wird sie ihr Prestige wieder gewinnen!

Geschichtliche Rückblicke.

Hannover, im Mai 1867.

Ob es schon an der Zeit ist, mit dem politischen Denken, Fürchten und Hoffen einmal Rast zu halten? Drängen nicht noch die zwingenden Ereignisse auf das öffentliche Leben und unterwerfen dem Herrscherrechte der Macht, was die erschreckte Theorie allein beherrschen wollte?

Nicht um auszuruhen auf der Höhe des Erlebten, sondern nur um den Blick für die Zukunft zu klären, sammeln wir die Gedanken im prüfenden Rückblick auf die durchmessene Bahn. Warmen Herzens, aber ohne die Erregungen der Leidenschaft sehen wir auf das Vergangene zurück, und der Ernst der Betrachtung bewahre uns vor den Täuschungen parteilicher Engherzigkeit. Steht unser Fuß auch auf den Trümmern eines Königsthrones, — wir trauern nicht wie einst die Juden auf den Trümmern Jerusalems. Den Schutt bedecken die Baustücke eines neuen Heiligthums.

Der Kampf des Lebens dreht sich um Verlust und Gewinn, um Opfern und Erringen. Die „Arbeit" füllt das Leben des Einzelnen, wie der Familie, wie des Staates. Selbst die Träger des religiösen Lebens werden in dem Evangelium Arbeiter im Weinberge genannt. Alle arbeiten um den Groschen der Vergeltung.

So ist auch das Leben der Völker ein rastloses Arbeiten. Von der Höhe der Geschichte sehen wir die Arbeit des Menschengeschlechts sich von einem Volke auf das andere wälzen, und die Geschlechter des Volkes lösen sich in der Ringbahn der Erde ermattet ab. Das zu erkennen ist die Philosophie der Geschichte, und das Verständniß des letzten Zieles aller Mühe und Arbeit unter der Sonne ist das Ziel, an welchem der Glaube des Christen dem Denken des Philosophen die versöhnende Hand reicht.

Die Geschichte der Menschheit sondert nicht nur die Weise des neuen Kalenders in die vor und in die nach der Geburt des Heilandes. Jene mit dem „Aufgange aus der Höhe" im Meere einer großen Vergangenheit versinkende alte Welt hatte ihr eigenstes Princip, an dessen Verwirklichung ihre Nationen sich mühten und nach dessen Erfüllung sie im Grabe der Väter sich müde betteten. Das Evangelium weckte eine neue Welt, neu in allen Phasen und Gestalten, neu wie im innersten Wesen des Bestandes, so auch in den Formen und Farben seiner äußeren Erscheinung.

Nicht ist es unsere Absicht, in die Phasen der Geschichte der Menschheit zurückzuschauen. Ihre gewaltigen Züge lassen sich nicht auf dem engen Raume dieses Blattes zeichnen. Nur erinnern sollten diese Worte an die Einheit des Selbstbewußtseins der Menschheit, welche in der Geschichte der Völker und Staaten ihre zwingenden Consequenzen unerbittlich zieht.

Das christliche Princip bestimmte die Geschicke der Völker der neuen Welt. Der Feuereifer der aus grausamer Verfolgung erlösten Christen weckte und nährte die Idee der sichtbaren Beherrschung der Welt durch die christliche Kirche, und die Vorstellung, daß der Bischof in Rom der Nachfolger Petri und der Statthalter Christi sei, ward in den kindlich gläubigen Herzen der Christen jener Jahrhunderte zu einer die Welt beherrschenden Macht.

Die Darstellung der christlichen Kirche als des sichtbaren Reiches Gottes auf Erden lehnte sich an die schon nicht mehr wahre Tradition der Weltherrschaft des römischen Reiches, dessen Hauptstadt nicht absichtslos zum Sitze des Statthalters Christi ausersehen war. In jener Tendenz der römischen

Kirche wirkte nicht nur die kosmoecclesiastische Idee des die Welt umfassenden Gottesreiches, sondern auch der kosmopolitische Gedanke, welcher in der Gipfelung aller politischen Macht in dem Oberhaupte der christlichen Kirche seine Befriedigung suchte.

Die Weltmacht des römischen Reiches sank indessen zu solcher Schwäche zusammen, daß die Energie der Päpste die Hülfe eines kräftigeren Volkes sich suchen mußte, und es war nur die Folge geschichtlicher Nothwendigkeit, daß das rein germanische Volk, wie dieses sich am Ausgange der Völkerwanderung von den Grenzen Rußlands und Polens an bis an die Donau, den Rhein, die Nordsee und darüber hinaus seßhaft gemacht, der irdische Träger der Idee des päpstlichen Reiches ward. Zu der innigen Glaubenswärme und Treue der Deutschen gesellte sich die ungebrochene Kraft ihrer physischen Naturen, und es mochte Rom sich sicher fühlen, so lange dieser Arm zur Ausführung seiner hierarchischen Pläne dienen konnte.

Aber gerade das deutsche Volk vertrug die Politik der Päpste nicht und es war dieses Widerstreben der Nation, welches nach jahrhundertlangem Ringen das Band mit Rom zerriß. Der deutsche Geist läßt sich nicht unter das Scepter der Priesterherrschaft zwingen. So innig sein Glaube, so warm das Herz der Deutschen für Gott und seine Ehre schlägt, so treu sie im Gehorsam, so willig sie zum Dulden, das Bewußtsein der nationalen Kraft, die Heilighaltung der nationalen Freiheit, die Selbstständigkeit des geistigen Strebens und die Reinheit des sittlichen Lebens — das waren Momente, an welchen die Macht der Päpste brach und welche zu dem Werke der Reformation das kühne Mönchlein zwangen.

Die Reformation erschütterte das gesammte sittliche, geistige, politische Leben. Ihre Wirkungen drangen mit zerstörender und neu belebender Kraft in alle Kreise des menschlichen Lebens; das deutsche Volk, dessen Großthat sie war, ward fast ein anderes, so tief gingen die reformirenden Folgen der Reformation.

In politischer Hinsicht war es vor Allem die Gesammtverfassung Deutschlands, welche von der Reformation im Grunde erschüttert wurde. War schon seit langem die Macht des Kaisers das Ziel der widerstrebenden Fürsten gewesen: so offen hatte doch der Kaiser noch nicht als Haupt einer Partei im Reiche den für die neue Glaubenslehre kämpfenden Fürsten gegenüber gestanden, und die Nothwendigkeit, am Ausgange der Religionskriege durch einen völkerrechtlichen Vertrag zwischen dem Kaiser und seinen Bundesgenossen an einem und den protestantischen Reichsfürsten am anderen Theile der blutigen Fehde ein Ende machen zu müssen, öffnete den Sarg, der „Kaiser und Reich" demnächst verschließen sollte.

Seit dem Augsburger Religionsfrieden war der Partikularismus das Princip, das die Entwickelung des öffentlichen Rechtes und Lebens in Deutschland offen beherrschte. Der dreißigjährige Krieg mit dem Friedensschluß zu Münster und Osnabrück sanctionirte dasselbe in actenmäßiger Form. Seitdem hielt Nichts mehr die auf die abschüssigste Bahn gedrängte Reichsverfassung. Alles, was nunmehr geschah, schwächte die Macht des Ganzen, um

die Gewalt der Theile zu erhöhen. Das System des Partikularismus ward mit immer strengerer Consequenz auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ausgebaut. Fürsten und Unterthanen konnten sich nicht anders denn als in den eigenen Landesgrenzen selbstberechtigt und unabhängig lebende Gemeinschaften denken, und welche sich noch zum „Reich" Gehörige nannten, thaten dieses nur in der Absicht, ihre Selbstständigkeit gegen Preußen, Hannover, Mecklenburg u. s. w. zu bezeichnen.

Diese Richtung der inneren deutschen Geschichte wirkte auf den Zustand des gesammten Reiches und seiner Glieder auf das Nachtheiligste. Zerrissen in zahllose „reichsunmittelbare" Territorien geistlicher und weltlicher Herren und Herrchen und freier Städte, Stifter und Dörfer, nur durch das schlaffste Band, welches die vergilbte reichsgeschichtliche Tradition noch gewähren konnte, in losem Zusammenhange gehalten: so war die äußere Physiognomie des deutschen Reiches. In seinem Innern aber herrschte Eifersucht und Neid der Stämme und lähmten die so schon machtlose Macht zu völliger Ohnmacht. Ein jeder fürstlicher Hof fand sich berechtigt, dem entsittlichenden Muster des fränkischen Syberitenkönigs zu folgen, und die ganze Regierungswirthschaft beschränkte sich fast aller Orten auf das einzige Ziel: für eine möglichst üppige Hofhaltung die thunlichst größten Mittel von den Unterthanen zu erhalten.

Alles lag darnieder, Handel, Gewerbe, Ackerbau. Die Quellen eines nationalen Wohlstandes waren durch den Schutt vermoderter Gesetze und Wirthschaftsprincipien verstopft. Der Puls des Reiches war kaum noch vernehmbar. Bleiern rollte das spärliche Blut noch durch die Adern des ersterbenden Reiches. Selbst die Wissenschaft war nur eine spärlich fließende Quelle patriotischer Gesinnung. Nationalgeist und Nationalehre waren Begriffe, welche selbst einen Lessing und Herder verspotteten. Mußten doch auf der Fürsten Geheiß die Kaiser des 18. Jahrhunderts schwören, „den großen Geist der Nation allergnädigst abzuthun — diesen Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde." So klagte Justus Möser.

Das Bild, welches die äußere Gestaltung und das innere Leben Deutschlands im 18. Jahrhundert darboten, — wahrlich! ein traurigeres ist nicht zu denken. Völlige Machtlosigkeit des Reiches, dessen Kaiser die Wahlcapitulationen endlich mit 14,000 Gulden auf des Reiches Altentheil gesetzt hatten; Sittenlosigkeit an den meisten der aller politischen Ideen baaren fürstlichen Höfe; ein tödtender Schlendrian in allen Kreisen des gewerblichen Lebens; Wissenschaft und Kunst ohne jeglichen Patriotismus.

Die öffentlichen Zustände waren allgemein so verkommen, das öffentliche Leben fast im ganzen Reiche so tief erkrankt, daß eine Heilung und Rettung der Nation aus dem Reiche heraus undenkbar war. Reformatorische Unternehmungen setzen die Energie einer gesunden Kraft voraus, welche der Macht der Gewöhnung an lästige Irrthümer und hemmende Zustände überlegen ist. Wo hätte aber das Reich eine solche Kraft besessen, da Kaiser und Reich machtlos, die Fürsten des Reiches ohne Patriotismus, die Unterthanen ohne

politisches Verständniß, ja fast ohne Verlangen nach besseren politischen Zuständen? Der einzige deutsche Staat, in welchem deutsche Kraft herangewachsen und gestählt, hatte seinen großen König nicht mehr, und auch dort war noch Deutschlands weniger als Preußens gepflegt.

Als der Sturm im Westen losbrach und an das morsche deutsche Reich stieß, stürzte dieses in sich zusammen; aber das deutsche Volk ward in dem Ofen der Trübsal geläutert und in den Jahren der Heimsuchung bewährte sich die unüberwindliche Kraft, die unantastbare Würde seines nationalen Charakters. Der schwer lastende Druck der Fremdherrschaft weckte das abhanden gekommene nationale Bewußtsein und das sehnlichste Verlangen nach freier Selbstbestimmung. Unter den Trümmern des Reiches und seiner Geschichte sproßten mit jugendfrischer Ueppigkeit die Keime des neuen politischen Lebens und es bedurfte das urkräftige Volk der Deutschen nur der kurzen Spanne Zeit, um in der Heldenkraft der Väter wieder dazustehen und Deutschland aus dem Strudel der Völkerstürme siegreich zu retten.

Deutschland war 1815 so deutsch wie noch nie zuvor. Die Unheilsfrüchte seiner inneren Geschichte, welche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gezeitigt, alle morschen und abgestorbenen Zweige waren von dem noch lebenskräftigen Baume durch den Sturm der Ereignisse abgeschüttelt. Der Macht der Geschichte verdankte Deutschland das heilsame Werk seiner politischen Reformation.

Welche Elemente aber fand die Reform der deutschen Gesammtverfassung 1815 vor? Noch einmal blicken wir in die zurückliegenden Erlebnisse der deutschen Nation zurück, und vergegenwärtigen uns in kurzen Sätzen die Erfolge ihrer Vergangenheit für die Gestaltung der neuen Gegenwart. Wir sehen zuerst das Ringen des deutschen Volkes mit der Hierarchie des Papstthums, welche in der Reformation für immer besiegt ward; alsdann das immer klarer und mächtiger hervortretende Drängen der Stämme und Genossenschaften dieser Nation wider die ihm einst durch die Schärfe des Geistes und des Schwertes eines Karl des Großen aufgezwungene Form des antinationalen Reiches, welches endlich seinen Fürstenthümern zur Beute fiel.

Das 19. Jahrhundert fand nur negative Erfolge der deutschen Geschichte vor; Hindernisse der nationalen Selbstständigkeit und des Herausbauens einer Gesammtverfassung für Deutschland waren beseitigt, aber für diese selbst schien Positives nicht gewonnen zu sein. Allein es hatten diese Hindernisse der nationalen Entwickelung, diese Ungunst aller politischen Erlebnisse Deutschlands den Keim nicht erstickt, welcher jetzt sich freier gestalten und der Anfang einer gesunden kraftvollen Entfaltung Deutschlands werden konnte. Das war der ureigene Trieb der deutschen Stämme, durch eine föderative Gesammtverfassung die Wahrheit und Kraft im Innern und nach Außen zu gewinnen, welche das Königthum des Reiches zu geben nicht vermocht hatte.

Mit dem Widerstreben gegen „Kaiser und Reich" wuchs seit der Reformation die Neigung der deutschen Reichsstände zu Bündnissen, welche die Kraft der Glieder des Reiches trotz Kaiser und Reich zusammenschließen und ersetzen sollten, was weder das Reichsgericht noch das Reichsheer gerettet

hatten. Die Idee der conföderativen Umgestaltung Deutschlands belebte die größten Köpfe der Patrioten; von ihr hoffte ein Leibnitz und Friedrich der Große allein noch Heil für Deutschlands politische Zukunft. Die mannigfachsten Projecte der Politiker, vielerlei Versuche der Reichsstände beweisen, wie gering das Vertrauen zum „Reich" und wie ernst das Verlangen nach einem Besseren war.

Nicht der Reichsstaat Karls des Großen, sondern der Bundesstaat der deutschen Stämme war das Ideal, welchem die internationale Politik der letzten Jahrhunderte immer klarer und immer selbstbewußter nachgerungen, und diese Idee war es, welche auch den Verhandlungen im Wiener Congresse über Deutschlands künftige Gesammtverfassung vorschwebte. Die Conföderationsidee des 17. und 18. Jahrhunderts hatte indeß durch die Ereignisse im ersten Jahrzehend des 19. eine veränderte Gestalt bekommen, seitdem die alles politischen Lebens baaren und unfähigen Reichsterritorien beseitigt und den lebensfähigeren eingefügt waren. Es gab als mögliche Subjecte der Conföderation außer den beiden Großmächten nur noch einige dreißig souverainisirte Territorien, welche theils ihrer materiellen Bedeutung wegen, wie die vier Königreiche und die beiden hessischen Staaten, theils wegen der intimen Beziehungen ihrer Fürstenhäuser zu fremden Mächten, wie Oldenburg und Braunschweig, theils als die Gebiete eines fürstlichen Gesammthauses, wie des anhaltinischen und des sächsischen, theils endlich wegen der glänzenderen Reminiscenzen des Fürstenhauses, wie des schwarzburgischen und des lippe'schen, den Mediatisirungen entgangen waren.

Mit der Voraussetzung der völligen Souverainetät aller dieser deutschen Staaten begann der Wiener Congreß das dringende Werk der politischen Neugestaltung Deutschlands. Die Werke dieses Congresses sind bekannt. Legte er für Frankreich durch die Wiederberufung der verhaßten Bourbons auf den Thron den Grund zu der kaum 15 Jahre später ausbrechenden Julirevolution, so fixirte er für Deutschland einen Zustand, dessen Unhaltbarkeit schon der ersten Bundesversammlung nicht entging, dessen vertragsmäßige Beurkundung demselben aber den Schein der Legitimität verschaffte. Die mächtige Beeinflussung der Verhandlung des Congresses über die deutsche Frage durch die partikularistischen Reminiscenzen, welche die mittleren und kleineren deutschen Staaten unter Oesterreichs und der fremdländischen Mächte Schutz eifersüchtig pflegten, verschob von vornherein das Fundament der Gesammtverfassung Deutschlands, und der „Deutsche Bund" ward als ein künstlicher Bau dem deutschen Volke und seinen Staaten so widerwillig aufgedrängt, wie einst die Reichsform Karls des Großen.

Zwar ging die Bundesacte von 1815 von der Anerkennung der Nothwendigkeit einer conföderativen Gesammtverfassung aus, allein in solcher Weise und unter solchen thatsächlichen Voraussetzungen konnte diesem Interesse Deutschlands, dem Anrechte, welches dasselbe durch seine Befreiung sich von Neuem erworben, nicht entsprochen werden. Die Schicksale der Vergangenheit hatten doch zur Genüge das Elend einer staatlichen Gemeinschaft, in welcher ein jedes Glied die Möglichkeit gemeinschädlicher Renitenz besaß und

aus kleinlich egoistischer Eifersucht so gern benutzte, bewiesen. Die Ohnmacht des deutschen Bundes und die Schmach Deutschlands unter seiner Herrschaft haben diese Beweisführung leider zu gründlich und empfindbar fortgesetzt.

Wäre es nun politische Kurzsichtigkeit der conföderirten Mächte gewesen, welche diesen Bund aus materiell ungleichen, rechtlich aber völlig gleichgestellten politischen Subjecten für möglich gehalten, so konnte Deutschland sich bedauern lassen, ohne über ein solches Unglück erbittert zu sein. Aber es ist allem Zweifel entgegen, daß die wohlberechnete Intrigue des habsburgischen Metternichs es war, welche ein solches internationales Staatensystem schuf, daß immer ein bedeutender Theil Deutschlands in einem gewissen Gegensatze gegen den neidisch und ängstlich beobachteten deutschen Rivalen erhalten werden und eintretenden Falles als Verbündeter der österreichischen Hauspolitik auf Kosten Deutschlands die Macht der Habsburger stützen konnte. Es lassen sich jetzt die Minen der metternichschen Politik, die von Kopf bis zu Fuß nur österreichisch und nichts weniger als deutsch war, klarer übersehen. Begnügte dieselbe sich doch nicht einmal mit jenem so antideutschen wie antipreußischen System der Bundesverfassung, sondern freute sich auch der Einverleibung der einstigen geistlichen Churlande in die preußische Monarchie in der stillen Hoffnung, daß die 6 Millionen Katholiken das Aufblühen dieser protestantischen Macht schon hindern werden.

Der Fehler der deutschen Verhandlungen des Wiener Congresses lag in der Mißachtung oder auch in der Verkennung der Mission Preußens und der Hohenzollern für die Regeneration Deutschlands. Man wollte nicht zugestehen, daß der kräftige Ansatz, welchen deutsches Wesen und die nationale Kraft in dem deutschen Norden unter dem Adlerfluge der Hohenzollern genommen, der Ausgangspunkt der neuen Entwickelung der deutschen Politik sei. Anstatt das Resultat der preußischen Geschichte für den Neubau Deutschlands zu benutzen und die Präponderanz Preußens in Deutschland als Prinzip anzuerkennen, richtete die alte Eifersucht der Stämme und Fürsten sich mit allen Mitteln gegen den Fortgang jener preußisch-deutschen Entwickelung. Man wollte nicht zugestehen, daß von dem jungen Königsthrone des großen Friedrich die Kraft ausgehe, welche Deutschland und die Deutschen von dem Abgrund selbstmörderischer Zerfahrenheit zurückgerufen, welche die Macht des deutschen Wesens wieder sammelte und das fast verschüttete Licht des deutschen Namens wieder auf den aufgerichteten Leuchter stellte. Es sollte der geschichtlich bewährten Mission der Hohenzollern nicht schuldige Rechnung getragen werden; es wollte Oesterreich Deutschland schwach erhalten, um desto sicherer die Erfolge der preußisch-deutschen Politik vereiteln zu können, und der Zustimmung der anderen europäischen Großmächte konnte diese Politik gewiß sein.

Richtig war ja, daß die deutsche Geschichte die Idee einer conföderativen Gesammtverfassung geboren und nur auf deren Verwirklichung hingewiesen hatte: aber es durfte nicht eine Conföderation so vieler und so verschiedener Staaten sein, welche auf der schärfsten Consequenz der völker- und staatsrechtlichen Souverainetät beruhte und auch in der Verfassung wie in dem Leben des Bundes nur zu dieser sich bekennen mochte.

Daß man die Vorrechte der preußischen Macht den Traditionen des österreichischen Reiches nachsetzte, daß man die Errungenschaften Deutschlands durch das preußische Königthum der alten Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands opferte: es hat sich bitter gerächt. Es bedarf nicht einer Erinnerung an die vergeblichen Hoffnungen des Patriotismus auf eine Einlenkung der Politik des Bundestages in die Bahn bestimmender Thatsachen, an die Wiederholungen jener Politik der Schwäche, durch welche das alte Reich sich um Credit und Existenz geholfen. Das Erlebte liegt noch zu nahe, um schon dem mildernden Urtheil des späteren Geschlechts verfallen zu sein.

Aber die Interessen der deutschen Nation und das Recht der preußischen Politik waren glücklicher Weise mächtiger, als die Fehler und Intriguen des Wiener Congresses. Nur mit immer mehr steigendem Eifer drängte die innere Entwickelung Deutschlands und seiner Staaten auf die Redressirung jenes Grundfehlers der deutschen Bundesverfassung. Vielerlei schien dabei günstig zu wirken. Erregte in dem einen Staate die Starrheit des weniger als unpopulären Regiments die lebhafteste Sehnsucht der Bevölkerung nach den glücklichen Zuständen, deren sich die Industrie und der Handel und alle materiellen Verhältnisse in Preußen unter dem Einflusse einer an richtige Gesichtspunkte gewöhnten Gesetzgebung erfreuten, so untergrub in dem nördlicheren Nachbarstaate eine unüberwindliche Antipathie des Monarchen gegen Preußen den Thron und erweckte in dem einsichtsvolleren Theile der Unterthanen ein tiefes Bedauern, mit welchem sich die Besorgniß vor einer ernsten Katastrophe der internationalen Geschichte vermischte.

Das Mißgeschick der Elbherzogthümer war es aber vor Allem, was die rettende That der preußischen Politik in Deutschland zeitigte. Schien es auch bis dahin, als müsse die kurhessische Frage der Wendepunkt der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert werden, so zeigte sich doch nach dem Tode des Königs-Herzogs in Kopenhagen gar bald, daß jene nur beiläufig dem Fortschritt der preußischen Mission in Deutschland zu Hülfe kommen sollte, daß aber der alte nationale Schmerz um die Unbilden der Dänenwirthschaft in den unbesiegbaren Herzogthümern ein besserer Anlaß sei, Deutschlands Geschichte in die einzig richtige, in die allein rettende Bahn hineinzulenken.

Wie es kam, daß die Befreiung dieser Herzogthümer vom Joche der Dänen die Fessel brach, welche deutsche Macht und deutsche Ehre so lange darnieder gehalten, ist noch in Aller lebhaftester Erinnerung. Der alte hundertjährige Hader Deutschlands wider Oesterreich und Oesterreichs wider Preußen kam endlich zu einem Austrage, und ein günstiges Geschick wandte den Sieg auf Preußens Seite.

Der deutsche Bund, von welchem galt, was einst im 12. Jahrhundert die Aebtissin Hildegard vom deutschen Reich weissagend klagte, daß er Deutschland mehr zur Last als zur Ehre gewesen, dieses metternichsche Steckensystem sank in das schon 1815 ihm geöffnete Grab und es rettete die sieghafte That Deutschland in Preußen.

Wohl mag es wie eine seltsame Laune der Geschichte erscheinen, daß die verhältnißmäßig lebensfähigsten Staaten Norddeutschlands in diesem Kampfe

zu Preußens Gunsten untergingen, während die so viel kleineren und eines selbstständigen politischen Lebens fast unfähigen Staaten sich retteten und jetzt in einem Bündniß stehen, in welchem die Verschiedenheiten des politischen Gewichtes noch schroffer hervortreten, als einst in dem System des deutschen Bundes. Allein wir kennen das verschiedene Verhalten der deutschen Fürsten in dem Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich und sehen den Grund des verschiedenen Schicksals derselben in diesem Verhalten.

Allzuoft gemachte Erfahrungen zwangen das preußische Gouvernement zu jener Energie, vor welcher die welfische Antipathie und der hessische Starrsinn unterlagen, und in welche die Besorgniß der kleineren Staaten vor Preußens Uebergewicht sich finden mußte. Daß es der Schärfe des Schwertes bedurfte, eine deutsche Politik und deutsche Macht zu ermöglichen, bleibt zu beklagen, aber wer hat dies verschuldet? Spreche uns doch Niemand von dem besseren Wege friedlicher Verständigung. Nach dem September 1863 sollte eine Hoffnung auf die Gunst friedlicher Verhandlungen doch nicht mehr zu finden gewesen sein.

Wie tief aber der Widerwille etlicher Fürsten gegen die preußische Hegemonie war, davon geben noch die nicht weiter fortgesetzten Verhandlungen über die Errichtung wirksameren Küstenschutzes vom Jahre 1860 deutlichsten Beweis. Mit welcher Entschiedenheit wurde damals von dem hannoverschen Gouvernement der preußischen Initiative begegnet, obwohl doch die preußische Regierung durch ihre so erheblich viel größere Küstenlänge gewiß ein Recht hatte, sein Interesse besonders zu betonen. Man wollte damals am Hofe der Welfen die Sache zu einer Bundessache stempeln, um so dem odium der „preußischen Spitze" zu entgehen. Welche Aufnahme aber der doch wahrhaftig einer Rechtfertigung nicht bedürfende Versuch der preußischen Regierung, durch Militärconventionen den Nachtheilen der zersplitterten Armeeorganisationen etwas zu begegnen, bei den kleineren und kleinsten deutschen Höfen fand, dazu lieferte uns ein kleines politisches Intermezzo auf Norderney im Jahre 1859 ein schlagendes Beispiel. Es wird sich der jetzt regierende Fürst eines kleinen Staates erinnern, damals dem Könige Georg seine Besorgniß über die erfahrene Intention der königlich preußischen Regierung, das Verhältniß der Bundescontingente der kleinen Staaten zu Gunsten der Bundesarmeecorps zu verändern, mitgetheilt zu haben. Hätte nicht später die Macht der Ereignisse diese Besorgniß überwunden, so fände sich wohl schwerlich dieser Fürst jetzt in der Zahl der Bundesgenossen des Königs Wilhelm und würde schwerlich das so lange beseufzte Elend der Kleinstaaterei sein endliches Ende gefunden haben.

Große Perioden der Geschichte verkünden sich stets durch gewaltig wirkende Thaten. Ohne die blutigsten Kriege der erbitterten Leidenschaften hätte nicht einmal der Segen der Reformation über die Herzen der Menschen und über das Loos der Staaten sich ausbreiten können. Danken wir Gott, daß Deutschlands Glück nicht längeren Krieges, nicht größerer Opfer bedurfte!

Auf der Höhe der Gegenwart verstehen wir die hinter uns liegenden Wege der Geschichte, die Bedeutung und den Gewinn, dessen wir Deutsche

uns jetzt in Preußen und mit Preußen freuen. Nach der Belebung des nationalen Bewußtseins, nach dem Erwachen der Sehnsucht nach einer Deutschlands politischer Macht und Würde entsprechenden Gesammtverfassung hat jetzt die unvergleichliche Staatsweisheit und Energie der Regierung König Wilhelm's den Weg geöffnet, auf dem allein der Traum des Barbarossa Leben und Wahrheit werden kann.

Deutschlands Ehre, Macht und Friede nur unter dem Adlerfluge der Hohenzollern!

Der Wald und sein Einfluß.

I.

„Der Mensch öffnet die Nacht der Wälder dem Sonnenstrahle, breitet lachende Fluren aus und giebt Licht und Wärme dem nährenden Korne. Er entreißt Land dem Meere, er leitet dürrem Sande befruchtende Ströme zu; Zonen mit Zonen verbindend, trägt er Asiens reichliche Gewächse nach dem kälteren Europa, härtet sie für rauhere Luft ab und läßt in der Fluth deutscher Ströme Ascalon's Trauben und Anatolien's Blüthenbäume sich spiegeln." — So sprach sich einst ein Gelehrter in einer Rede aus, um den Einfluß des Menschen auf die Kultur zu bezeichnen. Aber noch gewaltiger und weitergreifend prägt sich der Einfluß des Menschen auf die ganze Physiognomie des Landes, welches er bewohnt, aus, wenn man die deutlich in die Augen fallenden Veränderungen betrachtet, die er durch Ausrottung oder Anpflanzung von Wäldern hervorgerufen hat. Man wird zugleich über den innigen Zusammenhang der Wälder mit dem Klima und der Fruchtbarkeit des Landes, mit der Größe und Menge seiner Ströme, der Beschaffenheit und Art seiner Thiere staunen. Selbst ein anderer Himmel scheint sich durch ihren Einfluß über das Land zu wölben und Regen und Sonnenschein unter ihrem Befehle zu stehen.

Axt und Pflug sind von jeher in der alten und neuen Welt den Wäldern feindlich entgegengetreten und durch ihre Einwirkung hat sich die Physiognomie manches Landes in dem Laufe von Jahrhunderten so sehr umgestaltet, daß wir sie nimmer zu begreifen vermöchten, wenn uns nicht der Einfluß des Waldes darüber Aufschluß gäbe. Derselbe ist bedeutend größer, als er auf den ersten Augenblick erscheint.

Erwägt man, daß die dunkle, keine Zurückstrahlung gestattende Farbe der Waldungen die Wärme gleichsam einsaugt, so erkennt man leicht, daß sie die Temperatur eben so erniedrigen, wie die sandigen Bodenflächen sie erhöhen, wie dieses in Afrika's von glasigtem Sande bedeckten Wüsten der Fall ist, wogegen Guyana's unermeßliche Wälder in Folge ihres dunklen Grünes die Sonnenhitze bedeutend vermindern und unter gleicher Breite in der jährlichen Mitteltemperatur einen Unterschied von mehr als 8 bis 10° R.

erzeugen, um welchen das Thermometer hier tiefer steht als dort. Aus allen Zusammenstellungen der mittleren Temperatur von Gegenden unter gleicher Breite, deren eine entwaldet, die andere bewaldet ist, ergiebt sich stets ein Unterschied von 1 bis 3° R., um welchen die Temperatur waldreicher Gegenden tiefer steht. Ein Vergleich von Frankreich und den Niederlanden mit Ungarn, Böhmen, Bayern, Oesterreich und Preußen hinsichtlich des Festlandsklima's giebt jenen Unterschied zu erkennen, welcher von 2 bis 6° steigt, wenn man Frankreich mit dem westlichen Rußland, mit Louisiana, Guyana und den Vereinigten Staaten Nordamerika's vergleicht.

Anschaulich wird diese Thatsache durch die Senkungen der isothermen Linien in waldreichen Gegenden und durch ihre Erhebungen in waldarmen dargethan; sie gehen in jenen tiefer nach dem Aequator hin, um gleiche Mitteltemperatur zu erreichen, weil die Waldungen eben so sehr die Wärme als Kälte vermindern, in diesen daher höher hinauf; die Isotherme von 8° R. geht in den Niederlanden über 53° der Breite hinauf, in Rheinpreußen und im Hessischen bis 50½° herunter, erhebt sich in Norddeutschland etwas über 52° und senkt sich in den sächsischen Landen, in Böhmen und Galizien bis zu 49° der Breite herunter, weil diese Länder sehr waldreich sind, weswegen eine geringere Breite erforderlich ist, um jene Herabdrückung der mittleren Wärme durch die Waldungen durch eine südlichere Lage auszugleichen. Die Isothermenkurve von 10° R. beginnt im Westen mit 47° der Breite, erhebt sich in Frankreich zwischen der Loire und Seine bis fast 48°, weil diese Gegend Frankreichs fast völlig entwaldet ist, senkt sich aber hinter der Seine zwischen ihr, der Mosel und dem Rheine und in der französischen Schweiz bis 45½° herunter und erhält sich durch das ganze südliche Deutschland, durch Ungarn und Siebenbürgen in gesenkter Richtung, indem sie bis zur Walachei bis 44° der Breite sinkt.

An den Senkungen erkennt man deutlich die waldreichen Länder, die östlichen Provinzen Frankreichs, die Schweiz, ganz Süddeutschland und Ungarn, an den Erhebungen aber die entwaldeten Länder, so daß man durch Vergleiche zur Ueberzeugung gelangt, daß man in E u r o p a den Unterschied von 1 bis 2 Grad Mitteltemperatur zwischen jenen Ländern wahrnimmt, welcher sich in A m e r i k a, einem dicht bewaldeten Welttheile, bis zu 4 Grad erhebt. Die Richtung jener isothermen Linien weist in's Detail nach, daß der Einfluß der Waldungen überall stattfindet und über das Klima des Festlandes und der Meeresküsten sich erstreckt.

Setzt man die Vergleiche sorgfältig fort, so überzeugt man sich, daß auf jenem Einfluß der große Unterschied zwischen der alten und neuen Welt beruht und er den großen Abstand zwischen den nördlichen und südlichen Ländern Europa's, zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen West- und Ostfrankreich, zwischen den nördlichen und mittleren Provinzen Spaniens erzeugt, daß das dem Einflusse der Wälder unterworfene Klima nicht allein weniger heiß, sondern auch kälter ist, woraus ein eben so großer als wesentlicher Unterschied hervorgeht, welcher einfach erkannt wird, wenn man bedenkt, daß die g e s a m m t e V e g e t a t i o n von der Vertheilung der Wärme in den ver-

schiedenen Jahreszeiten abhängt und daß, je mehr der niedrigste Thermometerstand dem Gefrierpunkte sich nähert und je länger jener ausdauert, sowohl die einheimischen als ausländischen Gewächse um so weniger zahlreich sind und die Zahl der den Menschen nützlichen Pflanzen in demselben Maße beschränkt wird.

Bei dem Einbruche der asiatischen Völker in Europa war die Oberfläche desselben mit Wäldern bedeckt, wovon die unterirdischen Waldungen, die ungeheuren Steinkohlenlager, die versteinerten Bäume in Irland, England, Belgien, Frankreich und Deutschland Zeugniß geben. Aus Arthur Young's Reisen ersieht man, daß die Länder Großbritanniens stark bewaldet waren; denn Irland, dessen Boden jetzt nackt ist, heißt die waldige Insel, und die Beschreibungen von Strabo und Ptolemäus bestätigen das Bewaldetgewesensein Schottlands, wo die römischen Legionen und Hülfstruppen unter Kaiser Severus verwandt wurden, die Waldungen auszurotten oder niederzuhauen, worin der Grund der ungeheuren Braunkohlenlager zu suchen ist.

Nach Tacitus' Bericht war der Himmel Englands beständig durch Wolken und Regen getrübt und die Kälte nicht so streng und nach Caesar's Angaben das Klima gemäßigter und die Kälte geringer als in Gallien. Jetzt ist der Unterschied weit größer und erzeugte die Ausrottungen der Waldungen eine bedeutende Veränderung in den physischen Zuständen beider Länder, woraus ein wesentlicher Unterschied zwischen allen geographischen Beziehungen hervorging.

In Italien bedeckten die Waldungen alle erhabenen Gebietstheile und nahmen die Gewässer die meisten niedrigen Stellen ein, führte man in der frühesten Zeit ungeheure Baumstämme gegen die Erwerbung von Wein, Oel und anderen, den Einwohnern mangelnden Erzeugnissen aus und wurde nach Vitruvius' Bericht das Bauholz am Tyrrhenischen Meere dem Holze an den Ufern des Adriatischen Meeres vorgezogen; umgaben Ueberschwemmungen des Tiber den palatinischen Berg mit einem Sumpfe und äußerten die bewaldeten Abhänge des Apennin einen solchen Einfluß auf die Temperatur Italiens, daß nach Livius' Erzählung die durch Kriegsstrapazen abgehärteten Soldaten Rom's bei der Belagerung von Veji im Jahre 404 v. Chr. von heftiger Kälte und vielem Schnee viel litten, weil die Hügel um diese Stadt mit großen Wäldern bedeckt waren. Nach Columella gab es zu seiner Zeit Winter, deren Kälte alle Bäume in den Umgebungen Rom's vernichtete, und nach Livius' Bericht unterbrach 354 nach Rom's Gründung das Eis die Schifffahrt auf dem Tiber. Nach Juvenal gefror in dem Jahre 128 v. Chr. der Tiber in jedem Winter und nach Horaz waren Rom's Straßen mit Eis bedeckt, war der Berg Serakte hoch beschneiet, drückte das Gewicht des Schnee's die Wälder nieder und hemmte das Eis den Lauf der Flüsse. Nach Virgil's Rath schützte man die in den Gefilden Rom's geborenen Lämmer gegen das Gefrieren und beobachtete man mancherlei Regeln, um die Einwirkungen der Kälte zu vermeiden.

Von allen diesen Erscheinungen weiß man seit langer Zeit nichts; mit

den Veränderungen in dem physischen Zustande Italiens sind ähnliche in allen Beziehungen der Bevölkerung vorgegangen, wovon Geschichte und Geographie hinreichend überzeugen. Man hört wohl von Schneegestöber, als höchst seltenem Falle, allein der Schnee verschwindet so plötzlich als er fällt und die starke Abkühlung der Luft, welche man in einem warmen Lande „Kälte" nennt, ist von so kurzer Dauer, daß sie die heiße Temperatur Italiens nicht im mindesten beeinträchtigt. Letztere ist eine Folge der Ausrottung der Wälder auf den Gebirgs- und Hügelabhängen und macht den Reif zu den seltensten Erscheinungen.

In Gallien machte der Ackerbau nur langsame Fortschritte und drang die Civilisation viel später ein, als in Italien, weswegen sein physischer Zustand sich nur allmälig änderte und die Wälder den Boden noch lange bedeckten und deren Schatten eine eisige Temperatur erhielt. In Spanien lag nach Livius 218 v. Chr. in der Nähe des Ebro der Schnee 30 Tage lang über 4 Fuß hoch. Im Anfange des 1. Jahrhunderts n. Chr. war das ganze nördliche Frankreich mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. Nach Tacitus konnte in Deutschland das Obst wegen der Kälte nicht reifen und gedeihen, noch 50 Jahre v. Chr. die Trauben in den kalten Wäldern Belgiens nicht. Nach Ovid erfroren die Weinstöcke häufig in Gegenden, in welchen man jetzt nichts Aehnliches wahrnimmt, gefror selbst der Wein in offenen Gefäßen und gefror nicht nur das Schwarze Meer, sondern war die Kälte so streng, daß Fuhrwerke das Eis passiren konnten.

In diesen und anderen Landstrichen von gleicher Breite findet man jetzt keinen so niedrigen Stand der Temperatur, welche z. B. in den mittäglichen Gegenden Deutschlands über 8° R. weniger war, als sie jetzt ist. Die Waldungen hatten daher vor etwa 1800 Jahren auf das Klima einen solchen Einfluß, daß die mittlere Temperatur des kältesten Monats 4 bis 5° niedriger war als die jetzige; Deutschland hatte daher durch seine Sümpfe und Wälder eine Winterkälte, welche der des westlichen Rußlands gleichkam. Aus allen Erfahrungen, Beobachtungen, Berechnungen und geschichtlichen Ueberlieferungen folgt, daß durch Ausrottung der Waldungen die Temperatur der Länder erhöht wird.

Mit diesen Temperaturveränderungen sind gleiche und noch größere in dem Zustande der Entstehung und Unterhaltung der fließenden Gewässer verbunden. Welchen Einfluß Letztere sowohl auf den physischen Zustand und die Fruchtbarkeit der Länder als auch auf die Gewerbe und Fabriken, sowohl auf den Ackerbau und den Handel als auf die Schifffahrt und fast alle Industriezweige und hierdurch auf den geistigen und politischen Charakter der Bevölkerung ausüben, zeigen die Länder und Völker des Alterthums und der Gegenwart: Aegypten betrachteten die Alten als ein Geschenk des Nil's; das zwischen dem Euphrat und Tigris liegende Land als das glückliche, als das Paradies. An den Ufern der Flüsse ist die Kultur am weitesten gediehen, die Bevölkerung in der Regel am dichtesten und der Zustand der Völker am glücklichsten: der Rhein mit seinem ganzen Gebiete liefert das schönste Beispiel als Belag für diese Behauptung; seine schiffbaren Neben-

flüsse, die Gebiete der Weser, Elbe, Oder und Weichsel, des Rhone und der Donau nebst anderen schiffbaren Flüssen Europa's geben weitere Beläge.

Ueberschwemmen und Zurücktreten der fließenden Gewässer sind die beiden Erscheinungen, wodurch dieselben auf das Physische der Länder einwirken. Für den gesunkenen Zustand derselben und für das Versiechen zahlloser Quellen liefern alle europäischen Flüsse Beweise. Ihre früheren Wassermassen wühlten die Thäler aus und legten den Grund zu den angeschwemmten Ebenen. Den von der Seine und anderen französischen Flüssen noch mitgeführten Sand findet man in großer Entfernung von ihren Ufern; er ist Zeuge von der großen Breite der Betten. Der Po schwemmte die Ebene der Lombardei an; die Donau füllte ein breites Thal und die Schlammmassen des Mississippi bildeten die unermeßlichen Savannen der Louisiana. Der untere und mittlere Lauf aller Flüsse bietet also ein ganz anderes Bild dar, als ihr ehemaliges, welches man an ihrem oberen Laufe noch erkennt. Hier findet man Berge entweder mit Eis und Schnee oder mit großen Waldungen bedeckt, welche jenen oberen Lauf begleiten und sich meistens bis zum mittleren Lauf hinziehen. Der Rhone, der Rhein und die Donau, die Weser, die Elbe und die Oder, der Main, der Neckar und andere kleine Flüsse belegen jene Behauptung, welche weitere Begründung an den Quellen des Ganges, Jumna und Brahmaputra, die unter dem Schnee des Himalaya liegen, und an denen des Orinoco, Amazonen- und Laplatastromes, welche aus den Wäldern der östlichen Anden kommen, findet.

Während am nördlichen Abhange des Atlasgebirges die Wälder viele Quellen und Bäche unterhalten und somit die Hauptbedingung zur Fruchtbarkeit des Landes darbieten, herrscht am südlichen Abhange allgemeine Dürre und reiht sich die Sahara mit ihren nackten und unfruchtbaren Basaltfelsen nahe an diesen Abhang an. Aehnlich verhält es sich mit dem östlichen und westlichen Abhange der Anden Südamerika's; ersterer ist mit Waldungen bedeckt, welche den Quellen des Orinoco, Amazonenstromes, des Paraguay und Parana unzählige Quellen und Flüsse zusenden; letzterer hat keine Wälder, aber auch keine Sümpfe und Flüsse, was Ursache ist, daß die westlichen Gegenden Peru's und Chile's dürre und unfruchtbar sind. Die Gebirge, worauf diese Flüsse entspringen, können die Ursache nicht sein, sonst könnte weder die Wolga, der größte Fluß Europa's, deren Quelle kaum 700 Fuß über der Mündung liegt, noch der Mississippi, der auf einer bloßen Bergebene entspringt, die große Wassermasse mit sich führen, die sie wirklich haben.

In allen unbebauten, wilden Ländern sind die Flüsse zahlreicher und wasserreicher, als in den von den civilisirten Völkern bewohnten; die Ausrottung der Wälder in Letzteren erklärt diesen Unterschied, indem sie die unter dem Schatten der Bäume entspringenden Quellen versiechen macht, den Bächen, Seen und Sümpfen ihren Zufluß raubt, dieselbe vertrocknet, den Wasserstand größerer Flüsse erniedrigt, ihr Bett verengert, ihren Lauf langsamer macht und die Verdünstung vermindert. Je älter und bevölkerter die Länder sind, desto weniger Wälder, Quellen und Bäche haben sie; je jünger sie dagegen sind und je beschränkter ihre Bevölkerung ist, desto mehr Flächentheile sind

von Wäldern und fließenden Gewässern bedeckt. Die Tatarei, Persien und viele andere Länder Asien's, Spanien, Italien und Griechenland liefern Beweise für den mit dem Mangel an Waldungen verbundenen Mangel an Gewässern; die Berge sind überall kahl und öde, daher ihre Abhänge ohne Quellen und die Thalgründe ohne Bäche. Die Gegenden Hochasien's sind ohne Wald und fließende Gewässer; kleine Bäche verwandeln sich durch Gewitterregen in Bergströme, welche das Ackererdreich in die Thäler führen und die fruchtbaren Felder verwüsten oder die Früchte zerstören.

Ganz andere Verhältnisse bieten die Vereinigten Staaten Nordamerika's dar: sie haben unermeßliche Waldungen und ungeheure See- und Flußsysteme, welche die geographische Entwickelung dieser Staaten theils befördern, theils verhindern, sie beweisen, daß zwischen der Ausdehnung der Wälder und dem Reichthum an stehenden und fließenden Gewässern ein gleichförmiges Verhältniß stattfindet. Die vergleichende Geographie zeigt uns, daß die gebirgigen und zugleich waldreichen Länder den größeren Reichthum an Landgewässern haben, daß durch Ausrottung der Wälder Quellen und Bäche austrocknen und Flüsse in ihrem Wasserstande sehr zurückweichen; daß sowohl ihre Betten als Kanäle versanden und verschlammen und für die Schifffahrt unbrauchbar werden und daß die Bewässerung der Landschaften von der Bewaldung von Abhängen und Gipfeln der Berge abhängt; daß diese die Vergrößerung der schiffbaren Gewässer bedingt, der verderblichen Trockenheit begegnet und den Boden feucht und fruchtbar erhält, daß die südeuropäischen Länder, Spanien, Italien und Griechenland, durch Vernichtung ihrer Wälder die Quellen und Bäche austrockneten, ihre Flüsse sehr verminderten, den Boden unfruchtbar machten und hierdurch in jeder geographischen Beziehung bedeutend verloren.

Die nordamerikanische Union bietet das Gegentheil dar; sie ist reich an allen physischen Entwickelungsmitteln und gewährt dem Geographen Anhaltspunkte, welche ihn die Verschiedenheit der civilisirten und Naturmenschen recht klar entwickeln lassen. Die materiellen Interessen bilden die Grundlage und erhalten durch den mittelbaren Einfluß der Waldungen einen großen Vorschub, weil diese für den Ackerbau und den Handel, für die Gewerbe und das Fabrikwesen zu denjenigen Elementen gehören, ohne welche die Zweige der Gesammt-Industrie nicht gedeihen können. Aus jenen physischen Entwickelungsmitteln kann man die Verhältnisse der Bevölkerung ableiten, wenn man die vergleichende Darstellungsweise zur Richtschnur macht.

Mit der größeren oder geringeren Menge der stehenden und fließenden Gewässer hängt die jährliche Regenmenge zusammen; letztere wird zwar von der geographischen Lage der Länder, von Winden und Gebirgen vielfach bedingt, allein die Gewässer und Waldungen wirken doch viel mächtiger und namentlich sind es die letzteren an Gebirgsabhängen, welche durch ihre Einwirkungen den Regen vermehren und seine Menge mit dem Bedürfnisse des Ackerlandes, vieler Gewerbe, Fabriken und der Schifffahrt auf Flüssen und Kanälen in Verhältniß setzen. Unzählig viele Beispiele aus der physischen Geschichte unserer Erde, aus meteorologischen Beobachtungen über Regenmenge ꝛc. überzeugen Jeden von der Wahrheit, daß keineswegs die Fort-

schritte des Ackerbaues und der Cultur der Ebenen es sind, denen man im mittäglichen und westlichen Europa die Zunahme der Verminderung des Regens zuschreiben darf, sondern daß die **Ausrottung der Gebirgswaldungen** den nächsten und sichersten Grund hiervon enthält.

Daß nur die Gebirgswaldungen es sind, welche auf die Vermehrung der Regenmenge und hierdurch auf den Ackerbau und andere Industriezweige mächtig einwirken, geht aus der einfachen Thatsache hervor, wonach ebene Länder unter ziemlich gleicher Breite, wenn auch das eine verhältnißmäßig stärker bewaldet ist, als das andere, in ihrer jährlichen Regenmenge keinen wesentlichen Unterschied darbieten. Hieraus läßt sich leicht erklären, warum die waldreichen Ebenen Bayern's und Preußen's keine bedeutendere Regenmenge erhalten, als die entwaldeten Flächen der Champagne, und warum die Produktionen jener weniger zahlreich sind, als die Erzeugnisse dieser, — eine Erscheinung, die zu einem neuen Gesichtspunkte führt, unter welchem die **Waldungen für den Einfluß auf den physischen Charakter der Länder und auf die geographischen Beziehungen der Bevölkerung** betrachtet werden müssen.

Die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft ist unter allen Kräften, auf deren Wirkungen der mächtige Einfluß des Klima's beruht, diejenige, welche die wichtigste Rolle spielt, am meisten das physische Bild der Länder verändert und z. B. jenen großen Unterschied zwischen den amerikanischen Savannen und sandigen Wüsten Afrika's, zwischen Nord- und Süddeutschland, zugleich aber auch zwischen den geographischen Zuständen der Bevölkerung der beiderseitigen Ländermassen 2c. erzeugt; denn die in hohem Grade sich fühlbar machenden Wirkungen der Feuchtigkeit sind für das Wachsthum der Pflanzen und für die Vermehrung der Insekten sehr günstig, für die Lebensverrichtungen der Säugethiere aber und besonders für die der Menschen höchst verderblich, wogegen ein höchst geringer Grad von Feuchtigkeit oder starke Trockenheit der Luft und des Bodens die entgegengesetzten Wirkungen erzeugt, indem sie mit dem Dasein der Insekten unvereinbar ist, die Zahl der Culturpflanzen fortwährend vermindert und dadurch die Produkte des Ackerbaues, also die Mittel zur Erhaltung der Menschen in gleichem Maße verringert.

Die vergleichende Geographie überzeugt uns, daß einer Seits feuchte Luft ein feuchtes Land erzeugt, daß dieses wohl ungesund, aber fruchtbar und geschickt ist, die Produkte des Ackerbaues beständig zu vermehren, also durch eine glückliche Sorgfalt die köstlichsten Gaben darzubieten und daß dasselbe in seiner jugendlichen Entwickelung begriffen ist, wofür noch die meisten Staaten der nordamerikanischen Union ein Bild und entscheidenden Beleg liefern, anderer Seits trockene Luft ein trockenes Land nach sich zieht, welches zwar der menschlichen Gesundheit günstig ist, aber immer unfruchtbarer wird, und endlich seine Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag, wofür die afrikanischen und asiatischen Wüsten ein klares Bild und einen überzeugenden Beleg liefern. Sie sind wasserleere, pflanzenleere und aller lebenden Wesen beraubte Ebenen, stellen die Ursachen und Wirkungen des äußersten Grades der Trockenheit dar und versinnlichen dem Beobachter die Natur in ihrem

kraftlosen Alter, ein trauriges Bild der Abgelebtheit der Welt, und welche Erscheinungen diese physischen Charaktere der Länder bei der Bevölkerung nach sich ziehen, sagt uns die Geographie Asien's und Amerika's, Afrika's und Polynesiens im Gegensatze von Europa.

Während die menschliche Betriebsamkeit in Europa früher die Wälder ausrottete, die Sümpfe trocken legte, die fließenden Gewässer eindämmte, den Luftzug beförderte und durch alle genannten Mittel die zu große und darum nachtheilige Feuchtigkeit der Luft verhinderte und in Nordamerika dieses Streben fortsetzte, hat sie in manchen europäischen Ländern, z. B. in den drei südlichen Halbinseln, der pyrenäischen, apenninischen und balkan'schen, in vielen afrikanischen und asiatischen Ländern, welche unter langer Civilisation gleichsam gealtert sind, die Wälder schonungslos vernichtet, Trockenheit der Luft und des Bodens hervorgerufen, Unfruchtbarkeit und hierdurch Elend und Entvölkerung verbreitet, womit der Mangel an aller geographischer Entwickelung verbunden ist. Man braucht jene südeuropäischen Länder nur aufmerksam zu vergleichen mit den mitteleuropäischen und mit den Mängeln, welche ihr Ackerbau, ihre Gewerbe, Fabriken und ihr Handel, welche ihre immateriellen Interessen darbieten, um sich zu überzeugen, daß vorzüglich der Mangel an Gebirgswaldungen es ist, der alle materiellen Interessen lahm legt und durch die Fesseln, in welchen Letztere liegen, auch die immateriellen unterdrückt. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Pommersche Herzöge in Wittenberg.*)

Schon vor der Reformation war es namentlich in Norddeutschland übliche Sitte, daß die jungen Fürsten, nach vollendetem häuslichen Unterrichte, unter der Aufsicht eines Hofmeisters und in Gesellschaft einiger Edelleute ihres Alters, die früher ihre Spiel- und Hausgenossen, jetzt auch die ernsteren Studien theilen sollten, eine Universität bezogen, wobei in der Regel die Wahl auf Wittenberg fiel. Waren die Schulen glücklich absolvirt, so wurde alsdann, gleichsam zum Beschluß der Ausbildung, gewöhnlich eine Reise in's Ausland angetreten. In heiterem Zuge ging es von einem Fürstenhof zum andern, oft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, nach Italien, Frankreich, nach den Niederlanden und England, um endlich mit mannigfachen Kenntnissen bereichert und mit einem durch ausgebreitete Länder- und Völkerkunde erweiterten Blick in die engere Heimath zurückzukehren.

So war auch die Sitte am pommerschen Hofe. Der treffliche Herzog Philipp I. hatte in Heidelberg studirt, und seine jüngeren Söhne, Ernst Ludwig

*) Siehe: Die Universitätsjahre der Herzöge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivalischen Quellen von F. L. C. Freiherrn von Medem, Königl. Archiv-Rath a. D., Anclam bei Dietzen, 1867.

und Barnim, welche bei seinem Tode († 1560) zu Greifswald ihren Studien oblagen, wurden angewiesen, diese nunmehr in Wittenberg zu absolviren.

Sie gingen im Jahre 1563 dahin ab, nachdem ihnen zuvor die von Christian von Küssow entworfene Instruktion für ihre Lebensweise und Studien vorgelesen worden war und sie sich zur Beobachtung derselben verpflichtet hatten, was sie durch Unterschrift und Siegel bestätigen mußten. (Zu Wolgast am 3. Mai 1863.)

Diese Instruktion, da sie Alles umfaßte, was das geistige und leibliche Leben der jungen Fürstensöhne fördern konnte, ist an sich schon eine interessante Fundgrube für Kenntniß der Sittengeschichte jener Zeit, welcher wir darum Einzelnes entlehnen wollen.

Sie bestimmt zuvörderst die Begleitung der Prinzen, welche aus einem Hofmeister, Magister und einigen Edelknaben nebst den üblichen Hausbedienten bestehen sollte, worunter auch der Barbier, welcher zugleich als Kellerknecht fungirte, nicht vergessen ist, und ordnet sodann ihre geistige und leibliche Diät in folgender Weise:

„Morgens um 10 Uhr, Abends um 5 Uhr sollte gegessen werden, und hatten sich die jungen Herren des Morgens suppendes und drinkendes genzlich zu entschlagen. Küche und Keller waren dem Hofmeister besonders anbefohlen, um zur rechten Zeit geöffnet zu werden, nicht den ganzen Tag offen zu stehen, was dem Gesinde zu Fressen und Saufen Ursach geben würde.

Was die Lectiones publicas belangen thut, fährt die Instruction fort, steht es gelichwoll i. f. g. nit woll an, irem fürstlichen Stande nach, daß sie oft und viel des Tages in's Collegium gehen, sondern sollen sie des Tages eine Lection publice hören, etwa den Eberum, oder einen andern, der ethwes i. f. g. denstliches tracterde, daran es genug ist; sonsten sollen i. f. g. privatim in irer Wonung in iren vorigen lectionibus, der sie alhie gewönet, Cäsarem, Dialectica, Epitomen moralis Philosophiae fleißig fortfaren, und in sonderheit sich in der lateinischen Sprache zu reden und schreiben befleißigen; alle woche zweimal, des Mittwochs und Sonnabend, Argumenta componiren und sodan nit allein der translation des teutschen, ßo im vorigen geschrieben, sich befleißigen, sondern immer fortschreiten, selbst Argumenta finden und componiren, das i. f. g. selbst ethwes tichten und machen künden.

Herzog Ernst Ludwig, dieweil er ziemlichs alters, sollte die institutiones juris ciuilis hören, worin ihn der Magister oder Hofmeister zu unterweisen hatte.

Es wird Herzog Ernst Ludwig, heißt's in der Instruction weiter, mit der Luten (Laute) fortfaren, darzu i. f. g. dechlich eine stunde nhemen ßhönen, nach essens; denn gelichwoll i. f. g. susch exercitium nit undenstlich ßein wirt, sunder nha und künftich allerlei melancolie vortreiben.

Um 6 Uhr Morgens sollten die jungen Fürsten aufstehen, und des Abends um 9 Uhr schlafen gehen, doch allzeit, gleich nach dem Aufstehen und kurz vor dem Niederlegen, in Cromer's oder andern Historien ein Caput lesen; darnach auch ein Kapitel in der Bibel und sich Gott befehlen, und sodann die Lectiones gehört und repetirt werden, wie bis anher geschehen.

„J. f. G. werden sich auch des Hern Vaters letzte ermanunge erinnern und ohne gemeinen Rat der Geordenten zur Regierung in derselben abwesen niemants ethwes versprechen, verschreiben oder vergeben;" ist noch hinzugefügt.

An der Spitze des prinzlichen Hofstaats stand der Hofmeister. Dem Hofmeister war anbefohlen, fleißig Acht auf die Fürsten zu haben, sie zu allem christlichen, fürstlichen, tugentsamen Leben und Wandel anzuhalten und oftmals dazu vermahnen; wogegen diese verpflichtet waren, solchen treuen Erinnerungen gern zu folgen und sie nicht ungnedichlich zu vermerken. Zu dem sollte der Hofmeister fleißig Auffsehent haben, daß die Fürsten vor allem Schaden, so viel ihm zu thun möglich, verhütet blieben.

Küche, Keller und Küchenmeister waren zugleich unter die Obhut des Hofmeisters gestellt; der Keller durfte des Morgens vor zehn Uhr nicht geöffnet und sollten darin nicht Abends oder Morgens „sundere Zechen und Gelage angerichtet werden." Die jungen Herren erhielten ordinarie sechs essen (Schüsseln) und darüber nicht; würden aber sundere ansehentliche Leute bei ihnen zu Gast sein, so sollte der Hofmeister die Drincken nach Gelegenheit, in Ansehent der Gäste, wissen zu reguliren.

Der Hofmeister schlief mit den jungen Fürsten in demselben Gemach; strenge war ihm untersagt, an andere Oerter zu verreisen, des Nachts auszubleiben, oder den andern Dienern solches zu gestatten.

Würden die Herzoge zu Gevattern gebeten, so durfte ihnen der Hofmeister nach Gelegenheit einen, 2, 3, 4, aber zum höchsten sechs Thaler und nicht darüber geben. Den Promotionen sollten sie, wenn sie dazu gebeten, beiwohnen. Noch war dem Hofmeister allgemein anbefohlen, alles zu thun, zu ordnen und zu schaffen, nach seinem höchsten Vermögen, daß der jungen herren Wolstand und Bestes befördert werde.

Nicht weniger nun als der Hofmeister war der Magister verpflichtet die jungen herren in allen christlichen, fürstlichen Tugenden zu ermahnen und zu unterweisen; auch mit besonderm Fleiß darob zu sein, daß sie die Haupt-Artikel unsers christlichen Glaubens, nach der prophetischen und apostolischen Lere und Augsburgischen Confession, rein one einige Corruptelen, zu Grunde lernen und verstehen mögten; derhalben die Artikel von der Rechtfertigung, von der Buße, von der Absolution und von den Sacramenten mit den Fürsten oft repetiren, und bei dem verstande, wie sie Martinus Lutherus, seliger gedechnisse, ercleret, bleiben lassen.

Daneben sollte der Magister allen Fleis anwenden, daß die jungen Fürsten etwas Fruchtbarliches möchten studieren und insonderheit reinlich lateinisch reden und schreiben lernen, dazu er dann gewisse Autores abwechselnd hatte vorzustellen, als: Cäsarem, Terenzium und andere, und mit seinen fürstlichen Zöglingen auch das Chronicon domini Philippi Comminei, Sleidanum und andere historias üben mußte, damit sie neben der lateinischen Sprache auch der Historien kundich und erfaren würden.

Auf die den jungen Fürsten zugeordneten Edelknaben, denen auf unterthäniges Bitten ihrer Aeltern diese Gnade erzeigt worden, mußte er ferner Acht haben, daß sie gottesfürchtig und in ihren Studien fleißig seien, treulich

auf die Herzoge warteten, sich reinlich hielten und zu aller christlichen Erbarkeit schickten; dabei dem Hofmeister wie dem Magister Gehorsam leisteten, widrigenfalls man sie mit Ruthen streichen und ihres Dienstes mit Schimpf entlassen sollte. Mit den Edelknaben schlief der Magister in derselben Kammer, damit sie züchtiglich aufständen und zu Bette gingen und des Nachts nicht ausbleiben konnten.

Die den Fürsten zur Aufwartung verordneten Edelknaben hatten näher die Verpflichtung, jederzeit mit Fleiß auf die jungen herrn zu warten, wann sie zur Kirche und Universität gingen, und solches bei Vermeidung von Strafe und Ungnade nicht zu unterlassen oder zu versäumen.

Der in Eid und Pflicht genommene Küchenmeister, mit seinen mannichfachen Obliegenheiten, war in der Instruction ebenfalls ausführlich bedacht. Er sollte zu rechter Zeit einkaufen, alles in der Küche spärlich lassen zugehn, das Uebrigbleibende mit Fleiß aufheben; alle Sonnabend dem Hofmeister Rechnung legen und über alles ein ordentlich Register halten. Dem Koch hatte er, was gekocht werden sollte, zuzustellen und mußte in der Küche warten, bis alles über das Feuer gebracht war. Auch sollte er beim Anrichten zugegen sein und niemand gestatten, in die Küche zu laufen, darin zu essen oder zu trinken, was den Herren wie ihren Dienern und Fremden verboten war. Außer der ordentlichen Malzeit sollten in der Küche keine Speisen bereitet werden. Der ebenfalls in Eid genommene Koch erhielt die Anweisung, treulich und fleißig in der Küche zu walten, zu rechter Zeit das Mal fertig zu halten, damit die Herren nicht lange darauf zu warten hätten, gute Achtung darauf zu haben, daß ihnen kein Gift, oder was sonst Schaden bringen könnte, möchte zugeschoben werden, auch zu verhüten, daß aus der Küche etwas verschleppt werde, überhaupt in Allem der jungen Herzoge Frommen und Bestes befördern und nach seinem höchsten Vermögen, Schaden weren und abwenden.

Den Beschluß in der Instruction macht der Barbier. Bei Strafe und Ungnade war ihm anbefohlen, sich zu enthalten, daß er sich mit Heilung einiger Schäden belade. Denn da er die jungen herrn wüsche, möchten diese dadurch beschädigt werden. Alle Sonnabend sollte er die jungen Fürsten mit guter reinlicher Lauge waschen. Das zum fürstlichen Tische gehörige Rat (Tischzeug) hatte er zu verwahren und mußte er sauber halten. Ihm lag ferner ob, den Tisch zu decken, Brod und „Almißen“ aufzulegen; und war ihm zugleich der Keller anvertraut, wohin er Niemand führen, oder gestatten durfte, Zechen oder Gelage darin anzurichten, und aus welchem er nur auf Anweisung des Hofmeisters Getränk verabzufolgen hatte.“

Die jungen Prinzen bezogen in Wittenberg die vorausbedungene Wohnung im Hause des sel. Dr. Martin Luther; aber ihr Hofmeister, Christian Küssow, fand dieselbe wenig nach seinem Geschmack. Seine Schilderung von dem Leben und Treiben im Hause rechtfertigen ebenso sehr sein Mißfallen, als sie zugleich interessante Streiflichter auf das damalige Universitätsleben wirft. Er schreibt an den Kanzler V. von Eickstedt zu Wolgast:

„J. f. g. haben ihre Wohnung in Doctoris Martini seliger Behu-

junge und ist vor i. f. gn. erstlich eine große Eßstube, darnach eine getefelte stube, daran zwei Kammern, worin der Magister, Edelleute und Jungen schlafen; darnach haben i. f. g. an derselben getefelten Stuben ein klein stubelin zu zween Dischen, da beide, meine g. H. alleine inne sint und darbei eine Kammer mit dren spanbetten, da i. f. g. und ich slafen. Unten im hause ist eine gute kuchen, darin ein schöner Brunne. So ist auch sonst vor i. f. g. ein guter keller, das i. f. g. mit gemechern zymlich vorsehen."

Beschwerlich sei jedoch, nach der jungen Fürsten und seinem Dafürhalten, daß über ihnen sieben Stuben von allerlei Studenten: Franzosen, Pollacken, Schwaben und Franken bewohnt würden, welche ihren Ein- und Ausgang vor den Stuben der Herzöge her hätten; zu Zeiten allerlei Tumult erhöben, tags und nachts ein- und ausliefen; der eine pfeiffet, der andere singet. Wie dann leicht zu ermessen, wie es bei solchen jungen Leuten zugehe. Nun habe ich, fährt Küssow fort, mit dem jungen Martino Luthero, ßo unden im huß wonet, geredet, daß es meinen gn. herren nit gelegen sein würde solches zu gedulden, i. f. g. auch nit anders gemeinet, dewile sie sulche eine statliche meitte (Miethe) geben, sie würden das huß alleine innegehabt haben, ich hette ernstlichen bevelich das huß zu rechter Zeit auff- und zuschließen zu lassen, und were nit der Gebrauch das in fürstlichen Wonungen tag und nacht aus- und einlauffent were. Auch wegen besorglicher Feuersgefahr hatte Küssow dem jungen Luther Vorstellungen gemacht gegen das Mitwohnen der Studenten; man wüßte ja, wie junge, zu Zeiten drunkene und unvorständige Leute mit Feuer und Licht umgingen, und hinzugefügt, wo dies nicht könnte geändert werden, würden die Herzoge sich nach einer gelegenern Wohnung umsehen. Er (Luther) habe darauf geantwortet: Doctor Krakow hette ihm davon nichts gesagt, alleine die Gemecher so izt die Herzoge inne hätten bestanden."

Im Uebrigen fanden die jungen Herren gute und ehrenvolle Aufnahme bei den sächsischen u. a. Fürsten, namentlich bei dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, welcher sich ihrer mit Rath und That freundlichst annahm, bei den Professoren der Universität, welche sich ihnen durch Ehrengeschenke empfahlen, und bei den Studiengenossen, unter welchen sich eine große Anzahl von hoher Geburt befunden zu haben scheint.

Das gesellige Leben, welches sich hieraus entwickelte, nahm Küche und Keller stark in Anspruch, wie sich aus einem anderen Briefe Küssow's ergiebt, in welchem er um Ergänzung der mitgenommenen Vorräthe bittet. Er schreibt:

„Lichte seint hie sere theur, und würde den winter ein großes aufgehen, wenn sie alle sollten allhie erkauffet werden; müchte nit unraten sein, e. f. g. hetten ßo viel Lichte lassen her schicken, damit meine gn. herren und Diener den Winter künden auskommen. Alles ist sere theur hir. Hielte (dafür), wenn e. f. g. nach fullenzogner ernte, etliche ocksen und schafe hetten anher geschicket, würden meine gn. herren des großens ausgebens etwes verschonet. Der koch zeiget an, das nur eine tunne botter mit anher geschicket, welche fast auf sein soll. Nu ist die Botter hir außen sere theur und nit woll zu be-

kummen, und findet sich aus der Gripswaldschen rekenschaft*), das alle jar acht tunnen botter aufgangen; darum werden i. f. g. gnädige vorsehung thun lassen, das etliche tunnen butter fürderlich werden anhergeschickt; dann alles hir zu kaufen läufft ser in's gelt. Es werden e. f. g. auch gnädige vorsehung thun lassen, das kegen Michaelis allerlei droge (trockene) war müge anher geschickt werden, alse: droge lars, Pekel, Stoer, Brandt Wiltpreit, Polcke, Wiltprett, ethwo eine zwanzig gute side speckes von frischem speck — den man izt mitgeben ist alt und garsterich das man in nit woll bruchen kann. Item stockfiß, schullen unde rochen, und das de butter mit dem ersten müge heraußer kummen; mit dem andern kann man bis auf Michaelis gedult haben."

Im October 1563 widerfuhr dem Fürsten Ernst Ludwig die Ehre, zum Rector der Universität gewählt zu werden. Ueber diesen Vorgang berichtet Ramin an die Herzöge:

Mein gnädiger fürst vnd Her, Herzog Ernst Ludwig wurt am tage Lucae Evangelistae durch sechse der vornehmsten professorn, unter welchen Doctor Peucer Orator war, mit vorgehender protestation, das solche Auffurderung ihrem alten wolhergebrachten gebrauch gemeß, in die Schloßkirchen von der Vniuersitet gefurdert; drauf sich s. f. g. in zierlicher lateinischer oration gnediglich erboten, und alsbald mit Herzog Barnim zu roß nach der kirchen für obermelten professorn gezogen; und warteten domaln unter andern i. f. g. fünf Osterreichsche Freihern auf den Dienst. Als man nun zur kirchen kam, führt man s. f. g. in die Sacristey, da die ganze Universitet besamlet war. Daselbst wurt von dem gewesenen Rectorn, Paulo Grellio, Theologiae doctore, nach geschehner undertheniger Danksagung das sich s. f. g. so weit gedemüticht, mit einer langen lateinischen rede der Magistratus vniuersitatis oder Rectorat s. f. g., in beiwesen Herzog Barnims und obernanter Freihern mit besonderm vleiß undertheniɡst bevolen, deferirt und aufgetragen. Demselben s. f. g. mit Fürstlicher zierlicher bescheidenheit frei herauß lateinisch dermaßen antwortet, das sich der umstandt und menniglich drob verwundert; und nach langer einfhürung (Aufführung) der beschwernuß dieses Ampts in dieser fatall Zerrüttung aller Zucht, erbarkeit und disciplin**) letzlich gnedigen Willen dazu geben, welchs mit höchster Danksagung von der Universitet aufgenommen. Und wurt s. f. g. also fort wider in die kirchen gefürt und daselbst von obgesagtem gewesenen rectorn, nach verreichung der Insigniem uniuersitatis in gegenwart der ganzen Schulen, welch in großer ungewohnlicher anzall vorsamlet, mit großer pompa und langer wolgefasten oration, welch' ich hiemit e. f. g. in vnderthenigkeit vberschicke, Rector scholae publice renunciert und proclamirt, und als ein Spiegel den Studenten, darnach sich in Zucht und erbarkeit zu wenden, vorgestellet; wurt

*) Hierunter wird der Bedarf der Haushaltung der jungen Fürsten zu verstehen sein, als diese in Greifswald erzogen wurden.

**) Ein weiter hin mitzutheilender Brief des Herzogs Barnim bestätigt diese Zuchtlosigkeit, worin die Wittenberger Universität seit längerer Zeit gerathen war, und welche arg genug sein mußte, da der bescheidene junge Fürst sie bei Annahme des Rectorats so nachdrücklich rügte.

auch fr. f. g. zum Vice-Rectorn Vitus Ortell, Winshemius junior, Doctor juris, stracks adjungirt. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Chemnitz, 18. Mai. [Sächsische Industrie-Ausstellung.] Gestern fand die feierliche Eröffnung der hiesigen großen Industrie-Ausstellung für die sächsischen Lande (Pr. Provinz Sachsen, Königreich Sachsen, sächsisches Herzogthum) statt. Dieses vom Chemnitzer Handwerker-Verein angeregte Unternehmen, das im vorigen Jahre wegen des Krieges hatte sistirt werden müssen, ist jetzt zu einer recht erfreulichen Vollendung gediehen. Einen Begriff von der Ausdehnung des großartigen Ausstellungs-Gebäudes mögen folgende Zahlen geben: Ueberdachter Bodenraum 160,000 Quadrat-Fuß, als Ausstellungs-Raum benutzte Wandfläche 29,331 Quadrat-Fuß, Tischfläche 16,153 Quadrat-Fuß, Bodenfläche 66,603 Quadrat-Fuß. Deutlicher noch spricht vielleicht der Umstand, daß der gewaltige Lärm der in den hinteren Theilen des Gebäudes arbeitenden Maschinen nicht im Mindesten vernehmlich oder nur störend war bei der im vorderen Theile stattfindenden Eröffnungs-Feierlichkeit. Diese bestand in der Aufführung der von Th. Schneider komponirten schwungvollen Fest-Cantate, einer Ansprache des Bürgermeisters Müller, die hauptsächlich an den König von Sachsen gerichtet war, der nebst der Königin, dem Kronprinzen rc. der Eröffnung beiwohnte. — Nach der Proklamation der Eröffnung durch den Vorsitzenden des Ausstellungs-Ausschusses, Rewitzer, und ein von ihm ausgebrachtes Hoch auf den König, begann der Rundgang durch die Ausstellung. — Bei dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der ausgestellten Produkte ist es noch nicht möglich, das Nennenswertheste besonders hervorzuheben, deshalb mögen vor der Hand Angaben über die Anordnung des Materials genügen. — Durch den Haupt-Eingang tritt man in ein gewaltiges Octogon, in der Mitte durch eine kolossale Fontaine und rings mit grünen, blühenden Pflanzen geschmückt. An dieses schließen sich beiderseits Flügel an, von denen der rechte in seinen Parterre-Räumen hauptsächlich Kunst-Tischlereien, Möbel, Pianos, der linke Chamott- und Eisenguß-Waaren enthält, über die das für das Wormser Luther-Denkmal bestimmte Bronze-Standbild Reuchlins emporragt. Die Galerien dieses Haupt-Gebäudes sind wesentlich mit den Produkten der Spinnerei und Weberei gefüllt. Dem Haupt-Gebäude parallel laufen 3 gleich lange Hallen, welche durch 3 breite Gänge, der in der Mitte und an beiden Seiten die 4 Hallen kreuzen, zu einem Ganzen verbunden sind. Der Mittelgang vom Octogon nach dem ersten Anbau birgt die Produkte des Erz- und Kohlen-Bergbaues, ferner Porzellan, Steingut und Glas, der Anbau selbst enthält zu ebener Erde Bleche und Galanterie-Waaren, Nähmaschinen, Seilerwaaren, chemische Produkte, auf den Galerien allerlei Konsumtibilien, ferner Kurzwaaren der mannigfachsten Art, Uhren, mathematische, chemische, physikalische Instrumente, typographische und Buchbinder-Artikel. Den oberen Theil der Seitengänge nehmen links Tuche, Leder- und Pelzwaaren ein, rechts Photographien und Stickereien, während die unteren Theile der Gänge und der zweite und dritte Anbau alle Arten Maschinen enthalten. An den letzten Anbau schließt sich rechts noch ein einerseits offener Schuppen für landwirthschaftliche Maschinen, Fässer, Wagen und dergl. an, und auch auf dem unüberdachten Raume haben neben dem Kesselhaus für die arbeitenden Dampfmaschinen noch Ausstellungs-Gegenstände von großen Dimensionen Platz gefunden. — Schließlich sei noch erwähnt, daß gleichzeitig C. H. Findeisen seine Nebenausstellung eröffnet hat, die den außer dem Ausstellungs-Bezirk liegenden Fabriken Gelegenheit gewährt, ihre Produkte dem Publikum vorzuführen. (N.-Z.)

Dürrenberg. [Erdrutsch.] Den „Basler Nachr." werden über de. Erdrutsch, welcher seit vielen Wochen langsam, aber unaufhaltsam in der Ausdehnung von 15 Jucharten gegen die Gebäulichkeiten von Dürrenberg in der Schweiz vorrückte, folgende interessante Details mitgetheilt: Als die Risse und Auftreibungen im Boden keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß die eine Scheune und der Holzschopf würden weggestoßen werden, begann man, fast zu spät, den Abbruch. Trotz der wiederholten Mahnung des Eigenthümers: „Laßt lieber Alles zusammenstürzen, als daß sich Jemand beschädige", wurde ein Zimmermann von einem Balken so getroffen, daß er bewußtlos weggetragen werden mußte. Das Wohnhaus, das etwas seitwärts liegt, kam mit dem Schrecken davon; der Rutsch ging hart an ihm vorbei, nahm mit der Scheune, dem Schopf und den Schweineställen auch den großen, ebenen Hofraum weg und ließ an seiner Stelle eine Vertiefung, worin sich Wasser zu einem Weiher ansammelte, zurück, so daß es jetzt am Rande eines tiefen Grabens steht. Hundert Schritte weiter stand die zweite Scheune und wurde, wie die erste, als die Gefahr auch ihr nahte, abgebrochen. Der Weg nach dem Billstein, welcher zwischen beiden Scheunen durchführte, wurde natürlich auch unterbrochen und kann erst, wenn die Masse in Ruhe gekommen sein wird, wieder hergestellt werden. Das Mauerwerk sammt Fundamenten, nach allen Richtungen auseinandergehoben und gedrückt, ist weit fortgeschoben worden. Tapfer hielten aber Stand zwei uralte Kannenbirnbäume. Der eine folgte unentwegt gerade dem zerfallenen Mauergiebel, in dessen Schutz er über ein Jahrhundert gestanden hat, an seinen neuen Standort; der andere, etwas verwöhnt durch die glänzende Gesellschaft, welche während der Sommermonate sich unter seinem Schatten sammelte, kam anfänglich außer Fassung, sank bis zum Winkel von 45 Grad, erholte sich aber bald wieder von dem ersten Schreck, nahm auf der Wanderung seine gerade Haltung wieder an und blüht gegenwärtig in voller Pracht. „S'hätt' chönne schlimmer gah", mag er gedacht haben. — Als die Masse zwischen den zwei langen Hügeln aus der Rutschrinne hervortrat, hoffte man, der Druck werde nachlassen und die Bewegung aufhören. Allein man täuschte sich. Das Rutschgebiet wurde breiter, der Druck stärker und brachte die alte Rutschmasse von 1689, die große schöne Matte vom Haus bis hinab zum Bach in ihrer ganzen Breite in Bewegung. Das Bachbett wurde um 20 Fuß in die Höhe, auf's Niveau der Landstraße getrieben. Als die Landstraße bedroht war, ergriff die Regierung Vorkehrungen zur Sicherung derselben, sowie auch der Eigenthümer Alles that, was unter solchen Verhältnissen gethan werden konnte. Alles aber, was Menschenhand leisten konnte, wäre fruchtlos geblieben, hätte nicht der Leutschenberg dem Nachbar Dürrenberg hinüber gerufen: Bis hieher und nicht weiter! Seit acht Tagen hat die Bewegung, die über drei Monate gedauert hat, so zu sagen aufgehört.

— [Die ersten deutschen Fresken in Rom.] Das neueste Heft der „Altpreußischen Monatsschrift" bringt den interessanten Vortrag, welchen August Hagen am 14. März c. zu Königsberg über Peter von Cornelius gehalten hat. Wir entlehnen demselben folgende Stelle, welche das erste Auftreten des großen Künstlers in Rom schildert.

Im Jahre 1811 wanderte Cornelius nach Rom. Er fand hier junge strebsame deutsche Maler, die der Gedanke verband, all ihr Können und Schaffen dem Aufbau einer Kunst zu widmen, die nur das Große und Würdige zu Vorwürfen sich ersehen dürfe. Er dachte wie sie und erfuhr, daß schon vor ihnen ein deutscher Maler so gedacht hatte, welcher in Rom verkümmert und in Noth und Elend 1798 gestorben sei, nämlich Jacob Carstens. Dies schreckte die jungen Maler nicht ab, um trotz dem Franzosenthum, das damals gerade mit David's Theaterhelden paradirte, und den Mengsischen Grundsätzen, die bei Vielen noch als heilig galten, das endlich zu erreichen, was jener Kunstmärtyrer erstrebt hatte. Sah man doch lange Geist und Poesie allein in der Behandlung, brach doch selbst Wilhelm Tischbein in die Klage aus, er wisse, wie man, aber nicht was man malen solle. Als wenn ein Körper ohne Seele Leben

zeigen kann, als wenn die sinnliche Erscheinung als etwas Getrenntes zu denken ist, als wenn nicht das zu Wählende die Form mit bedingt. Jene Maler, mit denen Cornelius sogleich einen Freundschaftsbund schloß, waren Friedrich Overbeck, Wilhelm Schadow und Philipp Veit. Nach ihnen bestand das Große und Würdige der Malerei in kirchlichen Vorstellungen, wie sie das 14. und 15. Jahrhundert in gläubiger Hingebung andachtsvoll liebte. Cornelius widersprach nicht, wenn auch seine schöpferische Phantasie in weiteren Kreisen sich heimisch fühlte. Er, ein geborener Katholik, malte keine Altarbilder, wogegen Veit, der in Köln katholisch getauft war, und Overbeck und Schadow, die in Rom zum Katholicismus übertraten, sie als das Vornehmste erachteten.

Cornelius, um es den größten Malern Italiens gleichzuthun, lenkte den Blick auf die Frescobilder ihrer Vorgänger, die in felderreichen Abtheilungen ganze Kirchen und Kapellen zierten. Raphael und Michel Angelo hatten viel Nachahmungswerthes von den alterthümlichen Wandmalereien abgesehen, für die die Theilnahme derzeit so gut wie erloschen war, so daß das Technische selbst zum Geheimniß geworden. Auf die Wiederauffindung des alten Fresco's war sein Sinnen gerichtet. War dies gelungen, so stand zu erwarten, daß wieder cyclische Darstellungen verlangt werden würden, bei welchen eine die andere erklären hilft, ferner solche, die für den Ort Bedeutung haben und ein monumentales Ansehn behaupten. So könne ein Theil der Bilder vom Ahasverus-Fluch sich erlöst sehen, während die anderen von Hand zu Hand gehend einen unseligen Kunstmarkt erhalten und daher meist auf eine müßige Augenweide berechnet sind. Das Streben krönte ein glücklicher Erfolg und die Künstler, als Nazarener, wie man sie nannte, so lange verlacht, verspottet und verfolgt, sie, die so lange Mühe und Anstrengung, Beharrlichkeit und Entsagung aufgeboten hatten, um dem widerstrebenden Zuge Stand zu halten, drangen endlich siegreich durch. Die ersten neuen Frescogemälde finden wir in Rom in der Casa Bartholdy. Hier ist ein großes Zimmer von Overbeck, Veit, Schadow und Cornelius gemalt mit der Geschichte Joseph's und seiner Brüder. Jeder der Maler lieferte zwei Bilder. Die gefühlvollste aller Erfindungen von Cornelius finden wir hier in Joseph, der seinen Brüdern in Liebe vergiebt, was sie Böses an ihm gethan. Benjamin hängt an seinen Lippen. Einige stürzen zerknirscht zu den Füßen des Wohlthäters, andere erschrocken, wissen nicht, ob sie den Worten des Friedens Glauben schenken sollen und nehmen Anstand, sich ihm zu nähern. Der Beifall war allgemein, nicht größer von Seiten der Landsleute, als von der der Italiener. Wunderbar wirkte der Zauber und erleuchtete die zweifelnd Ungläubigen. Bei den Deutschen wurden Fresken bestellt, selbst von der päpstlichen Kunstadministration.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Am 22. d. M. hat Kaiser Franz Joseph den österreichischen Reichsrath mit einer Thronrede eröffnet, welche eine neue Aera constitutionellen Glücks für Oesterreich verkündet und die Versöhnung des Oktober-Diploms (20. Oktober 1860) mit dem Februar-Patent (26. Februar 1861), die Versöhnung des Föderalismus mit dem Centralisations-Princip durch den Dualismus anempfiehlt, ohne der Sistirungs-Politik weiter zu gedenken.

Diesen vergessenen Punkt bringen die Antrittsreden der Präsidenten beider Häuser, des Grafen Auersperg und Dr. Giskra zwar in schmerzliche Erinnerung, ohne aber darum mit weniger Zuversicht und Hoffnung in die neue Aera einzutreten, obwohl durch ihre Reden doch ein Ton wehmüthiger Melancholie zittert, welcher aus der Angst des gepreßten Herzens zu kommen scheint: daß der jetzige constitutionelle Anlauf wohl ein „letzter Versuch" sein könnte.

Mit Recht machte die „Nationalzeitung" dieser Tage darauf aufmerksam, daß die constitutionellen Anläufe Oesterreichs bisher viel mehr den Charakter eines diplomatischen Hilfsmittels an sich getragen hätten, als daß sie aus der Absicht entsprungen wären, sichere staatsrechtliche Grundlagen zu schaffen. Sie waren bald darauf berechnet, Preußen zu imponiren, bald durch Liberalisirung sich deutsche Sympathieen zu gewinnen, in der That fanden sich selbst bei uns Stimmen genug, welche Oesterreich in seiner diplomatischen Absicht unterstützten und diese Stimmen machten sich nicht blos in der „Volkszeitung" geltend; sogar im Abgeordnetenhause wurde vom Präsidentensitze aus unsrer Regierung die Mahnung ans Herz gelegt: sich durch den Liberalismus Oesterreichs nicht überflügeln zu lassen.

Die Frage ist nun, ob die eben jetzt wieder angekündigte constitutionelle Aera, an deren Pforte die „Ministerverantwortlichkeit" stehen soll, wieder ein solcher diplomatischer Schachzug ist, oder aber ob sie in der Nothwendigkeit der inneren Verhältnisse Oesterreichs ihre Wurzeln findet.

Der Dualismus, zu welchem man sich rückhaltlos bekannt, entspricht offenbar der durch den Prager Frieden geschaffenen Situation, aber die inneren Zustände sind in der That der Art, daß sie keine Wahl lassen, sondern nöthigen, auch in ein saures Kraut zu beißen, wenn man überzeugt ist, daß dieses Kraut ein wirksames Heilmittel ist. Von dieser Ueberzeugung zur Heilkraft des constitutionellen Krautes aber zeigt sich auch der Kaiser in seiner

Thronrede durchdrungen; die Eröffnungsreden der beiden Präsidenten aber erwarten Heilung allein von diesem Kraut. Und für welche Schäden?

„Groß sind die Ausgaben — sagt Dr. Giskra, der Präsident des Abgeordnetenhauses — die ihrer Lösung durch die Reichsvertretung und Regierung harren. Nicht blos gilt es, lang Versäumtes nachzuholen, die Schäden der letzten Zeit zu bessern, die Finanzen zu ordnen, die Volkswirthschaft und die Steuerkraft im Lande zu heben und zu beleben und die allseitig anerkannten, viel beklagten und doch nie abgestellten ererbten Uebelstände in der Verwaltung zu beseitigen, die Fesseln des Schlendrians und der Gewohnheit zu brechen, durch eingreifende Reformen dem matt gewordenen Organismus neues Leben einzuhauchen, Intelligenz und Arbeit zu den maßgebenden Faktoren in allen Zweigen des öffentlichen Waltens zu machen, sondern auch die konstitutionellen Einrichtungen, die durch den bloßen Schein derselben in früherer Zeit in Oesterreich arge Einbuße erlitten, wirklich zu Ehren zu bringen, den Staatsbürgern die Rechte freier Männer zu gewähren, den Nationalitäten die Bedingungen ihrer Existenz und Bildung ohne Vergewaltigung der Minderheiten, und ohne Schädigung des politischen Gemeinwesens, den Ländern die nöthige Autonomie, aber ohne Abbruch für das Ganze zu gewähren (Bravo rechts), allen Konfessionen gleiche Berechtigung zu geben (lebhaftes Bravo) und Staatsgewalt und Staatsbürger zu entlasten von den Folgen unglückseliger Verträge. (Bravo links, — es handelt sich um das Konkordat. Bem. der Red.) Den Geist des ächten Konstitutionalismus und des Fortschritts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens lebendig zu machen und alle hier vertretenen, an Bildung und Wohlstand im Reiche hervorragenden Länder mindestens nicht in geringerem Maße jener parlamentarischen Einrichtungen theilhaftig werden zu lassen, als sie in einem anderen Theile des Reiches bereits reaktivirt wurden (lebhaftes Bravo), und mit jenem Theile des Reiches den lang ersehnten inneren und wahren Frieden zu schließen und zu festigen, den heißersehnten Ausgleich in einer Art zu Stande zu bringen, daß bei aller Anerkennung und Achtung jenseitiger Rechte und Eigenart doch die wirthschaftlichen Kräfte diesseits der Leitha nicht preisgegeben, daß die finanziellen Lasten nach Gerechtigkeit und Billigkeit geordnet werden (Bravo!) und durch was immer für Einrichtungen doch die Macht des Ganzen nicht gebrochen und nicht geschädigt werde. (Bravo!)“

Wer möchte, Angesichts so schwerer Leiden Oesterreichs, nicht wünschen, daß der Versuch einer Wiedergeburt gelinge; es ist eine Staatskunst, die sich selbst überlebt hat, welche das Gedeihen des eigenen Staates auf dem Verfall des Nachbarstaates zu gründen gedenkt; aber verhehlen kann man sich doch nicht, daß, weil ein großer Anlauf genommen ist und hohe Ziele gesteckt worden sind, das Resultat noch nicht gesichert ist; um so weniger, weil in den zu lösenden Aufgaben ein innerer Widerspruch vorhanden ist, zu dessen Lösung die Bezeichnung desselben wohl nicht ausreicht.

Jedenfalls sind wir gespannt darauf, wie man die centrifugalen Kräfte, welche eben so sehr in der Widerhaarigkeit der Croaten, wie in den Prätensionen der Czechen, so wie in den autonomistischen Tendenzen der Polen und anderer Kronländer zum Ausdruck kommen, ohne Gewalt und ohne Beeinträchtigung der Minoritäten zum harmonischen Einklang bringen wird.

Abgesehen von der Frage der inneren Neugestaltung verheißt indeß die kaiserliche Thronrede eine veränderte Richtung der äußeren Politik, zu welcher sich alle Welt Glück wünschen kann, weil sie ein Friedenspfand in sich trägt. Die österreichische Politik verzichtet Preußen gegenüber auf den „Gedanken der Wiedervergeltung“ und auf eine Politik der Rache; und in der That! die

Haltung, welche Oesterreich in letzter Zeit Preußen gegenüber beobachtet hat, entspricht jenen Gedanken des Friedens.

Auch von Frankreich her kommen nun Worte des Friedens und der Freundschaft; Preußen aber, welchem man einen durch seine Erfolge maßlos gesteigerten Ehrgeiz und eine diesem entsprechende Vergrößerungslust zutraut, zeigt nach allen Seiten hin eine Mäßigung, die deutlich beweist, daß es sich lediglich auf die Aufgabe beschränkt, im eigenen Lande das organische Hineinwachsen der neu erworbenen Länder in das preußische Gemeinwesen zu fördern und seinem deutschen Berufe durch feste Constituirung des norddeutschen Bundes gerecht zu werden.

Selbst das kleine Häkchen, an welches sich eine diplomatische Intrigue anknüpfen ließ, um eine neue europäische Frage einzuleiten, — Artikel V des Prager Friedens, hat seine Spitze verloren, da Preußen selbst die Initiative ergriffen hat, um die definitive Entscheidung über Nordschleswig herbeizuführen.

Nur ein dunkler Punkt schwebt noch am Himmel. Die officiöse „Russische Correspondenz" bezeichnet ihn — die orientalische Frage.

„Das Entwaffnungsproject, — sagt sie — welches, wenn auch verfrüht, nichts desto weniger der Wunsch aller Völker ist, hat in Aussicht, von den nach Paris sich begebenden Souveränen in Erwägung gezogen zu werden? Die so wünschenswerthe Entwaffnung ist unglücklicher Weise unmöglich, selbst wenn die Versöhnung zwischen Frankreich und Preußen aufrichtig ist und die Eifersüchteleien beseitigt sind; der allgemeine Friede ist nicht gesichert, so lange es Unterdrückte in der Türkei giebt. Vor 14 Jahren verband sich Europa gegen Rußland und trotz aller Opfer ward nichts weiter erreicht, als daß diesem ein demüthigender Friedensvertrag auferlegt wurde, die orientalische Frage wurde nicht beseitigt. Dieselben Ursachen zur Unzufriedenheit bestehen fort und der heldenmüthige Widerstand der Kandioten ist ein unzweideutiger Beweis für die Lebensfähigkeit der christlichen Völker des Sultans, ihren Abscheu gegen die türkische Herrschaft und die Berechtigung ihrer Beschwerden. Der Augenblick ist gekommen, um zu erkennen, daß Europa, wenn es die orientalische Frage ordnen will ohne oder gar gegen Rußland, auf falschem Wege ist. Diese Frage muß von allen Mächten in die Hand genommen werden und zwar im Geiste der Versöhnung und mit gegenseitigem Vertrauen. Die Entwaffnung ist nur möglich unter dieser Bedingung."

Das fürstliche Meeting in Paris soll sich also, nach Rußlands Wunsch, mit der orientalischen Frage beschäftigen und ganz entgegen dem sonstigen Brauche, welcher fürstlichen Zusammenkünften gewöhnlich nur den Charakter der Courtoisie offiziös zuzugestehen pflegt, betont die „France" diesmal ausdrücklich die politischen Motive derselben. „Es sei mehr dahinter," bemerkt sie, „als die Frivolen ahnen, es sei eine Annäherung in den erhabensten Fragen der internationalen Ordnung im Werke."

Vielleicht spricht der Umstand, daß auch der Sultan seinen Besuch in Paris zugesagt hat, für die Annahme, daß man nicht ohne ihn über ihn verhandeln wolle. Der kranke Mann aber wird mit dem Bewußtsein den Rath seiner Pariser Aerzte entgegen nehmen, daß mit diesem die Aussicht auf seine

Heilung noch nicht erschöpft sei; er wird sich von Paris aus auch nach London begeben.

In gespannter Erwartung auf den Verlauf dieser Dinge haben wir bei uns inzwischen etwas „Conflikt“ gehabt, indem das Abgeordnetenhaus unzufrieden mit der Versetzung des ehemals hannoverischen Gerichts-Direktors Oberg als Vice-Präsident an das Appellationsgericht zu Ratibor, gegen den Justiz-Minister Anklage wegen Gesetz- und Verfassungs-Verletzung erhob. Zwar haben solche Versetzungen von Justizbeamten neu erworbener Landestheile an altländische Gerichte vielfach stattgefunden, ohne daß das Abgeordnetenhaus Einsprache gegen eine Praxis erhoben hätte, welche sich ebenso sehr auf Prinzipien der Billigkeit berufen konnte, als aus den bestehenden Gesetzen sich rechtfertigen ließ.

Allerdings war diese gesetzliche Rechtfertigung nicht zweifellos, und um jeden Zweifel zu beheben, hatte die Regierung in der vorigen Session einen Gesetz-Entwurf über den Gegenstand eingebracht, welchen das Abgeordnetenhaus ablehnte.

Nichts natürlicher also, als daß man bei der alten Praxis verblieb. Anstatt nun den eigenen Fehler einzugestehen und zu verbessern, welchen das Abgeordnetenhaus durch Ablehnung des oben gedachten Gesetzentwurfs begangen hatte, wendeten sich die heftigsten Angriffe gegen den Justizminister und führten schließlich im Hause zur Beantragung einer Resolution, welche die Versetzung des rc. Oberg für gesetz- und verfassungswidrig erklärte, während außer dem Hause, nämlich in der Oppositionspresse die Rückkehr des „Conflikts“ vorhergesagt wurde.

Bei dem Geist der Mäßigung und Versöhnlichkeit, welcher gegenwärtig unsere inneren politischen Verhältnisse charakterisirt, kam der parlamentarische Anlauf unerwartet; daß er ernstliche Schwierigkeiten hervorrufen könne — daran denkt wohl Niemand, selbst diejenigen nicht, welche sich das Ansehen von Echauffement geben.

Gleichwohl ist versucht worden, die scharfe Oppositionsstellung, in welche sich das Abgeordnetenhaus durch Annahme des Aßmann'schen Resolutions-Antrages setzen würde, aufzuheben. Aus der Sprache der Altliberalen war ein Antrag auf motivirte Tages-Ordnung eingebracht worden, welcher nach beiden Seiten hin Rechnung trug; er ist indeß in der Sitzung vom 29. d. M. verworfen und der Aßmann'sche Antrag angenommen worden.

Das Abgeordnetenhaus hat also die große Anzahl seiner schon gefaßten Resolutionen, über welche eine Zeit mit ihren riesenhaften Anstrengungen und ebenso glorreichen wie segensreichen Erfolgen zur Tagesordnung geschritten ist, um eine neue vermehrt. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hat bisher so wenig Glück gehabt in ihren Resolutionen, daß sie die Rückkehr zu der früheren Taktik bedenklich finden sollte; denn der Mißerfolg jener früheren Resolution beschränkte sich nicht auf ihre Erfolglosigkeit, er offenbarte sich in dem grellen Licht der Kritik, welche die Thatsachen an ihnen ausübten. Die Schleier der Vergangenheit sind inzwischen über sie herabgesunken; warum zerrt man an diesem Schleier?

Racenunterschiede in Italien.

Eine Skizze.

So groß die nationale Einheit und Gleichartigkeit der italienischen Bevölkerung ist, so mannigfaltig sind die zum italienischen Volke assimilirten Elemente im Verlaufe der langen Geschichte dieses Landes. Und trotz aller Schicksalswechsel lassen sich die ursprünglichen Merkmale der verschiedenen Abkunft immer noch in den Zügen und Charakteren der Bewohner der verschiedenen Landestheile erkennen und zeigen dem Beobachter eine Mannigfaltigkeit, wie man sie selten findet.

Die Bevölkerung des Pothales, des ganzen ungeheuren Distriktes, welcher zwischen den Alpen und Apenninen bis hinab an das Adriatische Meer liegt, der schönste sowohl, als auch der reichste Theil des Landes, bewahrt noch augenscheinliche Kennzeichen ihres nordischen Ursprungs. Die Lombarden — worunter man nicht bloß die Bewohner der eigentlichen Lombardei, sondern das ganze Volk bis tief nach Piemont hinein, die Bewohner von Parma, Modena, Bologna und der Romagna bis nach Ravenna und Rimini zu verstehen hat — zeichnen sich unter den übrigen Italienern durch ein helleres Haar und Gesichtsfarbe, durch hohe, ansehnliche, aber selten elegante Körperformen, so wie durch ihr sanguinisches Temperament aus, das in reiferem Alter oft in Apathie übergeht. Bei ihrem reichen Lande gewöhnen sie sich frühzeitig an epicureische Genüsse, und ihr vergleichungsweise langsames Auffassen, vereint mit ihrer Vorneigung zu sinnlichen Vergnügungen, hat ihnen von Seiten ihrer südlichen Nachbarn den Namen lombardischer Wölfe oder der Böotier Italiens zugezogen. Aber seit der frühesten Zeit entwickelten sie in Ackerbau, Handel und Industrie die größten Anlagen und zeichnen sich noch jetzt in nützlichen und schönen Künsten, so wie in allen Zweigen der Wissenschaften und Literatur aus. Die Lombarden sind ein edelgesinntes, gastfreies Geschlecht; vielleicht etwas langsam und phlegmatisch, offen und leichtgläubig, theilen sie bis zu einem gewissen Grade die bessern und schlimmern Eigenschaften ihrer Nachbarn, der Deutschen.

Venedig, das seinen Ursprung dem Einbruche der nordischen Völker verdankt, war vielleicht der einzige Fleck Italiens, der mit fremdem Blute unvermischt blieb. Die venetianische Aristokratie, die älteste von allen, abgehärtet durch die steten, von ihrer Lage erforderten Anstrengungen und entflammt von einer aufrichtigen, wenn auch vielleicht etwas engherzigen Vaterlandsliebe, bewies lange Zeit eine Tapferkeit, die eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre. Die finstere, blutige Politik, welche die letzte Zeit dieser unglücklichen Republik befleckte, hat man schon lange, selbst bis zum Uebermaße, besprochen, und es ist Zeit, endlich dem Andenken, ja man möchte fast sagen dem Schatten Venedigs Ruhe zu gönnen.

Sicher in ihren unfruchtbaren Felsenbergen, entgingen die Genuesen, die Abkömmlinge der alten Ligurier, in großem Maße fremder Beimischung

und bewahrten ihren kecken Sinn und ihr sparsames Wesen durch die römische Periode, wie durch alle Schicksalswechsel hindurch. Die Genuesen gelten noch jetzt für die besten Matrosen des Mittelmeeres, sind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich — gleichsam als wollten sie die Behauptung Lügen strafen, daß Thätigkeit und Abhärtung mit einem milden, üppigen Klima unvereinbar seien — und zeichnen sich nicht bloß unter den Italienern, sondern unter allen Völkern, mit denen sie sich vermischten, selbst noch nach mehreren Generationen, durch ihre scharfen, aber feinen Züge, ihre kleinen schwarzen Augen, ihre kurzen aber gewandten Glieder und durch ihren harten, wahrhaft barbarischen Dialekt aus. Geldgier und Geldstolz waren von jeher hervorragende Eigenschaften der Genuesen, deren Weiber, nach der Aussage der übrigen Italiener, ohne Scham, deren Männer ohne Zuverlässigkeit sind. So gewährt denn auch die ganze Geschichte Genua's nicht einen einzigen Punkt, der sich über gemeine Kraft erhöbe; wie Haufen roher und sich selbst überlassener Menschen unfähig sind, sich selbst zu regieren und um jeden geringen Hader Schlägerei anfangen, so ist in Genua fortwährend eine Balgerei zwischen Parteien, welche aus den gemeinsten Anlässen entstehen und bald die Deutschen, bald die Franzosen, bald die Spanier, bald italienische Fürsten und Gewalthaber herbeiziehen. Da sie einen gewissen Sinn für äußere Pracht mit ihrer Sparsamkeit und ihrer sprüchwörtlichen Habsucht vereinigen, so haben die Genuesen Tempel und Paläste mit mehr Pracht als Geschmack erbaut, gegen alle Schwierigkeiten der Natur angekämpft und ihre Gärten und Villen auf den Felsengipfeln der Apenninen, wie auf dem Sande am Ufer des Meeres angelegt. Eine Race von Abenteurern und Räubern, haben sie sich in allen Theilen der Welt niedergelassen, als wäre ihr Vaterland da, wo es ihnen gut geht, und doch ist kein Volk anhänglicher an sein Vaterland oder stolzer darauf, und nirgends sind Volkssagen und Volksvorurtheile so eingewurzelt wie hier.

Aber hinter den Ufern von Genua und längs der ganzen Kette der Apenninen bis hinab zu den Abruzzen und Calabrien leben die Abkömmlinge jener alten Bevölkerung Italiens, die man die *uritalische* nennen könnte und im Alterthum so viele Namen aufwies. Sie gaben die Ufer und Ebenen der Civilisation Preis und zogen sich in die Wildnisse des Gebirges zurück. Zu arm für die Besteuerung, zu unbändig für die militärische Conscription, ließ man diese Bewohner sich selbst oder höchstens durch ihre Priester regieren. Gegen diese Leute erlahmte alle Macht und Politik, so wie alle summarische Justiz *Napoleon's* I.; aus ihnen rekrutiren sich die Schmuggler und Banditen, deren Thaten, durch die Uebertreibungen der Romanschreiber entstellt, noch immer die Unterhaltung müßiger Leute ausmachen.

Das ehemalige Großherzogthum *Toskana*, vielleicht schon vor der griechischen Epoche der Sitz der Wissenschaften und Künste, ist jetzt von einem Volke bewohnt, das im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachsüchtig als die übrigen Stämme der Halbinsel, von Natur fein und höflich, mit großem angebornen Takt für das Schickliche, reich an geselligen Talenten, mit einem aufgeschlossenen Sinn für das Schöne begabt,

der sich selbst in den untersten Schichten des Volkes nicht verleugnet, weit weniger träge und arbeitsscheu als sein römischer Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffassung und einem Talent für die Aneignung fremden Wissens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker, und selbst in der größten Unwissenheit nie plump und gemein erscheinend ist. Dagegen fehlt es ihm durchschnittlich an einer tieferen sittlichen und religiösen Grundlage; sein Sinn ist nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion selbst fast nie Sache des Gemüthes, sondern mehr ein Cultus des Schönen und ein gedankenloses Mitmachen überkommener Gebräuche. Unersättlich in seiner Vergnügungssucht, ist das Volk verweichlicht und entnervt, ohne Ausdauer in der Arbeit; rasch begeistert und zum Handeln bereit, noch rascher ermattend und die kaum ergriffene Fahne wieder sinken lassend; ohne Gemeinsinn in der höchsten Bedeutung des Wortes, wenn auch durch und für politische Schlagwörter leicht zu entzünden; wo überhaupt öffentliches Leben erwacht, noch immer, wie in alter Zeit, mehr Sinn und Verständniß für Communalfreiheit, als für die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und das große gemeinsame Vaterland zeigend; so viel sich bis jetzt übersehen läßt, in der Vergangenheit größer, als in der Gegenwart und Zukunft; in dieser Vergangenheit für die gegenwärtige Inferiorität im Staats- wie im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart, die ihm doch nur halb zum Bewußtsein gekommen ist, Trost suchend und findend. Spuren alter toskanischer Tapferkeit findet man in Arezzo, in Pistoja und allenthalben, wo man gegen die Apenninen ansteigt, und das schöne Florenz, die Hauptstadt und das Athen des neuen Italiens, das allein einer größeren Zahl von ausgezeichneten Männern das Leben gab, als das ganze übrige Königreich zusammen, bildet den Gegensatz von Rom. „Rom hat das Mark von Italien und Toskana die Knochen" sagt ein altes Sprüchwort. Unruhe, Uebermuth, ewige Beweglichkeit und Thätigkeit sind die hervorragenden Eigenschaften des Florentiners und bilden einen grellen Contrast gegen den ruhigen, hohen Charakter, gegen das wahrhaft und ungesucht Große des Römers, dessen Pöbel selbst, die Trasteverini, in ihren Zügen, ihrem Costüme, ihren Sitten und fast noch mehr in den oft plötzlichen, keineswegs immer gemeinen, Ausbrüchen ihrer Leidenschaft das alte römische Wesen zeigen und den Grundstock einer kraftvollen, minder entnervten Bevölkerung bilden.

Der südliche Theil der Halbinsel und das anstoßende Sicilien wurden frühzeitig von dorischen Colonien bevölkert, welche den an dem Meere gelegenen Landstrichen einen unaustilgbaren griechischen Charakter aufdrückten. Großgriechenland hatte Schulen, Spiele, Dichter und Philosophen, welche mit denen des Heimathlandes wetteiferten. Die Römer eroberten, aber zerstörten nicht; sie nahmen von den Griechen mehr als sie ihnen gaben. Beim Fall des weströmischen Reiches blieben diese Seehäfen den Griechen. Die Saracenen hielten sich nie lange jenseits der Meerenge von Messina, und die Normannen waren zu wenig zahlreich, um dauernde Spuren im Nationalcharakter zurückzulassen. Daher ist der Charakter der Neapolitaner wesentlich griechisch, und ihre Leichtfertigkeit und Munterkeit,

ihr Geschmack an Sophismen, wie ihre Nationaltänze und Feste, Alles ist griechisch bei ihnen. So existiren an vielen Orten noch Klageweiber, welche Klagegesänge bei Trauerfällen anstimmen. Sie sitzen im Kreise um die Leiche herum und hinter ihnen in einem zweiten Kreise die Verwandten. Je nach dem Alter, nach dem Stande und Charakter des Todten ist der Klagegesang verschieden, indem auf das Geheiß der Weiber die Verwandten als Chorus einstimmen. Sie raufen sich die Haare aus und streuen sie auf den Leichnam, den sie zur Grube begleiten. Schon Graf Stolberg bemerkte, daß nicht allein Namen der Ortschaften, sondern auch Sprache und Sitten insonderheit der Bewohner Japygiens, welche wir als moderne griechische Kolonisten anzusehen haben, griechisch geblieben. Der Graf liefert ein Register griechischer Namen, welches wir bedeutend vermehren könnten, aber es kommen auch Bezeichnungen vor, welche slawische Wurzeln verrathen und den altgriechischen Nimbus schwächen. Bei den Sitten ist jedoch griechisches Element reiner vorhanden. Das Volk der Hauptstadt des früheren Königreiches Neapel und das des paradiesischen Campaniens, ohnehin nicht sehr thätig und energisch, ist vielleicht jetzt ärmer an äußerer Würde und edlen Gesinnungen, als irgend ein anderer Stamm Italiens, während die ehemaligen Provinzen, ohne Industrie, ohne Handel, ja fast ohne Verkehr mit der civilisirten Welt in Unwissenheit und Armuth fortleben. Aber was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung abgeht, das ersetzen sie vielfach durch natürlichen Verstand und Scharfsinn. In den Unruhen der letzten Jahrzehnte haben die untersten Klassen oft eine Fassungsgabe, eine Klugheit und Energie gezeigt, die nur einer verständigen Leitung bedurfte, um Großes zu verrichten, denn es ist zu bemerken, daß im Römischen und Neapolitanischen die Volksmasse physisch und moralisch besser ist, als die höheren Klassen, weil die Trasteverini und Lazzaroni noch der ächte Stamm jener Griechen und Römer sind, welche die Welt bezwangen und aufklärten, während der Adel von Normannen und andern Fremdlingen stammt, die, in ein milderes Klima verpflanzt, ihre ursprüngliche Kraft verloren, ohne in dem von ihnen bewohnten Lande recht akklimatisirt zu sein.

Auch die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, wo die Sümpfe, die Verödung und die Malaria um sich greifen, wie der Sand der Wüste über die fruchtbaren Striche der Berberei, ohne Straßen, ohne Canäle, fast ohne Ackerbau, und doch noch so schön und reich, werden gleichfalls einst wieder, gleich den toskanischen und pontinischen Sümpfen, zu einem neuen Leben erwachen. Insonderheit ist Sicilien das klimatisch am meisten begünstigte Land von Europa und scheint zu dem leichtesten, heitersten Leben des Menschen, zu einer gedeihlichen Geisteskultur und zur Ernährung nicht allein von einer gedrängten Bevölkerung, sondern auch von andern Ländern geschaffen zu sein. Obgleich es so das wahre Eden von Europa und gleichsam die Lieblingsstätte der Natur in diesem Welttheile ist, so zeigt dies Land jetzt doch vor vielen andern eine Einwohnerschaft, die seiner unwerth ist, und giebt ein glänzendes Beispiel von der Uebermacht der inneren und äußeren Kulturverhältnisse des Menschen über die Einwirkungen der äußern Natur. Die

Spuren des maurischen Geistes, die ritterliche, nüchterne und melancholische, aber rachsüchtige und leidenschaftliche Gemüthsart, welche das spanische Blut bezeichnet, sind noch leicht zu erkennen in der dunklen Olivenfarbe, in dem gallichten Temperamente und in den Gutturalaccenten der Einwohner. Mehr zu geistigen als körperlichen Anstrengungen geneigt, dem Nachdenken und der Einsamkeit ergeben, gewinnen ihre Leidenschaften an Tiefe, was sie an Heftigkeit verlieren. Ehrgeizig, rachsüchtig und fanatisch verfolgen sie ihre Plane mit unwandelbarer Beharrlichkeit, und unter günstigen Umständen möchte es nicht schwer sein, in Sicilien einen Procida und in Corsica einen Napoleon I. zu finden. A. B.

Der Wald und sein Einfluß.

II.

Wie detaillirt nachgewiesen worden ist, sichern die Wälder dem Boden Feuchtigkeit und durch diese dem Lande eine gemäßigtere Temperatur; sind sie aber zu groß, so wird das Klima kalt und naß. Ein mäßiges Lichten der Waldstrecken, namentlich in den Niederungen, wirkt demgemäß wohlthätig auf die Kulturfähigkeit und das Klima des Landes; sobald aber das Lichten durch eine vermehrte, betriebsamere und genußsüchtigere Bevölkerung in Ausrottung der Wälder ausartet und sich selbst auf die Berge und deren Gipfel erstreckt, so wird gerade das Gegentheil dadurch hervorgerufen, und die gänzlichen Waldzerstörungen sind die sichern Vorläufer der Unfruchtbarkeit eines Landes, des Verfalles der Nationen und der Erscheinung von Wüsten.

Ferner tragen die Wälder viel zur Harmonie der Naturgesetze bei. Sie sind mächtige Leiter des electrischen Fluidums und üben dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die Atmosphäre aus. Sie ziehen eines Theils die Gewitter an und vertheilen sie zu wohlthätigem Regen; sie nähren dadurch die Quellen der Bäche, welche von den Bergen rieseln und die Fruchtbarkeit der Felder erhöhen. Anderen Theils vermindern sie aber auch die Anzahl der Wasser, welche auf der Oberfläche fließen und nur zu oft, wenn sie durch plötzliche und starke Regen vermehrt werden, den untenliegenden Thälern und Feldern Verderben bringen.

Besteigt man während eines Gewitters die Abhänge zweier gleichen Berge, von denen der eine mit Wald bewachsen, der andere aber gänzlich kahl ist, so wird es Einem nicht entgehen, daß der letztere die durch Regen empfangene Wassermenge, obgleich er sonst arm an Quellen und Bächen ist, in schnellen und reißenden Bächen in das Thal sendet, wodurch nur allzuoft Ueberschwemmungen der untenliegenden Felder herbeigeführt werden, die um so verderblicher sind, als die ungestüm herabstürzende und durch nichts aufgehaltene Wassermasse gewöhnlich Steingerölle mit sich führt und die

Felder damit überschüttet. Ist der Regen vorüber, so versiegen die Bäche bald und der kahle Berg ist nun wieder trocken und öde; das Wasser ist zu schnell von ihm abgeronnen, um tiefer in den Boden eindringen zu können. Der kahle Berg nährt deshalb keine Quellen, keinen Bach, und gerade dann, wenn die Thäler und die Felder das Wasser am nöthigsten bedürfen, in trockenen Zeiten, sendet er keinen einzigen Tropfen hinab.

Anders die mit Wald bewachsenen Berge. Von ihnen rinnt der Regen nicht in wilden und verwüstenden Bergbächen; er rieselt langsam in wohlthätig befruchtenden Quellen in das Thal hinab. Im Walde fällt der Regen nicht unmittelbar auf die Erde, sondern wird von den Blättern, Zweigen und Stämmen der Bäume und Büsche aufgefangen und zurückgehalten; er fällt deshalb nur in langsamen Tropfen auf die lockere Walderde, wird von dieser aufgesogen und zu Quellen vereint. Selbst die nicht aufgesogenen Wasser erhalten durch die Bäume, Wurzeln und Pflanzen soviel Hemmnisse, daß sie sich nicht zu einem reißenden Bache vereinen können, sondern langsam bergab rinnen. Die von der Erde aufgesogenen Wasser geben selbst in den trockensten Zeiten den Quellen eine hinreichende Nahrung, so daß diese nie versiegen.

Der durch das grüne Laubdach der Bäume von den Sonnenstrahlen geschützte, mit Laub und Pflanzen bedeckte Waldboden ist zu allen Jahreszeiten feucht, er dünstet deshalb namentlich während des Sommers viel Feuchtigkeit aus und erzeugt dadurch neuen Regen. Wir haben dies bereits hinlänglich besprochen. Durch das jährliche Abfallen der Blätter, durch das Absterben und Zergehen alter Aeste und Wurzeln bilden die Wälder über dem Felsgesteine der Gebirge einen fruchtbaren Boden und halten diesen mit ihren Wurzeln an den Abhängen fest, während auf den unbewaldeten Bergen die Felsen meist offen zu Tage liegen. Die Wälder mäßigen ferner durch den Schutz, den sie gewähren, einen Theils die Heftigkeit der eisigen Winde des Nordens, andern Theils mindern sie die Wirkungen der brennenden Luft des Südens, ja sie fangen den Wind auf, halten ihn Tage lang fest und entsenden ihn dann in milderer Gestalt. Da die Atmosphäre in den Wäldern sich langsamer erhitzt und abkühlt als unter offenem und freiem Himmel, so dienen sie zugleich zu Regulatoren für den Wärmestoff und verkleinern in Bezug auf die Temperatur die Unterschiede zwischen dem Tag und der Nacht, ja selbst zwischen den warmen und kalten Tagen und zwischen den Jahreszeiten, da es in ihnen kühler im Sommer und wärmer und geschützter im Winter ist als unter offenem Himmel.

Einen bedeutenden Einfluß üben aber die Wälder noch dadurch aus, daß sie mit ihren Blättern tödtliche Miasmen und Gase einsaugen und dadurch der Verbreitung miasmatischer Krankheiten hindernd entgegentreten, somit fortwährend für die Reinheit und Frische der Luft sorgen. Mit seinen hunderttausend kleinen Oeffnungen saugt jedes Baumblatt während des Sonnenscheines die für das thierische Leben verderbliche Kohlensäure aus der Luft und haucht dafür den Sauerstoff, die Lebensluft für Menschen und Thiere, aus. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß das menschliche und thierische

Leben sich in den Wäldern viel frischer und kräftiger entwickelt als in waldarmen Gegenden, weil in den Wäldern die Luft gesünder und reiner ist.

Erst wenn man die Wälder von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheinen sie in ihrer vollen Bedeutung. Nicht deshalb ist die Ausrottung der Waldungen in manchen Gegenden und Ländern so sehr zu bedauern, weil der Holzbedarf dadurch vermindert wird, denn das Bauholz läßt sich zum Theil durch Eisen und Steine, das Brennholz durch Kohlen und anderes Material ersetzen, sondern weil durch sie das Wohl des ganzen Landes und seiner Bevölkerung gefährdet ist und allmählich vernichtet wird. Die Geschichte liefert uns dafür Beispiele genug, und sie mögen hier etwas ausführlicher, nachdem wir ihrer schon wiederholt, aber nur vorübergehend gedacht haben, erwähnt werden, damit die Bedeutung des Waldes in ihrer ganzen Größe hervortritt.

Das alte Griechenland war einst ein fruchtbares, gesegnetes Land, von dessen reichen Ernten mehr als zwanzig betriebsame Nationen lebten. Zahlreiche Heerden weideten an den Bergen und in den Thälern. Der Landbau blühte, zahlreiche Flüsse durchströmten und bewässerten die Ebenen: das ganze Land glich einem wohlgepflegten Garten, auf welchen die mit Wald umkrönten Berge und Gebirge freundlich herabblickten. Attica und Sicyon lieferten die schönsten Feigen und Oliven, Epirus war berühmt wegen seiner herrlichen Aprikosen, Elis gab den Flachs und die schönsten Früchte und Gemüse wurden in ganz Griechenland gebaut. Zu Theophrast's Zeiten fand man in den Gärten Griechenlands die schmackhaftesten Birnen aus Kleinasien, die herrlichen Aepfel Armenien's, die süßen Pfirsiche Aegypten's, die Citronen aus Medien, die saftigen Kirschen aus Pontus und verschiedene Sorten Nüsse aus Euböa, und von des Laërtes Garten auf Ithaka singt Homer in seiner Odyssee:

„.... schön ist Alles bestellt; kein einziges Gewächs hier,
Keine Rebe des Weins, kein Oelbaum, Feigen- und Birnbaum,
Keines der Beet' auch vermißt die gehörige Pfleg' in dem Garten."

Alles verrieth den größten Wohlstand — und jetzt findet der Reisende, der Griechenland durchwandert, nichts als trockene Felsen und dürre Sandwüsten, aus denen hier und dort ein elender Fleck hervorschaut. Vergebens bemüht er sich, manche von den alten Dichtern erwähnte Quellen aufzufinden; sie sind versiegt. Vergebens sucht er die bezeichneten Stellen, wo die Flüsse einst entsprangen; er findet sie fast alle eine halbe Stunde weiter unten, und es sind die alten Flüsse nicht mehr, denn matt und seicht fließen sie durch's Land. Die Fruchtbarkeit der Felder ist erstorben, das Volk verarmt, und fragt er, woher dies Alles: — ein Blick auf die Berge und Gebirge sagt es ihm, kahle und nackte Felsen blicken ihm entgegen, die herrlichen Wälder, welche sie einst umkrönten, sind verschwunden und mit ihnen der Segen des Landes.

Altgriechenland spricht viel von Wäldern, auch später noch, als Berglöwen und scharfzahnige Eber selten und mehr dem Mythus verfallen waren. Homer und Hesiod erwähnen Wälder genug und schattige Haine:

„Rings um die Grotte wuchs ein Hain voll grünender Bäume,
Pappel, Weiden und Erlen und düftereicher Cypressen.“ Od. 5, 60.

Wie oft ist von den Beständen des Neritus und der waldigen Zakynthus die Rede, von Pelion's Waldgebirg, bis in die Mitte dicht mit Baumwuchs beschattet! Nach Strabo berichtete Eratosthenes, daß die Cyprier ehedem weder durch Bergbau noch durch Schiffbau die Wälder ihrer Ebene ausrotten konnten, so daß sie Jedem das Stück Land zuletzt frei überließen, das er vom Holze befreite und anbaute. Nicht bloß die Angabe älterer Schriftsteller deutet auf das Vorhandensein häufiger Pinienhaine und Wälder, auch die vielen davon hergenommenen Namen deuten darauf (Pityussa, pityocamptes), und zwar an Orten, wo zur Zeit nicht bloß Haine und Wälder überhaupt mangeln, nein, wo auch jede Spur einer Pinie fehlt. Berühmt war der Wald um Kalydon und Daulis am Parnaß, dem hiervon der Name ward: „Δαυλοὺς γὰρ καλοῦσι τὰ δάση.“ Wohl singen noch Nachtigallen hier am sprudelnden Bergbach im wasserliebenden Gebüsch, seit Prokne und Philomele der Fabel den Inhalt gaben, aber der Wald? — ist mindestens 2000 Fuß höher hinaufgerückt an die steilen Felsklippen der höchsten Kuppe des östlich abfallenden Parnaß; er beginnt erst am Kloster Jerusalem mit Edeltannen und kennt tiefer unten als Grenznachbarn nur Kermeseichengebüsch und seltene Strandföhren in magerem Gestrüpp. Von großen Wäldern spricht endlich der Eresier Theophrast; obgleich vor allen jene von Thracien und Macedonien rühmend, umgeht er doch nicht die am Parnaß und Kyllene, am Helikon und Taygetus, Arkadien, das waldreichste, nicht zu erwähnen. Nach ihm wuchsen in der Ebene schon Kornellen, Erlen und Eichen, die Hopfenbuche und Stechpalme, die Esche und der Ahorn. Alle sind bereits in die Gebirge gedrängt, nicht bloß am Isthmus, schon am Sperchius und in den schattigen Schluchten des Pindus. Die knoppernliefernde Aegilops wachse nicht, wie er lehrt, an bebauten Orten, womit er gewiß auf fruchtbare Ebenen deutet. Gerade in diesen nur findet sie sich jetzt selbst cultivirt, wie im unteren Eurotasgebiet und zum Theil in Messenien. Da sie nicht mehr ihr Klima im Gebirge findet, die Kälte oder vielmehr die Extreme des Gebirgsklima's, sowie zu große trockene Hitze gleichmäßig scheut, so ist sie bereits nur mehr verkrüppelt zu sehen und verlangt Beihülfe, am wenigsten aber hat sie, wie der Vater der Pflanzenkunde sagt, „den geradesten, glattesten und höchsten Stamm.“

So viel ist nun gewiß, daß Neugriechenland in leicht zugänglicher Gegend und besonders auf den Ebenen keinen Wald mehr hat, wenn man wie billig Oelbaum- und Knopperneichenpflanzungen, wenige dünne Haine von Strandföhren und Gestrüpp von Kermeseichen ausnimmt. Wald im mitteleuropäischen Sinne des Wortes wird in Griechenland nur noch von zwei Constituenten gebildet, beide erst vorkommend bei einer Elevation von 3000 Fuß — nämlich der häufigen Edeltanne und der seltenen zahmen Kastanie. Bis hierher muß der Neugrieche dringen, will er Dryaden in den Eichen, Nymphen an den Quellen suchen, will er die Altäre des Wolkensammlers finden, welche häufiger Regen und vom Bosporus hersausende Winde die

Alten in diesen Regionen errichten hießen. Wälder in dieser Höhe bei gegebenen Umständen zu benützen, ist indessen weder der gewandten Praxis fremder Forstleute, noch der rastlosen Industrie albanesischer Bergbewohner gelungen, und zur Stunde noch ist in Athen Bauholz von Triest wohlfeiler als vom vier Stunden entfernt liegenden Parnes.

Welch' ein Unterschied zwischen den Brennstoffmassen, die man in alter Zeit benutzen konnte, von den Holzstößen der Iliade zum Verbrennen der Todten bis auf die riesigen Meiler des Theophrast, wenn wir sie vergleichen mit dem Holzvorrath der Neugriechen, der nach so großer Devastation der Gebirge nur noch in Erdbeerbaumreisern, Myrten-, Thymian- und Kermeseichengebüsch besteht, kurz im Gestrüppe vielfacher Arten, den Nachzüglern der verschwundenen Waldvegetation, den Vorläufern des vordringenden Wüstenklima's vom öden Afrika und Asien her. Heißer weht jetzt der Sirocco, Ost- und Südost; seltener sind die Wolken, die er bringt, heiß und trocken fährt er über schattenlose Berge und verbrannte Ebenen und findet nicht Quellen, Flüsse und Seen, aus denen er Dünste anziehen könnte, und läge das Meer nicht dazwischen, daß wohl allein die Hoffnung birgt für einstige gründliche Restauration, so würde Neugriechenland auch bei gleicher Entfernung sich viel weniger von der Küste Nordafrika's unterscheiden, als der Abstand vermuthen ließe. So wenigstens bezeugt es die ganze organische Schöpfung des Landes.

Wie erst wird sich einst, können wir hier zu fragen nicht unterlassen, das längere Bewohntsein mit Kultur auf großen Inlandstrecken, vom feuchten Meere weit entfernt, ausdrücken? Und hat man nicht schon seit hundert Jahren die Abnahme des Buchen- und Eichenwaldnachwuchses, das Verschwinden der Zirbelkiefer und des empfindlichen Taxbaumes auch bei uns bemerkt und wird unruhig über verminderten Holzwuchs? Auch uns indessen werden die Reste des Capitals nicht mangeln, und fehlt der Wald, sind Torflager und Steinkohlen noch im Rückhalte, und nachher? Die Nachzügler der verschwundenen ursprünglichen Vegetation, ein allerdings ausbeutbarer Troß, der zäher ist im Leben und genügsamer in seinen Forderungen, die Störungen des Klima's wohl verträgt und leicht giebt, wie er leicht genommen. Hatten die Hellenen Bau- und Brennholz in Fülle, so können die Neugriechen bereits die Braunkohlen von Kumi, streifen Kermesbeeren ab und sammeln Avignanbeeren, pflanzen mit mehr Glück Knopperneichen und Korinthenreben, erzeugen besseres Oel, Datteln selbst und Agrumen, deren die Alten nur mit Sehnsucht gedachten. Wer nicht Stierhekatomben feiern kann, freut sich darum nicht minder am Bock- und Hammelbraten! Ja, es waltet die Vorsehung auch für ausgebrauchte Länder, und neues Klima bringt neue Pflanzen, auch neue Thiere mit. Daß aber die Bewohner solcher Länder im Wettkampfe der Civilisation mit Hoffnung auf Erfolg mit jenen mitringen könnten, deren Natur noch unverletzt oder weniger verarmt ist; daß man ferner eine solche verschwundene Natur wieder zurückrufen könne, wie man nicht bloß in den Ländern transacter Herrlichkeit, sondern auch bei uns seit Jahren im Forstwesen bemüht ist und mit Millionen dafür kämpft, das glauben wir nicht und

halten solche Regenerationsversuche im Großen für vergeblich, ja um so schädlicher, als sie den wahren Standpunkt verrücken, auf welchen man eigentlich das Bestehende fördern müßte, denn sie verlangen das Unmögliche!

Wie in Griechenland, ist es mit einem großen Theile Kleinasiens, mit Judäa, einem Theile von Aegypten, den Ländern am Fuße des Atlas; sie zählten einst zu den fruchtbarsten Ländern, sie waren von Millionen von Menschen bewohnt. Reichthum und Fülle herrschte in ihnen, so lange sie waldbekränzte Berge hatten. Seitdem diese vernichtet und verschwunden, sind die Länder zu Wüsten geworden, welche kaum so viel Tausenden von Menschen ein kümmerliches Dasein gewähren, als einst Millionen darin wohnten.

So ist es zum Theil auch mit Italien. Die Apenninenkette von Genua an bis tief in den Osten des mittleren Italiens und ihre Zweigberge waren einst mit herrlichen Waldungen bedeckt, die Thäler zwischen ihnen waren fruchtbar und angebaut. Jetzt ernährt der bei Weitem größere Theil der Apenninen eine kärgliche Vegetation. In den Gesteinsspalten wurzeln Myrten, und anderes immergrünes Gesträuch vermag, zumal in den Vorgebirgen, keinen dichten, die Felsen verhüllenden Schluß zu bewirken, und nur im Innern des Gebirges trifft man hin und wieder hoch bestandene und geschlossene Waldung*). Die Berge, einst bebaut, sind mehr oder weniger unfruchtbar geworden, die einst so herrlichen Thäler sind zum Theil von Strömen überzogen und verwüstet, weil die Gewalt des herabstürzenden Regens zu wenig gehemmt wird. Die Bevölkerung nimmt merklich ab, das bebaute Gebiet wird stets geringer. An der Stelle des einst so schönen, durch seine Fruchtbarkeit berühmten Volskerlandes sind jetzt die pontinischen Sümpfe, auf welche die waldlosen Gebirge trauernd herabblicken.

Als die Canarischen Inseln entdeckt wurden, waren sie mit üppigen Waldungen bestanden, ihr Boden war fruchtbar und ergiebig; seitdem die Ansiedler die Waldungen muthwillig zerstörten, sind sie dürr und wenig fruchtbar geworden, die Quellen meist versiegt, kein Wald zieht den Regen an. Ein entgegengesetztes Beispiel liefern Malta und Ascension. Malta war in dem frühesten Alterthume ein unfruchtbarer Felsen, man führte von Sicilien Erde dorthin, pflanzte Bäume an und jetzt prangt die Insel im Schmucke tropischer Vegation. Die Insel Ascension, ein vulkanisches Eiland, dessen unfruchtbare Lava nur selten von Regen angefeuchtet wurde, ist seit 1816

*) Wenn dessen ungeachtet die Berge dem Auge malerisch erscheinen, so sind es gemeiniglich nur die ausgezeichneten Umrisse, die aus großer Ferne mit Bestimmtheit zu erkennenden Einschnitte und Vorsprünge, der dadurch so auffallend erscheinende Wechsel von Schatten und Licht, wodurch dieser Eindruck erzeugt wird, die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft, welche den Fernen einen unbeschreiblichen Zauber giebt, die hohe Bläue des Himmels, die ungewöhnlichen Formen der Vegetation, der entzückende Blick auf das warme Meer, der außerordentliche auf den rauchenden Vesuv — dieses zusammengenommen besticht in Italien das Auge des Beobachters und läßt oftmals Gegenden schön erscheinen, die es hinsichtlich der näheren Umgebungen in Wahrheit nicht sind; die bei unbefangener und ruhiger Berücksichtigung dessen, was die Schönheit einer Landschaft bedingt, hinter vielen vaterländischen Gegenden zurückstehen.

durch die englische Niederlassung mit unendlicher Mühe bebaut, Bäume sind angepflanzt und jetzt ist der Regen häufiger, die Quellen fließen reichlicher. Auf Mehemed Ali's Befehl wurden in Aegypten unterhalb Kairo gegen 20 Millionen Bäume gepflanzt und — seit der Zeit regnet es häufiger in Aegypten. *)

Fast noch auffallender als im alten Griechenland und in Italien hat sich der nachtheilige Einfluß der Entwaldungen der Gebirge in einigen Landstrichen Frankreich's geltend gemacht. „Das unglückselige Bestreben nach Entwaldung," sagt Blanqui in einer Denkschrift über den Zustand des Departements der Alpengrenze, „hat sich hauptsächlich im Anfange der französischen Revolution kundgethan und ist seitdem unter der Herrschaft der Noth nur noch größer geworden. Heutzutage hat es seinen Gipfelpunkt erreicht und man muß ihm eilends ein Ziel setzen, wenn nicht der letzte Bewohner gezwungen werden soll, mit dem letzten Baume den Platz zu räumen. Wer die Thäler von Barcelonnette, von Embrun, des Verdon und das steinige Arabien der Oberalpen, genannt Devoluy, besucht hat, der weiß, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, oder daß binnen fünfzig Jahren Frankreich von Piemont getrennt sein wird wie Aegypten von Syrien — durch eine Wüste."

„Der glänzend helle Alpenhimmel von Embrun, Gap, von Barcelonnette und von Digne, der sich ganze Monate hindurch von jedem Gewölk rein erhält, erzeugt Trockenheiten, deren lange Dauer nur von ähnlichen Gußregen, wie in den Tropenländern, unterbrochen wird. Den durch den Mißbrauch des Weiderechtes und durch die Entwaldung alles Grases und aller Bäume beraubte, dabei durch eine glühende Sonne zu Staub verbrannte Boden stürzt sich dann, da er weder Zusammenhang, noch einen Haltepunkt

---

*) In einer Correspondenz aus Rußland vom 28. April 1867, und zwar aus Morszansk, heißt es: „Dieser Frühling — er ist vorläufig nur im Kalender zu finden — ist reich an Ueberschwemmungen Der im Sommer so wasserarme Don geht mit trüben, hohen Wogen und hat unter andern Woronesh und Umgegend ganz unter Wasser gesetzt. Die schrecklichsten Verwüstungen hat eben der Woronesh selbst, ein Nebenfluß des Don, angerichtet. Ganze Dörfer sind von ihren Bewohnern verlassen und die Fluthen wälzten sich sogar in die Uspenski-Sabor, d. h. in die Kathedrale der Stadt Woronesh. Zwischen Moskau und Nischnei-Nowgorod trug ein im Sommer ebenfalls höchst schmächtiges Flüßchen eine eiserne Eisenbahnbrücke davon und die Düna hat in ihrem ganzen Laufe von Witebsk bis Riga arg zerstört. Es ist ein wahres Glück, daß die Waldaihügel noch nicht abgeholzt sind, denn zeigen diese erst eine kahle Platte, dann hilft das Trostwort: „„après nous le déluge!"" nichts mehr. In Central-Rußland muß der Wald weit mehr geschont und wieder verjüngt werden, als es geschieht. Jeder kann vorläufig mit seinem Walde machen, was er will. Hinsichtlich der Waldhervorzauberung verdienen die Kolonisten Süd-Rußlands großes Lob. Mitten in freier Steppe haben diese Leutchen mit unsäglichen Mühen einen jungen Wald hervorgezaubert, der, wenn er einst hochwipflig, das Lob der deutschen Kolonisten weithin rauschen wird. Schon jetzt bricht der junge Faun die winterlichen Steppenstürme und sucht die Feuchte der Wolken und Nebel festzuhalten. Die vielbesprochene staatswirthschaftliche Frage, ob es möglich sei, die südrussischen Steppen zu bewalden, haben die Mennoniten an der Molotschna am Besten, und zwar durch die That beantwortet. Eichen, Ulmen, weißblühende Akazien und Eschen grünen und blühen auf freier Steppe an der Molotschna und sprechen dem glühendsten Sonnenbrande Hohn. Möchte das schöne Beispiel weit und breit in Südrußland nachgeahmt werden."

hat, in's Thal hinab und zwar bald in der Form schwarzer, gelber oder röthlicher Lava, bald in Strömen von Geschieben und selbst von riesigen Felsblöcken, die mit furchtbarem Gekrache herabspringen und in ihrer ungestümen Hast die wunderlichsten Umstürzungen hervorbringen. Betrachtet man ein mit so vielen Schluchten durchfurchtes Land von der Anhöhe herab, so bietet es das Bild der Verödung und des Todes dar. Ungeheure Schichten von Kieselsteinen, die viele Fuß dick herabgewälzt wurden und weithin die Fläche bedecken, ragen über die größten Bäume hervor, umschließen sie, bedecken sie bis zum Gipfel und lassen dem Landmanne selbst keinen Schatten von Hoffnung mehr. Man kann sich keinen traurigeren Anblick denken, als diese tiefen Ausschnitte in den Seiten des Berges, der einen Ausbruch auf die Ebene gemacht zu haben scheint, um sie mit Trümmern zu überschwemmen. Wenn diese Seiten unter der Einwirkung der Sonne, welche den Felsen zu Atomen zerbröckelt, und des Regens, der diese Atome fortführt, immer mehr sich aushöhlen, so erhöht sich das Strombett bisweilen um viele Fuß im Jahre, so daß es bis an die Brückenlehnen hinaufragt und ganze Brücken fortreißt. Schon aus weiten Fernen und gleich beim Herauskommen aus ihren tiefen Schluchten erkennt man diese Ströme, die sich in Fächern von zehntausend Fuß Flächenweite ausbreiten, gegen ihr Centrum hin geschweift sind, nach ihren Ufern sich neigen und gleich einem steinernen Mantel sich über das ganze Feld hinlegen."

„So ist ihre Physiognomie im Zustande der Trockenheit. Aber keine menschliche Zunge oder Hand vermag ein recht anschauliches Bild von ihren Verwüstungen im Augenblicke ihrer plötzlichen Anschwellungen zu geben, die keinem der gewöhnlichen, durch Flußwasser herbeigeführten Unglücksfälle gleichen. Da sind keine überfließende Bäche mehr, sondern Seen, die in Wasserfällen dahinrollen und Steinmassen vor sich hertreiben, welche durch die Fluthen dahingejagt werden, wie die Geschosse durch das Feuer des Pulvers. Zuweilen kommen solche Kieselsteinmauern allein heran, ohne Begleitung eines sichtbaren Wasserfalles, und dann ist ihr Getöse stärker als Donnergekrach. Ein heftiger Wind zieht ihnen voran und verkündet ihr Nahen; sodann sieht man schlammige Wasserwogen und nach Verlauf einiger Stunden ist Alles in die düstere Stille zurückgekehrt, die über diesen Orten schwebt."

„Man kann Ströme anführen, deren Bett sich in weniger als einer Jahresfrist um zehn Fuß erhöht hat. Diese Unglücksfälle mehren sich in geometrischer Progression, je mehr die Abhänge entwaldet werden. Die Alpen der Provence sind schrecklich geworden. Man kann sich in unseren gemäßigten Breiten keinen richtigen Begriff von diesen brennenden Bergschluchten machen, wo es nicht einmal mehr einen Busch giebt, um einen Vogel zu schützen, wo der Reisende nur hier und dort im Sommer einige ausgetrocknete Lavendelstängel antrifft, wo alle Quellen versiegt sind, wo ein düsteres, kaum von dem Gesumme der Insekten unterbrochenes Schweigen herrscht. Auf einmal, wenn ein Gewitter losbricht, wälzen sich in diese geborstenen Bassins Wassermassen von der Höhe der Berge herab, welche verwüsten, ohne zu begießen, überschwemmen, ohne zu erfrischen, und den Boden durch ihre vorübergehende

Erscheinung noch öder machen, als er durch ihr Ausbleiben war.“ „Endlich zieht“, setzt Blanqui hinzu, „der Mensch sich zuletzt aus diesen schauerlichen Einöden zurück und ich habe in diesem Jahre nicht ein einziges lebendiges Wesen mehr in Ortschaften angetroffen, wo ich vor dreißig Jahren Gastfreundschaft genossen zu haben mich recht gut erinnere.“

Diese Schilderung ist nicht übertrieben. All' jenes Unglück ist durch die leichtsinnig ausgerotteten Wälder hervorgerufen, und wenn es auch jahrelangen unendlichen Mühen gelänge, zum Theil einen neuen Wald auf vielen der Berge hervorzurufen, welche Menschenmacht schafft die unbebaubaren Steinmassen aus den einst so fruchtbaren Thälern, mit welchen viele höher denn haushoch bedeckt sind?

Auch in vielen anderen Gegenden Frankreich's zeigen sich die Folgen der Entwaldung, im Auftreten von Dürre und Ueberschwemmung, in großartiger Weise. So ward im Herbst 1865 die anhaltende Dürre eine wahre Calamität. Das „Mémorial de la Loire“ enthielt die beunruhigendsten Nachrichten über den Wassermangel. Nicht allein mangelte das nöthige Wasser, um das Vieh zu tränken, selbst die Bevölkerung litt grausam an Mangel von Wasser. In Saint-Maurice sur Loire stiegen Männer Tag und Nacht in die Brunnen hinunter, um in kleinen Näpfen die wenigen Tropfen Wasser zu sammeln, die noch aus dem unteren Gemäuer der Brunnen hervorschwitzten. In Villemontais waren sämmtliche Brunnen ausgetrocknet. Ein Bewohner dieses Ortes erzählte, daß, als er genöthigt war, Tonnen auf die Höhe des Gebirges von Chérier zu senden, um sie aus den dortigen noch nicht völlig ausgetrockneten Quellen zu füllen, die ganze Bewohnerschaft in Aufruhr gerieth. Er mußte das geholte Wasser bezahlen, und auch noch dazu versprechen, nicht wieder zu kommen. In Roanne selbst waren die sonst unversiegbaren Brunnen ausgetrocknet. In Villeret sahen sich die Bewohner genöthigt, bei den beiden Brunnen, die noch etwas Wasser gaben, Nachts Wache zu stehen, um zu hindern, daß man Wasser stehle. Die unweit des Ufers der Loire gelegenen Ortschaften hatten eben so viel zu leiden als die andern, das Flußwasser war verdorben und stinkend und durchaus ungenießbar. Aber nicht allein im Loire-Departement wurde über den Wassermangel geklagt, noch in vielen anderen Gegenden Frankreichs machte er sich fühlbar, und selbst in Paris mußte man sehr haushälterisch mit dem Wasser umgehen. Daher kam es denn auch, daß bereits seit Wochen die öffentlichen Springbrunnen der Hauptstadt kein Wasser mehr gaben und das Begießen der Straßen und Promenaden eingeschränkt werden mußte.

Ein Jahr darauf, im Herbste 1866, litt Frankreich durch Ueberschwemmungen. Beinahe nach allen Richtungen hin war im mittleren Theile des Kaiserreiches die Verbindungen, selbst die telegraphischen, gestört oder völlig unterbrochen. Das Wasser stand in einzelnen Flüssen um zwei Meter höher, als in dem Ueberschwemmungsjahre 1846. Der Allier riß vier, die Loire zwei Brücken fort, und in Auxerre stand die Yonne in mehreren Häusern, ja im Arrondissement Brioude wurde ein Weiler von 20 Häusern völlig weggespült. Viele Dämme wurden durchbrochen, eine noch

größere Zahl ernstlich bedroht. Das Schicksal der Stadt Tours hing, wie der „Kleine Moniteur" meldete, von der Dauerhaftigkeit eines Dammes ab, an dem sich bereits bedenkliche Risse zeigten. In Amboise stand der Bahnhof unter Wasser, und zwischen Orleans und Tours ging kein Zug mehr. Die Garonne trat ebenfalls aus. Ebenso ward Savoyen heimgesucht; der Arc zerstörte an vier Stellen die Eisenbahn, riß Brücken weg, beschädigte die Königsstraße etc. Die Seine war in Paris bedeutend gestiegen; das Wasser stand mehr als sechs Meter über dem Pegel. Der Fluß mit seinen geschwollenen gelben Fluthen, die wirbelnd wider die oberen gelben Quaimauern schlugen, machte einen unheimlichen Eindruck auf die Bevölkerung, die gewohnt ist, ihn so civilisirt durch sein solides, behäbiges Bett dahingleiten zu sehen.

Ein Correspondent eines der ersten Blätter Deutschlands schrieb damals aus Paris: „Telegramme aus dem Departement des Var melden, daß zehnstündiger wolkenbruchartiger Regen Ueberschwemmungen hervorgerufen hat, wie dergleichen seit Menschengedenken nicht erlebt worden. Draguignan und Aups stehen völlig unter Wasser. Gewiß wird außer den Franzosen selbst Niemand die Regierung für dergleichen Naturereignisse verantwortlich machen, anders aber liegt die Sache — nach den Provinzial-Berichten — in Bezug auf die Maßregeln, welche von Seiten des Gouvernements nach den Erfahrungen früherer Jahre aus Vorsicht hätten getroffen werden sollen. „„Was nach der großen Ueberschwemmung von 1846 eingetreten ist, soll uns zur Lehre dienen; man hat in den Kammern viel geredet, sehr lichtvolle Berichte gemacht, aber kein System angenommen, keine bestimmte Ordnung getroffen; man hat sich darauf beschränkt, partielle Arbeiten zu machen, die nach der Aussage von Fachmännern in Folge des Mangels an Einheit nur dazu gedient haben, die Wirkungen des letzten Unglücks zu verschlimmern."" So schrieb d. d. Plombières, 19. Juli 1856 Napoleon III. an den Minister der öffentlichen Arbeiten, nachdem der Staatschef die durch Ueberschwemmungen heimgesuchten Gegenden besichtigt hatte, und er gab zugleich die Gesichtspunkte an, nach denen in Zukunft die Flußregulirungen, die Wasserbauten und Eindämmungen vorzunehmen seien. Was ist innerhalb des darauffolgenden Jahrzehnts geschehen? Absolut Nichts. Es gab eine Zeit, wo die „„Polytechnische Schule"" mit Recht eines hohen Rufes in ganz Europa genoß; jetzt sagen alle diejenigen, welche das Institut aus eigener Erfahrung kennen: „„„le jeu ne vaut pas la chandelle."" Die aus der Anstalt hervorgehenden Ingenieure überlassen sich bald der Beamten-Routine und speisen nach oben wie nach unten mit großen Worten und leeren Versprechungen ab. In Ambraise, Cornemil, Saint-Genouph, Bréhemont, La Chapelle, d. h. im Flußgebiet des Cher und der Loire sind die Deichbrüche genau an denselben Stellen wie im Jahre 1856 und 1846 erfolgt, weil man sich begnügt hatte, die zerrissenen Stellen einfach in der alten Weise auszubessern. Noch mehr: im Loire-Departement und andern hat man verabsäumt, die Uferbesitzer von den bevorstehenden Anschwellungen der Flüsse in Kenntniß zu setzen und hatte nicht, wie sonst üblich, das Auf-

gebot zur Hülfe an die nächstliegenden Ortschaften erlassen....." Wir wollen hier abbrechen und nicht über das Mitgetheilte ein Urtheil fällen; wir wissen, was die Ursache der Ueberschwemmungen ist, die periodisch einige Gegenden Frankreichs heimsuchen.

Auch Amerika liefert uns deutliche Beispiele von der Verödung des Landes, welche der Ausrottung der Wälder auf dem Fuße folgt. Längs des Atlantischen Meerbusens in Virginien, den beiden Carolinas und in Mexiko erstrecken sich weite Ebenen verlassenen unfruchtbaren Bodens, welche einst mit dichtem Wald überwachsen waren, der leichtsinnig ausgerottet worden ist. Die schonungslose Art des Hinterwäldlers würde den schönsten und fruchtbarsten Theil der neuen Welt bald zu einem verödeten und verarmten Lande machen, wenn ihm nicht die dem Boden Amerika's noch innewohnende Jugendkraft, welche an vielen der entwaldeten Stellen in wenig Jahren einen neuen Wald emportreibt, hindernd entgegenträte. Aber nicht in allen Ländern Amerika's ist diese Jugendkraft des Bodens im Stande, den schädlichen Einfluß, der durch die Abnahme der Wälder hervorgerufen wird, zu überwinden. Im Testamente des Cortez liest man, daß in Mexiko 6600 Fuß über dem Meere Zuckerplantagen angelegt wurden, welche in dem Schutze der sie umgebenden Wälder herrlich gediehen. Jetzt sind die Wälder in jener Gegend ausgerottet, und ein kälterer Wind streift über das Land, welcher die Cultur des Zuckerrohrs nicht mehr zuläßt.

Blicken wir endlich auf unser eigenes Vaterland, auf Deutschland, so läßt sich nicht verhehlen, daß das Lichten der Wälder fast überall nur wohlthätig auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klima's und die Wohlfahrt des Landes gewirkt hat; denn eine vernünftige Erkenntniß zeigte frühzeitig genug die Grenze, wo das Lichten anfing in Ausrottung auszuarten und verderblich zu werden.

Vergleicht man die Beschreibungen des Tacitus, Caesar und Plinius von dem Klima, der Beschaffenheit und den Thieren des alten Germaniens mit dem jetzigen Zustande Deutschlands, so muß man in der That über den gewaltigen Unterschied staunen. Fast ein einziger großer und dichter Wald, den nur hin und wieder wilde Gebirge, offene Sümpfe und Seen, fette Weideplätze und dürftiges Haideland unterbrachen, über welche fast das ganze Jahr hindurch ein dichter, feuchter und kalter Nebel ausgebreitet lag, den selbst die sommerliche Sonne oft nicht zu verscheuchen vermochte; wilde, schäumende Ströme, wie der Rhein, die Weser, Elbe, Oder, Weichsel und Donau, welche gewaltige Wassermassen dem Meere zuwälzten; ein kaltes, rauhes Klima, das nur spärliche Erzeugnisse des Bodens aufkommen ließ, wie wilden Spargel, große Rettiche, Rüben, Hafer und Gerste, und die Wälder, welche Plinius so alt und unsterblich als die Welt nennt, wo die emporragenden Wurzeln der Riesenbäume so hohe und weite Bogen bildeten, daß ganze Reitergeschwader durchziehen konnten, erfüllt von dem gewaltigen Ur (Auerochsen), dem Wisent, dem Elennthier, Elch, Rennthier und dem Bär, welche noch alle in Deutschland lebten, als das Nibelungenlied entstand; denn dort heißt es:

„Darnach schlug er schiere, einen Wiesent und einen Elch,
Starcher Ure viere und einen grimmen Schelch.“

So schildern die alten Römer unser Vaterland, und welchen Contrast bildet es jetzt dagegen mit seinen sonnigen, fruchtbaren Auen, auf denen Getreidefelder wogen, in denen Stadt an Stadt, Dorf an Dorf sich reiht, mit seinem reinen, milden Klima und seinem heitern blauen Himmel. Die sechzig Tagereisen langen und neun Tagereisen breiten sumpfigen Wälder — wie sie Caesar schildert — sind verschwunden, die meisten der Seen und Sümpfe ausgetrocknet und üppige Saaten prangen an ihrer Stelle. Die Ströme fließen stiller und ruhiger in ihrem Bette dem Meere zu, manche Flüsse sind freilich zu Bächen geworden und der Neckar trägt keine Schiffe mehr wie einst zur Römerzeit. Kein feuchter Nebel entzieht unserm Auge den Anblick der sonnigen Auen und fruchtbaren Felder, die Wälder sind meist auf die Berge und Gebirge beschränkt, die Niederungen gehören dem Landmanne, und die Thiere, welche einst in Germaniens Urwäldern lebten, sind theils verschwunden, theils dem kälteren Norden zugedrängt; das Klima ist ein milderes und wärmeres geworden, und südliche Früchte reifen unter demselben Himmel, der einst kaum den Hafer und die Gerste zur Reife brachte. Deutschland ist ein anderes Land geworden, und anders jetzt seine Bewohner. Alles dies ist durch das Lichten der dichten und endlosen Waldungen hervorgerufen.

Die Axt hat Deutschland für den jetzigen Stand seiner Cultur und Bildung zubereitet; die Axt ist es aber auch, die unnennbares Unglück über dasselbe bringen kann, wenn sie seine Heiligthümer, welche die Berge umkrönen, nicht schont.

Die Schweiz zeigt uns in vieler Beziehung, daß die Wälder nicht heilig genug gehalten werden können und daß keine Menschenmacht den verderblichen Einfluß zu hindern vermag, wenn sie sich leichtsinnig an den Wäldern vergriffen hat. Seitdem die Waldungen auf vielen Bergen der Schweiz ausgerottet sind und keinen Schutz mehr gegen die eisigen Winde gewähren, ist das Klima dort ein auffallend kälteres geworden. Auf Bergen des Berner Oberlandes, wo einst prächtige Waldungen standen, ist jetzt kaum noch eine Spur von Gesträuch zu finden; Wiesen, auf denen vor hundert Jahren das schönste Heu gewonnen wurde, liegen jetzt innerhalb der Grenze des ewigen Schnee's. Einst ließ der Vogt Landenberg dem Melchthaler seine Ochsen vom Pfluge nehmen; jetzt ist in diesem Thale kein Pflug mehr zu finden, denn der Ackerbau ist vernichtet. Manche Schweizerthäler theilen, weil ihre Bewohner die schützenden Waldungen der Berge leichtsinnig ausgerottet haben, das Schicksal mancher Thäler in der Provence, welches oben geschildert ist. Des wilden Föhn heißer Odem schmilzt im Winter binnen 24 Stunden eine dicke Schneedecke mit Leichtigkeit hinweg, zu deren Auflösung die Sonne vielleicht eine Woche Zeit gebraucht haben würde. Kommt er um die Zeit der Baumblüthe, so dörrt er dieselbe in wenig Stunden aus, sie fällt schwarz, wie verbrannt von den Zweigen ab, und die Jahresernte ist verloren. Kein Wald hemmt seine Kraft oder die Gewalt der ungestüm niederstürzenden Bergbäche, kein Wald verhütet die zahlreichen Bergstürze oder die jährlich

vorkommenden Lawinen; jedes Gewitter wird mit Angst erwartet, denn von kahlen Bergen stürzen die Wasser mit Alles überwindender Gewalt herab.

Traurige Beispiele solcher Zerstörungen ließen sich zu Tausenden aufzählen; eins der schreckenerregendsten giebt der Heinzenberg zwischen dem Savier- und Domleschgerthale in Graubünden. Die schauerliche Schlucht, welche sich gegenwärtig hinter Thusis an der Nolla gegen den Heinzenberg zu öffnet, ist ein warnendes Beispiel, zu welch' schrecklichen Verheerungen die Vernachlässigung von Bergrunsen führen kann. Vor hundert Jahren noch polterte die Nolla harmlos über eine von lachenden Wiesen überdeckte Halde herab, deren Hintergrund mit kräftiger Waldung umgeben war. Jetzt sind mit dem Waldhieb und der gänzlichen Ausrottung der Waldung auch die lachenden Wiesen, die schönen Güter und Heimwesen verschwunden und eine wilde zerrissene Schlucht voll öden Geschiebes und Gebirgsschuttes, über welchen die wüthende Nolla ihre schwarzen, immer mehr fressenden Fluthen dem Rhein zuwälzt, gähnt Einem an. Das ist nicht eine momentane Umwandlung durch ein Naturereigniß herbeigeführt, sondern Menschenhände haben hier muthwillig ihr eigenes Glück zerstört. Hätte man nicht schonungslos in den Wäldern gehaust und dem Ufer seine natürlichen Befestigungen von Wurzelfaschinen und schützendem, hemmendem Busch- und Strauchwerk gelassen, so würden noch heute die Wiesen bestehen und die Thalsohle des Domleschg wäre nicht in eine Steinwüste verwandelt, der man heute mit saurer Mühe und großen Geldopfern wieder langsam Juchart um Juchart abkämpfen muß. Und dennoch sind dies gleichsam nur die mildesten Formen, unter denen die vermittelst der Wälderverwüstung herbeigeführte Verwüstung der Thalschaften durch Ueberschwemmung, Versandung und Versumpfung auftritt; weit gräßlicher und Unheil in größerem Maße verbreitend gestalten sie sich, wenn Bergstürze mitwirken und den Flüssen ihren Lauf versperren. Auch an solchen Fällen ist die Schreckenschronik der Schweiz nicht arm; einer der hervorragendsten aus jüngster Zeit ist die Verwüstung des Moësathales im italienischen Graubünden. Die aus dem Val Forcola hervorströmende Gionia war am 27. August 1834 durch Gewitterregen außerordentlich angeschwollen, als plötzlich ein Erdschlipf sie in ihrem Laufe hinderte; zugleich war die Moësa, ebenfalls wild daherschäumend, durch herabgestürzte Felsstücke und davorgelagerten Schutt aufgestaut und die angsterfüllten Thalleute von Soazza und Umgegend sahen die Schreckenskatastrophe voraus, welche eintreten mußte. Fast zu gleicher Zeit brachen die Wildwasser und gehemmten Ströme durch und binnen wenig Minuten war das ehedem gesegnete und bewohnte Thal weit hinab mit Schutt- und Schlammmassen überdeckt, die an einigen Stellen sich bis zu 90 Fuß ablagerten. Bäume, Wohnhäuser, Ställe, Menschen, Vieh und Felsenblöcke von mehreren tausend Kubikfuß waren im wilden Chaos mit hinabgeführt worden. An einem der größten Felsenfragmente, das gegen 4000 Kubikfuß haben mag, ward zu ewigem Gedächtniß eine bezügliche Inschrift eingemeißelt.

So unendlich bedeutend und weitgreifend auch der Einfluß des Waldes ist, so wird er doch von Vielen viel zu wenig berücksichtigt. Wann hat die

Geschichtschreibung je darauf nähere Rücksicht genommen und doch läßt sich der Verfall Judaea's, Griechenland's und Italien's ohne denselben nicht genügend erklären und begreifen. Das ist aber überhaupt der größte Fehler unserer ganzen Geschichtschreibung, daß sie die Kulturgeschichte viel zu wenig berücksichtigt und heranzieht, sie betrachtet den Menschen und seine Thaten als etwas allein für sich Dastehendes und dennoch vermag sich der Mensch nicht einmal einen einzigen Augenblick dem gebietenden Einflusse der Natur zu entziehen, weil er selbst ein Theil derselben ist.

Welchen großen Einfluß die durch die Wälder erzeugte Fruchtbarkeit auf den Zustand der Länder und Völker ausübt, beweist uns die geschichtliche Thatsache, daß unter dem Schutze der Wälder die ersten Gesellschaften sich bildeten und der Ackerbau an den Ufern der Flüsse und in den Thalgründen, wo die Abfälle jener einen fruchtbaren Boden erzeugt hatten, die irrenden Völkerschaften festgehalten und den Grund zu Dörfern, Steppen und Staaten gelegt hat, wogegen die in den trockenen Wüsten, in den Städten und Pampas wohnenden Menschen Barbaren und Nomaden sind und es bleiben, weil der Boden jener Humusschichten beraubt ist und den Heerden statt der nährenden und aromatischen Kräuter nur Gräser mit vertrockneten, stachligen Blättern darbietet.

Wenn also nach den bisherigen Erörterungen die größten Ereignisse der Geschichte des Menschengeschlechtes mit dem Dasein der Wälder verbunden sind; wenn die Gebirgswaldungen für die Beförderung von Vereinen in unserer Zeit eben so unerläßlich staatswirthschaftliche Elemente sind, als Eindämmung der Flüsse, Kanäle, Straßen und andere Vorkehrungen, um dem physischen Zustand eines Landes zu ändern und dasselbe den Bedürfnissen der Bevölkerung anzupassen; wenn diejenigen Länder, deren Wälder groß genug sind, vielbewährte, wohlthätige Wirkungen hervorzubringen, dem menschlichen Geschlechte die zuträglichsten und ihren sämmtlichen Bedürfnissen entsprechendsten sind und durch Schönheit des Klima's, durch Reichthum an Gewässern, durch Fruchtbarkeit des Bodens, durch Zahl und Mannichfaltigkeit vegetabilischer Erzeugnisse sich auszeichnen, — so hat man sie als wichtiges Element für alle Untersuchungen des physischen Zustandes der Länder und aller Verhältnisse der Bevölkerung anzusehen und aus ihrem Uebermaße ein Bild von der ursprünglichen Beschaffenheit der Länder, aus ihrem Mangel aber ein Bild des endlichen Zustandes derselben, deren ersteres man in den feuchten und sumpfigen, ungesunden und verderblichen Wäldern Südamerika's, letzteres aber in angenehmern, unfruchtbaren und ausgedorrten Wüsten Afrika's, in den trockenen Haiden Europa's, in den Steppen Hochasien's und in den Pampas Amerika's findet, abzuleiten und damit die Charaktere der Bevölkerung zu vergleichen. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Die Pommerschen Herzöge in Wittenberg.

(Fortsetzung.)

Mit andern Studenten alter und neuer Zeit theilten die herzoglichen Studenten das Schicksal, an Geldmangel zu leiden. Der neue Haushofmeister v. Wolde, welcher ihnen seit Ende des Jahres 1563 an Stelle Küssow's beigegeben worden war, hatte darüber ebenso oft zu klagen, wie dieser.

Gebrachs aber mannichmal am Zehrungsgelde und traf der Rüstwagen mit der Küchenspeise, mit Vitallgie und Providant auch nicht immer zur rechten Zeit ein, so war doch nie Mangel an Wild und Geflügel, womit Fürst Wolfgang, Hans von Thünen und der Marschall Löser die herzogliche Tafel reichlich versorgten. Danksagungsschreiben für überschickte Schweine, Hirsche, Rehe und dergl. finden sich in nicht geringer Zahl vor. Und diese Geschenke wurden auf Wolfgangs Rath mit guten Leuten, worunter wir Camerarius, Peucer, Professoren und Studierende antreffen, fröhlich genossen.

Am 24. Februar fand in der Universität die Promotion von ein halb hundert und drei Magistrorum statt, welcher feierlichen Handlung auch die Herzoge beiwohnten.

Der Wunsch der Herzoge, ihnen zu eigener Ausgabe etwas an Geld zu willigen, wurde erfüllt, und unverkürzt erhielten Ernst Ludwig und Barnim die von ihnen erbetenen Summen, jener 60, dieser 30 Thaler, wobei an den Hofmeister zugleich die Weisung erging, Acht zu geben, daß dieses Geld nicht unnütz, sondern wohl angelegt werde. (13. April.)

Vor Ankunft dieser Schätze erkrankte Ernst Ludwig am Fieber, das jedoch den dagegen angewendeten Mitteln des Dr. Peucer bald wich.

Noch wußten die Herzoge nichts von der Gewährung ihrer Bitte, als der Großhofmeister den jungen Barnim benachrichtigte, daß die von ihm gewünschten 30 Thaler bewilligt worden, wenn gleich es sehr schwer gehalten, sie zu erlangen, da die Aepfel, Birnen und Nüsse noch nicht zeitig; er möge sie wohl anlegen und nicht unnütz verthun, sonst würde er auf ein andermal große Mühe haben etwas zu erhalten. (17. März.)

Von ihrer jüngeren Schwester Anna erhielten die Herzoge fast zur selben Zeit zwei von ihr selbst verfertigte „Schleier" (Tücher) zum Geschenk, die den etwas verzögerten Wunsch zu einem glückseligen neuen Jahr begleiteten.

So unter mancherlei Ehren, Arbeit und Fröhlichkeit war ein Jahr verflossen, als die jungen Fürsten ihre gelehrte Studien-Aufgabe für erledigt hielten und dringend um Erlaubniß zu weiteren Ausflügen in die Welt, namentlich nach Frankreich baten.

Die zunächst nur angedeuteten Gründe, weshalb ein längerer Aufenthalt in Wittenberg ihnen nicht zusage, nennt ohne Rückhalt ein späterer Brief des Herzogs Barnim, der wahrlich eine keineswegs anziehende Schilderung von dem dortigen Treiben entwirft.

Welcher Gegensatz zwischen dem harmlosen, friedlichen Leben der jungen Herzoge und den unheimlichen Grumbachschen Händeln, die damals im Reich Furcht und Sorge verbreiteten! Das klar an den Tag tretende Verschulden des Herzogs von Sachsen-Gotha und die drohende ernste Gefahr, worin sich derselbe unbesonnen hineinbegab, bilden den dunkeln Hintergrund des Gemäldes.

Doch die Zeit übte ihr Recht und das Unbehagen der jungen Herzoge fand manche Erleichterung in dem Wechsel academischer Zerstreuung. Schon ging das Rectorat des Herzogs Ernst Ludwig zu Ende, als die Professoren auch bedacht waren, ihm in der Person seines jugendlichen Bruders einen Nachfolger im Amt zu geben. Unter den Studirenden war überdies der Herzog Barnim besonders beliebt, weil es ihm gelungen war für zwei vornehme Scholaren, die relegirt werden sollten, noch eben vor der Publikation des Strafurtheils, wirksam zu intercediren und sie dadurch zu salviren, wofür er Dank über Dank ärndtete.

Während nun den fürstlichen Rector, mehr noch seinen Hofmeister, die Vorbereitungen zur „Rectorats-Kost" beschäftigten, erschienen am Sonntag Jubilate, 23. April, die ältesten und vornehmsten Professoren in der Wohnung der jungen Herzoge und baten Ernst Ludwig mit emsigen unterthänigen Fleiß, er wolle seinen Bruder freundlich dahin vermögen, daß er am 1. Mai das Rectorats-Amt annehme. Obgleich sie nun auch ihre Bitte mit vielen für den jungen Fürsten so schmeichelhaften wie ehrenvollen Beweggründen und Ausführungen unterstützten, so zeigte sich gerade Barnim anfangs sehr wenig geneigt ihnen zu willfahren; die fürstlichen Brüder entschuldigten es, nicht sofort zusagen zu können; sie müßten die Sache erst im Bedenken nehmen.

Ohne Verhaltungsbefehle von seinem Hofe, wie er sich bei dieser Sache zu nehmen habe, obgleich er das Vorhaben der Professoren längst dorthin berichtet, fand sich der Hofmeister in nicht geringer Verlegenheit. „Wäre gut, schreibt Wolde an den Kanzler, Se. fe. gn. könnt's überlich sein, dan es giebt allerhand behinderung, unstatten, kosten und ungelegenheit; ein brieflein von hofe hätte S. f. g. sublevirt, aber ihr schreibt ungern." Montag, will Gott, fährt Wolde weiterhin fort, wird S. f. g. (Ernst Ludwig) abdanken und m. g. h. hzg. Barnim wiederum renunciert, dann man's sich doch nicht erwehren kann. Alsdann werden ihre f. g. beide wiederum oriern. (Rede halten.) Das sei noch das Beste bei der ganzen Dignitet, daß sich ihre f. g. bisweilen exerciren müssen. (24. April.)

Ernst Ludwig hatte indeß vor einem großen Auditorium von Professoren, vielen Fremden und in frequenta scholarum seine Amtsführung mit einer Rede geschlossen und darauf Einladung zu seinem Rectorats-Schmauß in bester Form ergehen lassen. Fürst Wolfgang von Anhalt und Herzog Alexander, Sohn des Churfürsten August, waren in lateinischen, vom Herzoge selbst verfaßten Briefen eingeladen, die andern Gäste nach einem solennen Thema. Unter den Eingeladenen befanden sich sämmtliche Professoren der Universität; aus der theologischen Facultät: Paul Eber, Georg Maior und Dr. Crellius,

aus der juristischen: Georg Krakow, J. Beust, Joh. Sneidewein, Vitus Ortel, Paul Neidthart, J. Jonas und Hieronimus Krapp, aus der medicinischen: Melch. Fundius, Vitus Winsheimius, Hermann und Abraham, endlich aus der philologischen Facultät: Joh. Maior, Poeta, M. Schönborn, Abdias Prätorius, C. Cruciger, Johannes Bugenhagen u. a. Ferner waren geladen mehrere Geistliche, als Seb. Froschel, Lorenz Tornhoder rc., die beiden Bürgermeister Joh. Luft, Richter, Lucas (Kranach) Maler, der Apotheker, die Buchdrucker, Christoph Schramm und Conrad Rhuel u. a.

Fürst Wolfgang mußte sich leider, seiner Kränklichkeit halber, bei diesem Festmahl vertreten lassen, an welchem, außer seinen Abgeordneten, vier Oesterreichische Freiherren, der Erbmarschall Hans Löser, Moritz von Thümen, u. s. f. Theil hatten. An fünf Tischen wurde gespeist und von den diensthuenden Edelleuten aufgewartet.

Die Lustbarkeiten des Rectorats-Mahls waren in heiterster Stimmung und in ungetrübter, lauter Fröhlichkeit vorübergerauscht, als die Herzoge im Nachklang genossener Freuden sich ihres leidenden Vormundes erinnerten, der noch immer das Krankenlager hüten mußte, und ihm ihren Besuch anmeldeten. (3. Mai 1564.)

Fürst Wolfgang hierüber erfreut und, wie immer, gern erbötig, den Wünschen seiner Pflegebefohlenen zu willfahren, ließ sich auch zugleich willig finden, sie selber nach Coswig abzuholen. Hatten sie doch damals nur zwei kleine Pferde und einen großen schweren Wagen, der im Sachsenlande durchaus nicht wegerecht war.

Und auch bei dieser Zusammenkunft verleugneten die pommerschen Gäste ihren Frohsinn keineswegs. Munter war es gewiß hergegangen; denn als die Herzoge nach ihrer Rückkehr dem guten Alten, wie sie Fürst Wolfgang nannten, für viele bezeigte Ehre, Liebe, Freundschaft und Wohlthat, so ihnen auf seiner Behausung am nehern widerfahren, sich zum freundlichsten bedankten, baten sie zugleich, was sie oder ihre Diener Ungebührliches und Ungeschicktes begangen, nicht bösem Vorsatze, sondern der Jugend und seinem guten Bier und Wein zuzumessen. Wolde, der dies im Namen seiner Zöglinge schrieb, fügte noch hinzu: Darum ich für meine Person in Unterthenigkeit und Insonderheit auch flehe und bitte.

Für eine etwas mehr als übliche conventionelle Form dürfen solche Bitten gelten, denn nicht mit einem einzelnen Falle haben wir es zu thun. Daß die geselligen Freuden jener Zeit auch unter Fürsten lauten Scherz nicht verschmähten, bezeugen viele Beispiele. Als die jungen Herzoge späterhin ihren Besuch dem Kurfürsten August von Sachsen abstatteten, wurde ebenfalls mit dem schriftlichen Dank eine ähnliche Bitte verknüpft, und folgte eine eben so beruhigende Erwiderung. Wolfgang schrieb an den Hofmeister. Und (be)darf keiner Danksagung vor die wenige Ausrichtung, so J. L. zu Coswig beschehn, dann wir Ihre L., als unsere frl. l. h. u. Ohmen, ganz gern bei uns gehatt und hetten wir Ihren L., wie billig, nur viel freuntlichs Willens und gute Ausrichtung thun mügen, hetten wir es schuldig und willig gern gethan, und werden J. L. den guten Willen, als woran es nicht ge-

mangelt, vor die That frl. und im besten vermerken und aufnehmen. (Viel) weniger hette es der entschuldigung, als daß etwas Ungebührliches geschehn sein sollte, bedorft; sondern bedanken uns gegen Ihren L. frl. Euch und andern derselben Diener ganz gnedig, daß J. L. ob der wenigen Gesellschaft und Gutem, so wir Ihrer L. leisten und erzeigen muchten, mit uns frl. gedaldet, und Ihr L. samt euch und andern derselben Diner fröhlich und guter Dinge gewesen; seint es auch um E. L. freuntlich und auch andern gnediglich und in allem Guten zu beschulden geneigt. (Wörlitz, 13. Juni 1564.) Das Komische bei dieser Sache liegt darin, daß solche Briefe nicht von den Fürsten selbst, sondern zumeist von ihren Secretairen geschrieben wurden.

(Schluß folgt.)

Prophezeiungen.

Es liegt in der menschlichen Natur tief begründet, daß sie, nicht mit dem Gegenwärtigen zufrieden, alles darum gäbe, in späte Zukunft zu schauen. Wodurch ist dies aber möglich? Wohl hat der Verstand Kraft genug, um im allgemeinen von der Ursache auf die Wirkungen, von dem Grunde auf die Folgen zu schließen; allein diese gewöhnlichen Mittel, die uns heute als solche erscheinen, waren und sind noch heute bei weniger gebildeten Völkern von jeher nicht so hoch angesehen und als die einzigen erkannt worden. Das Gemüth des Menschen freut sich über den Mondschein, über halbdunkle Gänge mehr, als über das helle Sonnenlicht, denn letzteres giebt die Erscheinungen klar in scharfen Umrissen, das Mondlicht aber in verwischten Zügen und beschäftigt die Seele in ihren bildenden Gestalten schaffender Kraft. So arbeitete das Gemüth nach seinen ewigen Gesetzen im Halbdunkel und schuf die poetischen, bildnerischen, religiösen Gestalten, die noch heut uns entzücken. Dieser nächtliche dunkle Zug der Seele trieb den Menschen auch zu hervorragenden Erscheinungen der Natur hin; sie ließen ihm durch Analogieen sein Wesen klar werden. Aus den Gewitterwolken, der Waldnacht, aus dem Meere und dem Schooße der Berge stiegen seine Ideen als unsterbliche Götter empor und herab, und in den wechselnden Erscheinungen dieser Naturgestalten vernahm er ihre Rede, ihre Worte, die Unheil oder Glück verkündeten. Bald ging der Mensch auch in die Thierwelt hinein, erkannte dort reiche und tiefe Symbolik, wahrsagende Winke. Vögel flogen weissagend auf und nieder, Sterne von großer Bedeutung zogen am Himmel ihre Bahnen, Eichen lispelten, Quellen rauschten göttlich. Sprüche, Laute von Verzückten wurden mit Begeisterung gehört, ihr Sinn als heiliges Gesetz erfüllt. Alle diese Prophezeiungen der alten heidnischen Welt, ihre Mittel, ihr anspruchsvolles Auftreten sind bei der modernisirten Welt nur als Hirngespinste, als Verrücktheiten betrachtet worden, ohne daß man sich Mühe gegeben hätte, nachzuspüren, welchen Grund sie überhaupt in der menschlichen Natur haben, wie

sie haben aufkommen und sich erhalten können durch Jahrhunderte hindurch. Doch davon wollen wir schweigen, wir wollen dem Leser nur eine Blumenlese von Prophezeiungen aus der neuesten Zeit vor Augen stellen, die von Interesse, aber noch nicht sehr bekannt sind.

Melanchthon schrieb im Jahre 1558 an Luther einst folgenden Brief: „Ich wünsche, daß eine ewige Freundschaft zwischen uns sein und wir im Himmel unseres Umbgangs geniesen mögen. Das Gedichte vom Adler will ich zum Druck befördern. Das erbauete Hauß, worauf der Adler war, scheinet mir Deutschland zu bedeuten, welches die Türken, wie ich befürchte, plagen werden. Und der letzte Adler wird Carl der Sechste sein, welcher vielleicht unter Gottes Regierung ein anderes neues Reich stiften wird, darauf das Ende der Welt kommen soll." Dieser Aeußerung wurde unter Carl VI. von Deutschland prophetische Kraft beigelegt; mit Angst erwartete man unter ihm das Zusammenbrechen des deutschen Reiches, die Stiftung eines neuen, dem das Ende der Welt folgen sollte. So viel jedoch scheint gewiß, daß Melanchthon mit einem Carl den Sechsten den Sohn Philipp's II. von Spanien gemeint hat und der Ausdruck vom Adler, der über das Haus kommen soll, aus Hosea 8, 1. entlehnt ist. Auf denselben Carl (Don Carlos) wurde auch der bekannte Vers aus dem 1. Buche von Ovid's Metamorphosen angewandt: fILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos, dessen einen Zahlenwerth repräsentirende Buchstaben das für ihn verhängnißvolle Jahr 1568 geben, in dem er wegen des in dem Verse ausgesprochenen Verbrechens gegen seinen Vater Philipp II. mit dem Tode bestraft wurde. (?) In der That merkwürdig!

Interessanter ist die Vergleichung älterer Prophezeiungen mit den Fakten bei unsern europäischen Staaten, z. B. Frankreich, England, Oesterreich u. s. w.

Alle Wahrsager haben aus dem 9. Bande von Augustin's Werken herausgelesen, daß **Frankreich** die Türkei vernichten werde, und Drabicius prophezeit: „Derjenige König in Frankreich, welcher das Haus Oesterreich zerstören werde, werde auch den Papst zu Grunde stürzen;" ein Gedanke, der zu seiner Zeit nicht den geringsten Glauben fand.

Ueber **England** haben wir von Bickerstaff und Nostradamus verschiedene Prophezeiungen. Eine von ihnen, die dem letzteren zugeschrieben wird, lautet: „Wenn Britannien sieben notable Veränderungen überstanden, so wird auf dessen Thron ein protestantischer Fürst aus Teutschland in vielem Glück und Frieden, ohne Rebellion, ohne einheimische Unruhe, ohne Sturm, ohne einer neuen merklichen Veränderung und Revolution, auch die Kinder seines deutschen Stammes nach ihm bis an's Ende der Welt sitzen und bleiben," eine Prophezeiung, die der Schreiber dieses in einem Buche von 1742 gefunden hat und jedenfalls merkwürdig ist.

Die Könige **Polens** werden in einer alten Weissagung mit folgenden kurzen Sprüchen charakterisirt: Die Blume im Thal (Heinrich von Frankreich aus dem Hause Valois, das die Lilien im Wappen führt); die Krone (St. Bathori); ein glückseliger Exulant (Sieg. August); die folgende Glorie (Ladislaus); eine unfruchtbare Garbe (Johann Casimir, kinderlose Ehe); ein

kurzes Nacht-Gestirn (Michael Wiesnowitzki). „Erbärmliches und jammervolles Polen! sie werden nach Frieden seufzen, er wird aber nicht eher als in der siebenten Zahl erscheinen und wird erfolgen in 7 mal 7 Zeiten. Dann wird der Fürst des Friedens eintreten in vollem Glanze und wird Friede in seinen Mauern und Palästen sein. Sie werden endlich durch die Lilie einen König haben, den sie lange Zeit erwarten: Sie werden ihn mit Freuden annehmen."

Die Hand der Versammelten (der große Feldherr und König Sobiesky); Ein buntfarbiger (August der Starke mit seinem bunten sächsischen und polnischen Wappen), Einer von Zweien: der zweiköpfige Adler (Rußland?); also gehen die glücklichen Reiche unter." Eine andere Weissagung über Polen aus dem Jahre 1663 lautet so: „Zähle von da an, da du mein bist (1663) 7 Jahr vor 100 (93), wenn J. C. (Joh. Casimir) Polen und C. G. (Carl Gustav) Schweden regieren wird, alsdann wird J. C. von allen verlassen, ganz schmächtlich werden. C. G. wird durch List mächtig werden und sich mit B. (Brandenburg) hervorthun und J. C. (Joh. Casimir), daferne er erstlich vor Gott fußfällig werden und Kirchen und Religion wieder herstellen wird, durch die Hand Gottes wieder aufgerichtet und er Ueberwinder werden, da er dann Gott zweifüßige Schaafe, Schweine und Ochsen schlachten, Polen neue Gesetze geben und im Reiche alle heimliche Feindseligkeit aufhören wird. J. C. giebt dem Reiche schlechte Zierde. M. (Michaël) wird auch nicht lange regieren, aber A. R. wird alles mit Gott anfangen und glücklich endigen. Wenn aber C. G. (Carolus Gothicus) fallen wird, wird er zugleich den regieren, welchen er zur Regierung erhaben. Alsdann werden die Seestädte H. G. C. die geschlossenen Altäre wieder eröffnen und mit einem Fürsten oder Könige eine neue Alliance werden. F. wird Strafe leiden und E. wird fallen, aber D. M. R. freiwillig offen stehen. Und also wird die Macht zu Lande und zu Wasser bei ihnen stehen. Darauf werden 3 Adler, der weiße, der rothe und der schwarze zweiköpfige (Rußland) nach dem Reiche streben, der weiße (Polen) untergehen und der schwarze dem gekrönten eine zweifache Krone beilegen: und also wird das glückselige Reich ein Ende nehmen." Eine andere Weissagung über Polen ist aus dem Jahre 1657 von dem „fratre Eustachio" und lautet: „Der Löwe aus Mitternacht paart sich mit dem schwarzen Adler im finstern Thal und wird dir in die Brust einen empfindlichen Stoß geben, daß die weißen Federn blutig werden (Theilung Polens). Ein Jüngling über die Berge steiget über deine Höhen und wird dich gewaltig demüthigen. Hierauf kommt ein gewaltiger zweiköpfiger Löwe, macht mit dir, o großes Königreich Polen, ein Ende."

In Bezug auf das Haus Oesterreich besitzen wir ebenfalls eine merkwürdige Prophezeiung von „dem alten Mönch Sebaldus im Kloster Lotersleben bei Querfurth" aus dem 13. Jahrhundert. „Wenn ich Sebaldus, alle Eigenschaften und Würkungen der Himmlischen Zeichen wohl erwege, so befinde ich an allen Orten aus natürlicher Bewegung und Andeutung derselben Sternen, daß die Kayserliche Hoheit auf keinem Stamme lange beruhen wird, bis man wird schreiben 1216, da wird ein Held durch Mannheit den zwei-

fachen Adler erlangen (Rudolf v. Habsburg?) und das Kayserthum löblich verwalten, auch Oesterreich, Ungarn und Böhmen ihm unterthänig machen, und solches bis in das 18. Seculum beherrschen, da wird es groß werden und bleiben blühend bis 1740 (also ungefähr bis zum 1. schlesischen Kriege). Dann werden Verwirrungen, Rebellionen und große Zerrüttungen sich anfangen und übern Hauffen gehen. Nachdem aber wird alsdann das Kayserthum in 3 Linien getheilt werden. Italien aber wird Noth leiden und die Stadt Rom eine wüste Ebene werden. Da wird ein Held durch Mannheit den zweifachen Adler erlangen und das Kayserthum löblich verwalten und solches beherrschen, bis endlich der mitternächtliche Löwe herauskommen und die Länder mit Grausamkeit anfallen wird, alsdann werden der rothe Löwe, der Adler im finstern Thal und der weiße Schwan sich wider ihn in Grimmen setzen und das Kayserthum lange Jahre behaupten, bis der große Gott mit seinem unverzüglichen Ehren-Reich wird einbrechen und ein Ende machen; so wird die Weissagung Daniels nicht weiter gehen, und man soll an Nebukadnezar's Traum den Ausgang erfahren, daß das Ende der Welt nahe sei." Schließlich sei noch erwähnt, daß man im Jahre 1741, also kurz vor dem 1. schlesischen Kriege erwartete, daß die Kaiserwürde an Friedrich August III. König von Polen und Churfürst von Sachsen übergehen werde.

Eine andere Prophezeihung behauptete dies von Friedrich II., den Großen, indem man aus dem Satze: FrIDrICh ChVrfVrst zu BranDenbVrg KönIg In PreVssen VVIrD Kayser die Zahl 1741 herauslas. Indem wir die bekannten Lehninischen Prophezeihungen, die das Haus Hohenzollern betreffen, ihm die Kaiserwürde und den Uebertritt zum Katholicismus prognosticiren, übergehen, schließen wir mit den Prophezeihungen des Bischofs Malachias von Armagh (um 1140), die die Reihe er Päpste mit kurzen Sprüchen begleiten, die ihre Eigenschaften erläutern. Er fängt mit dem Jahre 1143 an:

Coelestin II. Vom Castell der Tiber (hieß Guido de Castello).

Lucius II. Der vertriebene Feind (aus dem Hause der Caccianemici).

Eugenius III. Aus der Größe des Berges (gebürtig aus Grammonte).

Anastasius IV. Der Abt von Suburra (er hieß Conrad .Suburri).

Adrian IV. Vom weißen Felde (aus St. Albans gebürtig).

Victor IV. Aus dem finstern Gefängniß.

Taschølis III. Der Weg jenseit der Tiber (hatte das Cardinalat Mariae trans Tiberim).

Calixt III. Aus Ungarn von Frescati (war Ungar und Bischof von Frescati).

Alexander III. Aus einer auf die Wacht gestellten Gans (er hieß Paroci d. i. Gans).

Lucius III. Das Licht am Thor.

Urban III. Die Sau im Siebe (hatte im Wappen ein Schwein im Siebe).

Gregor VIII. Laurentci Schwert (hatte zwei gekreuzte Schwerter im Wappen).

Clemens III. Er wird aus der Schule kommen (er war aus dem Geschlecht der Scholari).
Coelestin III. Vom Feld zu Bovis.
Innocenz III. Der bezeichnete Graf (aus dem Hause Ligni).
Honorius III. Lateranischer Canonikus (er war Canonikus im Lateran).
Gregor IX. Der Vogel von Ostia (hatte den Adler im Wappen).
Coelestin IV. Der sabinische Löwe (hatte einen Löwen im Wappen).
Innocenz IV. Graf Laurentius (Cardinal St. Laurentii in Lucina).
Alexander IV. Das ostiensische Zeichen (war Bischof von Ostia vorher).
Urban IV. Jerusalem in Campanien.
Clemens IV. Der niedergedrückte Drache.
Innocenz V. Der französische Mönch (war Erzbischof von Lyon gewesen).
Adrian V. Der gute Graf (war Graf von Lavagna).
Johann XXI. Der Fischer von Frescati (war Bischof von Frescati gewesen).
Nicolaus IV. Die zusammengesetzte Rose.
Martin IV. Aus dem Zollhause.
Honorius IV. Aus der Löwenrose (hatte eine Rose und Löwen im Wappen).
Nicolaus IV. Der Specht unter dem Essen.
Coelestini V. Hoch aus der Einsiedelei (ein Einsiedeler früher).
Bonifacius VIII. Aus dem Segen der Wasserfluthen.
Benedict X. Der patriarchische Prediger.
Clemens V. Aus den Gascognischen Strichen (war Erzbischof von Bordeaux).
Johann XXII. Aus Schuster von Ossa (war ein Schustersohn aus Ossa).
Nicolaus V. Der Zwiespalts-Rabe.
Benedict XII. Der kalte Abt.
Clemens VI. Aus der Rose von Arras (war Bischof von Arras gewesen).
Innocenz VI. Aus den Bergen Pammachii (hatte sechs Berge im Wappen).
Urbanus V. Der französische Graf.
Gregor XI. Ein neuer aus einer tapfern Jungfrau (war Cardinal Mariae Nove).
Clemens VII. Vom Kreuz der Apostel.
Benedict XII. Der Mond in Cosmedin.
Aegidius. Der Kirchenzwiespalt in Barcellona (schismatischer Papst).
Urban VI. Aus der Hölle von Praegnani.
Innocenz VII. Von einem besseren Gestirn.
Gregor XII. Der Schiffer von Negroponte (ein Venetianer).
Alexander V. Die Geißel der Sonne.
Johann XXIII. Der Hirsch der Syrene.
Martin V. Die Säule des goldenen Vorhangs.
Eugen IV. Die cölestinische Wölfin (hatte eine Wölfin im Wappen).
Felix V. Der Liebhaber des Kreuzes.
Nicolaus V. Aus der Niedrigkeit des Mondes.
Callixtus III. Der weidende Ochse.
Pius II. Von der Ziege und der Herberge.

Paulus II. Vom Hirsch und Löwen.
Innecenz VIII. Vorläufer von Sicilien.
Alexander VI. Der Ochs am Alba im Port.
Pius III. Vom kleinen Menschen.
Julius II. Jupiters Frucht wird helfen.
Leo X. Vom politianischen Rost.
Adrian VI. Der florentinische Löwe (hatte einen Löwen im Wappen).
Clemens VII. Die Blume der Pille.
Paulus III. Die Hyacinthe dem Arzt (hatte 6 Hyacinthen im Wappen).
Julius III. Von der Bergkrone (hieß Johannes Marie de Monte).
Morcellus II. Das verwelkliche Getreide (hatte Kornähren im Wappen).
Paul IV. Vom Glauben Petri.
Pius IV. Des Aesculaps Arzenei (hatte Medizin studirt).
Pius V. Der Waldengel.
Gregor XIII. Der halbe Leib der Pillen (hatte 6 Pillen im Wappen).
Sixtus V. Die Achse in Mitten des Zeichens.
Urban VII. Vom Thau des Himmels.
Gregor XIV. Von dem Alter der Stadt.
Innocenz IX. Die im Kriege andächtige Stadt.
Clemens VIII. Das römische Kreuz.
Leo XI. Der Wassermann.
Paul V. Das verkehrte Geschlecht.
Gregor XV. In der Unruh des Friedens.
Urban VIII. Lilien und Rosen.
Innocenz X. Die Erhöhung des Kreuzes (am Tage der Kreuzerhöhung gewählt).
Alexander VII. Der Hüter der Berge (hatte einen Berg im Wappen).
Clemens IX. Das Gestirn der Schwäne.
Clemens X. Vom großen Fluß.
Innocenz XI. Das unersättliche Thier.
Alexander VIII. Die glorwürdige Buße.
Innocenz XIII. Die Harke im Thor.
Clemens XI. Die umgebenen Blumen.
Innocenz XIV. Von der guten Religion.
Benedict XIII. Ein Soldat im Kriege.
Clemens XII. Eine hohe Säule (aus dem Hause Corsini).
Benedict XIV. Ein Felsthier.
Clemens XIII. Die Rose aus Toscana.
Clemens XIV. Das scharfe Gesichte.
Pius VI. Der apostolische Pilgrim (in der französischen Revolutionszeit).
Pius VII. Der räuberische Adler.
Leo XII. Der Hund und die Schlange.
Pius VIII. Der geistliche gewissenhafte Mann.
Gregor XVI. Aus den Toscanischen Bädern.
Pius IX. Kreuz um Kreuz (trauriges Leben).

Nun kommen noch 10 Devisen, also werden nach Malachiae noch 10 Päpste sein. Die 10 Devisen lauten: Licht vom Himmel; Das brennende Feuer; Die verödete Religion; Der unerschrockene Glaube; Der englische Hirte; Der Hirt und der Schiffmann; Die Blume der Blumen; Mitten aus dem Mond; Von der Arbeit der Sonne; Von der Ehre des Oelbaums. Der Schluß lautet: „In der letzten Verfolgung der heil. römischen Kirche wird ein Römer Namens Petrus den päpstlichen Stuhl besitzen und die Schafe weiden unter vielen Trübsalen, nach deren Verfluß die siebenhügliche Stadt verwüstet werden und der erschreckliche Richter das Volk richten wird."

Der freundliche Leser mag sich nun bei den Prophezeihungen denken, was er will; wir glauben ihm eine interessante Unterhaltung gegeben zu haben und nehmen Abschied von ihm.

Miscellen.

* [Sprüchwörtliche Redensarten.] Im Anfange des Mittelalters wurden nach dem Vorbilde des Augustin die Kleriker einer Kirche in einem besonderen Hause bei der Kirche vereinigt. Dies Haus hieß im Griechischen „das Haus" schlechthin (Domos). Daher wurde das Haus der Kleriker zuerst, hernach die Kirche oder Kathedrale, selbst Domos, Dom, genannt. Die Kleriker nun versammelten sich im Dom, in einer Stube, die Capitelstube, die ganzen Kleriker zusammen aber das Dom-Capitel genannt wurde. Dies Capitel war in der Regel aus dem 3. Buche Moses genannt, das, weil es die priesterlichen und levitischen Gesetze enthält, auch Leviticus heißt. — Daher nun schreibt sich der Ausdruck: Jemandem das Capitel lesen, oder Jemandem die Leviten lesen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die norddeutsche Bundesverfassung ist im Abgeordnetenhause definitiv, im Herrenhause in erster Lesung angenommen worden und wird also binnen wenigen Wochen die Zustimmung aller Landesvertretungen gewonnen haben. Das große Werk der nationalen Einigung darf als gelungen angesehen werden und zwar nicht blos gelungen hinsichtlich seiner Schöpfung, sondern auch seiner Dauer, da es aus der Vereinbarung der Fürsten und Volks- resp. Landes-Vertretungen entsprungen ist. Wie die Reichstags-Schlußrede betonte, haben, um zu diesem Resultate gelangen zu können, von allen Seiten große Opfer der Meinungen und Wünsche gebracht werden müssen, Opfer, zu welchen nur die Rücksicht auf das Allgemeine, lebendiges Vaterlandsgefühl und Loyalität begeistern konnten.

Solchen Sinnes zeigte sich auch unser Herrenhaus. Viel geschmäht und als egoistische Standesvertretung von der Demokratie verdächtigt, hat es das ihm angemuthete Opfer gebracht, nicht widerwillig dem Zwange der Nothwendigkeit gehorchend, sondern wie die Frequenz des Hauses, die Unanimität und die vorausgegangene Motivirung des Votums bewies, mit klarer staatsmännischer Würdigung der Verhältnisse und mit loyaler Hingebung; während gerade die Demokratie ihre Partei-Vorurtheile nicht zu überwinden verstanden hat.

Sie hat den Unsegen davon; während denjenigen ihrer früheren Parteigenossen, welche den Muth hatten, die Schranken des bornirten Partei-Interesses aus Hingebung an die allgemeinen, nationalen Interessen zu überspringen, den Gewinn solcher moralischen Erhebung in der Erweiterung des politischen Gesichtskreises, in der Fähigkeit staatsmännischer Erwägung und in der Genugthuung praktischer Wirksamkeit bereits zu empfinden hatten. — Kaum aber hat der Baum des deutschen Lebens neue Wurzeln in den vaterländischen Boden geschlagen, so fängt er auch zu grünen an. Nicht blos die Todten reiten schnell; die deutsche Werdelust zeigt eine Energie, welche den falschen Prophezeihungen das Wort vom Munde nimmt, um es durch die Thatsachen sofort zu widerlegen.

Die Attraktionskraft des Norddeutschen Bundes zeigt sich bereits in einer Unwiderstehlichkeit, welche eben so sehr die Kurzsichtigkeit wie die Bosheit der Partei-Agitation der Lächerlichkeit übergiebt. Die Conferenz, zu welcher sich die leitenden Minister der Cabinette von München, Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt hier eingefunden hatten, — sie legte Zeugniß dafür ab, daß der Süden auch in Beziehung auf seine wirthschaftlichen Verhältnisse

des Nordens nicht entbehren kann, wie er seine militärische Haltlosigkeit im Kampfe gegen ihn bloßgestellt hat. Er muß der politischen Entwickelung des Nordens folgen und mit der Einsicht in diese Nothwendigkeit wird ihm der Wille, ihm zu folgen, um so mehr erleichtert werden, je rascher und fester der Norden seine staatsrechtliche Organisation vollendet.

Die Frage nach der Form der politischen Einigung Nord- und Süddeutschlands ist daher um so weniger dringend, je sicherer die Lösung nach inneren Gesetzen der natürlichen Entwickelung zu erwarten ist.

Mit König Wilhelm tritt daher Deutschland in den glänzenden Congreß, welcher sich gegenwärtig um den Kaiser Napoleon versammelt, einer Einladung folgend, welche an die großen Kultur-Interessen anknüpft, denen die Pariser Weltausstellung huldigt. Ein eminentes Friedensmotiv brachte den Congreß zu Stande und die Welt bestärkt sich in der Hoffnung, daß auch der Friede seine Folge sein und bleiben werde. Denn daß die Zusammenkunft der Monarchen in Paris, sowohl die gleichzeitige als die auf einander folgende, von größter politischer Bedeutung sein werde — daran zweifelt wohl Niemand, wenngleich die Voraussetzung, daß es sich um feste Abmachungen handeln könne und handeln werde, sich gewiß als trügerisch erweisen wird.

Aber schon der Gedankenaustausch der Mächtigen ist von größter politischer Bedeutung, weil er ihrer künftigen politischen Action zum Voraus die Direction giebt.

Indeß ist doch nicht zu übersehen, daß Rußland auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitet und daß es die Erreichung desselben sich in Paris zu erleichtern sucht. Freilich, wenn die officiöse Presse Rußlands ein völliges Einvernehmen mit Frankreich in der orientalischen Frage als unzweifelhaftes Factum hinstellt, so dürfte sich hinter dieses öffentliche Bekenntniß vielleicht nur ein Wunsch verstecken oder durch dasselbe ein diplomatischer Druck ausgeübt werden sollen; aber die Tendenz der russischen Politik wird dadurch doch unverkennbar signalisirt.

Dabei darf die große slavische Bewegung nicht außer Betracht bleiben, welche immer in Scene gesetzt zu werden pflegt, wenn es sich um die orientalische Frage handelt und auf welche besonders die Südslaven diesmal mit einer Rückhaltlosigkeit und Offenherzigkeit eingegangen sind, welche jedenfalls über die Illusion einer lediglichen Racen-Politik staunen läßt. Einen neuen Impuls aber hat der Kaiser von Rußland dieser Agitation durch den den Polen gewährten Gnadenakt gegeben, welcher übrigens eben so sehr für die Humanität des Czaren ein glänzendes Zeugniß ablegt, wie er als Akt feiner Courtoisie gegen den Kaiser Napoleon sicherlich tief verpflichten wird.

Dem Eifer, mit welchem Rußland die orientalische Frage anzugreifen scheint und welchen es der französischen Politik gern mittheilen möchte, bleibt England mit kühler Zurückhaltung gegenüberstehen; selbst an dem, angeblich auch von Oesterreich angenommenen Vorschlag: die Beschwerden der Candioten von einer internationalen Commission untersuchen zu lassen — will es sich nicht betheiligen und hat es vorgezogen, eine Untersuchung der Lage der Christen im ottomanischen Reiche auf eigene Hand vorzunehmen. Das Er-

gebniß ist gewesen, daß die Lage der Christen zwar keine befriedigende, aber im Vergleich mit der Lage ihrer türkischen Mitunterthanen keine durch speciellen Druck charakterisirte sei; der Unterschied der beiderseitigen Lage bestehe eigentlich nur darin, daß jene ihre Klagen vor die Oeffentlichkeit bringen, während diese schweigend dulden. Wenn dieses Resultat der Untersuchung insofern der Politik Englands in der orientalischen Frage wenig zu Hilfe kommt, so hat Fuad Pascha sich mindestens bemüht, durch Betheuerung der guten Absichten des Sultans und glänzende Verheißungen zu Gunsten der Christen, fremde Einmischung möglichst fern zu halten.

Uebrigens wird ja der „Beherrscher der Gläubigen" selbst nach Paris kommen, um persönlich den Werth der Friedensbestimmung von 1856 zu erproben, welche das türkische Reich in das europäische System einzureihen verhieß.

Zwar ist der Sultan ein „kranker Mann", aber sein Erscheinen wird schon der Seltsamkeit wegen, durch das Prestige des Unerhörtseins auf die Pariser wirken, welche in ihrer Eitelkeit wie in ihrer Gewinnsucht gleich sehr befriedigt, sich einer kaum glaublichen Undankbarkeit schuldig machen würden, wenn sie diese ihnen so reichlich gewährte Befriedigung nicht auf die richtige Quelle zurückführten und der Politik des Kaisers zu Gute schrieben. So würde der Fürstencongreß, von welchem man zuversichtlich hofft, daß er dem Frieden Europas die neue Grundlage persönlicher Freundschaften geben werde, auch den inneren Frieden Frankreichs befestigen und die Interessen der gegenwärtigen Dynastie in hohem Grade fördern.

Doch fällt ein Schatten auf den Glanz der Pariser Feste; doch klingt ein Weheruf durch das Jauchzen der Bewunderung und des Entzückens.

Der Schatten ist Mexiko; der Weheruf heißt — Maximilian. Daß die mexikanische Expedition ein so klägliches Ende genommen hat — dieser ungeheure Mißerfolg der napoleonischen Politik würde unter allen Umständen schwer zu überwinden sein, schwer in Vergessenheit zu bringen gewesen sein; aber der tragische Fall des Kaisers Maximilian giebt dem Mißmuth über ihn noch einen persönlichen Stachel, welcher tief verwundend eindringen müßte, wenn sich die Nachricht von der Erschießung des unglücklichen Fürsten bestätigen sollte, welcher sich durch Versprechungen ködern, durch den Glanz einer Krone blenden, durch Selbstvertrauen verführen ließ, aber durch sein mannhaftes Ausdauern und durch entschlossene Vertheidigung der Krone, die er einmal auf sein Haupt gesetzt hatte, sich doch dieser würdig zeigte.

Noch fehlt der Nachricht von seinem Tode die Bestätigung und wir hoffen, daß die diplomatische Verwendung zu seinen Gunsten nicht zu spät kommen werde, wir hoffen dies in Rücksicht des Charakters seiner Gegner, deren Grausamkeit doch wohl durch Gier nach einem reichen Lösegelde überboten werden dürfte.

Daß die „Freiheit" durch den Sturz des Kaiserthums zu ihrem Rechte kommen werde, das ist wohl eine Illusion, welche höchstens von denen gehegt werden könnte, welche Namen und Bezeichnungen für die Sache nehmen, oder mit abstrakten Forderungen den humanen Interessen zu genügen gedenken.

Wie wenig eine solche Politik ihrem angeblichen Zwecke zu entsprechen vermag, das zeigen wiederum die Neger-Aufstände in den Südstaaten der Union. — Die Unions-Regierung wird sich beeilen müssen, den Funken zu ersticken, damit kein riesiger Brand entsteht; sie wird sich aber schon jetzt den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie, einer gedankenlosen Agitation gehorchend, aus Rücksicht auf eine falsche Philanthropie, die Schwarzen in die Freiheit gewissermaßen — stürzte, bevor diese auf den Gebrauch derselben im Geringsten vorbereitet waren.

Die Unterjochung Creta's*).

Die ottomanische Herrschaft auf Creta ist eigentlich nicht von altem Datum. Vor zwei Jahrhunderten gehörte diese Insel den Venetianern und auf den Höhen der sphakiotischen und der lassitischen Berge befindet sich gewiß noch mancher hochbetagte Greis, der aus dem Munde seiner Vorfahren die ergreifenden Episoden aus dem vierundzwanzigjährigen Krieg und der denkwürdigen Belagerung, die Candia 1667 aushielt, vernommen haben wird.

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ging Creta den byzantinischen Kaisern verloren und wurde von Baldwin I. dem Marquis von Montferrat geschenkt, der diese schöne Insel — wie einige Schriftsteller berichten, für zehn Tausend Silbermark — an Venedig verkaufte**).

So wechselte Creta seine Herren, ohne jedoch den Frieden und den Wohlstand finden zu können, zu welchem seine glückliche geographische Lage und die Gaben, welche die Natur ihm so reichlich spendet, es berechtigen.

Während die stolze Königin der Adria Creta beherrschte, führte sie ihre Gesetze, ihre Stiftungen, ihre Colonisten und ihre Industrie hier ein. Ob es der Religionsverschiedenheit zuzuschreiben sein mag, ist schwer zu sagen, aber Venedig vermochte trotz alledem nicht die Anhänglichkeit der Creter für sich zu gewinnen, denn sie empörten sich öfters und suchten stets ihre Unabhängigkeit zu erlangen.

Bei den raschen Fortschritten der Türken im ägeischen Meere konnte Venedig allein nicht den erforderlichen Kampf bestehen, um sich die Früchte seiner Eroberungen, sowie die seiner Raub- und Kreuzzüge zu erhalten.

Rhodos war längst besiegt, die Barbarei der türkischen Generäle hatte sich für den langen und heroischen Widerstand, den die Besatzungen auf Cy-

---

*) Die zu Wien erscheinende „Internationale Revue“ bringt in ihrem Aprilheft einen Artikel: „Die Insel Creta unter Ottomanischer Verwaltung“, welchem wir den vorstehenden Abschnitt entlehnen.

**) „For the price of 10,000 marks Venice purchased of the Marquis of Montferrat the fertile island of Crete or Candia with the ruins of one hundred cities.“

(Gibbon's Roman Empire, vol. VII. chapt. 61.)

pern ihnen geleistet, durch Excesse und Gräuelthaten aller Art gerächt, und nun ward Creta mit demselben Schicksal bedroht. Während der Sultan seine Anstrengungen verdoppelte, um sich dieser wichtigen Stellung zu bemächtigen, dachte das von Angst betroffene Europa nicht daran, sich bewaffnet dem Feinde entgegen zu stellen, sondern nur sich vor ihm zu beugen und vor ihm zu kapituliren.

Frankreich allein erinnerte sich, daß es auf Creta Christen zu vertheidigen gäbe, und schickte nach der, von einer zahlreichen türkischen Armee dicht umlagerten Hauptstadt Candia sieben bis acht Tausend Mann.

Diese späte, unverhoffte Hülfe konnte indessen nur dazu dienen, den Triumph des Großveziers zu erhöhen. Die Stadt ergab sich, nachdem der Anführer der Expedition, der Herzog von Beaufort, nebst vielen der jungen französischen Edelleute, die ihn begleiteten, unter Candia's Mauern gefallen war.

Von jenem Tage an gab es auf Creta nur Herren und Sclaven: Herren, die um so unbarmherziger und anspruchsvoller auftraten, weil die Eroberung ihnen große Opfer gekostet hatte, und Sclaven, die um so demüthiger sich unterwarfen, weil sie sich jeder Gewährleistung und jeder Vertheidigung gegen die Laune, die Leidenschaft und die Heftigkeit ihrer Besieger beraubt fühlten. Eine Bevölkerung, die über 900,000 Seelen zählte, war durch das Schwert, die Gefangenschaft, die Auswanderung und die Apostasie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf etwa 500,000 verringert worden.

Die Ländereien wurden unter die türkischen Beys vertheilt, die nach ihrem Gutdünken über die Personen, die Familien, die Güter und die Arbeit der Rajas*) verfügten. Der Handel, die Industrie, die Kopfsteuer, die Abgaben, das Zollamt, kurz alle Hülfsquellen dieses an werthvollen und mannigfachen Producten reichen Landes wurden an Muselmänner verkauft oder verpachtet, die sie gegen eine kleine Gebühr dem Fiscus und seinen Nachfolgern überließen.

In diesem Zustande befand sich Creta im Anfange unseres Jahrhunderts. Keine der christlichen, von den Türken unterjochten Provinzen mußte so viel von der Tyrannei, dem Fanatismus und der Habsucht ihrer Eroberer leiden, nirgends hatten diese ihre argwöhnische Eifersucht, ihre Intoleranz und ihre Grausamkeit mit größerer Barbarei und Verfeinerung gegen ihre Opfer geltend gemacht; aber auch nirgends mehr als auf Creta erglühte der Haß der Christen gegen ihre Unterdrücker, und mit freudigem Eifer ergriffen die Creter die Gelegenheit, die der Aufstand in der Morea ihnen bot, um das Banner der Unabhängigkeit am Ende des Maimonats 1821 auf ihrer Insel zu entfalten.

Diese Bewegung, die unter den tapfern Bewohnern der sphakiotischen Berge**) ihren Ursprung hatte, erstreckte sich bald über die ganze christliche

*) Zinspflichtige Unterthanen; zumal unter dem Drucke der Türken lebende Christen.

**) Die Geschichte berichtet von einem auf Creta einst heimischen mächtigen Stamme, dessen letzte Enkel, die jetzigen Sphakioten nämlich, die Bewohner der unzugänglichsten Theile der weißen Gebirge sein sollen. Eine hohe Statur, ein schöner Wuchs und ein stolzer Gang zeichnet dies tapfere, aber doch gutmüthige und gastliche Volk vor allen übrigen

Bevölkerung Cretas. Die Türken ermangelten nicht, sie durch die Ermordung verschiedener Bischöfe und Priester, so wie durch unzählige Ausschweifungen und Grausamkeiten, die sie an den feindlichen Einwohnern der befestigten Städte ausübten, anzuschüren.

Aus dieser Bewegung entstand ein langer, mörderischer Kampf. Die Türken blieben im Besitze der befestigten Städte; sie konnten über eine zahlreiche, wohlorganisirte Flotte verfügen und außerdem auf die Sympathien der ihnen ergebenen französischen Admiräle rechnen, während die in ihren hochalpischen, unzugänglichen Positionen verschanzten Creter sich nicht nur jedes Hülfsmittels beraubt sahen, sondern von dem moralischen Einflusse einiger Mächte zu fürchten hatten.

Die ungünstigen Umstände verhinderten sie keineswegs, ihren Feinden während zehn Jahren die schönen Ebenen ihrer Insel streitig zu machen und trotz der großen Ungleichheit im Kampfe, trotz der Uneinigkeiten, welche die äußern Mächte durch Intriguen unter ihnen hervorzurufen trachteten, trotz dem precären, schwachen Zustande der damaligen provisorischen Verwaltung Griechenlands, lieferte dieses unwissende und hülflose Bergvolk die merkwürdigsten Beispiele von Heroismus, Ausdauer und Selbstverleugnung.

Das Schicksal der armen Creter sollte demungeachtet um nichts verbessert werden!

Die Ausschließung der Insel Creta aus dem neugegründeten griechischen Staate wurde durch das am 3. Februar 1830 zu London entworfene Protokoll festgestellt. Wenn dieser Beschluß eine politische Nothwendigkeit jener Zeit gewesen sein mag, so kann man nicht leugnen, daß einerseits die Scheingründe, die demselben zur Basis gedient, wahrlich keine ernste Untersuchung gestatten, und daß er anderseits — wie die heutigen Ereignisse es nicht zum ersten Male beweisen — der Zukunft große Verlegenheiten und unentwirrbare Schwierigkeiten bereiten mußte.

Den officiellen Behauptungen zuwider, die nur dahin strebten, die Meinung geltend zu machen, Creta sei, als am 6. Juli 1827 der Allianz-Tractat geschlossen wurde — unterworfen gewesen, trägt Alles dazu bei, zu beweisen, daß die Creter zu jener Zeit die Herren fast der ganzen Insel waren

---

Bewohnern Cretas aus. Die alten Sitten und Gebräuche haben sich am längsten unter ihnen erhalten, und bei festlichen Gelegenheiten führen sie noch die kriegerische Pyrrhiche auf, wie das Alterthum diesen cretischen Waffentanz beschreibt.

Der District Sphakia, der an der südlichen Seite der weißen Berge liegt, bringt guten Wein, Getreide, Honig und einen Käse hervor, der als der vorzüglichste in der Levante geschätzt wird. Von dem größten Ertrag ist aber sein Viehstand.

Die Sphakioten sind durchweg treffliche Schützen und bilden bei jedem Aufstande den Kern der Streitkräfte Sie in ihren Positionen anzugreifen, kostet viele Menschen und geschieht äußerst selten, denn bei Invasionen können sie sich wie von Festung zu Festung vertheidigen und, sind alle ihre Plätze genommen, in dem unzugänglichen Gebirge wohnen. Auf ihrem rauhen Gebiete siedelt kein Türke an. Jedes Dorf hat seinen Capitän, welcher, wie alle übrigen Einwohner, ein Grieche und kein Türke oder „Subbaschi" ist.

Dieses Wort ist den Sphakioten verhaßt, und die Beziehungen, die sie mit ihren Unterdrückern haben, beschränken sich wahrscheinlich auf die jährliche Steuerzahlung.

und daß es ihnen gelungen, die Türken in den Festungen eingeschlossen zu halten*).

Unter diesen Umständen hätte der Ankauf der Insel Creta in Betreff der politischen und bürgerlichen Rechte der Ottomane gewiß keine größere Schwierigkeit geboten, als der der Insel Euböa und des athenienfischen Gebietes, indem die zwei Länder sich in derselben Lage wie Creta befanden, während die jetzigen politischen Verhältnisse eine befriedigende Schicksalswendung für diese Insel sehr erschweren.

Der Präsident von Griechenland, genöthigt auf eine pünktliche Vollstreckung des Protokolls des 3. Februars bedacht zu sein, verkündigte den Cretern diese Entscheidung vermittelst seines Abgeordneten, des Herrn Renieri.

Nach dem Empfang dieser Mittheilung versammelten sie sich zu einem allgemeinen Rathe im Dorfe Margarites und faßten den Entschluß, sich mit den Waffen in der Hand einem Urtheil zu widersetzen, welches sie an den Vice-König von Aegypten — als eine Belohnung und Schadloshaltung für die während des Krieges gebrachten Opfer — verschenkte.

„Die ganze Welt weiß es," sagen die Creter in einer Antwort, die sie am 17. August 1830 an den Herrn Renieri richteten, nachdem er ihnen den Ferman mitgetheilt, den die Pforte dem Befehlshaber der Canea zugeschickt hatte: „Die ganze Welt weiß es, und der Sultan selber hat es in seinem Ferman nicht verschweigen können, welche Beweggründe die Christen gezwungen haben, alle erdenklichen Uebel, ja sogar den Tod zu verachten und während zehn Jahren einen ungleichen Kampf mit den ewigen Feinden unsers Daseins, unserer Ehre und unsers Glaubens zu bestehen: wir haben also geschworen, uns von nun an der unerträglichen Tyrannei der Türken zu entziehen oder mit den Waffen in der Hand vereint zu sterben.**) Nur diese Waffen und nicht etwa betrügliche und hinterlistige Versprechen können uns das Theuerste, was wir auf Erden besitzen, erhalten ... Die Städte Cydonia, Kithymno und Heraklion***) tragen noch heute die Spuren des Blutes unserer Väter, unserer Frauen, unserer Brüder und unserer Kinder, die täglich gleich unschuldigen Schafen erwürgt wurden ... ihre Gebeine füllen noch die Brunnen und die Cisternen jener Städte. Die dreihundert Opfer, die mit meuchelmörderischer Hinterlist in das Haus des Türken Affendaki gelockt und dort hingeschlachtet wurden, sind unserer Erinnerung noch gegenwärtig ... die öffentlichen Plätze der Stadt Heraklion

---

*) Das Fort Grabusa blieb indessen bis zum Ende des Jahres 1830 in dem ausschließlichen Besitz der griechischen Macht.

**) Sechsunddreißig Jahre sind bereits verflossen, seitdem die Creter diese Worte äußerten. Diese identischen Worte gaben sie dem jetzt sich hier befindenden außerordentlichen Gesandten Mustapha Pascha zur Antwort auf seine am 14. des verflossenen Septembers erlassene Proclamation. Kann man sich über dieses „caeterum autem censeo" des cretischen Volkes noch wundern, wenn man bedenkt, wie die Pforte die Vollziehung ihrer nach dem Krim-Kriege eingegangenen Verpflichtungen gegen ihre christlichen Unterthanen vernachlässigt hat? und es wäre nicht die höchste Zeit, daß die Großmächte ihr 1830 begangenes Unrecht gegen diese bedrückte Bevölkerung wieder gut machten.

***) Das heutige Canea, Rettimo und Candia.

sind noch von dem Blute des seligen Generals Malaconti gefärbt, den die Türken ungeachtet ihres beschworenen Versprechens auf's barbarischste zerstückelten*)

In allen Städten der Insel Creta fährt man bis jetzt fort, unsere Frauen, unsere Schwestern und unsere Kinder öffentlich zu verkaufen**). Das sind die Resultate der Versprechen unserer ewigen und unversöhnlichen Feinde. Wir sind also fest entschlossen unser Geschick nicht von dem der anderen Griechen zu trennen, die stets mit uns gefochten haben, und wir wollen lieber frei auf dem Boden sterben, auf welchem wir geboren sind und den wir mit unserm Blute benetzt, als uns dem türkischem Joche unterwerfen."

Während die Creter sich so äußerten, ergriffen sie heimlich die Maßregeln, um den Commandanten und die griechische Besatzung des Forts Grabusa — das zu Folge der ausdrücklichen Ordre des Präsidenten von Griechenland dem Befehlshaber der verbündeten Seemacht übergeben werden sollte — zu überrumpeln. Doch was vermochte die Energie, der Patriotismus, ja sogar die Verzweiflung einer Handvoll entschlossener Männer inmitten einer entmuthigten, decimirten, verarmten und Alles benöthigenden Bevölkerung gegenüber den unwiderruflichen, von furchtbaren Streitkräften unterstützten Beschlüssen Europas und dem passiven, gezwungenen Gehorsam der provisorischen Regierung Griechenlands? —

Großbritannien, trotz der warmen Versicherung seiner bedeutendsten Redner und seiner größten Staatsmänner, erwies sich als die eifrigste der verbündeten Mächte im Bestehen auf der pünktlichen Vollstreckung des am 3. Februar entworfenen Protokolls.

Das Fort Grabusa — die letzte Hoffnung der Creter — wurde im September des Jahres 1830 den drei Admiralen übergeben, die übereinkamen, es provisorisch dem Befehlshaber der russischen Macht anzuvertrauen; dieser behielt es bis zum 22. Jan. 1831, wo es gänzlich den Türken überliefert wurde.

Während unzählige Christen von jedem Alter, jedem Geschlechte und jedem Stande ihre Wohnungen und ihr ganzes Besitzthum verließen und sich auf den Fahrzeugen der griechischen Regierung einschifften, um einen Zufluchtsort in dem neuen Königreich zu suchen***), versammelte sich zum letzten Male die

*) So sprachen die Creter in 1830, wenig ahnend, daß das Jahr 1866 ihnen von Seite ihrer Unterdrücker noch weit größere Grausamkeiten vorbehielt.

**) Monsieur d'Herculey, ein seit langen Jahren in Canea ansässiger Franzose, gehört zu den wenigen Europäern, welche die an schrecklichen und ergreifenden Ereignissen reiche Zeit von 1821 bis 1830 auf Creta mit erlebt haben. Er bekleidete im Jahre 1821 ad honorem das Amt des hiesigen österreichischen Vice-Consuls und hat sich als solcher viele Verdienste erworben. Nicht allein sein Haus war ein Zufluchtsort für die gefährdeten Christen, sondern er kaufte, soweit seine bescheidenen Mitteln es erlaubten, Frauen und Kinder von den Türken ab, um ihnen ihre Freiheit zu schenken und sie auf das eine oder das andere Schiff in Sicherheit zu bringen. Monsieur d'Herculey erzählte mir, er sei selbst Zeuge gewesen, wie ein Türke öffentlich am Tage auf dem Quai der Canea eine Frau für eine Zwiebel verkauft habe.

***) Mehr als 60,000 Creter sollen von dem Jahre 1830 bis 1860 nach Griechenland ausgewandert sein.

Commission der provisorischen Regierung der Insel Creta und richtete am 23. November 1830 eine energische Protestation an die drei verbündeten Mächte, die in allen Blättern Europas ihren Platz fand.

Die Volkssprache im heutigen Staatsleben.

I.

Die Feststellung der Behandlung der Sprachverhältnisse im Staatsleben, der Geltung der Volkssprache innerhalb der Hauptrichtungen des öffentlichen Lebens, ist höchst wichtig, sowohl wegen des indirekten Einflusses, welchen der Gebrauch einer anderen als der Muttersprache auf den Wechsel der Nationalität auszuüben geeignet ist, so wie zur Constatirung, in welchem Umfange künstliche Maßregeln die natürliche Entwickelung einer Nationalität zu beeinträchtigen und unter welchen Verhältnissen sie eine stagnirende Nationalität zu heben vermögen, — also zur Kenntniß der Staatsmittel, aus welcher allerdings auch die Kenntniß der Gegenmittel zu erlangen sein würde, — als auch zur Charakteristik einer Staatsverwaltung selbst und zur Ermittelung, in wie weit in den Maßregeln, die von ihr ausgehen, der Geist einer bestimmten Nation seinen Ausdruck zu finden scheint.

Diese Feststellung, die Richard Böckh in seiner höchst bemerkenswerthen Schrift: „Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" (Berlin, 1866) versucht hat,*) ist indeß weniger leicht, als sie auf den ersten Blick erscheinen möchte: es genügt nicht nur die Kenntnißnahme von den für die Anwendung der Sprachen bestehenden Gesetzen und Verordnungen, welche sowohl da, wo die Verhältnisse sich dem Bedürfnisse anschließen, wie auch da, wo eine Sprache die unbedingte Herrschaft in Anspruch nimmt, vielleicht kaum vorgefunden werden; sondern es bedarf der Kenntniß ihrer wirklichen Ausführung. In den Händen des Ausführenden werden sich dieselben Maßregeln sehr anders gestalten, je nachdem in ihm selbst der Geist der einen oder der anderen Nation lebt und wirkt, und die Achtung vor dem Menschengeiste wird oft das zu Gunsten der Volkssprache ergänzen, was der Gesetzgeber außer Acht gelassen, und schonen, was eine centralisirende Regierung vertilgen wollte, wie umgekehrt ein nationaler Fanatismus Mittel suchen und finden wird, wie er die Anordnungen menschlich denkender Staatslenker umgehen oder verkehren könne.

Sollen diese Verhältnisse so dargestellt werden, soll diese Aufgabe so gelöst werden, wie es ihre Wichtigkeit für die Entwickelungsgeschichte des mensch-

*) Der umfangreiche Aufsatz Böckh's, ursprünglich zum Abdruck in der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureau's bestimmt, welche mit der Nummer, die den Anfang desselben bringen sollte, nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte, bildet den allgemeinen Theil einer größeren Arbeit über das deutsche Sprachgebiet.

lichen Geistes erfordert, so bedarf es zuvor allgemeiner, nach richtiger Methode angelegter Ermittelungen für alle die Stellen, wo Angehörige zweier Nationen zusammenleben, oder wo Angehörige einer Nation zu einem Staate gehören, dessen Staatssprache eine andere als ihre Volkssprache ist. Aber schon vor ihrer wirklichen Lösung und schon aus den einzelnen Thatsachen heraus, welche gegenwärtig in zugänglichen Nachrichten aus den einzelnen Staaten vorliegen, kann der Gegensatz hervorgehoben werden, den die Behandlung der Sprachverhältnisse in den Staaten mit vorwiegend deutscher Nationalität und deutsch redender Centralregierung zu derjenigen bildet, mit welcher eine andere Nationalität oder eine anders sprechende Regierung über die deutschen und die sonstigen Einwohner abweichender Nationalität in ihrem Staate herrscht.

Als Beispiel der letzteren Art kann für die englische Nation die mangelnde Pflege der keltischen und kymrischen Sprachen, so wie die geringe Beachtung der deutschen Sprache im nordamerikanischen Staatsleben gelten — dann in Ansehung der italienischen Nation die Nichtanerkennung der deutschen Volkssprache im Geschäftsverkehr und ihre allmählige Verdrängung aus Kirche und Unterricht in den kleinen Gruppen noch deutscher Gemeinden am Südabhange der Alpen, nicht nur innerhalb des piemontesischen Gebietes, sondern sogar im Venetianischen, — in Ansehung der magharischen Nation die in unserer Zeit erfolgte Einführung des Magharischen in denjenigen Landestheilen und Gemeinden, welche abweichender Nationalität angehören.

In Ansehung des russischen Staates — dessen Regierung jedoch hinter den Wünschen der Führer der national-russischen Partei weit zurückbleibt — wäre zunächst die Einführung des Russischen als Geschäftssprache in verschiedenen Angelegenheiten aller mit diesem Reiche verbundenen Länder anzuführen, denn die neuesten Bestrebungen zur Russificirung der Littauer vermittelst der Hinüberleitung derselben zur russischen Staatskirche, namentlich aber die Maßregeln zur Beseitigung der polnischen Nationalsprache bei den in Littauen, Weißrußland und Russinien wohnenden Polen, das Verbot des Gebrauches derselben im öffentlichen Geschäftsverkehr und beim Gottesdienste. Dagegen ist den deutschen Colonieen in Südrußland, welche hier auf weite Strecken fast die einzigen Culturstätten sind, ihre nationale Besonderheit vollständig belassen und diesen wie allen — nicht griechisch-katholischen — Gemeinden deutscher Zunge der Gebrauch ihrer Muttersprache in Kirche und Unterricht nicht beschränkt, ja die russische Regierung hat im vorigen Jahre mehrere höhere deutsche Schulanstalten in Warschau begründet und reich dotirt.

Was das Verhältniß zur skandinavischen Nation betrifft, so ist der Druck in frischer Erinnerung, den die dänische Herrschaft in dem sogenannten gemischten Distrikte Schleswig's übte. Die erlassenen Sprachrescripte hatten in rein deutschen Gemeinden das Dänische als Sprache des öffentlichen Unterrichts bestimmt, ihre Ausführung suchte selbst den deutschen Privat-Unterricht zu beseitigen; die Sprachrescripte hatten abwechselnd dänischen

Gottesdienst angeordnet, der Fanatismus dänischer Geistlichen schloß das Deutsche von allen kirchlichen Handlungen aus; die Sprachrescripte hatten die facultative Anwendung beider Sprachen in der Rechtspflege und Verwaltung vorgeschrieben, dänische Beamte belegten den Gebrauch der Muttersprache in öffentlichen Aktenstücken und Eingaben an die Behörden mit willkürlicher Geldbuße.

Der geistige Druck, den die französische Sprache gegenüber aller mit diesem Reiche verbundenen Nationalitäten, namentlich aber da, wo er nach den bestehenden Kulturverhältnissen am sündlichsten ist, gegenüber der deutschen Bevölkerung, ausübt, ist dem vormaligen der dänischen insofern ähnlich, als auch hier das angeborene Recht einer anders redenden Bevölkerung vollständig negirt wird. Hier gerade ist es begreiflicherweise am schwierigsten, den wirklichen Zustand der Behandlung der Volkssprache bestimmt zu charakterisiren. Gewiß aber ist der Zustand nach und nach und zwar systematisch verschlimmert worden.

Das Elsaß gehörte zum pays conquis; es war bloß ein Außenwerk des großen Vauban'schen Festungssystems, ein eigenartiges Vorland des Hauptstaates Frankreich. Den Franzosen des Innern, des pays d'états und pays d'élection, kam das Elsaß wie Ausland vor; sie rechneten es geographisch und ethnographisch zu Deutschland; waren doch in der That einige Enclaven im Nieder-Elsaß und die ganze Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard), letztere württembergisch und bald zum Ober-Elsaß, bald auch zur Franche Comté gezogen, noch bis 1790 Theile des deutschen Reiches. Die elsässischen Regimenter galten für deutsche Truppen: da gab es Royal-Allemand-Dragons, Royal-Allemand-Hussards, Royal-Allemand-Infanterie, und wahrlich hatten diese Soldaten deutsche Begriffe von Treue und Fahneneid. Die Dragoner des Prinzen Lambesc gaben den gardes françaises, der französischen Leibwache des französischen Königs, welche schamlos auf ihre eigenen Kameraden zu feuern wagte, am 12. Juli 1789 die soldatische Antwort: „Nous sommes pour ceux qui nous donnent des ordres!" Sie und die anderen elsässischen Regimenter nebst den Schweizern bildeten jene „fremden Horden" Mirabeau's, auf die allein der Marschall Broglie vor Paris sich verlassen konnte. Die Royal-Allemand-Husaren endlich, deren Chef bis zur Revolution der nachmalige König Max I. von Bayern als Herzog von Zweibrücken war, hielten treu zu ihrem Feldherrn Dumouriez und nahmen auf seinen Befehl die Conventscommissaire gefangen.

Wer sich der Schilderungen Goethe's von seinem Straßburger Aufenthalte erinnert — und dieser fiel allerdings zwanzig Jahre vor der Revolution — der weiß nichts von einem fremdländischen Eindruck, den er aus selbigen empfangen hätte; Alles ist dort deutsch: Friederike Brion von Sesenheim ebenso wie Goethe, Straßburg wie Frankfurt. Die Straßburger Universität war eine der deutschen Hochschulen, auf der es dem deutschen Patricierjüngling, dem Reichsstädter, ziemte, ad summos honores promovirt zu werden — denn Straßburg war ohne Widerspruch eine deutsche Stadt. Recht deutsch-altbürgerlich ging's da her. Der hochweise Magistrat der Reichs-

stadt als solcher („la protection" du roi de France und die königliche Besatzung thaten dieser Würde keinen Eintrag) waltete in den Collegien des großen Rathes, der „löblichen" Stättmeister, der Einundzwanziger und der Dreizehner; seine Kämmereiverwaltung besorgten die Fünfzehner und andere Subalternstellen. Welch wohlbehäbiges Wesen umgab die Sphäre des Domstiftes und der zwei katholischen und des evangelischen Collegiatstiftes, der hochadeligen und der bürgerlichen Canonici, der Deutschherrnritter, der Johanniter, der pia corpora und Pflegschaften aller Art. Die Pfeffinger, die Schöpflin, die Oberlin, die Schneegans spürten keine Plackereien französischer Büreaukratie; sie waren noch Herren in ihrer Heimath, redeten deutsch sans permission und brauchten nicht erst einen deutschen Theeconversationszirkel zu bilden, wie solches heut zu Tage von Nöthen.

Die corporative Selbstständigkeit, die gediegene Rechtsheimath deutscher Art und Sitte, sie ist gesunken vor den blutigen Schlägen der liberté, egalité, fraternité. Die Guillotine, die Eulogius Schneider und St. Just in Thätigkeit setzten, ward schon aufgerichtet auf dem ebenen Boden der commune française. Hier könnte der Straßburger auch von Wahrheit und Dichtung schreiben. Aehnlich wie die Casino-Demokratie Kopenhagens die deutsche Nationalität in den Staub trat, so hat der französische Jacobinismus alter und neuester Zeit die Axt an das deutsche Wesen im Elsaß gelegt. Seit 1790, d. h. seit der Aufhebung der weltlichen Corporationen, datirt der rapide Assimilirungsproceß. Zuerst verschwand der Name Elsaß, die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin sind nichts Absonderliches mehr; dasselbe Netz der zusammenfließenden Staats- und Gemeinde-Verwaltung hüben und drüben. Seit der Revolution wird der elsässische Soldat französisch eingeübt und, im fernen Westen — meist in der Bretagne — stationirt, soll er deutsche Sprache und Sitte vergessen. Aber diese exercices de corps et de langue blieben so lange ziemlich einflußlos, als die deutsche Sprache nicht bloß Kirchen- sondern auch Schulsprache war. Wer deutsch schreiben und lesen gelernt, konnte solchen Französirungsversuchen noch Widerstand leisten; wehte ihm die heimische Luft wieder an, so verflog der Franzose. Jetzt ist es anders. 1848 fanden Ledru-Rollin und Lamartine es für gut, ganz Frankreich in eine Sprachuniform zu stecken: es war die „république française unie et indivisible". Das Deutsche, damals noch Lehrsprache einer Fakultät der Straßburger Akademie, ist jetzt aus den Vorträgen beseitigt*).

*) Die aura aulica s. academica der Straßburger Hochschule — der Name „Universität" paßt nicht mehr, weil die fünf Fakultäten nichts gemein haben — war officiell und nicht officiell seit längerer Zeit keine deutsche mehr. Gäbe es nicht das akademische Seminar für protestantische Theologen, welche als dereinstige Prediger deutsch können müssen, so hätte die Sprache der deutschen Vorväter auch keinen einzigen Anhalt mehr an der alma mater Argentoratensis. Einiger deutscher Sinn herrscht nur noch in der „faculté de théologie protestante", unter den lutherischen Professoren und Studenten. Die Kanzel ist noch ziemlich deutsch geblieben. Wie in der Provinz Posen die evangelische Confession die „deutsche Religion" heißt, so hat der elsässische Lutheraner auch eine deutsche Religion; alle Fäden seines Gottesbewußtseins hängen noch mit Deutschland zusammen, und wenn nicht im Elsaß daneben ein starkes katholisches Element wirkte, das die französi-

an den Gymnasien wird jetzt die deutsche Sprache nur als fremde Sprache, wie die englische, gelehrt, und die 1848 begonnenen Versuche, das Französische in den Elementarunterricht einzuführen und durch Gebrauch desselben in den Spielschulen seine Anwendung als Unterrichtssprache in den Städten zu ermöglichen, sind dahin fortgeschritten, daß schon in den Dorfschulen der Unterricht in verschiedenen Gegenständen in französischer Sprache ertheilt wird und daß vor sieben Jahren, ungeachtet des Protestes der evangelischen geistlichen Behörde, das Verbot ergangen ist, die biblische Geschichte in deutscher Sprache zu lehren. Ja, da Alles nicht zu genügen scheint, so soll der oberste Unterrichtsbeamte des Bas-Rhin auf seiner Inspectionsreise 1865 in den Saargegenden den Schulkindern sogar untersagt haben, sich außerhalb der Schule ihrer deutschen Muttersprache zu bedienen. — Wie eifrig auch in Lothringen die Französirung der deutschen Bevölkerung durch den Elementarunterricht betrieben wird, zeigt ein 1865 erschienenes Bulletin des französischen Unterrichtsministeriums, worin gleichzeitig die Resultate der schon seit länger als einem Jahrhundert erlassenen Verordnungen wegen Erlernung des Französischen dargestellt werden.

Die Werkzeuge aber, deren sich die französische Regierung bedient, sind nicht die gleichen, wie die der Dänen in Schleswig waren: die dänische Regierung versuchte, den gemischten Distrikt allein durch hingeschickte Dänen zu danisiren; in den deutschen Landestheilen Frankreichs werden zwar auch die höheren Stellen möglichst mit National-Franzosen besetzt, in der Ausführung aber dienen die Deutschen selbst als Werkzeug. Sie stellen das Personal für den Volksunterricht, welches jetzt durchgehends befähigt ist, diesen Unterricht französisch zu ertheilen; selbst von dem höheren Personal, welches das Jahrbuch des öffentlichen Unterrichts anführt, sind den Namen nach etwa zwei Fünftel deutscher Abkunft, und es wird sogar behauptet, daß gerade Mitglieder der Akademie von deutschen Namen zu den eifrigsten Verbreitern der französischen Sprache gehört haben.*)

---

schen Regierungen seit 1648 fort und fort begünstigt haben, so wäre wenigstens in Einer Lebensrichtung die volle Einheit deutscher Sinnesart. Doch die katholischen Priester sind dem Deutschen abgeneigt, und ein Mann wie der Straßburger Bischof Geoffroy macht eine ehrenvolle Ausnahme.

*) Der deutscheste Mann im Elsaß ist noch der protestantische Bauer. Der antwortet, wenn man ihn fragt, was für ein Landsmann er sei: „i bin a Schwoob“ und sagt das mit breitem Munde. Der unterscheidet noch wälsch und deutsch, trägt sich äußerlich mit Weib und Kind deutsch, redet und handelt deutsch und besitzt am meisten jene Bequemlichkeit und Schwerfälligkeit, die der Franzose dem Elsasser zum Vorwurfe macht und die doch — wir müssen es gestehen — aus deutscher Wurzel stammt. Dieser Bauer hat Geld; aber auch der bürgerliche Bewohner der ehemaligen elf Reichsstädte hat Geld, als Kaufmann steht er in steter Verbindung mit Deutschland und so vertritt der Altbürger zwar einen schwächern, doch seinerseits auch einen Zweig des altländischen Wesens. In Summa hat das deutsche Volksthum sich gerettet bei den unabhängigen Leuten germanischen Ursprungs, die eigenes oder corporatives Capital vertreten. Die „Proletarierarmee“ der salariers hingegen, der Soldaten, Beamten, Fabrikarbeiter, Techniker, diese flüssige Masse der Volksnatur, parlirt, agirt und maniert französisch. Mancher davon möchte zwar mit Louis Blanc sagen: „du peuple est celui qui ne possède pas de capital et

In der Zahl der Schüler und Schülerinnen, in der Zahl der Erwachsenen, welche die elementaren Kenntnisse besitzen, steht der deutsche Theil Frankreichs mit an der Spitze dieses Reiches; er verdankt dies nicht der Regierungskunst dieses Staates, in welchem außer dem Elsaß, Lothringen, der Grafschaft Hochburgund und der Champagne nicht eine Landschaft ist, in der die Volksbildung eine so allgemeine wäre, wie in irgend einem rein deutschen Theile des preußischen Staates, und kaum wie in dem überwiegend polnisch redenden Oberschlesien; die höhere Kultur stammt hier offenbar aus dem deutschen Volke selbst. Von der Vermuthung, daß in den französischen Documenten die Zahl der Schreibkundigen die der französisch Schreibenden bedeute, wollen wir absehen — das deutsche Volk würde in diesem Falle die fremde Sprache schon mehr zu gebrauchen wissen, als das Volk der Civilisatoren seine eigene —; jedenfalls aber macht es den Eindruck, als ob die französische Verwaltung eifriger bemüht ist, die Deutschen in der französischen, als die Franzosen selbst in ihrer Muttersprache auszubilden. Sie sucht und sie findet eine Stütze für die Kultur ihrer Sprache in der deutschen Bevölkerung ihres Reiches, — ein wenig vortheilhaftes Zeugniß für die erstere, ein noch übleres für diejenigen Deutschen, welche ihr hierin behülflich sind. Allerdings mögen Manche derselben, wie in mehreren Schriften behauptet wird, bei ihrem verderblichen Wirken in dem Wahne befangen sein, daß auch durch die französische Form der deutsche Geist gefördert werden könne; aber diese könnten sich aus einem Produkt der neuen französischen Literatur des Elsasses überzeugen, wie selbst der deutsche Geist der Dichter ihrer Landschaft von entarteten Nachkommen in sein Gegentheil verkehrt wird.

Im vlamischen Antheil des französischen Flandern soll schon vor 20 Jahren die Volkssprache weder als Geschäfts- noch als Schul- noch als Kirchensprache mehr in Geltung gewesen sein, und dennoch trugen damals in den niederdeutschen Redekammern die Vlamen aus diesen Gegenden den Preis davon.*)

qui dépend d'autrui", dann freilich wäre die Französirung des Elsässes vollendet, das elsässische Volk französisch; aber wir denken, daß obiger Satz vielleicht in seiner Umkehrung erst seine höchste Wahrheit empfängt.

*) Die historische Kommission des Norddepartements stellte 1845 eine Untersuchung über die Grenzen der französischen und vlamischen Sprache in dem Departement du Nord und dem Departement Pas du Calais an und veröffentlichte einen interessanten Bericht darüber. Auch entwarf sie eine topographische Karte, auf welcher die Orte, in denen diese beiden Sprachen gesprochen werden, sowie diejenigen, in welchen man sich beider Sprachen bedient, mit Farben angegeben werden. Ein Blick auf diese Karte zeigt das rasche Zurückweichen der vlamischen Sprache vor der französischen, die, abgesehen von dem Seitendruck, sich auch in's Herz des vlamischen Landes eingeschlichen hat durch einen Canal, der mit der großen Straße von Valenciennes und Lille nach Dünkirchen ziemlich zusammenfällt. Ende des vorigen Jahrhunders war in letzterer Stadt das Vlamische noch die herrschende Sprache, 1845 schon das Französische. Auch breitet sich das letztere längs der Küste aus. Nach vielen merkwürdigen Einzelnheiten über das Fortschreiten dieser Eroberung stellte die Kommission Folgendes als die Ursachen auf, denen dasselbe zuzuschreiben sei: der harmonischere Charakter der französischen Sprache, ihre einschmeichelndere, eindringlichere Literatur, der politische und commercielle Einfluß Frankreichs, die Bemühungen der öffentlichen Lehrer, die Erziehung, welche die höheren Klassen in Frankreich selbst suchen, die Anwesenheit der Verwaltungsbehörden in den Städten, sowie der Beamten in den Dörfern.

Beschämender als in den genannten französischen Gebieten ist für die deutsche Nation die Herrschaft des französischen Geistes im Königreiche **Belgien**, dessen Territorium noch vor achtzig Jahren ein Bestandtheil des deutschen Reiches war und dessen Einwohner in ihrer Mehrzahl der deutschen Zunge angehören. Es giebt in Belgien der Fäden viel, die nach Frankreich laufen und die, welche an deutsche Interessen sympathetisch anknüpfen, zu unterdrücken mit aller Energie streben. Der belgische Radicale, der seine Ideen durch französische Centralisation am erfolgreichsten zur Alleinherrschaft führen kann, der Ultramontane, der in Frankreich die größte katholische Macht der Erde erblickt, streben nach Vereinigung mit Frankreich, der Wallone hegt wegen der Stammverwandtschaft meistens den gleichen Wunsch, während der Kaufmann durch die vielfachen Kränkungen, die das französische Zollsystem seinen Interessen zufügt, halb gewaltsam gegen Deutschland hingetrieben wird, und die einseitigen wie die aufgeklärten Patrioten in ihrem Streben nach Unabhängigkeit französischen Einflüsterungen verschlossen bleiben. Es läßt sich nicht bestimmen, welche dieser verschiedenen Sympathien die größte Bedeutsamkeit beanspruchen kann, wie viel namentlich das bald geheime, bald offenkundige Bestreben Frankreichs, in Belgien nach und nach zu einem Theile seiner sogenannten natürlichen Grenze zu gelangen, anziehend oder abstoßend gewirkt haben mag. In den Kreisen der Regierung und Verwaltung scheint sich das Meiste um den französischen Angelpunkt zu drehen, doch ist dies keineswegs maßgebend, denn in Belgien, wie in manchen andern Ländern, läßt sich bemerken, daß es geistige Strömungen im Volke giebt, die der officiellen Richtung genau entgegengesetzt laufen. Die wichtigste dieser nach Deutschland hinströmenden Bestrebungen ist die **vlamische Sprachbewegung**, zu deren Kenntniß einige geschichtliche Andeutungen hier genügen mögen.*

In der älteren Zeit, als Belgien und Holland unter burgundischem, später unter österreichischem Scepter noch vereinigt waren, hatte die niederdeutsche Sprache, die in beiden Gebietstheilen dieselbe war, über das Wallonische das entschiedenste Uebergewicht. Die alten Landesverfassungen, die Gesetze, die örtlichen Rechte und Gebräuche wurden in dieser Sprache verfaßt, und auch die Literatur war eine niederdeutsche. Die Bemühungen des Hauses Burgund, diese Sprache zu verdrängen, blieben fruchtlos. Französisch wurde die Sprache des Hofes, aber bei allen ihren Beziehungen zum Volke mußten sich die Fürsten des Niederdeutschen bedienen. Durch den Aufstand der Niederlande, der zwischen Belgien und Holland eine weite Kluft riß, erlitt dies Verhältniß eine bedeutende Aenderung. Das Vlamische starb als Schriftsprache ab, was besonders durch die Bemühungen der Geistlichkeit, Niederdeutsch und Ketzerisch als gleichbedeutend darzustellen, begünstigt wurde. Im Volksleben, selbst in der Geschäftssprache erhielt sich das Vlamische. Selbst ein **Alba** hatte dagegen nichts auszurichten vermocht, denn als der Herzog im Jahre 1568 den Ständen von Brabant Aktenstücke, in französischer Sprache abgefaßt, vorlegen ließ, sandten jene die Documente zurück, weil sie vlamisch geschrieben sein müßten. Die Gesetze für die vlamischen Gebietstheile wurden

niederdeutsch abgefaßt, in einigen Bezirken war vor Gericht das Vlämische allein gültig, und ein Spruch der Gerichtsbank von Löwen verbot einem Wallonen, französisch zu sprechen. Selbst in Lüttich bedienten sich die Provinzialstände nicht ausschließlich der französischen Sprache. Die Abgeordneten der wallonischen Städte sprachen französisch und der jedesmalige Bürgermeister von Lüttich war ihr Dolmetscher, die der vlamischen Städte sprachen niederdeutsch und ihr Dolmetscher war der Bürgermeister von Huy. Kaiserin Maria Theresia machte die vlamische Sprache zu einem Hauptzweig des von ihr neuorganisirten Unterrichts und begünstigte überhaupt dieselbe so außerordentlich, daß ein belgischer Schriftsteller von ihr sagt: „ihr Name sei bei Allem zu finden, was einen nationalen Stempel trage."

Die neuen Grundlagen zu einer Literatur, die sie legte, wurden durch die Unruhen unter ihren beiden Nachfolgern rasch zerstört. Nachdem Joseph II. durch wohlgemeinte, aber willkürliche Reformen die deutsche Herrschaft auf das Aeußerste verhaßt gemacht hatte, brach die französische Revolution in das Land ein und behauptete es nach wechselvollen Kämpfen. Es wurde Princip, die Sprache der Sklaven, wie man die vlamische nannte, durch die Sprache der Freiheit, natürlich das Französische, aller Orten zu ersetzen. Die gesammte Verwaltung, die Justiz, der öffentliche Verkehr, Alles wurde französisch, und die Belgier unterwarfen sich dem, wie die Deutschen damals leider nicht anders thaten. Daß der materielle Vortheil bei dem Französischen ausschließlich seine Rechnung fand, trug natürlich zur Verdrängung der einheimischen Sprachen nicht wenig bei. Mit dem Jahre 1815 kamen für das Vlamische bessere Zeiten. Noch ehe der Wiener Congreß über Belgien bestimmt hatte, rief derselbe van der Noot, der zwanzig Jahre früher einer der hervorragendsten Führer des Aufstandes gegen Oesterreich gewesen war, seine Landsleute auf, sich wieder einen Fürsten aus dem Hause Habsburg zu geben. Zugleich erklärten sich 145 Aeltesten und Syndiken der Brüsseler Gemeinde in einem begeisterten Aufrufe für die flamändische Sprache. Die Völker Deutschlands hätten ihre Sprache wieder zu Ehren gebracht, riefen sie ihren Landsleuten zu, und die Belgier müßten erröthen, daß sie das Joch der französischen Sprache noch immer trügen; es sei Zeit, daß die Unterdrückung der flamändischen Sprache aufhöre. Die Vereinigung Belgiens mit Holland war den Vlamen außerordentlich günstig. In dem neuen Staate lebten 6 Millionen Niederdeutsche neben 1½ Millionen Wallonen, und es konnte daher nicht fehlen, daß die Sprache dieser großen Mehrheit zu der herrschenden wurde.

Nach der Behauptung vlamischer Schriftsteller beging Wilhelm I. den Fehler, daß er, anstatt die Volkssprache sofort in der Verwaltung und den Gerichtshöfen einzuführen, volle vier Jahre damit zögerte. Erst als die geistliche und die französisch-liberale Opposition gegen protestantische und conservative Tendenzen der Regierung schon mächtig ihr Haupt erhoben, fand man für gut, zur Abwehr gegen die französischen Declamationen die niederdeutsche Sprache zu der amtlichen zu machen. Auf diese Weise erschien eine rechtmäßige Maßregel als ein Akt der Tyrannei, wie sie denn auch sofort als solche von den Wallonen, den im Lande zurückgebliebenen Franzosen und den

französischen Zeitungen ausgeschrieen würde. Die geistliche Opposition betrachtete diese Tyrannei von einem andern Standpunkte und wollte einen Unterschied gemacht wissen zwischen holländischer und vlamischer Sprache. Statt einer niederländischen oder niederdeutschen Sprache sollte eine protestantisch-holländische und eine römisch-katholische-vlamische bestehen. Der blinde Haß gegen die Holländer verschaffte diesem Unsinn Eingang. Die vlamischen Sprachfreunde gaben der Neuerung ihren vollen Beifall, ohne zu bedenken, daß ihre Sprache seit dem Ende des 16. Jahrhunderts stehen geblieben war, daß sie selbst durchaus keine Befähigung besaßen, gegen die bessern holländischen Schriftsteller in die Schranken zu treten. Der Spott, die Schimpfreden der holländischen Beamten und Offiziere gegen die rohe vlamische Sprache reizten nur noch mehr und riefen bei Vielen die Stimmung hervor, sich jedes niederdeutschen Dialekts zu enthalten.

Es ist leicht erklärlich, daß bei der Revolution von 1830 das Niederdeutsche wie mit einem Zauberschlage verschwand. Die Abwerfung der holländischen Herrschaft mußte zugleich zu einer Verdrängung der Sprache führen, vorzüglich, da das Ferment des Aufstandes ein wesentlich französisches war, wie schon aus dem damals häufig wiederholten Antrage einer Vereinigung mit Frankreich und aus der Wahl des Herzogs von Nemours zum Könige hervorgeht. Liberale und Ultramontane waren damals innig vereinigt und in der Lobpreisung Frankreich's einstimmig. Dazu kam, daß Wallonen oder Franzosen so gut wie alle Stellen besetzten, aus denen die Holländer vertrieben worden waren. Während man der niederländischen Regierung zum Vorwurf machte, daß sie den wallonischen Provinzen das Niederdeutsche als amtliche Sprache habe aufdringen wollen, beging man gegen die flamändischen Provinzen selbst das Verbrechen der Sprachunterdrückung und zwang ihnen das Französische auf. Die neue Verfassung berechtigte dazu, denn sie bestimmt im Art. 23: „Der Gebrauch der in Belgien herkömmlichen Sprachen ist einem Jeden beliebig freigestellt; nur für die Aktenstücke der öffentlichen Behörden und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden.“

Die Verwirklichung dieser Verfassungsbestimmung besteht nicht allein in der ausschließlichen Geltung des Französischen als Militärsprache — hier hatte auch die niederländische Regierung ihr Idiom allein zur Geltung gebracht — sondern auch als alleinige Gerichtssprache, so daß der Vlame vor Gericht durch einen Dolmetscher verhandeln muß und die Criminalverhandlungen in einer dem Angeklagten fremden Sprache geführt werden, daß er nicht berechtigt ist, französische Aktenstücke als unverständlich abzulehnen. Sie besteht ferner in dem ausschließlichen Gebrauch derselben als Geschäftssprache der Staats- und Provinzial-Behörden — sammt der gräulichen Verwälschung der Namen, die überall die Spuren des Französischen bezeichnet — und in der möglichsten Verbreitung derselben auf die den Gemeinden übertragenen allgemeinen Angelegenheiten, so daß es, wenn auch nur eine lokale Modification herbeigeführt werden soll, erst des Hinweises auf die Mißstände bedarf, welche daraus entstehen, daß die Einwohner mit dem Inhalte der sie betreffenden Aktenstücke nicht bekannt sind, und der Berufung auf den Ver-

fassungsartikel (un droit constitutionnel fort délicat, wie es der Bericht eines belgischen Provinzialrathes richtig bezeichnet, — ein so zartes Recht, daß die herrschende französische Richtung es nach Möglichkeit ignorirt, und Niemand beim Anblicke der glänzenden Fülle der amtlichen Publikationen Belgiens die Existenz desselben ahnen würde). Sie besteht endlich in der ausschließlichen Geltung des Französischen als Unterrichtssprache in allen Anstalten des höheren und mittleren Unterrichts und als ein Haupt-Unterrichtsgegenstand derselben ohne Unterschied der Volkssprache der betreffenden Gegend, während das Vlamische vorschriftsmäßig nur in den Anstalten der vlamischen Provinzen als Haupt-Unterrichtsgegenstand dem Französischen gleichsteht; nur der Elementar-Unterricht wird, wie es in der betreffenden Bestimmung heißt, je nach dem örtlichen Bedürfniß in französischer, vlamischer, deutscher Sprache gegeben.

Man kann eben nicht annehmen, daß die Ausdehnung der Herrschaft des Französischen gegen den Willen der Mehrheit der belgischen Bevölkerung stattgefunden habe; daß dieselbe vielmehr auch jetzt nicht bloß von der centralen Staatsleitung getragen wird, zeigt der freiwillige Gebrauch desselben als Geschäftssprache vlamischer Gemeinden, wie z. B., nach sicheren Anzeichen zu schließen, noch jetzt ein Zehntel der niederdeutsch-redenden Gemeinden der nordöstlichsten Provinz die Anwendung der französischen Sprache in ihren Angelegenheiten der der vlamischen vorzieht. Wohl aber wird der seit der Ablösung von den Niederlanden begonnenen, stets wachsenden vlamischen Sprachbewegung — de altyd aengroeyende dietsche Beweging — von Seiten der französisch Gesinnten eine Zähigkeit entgegengesetzt, die auf dem Bewußtsein beruht, daß die volle Gleichberechtigung den Verlust der Herrschaft der französischen Sprache — den Untergang der Civilisation — herbeiführen würde. Den Vlamen selbst hat die freie Verfassung des Staates in Presse und Vereinsrecht wirksame Mittel gegeben, der Herrschaft des französischen Idioms aus sich selbst heraus entgegen zu treten; vom Staatsleben ausgeschlossen, hat ihre Muttersprache in den Genossenschaften einen festen äußeren Rückhalt gewonnen. Aber dennoch ist der Kampf ein ungleicher, so lange die Vlamen nicht die ganze innere Wucht des schaffenden deutschen Geistes dem fremden entgegenzusetzen vermögen.

Das Bewußtsein, daß hierfür die geistige Thätigkeit im vlamischen Idiome allein nicht ausreichend ist, hat vor wenigen Jahren zu einem wichtigen Ergebniß geführt, zu der Ueberzeugung, daß die Besonderheit des Vlamischen wegfallen müsse; die Leiter der vlamischen Bewegung haben sich in dem wesentlichen Streitpunkte der Schreibweise der holländischen Schriftsprache gefügt. Wird, wie wohl zu erwarten steht, auch das Partikulargebiet des angenommenen niederländischen Idioms sich als zu eng beweisen, so kann es kaum ausbleiben, daß auch der weitere Partikularismus fällt und daß der im hochdeutschen Idiom gefundene Gesammtausdruck des einen deutschen Geistes auch zum Gemeingut des vlamischen Stammes wird, bei welchem jetzt schon das Studium des Hochdeutschen unverkennbar vorwärts schreitet. Auch möchten wir den hochdeut-

schen Literaten den Rath ertheilen, sich mehr, als bis jetzt geschehen ist, mit dem Vlamischen und dem Plattdeutschen überhaupt zu befreunden. Sie können hier fruchtbringende Sprachstudien machen und finden namentlich einen Schatz urdeutscher Wörter, die im Hochdeutschen durch Fremdwörter verdrängt worden sind. Es ist schon oft darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Studium der Dialekte auf die Schriftsprache in der vortheilhaftesten Weise zurückwirken würde.

Einstweilen befindet sich aber kein Theil der deutschen Bevölkerung des Königreiches Belgien in gedrückterem Sprachverhältniß, als die achzehn mitteldeutscher Mundart angehörigen Gemeinden des Großherzogthums Luxemburg's, welche durch den Londoner Vertrag von 1831 mit dem belgischen Staate vereinigt wurden. Ein Beispiel hiervon giebt die belgische Statistik: Als im Jahre 1846 die Volkszählung unter Mitwirkung aller selbstständigen Einwohner ausgeführt werden sollte, war es die Absicht der Regierung, wie in den niederdeutschen Gemeinden vlamische Zettel, so in den luxemburger Gemeinden hochdeutsch geschriebene Zettel zur Ausfüllung zu ertheilen. Dieselbe war jedoch anscheinend nicht im Stande, eine verständliche Uebersetzung anfertigen zu lassen; das Deutsch des Zettels glich demjenigen, in welchem die französische Regierung sich in den zweisprachigen öffentlichen Bekanntmachungen gegenüber ihren elsässischen Staatsgenossen ausspricht.

Angesichts so beklagenswerther Verhältnisse darf es nicht unerwähnt bleiben, daß an der Abtretung des Kreises Arlon an Belgien der damalige Zustand der Statistik und insonderheit unserer Statistik eine wesentliche Mitschuld trägt. Die Theilung des Großherzogthums Luxemburg konnte der erste Fall sein, in welchem das Nationalitätsprincip zur Entscheidung politischer Streitigkeiten in praktische Wirksamkeit getreten wäre, als das genannte Großherzogthum aus zwei rein deutschen Kreisen (Diekirch und Luxemburg) und zwei beinahe durchweg französischen Kreisen bestand. Die Berücksichtigung desselben lag offenbar in der Absicht des preußischen Ministeriums, als es sich an das statistische Bureau mit der Aufforderung wandte, die zu erstrebende Grenzlinie des deutschen und des wallonischen Luxemburgs zu bezeichnen. Die Antwort lautete, daß das statistische Bureau keine Nachrichten darüber besitze, welche Ortschaften deutsch, welche wallonisch seien; als die mindestens zu erstrebende Grenzlinie wurde die Linie von Gemünd-Stolzenburg auf Aubange-Attert bezeichnet. Das Resultat der diplomatischen Verhandlungen war ein günstigeres: der Kreis Diekirch blieb ganz beim deutschen Bunde, der Kreis Luxemburg dagegen wurde in ähnlicher Weise getheilt, wie das statistische Bureau angedeutet hatte.

Man wird einwenden, daß der Kreis Arlon der Herrschaft des französischen Geistes auch dann nicht entgangen sein würde, wäre er beim Großherzogthum Luxemburg verblieben, da in diesem Ländchen, auch seitdem nicht eine französisch redende Gemeinde mehr dazu gehört, dennoch die deutsche und französische Sprache im amtlichen Verkehr — mit Ausnahme der bisherigen militärischen und Zoll-Angelegenheiten — dem Worte nach gleichberechtigt geblieben sind und in der That sogar das Französische fast ausschließlich zur

Anwendung gebracht wird. Dies ist richtig, wenn auch nur in gewissem Maße, da die völlige Geltung der deutschen Sprache hier wenigstens äußeren Schwierigkeiten nicht begegnen würde. Wenn aber irgend Etwas im Stande ist, die verderblichen Folgen des den Geist der Nation hemmenden, den Geist der Einzelnen verwirrenden Particularismus zu zeigen, welcher im deutschen Volke stets üppig wucherte, so ist es die Lage der deutschen Sprache in diesem jetzt so oft genannten, nunmehr neutralisirten, seinem Volksstamme und seiner Volkssprache nach deutschen Lande. Der holländische Particularismus, indem er sich der Anerkennung der alle Deutschen verbindenden Einheit entzieht, sieht sich genöthigt, eine fremde Sprache als die auch ihn verbindende Weltsprache anzuerkennen; um seinen eigenen Geist beschränken zu können, ist er bereit, in dem einheitlichen Sprachgebiet seiner Nation mit einem fremden Geiste die Herrschaft zu theilen, von dem Vorhaben ganz zu schweigen, das er vor Kurzem auszuführen Willens und das dazu angethan war, die ganze politische Welt Europa's in Aufruhr zu versetzen. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Die Pommerschen Herzöge in Wittenberg.

(Schluß.)

In der Mitte des Jahres 1564 erneuerte sich immer dringender das Verlangen der jungen Prinzen, Wittenberg verlassen zu dürfen. Aber vergebens.

Vielmehr bestanden ihre Vormünder darauf, daß sie noch ein Jahr in Wittenberg ihre Studien fortsetzen sollten. Auch die Herzogin Maria bat dies von ihren ungeduldigen Söhnen. Diesen Beschlüssen durch eine mündliche Vorstellung noch mehr Eingang zu verschaffen, wurden der Kanzler und der Großhofmeister, Ulrich von Schwerin, nach Wittenberg geschickt, um den Herzogen dies zu verkünden und sie zum Nachgeben zu bewegen. Wahrscheinlich wurde auch zugleich eine Vermittlung durch den Fürsten Wolfgang zu Anhalt zu bewirken versucht; denn obwohl die jungen Herzoge jetzt von ihrem Vorhaben abstanden, so wollten sie doch nur auf Anrathen dieses Fürsten sich zum Ziel gelegt haben, versichernd, auch ferner dem Rath dieses ihres Vormundes gemäß zu handeln. Sie versprachen bis auf Pfingsten des nächsten Jahres (1565) in Wittenberg zu bleiben, alsdann aber würden sie jedenfalls weiter ziehen. Die Andeutung, daß in Wittenberg manches auszustellen sei, verschwiegen sie auch diesmal nicht, wenngleich noch nicht unverhohlen nennend, was ihnen hier anstößig war. Ihrer frühern Geldnoth schien für den Augenblick abgeholfen, dagegen die Bitte um einen Klepper mit Zubehör noch unerfüllt; sie wurde daher dem Kanzler besonders anempfohlen, um sie beim Herzog Johann Friedrich in Erinnerung zu bringen.

Die Mißhelligkeit, welche in Folge des abgeschlagenen Wunsches der Fürsten erwachsen war, glich sich allmälig aus. Die Zeit übte ihr Recht.

Herzog Barnims Rectorat war seit Monaten zu Ende gegangen, auf seinen Vorschlag und nicht ohne Mühwaltung der Graf Johann Georg von Solms zu seinem Nachfolger erwählt*), als er jetzt ernstliche Anstalten zu seiner „Rectorat-Köstung“ traf, die er bis zum Eintritt des neuen Jahres hinausgeschoben hatte. Bei dem solennen Schmause, zu welchem es etliche vornehme und gute Leute einzuladen gab, durfte es aber nicht an Marenen mangeln. Aufs neue wurde daher der alte Groß-Oheim um einige dieser weitberühmten Fische gebeten, um welche auch der Kurfürst August durch die jungen Herzoge zugleich hatte ersuchen lassen.

Der alte Herzog, ausruhend von den Sorgen der Regierung in dem anmuthig gelegenen Kolbatz, unfern des räthselhaften Sees, in dessen grundloser Tiefe der kostbare Fisch sich birgt, willfahrte nicht kärglich der Bitte seiner Neffen. Er schrieb ihnen: „So übersenden wir E. Ld. bei zceigern XX. Tröge Murenen, so gut als man sie dissmals, weil es itzo außerhalben der Zeit und sonsten das Jhar nicht feist oder bei leibe gewesen, alhier gehabt, welche E. Ldd. Ires Gefallens verschenken, für Ire erfurderte Geste gebrauchen lassen oder selbst in gesundheit genießen mögen, hiemit frl. zu, mit ganz frl. bitte, E. L. wollen dieselben so gut sie sein von uns, als dem einigen Vettern, jn. diesem lieben neuen Jhare für lieb freund auf- und annehmen. Datum Colbatz den 4. Jan. 1565. Bernim Hertzog.“

Die Besorgung dieser Angelegenheit wurde dem Marschall Jacob von Münchow aufgetragen.

In der früher geschilderten Weise ging nun das academische Festgelag vor sich. Wir begegnen denselben Förmlichkeiten wie bei dem Rectorats-Schmaus Ernst Ludwigs, treffen dieselben Gäste, nur in größerer Zahl, wie denn Barnim, um nicht zurückzustehen, Alles aufgeboten hatte, die verspätete Feier recht glänzend zu begehen. Sämmtliche Professoren der Universität, Magistrat und Geistlichkeit Wittenbergs, darunter Johannes Buggenhagen, waren geladen, ferner Lucas Kranach; auch eine Zahl prächtig gekleideter Studenten war zu den Ehren und Freuden des festlichen Tages entboten. Züchtig warteten die Edelknaben auf, die vornehmen Gäste ehrerbietig bedienend. Unter fröhlichen Scherzen rauschten die flüchtigen Stunden dahin, doch

---

*) Die Rede, womit Barnim sein Rectorat niederlegte, schloß wie folgt: Nunc restat ut procedatis ad solennem lectionem secundum vestras leges. Ornatissimi viri, domini präceptores colendi, suffragium meum do inclito et generoso comiti Johanni Georgio a Solmis in nomine patris et filii et spiritus sancti, et precos veris gemitibus, ut haec electio cedat ad gloriam nominis diuini. Etsi video dissentientia suffragia, tamen, ut antea dixi, eligendum iudico inclitum comitem a Solmis. Quod igitur faustum et foelix sit et huic ecclesiae chrisi et academiae salutare, significo communibus et consentientibus suffragiis electum esse rectorem huius celeberrimae academiae inclitum et generosum comitem Johannem Georgium Solmensem eique attributum esse vicerectorem clarissimum virum dominum magistrum Casparum Crucigerum. Ut autem cum rectoris tum vicerectoris gubernationem filius dei gubernet, toto cum pectore precor.

mit ihnen schwanden auch die heiteren Bilder, welche nur vorübergehend die Schatten, die auf der Gegenwart lagerten, hatten verscheuchen können.

Ob es im Charakter der damaligen Zeit lag, in ihrem ungeduldigen Drängen und Treiben nach Genuß und Abwechselung, daß keine Lustbarkeit auf die Länge die Gemüther zu fesseln, zu beschäftigen wußte? Unbehagen und Widerwille folgen alsbald jeder Freude, die nur augenblickliche Zerstreuung gewähren konnte. Den Strom der Heiterkeit trübte bei unsern Studiengenossen der immer wiederkehrende Geldmangel. Diesmal vermochte Ernst Ludwig seine Verlegenheit in Humor zu kleiden; seine Bitte um hundert Thaler begleitete Scherz. Schwerer fiel es aber den fürstlichen Jünglingen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, noch längere Zeit in Wittenberg ausharren zu müssen; leicht erregter Argwohn rief alsdann den nur beschwichtigten Mißmuth stärker hervor. Nachdrücklicher und bestimmter als zuvor erklärte Ernst Ludwig, um die nächste Osterzeit Wittenberg zu verlassen und sich weiter umzuthun. Wohin die Reise gerichtet, läßt er ungewiß, wenn er nur den ihm zuwider gewordenen Ort nicht länger bewohnen soll.

Eine Schilderung von dem Leben in Wittenberg bringt uns nachfolgender Brief des jungen Barnim, der entschiedener und kecker als Ernst Ludwig das ärgerliche Treiben schildert, das in der Universitäts-Stadt um sich gegriffen hatte. Mit scharfer Bitterkeit hebt er es hervor, wie er und sein Bruder, der Verleumdung und Lüge preis gegeben, in aller verlogenen Leute Munde müßten umgetragen werden, und wie sehr sie sich vor den bösen Mäulern zu hüten hätten, um übler Nachrede zu entgehen. Dies alles sei doch wohl Grund genug, Wittenberg zu verlassen.

Er schreibt:

„Meinen freundlichen Dienst und was ich sonsten mehr Ehr liebes und gutes vermag allzeit zuvor, hochgeborner Fürst frl. l. Her Bruder. Aus E. L. schreiben habe ich vernommen, daß E. L. samt unser frl. Frauen Mutter, Schwestern und Brüdern noch frisch und gesund wären, welches ich von Herzen gern gehört habe. Mich auch sollen E. L. frisch und gesund wissen. Der Allmechtige Gott verleyhe allerseits ferner seinen gnadenreichen segen. E. Ld. werden sich auch freundlicher Meinung wohl wissen zu erinnern, daß wir vorm Jhar, da allhie E. Ld. beider gesandt waren, von dem vorigen Johannis an allhie noch ein Jhar zu verharren uns bereit erkläret. Ob nun aber wohl unss diese Zeit alhie zu verharren sehr beschwert wirt, dennoch weil wir von E. Ld. alle Beiden so hoch gebeten und vermant werden, wollen wir alhie die gemeldte Zeit verharren, ob es schon mit unserm nachtheil geschicht. Denn wenn E. Ld. nur ein Vierteil Jhars alhie sein sollten, wurden E. Ld. viel anders darum richten als itzt, da es E. Ld. vielleicht so schön und zierlich fürgetragen wird, daß E. L. meinen, daß allhie das Paradiss, weil es doch wol allhie mit sauffen und Andern Dingen mehr, so alhie zu erwenen unnöthig, so unordentlich zugehet, als es vieleicht in andern Orten nicht geschehen mag. E. Ld. kan ich auch freundlicher Meynung nicht vorhalten, wie daß man unß alhie beleugt und daß wir alhie in aller verlogenen Leuth munde müssen umbgetragen werden, daß wir es schon allerwegen wo

wir schier hinkommen hören müssen, welches uns sehr beschwerlich ist und wol eine Ursache und eine große Freude wer, daß wir von hinnen ziehen möchten. Dann E. Lb. mögen es nicht glauben, wie hoch man sich alhie für den bösen Mäulern hüten muß, damit man nicht etwas von uns zu sagen wisse. Diß habe ich E. Lb. frl. Meinung nicht wollen vorhalten mit freundlicher meinung, E. L. wollen zu gelegener Zeit auch bei den Räthen eingedenk sein.

Datum, in Eile Wittenberg den 22. Martii 1565."

Zugleich mit diesem Briefe sendeten beide Fürsten an demselben Tage ein gemeinschaftlich abgefaßtes Schreiben an den Herzog Johann Friedrich, worin sie aufs Nachdrücklichste verlangten, nicht länger als die von ihnen bewilligte Zeit in Wittenberg zurückgehalten zu werden. Sie verbreiten sich dabei über den Plan ihrer vorhabenden Reise, zu welcher sie von den Sächsischen Fürsten Einladungen erhalten hätten, und weisen auf die vielfache Belehrung hin, die sie daraus ziehen würden. Namentlich hatte der Kurfürst August von Sachsen sich gegen sie erboten, ihnen in den Bergstädten alles Merkwürdige zu zeigen, was sie mit froher Hoffnung erfüllte.

In einem anderen Briefe, von demselben Tage, den beide Fürsten gleichfalls gemeinschaftlich an ihren Bruder richteten, scheinen sie eigentlich nur nachzuholen, was bei dem eifrigen Betreiben, Wittenberg zu verlassen, von ihnen war vergessen worden. Es sind diesmal Anliegen für andere, denen sie Verpflichtungen schuldig geworden waren; ein gutes Pferd, eine Tonne mit Fischen bezeichnen den Inhalt ihrer bescheidenen Bitten. Erheblicher ist das in dem Briefe erwähnte Ansuchen des Leipziger Kaufmanns, Kuffner, welcher durch die Vermittelung des Herzogs Johann Friedrich sich in Schweden Handelsvortheile zu verschaffen suchte, wogegen er eine Niederlage von Seiden-Waaren und Gewürzen in Stettin zu halten zusagte, da seinem Vorgeben nach es wahrscheinlich sei, daß die Königin von Schweden diese so einträglichen Handels-Artikel künftig nicht mehr aus Lübeck sondern aus erstgenanntem Orte beziehen werde.

Dieses erneuerte Drängen und Bitten, den unliebsamen Ort zu verlassen, führte denn endlich auch zum Ziel. Der Johannistag kam heran, und nichts stand jetzt der Abreise der jungen Fürsten mehr im Wege.

Nachdem sie sich bei dem Kurfürsten von Sachsen und Fürst Wolfgang beurlaubt hatten, erfolgte zum Beschluß ihres Universitäts-Lebens ein solenner Abschieds-Schmaus, der wie bei dem früheren Festmal Alles vereint sah, was Wittenberg an gelehrten und angesehenen Männern besaß, und nochmals die nahen Bekannten und Studien-Genossen um die jungen Herzoge versammelte.

Fürst Wolfgang, der bei zunehmender Altersschwäche schon vor geraumer Zeit seinem Vetter die Regierung abgetreten hatte, war leider durch Kränklichkeit*) verhindert, an diesem Festmahle Theil zu nehmen. Den jungen

*) Am 15. Jun. 65 schrieb Wolfgang von Zerbst aus an Wolde: Mit uns aber hat es die gelegenheit, das wir am Zipperlein darnieder ligen, sunsten aber, gott lob, ziemlich bey gesuntheit; halten aber, daß es mehr des tanzes dan des trunkes schult ꝛc. Wollet uns

Herzogen bei ihrer Abreise freundliche, herzliche Worte zurufend, nahm er von ihnen Abschied mit der Bitte, sich auf der Reise der Mäßigkeit zu befleißigen:

f. liebe vettern ich bit e. l. woln sich des brunckś yn yrem gelach auch auf der Reisse nein so vyl müglich enthalten und byn e. l. f. zu dinen willigk dt meine W. f. z. A.

Diese Mahnung begleitete Wolfgang, dem Anliegen der Herzoge immer geneigt, mit einigen Fischen zur Rectorats-Kost. (29. Juni 65.)

Noch war der alte Herzog Barnim um seine Erlaubniß anzugehen, ihn auf der Rückreise besuchen zu dürfen.

Gern wurde dieser Bitte willfahrt. Unterm 21. Juni schrieb Herzog Barnim von Stettin aus an seine jungen Vettern, wie er mit besonderm erfreulichen Gemüth ihr Vorhaben vernommen habe.

So ging denn der lang gehegte, beharrlich verfolgte Wunsch der jungen Herzoge, das ihnen so widerwärtig gewordene Wittenberg zu verlassen, endlich in Erfüllung, und in froher Stimmung, im Gefühl der wiedererlangten, schmerzlich entbehrten Freiheit sehen wir sie der geliebten Heimath entgegen ziehen. Von den bei der Abreise erfolgten stattlichen Besuchen und Verabschiedungen erfahren wir nicht, obgleich es an diesen Förmlichkeiten nicht gefehlt haben wird.

In die Heimath zurückgekehrt, beschäftigt die jungen Fürsten nunmehr die Ausführung ihres lange gehegten Reiseplans, bei welchem ganz besonders Frankreich ins Auge gefaßt wurde.

In Begleitung ihres Hofmeisters, Dietrich v. Schwerin, und einiger anderer Edelleute verließen Ernst Ludwig und Barnim noch im Herbst desselben Jahres die ihnen zu eng gewordene Heimath und traten den mit Ungeduld herbeigewünschten Wanderzug an. Ohne von ihrer Lernbegierde unterwegs an irgend einem Orte auf längere Zeit gefesselt zu werden, ging es ziemlich eilig durch das mittlere und nördliche Deutschland, und von da durch Belgien nach dem eigentlichen Ziel ihrer Reise, Frankreich. Aus Angers erhalten wir denn auch die erste Kunde von unsern Reisenden. Anstatt das Land mit Sorgfalt zu durchreisen und seine Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, hatten sie in dieser Stadt auf längere Zeit ihren Aufenthalt genommen und sich daselbst häuslich eingerichtet. Hier in geräuschloser Zurückgezogenheit sich mit französischer Sprache und Sitte vertraut machend, werden sie an die Heimat, von welcher sie nur Mittel zum Unterhalt begehrten, auf eine ihnen nicht willkommene Weise erinnert.

Wichtige Landesangelegenheiten: die Lehns-Empfängniß vom Kaiser und die Landes-Huldigung erforderten nämlich die persönliche Gegenwart der jungen Herzoge, und wurden daher der Grund, sie an eine baldige Rückkehr zu mahnen.

Herzog Bogislav, der in Abwesenheit des an den kaiserlichen Hof gereisten Johann Friedrich, in Gemeinschaft mit dem ältern Barnim die Regie-

---

auch berichten, wie es unsern frln. lieben Herren Ohmen und euch uf der gastungk bei Moritz von Themnen gegangen.

rung führte, machte die jungen Herzoge hiermit bekannt. Er erinnerte seine Brüder daran, wie nach dem Absterben ihres Vaters Philipp I. (1560) ihnen sämmtlich zur Lehnsempfängniß ein Indult auf vier Jahr bewilligt worden, daß nach Verlauf derselben, aller Bitten ungeachtet, nur noch eine halbjährige Frist, vom letzten Mai an gerechnet, vom Kaiser zu erlangen gewesen sei, und daher auf dem nächsten Reichstage die Belehnung erfolgen müsse. In Gemäßheit der mit Brandenburg aufgerichteten Erbverträge ginge aber der Lehnsempfängniß die Landeshuldigung, woran dieser Staat Theil nahm, jederzeit voran, es müßte diese daher zu ihrer großen Ungelegenheit, indem Brandenburg auf dem Buchstaben der Verträge bestehe, in Eile vor sich gehen. Er gab ihnen dabei zu bedenken, welche Gefahr ihnen sämmtlich daraus entstehen könnte, falls sie die Lehne (Belehnung) versäumten.

Da nun die Herzoge bei solcher Huldigung ihrer Landschaft nothdürftig (nothwendig) seien und sich mithuldigen lassen müßten, hätten der Herzog Barnim, sowie die verordnete Regierung und die vornehmsten Stände der Landschaft für rathsam angesehen, daß sie auch anhero gefordert würden; zwar räume er ein, daß es den Herzogen sehr ungelegen sein werde, schon jetzt aus Frankreich zurückzukehren, doch wäre zugleich die Gefahr zu erwägen, wenn die Lehne versäumt würden, weshalb er sie bitten wolle, sich ungesäumt in geheim, wie es die Herzoge immer aus führen könnten, zu erheben und in die Heimath zu begeben. Dat. Uckermünde, 27. Juny 1566.

Ein Schreiben ähnlichen Inhalts erging zur selben Zeit an den Hofmeister der jungen Herzoge, Dietrich von Schwerin.

Mit diesen Briefen wurde Hennig von Schwerin und Werner Uchtenhagen nach Frankreich gesendet.

Von der Besorgniß erfüllt, daß der „Einspenniger", welcher die Abgeordneten nach Frankreich führen sollte, unterwegs Aufenthalt erleiden könne, daß ime irgends das Pferd vermühede u. dergl.*) und damit es bei den jungen Fürsten so viel mehr Ansehen habe und Frucht schaffen möchte, beorderte Bogislav bald hernach den in ähnlichen Geschäften oft gebrauchten Bernhard Macht, Doctor der Rechte, nach den Niederlanden mit Briefen an Ernst Ludwig und Barnim, worin er seine Bitte, schleunig Frankreich zu verlassen, weil alle Nothdurft es erheische, dringend wiederholte.

Allein der Aufforderung ihres regierenden Bruders und Groß-Oheims, oder der Stände nachzugeben und Frankreich sogleich zu verlassen, kam jedoch den jungen Fürsten zu schwer an; sie beschlossen vielmehr, sich diesem An-Ansinnen nicht zu fügen und noch eine geraume Zeit in der Fremde zu verweilen. Beide Fürsten gaben diesen mit Beharrlichkeit ergriffenen Beschluß einhellig kund.

Die Weigerung der jungen Fürsten, denen früher die Rückkehr in die Heimath nicht schnell genug erfolgen konnte und die jetzt aller Mahnungen ungeachtet die Fremde nicht verlassen mochten, setzte den Reichshofmeister in nicht geringe Verlegenheit. Seiner Pflicht gemäß suchte er, vereint mit Bern-

*) Zusatz von des Kanzlers Eickstädt Hand.

hard Macht, die Dringlichkeit der Gründe geltend zu machen, welche für eine unverzügliche Heimkehr sprachen.

Allein alle Vorstellungen waren umsonst und scheiterten an der Beharrlichkeit der Herzoge, womit sie ihren einmal gefaßten Entschluß, in Frankreich zu bleiben, behaupteten.

Ueber die Erheblichkeit der von Ernst Ludwig und Barnim vorgebrachten Gründe, weshalb ihnen die Rückkehr nach Pommern jetzt unmöglich, wovon sie völlig überzeugt waren, dachten jedoch die regierenden Herzoge und Stände weit anders. Ihnen erschienen alle jene Entschuldigungen zu wenig genügend, als daß sie an der einmal als nothwendig erkannten schleunigen Rückkehr der jungen Fürsten nicht sollten festgehalten und sie wiederholt beschlossen haben.

Um dem möglichen Argwohn wegen einer so eiligen Abreise der Herzoge beim französischem Hofe zuvorzukommen, wurde mit der erneuerten Mahnung an diese zugleich eine Botschaft an den König von Frankreich abgesandt, damit dieser Fürst die so wichtige wie dringende Veranlassung, die zu dem auffallenden Schritt bewogen habe, vollständig erführe. Mit diesem doppelten Auftrage wurde der Amtshauptmann von Neuen-Kamp, Joachim von Jasmund, beauftragt. Er mochte hierzu besonders befähigt erscheinen, da er etliche Jahre in Frankreich studirt hatte und der französischen Sprache kundig war.

Ernster und eindringlicher lautete diesmal die an die jungen Herzoge ergehende Aufforderung, welche von dem ältern Barnim gemeinschaftlich mit Bogislaw erlassen wurde.

Ungeachtet der Schwierigkeit des Geldsendens trug Herzog Bogislav dennoch Sorge, seinen Brüdern 2000 Kronen zukommen zu lassen. An den Herzog Wilhelm von Sachsen erging die Bitte, diese Summe vorstrecken zu wollen, was dieser ablehnte, so daß nun wieder Nicolaus Kuffener Rath schaffen mußte. Doch kam den jungen Fürsten zugleich ihr Kredit zu statten, und scheinen sie an Geld keinen Mangel gelitten zu haben. Die erneuerte Aufforderung zum eiligen Aufbruch aus Frankreich fand indeß keine bessere Aufnahme als die frühere. Von dem einmal gefaßten Entschluß, noch länger in Frankreich zu bleiben, obgleich sie dort bereits ein Jahr zugebracht hatten, gingen die jungen Fürsten, trotz aller ihnen vorgehaltenen Gründe, nicht ab.

Sich dem französischen Hofe persönlich zu zeigen und von der erlernten französischen Sprache den gewünschten Gebrauch zu machen, diese Aussicht, der sie sich bereits genähert hatten, mochten sie nicht aufgeben, wie laut und eindringlich auch die Mahnung zur Rückkehr wiederholt an sie erging. Wegen der zu ihrem Unterhalt benöthigten Summe wendeten sie sich jetzt unmittelbar an die Wolgastischen Räthe, überzeugt, auf diesem Wege am schnellsten Geld zu erhalten.

Diesem Verlangen schien jedoch nicht alsbald entsprochen zu sein, was die jungen Fürsten, die, nach ihren eigenen Worten, des Geldes fast entblößt waren, bewog, von einem Pariser Kaufmann, der mit Kuffner in Geschäfts-Verbindung stand, tausend Gulden zu entleihen, um deren baldige Zurückzahlung sie die Wolgastischen Räthe unterm 10. Januar 1567 aufforderten und

die Weisung beifügten, die Dinge nicht aufszuziehen, wie es ihnen offt nunmalen widerfahren. Auch erinnerten sie daran, einen andern Kaufmann, Conrad Besenbosel, von welchem sie früher Geld geliehen, baldigst zu befriedigen, da dieser sich gegen sie beschwert habe, daß ihm sein Geld noch nicht geworden sei. „Welchs dann uns auch," schreiben die Fürsten, „nit wenig missfelt und beschwerlich ist. Gesinnen demnach nochmalen an euch semptlich, ihr wollt die Kaufleut bey Zeit zalen und die sachen nicht also hindan setzen, sonsten würde erfolgen, das die kaufleut sehr verdrossen und unwillig sein würden."

Nicht geringe Mühe verursachte es aber den jungen Fürsten, die benöthigte Summe zu beschaffen; mancherlei Mittel und Wege wurden hierzu versucht, meist vergeblich. Kuffner half endlich aus der Noth, doch um den Herzogen dafür eine neue Bedrängniß zu bereiten.

Um sich nämlich, wenn auch nur zum Theil bezahlt zu machen, nahm Kuffner von den nach Leipzig geschickten hinterstelligen Geldern zur Türkenhülfe zweitausend Thaler, wodurch die Herzoge in große Verlegenheit geriethen, da sie Nachtheil für sich beim Kaiser besorgten, falls obige Reichssteuer nicht pünktlich entrichtet würde. Sie schrieben deshalb an ihre Einnehmer und gaben ihnen auf, alle Mittel anzuwenden, um jene Summe wieder aufzutreiben, sei's von Kaufleuten, oder sie aus öffentlichen Kassen zu nehmen.

Die jungen Fürsten reisten mittlerweile nach Paris und thaten der Königlichen Majestät Reverenz. (22. Febr. 1567.)

Wenige Tage darauf schrieb Ernst Ludwig an Johann Friedrich; er zeigt ihm die Ankunft Joachims von Jasmund an, und wie er nach den vernommenen Gründen entschlossen, so beschwerlich es ihm auch vorkomme, gegen Pfingsten zu Wolgast anzukommen, vielleicht noch früher.

Das Versprechen ward erfüllt, und wir nehmen von den jungen Prinzen Abschied, welche übrigens beide noch berufen wurden, die durch Studium und Weltbekanntschaft erworbene Bildung in ernster Regierungspflicht zu erproben.

Ernst Ludwig im Herzogthum Wolgast, wo er 23 Jahre lang herrschte (1568 bis 1592), und Barnim, dem ein nicht freudloses Stillleben zugetheilt war*), im Herzogthum Stettin, wohin er noch im späten Lebens-Abend auf kurze Zeit (1600 bis 1703 zur Regierung berufen wurde.

Die Saison im Wasser.

I.

Natur-Philosophen und Poeten haben von jeher tiefsinnig und ergreifend den geheimnißvollen Zug des Menschen nach dem Wasser zu erklären und zu verklären gesucht; die Heilkunst hat ihn zum Wohle der Menschheit benutzt

*) In der Erbtheilung v. J. 1569 hatte er die Aemter Rügenwalde und Bütow erhalten.

und die vornehme Welt sich seiner bemeistert um ihn zu einer Mode aus-zustaffiren.

So wie das Frühjahr kommt, tritt die Frage nach dem Bade ein, in welchem Heilung oder Zerstreuung zu suchen ist, und Aerzte und Hausfreunde wissen Wunder zu erzählen — wenn ihnen die Discretion nicht Schweigen gebietet — von der häuslichen Zwistigkeit, von den sich kreuzenden Intriguen, von den Sorgen und Auskunftsmitteln, welche die gebieterische Modepflicht der Badereise und die Wahl des Kurorts hervorrufen.

Deutschland ist gesegnet mit Heilquellen, einige von ihnen stehen in höchster Gunst der Mode, und ganz Europa strömt ihnen zu; aber die jetzige Leichtigkeit des Reiseverkehrs macht die Entfernung zu einem untergeordneten Moment der Entscheidung: der Badereisende läßt seine Blicke über ganz Europa schweifen, und das Kriegs- und Völkerrecht lernt die Mode respektiren und gönnt den Badeorten das Recht des neutralen Bodens.

Folgen wir also mit unsern Beobachtungen der kosmopolitischen Würdigung, ohne uns auf Deutschland zu beschränken. Wir beginnen unsere Rundschau mit

Wildbad, dessen Ruf als Badeort sehr alt ist, wenn ihm gleich die Mode erst später ihre Weihe gegeben hat. Ein Chronist aus dem Jahre 1517 erzählt Folgendes über die Entdeckung der dortigen warmen Quellen, in welchen jetzt Tausende ihre Heilung suchen. Dort, wo jetzt die Quelle springt, war früher ein Teich, in welchen ein verwundeter Hirsch sprang, um seine Wunden zu heilen. Aber die Jäger bemächtigten sich seiner und lernten von dem durch seinen Instinkt getriebenen Thiere die Heilkraft der Quelle kennen. Ein früher im Herrenbade aufgehängtes Bild versinnlicht die Sage und erklärte zugleich den Ursprung des Namens „Wildbad“; obwohl er auch von der Lage der Quellen, im Schatten des Waldes, hergenommen sein kann. Eine dritte Erklärung dürfte indeß die zutreffendste sein. Man gab nämlich früher den Gewässern, welche ihre heilkräftige Wärme unmittelbar von der Natur empfingen, den Namen Wildbad zum Unterschiede von künstlichen Bädern, und unser Wildbad könnte den Gattungsnamen zum Eigennamen gemacht haben. Die kleine Stadt liegt in einem tiefen Thale des Schwarzwaldes und wird von der Ems durchschnitten, welche von Süden nach Norden läuft. Das Thal ist von Bergen umgrenzt, welche eine Aufsteigung von 12- bis 1500 Fuß haben, während es selbst 1333 Fuß über der Meeresfläche liegt. Bald rücken diese Berge mehr zusammen, bald treten sie weiter zurück, so daß der Fluß tausend Krümmungen zu umschreiten hat und manchmal zwischen ihm und den Bergen höchstens Raum zu einem schmalen Pfade bleibt. Die Hauptstraße durchschneidet den Ort seiner ganzen Länge nach bis zum Kurhaus-Platz. Dieser hat die Form eines Parallelogramms, an welchem sich die Kirche, das Bade-Hotel, einige Privathäuser und das Hotel Klumpp befinden.

Zur Seite des Badehauses läuft eine Straße, in welcher sich das Katharinenstift befindet, ein Asyl für arme Kranke. Der Kurhaus-Platz imponirt

ungemein; man glaubt auf dem Hauptplatz einer großen Stadt, nicht eines Fleckens von 2400 Einwohnern zu stehen.

Wildbad hat sich seit Kurzem sehr verschönert; eine Reihe prächtiger und comfortabler Hotels sind neuerdings gebaut worden und können mit den besten Hotels großer Städte rivalisiren. Doch vermehrt sich auch von Jahr zu Jahr die Zahl der Besucher, und während im Jahre 1830 die Badeliste nur 470 Nummern zählte und die Zahl der während der Saisen gebrauchten Bäder sich auf 12,000 belief, brachte die Badeliste des Jahres 1846 bereits 1945 Nummern, und die Ziffer der gebrauchten Bäder stieg auf 45,500. Im Jahre 1864 war die Zahl der Fremden 5020, die Zahl der genommenen Bäder 73,177.

Die Quellen von Wildbad werden bekanntlich Denen angerathen, welche in Folge apoplektischer Anfälle ganz oder theilweise gelähmt sind; gegen Gicht und Rheumatismus, gegen alte Schäden in Folge von Verwundungen ꝛc. Die Wirkung der Heilquelle aber wird unterstützt durch den landschaftlichen Reiz der Umgegend, welcher den Promenirenden entzückt und niemals übersättigt. Prachtvolle Baumgruppen wechseln mit imponirenden Steingruppen, schmücken und krönen sie, und durch zufällige Lichtungen des Waldes hindurch sieht man auf lachende Wiesen, wie man sie von solcher Frische nur noch in der Schweiz wiederfindet, von zahllosen Bächen durchschnitten, deren Murmeln uns anheimelt, während ihr klares Wasser Frische verbindet.

Homburg war noch zu Ende Mai wenig besucht, und man fürchtete für den Erfolg der Saison, auf welche die Anziehungskraft der Pariser Ausstellung nachtheilig einwirken könnte. Indeß hat diese Besorgniß schon jetzt getäuscht, und es ist vorauszusehen, daß von den Millionen, welche von dem Glanze der französischen Hauptstadt, die jetzt die Hauptstadt Europa's geworden ist, angelockt werden, ein gut Theil bei uns Rast nehmen werden. Sind doch schon von Denen, welche sich durch das schlechte Maiwetter zu einem raschen Ausfluge nach Paris bestimmen ließen, die Meisten zurückgekehrt, weil sie Paris, abgesehen natürlich von der Ausstellung, grade jetzt unerträglich fanden. Bei dem Thurmbau von Babel — meinen sie — könne es nicht toller und sinnverwirrender zugegangen sein. — Die Pariser fliehen sobald sie können aus der überfüllten Stadt, und die Fremden kürzen ihren Besuch ab, um sich von den Anstrengungen des Schauens und Bewunderns zu erholen. So bot denn Homburg dieser Tage schon ein außerordentlich belebtes Bild dar, und das Gedränge auf der Terrasse und im Park während des Concerts war fast erstickend. Leider habe ich nicht das Talent, weibliche Toiletten zu schildern, und bedaure dies um so mehr, als man deren so reizende hier erblickt. Nur so viel, daß die Modefarben von 1795 wieder in Gunst gekommen sind und daß man den zartesten Nüancen den Vorzug giebt.

Den Concerten des Kursaales giebt übrigens die Anwesenheit des Hrn. Delprach einen neuen Reiz; für ihn giebt es keine Schwierigkeiten und man glaubt gern, daß sein Instrument ein Zauberhorn sei. Daher drängt sich die Menge mehr als sonst um das Orchester; die Nationalitäten fraternisiren und die Gesellschaftsklassen verschwimmen in einander. Wir sehen, wie sich der

Prinz von Rumpenheim mit Gemahlin und Kindern durch die Menge drängt, wir begegnen dort der Fürstin von Mingrelien, den Fürsten Djavolin von Tiflis, dem Prinzen Nicolaus und einer Menge anderer Personen höchsten Ranges. Die am Stahlbrunnen vorgenommenen Arbeiten gehen inzwischen ihrer Vollendung entgegen, und wird derselbe bald zum Gebrauch gestellt werden.

Baden-Baden. Ende gut, Alles gut — sagt das Sprüchwort. So machen auch die letzten Tage des Mai die winterlichen Leiden wieder gut, welche wir hinter uns liegen haben, obwohl sie uns, während ihrer Dauer, im Wonnemond unerträglich schienen. Die Abende werden bereits entzückend, und das Kornemann'sche Orchester läßt endlich seine Zauberklänge aus dem Kiosk ertönen, um welches die schöne Welt sich sammelt, in welcher die Fürstin Suwaroff durch Pracht und Geschmack der Toilette sich besonders bemerkbar macht.

Prinz Oscar von Schweden hat sich, von Paris kommend, hier aufgehalten, um der Königin von Preußen einen Besuch zu machen, und unter den in den letzten Tagen angekommenen Fremden — wir berechnen deren Zahl täglich auf 200 — befanden sich Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar, der Bischof von Bamberg, der Marquis und die Marquise von Talleyrand-Perigord, der Fürst und die Fürstin Bariatinsky.

Bagnares de Bigorre. Unsere Vor-Saison hat begonnen; es füllt sich allmälig, und wir begegnen einem merklichen Unterschiede zwischen der gegenwärtigen Saison und den drei vorangegangenen Jahren. Im Januar 1865 und 1866 war die Anzahl der Besucher zwischen Januar und Mai ganz unerheblich, etwa 6—10; in diesem Jahre belief sie sich schon auf 165. Unter den Gästen dominiren bis jetzt die Engländer, die sich von der Colonie zu Pau oder Thout hierher abgezweigt hatten. Inzwischen verläuft die Saison noch sehr ruhig, abgesehen von einem kleinen Erdbeben, welches aber Niemandem Schrecken einflößte. Inzwischen ist auch das Theater in Erwartung der nahen Saison eröffnet worden, und wäre nur zu wünschen, daß die unteren Bauten bis dahin vollendet wären; denn nichts ist ungraziöser als eine kleine Stadt, welche eben im Begriff steht, Toilette zu machen.

In Carlsbad befanden sich am 28. Mai c. bereits über 400 Kurgäste, darunter eine beträchtliche Anzahl verwundeter Offiziere, namentlich von der österreichischen Armee. — Nach den bereits von dort eingegangenen Meldungen wird die Frequenz der diesjährigen Saison die Zahlen aller früheren Jahre bei Weitem überholen. — Für ein Quartier in der Nähe der Wiese (Markt), bestehend aus 1 Stube und 2 Kammern, mußte vom 1. Juni ab 40 Gulden per Woche bezahlt werden, excl. Bedienungsaufwand. Im Juli findet eine weitere erhebliche Steigerung der Miethspreise statt, so daß für eine Wohnung 2 Treppen hoch (Stube und Cabinet) 20—30 fl. angelegt werden müssen.

Miscellen.

Zürich. [Ersatz der Erfindungs-Patente.] Der gegenwärtig als Professor am hiesigen Polytechnicum angestellte Dr. Böhmert, welchem man bereits die Einführung von „Kongressen deutscher Volkswirthe" zu danken hat, hat jetzt folgenden Aufruf erlassen:

Die Erfindungspatente gehören zu den bestrittensten Einrichtungen unserer industriellen Gegenwart. Der Glaube an ihren Nutzen und an die Möglichkeit ihres Fortbestehens ist überall tief erschüttert. In England und Frankreich ist in neuerer Zeit von sachkundiger Seite nicht nur die Unhaltbarkeit der dort geltenden Patentgesetzgebung nachgewiesen, sondern gleichzeitig die gänzliche Beseitigung der Erfindungspatente, als einer nicht mehr zeitgemäßen Einrichtung, empfohlen worden. Es werden dort alljährlich Patente ertheilt für eine Unzahl von Dingen, die weder neu, noch besser als andere gleichartige Gegenstände sind. Die Präsumtion der besonderen Güte, welche den patentirten Gegenständen entgegenkommt, läuft häufig nur auf eine Täuschung der Käufer hinaus und verleitet zur Charlatanerie. Die Erfindungspatente vertheuern den Preis der Patentobjekte und beschränken die Ausdehnung ihres Gebrauchs. Diese Vertheuerung verursacht einzelnen Industriezweigen wesentliche Nachtheile, die einem ganzen Lande die Konkurrenz mit anderen Industriestaaten erschweren können. Ferner pflegt das Patentmonopol den Fortschritt der Industrie auch schon deshalb zu beeinträchtigen, weil alle diejenigen, welche gleichzeitig eine wichtige Entdeckung gemacht oder danach geforscht haben, zu Gunsten eines Einzelnen an der Verbesserung neuer Erfindungen verhindert werden. Hierzu kommt, daß der mit so großen Opfern für das Publikum, mit lästiger Ueberwachung der Industrie, mit Chikanen, Prozessen und Konfiskationen verbundene Patentschutz in der Regel nicht einmal den wirklichen Erfinder belohnt, sondern gewöhnlich nur denjenigen begünstigt, der fremde Ideen geschäftlich auszubeuten versteht.

Veranlaßt durch das Gewicht dieser Gründe, hat die preußische Regierung vor einigen Jahren sämmtliche Handelskammern ihres Landes zu einer Begutachtung der Fragen aufgefordert, ob die Nachtheile der Patentgesetzgebung nicht die Vortheile überwiegen, und ob mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Industrie es der durch die Patente bezweckten Anregung des Erfindungsgeistes jetzt noch bedürfe? Sie hat bei dieser Gelegenheit in ihrem offiziellen Cirkularerlaß ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß in der Schweiz, wo bisher Patente nicht verliehen worden sind, ein ungünstiger Einfluß auf die Entwickelung der Gewerbthätigkeit sich nicht bemerklich gemacht habe. Infolge dieser Anfragen haben sich 31 preußische Handels- und Gewerbekammern auf Grund sorgfältiger Gutachten für die Aufhebung des Patentmonopols erklärt, während nur 16 für Beibehaltung desselben votirten. Schon vor Erstattung dieser Gutachten hatte sich der im September 1863 in Dresden abgehaltene Kongreß deutscher Volkswirthe nach eingehenden Berathungen mit großer Majorität für vollständige Beseitigung der Erfindungspatente ausgesprochen.

Die erwähnten Thatsachen deuten darauf hin, daß das Fortbestehen der Patente sehr zweifelhaft geworden ist. Wäre der Patentschutz überhaupt zweckmäßig, so könnte er nur noch durch ein von allen Industriestaaten anerkanntes internationales Patentgesetz mit einem überall gleichartigen Verfahren aufrecht erhalten werden. Eine solche internationale Vereinbarung ist aber schon deshalb unmöglich, weil mehrere Staaten das ganze Prinzip des Patentwesens als schädlich verwerfen.

Es gilt daher, auf Mittel und Wege zu sinnen, welche besser als der Patentschutz geeignet sind, den Erfindungsgeist zu ermuntern und die für wichtige Entdeckungen aufgewandten Kosten und Mühen zu vergüten. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zwecks erscheint die Gründung eines internationalen Fonds zum Ersatz der Erfindungspatente. Die Aufgabe eines solchen Fonds würde darin bestehen, die von den Erfindern dem öffentlichen Wohl geleisteten Dienste durch freiwillige Beiträge der Gesellschaft zu belohnen und die Kosten der Vorbereitungsversuche für wichtige Entdeckungen zu vergüten. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um Belohnung

für solche unpatentirte Erfindungen handeln, deren Bedeutung sich bereits praktisch bewährt hat.

Ein solcher internationaler Fonds wird die Bildung nationaler Fonds in den einzelnen Staaten nicht ausschließen, sondern im Gegentheil dazu anregen und die freie Thätigkeit von Privaten und Vereinen überall beleben. In jedem Lande werden sich unparteiische Sachverständige finden, die, aus der Wahl von Vereinen hervorgegangen, sich zu einer Jury vereinigen, um entweder selbstständig über zu gewährende Nationalbelohnungen zu entscheiden oder der zu bildenden internationalen Jury ihre Vorschläge zu unterbreiten.

Diese internationale Jury wird mit einem ihr zur Verfügung stehenden größern Fonds den Mittelpunkt des alle Nationen umschlingenden Bundes von Privaten und Einzelvereinen bilden, um alle wichtigen Erfindungen rasch zum Gemeingut der Menschheit zu machen und die Namen der Erfinder in die Oeffentlichkeit zu tragen.

Die vorgeschlagene Institution kann ohne Staatshülfe und Regierungseinfluß aus der freien Privatthätigkeit der Gesellschaft emporwachsen und alle Gegner des Patentschutzes zu einer wirksamen Liga vereinigen, um an Stelle des Monopols und der egoistischen Geheimhaltung von Erfindungen die freie Concurrenz und den werkthätigen Gemeinsinn der Erfinder zu setzen. Das Erfinden wird dann nicht bloß eine individuelle Geldquelle, sondern gleichzeitig eine allgemeine Wohlfahrtsquelle werden. Jeder Erfinder wird ein Interesse daran haben, seine Entdeckungen und Verbesserungen rasch zum Gemeingut zu machen und das öffentliche Urtheil herauszufordern. Der Arbeiter wird seine nützlichen Beobachtungen und Erfahrungen, seine Kunstgriffe und Verbesserungen in Zukunft nicht mehr dem Arbeitgeber aus Mißgunst oder Vorurtheil verheimlichen und an Concurrenten zu verkaufen suchen, sondern eine rasche Mittheilung und Veröffentlichung vorziehen, und in der Regel auch den verdienten Lohn und die gebührende Anerkennung für wirkliche Leistungen finden. Ein erfinderisches Streben wird dann in alle Zweige der Production bis in die untersten Arbeiterklassen einziehen und das Capital wird in den Stand gesetzt werden, die erfinderischen Arbeiter selbst aufzufinden und emporzuziehen.

Es werden sich ohne Zweifel mit dem Verschwinden der Erfindungspatente noch verschiedene andere Formen zur Entschädigung oder Belohnung der Erfinder herausbilden. Das Beispiel der deutschen Eisenbahnverwaltungen, welche einen Fonds zur Belohnung technischer Erfindungen im Eisenbahnwesen geschaffen haben, wird auch von Seiten anderer Fabrikationszweige Nachahmung finden. Die Bewegung nach dem großen Ziele der Beseitigung des Monopolwesens kann indessen durch einen internationalen Bund aller Freunde der freien Concurrenz wesentlich gefördert werden.

Die Pariser Weltausstellung bietet eine willkommene Veranlassung, ein auf dem Grundsatze der freien Selbsthülfe ruhendes Heilmittel gegen die Nachtheile der Erfindungspatente zu empfehlen. Die Schweiz, welche bisher der Einführung des Patentschutzes beharrlich widerstanden hat, scheint besonders berufen, die Initiative zur Durchführung der angeregten Idee durch freiwillige Beiträge so wie durch Gründung von Vereinen zu ergreifen.

Wie vor wenigen Jahren von Genf aus die militärische Krankenpflege als internationale Angelegenheit geordnet und durch ein System gehörig instruirter Vereine gesichert worden ist, so möge auch der Vorschlag einer internationalen Pflege des Erfindungsgeistes von der freien Schweiz aus sich siegreich Bahn brechen, damit die erfinderische Arbeit, durch werkthätigen Gemeinsinn veredelt, zur Höhe ihrer idealen Culturaufgabe emporgehoben werde.

Indem der Unterzeichnete bemerkt, daß ein Verein zur Ausführung des angeregten Vorschlags in der Bildung begriffen ist, erklärt er sich einstweilen bereit, alle auf den Gegenstand bezüglichen Vorschläge und Beiträge entgegenzunehmen und seinerzeit über den Stand der Sache Bericht und Rechnung abzulegen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

In Paris ist augenblicklich eine kleine Pause eingetreten. Regierende Häupter befinden sich außer den beiden Großherzogen von Baden und Mecklenburg, von denen der Letztere unter dem Incognito eines Grafen Schwerin reist, so wie dem Vicekönig von Aegypten, jetzt nicht zum Besuche dort; dagegen versäumen die Blätter keinen Tag, die ferner erwarteten Fürsten anzukündigen. So erwartet man am 2. Juli den Sultan, etwa gleichzeitig mit der Königin von Spanien in Begleitung ihres Gemahls; auch gerüchtweise verlautet, daß die Königin von England nächste Woche nach Paris kommen werde, aber das strengste Incognito beobachten. Sie hat jede Feierlichkeit abgelehnt aus Erinnerung an den Prinz-Gemahl, mit dem sie bekanntlich die erste Allgemeine Ausstellung (1855) besuchte.

Selbstredend wartet das politische Publikum mit peinlicher Spannung darauf, daß ein Theil des Schleiers sich lüfte, welcher die politischen Ergebnisse der Festlichkeiten deckt, die während der Anwesenheit unseres Königs und des Kaisers von Rußland in Paris statthatten. Bis jetzt verlautet von den Ergebnissen fast Nichts.

Nur von einem Resultate der fürstlichen Zusammenkunft erhält man Kunde; es betrifft das Schicksal des Kaisers Maximilian; sonst schweigen die Publicisten, entweder weil Nichts weiter überhaupt zu verrathen oder nicht gestattet ist.

Da nun Niemand der Ansicht sein wird, daß die Politik in dem vertrauten Verkehre der drei mächtigen Herrscher ganz ausgeschlossen gewesen, und da auch wiederholt Besprechungen unter ihren ersten Ministern stattgehabt haben, so fällt die Annahme, daß kein weiteres Resultat erzielt sei, zu Boden, und es bleibt die zweite Alternative übrig, daß eine nach allen Seiten zufriedenstellende Abmachung erlangt sei. Und diese Ueberzeugung entspringt aus einer Beobachtung, die wohl noch niemals getäuscht hat. So oft diplomatische Verhandlungen zwischen zwei oder mehreren Mächten gepflogen werden, welche zu keinem Einverständniß führten, fühlte jede der verhandelnden Mächte das Bedürfniß, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, entweder um mittelst derselben einen Druck auf die dissentirende Macht auszuüben, oder sich ihr gegenüber wegen ihres Widerspruchs zu rechtfertigen. Die Indiscretion blieb niemals aus; sie war ein diplomatischer Hebel. Das Geheimniß, in welches sich die Pariser Besprechungen hüllen, ist daher ein sicherer Beweis erlangten Einverständnisses, aber über welche Fragen?

Von der polnischen Frage, welche sonst stets die Franzosen so ungemein interessirte, konnte keine Rede sein; sie mußte, abgesehen von dem großmüthigen Gnadenakt des Kaisers vom 29. v. Mts., bei Seite gelegt werden in Folge des Attentats Bereczowski's. Die nordschleswig'sche Frage war durch die von Preußen ergriffene Initiative in regelrechte Behandlung gebracht worden; die Verhandlungen, die zwischen Berlin und Kopenhagen schweben, schließen jede Einmischung einer andern Macht aus. Es bleibt nur die orientalische Frage übrig, über die freilich der Vermuthungen viele sind, die aber, wie es scheint, zum Theil erledigt ist, nämlich was Candia betrifft.

Und somit wäre das Programm der Pariser Besprechungen erschöpft? Es wäre nicht die Rede gewesen von der veränderten Machtstellung Preußens, von dem Zuge nationaler deutscher Einigung und nicht von den Gefühlen, die Beides bei den Franzosen wachgerufen oder vielmehr neu angeregt hat? Wer möchte das behaupten? Die Berührung dieser Fragen lag so nahe, sie haben aber durch den intimen Verkehr der drei Monarchen und ihrer Minister unter sich einen Abschluß erlangt und neue Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens sind gewonnen.

Die große skandinavische Partei glaubte vor einigen Jahren, den Plan, das dreieinige Königreich Margarethen's wieder aufzurichten, durch eine Combination verwirklichen zu können, nach welcher der jetzige Kronprinz von Dänemark die Prinzessin Louise, die Tochter König Karl's XV. von Schweden, der bekanntlich ohne männliche Leibeserben ist, heirathen sollte. Der präsumtive Thronfolger in Schweden, Prinz Oskar, Bruder des Königs, wäre dann gezwungen worden, für sich und seine männliche Descendenz auf jedes Erbrecht zu verzichten. Mächtige Einflüsse waren in Kopenhagen und Stockholm für das Projekt thätig, das — einen Moment lang der Verwirklichung ziemlich nahe — jetzt als gescheitert betrachtet werden kann. Am Stockholmer Hofe hat neuerdings die skandinavische Einheitsidee bedeutend an Schwerkraft verloren, und es scheint, daß König Karl XV. selbst sich für ein anderes Projekt interessirt, das die Dynastie der Bernadotte mit dem Geschlechte der Hohenzollern verbinden soll. Skandinavier von reinstem Wasser, die von diesem Plane freilich noch nichts ahnen, dürften dann wahrscheinlich eine russische Intrigue hinter demselben vermuthen, da für sie Alles von Rußland ausgeht, was geeignet ist, ihre Zukunftsphantasieen unliebsam zu stören.

Fern sei es uns, etwa eine Beschreibung, und wenn auch eine noch so kurze, von den Feierlichkeiten, die bei der ungarischen Königskrönung in Pesth stattgehabt, zu geben, obgleich die Manieren dabei, die einem Reitervolke würdig sind, Interesse erwecken und Einem ein Ritual vom Jahre 1000 vor Augen führen. Es kann ja diese Krönung vornehmlich nur insofern interessiren, als sie momentan die Magyaren beruhigt hat, indem nach einem achtzehnjährigen Kampfe und nach vielfach mißlungenen Versuchen die Verfassung hergestellt ist. Die Geschichte Ungarns ist reich an solchen hartnäckigen Kämpfen zwischen dem Regenten und der Nation, und seitdem der

erste Fürst aus dem Hause Habsburg, seitdem Herzog **Albrecht** V. im Jahre 1438 zu Stuhlweißenburg mit der ungarischen Krone geschmückt und mit dem Krönungsmantel bekleidet wurde, bis auf den vorletzten apostolischen Gesalbten, bis auf **Ferdinand** V., der im Jahre 1830 als Erzherzog bei Lebzeiten seines Vaters **Franz** und mit dessen Einwilligung in Preßburg die Weihe als König von Ungarn empfing — haben heftige Reibungen und Aussöhnungen zwischen Fürst und Land dort oft mit einander gewechselt.

Die Fragen liegen nahe: Ist das Volk der Magyaren, das sich so leicht begeistert, nunmehr beruhigt? ist mit der Krönung des Kaisers von Oesterreich der Bund zwischen Volk und Dynastie für immer befestigt? was wird **Kossuth** und seine Anhänger machen? wie werden sich die Verhandlungen, welche in Pesth zwischen den Mitgliedern der Reichstags-Deputation und den ungarischen Parteiführern stattfanden, ferner gestalten? werden die Magyaren Angesichts der Hinfälligkeit, die der moderne Constitutionalismus in den Krisen der Gegenwart beweist, mehr Lust als sonst haben, die Bollwerke ihres Verfassungslebens, wie sehr dieselben auch mit dem centralisirten Parlamentssystem im Widerspruche stehen, abzutragen? was wird das Schicksal von Croatien und Slawonien sein?

Wir wollen diese Fragen noch vorläufig unbeantwortet lassen und nur noch in Bezug auf die vorletzte erwähnen, daß die Ungarn die Bürgschaften ihres Verfassungslebens in der Organisation ihrer Comitate und Municipien suchen. Die Regierung mußte, wenn die große Selbstständigkeit jener die Versuche der Habsburger, die Landesverfassung zu ändern, siegreich zurückgewiesen hatte, immer wieder nach dem Landtage als ihrem letzten Nothanker greifen, weil sie durch dessen Beseitigung nichts erzielte, als daß einige fünfzig weit unbotmäßigere Comitatscongregationen — die Municipalversammlungen der Städte gar nicht zu rechnen — Winkelparlament spielten. Natürlich führte diese Souveränetät der Comitatspolitiker auch wieder zu Unzukömmlichkeiten, die mit dem Systeme der Minister-Verantwortlichkeit doppelt unverträglich sein müssen, da jede Congregation sich das Recht anmaßt, auch gegen Landtagsbeschlüsse zu protestiren. **Ugocza** z. B., das kleinste Comitat, erfreut sich noch heute des Spitznamens: „Ugocza non coronat“, weil die ehrbaren Tablabiro's des Comitates in dem Archive desselben einen Congregationsbeschluß gegen die vom Landtage acceptirte pragmatische Sanction deponirten und die weibliche Erbfolge Maria Theresia's nicht anerkannten. — Wenn es den Ungarn gelingt, das Municipalsystem, welches eine die Verfassung unterminirende Büreaukratie nun einmal durchaus nicht aufkommen läßt, mit den materiellen Anforderungen der Neuzeit und des Parlamentarismus in Einklang zu bringen, dann werden sie das Ei des Columbus entdeckt haben.

Die Dinge in Süd-Amerika.

Seit unserer Ueberschau des dort sich Gestaltenden, im November des vergangenen Jahres, haben sich die äußeren und äußerlich erkennbaren Verhältnisse zwar nicht wesentlich geändert, aber in den inneren Beziehungen theils der unter sich einigen, theils der untereinander streitenden politischen Gruppirungen haben sich neue Momente herausgestellt, die wohl geeignet sind, wieder die Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Nach dem beklagenswerthen Scheitern des Versuches in Mexiko, den unerträglichen Zuständen einer endlosen Revolution ein Ende zu machen, muß sich das Interesse mit doppelter Kraft dem Versuche zuwenden, welchen Brasilien in Süd-Amerika macht, wenigstens die sämmtlichen Plataländer als seine nächsten Nachbaren von dieser furchtbaren, alles hemmenden oder wieder einreißenden Geißel zu befreien; ein Versuch, dem sich ebenfalls die entschiedensten Hindernisse entgegenstellen, und zwar von einer Seite her, wo man es nicht erwartet hatte. Daß alle Präsidenten-Candidaten, alle Portefeuille-Jäger, alle unzufriedenen Generale und Obersten, alle Caudillos, Advokaten, und in jedem der Plataſtaaten eine der ringenden Lokal-Parteien, Gegner dieser immer deutlicher hervortretenden Absicht Brasiliens sind, kann nicht befremden; es sind dieselben Elemente, welche auch in anderen Ländern eine instinktive Abneigung gegen geordnete Zustände und jedes Regiertwerden haben. Alle diese Leute fühlen sehr wohl, daß die Triple-Allianz, welche Brasilien mit der argentinischen Conföderation und mit der orientalischen Republik geschlossen, noch ganz andere Zwecke hat, als den Diktator Lopez aus Paraguay zu vertreiben, daß sie in der Absicht geschlossen und geformt worden ist, der immerwährenden politischen Unruhe ein Ende zu machen, welche diese reichen, von Gott so gesegneten Länder in unglaublicher Weise lähmt und von ihrer Entwickelung zurückhält. Vor der Hand ist der tapfere und an und für sich selbst ehrenwerthe Widerstand, welchen das Heer des Diktators von Paraguay leistet, noch ein Hinderniß für die politische Weiterwirkung der Triple-Allianz, und es ist sehr möglich, daß überhaupt der ganze Plan Brasiliens scheitert, wenn nicht den jetzt jahrelang vorbereiteten Kriegsoperationen bald ein eclatanter Sieg folgt, wenn die künftigen Verhältnisse Paraguays nicht von der Triple-Allianz in Assuncion selbst geordnet werden und die Zwingburgen Humaita, Olympo und Itapuá nicht von ihren jetzigen Stellen verschwinden. Folgen wir in unserer Ueberschau der schon früher gewählten Form durch Besprechung der gegenwärtigen Verhältnisse jedes einzelnen der betreffenden Staaten.

Die Republica oriental del Uruguay befindet sich seit Beendigung des letzten Bürgerkrieges, durch welchen mit entscheidender Hülfe brasilianischer Truppen der vorige Präsident Aguirre abgesetzt und der General Flores als provisorischer Regent an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde, materiell in größerer Blüthe als je zuvor, und alle Nicht-Ehrgeizigen, alle Kaufleute und Industrielle, so wie die ganze arbeitende Bevölkerung von Monte-

Video sind für Flores und Aufrechterhaltung der Triple-Allianz. Dieser materielle Wohlstand hat seine Veranlassung in sehr verschiedenen Dingen; zunächst in dem Charakter eines großen Kriegsdepots für die auf dem Kriegsschauplatze in Süd-Paraguay operirenden brasilianischen Truppen. So wenig Uruguay selbst für diesen Krieg thut, so unverhältnißmäßig gewinnt es durch denselben. Der ganze Handel und die ganze Verschiffung basirt sich auf den Krieg, auf die Proviantirung, auf die in Monte-Video und Paysandu etablirten kolossalen Depots. Alle Transportschiffe mit Truppen von Rio de Janeiro oder Rio Grande machen hier Station. Bis auf den letzten Hafenarbeiter herab, hat alle Welt direkten oder indirekten Vortheil vom Kriege. Man sieht nur brasilianisches Geld, und sowohl dieses überall mächtige Versöhnungsmittel, als das einsichtsvolle und reservirte Benehmen der in Monte-Video stationirten brasilianischen Offiziere und Beamten, haben die frühere nationelle Abneigung der Orientalen gegen Brasilien zum Bessern gewandelt. Alle Brasilianer, welche in irgend einer Beziehung zur Regierung stehen, scheinen den gemessenen Befehl erhalten zu haben, sich auf keine Weise in die politischen Angelegenheiten und Diskussionen der Orientalen zu mischen, und bei der leidenschaftlichen Neigung der Brasilianer, wie so ziemlich aller Süd-Amerikaner, sich an politischen Diskussionen zu betheiligen, mag es diesen Offizieren und Beamten oft recht schwer werden, den kaiserlichen Befehl zu befolgen. Diese Diskussionen sind natürlich seit der Rückkehr des Generals Flores von dem Kriegsschauplatze nach Monte-Video, nur noch lebendiger geworden und drehen sich um den von dem provisorischen Präsidenten bei Uebernahme seines Amtes selbst gethanen Ausspruch, es sei nöthig, den wiederholten ganz illegalen und revolutionären Präsidentenwahlen auch einmal eine vollkommen legale nach allen Vorschriften der Constitution folgen zu lassen. Hätte diese Wahl bald nach der Einnahme Monte-Video's durch die brasilianischen Truppen, also nach der vollständigen Niederlage der Blancos-Partei stattgefunden, so würde unzweifelhaft der Name des Generals Flores aus dem Scrutinium hervorgegangen sein. Nachdem der General aber über ein Jahr abwesend und auf dem Kriegsschauplatze gewesen, das ganze Contingent von Uruguay — 1600 Mann — in den Kämpfen am Yatai, bei Tuyuti und am Esterro velhaco aufgerieben ist, der Krieg noch immer fortdauert, die Blancos-Partei wieder rührig geworden ist, und mancherlei Gefahren dem Staate drohen, weil sein provisorischer Präsident fest an der Tripel-Allianz hält, ist das Resultat der Abstimmung keineswegs mehr so gesichert. Nach dem mißglückten Sturme auf Curupaiti hat nun General Flores, wahrscheinlich im Unmuthe über die mangelhafte Führung des Ober-Commandos gerade bei diesem Sturme durch den General Mitre, den Präsidenten der argentinischen Conföderation, dann aber wohl auch in dem Gefühle, gar keine Macht zu repräsentiren, da von seinem ganzen Contingente nur noch einige 40 Mann übrig sind, das Lager verlassen und ist nach Monte-Video zurückgekehrt. Hier fand er das Terrain wesentlich anders geworden. Je größer der materielle Wohlstand, je größer war auch das politische Mißbehagen über die immer noch nicht geordneten Zustände. Man verlangte die versprochene, selbst von

Brasilien gewünschte und empfohlene Präsidentenwahl. General Flores fand aber das Experiment gefährlich und verweigerte die Ausschreibung derselben, wenigstens bis nach Beendigung des Krieges gegen Paraguay. Mißstimmungen gegen das übermüthige Betragen einiger Mitglieder seiner Familie suchte er durch Einführung real-nützlicher Institutionen, durch Reisen, welche er durch mehrere Theile der Republik machte, zu beschwichtigen, blieb aber bei Vertagung der Wahl. Eine revolutionäre Bewegung, die bei solchen Verhältnissen in anderen südamerikanischen Staaten nicht lange auf sich warten lassen würde, ist, so lange der Schutz und die gerade durch den Krieg sehr bedeutende Macht Brasiliens dauert, in Uruguay nicht zu fürchten; selbst die Bewegungen, welche in der argentinischen Conföderation stattgefunden, fanden in Uruguay weder Echo noch Anhalt, obgleich Elemente genug vorhanden sind, welche eine solche Bewegung herbeisehnen und auch unterstützen würden; aber das Bewußtsein, daß Brasilien, so lange General Flores zur Triple-Allianz hält, mit seiner Flotte und seinen Truppen bei der Hand sein würde, um jede Revolution niederzuhalten, hält die Ruhe aufrecht. Als General Flores die alliirte Armee verließ, sprach sich vielfach, je nach den Parteien, die Hoffnung oder die Furcht aus, er werde sich von der Triple-Allianz, für welche er und die Republik ja thatsächlich nichts mehr leisteten, lossagen, und die drohenden diplomatischen Noten, welche nach einander Chile, Peru, Bolivia gegen die Triple-Allianz erließen, ja zuletzt das Anerbieten der nordamerikanischen Union zu einer Vermittelung mit Paraguay, hätten den General wohl dazu bestimmen können, aber er hielt fest an dem einmal eingegangenen Bündnisse, in welchem er mit klarem staatsmännischen Blick den besten Halt für sich selbst und den einzigen wirksamen Schutz gegen die Revolution erkannte. Ohne alles Ausweichen, ohne jede Phrase und Reserve hat Flores bei mehreren Gelegenheiten seinen festen Willen erklärt und bethätigt, mit Brasilien und der Conföderation unerschütterlich stehen, um die immerwährende Drohung Paraguays brechen zu wollen. Im schneidenden Gegensatze dazu steht freilich die vollkommene militärische Ohnmacht der Republik. Von einer Armee ist keine Spur zu entdecken. Kaum sind in der Hauptstadt so viele Uniformen tragende Proletarier, daß Zollhaus, Gefängniß und Hauptwache nothdürftig besetzt werden können. Anwerben läßt sich Niemand mehr, weil eben Handel und Wandel blühen. Findet sich hin und wieder ein ganz verkommenes Subjekt, das auf keine andere Weise seinen Lebensunterhalt erwerben kann, so geht es zu den brasilianischen oder argentinischen Truppen. Trotz der ausgedehnten Seeküste, guten Häfen und schwunghaft betriebenen Rhederei hat die orientalische Republik auch jetzt noch nicht ein einziges Kriegsschiff, und bei der Ebbe im Staatsschatze, die bei dem allgemeinen Wohlstande allerdings doppelt verwunderlich ist, dürfte noch lange Zeit vergehen, bis die orientalische Flagge wieder auf einem Staatsschiffe weht. Dieser Mangel einer Marine machte sich besonders in der Zeit bemerklich, wo Chile Händel mit Uruguay suchte und die spanische Flotte, längere Zeit gastlich aufgenommen, bei Monte-Video vor Anker lag. Damals hieß es, eine chilenische Flotte werde in der Plata-Mündung erscheinen, und wenn sie mit der

spanischen Flotte fertig geworden, Monte-Video bombardiren. So lange die brasilianische Flotte noch gegen Paraguay zu thun hatte, konnte ein solcher Zwischenfall dem Staate wie der Stadt sehr gefährlich werden. Die großen Worte der chilenischen Regierung wurden aber nicht durch Thaten unterstützt, und so ging bis jetzt auch diese drohende Wolke vorüber. Die früher sprüchwörtlich gewordene Rivalität der beiden Städte Monte-Video und Buenos-Ayres hat gegenwärtig ganz aufgehört. Ein unterseeisches Kabel durch den Plata-Liman verbindet jetzt beide Städte telegraphisch, und da die beiderseitigen Regierungen sich bei jeder Gelegenheit freundschaftlich gegeneinander benehmen, so bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß eine sich abhetzende Rivalität zu gar nichts führt, beide Städte und Häfen aber sehr wohl nebeneinander bestehen können. Als jene Verschwörung in Buenos-Ayres entdeckt wurde, von welcher wir weiterhin noch sprechen werden, erschienen in Monte-Video eine Menge politischer Flüchtlinge und versuchten auch, von den Blancos unterstützt, von hier aus ihre Intriguen fortzusetzen, namentlich sich mit dem alten Urquiza in Entre-Rios in Verbindung zu setzen. Man ließ sie anfangs ruhig ihr Wesen treiben. Als aber Beschwerden von Buenos-Ayres einliefen und die Rührigkeit der Blancos auf eine Verbindung derselben mit jenen Flüchtlingen hinwies, schritt General Flores sogar persönlich ein und brachte diese Leute vollständig zur Ruhe. Auch das beweist ein ehrliches Festhalten an dem Bündnisse mit dem Kaiserreiche und mit der Conföderation, denn jene Verschwörung war indirekt gegen die Triple-Allianz gerichtet, wenn sie auch als nächsten Zweck den Sturz des Präsidenten Mitre und die Umgestaltung der Conföderation proklamirte.

So geht denn aus den bisherigen Wahrnehmungen hervor, daß die orientalische Republik, so lange General Flores ihr provisorischer oder wirklicher Präsident ist, zu Brasilien halten und dafür dessen Schutz genießen wird. Zwar sind die Agenten des Diktators Lopez immer noch beschäftigt, den Orientalen vorzuhalten, daß Brasilien es eigentlich auf eine Annectirung Uruguays abgesehen habe und den Gedanken nie aufgeben werde, die Provinz, welche das Kaiserreich unter dem Namen der Cisplatina einst besessen, wieder zu gewinnen. Unaufhörlich erscheinen in England, in Nord-Amerika und in Spanien Broschüren und Zeitungsartikel, welche dies Thema mit so offener Vorliebe und großem Eifer behandeln, daß man eine gegebene Parole voraussetzen muß, denn die Thatsachen widersprechen diesen Calculs doch so schlagend, daß nur Trugschlüsse und Prophezeiungen noch im Stande sind, dem sehr gerechtfertigten Zweifel wenigstens momentan zu imponiren. In Uruguay selbst scheint Niemand mehr eine solche Annectirung zu fürchten, die auch für Brasilien gar keinen Sinn haben würde. Die Staatsmänner des Kaiserreiches scheinen — so entgegengesetzt die Systeme sind, welche bei den rasch wechselnden Ministerien zur Geltung kommen — doch über den Einen Punkt vollkommen einig zu sein, daß die compacte Masse der in Brasilien herrschenden Nationalität keinen Zusatz durch eine andere erträgt und daß die zwangsweise oder selbst freiwillige Anfügung eines Bruchtheiles der durchaus spanischen Race an die portugiesische nur zu endlosen Unruhen und Kämpfen

führen würde. Dem übergroßen Brasilien kann es nicht an einem verhältnißmäßig kleinen Stückchen Landes liegen. Alles muß ihm aber daran gelegen sein, die portugiesische Nationalität so compact als möglich zu bewahren. Was sich seit Jahrhunderten in Europa nicht hat vereinigen lassen — Spanien und Portugal —, wird auch in Süd-Amerika nicht gelingen. Uruguay wird zu allen Zeiten ein guter Nachbar sein, wenn man die Republik wohlwollend behandelt; als Unterthanen würde Brasilien aber sehr schlecht mit den Orientalen fahren.

Die argentinische Conföderation hatte seit unserer letzten Ueberschau schwere Prüfungen zu bestehen, und wir haben uns nicht geirrt, als wir glaubten dergleichen voraussagen zu dürfen. Jene Unterredung des Präsidenten Mitre mit dem Diktator Lopez von Paraguay, die er als Oberbefehlshaber der alliirten Armee gegen den Rath der brasilianischen Generale bewilligte, und der mißglückte Sturm auf Curupaiti, dessen fehlerhafte und übereilte Anordnung ihm allein zugeschrieben wird, machten die Stellung Mitre's als Oberbefehlshaber zweifelhaft, und es hieß damals schon, Brasilien werde sich gezwungen sehen, seine Truppen und Flotte in andere Hände zu geben, denn die Armee hatte kein Vertrauen mehr zu ihrer obersten Leitung. Auch die argentinischen Truppen hatten sich nicht in dem Grade zuverlässig gezeigt, wie die brasilianischen, und demzufolge war eine Mißstimmung im Lager der Alliirten nicht zu verkennen. Die Presse von Buenos-Ayres und in den kleineren Staaten der Conföderation gab dieser Mißstimmung öffentlichen Ausdruck, und zwar mit steigender Heftigkeit. Blind gegen den unermeßlichen Schaden, den ein Rücktritt von der Tripel-Allianz der Conföderation für die Zukunft bringen mußte, wollte man sich nur die Unbequemlichkeiten und Demüthigungen des Augenblicks vom Halse schaffen, und predigte daher das Aufgeben der weiteren Theilnahme an dem Kriege gegen Paraguay, dessen langsamer Verlauf ja beweise, wie selbst das mächtige Brasilien mit diesem determinirten Feinde doch nicht zu Ende zu kommen wisse. Allerdings hat es sich jetzt herausgestellt, daß ein Theil dieser Presse erkauft und bewußt den Feinden der gegenwärtigen Gestaltung der Conföderation dienstbar war; aber selbst die unbefangenen Blätter konnten sich der Wahrnehmung und dem Bekenntniß nicht verschließen, daß die Conföderation und ihr Repräsentant, General Mitre, keine besonders glänzende Rolle spiele, und halfen so der zunehmenden Opposition. Nach der Reihe wurden alle möglichen Drohungen und Vorspiegelungen in's Gefecht geführt, unter Anderem plötzlich das Gerücht verbreitet, der Präsident von Bolivia, General Melgarejo, ziehe im Süden seines Landes Truppen zusammen, um einen Einfall in die nördlichen Staaten der Conföderation zu machen, was als eine Diversion zu Gunsten Paraguays dargestellt wurde. Die Noten Chile's und Peru's wurden als besonders gefahrdrohend für die Conföderation commentirt, und gegen fernere Truppensendungen — das heißt in der Conföderation: gegen ein weiteres Aufgebot von Nationalgarden — protestirt. So lange diese Diskussionen nur in der Presse laut wurden, hatte es keine Gefahr damit; sie sollte sich aber sehr bald auch in das öffentliche Leben übertragen

und eine ganz bestimmte sehr positive Gestalt gewinnen. In dem am fernsten westlich, und zwar an der Grenze von Chile gelegenen Staate Mendoza brach nämlich eine Revolution aus. Der gesetzmäßige Präsident des Staates, den die Conföderations-Regierung anerkannt, wurde von einem gewissen Rodriguez nach süd-amerikanischer Façon abgesetzt, das heißt von einigen unruhigen Köpfen aus Stadt und Land Mendoza entfernt, so daß Rodriguez sich ohne Weiteres auf den faktisch leer gewordenen Präsidentenstuhl setzte und mit Hülfe einer aus Chile herübergekommenen bewaffneten Schaar von Abenteurern den Staat — er hat überhaupt nur 50,000 Einwohner, und davon 10,000 in der Stadt Mendoza selbst — reorganisirte. Der vertriebene Präsident meldete den Vorgang nach Buenos-Ayres an den Vice-Präsidenten der Conföderation, Paz; gleichzeitig meldete aber auch Rodriguez, man möge sich für die Conföderation nicht beunruhigen; das Pronunciamento sei ein durchaus lokales. Man habe allerdings in der landesüblichen Form die Regierung verändert, hoffe sie aber auch verbessert zu haben; eine Lossagung von der Conföderation sei keineswegs beabsichtigt, aber allerdings müsse man sich bis zur Beruhigung der Gemüther einstweilen versagen, Rekruten oder Geld zur Fortführung des ganz zwecklosen Krieges gegen Paraguay zu schicken. Somit sei ja Alles wohl in schönster Ordnung. Viva la confederacion! Obgleich der vertriebene Präsident Gonzalez berichtete, man möge die Sache nicht leicht nehmen, denn sie sei von Feinden der Conföderation in Chile angestiftet und werde von dorther unterstützt, beabsichtige auch den Sturz des Präsidenten Mitre, so legte Paz dem Vorgange doch kein besonderes Gewicht bei, that wenigstens nichts, um den nach San Luis entflohenen Gonzalez zu unterstützen, welcher eine Schaar treu Gebliebener um sich versammelte und um Hülfe bat, durch welche er dann hoffe, seine Provinz wieder zu erobern. Anders nahm Präsident Mitre die Sache auf, als ihn der Bericht im Lager der Alliirten von Tuyuti erreichte. Er erkannte nicht allein sofort die Gefahr der entstehenden Bewegung, sondern erhielt auch von Brasilien aus Winke, daß sich dort im fernen Westen eine Wolke zusammenziehe, die direkt gegen die Tripel-Allianz gerichtet sei. Mitre wußte, daß weder in Buenos-Ayres noch in einem der anderen Staaten eine genügende disponible Militärgewalt vorhanden sei, um sie nach San Luis zur Unterstützung des vertriebenen Lokal-Präsidenten Gonzalez verwenden zu können, und befahl daher, daß 300 Mann seiner schon kriegsgewohnten Soldaten den Parana hinunter nach Rosario gebracht werden sollten, wo sich das Depôt für die argentinischen Feldtruppen befand und wo gerade 700 Mann eben ausgebildeter Rekruten zum Abmarsch in das alliirte Lager bereit waren. Mit diesen, zusammen 1000 Mann, sollte General Paunero, der determinirteste unter den argentinischen Generalen, quer durch das Land bis nach Mendoza marschiren, um die gesetzmäßige Gewalt dort wieder herzustellen. Man hielt dies Anfangs für einen zu großen Aufwand von Kraft gegen einen Sturm im Glase Wasser. Der Verlauf der Dinge zeigte aber, daß Mitre sehr viel richtiger als Paz die Lage erkannt hatte. Ehe General Paunero noch bis San Luis gekommen war, hatten

die Aufständischen von Mendoza schon bedeutend an Terrain gewonnen. Ihre berittenen Banden (Montoneros) hatten die Revolution in die zunächst an Mendoza grenzenden Staaten La Rioja und San Juan getragen, auch dort die Lokal-Präsidenten verjagt und einen derselben, der sich ihnen im offenen Felde entgegenstellte, geschlagen, so daß der halbe Staat San Luis ebenfalls in Flammen stand, und auch in Santa Fé die Faktiosen schon das Haupt erhoben. Ein so allgemeiner Brand gebot Vorsicht und forderte die Gegenwart Mitre's in Buenos-Ayres, die der Vice-Präsident Paz und der Lokal-Präsident von Buenos-Ayres, Alsina, denn auch dringend verlangten. Mitre schien sich aber dazu nicht entschließen zu können, weil die Entfernung aus dem Lager für ihn gleichbedeutend mit dem Verluste des Ober-Commando's war, denn der Kaiser Dom Pedro hatte bald nach dem Mißglücken des Sturmes auf Curupaiti den alten Feld-Marschall Marques Caxias zum Ober-Befehlshaber aller kaiserlichen Landtruppen ernannt und ihm auch das Commando der Flotte unterstellt. Der bisherige Commandeur der Flotte, Visconde de Tamandaré, trat natürlich von seinem Commando zurück, und der Contre-Admiral Ignacio wurde zum Special-Commandeur derselben berufen. Es trat nun das eigenthümliche Verhältniß ein, daß Mitre, der nur den Rang eines Brigade-Generals hat und nicht glücklich in seinen Operationen gewesen war, den Oberbefehl über einen brasilianischen Feld-Marschall führen sollte, der für den besten General gilt und in früheren Kriegen siegreich gewesen ist. Ging Mitre jetzt fort, so war Caxias und somit Brasilien im folgerichtigen Besitz des Ober-Commando's; er hoffte also, daß Paunero allein die Revolution in den kleinen Weststaaten niederschlagen werde, und blieb. Paz in Buenos-Ayres war zwar inzwischen schon bedenklicher geworden, als er die Ausbreitung der Mendoza-Aufständischen sah; aber er ahnte doch nicht, daß sich in seiner unmittelbaren Nähe ebenfalls ein Ausbruch vorbereitete, bis auch hier die brasilianischen, eben so thätigen als aufmerksamen Agenten ihm den Wink gaben, er möge auf seiner Hut sein, denn es bereite sich eine gefährliche Bewegung gegen die Conföderation in Buenos-Ayres selbst vor. Es ergab sich denn auch wirklich, daß eine Verschwörung im Werke war. Die Beschlagnahme mehrerer Kisten mit Waffen bestätigte diese Winke, und nun machte Paz wie Alsina durch rücksichtslose Energie das bis dahin Versäumte wieder gut. Mehrere Zeitungen hatten sich gerade in den letzten Tagen durch die Heftigkeit ihrer Angriffe gegen die Regierung hervorgethan, und bei ihnen begann er seine Maßregeln.

Haussuchungen führten zur Beschlagnahme verbrecherischer Correspondenzen und zu dem Beweise, daß Agenten der chilenischen Gesandtschaft jene geradezu zum Aufruhr auffordernden Artikel geschrieben. Die Redakteure wurden verhaftet und auf ein Pontonschiff auf der Rheede gebracht, bei weiterem Nachforschen viele Proletarier im Besitze von Waffen gefunden, und durch aufgefundene Listen und Pläne festgestellt, daß es sich um eine Verschwörung gegen den Präsidenten Mitre und die Präponderanz von Buenos-Ayres in der Conföderation gehandelt, wodurch dann sofort die Auflösung

der Triple-Allianz, ein Bund mit Paraguay und Krieg mit Brasilien herbeigeführt werden sollte. Zunächst sollten alle Oberbeamten der Conföderations-Regierung wie der Staaten-Regierungen beseitigt werden, und zwar auf dem kürzesten Wege, durch Mord! Da sich in Buenos-Ayres selbst doch nicht Viele fanden, welche ohne Berechnung der Folgen sich kopfüber in ein so gewagtes Unternehmen stürzten, so hatte die Verschwörung auf das Depot paraguitischer Kriegsgefangenen gerechnet und den bei der Capitulation von Uruguayana gefangen genommenen Padre Duarte gewonnen, der hier in Buenos-Ayres umherging und Zutritt zu seinen gefangenen Landsleuten hatte. Als die Sache entdeckt war, fand es die chilenische Gesandtschaft gerathen, rasch eine Vergnügungsreise nach Montevideo zu unternehmen, und Paz sandte ihnen eine große Zahl Verdächtiger nach, so daß Buenos-Ayres die gefährlichen Elemente sämmtlich und auf einmal los wurde. Die Nachricht von diesen Vorgängen bestimmte nun endlich den Präsidenten Mitre, das allirte Lager zu verlassen und nach Buenos-Ayres zurückzukehren, wodurch eo ipso der Oberbefehl über die gegen Paraguay operirenden Truppen auf den Feldmarschall Caxias überging. Die ersten Besprechungen mit seinem Vice-Präsidenten Paz und dem Lokal-Präsidenten Alsina führten zu einem Rücktritte des ersteren in das Privatleben und zu einer Reise des letzteren an die südlichen Grenzen des conföderirten Gebietes gegen Patagonien, um dort — die neuen Ansiedlungen zu besichtigen! Mitre wollte nun selbst zum General Paunero, denn er fühlte sehr wohl, daß die unterdessen nur noch mächtiger gewordene Revolution in den Westistaaten so rasch als möglich unterdrückt werden müsse, sollte nicht Alles in Frage gestellt werden. Aber die angebotene und von allen drei Contrahenten der Triple-Allianz abgelehnte Vermittelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die verdächtigen Bewegungen des Generals Urquiza in Entre-Rios, so wie Symptome einer beginnenden Feindlichkeit in Corrientes veranlaßten ihn doch, vor der Hand lieber an dem Sitze der Conföderations-Regierung zu bleiben. Auch dies erwies sich vortheilhaft, denn Paunero hatte nun seinen Vormarsch von San Luis gegen Mendoza begonnen und der Commandeur seiner Avantgarde, Oberst Arredondo, den feindlichen Bandenführern Gebrüder Saa, Videla, Rodriguez und Varela de Angel bei San Ignacio eine so empfindliche Niederlage beigebracht, daß die ganze Gesellschaft über das Gebirge nach Chile zurückfloh. Wie immer in diesen südamerikanischen Kämpfen, genügte dieser Eine Schlag, um den Revolutionsspuk zu zerstreuen, und so ist denn Bartolomeo Mitre in diesem Augenblick wieder im Vollbesitz seiner Autorität. Ob er nun nach Paraguay zurückkehrt, um dort den Oberbefehl wieder zu übernehmen, oder vielmehr ob Brasilien ihm denselben wieder anvertraut, wird wohl von den Operationen abhängen, welche die brasilianischen Generale jetzt zunächst unternehmen. Mitre hat sich abermals überzeugen können, auf wie schwachen Füßen ein republikanischer Präsidentenstuhl in diesen immer bewegten Ländern steht, und erkennt den Schutz vor künftigen Gefahren gleicher Art in der Freundschaft und im Zusammenhalten mit Brasilien. Als er das allirte Lager verließ, nahm er 4000 Mann seiner Ar-

gentiner mit nach Buenos-Ayres, so daß überhaupt nur noch 3000 Argentiner bei dem brasilianischen Heere geblieben sind, das man somit kaum noch ein alliirtes nennen kann. Ob nun Mitre den Wiedergewinn seiner Autorität dazu benutzen wird, kräftiger als bisher durch Truppenzahl, Material und Verpflegung in dem Kriege gegen Lopez aufzutreten, muß die nächste Zukunft lehren. Beim Abgange der letzten Nachrichten von dort war die Cholera in Buenos-Ayres ausgebrochen und paralysirte jede Thätigkeit. Trotz des glänzenden Sieges der gesetzmäßigen Autorität scheinen die Federalistas — Gegner der Regierung — ihre Pläne doch noch nicht aufgegeben zu haben, und hoffen immer noch auf ein Heraustreten Urquiza's aus seiner zweideutigen Haltung. Sie möchten ihn zu einem offenen Gegner Mitre's und Brasiliens haben, wie er es ja schon längst im Geheimen gewesen ist; aber der alte Caudillo ist vorsichtig und möchte seine immensen Reichthümer nicht gern verlieren. Wie es scheint, lassen Mitre und Flores den gefährlichen Gegner nicht aus den Augen, und Brasilien bewacht jeden seiner Schritte. So wenig Urquiza auch thut, so ist er doch eigentlich diejenige Person, um welche sich alle Combinationen in den Plataländern drehen. Wenigstens kann Keiner ihn übersehen wollen, weil eben Alle Augen auf ihn gerichtet sind.

Die Republik Paraguay, oder vielmehr der absoluter als China und Japan regierte Staat Paraguay, fährt fort, in anerkennenswerthester Weise Widerstand gegen den Angriff der Triple-Allianz zu leisten, die, wie wir aus dem Vorhergehenden ersehen haben, in ihrer militärischen Aktion neuerdings nur noch auf Brasilien beschränkt ist. Ihr Diktator und Marschall Lopez zeigt, seitdem er auf die Defensive angewiesen ist, eine Ausdauer und eine Entschlossenheit, welche einer besseren Sache zu wünschen wären. Die Hoffnungen und Voraussetzungen der Staatsmänner, welche die Paragraphen des Triple-Allianz-Traktates formulirten, daß von dem Augenblicke an, wo Truppen liberal konstituirter und regierter Staaten den Boden Paraguays betreten würden, eine Bewegung des Abfalls im Lande selbst entstehen müsse, und die Guaranis, — diese eigentliche Nationalität der Paraguays, — froh sein würden, ein unerträgliches Joch abzuschütteln, haben sich nicht erfüllt. Im Gegentheil zeigt sich im Volke und in der Armee eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den Mann, der sie in vollkommenster Willkür regiert. Die Legion, welche man in Buenos-Ayres unter dem Namen einer paraguitischen gebildet hatte, die unter einer paraguitischen Fahne marschirt, aber nie über die Stärke einer sehr schwachen Compagnie hinausgekommen ist, bestand aus gebornen Paraguays, welche das strenge Regierungssystem der Familie Lopez aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, und welche in Buenos-Ayres und anderen Städten der Conföderation angesiedelt waren. Es wurde viel von ihrem Erscheinen auf paraguitischem Boden gehofft. Sie sollten ihren Landsleuten die lange entbehrte Freiheit bringen und sollten sie dadurch zum Abfall von ihrem Diktator bewegen. Man hat aber weder von der militärischen noch von der agitirenden Thätigkeit dieser Legion etwas gehört, selbst dann nicht, als die kriegsgefangenen Paraguays und Deserteure in dieselbe eingereiht wurden. Eben so hat sich ein vor ungefähr sechs Wochen

auftauchendes Gerücht als unwahr oder doch wenigstens als wirkungslos erwiesen, nach welchem ein junger Capitain mit 300 Mann von Lopez abgefallen wäre und sich in die Richtung nach Candelaria durchschlüge, um sich mit den dort unter dem Obersten Portinho stehenden brasilianischen Truppen zu vereinigen. Man hat nichts wieder davon gehört, wahrscheinlich ist er also der ihm nachgesandten Verfolgung unterlegen, denn daß irgend eine Veranlassung zu diesem Gerüchte vorhanden gewesen sein muß, scheint eine Proklamation des Diktators zu bestätigen, welche die Soldaten auffordert, wachsam und fest gegen Verräther in ihrer eigenen Mitte zu sein. Nach diesen beiden Richtungen hin haben sich also die Hoffnungen seiner schwergekränkten Gegner nicht erfüllt. Eben so wenig die Aussicht auf ein Nachgehen von seiner Seite. Als er nach dem Falle des Curuzúforts plötzlich eine Zusammenkunft mit dem Oberbefehlshaber, General Mitre, erbat, glaubte man daraus seinen Wunsch entnehmen zu können, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Es ergab sich aber sehr bald, daß er diesen Schritt nur gethan, um Zeit für die Vollendung eines neuen Retranchements zu gewinnen, welches den durch Wegnahme des Forts Curuzú erleichterten Angriff auf das verschanzte Lager von Curupaiti abwehren konnte. Als jener Angriff erfolgte, bewies das Mißlingen desselben, daß Lopez auch diesen Schritt eines anscheinenden Entgegenkommens nur in kluger Berechnung und durchaus feindlicher Absicht gethan. Somit scheint er vollständig entschlossen, nur mit seinem Leben, seiner Verwundung oder Gefangennehmung den Kampf aufzugeben. Faktisch hat er bis jetzt, von Beginn der Feindseligkeiten an, keinen Fuß breit Terrain anders als vorübergehend gewonnen, ist aus allen Positionen, die er durch Ueberraschung oder Uebermacht zeitweise gewonnen, verjagt worden, hat seine kleine aber muthige Flotte seit ihrer Niederlage am Riachuelo vor länger als einem Jahre nicht wieder zum Vorschein kommen lassen, hat seinen Feinden den Uebergang über den Parana nicht verwehren können, sieht sie jetzt in seinem eigenen Lande und wagt seit sechs Monaten sogar die Ausfälle nicht mehr, mit denen er die ihn Bedrängenden in den Parana zurückzuwerfen hoffte. Er sieht den Kreis sich immer enger um ihn schließen, der ihn doch endlich erdrücken muß, aber er giebt nicht nach, und selbst die letzten Mittel, die er ergriffen hat, die Revolutionirung einiger Staaten der Argentinischen Conföderation und die Anrufung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Vermittler-Rolle zu übernehmen, zeigen nichts von der Einsicht, daß seine Person allein das Hinderniß für den Frieden sei, und daß er allein im Stande ist, durch seinen Rücktritt die Ruhe wieder herzustellen. Eben so fest wie er ist aber auch Brasilien, welches sich durch keinen augenblicklich ungünstigen Zwischenfall abschrecken läßt, das einmal als nothwendig erkannte Ziel zu verfolgen, wenn es auch mit einer Langsamkeit geschieht, die fast ein Uebermaß von Vorsicht verräth. Die Leistungen Paraguays und seines Diktators in diesem nun zwei Jahre dauernden Kriege sind wahrhaft außerordentlich. Mit keinen anderen Mitteln, als die das eigene, doch nur von einer Million Menschen bevölkerte Land gewährt, führt er den Krieg in einem Maßstabe, wie ihn Südamerika bisher noch nicht ge-

kannt hat. Seine Festung Humaitá liegt immer noch unangegriffen hinter dem verschanzten Lager von Curupaiti, an dessen Wällen bereits ein Sturm gescheitert ist, und hinter der befestigten Position von Las Rojas, vor welcher die Alliirten bei Tuyuti nun schon über ein Jahr liegen und sie nicht ernstlich angreifen, sich aber freilich eben so wenig durch Ausfälle aus ihrer einmal eingenommenen Stellung verjagen lassen. Seine Offensivkraft ist augenscheinlich gebrochen, seine Defensivkraft aber noch immer unerschüttert. Man kennt bei den Alliirten noch nicht einmal die ganze Ausdehnung der Rojasbefestigungen; hat zwar, als bei einem der paraguitischen Ausfälle und bei der Verfolgung durch brasilianische Soldaten die Walllinie erstiegen worden, gesehen, daß hinter derselben sich noch eine zweite in derselben Ausdehnung erhebt, ist aber im Zweifel, ob hinter der zweiten sich auch noch eine dritte befindet. Bei der großen Geschicklichkeit, mit welcher die Paraguays unter Leitung europäischer Offiziere ihre Positionen zu befestigen verstehen, ist die Existenz einer solchen dritten Linie wenigstens nicht unwahrscheinlich. Nach den Regeln europäischer Kriegführung würde man diesen Befestigungen gegenüber längst zur Sappe, also zur regelmäßigen Belagerung gegriffen haben. Diese Art des Angriffs scheint aber dem Charakter südamerikanischer Kriegsführung zu widerstehen, obgleich der Transport eines vollständigen Belagerungstrains zu Wasser immer noch leichter sein würde als zu Lande. Man weiß ja aber auch in Europa, wie ungern sich Feldherren beim Beginn eines Krieges mit Mobilisirung eines Belagerungstrains befassen. Düppel und Königgrätz, Theresienstadt und Josephstadt, ja selbst der Königstein, haben bewiesen, daß jede Mobilmachung auch auf einen Belagerungstrain ausgedehnt werden sollte.

Diktator Lopez hat noch immer die Zügel straff in der Hand, kann auch an Geld keinen Mangel haben, denn die Deserteure sagen aus, daß der allerdings sehr geringe Sold pünktlich gezahlt wird. Allerdings hatte Lopez beim Beginn des Krieges einen wohlgefüllten Schatz, die Nation ist aber notorisch arm, und da seit zwei Jahren auch keine Ausfuhr stattgefunden, gewiß seitdem nicht reicher geworden. Die in Europa versuchte Anleihe ist bekanntlich gescheitert, also der Diktator nun schon so lange nur auf sich selbst angewiesen. So unglaublich es anfangs klang, als die Zeitungen seine Armee auf 60,000 Mann angaben, da Paraguay eben nicht mehr als eine Million Einwohner hat, so ist durch den Lauf der Begebenheiten doch die vollkommene Wahrheit dieser Angabe bewiesen worden. Allerdings haben die unaufhörlichen Verluste diese Armee bis auf 18,000, nach anderen Angaben nur bis auf 25,000 Mann reducirt, und ein Ersatz ist nicht möglich, weil Lopez von vorn herein alle Kräfte seines Landes angespannt. Trotzdem bleibt seine Vertheidigung eben so kräftig wie früher, und wenn die Alliirten nicht anders operiren als bisher, wenn sie fortfahren, Humaitá mit seinen Vorwerken als den einzigen Angriffspunkt festzuhalten, so wird er sich vielleicht noch lange mit gleicher Hartnäckigkeit vertheidigen können; nach menschlicher Berechnung freilich vergeblich, denn Brasilien hat auch neuerdings wieder erklärt, sich auf keinerlei Unterhandlung, Vermittelung oder Abkommen einlassen zu wollen;

wenn die Hauptstipulation des Triple-Allianz-Traktates, die Verjagung der Familie Lopez aus Paraguay, nicht erfüllt werde, und in der That, je mehr man die Festigkeit, das Organisationstalent und die Geschicklichkeit des Diktators bewundern muß, je richtiger erscheint auch die Ueberzeugung Brasiliens, daß mit einem solchen Mann, mit einer solchen militärischen Organisation und mit einem so regierten Lande doch auf die Länge kein Friede möglich ist.

Ein Artikel der „Times" gab kürzlich eine unparteiische Darstellung der Verhältnisse, so weit diese überhaupt bekannt und zu übersehen sind; denn auch jetzt noch und trotz der sich mehrenden Ueberläufer ist das Land eine vollkommene Terra incognita, ja es scheinen sogar die vor dem Kriege veröffentlichten Karten absichtlich fehlerhaft zu sein. Wie es hinter den Rojas-Linien, um Humaitá und von hier auf der Straße nach Assuncion aussieht, davon haben die Alliirten nicht einmal annähernd Kenntniß, so daß sich eigentlich gar kein Plan entwerfen läßt. Auch hierin beweist Lopez eine große Geschicklichkeit, welche allerdings nur durch den entschiedensten Despotismus zur Geltung zu bringen ist, denn es herrscht das absoluteste Schweigen um ihn her, selbst in den geringfügigsten Dingen. Seine besten Generale, Diaz und Resquin (der erstere ist seitdem durch eine brasilianische Kanonenkugel innerhalb der Wälle von Curupaiti gefallen), behandelt er wie Unteroffiziere, und doch hängen sie an ihm und halten treu zu seiner Sache. Er führt das furchtbare System durch, jeden Soldaten für seinen Kameraden verantwortlich zu machen, und die Guaranis sind aus den Zeiten der Jesuiten-Missionen und des Dr. Francia dermaßen an blinden Gehorsam gewöhnt, daß sie von ihrem Diktator eben Alles ertragen. Mit einer solchen Hingebung und Anhänglichkeit läßt sich aber auch Etwas durchführen, während in der Argentinischen Armee z. B. jeder höhere Offizier bei Befehlen, die er geben muß, immer daran denkt, ob seine konstitutionellen Untergebenen diese Befehle auch billigen und nicht darüber an irgend eine Zeitung berichten werden. Auch der Correspondent der „Times" hält die Sache des Diktators für verloren und macht seinen Fall nur von der Zeit abhängig. Bleiben die Alliirten bei ihrem bisherigen System, durchaus erst Humaitá haben zu wollen, ehe sie sich gegen Assuncion wenden, so kann allerdings noch viel Zeit vergehen, ehe sie vollständig zu ihrem Ziele kommen. Richten sie aber einen zweiten Angriff von Candelaria her direkt gegen die paraguitische Hauptstadt, so daß sie Humaitá überhaupt nur beobachtet zur Seite liegen lassen, und siegen sie dann im freien Felde, so wird die Sache sehr rasch entschieden sein. Und für einen solchen Versuch der Alliirten scheinen die neuesten Vorbereitungen des Feldmarschall Caxias zu sprechen. Aber freilich dürfte das verheerende Auftreten der Cholera auch hier viele Hindernisse bereiten.

Seitdem die von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika angebotene Vermittlung von allen drei Staaten der Triple-Allianz abgelehnt worden ist, scheint der Diktator Lopez rathlos. Er hat zwar in seiner „Freundin", der Engländerin Miß Lynch, eine geschickte und allzeit fertige Rathgeberin und eben so treue als eifrige Agenten in Europa wie in sämmt-

lichen Staaten Süd-Amerika's, welche die herrschenden Antipathieen gegen Brasilien mit Vortheil für ihren Herrn auszubeuten suchen; aber ein Plan nach dem andern scheitert, und alle Combinationen werden immer wieder auf die nackte militairische Entscheidung zurückgeführt. Bei dieser kommt es aber nur auf die nachhaltigste Kraft an, so wie auf die Möglichkeit, jeden Verlust und jeden Abgang zu ersetzen. Hierin ist der Diktator Lopez in entschiedenem Nachtheil gegen die drei Verbündeten, welche im Atlantischen Ocean die Basis für alle ihre Operationen, reiches Hinterland und vor allen Dingen die Ueberlegenheit zu Wasser haben. Wie Rosas, der einst allmächtige Diktator von Buenos Ayres, so wird auch Lopez von Paraguay aller Wahrscheinlichkeit nach einst als sehr wohlhabender Privatmann in Europa erscheinen, aber schwerlich wie Rosas, die Hoffnung aufgeben, wieder in den Besitz Paraguay's zu kommen, dessen reichster Grundbesitzer er ja schon längst ist. Aber es wird in dem verhältnißmäßig armen Paraguay länger dauern, als es in Buenos Ayres gedauert hat, ehe das Land von der fürchterlichen Erschöpfung dieses Krieges sich wieder erholt, wenn auch freiere Institutionen und der geöffnete Weltverkehr ihm die Vortheile der bisherigen Centralisation ersetzen. Zu eigentlicher Geltung wird Paraguay allerdings erst kommen, wenn es sich auch in seinen Gewohnheiten von dem abjecten Despotismus emancipirt hat, der das Land bis jetzt zu einem Unicum in ganz Amerika machte. Großen Ereignissen gegenüber schwindet gewöhnlich die sonst so straffe und Kraft concentrirende Macht des Despotismus. Keiner wird leugnen können, daß Paraguay in seiner Art ein glücklicher Staat war, so lange er sich von der äußern Politik fern hielt und nur sich selbst wollte. Von dem Augenblick aber, wo sein Diktator eine Rolle auch außerhalb seiner Grenzen spielen wollte und in Contakt mit dem liberalen System seiner Nachbarn kam, mußten auch die Consequenzen mit in den Kauf genommen werden, die jedem Heraustreten aus traditioneller Politik nun einmal unvermeidlich zu folgen pflegen.

Das Kaiserreich Brasilien sieht sich durch die Verhältnisse einer großen Verantwortlichkeit, möglicher Weise einer großen Zukunft gegenübergestellt. Als es nothgedrungen den Handschuh aufheben mußte, den ihnen der Diktator Lopez von Paraguay unerwartet hinwarf, hat die kaiserliche Regierung schwerlich vorausgesehen, welche Folgen dieser damals für unbedeutend gehaltene Krieg haben würde, haben könnte. In ganz Süd-Amerika hatte man das durchaus für den einstigen Krieg berechnete Militairsystem Paraguays für eine Liebhaberei und Spielerei der beiden Lopez, Vater wie Sohn, gehalten. Es widersprach so ganz dem liberalen und freiheitlichen Milizsysteme aller Süd-Amerikanischen Staaten, hing so gar nicht von Kammerbewilligungen oder Nationalgarden-Gesinnungen ab, daß man es für eine Anomalie betrachtete, und durchaus den mancherlei warnenden Stimmen nicht glauben wollte, welche Unheil prophezeihten, wenn man ungestört in Paraguay sich eine solche militairische Kraft entwickeln ließe. Nur Kaiser Dom Pedro II. scheint ganz richtig erkannt zu haben, was dort sich vorbereitete, denn er drang schon seit Jahren auf eine Verbesserung der brasilianischen

Armee, konnte aber gegen den gewöhnlichen constitutionellen Widerstand in solchen Dingen nichts erreichen, und fand sich, als der Diktator Lopez seinen ersten Gewaltstreich gegen Brasilien ausgeübt, — den Regierungsdampfer Olinda mit Beschlag belegt, den brasilianischen Gouverneur von Matto grosso gefangen und brasilianische Regierungsgelder weggenommen hatte, — dieser Beleidigung gegenüber fast machtlos. Einem 60,000 Mann starken Paraguay'schen Heere konnte Brasilien anfangs nur 13,000 Mann in den beiden Infanterie-Divisionen Netto und Osorio entgegenstellen, welche eben in Uruguay den Frieden wieder hergestellt hatten. Das ganze brasilianische Heer zählte damals, nach obenein auf weite Entfernungen zerstreut, nur 17,000 Mann, nominell freilich 21,000 Mann. Trotz seines Nationalreichthums, trotz seiner nach Hunderttausenden zählenden, zu allen möglichen Paraden, Prozessionen und Demonstrationen stets bereiten, für jeden Ernstfall aber vollkommen unzuverlässigen Nationalgarde befand sich Brasilien in einer sehr ungünstigen Lage. Der eigentliche Kriegsschauplatz war, sowohl in Matto grosso als am Paraná auf hunderte von Meilen entfernt, und nur auf dem Wasserwege zu erreichen; es fehlte nicht allein an einer genügenden Marine, um die Transporte aus dem Innern, sondern auch an einer Armee selbst, um sie auf den Kriegsschauplatz zu bringen. Für Beides waren allerdings Kern und Anfänge vorhanden, an die sich Neues anlehnen konnte; aber es bedurfte nicht allein der Zeit, um die Armee zu verstärken, sondern auch um sie mit Vertrauen einem sorgfältig vorbereiteten Feinde entgegenzuführen. Panzerschiffe mußten erst gebaut, resp. gekauft werden. Man konnte also damals bereits voraussehen, daß es sich um einen langwierigen Krieg handele. Obgleich er geeignet war, dem Staate schwere Prüfungen zu bereiten, begrüßten die gereiften Staatsmänner des Kaiserreiches den Krieg doch als einen Regenerator für Vieles, was nachgerade zur Lethargie zu führen drohte. So ausgebildet bei den Völkern romanischer Race der Nationalstolz auch ist, so schwach stand es damals mit dem Nationalgefühl des brasilianischen Volkes, das nur noch für Gelddverdienen und Rechte, aber nicht für Opfer und Pflichten Sinn hatte. Die rauhe Hand eines sehr ernsten Krieges griff unsanft weckend in diese beginnende Stagnation hinein, und sieht man, wie sich das Alles jetzt schon zum Bessern gewendet hat, so muß man dem Lande Glück wünschen, daß es neben den Kaffeesäcken sich auch noch für andere Interessen erwärmen konnte und erwärmt hat. Wenn wir, — allerdings nach Verlauf von zwei Jahren, die seitdem geschaffene brasilianische Armee und Flotte übersehen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Brasilien mit ihnen in die Machtsphäre, aber auch in die Verantwortlichkeiten der Staaten ersten Ranges eingetreten ist, ein Fortschritt, der ohne diesen das ganze Volk aufregenden Krieg gar nicht möglich, namentlich aber durch Kammerdebatten nicht zu erreichen gewesen wäre. Daß sich durch den übermüthig provozirenden Einfall der Paraguays in Corrientes, also in Argentinisches Gebiet, die Triple-Allianz entwickeln würde, konnte beim Beginn des Krieges wohl Niemand vorhersehen. Von dem Augenblicke aber, wo sie in Buenos Ayres geschlossen war, zeigte die

brasilianische Regierung ein solches Geschick und eine so nachhaltige Kraft, daß sie sich überall in den vollkommensten Respekt gesetzt hat, und die tiefe Entrüstung der Nation gegen das Auftreten der Paraguays kommt ihr dabei in bewundernswerther Art zu Hülfe. Sie hat nicht allein mit dem offenen Feinde bei Humaitá, sondern auch mit den unzähligen heimlichen Feinden zu kämpfen, welche sich in den sämmtlichen Plataſtaaten spanischer Race befinden und aus nationeller Antipathie gegen das portugiesische Blut der Brasilianer bei jeder Gelegenheit der kaiserlichen Regierung Hindernisse bereiten. Diese Racenfeindlichkeit ist es auch, welche selbst über den endlichen Sieg in diesem Kriege hinaus, dem Kaiserreich noch unendliche Schwierigkeiten bereiten wird, wenn es dann erst an die Lösung seiner Hauptaufgabe herantreten will, die Aera der Revolutionen, der Pronunciamentos und der immer wiederkehrenden politischen Unruhen wenigstens in seinen Nachbarländern zu schließen. (Schluß folgt.)

Eine Nachtsitzung des englischen Parlaments.

Die französische Revolution war ausgebrochen und hatte außerhalb Frankreichs bald begeisterte Zustimmung, bald Indignation hervorgerufen. Unser Klopstock jauchzte ihr erst zu und pries in flammenbeflügelten Worten die große That, bis er später seinen Irrthum bitter beklagte und in England fand sie am jüngeren Fox einen begeisterten Vertheidiger, während sein intimster langjähriger Freund, der große Burke, in der Revolution den Untergang alles Bestehenden prognosticirte. Beide blieben Freunde, vermieden aber einander offen zu gestehen, daß bei diesem diametralen Gegensatze politische Meinungen für die Dauer ihr Freundschaftsband sich lösen müsse. Die Gelegenheit dazu kam in der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1791, wo beide als Parlamentsmitglieder Gelegenheit hatten, ihre Meinung über die Revolution darzulegen. Jedem der Anwesenden war das Verhältniß der beiden Männer bekannt, und Jeder ahnte, als Burke gegen 10 Uhr das Wort ergriff, daß es zum Bruche kommen werde. Vielfach zur Ordnung gerufen, weil er, wie es schien, vom Thema abschweifte, sprach er mit einem Strome der Beredtsamkeit, dem keine Feder folgen konnte und entrollte ein trauriges Gemälde von den Wirkungen der französischen Revolution. Endlich zum Schlusse eilend, die Thränen im Auge, sprach er: „Das Gift der Revolution ist mit gemeinen Opfern nicht zufrieden; sein Stachel sucht das Hohe auf Erden, das Stolze, das Schöne, das recht Erprüfte, die heiligsten Verbindungen des Lebens und wird nichts verschonen. Ich selbst, am Rande des Grabes, müde nach dreißigjähriger rechtschaffener Arbeit für England und für die Freiheit, hatte mich umgesehen nach einem Erben, dem ich das Vermächtniß meiner Sorgen, meiner Hoffnungen, meiner geheimen Gedanken

über dieses Jahrhundert und über dieses mein Vaterland getrost übertragen und dem ich sagen könnte: Vollende du Glücklicher, was ich gewollt! Ich habe ihn gefunden; achtzehn Jahre hat er mein Testament und mich wie das Bild seines Vaters am Herzen getragen — die Revolution ist ausgebrochen und ich habe ihn nicht mehr: ich bin allein, mein Blut ist ausgestorben in diesem Hause: ich sterbe unbeerbt." — „Diese Freundschaft ist zu Ende!" fuhr er fort mit schneidender Kälte und mit feurigen Worten all die entschlafenen Helden des brittischen Alterthums aufrufend, schilderte er die wahre Freiheit, die England habe und haben werde. Er hörte auf: es war um zwei Uhr Morgens; Todtenstille lag über der Versammlung. Fox erhob sich um zu sprechen und setzte sich stumm wieder nieder unter einem Strome von Thränen. Die Ordnung des Parlaments, die Jahrhunderte lang bestanden, war unterbrochen, die Staatsangelegenheit war im Herzensverhältniß dieser beiden großen Männer zum Schweigen gekommen und man dachte nicht daran, die Verhandlungen nach diesem Ereigniß noch weiter in der Nacht fortzusetzen.

Die Volkssprache im heutigen Staatsleben.

II.

Kommen wir nun zu denjenigen Ländern, in denen die deutsche Sprache die herrschende ist, so finden wir hier nicht nur eine vollkommene Achtung solcher Volkssprachen, welche zugleich Culturspraсhen sind, sondern auch die wirkliche Förderung derjenigen Volkssprachen, die für sich allein dem Culturbedürfniß der Staatseinwohner nicht genügen würden. In dieser Beziehung wären zunächst die Staaten zu erwähnen, in denen die herrschende deutsche Sprache die Sprache der Minderheit ist, also der österreichische Staat, in dem noch nicht ein Viertel der Einwohner (24,2 pCt. der Gesammtbevölkerung) deutscher Nationalität ist, sowie die baltischen Provinzen des russischen Reiches, welche vermöge ihrer besonderen Landesverfassungen zur Zeit noch eine gesonderte staatliche Stellung einnehmen und in welchen die deutsche Nationalität nur etwa ein Zwölftel der Einwohner, deren Zahl mehr als 2,2 Millionen Seelen umfaßt, begreift.

In Betreff der deutschen Nationalität genügt die Thatsache, daß hier das politisch und culturhistorisch allein berechtigte Deutschthum dem Lettischen und dem Estnischen, — beides zusammen von 1,339,000 Menschen gesprochen — reichlich jene Stelle einräumt, die man in Belgien dem niederdeutschen Idiom gegenüber als die Erfüllung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung ansieht. Die genannten Sprachen sind als Schulsprache der ländlichen Ortschaften in Geltung, für welche die deutsche Regierung die Lehrer in von ihr errichteten Seminarien ausbildet und in denen die deutsche Sprache nicht gelehrt wird, sie sind ferner die Sprache des Gottesdienstes —

soweit nicht die Rücksicht auf die vorhandenen deutschen Nationalen die zeitweise Abwechselung mit deutschem Gottesdienst erfordert — und die Geschäftssprache der Gemeindegerichte.

In letzterem Punkte zeigt sich auch eine gewisse Verschiedenheit gegen das Vorgehen von russischer Seite; denn wenn man auch an der Geltung des Russischen als Sprache der militärischen Angelegenheiten keinen Anstoß nehmen darf und auch die seit einem Vierteljahr beförderte Erlernung der russischen Sprache und ihre Einführung als Unterrichtsgegenstand in gewissem Maße gerechtfertigt finden mag, so wird man doch nicht behaupten können, daß die Geltung derselben als Geschäftssprache verschiedener nach Petersburg centralisirter Angelegenheiten, z. B. als Geschäftssprache der Domänenverwaltung der baltischen Provinzen, in den nationalen Bestandtheilen der Bevölkerung dieser Länder eine genügende Motivirung finde. Andererseits muß auch hier als ein Zeichen großer Mäßigung erwähnt werden, daß — abweichend von der sonst russischerseits befolgten Praxis — in den baltischen Provinzen den in Folge falscher Vorspiegelungen zur russischen Staatskirche übergetretenen lettischen und estnischen Bauern selbst der Gebrauch ihrer Muttersprache beim Gottesdienste verstattet worden ist.

Gegenüber allen diesen Freiheiten muß man aber doch hervorheben, daß die Russificirung der russischen Ostseeprovinzen, auf die wir hier ihrer Wichtigkeit wegen etwas näher eingehen wollen, langsam aber sicher vorwärts schreitet, nur kommt diesem Umstande und der Regierung ein oder zwei Faktoren, man möchte sagen, von selbst entgegen. Der Lette und Este verfallen dem Pauperismus; sie drängen sich von Jahr zu Jahr von dem platten Lande immer mehr nach den Städten. Allein während der Russe mit seinem slawischen Nachahmungs-Vermögen, mit seinem angeborenen Schacher- und Krämertalent sich glücklich fühlt in dem neuen Elemente des Lebens, das ihm die Stadt und deren Manufakturthätigkeit darbieten, eben so unglücklich fühlt sich innerlich und auch praktisch der Lette und Este darin. Es fehlt ihm der Formensinn des Slawen, jener Sinn, der sich an immer neuen Gestaltungen der manufakturellen Produktionen ergötzt, jener Sinn, dem es gar nicht auf den Gehalt und Gebrauch der gefertigten Waare, sondern nur auf deren äußeres Ansehen ankommt. Der Lette arbeitet langsamer als jener, ohne doch durch bessere Qualität des Gefertigten und durch gefälligere Aeußerlichkeit der Waare den größeren Zeitverlust bei dem Verkauf wieder aufwiegen zu können; denn seine nächsten Consumenten sind wiederverkaufende Russen, nicht das eigentliche Publikum. Es ist daher natürlich, daß nur neuerdings, wo die Russen, deren Zahl sich in den baltischen Provinzen auf 695,000 Seelen beläuft, in immer größeren Schaaren in's Land hereinkommen und immer menschenreichere Sloboden sich an jeder baltischen Stadt anbauen, alle industriellen Unternehmer auch die Letten und Esten mehr und mehr von sich zurückweisen und die Russen immer häufiger in Sold und Brod nehmen; die lettische und estnische Industrie ist also bereits in ihrem Entstehen von der russischen überflügelt, trotzdem hört der Andrang vom lettischen und estnischen Flachlande zu den Städten nicht auf, denn draußen wird die Zerspaltung zwischen bein-

schen Herren und „undeutschen" Leuten alltäglich größer, und selbst jene Letten, welche verarmt nach dem Flachlande zurückkehren möchten, verstehen es jetzt nicht mehr, sich dem Feldbau wieder zuzuwenden. Im neuen Leben und zu einer Zeit, da ihnen der Verdienst noch etwas reichlicher gegeben war, haben sie sich eingewöhnt in die Verweichlichung der Städte, haben sie alle erlaubten und unerlaubten Genüsse kennen gelernt, welche ihnen das Flachland vorenthält. Dadurch und durch die Berührung der industriellen Russen hat sich ihr Hang zum Diebstahl und Trug, der ihnen eigen ist, immer mehr vergrößert, dadurch haben sie die Anhänglichkeit an die Familie — eine ihrer hervorragendsten National-Eigenschaften — verloren, dadurch ist selbst die Prostitution unter ihren Töchtern und Frauen heimisch geworden, lauter Laster und Fehler, deren sie von den Edelherren auf dem Lande angeschuldigt wurden, weil die Neigung dazu in ihnen vorhanden war, und die nun zur Blüthe gekommen. Vor Allem haben sie im Leben der Städte, in der engeren Berührung mit den Deutschen und Russen auch die Anhänglichkeit an die Nationalität neben jener an Geburtsort und Familie aufgegeben. Eine ungeheure Wandelung ist in ihnen hervorgerufen worden. Das Bewußtsein eines organischen Zusammenhanges mit den deutschen Herren ist ihnen untergegangen, die Gewohnheit fester Wohnsitze und des Landbaues haben sie aufgegeben, das Leben in ärmlichen, aber doch gesicherten Verhältnissen haben sie um die Wahrscheinlichkeit eines raschen und reichlichen, aber auch vollkommen unsicheren Erwerbs verlassen. Dabei fehlen ihnen für alle diese neuen Zustände die inneren Vorbedingungen; ihr ganzer Charakter strebt ursprünglich einer solchen Lebensstellung entgegen, sie haben allen Anhalt, alle Stätigkeit verloren; sie sind kein Volk mehr, das seine Geschichte und seine schöne Sagen der Vorzeit kennt, sondern nichts mehr als eine um Leben und Lebensunterhalt kämpfende Pöbelmenge.

Dies hat zunächst die Vermehrung jener Menschenklasse zur Folge gehabt, die seit Jahrhunderten als die entsittlichste und gefährlichste Hefe der baltischen Bevölkerung gefürchtet und von den Deutschen wie von den Esten und Letten gleichermaßen verachtet ist: die Klasse der „Halbdeutschen". Ursprünglich zum größeren Theile aus jenen Letten und Esten entstanden, welche als Dienende in nähere Berührung mit den Deutschen oder überhaupt mit den Städtern traten und eine gewissermaßen höhere Stellung als ihre feldbauenden Stammbrüder einzunehmen glaubten, haben sie mit einer fragmentarischen Erlernung des Deutschen neben der lettischen Sprache alle Fehler jener Nationalität beibehalten und die ihrer Brotherren mit hinzu erworben. Nach allen Seiten ausspähend, woher ihnen der größte materielle Vortheil winke, sind sie im gewöhnlichen Leben bald Verbündete der Deutschen den Urvölkern gegenüber, bald vereint mit diesen, um die deutschen Herren zu hintergehen und zu betrügen. Durch die Kenntniß beider Sprachen den Mitgliedern beider Nationalitäten im gewöhnlichen Verkehr bequem geworden, haben sie sich gewissermaßen beide verpflichtet. Aber, gleich den getauften Juden fortwährend mit einer Macula levis in der Meinung beider behaftet, stehen sie auch beiden mit einer gewissen inneren Bitterkeit gegenüber. So

lange nun die baltischen National-Elemente von keiner Seite her bedroht waren, blieben sie politisch unwichtig, aber seitdem den Letten in der ihnen verliehenen Freiheit die Möglichkeit eines Abfalles von den Herren gegeben ist, seitdem die russischen Potenzen immer drohender zur Vernichtung der baltischen Ursprünglichkeit heranrücken, sind sie sogar von politischer Gefährlichkeit für das baltische Element geworden. Denn im inneren Leben von den Letten und Esten ebenso zurückgewiesen, wie von dem deutschen Adel, sogar von den sogenannten „deutschen Leuten" — der niederen Masse deutschen Stammes — nicht als ebenbürtig erachtet, werfen sie sich der einzigen Nationalität in die Arme, welche sie mit freundlicher Zuvorkommenheit aufnimmt, den Russen. Wie alle Menschen in mißachteten Stellungen, suchen sie von allen Seiten her, besonders aber von ihren Stammesbrüdern, so viele Genossen ihrer Partei anzuwerben als ihnen möglich, und die Letten und Esten, verbittert in ihrem Hasse gegen die Deutschen, in ihrer ursprünglichen Stellung als Landbauer zurückgekommen, politisch vernachlässigt, geistig verwahrlost, sogar von ihren Seelsorgern ungenügend berücksichtigt, wenden sich durch ihre Vermittelung willig dorthin, woher ihnen die leeren Versprechungen größerer persönlicher Geltung, die Möglichkeit eines unbeschränkteren Gewinnes winkt, zu den Russen. Auf solche Weise sind diese Halbdeutschen zu mächtigen Bundesgenossen des Russenthums geworden, und durch sie, noch kräftiger als durch die unmittelbaren Einwirkungen des Tschinowniks und Popen schreitet die Russificirung der baltischen Lande rasch vorwärts.

In diesem Erkenntniß des unabweisbaren Anwachsens des russischen Elements in den Ostseeprovinzen, von oben herab wie von unten aufwärts, liegt für den Beobachter ein unaussprechlich drückendes Gefühl. Es ist der Samum der Schmeichelei und Versprechungen, welcher in beide Regionen dies Miasma der Auflösung trägt. Gleich dem Giftodem einer Schlange umfängt er die Sinne der Ostseeprovinzbewohner, und wenn dann die Ukase mit ihren Befehlen dazwischen fallen, ist es bereits zu spät zur Rettung. Immer von Neuem versenken sich die gebornen Vertreter des deutschen Elements, der Adel und die Patricierschaft, in eine Täuschung, erzeugt durch russische Versprechungen von der Erhaltung ihrer altehrwürdigen Rechte, Privilegien und Kirchenform, und des Widerstandes unfähig, schmiegt sich unterdessen der energielose Lette, der dumpf hinbrütende Este, in die halb bewußtlos aufgenommenen neuen Formen.

Einen wichtigen Faktor zur Russificirung, wenn auch nicht ein direkter, bilden übrigens die Juden der Ostseeprovinzen, die schon frühzeitig in Kurland, wo sie 1858 in einer Menge von 25,640 Seelen vorhanden waren, zu einer eigenen politischen, nirgends anderswo ihnen eingeräumten Bedeutsamkeit gelangt sind, während man ihnen in den beiden anderen Provinzen, in Estland und Livland, bis vor Kurzem kein Aufenthaltsrecht zugestanden hatte und sie hier in dem eben genannten Jahre erst durch 1510 Individuen vertreten waren. Es ist bekannt, daß die Juden sich im Mittelalter in großen Schaaren nach Polen wandten; um mehr als eine halbe Million war durch ihre Einwanderungen die Bevölkerung des Königreiches

vermehrt worden, und als nun Kurland unter polnische Lehnherrlichkeit kam, drangen eben sie von allen polnischen Elementen am zahlreichsten dort ein. So befanden sie sich denn bereits drittehalbhundert Jahre vor der Occupation durch Rußland im Herzogthum, und nur wenige Jahre nach dem Aufhören der Selbstständigkeit desselben (1787) lebten dort 4580 jüdische Männer, von denen 896 in Städten wohnten und 3684 auf dem Flachlande verstreut waren. Ihre Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft wurde seitdem jener in den polnischen Provinzen immer ähnlicher, immer mehr traten sie als freier Stand zwischen die adeligen Grundbesitzer und deren Eigengehörige ein; darum finden wir denn auch jetzt noch ihre Zahl in den größeren Städten wo schon frühzeitig wenigstens der Anfang eines freien grundbesitzenden Bürgerstandes vorhanden war, für und für verhältnißmäßig geringer, als in den Flecken und Marktorten, wo sie fast einzig die Bevölkerung bilden. Eben deshalb sind Zabeln und Kandau, Pilten, Tukum, Hasenpoth, Bauske, Illuxt und Subat, außer von einer kleinen, meistens eingewanderten christlichen Handwerkerzahl und den Beamten der Gerichte, fast nur von Juden besetzt, während sie in Mitau, Goldingen, Windau und Libau nur Gemeinden bilden. Wie überall, so haben sie auch hier den Handel zu ihrem Haupterwerbszweige gewählt; sie wurden überhaupt die Geschäftemacher in allen Kreisen der Bevölkerung. Doch dies könnte war ihnen nicht zum Vorwurfe machen, sie, die Branntweinbrennereien und Krüge pachteten, waren aber diejenigen, welche dem Hang des Letten zum Trunk und zur Völlerei durch leichten Borg Vorschub leisteten, welche im niederen Volke Bedürfnisse, die diesem früher fremd gewesen, großpflegten, welche die Unsittlichkeit beförderten und, selbst die gefährlichsten Gauner und Diebe, jeden moralischen Halt im Volke untergruben. Durch ihre maßlose Zähigkeit und beispiellose Schmiegsamkeit wußten sie sich dem Adel unentbehrlich zu machen, sie verstanden ihn zu ruiniren und mit dahin zu bringen, seine Selbstständigkeit immer mehr und mehr aufzugeben und diese Deutschen uns zu entfremden, die wir vollständig als unsere Landsleute betrachten, nur staatlich getrennt, wie Preußen, Sachsen, Bayern ꝛc. Ja, sie stehen uns beinahe näher als die Elsasser und Siebenbürger, weit inniger sind sie in unser Gefühl eingewachsen, als die Deutschen Nordamerika's. Es ist dies eine um so wundersamere Anhänglichkeit, als man mit Einzelnen von ihnen immer nur eine kurze Zeit des Lebens verbringt, nämlich auf irgend einer deutschen Universität, die jeder adlige Ostseeprovinzianer zu besuchen pflegt, und sie Einem dann fast immer spurlos verschwinden. Wir fanden sie schon früher nur halb heimisch im eigentlichen Deutschland, doch aber nicht in solchem Maße wie jetzt. Und ein Gleiches findet auch nach Osten hin, nach Rußland, statt, in dessen Verwaltungsbehörden und Militär sie früher mit viel mehr Gliedern vertreten waren und die hervorragendsten, ja die höchsten Stellen oft einnahmen.

Mit der begonnenen Russificirung der Ostseeprovinzen und der Abschaffung vieler alter Rechte und Privilegien des Adels hat auch dessen Kraft gelitten, tritt er nicht mehr so in den Vordergrund, obgleich der indigenen Ritterschaft noch das Recht verblieben ist, die Collegien aller mittleren Verwaltungs-,

sowie der Polizeibehörden nur durch Mitglieder ihrer Corporation zu bilden. Aber schon seit Jahren hat Rußland in die Ostseeprovinzen *russische Sprache* und *russische Gesetze* einzuführen wiederholt Miene gemacht, mußte aber seine Versuche stets sofort als ganz erfolglose betrachten; dafür sind sie mit einer Masse von Ukasen überschüttet worden, und bei der herkömmlichen deutschen Auffassung des Verhältnisses der Unterthanen zu den Staatsgesetzen sind viele solcher Gesetze hier treu befolgt worden, die der Russe bei seiner freieren genialen Auffassung vertagen läßt. Dem Deutschen ist das Gesetz da, um befolgt, dem Russen, um gebraucht oder umgangen zu werden. Wohl kein stärkerer Gegensatz existirt vorläufig zwischen dem eigentlichen Rußland und den Ostseeprovinzen, als in der *Rechtsanschauung* und *Rechtspflege*. Ein Russe kennt den Unterschied vom Recht und Gesetz nicht, und das Gesetz existirt ihm nur in Form von Befehlen, denn das bedeutet Ukas. Nun wird ihm aber so Vieles befohlen, daß er unmöglich Alles befolgen kann, und da die Ukase sehr oft wenig in der Idee des Rechts basirt, sondern meistens durch naheliegende äußere Veranlassungen hervorgerufen sind, so kommt ihm denn auch die sittliche Natur des Rechts nicht zum Bewußtsein. Während es juristisch gebildete Advokaten in Rußland nicht giebt, wohl aber ukasenkundige, routinirte Geschäftsführer, deren Thätigkeit von der der deutschen Advokaten sehr abweicht, ist die Handhabung des Rechts in den Ostseeprovinzen ganz anders, die in dieser Beziehung ganz deutsch genannt werden können. Deutsch ist ihr Privatrecht und subsidiäre Geltung hat in ihren Gerichten das römische Recht. Demgemäß ist die Rechtsbildung und Rechtspflege gestaltet. Kurland prävalirt von den drei Provinzen an tüchtigen Juristen, was wohl größtentheils dem Umstande zuzuschreiben ist, daß in diesem Lande von den Aspiranten auf die Richterstellen die Ablegung eines juristischen Examens gefordert wird; auch lohnt es sich besser bei der guten Besoldung der Richter in Kurland, dort eine juristische Laufbahn zu betreten. Aber in einem Hauptvorzuge vor Rußland steht keine der Ostseeprovinzen der andern nach: *gewissenhafte und unbestechliche Richter sind durchaus in ihnen Regel*, Richter, die, wie der Schwabenspiegel so schön sagt, „das Recht minnen." Möchte der neuerwachte Eifer für die Provinzialrechtswissenschaft noch mehr aufblühen können, und möchten es die Richter nie verkennen, welchen Schatz sie in dem einheimischen Rechte zu behandeln haben. *In diesem Rechte wie in der deutschen Sprache liegt das schönste Band, welches die Ostseeprovinzen mit Deutschland vereint.*

Was nun die *österreichische* Regierung betrifft, so hat sie das äußerste Streben, die volle Gleichberechtigung der Nationalitäten im Gesammtleben eines Staates zur Geltung zu bringen, bewiesen, als nach dem ungarischen Kriege zum ersten Male die österreichischen Länder zur politischen Einheit verbunden waren. Die damalige — für Ungarn nachmals wieder beseitigte — administrative Eintheilung der Kronländer sollte wesentlich den Zweck haben, jede Nationalität innerhalb des ihr zustehenden Gebietes zur berechtigten Geltung zu bringen. Damals wurde sogar der Versuch gemacht, den Geist der Centralregierung alles nationalen Charakters zu entkleiden: in der Bestim-

mung, daß der Text des in neun Sprachen erscheinenden Reichsgesetzblattes in allen neun Sprachen gleich authentisch sein solle, einer Bestimmung, die — nur bei völliger Unbekanntschaft mit dem Wesen der Sprache möglich — die mehrsprachigen Gesetze selbst ihres authentischen Charakters entkleidet, und welche dann ein Jahr später der unvermeidlichen Aenderung Platz machte, daß nur der deutsche Text der authentische sein solle.

Mit dieser Entscheidung fiel jedoch nicht das Princip; es behielt vor Allem seinen Ausdruck in der Anerkennung des Rechtes eines jeden Volksstammes, zu verlangen, daß seine Kinder den allgemeinen Unterricht einschließlich der Unterweisung in der Religion in der eigenen Sprache empfingen. Die Sprache der Mehrzahl der Einwohner ist grundsätzlich die des Elementarunterrichts; bei Theilung der Volkszahl in mehrere Sprachen wird der Unterricht in zwei, auch drei Sprachen ertheilt. Auch an den für die Bevölkerung vorwiegend czechischer, polnischer, kroatischer, magyarischer und rumänischer Landestheile bestehenden mittleren Unterrichtsanstalten wird der Unterricht mit Ausschluß der obersten Klassen in der Volkssprache ertheilt und ist von der Einführung der Volkssprache als Lehrsprache der Universitäten in überwiegend czechischen, polnischen, magyarischen Ländern — welche jetzt wiederum von den Vertretern der Nationalitäten gefordert wird — nur deshalb abgesehen worden, weil sich bei einem früher gemachten Versuche herausgestellt hatte, daß der Wortschatz der angewandten Volkssprache für das wissenschaftliche Bedürfniß nicht ausreichend war.

Dagegen wird selbst im österreichischen Heere die Verschiedenheit der Nationalität nicht nur geschont, sondern auch gepflegt; Gottesdienst und Unterricht findet auch bei dem Heere in der Muttersprache der Truppentheile statt, und gerade in der Erhaltung dieser Verschiedenheit erblicken die Bewunderer des österreichischen Gesammtstaates die Hauptstütze desselben, dem wenig begründeten Ausspruch des ersten Ungarkönigs huldigend: „unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est.“ Auch bot die österreichische Heeresverwaltung ein gleiches Bild, wie die Regelung der bürgerlichen Staatsverwaltung — welche in den deutsch-slawischen Kronländern nordwärts der Alpen vorwiegend deutsch ist — insofern da, als auch hier die Oberherrschaft zwischen der deutschen und der italienischen Sprache getheilt war; für das Landheer war das Commando und die Geschäftssprache deutsch, die Marine aber war im Kommando, den Bildungsanstalten 2c. ein ganz italienischer Heereskörper verblieben, bis neuerdings Abänderungen zu Gunsten der deutschen Sprache erfolgt sind.

Die Bevorzugung, welche die deutsche Sprache in Ungarn, wo 1,3 Millionen Deutsche, 2 Millionen Nordslawen, 0,8 Millionen Südslawen, 1,3 Millionen Ostromanen und 0,1 Millionen anderer Stämme neben 4,9 Millionen Magyaren leben, letztere also in der Minderheit gegen die übrigen Racen sind, nach der Unterwerfung dieses Landes erhielt, ist seit 1860 wesentlich verändert worden; mit der Herstellung der Autonomie dieses Königreiches wurde die ungarische Sprache wieder für die Geschäftssprache desselben erklärt, und die Selbstständigkeit dieser Landestheile ist schon jetzt nicht ohne

Einfluß auf die Sprachverhältnisse an den secundären Unterrichtsanstalten geblieben. Wieweit vor 1848 die Magyaren ihre Sprache zur Geltung zu bringen wußten, zeigt eine Zusammenstellung im dritten Theile der Czörnig'schen Ethnographie. Der mißlungene Versuch Joseph's, die bis dahin gültige lateinische Geschäftssprache durch die deutsche zu ersetzen, bezeichnet den Anfang der national-magyarischen Bewegung, welche zunächst den facultativen Gebrauch des Ungarischen, dann die Authenticität des ungarischen Textes erlangte, dann sie als alleinige Geschäftssprache zur Geltung brachte und als solche selbst für die Kirchenbücher der nicht magyarischen Gemeinden vorschrieb, endlich ihre allgemeine Einführung als Schulsprache des Elementarunterrichts zu erreichen wußte.

Der Anstoß, den die slawischen Nationalitäten Ungarns an diesen Anordnungen nahmen, trug wesentlich zur nochmaligen Entscheidung bei; von den Deutschen in Ungarn scheint kein Widerspruch zu Gunsten ihrer Volkssprache erhoben zu sein, und auch jetzt stehen in Ungarn — und stellenweise sogar in Siebenbürgen — die National-Deutschen überwiegend auf magyarischer Seite. — Gewiß darf man es nicht gering schätzen, wenn die Achtung vor dem historisch erworbenen Rechte eines fremden Stammes, gesteigert vielleicht durch gerechten Abscheu vor Gewaltakten, welche dem Siege der österreichischen Waffen folgten, eine deutsche Bevölkerung dahin bringt: ihr angebornes und unverbrüchliches Recht auf ihre Muttersprache hinten anzusetzen; aber auch hier wird man an Klopstock's vielbekannten Ausruf und an die Warnung erinnert, die er bei den Worten an sein Vaterland richtet: „Nie war gegen das Ausland — ein anderes Land gerecht, wie du!" A. B.

Ueber Eisenbahnen.

Die gesammten Fortschritte einer Nation in allen Beziehungen ziffernmäßig so darzulegen, daß man die Ursachen und ihre relative Kraft sicher und klar überschaut, ist eine überaus complicirte, und wo geistige Ursachen mit in's Spiel kommen, unlösbare Aufgabe. Es ist unmöglich, in Zahlen auszudrücken, wie viel von den glänzenden Fortschritten des Handels und der Industrie in unserem Jahrhundert auf Rechnung der sich ausbreitenden Volksbildung, des Zuwachses an gelehrten Schulen &c. zu setzen, wie viel auf rein materielle Ursachen oder auf Verbesserung der Gesetze, Hebung des Associationswesens &c. zurückzuführen ist. Dennoch bekommen wir durch die Zahlen ein deutliches Bild von dem ganz frappanten, unleugbar dominirenden Einfluß der modernen Verkehrsmittel, hauptsächlich der Eisenbahnen, auf Handel und Wandel. Stellen wir z. B. für Frankreich und England das Wachsthum der Eisenbahnen während des zwanzigjährigen Zeitraumes von 1840 bis 1860 dem Anwachsen des gesammten Handels, der Volksbildung und der Bevölkerung gegenüber, so erhalten wir Folgendes:

		Eisenbahnen im Betriebe. deutsche Meilen.	Werth der Ein- und Ausfuhr Pfd. St.	Conscribirte ohne Schulbildung.	Bewohner.
Frankreich	1840	76,7	82,520,000	40,98 pCt.	34,230,178
	1860	1211,5	232,192,000	29,08 pCt.	36,713,166
Fortschritt:		1480 pCt.	181 pCt.	11,85 pCt.	7,25 pCt.

		Eisenbahnen im Betriebe. deutsche Meilen.	Werth der Ein- und Ausfuhr Pfd. St.	Getraute ohne Schulbildung.	Bewohner.
Großbritannien und Irland	1840	260	119,000,000	41 pCt.	26,954,546
	1860	2263	375,052,000	32 pCt.	29,175,614
Fortschritt:		770 pCt.	215 pCt.	9 pCt.	8,24 pCt.

Dabei ist noch besonders zu beachten, daß in Frankreich die Zunahme der Bevölkerung in neuerer Zeit langsamer fortschreitet als früher und die Zahl der des Lesens kundigen Militairpflichtigen von 1830 bis 1848 um 15 pCt., von 1848 bis 1864, also in der Zeit der großen Entwickelung des Handels und der Eisenbahnen, nur um 7½ pCt. zugenommen hat. Freilich möchte bei Förderung von Handel und Industrie weniger die Ausbreitung des Elementarunterrichts unter den Landbewohnern als die einer höheren Bildung in den Städten in Betracht kommen, doch besitzt man für letztere keine ausreichenden statistischen Nachweise.

Unzweifelhaft tritt die Abhängigkeit des Handels von den Transportmitteln in einigen kleinen Tabellen hervor, die Dudley Baxter seiner „Railway Extension and its results“ beigegeben hat:

Frankreich.

Jahr.	Eisenbahnen, schiffbare Flußstrecken u. Kanäle (7,700 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Ml. Verkehrswege.
1840	8,264 engl. Meilen.	82,520,000 Pfd. St.	9,985 Pfd. St.
1845	8,547 „	97,080,000 „	11,358 „
1850	9,507 „	102,204,000 „	10,750 „
1855	11,015 „	173,076,000 „	15,712 „
1860	13,286 „	232,192,000 „	17,476 „
1865	15,830 „	293,144,000 „	18,518 „

Das Zurückgehen der je einer Meile Verkehrswege entsprechenden Ein- und Ausfuhr um das Jahr 1850 hat seinen Grund in der Revolution von 1848, im Uebrigen correspondiren die Zahlen der letzten Columne und ihr Steigen hinlänglich mit den Längen der Verkehrswege, um ihren ursächlichen Zusammenhang vollkommen klar vor Augen treten zu lassen.

Großbritannien und Irland.

Jahr.	Eisenbahnen, schiffbare Flußstrecken u. Kanäle (4000 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Ml. Verkehrswege.
1833	4,000 engl. Meilen.	85,500,000 Pfd. St.	21,375 Pfd. St.
1840	5,200 „	119,000,000 „	22,884 „
1845	6,441 „	135,000,000 „	20,959 „
1850	10,733 „	171,800,000 „	16,006 „
1855	12,334 „	260,234,000 „	21,098 „
1860	14,433 „	375,052,000 „	25,985 „
1865	17,289 „	490,000,000 „	28,341 „

Die letztere Columne zeigt, wie der Handel mit der Entwickelung des Eisenbahnnetzes Schritt hält von 1833 bis 1845, wie er dann während der allzu rapiden Vermehrung der Eisenbahnen in der Periode von 1845 bis

1850 zurückbleibt, um 1855 wieder nachzukommen und später die Fortschritte der Bahnanlagen sogar bedeutend zu überholen.

Belgien.

Jahr.	Eisenbahnen und Kanäle (910 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Ml. Verkehrswege.
1839	1055 engl. Meilen.	15,680,000 Pfd. St.	14,862 Pfd. St.
1845	1205 „	26,920,000 „	22,340 „
1853	1590 „	27,760,000 „	30,037 „
1860	1907 „	72,120,000 „	37,818 „
1864	2290 „	97,280,000 „	42,919 „

„Dieses enorme Anwachsen des belgischen Handels,“ fügt Baxter hinzu, „muß seinem klugen Systeme der Eisenbahnbauten zugeschrieben werden, und es ist nicht schwer, zu sehen, wie es zuging. Ehe es Eisenbahnen gab, war Belgien vom europäischen Continent durch die Kostspieligkeit der Landfracht und den Mangel an Communication zu Wasser ausgeschlossen. Es besaß keine Colonie und nur wenig Schifffahrt. Die Eisenbahnen gaben ihm directen und raschen Zugang zu Deutschland, Oesterreich und Frankreich und machten Ostende und Antwerpen zu großen Häfen des Continents. Eines seiner Hauptprodukte sind Wollenstoffe, es importirt 21,000 Tonnen Wolle im Werthe von 2,250,000 Pfd. St. aus Sachsen, Preußen, Schlesien, Polen, Böhmen, Ungarn, Mähren und dem südlichen Rußland und exportirt einen großen Theil davon in verarbeitetem Zustande. Es entwickelt sich rasch zur Hauptwerkstätte des Continents und jeder Zuwachs an Eisenbahnen in Europa muß die Communicationen Belgiens und seinen Handel fördern. Sehen wir jetzt auf Holland, das noch 1835 so hoch über Belgien stand. Holland besaß ungeheure Vortheile in der Vorzüglichkeit seiner Kanäle, welche die schönsten und zahlreichsten der Welt sind, in seiner bedeutenden Schifffahrt, in der Verbindung mit dem Herzen Deutschlands durch den Rhein und in dem Transit der deutschen Waaren, die nach Amsterdam und Rotterdam auf holländische Schiffe gebracht wurden. Die Holländer verließen sich auf diese Vortheile und vernachlässigten die Eisenbahnanlage. Die Folge war, daß sie um 1850 rasch den deutschen Handel verloren, der nach Ostende und Antwerpen abgelenkt wurde. Die holländische Bahn nach dem Rhein wurde gebaut, um diesen Verlust zu ersetzen, und 1853 zum Theil, ganz aber erst 1856 eröffnet. Es gelang, einen Theil des früheren Handelsverkehrs wieder an sich zu ziehen. Aber nun beachte man das Gesammtresultat. Im Jahre 1839 hatte die Aus- und Einfuhr Hollands einen Werth von $28\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. und war fast doppelt so groß als die von Belgien; 1862 betrug sie in Holland 59 Mill., in Belgien 78 Mill. Pfd. St. Holland hat also in diesem Zeitraum seinen Handel verdoppelt, Belgien dagegen seinen verfünffacht und Holland vollständig überholt.“

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Jahr.	Eisenbahnen u. Kanäle (6000 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Meile Verkehrswege.
1830	6,040 engl. Meilen.	31,900,000 Pfd. St.	5,310 Pfd. St.
1844	10,310 „	45,759,000 „	4.437 „
1850	13,475 „	68,758,000 „	5,102 „
1855	23,398 „	111,797,000 „	4,778 „
1860	34,770 „	158,810,000 „	4,567 „

Es zeigt sich also in Amerika ein ganz bestimmtes Verhältniß zwischen dem Handel und dem Stande der Verkehrsmittel, aber das Verhältniß ist dort in Folge der dünneren Bevölkerung niedriger als in den europäischen Staaten.

Aus den Vereinigten Staaten sei hier ein Beispiel angeführt, wie Stillstand oder ungenügender Fortschritt in der Entwickelung der Verkehrswege gleichzeitig die Fortentwickelung des Handels hemmt. Bekannt ist der an das Wunderbare grenzende Aufschwung, den Chicago am Michigan-See als Ausfuhrhafen der westlichen Staaten in neuerer Zeit genommen hat. Im Jahre 1855 zählte es 29,963 Einwohner und verschiffte 7 Mill. Bushel Getreide, im Jahre 1866 zählte es etwa 225,000 Einwohner, seine durchschnittliche jährliche Ausfuhr an Getreide, resp. Mehl allein betrug während der letzten fünf Jahre 50½ Mill. Bushel (32½ Mill. preuß. Scheffel), und der Werth derselben stieg von 38½ Mill. Dollars im Jahre 1859 auf 122½ Mill. Dollars im Jahre 1862. Die Bevölkerung der jetzt mit Chicago durch Eisenbahnen verbundenen Staaten (Wisconsin, Illinois, Minnesota, Jowa, Missouri, Nebraska, Kansas) hat sich in dem Decennium 1850 bis 1860 von 2 auf 5½ Millionen vermehrt, der Werth der Production der Weststaaten stieg binnen vier Jahren von 53 Mill. Dollars im Jahre 1859 auf 111 Mill. im Jahre 1862. Gleichen Schritt hielt damit die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, trotz der Handelskrisis im Jahre 1857/58 und trotz des Bürgerkrieges. Im Jahre 1855 war man stolz, daß die Eisenbahnlinien endlich den Mississippi bei Alton, Burlington, Rock Island, Fulton und Dubuque erreicht hatten, und Illinois besaß etwa 2000 englische Meilen Bahnlinien, die von Chicago gegen Nord und West ausliefen. Seitdem haben sich die Linien über die Grenzen dieses Staates hinaus nach Nord, West und Südwest weit ausdehnt. Mit Einrechnung der Dampfschifffahrt auf der Green-Bay verbinden die Northwestern- und Peninsular-Bahnen Chicago direkt mit Marquette am Oberen-See (ca. 400 engl. Mln.); mit Ausnahme einer 45 engl. Mln. langen Lücke zwischen Lacrosse und Winona, die bald ausgefüllt sein wird, steht es mit St. Cloud am Mississippi (in Minnesota) in Verbindung (640 englische Meilen); seit Kurzem ist eine ununterbrochene Linie gegen West bis zum Süd-Platte (795 engl. Mln.) hergestellt; gegen Südwest erreichen die Burlington- Quincey-, Hannibal- St. Joseph- und die verbindenden Linien Fort Riley am Kansas (650 engl. Mln.). Alle diese ungeheuren Fortschritte sind innerhalb der letzten elf Jahre gemacht worden, und diese Bahnen sind es, die jene ungeheuren Massen von Getreide und daneben jährlich 66 Millionen Pfund conservirtes Fleisch, 42 Mill. Pfund Talg, 7 Mill. Pfund Butter, 2 Mill. Schweine &c. nach Chicago zur Ausfuhr befördern, aber diese Ausfuhr hat sich seit einem halben Dutzend Jahre nicht erhöht, aus dem einfachen Grunde, weil es an Transportmitteln von Chicago nach dem Auslande fehlt. Die jetzt vorhandenen sind im höchsten Maße in Anspruch genommen; erst ein für größere Schiffe fahrbarer Kanal nach dem St. Lorenz-Strom wird diesen Stillstand beseitigen. Kaum 100 engl. Meilen von Chicago verwendet man Getreide als Brennmaterial, da es billiger ist als Holz oder Kohlen.

Sehr verbreitet ist die Meinung, daß die Hauptursache von der staunenswerthen Steigerung des englischen Handels seit 1842 die Einführung des Freihandels sei. Hören wir, wie sich Baxter darüber ausspricht: „Wir begegnen dieser Ansicht täglich in Zeitungen, Reden und Parlamentspapieren. Ein kürzlich vom Handelsministerium (Board of Trade) herausgegebenes Memorandum über den Fortschritt des britischen Handels vor und nach der Einführung des Freihandels vertritt dieselbe Meinung und giebt die Zahlen über die Steigerung der Ein- und Ausfuhr seit 1842 als das Resultat vorzugsweise des Freihandels. Allerdings liegt eine Einschränkung in dem Zugeständniß, „„daß das Wachsen der produktiven Kraft und andere Ursachen wesentlich zu dieser mächtigen Entwickelung mitgeholfen haben,““ aber die Anführungen und Besprechungen in den Tagesblättern ließen diese Einschränkung außer Acht und schrieben die in dem Memorandum aufgeführten frappanten Resultate ganz und gar dem Freihandel zu. Bei voller Anerkennung der großen Wohlthaten und der erleuchteten Grundsätze des Freihandels scheue ich mich doch nicht, zu sagen, daß diese populäre Anschauung eine populäre Uebertreibung ist, deren Berichtigung den Statistikern obliegt. Einmal begann der Aufschwung des englischen Handels im Jahre 1834, also vor dem Freihandel, aber gleichzeitig mit den Eisenbahnen, und zwar stiegen Ein- und Ausfuhr in der Zeit von 1833 bis 1842 von einer vorher stationären Summe von 85½ Mill. Pfd. St. auf 112 Mill. oder um 31 pCt. Sodann war England in der Zeit von 1842 bis 1860 das einzige Land, welches den Freihandel angenommen hatte. Wäre es auch das einzige Land gewesen, daß so enorme Fortschritte machte, so könnten wir mit Sicherheit darauf schließen, daß der Freihandel die Hauptursache einer so großen Erscheinung sei; aber dies war nicht der Fall, England ist nur eins unter mehreren Ländern, die in demselben Zeitraum gleiche Fortschritte machten, und keins von diesen Ländern außer England hat den Freihandel angenommen. Das Wachsthum der Ein- und Ausfuhr in einigen dieser Ländern war folgendes:

	Handel im Jahre 1842.	Handel im Jahre 1860.	Wachsthum.
England	112,000,000 Pfd. St.	375,000,000 Pfd. St.	234 pCt.
Frankreich	86,280,000 „	232,200,000 „	169 „
Belgien	19,400,000 „	72,120,000 „	272 „
	im Jahre 1844.		
Vereinigte Staaten	45,757,000 Pfd. St.	158,810,000 „	247 „

England nimmt also in Bezug auf die Schnelligkeit des Fortschrittes nur die dritte Stelle ein, es wird sowohl von Belgien als von den Vereinigten Staaten Nordamerika's übertroffen. Will man die Union wegen der raschen Vermehrung ihrer Bewohnerzahl durch Einwanderung nicht zum Vergleich zulassen, so bleibt doch noch Belgien, das die englische Ratio des Fortschritts um 38 pCt. übertrifft. Hier sind vier Länder auf gleicher Stufe der Civilisation, die dieselben mechanischen Kräfte und Erfindungen zur Hand haben; da ist der Schluß gerechtfertigt, daß dieselbe große Ursache den Grund zu ihren Erfolgen legte. Und war diese gemeinschaftliche Ursache? der Freihandel kann es nicht sein, denn nur eins von den vier Ländern hatte die

Freihandelspolitik angenommen, aber es besteht allerdings eine solche gemeinschaftliche Ursache, die jedes der vier Länder vorzugsweise entwickelt hat, — die Dampfkraft, die Dampfmaschine, die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen. So spreche ich es auch, daß Dampf die Hauptursache dieses wunderbaren Fortschrittes in England wie in den drei andern Ländern war. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Dampfmaschinen gab es schon viele Jahre vor 1830 oder vor dem großen Aufschwung des Handels; auch die Dampfschifffahrt hatte schon lange vor 1830 und vor dem großen Aufschwung des Handels existirt und sie vermochte nicht das vor 1830 so unüberwindliche Hinderniß zu bekämpfen, nämlich die Langsamkeit, Kostspieligkeit und die geringe Räumigkeit der Transportmittel zu Lande. Ich komme daher zu dem weiteren Schluß, daß die Eisenbahnen, welche dieses gigantisches Hinderniß beseitigen und dem Transport zu Lande eine so außerordentliche Schnelligkeit und Billigkeit und eine so unbegrenzte Leistungsfähigkeit gaben, die Haupttriebfeder, die thätige und unmittelbare Ursache dieser plötzlichen Entwickelung des Handels gewesen sein müssen. Dieser Schluß scheint zur Gewißheit zu werden, wenn ich aus den obigen Vergleichungen finde, daß die rasche Entwickelung des Handels in jedem der vier Beispiele mit einer eben so raschen Entwickelung der Eisenbahnen der Zeit nach zusammenfällt, ja daß sie im Verhältniß zu dem Wachsthum der Eisenbahnen an Meilenzahl stand, in der Weise, daß jeder Erweiterung des Eisenbahnnetzes sofort eine bedeutende Vermehrung der Aus- und Einfuhr gleich einem Schatten folgte.

Betrachten wir, welche Lasten auf Handel und Manufakturen drücken. Besäßen unsere Kaufleute jenen wunderbaren Geisterteppich der arabischen Märchen, der alles darauf Gelegte in einem Augenblick durch die Luft zu seiner entferntesten Bestimmung trug, über Berge und Meere und Zollhäuser, ohne Kosten und Aufenthalt, so hätten wir den vollkommensten und freiesten Verkehr. Aber sieh' die Schranken und Lasten, die in Wirklichkeit vorhanden sind, wenn wir die Reise des Rohstoffes, wie Baumwolle oder Wolle, nach den englischen Fabriken und ihre Ausfuhr als Fabrikate verfolgen: Beim Rohmaterial 1) Landtransport bis zum Meer, 2) Seereise nach England, 3) Eingangszoll, 4) Landtransport zum Fabrikanten; — beim Fabrikat 5) Landtransport zum Meere, 6) Seereise nach dem Auslande, 7) Eingangszoll, 8) Landtransport bis zum Käufer. Wir haben also acht verschiedene Lasten oder Unkosten, welche den Preis unserer Fabrikate für den fremden Käufer erhöhen. Von diesen sind vier Landtransporte, zwei Seereisen und nur zwei Zollabgaben. Nun war unzweifelhaft vor Einführung der Eisenbahnen der Landtransport die kostspieligste dieser Lasten. In Ländern, die keine Canäle besaßen, waren oft wenige Meilen Landtransport eine absolute Behinderung des Absatzes, wie es noch gegenwärtig in vielen Theilen von Indien, Spanien und der Türkei vorkommt. In Ländern mit Canälen waren die Kosten hoch, der Transport langsam und alle Augenblicke durch Schleusen behindert. Daher übertraf die Hülfe, welche die

Eisenbahnen durch Billigkeit und Zeitersparniß schafften, bei Weitem die Erleichterung, welche der Freihandel durch Beseitigung mäßiger Zölle gewährte.

In sehr vielen Fällen machten die Eisenbahnen den Handelsverkehr nicht nur billiger, sondern überhaupt erst möglich, sie sind die nächste Annäherung an jenen magischen Teppich, die menschlicher Scharfsinn bis jetzt erdacht hat. Aus all' diesen Gründen behaupte ich, daß wir den Eisenbahnen die Anerkennung und das Lob schuldig sind, die sie als hauptsächlichste unter den Triebfedern, welche innerhalb der letzten 30 Jahre der Civilisation eine andere Gestalt gegeben haben, verdienen." A. B.

Literarische Anzeige.

Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Professor Dr. Hans Friedrich Gottlieb Lehmann. Herausgegeben von Professor Dr. August Lehmann, königl. Gymnasial-Director a. D., Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Berlin, 1867. Haude und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Aus dem obigen Titel dieser neuen historischen Schrift über den Tugendbund, der in den Jahren 1808 und 1809 einer der Sammelpunkte war, in welchen die gesunden Kräfte des preußischen Staats die Regeneration desselben nach den Unglücksschlägen des Jahres 1806 vorbereiteten, geht schon die Bedeutung desselben hervor. Nachdem in Folge des Angriffs, welchen der Geheime Rath Schmelz 1815 gegen die Tendenzen des damals längst durch die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 fast in Vergessenheit gerathenen Tugendbundes richtete, bis zum Jahre 1816 eine kleine Broschüren-Literatur an das Licht getreten war, ohne daß die Vertheidiger des Tugendbundes ein genügendes historisches Material lieferten, erschien die erste und bis jetzt einzige wissenschaftlich treue und actenmäßige Bearbeitung der Geschichte des Tugendbundes erst im Jahre 1850. Es ist dies die Schrift des berühmten Historikers Johannes Voigt: „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Berlin."

So verdienstlich diese Schrift war, so sehr sie über ihren Gegenstand neues Licht verbreitete, so hat doch auch die vorliegende Schrift ihr eigenes, nicht unbedeutendes Verdienst und giebt sie über den Tugendbund noch eine ganze Reihe neuer Aufklärungen. Der eigentliche Stifter des Tugendbundes ist nämlich der 1821 verstorbene Professor H. F. G. Lehmann, aus dessen hinterlassenen Papieren der Sohn desselben diese höchst interessanten Mittheilungen veröffentlicht hat. Das Bedeutendste unter diesen Papieren war eine Geschichte des Tugendbundes, die somit das erste authentische Document über diese Episode unserer vaterländischen Geschichte ist. Dem berühmten Historiker Voigt lagen ferner die Privatacten und Privatschriftstücke nicht vor, die in vorliegender Schrift zum ersten Male veröffentlicht sind. Ferner hat er die amtlichen Acten, soweit sie ihm zu Gebote standen, nicht vollständig mitgetheilt, was dagegen in dieser Schrift geschieht. Endlich giebt Herr Lehmann aus den Papieren seines Vaters eine vollständige Liste der Mitglieder des Tugendbundes. Hieraus erhellt, daß die vorliegende Schrift für den Geschichtsschreiber und für jeden Freund der vaterländischen Geschichte unentbehrlich ist.

Wir begnügen uns für jetzt mit dieser vorläufigen Mittheilung und werden nächstens Gelegenheit nehmen, aus dem reichen Schatz dieser Schrift einige interessante Aufklärungen zusammenzustellen.

Druck von G. Hickethier in Berliv, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Angesichts der in Paris veranstalteten Zusammenkunft der Monarchen, Staatsmänner und Großindustriellen hat die russische Hauptstadt das Gegenstück in einem Congreß der Slawen als nordisches Schauspiel dargeboten. Ein Vergleich zwischen der Pariser Industrie-Ausstellung und der Moskauer ethnographischen Ausstellung würde in Bezug auf den Unterschied in den Sitten, Bedürfnissen und Kulturstufen der verschiedenen Völker ein lehrreiches Resultat ergeben: dort das großartige Depot aller der Erzeugnisse des vorgeschrittenen Geistes in den Künsten und Gewerben — hier die Ansammlung von Trachten, Geräthen und Gerippen; dort die von Gesittung und Bildung zeugenden Gesammtwerke der europäischen Menschheit — hier die vereinzelte Schaustellung der Arbeiten einer bisher nur wenig vorgeschrittenen Race.

Wir müssen jedoch auf die weitere Ausmalung des expositionellen Widerspiels an dieser Stelle verzichten, denn wir haben es hier bloß mit der politischen Bedeutung der Sache zu thun. Es war ja vorwiegend der politische Gedanke und die Hervorkehrung slawischer Eigenthümlichkeiten und Bestrebungen, welche den Impuls zu dieser ethnographischen Ausstellung gaben. Es sollte einmal das Großreich der Slawen, deren Zahl und deren Uebermacht den übrigen europäischen Völkern vorgeführt werden. Zeigt Frankreich sich als eine romanische Macht, gerirt es sich als Schutz- und Schirmherr der lateinischen Völkerstämme und setzt es für die Erhaltung und Ausbreitung der Lateiner seine ganze Kraft und seinen Einfluß ein, so will sich Rußland als die erste slawische Macht zeigen, so nimmt es die slawische Zweige und stammverwandten Abkömmlinge in seine großrussische Obhut und so stellt es der lateinischen die panslawistische Herrschaft entgegen. Darauf deutet der ganze auf Kosten der Petersburger Regierung zusammengetragene Apparat hin und davon zeugen alle die bei dieser Gelegenheit hervorgebrachten Reden und Toaste, die — wie der panslawistische Congreß, welcher 1848 in der böhmischen Hauptstadt tagte, genöthigt war, seine Verhandlungen in deutscher Sprache zu führen, weil anders eine Verständigung der Angehörigen der verschiedenen slawischen Nationen nicht zu erreichen war — fast durchgehends des allgemeinen Verständnisses der Aussteller und Gäste wegen auch diesmal in deutscher Sprache gehalten und ausgebracht wurden und zu deren einem, der da schließt: „Vereinigen wir uns also, wie sich die Italiener und Deutschen zu einem Ganzen vereinigt haben und der Name des vereinigten großen Volkes wird Riese sein!“ die deutsche „Neue Petersburger Zeitung“ sich die Frage

erlaubt: „Was der Redner sagen würde, wenn in Berlin solche Grundsätze mit Bezug auf die Deutschen der Ostseeprovinzen von einer Deputation ihrer Bewohner proclamirt würden.“

Für Deutschland liegt eine von Moskau her drohende Vergewaltigung nicht nahe. Das Gespenst des Panslawismus erschreckt uns nicht. Die rohe Masse und die Ueberzahl kann heute nicht mehr wie vordem die Staaten überfluthen und unterjochen, auch haben wir in unserer Mitte kein Mischvolk mit feindlichen Gesinnungen und moskowitischen Gelüsten, und das deutsche Volk ist auf seiner hohen Bildungsstufe sich nunmehr auch seiner Kraft bewußt geworden. Das mögen sich die Leute aus Böhmen, Croatien und Dalmatien, die in Moskau so breitspurig aufgetreten sind, gesagt sein lassen, nachdem sie ihren ohnmächtigen Thatendurst in heißgetränkten Reden auf die Deutschen gelöscht haben.

Die Polen sind auf der Ausstellung nicht vertreten gewesen; der bekannte Rieger hat dieselben zu entschuldigen versucht in einer Tischrede, die eigentlich nur Vorwürfe enthält und die als Antwort dienen sollte auf das von dem russischen Geschichtsforscher Pogodin ausgesprochene Bedauern über die Zurückhaltung der Polen von dem Slawen-Congreß. Bezeichnend für die Ansichten und Bestrebungen der polnischen Adelspartei der Provinz Posen sind übrigens die Bemerkungen, mit der das Organ dieser Partei, der „Dziennik pozn.“, die von ihm mitgetheilte Beglückwünschungs- und Loyalitäts-Adresse der Warschauer Deputation an den Kaiser Alexander II. begleitet. Man sieht aus den in leidenschaftlichstem Tone gehaltenen und bis zum heftigsten Proteste gegen die Adresse gesteigerten Auslassungen, daß diese Partei von einer Aussöhnung mit den bestehenden Verhältnissen in Polen nichts wissen will, sondern in der oppositionellen Stimmung verharrt, durch die sie so viele erfolglose Aufstände hervorgerufen und Polen an den Abgrund des Verderbens gebracht hat.

In Italien wächst die Affaire Brasseur-Ferrara zu einer wahren Skandalgeschichte an. Gegenüber der Erklärung Ferrara's hält Brasseur nicht nur seine Aussagen vollständig aufrecht und behauptet, die vollständigsten Beweisstücke in den Händen zu haben, um die Wahrheit seiner Angaben zu beweisen, sondern derselbe hat auch seinerseits Schritte gethan, um die Regierung, resp. Rattazzi und Ferrara, gerichtlich zu belangen und zum Schadenersatze zu nöthigen. Er hat sich mit mehreren Rechtskundigen, unter denen auch Crispi, in Verbindung gesetzt, so wie die Vermittelung des belgischen Gesandten angerufen, um die Regierung auch wegen der Insinuationen zur Rechenschaft zu ziehen, welche dieselbe, um sich zu rechtfertigen, im Parlamente vorgebracht habe und durch welche die Ehre und der Credit des Hauses Langrand-Dumonceau geschädigt worden sei. Charakteristisch für die Stimmung der Bevölkerung ist es, daß trotz des Dementi's der Minister Niemand denselben glaubt. Man kann sich nicht denken, daß ohne Beweise Brasseur gewagt haben würde, so schwere Anklagen gegen die italienische Regierung zu erheben und daß die von ihm in seinen Briefen veröffentlichten Daten sich auf pure Erfindung basiren können.

Dem österreichischen Abgeordnetenhause sind vier Regierungsvorlagen eingebracht worden, durch welche der Dualismus für die Organisation des ganzen Staates definitiv festgestellt wird. Das erste Gesetz über die Abänderung der Verfassung nimmt dem Reichsrathe seine gesammtstaatliche Bedeutung, beseitigt den Competenzstreit, der bisher zwischen dem engeren und weiteren Reichsrath stattfand, erhebt ihn zum Vertreter der Länder diesseits der Leitha und stattet ihn hinsichtlich der Finanzen und Creditverhältnisse mit allen jenen Befugnissen aus, die auch der ungarische Reichstag besitzt. Die Anzahl der Abgeordneten für den Reichstag wird, da die Vertreter Ungarns, Siebenbürgens und Croatiens in Pesth versammelt bleiben, von 343 auf 203 herabgesetzt, jedoch bleibt es zunächst bei der Bestimmung, daß der westliche Reichsrath sich aus der indirekten Wahl aus den Landtagen zusammensetzt, während das ungarische Abgeordnetenhaus direkt aus Volkswahlen hervorgeht, und die Regierung hat die Initiative zu einem Aenderungsantrag dem Reichsrathe überlassen. Die zweite Regierungsvorlage betrifft die Abänderung des §. 13 der Februarverfassung. „Der Paragraph entspricht,“ meint eine hiesige demokratische Zeitung, „dem Nothstandsartikel unserer Verfassung, nur daß er dem Absolutismus einen noch viel weiteren Spielraum einräumt, als es bei uns geschieht. Er geht so weit, wie der ominöse Artikel 14 der französischen Charte, auf Grund dessen Karl X. seine Juli-Ordonnanzen erließ.“ Der dritte Gesetzentwurf bezieht sich auf die Minister-Verantwortlichkeit, der vierte endlich ordnet die Angelegenheit der Delegationen für die gemeinsamen Angelegenheiten, und schließen sich diese, wie die beiden vorhergehenden Vorlagen, den ungarischen Verfassungsbestimmungen an. Die Regierung sieht den Dualismus bereits als so fest begründet an, daß sie das Zusammenwirken der Deputationen beider Reichshälften schon für die nächste Zeit in's Auge gefaßt hat.

An die Einbringung dieser Vorlagen schloß sich die Mittheilung des Ministerpräsidenten an, daß die Regierung sämmtliche Arbeiten zur Befestigung Wiens sistirt hätte, bis die Delegationen für die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches über die Bewilligung der Mittel zur Fortführung dieser Arbeiten sich geäußert haben würden. Im Laufe der Debatte, die sodann über die Tagesordnung statthatte, machte der Justizminister die Mittheilung, daß der Kaiser ihm befohlen habe, in den einzubringenden Entwurf eines Strafgesetzes das Institut der Geschworenengerichte aufzunehmen. Da endlich in derselben Sitzung der Abgeordnete Mühlfeld den Antrag auf Berathung des längst vorliegenden Entwurfs eines Religionsgesetzes und auf Revision des Concordats eingebracht, so wird der Freiherr v. Beust mit der Completirung seines Ministeriums eilen müssen und man will dies Mal sicher wissen, daß er einen Unterrichtsminister definitiv gewonnen habe. „Nach so glänzenden Erfolgen des Liberalismus“, meint das oben erwähnte Blatt unter Anderem, „ist die Hoffnung, daß das Concordat, die festeste Burg der Reaktion, in die Luft gesprengt werde, keine eitle mehr. Versteht der Reichsrath, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, macht er namentlich seine Zustimmung zu dem Ausgleiche mit Ungarn von einer durchgreifenden

Revision des Concordats abhängig, so ist sein Erfolg kaum zu bezweifeln. Doch noch lange nicht sind die Oesterreicher über alle Berge der Reaktion hinweg, aber das Ziel, das noch vor Kurzem unerreichbar schien, ist ihnen nahe gerückt."

Wir werden nur zu bald sehen, daß dies Ziel immer weiter gesteckt werden wird und muß, zum Heile des österreichischen Staates gewiß nicht. Uebrigens hat jeder Körper nur Einen „Schwerpunkt." Zwei „Schwerpunkte" eines Körpers existiren nicht; wir möchten daher lieber Pesth und Wien Stützpunkte nennen, in die die Demokratie ihre Hebel einsetzen wird. Die Erfolge der darauf verwandten Kraft werden sich bald zeigen.

Nach Allem steht die Vollstreckung des Todesurtheils gegen den Kaiser Maximilian, falls ein solches gefällt wird, trotz der Auslassungen des mexikanischen Ministers in Washington, Romero, in seinem Briefe vom 31. Mai cr., nicht mehr zu fürchten. Der Kaiser soll sich bei seiner Gefangennahme sehr ritterlich benommen und bei Abgabe seines Degens „auf sein Haupt allein die Rache der Sieger geladen haben, dafern Opfer fallen müßten". Juarez scheint jedoch den entthronten Monarchen so lange in sicherm Verwahrsam behalten zu wollen, bis der Erstere als Präsident der Republik Mexiko von allen europäischen Großmächten anerkannt worden und derselbe als Zeichen dieser Anerkennung Beglaubigungsschreiben der betreffenden Gesandten erhalten habe. Dies wird den Tuilerien eine große Verlegenheit bereiten. Da aber Frankreich durch seine Organe, Billault und Rouher, zu wiederholten Malen hat erklären lassen, daß es der französischen Regierung unwürdig und deshalb unmöglich sei, jemals mit Juarez als Gleichberechtigtem zu unterhandeln, so würde es durch die in Aussicht gestellte Haltung Juarez' in eine höchst unangenehme Alternative gerathen, sich aber schließlich doch fügen müssen und, wie man meint, der Republik sogar eine Generalquittung der umfassendsten Art auszustellen haben.

Was nun endlich unser Vaterland anbetrifft, so ist am 24. d. Mts. der Landtag, der in seiner bisherigen Zusammensetzung nicht wieder zusammenkommen wird, durch den Freiherrn v. d. Heydt in Abwesenheit des Ministerpräsidenten, der Erholung auf seiner Begüterung in Pommern zu finden hofft, geschlossen worden. Vorher waren noch die beiden Häuser des Landtages zu Sitzungen zusammengetreten; das Herrenhaus hatte die zweite Lesung des Norddeutschen Verfassungsentwurfes vorgenommen. Derselbe wird nun in Kurzem durch die Gesetzsammlung publicirt werden, und zwar zu gleicher Zeit wie in den übrigen Staaten des Norddeutschen Bundes. Das große Werk der Einigung derselben ist dann zum Abschluß gelangt.

Ein anderer hochwichtiger Schritt zur nationalen Einigung Deutschlands, gegen die Anschauung der politischen Pessimisten, ist durch die Unterzeichnung des Zollvereins-Präliminarvertrages vom 4. Juni Seitens der bayerischen Regierung vollzogen worden. Allgemein findet man, daß mit dem an die Stelle des alten tretenden Zollvereine ein neuer entwickelungsfähiger Organismus geschaffen sei. Wenn auch die Maschinerie noch etwas schwerfällig bleibe, meint man, und dieselbe in mancher Beziehung noch an

den ehemaligen Bundestag erinnere, so sei die Sache nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick erscheinen möge; das Uebel der Vielköpfigkeit werde durch das natürliche Uebergewicht Preußens der Art auf ein Minimum beschränkt, daß schädliche Folgen gar nicht zu besorgen seien.

Die Coalitionsfreiheit der Arbeiter.

In Coalitionen, welche die arbeitenden Klassen unter einander zur gemeinsamen Verhandlung mit ihren Arbeitsgebern über die Regulirung der Lohnverhältnisse eingehen, und die gewöhnlich mit einer Niederlegung der Arbeit verbunden sind, regt sich eine Reaction gegen die negativen Resultate, welche die Aufhebung der Zünfte durch die revolutionäre Gesetzgebung des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts zur Folge gehabt.

Es drückt sich in ihnen das Verlangen nach einer positiven Organisation aus, welches die Staats-Regierungen zu beachten, sorgsam zu pflegen und mit Hülfe der Gesetzgebung in einer den neuen Staats-Ordnungen entsprechenden Form zu befriedigen haben.

Die mittelalterliche Zunft-Ordnung hatte durch die Festsetzung der Zahl, auf welche sie die Arbeitsgeber der einzelnen Städte und die zuzulassenden Arbeitsuchenden beschränkte, die Schwankungen des Marktes geregelt und die Existenz der Gewerks-Genossen garantirt. Zu dieser Garantie, welche die Zahl darbot, hatte sie die moralische Ordnung gefügt, welche die Hierarchie der Werkstatt, vom Meister bis zum Lehrling, festsetzte und die Gewerks-Genossen einer Stadt solidarisch unter einander verpflichtete.

Der Verfall der Städte, die Errichtung des centralisirenden Absolutismus über den verschiedenen Gesellschafts-Klassen, endlich die Erweiterung des städtischen und nationalen Gewerbebetriebes zum Weltmarkt, lösten die Zunft-Ordnung auf. Im Innern der Zünfte arbeitete der moderne Freiheitsdrang und die auflösende Kraft des revolutionären Individualismus. Capital und Arbeit riefen nach Emancipation.

Das Capital wurde in der That durch die Revolution in Frankreich und durch die Nachwirkung derselben in den Nachbarländern von den Fesseln befreit, welche die Disposition über seine Macht einengten. Die Arbeit wurde emancipirt, indem Jedermann autorisirt wurde, seine Kräfte nach eigenem Ermessen und Gutbefinden anzuwenden.

Die erste Blüthe der revolutionären Illusion war bald verwelkt. Der Aufschwung der Industrie, der reichliche Lohn der Arbeiter war bald vorbei. Auf die Glanzseite des neuen Zustandes der freien Arbeit fiel sehr bald ein düsterer Schatten. Die zerfleischende Concurrenz zwischen den Producenten, die Verdrängung der kleinen Haus-Werkstätten durch die großen Fabriken, die Ansammlung der Arbeiter um diese Etablissements, ihre Isolirung von der

übrigen Gesellschaft, — Alles das führte zu einem leidenschaftlichen Gegensatz von Capital und Arbeit.

Das gleiche Recht Aller, an dem auch die Arbeiter Theil nahmen, ward für die letzteren zur Rechtslosigkeit, da sie gegenüber der Geldmacht der Unternehmer machtlos waren.

Das Lohn-Verhältniß, welches das zünftige familiäre, cordiale und patrimoniale Verhältniß zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter rechtlich aufhob, gab dem letzteren eine selbstständige Existenz, aber fand ihn auch von Seiten des ersteren vollständig ab und stieß ihn für die Fälle der Noth oder Arbeitslosigkeit in den Zustand der Entblößung und Verlassenheit.

Hülfe und Beistand giebt es für den Arbeiter in der rein industriellen Gesellschaft nicht. Sie redete ihm in der Emancipations-Zeit der Revolution vor, daß seine Arbeitskraft ein fruchtbares Capital sei. Statt Zinsen zu tragen, wurde dasselbe aber abgenutzt und bis zum Verschwinden verwendet.

Der Arbeiter wird frei genannt, und er muß seine Arbeitskraft an ein Unternehmen, welches ihm fremd bleibt und unter den Gesetzen des Weltmarktes steht, verkaufen, ohne den Preis bestimmen zu können. Dieser wird von den Conjuncturen des Arbeitsmarktes festgesetzt und bei der Menge der Angebote so niedrig gehalten, daß er nur für die nothdürftigste Existenz des Arbeiters ausreicht.

Auf dieselbe Illusion kommt es mit seiner Selbstständigkeit hinaus. Er ist vielmehr zur Heimathlosigkeit verurtheilt. Er arbeitet nur an einer Industrie-Anstalt, hat in ihr keine Heimath, wird von ihr durch den Lohn abgefunden und findet auch außerhalb dieser Anstalt die Familie, den Hausstand und die Ehe durch die Einwirkungen der Fabrik, nämlich durch die industrielle Beschäftigung seiner Frau und Kinder, zerstört. Mit der Gemeinde hat er keinen Zusammenhang.

Man hat auf verschiedene Weise gesucht, den Folgen der revolutionären Gesetzgebung entgegen zu wirken. Hier interessirt uns zunächst der Versuch, dies auf dem Wege der Restaurations-Gesetzgebung zu thun, z. B. durch die preußische Gewerbe-Ordnung von 1845 und durch die Verordnung vom 9. Februar 1849. Der Zweck derselben war, das Handwerk zu stärken und vor seiner völligen Auflösung in den großen Fabrikbetrieb zu bewahren.

Diese Restauration rief aber bald darauf eine um so lebhaftere und heftigere Opposition gegen Bestimmungen hervor, durch welche (wie z. B. durch die Forderung der Prüfungen) die aus den Fugen gerathenen Gewerbe wieder eine geschlossenere Form erhalten sollten. In dem preußischen Abgeordnetenhause traten seit dem Jahre 1860 die Anträge auf Abänderung, seit 1861 die Anträge auf gründliche Beseitigung der genannten Gesetzgebung auf. Gleichzeitig beseitigte man in mehreren anderen deutschen Staaten (in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Sachsen und anderen) die bestehende Gewerbegesetzgebung und brachte sie mit den Principien der liberalen Bestrebungen in Einklang.

Endlich thaten die Vertheidiger des volkswirthschaftlichen Fortschritts im preußischen Abgeordnetenhause den letzten Schritt. Sie brachten den Antrag ein, der im Februar 1865 zur Berathung kam und die Aufhebung der §§ 181 und 182 verlangte. Schulze-Delitzsch formulirte den Zweck des Antrags dahin, daß endlich „Bresche geschossen" und die Beschränkungen, welche die frühere Gesetzgebung der freien Selbstbestimmnng des Arbeiterstandes auferlegt hatte, zu Falle gebracht werden müßten.

Es handelte sich nämlich um die Aufhebung der Schranken, welche die Gesetzgebung der Coalitionsfreiheit der Arbeiter, d. h. ihren Vereinigungen zur Verbesserung ihres Lohnes, gesetzt hatte.

Die Erfahrung in England hat bewiesen, daß die vollste Gewährung der Coalitionsfreiheit und die unbeschränkteste Nutzung derselben die Erhöhung des Lohnes noch nicht zur Folge hat. Nachdem das britische Parlament im Juli 1823 alle die Selbstbestimmung der Arbeiter beschränkenden Gesetze aufgehoben hatte, benutzten die Arbeiter diese neue Freiheit in einem Maße, daß in den Städten, welche die Heerde der Industrie bildeten, fast alle Gewerbe in Stillstand geriethen. Im folgenden Jahre (1824) beschloß das Parlament eine Bill, welche die Angelegenheit regulirte. Denjenigen Arbeitern, die sich zur Niederlegung der Arbeit vereinigen wollten, wurde alle Freiheit dazu gelassen, aber den Comités derselben die despotische Gewalt genommen, die sie über die Nichtfeiernden ausübten. Der geringste Versuch einer Einschüchterung derjenigen, die an der Niederlegung der Arbeit nicht Theil nehmen wollten, wurde criminalrechtlich strafbar gemacht.

Die Geschichte der Strikes in England seit dieser Zeit spricht nur von Niederlagen der Arbeiter. Der Pauperismus hat sich seit 1824 nur in größeren Dimensionen entwickelt.

Das Uebergewicht, welches die Meister und Fabrikherren durch das Capital besitzen, ihre Uebersicht des Land- und Welt-Marktes, ferner ihre Kenntniß des Arbeitsmarktes, welche ihnen die baldige Herbeischaffung neuer Arbeiter erleichtert, setzen sie in den Stand, die Unterbrechung des Geschäftes länger und leichter als die Arbeiter auszuhalten. Die Verlegenheit treibt sie ferner dazu an, auf mechanische Verbesserung des Arbeitsbetriebes zu sinnen oder Erfindungen zu veranlassen, welche einen Theil der feiernden Arbeitskraft entbehrlich machen. Endlich treten die Strikes gewöhnlich in Handelsstockungen ein, wenn die Waarenlager der Fabrikherren überfüllt sind, und bringen diesen den Gewinn, daß sie die Räumung der Lager in Ruhe abwarten können.

Trotz dieser unglücklichen Erfahrung erneuern sich die Strikes in England, hat das gesetzgebende Corps von Frankreich 1864 den arbeitenden Klassen die Coalitionsfreiheit (jedoch ohne das Versammlungsrecht) gegeben und hat die Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause eben diese Coalitionsfreiheit (in Verbindung mit dem Vereinsrecht) benutzt, um eine ihr im Wege stehende Gewerbe-Gesetzgebung zu beseitigen und in der arbeitenden Klasse eine Hülfs-Armee für ihre politischen Zwecke zu gewinnen. In jener Gesetzgebung sind ihr die Reste des früheren Innungswesens zuwider, und sie

will dieselben im Namen des „volkswirthschaftlichen Bewußtseins der Gegenwart", wie sie sich ausdrückt, aufgehoben wissen.

Auch die arbeitenden Klassen, sowohl die der großen Industrie als die Gewerksgesellen, verlangen die Coalitionsfreiheit. In diesem ihrem Verlangen sind zweierlei treibende Motive zu unterscheiden. Erstlich die selbst durch die Erfahrung Englands nicht zerstörte Illusion, daß durch ihr gemeinsames Auftreten gegen die Arbeitsgeber die Lohnverhältnisse zu ihren Gunsten verbessert werden können. Zweitens das Bedürfniß nach einer neuen Organisation, ein genossenschaftlicher Instinkt, ein dunkles Gefühl, daß an die Stelle der unhaltbar gewordenen Zunft-Verfassung eine neue Ordnung treten muß.

Die preußische Regierung gab der Agitation der liberalen Partei und dem Verlangen der Arbeiter so weit nach, daß sie für den August 1865 eine Commission zusammenberief, welcher sie eine Reihe von Fragen vorlegte, die sich auf die Aufhebung der die Coalition der Arbeiter beschränkenden Bestimmungen der Gewerbe-Gesetzgebung bezogen. Die Stellung und Haltung dieser Fragen zeigte die Geneigtheit der Regierung, Bestimmungen, von denen man noch vor Kurzem das Heil des Gewerbstandes erwartete, zu opfern. Auch die Mehrheit der Mitglieder jener Commission war nicht ungeneigt, diese Opfer zu billigen. Und man wird sich schwerlich irren, wenn man annimmt, daß der Gang der Fabrik- und Gewerbthätigkeit darauf hinausgeht, alle jene Festsetzungen der Restaurations-Gesetzgebung zu beseitigen.

Die Arbeiter stellen sich mit ihrem Rufe nach Coalitions-Freiheit und nach Berechtigung zu ungehinderten Verhandlungen mit den Arbeitsgebern über die Höhe des Lohnes, auf den Standpunkt der letzteren.

Die gemeinsame Tendenz der Arbeiter und Arbeitsgeber geht darauf hinaus, ihr beiderseitiges Verhältniß zu einem Lohn-Verhältniß zu machen. Die Gesetzgebung hat diese Tendenz anzuerkennen und ihre ferneren Organisationen daran anzuknüpfen.

Die §§. 181 und 182 der Allgemeinen Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845, welche die Coalitions-Freiheit beschränken, sind demnach aufzuheben.

Die im §. 3 des Gesetzes vom 24. April 1854 enthaltene Bestimmung, betreffend die Verletzungen der Dienstpflichten des Gesindes und der ländlichen Arbeiter, ist dagegen aufrecht zu erhalten, da diese Dienst-Verhältnisse nicht auf ein bloßes Lohn-Verhältniß reducirt sind und in ihnen sich noch patrimoniale Beziehungen erhalten haben. Die Gewährung der Coalitions-Freiheit an die Arbeiter stellt diese mit den Arbeitsgebern auf einen Kampfplatz, auf welchem sie miteinander über die Höhe des Lohnes streiten. Die Gesetzgebung muß daher dafür sorgen, daß keine beider Parteien der anderen wehrlos preisgegeben wird.

Daraus folgt, daß der Arbeitsgeber in der Wahl seiner Arbeiter nicht mehr beschränkt sein darf. Er muß das Recht haben, sich Arbeiter zu nehmen, wo er sie findet, wenn sie nur nach seinem Urtheil für sein Geschäft geeignet sind. Folglich sind die §§. 31 und 32, 47 und 48 der Verordnung vom 9. Februar 1849 aufzuheben. Wenn das reine Lohn-Verhältniß für

Arbeiter und Arbeitsgeber bestimmend ist, so fallen die früheren Bestimmungen über das Prüfungswesen hinweg, und auch der Lehrling wird nur ein lernender Arbeiter, der ganz oder theilweise durch den Unterricht abgelohnt wird.

Desgleichen dürfen die Arbeitsgeber auch in sofern in der Wahl ihrer Arbeiter nicht beschränkt sein, als es ihnen nach erfolgter Kriegserklärung von Seiten der Arbeiter freistehen muß, sich neue Arbeiter von woher sie wollen zu beziehen. Auf der andern Seite muß es den Arbeitern freistehen, sich überall, wo sie wollen, Arbeit zu suchen.

Im beiderseitigen Interesse der Arbeitsgeber und der Arbeiter muß die freie Bewegung der letzteren gesichert werden. Die Hindernisse, die der Freizügigkeit entgegenstehen, sind daher aufzuheben; jedoch darf es den Gemeinden nicht verwehrt werden, Anstalten zu treffen, um sich vor einer drückenden Armuthslast zu schützen. Die bloße Festsetzung eines Einzugsgeldes würde jedoch ein sehr ungenügendes Schutzmittel sein. Unten werden wir auf die Ausarbeitung über die Unterstützungskassen verweisen, welche ein positives Schutzmittel gegen etwaige schädliche Folgen der Freizügigkeit darbieten.

Die bürgerliche Emancipation der Arbeiterklassen durch Gewährung der Coalitions-Freiheit entspricht aber auch den politischen Verhältnissen.

Die Ausbildung des absoluten Königthums, die moderne Staats-Finanzwirthschaft und die Errichtung der stehenden Heere beruht seit zwei Jahrhunderten darauf, daß der Arbeiterstand durch den Sold zum Kriegsdienst herangezogen und in einen Steuerzahler verwandelt ist. Seit den Kriegen von 1813 bis 1815 ist er der allgemeinen Kriegspflicht unterworfen; endlich haben ihn die neueren Gemeinde-Ordnungen und Staats-Verfassungen zum Wähler gemacht und er entscheidet als solcher über die wichtigsten politischen Fragen. Das Jahr 1866 hat ihn sogar durch die Einführung der direkten Wahlen für die parlamentarische Vertretung des norddeutschen Bundes noch wichtiger und einflußreicher gemacht. Ein Stand, dessen Urtheil die Zukunft und Constituirung eines großen Staaten-Verbandes anheimgegeben ist, hat auch ein Recht, freies Urtheil über seine eigensten Angelegenheiten zu verlangen.

In der bloßen Negative, in der Aufhebung einzelner Schranken dürfen die Regierungen und gesetzgebenden Körper nicht stehen bleiben. Die revolutionäre Gesetzgebung ließ den Bürger auch nicht bloß laufen, als sie ihn von den Fesseln der Zunft-Verfassung frei sprach. Sie sorgte für ihn, (unter seiner Mitwirkung, in Folge seiner Anträge und oft stürmischen Forderungen), sie schützte ihn und versah ihn mit Privilegien gegen die Grundbesitzer, auch gegen die Arbeiter, rief für ihn Banken ins Leben oder veränderte zu seinen Gunsten die Verfassung der bestehenden Geld-Institute, schloß in seinem Interesse Zoll- und Handels-Verträge mit anderen Staaten ab und führte seiner industriellen Interessen wegen blutige Kriege.

Die Gerechtigkeit erfordert, daß die Regierungen auch für die arbeitenden Klassen etwas Positives leisten.

Auch die Arbeiter haben, indem sie nach der Coalitions-Freiheit verlangen, positive Absichten. Sie steuern auf eine eigene Organisaton los.

Die Genossenschaft ist ihr Ziel. Ihr Klassen-Interesse ist der Mittelpunkt, um den sie sich vereinigen wollen, aber von diesem Mittelpunkt aus suchen sie nach einer socialen Vereinigung. Die Lohn-Frage beschäftigt sie zunächst ausschließlich, weil sie vor Allem Subsistenz haben müssen, um eine sociale Organisation ins Leben zu rufen, aber diese Agitation ist nicht nur gegen die Arbeitsgeber gerichtet, sondern hat als Ziel auch eine Verständigung, Vereinigung und das Gesammtwirken mit ihnen, und zwar nicht nur die genossenschaftliche Gruppirung mit ihnen um die industrielle und gewerbliche Anstalt, an der sie arbeiten, sondern auch ihre würdige Vertretung im Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Verbande.

Diese sociale Organisation haben wir in den Gesetz-Entwürfen Betreffs der industriellen und gewerblichen Unterstützungs-Kassen sowie Betreffs der Gewerberäthe geschildert.

Diese Entwürfe hatten im Auge 1. die Sicherheit der Subsistenz der Arbeiter und ihrer Familien; 2. die Befreiung der Gemeinden von der Armenlast, mit welcher die Fabrik-Unternehmer sie beladen; 3. die Ermöglichung der Einführung der Freizügigkeit, bei alledem die Seßhaftigkeit der arbeitenden Klassen und somit die Beseitigung der Gefahren, welche sonst die Freizügigkeit der arbeitenden Klassen haben würde; 4. die Theilnahme der Arbeiter an den Gemeinde-Angelegenheiten und an der Vertretung der Gemeinde; 5. die Wahrnehmung ihrer Interessen von Seiten der Kreis- und Provinzial-Vertretung und die Zusammenfassung dieser Fürsorge in der Central-Regierung; 6. die Einsetzung eines Gerichtes, welches über alle Streitigkeiten in Betreff des contraktlichen Verhältnisses zwischen Arbeitsgebern und Arbeitern entscheidet, nämlich der Gewerberäthe; 7. die Verpflichtung der Arbeitsgeber, zu den Genossenschafts-Kassen der Arbeiter ihren Antheil beizutragen, welche Verpflichtung einer Lohn-Erhöhung schon gleichkommt, den Strikes der Arbeiter entgegenarbeitet und andererseits den Arbeitsgebern bei der Gründung ihres Etablissements und bei der Leitung derselben das Gefühl ihrer moralischen Verbindlichkeit für das Wohl der Arbeiter sowie für das wirthschaftliche Gedeihen der Gemeinde und des Staates schärft.

Jene Gesetz-Entwürfe haben also im Voraus für alles Das gesorgt, was die Arbeiter durch ihre Strikes erreichen wollen. Sie realisiren, was diese Strikes, wie die Erfahrung in England beweist, gewöhnlich nicht bewirken.

Trotz dieser Vorsorge, welche den Strikes vorbeugt, lassen wir diese zu. Jene fürsorgenden Anstalten sind aber noch nicht da. Mögen daher die Strikes das Ihrige dazu beitragen, daß diese Anstalten ins Leben gerufen werden!

Auch für den Fall, daß die erwähnten Gesetz-Entwürfe Kraft erhalten haben, lassen wir die Strikes zu, aber nur als subsidiäre Mittel, die dazu dienen, Mißverhältnisse, welche durch die Veränderung des Geldwerthes und durch die neuen Conjuncturen des Weltmarktes entstehen, zu corrigiren, sodann zu dem Zweck, damit die Sicherheit, welche jene Entwürfe herbeiführen wollen, nicht in Schläfrigkeit und Stagnation ausarte.

Der Verbitterung, welche die Folgen der revolutionären Gesetzgebung in den Gemüthern der Arbeiter gegen die Arbeitsgeber erweckt haben, soll ein Ende gemacht werden. Rührigkeit, Ehrgefühl, Bewußtsein des eigenen Rechtes soll bleiben.

In den genannten Gesetz-Entwürfen ist zugleich Vieles gegeben, was die Frage beantwortet, ob es sich empfiehlt, für den Fall der Gewährung der Coalitions-Freiheit an die Bildung von Schiedsrichtern zu denken, welche die aus dem Arbeits-Verhältniß hervorgehenden Streitigkeiten gütlich oder durch Schiedsspruch beizulegen haben würden.

Wenn die Staats-Gesetzgebung Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitsgebern zuläßt, so kann es nur angemessen sein, an Instanzen zu denken, vor welchen der Streit seine Schlichtung oder wenigstens Sänftigung findet.

Solche Instanzen haben wir aber schon in jenen Gesetz-Entwürfen.

Zunächst in den Gewerberäthen und den mit ihnen in Zusammenhang stehenden Friedensrichtern.

Und zwar gehören vor dieselben (in den Städten und vor die Landräthe in den ländlichen Bezirken) alle Fälle, in denen eine der beiden streitenden Parteien über die Verletzungen von contractlichen Bestimmungen zu klagen hat.

Contractliche Verpflichtungen z. B., durch welche die Arbeiter bis zu einem bestimmten Zeitpunkt an die Arbeit an einem Etablissement gebunden sind, dürfen durch keine Strike verletzt werden, und ihre Verletzung ist vor dem Forum der Gewerberäthe zu denunciren und von diesen zu ahnden.

Vor dieselbe Instanz gehören als straffällig die Versuche der Einschüchterung, Mißhandlungen oder Aechtungen, deren sich die zu einem Strike verbundenen Arbeiter gegen diejenigen schuldig machen, welche an der Verabredung, die Arbeit niederzulegen, nicht Theil nehmen wollen und an einem Etablissement die Arbeit fortführen.

Die Gewerberäthe, die Friedensrichter und Landräthe sind endlich die Instanz, vor welcher die Angelegenheit der Arbeiter, welche sich zur Niederlegung der Arbeit verbunden haben, anzubringen ist. Aber nicht durch diese Arbeiter selbst, da diese sich im Zustande der tumultuirenden Aufregung befinden. Sondern dieselben haben sich an die Vorsteher der Genossenschaft zu wenden, der sie angehören und die in der Unterstützungs-Kasse ihren corporativen Mittelpunkt hat. Die Vertreter dieser Kasse in der Gemeinde, wenn sie auch dem Strike oder vielmehr weil sie demselben in der Regel fremd sind, haben den Streit zwischen Arbeiter und Arbeitsgeber dem Gewerberath vorzutragen, und wenn vor diesem keine Einigung stattfindet, dem Friedensrichter oder auf dem Lande dem Landrath.

Die Vollmacht und Kraft des Gewerberaths, des Friedensrichters und des Landraths reicht nur zu einem gütlichen Vergleichs-Versuche aus. Das Einigungs-Verfahren kann daher nicht schiedsrichterlich genannt werden. Wenn ein Vergleich zwischen den streitenden Parteien nicht zu erreichen ist, so sind sie sich selbst zu überlassen, und die Ermüdung der einen oder der anderen Partei sowie der Druck der realen Verhältnisse möge die beiderseitige Beruhigung oder eine den Forderungen der Arbeiter ganz oder theilweise

entsprechende Lösung des Streites herbeiführen. Ausschreitungen der Arbeiter, die den öffentlichen Frieden stören, verfallen dem Forum der Polizei und der Gerichte.

Die Dinge in Süd-Amerika.

(Schluß.)

Daß der Krieg und seine lange Dauer schon jetzt wunderbare Aenderungen in den bisherigen Anschauungen der brasilianischen Nation hervorgebracht, beweist die nahezu bedingungslose Freigebung der Schiffahrt auf dem Amazonenstrom und allen Zuflüssen seines immensen Beckens, so wie die ersten entscheidenden Schritte für Aufhebung der Sklaverei. Beides würde vor kaum zwei Jahren noch von jedem Brasilianer als eine vollkommene Unmöglichkeit angesehen und bezeichnet worden sein! Der Amazonenstrom wird vom 1. September dieses Jahres an bis nach Peru hinein von den Handelsschiffen aller Nationen frei befahren werden können. Keinerlei Zoll, oder Belästigung wird von Seiten der brasilianischen Regierung diese freie Bewegung hemmen und dadurch ein ganzer Continent mit unerschöpflichen Reichthümern dem europäischen Handel und der Welt-Spekulation erschlossen werden. Peru und die andern Staaten, aus welchen einige der Zuflüsse zum Amazonas kommen, haben zwar diesem großartigen Akte der Selbstverleugnung Brasiliens noch nicht beigestimmt, aber sie bereiten sich auch ihrerseits bereits darauf vor, den freigegebenen Strom auszunutzen. Drei peruanische Dampfer, Morona, Napo und Putumayo, haben vor Kurzem Explorations-Reisen auf den drei Zuflüssen des Amazona, des Uyueali, Paleazu und Pachica, sämmtlich wasserreicher als Rhein, Donau oder Weichsel, bis auf 1227 englische Meilen von ihrem Einflusse in den Amazonas aufwärts gemacht, und sich überzeugt, daß eine Beschiffung wenigstens von zweien derselben bis weit in das Innere des Landes möglich ist. Dadurch werden künftig mehrere diesseits und am Abhange der Andes liegende peruanische Provinzen vom Atlantischen Ocean her zugänglich, und der Beweis ist geführt, daß nicht allein Brasilien, sondern auch die angrenzenden Republiken von dieser künftigen Weltstraße gewinnen werden. Das desfalsige Dekret des Kaisers kam so vollkommen unerwartet und unveranlaßt, daß man namentlich in England und Nord-Amerika über die Großartigkeit des gemachten Geschenkes erstaunt war, um so mehr, als gleichzeitig mit dem Amazonas auch der San Francisco freigegeben wurde. Am meisten frappirte der Vorgang in Nord-Amerika, wo schon lange die entschiedensten Gelüste nach einer allenfalls gewaltsamen Colonisation der Ufer dieses Riesenstromes hervorgetreten waren und sonst ganz verständige, wohlmeinende Leute Broschüren darüber geschrieben, daß Brasilien eigentlich gar kein Recht habe, diesen Strom als ein Binnenwasser zu schließen, denn es sei kein Strom, sondern ein fließendes

Meer und daher Weltstraße, deren beliebige Beschiffung Jedem frei stehe. Für den Anfang ist die Entsagung, welche Brasilien übt, freilich größer als der Vortheil, den es haben wird. Sehr bald dürfte sich dieses Verhältniß aber ändern und der Amazonas zu der Entwickelung gelangen, welche z. B. Alexander v. Humboldt ihm prophezeit hat, indem er ihn das künftige Centrum des Welthandels und der Civilisation nennt. In dieser Freigebung des Amazonas liegt die Garantie, daß Brasilien dafür sorgen wird, auch den La Plata mit seinen mächtigen Zuflüssen zu einer offenen und freien Weltstraße zu machen. Parana, Paraguay und Uruguay entspringen sämmtlich auf brasilianischem Gebiete, ihrer freien Beschiffung vom Atlantischen Ocean war früher die Argentinische Conföderation im Interesse ihrer Uferstaaten Entre Rios, Corrientes, Santa Fé und Buenos-Ayres, besonders aber Paraguay feindlich und hinderlich, wodurch den brasilianischen Provinzen Matto Grosso, Goyaz, San Paulo und theilweise auch dem Westen von Rio grande do Sul die Lebensader unterbunden wurde. Humaita wurde sogar von Paraguay nur angelegt, um für alle Zeit die Verbindung zwischen dem Innern Brasiliens und dem Atlantischen Meere auf den genannten Strömen zu verhindern.

Zwei Vorwürfe, oder vielmehr Verdächtigungen, sind am häufigsten gegen Brasilien ausgesprochen worden. Erstens die unabhängig gewordene Republik Uruguay wieder zu einer Provinz des Kaiserreiches, und zweitens den La Plata mit allen seinen Tributairen zu einem ausschließlich brasilianischen Strome zu machen. Auf beide Verdächtigungen haben die Ereignisse bereits geantwortet. Als vor 2 Jahren die brasilianischen Truppen, siegreich bei Salto und Paysandu, vor Monte-Video standen, und diese Hauptstadt kapitulirte, lag Uraguay „zu den Füßen Sr. kaiserlichen Majestät" wie einst Ungarn in der Depesche des Fürsten Paskiewitsch an den Kaiser Nicolaus Und was ist seitdem geschehen, um jene Verdächtigungen zu rechtfertigen? Gerade das Gegentheil! — Auf die Befürchtung einer Monopolisirung des La Plata hat eben so schlagend die Freigebung des Amazonas und des San Francisco geantwortet, deren Mündungen in den Ocean, Brasilien gehören. Diese Lust an Verdächtigungen geht so weit, daß eine vor Kurzem im Interesse Paraguays erschienene Broschüre, mit dem größten Aplomb behauptet, der Amazonas sei von Brasilien nur frei gegeben worden, um den La Plata um so sicherer in Fesseln zu schlagen. An der Beschiffung des La Plata bis nach Brasilien hinein haben die Republiken Uruguay, Confederacion Argentina und Paragnay ein fast noch größeres Interesse als Brasilien, und die Paragraphen des Triple-Allianz-Traktates setzen ja ausdrücklich fest, daß keiner der drei contrahirenden Staaten einen besonderen oder ausschließlichen Vortheil von Schleifung der Zwingburgen in Paraguay haben, sondern daß diese Allen zu Gute kommen soll. Allerdings ist die freie Schifffahrt auf den Strömen, die in das Innere Brasiliens führen, eine Frage von äußerster Wichtigkeit für das Kaiserreich, denn sie hat auch ihre Gefahren. Wahrscheinlich werden sich sofort Colonien an den Ufern des Amazonas gründen, und ihrer Natur nach, nach möglichster Selbstständigkeit

und Unabhängigkeit streben. Bei den in hohem Grade blühenden deutschen Colonien in Rio grande do Sul hat sich dies Bestreben bis jetzt nicht bemerkbar gemacht, und scheint auch, da die Colonisten zufrieden sind, noch auf lange hin nicht zu fürchten zu sein. Anders würde sich die Sache aber sehr bald gestalten, wenn Nord-Amerika seinen Ueberfluß dahin absetzt. Es hat sich dort zu deutlich das Gelüste gezeigt, den Amazonas zu einem Unions-See zu machen, als daß man diese Besorgniß übersehen könnte. Auch in dieser Hinsicht ist der siegreiche Ausgang des Krieges gegen Paraguay von großem Einfluß. Nach Beendigung desselben wird Brasilien eine Armee und eine Flotte haben, wie nie bisher, und schon jetzt denkt die Nation über eine stetige militärische Kraft sehr viel anders, als sie vor wenigen Jahren noch gedacht. Die Regierung wird also, — immer den Sieg über Lopez vorausgesetzt, — genügende Kraft haben, um etwa gefährlichen Versuchen unabhängiger Colonisirung in den Provinzen Para und Maranhão zu widerstehen. Bis jetzt hatte sie diese Kraft nicht, und um so höher ist der Entschluß des Kaisers anzuschlagen, daß er schon jetzt den Amazonas geöffnet. Es kann sich in der That Großes aus dieser Maßregel entwickeln. In England bereitet man sich bereits darauf vor, die Gewährung auszubeuten. Wird unsere norddeutsche Rhederei hinter dieser wohlgerechtfertigten Spekulation zurückbleiben? Wir möchten wenigstens durch unsere Darstellung dazu beigetragen haben, daß auch von Deutschland aus der Blick eifriger auf ein Land und eine Zeit gerichtet werde, wo nach glücklicher Beendigung der jetzigen Wirren eine ungeahnte Blüthe sich entwickeln dürfte.

Die Volkssprache im heutigen Staatsleben.

III.

Die beiden Staatsverbände, in welchen neben sehr überwiegender deutscher Nationalität sich auch zahlreiche Angehörige anderer Nationen befinden, sind die schweizerische Eidgenossenschaft und der preußische Staat. In der Tendenz möglichster Gleichberechtigung der Nationalitäten steht die Eidgenossenschaft dem österreichischen Staate gleich, jedoch mit gleichmäßig besserem Erfolge, da hier an die Stelle der Feindschaft und Eifersucht der verbundenen Nationalitäten ein einträchtiges Zusammenhalten. derselben tritt zum Zweck der Erhaltung der gemeinsamen Güter. Und gerade die Eidgenossenschaft, welche eine romanische Minorität mit einer deutschen Majorität verbindet (in Belgien sind vier Siebentel, in der Schweiz fünf Siebentel, im preußischen Staate sechs Siebentel der Bevölkerung Deutsche) zeigt deutlich, daß auch bei der Vereinigung mit Romanen, wie überhaupt bei der Vereinigung zweier Culturvölker eine gerechte Würdigung der nationalen Sprachverhältnisse möglich und ausführbar ist.

Im Bundesrath ist neben der deutschen Sprache der Gebrauch der französischen zugelassen; in der Correspondenz der Central-Regierung und bei den eidgenössischen Lokalbehörden entscheidet die Landessprache des Cantons für die Anwendung der Sprache; das Französische ist sogar die Sprache des Militärs der südwestlichen Cantone, dies allerdings in Folge der fortdauernden Selbstherrlichkeit der einzelnen Landestheile. Für die Geltung einer Sprache als erster Landessprache eines Cantons entscheidet das Idiom der Mehrheit der Einwohner; neben ihr wird die Sprache der Minderheit als zweite Landessprache anerkannt, so das Französische im Canton Bern (von dessen Einwohnern ein Sechstel der französischen Sprache angehört), das Deutsche in Wallis und Freiburg, so wie angeblich jetzt auch dessen Zulassung als zweite Landessprache im Canton Neuenburg (von dessen Einwohnern ein Achtel deutsch spricht) beabsichtigt wird.

In den Cantonen Bern und Freiburg ist grundsätzlich die Volkssprache zugleich die Schulsprache. Am Gymnasium zu Freiburg bestehen Parallelklassen für beide Volkssprachen; auf der bernischen Hochschule werden beide Sprachen gebraucht; der Canton Bern hat für den französischen Theil besondere Lehr-Seminarien errichtet; ja der bernische Verwaltungsbericht bekundet nicht nur eine höhere Fürsorge gerade für diesen Theil des Cantons, deren dieser auch mehr als der deutsche Theil bedurfte, sondern nach demselben scheint es auch, als wenn hier die französische Sprache ausschließlich zur Anwendung kommt, als es nach der starken Mischung durch zugewanderte Deutsche der Fall sein sollte, vielleicht der letzte Ueberrest der Vorliebe für die französische Sprache, welche — wohl aus zu geringer Kenntniß der deutschen Geisteserzeugnisse entstanden — den maßgebenden Geschlechtern zu Bern bis an die jetzige Generation beigewohnt hat.

Im Canton Graubünden ist das Italienische (die Sprache noch nicht eines Siebentels der Bevölkerung) die zweitberechtigte Landessprache; in dieser correspondiren die Landesbehörden nach den italienischen Thälern; in ihr verhört der oberste Gerichtshof die italienisch Sprechenden und gestattet, daß die Civilpartei sich dieser Sprache bediene. Als Sprache der Gemeinde-Verwaltung und der Gerichte unterster und mittlerer Instanz ist außerdem die romanische Volkssprache, deren Angehörige nur wenig an Zahl hinter den deutschen Bewohnern des Cantons zurückbleiben, in den betreffenden Landestheilen (unter Zulassung der vorerwähnten Landessprachen) in Geltung. Die Schulsprache richtet sich auch hier nach dem Bedürfniß wie nach den Wünschen der Bevölkerung; sie ist in romanischen Gegenden theilweise ausschließlich romanisch, theilweise nur in den Elementarklassen, während in den oberen Klassen die deutsche Sprache gewählt ist. Für ihren Lehrerbedarf sorgt die Cantonschule zu Chur, welche zwei Parallelklassen für nichtdeutsche Präparanden hat, sie befähigt, das einzige Institut dieser Art, die Lehrer zum Unterricht der Grammatik beider rhätischen Dialekte (ladin und romaun).

Eine so consequente Durchführung der Gleichberechtigung der Sprachen wie in der Schweiz kann allerdings im preußischen Staate nicht erwartet werden, zumal sie sich in ersterer wesentlich auf das Bundesverhältniß der

Cantone und auf die Autonomie der einzelnen Gemeinden stützt, während in Preußen die Selbstständigkeit der einzelnen Landestheile noch sehr wenig entwickelt ist und die Gemeinde-Organisation der ländlichen Ortschaften der östlichen Provinzen sich noch in vorläufigen Zuständen befindet. Der preußische Staat, welcher gegenwärtig durch die Ereignisse des Jahres 1866 von allen Staaten den bei Weitem größten Antheil an der deutschen Nation hat, ist andererseits schon seiner Geschichte nach nicht ein paritätischer, sondern ein deutscher Staat. Vor zwei Jahrhunderten von einem deutschen Reichsfürsten gegründet, dessen politische Wirksamkeit nach allen vier Himmelsrichtungen deutsches Interesse vertrat, hat er seine Deutschheit im Befreiungskriege bewährt, und Strömungen entgegengesetzter — außerdeutscher und selbst niederdeutscher — Art haben diese Eigenschaft zwar verdecken, aber nicht beseitigen können. Und gerade in unserer Zeit ist von der obersten Leitung desselben der deutsche Charakter dieses Staates in sehr bestimmter Weise hervorgehoben worden, so um zwei vorzügliche und nach ihrer inneren Bedeutung unanfechtbare Beispiele anzuführen, in den verbürgenden Worten, daß kein deutsches Dorf abgetreten werden solle, und in der Aufnahme des Gebets für das deutsche Vaterland in den Gottesdienst der evangelischen Landeskirche.

In der Staatsverwaltung selbst tritt dem entsprechend die Begünstigung der deutschen Sprache gerade da am stärksten hervor, wo sie am meisten concentrirt ist; das preußische Militär, mit aller seiner wälschelnden Ausdrucksweise, ist derjenige Verwaltungszweig, wo wirklich zu germanisiren versucht wird. Hier prämiirt man die Erlernung des Deutschen, während in der Civilverwaltung die Erlernung der polnischen Sprache prämiirt wird. Auch die allgemeine Geschäftssprache ist mit einer einzigen Ausnahme in allen Provinzen deutsch, soweit nicht etwa thatsächlich Unterbehörden nach dem lokalen Bedürfniß durch Anwendung einer abweichenden Volkssprache selbst Ausnahmen für geeignet halten, und eine förmliche Anerkennung einer nicht deutschen Sprache hat nur in der Provinz Posen stattgefunden, von dessen Einwohnern zur Zeit fünf Neuntel polnischer Nationalität sind. Sie lag in den Verheißungen von 1815: „Ihr werdet meinem Reiche einverleibt, ohne eure Nationalität verleugnen zu dürfen." „Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden."

In Ausführung derselben erklärte ein Gesetz von 1817 beide Sprachen für Geschäftssprachen der Gerichte; für die Sprache der Verhandlungen sollte die des Klägers entscheiden, für die der Protokolle die Sprache der vernommenen Personen und in Criminalsachen die der Angeschuldigten (man vergleiche hiermit das Verfahren bei den belgischen Gerichten). Eine weitere Bestimmung desselben Gesetzes, nach welcher, wenn der Kläger beider Sprachen gleich kundig ist, in deutscher Sprache verhandelt werden soll, oder vielmehr die analoge Anwendung derselben in der Verwaltungspraxis hat später vielfach Veranlassung zu Beschwerden polnischer Nationalen gegeben. Sie war überflüssig, da es dem Wesen der Sprache zuwider ist, daß Jemand zweier Sprachen gleich kundig sei; aber auch die Möglichkeit des thatsächlichen Verkommens zugegeben, so könnte doch nur der Einzelne selbst erklären, daß dies

bei ihm zutreffe; offenbar mußte also beim Festhalten dieses Princips folgerichtig auch dem beider Sprachen Kundigen die Wahl der für ihn anzuwendenden Geschäftssprache überlassen bleiben. Wo daher in der Geschäftsführung der Behörden die deutsche Sprache solchen Polen gegenüber zur Anwendung gebracht werden ist, welche zwar der deutschen Sprache kundig sind, in ihrer Muttersprache aber ihre nationale Sprache erkennen, ist man von dem Princip der Gleichberechtigung abgewichen, und solche Uebergriffe — so klein sie sind gegenüber den Kränkungen der Nationalsprache, welche über vier Millionen Deutsche an unsern Westgrenzen erleiden — konnten eine Erbitterung des Nationalgefühls verursachen, welche eine milde Praxis vermieden haben würde.

Eine von den Grundsätzen der Humanität getragene Berücksichtigung der abweichenden Volkssprache zeigen die Anordnnngen, welche — insbesondere für die Provinz Posen — von der Unterrichtsabtheilung des Cultus-Ministeriums ausgegangen sind; sie können gerade in Hinblick auf die dirigirende Persönlichkeit als bezeichnend für die deutsche Auffassung der Sprachenfrage in unserem Staate gelten. Wir finden in der bekannten Verfügung vom Mai 1842 die ausdrückliche Anordnung, daß in Orten mit gemischter Bevölkerung jedes Kind in der Elementarschule den Unterricht in seiner Muttersprache erhalten soll; die deutsche Sprache soll überall zu den Lehrgegenständen der Volksschule gehören, das Polnische in vorherrschend polnischen Gegenden und außerdem, wo es von der Bevölkerung gewünscht wird. Aehnliche Vorschriften wurden im Jahre 1843 für die Provinz Preußen erlassen, in welcher wenige Jahre zuvor festgestellt worden war, daß von den vorhandenen Schullehrern über 300 der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Daß damals insbesondere für die gemischten Gemeinden die Vorschrift erging, die Kinder polnischer Zunge sollten den gesammten Religionsunterricht und den Leseunterricht in ihrer Muttersprache erhalten und das Deutsche erst in den letzten Schuljahren getrieben werden, ergeben die Verhandlungen des Provinzial-Landtages, welcher allerdings für gewisse Theile der Provinz die Beibehaltung des früheren Verfahrens verlangte, nämlich daß die polnische Sprache in gemischten Gemeinden nur als Hülfssprache beim Unterricht angewandt werde. Für Oberschlesien geht bereits aus einer Verfügung von 1765 hervor, daß beide Provinzialsprachen in den Elementarschulen zur Anwendung kommen sollten; in den polnischen Theilen Niederschlesiens dagegen scheint die Muttersprache der Einwohner fast nur als Hülfssprache zu dienen, und in der Lausitz wird nur in einer Anzahl von Gemeinden der erste Unterricht und der Religionsunterricht in der Muttersprache ertheilt. Wie wenig aber, namentlich in den römisch-katholischen Theilen des preußischen Staates, der Unterricht in der deutschen Sprache thatsächlich zur Beseitigung der Muttersprache führt, geht aus den Aufnahmen über die Schulbildung der Rekruten hervor; diese lassen schließen, daß die Zahl der Polen, welche deutsch schreiben konnten, sich zur Zahl derjenigen, welche nur in der Muttersprache die Elementarbildung erlangt hatten, im Posenschen höchstens wie 1:6, in Oberschlesien wie 2:3, in Westpreußen wie 4:3 verhielt.

Ebenso ist das Polnische die Unterrichtssprache in den unteren Klassen verschiedener Gymnasien der Provinz Posen und sonstiger mittlerer Unterrichtsanstalten daselbst, auch in den beiden oberen Klassen ist die theilweise Anwendung desselben zugelassen; als Lehrgegenstand ist dasselbe bei mehreren Gymnasien Westpreußens und Oberschlesiens eingeführt. Schullehrer zum Unterricht in der polnischen Sprache werden nicht nur an den Seminarien im Posenschen gebildet (wo gleichfalls Bestimmungen bestehen, daß der Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte ausschließlich in der Muttersprache ertheilt und auch außerdem die polnische Sprache gebraucht werden soll), sondern auch an einzelnen Stellen in Preußen, sowie auf zwei oberschlesischen Seminarien; auf den letzteren tritt für die Lehrer im südwestlichen Theile die mährische (czechische) Sprache an die Stelle der polnischen. Für den Bedarf der preußisch-littanischen Bevölkerung bestehen zwei Seminarien (deren eins, in gleicher Weise wie das polnische, mit der Königsberger Universität verbunden ist); die Bemühungen, welche hier eine deutsche Staatsregierung für die Cultur der Volkssprache aufwendet, konnten bei ferner Stehenden sogar die Vermuthung erwecken, als ob dieselbe die preußische Nationalität als eine Grundlage für den Namen des Staates zu conserviren strebe. An dem Gymnasium zu Kottbus wird seit einem Jahrzehnt die wendische Sprache gelehrt, um für den preußischen Antheil der Lausitz der Volkssprache kundige Geistliche und Lehrer zu gewinnen, wie ein Gleiches auch zu Bautzen für den sächsischen Antheil derselben stattfindet*). — Daß auch in dem kleinen Theile der preußischen Rheinprovinz, in welchem wallonisch gesprochen wird (in Malmedy und Umgegend), die Kirchen- und Schulsprache französisch ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Das gleiche Princip nationaler Duldung kam in Anwendung, als nach der Besitznahme Schleswig's die dänischen Sprachrescripte für den gemischten Distrikt beseitigt wurden. Die sofortige Herstellung deutschen Gottesdienstes und deutschen Unterrichts fand nur da statt, wo über die Sprache der Einwohner kein Zweifel obwalten konnte; in der norwestlichen Hälfte des gemischten Distrikts wurde die Bevölkerung befragt und nach dem Ergebnisse der Abstimmung die neue Einrichtung getroffen, jedoch so, daß in den einzelnen Kirchen- und Schulgemeinden auch dem von der Minderheit ausgesprochenen Wunsche auf ausschließliche oder theilweise Beibehaltung des Dänischen in den Anordnungen eine angemessene Berücksichtigung zu Theil wurde; auch wo später neue Anordnungen zu Gunsten der deutschen Sprache gewünscht wurden, wurde vor Genehmigung derselben die genaue Feststellung des Willens der Einwohner erfordert.

Wir können nicht unterlassen, hier einen kurzen Rückblick zu werfen auf

*) Obwohl die wendische Sprache immer weniger gesprochen wird, ist jüngst doch Seitens des preußischen Unterrichtsministeriums Anlaß genommen worden, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß an dem Kottbuser Gymnasium auch Unterricht im Wendischen ertheilt wird und die in der preußischen Lausitz wohnenden Väter, welche ihre Söhne auch im Wendischen unterrichten lassen wollen, also auch nicht nöthig haben, dieserhalb eine außerpreußische Bildungsanstalt zu wählen.

die früheren Uebergriffe der Dänen, die seit Jahren die preußische Regierung nach sorgfältig angestellten Untersuchungen documentarisch festzustellen bemüht gewesen ist.

Die dänische Regierung kann nicht leugnen, in den Jahren von 1851 bis 1854 in Mittelschleswig durch besondere Maßregeln die dänische Schul- und gemischte Kirchensprache, statt der seit Jahrhunderten herrschenden deutschen, eingeführt zu haben. Nach Falk's „Handbuch des schleswig-holsteinischen Privatrechtes" ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die deutsche Sprache in den Gesetzen und Gerichten Schleswigs die herrschende gewesen. Die plattdeutsche Sprache, welche gegenwärtig im gemeinen Leben gesprochen wird, hat dem Hochdeutschen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Gerichten, in der Schule und bei den gebildeten Ständen Platz gemacht. Die Dänen haben behauptet, daß bei der Sprach-Regulirung die Sprachkarte des gegenwärtigen preußischen Majors Geertz, welche 1838 erschien, zu Grunde gelegt worden sei; denn die Einführung der dänischen Sprache in Kirche und Schule habe sich innerhalb derjenigen Kirchspiele bewegt, welche angeblich auf dieser Karte als dänisch redende bezeichnet sein sollen. Gegen diese Behauptung ist von Geertz in seiner „Geschichte der geographischen Vermessungen" (Berlin, 1859) Einsprache erhoben und Seite 198 des Werkes der Nachweis geliefert worden, daß die dänische Sprache in sechs rein deutschen Kirchspielen, ferner in zweiundzwanzig Kirchspielen, in welchen die Bevölkerung zu fünf Sechsteln deutsch sei, und in drei Kirchspielen, wo nur die Hälfte der Bewohner dänisch verstehe, in der erwähnten Weise zur Geltung gebracht sei. Der Verfasser bemerkt außerdem, daß die hochdänische Sprache überhaupt in 48 Kirchspielen und 168 Schulen des Herzogthums gegen den Wunsch und Willen der betreffenden 100,000 Einwohner zählenden Gemeinden, welche seit der Reformation deutsche Kirchensprache und seit Jahrhunderten deutsche Schulsprache gehabt, eingeführt sei. Durch die dänischen Spracherlasse wurde aber nicht nur die dänische Kirchen- und Schulsprache in den auf der Geertz'schen Karte bezeichneten gemischten Distrikten eingeführt, sondern auch auf einen Theil des rein deutschen Gebietes ausgedehnt, welcher durch eine gerade Linie von Husum nach der Treene, von hier nordostwärts bis Bollingstedt, dann westlich bis zum Langsee und hierauf in ziemlich gerader Richtung bis zur Schlei bei Kappeln bezeichnet werden kann. Diese Anordnungen stützen sich auf ein königliches Rescript an die schleswig-holsteinische Kanzlei vom 15. December 1810, von welchem der Geh. Conferenzrath v. Scheel in seinen „Fragmenten", zweites Heft, S. 198, Kopenhagen 1851, bemerkte, daß es nur eine Anweisung an die genannte Behörde gewesen sei, mit dem Obergerichte über die Sprachfrage in Verbindung zu treten. Man habe sich aber nicht gescheut, diese Anweisung für eine königliche Verordnung auszugeben. „Nicht nur in solchen Kirchspielen, wo das dänische Element vorherrschend war, in der Sprache," sagt der Verfasser Seite 195, „und nicht nur in solchen, wo das Uebergewicht zweifelhaft sein konnte, oder wo es sich auf dänische Seite neigte, während doch immer noch ein deutsches Element vorhanden war, sondern auch in Distrikten, wo die

Volkssprache ganz und ausschließlich deutsch ist, wo keine dänische Einmischung stattfindet, verfügte der Regierungs-Commissar die Einführung der dänischen Sprache in Kirche und Schule, z. B. im März 1851 in den Kirchspielen Treia, Uelsbye, Fahrenstedt, Haveteft, Satrup, Struxdorff, Thuinby, Boel, Norderbrarup." Pastor Jensen, welcher in seinem „Versuche einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig", Flensburg 1840, die Sprachverhältnisse des Landes zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht hat, sagt Theil I, Seite 21, „die Kinder verstehen im südlichen Angeln kein Dänisch mehr, auch hier im Kirchspiel Gelting nicht, wo doch mitunter Erwachsene es sprechen; zwischen hier und Flensburg wird es von den Kindern noch verstanden, aber nicht gesprochen, so wie auch die Eltern sich durchgängig enthalten, zu den Kindern dänisch zu sprechen, aus Grundsatz, um dem hochdeutschen Schul-Unterrichte nicht hinderlich zu sein." Propst Otzen erklärte in der schleswig'schen Ständeversammlung von 1856—1857, er kenne seit seinen Kinder- und Knabenjahren diese Landschaft, aber noch nie habe er ein Kind in Angeln dänisch sprechen hören. Als die Sprachrescripte erschienen, sei Otzen Prediger zu Queren in Angeln gewesen und habe kaum seinen Augen getraut, als er das Rescript gelesen, weil er die feste Ueberzeugung habe, daß die Gemeinde die dänische Predigt nicht verstehe. In der schleswig'schen Ständeversammlung ist die Sprach-Angelegenheit vielfach verhandelt worden. Im Jahre 1853 petitionirten 5505 Hausväter wegen Abänderung des Sprachrescripts; diese Bitte wurde in der außerordentlichen Versammlung von 1855 in 1625 Petitionen wiederholt und 1856 in 7625 Petitionen erneuert. Bei dieser Gelegenheit räumte Propst Hansen aus Husby ein, daß beim dänischen Gottesdienste deutsche Psalmen gesungen würden, weil man die dänischen Gesänge nicht kenne. Auch kam zur Sprache, daß im Jahre 1841 die Gemeinden des Amtes Tondern sich bereits in Folge einer, seitens der dänischen Regierung angeordneten Abstimmung mit 10,000 gegen 3 Stimmen für die Beibehaltung der deutschen Kirchen- und Schulsprache ausgesprochen hätten.

Auch 1860 erhoben die schleswigschen Stände in einer Adresse an den König Beschwerde, „daß durch den Anhang der Verfassung für Schleswig vom 15. Februar 1854 in der Probstei Flensburg mit 26 Kirchspielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchspielen der Probstei Tondern, in 4 Kirchspielen der Probstei Husum und Bredstedt, in 9 Kirchspielen der Propstei Gottorf die seit Jahrhunderten bestandene ausschließlich deutsche Schulsprache gewaltsam und gegen den Wunsch der Einwohner verdrängt worden sei." Die Wahlen zum schleswigschen Landtage entsprachen daher auch nicht den dänischen Erwartungen. In der Sitzung von 1865—1857 zählte die Versammlung 29 deutsch redende Mitglieder und 12, welche sich der dänischen Sprache bedienten. Aus dem sogenannten gemischten Distrikte, in welchem seit 1850 die dänische Kirchen- und Schulsprache eingeführt worden, sprachen die erwählten neun Abgeordneten ausschließlich deutsch. Ueber den wohldurchdachten Plan, durch Einführung der dänischen Schreibart die schleswigschen Ortsnamen gegen die seit Jahrhunderten übliche Schreibweise,

bei einer etwa bevorstehenden Theilung Schleswigs, das Herzogthum bis zur Eider oder mindestens bis zur Sorge (südlich vom Danewerk) in Sprache und Volksthümlichkeit als ein dänisches Land erscheinen zu lassen, hat sich Geertz in seiner „Geschichte", Seite 140, ausgesprochen und nachgewiesen, daß die bei den Ortsnamen gewählte dänische Orthographie der dänischen Generalstabs-Karte mit der in den Kirchenbüchern, in Schuld- und Pfand-Protokollen, in den Steuerregistern 2c. üblichen Schreibweise nicht übereinstimmt. Bis zum Jahre 1856 hatten die Karten desselben Generalstabes, der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften und der dänischen Admiralität die alte gebräuchliche Orthographie beibehalten. — Ueber die Bevölkerung der Landestheile, in denen bis 1850 die hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache zur Anwendung kam, schwanken die Angaben von Koch, Geertz und Jensen (bei einer Gesammtbevölkerung Schleswigs von 388,000 nach der Zählung des Jahres 1840) zwischen 204,000 und 212,000 Seelen. Geertz' „Geschichte", Seite 198, nimmt an, daß seit 1850 bei 100,000 Bewohnern die dänische Kirchen- und Schulsprache eingeführt sei, obwohl seit Jahrhunderten diese Gemeinden deutsche Kirchen- und Schulsprache hatten. Nach den officiellen dänischen Angaben des Jahres 1858 soll in Folge der neuen Sprachedicte enthalten: 1) der rein deutsche Distrikt gegen 177,000 Seelen; 2) der dänische Distrikt 135,000 Seelen und 3) der gemischte Distrikt 82,000 Seelen. Wird nach der Annahme von Geertz eine gemischte Bevölkerung von 100,000 Seelen mit Jahrhunderte alter deutscher Kirchen- und Schulsprache dem rein deutschen Distrikt, welcher, wie oben angegeben, dänischerseits widerrechtlich verkleinert worden, zugezählt, so würden neben einer Bevölkerung von 277,000 Seelen in den Distrikten, wo deutsche Kirchen- und Schulsprache zur Anwendung kam, 117,000 Seelen mit dänischer Kirchen- und Schulsprache stehen.

War nun die preußische Regierung nach der Besitzergreifung Schleswigs durch unsere Truppen noch bis zum Tage von Alsen bereit, den größeren Theil vom dänischen Sprachgebiet des Herzogthums bei dem Königreiche Dänemark zu belassen, so hat dieselbe im Jahre 1848 innerhalb ihres eigenen Staatsgebietes eine noch stärkere Berücksichtigung der Verschiedenheit der Nationalität gezeigt, als der Erlaß vom 16. April die Theilung der Provinz Posen anordnete und dem östlich der zu ziehenden Demarcations-linie gelegenen Theile eigene Verfassung, eigenes Militär, besondere Organisation der Justiz, der Verwaltung und des Unterrichtswesens verhieß, wobei nach allen diesen Richtungen hin die polnische Sprache vorherrschend, die deutsche jedoch ihr gleichberechtigt sein sollte. Wie die Einverleibung des deutschen Theils in das Reich nicht von Bestand war, so gelangten auch diese Anordnungen und die zu ihrer Verwirklichung gezogene Demarkationslinie nicht zur Geltung.

Man mag in Ansehung dieser Theilungslinie von polnischer Seite her einwenden, daß bei ihrer Feststellung seit der Zurechnung der Stadt Posen zum deutschen Theile nicht bloß nationale, sondern auch strategische Rücksichten maßgebend waren, welche schon in dem Entwurf des General Pfuel dem

polnischen Antheile zu enge Grenzen zogen, und daß später das Verlangen, noch immer weitere Ortschaftsgruppen mit dem deutschen Theile zu verbinden, mit der Zeit den polnischen Theil zu einem seltsam gewundenen Landstriche zusammenschrumpfen ließ, — man mag von deutscher Seite — die geschichtliche Unfähigkeit der Polen, Etwas zu organisiren und dasselbe weiter zu bilden, ganz außer Acht gelassen — überhaupt gegen das Princip der Demarcationslinie insofern Einwand erheben, als auch eine gerecht gezogene Linie nicht dauernde Geltung haben kann, daß sie die weitere Ausbreitung des deutschen Volksstammes nach Osten und damit der unfähigen, dem Verschwinden entgegengehenden polnischen Nationalität gegenüber die weitere Verbreitung deutscher Sprache, deutschen Geistes und deutscher Zucht und Ordnung weder hindern darf, noch hindern könnte. Dennoch bleibt das Unternehmen selbst ein Zeichen edlen Willens, im eigenen Machtgebiet auch dem Machtlosen, dem Unfähigen sein Recht zu geben, eines ächt deutschen Strebens, das im Geiste als richtig Erkannte auch im äußeren Leben in's Werk zu setzen.

Indem die deutsche Nation den Geist anderer Völker in ihrer Sprache achtet und fördert, ist ihre äußere Stellung allerdings scheinbar eine nachtheilige gegenüber solchen Völkern, welche ihrerseits die deutsche Sprache aus ihrem Machtgebiete zurückzudrängen und zu beseitigen bestrebt sind. Dieser Nachtheil, dessen Ursachen wesentlich in der Verschiedenheit des nationalen Geistes selbst liegen, darf die Deutschen wohl daran denken lassen, durch welche Mittel auch den außerhalb des gegenwärtigen Machtgebietes deutscher Regierungen lebenden Deutschen ihr nationales Geistesleben gesichert und erhalten werden könne; aber er darf uns nicht verleiten, daß an einer Stelle von Andern Erduldete an einer anderen Stelle vergelten zu wollen, und es ist undeutsch und schon deshalb verwerflich, wenn unter Hinweis auf Maßregeln, welche von der französischen Regierung im Elsaß getroffen sind, die Anwendung gleicher Maßregeln zur Germanisirung polnisch redender Ortschaften des preußischen Staates in Vorschlag gebracht wird. Des Deutschen möge es vielmehr würdig sein, die Achtung vor jeder Form des menschlichen Geistes zu lehren!

Die Verbreitung der deutschen Sprache liege in der der Sprachgenossenschaft selbst, in ihrem Wachsen aus sich selbst, in ihrem cultivirenden Weiterwandern; sie bestehe vor Allem in der treuen Pflege der Muttersprache durch diejenigen, welche aus deutschem Blute stammen! — Der deutsche Stamm, der, unermeßliche Widerwärtigkeiten überdauernd, immer neue Zweige hervorgebracht, sich über immer weiteres Erdreich erstreckt, immer neue geistige Blüthen getrieben hat, bedarf zu seiner Entwickelung so wenig einer künstlichen und gewaltsamen Einfügung des Fremden, als die deutsche Sprache der immerwährenden Ueberhäufung mit fremden Wörtern bedarf. Wohl aber bedarf die Nation des Festhaltens an der eigenen Sprache, und dies wird hervorgebracht durch das Bewußtsein, daß eben die deutsche Sprache es ist, in welcher der der ganzen Nation gemeinsame Geist sich offenbart hat und täglich offenbart. Mit dem Bewußtsein der verbindenden Einheit ist die Kraft dieser Nation, welche, schon in ihrem äußeren Zusammenhange ein

großes Gebiet umfassend, durch natürliches Wachsthum sich immer weiter ausdehnt, eine festbegründete; mit dem Vorhandensein desselben erstreckt, was schon jetzt in gewissem Maße unwillkürlich der Fall ist, eine jede Persönlichkeit, welche Trägerin eines deutschen Gedankens ist, ihr geistiges Gebiet mit Nothwendigkeit auf Alle, welche diese Sprache reden. A. B.

Zur Organisation von Hannover.

(Aus Hannover.)

Bevor die Frage über die politische Organisation des vormaligen Königreiches Hannover an sich zur Entscheidung gebracht werden kann, muß zunächst die Vorfrage erörtert werden: ob man das Land in seinem bisherigen Umfange zusammen lassen will, oder ob einzelne Theile desselben mit benachbarten preußischen Provinzen verbunden werden sollen.

In letzterem Falle würde es selbstverständlich sein, daß die zu verbindenden Theile mit den Institutionen der betreffenden altländischen Provinzen ausgeglichen werden müssen.

Gewiß scheinen mancherlei Gründe dafür zu sprechen, die bisherige Einheit zu durchbrechen, Gründe, die theils ethnographischen und geographischen Momenten — Lage, Stammes-Gemeinschaft und dergleichen — entnommen, theils daraus hergenommen sind, daß eine Zertrennung als das nächste Mittel erscheint, die Hoffnungen auf eine etwaige Restauration zu zerstören und dadurch der noch fortdauernden Agitation die Wurzel abzugraben.

Nichts desto weniger glaube ich mich jetzt in Erwägung aller obwaltenden Verhältnisse dafür aussprechen zu sollen, das vormalige Königreich Hannover in seinem bisherigen Umfange der Organisation zum Grunde zu legen.

Allerdings muß zugegeben werden, daß ein National-Gefühl, wie es gegenwärtig in Preußen ausgebildet ist, ein specifisches Hannoverthum nicht existirt, und der Verlauf, den die mühsam zusammengebrachten Demonstrations-Versuche genommen haben, ist der beste Beweis, daß die preußische Staats-Regierung in Hannover nicht eine compacte Masse wider sich hat, sondern nur eine Clique. Dieser Clique würde man aber dadurch eine Bedeutung verleihen, wenn man Maßregeln träfe, die allen Parteien gleichmäßig unerwünscht sind, und unter diese Kategorie würde eine Zerreißung der bisherigen Verbindung fallen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gemeinsamkeit der Verwaltung vielfach zu einer Verknüpfung der Interessen führt, und daß die politische Zusammengehörigkeit nicht ohne Einfluß bleibt auf die Richtung und Entwickelung des Verkehrs. So hat sich denn auch in Hannover Handel und Wandel in engeren und weiteren Kreisen vielfach um die Mittelpunkte gruppirt, von denen aus das Land regiert wurde. Bei Einrichtung der öffent-

lichen Communikationen ist man natürlich dem gleichen Zuge gefolgt, und so steht denn eine große Zahl öffentlicher wie privater Verhältnisse mit dem politischen Verband im engsten Zusammenhange. Alle diese Interessen werden auf eine im Voraus gar nicht zu berechnende Weise gefährdet, wenn man Landestheile, die seit Menschenaltern zusammengehören, von einander trennt, und die Folge würde voraussichtlich das Gegentheil von dem sein, was erreicht werden soll. Man will eine Opposition unschädlich machen, indem man die Unzufriedenen aus dem Zusammenhange bringt, und statt dessen schafft man Unzufriedene, indem man die materiellen Interessen beeinträchtigt oder liebgewordene Verbindungen trennt.

Diese Auffassung wird auch nicht dadurch widerlegt, daß in einzelnen hannoverschen Landestheilen sich Stimmen erheben, welche die Verbindung mit altpreußischen Provinzen als eine Gunst erbitten, so namentlich in Ostfriesland und hin und wieder auch im Osnabrückschen.

Der Erfüllung dieses Wunsches stehen, so weit es sich um Ostfriesland handelt, gewichtige Bedenken entgegen. Die Schifffahrt und der Handel an der Nordsee-Küste des vormaligen Königreichs Hannover sind für die Entwickelung unserer Marine von unberechenbarer Wichtigkeit, und ihre Pflege wird eine der Haupt-Aufgaben unserer Verwaltung sein müssen. Soll diese Aufgabe in genügender Weise gelöst werden, so gehört dazu vor Allem eine einheitliche Leitung, die von denselben Principien ausgeht und sich dieselbe Praxis aneignet. Die Möglichkeit einer solchen wird wesentlich erschwert, wenn der östliche Theil der Nordsee-Küste (die Landdrostei Stade) bei Hannover bleibt, während Ostfriesland zu Westfalen geschlagen wird, wo der Schwerpunkt aller Verhältnisse in binnenländischen Interessen beruht. Selbst bei der besten Direction von oben her würde es sich schwer vermeiden lassen, daß die betheiligten beiden Ober-Präsidien von verschiedenartigen Grundsätzen ausgehen, was für die Entwickelung unserer Nordsee-Schifffahrt verderblich werden könnte. Die Petition der Stadt Emden ist übrigens wohl, wie nicht unerwähnt bleiben darf, zum großen Theil durch die Eifersucht auf Geestemünde hervorgerufen worden, dem König Georg V. eine sehr weitgehende Bevorzugung zu Theil werden ließ, wie denn überhaupt der bisherige Gegensatz Ostfrieslands gegen Hannover mehr ein Gegensatz gegen hannoversche Clique-Wirthschaft und Nepotismus ist, als der Wunsch, aus der bisherigen Verbindung auszuscheiden.

Osnabrück hat mit Westfalen Vieles gemein in Race und Sitte, aber auch sehr viel Abweichendes: in Westfalen freies Dispositions-Recht der bäuerlichen Besitzer, in Osnabrück strenge Geschlossenheit der Höfe mit Anerben-Recht (Majorate oder Minorate); in Westfalen preußische Landraths-Verfassung mit Amts-Bezirken nach dem Gesetze von 1856, in Osnabrück die durchaus verschiedene hannoversche Amts-Verfassung; endlich in Westfalen die evangelische Union, in Osnabrück neben der katholischen Confession strenges Lutherthum und Reformirtenthum. Für die protestantische Kirche wäre es jedenfalls nicht ohne Gefahr, wenn der Landdrostei-Bezirk Osnabrück, in dem 145,359 Katholiken neben 116,139 Protestanten wohnen, mit dem

Regierungs-Bezirk Münster vereinigt wird, in welchem die Zahl der Katholiken ebenfalls eine überwiegende ist.

Unter diesen Umständen scheint es nicht, daß die Staats-Regierung eine Veranlassung hat, die Vereinigung von Osnabrück und Westfalen zu begünstigen.

Was demnächst die eigentliche Organisations-Frage betrifft, so dürfte sich — das Zusammenbleiben bei Hannover vorausgesetzt — der Grundsatz als der maßgebende empfehlen, der bisher die preußische Regierung geleitet hat: bei Erwerbung neuer Gebietstheile in der Regel sowohl mit der materiellen Gesetzgebung, als mit der formellen Verwaltung möglichst schonend zu verfahren. Es ist dies derselbe Grundsatz, der stets die Völker geleitet hat, die vor Allen das Assimiliren neu erworbener Länder verstanden, die Römer und die Engländer, der Grundsatz, schlechte Gesetze und Institutionen mit der zeitigen Generation absterben zu lassen, die zweckmäßigen aber zu conserviren und Nichts lediglich der Uniformität zur Liebe zu beseitigen.

Bekannt ist der prophetische Rath, den der ältere Niebuhr seiner Zeit dem Könige von Holland in Bezug auf Belgien ertheilte, indem er demselben sagte, wenn er die Institutionen schonte, würde er in einem Menschenalter ein treues Volk, anderen Falls die dauernde Empörung haben.

Daß für Hannover ein Ober-Präsidium nach altpreußischem Muster eingeführt wird, betrachte ich als feststehend und zweckmäßig.

Bestritten ist dagegen die Organisation der unteren Behörden, insbesondere die Frage, ob die bisherigen Landdrosteien und Aemter belassen oder aber Regierungen und Landräthe, wie sie in den alten Provinzen bestehen, eingeführt werden sollen?

Was den jetzigen Zustand anlangt, so ist das vormalige Königreich Hannover in 7 Verwaltungs-Bezirke getheilt, welche unter 6 Landdrosteien und 1 Berghauptmannschaft stehen. Die Stellung dieser Behörden entspricht derjenigen der Regierungen, ihr Ressort aber ist ein sehr viel beschränkteres, und sie sind beispielsweise von der Mitwirkung in Steuer- und Domänen-Sachen sowie in den an die Consistorien übertragenen Kirchen- und Schul-Angelegenheiten ausgeschlossen. Ihre Bezirke vertheilen sich wie folgt;

Landdrostei Aurich	54,5	Q.-M.	193,607	Einw.
„ Osnabrück ...	113,7	„	266,025	„
„ Hannover ...	106,7	„	381,230	„
„ Hildesheim ...	82,3	„	372,014	„
„ Lüneburg	211,1	„	376,350	„
„ Stade	119,1	„	300,935	„
Berghauptmsch. Clausthal .	11,3	„	33,801	„
	698,7	Q.-M.	1,923,962	Einw.

Es scheint mir kein entscheidender Grund vorzuliegen, diese den Hannoveranern liebgewordenen Behörden und Namen, unter Beseitigung der zu kleinen Bezirke von Aurich und Clausthal, nicht auch ferner beizubehalten. Will man aber Regierungen einführen und die Bezirke vergrößern, so haben in den alten Provinzen die Regierungs-Bezirke im Durchschnitt einen Umfang

von 200 Q.-M. mit 750,000 Einwohnern und ergiebt sich, wenn man diese durch langjährige Erfahrung bewährte Norm festhält, für Hannover etwa folgende Eintheilung:

I. Regierungs-Bezirk Osnabrück, bestehend

1)	aus der Landdrostei Aurich	mit 54,5	Q.-M.	u. 193,607	Einw.
2)	" " " Osnabrück	" 113,7	"	" 266,025	"
3)	" dem bisher zur Landdr. Hannover gehörigen Bezirk der Provinziallandschaft von Hoya und Diepholz	" 65,6	"	" 154,130	"
		233,8	Q.-M.	u. 613,762	Einw.

II. Regierungs-Bezirk Hannover, bestehend

1)	aus dem ad I 3 verbleibenden Theil der Landdrostei Hannover	mit 41,1	Q.-M.	u. 227,100	Einw.
2)	aus der Landdrostei Hildesheim	" 82,8	"	" 372,014	"
3)	aus dem südlichen Theil der Landdr. Lüneburg (die Aemter Ahlden, Fallingbostel, Bergen, Celle, Isenhagen, Burgwedel, Burgdorf, Meinersen, Gifhorn und Fallersleben)	" 33,5	"	" 46,314	"
4)	aus der Berghauptmsch. Clausthal	" 11,8	"	" 33,801	"
		168,2	Q.-M.	u. 679,229	Einw.

III. Regierungs-Bezirk Lüneburg, bestehend

1)	aus dem ad II 3 nicht abgetrennten Theile der Landdr. Lüneburg	mit 177,6	Q.-M.	u. 330,036	Einw.
2)	aus der Landdrostei Stade	" 119,1	"	" 300,935	"
		296,7	Q.-M.	u. 630,971	Einw.

Der vorstehende Vertheilungs-Plan erfüllt den Zweck einer gleichmäßigen Vertheilung ohne Zerreißung der Landestheile, welche nach ihren Verkehrs-Verhältnissen und nach ihrer geographischen Lage zu einander gehören. Einige Bemerkungen werden zur näheren Erläuterung beitragen.

Der westliche Theil des Königreiches bildet einen schmalen Streifen, der sich um das Großherzogthum Oldenburg herumzieht, eine Formation mit einer in der Mitte belegenen Hauptstadt ist nicht zu ermöglichen, und es konnte als solche nur Osnabrück gewählt werden.

Ostfriesland (Landdrostei Aurich) und Osnabrück allein würden einen sehr kleinen Regierungs-Bezirk (168 Q.-M. mit 459,642 Einw.) ausmachen und der übrig bleibende Theil des Königreiches zu groß sein, um zwei zweckentsprechende Regierungs-Bezirke zu bilden. Es sind deshalb die zur Landdrostei Hannover gehörenden Grafschaften Hoya und Diepholz dem Regierungs-Bezirk Osnabrück hinzugefügt worden, was keinem Bedenken unterliegen kann, da beide zusammen eine gemeinschaftliche Provinziallandschaft bilden und die sogenannte Paris-Hamburger Eisenbahn von Osnabrück aus durch Hoya und Diepholz gehen wird, hierdurch aber für eine Communication mit Osnabrück gesorgt ist, die der bisherigen mit Hannover wenigstens gleichkommt.

Die Entfernung der Landdrostei von Aurich wird Seitens des dortigen

Drostei-Bezirkes und der Stadt Aurich bittere Klagen hervorrufen, kann aber bei der directen Eisenbahn-Verbindung zwischen Osnabrück und Ostfriesland keinem Bedenken unterliegen. Die Stadt Aurich selbst verliert durch die Verlegung der Landdrostei nach Osnabrück natürlich sehr bedeutend; sie befindet sich aber in derselben Lage wie viele andere hannoversche Orte, denen durch die Beseitigung entbehrlicher Behörden eine Einnahmequelle verloren geht.

Der südliche Theil von Hannover kann natürlich nur die bisherige Landes-Hauptstadt zum Sitz der Regierung und des Ober-Präsidii erhalten. Um eine gleichmäßige Vertheilung zwischen den Regierungsbezirken Hannover und Lüneburg zu erzielen, ist dem ersteren ein Theil (33,5 Q.-Meilen mit 46,314 Einwohner) von dem Regierungsbezirk Lüneburg zugelegt worden.

Der Regierungsbezirk Lüneburg wird dem Flächen-Inhalt nach der größte der hannoverschen Regierungsbezirke sein, der Seelenzahl nach aber zwischen dem von Osnabrück und Hannover in der Mitte stehen. Zum Sitz der Regierung eignet sich Lüneburg sowohl seiner Lage wie Bedeutung nach mehr als Stade. Da die Fortsetzung der Lüneburg-Harburger Eisenbahn bis Stade gesichert ist, so hat der zu bildende Regierungsbezirk an den beiden Eisenbahnen auf der Ost- und Westseite, welche durch die Paris-Hamburger Bahn verbunden werden, eine Communication, wie sie nur in wenigen der alten Provinzen besteht.

Ob diese Behörden den Namen „Regierungen" empfangen oder ihren bisherigen „Landdrosteien" beibehalten sollen, erscheint eventuell sachlich weniger erheblich, obschon ich mich meiner Seits für das Letztere aussprechen zu sollen glaube.

Von wesentlicher Bedeutung ist dagegen die Verfassung und Competenz jener Behörden, und würde ich in dieser Beziehung einen unbedingten Werth darauf legen, daß hier der Anfang gemacht werde, die collegialische Form in die büreaukratische hinüberzuführen, den Präsidenten die volle und unbedingte Verantwortlichkeit für Alles, was in ihrem Bezirke geschieht, aufzuerlegen und außerdem die altpreußischen Disciplinar-Gesetze nur mit der Maßgabe einzuführen, daß sämmtliche Verwaltungs-Beamte ohne Weiteres zur Disposition gestellt werden können.

Die Hauptschwierigkeit bei Reorganisation der hannoverschen Verwaltung beruht indeß in den unteren Instanzen, in dem Ressort, welches in den alten Provinzen durch die Landräthe verwaltet wird. An Stelle der letzteren fungiren in Hannover die sogenannten Aemter, im Ganzen 101 mit Verwaltungs-Bezirken von durchschnittlich 6⅔ Q.-M. und 15,000 Einw.; die größte Seelenzahl beträgt 30,530 (Amt Aurich), der größte Flächeninhalt 17 Q.-M. (Amt Soltau). Bei den Aemtern fungiren außer dem Amtmann ein bis drei Hülfsbeamte, die in gewissen Fällen selbstständig verfahren, und Amts-Voigte, die zu Insinuationen, Executionen, Besorgung von Militär-Vorspann und Einquartierung, zur Visirung von Pässen, Aufstellung von Rollen, Führung der Polizeiaufsicht im Amtsbezirke und ähnlichen Geschäften verwendet werden; sie besitzen meist eine Qualification, welche der der Polizei-Commissarien gleichkommt.

Das Gehalt der Amtmänner und Hülfsbeamten beträgt im Durchschnitt 1220, in maximo 2000 Thlr., und wird in einzelnen Fällen durch Ortszulagen bis auf 2200 Thlr. erhöht. Daneben beziehen die gedachten Beamten Gebühren bis zum Betrage von 200 Thlr. und sind fast ohne Ausnahme im Genuß von Dienstwohnungen, wofür sie 10 pCt. ihres Gehaltes (in maximo 150 Thlr.) entrichten. Pferdegelder erhalten sie nicht, sondern nur für die wirklich ausgeführten Dienstreisen eine Entschädigung nach der Extrapost-Taxe, für die bei den einzelnen Aemtern gewisse Maximalsätze bestimmt sind. Das Gehalt der Voigte beträgt in maximo 500 Thlr., sie beziehen daneben gleichfalls Gebühren, so daß einzelne derselben ein Gesammt-Diensteinkommen bis zu 1000 Thlrn. haben.

Die dienstliche Ausbildung der hannoverschen Verwaltungs-Beamten ist eine sehr zweckmäßige. Junge Leute, welche sich der Verwaltungs-Carrière widmen wollen, haben das akademische Triennium zu absolviren und dann nach Ablegung eines strengen Examens, welches für Verwaltungs- und Justizbeamte dasselbe ist, anderthalb Jahre bei einem Amts-Gericht zu arbeiten. Bewähren sie sich hierbei, so werden sie 2 bis 2½ Jahre bei einem Amte in allen Zweigen der Lokalverwaltung beschäftigt, und alsdann, vor der Zulassung als selbstständige Beamte, einem Staats-Examen unterzogen; die Anstellung von Amtmännern oder Hülfsbeamten, welche nicht diesen Bildungsgang durchgemacht haben, ist unzulässig.

Die hannoverschen Verwaltungs-Beamten stehen in Folge des bei ihrer Ausbildung beobachteten Verfahrens, namentlich was praktische Tüchtigkeit anbetrifft, auf einem Standpunkt, der volle Anerkennung verdient. Daß die hannoverschen Verwaltungs-Beamten sehr Tüchtiges leisten können und auch wollen, hat die Art und Weise bewiesen, wie sie das Militär-Ersatzgeschäft erledigt haben, und die ihnen deshalb vom General-Gouverneur ausgesprochene ehrende Anerkennung war eine durchaus verdiente. Bei verständiger und humaner Leitung werden sie Sr. Majestät eben so gute Dienste leisten wie die übergetretenen hannoverschen Offiziere.

Das Ressort der Amtmänner umfaßt sämmtliche Geschäftszweige, welche unseren Landräthen übertragen sind, und daneben die örtliche Verwaltung der Domainen, die Polizei-Gerichtsbarkeit für einen gewissen Theil der Polizei-Uebertretungen, die Mitwirkung bei Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen, die Aufsicht über die sog. Höfesachen, d. h. die Prüfung und Genehmigung der Contracte, welche über die Hof-Annahme, Ehe-Beredungen der Hof-Eigenthümer, über Abfindungen, Leibzuchten 2c. geschlossen werden, in einzelnen Landestheilen eine ausgedehnte (in den Herzogthümern Bremen und Verden bis zur Erhebung der Brandkassengelder gehende) Mitwirkung bei Verwaltung der öffentlichen Feuerversicherungs-Institute, die Aufbewahrung gewisser in ihrem Ressort eingehender und nicht sofort zur Auszahlung kommender Gelder.

Abgesehen von dem größeren Geschäfts-Umfange unterscheidet sich die Thätigkeit der hannoverschen Amtmänner vorzugsweise durch ihre Mitwirkung bei Verwaltung der Landgemeinde-Angelegenheiten. Die Landgemeinden waren

bis 1852 von der Gesetzgebung wenig beachtet und ihre Zustände in den einzelnen Provinzen sehr mannigfaltig gestaltet. Im Jahre 1852 erhielt Hannover eine später (1859) revidirte Landgemeinde-Ordnung, welche aber nicht eine allgemeine Schablone, sondern nur die Grundsätze aufstellte, nach denen die Verhältnisse, entsprechend dem lokalen Bedürfniß, zu regeln sind. Auf Grund dieser Gesetze ist sehr viel geschehen, namentlich zur Feststellung des Stimmrechts in den einzelnen Gemeinden, zur Normirung des Maßstabes für die Vertheilung der Communallasten, zur richtigen Abgrenzung der Gemeindebezirke und zur Ordnung aller Verhältnisse, bei denen die Gemeinden betheiligt sind; aber das Werk der Gemeinde-Organisation ist erst in der Entwickelung begriffen und kann der leitenden Hand noch nicht entbehren. Die ländliche Bevölkerung in Hannover steht nämlich durchaus auf keiner höheren Stufe der Bildung als in den östlichen Provinzen, und wie es mit den Gemeinde-Vorstehern bestellt ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß man denselben bei Organisation des Militär-Ersatzwesens nicht einmal das einfache Geschäft der Stammrollenführung hat übertragen können. Unter solchen Verhältnissen hängt der ordnungsmäßige Gang und die Entwickelung des Landgemeindewesens vorläufig noch von der Mitwirkung der Amtmänner ab, die sich nicht darauf beschränken dürfen, nur als überwachende Staatsbehörde zu fungiren, sondern überall, wo es Noth thut, persönlich einschreiten, in schwierigen Fällen die Gemeinde-Versammlung leiten, Hader in der Gemeinde an Ort und Stelle schlichten und vergleichen. Bei dem mäßigen Umfange ihrer Bezirke vermögen sie dieser Aufgabe vollständig zu entsprechen, und thatsächlich beruht die eigentliche Leitung der wichtigeren Communal-Angelegenheiten in ihrer Hand; sie sind vieler Orten Landrath und Gemeinde-Behörde in einer Person, nicht bloße Obrigkeiten, sondern die Berather ihrer Gemeinden und häufig auch der einzelnen Einsassen, die sich selbst in Privat-Angelegenheiten an sie zu wenden pflegen. Die Besitzer größerer Güter können, gleichviel, ob dieselben der Ritterschaft angehören oder nicht, ihre Trennung vom Gemeinde-Verbande unter gewissen, das Gemeinde-Interesse sichernden Voraussetzungen nachsuchen, und bilden dann gewissermaßen eigene Gemeinden, in denen der Gutsherr Vorsteher ist und die den Gemeinden zustehende Mitwirkung bei der Orts- und Flurpolizei durch eigene Beamte ausübt. Sie werden zu den öffentlichen Lasten des Amtsbezirkes ebenso herangezogen wie die Gemeinden und dürfen sich in den Amts-Versammlungen durch Bevollmächtigte vertreten lassen.

Im Ganzen sind gegen 100 Güter (darunter ein Theil dem königlichen Dominium angehörend) vom Gemeinde-Verbande eximirt.

Ihren eigentlichen Abschluß findet die hannoversche Landgemeinde-Ordnung in der sogenannten Amtsvertretung. Dieselbe wird durch sämmtliche Landgemeinden des Amtsbezirks in Gemeinschaft mit den amtssässigen Städten und mit den Besitzern resp. Vertretern der größeren Güter gebildet und ist berufen, über alle Angelegenheiten zu bestimmen, „welche die Wohlfahrt entweder des ganzen Bezirkes oder mehrerer Gemeinden in demselben betreffen.“ Es steht ihr das Recht zu, für den Bezirk „Ausgaben oder Leistungen zu

gemeinsamem Nutzen“ zu beschließen, bei Feststellung polizeilicher Strafbestimmungen für den Bezirk mitzuwirken, „über die Verhältnisse der Gemeinden, der Amtseingesessenen und des Grundeigenthums u. s. w. Auskunft zu ertheilen“ (§. 27 und 28 des Gesetzes vom 28. April 1859). Bei Angelegenheiten, welche das Interesse mehrerer Amtsbezirke betreffen, können dieselben zu einer gemeinsamen Berathung durch Bevollmächtigte vereinigt werden, und in gleicher Weise ist es zulässig, für getrennte Bezirke eines Amtes besondere Amts-Vertretungen zu bilden. Die Amts-Versammlung tritt in regelmäßigen Terminen zusammen; wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder eine außerordentliche Einberufung verlangt, so hat das Amt diesem Antrage zu entsprechen. Die Verhandlungen sind öffentlich und werden durch den Amtmann geleitet, dem auch die Befugniß zusteht, Ordnungsstrafen bis zum Betrage von 5 Thlrn. wegen nachlässigen Besuches der Amts-Versammlungen zu verhängen.

Die Amts-Vertretung ist in hohem Grade geeignet, die öffentliche Verwaltung zu beleben und den mechanischen Formalismus der Schreibstube fern zu halten. Der Beamte findet bei der gemeinsamen Berathung in den Amts-Versammlungen die beste Gelegenheit, sich über die Bedürfnisse seines Bezirkes zu informiren und gleichzeitig den Maßregeln der Verwaltung durch das lebendige Wort Eingang zu verschaffen. Handelt es sich um öffentliche Anlagen (gemeinsame Wege, Wasserwerke ꝛc.), so wird das Zweckmäßige am sichersten durch persönliche, den Wetteifer anregende Besprechung zwischen den Betheiligten ermittelt und die Ausführung gesichert, indem ebenso die Vortheile der Anlage wie ihre Schwierigkeiten von vornherein zur Sprache kommen. Besonders förderlich in dieser Hinsicht ist die Anordnung, daß die Gemeinden in der Amts-Versammlung nicht durch schablonenmäßig gewählte Deputirte vertreten werden, sondern durch ihre Vorsteher, denen demnächst auch die Ausführung der Beschlüsse obliegt, und die bei derselben natürlich sehr viel williger mitwirken, wenn sie an der Berathung und Beschlußfassung selbst Theil nehmen.

Man hat etwas Aehnliches durch die Kreistage zu erreichen gesucht, die, wie es in den Kreisordnungen heißt, „die Verwaltung des Landraths begleiten und unterstützen sollen.“ Was man in den alten Provinzen, meist vergeblich, angestrebt hat, ist in der hannoverschen Amts-Vertretung zur Ausführung gekommen: die Vertreter der Gemeinden sind die wirklichen Gehülfen der Aemter, und die lebendige Wechselwirkung kommt beiden zu gut, sie stärkt die Thätigkeit der Behörden und erhöht das Vertrauen der Einsassen zu ihrer Obrigkeit.

Die Amtsverfassung findet bei der hannoverschen Bevölkerung eine Anerkennung, wie sie wohl nur selten Verwaltungs-Behörden zu Theil wird, die lediglich auf Ernennung durch die Staats-Regierung beruhen, und alle Parteien (Partikularisten wie National-Liberale, die Rechte wie die Linke) einigen sich in dem Wunsche, dieselben dem Lande erhalten zu sehen.

Im Interesse der Staats-Regierung kann die Erfüllung dieses Wunsches nicht dringend genug befürwortet werden. Die hannoverschen Aemter stehen,

was festes Regiment und ersprießliche Leitung des Gemeindewesens betrifft, den preußischen Landrathsämtern in keiner Beziehung nach; sie beruhen auf anderen Grundlagen, aber Preußen ist groß genug, um eine Verschiedenartigkeit in den unteren Instanzen ertragen zu können, und die Beibehaltung der hannoverschen Amts-Verfassung würde den Gang unserer Staats-Maschine eben so wenig stören, wie die Verschiedenheit zwischen der Landgemeinde-Ordnung in Pommern und der am Rhein oder in Westfalen. Eher wäre das Gegentheil zu befürchten. Hannover ist ein vorzugsweise Ackerbau treibendes Land und besitzt einen kräftigen, durch die Geschlossenheit der Höfe reich gewordenen Bauernstand. Will man es mit diesem Kern der ländlichen Bevölkerung nicht von vornherein verderben und seine Verschmelzung mit Preußen nicht auf lange hin gefährden, so darf, wenigstens vorläufig, von Beseitigung der Aemter nicht die Rede sein. Für den hannoverschen Bauer ist der Amtmann, der von Generation zu Generation bei allen Aenderungen auf dem Hofe mitzusprechen gehabt hat, der Inbegriff aller Obrigkeit, nicht bloß eine Behörde, sondern eine Vertrauens-Person. Es liegt nicht im Interesse der Regierung, an diesem Verhältniß zu rühren. Die Einführung einer neuen Verwaltungsform an Stelle der Aemter würde in den hannoverschen Landgemeinden ähnlich wirken, wie etwa die Einführung der rheinischen Bürgermeisterei-Verfassung in Pommern oder die der pommerschen Landgemeinde-Ordnung in der Rheinprovinz.

Die Kosten der hannoverschen Amts-Verwaltung sind allerdings sehr bedeutend. Die preußischen Landraths-Aemter verursachen nach dem Etat von 1866 eine Ausgabe von 916,553 Thlr., die hannoverschen Aemter 397,470 Thlr. Die Kosten der hannoverschen Verwaltung sind mithin, wenn man nach dem Verhältniß der Seelenzahl rechnet, über 4 mal so groß wie die der preußischen, und die Zahl der hannoverschen Aemter müßte im Vergleich mit den Landraths-Aemtern, wenn man den Maßstab des Flächenraumes zu Grunde legt, von 101 auf 40, nach dem Maßstab der Seelenzahl auf 32 reducirt werden.

Solchen Zahlen gegenüber wird die Erhaltung der hannoverschen Amts-Verfassung wesentlich mit davon abhängen, ob es möglich ist, die Kosten derselben mit denen der Verwaltung in den übrigen preußischen Provinzen einigermaßen auszugleichen. Es bieten sich hierzu zwei Mittel: Vergrößerung der Amtsbezirke und Reducirung der Beamten-Etats.

In denjenigen Regierungs-Bezirken, wo Kreise von mäßiger Größe sind, (beispielsweise im Regierungs-Bezirk Erfurt von durchschnittlich 6¾, in der Rheinprovinz 8¼ Q.-M.) ist es bis jetzt wenigstens noch niemals für möglich gehalten worden, dieselben zu vergrößern, und in der Rheinprovinz hat man sogar neuerdings einzelne Kreise von 12 und 20 Q.-M., als zu groß für eine zweckmäßige Verwaltung, zertheilt. Nach gleichen Grundsätzen wird auch in Hannover zu verfahren sein. Unter den dortigen Aemtern, namentlich in den Haide- und Moor-Bezirken, sind mehrere von so untergeordneter Bedeutung, daß ihre Einziehung keinem Bedenken unterliegen kann. Das Maß dieser Reductionen wird aber vorläufig nur ein beschränktes sein dürfen, weil

die ganze Entwickelung des hannoverschen Landgemeindewesens für die nächsten Jahre von der persönlichen Einwirkung der Amtmänner abhängt und von einer solchen kaum noch die Rede sein kann, wenn man Kreise bildet mit einer durchschnittlichen Seelenzahl von 50,000 Einwohnern, was bei der geringen Dichtigkeit der hannoverschen Bevölkerung ein Areal ergeben würde von durchschnittlich 16 Q.-M. für jeden Kreis resp. Amtsbezirk. Als Maximum wird vorläufig höchstens eine Einwohnerzahl von durchschnittlich 30,000 Seelen und ein Areal von 10 bis 11 Q.-M. angenommen werden dürfen und ergäbe sich hiernach eine Reduction der gegenwärtigen Amtsbezirke von 101 auf etwa 67.

Der Ersparung, welche durch Vergrößerung der Amtsbezirke zu erzielen ist, tritt eine anderweite Reduction im Beamten-Etat hinzu, die mit Einführung der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung zusammenhängt.

Die hannoversche Verwaltung steht im Begriff, von einigen Institutionen befreit zu werden, welche die Thätigkeit der Beamten in hohem Grade in Anspruch nehmen. Nach der Domicil-Ordnung von 1827 erwerben nicht ansässige Personen das Wohnrecht in den Landgemeinden nur durch Geburt, durch Gemeinde-Beschluß unter Genehmigung der Obrigkeit, d. h. der Aemter, oder durch Anordnung der letzteren. Daneben besteht die Vorschrift, daß die Pfarrer Niemanden trauen dürfen, der nicht ein obrigkeitliches Attest (einen sog. Trauschein) darüber beibringt, daß er mit seiner Ehefrau in der betreffenden Gemeinde Aufnahme findet. Gesellen sollen in der Regel nicht zur Verheirathung zugelassen werden (§. 134 der Gewerbe-Ordnung). Die Gemeinden sind in Hannover wie überall geneigt, Personen ohne Vermögen zwar zur Arbeit, aber nicht zur dauernden Niederlassung in der Gemeinde zu verstatten, und da ihnen auch die Befugniß zusteht, lediglich zur Verhütung des Wohnrechts-Erwerbes die Ausweisung zu beantragen, andererseits aber die davon Betroffenen die obrigkeitliche Beilegung des Wohnrechtes gegen den Willen der Gemeinden beantragen können, so erwächst aus der mit Recht oder Unrecht verweigerten Wohnrechts-Gestattung sowie durch die mit der Niederlassung in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Trauscheine eine endlose Schreiberei, die einen bedeutenden Theil des Arbeits-Pensums der Amtmänner ausmacht. Mit Einführung der Freizügigkeit wird hierin selbstredend eine vollständige Aenderung eintreten und daneben auch die preußische Gewerbe-Ordnung durch Beschränkung des Concessionswesens (beispielsweise bedürfen selbst Aerzte in Hannover einer obrigkeitlichen Genehmigung, wenn sie sich auf dem platten Lande niederlassen wollen) wesentlich zur Arbeits-Erleichterung der Aemter beitragen.

Von den früher gedachten Funktionen, welche die Aemter über das Ressort der Landräthe hinaus zu verwalten haben, werden die Strafgerichtsbarkeit so wie die Kassen-Geschäfte gleichfalls fortfallen und die Mitwirkung bei den Brand-Kassen auf das in Preußen geltende Maß zu reduciren sein; die übrigen in Rede stehenden Funktionen dürften den Aemtern belassen werden können, um die für die Stellung derselben wünschenswerthe Totalität zu erhalten.

Der Gesammtbetrag der Ersparnisse, welche durch Einziehung des dritten Theiles der Aemter, durch Verminderung der Geschäfte und entsprechende Reduction der Beamtenzahl sowie bei neuen Anstellungen durch Herabsetzung der Gehälter auf das in Preußen übliche Maß zu erzielen sind, ist ein sehr bedeutender; er reicht aber keinenfalls hin, um die Differenz zwischen dem Etat der preußischen und dem der hannoverschen Aemter auszugleichen, vielmehr bleibt bei dem letzteren noch immer ein verhältnißmäßiges Kosten-Plus, welches nicht unter 100,000 Thaler veranschlagt werden kann. Die Mehrausgabe ist eine nicht unbedeutende, wenn man sie lediglich vom Gesichtspunkte der traditionellen Sparsamkeit aus betrachtet, aber der Geldpunkt allein kann nicht von Entscheidung sein, wenn es sich um die Reorganisation einer neuen Provinz handelt. Die Staatskasse trägt auch in Hohenzollern die Kosten der Oberämter, obgleich dieselben, ebenso wie die hannoverschen Amtmänner, zum Theil Funktionen verwalten, welche eigentlich zu den Obliegenheiten der Gemeinden gehören. Aehnliche Rücksichten empfehlen sich auch für Hannover.

Dem Vorschlage des Herrn Ministers des Innern, in Hannover das preußische Landraths-Amt, insbesondere in der Gestalt, welche es jetzt gewonnen hat, einzuführen, vermag ich mich nicht anzuschließen.

Bekanntlich waren die preußischen Landraths-Aemter ursprünglich ständische Behörden, denen gleichzeitig die Wahrnehmung der eigentlichen Regierungs-Geschäfte und die staatliche Oberaufsicht oblag; die Verwaltung bewegte sich in den einfachsten Formen ohne vieles Schreibwerk, die Interessen waren meist lokaler Natur, und bei der großen Autorität, deren die Landräthe sich erfreuten, galt ihre Entscheidung in der Regel als erste und letzte Instanz. Unter solchen Verhältnissen waren Kreise von 20 bis 30 Q.-M. und darüber möglich, ohne daß das öffentliche Interesse darunter litt; gegenwärtig sind sie es nicht mehr. Das Arbeits-Pensum der Landräthe hat sich in Folge des totalen Umschwunges aller Verhältnisse so vermehrt, daß ein tüchtiger Beamter selbst in mäßig großen Kreisen vollauf zu thun hat, wenn nicht eine Kreissekretär-Wirthschaft eintreten soll; sind die Kreise aber von dem Umfange, wie leider in einigen der östlichen Regierungs-Bezirke (beispielsweise in Marienwerder und Bromberg durchschnittlich 23¾, in Cöslin 25¾, in Potsdam 27 Q.-M.), so ist der Landrath thatsächlich außer Stande, neben seinen Geschäften als Commissarius der Regierung eine eigene selbstständige Thätigkeit zu entwickeln; er hat mit einem Wort keine Zeit für den Beruf, der Vertreter aller Interessen des Kreises zu sein und überall, wo es Noth thut, anregend oder leitend einzuwirken.

So weit ich mich habe informiren können, leisten die hannoverschen Amtmänner das noch wirklich, was die Landräthe leisten sollten, und es würde deshalb kaum zu rechtfertigen sein, in Hannover eine Institution einzuführen, welche in den alten Provinzen selbst als reformbedürftig erkannt wird.

Es tritt hinzu, daß in Hannover zur Zeit diejenigen Elemente fehlen und voraussichtlich auch noch auf längere Zeit fehlen werden, deren Heranziehung dem Landraths-Amte in den alten Provinzen seinen eigenthümlichen Charakter und Werth verleiht.

Bekanntlich ist es gerade die hannoversche Aristokratie, auch die grundgesessene, welche als die eigentliche Trägerin der welfischen Opposition betrachtet werden muß und welche wahrscheinlich auch die letzte sein wird, sich dem preußischen Gouvernement aufrichtig anzuschließen. Aus diesem Grunde würde es deshalb auch noch auf lange Zeit unmöglich sein, die Landräthe aus der Aristokratie des Kreises zu nehmen; man würde nicht anders können, als Beamte zu Landräthen zu machen, und man würde deshalb kaum etwas Anderes erzielen, als den Namen zu changiren und hierdurch sowie durch die beabsichtigte Combinirung zweier Aemter unter einem Landrath das Institut der Amtmänner der Bevölkerung zu entfremden und zugleich die Lokal-Autorität zu schwächen.

Die Auffassung, daß durch die Verbindung zweier Aemter die so gebildeten Kreise leistungsfähiger würden, theile ich nicht. Die Leistungsfähigkeit scheint mir vielmehr dadurch bedingt zu werden, daß der Lokal-Beamte die Leistungsfähigkeit und Mittel seines Bezirkes genau kennt und sich des Vertrauens seiner Einsassen erfreut.

Ebenso glaube ich meiner abweichenden Auffassung Ausdruck geben zu sollen, daß die preußische Kreis-Verfassung, deren Reform-Bedürftigkeit im Sinne der Herstellung eines größeren Maßes von Selbstregierung allseitig anerkannt ist und deren „drei Stände" schon in den alten Provinzen nicht unwesentlichen Bemängelungen unterliegen, in Hannover unverändert eingeführt werde, um so mehr, als die bisherige hannoversche Aemter-Verfassung den dortigen Verhältnissen in der That besser zu entsprechen scheint.

Aus diesen Gründen würden sich meine Vorschläge für die Organisation von Hannover dahin zusammenfassen:

I. Die oberste Leitung der gesammten Civil-Verwaltung des vormaligen Königreichs Hannover wird einem Ober-Präsidenten mit allen den Ober-Präsidenten in den alten Provinzen zustehenden Befugnissen und Pflichten übertragen.

II. Zum Zweck der Lokal-Verwaltung zerfällt die Provinz Hannover in fünf Landdrostei-Bezirke. Dieselben sind 1) Hannover, 2) Hildesheim mit dem Bezirke der aufzulösenden Berghauptmannschaft Clausthal, 3) Lüneburg, 4) Stade, 5) Osnabrück mit dem Bezirk der aufzulösenden Landdrostei Aurich.

In jedem Landdrostei-Bezirk wird ein Landdrost (mit dem Range eines Regierungs-Vice-Präsidenten) alle diejenigen Befugnisse, welche den Regierungs-Präsidenten und den ersten und zweiten Abtheilungen der Bezirks-Regierungen in den alten Provinzen zustehen, selbstständig unter persönlicher Verantwortlichkeit ausüben. Die bisherige collegialische Verfassung der Landdrosteien wird aufgehoben.

Zur Bearbeitung der verschiedenen Verwaltungszweige werden jedem Landdrosten die nach dem lokalen Bedürfniß in ihrer Anzahl zu bestimmenden Regierungs- und technischen Räthe und Assessoren zugeordnet. Dieselben haben kein Stimmrecht, so weit es sich nicht um Fällung von Erkenntnissen in Disciplinar-Untersuchungen handelt, sind aber für Aktenmäßigkeit und Legalität ihrer Referate persönlich verantwortlich. In Disciplinarsachen übt der Land-

drost mit seinen sämmtlichen Räthen und Assessoren collegialisch die in dieser Beziehung den Bezirks-Regierungen in den alten Provinzen zustehenden Befugnisse aus.

III. Die Eintheilung der Landdrostei-Bezirke in Aemter und amtsfreie Städte, so wie die bestehende Amtsverfassung werden aufrecht erhalten, doch hat der Ober-Präsident des Baldigsten seine Vorschläge darüber zu machen, welche von den zur Zeit amtsfreien Städten als zu klein und zu einer selbstständigen Ausübung obrigkeitlicher Rechte nicht geeignet, mit den Aemtern zu vereinigen sind. Ingleichen hat der Ober-Präsident darauf hinzuwirken, daß allmählich unter schonender Benutzung der sich bietenden Gelegenheiten die Zahl der Aemter durch angemessene Zusammenlegung verringert wird.

Für die Verwaltung der Militär-Angelegenheiten, so weit die Civilbehörden zu einer Betheiligung berufen sind, namentlich für das Ersatz-Geschäft, bleibt es bei der bereits bewirkten Vereinigung mehrerer Aemter zu einem besonderen Ersatzkreise unter Leitung eines vom General-Commando und vom Ober-Präsidenten gemeinschaftlich zu committirenden Amtmannes.

IV. Außerdem dürfte sich die Errichtung nachstehender besonderer Behörden empfehlen:

1) einer Provinzial-Steuer-Direktion in zwei Abtheilungen für die Verwaltung der indirekten und der direkten Steuern in der ganzen Provinz;
2) einer Provinzial-Direktion für Verwaltung der Domänen und Forsten;
3) einer General-Commission für Theilungs-, Verkoppelungs- und Ablösungs-Sachen, ingleichen zur Entscheidung über Ertheilung oder Versagung der in einigen hannoverschen Landestheilen noch nothwendigen obrigkeitlichen Erlaubniß zur Zerschlagung und Verkleinerung geschlossener Höfe.

   Die Organisation der Special-Commissarien bleibt vorbehalten;
4) des Provinzial-Consistoriums für die Angelegenheiten der evangelischen Kirchen der Provinz;
5) des Provinzial-Schul-Collegiums, mit der Competenz dieser Collegien in den alten Provinzen;
6) des Medicinal-Collegiums, mit der Competenz dieser Collegien in den alten Provinzen;
7) der Provinzial-Hauptkasse mit der nöthigen Anzahl von technischen Kassen-Beamten, unter direkter Leitung eines von dem Ober-Präsidenten zu bestimmenden Regierungs- und Kassen-Rathes.

Ueber die letzteren Vorschläge behalte ich mir eine nähere Begründung vor.

Geschichte des Straßenbaues in Frankreich.

Eine Skizze.

Nachdem die römischen Kunststraßen, die einst Gallien gleich den übrigen Theilen des römischen Reiches durchzogen, in gänzlichen Verfall gerathen

waren, befanden sich die Verkehrsmittel durch das ganze Mittelalter hindurch in dem kläglichsten Zustande. Die Wege, deren man doch bedurfte, waren weder gepflastert noch mit Steinen aufgeschüttet, sie glichen unseren alten sogenannten Feldwegen aus nackter Erde. Im Sommer bei schönem Wetter ziemlich brauchbar, wurden sie im Winter, bei Regen oder Schnee, vollkommen unpassirbar. Niemals dachte man an Ausbesserung, höchstens bei den schwierigsten Stellen, wo der Weg durch einen Sumpf führte oder dergleichen. Hier und da baute man Brücken über die Flüsse, und es zeichnete sich darin ganz besonders die „Association de frères pontifes“, eine religiöse Körperschaft von Brückenbauern, aus, die vom 11. bis 13. Jahrhundert zum Nutzen der Pilger viele Brücken in verschiedenen Theilen Frankreichs anlegte. Das Reisen auf den schlechten Wegen war keineswegs billig, vielmehr forderten alle die großen und kleinen Herren, obwohl sie nichts für die Unterhaltung der Wege thaten, ein sehr hohes Passagegeld, und die wenigen Kaufleute und Pilger, welche damals die Straße entlang zogen, mußten ihren Geldbeutel eben so häufig öffnen, als wir jetzt auf manchen unserer vortrefflichen Chausseen, die das Institut der Schlagbäume noch nicht abgeschafft haben. Andererseits waren die Wege eben so unsicher als schlecht. Die Lehensherren hatten zwar die Verpflichtung, über die Sicherheit der Reisenden zu wachen, aber sie erfüllten diese Pflicht gewöhnlich sehr schlecht, ja es gab sogar Zeiten, wo sie die Ersten waren, die über die Reisenden herfielen und sie ausplünderten; auch waren sie nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verantwortlich, für Raub oder Mord während der Nacht brauchten sie keine Entschädigung zu zahlen.

Eben so wenig war das Postwesen, das doch unter den Römern in gewisser Blüthe stand, entwickelt. Karl der Große hatte zwar wieder Eilboten eingeführt, welche Veredarii oder Cursores genannt wurden, und bei der Errichtung der Universität Paris derselben das Recht verliehen, die Correspondenz von Privatpersonen für ihre Rechnung zu befördern, wenn es die Sicherheit des Reiches erlaubte, doch von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XI. blieb es bei dieser letzteren Bestimmung, ohne daß irgend eine andere Einrichtung getroffen worden wäre: die Boten, welche die Universität Paris zu verschiedenen Zeiten nach den bedeutendsten Städten des Königreiches absandte, waren die einzige Gelegenheit, sich miteinander in Correspondenz zu setzen. Erst Ludwig XI. erließ im Jahre 1464 zu Doulens ein Edict, welches den Gang der Posten etwas regelte.

Der Preis eines Pferdes für vier Lieues wurde in diesem Edicte, die Bezahlung des Führers mit eingerechnet, auf zehn Sous bestimmt. Ludwig XI. beabsichtigte keineswegs von vorn herein, dieser Einrichtung einen gemeinnützigen Charakter zu geben, indeß ist es erwiesen, daß bald nach Veröffentlichung der Postordnung eine vollständige Duldung den Privatpersonen verstattete, sich zur Beförderung ihrer Briefe der gewöhnlichen Boten und Eilboten des Königs zu bedienen, vorausgesetzt, daß die politischen Interessen hier nicht hindernd eintraten. Die Strafe, welche die Postordnung den Eilboten-Meistern auferlegte, welche nicht dazu berechtigten Personen Pferde

lieferten, war, wie die wesentliche Grundlage des Edictes überhaupt, wörtlich den Verordnungen der römischen Kaiser entlehnt. Daraus erwuchs indeß kein Nachtheil, da diese Verordnungen vollkommen den damaligen unruhigen Zeiten angemessen waren und den Keim des Fortschrittes und der Vervollkommnung in sich trugen. Doch machte, obwohl die Errichtung der Posten in vieler Beziehung eine sehr wohlthätige Wirksamkeit üben mußte, die Besoldung der Eilboten-Meister und der Eilboten, welche die Briefe des Königs und der Privatpersonen nach allen Punkten des Reiches brachten, eine Erhöhung der Auflagen nothwendig, die sich das Volk nur sehr ungern gefallen ließ. Nicht allein beklagte man sich darüber, daß Ludwig XI. sich diese wohlthätige Einrichtung so theuer bezahlen ließ, sondern es gab auch nicht wenig Leute, welche die Nützlichkeit derselben überhaupt bestritten; dies waren besonders die Mönche. Man erzählt in dieser Beziehung sogar eine ziemlich belustigende Anekdote; es hatte sich nämlich ein Prediger Namens Maillard in sehr beleidigenden Ausdrücken gegen Ludwig XI. geäußert. Als der König ihn deshalb zur Rede stellen und ihm drohen ließ, ihn in den Fluß werfen zu lassen, erwiderte er: „Das mag er thun, aber ich werde eher zu Wasser im Paradiese anlangen, als er mit seinen Postpferden."

In der Kindheit waren aber auch die Transportmittel. Wollte man etwas schnell reisen, so mußte man zu Pferde steigen, denn Wagen, wie wir sie jetzt besitzen, waren vollständig unbekannt, es gab damals nur Karren, erst im 15. Jahrhundert erscheinen Fahrzeuge, die in Ketten (statt der Federn) hängen. Auf einem solchen schwankenden Karren — chariots branlants hießen sie — mit Goldstoff bedeckt, zog Isabella von Bayern 1406 in Paris ein, und lange war der Besitz dieser höchst unbequemen Wagen ein Vorrecht der Könige und Prinzen. Es ist ein Vertrag aufbewahrt worden, den Gille Lemaître, von 1550 bis 1562 Präsident des Parlaments zu Paris, mit seinen Pächtern abgeschlossen hat, und worin sich diese verpflichten, ihm am Vorabend der vier großen Feste des Jahres und in der Zeit der Weinlese einen offenen Karren mit gutem frischen Stroh darin nach der Stadt zu bringen, damit seine Frau und Tochter „bequem" auf's Land fahren könnten. Die Kammerzofe ritt auf einer Eselin hinterdrein, und der erste Präsident eröffnete den Zug auf dem Maulthier, das ihn auch in Paris gewöhnlich nach dem Justizpalast trug.

Erst nachdem die Königsgewalt wieder kräftiger, die Verwaltung concentrirter geworden, begann mit dem 17. Jahrhundert eine merkliche, wenn auch langsame Besserung. Heinrich IV. übertrug seinem Minister Sully das Amt eines Oberaufsehers über alle Wege. Sully nahm sich der Sache eifrig an, er hatte Ordnung in die Finanzen gebracht und schlug dem Könige vor, jährlich eine gewisse Summe aus der königlichen Kasse auf die Wege zu verwenden. Freilich war die Kasse nicht reich, die disponible Summe Anfangs gering, im Jahre 1600 wurden für Straßenbau 17,600 Frcs. ausgeworfen, während gegenwärtig die Wegebauten in Frankreich alljährlich über 100 Millionen Frcs. kosten; aber schon nach wenigen Jahren hatte Sully beträchtliche Fortschritte erwirkt, denn 1606 wurden bereits 3 Mill. Frcs.

für Straßen bewilligt. Innere und äußere Kriege unterbrachen diesen guten Anfang, und es bedurfte der mächtigen Hand Colbert's, um das von Sully Erstrebte weiter zu führen. Der König gab nun durchschnittlich über 400,000 Frcs. jährlich, die bei Anlage von Wegen interessirten Orte mußten ihrerseits beisteuern, und die königliche Autorität wachte darüber, daß die Lehensherren, welche Wegezoll erhoben, das Geld zur Unterhaltung der Straßen verwandten. Außerdem wurden noch besondere Maßregeln getroffen. Als z. B. 1675 die Straße von Paris nach Orleans, eine der ersten gepflasterten Straßen Frankreichs, angelegt wurde, mußten die Fuhrleute, welche gewöhnlich Wein von Orleans nach Paris brachten und leer zurückfuhren, unter Androhung schwerer Strafe ihren Rückweg über Etampes nehmen, Sand und Pflastersteine auf ihre Karren laden und sie nach der Stelle bringen, wo an dem Wege gebaut wurde. So gelang es dem unermüdlichen Minister trotz spärlicher Geldmittel, einige schöne Straßen herzustellen, welche die allgemeine Bewunderung erregten. Madame de Sevigné schrieb damals in einem ihrer Briefe: „C'est une chose extraordinaire que la beauté des chemins. On n'arrête pas un seul moment. Ce sont des mails et des promenades partout, toutes les montagnes aplanies, la rue d'Enfer un chemin de paradis. Mais non, car on dit que le chemin du paradis est étroit et laborieux, et celui-ci est large, agréable et délicieux." Wenn schon die Rue d'Enfer den Enthusiasmus der geistreichen Frau erregte, was würde sie zum Boulevard Sébastopol und Boulevard Saint-Michel gesagt haben!

Solche wirklich gute Straßen waren indeß nur Ausnahmen. Als Ludwig XIV. 1681 die Bäder von Bourbon-l'Archambault besuchen wollte, befahl Colbert den Intendanten, die Wege rasch ausbessern zu lassen, man solle die schlechten Stellen mit Steinen oder, wo solche fehlten, mit Holz und Erde ausfüllen, auch könne man Hecken umhauen und die Gräben damit zufüllen, es seien dies die Mittel, deren man sich immer bediene, um die Reisen des Königs in seinen Provinzen zu erleichtern. Trotz dieser besonderen Vorkehrungen brachte der König von Versailles bis Bourbon-l'Archambault zehn Tage unterwegs zu. Wenn sich heut zu Tage der Kaiser nach Vichy begiebt, das in demselben Departement liegt, braucht er nicht mehr als zehn Stunden. Wie langsam mögen da einfache Privatleute gereist sein!

Um 1575 begannen Postwagen, die man Coches nannte, von Paris nach einigen nicht über 30 bis 40 Lieues entfernten Städten zu fahren, so nach Orleans, Troyes, Rouen, Beauvais, Amiens; aber sie brauchten nach einem Reglement vom 26. Juli 1623 im Winter nicht mehr als acht bis zehn Lieues, im Sommer nur dreizehn bis vierzehn Lieues per Tag zurückzulegen. So blieb es lange Zeit, noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts erforderte es drei Tage, um von Paris nach Rouen (30 Lieues) zu reisen, eine Strecke, die man jetzt in 2½ Stunden zurücklegt.

Karl IX. hatte das Edikt Ludwig's XI., welches während der Unruhen und Kriege der vorigen Regierungen in Vergessenheit gerathen war, wieder in Kraft treten lassen. Dieser Fürst bestimmte zugleich die Wege,

welche die Depeschen im Innern des Reiches zu nehmen hatten, und bestrafte die Dagegenhandelnden mit Absetzung und einer Geldbuße von 100 Livres tournois. 1576 erhielten alle bedeutenden Städte, wohin die Eilboten bis jetzt nicht gekommen waren, regelmäßige Postboten. Heinrich IV. hatte die löbliche Absicht, den inneren Verkehr zu befördern, und erließ deshalb 1597 ein Edikt, vermöge dessen den Reisenden auf allen großen Straßen von einer Station zur andern Pferde vermiethet werden sollten. Die wichtigsten Veränderungen in der Postverwaltung fallen in die Zeit Ludwig's XIII.; unter ihm wurde die Einrichtung getroffen, daß die Eilboten wöchentlich zweimal von Paris nach den bedeutendsten Städten des Königreiches abgingen und in den Sommermonaten des Nachts sowohl wie am Tage in einer Stunde die Entfernung von einer Station zur andern zurücklegen mußten, in den Wintermonaten gestattete man ihnen 1½ Stunden.

Im 18. Jahrhundert fing man endlich an, den Straßenbau in großem Maßstabe zu betreiben, man begnügte sich nicht mehr mit Verbesserung der alten Wege, sondern schuf neue, legte sie breit und möglichst gerade an und bepflanzte sie mit Bäumen. Sie waren zum Theil gepflastert, zum Theil chaussirt. Dazu reichten nun freilich die 3 bis 4 Millionen Frcs., die der Staat darauf verwenden konnte, nicht hin und zur unsäglichen Last des Volkes nahm man seine Zuflucht zu Frohndiensten, unter deren Druck die Bauern den größten Theil des 18. Jahrhunderts hindurch lebten. Sämmtliche Bewohner vom 16. bis 65. Jahre mußten 20, 30, in manchen Gegenden 40 Tage im Jahre unentgeltlich an der Herstellung der Straßen arbeiten und die nächst gelegenen Gemeinden mußten die Arbeiter verpflegen. Als endlich der Ruin des platten Landes zu sichtbar wurde, nachdem Mirabeau, der Vater des berühmten Revolutionärs, der sogenannte „Menschenfreund", es ausgesprochen hatte, daß eine Fortsetzung dieser Frohndienste bald aus dem ganzen Staatsgebiet einen großen Kirchhof machen werde, schaffte der Minister Turgot im Februar 1776 den Frohndienst ab und an dessen Stelle wurde nach langem Widerstande 1787 eine allgemeine Geldsteuer eingeführt. In dem Eifer der Revolution von 1789, Alles neu zu gestalten, konnte sie eine so wichtige Einrichtung, wie die der Posten nicht übersehen. Bis zu dieser Zeit waren die Depeschen zu Pferde und mit nicht in Federn hängenden, schwerfälligen, meist offenen Wagen befördert worden, die in der Regel nur mit einem Pferde bespannt waren, welches der Courier lenkte. 1792 wurde hiermit eine neue Organisation vorgenommen und zweiräderige, verdeckte, mit drei Pferden bespannte Wagen eingeführt. 40 verschiedene Malle-Posten durchfuhren das Land in allen Richtungen und wurden von der Regierung unterhalten; 14 derselben gingen von Paris ab und die 26 anderen stellten die Verbindung zwischen den einzelnen Departements her.

Wie sehr der beispiellose Aufschwung des Verkehrs im 19. Jahrhundert, durch die Eisenbahnen veranlaßt, auch auf den Bau der Landstraßen einwirkte, läßt sich durch einige Zahlen vor Augen führen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Frankreich 6- bis 7000 Lieues Hauptstraßen, gegenwärtig besitzt es 21,500 Lieues oder 86,000 Kilometer solcher Straßen.

und außerdem hat es 240,000 Kilometer Vicinalstraßen*), welche alle Dörfer mit den großen Straßen in Verbindung setzen. Während Sully im Jahre 1600, wie oben angeführt, nur 17,600 Frcs. für Wegebauten verausgabte, kostete die Herstellung nur der Vicinalstraßen während der letzten 30 Jahren über eine Milliarde. Daneben wurde seit 1814 die Summe von 815 Mill. Frcs. für Kanalbauten verwendet, so daß Frankreich jetzt 4850 Kilometer Kanäle gegen 1271 Kilometer im Jahre 1814 besitzt, und die enormen Anstrengungen waren möglich, trotzdem das Land gleichzeitig sieben Milliarden Frcs. für den Eisenbahnbau aufbrachte.

Zu letzterer Summe trug der Staat nur 979 Mill. Frcs. bei; zur Vollendung der gegenwärtig concessionirten Bahnen sind noch 2,270 Mill. Frcs. erforderlich, wovon der Staat 466 Mill. Frcs. trägt. Im Ganzen wird also der Staat zu den 9400 Mill. betragenden Kosten des 21,050 Kilometer umfassenden Netzes direkt nur 1445 Mill. beisteuern, und wenn man das Kapital, welches die Zinsen-Garantie repräsentirt, auf 400 Mill. veranschlagt, so trägt der Staat zum Ausbau des ganzen Netzes nicht ganz 1900 Mill., die Compagnieen dagegen $7\frac{1}{2}$ Milliarden bei.

Die französischen Eisenbahnen haben im Jahre 1865 84 Mill. Reisende und 34 Mill. Tonnen Frachtgut transportirt. Der Tarif, der im Durchschnitt per Kilometer $5\frac{1}{2}$ Centimes für den Reisenden und $6{,}_{08}$ Centimes für die Tonne Güter beträgt, gewährt gegenüber den ehemaligen Transportkosten zu Lande eine Verminderung um die Hälfte, oft sogar um zwei Drittel. Die Concurrenz der Eisenbahnen hat außerdem ein sehr bedeutendes Sinken der ehemals üblichen Tarife für den Transport auf Landstraßen, Flüssen, Kanälen und für die Küstenschifffahrt herbeigeführt. Auch muß man berücksichtigen, daß der Verkehr auf den gewöhnlichen Straßen eben so lebhaft geblieben ist, wie vor der Anlage von Eisenbahnen, und daß sich der Verkehr auf Flüssen und Kanälen noch vermehrt hat. Man hat versucht, die Ersparnisse, welche die Eisenbahnen direkt oder indirekt in Bezug auf den Transport von Reisenden und Gütern bewirkt haben, in Zahlen auszudrücken. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts begegnete dem Abbé de Saint-Pierre der Unfall, daß sein Wagen auf einer der damaligen Hauptstraßen zerbrach. Er schrieb eine Denkschrift an das Ministerium mit complicirten Berechnungen über den Nutzen, den die Verbesserung der Wege bringen würde, und kam dabei zu dem Resultat, daß eine jährliche Ausgabe von 9 Mill. Francs durch die Vervielfältigung der Transporte und die Fortschritte des Handels einen Gewinn von 70 Mill. jährlich abwerfen könnte. Was würde sich der Abbé gefreut haben, im Jahre 1866 aus dem Munde des Directeur des ponts et chaussées et des chemins de fer zu erfahren, daß Frankreich alljährlich durch die Eisenbahnen allein eine Ersparniß von 700 Mill. im Waarentransport und

*) Die 231 kaiserlichen Straßen bilden ein Netz von 37,290 Kilometer Länge, ungerechnet 1080 K. in Corsica; die Departements-Straßen haben zusammen 48,381 K. Von Ersteren blieben am 1. Januar 1867 noch 600 K., von Letzteren 1542 K. zu bauen. Von Vicinalstraßen waren am 1. Januar 1866 240,150 K. vollendet, 85,820 K. im Bau begriffen und 192,708 K. abgesteckt.

von 60 Mill. im Personentransport macht! d. h. wenn es keine Eisenbahnen gäbe, würden die Transporte jährlich 760 Mill. mehr kosten. Diese Ersparniß, die von Jahr zu Jahr wächst, ist schon enorm und würde einen sehr hohen Zinsertrag des für den Bau der Eisenbahnen bis jetzt aufgewandten Capitals von 7 Milliarden repräsentiren; aber darauf beschränkt sich der Nutzen der Bahnen nicht. Ohne sie würden diese ungeheuren Transporte ganz unmöglich sein, und wir wären nicht Zeuge gewesen des wunderbaren Aufschwungs, den namentlich auch in Frankreich alle Zweige der Arbeit genommen haben. Durch die Vermehrung der Circulation, durch die Neuschaffung des Verkehrs an manchen Punkten haben die Eisenbahnen im höchsten Grade die Industrie selbst entwickelt und zugleich im ausgedehntesten Maße die Bedürfnisse des Consums befriedigt. Dabei ist die Zeitersparniß noch nicht in Betracht genommen. Die Schnelligkeit der alten Diligencen war 10 Kilometer per Stunde, die mittlere Schnelligkeit der französischen Eisenbahnen ist 40 Kilometer, die 84 Mill. Reisende also, welche im Jahre 1865 zusammen 3861 Mill. Kilometer auf dem ganzen französischen Eisenbahnnetze zurücklegten, haben 252 Millionen Stunden erspart, d. h. 2876 Jahre. A. B.

Die Vehmgerichte.

Ueberall, wo in Deutschland nach Volksrecht gerichtet wurde, war die Ausübung der Gerichtsbarkeit in die vereinte Thätigkeit eines vom König mit richterlicher Gewalt beliehenen Beamten und der ihm untergeordneten Volksgemeinde freier Leute gelegt, d. h. in die Hand des Richters und der Urtheiler, welche „das Recht wiesen" und deshalb auch Wissende genannt wurden. Dieser vom König gesetzte Beamte, der zugleich Einnehmer der fiskalischen Gefälle und Anführer im Kriege für die Mannschaft eines Bezirkes war, heißt in den alten Volksrechten Graf (grafio, gravio, graphio, latinisirt comes), eine Bezeichnung, welche in späterer Zeit allen Arten von Richtern beigelegt wird, wie Vicegraf, Freigraf, Holzgraf ꝛc. und die noch in dem Namen der sächsischen Dorfobrigkeit „Greve, Grebe" sich erhalten hat*).

*) Der Graf bildete also, um nach unseren Begriffen zu reden, in Justiz-, Administrativ- und Militairsachen eine Behörde, über welche zunächst der König stand. Grimm erklärt sich aus sprachlichen Rücksichten gegen die Ableitung des Namens „Graf" von grau (canus), was sich an den Begriff des Seniorats anlehnen würde; er vermuthet von ravo (tignum, tectum) ableiten zu können, so daß giravo, comes, socius bedeuten und mit dem angelsächsischen gerêfa verwandt sein würde. Mundt leitet das Wort von dem Keltischen (latinisirt graphiarius, neufranzösisch greffier) ab und sieht im Grafen ursprünglich einen Schreiber, Gerichtsschreiber, eine Ableitung der wir mit Leo und Hüllmann beipflichten zu müssen glauben. Wenn man aber bedenkt, daß unser Wort „Graf" überaus alt ist und bei allen nordischen Völkern angetroffen wird, daher es vermuthlich von ihnen aus ihren ersten Wohnsitzen mitgebracht worden ist, so wird man gern die Hoffnung aufgeben,

Die Stätte, an welcher das Gericht gehalten wurde, hieß die Malstätta. An dieser Malstätte eröffnete der Graf oder Richter das Gericht, leitete die Verhandlungen, fragte die freien, im Gerichte gegenwärtigen Männer um ihr Urtheil und vollzog es nach dem Ausspruche der Mehrzahl. An dieser Malstätte mußten sich zu gesetzlich festgesetzten Zeiten alle Freie, von denen jeder innerhalb seines Geheges so unabhängig wie der Fürst in seinem Lande war, ohne besondere Aufforderung versammeln und ein solches Gericht hieß dann ein ächtes Ding, ein ungebotenes Gericht, im Gegensatz des außer dieser Zeit vom Richter angesetzten, d. h. des gebotenen oder vorbotenen Gerichtes, „Botding" (von vorbieten). Diese gebotenen Gerichte brauchten nur von denen besucht zu werden, welche Etwas zu verhandeln hatten, obgleich sich alle Freie dabei einfinden durften. Es traf sich daher nicht selten, daß wenn ein Urtheil zu finden war, es an der gehörigen Anzahl derer fehlte, welche das Recht weisen konnten, so wenig man auch hierbei in der Auswahl der Urtheiler verlegen war. Ein auffallendes Beispiel dieser Freiheit der Wahl in den älteren Zeiten giebt ein altes Stadtrecht, freilich beim Finden eines Urtheils für einen allgemein anziehenderen Gegenstand als der war, welcher regelmäßig auf den gebotenen Gerichten verhandelt wurde. Den Weinprüfern wird hier bei ihrer Prüfung und Aufsuchung des Urtheils über den Wein aufgegeben, „sie sollten zusehen, ob ein guter Gesell gehe auf der Straßen, den möchten sie hereinrufen zu sich und seinen Rath auch darzunehmen." — Weit seltener mochte aber „ein guter Gesell" bei dem gebotenen Gerichte sich der Malstätte nähern, um seinen Rath vernehmen zu lassen. Diesem Mangel an Urtheilern vorzubeugen, wählte der Graf, aber nur für einzelne Händel, eine bestimmte Anzahl kundiger Männer, die sich zu diesem Zwecke beim gebotenen Gerichte an der Malstätte einzufinden hatten, die sogenannten Rachinburgen, die Hüllmann für Reihen Bürger hält, d. h. der Reihe nach beigezogen.

Diese letztere Einrichtung war die Grundlage zu der Veränderung, welche Karl der Große — dessen in Einzelnheiten eingehende und nicht mit Unrecht einen universellen Charakter beanspruchende Gesetzgebung in manchen Dingen die Reste der altgermanischen Autonomie beeinträchtigen mußte, — einführte, und welche sich für die ordentlichen Gerichte fast während des ganzen Mittelalters erhalten hat. Er übertrug das Geschäft des Urtheilfindens in den ordentlichen Gerichten bestimmten, für alle Fälle im Gericht erscheinenden Personen, welche durch den Grafen und die Gemeinden für jede einzelne Malstätte gewählt und besonders zu diesem Amte bestellt und beeidigt wurden: Die Scabini, Schöppen, oder später Schöffen. Die freien Männer, welche zu diesem Amte fähig waren, hießen „schöffenbare Leute." Das Verfahren in diesen mit Schöffen besetzten Gerichten war im Wesentlichen Folgendes:

---

dessen Abstammung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zu erforschen. Auch die heidnischen Letten nannten ihren obersten Priester, der zugleich ihr oberster Richter war, Krive, und die zwölf obersten Richter, welche Odin in Skandinavien verordnete, hießen gleichfalls Krewe.

Das Gericht wurde auch hier regelmäßig im Freien gehalten, meist auf Wiesen und Auen, und es bezeichnet die Malstätte bald eine Eiche, bald eine Linde, unter deren Schatten der Richter und die Schöffen sich niederließen. Eben so häufig war aber auch die Sitzung des Gerichtes auf Bergen, an Brücken und bei großen Steinen, wohin die Schöffen dann entboten wurden. Erst in späterer Zeit suchten Richter und Schöffen einen Schutz gegen Wind und Wetter unter bedeckten Gängen und Hallen, und reichere Städte erbauten unter dem Namen „Spielhaus" eigene Richthäuser oder Dinghöfe. An diesen Plätzen saß dann der Richter auf einem Stuhle, die Schöffen nach der Ordnung auf ihrer Schöffenbank, und der Richter sollte, wie das Soester Recht ausdrücklich sagt: „sitzen auf seinem Richterstuhl als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht könne urtheilen, soll er dieselbe 123mal überlegen." Bevor die Verhandlungen dann begannen, wurde das Gericht „gehegt", oder, wie es ebenfalls genannt wurde, „die Bank gespannt", vielleicht weil ein Seil um die für die Schöffen gestellten Bänke gespannt wurde. Der Richter gebot hierauf Stille oder „bannte Gerichtsfrieden", indem er verbot „hastig Muth oder Scheltwörter und daß Niemand ausgehe oder eingehe, als gehe denn mit Urlaub, Niemand des Andern Statt besitze sonder Urlaub, und niemand des andern Wort spreche, sondern Urlaub." In diesen Gerichten galt nur der Anklageprozeß; wo kein Kläger war, war auch kein Richter. Sie durften nicht vor Sonnenaufgang eröffnet und mußten mit Sonnenuntergang geschlossen werden, und es brauchte daher auf Keinen, der vor Gericht zu erscheinen hatte, länger als bis zum Sonnenuntergang gewartet zu werden, denn „der Richter ist schuldig von Seigers neun des Morgens bis daß die Sonne untergeht, in dem Gerichte zu warten."

Bei diesem alten Verfahren der Gerichte findet sich aber hinsichtlich des Beweises der Unschuld eines Angeklagten noch eine Eigenthümlichkeit, die nicht übergangen werden darf, weil auch diese sich in einer nur wenig veränderten Weise im Verfahren der Vehmgerichte wieder findet. Es ist dies die Reinigung des Angeklagten durch Eid und Eideshelfer (Consacramentalen). Der Angeschuldigte, der seine Unschuld eidlich versicherte, zog nämlich noch eine Anzahl von Verwandten und Bekannten, sämmtlich aber freie Männer, hierbei sich zu Hülfe, welche seinen Eid dadurch bestärkten, daß sie selbst schwuren, sie glaubten an die Betheuerung seiner Unschuld. Wie viel man solcher Eideshelfer haben mußte, war nach Verschiedenheit des Verbrechens und der Person des Angeklagten verschieden, so z. B. bedurfte der Angeklagte bisweilen, um sich von der Anklage des Diebstahls zu reinigen, zu seinem eigenen Eid noch zwei Eideshelfer, der Räuber sechs, der Mörder zwölf.

War der Angeschuldigte entflohen oder erschien nicht vor Gericht und es hatte der Ankläger mit seinen Eideshelfern vor dem Richter, in dessen Gerichtsbezirke das Verbrechen begangen war, die Anklage beschworen, so wurde die Verfestung gegen den Angeschuldigten ausgesprochen. Wer verfestet war, konnte von dem Ankläger mit Gewalt vor Gericht gebracht und wenn er sich widersetzte, straflos getödtet werden. Wird der namentlich

Verfestete vor Gericht gebracht, so geht es ihm an das Leben, um welcher Schuld er auch verfestet sei. Die Verfestung wirkte aber nur in dem Sprengel *des* Richters, von dem sie ausgesprochen war; zeigte er aber dieselbe einem höheren Richter an, so mußte sie dieser anerkennen, und sie wirkte nun für alle unter diesem höheren Richter stehenden niederen Gerichte. Die Verfestung, welche der Kaiser durch seine kaiserlichen Gerichte selbst aussprach, hieß *Acht* und wirkte im ganzen Reiche. Wer über Jahr und Tag in der Acht blieb und in dieser Zeit nicht zu Recht stand, der wurde, wenn dieses gegen ihn gezeugt wurde, in die *Oberacht* gethan, „und sein Leib und Gut aller manniglich erlaubt, und soll niemand daran freveln können, und soll selbigen Thäter und Friedensbrecher niemand behausen, herbergen, ätzen, tränken und keiner ihm Vorschub thun in seiner Obrigkeit, Eigenthum und Gebieten.“

Dieses eben geschilderte Verfahren fand sich im Wesentlichen bei allen Gerichten des Mittelalters ziemlich gleichmäßig war, mochten dieselben nach dem *Umfange* ihres Sprengels Landgerichte, Stadtgerichte, Dorfgerichte, oder nach ihrem *Vorsitzenden* Grafengerichte, Schulzengerichte, oder nach dem *Stande* der unter sie Gehörenden Rittergerichte, Mannengerichte oder Freigerichte sein. — *Freigerichte*, d. h. Gerichte über freie Männer, waren aber eigentlich in frühester Zeit fast alle und erst durch die Entwickelung der Landeshoheit erhielt diese Bezeichnung eine eigenthümliche Bedeutung.

Als die alten Einrichtungen *Karls des Großen* immer mehr zu schwinden begannen und die alte Gauverfassung Deutschlands sich allmählich auflöste, wurden die früheren *Reichsämter* der Grafen und Herzoge zum erblichen Eigenthum, und der Ausdruck Grafschaft und Herzogthum bezeichnete nicht mehr ein *Amt*, sondern einen Landesdistrict, dessen *Besitzer* bestimmte Rechte zustanden, er bezeichnete mit andern Worten ein *Territorium*, dessen Rechte, je mehr sich dasselbe schloß, desto bestimmter auch formulirt werden konnten. Aus diesen veränderten Verhältnissen bildete sich der Begriff der *Landesherren* und der *Landeshoheit*, in welch' letzterer theils Rechte lagen, welche ursprünglich dem Kaiser zustanden, aber den Landesherren zu Lehn oder zu freiem Eigenthum übertragen waren, wie, außer Heerbann, Münze, Zoll und anderen fiskalischen Nutzungen, besonders das Recht der Grafschaft und der daraus herfließenden *Gerichtsbarkeit*, theils waren aber auch die Rechte darin begriffen, welche unter dem Namen der *schutzherrlichen* bezeichnet zu werden pflegen. Durch dieses schutzherrliche Recht des Landesherrn kam nun an diesen die Befugniß, alle in seiner Grafschaft gesessenen Reichsunterthanen im Reichsdienst zu *vertreten*, wodurch diese aufhörten, unmittelbare Reichsunterthanen zu sein und zu *Landsassen* der Landesherren herabsanken. Die Gerichte, unter denen sie nunmehr standen, waren nicht kaiserliche über unmittelbar Freie, sondern *Landesgerichte* über Unterthanen, welche dem Reich nur unmittelbar durch den Landesherrn untergeben waren.

Nur in *Westfalen* und einem Theil von *Engern* erhielt sich die alte Thätigkeit und Theilnahme der Volksgemeinde. Die alten Standesrechte

blieben dort unter der Herrschaft geistlicher Herren fast unverändert und die Landeshoheit vermochte dort Ritter und Freie sich nicht so früh, wie anderwärts, zu unterwerfen. Zu Anfang des 13. und bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bestanden in Engern und Westfalen dem Reich unmittelbar unterworfene Gerichte, die, wie die unmittelbaren Reichsstädte freie Städte, so Freigerichte jetzt genannt wurden. Die Sitze dieser Gerichte hießen Freistühle oder Freigrafschaften, die Richter Freigrafen, die Urtheiler Freischöffen und die Gerichtsboten Freiboten. Der Freigraf selbst war noch der Graf im alten Sinne, ein kaiserlicher Beamter, wie ehedem, und schöffenbar war, wie früher, jeder eingesessene Freie. Vor den Schranken dieser Gerichte erschien die freie Gemeinde, wie zu der Väter Zeiten, bildete ihr Recht durch gefundene Weisthümer aus, nahm durch Eideshülfe, Zeugniß 2c. an den Verhandlungen Theil, sprach durch ihre Schöffen Urtheile und modificirte sie durch Scheltung derselben. Hier sah man noch Gottesurtheile, wenn das menschliche Auge Wahres und Falsches, Recht und Unrecht sich nicht mehr zu unterscheiden traute, hier die alten Symbole des durch den Herzog verliehenen Könnigsbannes, während die Gaugrafen unter dem Banner ihrer Landesherren richteten. Was Wunder, wenn diese Gerichtsbarkeit bald für ein besonderes, vom König verliehenes Privilegium galt!

Nimmt man nun auch an, daß bis zu diesem Zeitpunkte durch besonders günstige Verhältnisse sich diese westfälischen Freigerichte in ihrer alten Form erhalten hatten, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß nach dieser Zeit schwerlich die Freien eine solche Stellung ferner behaupten konnten. Wir sehen, wie auch in Westfalen, die Territorialherren jene Freigrafschaften sich unterwerfen. Der Kurfürst von Köln nimmt zu Folge seiner herzoglichen Gewalt in Engern und Westfalen, die er nach dem Falle Heinrich's des Löwen (1182) und nach Auflösung des Herzogthums Sachsen erhalten hatte, das Recht in Anspruch, daß kein freier Stuhl innerhalb dieses Sprengels ohne seine Bewilligung angelegt werden dürfe, daß er dem Kaiser die Freigrafen zu präsentiren habe, welche den kaiserlichen oder Königsbann, auch Blutbann bisweilen genannt, vom Kaiser dann unmittelbar erhalten sollten. Dieser letztere Punkt wurde aber im Jahre 1382 dahin erweitert, daß der Kurfürst von Köln ein für allemal das Recht erhielt, an Kaisers Statt den Freigrafen den Königsbann, d. h. die Gerichtsbarkeit, welche nur im Namen des Kaisers ausgeübt und vermöge welcher allein über gewisse Verbrechen gerichtet werden konnte, zu verleihen. Endlich erhielt der Kurfürst von Köln auch das Recht, die Freigrafen in Engern und Westfalen zu einem Generalkapitel zu versammeln, um da die Mißbräuche dieser Freigerichte zu untersuchen.*)

*) Bei dem Sturze Heinrich's des Löwen war zwar unverkennbar Schwächung der herzoglichen Gewalt, unmöglich aber die Herbeiführung einer Verwirrung, die sich in der Folge in allen Verhältnissen des ehemaligen, umfangreichen Herzogthums herausstellte, die Absicht des Kaisers gewesen. Hatte man auch daran gedacht, wie Ditmar erzählt, das Herzogthum gar nicht wieder zu besetzen, so zeigt doch gerade die Wiedervergebung

Alle diese Rechte des Kurfürsten von Köln bezogen sich aber nicht auf die Freigerichte, welche bloß Civilgerichte waren, in denen das Mein und Dein verhandelt wurde, sondern nur auf die sogenannte Stillgerichte, heimliche Gerichte oder Vehmgerichte. Auch von einer andern Seite war aber die Stellung der Freigerichte in Westfalen nach dieser Unterscheidung eine zweifache. Soweit sie bloß bürgerliche Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden hatten, also in reinen Civilsachen, erstreckte sich ihre Competenz nicht über den Bezirk einer Freigrafschaft hinaus; sofern sie dagegen als Still- oder Vehmgerichte die Criminalgerichtsbarkeit ausübten, erstreckte sich ihre Competenz schon in Folge ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte weit über jene Gränzen der Freigrafschaften hinaus in die entferntesten Territorien des deutschen Reichs und über Fürsten und Herzoge, bis endlich ihr ungemessener Stolz sie verführte, den Kaiser selbst vor ihren Stuhl zu laden.

Es liegt hier die Frage nahe: Wie kam es, daß die westfälischen Freigerichte ihr unerbittliches Gericht über ganz Deutschland erstreckten und vor dem Stuhle der schlichten Freigrafen Westfalens die mächtigsten Fürsten des Reichs gehorsam ihren Nacken beugten?

Zur Beantwortung dieser Frage soll hier nur in Umrissen ein Bild von dem sonderbaren Zustande zu entwerfen versucht werden, der jenen merkwürdigen Gerichten ihre Entstehung und Gewalt gegeben hat.

Als sich Deutschland in eine Unzahl kleinere und größere Territorien zerbröckelte, fanden sich in Westfalen eine Menge kleiner Souveräne, keiner mächtig genug, um dem andern die Spitze zu bieten. Selbst die kurz vorher geschilderte herzogliche Gewalt des Erzbischofs war vielfach gelähmt und in ihrer Wirksamkeit gehindert. Die Reichsfreien, welche unabhängig von ihm in seinem Territorium lebten, nahmen und gaben nur Recht vor ihren Freistühlen. Die Freigrafschaft war ein Staat im Staate, ein kaiserlicher Gerichtsbezirk in den landesherrlichen Grenzen, die letzte Spur der alten kaiser-

---

oder die Zerspaltung desselben in zwei Herzogthümer, die aus der Urkunde Kaiser Friedrich's I. (in Oehlenschläger's Erläuterung der Goldenen Bulle, Anhang, pag. 67) unwiderleglich erhellt, wohin dessen Absicht gegangen sei. Die anderen Landesherren übten zwar eben so gewiß, jeder in seinem Territorium, die herzogliche Gewalt aus und wußten für ihre Anmaßungen nach und nach selbst kaiserliche Bestätigung zu erhalten; aber wohl dürfte es zu schnell sein, wenn Wigand und, wie es scheint, auch Eichhorn schließen, daß nicht bloß zwei Herzogthümer, das eine für Bernhard von Anhalt, das andere für den Erzbischof von Köln, errichtet worden wären, daß folglich das Herzogthum des Letztern, ausgenommen über Paderborn, was zum Mainzer Erzbisthum gehörend ausdrücklich genannt wird, nur über die Kölner Diöcese, nicht über das Kölner Erzbisthum nach obiger Urkunde sich erstreckt habe, und daß endlich alle andern geistlichen und weltlichen Landesherren eben solche Urkunde wie diese für den Erzbischof von Köln erhalten haben möchten. Ohne Zweifel sollte das Kölner Herzogthum den ganzen Landstrich bis zur Weser, abgerundet durch Hineinziehung Paderborn's, umfassen; aber wie frühere Bischöfe und Andere die Grafengewalt nach und nach durch Anmaßung und endliche Immunitätsprivilegien erhalten hatten, so erhielten sie nun auch das Herzogthum, d. h. der Sache nach und vielleicht schneller, und Köln erhielt von seinem mit Immunitäten gleichsam durchlöcherten Herzogthum nichts als den Namen, die Gewalt in seiner Diöcese und dasjenige Recht in Bezug auf die Freigrafen, das vordem die alten Herzoge gehabt hatten.

lichen Gerichte freier Leute mit Königsbann. Neben ihnen und überall durch das gesammte Deutschland kreuzten sich auf das Mannigfachste die Grenzen der verschiedensten Gerichte größerer und kleiner Territorien. Durch die Eifersucht der einen und die Ohnmacht der andern hatten sich vorzugsweise zwei Uebelstände fast unüberwindlich herangebildet. Der Eine bestand darin, daß man nicht mächtig genug war, den vor Gericht geladenen Verbrecher zu zwingen, auch wirklich zu erscheinen; der Andere lag darin, daß auch das letzte Mittel, den Ungehorsamen zu zwingen, die Reichsoberacht, nur in den wenigsten Fällen vollzogen werden konnte. Der Geladene oder Geächtete trotzte entweder hinter den Mauern seiner Burg, oder entfloh und wurde willig in anderen Territorien aufgenommen. Es fehlte dem Verbrecher nicht an Helfern, die ihm gegen die Macht der Gerichte beistanden und man erstickte die Anklage durch die Schrecken, die man dem Ankläger durch Drohungen einflößte. So idyllisch nun auch diese Freiheit für den ersten Blick erscheint, so hatte doch diese Lähmung der richterlichen Exekution Greuel und Verbrechen aller Art in ihrem Gefolge, und die kräftige Natur der freien Männer in Westfalen suchte und fand ein Mittel, das, ursprünglich seinem Zwecke genügend, ein Paar Jahrhunderte später zur maßlosesten Willkür sich umgestaltete.

Wie so eben angedeutet, lag die Hauptschwäche der Gerichte des 13. und 14. Jahrhunderts darin, daß sich Mächtige und Schwache, Hohe und Niedere jeder Anklage und jeder Strafe mit Leichtigkeit entziehen konnten. Der Arm der Richtergewalt reichte nicht weit und man kannte die Grenze ihrer Gewalt genau. Der Angeschuldigte kannte seinen Feind und dessen Macht oder Ohnmacht und in dieser Kenntniß lag seine Sicherheit. Er erfuhr, daß er geächtet war, und es war ihm leicht, den Folgen dieser Achtung zu entgehen, sei es, daß er sich trotzig zur Gegenwehr rüstete oder flüchtig den Sprengel verließ, in welchem er verfestet war. Alle diese Mittel waren dem entzogen, der die Gefahr nicht kannte, die ihm drohte, der, ohne es zu wissen, geächtet war und an dem die Acht vollzogen wurde, ohne daß er vorher gewarnt gewesen. Und eben dieses energische, aber gefährliche Mittel der heimlichen Acht ergriffen die westfälischen Frei- oder Vehmgerichte, um ihren Sprüchen jene fürchterliche Autorität zu geben, die erst nach langen Beschwerden der Fürsten und Städte gebrochen werden konnte.

Man würde sich aber einer solchen Anmaßung der westfälischen Freigerichte niemals unterworfen haben, wenn nicht irgend ein Rechtsgrund vorhanden gewesen wäre, auf welchen sich deren Ansprüche gegründet hätten. Diesen Grund suchten die westfälischen Freigerichte in einem besonderen Privilegium Karls des Großen und einer päpstlichen Bestätigung desselben, beides Thatsachen, die nie erwiesen worden sind, und dennoch läßt sich ein innerer Zusammenhang mit den Einrichtungen Karls des Großen nicht abweisen.

Schon Karl der Große hatte den kaiserlichen Gerichten, welche unter Königsbann richten sollten, gewisse Verbrechen ausschließlich zugewiesen. Dieselben Verbrechen dem Sinne nach betrachteten die Vehmgerichte, als kaiser-

liche Gerichte unter Königsbann, ihrer Entscheidung unterworfen. Es sind dieses nach der Bestimmung des großen Kaisers: Entehrung der heiligen christlichen Kirche im weitesten Sinne des Worts, Unrecht gegen Wittwen und Waisen, Bedrückung der Armen, Entführung, Raub und Mordbrennerei. In einem alten Kapitelsbeschluß der Vehmgerichte finden wir aber folgende Verbrechen als vehmwürdige aufgezählt. Die Vehmgerichte sollen richten: „über Christen-Mannsgeburten, die vom christlichen Glauben wichen und in Unglauben traten, ferner über Alle, die geweihte Kirchen und die Kirchhöfe und die königliche Straße schänden und berauben mit auffätzlichem Thun, oder die Kramer und Kaufleute oder Kindbetterinnen schänden und berauben und endlich Alle strafen um Diebstahl, Mord, Rumor und Brand, so wie Alle, die wider die Ehre thun und ihre Ehre vor dem Recht nit wollen verantworten."

Mit Recht nahmen ferner die westfälischen Freigerichte als kaiserliche Gerichte im Sinne der Verfassung Karls des Großen das Recht in Anspruch, die Oberacht zu erkennen, und endlich unbezweifelt als kaiserliche Gerichte auch eine subsidiäre Gerichtsbarkeit in allen Fällen, mit denen vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen wäre.

Obwohl einer weiteren Ausführung es hier nicht bedarf, um den Glauben der Freischöffen zu rechtfertigen, daß sie diese Rechte von Karl dem Großen empfangen hätten und diese durch das Alter geheiligten Rechte unmittelbar auf den Verordnungen des Kaisers gründen dürften, so könnte es dennoch scheinen, als ob die westfälischen Vehmgerichte nichts anderes gewesen wären, als ein schwacher Abglanz der alten deutschen Freigerichte, der wunderbarerweise in demselben Maße mächtiger geworden wäre, als die Quelle seiner Macht, die kaiserliche Gewalt, durch Fürsten, Herren und Städte immer ohnmächtiger zu werden begann.

Alle Rechte, die aus dieser ihrer Eigenschaft als kaiserliche Freigerichte entsprangen, könnten es nun aber nicht erklären, wie diese Gerichte der Freien in Westfalen ihren Urtheilssprüchen einen Nachdruck verschafften, den die übrigen Gerichte in gleicher Lage so kläglich entbehrten. Es muß also Etwas hinzugekommen sein, was sie wesentlich von den übrigen unterschied, so daß es endlich dahin kam, daß man unter dem Namen „westfälische oder Frei-Vehmgerichte" nur diejenigen verstand, welche jene auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des Verfahrens hatten. Denn selbst der Name Vehmgericht über dessen Abstammung noch mannigfach gestritten wird, deutet an sich auf keine besondere Art von Gerichten, indem Vehme nach Grimm's Untersuchungen zunächst überhaupt nur Strafe oder auch zuweilen Gericht bedeutet, eine Bedeutung die sich aus einem alten, dem 13. Jahrhundert angehörenden Gedicht auf die badende Susanna ergiebt, woraus zugleich die Aussprache des Wortes erkannt werden kann. Susanna sagt dort:

„Mir ist es gar viel besser,
Daß ich mich der Schande schäme
Und leide ohne Schuld die Veme."

Daß sich dieses Wort dann allein für die westfälischen Freigerichte in so

prägnanter Bedeutung erhalten hat, ist um nichts wunderbarer, als überhaupt die Erhaltung einzelner alter Worte in bestimmten Provinzen.

Die erste Eigenthümlichkeit dieser Vehmgerichte war die heimliche oder die beschlossene Acht. Im Allgemeinen war das Verfahren der Gerichte, wie bereits bemerkt, ein vollkommen öffentliches, schon der Lage des Gerichtsplatzes nach. Gegen jeden, der nicht Freischöffe war, d. h. gegen jeden Unwissenden, wenn er auf die Ladung des Freigrafen erschienen war, hielten auch die Vehmgerichte dieses öffentliche Verfahren fest. Es wurde an der gewöhnlichen Malstatt öffentlich das Urtheil gefunden und gesprochen, und in diesem Falle nannte man das Gericht das offene Gericht oder offenbare Ding.

Erschien dagegen der Angeklagte auf die an ihn ergangene Ladung nicht, so verwandelte sich das offene Gericht in ein Stillgericht oder in die heimliche, beschlossene Acht. Es geschah dieses einfach dadurch, daß alle Nichtfreischöffen, alle Unwissenden auf den Aufruf des Freifrohnen sich entfernen mußten. Fand sich nach diesem Aufruf ein Unwissender, selbst nur aus Zufall, an der Malstatt, so hing der Freigraf auf der Stelle den Unwissenden eigenhändig an den nächsten Baum*), und man darf sich hierbei nicht wundern, daß der Freigraf dieses etwas odiöse Geschäft selbst übernahm, da man im Mittelalter in Vollziehung der Todesstrafe nichts Schändendes sah.**) So enthauptete noch im Jahre 1740 zu Buttstädt der älteste Agnat des Ermordeten den Mörder, und in Reutlingen besorgte die Hinrichtungen der jüngste Rath, ein Geschäft, das im Fränkischen dem jüngsten Ehemann als besondere Pflicht auferlegt war.

Wo möglich noch übler kamen die sogenannten Nothschöffen weg, wenn sie beim heimlichen Gericht sich unter die Freischöffen mischten. Wer nämlich, wie das Gesetz sagt, das heilige Reich betrogen und ohne die Eigenschaften zu haben, die ein Freischöffe haben mußte, sich hatte zum Freischöffen machen lassen, den sollte man, wenn er im heimlichen Gericht erschien, palmonden, d. h. ihm einen Strick von Eichenzweigen um den Hals legen, seine Augen verbinden und neun Tage in ein finsteres Gefängniß werfen. Konnte er dann, nach dieser Zeit vor Gericht geführt, sich nicht rechtfertigen, so sollte gegen ihn nach den Rechten verfahren, d. h. er sollte gehängt werden.

---

*) „Und so ein unwissender Mann sich zeigt an dieser heimlichen Acht und dem Gericht des Königs und dasselbe belusterde, der hätte verwettet die höchste Wette; und der Freigraf soll aufsichen und nennen den Mann mit seinem christlichen Namen und binden ihm seine Hände vorne zusammen und thun eine Welde um seinen Hals und hängen ihn an den nächsten Baum, den er haben möge und der an dem Freistuhl gelegen ist, und dazu soll er die Freischöffen rufen und heischen, daß sie ihm Hülfe thun."

**) d. h. es war jener schöne, wahrhaft göttliche Zug beim menschlichen Geschlechte noch nicht zum Durchbruch überall gekommen, nämlich die Verachtung gegen die Scharfrichter, jene traurige Personen, welche man, ohne sie zu verdammen, doch für von Gott zu dem traurigsten Geschäfte, das es giebt, Verdammte ansieht oder ansah, welche man abgesondert wohnen ließ, mit denen man weder durch Umgang, noch durch Ehelichung ihrer Töchter rc. in Berührung kommen mochte. Sehr schön spricht sich darin die natürliche, gleichsam unbesiegbar richtige Ansicht des kindlichen Volksgeistes aus.

Es hießen daher auch die Vehmgerichte selbst Stillgerichte, oder des heiligen Reichs heimliche Acht, selbst wenn ein Unwissender vor das offene Gericht geladen wurde.

Die Anklage selbst konnte aber stets nur durch einen Freischöffen geschehen, gleichviel ob er wegen Kränkung seines eigenen Rechts klagte, oder weil er eidlich verpflichtet war, todeswürdige Verbrechen zu rügen. Der Antrag selbst wurde durch einen Vorsprecher gemacht, den man vom Richter erbat und durch den man allein sich vernehmen lassen konnte, und zuvörderst von den Freischöffen entschieden, ob das Verbrechen eines von denen sei, welche vor die Vehme gehörten, oder, wie es gewöhnlich hieß: ob es Vehmwroge (d. h. Vehmrüge) und ob daher die Ladung zu erlassen sei. Vehmwroge war aber Alles, was gegen die zehn Gebote Gottes und gegen das heilige Evangelium ist, und dann, heißt es im Arnsberger Weisthum, komme dazu noch ein Artikel: „Alle die, die sich zu Ehren und Recht nit verantworten wollen, und der man nit fürbringen kann, die mag man auch an das Freigericht fordern“

Es ist dieses der allgemeine Satz, daß Alles Vehmwroge werden kann, wenn vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen war. Selbst aber, wenn einer dieser Gründe vorlag, konnten dennoch gewisse Personen nicht vor die Vehmgerichte geladen werden; „denn“, heißt es in einem alten Rechtsbuche, „man soll keinen Pfaffen, noch keinen Geistlichen, der geschoren und geweiht ist, nicht an einen Freistuhl laden, auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Tagen nicht gekommen sind, auch keinen Juden, noch Heiden, noch alle, die den Christenglauben nicht erkannt haben, weil sie des Gerichts nicht würdig sind; die alle soll man nicht an Freistuhl laden.“ Mit diesen Ausnahmen wurde es aber vielfach nicht allzu genau gehalten, indem theils Geistliche, wenn sie selbst Wissende, d. h. Freischöffen, waren, sich stellen mußten, theils aber auch Juden bisweilen von einzelnen Freistühlen, freilich gegen diese Vorschrift, vorgeladen wurden. Nur dann sollten die Juden „nach freien Stuhles Recht fürgenommen werden, wenn sich erfinde, daß der Jude auf Kelche, Meßgewande und andere geweihte Gotteszierde, so zu der Kirche gehören, geliehen oder sie gekauft hätte.“

Die Ladung selbst besorgte entweder der Frohnbote des Freigerichts oder zwei Freischöffen, indem ein schriftlicher Ladungsbrief mit gewissen Fristen ausgefertigt und besiegelt wurde, mit dem Schlusse: „Du kommest oder nicht, dennoch geht das Recht seinen Gang. Du mögest dich vor dem schweren Gericht hüten, will ich dir getreulich rathen.“ Dem Unwissenden sagte man auch wohl zu seiner Belehrung, daß er mit der rechten Zahl von Leuten, d. h. Eideshelfern, und in gebührlichem Gewand erscheinen solle.

Da in älterer Zeit der Ankläger selbst vor Gericht geladen wurde, so war es damals nicht schwer erklärlich, daß der Angeschuldigte selten durch den Beweis seiner Unschuld die Anklage niederschlug, sondern es vorzog, Anklage und Ankläger zugleich niederzuschlagen. An diese summarische Niederschlagung der Untersuchung gewöhnt, übertrug man dieses Verfahren allmälig häufig auch auf die Frohnboten, die als Diener der Grafen die Ladung

überbrachten, und man versuhr daher mit den Boten der Criminalgerichte nicht eben säuberlich. Eine derartige Ladung vor die Vehmgerichte war daher für die Ueberbringer des Ladungsbriefes häufig nicht ohne Gefahr, und Niemand kannte wohl diese Gefahr besser, als Freigrafen und Freischöffen, von deren Verfahren gegen Boten des kaiserlichen Kammergerichts Wigand in seinem Werke: „Das Femgericht Westphalens" eine sehr anschauliche Schilderung in einem Briefe eines solchen Kammerboten aufgefunden hat.

Städte und Ritter auf ihren Burgen vergalten natürlich Gleiches mit Gleichem und die Boten der Vehmgerichte mußten daher, um vor Mißhandlungen gesichert zu sein, oft von der allgemeinen Regel abweichen, zu Folge deren alle Ladungen bei Tage zu geschehen hatten. Sie allein durften gültig bei Nacht laden und steckten dann ihre Ladungsbriefe an die Thore der Stadt, legten sie in kleine Säckchen verpackt in Kirchen oder bei Burgen in den Thorriegel mit einem Königspfennig, nahmen drei Späne aus dem Rennbaum oder Riegel zur Urkunde der überbrachten Ladung mit sich und riefen dem Burgwächter zu, daß sie seinem Herrn einen Brief gebracht und in den Grindel gesteckt hätten. So fand man, als die Stadt Görlitz beim Freistuhl zu Brackel verklagt war, die erste Ladung an einem Zaune und zwei Mal in der Mönchskirche auf der Erde.

Der Freischöffe wurden dreimal geladen und sogleich vor die heimliche Acht und erhielt jedesmal eine sächsische Frist, dreimal fünfzehn Tage oder sechs Wochen drei Tage. Zum ersten Mal wurde ein Freischöffe geladen durch zwei Freischöffen, das zweite Mal durch vier und endlich zum letzten Mal durch sechs Freischöffen und einen Freigrafen. Noch größer waren die Feierlichkeiten bei einem Freigrafen, der zum dritten und letzten Mal durch einundzwanzig Freischöffen und sieben Freigrafen geladen werden mußte. Unter der Adresse des Ladungsbriefes an einen Freischöffen standen stets die warnenden Worte: „Niemand soll diesen Brief aufbrechen, lesen oder lesen hören, er sei denn ein ächter, rechter Freischöppe der heimlichen beschlossenen Acht."

Obgleich diese Feierlichkeiten bei Ladungen von Freischöffen der Vehmgerichten eigenthümlich waren, so war doch das dreimalige Vorladen altgermanische Weise, da der Freie des Mittelalters auf Ritter- und Wallfahrten und als Kaufmann vielfach die deutschen Gaue durchzog, und man die Zeit wohl wahrnehmen mußte, um ihn daheim zu finden. Wenn man in dieser wanderlustigen Zeit aber überhaupt den Wohnort Jemands nicht kannte, so erließ der Freigraf vier Ladungsbriefe zugleich, welche in Osten, Westen, Norden und Süden des Landes, wo man den Angeschuldigten vermuthete, auf Kreuzwegen aufgesteckt wurden, und man legte einen Königspfennig dazu, dessen Zweck in der Arensberger Reformation in folgender Weise angegeben wird: „Der Pfennig oder Stück des Königs Münz bedeutet des Gerichtes Freiheit und der freien Stühle, und daß es von dem König oder Kaiser herkommt, und daß dieß Gericht dem Kaiser oder König gehorsam, in Gebührlichkeit christlicher Ordnung unterthänig ist."

Erschien nun auf eine solche Ladung ein angeschuldigter Unwissender,

so wurde in alter Weise und an den alten Malstätten unter Linden, Eichen oder an der Straße das Urtheil gefunden und ausgesprochen. Das Verfahren war das gewöhnliche, wie es oben kurz zu schildern versucht worden ist. Nur in einem Punkt wich das Verfahren der Vehmgerichte, und zwar zum Nachtheil des Angeschuldigten wesentlich ab. Während im Allgemeinen auch hier beim Beweise der Unschuld die Eide der Eideshelfer in der Regel den einzigen Beweis bildeten, mußten bei der Vehme diese Eideshelfer selbst Freischöffen sein, und es trat, wieder nur bei der Vehme, das sogenannte Ueberschwören ein. Hatte nämlich der angeschuldigte Unwissende zwei Freischöffen gefunden, die nun selbdritt ihn losgeschworen hatten, so konnte er dennoch wieder vom Ankläger und sechs Eideshelfern desselben, also selbsiebent überschworen werden; fand aber der Angeschuldigte wieder dreizehn Eideshelfer, die gegen jene sechs schworen, so konnte ihn der Ankläger dann nur mit zwanzig Eideshelfern überschwören und gegen diese war kein Ueberschwören mehr möglich und der Angeschuldigte unrettbar verloren, gerade so, wie wenn er gestanden hätte. Er wurde sofort von den Freischöffen ergriffen und aufgeknüpft.

Weit eigenthümlicher war aber das Verfahren bei der heimlichen beschlossenen Acht, die nur gegen Freischöffen und Abwesende in Anwendung kam und welche die Haupteigenthümlichkeit der westfälischen Freigerichte oder Vehmgerichte bildete. Um nämlich mit Wirksamkeit auch gegen Abwesende zu verfahren, bildeten schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Freigerichte Westfalens ein eigentlich heimliches Gericht, von dem auf die schon erwähnte etwas barsche Manier die Nichtschöffen ausgeschlossen wurden und das deshalb, weil Acht im Mittelalter häufig mit Gericht gleichbedeutend gebraucht wird, auch die heimliche Acht genannt wurde.

Den Vorsitz in der heimlichen Acht führte ebenfalls der Freigraf, der aber, außer den gewöhnlichen Eigenschaften eines jeden Schöffen, auf westfälischer Erde geboren sein mußte, wobei jedoch, wenn er nur wie jeder Schöffe frei, von Verbrechen rein und keines bezüchtigt, nicht in Bann und Acht und ehelich geboren war, auf Stand und Herkommen nicht gesehen wurde. Wie wenig dieser letztere Umstand in Betracht kam, mag nur ein Beispiel beweisen. (Schluß folgt.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

H. Hickethier.

Fünfzigster Band.

Drittes Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von H. Hickethier in Berlin,
Lindenstraße 116.

Inhalts-Verzeichniß.

Wochenschau.

Die nordschleswigsche Frage erhält sich beständig im Vordergrunde der politischen Diskussion und bildet fast das einzige Thema derselben. Daß eine Abstimmung nördlich von der Linie Flensburg-Tondern eine große Majorität für die Abtretung an Dänemark ergeben, und daß die dänische Regierung sich nicht weigern würde, den entsprechenden Antheil an den Provinzialschulden zu übernehmen, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein. Allein ein solcher Modus ist nicht herzustellen. Der Theil Schleswigs, dessen dänische Gesinnung am schärfsten ausgeprägt ist, das Sundewitt und die Insel Alsen, sind militairisch für Preußen zu wichtig, um abgetreten werden zu können. In den beiden Städten im Norden, Apenrade und Hadersleben, bilden die Deutschen zwar nicht die Majorität, aber im Ganzen die gebildeteren und besitzenden Klassen; auch auf dem Lande sind gerade die größeren Grundbesitzer vielfach Deutsche. Und diese Deutschen müssen geschützt werden; man darf sie nicht dem Fanatismus der Dänen aussetzen. Ueber Garantieen verhandeln zu können, die es zum Schutze der nationalen Eigenthümlichkeit derjenigen Deutschen, welche in den eventuell abzutretenden Distrikten seßhaft sind, für nothwendig oder doch wünschenswerth hält, ist aber Preußen durch die Ergreifung der Initiative in dieser Frage in den Stand gesetzt worden. Nach dem Umfange und der Sicherheit dieser Garantieen soll sich alsdann, wie Preußen erklärt hat, der Umfang der Abtretung selbst richten.

Bekanntlich will oder kann Dänemark nun solche Garantieen nicht bieten; nach dem Nationalitätsprincip besitzt ja jeder Staat, der seine besondere Nationalität hat, das Recht, die ihm zugehörenden Bevölkerungen anderer Nationalitäten, falls dieselben seiner Botmäßigkeit nicht entzogen werden, der eigenen Nationalität zu assimiliren. Mithin hat Dänemark das Recht, dies bezüglich derjenigen Deutschen zu thun, die seiner Botmäßigkeit unterworfen sind oder wieder unterworfen werden, und man kann es ihm in seinem Rechte eines nationalen Staates nicht verdenken, wenn es die ihm zugehörenden Bevölkerungen nur als dänische gelten lassen, betrachten und behandeln will.

Hieraus würde aber alsdann für Preußen bezüglich der nordschleswigschen Angelegenheit wieder das Recht hervorgehen, nur diejenigen nördlichen Distrikte Schleswigs an Dänemark zurückzugeben, welche durchaus dänischer Nationalität sind; und diese beschränken sich bekanntlich auf die nördliche Hälfte des Törninglehn, die sich wie ein Keil in Jütland hineinschiebt

und deren Abtretung daher Jütland vollständig abrunden und eine scharfe und gerade dänisch-deutsche Grenze schaffen würde.

Diese Frage wird jetzt auch in Paris vielfach besprochen, um die Mißstimmung gegen Preußen auf ihrer Höhe zu erhalten. Das Eiderdänenthum findet in der chauvinistischen Presse eine kräftige Stütze, indem in der „France" der dänische Preßagent Hansen mit einem „offenen Briefe" den Reigen eröffnet und der Chefredakteur der „Patrie" ihm sofort secundirt hat, auch ist die Morin'sche Interpellation wegen dieser Frage in der französischen Kammer dazu angethan, die Dänen erst recht in ihrer Hartnäckigkeit zu bestärken, sowie wahrscheinlich die Mittheilung des „Globe", nach welcher zwischen Oesterreich und Preußen wegen der Auslegung des Art. V. des Prager Friedensschlusses sich Differenzen erhoben hätten, dazu beigetragen haben mag, daß sie den Kopf höher tragen. Rücksichtlich dieser Mittheilung des „Globe" spricht sich indeß die officiöse Wiener „Debatte" dahin aus, daß in den diplomatischen Kreisen Wiens auch nicht das leiseste Symptom bemerkbar geworden, das auf eine Erkaltung der zwischen Wien und Berlin obwaltenden guten Beziehungen schließen ließe. Hieraus mögen die Dänen entnehmen, was sie für's Erste von dem Beistande Oesterreichs zu erwarten haben! Es mag hier auch noch gleich angeführt werden, daß die „Kölnische Zeitung" nun auch schon eine Abschlagszahlung auf den Dank, den sie sich durch ihr enragirtes Eintreten für das Dänenthum erworben, erhält; das „Faedrelandet" greift nämlich in einer der letzten Nummern die treue Parteigängerin an, weil sie ihm nicht weit genug geht, d. h. „noch weit davon entfernt sei, der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu geben!" Und endlich sei noch des vielen Aufhebens gedacht, das die Dänen davon machen, daß nicht allein die dänischredenden Wehrpflichtigen Nordschleswigs in Massen nach Jütland und Fühnen auswandern, sondern auch andere, z. B. von den friesischen Inseln, nach fremden Welttheilen. Ueberhaupt erscheint es ihnen völlig ausgemacht, daß die Zunahme der deutschen Auswanderung im laufenden Jahre lediglich auf Rechnung der preußischen Erfolge zu setzen ist. An die noch ungleich stärkere und geradezu beunruhigende Zunahme der Auswanderung in Norwegen denken sie nicht. Gleichwohl hat dieselbe fast fabelhafte Dimensionen angenommen, wenn man die ohnehin schon so dünne Bevölkerungsziffer des Landes bedenkt. Bis zum Jahre 1861 war der jährliche Durchschnitt 4000 Köpfe, dann stieg die Zahl auf 9000 und 1866 betrug sie 15,000. Es ist hier nicht der Ort, die darüber denkbaren und vorgebrachten Erklärungsgründe einzeln zu untersuchen. Genug, daß der Besitz der freiesten und mindest aristokratischen Verfassung Europa's gegen massenhafte Auswanderung genau so wenig schützt, wie irgend etwas Anderes, wenn starke Contraste in der wirthschaftlichen Lage eine Bevölkerung, die derselben zu vollem Bewußtsein gekommen sind, antreiben, ihre Geburtsstätte mit einem anderen Erdenflecken zu vertauschen. Dieser Reiz, einige Jahre lang mitten in der stärksten Wirksamkeit durch den amerikanischen Bürgerkrieg unterbrochen, ist jetzt wieder in seine vollen Rechte getreten und entvölkert Norwegen, während er in Deutschland bloß das natürliche An-

wachsen der Volkszahl ein wenig aufhält. Damit soll nicht bestritten werden, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in einem großen Grade auf diesen Drang verstärkend wirkt. Aber die Dänen entkräften selbst ihre Behauptungen hinsichtlich der Gründe der nordschleswigschen Auswanderung, wenn sie aus allgemeinem Preußenhaß zugleich den Einfluß übertreiben, den die Furcht vor dem Heeresdienste auf die Auswanderung von den friesischen Inseln und andern reindeutschen Bezirken hat.

Die Pariser politischen Cirkel werden augenblicklich, trotz der Anwesenheit des Sultans, durch die erwartete Ankunft des Kaisers von Oesterreich in hohem Grade in Anspruch genommen. Auch von diesem Besuche verspricht man sich wieder goldene Berge für die französische Politik, und es wird von mancher Seite die Ansicht ausgesprochen, daß der Freiherr v. Beust leichter auf die französischen Projekte eingehen würde, als Fürst Gortschakow. Man soll den Kaiser Napoleon schon bestürmen, den Marquis de Moustier durch Drouyn de Lhuys zu ersetzen, damit Franz Joseph diesen seinen Günstling bei seinem Eintreffen bereits im Amte fände und dadurch der Alliance mit Oesterreich, die auch noch durch Fould gefördert werden dürfte, die Bahn geebnet würde. Die officiöse Presse drückt besonders in ihren Wiener Correspondenzen ihren Mißmuth über den neuesten Erfolg Preußens in seiner Zollpolitik aus und läßt dabei allerlei Winke über die Möglichkeit einer Allianz zwischen beiden Kaiserreichen fallen. Eine sehr stolze Rolle wird Oesterreich gerade nicht in diesen Berichten zuertheilt, indem man es an die Initiative Frankreichs appelliren läßt, während es selbst vorerst sich abwartend verhalten will. Uebrigens hat all' dies officiöse Geräusch vorläufig wenig zu bedeuten, da der neue deutsche Zollvertrag bereits vor der Reise unseres Königs und des Grafen Bismarck nach Paris fertig war, und man erst nachträglich bellt, nachdem hier bereis festgestellt worden ist, daß in den augenblicklichen Verhältnissen in Deutschland kein Grund zum Conflikt liegt.

Die Allianz mit Oesterreich, meint man übrigens, sei eine solche Genugthuung für einen großen Theil des Volkes, daß die Regierung sogar der versprochenen Reformen vorläufig enthoben sein würde, und geeignet, die Budgetdebatte vergessen zu machen. Letztere hat die Gemüther stark aufgeregt. Was würde Cormenin jetzt für Pamphlete schleudern, dessen „Briefe über die Civilliste" unter dem Julikönigthum auf das französische Volk und auf ganz Europa den gewaltigsten Eindruck ausübten? D. h. wenn „Timon" derselbe geblieben wäre, wie in den Jahren 1830—46; er wurde ja einer der Freunde Louis Napoleons, dem er ja stets nahe gestanden hatte und dessen Vertheidigung er bei Gelegenheit des Straßburger Attentats geführt. Im Vergleich mit dem Kaiserthum erscheint dieses „unersättliche" Julikönigthum wie ein zärtlicher Vater, der sparsam mit den Staatsgeldern umging und die Steuerkraft des Landes nach Möglichkeit schonte. Was Louis Philipp für die Bedürfnisse des Hofes binnen Jahresfrist forderte, genügt jetzt nicht für einen Monat. Vollends die ungeheuren Kosten der überseeischen Expeditionen waren vor dem Staatsstreiche unbekannt, und für das einiger-

maßen erfolgreiche algierische Unternehmen wurden binnen 18 Jahren lange nicht so große Summen ausgegeben, wie für die einzige mexikanische Schmach. Die Prüfung des Budgets war eine gründliche, jetzt hingegen ist eine ernsthafte Controle der Finanzverwaltung undenkbar, da drei, neben einander herlaufende Budgets der Regierung Gelegenheit geben, jede Uebersicht über die einzelnen Positionen des Etats unmöglich zu machen. Dem ordentlichen Budget steht zur Seite ein außerordentliches, das, weil es alljährlich wiederkehrt und alljährlich wächst, längst ein ordentliches geworden ist, und ein „Budget rectificatif" dient dazu, Etatspositionen aus dem einen Jahre in das andere zu verschleppen. So ist denn aus den Budgets nichts zu ersehen, als daß die unproduktiven Ausgaben in Riesenprogressionen wachsen, während für die dringendsten produktiven Erfordernisse kein Geld vorhanden ist. Mag Napoleon über die an Zahl, wenn auch nicht an Talent und Einfluß, unbedeutende Opposition im gesetzgebenden Körper hinwegsehen, das leise Murren der Herren im Senate, seiner eigentlichsten Geschöpfe, müßte ihn stutzig machen. Denn die Sklaven werden, sobald dem Herrn der Untergang droht, die Aufsässigsten und Hochmüthigsten. Der erste Napoleon hat dies zur Genüge und Warnung erfahren.

Die vertraulichen Besprechungen, welche vor einigen Tagen zwischen den Ministern v. Beust, Graf Taaffe und den Führern der österreichischen Reichsrathsmajorität stattfanden und denen die ungarischen Minister beiwohnten, haben das „Ausgleichswerk" wesentlich gefördert, da sie vornehmlich dazu beigetragen haben, in Betreff des wichtigsten Theiles desselben, der Finanzfrage, manche Bedenken zu beseitigen. Der Reichsrath oder doch wenigstens die Majorität desselben stellt es als Grundsatz auf, daß die pünktliche Befriedigung der Staatsgläubiger nicht nur als gerechtes, sondern auch als vernünftiges Gebot der inneren wie äußeren Nothwendigkeit anzusehen sei. Gerade in dieser Hinsicht war man nicht weniger als beruhigt, ob auch der ungarische Reichstag derselben Ansicht beipflichte, zumal es in letzterer Zeit nicht an Anzeichen fehlte, daß jenseits der Leitha die Idee einer Zinsenreduktion nicht unbedingt verworfen werde. Der ungarische Finanzminister erklärte aber, daß die Erhaltung des öffentlichen Credits Oesterreichs ebensowohl im Interesse der östlichen wie der westlichen Hälfte der Monarchie liege. Der ungarische Reichstag, sagte Graf Andrassy, werde gegen eine billige, den beiderseitigen Interessen entsprechende Regelung der Finanzfrage keine Einwendungen erheben, es sei die Besorgniß unbegründet, daß der ungarische Reichstag die Solidarität der Staatsschuld negiren könne. Diese Erklärungen wurden von Seiten der österreichischen Abgeordneten mit großer Befriedigung aufgenommen, zumal der ungarische Finanzminister noch mittheilte, Ungarn trage keinen Anstand, eine entsprechende Quote von den Staatslasten zu übernehmen, und er werde schon demnächst in der Lage sein, genauere Mittheilungen über die Höhe dieser Quote zu machen. Binnen Kurzem werden die Deputationen des Reichsrathes und des Reichstages zusammentreten, um eine Verständigung über die Regelung der finanziellen Angelegenheiten zu erzielen, und man giebt sich jetzt nach den Erklärungen der

ungarischen Minister der Hoffnung hin, daß diese jedenfalls schwierigste Seite des Ausgleichs eine befriedigende Erledigung finden werde.

Mais à présent le revers de cette médaille! Diesen giebt die „Presse", indem sie den Pauperismus in Oesterreich bespricht und dringend und energisch verlangt, daß der Reichsrath sich ohne Aufschub mit der materiellen Lage des Reiches befasse. „Die unaufhörlichen Handelskrisen der letzten Jahrzehnte haben die gefährlichste Gattung der Armuth, die Verarmung, in den Vordergrund gedrängt. Der übergangslose Wechsel zwischen den Extremen der Zollpolitik, die Zustände unseres Communications- und Bergwesens, die Monopole und Steuerverhältnisse haben die Industrie unter ein Damoklesschwert gestellt und die nationale Produktion auf ein Minimum herabgedrückt. Von einer volkswirthschaftlichen Pflege der Arbeit, von einer Förderung derselben im Wege der Volksbildung, des Associationswesens, der gesetzlichen Regelung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter finden sich bei uns kaum die dürftigsten Anfänge. Daher die nahe Beziehung, die bedauerliche Grenznachbarschaft zwischen Arbeiterstand und Proletariat. Man geht in Preußen seit lange her den entgegengesetzten Weg und mit greifbaren Erfolgen. Eine überaus verständige Pflege der materiellen Interessen hat dort die öffentliche Wohlfahrt zur außerordentlichen Blüthe entwickelt. Treffliche Volksschulen haben einen intelligenten und darum doppelt leistungsfähigen Arbeiterstand herangebildet. Industrielle und agricole Produktion sind es, die den Handel des Zollvereins auf den ersten Rang erheben....."

Dies sagt ein österreichisches Blatt, dem man sonst gerade nicht angenehme Gefühlsäußerungen für Preußen und dessen Regierung nachrühmen könnte. Es kann aber nicht umhin, hierin Preußens Streben, Preußens Größe, Preußens Stellung anzuerkennen. Es macht Preußens Regierung ein Compliment, es lobt dieselbe und ihre Vertreter indirekt. Aber, horribile dictu, die immense taktvolle Communalbehörde Preußens Haupt- und Residenzstadt kann dies nicht, sie erkennt dies Alles nicht an, sie verschmäht es, dem ersten Minister Preußens eine kleine Anerkennung zu geben, einen geringen Dank zu zollen. Er hat für Berlin Nichts gethan! Was wäre jetzt vielleicht Berlin ohne seine Führung der preußischen Politik?

Die Südslawen.

Vor dem Jahre 1848 lastete auf dem Südslawen der Druck der Verachtung; der Ungar sah auf den Serben hoch herab und die Geschichte des Jahres 1848 selbst, wo die Serben auf dem Reichstage zu Preßburg größtentheils nur wie „Räuber" behandelt wurden, gegen die man das „Standrecht zu verkündigen und den Galgen aufzubauen habe", liefert den Beweis dieser

Nichtachtung nur allzu vollständig. Der Haß, der daraus bei dem Südslawen gegen den Magyaren entstehen mußte, steigerte sich bis zur Niederwerfung der ungarischen Revolution, legte sich dann einigermaßen, um jetzt wieder von Neuem zu Tage zu treten. Die Ungarn sind vorläufig befriedigt durch die erlangte nationale Selbstständigkeit und Regierung, die Südslawen aber haben ihrem Unmuth über ihre politische Lage in der sogenannten „ethnographischen Ausstellung" in Moskau Ausdruck zu geben nicht versäumt.

Diese Stämme haben zwar seit ihrer Einwanderung aus dem Norden vom 6. bis 8. Jahrhundert nie einen Staat gebildet, selbst nicht unter den serbischen Fürsten, welche die „raitzischen Lande vom Meer bis zum Meer" beherrschten, sie waren stets eingeengt zwischen dem herrschenden magyarischen Stamm und den Griechen oder Türken, und ihr Land diente den letzten und den Ungarn und Deutschen zum Kriegsschauplatz. Dennoch sind einzelne gesicherte Punkte, wie z. B. Ragusa, der Sitz einer nicht unbedeutenden Cultur geworden, und die zahlreichen Nationallieder, welche die Stelle einer unter ihren Verhältnissen nicht möglichen Literatur vertreten, zeigen einen geweckten, für Cultur empfänglichen Sinn. Seit 75 Jahren hat sich, Anfangs durch die serbischen Kämpfe um die Unabhängigkeit des Landes, dann durch die größere Ruhe eine gewisse literarische Thätigkeit entfaltet, die, wenn auch nicht zu vergleichen mit derjenigen in solchen Ländern, in denen die Literatur zur Wucherpflanze geworden, doch eine geistige Regsamkeit verräth, die Manches verspricht und ihren Sitz namentlich in Belgrad hat, das, wenn auch bis auf die Neuzeit unter den türkischen Kanonen gestanden, doch schon vordem eine vorwiegend serbische Stadt war, in welcher zugleich der Handel eine Bewegung hervorbrachte.

Das Volk ringt theils bewußt, theils unbewußt nach einer gewissen politischen Gestaltung, welche es ihm möglich machen soll, seine geistigen und physischen Kräfte zu entwickeln; Manche träumen von Vereinigung aller südslawischen Stämme zu Einem Reich. Ein eitler Traum! Keinem auch noch so enthusiastischen Nationalsüdslawen kann es entgehen, daß die Verwirklichung eines solchen Planes nur mit einer halben Vernichtung der Türkei geschehen könnte; nebenbei müßte aber auch noch Oesterreich halb zertrümmert werden und seinen Einfluß auf das „Illyrische Dreieck", um diesen Fallmerayer'schen Ausdruck zu gebrauchen, entsagen, was, gelegentlich bemerkt, ein Unding ist. Denn wenn auch die Südslawen Oesterreich zwingen könnten, so würden die Anforderungen des Letzteren auf einen mächtigen Einfluß im Donaulande auf Deutschland übergehen und nur mit um so größerem Nachdruck verfochten werden, denn das jetzt so gekräftigte Deutschland könnte sich in keinem Fall und unter keiner Bedingung den Donauhandel nehmen lassen. Die Hoffnungen der Südslawen sind also auf das Engste mit zwei der größten politischen Probleme der jetzigen Zeit, mit der innigeren Vereinigung Deutschlands mit Deutsch-Oesterreich und dem Fall der Türkei, verbunden, was aber diese beiden politischen Probleme, insonderheit das Letztere, für Erschütterungen in den jetzigen Verhältnissen und für Veränderungen in der Machtvertheilung Europa's zur Folge haben und

in welche Mitleidenschaft dabei die Südslawen gezogen werden müßten, das wird wohl kein Lebender mit einiger Sicherheit des Erfolges voraussagen wollen oder können.

Dagegen ist es keine Frage, daß die Südslawen in dem großen Drama, das sich vorbereitet, unbezweifelt eine größere, nicht mehr bloß passive Rolle, wie in den ehemaligen Türkenkriegen, spielen werden. Die Anfänge politischer und geistiger Unabhängigkeit unter den Südslawen sind zu bedeutend, und die großen Kräfte, welche Ungarn im Jahre 1848 vergebens aufbot, um den „verächtlichen Räuberhaufen" zu Paaren zu treiben, geben den sicheren Beweis, daß dieses selbstthätige Auftreten nicht vergessen ist und dazu angethan war, die Geister von Neuem zu sammeln und zu stärken zu etwaigen ferneren Kämpfen. Indeß dürfen die Südslawen sich nicht einbilden, daß diese Kämpfe, sollten sie auch mit Erfolg gekrönt sein, bis zur Gründung eigener Staaten, ohne das fremde Mächte sich einmischen, führen werden. Die Zahl der österreichischen Südslawen, d. h. derjenigen Stämme, welche einer von Orsowa nach dem Golf von Triest gezogenen Linie südwärts liegen, mag ungefähr sechs Millionen betragen, und dies ist keine Macht, mit der man ein großes Gewicht in die Wagschale legen kann, wären die sechs Millionen auch nicht als Croaten, Dalmatier, Grenzer und Serben der Woiwodina mannigfach getrennt und auseinander gehalten. Einen geistigen Zusammenhang durch die Literatur herzustellen, wird man ihnen vielleicht erschweren, aber nicht verbieten können, wenn nur nicht die serbisch-cyrillische und romanische Schrift nebst den verschiedenen Religionsbekenntnissen von selbst sich als bedeutendes Hinderniß entgegenstellte. Was unter diesen Verhältnissen sich aus den österreichischen Südslawen in politischer Hinsicht herausbilden könnte, ist jedenfalls von langer Hand, und ohne große, nicht auf ihr Gebiet sich beschränkende Erschütterungen nichts Durchgreifendes zu erwarten.

Nicht besser, ja noch weit schlimmer sieht es in der Türkei aus. Man könnte sich allerdings denken, die europäische Türkei würde sich auf Konstantinopel und die thracische Ebene beschränkt sehen, wie dies Jahrhunderte hindurch mit dem griechischen Reiche der Fall war, allein welche Veränderungen wären auch nur zu diesem Resultate nöthig! Die bosnische Aristokratie, welche trotz ihres Widerstrebens gegen die Pforte doch nur in den moslemitischen Grundsätzen derselben den Pfeiler ihrer Macht sieht, müßte gebrochen werden; in Bulgarien müßten die türkischen Spahis, d. h. die Grundherren, weichen und aus der Nutznießung aller ihrer Ländereien geworfen werden; die Eine würde sich in Macedonien, die Andern in der thracischen Ebene festsetzen und, unterstützt von der Macht der Pforte und ihrer Freunde, den Kampf gegen ihre empörten Bauern so lange wie möglich fortführen, wobei ihnen das nichtslawische Albanien, wo sehr bald die Engländer wie im Mittelalter die Italiener auftreten würden, als Stützpunkt dienen müßte. Sollte auch dieser Widerstand gebrochen werden und die befreiten Bulgaren, Serben und Bosnier an das Griechische Meer vordringen, so hätten sie immer noch auf der einen Seite die gewiß nicht mit ihnen verbundenen Albanesen, auf der andern Konstantinopel, das sie vollends nicht, ohne einen

europäischen Krieg zu entflammen, antasten könnten, wenn auch alles Vorhergegangene einen solchen Krieg noch nicht erweckt hätte. Kurz, wo wir hinsehen, stoßen wir auf eine politische Unmöglichkeit, daß die Südslawen dies- und jenseits der Donau aus eigener Kraft einen Staat, wenn auch nur für den Augenblick — denn von Dauer wäre ohnehin keine Rede — errichteten.

Doch es giebt noch zwei andere Möglichkeiten oder vielmehr Fälle. Der erste ist der, daß die Ungarn sich zu einer freien Verbrüderung mit Slawen und Romanen verbänden, zu einer danubischen Conföderation, welche die Länder zwischen der Adria und dem Schwarzen Meer umfaßte. Ein solcher Gedanke zur rechten Zeit ergriffen und verfolgt, so lange die Verhältnisse noch nicht verbittert und zerstört waren, hätte die Magyaren weit führen können; denn hätten sie vor und nach dem Jahre 1848 nicht die Croaten und Serben auf das Tödtlichste erbittert, sondern wären sie ihnen auf dem Boden der Gleichberechtigung entgegengekommen, so wäre die geheime Gegenwirkung Oesterreichs und später Rußlands nicht ausgeblieben, aber man hätte auf friedlichem Wege sehr weit gelangen können. Dies ist nun entschieden vorbei. Zwar munkelte man vor dem jetzigen Ausgleich Oesterreichs mit Ungarn hin und wieder, daß die Serben und Croaten, erbittert über die österreichischen Maßregeln, sehr geneigt wären, bei einem allenfallsigen auswärtigen Kriege mit den Magyaren gemeinsamen Sache zu machen, allein jetzt würde ein solches Bestreben von den slawischen Stämmen entschieden zurückgewiesen werden und, außer an Oesterreich selbst, einen eifrigen Gegner an Rußland, dem sich zweifelsohne Preußen anschließen würde, finden, schon wegen der unvermeidlichen Folgen einer solchen Verbindung für die moldowlachischen Fürstenthümer und für Polen. Eine solche Conföderation würde, im glücklichen Falle, nicht nur Rumänien mit sich verbinden, sondern wäre aus commerciellen und militärischen Gründen genöthigt, Bessarabien und die Bukowina in ihren Kreis zu ziehen. Alle die mehr als anderthalbhundertjährigen Arbeiten und Erfolge Rußlands gegen die Türkei wären dadurch mit Einem Schlage vernichtet und keinem Menschen wird einfallen, daß sich, ganz abgesehen von Oesterreich und Preußen, Rußland dies gutwillig gefallen lassen würde.

Muß man also auch diesen Fall als ganz unstatthaft abweisen, so bleibt nur der letzte und thatsächliche übrig, daß Rußland der Zuneigung der Südslawen sich fort und fort zu versichern sucht und durch die Entwickelung dieses Elementes seine Pläne einerseits gegen die Türkei hin, andererseits gegen die Oesterreichs Scepter unterworfenen Südslawen hin fördert. Die Fortschritte dieses seit mehr als einem Jahrhundert fortgesetzten Systems müssen entweder zu einem Bruch mit Oesterreich oder zu einer völligen Umgarnung führen. Rußland ist bei Verfolgung dieses Systems durchaus im Vortheil: es hat für die Südslawen, wie für die Nordslawen, nur Schmeicheleien und Lockungen, die Härte der russischen Herrschaft giebt sich noch nicht kund, daß man sie mit dem, was Oesterreich bietet, vergleichen könnte. Die Abneigung gegen Germanisirung kommt dazu, und Oesterreich hat die undankbare Arbeit, an den nüchternen Verstand zu appelliren,

während Rußland an die nationalen Gefühle und Neigungen sich wendet und dieselben zu kräftigen sucht.

Die Aussichten der Südslawen hängen auf das Engste mit der Lage und den Verhältnissen der Türkei zusammen, sie sind daher eine europäische Frage. Die Lösung anderer Wirren ist nur ein Scherz gegen das, was im Osten Europa's zu lösen und zu schlichten ist, und unser Antheil wird uns nicht erspart werden. Instinktartig schreckt die europäische Politik vor diesem Problem zurück, das sich von dem der Türkei nicht trennen läßt. Alles weiß und fühlt, daß dies Problem nur mit dem Schwerte gelöst wird, und vor dieser Entscheidung, an die noch manches Andere sich knüpft, scheut man sich und sucht den bösen Augenblick hinauszuschieben; Niemand kann wissen oder berechnen, welcher Zufall vollends den Faden abreißt, aber sichtlich wird das Gewicht, das daran hängt, immer schwerer und schwerer. A. B.

Der Orient auf der Pariser Ausstellung.

Man sagt, die Cultur wandere gen Westen, weil im milden Klima einer den Tropen nahen Zone die ältesten menschlichen Gesellschaften entstanden. Das Morgenland war aber nicht bloß die Wiege der politischen Verbände, sondern auch der Gewerbe. Dort regte sich zuerst das architektonische Genie des Menschen, von dorther suchten die Völker mit andern Völkern Verbindung, dort drehte sich schon die Spindel und flog das Weberschiffchen, während noch im Norden das abgestreifte Fell der Thiere den Menschen zur Bekleidung diente. Alle unsere Kunst und alle unsere Gewerbe verdanken wir bis zu einem gewissen Zeitpunkt dem Morgenlande. Bis zum Ende des Mittelalters, ja noch über diese Zeit hinaus, war der Orient vorzugsweise die Heimath aller Industrien. Das Abendland erfand beinahe nichts, sondern beschränkte sich darauf, die östlichen Produkte aufzunehmen. Die klaren Stoffe von Lahore, welche die kunstfertigen Finger der Hindus aus Baumwolle weben nnd die mit der Wanderung des Rohstoffes auch in Mossul zur hohen Vollkommenheit nachgeahmt wurden, der Atlas aus China, die Seidenstoffe von Schiras und Ispahan, die kunstvollen Gewebe von Damaskus, der Sammet von Aleppo, die Teppiche, auf welche besondere Kunstfertigkeit zu verwenden nomadische Völker die größte Ermunterung empfinden, und die Shawlwirkereien von Kaschmir sicherten im Mittelalter dem Orient jenen höchsten Rang unter den gewerbfleißigen Gebieten, welcher m Alterthum den Luxusartikeln Babylon's, der Leinenfabrikation Alexandria's, der raffinirten Pracht der persischen Produkte, den Färbereien und Glashütten der Phönicier unbestritten gebührte. Welchen Preis erringt jetzt Byzanz, Trapezunt, Aleppo, Tauris, Schiras, Jezd, Kaschmir, Lahore auf der großen Industriebühne. Was vernimmt man von den Leinen aus Tennis? von dem Leder aus Cordova? von dem Brocat aus Damaskus?

Der Orient ist geblieben, was er war. Er webt und stickt noch immer jene bunten Röcke, wie Jacob seinem Lieblingssohne Joseph einen schenkte. Er ist aber nicht nur geblieben, was er war, der Lehrmeister der Industrie, er ist auch noch immer der feinste Kenner des Schönen und der höchste Richter des Geschmackes. Wir müssen inne werden, daß wir mit äußerst geringen Ausnahmen nur die Muster des Morgenlandes copirt haben. Die Namen beinahe aller berühmten Stoffe zu Kleidern oder für den Hausbedarf deuten auf eine Abkunft aus dem Orient. Bei dem Musselin ist es aber nicht bloß der Name, sondern die Sache selbst. Was hat der Nordländer mit diesem klaren Stoffe bei seinem Nebelhimmel zu schaffen? Höchstens daß ein glanzvoller Augusttag zu solcher Schmetterlingstracht berechtigt. Und ach! unter dem Musselin, wie viele Hüllen, Panzer, Schnüre, Knöpfe und nicht zu nennende Dinge folgen sich noch bei unserm schönen Geschlecht, ehe überhaupt unsere Sinne von dem Geschlecht Etwas ahnen können! Wozu ist dieser Stoff klar und durchsichtig? Etwa daß man unter dem indiskreten Gewölk das gestickte Unterkleid oder die Apparate zur Formung des weiblichen Körpers wahrnehmen soll? Der Musselin dient dann nur sich selbst, er dient nur der Abwechselung oder einem gewissen ceremoniellen Herkommen. Man trägt ihn an heißen Tagen und auf Bällen, nur um zu zeigen, daß es heiß ist. Der Musselin wurde aber im Orient erfunden von raffinirten Frauen, die in der tödtlichen Einsamkeit des Harems darauf sannen, ihren Gebieter unwiderstehlich anzuziehen. Die morgenländischen Frauen wußten diese halbe Durchsichtigkeit zu schätzen, welche Form und Farbe nicht ganz verhüllte, die Begierde reizte und zur Bekriegung dieses neidischen Schleiers herausforderte. Das Abendland hat also nachgeahmt, was weder für Klima noch für unsere häusliche Verfassung sich eignen wollte.

Wir haben ferner unsere Damaste. Mit dem Stoff ist bereits für unsere Auffassung auch der Charakter des Musters angedeutet. Diese Muster aber, sind sie nicht völlig fremd unserer Zone? Sind sie nicht die Nachahmung einer Nachahmung? Diese großen, schön gezackten Blätter, diese Tulpen und Lilien mit saftigen, schön gebogenen Stengeln, wo finden wir sie? In unsern Fichtenwäldern? Unter dem Dom der Eichen? Auf den Wiesen oder den Matten der Alpen? Gewiß nicht! Höchstens in botanischen Gärten und in Glashäusern mit Wasserheizung! Alle diese Muster sind eine Lüge in unserer Zone. Bei uns sind höchsten jene zierlichen Dessins einheimisch, die unsere tausend Blümchen unter Gräsern, oder die zarten Organe des Mooses, oder die Zweige eines entlaubten Busches, oder die Flechten eines Baumstammes, oder das Adernmark geschliffener Steine, nicht jenen großartigen und prächtigen Bau der tropischen Pflanzenwelt nachahmen. Diese haben wir dem Orient entnommen.

Sagen wir doch schlechtweg: „Das ist ein türkisches Zeug“, wenn es durch Farbendruck die bunten Schöpfungen kunstvoller Nadeln nachahmt. Wir haben originelle Muster nicht erfunden, außer was unsere Natur uns darbot. Auch die charakteristische Gestalt jener Figuren, die wir Palmen nennen, sind in unsere kalte Heimath importirt worden, denn ihr Vaterland ist Indien.

Noch heute aber ist der Orient uns in einem andern Stück überlegen, in der Auswahl der Farben. Man bilde sich nicht ein, daß wir ihn jemals in dieser Beziehung erreichen werden. Hier ist das Klima abermals unser Feind. Unsere Farben sollen diesen grauen Novemberhimmel verspotten, dem Schneegestöber im Februar, dem feuchten atlantischen Aprilwind widerstehen, und wohl gar der Temperatur in der Nähe eines Steinkohlenofens und der Atmosphäre bei einer Gasbeleuchtung. Sie müssen vor allen Dingen ächt sein, ehe sie schön sind, sonst' wird ihre Schönheit durch alle zersetzenden Geister unseres Luftkreises beim ersten Hauche spöttisch colorirt.

Zu den herrlichen Farben gehört auch ein herrlicher Himmel. Die Natur selbst putzt nur im Süden den Schmetterling, den Papagai, den Paradiesvogel, den Pfefferfresser, den Pfau; uns schickte sie den Sperling und die Krähe zum Muster dessen, was uns zu Gesicht steht. Aber nicht bloß der wolkenlose Aether gehört zum türkischen Roth und zum tyrischen Purpur, wie das Regengraue zum russischen Grün, sondern zur morgenländischen Farbenpracht gehört auch das Licht des Orients. Auf seiner italienischen Reise hat sich Goethe vortrefflich erklärt, daß bei der Lichtfülle des Südens mächtige und starke Farben nothwendig sind, um überhaupt bemerkbar zu bleiben, daß aber diese Farben dann auch in entzückender Harmonie stehen zu Allem, was glänzt und leuchtet. Uns fehlt es an dem heiteren Lichte, und höchstens im heißen Sommer wagen sich muntere Farben aus den aschgrauen Thoren der Stadt. Wir getrauen uns gar nicht ein Blau, ein Gelb, ein Roth, ein blendendes Grün anzulegen, denn Alles erscheint grell in der halben Dämmerung. Auch unsere Farben lügen, denn überall muß die ächte jungfräuliche Farbe gleichsam vorher deflorirt werden, damit sie für unsern metaphysischen Dunstkreis und unsere Fünf-Neuntel-Beleuchtung passe.

Wenn nun auch der Orient bei der Pariser Weihnachtsbescheerung nur ein Waisenhaustischchen bedeckt, so ist seine Industrie noch heutigen Tages so ehrwürdig, wie sie immer gewesen. Und der Padischah Abdul-Aziz wird bei seiner Anwesenheit in Paris an dieses Tischchen treten und hier sehen, daß die Erzeugnisse türkischer Industrie immerhin einen gewissen Rang unter den Erzeugnissen der übrigen Welt einnehmen. Türkische Industrie klingt für unser Gehör wie eine Verhöhnung im Beiwort, denn wir denken dabei höchstens an die Papuschen aus Konstantinopel, an Pfeifenröhre aus Weichselstöcken, an das Oel der Rosen von Adrianopel und an die Haremskügelchen. Der Orient, sagt man gedankenlos, entbehrt jedes Comforts. Man finde kein anderes Zimmergeräth als Divans, Teppiche und Matten. Das ist nicht unrichtig, denn der Nomade, welcher auf den Knieen selbst das Schreiben verrichtet, bedarf weit weniger Möbel als wir Kinder der Stubenluft. Aber welche Divans, welche Teppiche, welche Matten findet man auch! Anstatt unserer abgeschmackten Stühle, auf denen man sich nicht zu rühren getraut, vermag sich der Orientale in einem Ocean von Kissen zu wiegen und seine Teppiche, ächt, reich und unverwüstlich, spotten der besten Gobelins. Keine Betten, keine Kamine, keine Schränke im Orient! Allerdings. Allein das Klima würde ein Federbett und ein Kamin, oder gar einen Ofen, der fast das

halbe Zimmer einnimmt, unerträglich machen; wo aber, wie in Kleinasien und Persien, rauhe Witterung zur Zimmerheizung nöthigen, sollen die Kamine außerordentlich elegant gebaut werden. Die Schränke sind gewöhnlich in der Mauer angebracht und verunzieren und stören deshalb nicht den Eindruck der Architektur. Das Geschirr aber ist in den Formen von ausgesuchtem Geschmack, und daß man im Morgenlande wirklich noch in den kunstvolleren Gewerben weit voran ist, ergiebt sich daraus, daß unsere Juweliere meist nur orientalische Muster imitiren. Wenn man aufmerksam unsern Metallschmuck betrachtet, wird man auch entdecken, daß die Originale nur im Orient erfunden werden konnten.

Seiden-, Wollen- und Baumwollenstoffe werden in Konstantinopel, Scutari, Brussa, Nicomedien, Adrianopel, Smyrna, Amasia, Damascus und Aleppo noch immer erzeugt. Aus Scutari sind auf die Ausstellung eines jener Hemden geschickt worden, welche unter dem Namen „Gemlek" so hoch von den Kaikdschi's oder Gondelführern im Bosporus geschätzt werden. Man verfertigt sie aus Burundschuck, einer durchsichtigen, aber sehr festen Seidengaze, gewöhnlich bunt oder weiß in weiß gestreift. Viele sind am Hals und an den Rändern der Aermel mit goldenen Arabesken und bunten Blumen gestickt, mit einem Geschmack, dessen sich das alte Byzanz nicht geschämt haben würde. Ein blauer Atlas, der „Kiama" heißt und aus Aleppo stammt, dient zu Möbeln. Die Form der Kissen ist darauf durch Goldstickereien begränzt. Wer kennt endlich nicht die Kilim oder die turkmanischen Teppiche, die unter den Zelten aus Schaf- und Kameelwolle von den Hirten gewoben werden? Brussa vertritt die gemischten Stoffe aus Seide, Baumwolle und Goldfäden. Es hat zwar durch die Erdbeben vom 28. März, 11. und 27. April 1855 furchtbar gelitten, aber seine Seidenweberei*) florirt noch; die Zunft derselben hat ihr Quartier auf der großen Brücke Uergandhe aufgeschlagen. Von dieser Brücke führt noch heutigen Tages ein Gewebe (Organdin genannt) seinen Namen. Im Orient sind die Prozesse der Fabrikation so außerordentlich einfach, daß eigentlich Jedermann ohne weitere Vorbereitung ein Gewerbe betreiben könnte. Allein Geschicklichkeit der menschlichen Hand ist ein außerordentlich theurer Produzent, wo der Fall eines Wassers oder der Dampf mit Hülfe von eisernen Apparaten dieselben Dienste leistet. Daher droht der orientalischen Industrie völliger Untergang durch die zwar unschöneren, aber viel wohlfeileren europäischen Gewebe. A. B.

*) Ueber die Zeit der Einführung der Seidenkultur in Brussa ist schwer etwas Bestimmtes zu sagen, doch ist es wahrscheinlich, daß Justinian die herrliche Ebene von Brussa zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen benutzte, als Mönche ihm im Jahre 550 die ersten Eier der Seidenraupe brachten. Wenigstens fand Marco Polo im 13. Jahrhundert die Seidenzucht in Kleinasien im Gange. Vor 25 Jahren vermehrten die andauernden hohen Preise in Europa und die Aufmunterung, welche sowohl die Regierung als speculative Privatleute dieser Industrie gewährten, dieselbe bedeutend. Im Jahre 1851 waren 5 Spinnereien mit 370 Haspeln im Gange, welche jährlich 21,800 Okken lieferten; 1855 existirten schon 23 mit 1572 Haspeln und 1856 sogar 45 mit 1674 Haspeln, die mit 19 Spinnereien in den umliegenden Orten einen Umsatz von 98½ Millionen Piaster erzielten und für 49 Millionen Rohseide zur Ausfuhr lieferten.

Die Vehmgerichte.

(Schluß.)

Der Freigraf Manhof zu Sachsenhausen, der seine Macht vorzüglich zur Qual und Plackerei der Lausitzer Städte angewendet zu haben scheint, quälte die Görlitzer mit seinen Ladungen dermaßen, daß diese sich im Jahre 1446 Rath bei der Stadt Erfurt holten. Die Erfurter schrieben hierauf: „auch sie seien ihres Orts ebenfalls seit langen Jahren mit den Freigerichten in viele verdrießliche Händel eingeflochten und verwickelt worden. Was aber den Freigrafen Manhof anlange, so sei er ein verzweifelter, hängensmäßiger Bube. Der Ehre, welche ihm Görlitz in dem an ihn erlassenen Schreiben beilege, sei selbiger nicht werth, denn er sei vor langer Zeit ein Karrenführer gewesen und dermalen noch für nichts anderes als einen Buben und einen aus der christlichen Gemeinschaft geworfenen Ketzer zu achten und anzusehen."

Aber auch umgekehrt sehen wir in den Vehmgerichten Freigrafen und Freischöffen aus den höchsten Ständen: der Bischof von Utrecht war Freigraf, der Abt Dietrich von Corvei Freischöffe, und obgleich der Kaiser von jedem Freigrafen verlangen konnte, daß er ihm selbst den Stuhl einräume, so war ihm dies dennoch nur dann gestattet, wenn er sich hatte wissend machen lassen, d. h. Freischöffe geworden war.

Sobald nun der Freigraf seinen Stuhl eingenommen hatte, lag vor ihm das Schwert und der nach uralter Weise aus Weiden geflochtene Strick, „die Wyd". Was beides bedeutet, so wie die übrigen Feierlichkeiten bei Hegung des heimlichen Gerichts mag die alte Vorschrift, die sich in der sogenannten Arensberger Reformation findet, selbst erklären, deren Worte folgende sind: „Das Schwert bedeutet das Kreuz, an dem Jesus Christus gelitten hat, und die Gestrengigkeit des Gerichts. Die Wyd bedeutet die Strafung der Bösen um ihre Missethat, wodurch Gottes Zorn besänftigt wird. — Wann das Gericht bei Königsbann verbannet wird, und man in der heimlichen beschlossenen Acht dinget und richtet, so sollen aller Häupter blos und unbedeckt sein. Ihr aller Antlitz soll unbedeckt sein, zum Wahrzeichen, daß sie kein Recht mit Unrecht bedeckt haben, noch bedecken wollen. Sie sollen Mänteleien auf ihren Schultern haben. Diese bedeuten die warme Liebe, recht zu richten, die sie haben sollen. Sie sollen ferner weder Waffen bei sich führen, noch Harnisch, damit sich Niemand vor ihnen zu fürchten brauche, und weil sie in des Kaisers oder des Königs und in des Reichs Frieden begriffen sind. Sie sollen endlich auch ohne allen Zorn und nüchtern sein, damit die Trunkenheit sie nicht zu ungerechten Urtheilen verleite; denn Trunkenheit macht viel Bosheit."

Sobald der Freigraf seinen Stuhl eingenommen, hegte und schloß er das Gericht, d. h. er berief die Freischöffen um sich und verwies die Unwissenden, wenn deren zugegen waren, aus dem Gerichte. Die Sitzung selbst

wurde dann damit eröffnet, daß auch hier, wie bei allen Gerichten des Mittelalters, der Freigraf den Frohnboten, der selbst Freischöffe sein mußte und hierbei die Versammlung der Schöffen repräsentirte, fragte: ob es wohl am Tage und an der Zeit sei, am Stuhle des Kaisers oder Königs ein Gericht unter Königsbann zu hegen? Hatte der Frohnbote dies bejaht, so fragte der Freigraf wieder: wie viel Schöppen am Gericht sein sollen und wie der Stuhl bekleidet sein solle? Waren auch diese Fragen vom Frohnboten beantwortet, so wurde das Gericht vom Freigrafen gebannt mit den Worten: „So thue ich denn, wie man hier gefunden und geweißt hat, und hege ein Gericht unter Königs Banne und beschließe des Königs Bank, Stätte und Stuhl mit diesen echten rechten Freien des Königs, mit Namen A, B, C u. s. w., und fürbaß mit diesen anderen Freischöppen, wie sich das mit Recht gebührt unter Königsbann und der höchsten Wette (Strafe) bei der Wyd."

Der Kläger mußte hierauf, wenn der Angeschuldigte im letzten ihm gesetzten Termin nicht erschien, den Beweis beibringen, daß der Angeschuldigte gehörig geladen sei, und mit sechs „echten Freisprächen" auftreten, seine Klage wiederholen und nochmals bitten, zu urtheilen, ob auch die Sache eine Vehmfrage sei. War sie dafür gewiesen, so bat er den Freigrafen, den Angeschuldigten noch einmal aufzurufen. War auch dieser Aufruf erfolglos geblieben, so forderte der Kläger, daß das Gericht die letzte schwere Sentenz über Leib und Ehre, das sogenannte Vollgericht ausspreche. Vorher aber mußte der Kläger den abwesenden Beklagten — wie es in der alten Rechtssprache heißt — „übersiebnen", d. h. die Schuld des Angeklagten selbsiebent mit sechs Freischöffen beschwören. Dieser Eid des Klägers, den er knieend mit zwei Fingern der rechten Hand auf dem blanken Schwert schwören mußte, lautete z. B. folgendermaßen:

„Der N. hat mir genommen mein Gut außer Fehde, wider Gott, Ehre und Recht. Darum hab' ich ihn verklagt, und er ist geheischt und geladen, nach dem Rechte des heiligen Reichs. Und er hat das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmäht und ist ungehorsam gewesen, hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in seiner Bosheit verhärtert, und seine angeborne Tugend also vergessen, weshalb er um seiner Missethat Willen Reif und Galgen verdient, und seinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freischöffen. Daß dies wahr ist, daß helfe mir Gott und die Heiligen." — Die sechs Freischöffen mußten dann je drei ebenfalls knieend mit den Fingern auf dem Schwert schwören: „daß der Eid, den der Ankläger da geschworen, sei reine und unmeine (nicht falsch, kein Meineid), daß ihnen Gott helfe und die Heiligen."

Waren diese Eide abgeleistet, so sprach der Freigraf sogleich die **Vervehmung**, die letzte schwere Sentenz über den Angeschuldigten aus: „Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat, und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und geschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn aus allen

Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaft alles Rechtes, und verführe ihn und vervehme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

„Hierauf", heißt es in den alten Vehmrechtsbüchern, „soll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Vervehmten fort in der Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen, und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, so bald sie den vervehmten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft."

Obgleich nun diese Vervehmung ihrem eigentlichen Wesen nach nichts Anderes war, als die bei allen kaiserlichen Gerichten vorkommende Oberacht oder Reichsacht, so erhielt diese doch durch eine eigenthümliche Bestimmung der Vehmgerichte eine Bedeutung, von welcher sich eigentlich die Furcht vor diesen Gerichten und ihre Macht herleitet. Während nämlich bei ausgesprochener Reichsacht ein Jeder den Geächteten tödten konnte, waren die Freischöffen eidlich verpflichtet, den Vervehmten zu richten, d. h. ihn zu ergreifen und am nächsten Baume aufzuhängen. Sie hatten dabei nur zweierlei zu befolgen, ein Mal ein Messer neben ihn in den Baum zu stecken, und dann nur zu Dreien den Vervehmten in dieser Weise zu richten; „auch sollen sie ihm nichts von ihm nehmen, als sein Leben und sollen alles bei ihm lassen, daß man daran erkenne, er sei mit Recht gerichtet." Es war diese Pflicht der Schöffen um so furchtbarer, als die Vervehmung des Vervehmten geheim blieb und bleiben mußte, so daß ein Schöffe, der auch nur entfernt dem Vervehmten zur Flucht oder nur zur Vorsicht rieth, als Einer, der gegen seinen Eid gehandelt hatte, sofort gehangen wurde. Ja, es ist in den alten Rechtsbüchern selbst auf die gewöhnliche Weise hingedeutet, wie die Geächteten gewarnt zu werden pflegten: „Als da viel Leute sprechen und meinen, es wäre anderswo eben so gut Brot essen oder Pfennige zehren, als hier," und dergleichen. Dazu kam aber, daß der Ankläger, dem das Urtheil unter dem Siegel des Freigrafen übergeben wurde, von jedem Freischöffen, dem er des Freigrafen Brief und Siegel vorzeigte, unverweigerlich Hülfe selbst gegen Freund und Bruder zur Ausführung der Execution verlangen konnte. Aber auch dann schon mußte jeder Freischöffe dazu behülflich sein, wenn nur drei Freischöffen eidlich versicherten, daß der Mann vervehmt sei.

Noch kürzer und furchtbarer war das Verfahren der Freischöffen bei sogenannter handhafter That, und man kann wohl mit Recht sagen, daß eine Gewalt von diesem Umfange und dieser Willkürlichkeit nur in einer Zeit

ertragen werden konnte, wo sie als Bundesgenosse gegen den größeren Feind, die Willkürherrschaft der Anarchie, zu Hülfe gerufen werden mußte. Dagegen liegt es nicht minder in der Natur aller staatlichen Ordnung, daß mit dem Aufhören der Anarchie sich die reorgänisirte Gesellschaft gegen das zurückgebliebene Mittel wendet, das ohne seinen Gegensatz und für sich allein bestehend das Gleichgewicht des Staats ernstlich bedrohen muß. Und es ist nicht zu verkennen, daß, wie anfänglich dieses Verfahren bei handhafter That wohl am meisten dazu beitrug, die maßlose Furcht vor dem heimlichen Gericht zu verbreiten, so in späterer Zeit der freche Mißbrauch dieses Rechts von Seiten der Freischöffen alle Stände gleichmäßig zum Kampfe gegen denselben und zugleich zum Kampfe gegen die Vehmgerichte selbst aufrief, ein Kampf, in welchem die Vehmgerichte endlich unterlagen.

Unter handhafter That verstand man aber den Fall, daß der Verbrecher, Wissender oder Unwissender, auf frischer That ergriffen wurde oder mit habender Hand und mit blickendem Schein, d. h. mit den Werkzeugen seines Verbrechens oder noch mit dem gestohlenen oder geraubten Gut in Händen betreten wurde, oder endlich die That sogleich gestand mit „gichtigem Mund.“ Da konnten und mußten, sobald nur drei Freischöffen ihn in dieser Weise trafen, dieselben augenblicklich ihn vorrummen und richten, d. h. das Zeugniß der drei Freischöffen sollte genügend sein, um ihn zum Tode zu verdammen. Der Ergriffene wurde dann zu selbiger Stunde durch die Freischöffen an den nächsten Baum gehenkt.

Selbst aber dieses weit über unsere Begriffe hinaus summarische Verfahren würde die Furcht vor den Vehmgerichten Westfalens höchstens in Westfalen selbst rechtfertigen, und es bliebe dabei unerklärlich, wie sich dieser Schrecken und dieses Grauen vor ihnen über ganz Deutschland, ja bis in Ostseeprovinzen hinauf, hatte verbreiten können. Es erklärt sich aber auch dieses aus der letzten Eigenthümlichkeit der Vehmgerichte.

In den anarchischen Zeiten des Mittelalters, in denen regelmäßig die größere Gewalt und selten das Recht den Ausschlag gab, mußte die kleine Zahl der Freien in Westfalen, um ihre Autorität als kaiserliche Gerichte in Ansehen zu erhalten, welche überall Schutz und Recht verschaffen sollten, wo dieses vor dem ordentlichen Richter nicht zu erlangen war, darauf bedacht sein, ihren Ladungen und Aussprüchen auch außerhalb Westfalens Geltung zu verschaffen. So kam es, daß, wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts, die westfälischen Freigerichte anfingen, auch Auswärtige als Schöffen, Vehmgenossen und Vemenoten aufzunehmen, wenn sie nur die oben erwähnten Eigenschaften hatten, welche von einem Freischöffen verlangt wurden.

Bei dieser Aufnahme Auswärtiger, die nur in Westfalen auf rother Erde selbst geschehen konnte, ging man anfänglich mit strenger Prüfung und Vorsicht zu Werke, denn nach Soester Artikeln war vorgeschrieben: „Der Freigraf soll keinen Schöffen machen, den er nicht kennt, er bringe denn einen versiegelten Brief von seinem Landesfürsten oder von einer ehrbaren Stadt, darunter oder darin er gesessen, worin sie auf ihren Eid schreiben, daß der Mann wol wissend werden möge und nichts an sich habe, was ihn am freien

Stuhl hindern möge. Dann soll der Freigraf auch ihn nicht wissend machen, als mit Rath, Wissen und Willen des Stuhlherrn."

Bevor dann der Aufzunehmende wissend gemacht wurde, mußte er knieend und mit entblößtem Haupte vor dem Freigrafen schwören: „Ich N. schwöre einen leiblichen Eid zu Gott, daß ich soll und will in peinlichen Sachen recht Urtheil geben, und richten den Armen und den Reichen, und das nicht lassen weder durch Lieb, Leid, Meidt, Gabe, noch keiner andern Sache wegen. Auch will ich die heimliche Losung verwahren, hüten und hehlen, vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem demjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem was zwischen Himmel und Erden ist, außer dem Manne, der dies recht kann. Und will diesem Stuhl, darunter ich gesessen bin, alles anzeigen, was in die heimliche Acht des Kaisers gehört, ich für wahr weiß oder von wahrhaftigen Leuten gehört habe, damit es gerichtet oder mit Willen des Klägers in Gnaden gefristet werde, und will das nicht lassen, noch um Lieb, noch um Leib, noch um Geschenk. Ich will dieses Gericht nach allem meinen Vermögen stärken, ich will auch diesen freien Stuhl und freie Gericht immer mehr befördern und mehr ehren denn andere Freistühle, alles getreulich und ohne Gefährde, so wahr mir Gott helfe und alle seine Heiligen."

Aus dieser Verbreitung des Schöffenthums über ganz Deutschland und dieser Aufnahme von Auswärtigen zu Schöffen war es möglich, einer Ladung und einem Urtheile der Freistühle in ganz Deutschland Achtung zu verschaffen. Um aber diese allmählich durch ganz Deutschland verbreiteten Schöffen still und ohne Gefahr, an einen Unwissenden zu gerathen, zu Hülfe und Beistand auffordern zu können, war ein geheimes Zeichen der Erkennung, die sogenannte geheime Losung, nothwendig. Es ist uns diese geheime Losung aufbehalten, ohne daß aber der eigentliche Sinn der Worte uns bekannt ist. Sie ist folgende:

„Der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupt die heimliche Vehme: Strick, Stein, Gras, Grein, und kläret ihnen das auf, wie vorgeschrieben ist. Dann sagt er ihnen das Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat, zu wissen: Reinir dor Feweri, und klärt ihnen das auf, als vorgeschrieben ist; dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöffengruß also: daß der ankommende Schöffe seine rechte Hand auf seine linke Schulter legt und spricht:

„Eck grüt iu, lewe man,
Wat fange ji hi an?"

Darnach legt er seine Hand auf des andern Schöffen linke Schulter und der andere thut desgleichen, und dieser spricht:

„Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin!"

Wer die Losung verrieth, war unnachsichtlich dem Tode geweiht. „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Frei-

schöffen greifen unverklagt, und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn 7 Fuß höher als einen verurtheilten, vervehmten, missethätigen Dieb."

Außerdem sollte der Freischöffe bei Tische das Messer mit der Spitze zu sich und die Schaale nach der Schüssel von sich gekehrt haben.

Sobald nun der Beeidigte durch Mittheilung der geheimen Losung Vehmgenosse, Freischöffe geworden war, erhielt er in frühester Zeit das unschätzbare Vorrecht, allein durch die eidliche Betheurung seiner Unschuld jede Anklage von sich abzuwenden, indem er schwor: „Herr Freigraf, der Hauptsachen und Hauptstücke und That, die Ihr mir gesagt habt und der mich der Kläger zeihet und darum anspricht und darüber klagt, der bin ich ganz und gar unschuldig, deß mir Gott helfe und alle seine Heiligen."

Selbst als man dieses Vorrecht der Freischöffen als über alles Maß hinausgehend in den Freistühlen selbst verwarf, blieb es dennoch in so weit, als der Freischöffe, wenn er seinen Reinigungseid zu schwören bereit war, durch den Eid des Anklägers und zweier Freischöffen als Eideshelfer überboten werden mußte, diesen aber wieder durch sechs Eideshelfer überbieten konnte, wogegen der Ankläger mit dreizehn Eideshelfern aufzutreten hatte. Fand aber der Angeschuldigte zwanzig Eideshelfer, die ihr Vertrauen in seine Unschuld beschworen, so konnte er nicht weiter überboten werden und wurde freigesprochen.

Die kaiserlichen Privilegien hatten nur „auf rother Erde" die Ausübung der Gerichtsbarkeit der Vehme gestattet. Daß man unter diesem Ausdruck Westfalen verstand, liegt außer Zweifel; woher er aber entstanden, und was man ursprünglich damit sagen wollte, ist völlig dunkel; vielleicht bezeichnete er das, was sonst auch befriedetes und besonders gegen die Eingriffe der landesherrlichen Gerichtsbarkeit gesichertes Land, Immunität heißt, und könnte dann von einem plattdeutschen Particip des Wortes „ruhen" entstanden sein. Ein rother Graben als Gerichtsplatz findet sich im Diplomatarium von Schöttchen (vergl. auch Grimm's Alterthümer); an die Farbe des Blutes ist wohl kaum zu denken. Vielleicht könnte es auch so viel als „vaterländische Erde" bedeuten, indem roth früher die Farbe der Sachsen war.

Wir haben bisher versucht zu zeigen, wie auf der Grundlage des altgermanischen Gerichtsverfahrens aus den alten Freigerichten die vorzugsweise westfälischen Freigerichte oder Vehmgerichte genannten Gerichte — über die uns, nebenbei gesagt, auch Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II (geb. den 18. October 1405, gest. den 12. August 1464), einige Notizen hinterlassen hat — entstanden sind, und wie durch die Verbreitung des Schöffenthums über Deutschland und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit, ihren Ladungen und Aussprüchen nachdrückliche Geltung zu verschaffen, die Macht dieser Gerichte eine Größe und Bedeutung erlangte, welche die Schwäche der übrigen Gerichte in um so kläglicherem Lichte erscheinen läßt. Wir haben gesehen, daß die Vehmgerichte in ihrer ursprünglichen großen und bedeutsamen

Erscheinung weder das Licht scheuten noch zu scheuen brauchten, da weder die Stätte, wo das Gericht gehalten wurde, noch auch die Zeit seines Zusammentretens, noch die Personen, welche es bildeten, in irgend ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren. Wir sahen, daß sie als Rächer des Verbrechens Mittel ergreifen mußten, die unsere veränderte Zeit und vollkommeneren Einrichtungen verschmähen müssen, die aber aus dem Gesichtspunkte ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse weder unerhört noch befremdend erscheinen. Diese Gerichte kennen die Erfindung späterer Zeiten, die Schrecken der Folter, nicht, und die Verbrechen, welche bei ihnen als todeswürdige galten, sind fast dieselben, auf welchen noch in weit späteren Zeiten die Todesstrafe stand, deren Grausamkeit die höhere Bildung zu schärfen wußte, während die Vehme nur die Eine Art derselben, das Henken, gekannt und ausgeübt hat. Was war es also, was vom Ende des 15. Jahrhunderts ihren allmählichen Verfall herbeiführte, so daß die Geschichte der späteren Zeit von ihrem Einflusse, ja fast von ihrer Existenz schweigen konnte?

Unzweifelhaft erklärt sich diese Erscheinung sehr einfach aus zwei Gründen. Ein Mal ist es eine allgemeine Wahrheit, daß keine Macht bestanden hat, die ihre Gewalt nicht mißbrauchte und in dem Mißbrauche den Keim des Unterganges mit sich trug, und dann versäumten die Vehmgerichte, ihre Gewalt und ihr Verfahren den Forderungen der Zeit anzupassen, und suchten neben der geregelten Verfassung des Reichs und der befestigten Gewalt des Landesherrn eine Macht zu behaupten, die ihre Grundlage allein eben in dem Mangel einer geregelten Verfassung des Reichs und der Schwäche des Landesherrn finden konnte.

In Folge ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte hatten die Vehmgerichte das Recht in Anspruch genommen, alle Sachen an sich zu ziehen, in denen dem Kläger vor seinem ordentlichen Gerichte das Recht verweigert wurde, ein Fall, der aus Furcht und Schwäche der Richter bei Rechtshändeln der Mächtigen nicht selten war. Man suchte in solchen Fällen zu der Zeit, als sich die Landeshoheit noch nicht völlig ausgebildet hatte, auch außerhalb des Landes den Richter auf, der durch seine höhere Autorität und Gewalt im Stande war, den Angeklagten unter die Formen des gerichtlichen Verfahrens zu zwingen. Aus diesem Umstande gingen die sogenannten Evocationen hervor, d. h. die rechtliche Belangung eines Angeklagten vor einem ihm ausländischen Gericht. Unter dem Vorwande der Rechtsverweigerung wagten es allmählich die Vehmgerichte, im Vertrauen auf ihre ausgedehnte Macht, da die Zahl der Freischöffen auf 100,000 angewachsen war, oft unter den nichtigsten Vorwänden, Unterthanen der mächtigsten Territorialherren und Städte, ja ganze Städte selbst vor ihre Gerichte zu laden und mit ihren Drohungen zu beunruhigen. So lud im Jahr 1502 ein Dortmunder Freigraf die Lübecker Rathsherren und Bürger vor seinen Freistuhl, und im Jahre 1519 wurde der ganze Magistrat der Stadt Gotha vor das Vehmgericht citirt, ob mit Recht oder Unrecht, galt dem übermüthigen Stolze der westfälischen Freigrafen gleich. Es sind uns die grellsten Beispiele aufbewahrt, um welcher kleinen und ungerechten Ursachen willen oft die angesehensten Städte von den

Freigrafen gepeinigt und geängstigt wurden. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Verdrießlichkeiten, welche Nickel Weller im Jahre 1485 den Görlitzern veranlaßte.

Weller, ein Görlitzer Bürger und westfälischer Freischöffe, war beschuldigt worden, ein ungetauftes, schon beerdigtes Kind wieder ausgegraben, aus dessen Armröhre (welche er mit Wachs von einer Osterkerze und Weihrauch angefüllt) bei Nacht in einer Scheuer, in Gesellschaft seiner Mutter, seiner Frau und eines alten Bauern, ein Licht gemacht und damit (nach damaliger Ansicht) Zauberei getrieben zu haben. Da er diese That nicht leugnen konnte, so hatte er nach Ausspruch der Richter und Schöffen zu Görlitz den Hals verwirkt. Der Landvogt von Stein und andere angesehene Personen verwandten sich jedoch für ihn, und brachten es dahin, daß er bloß aus der Stadt verwiesen und seiner Güter beraubt ward. Weller begab sich nach Breslau, bat den Rath und den Bischof von Waradein, königlichen Kanzler, um Fürsprache und fand Gehör; doch vergebens, denn der Magistrat zu Görlitz rechtfertigte sein Verfahren vollkommen.

Weller versuchte es jetzt mit dem Papst. Er stellte Innocenz III. vor, daß er den Görlitzer Rath innerhalb der Stadt und der Meißnischen Diöcese nicht sicher belangen, auch von dessen Macht keine Gerechtigkeit erwarten könnte, worauf der Papst, durch eine eigene Bulle, den Magister Johann Medici und den Doktor und Canonikus Nikolaus Tauchen zu Breslau zu geistlichen Commissarien in dieser Sache ernannte. Diese verlangten von dem Landvogt von Stein, daß er Weller, nach geleistetem Reinigungseide, binnen Monatsfrist zu seinem Rechte verhelfen möchte, widrigenfalls sie sich selbst die Freiheit nehmen müßten. Es geschah jedoch weder das Eine noch das Andere, vielleicht deshalb nicht, weil Weller, als schon durch die Zauberei in den Kirchenbann gefallen, keines Rechtes fähig war.

Weller wandte sich von Neuem an den Papst, bei dem er jetzt an Bischof Julian zu Ostia einen nachdrücklichen Fürsprecher fand. Er ward wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen; doch verblieb es in der Hauptsache beim Ausspruche der Görlitzer, und selbst die päpstlichen Commissarien, der Bischof zu Breslau und der Landvogt, bestätigten denselben. Nun versuchte Weller sein Glück bei dem Vehmgerichte, und Johann von Hülschede, Freigraf des Stuhls zu Brackel, lud den 3. Mai 1490 Bürgermeister und Rath, Aelteste und Geschworne und die gemeinen weltlichen Einwohner von Görlitz über 18 Jahr vor sein Gericht. Der Ladungsbrief ward zu Ludwigsdorf, auf Wenzel Emmerichs Vorwerk, auf eine Klappe am Zaun gesteckt vorgefunden und von da zur Stadt gesandt.

Weil Görlitz, durch die goldene Bulle, und überdies durch ein besonderes Privilegium Sigismunds, von allen fremden Gerichten befreit worden war, so gab die Stadt dem König Wladislaus von Böhmen von dieser Ladung Nachricht und bat ihn um Intercession. Die Letztere erfolgte zwar, fruchtete aber nicht. Der Freigraf Hulschede war seitdem gestorben, und sein Nachfolger, Georg Hackenberg, würdigte Böhmens König so wenig, als dessen Stadt Görlitz einer Antwort.

Indessen wurde der angesetzte Gerichtstermin abgehalten, ohne daß die Görlitzer erschienen, daher Weller sie des ungehorsamen Ausbleibens beschuldigte, und sie in des Gerichts Poen und Brüche, so wie zur Erstattung der Gerichtskosten und Schäden zu verurtheilen, endlich auch ihm selbst die Fortsetzung seiner Klage zu verstatten bat. Zu diesem Ende schätzte er seine bisher erlittene Schmach, seine Schäden und Kosten auf 500 rheinische Gulden, und bekräftigte diesen Ansatz durch eine eidliche Erhärtung selbdritte, worauf zu Recht erkannt wurde, daß er sich nunmehr bei den Görlitzern seines Schadens erholen dürfe, wo er könne. Dem Urtheile ward überdies noch die Drohung hinzugefügt, daß, wofern Jemand Weller in Verfolgung seines Rechtes hindern würde, derselbe hierdurch ebenfalls in des heiligen Reichs schwere Ungnade und des Freigerichts zu Brackel Poen und Brüche verfallen, dem Kläger selbst aber seine Unkosten und Schäden ersetzen sollte.

Am 16. August 1490 setzte der Freigraf den Görlitzern einen neuen peremtorischen Termin an, ihr Leib und Ehre zu verantworten, oder im Entstehungsfall zu gewärtigen, daß er über ihren Leib, Leben und Ehre das strengste und schwerste Urtheil und Vollgericht, welches ihm nicht lieb sei, sprechen müßte. Die Ladungsakte ward diesmal in der Mönchskirche auf der Erde gefunden. Vergebens suchte der Rath nochmals bei dem Erzbischofe von Köln und dem Freigrafen selbst um Entledigung von diesem Rechtsstande nach. Letzterer antwortete nicht einmal, sondern erklärte die Stadt, welche wiederum nicht erschienen war, in contumaciam in Bann und Acht.

In dem durch einen Anschlag Jedermann bekannt gemachten, in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Urtheile ward auch der Stadt Breslau, als mit Görlitz in Einer Verdammniß, gedacht, woraus erhellt, daß Weller auch gegen die letztere ein Klage angebracht hatte. In demselben wird, unter Androhung gleichmäßiger Achtserklärung, Jedermann befohlen, die von Görlitz und Breslau nicht zu beherbergen, nicht mit ihnen zu essen und zu trinken, noch sonst einigerlei Gemeinschaft mit ihnen zu haben, bis sie sich mit dem Freigerichte abgefunden und dem Kläger selbst ein Genüge geleistet hätten. — Weller selbst schlug eine erhaltene vidimirte Abschrift dieses Urtheils zu Leipzig während des Marktes an, welche aber von den daselbst anwesenden Bürgern von Görlitz sofort wieder abgerissen wurde.

Gemeinschaftlich berathschlagten sich nun die beiden Städte Görlitz und Breslau zu Liegnitz über die zu ergreifenden Maßregeln, und beschlossen daselbst, daß sie gleichfalls durch einen Anschlag in Görlitz, Breslau, Leipzig und an andern Orten, und zwar jede Stadt besonders, ihr Verfahren öffentlich rechtfertigen wollten. Zugleich brachten sie ihre Beschwerden an den Landtag zu Prag und baten die Stände um Intercession bei dem Erzbischof von Köln und dem Landgrafen von Hessen. Diese erfolgte, doch abermals vergeblich. Des letzteren Antwort beweist, daß er über seinen Freigrafen entweder nichts vermochte, oder mit demselben unter einer Decke spielte.

Weller, bemüht, sein Recht auf alle Weise geltend zu machen, suchte

Hain und in andern Orten Meißen's die durchreisenden Kaufleute von Görlitz und Breslau anzuhalten; aber die beiden Städte vereitelten seine Pläne wiederum dadurch, daß sie sich beim Herzog Georg Schutz und Geleit auswirkten. Statt hierdurch den Muth zu verlieren, brütete Weller nur neue Anschläge. Er bat und verlangte den Beistand des aus den Niederlanden in Meißen angekommenen Herzogs Albrecht. Kaum hatten aber demselben der Landvogt und der Rath zu Görlitz Bericht erstattet, so zog auch dieser Fürst wieder die Hand von ihm ab.

Des ewigen Neckens müde, ließen endlich die Städte durch König Wladislaus bei Kaiser Friedrich um ein Mandat an sämmtliche Unterthanen des Reichs, und besonders um Inhibitoriales an den Freistuhl zu Brackel und alle Freigrafen und Freischöppen nachsuchen und hierauf beide ihnen ertheilte Dokumente in Abwesenheit des Landgrafen dessen Statthalter, dem Rath der Stadt Dortmund und dem Freigrafen von Brackel insinuiren.

Durch diese Maßregel scheint denn endlich Weller selbst auf immer zu Ruhe gebracht worden zu sein; wenigstens finden sich von seinen ferneren Unternehmungen keine Spuren. Dennoch suchten nach seinem Tode sein Sohn Wolfgang und sein Schwager Urban Schwertfeger im Jahre 1502 seine Ansprüche an Görlitz von Neuem geltend zu machen. Graf Ernst zu Hohenstein übernahm es, für sie um die Wiedererlangung ihres Vermögens zu intercediren. Aber standhaft blieb der Rath zu Görlitz bei seinem einmal gefaßten Entschluß und erklärte nebenbei, daß, wenn man Etwas auszuführen gedächte, dies entweder vor seinen eigenen Gerichten, oder vor höheren Behörden geschehen müsse. Hierauf ist denn die Sache abermals bis 1512 liegen geblieben, da sie, auf beider Gesuch, zum letzten Mal durch einen gewissen Veit von Taubenheim in Anregung gebracht ward und endlich durch einen gütlichen Vergleich abgemacht worden zu sein scheint.

Endlich wagten sich die Freigerichte in ihrem zügellosen Dünkel, nachdem sie Reichsfürsten vervehmt hatten, selbst an die kaiserliche Majestät. Nachdem schon früher ein Freigraf Mangold sich erkühnt hatte, dem Kaiser mit einer Vorladung zu drohen, erfrechten sich die Freigrafen Dietrich Dietmarstheim, Heinrich Smedt und Hermann Grote, den Kaiser Friedrich III. nebst seinem Kanzler, dem Bischof Ulrich von Passau, und die Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts vor den Freistuhl zwischen den Pforten von Wünnenberg im Hochstift Paderborn zu laden. Der einzige Grund hierzu war die Erbitterung gegen das kaiserliche Kammergericht, weil dasselbe verschiedene Freigrafen und deren Stuhlherrn, den Walrabe zu Waldeck, in die Acht erklärt hatte.

Sie luden den Kaiser, „seinen Leib und seine höchste Ehre zu verantworten, bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden." Da der Kaiser natürlich der Ladung nicht folgte, bedeuteten sie ihm, freilich auch mit keinem andern Erfolg, in einer nachdrücklichen zweiten Ladung, daß seine Ehre und sein Leben daran hängen, wenn er nicht erscheine und seine Sache ausführe und schließen mit den Worten: „Ihr kommet oder kommet

nicht, so muß das Gericht seinen Gang haben, wie sich nach freien Stuhls Recht gebührt. Hiernach wissen sich Eure kaiserliche Gnaden zu richten, und rathen wir Eure kaiserliche Gnaden getreulich, es nicht dazu kommen zu lassen."

Abgesehen von der Erbitterung, die durch dergleichen exorbitante Schritte im ganzen Reiche hervorgerufen wurde, machten sich auch die Vehmgerichte, trotzdem Kaiser Sigismund eine Reformation derselben vornehmen zu lassen versucht hatte, sittlich verächtlich durch die Willkürlichkeit in ihren Urtheilen, zu Folge deren es sprüchwörtlich wurde, „daß sie die Angeklagten, ihrer Rechte unbeschadet, erst henkten und dann erst in Untersuchung zögen." Durch die Einnahmen, die dem Stuhlherrn und Freigrafen aus der Aufnahme des Schöffen zuflossen, „um", wie es hieß, „seinen gräflichen Hut zu verbessern", ließen sie sich ferner verleiten, Schöffen ohne Auswahl und ernstliche Prüfung aufzunehmen, so daß in der auf den Trier'schen Reichsabschied vom Jahre 1512 folgenden Kapitulation des Erzbischofs Philipp von Köln geradezu erklärt wird: „die Vehmgerichte würden von Jedermanniglich vermieden und für Bubenschulen geachtet."

So erlagen endlich im 16. Jahrhundert die Vehmgerichte, von der öffentlichen Meinung verlassen, der Macht des Reichskammergerichts, der Landesherrn und der Städte, und der schwache Kampf, den sie im 17. Jahrhundert nur noch im Innern Westfalens fortzuführen suchten, schlug mehr und mehr zu Gunsten der landesherrlichen Gerichte aus. Da überall Schutz und Recht vor dem ordentlichen Richter zu finden war, war ihnen auch der letzte Schein des Rechts genommen, Sachen vor ihre Stühle zu ziehen.

Nachdem das letzte förmliche Vehmgericht 1568 bei Zelle gehalten worden, wurden sie durch die Landesherren theils aufgehoben, theils in landesherrliche Gerichte verwandelt, und sie blieben als unbedeutende Polizei- und Rügegerichte nur da bestehen, wo man die wohlerworbenen Rechte der Stuhlherren auf die Einnahmen aus ihrer Jurisdiktion nicht kränken mochte. Man wußte sich kaum noch zu erinnern, worin ihre Kompetenz bestanden habe, und mußte im vorigen Jahrhundert sorgfältige Erkundigung einziehen, um die Punkte festzustellen, in denen sie observanzmäßig zu schützen wären.

Doch wie tief das Institut der Vehme in der „rothen Erde" Westfalens wurzelt, ist in dessen Bauernstand zu erkennen, der hier, wie in wenigen andern deutschen Ländern noch am meisten von seiner alten Selbstständigkeit bewahrt hat. Noch jetzt sollen zu Gehmen, wo das fortwährend noch in alter Weise bestandene Freigericht erst 1811 von der französischen Gesetzgebung aufgehoben wurde, die Freibankbauern die Bank spannen und heimliches Gericht hegen, auch sich standhaft weigern, ihrer Losung „Strick, Stein, Gras, Grein" Bedeutung aufzudecken; auf ein breites Schwert, das sie Kaiser Karl's Degen nennen, legen sie den Schöffeneid ab; dem Stuhlherrn treu, hold und gewärtig zu sein, Alles, was Vehmwrogig, Straßen-, Mühlen-, Mähre sei, anzubringen und die Vehme Niemand zu offenbaren. A. B.

Preußens Waldungen.

Die Gesammtfläche der Waldungen Preußens mit Ausschluß der der neuerworbenen Länder beläuft sich nach den Grundsteuer-Veranlagungen auf 26,799,000 Morgen oder 25,04 pCt. des Gesammtareals des Staates; auf die einzelnen Provinzen vertheilt sich diese Waldfläche in folgender Weise: Provinz Preußen 4,904,000 M. oder 19,3 pCt.; Posen 2,449,000 oder 21,8 pCt.; Pommern 2,334,000 M. oder 18,8 pCt.; Schlesien 4,670,000 M. oder 29,7 pCt.; Brandenburg 5,042,000 M. oder 32,3 pCt.; Sachsen 1,975,000 M. oder 20,0 pCt.; Westfalen 2,202,000 M. oder 27,9 pCt.; und die Rheinprovinz 3,223,000 M. oder 30,7 pCt. der Gesammtfläche der Provinz. Es besitzt somit die größte Waldfläche sowohl quantitativ als auch relativ zu ihrer eigenen Größe die Provinz Brandenburg, die geringste überhaupt die Provinz Sachsen, in Bezug auf ihr eigenes Größenverhältniß aber die Provinz Pommern. Das statistische Bureau veröffentlichte 1862 die Ermittelungen über die Benutzungsart des Bodens im Jahre 1858 und berechnete die Waldfläche Preußens mit Ausschluß von Hohenzollern, das mit 146,638 M. vertreten war, auf 24,584,429 M., d. h. auf 2,214,571 M. weniger als die Steuerveranlagungen ergeben haben. Damals kam nach dieser Größenangabe auf 1 Kopf der Bevölkerung in der Provinz Preußen 1,58, in Posen 1,69, in Brandenburg 2,04, in Pommern 1,66, in Schlesien 1,20, in Sachsen 0,92, in Westfalen 1,32 und in der Rheinprovinz 1,01 M. Wald. Das Verhältniß der Privatwaldungen zu dem der Staatswaldungen stellte sich nach den Grundsteuer-Veranlagungen, den einzenen Provinzen nach geordnet, folgendermaßen heraus:

Provinz:	Staatswaldungen:	Privatwaldungen:
Preußen	2,907,000 M.	1,997,000 M.
Posen	635,000 „	1,814,000 „
Pommern	797,000 „	1,537,000 „
Schlesien	663,000 „	4,007,000 „
Brandenburg	1,564,000 „	3,478,000 „
Sachsen	714,000 „	1,261,000 „
Westfalen	183,000 „	2,019,000 „
Rheinprovinz	581,000 „	2,642,000 „

Danach übersteigt also nur in der Provinz Preußen die Gesammtfläche der Staatswaldungen diejenige der Privatwaldungen und beträgt 66 pCt. der Waldungen; am geringsten gestaltet sich dies Verhältniß in der Provinz Westfalen, wo das Gesammtareal der Staatswaldungen nur 8 pCt. der Waldungen erreicht. Die meisten Privatwaldungen befinden sich in der Provinz Schlesien, demnächst in der Provinz Brandenburg; die geringste Fläche von Privatwaldungen hat die Provinz Sachsen.

Wie wenig übrigens die Städte, die auch ihren landbaulichen Bedürfnissen auf dem ihnen zu Gebote stehenden Areal nur sehr gering nachkommen können, ihre Holzbedürfnisse befriedigen könnten, wären sie auf ihren eigenen Waldbesitz angewiesen, beweist der große Unterschied, der zwischen dem Besitz

an Waldungen der Städte und des platten Landes herrscht. Letzteres besitzt 93,8 pCt. der Gesammtfläche aller Waldungen, und während hier auf den Kopf der Bevölkerung etwa 1,87 und auf eine Familie 9,06 Morgen Wald kommen, entfallen in den Städten auf den Kopf nur 0,27 und auf eine Familie 1,28 Morgen dieser Kulturart. A. B.

Algier's Colonisation.

Seit 37 Jahren hat Frankreich, verlockt durch die Colonisation der englischen Besitzungen in allen Theilen der Erde, die Idee verfolgt, Algier, das, obgleich seit den ältesten Zeiten von Fremden beherrscht, sich dennoch stets gegen seine Beherrscher aufsäßig gezeigt, europäische Civilisation zuzuführen, und doch ist es nach so vielen Kämpfen, so vielen problematischen Siegen verhältnißmäßig noch sehr wenig vorgeschritten. Noch giebt es immer neue Feinde, neu sich erhebende Stämme zu bekämpfen und zu unterdrücken; Tausende von Frankreichs und leider auch von Deutschlands irregeleiteten Söhnen liegen fern von ihrer Heimath in Algier's Erde begraben, von Neuem werden wieder ausbrechende Kriege die Todessichel schwingen, und noch immer hat und wird Frankreich auf diesem schon mit so vielem Blute gedüngten Boden keine feste Herrschaft begründen können. „Dieses Land soll künftig auf ewige Zeiten Frankreich gehören," ist während des Juli-Königthums und der jetzigen Regierung oft verkündigt, „diese Eroberung muß für Frankreich in Zukunft ein Zuwachs der Kraft, aber keine Ursache zur Schwächung sein," heißt es emphatisch in Napoleon's III. Schrift über Algier, und doch haben sich in den Kammern, in den Commissions d'Afrique und durch die Presse die hervorragendsten Persönlichkeiten „der großen Nation" um Aufgeben oder Behaupten der Eroberung, wodurch man ganz Afrika zu beherrschen wähnte, um die etwaige vollständige administrative Gleichstellung der Colonie mit dem Mutterlande oder um das fernere Bestehen des innegehaltenen Systems in den lebhaftesten Debatten, in den geistreichsten Artikeln bekämpft und mit den schlagendsten Beweisen darzuthun versucht, daß der Vortheil mit den unabsehbaren Opfern der Occupation des „zweiten Frankreichs" in keinen Einklang zu bringen und auch nicht die Aussicht vorhanden sei, diesen Mißverhältnissen dauernd und gründlich abzuhelfen.

Als Algier von Frankreich in Besitz genommen wurde, betrachtete man diese Eroberung als das wichtigste Ereigniß des laufenden Jahrhunderts und freute sich darüber, daß das Land classisch-antiken Andenkens, diese Wiege welthistorischer Thaten, von Neuem der Civilisation und ihren Forschungen zugänglich gemacht worden sei. Man hätte die großen Opfer an Menschen und Geld, die die Eroberung und die Erhaltung Algiers dem französischen Staate kostete, vielleicht verschmerzt bei dem Hinblick auf den großen Gewinn, welchen man aus diesem Siege zu erringen hoffte, der den Kampf zwischen

Europa und Afrika, zwischen der Civilisation und den eingewurzelten Sitten und Vorurtheilen des Orients seinem Ende nahe bringen sollte. Dieser Blick auf die Zukunft schien durch den entgegengesetzten auf die ferne Vergangenheit gerechtfertigt zu sein, welche durch das Organ der Geschichte oder in noch nicht vertilgten Spuren ehemaliger Größe von einer Bevölkerung Nord-Afrika's erzählt, die, zu den civilisirtesten und in den Wissenschaften hervorragendsten gehörend, lange Zeit der Träger der Bildung gewesen ist.

Algier wird mit Recht als einer der Nägel zum Sarge der Juli-Monarchie betrachtet, es hat ihr über eine Milliarde gekostet. Die Anhänger dieser Regierung selbst haben diese Ausgabe unmäßig gefunden und getadelt, nur haben sie niemals die Art und Weise angegeben, wie man, einmal in Algier festgerannt, sich zurückziehen könne, da das Gefühl ganz Frankreichs auf das Tiefste empört wird bei dem leisesten Gedanken an Aufgebung Algier's, an das der Franzose seine National-Ehre verpfändet zu haben glaubt. Längere Zeit herrschte im Ministerrath Ludwig Philipp's die Ansicht vor, sich so viel als möglich auf den Uferstrich zu beschränken und nicht in das Innere des Landes einzudringen; allein die Erfahrung bewies die Unhaltbarkeit dieser Ansicht; denn während sich das französische Heer möglichst am Meeresufer zu halten suchte, bildete sich im Innern eine feindliche Macht aus, die jeden Augenblick zum Angriff der Küstenstädte schreiten konnte. Erst nach dem Jahre 1843 suchten sich die Franzosen im Innern festzusetzen, um eine größere Gewalt über die Stämme zu erlangen, und nach und nach durch Colonisation europäischer Ansiedler ein Gegengewicht gegen die einheimische Bevölkerung zu schaffen, ein Versuch, der bis jetzt im Grunde noch gar wenig gelungen ist und noch manches Jahr in Anspruch nehmen wird, um die Früchte zu bringen, die man zu erwarten sich berechtigt glaubt.

Worin liegt aber der Grund, daß ein mit allen Hülfsmitteln europäischer Intelligenz ausgerüsteter Staat nicht im Stande ist, Beispielen zu folgen, die andere Nationen ihm gegeben haben und noch geben, woher kommt es, daß Frankreich nicht das Talent des Cololonisirens besitzt, wie Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika? Ist das nicht das unzweifelhafteste Armuthszeugniß für dieses Talent der Franzosen, daß auf einem Gebiete, dessen Flächenraum mehr wie $\frac{3}{4}$ Frankreichs beträgt, das 150 deutsche Meilen an der Meeresküste sich hinstreckt, das in einer verhältnißmäßig so geringen Entfernung vom Mutterlande liegt, das nur von $2\frac{1}{2}$ Millionen Eingebornen bewohnt ist, die europäische Bevölkerung mit Ausschluß des Heeres nur 170,000 Seelen beträgt? Das Erstaunen wächst, wenn man bedenkt, daß sich die französische Bevölkerung zu der aller andern europäischen Nationalitäten verhält, wie 10:7, von denen die Spanier mit 64, die Italiener mit 14, die Anglo-Maltesen mit 10 und die Deutschen mit Einschluß der Schweizer mit 12 Procent vertreten sind.

Es wurde zwar oft in Ordonnanzen Frankreich und der übrigen Welt laut verkündigt: „es ist von hoher politischer Wichtigkeit, daß das Gebiet von Algier rasch bevölkert und angebaut werde, damit die Opfer des Staates nicht zu lange ohne Erfolg bleiben, und um Algier in den Stand zu setzen,

sich selbst zu genügen und in allen möglichen Fällen Frankreich Unterstützung zu leisten," was sich sehr schön anhört, wenn man nicht bedenkt, daß außer der jetzigen noch eine Bevölkerung von etwa 27 Millionen Seelen in Algier nöthig ist, um die relative Bevölkerung Frankreichs zu erlangen. Wenn auch diese Dichtigkeit nicht abzuwarten ist, falls sie jemals eintreten sollte, um die Opfer Frankreichs zurückzuerstatten, so ist es wohl ziemlich klar, daß noch viele Jahre vergehen werden, um Algier sich selbst genügen zu lassen und dem erschöpften Frankreich Hülfsquellen zuzuführen, die in so überschwenglichem Maße dieser Colonie zugeflossen sind.

Die Franzosen sind nicht im Stande, die Lebensfrage der Occupation die Colonisation des eroberten Landes, zu fassen, und die Regierung verfolgte kein bestimmtes System und gab sich überhaupt einer Unentschlossenheit hin, der auch theilweise die Unfälle zuzuschreiben sind, welche den Colonisten zustießen und noch zustoßen. Der Franzose versteht es trefflich, ein Land zu erobern, ein Volk sich mit den Waffen zu unterwerfen, aber dasselbe zu erhalten, an sich zu fesseln mit unauflöslichen Banden, das Land zu cultiviren, das Volk zu civilisiren, ihm die richtigen Mittel an die Hand zu geben, die Fruchtbarkeit des Bodens zu nutzen, dem Eingebornen dabei mit eigenem Beispiele voranzugehen, sich selbst in dem eroberten Lande ein zweites Vaterland zu schaffen und das bezwungene Volk zu Brüdern zu machen, das versteht der Franzose nicht, trotz der schön klingenden Phrasen von soldats laboureurs, trotz der fermes modèles, trotz Muster- und Agricultur-Schulen.

Es ist schlimm, daß gerade der Franzose Algier's Eingeborene civilisiren soll, wo, außer der Verschiedenheit des Glaubens und der Sprache, der Charakter jede Annäherung verbietet und zurückstößt. Der Franzose liebt das rauschende Vergnügen der Städte und kann nicht auf die Länge den Genüssen eines europäischen Lebens entsagen; dem Araber und Berber geht nichts über die Freiheit der Wüste oder seiner Berge; sein Lager, seine Hütte, seine Erdhöhle ist ihm die Heimath, die er schwer mit dem beengenden Leben einer Stadt vertauscht; geborene Nomaden, weilen sie in den von ihnen bewohnten Gebieten und verachten die Bedürfnisse und Genüsse eines civilisirten Volkes; die Franzosen sind leichtsinnig und ausgelassen heiter, die Araber und Berber ernst und verständig, die Franzosen sind Europäer, die andern Orientalen, deren hervorragendster Charakterzug ja ist, in jeglicher Sphäre des Lebens beim Alten zu beharren, wie die vernunftlose Natur, deren Erscheinungen sich heute wiederholen, wie vor vielen tausend Jahren*).

*) Die Orientalen haben kein Jünglings- und Jungfrauenalter, das ist ihr Unglück; vom Knaben werden sie zum Manne, vom Mädchen zum Weibe. Damit entgeht ihnen die unschätzbare Zeit des Ideals, des Aufloderns, der wirklichen Freiheit zwischen zwei Knechtschaften, der Kindheit und der Elternschaft. Das ist die Zeit der Saat für alles Edle und Große, der Saat für das immer neue Blüthen- und Fruchttragen des occidentalischen Völkerlebens. Darum überhebe sich der Europäer nicht seiner Freiheit, seiner Energie, seiner Bildung; er ist nur der Günstling der Natur, die ihn, wie eine einsichtsvolle Mutter, durch richtige Mischung von Milde und Strenge zum tüchtigen Menschen erzogen. Freilich besitzen die Araber die Initiative in hohem Grade, das haben sie durch ihre Staatenbildung ihre Religion, ihre Dichtkunst, ihre Bauwerke, ihre Erfindungen und materielle Cultur ge-

Aber abgesehen von der Verschiedenheit des französischen Charakters und des der Eingebornen Algier's, und abgesehen von dem Fanatismus, mit dem die Moslems Alles, was von Christen, den Ungläubigen, ausgeht, verachten, so konnten dennoch alle Colonisationsplane der französischen Regierung mit keinem oder sehr geringem Erfolge gekrönt sein. Das Schwanken und Umhertappen in verschiedenen Ansiedlungsmethoden und die unmäßigen Kosten nebst dem allgemeinen Sittenverderbniß der in Algier Eingewanderten lassen Ansiedlungen schwer gedeihen, die, ausgedehnt und umfassend, dazu gedient hätten, mit der Zeit eine Aenderung in den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen, eine Aenderung oder mindestens Modification der Religion und eine Verwandlung wandernder Horden und Gebirgsbewohner in friedliche Landbauer herbeizuführen, dieselben der Macht Frankreichs dauernd zu unterwerfen und sie durch eine unparteiische Rechtspflege Seitens der Machthaber mit unauflöslichen Banden an dieselben zu fesseln.*)

Der kaiserliche Schriftsteller selbst sagt: „Wie hat man die Eingebornen behandelt? Als Besiegte. Wenn man noch ihre alte Organisation, die ihren Traditionen und Sitten gemäß war, hätte fortbestehen lassen, so wäre unsere Domination weniger schwer gewesen. Aber man hat den Einfluß der Chefs, denen sie seit Jahrhunderten zu gehorchen gewohnt waren, in Mißcredit gebracht oder vernichtet. Man hat dahin gestrebt, den Stamm aufzulösen; man hat alle Zweige der muselmännischen Gerechtigkeit durcheinander geworfen; man hat endlich die alten Gewohnheiten einer Nation zerstört, die noch nicht

---

ungsam dargethan, aber sie gehören, wie sämmtliche Asiaten, zu den Völkern, die nur bis zu einer gewissen Stufe der geistigen Entwickelung kommen, dann stehen bleiben und alsbald zurückgehen. Wenn auf die glanzvollen Zeiten eines Harun-al-Raschid und Abd-er-Rahman eine so allgemeine und klägliche Zerrüttung und Fäulniß folgen kann, wie in den arabischen Reichen, so muß in der ursprünglichen Anlage eine schwache Stelle sein. Diese besteht offenbar in der geistigen Einseitigkeit und Unfreiheit. Der Volksgeist enthält ein ganz bestimmtes Ideal, das es ihn drängt zu verwirklichen. So lange das Ideal noch treibt und schafft, scheinen Riesenkräfte die Nation zu beseelen. Nun ist die Darstellung vollendet; Alles, was innerlich vorhanden war, ist in die Außenwelt getreten; das Volk scheint auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen — aber in Wirklichkeit ist es schon in den Zustand der Ohnmacht verfallen. Aeußerlich zwar halten Gewohnheit und Institutionen, gleich Stützen, das Gebäude aufrecht, aber diese Stützen waren selbst morsch, wenn der Geist aus ihnen gewichen: der Zusammensturz des stolzen Gebäudes ist unabwendbar. — So stirbt das Weichthier, nachdem es seine glänzende Muschel vollendet; und die Muschel selbst, so hart und fest sie auch ist, löst sich allmälig in Staub auf.

*) Die oben erwähnte Schrift des Kaisers Napoleon nimmt die Araber in hohem Grade in Schutz. Er meint, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unentschieden, in Bezug auf die bedauernswerthe Lage der Araber: „Diese kriegerische, intelligente, ohne Zweifel unruhige, aber der Autorität gegenüber fügsame Nation verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Da sie nahe an 3 Millionen Menschen in Algier und mehr als 15 Millionen in den anderen Theilen Afrika's und in Arabien zählt, so räth die Klugheit und Menschlichkeit, uns dieselben günstig zu stimmen; dies räth auch die Politik. Frankreich, welches überall mit der Nationalitäts-Idee sympathisirt, kann in den Augen der Welt die Abhängigkeit, in der es das arabische Volk zu halten gezwungen ist, nicht rechtfertigen, wenn es dasselbe an den Wohlthaten der Civilisation nicht Theil nehmen läßt, indem es ihm eine bessere Existenz verschafft.“

die Elemente zur Constituirung einer lebensfähigen Demokratie besaß; man wollte sie den Theorieen der Utopisten überliefern, so daß dieses unglückliche Volk so zu sagen auf abenteuerliche Weise umherirrt, indem es nur seinen Fanatismus und seine Unwissenheit unverletzt bewahrt. Man hat die Stämme den Chicanen der Verwaltung unterworfen; man hat ihnen die besten Ländereien entrissen, und diese partielle Wegnahme hat sie unter die Drohung einer allgemeinen Confiscation gestellt. Wenn zum wenigsten noch die Ländereien von den Europäern besser angebaut worden wären, so hätte man sie in den Stand gesetzt, zu erkennen, daß es wegen des landwirthschaftlichen Fortschritts gewesen wäre; aber ein großer Theil dieser Ländereien ist an die nämlichen Araber vermiethet, die genöthigt sind, die Güter zu pachten, deren Eigenthümer sie früher waren. Der so gekränkte und von den fruchtbarsten Theilen der Ebene zurückgedrängte Araber hat sich in die Berge geflüchtet."

Weiter fährt er dann fort: „Das Bild des Elends, unter welchem sie seufzen, würde unvollständig sein, wenn man nicht die Mißbräuche einer bedauernswerthen Schreiber-Verwaltung (administration paperassière), die gerichtlichen Akten, die Protokolle, die Proteste, die ganze Waffenkammer hinzufügte, deren Hauptagent der Huissier (Gerichtsdiener) ist, der mit einer großen Energie in Afrika funktionirt. Was die Justiz anbelangt, so hat man unter dem Vorwande, daß die muselmännischen Richter leicht zu bestechen sind, die französischen Gerichte mit der Erkennung der Fragen betraut, die bei den Arabern in die Domainen der Religion gehören, wie Heirathen, Trennung, Erbschaften und andere Dinge, welche direkt von dem Koran geregelt werden. Die Formen sind ebenso verletzend, wie das Uebrige; so ruft man die Frau als Zeugen auf; man zwingt sie, sich zu entschleiern, eine Sache, die den Sitten ganz zuwider ist."

Kleine einzelne Ansiedlungen konnten nicht gedeihen, weil die Leute, welche diese herzurichten begannen, nicht das Vermögen besaßen, zwei bis drei Jahre auf eigene Kosten zu leben und daneben ein Haus zu bauen und den Boden urbar zu machen; Bewilligungen großer Ländereien an vermögliche Europäer mißlangen meistentheils, weil die Besitzer bei dem hohen Taglohn ihr Vermögen einbüßten. Die dritte Methode sind die militärischen Ansiedlungen, welche namentlich durch den Marschall Bugeaud betrieben worden sind: der Boden wurde mit Hülfe des zahlreichen Militärs umgebrochen, Häuser errichtet und dann den Civilcolonisten übergeben. Sie hätten gelingen können, wenn nicht die hemmenden Maßregeln der Regierung und die großen Kosten gewesen wären, an denen die einzelnen kleineren Besitzer erlahmten und welche die großen Grundbesitzer aus natürlichen Gründen nicht übernehmen konnten und wollten. So mußte sie der Staat aufbringen und das Budget mit einem Ausgabe-Etat belasten, der vor dem Sturz der Juli-Monarchie kaum, bei der darauf eingetretenen Verwirrung in Frankreich gar nicht aufgebracht werden konnte und unter Napoleon III. nur durch die colossalsten Anleihen, die sich förmlich jagen, herbeigeschafft wird.

Wenn auch einzelne Beispiele dieser Methoden mit einem verhältnißmäßig günstigen Erfolge gekrönt wurden, so sind diese zu gering, um nicht alle An-

siedlungsplane als mißlungen ansehen zu können. Selbst die Ebene von Metidja, von deren Colonisation so viel die Rede und so viel Aufhebens gemacht ist und die sich in der unmittelbaren Nähe der Stadt Algier erstreckt, also einen gesicherten und leichten Absatz zu erzielen im Stande ist, kann dem Verbrauch dieser Stadt, bei ihrer europäischen, hier so kostspieligen, nach den Localverhältnissen nicht modificirten Culturmethoden, nicht genügen, während sie ihn bei dem arabischen Anbau vor der Besetzung Algier's durch die Franzosen vollkommen zu befriedigen im Stande war. Der Hauptgrund liegt mit darin, daß der europäische Ansiedler viel zu theuer producirt und auf dem Markt seinem Concurrenten, dem Bewohner des Tells, weichen muß, welcher bei seinen geringen Bedürfnissen sich mit einem jährlichen Einkommen begnügt, dessen der europäische Colonist in einem Monat bedarf.

Ein weiterer Hauptfehler bei allen bisher versuchten Colonisations-Reglements ist, daß man gleich von vornherein durch verschiedene Zwangsmittel den Ackerbau auf eine Stufe der Vervollkommnung zu bringen wähnte und die Anbauer verpflichtete, in einer gegebenen Zeitfrist ein Drittel des zugestandenen Landes auf europäische Weise zu bebauen. Der Colonist und dadurch selbstredend das ganze Land wären besser gefahren, wenn man nicht so viele den Ackerbau lähmende Maßregeln getroffen und nur die hätte bestehen lassen, in einem Zeitraume von zehn Jahren das zugestandene Gut weder zu verpfänden noch zu verkaufen, um dem furchtbar eingerissenen Unwesen der Güterspeculation vorzubeugen.

Es nehmen sich die weinbedeckten Häuser vieler Colonisten recht hübsch aus, man schließt davon leicht auf einen gesicherten Wohlstand, der ist aber nicht vorhanden. Indem die bessern Elemente bald nach ihrer Ankunft in Algier ein Land wieder verlassen, wo der politische Zustand ein noch so problematischer ist, so steht bei dem meist Abenteurer beiderlei Geschlechts in sich schließenden Reste, welche Zufall, Laune oder Neigung mehr oder minder regelmäßige Verbindungen eingehen ließen, der Genuß oben an, und die Production und der Erwerb hinken nach.

Was hilft's, daß der eitle Franzose die Ansiedlungen, ähnlich wie die Nordamerikaner ihren neuentstehenden Orten, Namen großer Städte, berühmter Männer u. s. w. der alten Welt geben, nach Städten und Dörfern nennt, an die sich das Andenken eines durch seine Landsleute errungenen Sieges knüpfen? Castiglione, Lodi, Marengo, und wie alle diese Namen lauten, sind doch nur Bezeichnungen von Ansiedlungen, die das Leben der Eintagsfliege haben und keine Siege der Civilisation und der Cultur herbeiführen, aus welchen den Bewohnern der Colonie Ruhe und behagliche Zustände erwüchsen.

Man überlasse dem Colonisten, ob und wann es an der Zeit ist, verbesserte Ackerbaumethoden einzuführen, und wolle sie ihm nicht mit Gewalt aufdrängen; der Zeitpunkt wird erst eintreten, sobald die Regierung Anstand genommen hat, die Ansiedlungen durch kostbare Anlagen dem Ruin zuzuführen, sobald einmal der Absatz der Landesprodukte stärker und der Tagelohn durch eine größere Einwanderung, die der politische Zustand nicht mehr zurückschreckt, niedriger geworden sein wird. Dann kann erst im Großen der Anbau

des Tabaks, der Baumwolle, falls man sich zu Bewässerungsarbeiten entschließt, des Indigo's, die Seiden- und Cochenillezucht, und wie die den Einwanderern als sichere Quellen des Reichthums angepriesenen Dinge heißen, mit Gewinn betrieben werden; unterdessen werden aber noch Jahre vergehen, bis der landwirthschaftliche Betrieb in Algier nur die gewöhnlichen Verbrauchsartikel, welche die Colonie bis jetzt von außerhalb herbezieht, aufzubringen im Stande sein wird.

Bis zu diesem Zeitpunkte aber, der wahrscheinlich noch sehr fern liegt, braucht sich die französische Regierung weniger gleichgiltig gegen die Einführung europäischer Erfindungen und gegen den Bau von Straßen zu zeigen, die doch sichere Hülfsmittel der Civilisation sind. Die Araber gehören zu den Völkern, die nur die Handfertigkeit ausbilden, deren Geist aber nicht kühn, deren Thatkraft nicht nachhaltig genug ist, um durch Maschinerie in den bewegenden Naturkräften des Wassers, des Windes, des Dampfes unermüdliche, gigantische Sklaven zu finden. Ja, man kann weiter gehen, der Algierer kennt nicht einmal die Fabrik, das Zusammenarbeiten Vieler zu Einem Erzeugniß und unter Einer Leitung, den Gipfelpunkt der Arbeitstheilung. Es würde zu weit führen, wollte man hier den mannigfachen Gründen dieser niedrigen Wirthschaftsstufe nachgehen; die Herrschaft des Herkömmlichen und die Unsicherheit des Eigenthums sind jedenfalls die wesentlichen. Genug, wie die Araber Algier's noch heutzutage Ackerbau und Viehzucht nomadisch betreiben, so kennen sie in der Bearbeitung nur das Einzelhandwerk, im Handel fast nur den persönlichen Tauschverkehr, ohne Credit, Commission und Spekulation. Welches Feld eröffnet sich daher dem Franzosen? Und was die Straßen betrifft, so besitzt bis jetzt Algier, einige zum Kriegsbedürfniß nöthige Straßen abgerechnet, noch wenige; aus ihrer Vermehrung würde ein nicht zu berechnender Nutzen entspringen. Man hätte dann viel von dem Handel als Mittel der Berührung und Verschmelzung der europäischen mit der einheimischen Bevölkerung zu hoffen, von der die Kabylen Ackerbau treiben und daher das Bedürfniß haben, ihre Erzeugnisse zu verkaufen und zu vertauschen. Diese Bergbewohner, welche Bugeaud nebst seinen Nachfolgern im Generalgouvernement Algier's mit aller Gewalt verfolgte und zu vertilgen suchte, und gegen die man unzählige Razzias und jene berühmten Ausräucherungen vollführt hat, würden im Ganzen nichts Besseres verlangen, als ihr vortreffliches Olivenöl und die Erzeugnisse ihrer Hammerwerke, in Holz, Wolle und anderen Stoffen gegen andere Produkte, an denen sie Mangel leiden, auszutauschen.

Es ist wahrlich ein seltsamer Umstand, daß man ein größeres Straßensystem vermißt bei solchen Hülfsmitteln gegenseitiger Annäherung.*) Ein Grund liegt in der nationalen Theilnahmlosigkeit gegen ein Land, das so viele Hülfsmittel darbietet, das bei einem fleißigen Anbau das Prädikat des Alterthums

*) Von der Anlage von mehreren Eisenbahnen ist schon seit langer Zeit viel Aufhebens gemacht worden. Die Colonie besitzt aber erst eine, die etwa 6 deutsche Meilen lange zwischen Algier und Blidah, welche am 15. August 1862 eröffnet wurde.

„Kornkammer Roms" erlangen kann, das viele mineralische Schätze in seinem Boden birgt, das Wälder des herrlichsten Bauholzes in großem Umfange besitzt, das Häfen in Menge aufzuweisen hat — doch Alles gewiß mächtige Factoren für das Leben und Gedeihen einer neuen Bevölkerung, für den Aufschwung einer neuen Civilisation und die Beförderung neuer Interessen.

Diese Theilnahmlosigkeit, oder nenne man es Einsicht, daß man sich mit der Occupation Algier's und seiner Colonisation der übrigen Welt gegenüber bloßgestellt hat, erstreckt sich weiter: Wunder der Tapferkeit einzelner Militär-Abtheilungen, einzelner Individuen werden in den Zeitungen berichtet, um einen Tag angestaunt und am andern vergessen zu werden, und die Nation, die bei der Erinnerung an den ägyptischen Feldzug aufjauchzt und außer sich geräth und mit Stolz der Pyramiden gedenkt, spricht kaum von Belagerungen, Einnahmen und Siegen in Algier. Von beiden afrikanischen Unternehmungen hat Frankreich gerade der ersteren, der zweck- und sinnloseren, seine volle Neigung zugewendet, wenn auch dieser Zug nach Aegypten damit endigte, daß der Oberfeldherr die Flucht ergriff, nach Frankreich ging und sein verzweiflungsvolles Heer im Stich ließ, „trotz der vierzig Jahrhunderte, die von den Pyramiden herunterschauten." A. B.

Bemerkung. In die im Druck bereits fertige „Wochenschau" konnten wir zwei wichtige Ereignisse nicht mehr aufnehmen, von denen das eine die Gemüther der ganzen civilisirten Welt auf das Schmerzlichste bewegt. Es ist das die Hinrichtung des Kaisers Maximilian von Mexiko. Das andere Ereigniß betrifft den Ministerwechsel in Oesterreich. Wir kommen auf Beides in der nächsten Wochenschau zurück.

D. Red.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 1[illegible].

Wochenschau.

Die Erschießung Kaisers Maximilian von Mexiko nimmt vorläufig die Tagespresse dergestalt in Anspruch, daß die eigentlichen politischen Fragen fast ganz in den Hintergrund treten. Wenn auch ein großer Theil der öffentlichen Blätter die That Juarez' als eine unnöthige Grausamkeit beklagt, so ist die Mehrzahl doch darüber einverstanden, daß sich vom Rechtsstandpunkte auch nichts gegen dieselbe einwenden lasse.

Als der Erzherzog Maximilian von Oesterreich im October 1863 den Notabeln von Mexiko die Annahme der Kaiserkrone versprach, noch mehr aber als er sie am 10. April 1864 in Miramar wirklich annahm, war kaum Jemand in Europa, dem nicht um den Ausgang bange war. Gegenwärtig heißt es freilich in Wiener Zeitungen, man habe den Prinzen stets gewarnt, und um ihm den Entschluß zur Abreise aus Mexiko zu erleichtern, habe man ihn bereitwillig in seine agnatischen Rechte wieder einsetzen wollen. Allein wenn man ihn zurückhalten wollte, warum leistete man ihm zugleich Vorschub? Warum unterstützte man ihn durch Freiwillige, die er in Oesterreich anwerben durfte, ja warum schloß man noch im März 1866 mit ihm einen neuen Werbungsvertrag, der nur wegen des Einspruchs der Regierung zu Washington nicht zur Ausführung kam? Nach dem Brauch aller Höfe hätte der Kaiser Franz Joseph seinem Bruder die Annahme der mexikanischen Krone verbieten können. Dies mit um so wahrscheinlicherem Erfolg, als Letzterer an seinen agnatischen Rechten sehr zu hängen schien, lange und hartnäckig über sie verhandelte, und also deren Entziehung wohl nicht leicht genommen, und einen Bruch mit der Familie gescheut haben würde. — Dies die erste Erwägung, die sich dem Zuschauer heute aufdrängt. „Der Erzherzog — sagt nun vielleicht Jemand — wollte sein Glück machen und einem hohen Beruf nachgehen, und daran wollten ihn seine Angehörigen nicht hindern." Um aber zu erkennen, daß weder ein Glück zu machen, noch ein Beruf zu erfüllen war, genügt es, die Augen zu öffnen. Man überzeugt sich dann auf das Bestimmteste, daß der mexikanische Thron bereits im Augenblick seiner Errichtung rettungslos verloren war.

Mit England, Frankreich und Spanien hatten sich die Beziehungen Mexiko's kriegerisch gestaltet, als in Folge der revolutionairen Ereignisse, die von 1857 an ununterbrochen gewährt, und der Proclamation einer Verfassung, in welcher die Grundsätze der Demokratie in ihren äußersten Folgen zum Ausdruck gelangten, Benito Juarez, als Vorstand des höchsten Tribunals in Guanajuto, eine verfassungsmäßige Regierung zu bilden begann

und als Freund der Washingtoner Regierung durch deren Hülfe den mexikanischen Wirren steuern zu können sich den Anschein gab. Sein Sieg im Felde über die Schwarzen, sein Zug von Guanajuto über Acapulco und Panama nach Veracruz, von wo aus er so geschickt operirte, daß er am 1. Juli 1861 in Mexiko selbst den Präsidentenstuhl bestieg, dann seine scharfen Maßregeln gegen die Schwarzen, die Einführung der Civilehe, die neuen Beschlagnahmen der Klostergüter, dazu die Ausweisung des päpstlichen Nuntius bewogen die gestürzte Partei, ihre Blicke nach dem Auslande zu wenden, um mit fremden Waffen eine Restauration durchzusetzen, sei es wieder als spanische Colonie oder als Monarchie unter dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich, oder sonst einem europäischen Prinzen. In Madrid und Paris fanden die mexikanischen Vertriebenen, die Miramon, Almonte, Miranda &c. williges Gehör.

Da erschien das Dekret vom 19. Juni 1861, wodurch Juarez auf zwei Jahre alle Zinsenzahlungen an die Staatsgläubiger suspendirte. Sofort brach der englische Gesandte, wie der französische und der spanische, die diplomatischen Verbindungen ab. Die drei Mächte schlossen am 31. October den Londoner Vertrag zu gemeinsamer Aktion, nach dessen Wortlaut mit dem gegenwärtigen Kriege weder Gebietsvergrößerungen noch besondere Vortheile erreicht, auch keine Art Einfluß in Mexiko, der seine Bewohner an der freien Wahl ihrer Regierung hindern könnte, ausgübt werden sollte. Als am 17. December die Spanier in Veracruz gelandet waren und Juarez am 18. einen Aufruf zur Eintracht der feindlichen Parteien erlassen, kam es im Januar 1863, nachdem unterm 10. eine von den Oberbefehlshabern der drei allürten Mächte unterzeichnete Proklamation an das mexikanische Volk erlassen worden war, zu den Verhandlungen von Orizaba, denen am 19. Februar der Vertrag von Soledad zwischen den Comissarien der Verbündeten und dem mexikanischen Minister Doblado folgte. Derselbe bestimmte u. A. die sofortige Einleitung von Unterhandlungen zur Feststellung aller Forderungen der Allirten und zum Abschluß von Verträgen; während derselben besetzten die Verbündeten mehrere Orte, kehrten jedoch nach Abbruch der Unterhandlungen in ihre frühere Stellung vor Veracruz zurück.

Am 9. März folgte eine Conferenz der Bevollmächtigten der Allirten ebenfalls in Orizaba, betreffend das weitere Vorgehen gegen Mexiko auf Grund der Londoner Convention. Der britische und spanische Bevollmächtigte erklärten, daß kein Grund vorhanden sei, Feindseligkeiten gegen Mexiko zu beginnen, während der französische den Beginn derselben zum Schutz der Bewohner des Landes und im Sinne der Londoner Convention für nothwendig erklärte und in einer Note von demselben Tage diesen Entschluß der mexikanischen Regierung anzeigte. Während sich die englischen und spanischen Truppen anschickten, das Land zu verlassen, publicirten unterm 16. April die französischen Bevollmächtigten von Orizaba aus eine Kriegserklärung gegen die Regierung des Präsidenten Juarez und begannen am 18. die Feindseligkeiten.

Die Regierung zu Washington blieb nicht sorglos. Sie erklärte in Paris auf der Stelle, daß sie niemals eine von fremden Truppen etwa errichtete Monarchie in Mexiko dulden werde. Napoleon hatte ohnehin schon ihre Unzufriedenheit erregt. Er hatte sich dem Bürgerkriege gegenüber „neutral“ erklärt, er gewährte den Südstaaten die Rechte „kriegführender Nationen“, ja er stellte ihnen seine förmliche „Anerkennung“ in Aussicht. Zu diesem letzteren Schritte fehlte es ihm aber doch an Entschlossenheit, und durch diese Halbheit verdarb er sein mexikanisches Werk von Hause aus. Er beleidigte die nordamerikanische Union, und er erschien ihr furchtsam: — was konnte er Schlimmeres ausführen? Wenn er einen Erfolg erzielen wollte, so hätte er mit Muth, mit Umsicht und mit Kraft in Mexiko auftreten und sich daselbst auf's Schnellste festsetzen müssen; und sofort mußte er von dort aus den Südstaaten die Hand reichen, sie nicht nur diplomatisch anerkennen, sondern ihnen auch beistehen, ihnen Luft machen. War doch die Losreißung der Südstaaten für die Frage entscheidend, ob eine mexikanische Monarchie werde bestehen können. Unterlagen jene, so hatte eine solche ganz offenbar nicht die geringsten Aussichten.

Nun aber legte Napoleon an den Tag, daß er nicht im Geringsten Kenner amerikanischer Verhältnisse war, und sein General Lorencez bildete sich ein, er habe mit seinen 5000 Mann nur einen Spaziergang zu machen, ließ sich aber vor Puebla (5. Mai) von Zaragoza schlagen. Die Nachsendung von anderen 40,000 Mann und die sonstigen nothwendigen Vorbereitungen zum Kampfe dauerten so lange, daß darüber der Sommer 1863 herankam. Jetzt rückten die Franzosen unter Forey, der mit dem Marschallsstabe in der Tasche nach Mexico geschickt worden war und dem der Kaiser bei der Abschiedsaudienz empfohlen hatte, „scharf zu treffen und rasch“, in die Hauptstadt ein und konnten dort von einigen Notabeln einen Kaiser ausrufen lassen; sie vermochten doch aber fort und fort nur einen kleinen Theil des weiten Landes in ihre Gewalt zu bringen, und wie und wann konnten sie hoffen, zu Ende zu kommen?

Die Nordamerikaner waren unterdessen nicht müßig gewesen. Betrachtet man den Stand ihres Krieges in dem Zeitpunkt, wo in Miramar die Krone angeboten und wo sie angenommen wurde, so war an dem einstigen Siege des Nordens über den Süden kaum noch ein Zweifel verstattet, und von hundert und aber hundert sorgfältigen Beobachtern in Europa wurde im Herbst 1863 wirklich nicht mehr gezweifelt. Es stand vor Augen: der Süden hatte eine Zeit lang bessere Geschäfte gemacht, weil er besser vorbereitet gewesen war und geübtere Führer hatte. Bereits aber hatte der Norden den Krieg gelernt, und seine Hülfsmittel waren so unvergleichlich reicher, daß der Süden etwas früher oder später an Erschöpfung zu Grunde gehen mußte. Schon waren die westlichen Staaten, wie der Mississippi in der Gewalt der Union, der Südbund konnte mit Europa keinen Handel treiben, konnte von keiner Seite Zufuhren erhalten, es mußten ihm dafür das Geld und alle sonstigen Kräfte in Kurzem ausgehen, nicht weniger als die streitbaren Mannschaften. Dem Jahre 1864 war vorbehalten, die letzten allerdings noch

schweren Kämpfe um das Gebiet zu führen, wo die Aufständischen enger und enger eingeschlossen und zuletzt erdrückt wurden, was nicht vor Ostern des folgenden Jahres beendet ward. In dieser schon ganz hoffnungslosen Lage des Südens langte der Erzherzog Maximilian in Mexiko an.

Wahrlich, er hätte leicht wahrnehmen und sich überzeugen können, daß die Partie bereits verloren und daß der Kaiser Napoleon nicht der Mann war, von dem er viel verlangen, viel erwarten durfte. Was konnte der Vertrag von Miramar helfen? Er war unausführbar, war es für beide Theile. Der Erzherzog versprach, und wir glauben, in der Absicht, sein Wort, wenn es irgend möglich war, zu halten, daß er die französischen Kriegskosten ersetzen, daß er die französischen Hülfstruppen besolden, daß er ein eigenes, hinlänglich starkes Heer bilden werde, damit die Franzosen allmählich heimkehren könnten; wie wollte er das Alles beim besten Willen leisten? Ein Paar Jahr früher war die Republik, weil sie einige Millionen nicht bezahlen konnte, mit diesem Angriff heimgesucht worden; es ließ sich daher nichts Anderes erwarten, als daß die Monarchie nur durch wucherische Darlehen in den Stand kommen werde, alle diese gesteigerten Ausgaben zu decken. Niemand wunderte sich, als in ihrem Jahresetat die Ausgaben in der dreifachen Höhe der Einnahmen erschienen, oder als keine Zinsen bezahlt werden konnten und Zollstätten verpfändet wurden, wo andern Tages die Juaristen siegreich einzogen. Der neue Kaiser theilte das Land, das er nur zum kleinsten Theile besaß, in Militärbezirke ein und beschloß, ein Heer von 20,000 Mann im Frieden, von 30,000 Mann auf dem Kriegsfuß zu halten; das hieß, im Kriege noch nicht einen Soldaten auf die Quadratmeile! Es wäre überflüssig, von solchen Unmöglichkeiten weitläufig zu sprechen. Wo schon die Finanzen und das Heerwesen so beschaffen sind, was soll man da noch davon reden, daß unter Vortritt eines Bonaparte eine Regierung eingerichtet werden sollte, deren einzige Stütze im Lande eine kleine, wenig beliebte Partei war? Eine Partei, deren Genossen nur zufriedengestellt werden konnten, wenn der Kaiser von Mexiko zufrieden damit war, daß der Papst ihn seinen Unterthan nannte, was aber diesem Kaiser doch zu viel war. Unter solchen Umständen ist wohl noch niemals eine „Wiedergeburt" eines Landes angekündigt, versprochen und „in die Hand genommen" worden.

Daß Napoleon da (wenn auch nicht nach dem Buchstaben des Vertrags von Miramar) seine Truppen in die Heimath zurückrief, war immer noch das Beste, was er thun konnte, oder was hätte er sonst thun sollen? Die Nordamerikaner verlangten es, er konnte nicht umhin, ihnen Folge zu leisten. Auch war es kein schlechter Rath, als er den Kaiser Maximilian einlud, sich den Heimkehrenden anzuschließen, denn was sollte mit dem Dortbleiben bezweckt werden? Mit den Liberalen hatte es der Kaiser für alle Zeit verdorben, durch den Erlaß vom 15. October 1865, dem zu Folge alle, bewaffneten Banden zugehörigen Personen, was immer ihre Anzahl, Organisation und Benennung sein möge, vor das Kriegsgericht gestellt und, wenn schuldig befunden, einer solchen bewaffneten Bande angehört zu haben, binnen 24 Stunden hingerichtet werden sollten. Mit anderen Worten, die

Truppen der Republik, die ihr Land und dessen Unabhängigkeit vertheidigten, sollten wie Räuber behandelt werden. Dieses Dekret, zu dessen Unterzeichnung, wie es sich jetzt herausstellt, der unglückliche Monarch gedrängt wurde, ist kein todter Buchstabe geblieben. Bevor ein Monat vergangen war, wurden die Generale Arteaga und Salazar mit vier Obersten an der Spitze von 1000 Mann gefangen genommen und erschossen. Das Wort des Kaisers aber, daß alle Gegner jetzt nur noch für „Banditen" anzusehen und als solche zu behandeln seien, wurde von dem, der es gesprochen hatte, nach einem Jahre dadurch widerlegt, daß er selber jetzt sagte, der „Bürgerkrieg" habe noch niemals aufgehört und er nehme täglich an Ausdehnung zu. Das war die Wahrheit, das Land befand sich in der That seit der Ankunft der Franzosen unausgesetzt im Bürgerkrieg; wie konnte aber nach alledem der Kaiser noch erwarten, daß die Liberalen jetzt auf seine Stimme hören, daß sie mit ihm und seinen Anhängern in Berathschlagung treten würden. Sein Vorschlag, eine Nationalversammlung über die Regierungsform entscheiden zu lassen, war eine Chimäre, da ja die Monarchie von Napoleon bereits aufgegeben und eben deshalb im Erliegen war. Daß ihn seine Anhänger aufforderten, im Lande zu bleiben, durfte doch auch von keinem Gewicht für ihn sein, denn diese dachten nur an sich, und weder an das Land noch an ihn. Er hätte daher getrost mit den Franzosen heimkehren sollen, da durchaus nichts mehr für die Monarchie zu gewinnen war, sondern nur der Bürgerkrieg sich in die Länge zu ziehen drohte.

Wir brauchen nicht erst noch besonders hervorzuheben, daß wir das Schicksal des Kaisers Maximilian auf das Lebhafteste bedauern und beklagen, finden es aber im höchsten Grade widrig, wenn der, welcher den unglücklichen Erzherzog zu diesem Unternehmen geködert hat, den Manen des Erschossenen durch „Moniteurartikel" gerecht zu werden sich bemüht. In diesen gießt man die Schale des Zornes über die mexikanischen Republikaner aus und klagt sie nicht etwa, was ja natürlich wäre, nur der Inhumanität, der Grausamkeit an, sondern qualificirt sie als Mörder, Räuber, verworfene Menschen 2c; man bedenkt aber dabei nicht, daß man in und zu demselben Frankreich spricht, wo Ludwig XVI. hingerichtet, wo der Herzog von Enghien auf Befehl des ersten Napoleon, und Marschall Ney unter der Autorität des restaurirten Bourbon erschossen worden ist, daß es derselbe „Moniteur" ist, welcher seiner Zeit nicht nur diese Akte mit den Ausdrücken der Billigung berichten, sondern auch noch den König von Neapel wegen der Hinrichtung Murat's beglückwünschen mußte. Die Oppositionsblätter versäumen auch nicht, während sie mit uns das Ereigniß tief beklagen und den unglücklichen Prinzen, der mit dem besten Willen und der redlichsten Absicht sich einer Aufgabe unterzog, die er für ruhmreich und ersprießlich hielt, die tiefste Theilnahme widmen, auf jene historischen Daten hinzuweisen, das amtliche Blatt seiner Inconsequenz zu zeihen und die heuchlerische Sprache der officiellen und officiösen Blätter zu verdammen. Das „Journal de Paris" hat sogar den Muth, in seiner Nummer vom 6. l. M. nach einander die „Moniteur"-Artikel und dahinter ein Bruchstück aus der Rede abzudrucken,

die Prinz Napoleon am 5. November 1861 im Senat gehalten und in der er, wie man sich erinnert, es offen aussprach, man würde etwa in Frankreich bewaffnet einfallende Legitimisten oder Republikaner „bel et bien“ zu erschießen wissen. Diesem Auszuge folgen dann Stellen aus dem „Moniteur“, welche das erwähnte Blutdecret Maximilian's vom 15. October 1865 rechtfertigen und verherrlichen, sowie schließlich die in ihrer Einfachheit vernichtenden Abschiedsbriefe der in Folge desselben erschossenen juaristischen Generale Arteaga und Salazar. Selbst der ultramontane „Monde“, den man am Wenigsten geneigt glauben sollte, Juarez, den Antiklerikalen par excellence, in Schutz zu nehmen, läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren, indem er eine unparteiische Charakteristik nach Mittheilungen solcher Leute, die den Präsidenten persönlich kennen, von ihm giebt.

Einig ist man natürlich in der Verdammung des Verräthers Lopez und seit man erfahren, daß der eigentliche Urheber des Maximilianischen Blutdecrets der Marschall Bazaine ist, auch dieses Mannes. Einer seiner militärischen Collegen, der mit ihm aus Mexiko zurückgekehrt ist, soll ein Rundschreiben von ihm an die französischen Corpscommandanten daselbst mitgebracht und freundcameradlich vielen Leuten zu lesen gegeben haben. In diesem Schreiben heißt es mit Bezug auf das Octoberdecret: „Endlich ist es mir gelungen, dem Kaiser Maximilian trotz seines Widerstrebens, den Erlaß zu entreißen, den ich hier anfüge!“ Im Senat scheint man ihn für einen verlorenen Mann zu halten; wenigstens wird der College mit sichtbarer Kälte behandelt, ungeachtet er bekanntlich seinen Onkel Lopez preisgegeben hat.

Sämmtliche Gesandten europäischer Mächte sind selbstverständlich aus Mexiko zurückberufen worden, oder haben das Land aus eigenem Antriebe bereits verlassen. Ueber das Schicksal des französischen Gesandten ist man trotz der Versicherungen der officiösen Blätter nicht ganz beruhigt. Seine letzte Depesche aus Mexico soll am Tage vor der Capitulation der Stadt abgegangen sein; ob man ihn frei nach Veracruz hat ziehen lassen, steht dahin, und wenn dies der Fall gewesen, so kann er in Veracruz, das seitdem ebenfalls den Juaristen in die Hände gefallen ist, neuen Gefahren ausgesetzt gewesen sein.

In London wird es nicht so leicht wie in Paris sein, das Unterhaus oder die in diesem sitzenden Minister zu einer Demonstration gegen die gegenwärtigen Machthaber in Mexiko zu bewegen. Einzelne, wie Sir Lawrence Palk, mögen immerhin Anträge dieser Art stellen, und Viele aus der Masse werden nicht ermangeln, dem unglücklichen Prinzen einen ehrenden Nachruf zu widmen, aber zu einer Demonstration des gesammten Hauses ist dieses vorerst nicht gestimmt, ebenso wenig wie Lord Stanley, der bekanntlich ablehnend geantwortet hat. Sollte es dennoch dazu kommen, schreibt man aus London, so wird die Trauer-Resolution mehr dem nahen Anverwandten der Königin, als dem gerichteten Kaiser gelten, somit einen mehr ceremoniellen als politischen Hintergrund haben. Die von Otway angekündigte, in dieselbe Sphäre gehörige Interpellation, ob die Regierung ihren Gesandten aus Mexiko abberufen werde, hat gar keinen Sinn. Richtig gestellt, müßte sie

lauten, ob die Regierung abermals einen Gesandten bei Juarez beglaubigen werde. Denn seit Sir Charles Wyke sich aus Mexiko empfohlen hat, gab es nur einen britischen Gesandten am Hofe des Kaisers Maximilian, aber keinen im republikanischen Heerlager. Mit dem Tode des Kaisers hören die Functionen des Gesandten von selber auf und daß derselbe Mann nicht bei Juarez beglaubigt werden wird, kann als feststehend angenommen werden. Ueberhaupt dürfte es geraume Zeit währen, bis ein neuer hingeschickt wird, theils aus politischen Gründen, um erst abzuwarten, wie die dortigen Verhältnisse sich gestalten, theils abermals aus Rücksichten für die Königin, die sich nicht gut bei Juarez, der ihren Vetter erschoß, vertreten lassen kann. Ist erst Dieser von der Bühne abgetreten — was, nach früheren mexikanischen Präcedenzfällen zu urtheilen, ehestens geschehen dürfte — wird sich leichter in's alte diplomatische Geleise wieder einlenken lassen. Ein Gleiches gilt von Frankreich, Rußland, Preußen und in letzter Instanz wohl auch von Oesterreich.

Für Letzteres und sein Herrscherhaus ist die mexikanische Katastrophe ein trostloses Schicksal, an das sich ja auch der Wahnsinn der Gemahlin des unglücklichen Kaisers knüpft. Und zu diesem Unglück die bedenkliche innere Lage des Reiches selbst, die Spaltung der Monarchie, das Drängen nach einer parlamentarischen Regierung, das Schwanken Derer, welche jetzt an der Spitze der Verwaltung stehen! Ein solches Schwanken und Umhertappen, kein festes Auftreten ist ja in Oesterreich nichts Neues. Man hat wiederholt bemerkt, daß Oesterreich seit den Niederlagen des Jahres 1859 in Italien sich durch Ansätze zu einem Sprung über die Kluft, die es von den modernen Culturstaaten trennt, habe forthelfen wollen, aber aus Mißmuth darüber, daß es durch den Sprung die reifen Früchte einer gediegenen Entwickelung nicht erreichen konnte, immer sehr bald wieder in die Lässigkeit, der es sich fast ein halbes Jahrhundert hingegeben hatte, zurückgefallen sei. So bedurfte es nach dem Ansatz von 1859 des neuen von 1860, darauf des Schmerling'schen von 1861, worauf 1863 der Ansatz zur deutschen Reform folgte, der auch sogleich wieder aufgegeben wurde, als die Sache nicht mit einem Male gelingen wollte. Sollte jetzt wieder auf den Sprung zur parlamentarischen Regierung, zu der man sich nach Allem entschlossen zu haben scheint, Ermattung und Verzweiflung folgen? Sollten sich, während der Freiherr von Beust, der neue Reichskanzler, die parlamentarische Laufbahn den Kräften Oesterreichs öffnet, nicht ein Paar Führer finden, welche das Anerbieten annehmen und daraus Etwas zu machen verstehen? Der Verfassungsausschuß läßt es nicht an Thätigkeit fehlen; er wendet allen Fleiß an, um den Entwurf eines Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister zu Stande zu bringen; das Bild eines mit „Delicten" behafteten Ministers wird mit minutiöser Gründlichkeit ausgemalt, wie etwa das Musterbild des „kranken Pferdes", — aber sollte es nicht heilsamer sein, tüchtige Minister zu schaffen und auf die Beine zu stellen? Ein Königgrätz mußte kommen, um den, vom Reichsrath noch nicht in Arbeit genommenen, Ausgleich mit Ungarn zu bringen und den Ansatz zur parlamentarischen Regierung her-

beizuführen, — welche bittere Erfahrungen will man noch erwarten, damit die schon eingetretene Verstimmung und die bereits um sich greifende Resignation wieder weggefegt werden und statt bloßer Vorsätze ein Werk in's Leben gerufen wird?

Wir wollen hoffen, daß der Reichskanzler die bedenkliche innere Lage Oesterreichs wohl zu schätzen weiß, auf dessen Boden ja auch die von Moskau mitgebrachte Saat des Panslawismus bereits gewaltig in's Kraut zu schießen anfängt. Wir schweigen über die Böhmen, weil deren Gebahren z. Z. noch zu viel Kindisches in sich schließt, wogegen die galizischen Zustände mit jedem Tage drohender werden. In diesem Kronlande gewinnt die russische Partei täglich mehr Boden, und ihre Agenten durchziehen dasselbe in zahlreichen Schaaren, um besonders unter den Bauern des platten Landes Anhänger anzuwerben und diese gegen den Adel aufzuwiegeln, was ihnen denn auch in ausgedehntem Maße gelingt, da die Regierung sich offenbar gescheut hat, energisch aufzutreten. Selbst der Graf Goluchowski, der doch so streng und rücksichtslos gegen die Ruthenen verfuhr, ist seit einiger Zeit in seinen Maßnahmen unsicher geworden, und geht nicht scharf genug gegen die russischen Unterthanen, die sich als Aufwiegler geriren, vor. Daß demzufolge vielleicht zwei Drittel aller russischen Agenten ihr Treiben im Lande fortsetzen können, liegt zu Tage. Warum man Recriminationen von russischer Seite um jeden Preis zu verhindern sucht, ist kaum zu begreifen, da es bereits dahin gediehen ist, daß selbst den Gemeindevorständen vielseitig der Gehorsam versagt wird. In dem großen Majorat des Fürsten Sanguszko ist es schon zu einer vollständigen Revolution gekommen. Die Bauern wollen um jeden Preis Russen werden und nicht mehr dem polnischen Adel dienstbar sein. In den eigentlichen ruthenischen Kreisen, in denen man die kecke Widersetzlichkeit durch Waffengewalt niederkämpfen wollte, hat das Militär bereits an mehreren Orten Niederlagen erlitten und ist zum Rückzug gezwungen worden.

Es wäre aber nun ein unverzeihlicher politischer Fehler, wollte die österreichische Regierung diese Vorgänge auf die leichte Schulter nehmen und darüber gleichgültig hinweggehen. Auch hat man in Wien das ministerielle Augenmerk auf diese slawische Bewegung gerichtet, denn wie der neue Reichskanzler im Reichsrathe erklärte, wird die Regierung Böhmens, so wie Galiziens von jetzt ab eine strenge und wachsame Aufmerksamkeit für die von Außen hereingetragene Unruhe haben. Wenn wir auch keinen Augenblick an dem Willen und an der Fähigkeit zur Strenge Seitens der österreichischen Regierung zweifeln, im Gegentheil davon überzeugt sind, daß sie auch in diesem Falle von der ihr zustehenden Macht den gehörigen Gebrauch zu machen wissen wird, um so mehr als die panslawistische Propaganda außerhalb ihres Anhanges sich keiner Sympathie erfreut und man nirgends in Europa die Ausdehnung der auf die abendländische Cultur drückenden russischen Macht mit Wohlwollen betrachtet, so ist es doch sehr fraglich, ob die Mittel der Strenge und der Repression allein ausreichen werden, die Gährung der Slawen und den von Moskau herandrohenden Gefahren Einhalt zu thun. Wir meinen nicht, daß dies der einzige Weg sei, den die österreichische Re-

gierung betreten und wandeln kann und sollte. Diese strengen Maßnahmen erzielen bestenfalls nur ein negatives Resultat: sie leisten Abwehr und verhindern vielleicht die Ansteckung und die schädliche Verbreitung — aber sie versöhnen und besänftigen nicht, sie erobern nicht die Herzen und gewinnen keine Freunde. Nebst diesen Mitteln mit negativen Ergebnissen sollten also auch solche mit positiven gebraucht werden, ja diese würden jene zum bedeutenden Vortheil abschwächen und vielleicht ganz und gar entbehrlich machen, und das ist zunächst die hohe Aufgabe der Wiener Regierung.

Mexiko's Zukunft.

I.

Keines der alten Vicekönigreiche des spanischen Amerika's hat die traurigen Folgen der neuen politischen Aera, die sich anmaßender Weise mit dem falschen Titel des Zeitalters der „Unabhängigkeit“ brüstet, tiefer empfunden als Mexiko, denn auf den Wohlstand und die Ruhe, in der sich Neu-Spanien befand, sind fortwährende Bewegungen, allgemeines Elend und die deutlichsten Symptome einer allmählichen Auflösung gefolgt. Seit 1824 wurden die Unglücksfälle, die der Kampf gegen den Mutterstaat bewirkte, noch durch das vielfache Mißgeschick des unter den Insurgenten selbst entbrannten Krieges vergrößert; und als nun gar, gleichsam um dem glücklichen Gedeihen Mexiko's den letzten Stoß zu versetzen, die Bundesversammlung von 1827 die Austreibung aller europäischen Spanier beschloß, so verschwanden mit ihnen zugleich die Capitalien der Industrie und, mit dem dadurch bewirkten Versiegen der Handelsquellen, das Glück des Landes. Durch das vatermörderische Gesetz verjagt, flüchteten die bedeutendsten Kaufleute in die Fremde und ließen sich daselbst nieder. Wohlhabende Eigenthümer, hochgestellte Beamte, Glieder des Clerus, sämmtlich im Besitz großer Reichthümer, schafften dieselben nach England, Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten. Der so fruchtbare Boden Mexiko's, seine unterirdischen Schätze, seine bewunderswürdige geographische Lage, seine Häfen auf beiden Seiten des Oceans wurden nun gewissermaßen unfruchtbare Vortheile, und der verarmenden Nation blieb als Entschädigung für ihr Unglück und ihre Fehler nichts als ein tönendes, aber leeres Wort, ein Schattenbild von Freiheit.

Eine ganz banale Redensart ist es geworden, den romanischen Völkern die Fähigkeit des Colonisirens abzusprechen. Dies mag vielleicht richtig sein in Bezug auf die Franzosen, die nun einmal vor Heimweh nicht außerhalb ihres Vaterlandes leben können. Indessen ist Frankreich doch die Mutter einer größeren Colonie, nämlich Canada's, gewesen. Welche große Rolle nun — von den alten Römern hier gar nicht zu reden — im Mittelalter zwei lateinische Städte, Genua und Venedig, gespielt und wie viele Colonieen und Städte sie gegründet haben, ist hinlänglich bekannt. Es gab aber eine Zeit, wo man umgekehrt die Berechtigung besaß, zu behaupten: die ger-

manische Race sei unfähig, die romanische allein befähigt, überseeische Länder zu bevölkern. Man zähle nach, wie viele Dutzend Versuche die Engländer im 16. Jahrhundert anstellten, um festen Fuß in Nordamerika zu fassen, wie kläglich alle diese Colonisten umkamen oder ruinirt in ihr Vaterland zurückkehrten. Und was waren diese Colonieen noch am Ende des 17. Jahrhunderts? Damals hatten die Spanier bereits die Reiche Montezuma's und Atahualpa's sich unterthänig gemacht, und Europa empfing aus ihren Händen neue nützliche Produkte und bekanntere in früher unerhörten Quantitäten. Es giebt in der Geschichte der menschlichen Cultur keine wichtigeren Thatsachen, als die Acclimatisation fremder Naturprodukte. Die Wanderung mancher Pflanzen ist zugleich die Wanderung der Cultur selbst geworden. Man denke nur, welche beinahe unerfaßlichen Veränderungen auf unserem Welttheile vor sich gingen, als zuerst unsere Halmfrüchte und mit ihnen der Ackerbau heimisch wurde! Man erinnere sich der eigenthümlichen Geschichte der Seidenzucht, der Cultur des Zuckerrohrs, des Reises, des Indigo, des Saffran! Jeder gelungene Acclimatisations-Versuch hat Tausenden, hat Millionen Menschen eine gewisse Art von Beschäftigung angewiesen, die nothwendig auf ihre Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, selbst auf ihre Gemüthsart zurückwirkte! Diese universelle Bedeutung, welche die Wanderung der Naturprodukte besitzt, giebt umgekehrt den ersten Versuchen der Acclimatisation einen schwerlich zu überschätzenden historischen Werth. Die Spanier waren aber die Urheber des großen Austausches der Culturen zweier Welttheile. Die neue Welt kannte keines unserer Hausthiere, es war dort kein Pferd, kein Esel, kein Rind, kein Schaf, kein Schwein, kein Hund, keine Katze anzutreffen, die Spanier führten diese Thiere nach Amerika, sie brachten unsere Halmfrüchte, unsere Gartengewächse, unsere Fruchtbäume, das Zuckerrohr dorthin, — Alles ein Verdienst der Spanier, das man nicht genug hervorheben kann und das man so selten ausgesprochen findet.

Von den ungeheuren Ländermassen, welche Spaniens Scepter noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beherrschte, sind ihm dermalen außerhalb Europa's verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil noch geblieben. Das scheinbar so reiche und mächtige Spanien ist zu einer Macht dritten oder höchstens zweiten Ranges herabgesunken. Wir sagen „scheinbar", denn Spanien war selbst unter den vortheilhaftesten Verhältnissen arm geblieben, weil der Charakter seines Volkes von je her zu einer geringen wirthschaftlichen Thätigkeit inclinirte. Der große Reichthum Spaniens unter Ferdinand und Isabella, sowie in der früheren Zeit Karl's V., war nur eine fable convenue: in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hatte Spanien seine herrlichsten Colonieen in einer Nacht ohne Schwertstreich verloren; was ihm davon noch blieb, konnte jeden Augenblick gleichfalls gegen das Mutterland treulos werden.

Das spanische Colonialsystem, wie es sich seit Columbus', Cortez' und Pizarro's Zeit ausbildete, hatte neben dem allgemeinen Merkmal der handelspolitischen Ausschließlichkeit und Monopol-Organisation den besonderen

Charakter, die Herrschaft durch aristokratisch-kirchliche Bevormundung der Eingeborenen und langsame Erziehung der Letzteren, durch Beschränkung der Zahl der Spanier und Ausschließung aller übrigen Europäer, durch kurze Regentschafts-Perioden der Vicekönige und Berufung derselben vor politische Absolutions-Tribunale zu erhalten. Das System erhielt sich, so lange im Mutterlande der habsburg-philippinische Geist lebendig war. Als aber mit dem Bourbonismus im Mutterlande auch der centralisirende französische Bureaukratismus das Gebäude des Colonialsystems unterwühlte, als derselbe auch nach und nach fremde Nationen in Berührung mit den Colonieen treten lassen mußte, war über den spanischen Colonialbesitz das Loos geworfen.

Wenn vor Allem den Fehlern des spanischen Blutes das Absterben der spanischen Creolenstaaten zugeschrieben wird, wie umgekehrt die bisherige Kraft und das bisherige Wachsthum der nordamerikanischen Union als Racenverdienst proclamirt wird, so geschieht dies aus Unwissenheit und Gedankenlosigkeit. Die spanischen Colonieen waren insonderheit vor dem oben bezeichneten Wendepunkte in den politischen Verhältnissen des Mutterlandes gediehen und dem Drucke einer fiskalischen Ausbeutung zum Trotz mit einer Geschwindigkeit gewachsen, um die sie zwar nicht die Vereinigten Staaten, wohl aber die alte Welt noch beneiden könnte. Ihr gegenwärtiges materielles Elend ist eine Folge ihrer unreifen und verfrühten Befreiung und der geringen politischen Begabung der spanischen Creolen.

Indessen hat die spanische Race eine Aufgabe gelöst, die von der angelsächsischen noch gar nicht versucht worden ist, sie hat nämlich Gebiete innerhalb der Tropen bevölkert und der europäischen Cultur gewonnen. Der spanische Creole ist faul, hochmüthig, unwissend, sorglos, verschwenderisch — wir geben dies Alles zu, aber würde wohl der angelsächsische Ansiedler in Mexiko und Peru im Laufe der Jahrhunderte nicht eben so gut entartet sein? Man wendet vielleicht ein, daß germanisches Blut in Vorder- und Hinterindien tropische „Colonien gegründet" habe. Versteht man aber unter dem Colonisiren streng nur die Bevölkerung fremder Gebiete durch Auswanderung, so ist Hindustan so wenig eine britische Colonie zu nennen, als der malaiische Archipel eine holländische. Briten und Holländer sind bis auf die Neuzeit nur Conquistadoren in Asien gewesen. Ihre Herrschaft war nur eine soldatische. Sie haben keine Binnenstädte, sondern nur Handelsplätze gegründet, sie bebauen, mit geringer Ausnahme, nicht das eroberte Land, sondern beuten es vorzugsweise fiskalisch und mercantilisch aus. Und gerade in Indien zeigt sich, was aus dem germanischen Blute unter der heißen Zone wird. Es herrscht dort bereits ein Kastenunterschied zwischen Briten und Hindustanern, d. h. den Abkömmlingen europäischer Ansiedler in Indien, welche bekanntlich nichts weniger als in Achtung stehen und alle Vorzüge des angelsächsischen Blutes mit dem asiatischen Phlegma vermischt haben. Man unterscheide also doch, wenn man die großartigen Verhältnisse der Colonieen Nordamerika's mit den kümmerlichen Zuständen des tropischen Amerika vergleicht, wie viel auf Rechnung der niederen Breite und des Klima's und wie viel auf Rechnung der Nationalfehler kommt.

Die spanischen Colonieen waren ursprünglich reine Eroberungscolonieen. Schon sehr frühe jedoch legte sich die Krone in's Mittel zwischen den Conquistadoren und den Unterworfenen, deren Ausbeutung man beschränkte. Das indische Staatsrecht erklärte Grund und Boden der Colonieen für Domänen des Königs. Gleichsam als Amtslehen ertheilte der König den Entdeckern und sonstigen verdienten Männern sogenannte Encomiendas, eine Institution, die Christoph Columbus einführte, unter welchem auch der Sklavenhandel in Gang kam. Er förderte ganze Schiffsladungen Eingeborener nach Sevilla, wo sie verkauft wurden, um mit ihnen die canarischen Zuckerplantagen zu bevölkern. Diese Unbarmherzigkeit war es hauptsächlich, welche zum Sturze des Statthalters führte, wie sich alle diejenigen überzeugen werden, denen der handschriftliche Las Casas unter die Hände kommen sollte. Isabella, die auf ihrem Sterbebette noch der armen, nackten Indianer gedachte, ließ die Sklaven, die Columbus in die alte Welt schickte, sämmtlich in Freiheit setzen. Es ist schade, daß man bis jetzt noch nicht die aus ihrer Regierungszeit vorhandenen Gesetze zu Gunsten der Indianer benutzt hat, es würde sich dann erweisen, daß Karl V. eigentlich nur in die Fußtapfen seiner erlauchten Großmutter getreten ist. Allein der Gesetzgeber kam spät. Ferdinand der Katholische wurde wenig von menschlichen Regungen in seiner Politik gestört, und die Praxis der Encomiendas war unter seiner langen Alleinherrschaft den Eroberern Amerika's so geläufig geworden, daß jede Reform zu Gunsten der Indianer schwierig und niemals vollständig durchzusetzen war. Der Indienrath und die Fürsten selbst von Karl V. (als spanischer Monarch natürlich Karl I.) an bis auf Karl III. nahmen sich beständig der Eingeborenen gegen die spanischen Unterdrücker an. Der Kaiser lieh solchen Leuten, wie Las Casas, Acosta, Zurita, Gehör, welche in der neuen Welt selbst von den spanischen Conquistadoren gehaßt und als Ideologen nicht ganz mit Unrecht verhöhnt wurden. Schließlich erklärte man die Indianer gänzlich frei und sie brauchten weder die Alcavala noch sonst einen Tribut zu entrichten. Beleidigungen, welche einem Indianer zugefügt worden waren, sollten schwerer bestraft werden, als wenn sie einen Spanier getroffen hätten.

Mit ganz besonderer Milde trat die Kirche gegen die Eingeborenen auf, mit denen die Inquisition nie Etwas zu schaffen gehabt hat. Ueberhaupt hat die Kirche in der Colonisation der von den Spaniern besetzten Ländereien eine wichtige Rolle gespielt, nachdem schon die Mönche bei der Eroberung dieser Gebiete oft wesentlichere Dienste geleistet hatten, als die Soldaten. Noch jetzt nennt die Geschichte den Namen Andrea de Urbaneta's mit Bewunderung, jenen Mann, welcher bei einer früheren Expedition nach den Philippinen ein Schiff commandirt hatte, später in den Orden der Augustiner getreten war und dem kühnen Legaspi so wacker zur Seite stand, als derselbe am 27. April 1565 auf der Insel Zebu landete und diese im Namen der spanischen Majestät in Besitz nahm. Freilich paßt das Wesen der Missionare und deren civilisatorische Erziehung mehr für die Anfänge der Culturpflanzung, die Einrichtung artete auch im spanischen Amerika in die

schlimme Seite der Priesterherrschaft, in Ausbeutung, in Unfreiheit und Absperrung gegen alles Neue aus, welches letztere durch die natürliche Lage der spanischen Colonieen in Amerika noch erleichtert wurde. Die spanische Regierung beachtete diese Naturverhältnisse, indem sie der Bildung großer Hafenstädte und leichter Communikationsmittel nach dem Binnenlande entgegenarbeitete, überhaupt auch die ganze Administration dahin richtete, daß diese Abgeschlossenheit vergrößert wurde.

Kein Spanier durfte ohne specielle Erlaubniß nach Amerika gehen, so daß die Zahl der Spanier stets gering gewesen ist und sich erst 1550 auf 15,000 belief. Im Anfange unseres Jahrhunderts gab es dort 7½ Mill. Indianer, 3½ Mill. Weiße, 776,000 Neger und 5½ Mill. Mischlinge, eine Bevölkerung, die eine durch Race- und Hautverschiedenheit strenge Kastenordnung hatte und haben mußte, indem alle Eroberungscolonieen von Natur dazu neigen, die Bevölkerung in Kasten zu zersplittern. Zuerst unterschied man die verschiedenen Blutmischungen, von deren sechszehn Nuancen die wichtigsten immer die Mestizen, Mulatten und Zambos bleiben. Das Connubium zwischen der höheren und niederen Hautfarbe galt als Mißheirath und durfte kraft der Gesetze von den Eltern verhindert werden. Der lehrreichste Unterschied bleibt aber immer der zwischen den Chapetons oder Gachupins und den Creolen, von denen der Erstere der eingewanderte Europäer, der Creole der Nachkömmling von eingewanderten Europäern ist. Blutunterschiede trennten Beide nicht, sie waren auch vor dem Gesetze völlig gleich, aber dennoch beanspruchte der Chapeton, einer höheren Klasse anzugehören, als der Creole, offenbar, weil man eine Degeneration der Race durch eine Verpflanzung nach den Tropen zugab. Das Mutterland trachtete eifrig danach, diese Kastenunterschiede zu erhalten, um die Abhängigkeit der Colonieen zu verewigen, weil jede Kaste voll Neid auf die höhere, voll Verachtung auf die niedere blickt. Auf diesem Gesellschaftsboden erwuchs eine durch Rang- und Titelsucht, Etiquettensteifigkeit, Förmlichkeit und Ceremonienwesen ausgezeichnete Beamten-Aristokratie, deren Organisation übrigens eine die mutterländische Monarchie völlig beruhigende war.

Die Vicekönige besaßen anfänglich die ganze königliche Gewalt und Macht, die aber bald durch die Zersplitterung der Territorien in vielerlei selbstständige General-Capitanate gebrochen wurde. Man ließ sie bald nicht länger als sieben Jahre im Amte, überdies waren sie den von Zeit zu Zeit in die Colonieen abgeordneten Visitas unterworfen und wurden, wie überhaupt jeder hohe Colonialbeamte, nach der Niederlegung der Gewalt einem Scherbengerichte, der sogenannten Residencia, unterworfen, welches darin bestand, daß der Rath von Indien einen angesehenen Juristen bestellte, welcher Monate lang Klagen jeder Art annahm, über welche dann in Spanien entschieden wurde. Dem Statthalter zur Seite standen die sogenannten Audienzas, Gerichtshöfe zweiter Instanz, zugleich aber auch mit der Funktion beschränkender Staatsräthe und mit dem Rechte direkter Correspondenz mit der Krone, und die höchste Instanz der Colonialverwaltung war der Rath von Indien, 1511 errichtet und 1542 definitiv organisirt, ein Collegium,

das ursprünglich alle Finanz-, Polizei-, Militär-, Kirchen- und Handelsgewalt vereinigte.

Der Handel wurde streng monopolisirt, und da die Krone sich das Monopol mit den Colonieen und von allen Erträgnissen einen Quint oder Zehnten vorbehielt, so bedurfte es besonderer Vorsicht, um die ab- und zugehenden Schiffe zu beaufsichtigen. Diese fiskalischen Geschäfte wurden sehr frühzeitig und zwar schon von 1503 an in dem Indienhaus zu Sevilla, der berühmt gewordenen Casa de Contratacion vereinigt, in die alle Kroneinkünfte flossen und aus deren Geldern die Ausgaben bestritten wurden. Die westindischen Schiffe erhielten dort ihre Papiere, Befehle und Pässe, in den Archiven wurden die Berichte der Entdecker und die Karten der Piloten niedergelegt und die Beamten der Casa arbeiteten die Entwürfe für neue Ansiedlungen aus und übten die nautische Polizei. Später, als die Silberschätze aus Mexiko und Peru zu fließen begannen, schwärmten, wie die Bienen um den Honig, Piratenschiffe in Westindien und den atlantischen Gewässern. Es wurde deshalb nöthig, den Schiffen militärische Bedeckung zu geben und sie zu größeren Handelsflotten zu vereinigen, deren Cours streng vorgeschrieben war. Das Handelsmonopol und das politische Verwaltungssystem hielt vielfach die öconomische Entwickelung der Colonieen auf, und das Handelssystem wurde mit dem Erwachsen der englischen Seeherrschaft im Laufe des 18. Jahrhunderts immer weniger haltbar, bis es gänzlich aufhören mußte und nicht wenig dazu beigetragen hat, die Colonieen sich nach dem Abfall von dem Mutterlande sehnen zu lassen. A. B.

Zur nordschleswig'schen Frage.

Die Paragraphen des Wiener Friedensvertrages vom 30. October 1864, die sich auf die festzusetzende Grenze zwischen Deutschland und Dänemark beziehen, lauten in deutscher Uebersetzung wörtlich:

Artikel 3. Se. Maj. der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich und verpflichtet sich, die Dispositionen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen werden.

Artikel 4. Die Abtretung des Herzogthums Schleswig begreift in sich alle Inseln, welche zu diesem Herzogthum gehören, eben so wie das auf dem Festlande gelegene Territorium. Um die Grenzbestimmung zu erleichtern und um den Inconvenienzen, welche aus der Lage der jütländischen Territorien, die vom Schleswig'schen enclavirt sind, hervorgehen, zuvorzukommen, tritt Se. Maj. der König von Dänemark Ihren Majestäten dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich die jütländischen Besitzungen ab, welche im Süden der südlichen Grenzlinie des Districts Ribe liegen, also das

jütländische Territorium von Mögel-Tondern, die Insel Amrum, die jütländischen Theile der Insel Föhr, Sylt und Romöe. Dagegen geben Ihre Majestäten der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich zu, daß ein äquivalenter Theil von Schleswig, welcher außer der Insel Arrö Territorien begreift, die dazu dienen, den Zusammenhang des oben erwähnten Distrikts von Ribe mit dem übrigen Jütland zu sichern und die Grenzlinie zwischen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu berichtigen, von dem Herzogthum Schleswig abgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde.

Artikel 4. Die neue Grenze zwischen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig wird ausgehen vom Mittelpunkte der Mündung der Bai von Heilsminde am Kleinen Belt und wird, nachdem sie diese Bai überschritten, der gegenwärtigen Südgrenze der Kirchspiele Heyls, Weystrüp und Taps bis zum Laufe des Wassers folgen, welches sich im Süden von Geylbjerg und Bränore findet. Sie wird dann folgen dem Laufe dieses Wassers von seinem Ausflusse in die Fods-Aa, der Länge der Südgrenze der Kirchspiele Oddis und Vandrup und der Westgrenze des letzteren bis zur Königs-Au (Konge-Aa) im Norden von Holte. Von diesem Punkt an wird der Thalweg der Königs-Au (Konge-Aa) die Grenze bilden bis zur Ostgrenze des Kirchspiels Hjort-Lund. Von diesem Punkt an wird die Grenzlinie diese Ostgrenze verfolgen und deren Verlängerung bis zu dem vorspringenden Winkel im Norden des Dorfes Obekjär und endlich die Ostgrenze dieses Dorfes bis zur Gjels-Aa. Von da an werden die Ostgrenze des Kirchspiels Seem und die Südgrenzen der Kirchspiele Seem, Ribe und Wester-Wedstedt die neue Grenzlinie bilden, welche in der Nordsee in gleicher Entfernung zwischen den Inseln Manö und Romöe hinlaufen wird. In Folge dieser neuen Grenzbestimmung werden für erloschen erklärt von beiden Seiten alle gemeinsamen Rechts- und Besitztitel, sowohl diejenigen, welche sich auf das Weltliche als auch auf das Geistliche beziehen, bis jetzt in den Enclaven, auf den Inseln, und in den gemischten Kirchspielen bestanden haben. Folglich wird die neue souveräne Gewalt in jedem der durch die neue Grenze geschiedenen Territorien das volle Recht in jeder Beziehung haben.

Artikel 6. Eine internationale Commission, zusammengesetzt aus Repräsentanten der hohen contrahirenden Mächte, wird unmittelbar nach der Auswechselung der Ratification des gegenwärtigen Vertrags damit beauftragt werden, an Ort und Stelle die Ziehung der neuen Grenze nach den Stipulationen des vorhergehenden Artikels vorzunehmen. Diese Commission wird auch zwischen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig die Herstellungskosten der neuen Chaussee von Ribe nach Tondern, je nach der Ausdehnung des beiderseitigen Territoriums, welches sie durchläuft, zu vertheilen haben. Endlich wird dieselbe Commission den Vorsitz führen bei der Theilung der Stiftungen und Capitalien, welche bisher den durch die neue Grenze getrennten Distrikten oder Communen gemeinschaftlich gehört haben.

Die Urtheile über die Zweckmäßigkeit der in den vorstehenden Paragraphen festgesetzten Grenze waren sofort nach Abschluß des Vertrages verschie-

den, namentlich ward der Verlust der Halbinsel Stenderup aus militärischen Rücksichten beklagt, jedenfalls ist die Grenze aber bedeutend einfacher, abgerundeter, meist auch natürlicher, als vordem. Die Enclaven und die widernatürliche Theilung der nordfriesischen Inseln waren wegfällig geworden, Arrö war seiner Lage und den Tiefenverhältnissen der umgebenden Meerestheile entsprechend zur Inselgruppe von Fünen und Langeland gekommen, endlich war die Königs-Au, die natürliche Nordgrenze Schleswigs, wenigstens im mittleren Theile die politische geblieben. Der Flächeninhalt der zur Regulirung der Grenze gegenseitig abgetretenen Gebiete glich sich bis auf 1 deutsche Geviertmeile aus, welche Dänemark zu Gute kam, wie auch hinsichtlich der Bevölkerung dieser Gebiete Dänemark um einen kleinen Betrag im Vortheil war, wie dies aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

Von Dänemark an Schleswig abgetreten:	D. Q.-Mln.	Von Schleswig an Dänemark abgetreten:	D. Q.-Mln.
Enclaven bei Schottburg	0,1	Wester-Wedstedt	0,6
Enclave Mögel-Tondern	4,2	Seem	0,1
Theil der Insel Romöe	0,3	Hjort-Lund	1,0
Theil der Insel Sylt	0,4	Halbinsel Stenderup nebst Heyls, Oddis, Bandrup &c.	3,9
Theil der Insel Föhr	0,7	Insel Arrö	1,4
Insel Amrum	0,4		
Summa	6,1	Summa	7,0

A. B.

Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen.

I.

Gar häufig begegnet man der Redensart, der Werth statistischer Ermittelungen beruhe eigentlich nur im Vergleichen der aufgefundenen Werthe. Die Statistik biete nie absolut richtige Zahlen, sondern höchstens führe sie dazu, die relative Größe zweier gemessenen Gegenstände zu bestimmen. Es stände sehr schlimm um die Wissenschaft, wenn die Dinge sich so verhielten. Zufällig ist es aber anders, und jene Behauptung beweist nur die wenige Kenntniß derer, die sie gewagt haben.

Zur Ermittelung von statistischen Werthen giebt es immer sehr verschiedene Wege und daher kann man auch zu absolut richtigen Ziffern gelangen, wenn durch verschiedene Operationen dieselben Resultate erzielt wurden. Will man z. B. wissen, wie viel Brodfrüchte ein Land erzeugt, so giebt es offenbar zwei Wege, um die Mengen aufzufinden: entweder man hält sich an die bekannte urbare Ackerfläche und ihre mittlere Fruchtbarkeit, oder man berechnet nach der Kopfzahl der Bevölkerung den Weizen- und Roggenverbrauch, nach der Kopfzahl der Haferfresser den Haferverbrauch &c., und zieht dann ab, was das Land etwa an Früchten mehr ein- als ausgeführt hat. Gelangt man auf beiden Wegen zu annähernden Resultaten, so hat man gewiß einen absoluten Werth vor sich, dessen Fehlergrenzen sich leicht bestimmen

lassen. Will man wissen, wie groß das Volumen edler Metalle ist, welches Europa gegenwärtig besitzt, so lassen sich abermals zwei Wege einschlagen: entweder man ermittelt die in jedem Lande theils in Circulation befindliche, theils als Geschmeide und Hausgeräth still liegende Masse edler Metalle und bemächtigt sich einfach der Summe; oder man berechnet die Produktion edler Metalle seit 1500, in welchem Jahre sie eine mit früheren Zeiten unvergleichliche Entwickelung gewann; man summirt, welche Werthe an Metallen von Amerika nach Europa verschifft wurden und wie viel davon in den verschiedenen Zeiträumen nach Asien abgeflossen ist. Bleibt auch dann noch ein bedeutender Spielraum für mögliche Fehler, so erhält man doch absolut richtige Ziffern für Maxima und Minima.

Kein Zweig der Statistik hat aber vielleicht eine solche Vollkommenheit erreicht, als die Schätzung der Volkszahlen. Sie enthält die wichtigsten Anhaltspunkte für den Staatsmann, sie ist mitunter ein untrüglicher Wahrspruch für die Fähigkeit oder Unfähigkeit einer Regierung, für die Sittlichkeit oder Frivolität eines Zeitalters.

Es kann sich eine Bevölkerung nicht mehren, ohne daß die Ernährung des Individuums sich erleichtere. Man stellt sich oft vor, der Broderwerb sei dort am gemächlichsten, wo unter gleichen klimatischen Bedingungen und derselben Bodenbeschaffenheit die dünnste Bevölkerung sich finde. Die umgekehrte Vorstellung wäre beinahe die richtige. Die größte Fläche bewohnen noch heutigen Tages die Jägervölker im Norden Asiens und im Nordwesten Amerika's, sowie auf den Südsee-Inseln und in Afrika. Niemand ist aber größeren Entbehrungen und häufigeren Verheerungen durch Hungersnoth ausgesetzt als gerade solche Völker. Ein Jägervolk lebt kümmerlicher als ein Nomadenvolk, wenn es sich auf einem zehnfach größeren Raum bewegt, und ein zehnfach kleinerer Raum vermag wiederum ebenso viel Ackerbauer zu ernähren, als der zehnfach größere an Nomaden. Wo der Ackerbau die Viehzucht vertreibt, nimmt die Bevölkerung zu; wo die Viehzucht den Ackerbau vertreibt, nimmt die Bevölkerung ab. Ein historisches Beispiel der ersten Art ist die Entwickelung der Vereinigten Staaten und das allmähliche Absterben der Rothhäute. Ein Beispiel der zweiten Art bietet die Geschichte des spanischen Amerika. Fünfzig Jahre nach Ankunft der Spanier waren sämmtliche Eingeborene der Antillen bis auf wenige Fragmente verschwunden, und auf ähnliche Art entvölkerte sich das einst von Millionen bewohnte Aztekenreich. Weder auf den Antillen noch in Mexiko wurden in der vorcolumbischen Zeit Haus- und Zugthiere gehalten. Pferde, Hornvieh, Esel, Schweine wurden erst von den Europäern eingeführt und vermehrten sich so rasch, daß man nach fünfzig Jahren schon den Stier verschenkte, wenn der Beschenkte nur die Haut zurückgab. Wo ehemals fleißige Ackerbauer Platz hatten, breiteten sich jene zahllosen Viehheerden aus und jeder Heerde mußte eine Gemeinde Eingeborener weichen. Wohl fiel ein großer Theil der Indianer durch die Pocken, aber ein weit größerer Theil verschwand in Folge von Mangel an Nahrung. Ganze Dörfer verabredeten sich, keine Nachkömmlinge mehr zu erzeugen, und wurde eine rothe Frau ge-

segneten Leibes, so nahm sie ein Abortivmittel oder sie ließ wohl gar das Neugeborne verschmachten.

Von hunderttausend Kindern, die in Frankreich geboren werden, erreichen nur 76,752 das Alter von zwölf Monaten, nur 57,302 das Alter von sechs, aber von diesen 50,222 das Alter von zwanzig Jahren. Die Sterblichkeit ist am stärksten in dem zartesten Kindesalter, vielleicht weil das Kind weniger Kraft hat, um den Alterskrankheiten zu widerstehen. Indessen hat sich doch gefunden, daß die Sterblichkeit der Kinder wohlhabender Eltern viel geringer ist als bei armen Eltern. Die große Sterblichkeit in dem Kindesalter rührt also hauptsächlich von der größeren oder geringeren Sorgfalt ihrer Pflege her. Ein armes Ehepaar kann die Kinder weder so gut ernähren noch so warm und reinlich halten, noch so hüten und pflegen als ein wohlhabendes. Soll sich also die Bevölkerung mehren, so kann dies nur eintreten, wenn die Basis der Bevölkerung, die arbeitenden Klassen, leichter oder reichlicher ihre Nahrung finden. Geschieht dies nicht, so muß sich nothwendiger Weise entweder die Zahl der Ehen mindern oder, was dieselbe Leistung hervorbringt, das Durchschnittsalter, in welchem Ehen geschlossen werden, in eine spätere Lebensperiode hinausrücken.

Man hält vielleicht den Abschluß der kirchlichen Ehe statistisch für indifferent und glaubt, der illegitime Umgang vermöge die geringere Anzahl oder die späten Ehen zu ergänzen. Montesquieu aber hat schon die tiefe Wahrheit ausgesprochen: daß nur die legitime Ehe fruchtbar sei im Sinne einer Einwirkung auf die Populationsziffer. Ist die Sterblichkeit im Kindesalter schon beträchtlich stärker in armen als in reichen Häusern, so ist das uneheliche Kind offenbar noch viel größeren Gefahren ausgesetzt als das arme, aber ehelich geborene; jenes hat nur eine Mutter, eine hülflose oft eine hartherzige Mutter; dieses hat wenigstens Eltern, die es hüten.

Die Fortschritte der Bevölkerung hängen genau mit der Leichtigkeit der Volksernährung zusammen. Große Kriege stören beide, ebenso Steuerdruck oder Verschwendung des Nationalvermögens. Ein sparsames Volk vermehrt sich rascher, auch steht die Vermehrung in einem geheimen Zusammenhange mit der Größe des nationalen Capitals. Je größer dieses, um so leichter die Ernährung.

Die Resultate der Volkszählung unter Ludwig XIV., die Vauban in seiner „Dixme royale“ veröffentlicht hat, geben für die Zeit von 1694 bis 1700 eine Bevölkerung von 19,094,146 Köpfen, doch ist der Steuerbezirk von Bourges nicht mitgezählt, dem man etwa 300,000 Köpfe zutrauen darf. Von 1700 bis 1710 hat die Bevölkerung wegen Mißwachs und Kriegsnoth wahrscheinlich abgenommen, aber es läßt sich nicht ermitteln, in welchem Grade es geschehen, denn im ganzen 18. Jahrhundert ist keine Volkszählung in Frankreich vorgenommen worden. Im Jahre 1750 muß aber Frankreich mindestens $24\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner gehabt haben, wenn man Lothringen und Corsica mitrechnet, und $23\frac{1}{2}$ Mill., wenn man diese Gebiete aus dem Calcul wegläßt. Necker nämlich giebt uns die Ziffern der Ueberschüsse der Geburten über die Todesfälle in der Zeit von 1771 bis 1784. Im Durchschnitt

beliefen sich die jährlichen Geburten in diesen vierzehn Jahren auf 947,789, die Todesfälle auf 848,851, und der Ueberschuß auf 98,938. In zehn Jahren also konnte sich die Bevölkerung um beinahe 1 Million, in 40 Jahren um 4 Millionen vermehren. Dies führt uns auf eine Bevölkerung von etwa 28½ Millionen (einschließlich Lothringen und Corsica) für das Jahr 1790. Nach dem Census vom 1. Januar 1806 gab es in Frankreich 14,456,857 Frauen. Die Zahl der Männer ist zwar auch bekannt, aber kritisch nicht zuverlässig, weil die französischen Heere über den Grenzen standen und die in den Kriegen gefallenen Soldaten nicht aus den Listen gestrichen wurden. Der Statistiker bedarf aber nur der Ziffer der weiblichen Bevölkerung. Nach Abzug der Geburtsüberschüsse bleibt für den 23. September 1800 eine Zahl von 14,263,029 Frauen übrig. Schwerlich darf man annehmen, daß sich zwischen 1790 und 1800 die Bevölkerung Frankreichs vermehrt habe. Revolutionen sind der Entwickelung der Populationsziffer nicht günstig, und die Guillotine, von der man in jener Zeit einen so liberalen Gebrauch sich verstattete, gemeinsam mit dem Bürgerkrieg und den auswärtigen Feldzügen, ließen wohl keinen Ueberschuß der Geburten aufkommen. Dieser Ueberschuß betrug selbst in der vergleichsweise stilleren Zeit von 1800 bis 1805, bei innerem Frieden, nur 36,920 Köpfe jährlich; allein selbst in dieser Zeit erhob sich die Zahl der Geburten, die unter Ludwig XVI. 947,000 Köpfe betragen, nur auf 917,460, so daß also jedenfalls die Bevölkerung abgenommen haben mußte. Man kann mithin 14,263,029 Frauen als das Minimum der Bevölkerung von 1790 ansehen.

Die Zahl der Männer läßt sich leicht ermitteln. In Frankreich werden durchschnittlich, und zwar sehr regelmäßig, auf 16 Mädchen 17 Knaben geboren. In Großbritannien auf 30 Mädchen 31 Knaben. Die Sterblichkeit der Männer ist dagegen etwas größer als die der Frauen, so daß in einem gewissen Alter zwischen den Geschlechtern numerische Parität eintritt, während gegen das Ende des Lebensalters die Frauen wieder Vorsprung gewinnen. Die männliche Bevölkerung sollte indessen unter normalen Verhältnissen in Frankreich beständig überwiegen, und so muß man für 1790 eine männliche Bevölkerung von mindestens 14,500,000 Köpfe annehmen. Im Jahre 1816 zählte man in Frankreich 15,368,000 Frauen und 14,364,000 Männer, also beinahe eine Million weniger Männer. Dies ist ein kläglicher Leichensermon auf die Napoleonischen Eroberungen.

Am raschesten innerhalb der Zeit von 1700 bis 1861 hat die Bevölkerung Frankreichs von 1801 bis 1806 zugenommen, nämlich jährlich um 1,21 pCt. In den letzten zehn Jahren unter den Bourbonen 0,69, unter Louis Philipp durchschnittlich 0,55, unter dem jetzigen Machtinhaber d. h. von 1851 bis 1861, nur 0,47 pCt. Am geringsten war die Zunahme in den fünf Jahren von 1851 bis 1856, nämlich nur 0,14 pCt., geringer sogar als in der Zeit der Mißernte und bürgerlichen Unruhen von 1846 bis 1851, wo sie immer noch 0,22 pCt. betrug. Man hat dieses Zurückbleiben zum Theil auf Rechnung des orientalischen Krieges geschoben. Allein die Menschenverluste waren doch im Großen und Ganzen höchst unbeträchtlich,

so daß, wenn dieser Krieg nicht stattgefunden hätte, doch nur 35,000 Menschen mehr in Frankreich leben, die fünfjährige Zunahme 291,194 Köpfe oder jährlich 0,16 pCt. betragen haben würde. Ferner tröstete man sich damit, Algier bevölkert zu haben. Allein die Auswanderung nach Algier in den letzten Jahren wird nur wenig tausend Franzosen über das Mittelmeer gelockt haben, sie bestand auch in früheren Jahren, wie z. B. in dem Zeitraume von 1841 bis 1846, wo sich die Bevölkerung Frankreichs um 1,170,308 Seelen vermehrte, und ihr Effekt hat nie, auch nicht 0,01 pCt. Einfluß auf die jährliche Entwickelung der Bevölkerungsmenge erreicht.

Die Ursachen liegen in der That viel tiefer. Massenhafte Auswanderungen haben nur Großbritannien und Deutschland zu erleiden. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's betrug im Jahre 1850 $5\frac{1}{3}$ Mill., 1840 17 Mill., 1850 $23\frac{1}{4}$ Mill. und 1860 $31\frac{1}{2}$ Mill. Seelen. Eine jungfräuliche Erde ist aus allbekannten Gründen viel fruchtbarer als ein alter Boden, allein es gilt hier nur, daran zu erinnern, daß zu der Vermehrung von $26\frac{1}{8}$ Mill. von 1800 bis 1860 in der Union nach Abzug der Negerbevölkerung und nach Abzug der eigenen Erzeugung jener älteren Einwohner mehr als die Hälfte übrig bleibt, die auf Rechnung der Einwanderer aus Europa kommt. Die Einwanderer kommen aber hauptsächlich aus Großbritannien und Deutschland; sie, sowie die in die Capcolonie und in Australien, sowie in die südamerikanischen Staaten, verminderten die Bevölkerung dieser Länder genau in demselben Grade, als sie die andere vermehrten, und dennoch wissen wir, daß in Deutschland die Bevölkerung seit 1816, in welchem Jahre man diese auf 30,164,400 Seelen berechnete, bis 1864 sich um 52,6 pCt. gesteigert hatte, während sie in Großbritannien von 1801 bis 1841 von $16\frac{1}{2}$ auf 27 Mill. sich hob, darauf fast stehen blieb, dann aber von da an zugenommen hat, und zwar bis 1861 auf mehr als 29 Mill. Seelen.

Wenn wir nun sehen werden, daß die äußerliche Zunahme der französischen Bevölkerung nur in den Ziffern wahrzunehmen ist, daß vielmehr eine innere Abnahme beobachtet wird, so muß die Fruchtbarkeit germanischer Völker in unserem Jahrhundert tief unser Nachdenken erregen, besonders wenn wir noch in Betracht ziehen, daß das zweite größte Land, welches romanische Völker bewohnen, nämlich Spanien, gegenwärtig, obgleich in einer Art von Aufblühen wieder begriffen, dennoch nicht die Zahl der Bevölkerung erreicht, die es am Ende des 15. Jahrhunderts unter Ferdinand und Isabella vor Austreibung der Mauren und Juden besaß, während auch, mit Ausnahme Oberitaliens, kein sonderlicher Zuwachs der Bevölkerung auf der apenninischen Halbinsel wahrzunehmen ist.

Bedenklich ist in Frankreich die rapide Abnahme der Elemente zur Vermehrung der Bevölkerung. Diese bestehen aus der relativen Menge der Ehen, die in einem Jahre geschlossen werden, und der Fruchtbarkeit der Ehen selbst. Diese Zahlen, die wir nicht weiter mittheilen, lassen noch tiefer sehen, als die Gesammtziffern. Sie beweisen, daß seit 1830 die absolute Anzahl der Geburten abnimmt, während sie doch, da die Bevölkerung sich vermehrte, jedenfalls hätte zunehmen müssen, wenn sie relativ nicht abnehmen

sollte. Allein die relative Abnahme trat weit früher ein, ehe die absolute Abnahme in den Ziffern sichtbar wurde. 1801 kamen auf 100 Einwohner 3,33 Geburten, 1806 aber nur 3,14; 1821 findet man nur noch 3,07, 1831 3,03, 1841 2,82, 1851 2,70, 1856 2,61 ꝛc. Die Zahl der Ehen, die geschlossen werden, nimmt ebenfalls ab, aber doch nicht so hastig, um jene anderen Resultate zu rechtfertigen. Die wahre Ursache ist vielmehr in der verminderten Fruchtbarkeit der Ehen zu suchen, die von je 4 in früheren Jahren auf bloß etwas mehr als 3 Kinder jetzt gesunken ist, was eine durchschnittliche Verminderung von 25 pCt. ausmacht. Diese innerliche Zerstörung ist der ganzen Periode seit Beginn unseres Jahrhunderts eigenthümlich. Sie schreitet gewissermaßen fort ohne Pause. Sie ist im ersten Kaiserreich, unter den Bourbonen, unter den Orleans und unter der Revolution und dem zweiten Kaiserreich sich treu geblieben, also unabhängig von der Regierungsform, von mehr oder weniger Einschränkung der absoluten Gewalt.

Diese Erscheinungen werden aber interessanter, je näher man auf die Details eingeht. Man kann den Ziffern mancherlei Dinge abfragen, wenn man die Bevölkerung in drei Klassen theilt, nämlich in 1) die Bevölkerung des Seine-Departements oder von Paris, 2) die übrige Städtebevölkerung und in 3) die Landbevölkerung. Wenn man die Erfahrungen des Zeitraumes von 1846 bis 1851 benutzt, so stellt sich eine jährliche Bevölkerungszunahme durch Geburten: im Seine-Departement von 0,1556, der Städtebevölkerung von 0,2939 und auf dem flachen Lande von 0,4338 pCt. heraus. Daraus ergiebt sich, daß jede Vermehrung der Städtebevölkerung die Fruchtbarkeit der französischen Nation vermindert. Da nun aber in Frankreich ein beständiges Einwandern in die Städte vom platten Lande aus stattfindet*), so hat man in dieser Bewegung eine Ursache der verminderten Fruchtbarkeit gefunden. Aber seltsam! Es werden mehr Kinder in den Städten als auf dem Lande geboren, z. B. je eines auf 32 Bewohner in Paris, auf 35 Bewohner der übrigen Städte, auf 41 des Landes. Die Fruchtbarkeit in den Städten ist also größer, aber, wohlbemerkt, nicht die legitime, denn auf je eine Ehe kommen in Paris nur 2,31, auf dem Lande je 3,28 Kinder. Die unehelichen Geburten betragen umgekehrt 27,19 pCt. in Paris und nur 7,7 pCt. auf dem Lande. Je höher die relative Ziffer der unehelichen Geburten, um so höher wird die Sterblichkeit der Kinder aus-

*) Paris hat allein in den fünf Jahren von 1851 bis 1856 um ⅓ und in den von 1856 bis 1861 um etwas mehr als [illegible] Mill. zugenommen. Man hat constatirt, daß die Bewohner der über 3000 Einwohner zählenden Gemeinden — in Frankreich kennt die Rechtssprache keine Städte mehr — im Jahre 1836 25, 1846 29 und 1856 32 pCt. der Gesammtbevölkerung ausmachten. Diese Erscheinung, die übrigens fast allgemein in Europa ist, wird häufig beklagt, und eben so häufig sind die Vorschläge, ja die unfehlbaren Mittel, diesem Uebelstande ein Ziel zu setzen. Allein uns scheint, daß man schwerlich hier wirksam wird eingreifen können. Tyrannische Mittel, wenn es welche giebt, die sich bewähren sollten, erlaubt die Zeit nicht mehr anzuwenden, und andere Mittel müssen sich von selbst aus dem Uebel als Gegengift herausbilden. Die Verbreitung der Fabriken auf dem Lande mag sich in einem gewissen Maße als naturwüchsiges Gegenmittel zeigen, empfiehlt sich aber aus andern Gründen nicht.

fallen. Es fehlt nicht an Angaben, wie viel relativ uneheliche Kinder im ersten Jahre mehr sterben als eheliche. Wir könnten aber auf ein sehr ungünstiges Verhältniß schon daraus schließen, daß von den todtgeborenen Kindern 29,46 pCt. unehelich in Paris und 7,10 pCt. unehelich auf dem Lande waren. Es werden also im Verhältniß mehr uneheliche als eheliche Kinder todt geboren*). Die Sorgen, mit denen die schwangere uneheliche Mutter zu kämpfen hat, erklären alles Ungünstige dieser Ziffern, diese Sorgen steigern sich nothwendig nach der Geburt in den ersten Jahren, wo das Kind der höchsten Pflege bedarf, denn von je 100 ehelichen und unehelichen vollenden nur $\frac{3}{4}$ das erste und wenige mehr als $\frac{2}{3}$ das zweite Jahr. In den Städten sind daher die schwächlich geborenen Kinder zahlreicher als auf dem Lande, wie wir dies aus dem Umstande zu folgern vermögen, daß in Paris je eine todte Geburt auf 15,73, in den übrigen Städten auf 20,34, und auf dem Lande auf 29,28 lebendige Geburten kommt. Es darf uns also gar nicht wundern, daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder im ersten Jahre doppelt so groß ist, als die Sterblichkeit der ehelichen Kinder, daß vielmehr in diesem Zeitraume durchschnittlich 2,11 pCt. uneheliche Kinder in derselben Zeit wie 1 pCt. eheliche Kinder sterben. A. B.

Verfälschung der Nahrungsmittel.

I.

Die Chemiker besitzen eine Anzahl sehr empfindlicher Reagentien, deren Wirkungen unser gerechtes Erstaunen immer neu erregen müssen. Sie zeigen durch eine augenblickliche Färbung selbst dann noch die Anwesenheit eines Körpers an, wenn sich dieser auch durch tausendfache Verdünnung der wissenschaftlichen Beschwörungsformel entziehen wollte. Diese Eigenschaften werden aber noch in Schatten gestellt durch die Leistungen eines Instrumentes, welches in beinahe allen Zweigen der Naturwissenschaft Revolutionen hervorgebracht hat, nämlich des Mikroskops. Dieses Instrument hat uns eine ungeahnte und bisher verborgene Welt erschlossen, es ist eine Art geheimer Polizei für den Naturforscher geworden, wie es ja auch im bürgerlichen Strafverfahren eine wichtige Rolle zu spielen beginnt. Es kann uns sagen, daß ein gewisser brauner Rost auf einem Taschen- oder Rasiermesser Blut ist — ja noch mehr, daß es Menschenblut ist; es kann uns bekannt machen mit der Eigenschaft eines dem unbewaffneten Auge völlig unsichtbaren Stück-

*) Mit der theilweisen Aufhebung der Findelhäuser, an deren Stelle man ein System der Unterstützung „unverheiratheter Mütter" (filles-mères) eingeführt hat, haben einige französische Philantropen die Zunahme der Kindermorde in Verbindung gebracht. Seit dem Jahre 1826 bis 1853, d. h. also seit 27 Jahren, hat sich deren Zahl beinahe verdoppelt, indem in der Periode von 1826 bis 1832 ein Kindermord auf 10,174 Geburten oder 336,455 Einwohner, in der von 1847 bis 1853 aber einer auf 5,718 Geburten oder 212,559 Einwohner kam.

chens Giftstoff, das daher, ohne dessen Beihülfe, der Entdeckung gänzlich entgangen wäre, und so vermag dieses Instrument in zahllosen Fällen eine Lücke in dem Beweisverfahren auszufüllen, das sonst gänzlich unzureichend gewesen wäre, einen Gefangenen zu verurtheilen oder von der Schuld an dem Verbrechen freizusprechen.

Spielt das Mikroskop jetzt häufig eine Stelle in der Gerichtsstube, so vermag es durch einen einmaligen Gebrauch die Glaubensgrundsätze von Millionen gebildeter Menschen umzustürzen. Der jüdische Schlächter darf das kauschere Fleisch nur mit einem „schartenlosen" Messer zertheilen; man lege dieses Messer unter ein Mikroskop und der strenggläubige Jude wird entsetzt sein vor diesen Tausenden von Scharten an dem scharfen „schartenlosen" Messer. Man stelle sich den religiösen Schauder jenes Braminen vor, dem unter dem Mikroskop die animalische Belebung eines Wassertropfens gezeigt wurde! Er, der nie gewagt, ein lästiges Insekt zu tödten, aus Furcht, einen Mord zu begehen, mußte sich überzeugen, daß er in einem Trunk Wasser Tausenden von Thieren das Leben geraubt! Aber auch für uns ist das Mikroskop der Schlüssel zu Blaubarts Schauderkammer geworden. Wenn wir alle Dinge, die wir täglich genießen, vor diesem Offenbarer aller Mysterien der Gewürzhändler, Bäcker, Müller, Fleischer, Brauer, Milchverkäufer &c. passiren ließen, unser Appetit würde in manchen Fällen schon von dem bloßen Schauspiel befriedigt werden.

Nun wir wollen, auf die Gefahr hin, daß der Appetit dieses oder jenes Lesers momentan irritirt werde, aber zu seinem Nutzen und Frommen diese Mysterien einer kleinen Revue passiren lassen. Vor einiger Zeit trat in London ein sogenannter „Gesundheits-Ausschuß" zusammen, der sich auch mit der Untersuchung der verbreitesten Nahrungsmittel beschäftigte und einige Bemerkungen veröffentlichte.

Unter zweiundvierzig Proben Senf waren alle mehr oder weniger verfälscht, und zwar mit Weizenmehl und mit Gelbwurz. Der Essig dagegen wird theils verwässert, theils durch Zusatz von Schwefelsäure geschärft. Pfeffer wird häufig verfälscht durch Zusatz von Pfefferstaub, d. h. mit dem Produkt des Kehrbesens in den Pfefferniederlagen, in der englischen Krämersprache als P. D. (pepper-dust) bezeichnet. Oft gesellt sich zu diesem eine noch geringere Qualität unter der Chiffre D. P. D., das so viel heißen will, bemerkt ein Witzbold, als Schmutz von Pfefferstaub (dirt of pepper-dust). In früheren Zeiten fabricirte man sogar Pfeffer aus Leinölkuchen, Töpferthon und Cayennepfeffer, welche zu einer Masse gerührt und dann granulirt wurden. Solche falsche Köner wurden zum sechsten Theil den ächten beigemengt. Der Londoner Ausschuß fand jedoch zur „allgemeinen Beruhigung", daß der jetzige gefälschte Pfefferstaub „nur" Schmutz enthält. In dem Cayennefläschchen dagegen findet sich in 13 unter 28 Fällen ein Gift, und zwar in gesundheitsgefährlichen Quantitäten, nämlich Mennige. Würde sich die Berliner Medicinalpolizei der Mühe unterziehen, einmal ein Lager dieses oder jenes Besitzers einer Mühle für Gewürze und Droguen zu untersuchen, sie würde vielleicht merkwürdige Dinge finden und auch u. A. Aufschlüsse er-

halten, wie es möglich ist, gemahlenen Pfeffer billiger zu verkaufen, als er ungestoßen eingekauft ist.

Unsere Hauptnahrungsmittel sind zum Glück nur sehr geringer Gefahr ausgesetzt. Fleisch gesunder Thiere z. B., sobald es roh und in Stücken gekauft wird, kann nicht gefälscht werden. Aber so wie es vertheilt wird, beginnt der Betrug, und das allgemeine Vorurtheil gegen Wurstwaaren ist ein tief begründetes. Der Handel mit Fleisch kranker Thiere geht besonders in den Weltstädten, wie London und Paris und zum Theil auch schon in Berlin, in's Großartige. Geschworene Zeugen haben dem genannten Londoner Ausschuß versichert, daß jede Quantität Fleisch kranker Thiere für einen Penny das Pfund innerhalb 24 Stunden angebracht werden könne. Lange Zeit wurde dieser ekelhafte Handelszweig von gewissen Versicherungsgesellschaften betrieben. Der Eigenthümer konnte sein Vieh bei diesen Banken versichern, mußte aber den Patienten abliefern, worauf er zwei Drittel des Versicherungswerthes und ein Drittel des „Bergelohnes" oder deutlicher, des Erlöses aus dem Verkauf des Fleisches erhielt. Die Gesellschaften brachten nämlich das kranke Vieh zu ihren Schlachthäusern 40 (engl.) Meilen von London, um dann das Fleisch wieder einzuführen, welches in Gestalt von Bouillontafeln, Pastetchen und Würstchen in den Verbrauch kam. Allen diesen Gefahren kann man indessen leicht aus dem Wege gehen. Die Engländer namentlich, die sehr ekel sind, verlangen in den bessern Gasthäusern immer, daß das Fleisch in homerischen Portionen, noch unzerlegt, aufgetragen und vor den Augen des Gastes das Stück, welches er essen will, abgeschnitten werde.

Weit größer ist die Verfälschung beim Brode. Schon die verschiedenen Londoner Preise verrathen eine Verfälschung. Ein Laib Brod von demselben Gewicht kostet im vornehmen Westend 10½, in den Vorstädten 7 Pence. Ehemals fälschte man das Brod mit Knochenmehl, weißem Thon und schlechterem Getreide. Nur Kartoffelmehl wird noch heutigen Tages häufig zur Verfälschung angewendet, und neben diesem Alaun, um dem Mehl eine weiße Farbe zu geben. In Vierpfundlaiben hat man 35—116 Gran Alaun gefunden. Das Alaun giebt nicht nur der Waare ein helleres Aussehen, sondern es zieht auch stark Wasser an, welches der Bäcker dann in der Waare mit zwei Pence das Pfund seinen Kunden verkauft. Je nach den stärkern oder geringern Zusatz dieser Erde läßt sich dann das Brod „wohlfeiler" darstellen, und von dieser „Wohlfeilheit" rühren die Preisdifferenzen in den vornehmen und in den ärmlichen Quartieren hauptsächlich her. Wir im lieben Deutschland haben zwar vortreffliche Marktpolizei, trotzdem werden wir aber doch mit Alaun (schwefelsaurer Kali-Thonerde) „ernährt." Erst vor Kurzem hat J. v. Liebig die Bäcker ermahnt, daß sie die Alaunzusätze zum Brode als gesundheitsschädlich aufgeben möchten, und gerathen, lieber zur Erzielung einer schöneren Brodfarbe Kalkwasser zu gebrauchen, da Kalk völlig unschädlich, ja sogar im weiteren Sinne ein Nahrungsmittel für unser Organismus sei. In London, wollen wir sagen, trug sich der Spaß zu, daß eine Aktien-Gesellschaft zur Erzeugung gesunden Brodes zusammentrat. Allein auch das Produkt dieser Compagnie enthielt Alaun. Die Verfälschung schien ganz

unglaubwürdig, aber immer und immer nach jeder Analyse fand sich das strafbare Alaun wieder. Endlich entdeckte man, daß die Verfälschung nicht in der Bäckerei vorgenommen wurde, sondern daß schon der Müller sein Mehl „veredelt" hatte. So ist bei den meisten Verfälschungen die letzte Hand, aus der man empfängt, oft ganz rein. Die Waare wird wie ein falsches Geldstück oft arglos und bona fide ausgegeben.

Beinahe nie rein ist der Thee zu haben; der grüne Thee in jedem Falle, der schwarze in den meisten. Die Theeverfälschungen hat Robert Fortune aufgedeckt. Um dem grünen Thee seine Farbe zu geben, färben die Chinesen die Blätter während der Fabrikation mit einem Pulver aus vier Theilen Gyps und drei Theilen Berliner Blau, und zwar je 14 Pfund mit etwa einer Unze dieser Mischung. Die Chinesen gestehen selbst, daß der Thee ohne diesen Zusatz viel besser bleibe; daß sie selbst nie gefärbten Thee trinken, daß sie aber gemerkt, die Exporteure gäben dem Produkt ihrer Schönfärberei den Vorzug vor dem reinen. Dagegen trinken sie parfümirten Thee. Die Chinesen verwenden verschiedene Pflanzen zum Parfümiren, von denen einige für besser als andere gelten und manche in Jahreszeiten zu haben sind, wo andere nicht zu Gebote stehen. Einen einzigen unverfälschten Thee giebt es, den Assamthee, also ein Produkt des britischen Indiens; er hat aber freilich nicht das „gute Aussehen" wie der chinesische. Fünfzig neuerdings untersuchte Sorten grünen Thee's waren sämmtlich gefälscht, namentlich werden der so hochgepriesene Hyson und das sogenannte Gunpowder (Schießpulver), das schwarze so gut als das grüne, gefärbt. Sie werden gewöhnlich mit sogenanntem lie-tea (Lügenthee) gemischt. Dieser Lügenthee ist eine Blasphemie auf den Namen eines der wohlthätigsten Nahrungsmittel, welches die Natur uns gewährt hat. Er besteht aus dem Kehricht und Staub der Theemagazine, welcher mit Reiswasser zusammengeklebt und zu Körnern gerollt wird; er enthält 45 pCt. erdige Theile, wird mit Wasserblei, Berliner Blau, Meerschaum und Gelbwurz gemischt, und dient nur dazu, um gute Theesorten damit zu verderben, namentlich Hyson und Gunpowder. Mehr als 750,000 Pfund solchen Pseudothee's sollen in England im Laufe eines Jahres eingeführt werden. Seltsam genug hat sich ergeben, daß die allerwohlfeilsten, die sogenannten geringsten Theesorten, die einzig ächten sind, die im europäischen Handel vorkommen. *)

In England existirt ein schändliches Gewerbe, welches auf dem Festlande weniger leicht vorkommen kann, weil bei uns der Verbrauch an Thee noch nicht wie in Großbritannien auf 2½ Pfund per Kopf und Jahr gestiegen ist.

*) Aechter Thee läßt beim Verbrennen nur 5 bis 6 pCt. Asche zurück, der Lügenthee aber 37 bis 45 pCt., welche hauptsächlich aus Sand und anderen Unreinlichkeiten bestehen. Um zu erkennen, ob Thee mit Indigo oder Berliner Blau verfälscht ist, kann man eine Quantität davon mit kaltem Wasser schütteln und auf ein Stück dünnen Mussellins werfen, worauf die feinen Farbestoffe durch den Mussellin gehen und sich im Wasser zu Boden setzen. Nach dem Abgießen des Wassers kann man die blaue Substanz mit Chlor oder mit einer Auflösung von Chlorkalk behandeln, wenn sie dadurch gebleicht wird, so ist der Farbstoff Indigo, wird sie dagegen durch Pottasche braun gefärbt und durch ein Paar hinzugegossener Tropfen Schwefelsäure wieder blau gemacht, so ist er Berliner Blau.

In London namentlich giebt es Leute, die aus den Hotels, Clubbs und Kaffeehäusern die gebrauchten Theeblätter kaufen, trocknen und neu fabriciren. Vor einigen Jahren wurde von der Polizei eine solche Theefalschmünzerbande aufgegriffen, bei der man nahe an hundert Pfund „restaurirten" Thee's fand, der mit einer Lösung von Gummi und Vitriol zubereitet worden war. Es giebt viele Leute in England, die behaupten, daß der Thee viel reiner und besser gewesen, als noch das Theemonopol der ostindischen Compagnie bestand. Damals allerdings drang das Indienhaus darauf, daß nur ächter Thee verschifft wurde. Die Verfälschung war aber nichtsdestoweniger der Quantität nach größer als jetzt. Die hohen Preise und der hohe Zoll begünstigten nämlich die Fabrikation falschen Thee's in England aus Eschen- und Schleedornblättern in einem Grade, daß nach einer Untersuchung des Parlamentes im Jahre 1783 sich ergab, daß mehr als 4 Millionen Pfund dieses „vaterländischen" Produktes in den Handel kamen, während höchstens nur sechs Millionen Pfund ächten Thee's von der Compagnie jährlich verkauft wurden, so daß im Durchschnitt die Verfälschung in vierzig Prozenten bestanden haben muß, denen gegenüber der Betrug mit Gyps und Berliner Blau sehr bescheidene Dimensionen zeigt.

Einer anderen Verfälschung entgeht man ebenfalls nicht so leicht. **Kaffee** ist ganz rein zu haben, besonders wenn die Bohnen einzeln verlesen und in warmem Wasser vor dem Rösten gewaschen werden. Man pflegt jedoch häufig, den Kaffee gebrannt oder gemahlen zu kaufen. Solcher Kaffee ist dann tüchtig mit Cichorie gemischt. In den Sorten „feinster Mocha", „auserlesener Jamaica", „superfeiner Kaffee", findet sich bei einigen zur Hälfte, zum Drittel, zum Fünftel — ächter Kaffee, das Uebrige ist Cichorie. Und nicht immer Cichorie, denn diese wird wieder verfälscht, mit gerösteten Möhren, Bohnen, gedörrtem Roggen, Weizen, geriebenen Eicheln, gebranntem Zucker, rother Erde, endlich und vor Allem mit gebackenen Pferde- und Ochsenlebern. Wie die Umstände dem Cichorienaufguß in manchen Ländern allmählich den Charakter eines Nationalgetränkes verliehen, läßt sich aus den Thatsachen beurtheilen, daß im Jahre 1845 die Quantität Cichorie, welche in Großbritannien eingeführt wurde, $4\frac{1}{2}$ Millionen Pfund betrug und seitdem noch bedeutend zugenommen hat; daß die Quantität der in Frankreich consumirten, getrockneten Wurzel sich bereits auf jährlich 12 Millionen Pfund beläuft, und daß in manchen Theilen von Deutschland die Frauen ordentliche Cichorienkaffeeschwelgerinnen werden und dieses Getränk zu einem wichtigen Theile ihrer täglichen Genüsse machen. Die wirksamen Bestandtheile der gerösteten Cichorie sind erstens das brenzliche, flüchtige Oel, welches beim Rösten erzeugt wird, und wenn es auch nicht so aromatisch ist, wie die ähnlichen Bestandtheile des Thee's und Kaffee's, wahrscheinlich doch Etwas von dem sanfterregenden, nervenberuhigenden und hungerstillenden Einflusse derselben ausübt, und zweitens der bittere Stoff. Ungemischt genossen, ist diese Substanz für viele nicht daran Gewöhnte nicht nur unangenehm, sondern sogar in einem hohen Grade ekelerregend. Sie besitzt jedoch vielleicht, gleich vielen anderen Bitterstoffen, eine tonische oder stärkende Eigenschaft. In mäßigen Quantitäten ge-

nossen, sind diese Bestandtheile der Cichorie wahrscheinlich der Gesundheit nicht nachtheilig, aber bei lange anhaltendem, häufigem Gebrauch erzeugen sie Sodbrennen, Magenkrampf, Appetitverlust, Säure im Munde, Verstopftheit mit abwechselndem Durchfall, Gliederschwäche, Zittern, Schlaflosigkeit, eine trunkene Umnebelung der Sinne ꝛc.*)

Eine ganz gemeine und alltägliche Verfälschung findet sich überall in großen Städten bei allen Leuten, die mit Milch handeln. Gewöhnlich ist der Zusatz sehr unschuldig und kommt vom Brunnen, welcher oft 10 bis 50 Procent in den Milchnapf liefern muß. Das Wasser wird dann vermittelst Mehl, Stärke, Theriak ꝛc. der Milch assimilirt. Wir wissen das Alles; wir schweigen, dulden, zahlen und trinken. Eine scharfe Controle und sehr hohe Strafen haben in Paris günstige Erfolge herbeigeführt; allein man würde noch sicherer zum Ziele gelangen durch Anwendung concentrirter Milch, wie sie in New-York bereits hergestellt und verkauft wird. Beim Concentriren der Milch handelt es sich um Entfernung des Wassers; da die Milch aber beim anhaltenden Kochen ihren Geschmack verändert, so sind besondere Vorsichtsmaßregeln nothwendig, um ein gutes Präparat zu erzielen. Prandtl hat frische Milch in luftleerem Raume und bei einer Temperatur von 31 Gr. C. auf ein Fünftel ihres Volumens eingekocht und eine syrupartige Flüssigkeit erhalten, welche, in Wasser aufgelöst, eine wohlschmeckende Milch gab. Beim Versuch, eine stärkere Concentration zu erreichen, spritzte die Masse stark und hinterließ endlich eine weiße trockene Substanz, die sich vollständig im Wasser löste und stearinartig schmeckte. Die concentrirte Milch war bei Luftzutritt nicht viel haltbarer als frische Milch, unter Oel oder in geschlossenen Gefäßen hielt sie sich über 14 Tage lang unverändert. Die Vortheile, welche die Concentration der Milch nach allen Seiten hin gewährt, liegen auf der Hand. Um die Rahmabscheidung zu beschleunigen, brachte Prandtl die Milch in Blechgefäßen in die Centrifugalmaschine und erhielt in der That, in Folge der verschiedenen Eigenschwere der Milchbestandtheile, bei 400 Umdrehungen der Maschine pro Minute nach einer Viertelstunde einen Rahm, welcher 75 pCt. der auf gewöhnlichem Wege erst nach mehreren Tagen ausgeschiedenen Rahmmenge betrug, die Consistenz frischer Butter besaß und sich leicht mit heißen, schlecht aber mit kalten Flüssigkeiten mischte. Da er aus ganz frischer Milch

*) Die einfachste Art, um eine Cichorienbeimischung unter dem Kaffee zu entdecken, besteht darin, daß man das Pulver in kaltes Wasser schüttet. Die Cichorie bildet mit diesem einen gefärbten Aufguß, der Kaffee aber nicht, und man kann aus der Dunkelheit der Farbe einen annähernden Schluß auf die Quantität der beigemengten Cichorie ziehen. Die Anwesenheit von Kaffee in Cichorie wird dadurch ermittelt, daß man das Gemisch, worin man ihn vermuthet, mit Kalk kocht, es filtrirt, bis zur Trockenheit abdampft, Schwefelsäure und Braunstein hinzufügt und es sanft erwärmt, wobei sich eine Substanz, welche man Kinon nennt, sublimiren wird, wenn Kaffee zugegen ist. Der Aufguß oder Absud eines verdächtigen Getränks kann ferner auch mit Eisenoxydsalzen geprüft werden. Der Cichorienaufguß ist bräunlich-gelb und wird nur ein Wenig dunkler, wenn man ein solches Eisensalz hinzufügt, auch giebt er einen Niederschlag. Der Kaffeeaufguß ist von brauner Farbe, wird beim Zusetzen der Eisenlösung grün und giebt einen bräunlichgrünen Niederschlag.

abgeschieden worden war, zeigte dieser Rahm einen sehr frischen Geschmack, welcher auch der übrig gebliebenen Milch eigenthümlich war. Der neue Rahm lieferte in 5—10 Minuten sehr feine Butter und nur äußerst wenig Buttermilch. Die Verarbeitung der Milch nach dieser Methode macht Milchkeller und andere Lokalitäten überflüssig und würde sich bei einer Production von nur 300 Maß Milch schon deshalb lohnen, da die erforderliche Centrifugalmaschine nur 68 Thlr. kostet. Diese leicht ausführbare Probe würde für alle großen Städte sehr willkommen sein, da sich die polizeiliche Controle als durchaus ungenügend erweist und zu nachlässig betrieben wird.*)

Doch trösten wir uns darüber, wir werden wenigstens auf dem Festlande nicht von einem andern Nahrungsmittel heimgesucht, welches unter dem Namen „brauner Zucker" in England vielfach verbraucht wird und eine solche Masse kleiner Thierchen vom Genus Acari (Milben) enthält, daß sich der Teig oft ungeheißen in Bewegung setzt. Der Essayist einer englischen Vierteljahresschrift gab vor Kurzem folgendes Panorama der clandestinen „Nahrungsmittel", die sich gewöhnlich in dem Frühstück eines Engländers einfinden. Es enthält eine Tasse

Thee:

der grüne:
- Preußisch Blau,
- Gelbwurz,
- Chinathon oder Meerschaum,
- Wiedergetrocknete Theeblätter,
- Grünen Vitriol;

der schwarze:
- Gummi,
- Wasserblei,
- Schüttgelb (Duchpink),
- Alte Theeblätter,
- Eschen=, Schlee=, Hagedorn= und andere Blätter.

Kaffee:

Eichorie, und diese wieder:
- Gerösteten Weizen,
- „ Eicheln,
- „ Mangoldwurzeln,
- „ Möhren,
- „ Pastinak,
- „ Lupinsamen,
- Eisenoxyd,
- Mahagony=Sägespäne,
- Gebackene Pferdeleber,
- „ Ochsenleber.

In der Milch: Wasser etwa 25 pCt., Mehl, Stärke, Theriak, Eisenoxyd und andere Ingredienzen, und im Zucker, und zwar im braunen: Mehl und Zuckermilben, und im weißen: Albümin von Ochsenblut. A. B.

*) Die Geschmacksprüfung der Kuhmilch kann man übrigens durch den Geruchssinn bewerkstelligen. Chemische Untersuchungen der Milch haben nämlich zu folgendem merkwürdigen Resultate geführt. Wenn man zu einem Antheil Milch das Drei= bis Vierfache Schwefelkohlenstoff setzt, das Gemisch gut umschüttelt und absetzen läßt, so haben sich lediglich die Riechstoffe der Milch mit dem Schwefelkohlenstoff verbunden. Ueberläßt man diesen nun der freiwilligen Verdunstung, so bleiben jene als ein sehr dünnes Häutchen von salbenähnlicher Beschaffenheit zurück, das im höchsten Grade den Geruch des von der Kuh verzehrten Futters entwickelt. War die Milch gut, so hat man ein liebliches Heuparfüm; andernfalls verräth ein widerlicher Geruch, daß übelriechende Pflanzen gefressen wurden, oder ein scharfer und ranziger deutet auf verdorbenes Futter, schlechte oder verfälschte Oelkuchen rc.

Zur Blumenzucht.

Im Alterthum ist keine Phase bekannt, während welcher die Blumen von staatswirthschaftlicher Bedeutung gewesen wären; eine solche Phase trat vielmehr zuerst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein. Es hatte im Jahre 1554 nämlich der Naturforscher Busbeck die Tulpe von Adrianopel nach Europa gebracht. Als dieselbe, allmählich fortgepflanzt und vermehrt, auch in den Niederlanden eingebürgert wurde, entstand dort eine solche Liebhaberei für diese Blumen, daß in dem Jahre 1634 eine wahre Manie ausbrach, die zu einer reichen Handelsquelle der Speculanten wurde, besonders in den Städten Amsterdam, Utrecht, Rotterdam, Leyden, Harlem ꝛc. Der Handel wurde nach dem Gewicht der Blumenzwiebeln (nach Assen) ganz geschäfts- und börsenmäßig betrieben. Geld, Güter, Haus und Hof wurden für Tulpenzwiebeln gegeben und verschrieben. In einer alten Schrift („de opkombst en ondergang van Flora", Amsterdam 1643) heißt es: „Edelleute, Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger ꝛc., Alle waren von gleicher Sucht befallen. Anfangs gewann ein Jeder, in allen Städten waren Wirthshäuser gewählt, welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen handelten. Sie hatten unter sich Gesetze, Notare und Schreiber." John Francis sagt: „Die Geschichte der Tulpenmanie in Holland ist so lehrreich, als irgend eine in einer ähnlichen Periode. Im Jahre 1634 waren die Hauptstädte der Niederlande in einen Schacher verwickelt, welcher den soliden Handel ruinirte, indem er das Spiel aufmunterte, welcher die Lüsternheit des Reichen, wie die Begierde des Armen verlockte, welcher den Preis einer Blume höher als ihr Gewicht in Gold steigerte, und welcher endigte, wie alle solche Perioden geendigt haben, in Elend und Verzweiflung. Viele wurden zu Grunde gerichtet, nur Wenige bereichert. Tulpen waren 1634 so eifrig gesucht, wie 1844 Eisenbahnactien in England und — können wir hinzusetzen — wie zwanzig und einige Jahre später bei uns in Deutschland Creditactien. Geschäfte wurden auf die Lieferung gewisser Tulpenzwiebeln abgeschlossen, und wenn, wie ein Fall vorkam, nur zwei Stück auf dem Markte waren, so wurde Habe und Gut verkauft, um die Differenz zu zahlen. Contracte wurden abgeschlossen und Tausende von Gulden für Tulpen bezahlt, welche weder Mäkler, noch Käufer, noch Verkäufer je gesehen hatten. Die Actie hieß damals Tulpe, das war der ganze Unterschied! Viele Jahre aber vergingen, bevor sich das Land von dem im Jahre 1637 plötzlich eingetretenen Umschwunge erholte und der Handel wieder von den Wunden genas, welche die Tulpenmanie ihm geschlagen hatte, eine Manie, die sich übrigens nicht auf Holland allein beschränkte, sondern bis nach London und Paris sich erstreckte und in den zwei größten Hauptstädten der Welt der Tulpe einen erdichteten Werth beigelegt hatte."

In neuerer und neuester Zeit ist die staatswirthschaftliche Bedeutung der Blumen Folge der fortschreitenden Wissenschaft, der Industrie und des im Steigen begriffenen Luxus. Die Fabrikation der Parfümerien, deren

Verbrauch täglich zunimmt, beruht nämlich zumeist auf der Blumenzucht. Der Hauptplatz ihres Wachsthums ist der Süden Frankreichs.

Setzt man auf der Karte Frankreichs den Fuß eines Cirkels da ein, wo das Fort Antibes liegt und öffnet ihn bis zur Stadt Grasse, so wird ein Kreis beschrieben, dessen Peripherie jene Gegend einschließt, wo die Blumen in reichster Fülle gedeihen und denen geschickte Hände die bekannten Wohlgerüche abgewinnen, mit denen ein lukrativer Handel in alle Weltgegenden getrieben wird. Die drei Städte Nizza, Cannes und Grasse liegen innerhalb dieses Kreises. Ueberall sind Blumen Zierrathen — reizende Zufälligkeiten; hier sind sie Nothwendigkeit. Sie werden angebaut wie anderswo Getreide, Kartoffeln oder Rüben. Hier blühen die Orangen, aber auch Jasmin, Veilchen und die Tuberose, die Jonquille und die Cassia, nicht wie bei uns in dürftigen Beeten, sondern auf weiten Strecken in ganzen Feldern. Die Atmosphäre wird drückend durch die Ueberfülle der Wohlgerüche, welche die farbenreichen Aecker ausathmen.

In den Scheunen finden wir nicht, wie anderswo, Korn- und Weizengarben, sondern Lavendelbündel, in der Kammer nicht Käse und Butter, sondern Olivenöl, Pomade und Veilchenbutter, und im Keller weder Wein noch Bier, sondern Orangenblüthen- und Rosenwasser. Es ist eine Gegend wie aus „Tausend und Einer Nacht"; keine irdische Landschaft, sondern eine ideale, wie sie nur ein Dichter träumen kann. Wir sind fast erstaunt, wenn uns die schwarzäugigen Bauern nicht in Reimen und wohlgesetzten Versen Auskunft geben. Der Boden dieser gesegneten Gegend ist so fruchtbar, daß man ihn nur irgendwo mit der Haue zu kitzeln braucht, um eine Blume hervorsprießen zu sehen.

Nach dem Gesagten wird man über die Größe der Ziffern nicht erstaunen, die einen Begriff von den jährlichen Blumenerzeugnissen geben sollen:

Orangenblüthen werden jährlich gewonnen	1,475,000	Pfund
Rosenblüthen	530,000	"
Jasmin	100,000	"
Veilchen	75,000	"
Cassia	45,000	"
Geraniumblätter	30,000	"
Jonquille	5,000	"

Lavendel und Rosmarin gar nicht zu erwähnen, die dort in derselben Menge angetroffen werden, wie bei uns Klee und Gras. Die Industrie müßte blind sein, wenn sie die wirklich ungeheure Masse von Blumen nicht zu benützen verstünde; sie versteht es aber auch gründlich.

In der Regel befassen sich die Grundbesitzer nicht zugleich mit der Parfüm-Erzeugung. Sie überlassen das einem Eigner der zahlreichen Laboratorien, der die Mühe und Kosten des Sammelns und der Pflanzung der Blumen hat und ein Drittheil des reinen Erträgnisses an den Eigenthümer des Bodens abgiebt. Die Bauern müssen durch eine so poetische Beschäftigung sehr verfeinert sein; vielleicht sind sie es, wenigstens wollen wir es hoffen. Sicherlich aber sind sie ein joviales, friedliches und ehrliches Völkchen. Der Gensdarm ist hier nur eine Sinecure. Sie haben im Ver-

gleiche zu der Arbeit, mit der unsere Bauern im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen, eine arkadische Beschäftigung. Sie brauchen nur einen Schritt zu thun, den übrigen Weg legt die Natur für sie zurück.

Um Rosen zu pflanzen, wird der Acker leicht und oberflächlich gedüngt mit den ausgepreßten ölgetränkten Blättern, dann mit Ochsen gepflügt; nach dem Pflügen sorgfältig gejätet, die Stöcke beschnitten und alte erschöpfte durch junge kräftige ersetzt. Darauf beschränkt sich die Menschenarbeit; das übrige thut willig die Natur. Im nächsten Jahre erscheinen schon auf den neuen Stöcken eine beträchtliche Anzahl Rosen, aber erst im vierten erreicht der Strauch den Culminationspunkt seiner Kraft und Fruchtbarkeit. Ein mittelmäßig kräftiger Strauch trägt dann bis zum achten Jahre reichliche Blumen. Zehntausend Rosenstöcke bedecken den Raum eines Acre und liefern alljährlich fünftausend Pfund Rosen.

Jasmin wird erhalten, wenn man auf Stockreiser von wildem Jasmin nach zwei Jahren edlen oder spanischen Jasmin (Jasmina grandiflora) pfropft. Achttausend Setzlinge werden auf jeden Acre gerechnet, sie blühen erst im zweiten Jahre, gewähren dann aber 60,000 Pfund per Acre. Im August, der Zeit des Jasmins, wimmeln die Felder von jungen und alten Weibern, Mädchen und Kindern; alle tragen kleine Körbe, die mittelst eines breiten Bandes an ihrer Seite befestigt sind. Tausende von Händen sind unermüdlich thätig, die Blumen von den Stämmen zu pflücken und in die Körbe zu füllen. Vom Morgen bis zum Abend währt dies Ameisentreiben auf den Feldern.

Am meisten Pflege und Sorgfalt erfordert die Tuberose, „die Königin und Braut der Mondnacht, die erst zu duften beginnt, wenn die Sonne in's Meer gesunken." Sie zahlt aber auch die ihr gewidmete Pflege besser als jede andere Blume. Und welch' ein Duft entströmt ihr! Sie scheint von allen Blumen das Beste entlehnt zu haben, um daraus ihr Aroma zu bilden.

Orangenbäume benöthigen 15 Jahre, um ihre größte Kraft zu erreichen. Sie tragen jedoch schon nach fünf Jahren und zwar Blüthen und Früchte in den verschiedensten Stadien der Reife zu gleicher Zeit. Jährlich giebt ein jeder Baum 25 Pfund Blüthen im Durchschnitt.

Bei uns wachsen und gedeihen die Veilchen allerorten, wenn sie es auch lieben, sich bescheiden in dichtem Gras zu verstecken; nicht so unter dem ewig heitern Himmel von Nizza. Sie müssen dort in den Schatten der Bäume gepflanzt werden, wenn sie in der gewünschten Fülle wachsen sollen. Auch sie werden gepflanzt, und zwar durch Ableger, die sich sehr rasch zu selbstständigen Gruppen entwickeln.

Nebst den genannten Blumen und Pflanzen wird noch rosenblätteriges Geranium wegen der duftigen Blätter, Rosmarin und Lavendel angebaut. Die letzten zwei wachsen und gedeihen wie das Wiesengras, ohne jede Cultur.

Das Auge kann nicht lange über diese farbenglänzenden, duftathmenden Gefilde hinschweifen, ohne daß sich dem Sinn die Frage aufdrängt, wozu alle diese Pracht und Verschwendung des Schönsten und Besten, was die Natur hervorgebracht. Sicherlich sind diese Schätze von Duft und Farbe nicht bloß Ornament allein. Die Antwort kann aus dem geschäftsmäßigen Treiben und dem industriösen Verfahren leicht herausgelesen werden; die Antwort: „Erwerb." Der Mensch ist ein riechendes Geschöpf. Er liebt Wohlgerüche,

weil sie seinem Riechorgane schmeicheln und weil er ihrer benöthigt, um mancherlei üble Düfte, denen er begegnet, zu vergessen. Gegenwärtig versieht Europa die ganze übrige civilisirte und uncivilisirte Welt mit Parfüms aller Sorten. Selbst die ungebildeten, aber nicht weniger riechenden sogenannten „Wilden" benöthigen der in Spirituosen und Oelen aufgelösten Düfte. Die Unterthanen des Königs von Dahomey konsumiren große Mengen Lavendelwassers, wofür sie uns Elfenbein und Palmöl zurückgeben — arme unwissende Geschöpfe! Im fernen Westen, die nordamerikanischen Jäger, tauschen gern ihre kostbaren Hermelin-, Biber- und Fischotterfelle gegen Päckchen mit Bergamott-Essenz, wohlriechend gemachten Schnupftabaks, den sie essen, um ihn mit zwei Sinnen zu genießen. Leute, die nicht von den üblen Düften Köln's belästigt werden, verschmähen gleichwohl das aromatische Produkt Jean Maria Farina's mit nichten.

Um die lieblichen Kinder Flora's zur Abgabe ihres schönsten Schmuckes zu zwingen, giebt es einen zweifachen Weg: einen chemischen und einen rein mechanischen. Die Laboratorien stehen mitten in den Feldern, und wie man in anderen Gegenden das Getreide in Säcken zur Mühle fährt und trägt, so trägt und fährt man hier die Blumen in die Laboratorien. Hier werden die Wohlgerüche entweder durch Destillation, in den seltneren Fällen, oder durch Maceration und Enfleurage aus Blättern und Blumen gezogen. Orangenblüthen, Tuberosen, Akazien, Jasmin, Veilchen, Rosen, Jonquillen u. a. werden nach der zweitgenannten Methode behandelt. Es wird thierisches Fett, das durch Kochen in natronhaltigem Wasser von allen Fasern und fremden Beimischungen sorgfältig gereinigt wurde, auf eine ziemlich breite Glasplatte gegossen, die mit einer hölzernen Einfassung umgeben ist. Das Fett, wieder fest geworden, wird mit den frischgepflückten Rosen- und anderen Blumenblättern dicht bestreut. Viele Hunderte solcher Glasplatten sind auf einmal in Verwendung. 24—36 Stunden bleiben die Blumen mit dem Fette in enger Verbindung und geben ihren Duft während dieser Zeit gänzlich an das Fett ab. Erscheint dieses nicht gehörig parfümreich, so werden die alten Blumen durch frische ersetzt, und dies Verfahren so lange wiederholt, bis das Fett den gewünschten Grad erreicht hat. Es wird bei Kohlenfeuer abermals geschmolzen, und die Pflanzenreste entfernt, dann füllt man es in die entsprechenden Gefäße, und es ist für den Handel reif.

Maceration ist ein ähnliches Verfahren, nur wird feines Olivenöl und geschmolzenes Fett in Anwendung gebracht. Manche Blumen eignen sich besser zur Enfleurage, andere hinwieder zur Maceration. Bei Veilchen müssen beide Methoden angewendet werden. Das Fett wird nach Beendigung des Prozesses „Pomade" genannt, was eigentlich in genauer Uebersetzung Apfelfett bedeutet. Pomade ist ein verhältnißmäßig sehr junges Wort; es hat seit hundert Jahren ungefähr das Wort Butter ersetzt. Unsere Urgroßmütter sprachen von Jasmin- und Rosenbutter, wie wir nun von Pomade reden. Der chemische Prozeß, die Destillation, kann nur mit den gröberen Pflanzentheilen, Stengeln, Wurzeln und Blättern vorgenommen werden. Diese bewahren das duftende Prinzip in kleinen Säckchen, die zwischen den anderen Zellen sich befinden, während die Blumen athmend duften. Die Letzteren vertragen keine Destillation. Eine scheinbare Ausnahme bildet der Lavendel, den man auf chemische Weise behandeln kann: in der That zeigt er sich aber denselben Gesetzen unterworfen, wie die anderen Blumen. Frischer Lavendel-Extract hat einen wesentlich verschiedenen Duft von älterem, der erst nach Aufnahme des Sauerstoffes aus der Atmosphäre einen lavendelähnlichen Parfüm giebt.

A. B.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die verunglückte französische Einmischung in Mexiko beginnt ihre Schatten nach Europa herüber zu werfen. Die Stimmung in Frankreich ist gereizt und unzufrieden. Selbst der Glanz der Ausstellung, die Besuche fast aller gekrönten Häupter, die materiellen Vortheile, die aus dem Zuströmen unzähliger Schaaren von Fremden der Pariser Bevölkerung erwachsen sind, haben keine dauernde Umstimmung hervorgebracht. Man fühlt sich wohl geschmeichelt durch die Huldigungen, welche Kaiser und Könige der Weltstadt darbringen, man ist stolz darauf, vor den erstaunten Blicken des Sultans die Wunder der abendländischen Civilisation ausbreiten zu können, man läßt sich auch den Goldregen gefallen, der sich aus allen Himmelsgegenden über Paris ergießt; aber alle diese Eindrücke sind flüchtig und vergänglich. Kaum sind die Feste vorüber, so ist auch die Festesstimmung verrauscht, um gesteigertem Mißmuth, verstärktem Groll Platz zu machen, ohne daß man doch bereits im Stande ist, sich klar und bestimmt Rechenschaft über die Ursache des Mißmuths zu geben, und ohne daß man weiß, gegen wen und nach welcher Seite hin man den lange genährten Groll entladen soll.

Gesteigert ward diese Mißstimmung durch die Schlußkatastrophe des mexikanischen Kaiserthums. Uebereinstimmend lauten die Nachrichten dahin, daß sich nicht nur im Heere, sondern auch in der großen Masse das Gelüst nach einem Auswetzen dieser schweren Schlappe geltend zu machen anfängt; und Ollivier hat bereits das Entweder — Oder von Krieg oder Ausbesserung der inneren Zustände gestellt.

Die leidenschaftliche Aufwallung, die die mexikanische Angelegenheit hervorgerufen hat und die durch die Reden in der Kammer auf's Höchste gesteigert worden ist, wird vorübergehen, aber doch nicht, ohne dem angehäuften Zündstoff neue Nahrung zuzuführen. Darin liegt indessen für den Kaiser keine unmittelbare Gefahr. Noch ist die Opposition in der Kammer darauf bedacht, die Aufregung zu steigern: ein bestimmtes, positives, naheliegendes Ziel verfolgt sie bis jetzt noch nicht. Und vor Allem herrscht darüber noch keine Klarheit, ob der im Volke herrschenden unruhigen und unbefriedigten Stimmung das Verlangen nach Kriegsruhm oder nach politischen Reformen vorzugsweise zu Grunde liegt, ob die Eifersucht auf Preußen oder die Sehnsucht nach dem parlamentarischen Regime die Gemüther lebhafter bewegt.

Für die Regierung liegt scheinbar eine Ablenkung nach Außen nahe, an eine Entschädigung für Mexiko und — Königgrätz zu denken. Nachdem Luxemburg der erste Schritt war, bietet die mangelhafte Bestimmung des Prager Friedens über Nordschleswig vielleicht einen zweiten dar. Fände sich die französische Regierung veranlaßt, im Interesse der Nationalitäten, oder was sie sonst vorschützen mag, — denn um Gründe für unbefugte Begehren dürfte sie nie in Verlegenheit gerathen, — eine „Ordnung" der nordschleswig'schen Angelegenheiten zu befürworten, so könnte man, — da ohnedies England wie Oesterreich und die skandinavischen Mächte Preußen vor Verlegenheiten zu bewahren, sich nicht sehr beeilen dürften, — mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß eine solche Einmischung mit der wohl überlegten Absicht auftreten würde, unter allen Umständen, also auch auf die Gefahr eines Krieges hin, ihren Willen durchzusetzen.

Wenn wir auch den Worten Rouher's in seiner Rede am 15. cr., in der er die vielseitigen Angriffe der Opposition beantwortete und denselben die Spitze abzubrechen sich bemühte, kein großes Gewicht weiter beilegen, nämlich den Worten: „Die Luxemburger Angelegenheit hat keineswegs zwischen Preußen und Frankreich Uneinigkeit und Gereiztheit hervorgerufen, sondern sie wird im Gegentheil ein Element der Einigung und Eintracht sein. Was die große Frage der deutschen Einheit betrifft, so betrachtet Frankreich dieselbe ohne Bedauern für die Vergangenheit und ohne Furcht für die Zukunft", so müssen wir doch von Napoleon annehmen, daß er, mit wie ungünstigen Augen er auch die Vermehrung der preußischen Macht betrachten mag, doch über das Wesen der deutschen Frage vorurtheilsfreier und richtiger denkt, als die Mehrzahl seiner Gegner, die den Krieg wünschen, zum Theil aber auch weil sie glauben, daß er die Revolution und den Umsturz des Kaiserthums zur Folge haben wird.

Hieraus ergiebt sich, daß, wenn Napoleon in der That einen Krieg herbeiführen wollte, er nur seinen Gegnern in die Hände arbeiten würde. Denn die kriegerische Stimmung würde alsbald einen revolutionären Charakter annehmen. Sie würde sich gegen ihn wenden, wie sie sich 1794 gegen Lafayette und bald auch gegen die Girondisten gewandt hat, obgleich diese doch allein den Krieg herbeigeführt hatten. Noch ist die Stimmung nicht revolutionär, aber sie steht auf dem Punkte, es zu werden. Vermag es Napoleon, dieser Wendung vorzubeugen? Wir können diese Frage nicht mit Sicherheit entscheiden. So viel scheint aber unzweifelhaft, daß der Krieg nicht das rechte Mittel ist, um die Gefahren, welche die Napoleonische Dynastie bedrohen, zu beschwören. Wenn es ein Mittel giebt, um die Pläne der feindlichen Parteien zu durchkreuzen, so ist es eine vernünftige Reformpolitik. Wir haben die Schwierigkeiten, die sich in Frankreich einer solchen entgegenstellen, und die Gefahren, die jedes Abweichen von den bisher aufrecht erhaltenen Principien mit sich führt, niemals gering angeschlagen; aber wir glauben, daß es der Kaiser in seiner gegenwärtigen Lage auf alle Gefahren hin wagen muß, dem wiedererwachten Freiheitsdrange Concessionen zu machen. Noch sind die äußeren Grundlagen seiner Macht unerschüttert, noch vermag

er daher die Bewegung zu lenken, aber nur wenn er sich auf den unzweifelhaft an Zahl überlegenen Theil der Nation stützt, der die politische Reform und zugleich den Frieden will. Es ist leicht, die Stimmen der Mehrheit durch wüstes Kriegsgeschrei und unaufhörliches Hetzen gegen Deutschland übertönen zu lassen, aber es ist schwer, wo nicht unmöglich, der einmal entfesselten Leidenschaft ihre Ziele vorzuschreiben.

Seit einiger Zeit tauchen Gerüchte über eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich auf, und man will erfahren haben, daß der Freiherr v. Beust selbst mit aller Ungeduld an der Annäherung an Frankreich arbeiten soll. Die Art und Weise jedoch, wie das Wiener Cabinet Preußen gegenüber den Artikel V. des Prager Friedensschlusses behandelt, heißt es, habe dem Tuilerien-Cabinet darüber die Augen geöffnet, daß es auf eine praktische Verwerthung des österreichischen Bündnisses nicht rechnen dürfe. Man ist in Paris der Ansicht, daß der Reichskanzler zunächst nur die Absicht habe, die Freundschaft Frankreichs zur Hebung des moralischen Ansehens Oesterreichs, nach Innen wie nach Außen, zu benutzen; dafür, sagt man, spräche u. A. auch der Umstand, daß die Reorganisation des österreichischen Heeres noch immer nicht in Angriff genommen worden sei.

Rouher hat das geflissentlich verbreitete Gerücht einer Allianz mit Oesterreich in seiner oben erwähnten Rede dementirt, doch abgesehen davon, Oesterreichs nächste Aufgabe ist, wie die Frankreichs, die Ausbesserung der inneren Verhältnisse, sowohl der cis- als der transleithanischen. Es läßt sich nicht leugnen, es gährt in Ungarn, und zwar so, daß nicht nur der Bestand der jetzigen, sondern die Möglichkeit jeder Regierung bedroht und in Frage gestellt ist. Die Deak-Partei sieht sich durch die Comitate überflügelt, und gerade die rein ungarischen Comitate, der Kern des Landes, sind durch die extreme Partei, die vor keinem Mittel zurückschreckt, gegen die Regierung in offenen Aufstand versetzt. Bekanntlich hatten die Comitate vor 1848 unter anderen Rechten das der Controle gegen Verordnungen der Regierung. Jetzt haben einige Comitate dieses Recht so ausgelegt, daß sie befugt seien, dergleichen Verordnungen „mit aller Achtung bei Seite zu legen“, ferner haben sie es dahin erweitert, daß ihnen auch die letzte Entscheidung über die Beschlüsse des Landtages zustehe. Die Heveser Comitatscommission, die mit dieser Auslegung des Comitatsrechts vorangegangen war, ist indessen vom Pesther Ministerium zum 16. Juli zusammenberufen worden, damit sie ihren Beschluß vom 26. Juni annulire. Wir werden also bald erfahren, wer aus diesem Zwist als Sieger hervorgehen wird.

Der Linken ist es ferner gelungen, ihren Vorwurf gegen das Ministerium, daß es die Selbstständigkeit des Landes verrathen habe, zum Glaubensartikel der rein magyarischen Comitate zu machen. Je unbestimmter der Vorwurf ist, je weniger sich über ihn disputiren läßt, um so gefährlicher ist er. Endlich sehen sich die unteren Schichten des Landes in ihrer Erwartung getäuscht, daß der Wiederherstellung der Verfassung eine Herabsetzung der Steuern folgen werde; die Illusion mag naiv sein, aber sicherlich ist die

Enttäuschung und die ihr folgende Verstimmung für die Regierung sehr bedenklich.

Ferner dürfte es der Regierung schwer werden, den Verband der Honved-Vereine, die vor einigen Tagen in Pesth zu einer General-Versammlung zusammengetreten waren, auf dem Niveau des Unterstützungs-Zwecks zu halten und ihre Umwandlung zu politischen Vereinen zu verhindern. Auch ist die Honvedstiftung ein gefährliches Muster für ähnliche Vereine und Stiftungen der Croaten, wie denn schon aus Agram gemeldet wird, daß in Slawonien als Gegendemonstration Sammlungen für nothleidende Grenzer begonnen haben.

Croatien spielt in den Vorwürfen der Linken gegen die Regierung auch eine wichtige Rolle. Dieselbe Linke, die sich zu wiederholten Malen gegen die Contumacirung der Völker ausgesprochen hat, klagt die Regierung auf das Bitterste an, daß sie zu zaghaft mit Croatien unterhandle und sich nicht zu Gewaltmaßregeln entschließen könne. Sodann will die Regierung auch die Fiumaner Frage nicht einseitig durchschneiden, sondern gemeinsam mit der croatischen Angelegenheit zum Austrag bringen. Die Linke dagegen kann Ungarn nicht früh genug im ausschließlichen Besitz Fiume's sehen und will es einfach incorportirt wissen. Der Besitz dieser Hafenstadt soll Ungarn zu einer Macht erheben, die am Welthandel unmittelbar Theil hat. Kurz, der Ausgleich Ungarn's mit dem westlichen Oesterreich ist noch lange nicht zur letzten Verhandlung gelangt, und schon erheben sich in Ungarn selbst Differenzen, deren Ausgleich noch lange nicht abzusehen ist.

Das Verhältniß Ungarn's zum Concordat ist auch noch keineswegs so klar definirt, als Stimmen aus Pesth glauben machen wollen. Einige katholische Gemeinden haben das Ministerium um Bestätigung der von ihnen beanspruchten Autonomie ersucht; ein officiöser Artikel des „Magyar-Orszag" erklärt darauf, das Ministerium werde seine Zustimmung geben, aber man müsse Geduld haben. Indessen hat die klerikale Partei dem seit fünf Monaten bestehenden, von Adolf Frankenberg redigirten Blatt „1848" ein Ende gemacht, indem sie dem Eigenthümer und Verleger des Blattes, dem akademischen Buchdrucker Emich, die Wahl ließ, ob er, bei Fortführung des Blattes, die jährlich 18,000 Gulden betragende Kundschaft des Sanct-Stephans-Vereins verlieren wolle.

Man sieht, die Regierung hat in der einen Reichshälfte der Arbeit in Fülle noch und die andere wartet mit Sehnsucht darauf, daß auch ihre Wünsche realisirt werden. Daß diese nicht leicht zu erfüllen sind, brauchen wir nicht erst hervorzuheben, obgleich für eine Regierung, wie für ein einzelnes Individuum, viel gewonnen ist, wenn sie begangene Fehler einsieht oder eingesteht. Wir wollen in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt aufmerksam machen.

Sonst wurde jeder Zweifel an dem passablen Zustande der österreichischen Finanzen in der Regierungspresse als eine Art Vaterlandsverrath verurtheilt. Am 13. cr. trug der Finanzminister im Abgeordnetenhause das Finanz-Exposé vor, welches als Grundlage der Ausgleichungsverhandlungen zwischen

den Delegationen des Reichstages und des ungarischen Landtages dienen soll und sich mit der größten Aufrichtigkeit über den mißlichen Zustand der Reichsfinanzen ausspricht. Der Minister hat mit einer Art von künstlerischem Interesse, mit der ein Dichter das wachsende Unglück des Helden in einem Roman beschreibt und sich entwickeln läßt, das Anwachsen der Staatsschulden-Lawine seit 1860, die Steigerung des Deficits, die Erschöpfung der Anleihe-Methode, die Benutzung der Notenpresse, die Rückwirkungen der Palliativ-Mittel und alle Calamitäten bis auf die Valuta-Leiden so malerisch geschildert, daß vor seiner wahrheitsgetreuen Geschichte die gerühmtesten Schreckensromane der französischen Literatur zurücktreten müssen. Zu den starken und gewaltsamen Anfällen, denen das Reich laut dieses Exposé's in den letzten Jahren ausgesetzt war, kommt noch ein „chronisches" Leiden, wie sich der Finanzminister ausdrückt, das jährliche Dificit; für das Jahr 1867 ist dasselbe zwar gedeckt, aber eben nur durch die Notenpresse, da aber dieses „einfache und leicht durchführbare" Mittel sich auch erschöpft haben möchte, so schließt der Minister mit der tröstlichen Aussicht auf einen neuen Kampf, den man im Jahre 1868 mit diesem Ungeheuer wird wieder bestehen müssen. In Summa kämpft demnach Oesterreich mit einer Staatsschuld von 3046 Millionen, einer jährlichen Zinsenlast von 127 Millionen, einem Tilgungsfonds von jährlich 26 Millionen, einem regulären Militär-Etat von 80 Millionen, einer Geld-Circulation von Papiergeld mit Zwangs-Cours, einem chronischen Deficit und einem erschöpften Staats-Credit. Dennoch hat der Minister am Schluß seines zweistündigen Vortrages noch ein heiteres Zukunftsbild entworfen und eine Verbesserung der volkswirthschaftlichen Lage in Aussicht gestellt, welche im Innern dem Vertrauen und der Achtung entsprechen würde, die der Staat durch seine jetzige Erhebung von den schwersten Schicksalsschlägen „über seine Grenzen hinaus" sich erworben habe.

An diese Aufrichtigkeit Seitens der Regierung möchten wir noch zum Schluß eine der unabhängigen Presse Deutsch-Oesterreichs anschließen. In dieser treten nämlich seit einiger Zeit ganz eigenthümliche Symptome auf, welche für Preußen von Interesse sind. Mehrere Journale gestehen nämlich bei dem Rückblicke auf den vorjährigen Krieg ganz unverhohlen zu, daß eigentlich Preußen doch für die deutsche Sache gekämpft und durch den Sieg bei Königgrätz die deutsche Nation aus ihrer politischen Ohnmacht erhoben. Zumal ist es der in Graz erscheinende „Telegraf", der in jenem Sinne mit großem Freimuthe auftritt, was selbstverständlich die stocköſterreichischen Blätter mit patriotischem Entsetzen erfüllt. Das genannte Blatt sagt in einem seiner jüngsten Artikel bei einer Rückschau auf die Folgen der Schlacht bei Königgrätz wörtlich: „Wir Deutschen in Oesterreich müssen freilich klagen, das Verhältniß beklagen, das uns losriß von dem geliebten Mutterlande an demselben Tage, an welchem sich unseren Stammesgenossen zum ersten Male die Aussicht auf eine glänzende Zukunft eröffnete. Aber die vereinsamte Stellung, die man uns aufgezwungen hat, wird gewiß nicht lange dauern — das kann nicht sein. Und wer kann behaupten, daß für das Deutschland jenseits der österreichischen Grenze der Tag von Königgrätz ein unglücklicher Tag gewesen

sei? Als der Riesenkampf des vergangenen Jahres begann, da machten sich hüben und drüben noch mancherlei Meinungen geltend, und in den von Leidenschaften erhitzten Gemüthern herrschten manche unklare Ideen und verworrene Anschauungen. Mit ruhiger Ueberlegung können auch wir in Oesterreich nun an diese Zeit des Sturmes und Dranges denken, die wir miterlebt, und wir müssen zugeben, was so viele von uns einst mit leidenschaftlicher Erbitterung geleugnet, daß in der großen Streitfrage des vorigen Jahres vielleicht wohl der Wortlaut einzelner Paragraphen für die Forderungen Oesterreichs sprach, daß aber die Fahne, die der greise König Wilhelm entrollte, die wahre deutsche Fahne war, daß Preußen, wenn auch gegen Deutschland, doch in Wahrheit für Deutschland kämpfte, für den Gedanken der nationalen Einheit und Größe."

Mexiko's Zukunft.

II.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die spanische Herrschaft Mexiko in einen blühenden Zustand versetzt hatte, denn sie hatte sich alle Hülfsmittel zu verschaffen gewußt, deren Besitz die Größe und das Ansehen der Völker bedingen; eine beträchtliche Seemacht, eine wohldisciplinirte Armee, zahlreiche feste Plätze, eine nach den Gesetzen der Billigkeit geordnete und wachsame Verwaltung, heilsame Municipalgesetze, eine in finanzieller Hinsicht äußerst glänzende Stellung: das waren die Elemente ihrer Macht und ihrer Thätigkeit.

Gleich Anfangs hatten Fernand Cortez und Karl V. (als König von Spanien Karl I.) treffliche Bestimmungen über die Colonisation erlassen. Philipp II., dessen politischer Blick eben so scharf wie umfangreich war, legte den Grund zur Gesetzgebung für die Indianer. Fortgeführt und vervollkommnet von Philipp V., entwickelte sich dieses Werk unter der ruhmvollen Regierung Karl's III. bis zu einer hohen Stufe. Da verkündigten die gegen die Souveränetät Englands sich auflehnenden Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit; ein Ereigniß, welches den Grafen v. Aranda, Karl's III. Minister und einer der merkwürdigsten Typen und Repräsentanten des achtzehnten Jahrhunderts, mit Recht in große Besorgniß versetzte, da er nur zu wohl einsah, daß die spanischen Colonieen, ein solches Beispiel vor Augen, sich ebenfalls eines Tages von dem Mutterstaate trennen würden. Auf die Möglichkeit hin, seinem Monarchen zu mißfallen, stand er nicht an, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, und Karl III., geleitet durch die verständige Einsicht seines Ministers und unterstützt durch dessen lichtvolle Vorschläge, faßte den Plan, die amerikanischen Vice-Königreiche in Königreiche zu verwandeln und auf die Throne derselben spanische Infanten zu setzen, für sich selbst jedoch den Titel eines Kaisers von Indien vorzubehalten. Während

er so die Könige aus seiner Familie in das Verhältniß von Vasallen setzte, sollte Spanien selbst doch stets über die Interessen der Colonie wachsam sein und machte er Madrid zu dem großen Mittelpunkte der gesammten Organisation aller spanischen Reiche. Dieser Plan trug den Keim von ungeheuren Folgen in sich, da er die spanische Herrschaft über die amerikanischen Colonieen für immer unerschütterlich machen konnte; aber er ward aufgegeben. Die Zeit und die Umstände gebrachen Karl III., um ihn auszuführen.

Nichtsdestoweniger verfolgte die Politik dieses Fürsten mit ernster Beharrlichkeit den einmal für zweckmäßig erkannten Weg, um eine engere Verbindung des spanischen Amerika's mit dem Mutterstaate herbeizuführen. Aus diesem Grunde errichtete er eine ausschließlich aus jungen und den höchsten Familien angehörenden Amerikanern bestehende Leibwache, und erreichte damit einen doppelten Zweck. Denn abgesehen von der ihm hierdurch gewährten Garantie für den Fall einer mexikanischen Revolution, brachte diese Einrichtung auch den wichtigen Vortheil mit sich, daß auf solche Weise die Elite der spanisch-amerikanischen Jugend unvermerkt an die europäischen Sitten gewöhnt und so die beiden Völker selbst mehr als je in Uebereinstimmung gebracht wurden. Leider erbten die Nachfolger Karl's III. mit seiner Macht nicht zugleich auch seine Geschicklichkeit, und diese Leibwache hörte unter Ferdinand VII. auf zu existiren.

Das durch die französische Revolution auf der pyrenäischen Halbinsel angefachte Feuer, die schwache und nachlässige Verwaltung derselben unter der Regierung Karl's IV., und vor allen Dingen die von Seiten Englands und der Vereinigten Staaten Amerika's angesponnenen Intriguen führten einen Bruch zwischen Neu-Spanien und dem Mutterstaate herbei. Ein erster Schrei nach Unabhängigkeit wurde schon 1810 gehört, doch noch mit Leichtigkeit unterdrückt. Indessen gewann die Bewegung im Jahre 1814 schon einen bestimmteren Charakter und hatte 1820 eine wahrhaft furchtbare Gestalt erlangt. Spanische Generale, wie Xaver Mina, Echevarri, Arana und Rogreta, ließen die königlichen Fahnen im Stich und brachten den Insurgenten in ihrer militärischen Bildung und in der jenen noch mangelnden Disciplin eine große Stütze. Uebrigens trug hier Ferdinand VII. nur die Folgen seiner eigenen Schuld, da er bei seiner Rückkehr nach Spanien sich in die Arme der streng absolutistischen Partei geworfen, die Mitglieder aller übrigen Parteien proskribirt und die ihm ergebenen Generale abgesetzt hatte. So hatte er gerade diejenigen Männer von sich gestoßen, durch deren Hülfe ihm die Krone erhalten worden war.

Die sich während dieser Verfolgungen in Amerika befindenden spanischen Offiziere erhoben sich gegen ein System, das die ruhmvollen Thaten des Landes nach dem Gesetz eines despotischen Ostracismus beurtheilte und verdammte. Dieses Gefühl trieb sie in die Reihen der Insurgenten, und entschuldigte es nicht ihren Verrath, so vermindert es wenigstens dessen Abscheulichkeit. Vergebens kämpften die dem Mutterlande treugebliebenen Generale Don José de la Cruz, Calleja, Novella, Venegas und Truxillo für die Sache des alten Vaterlandes. Der Erfolg war für die revolutionäre

Partei günstig, und im Anfang des Jahres 1822 fand eine bestimmte Trennung statt. Das war ein Tag der ausgelassensten Fröhlichkeit, welchem Jahrzehnte des Unglücks wie zur Sühnung gefolgt sind.

Zu ihrer Rechtfertigung muß jede neue Gestaltung der Dinge zu dem Mittel der Verleumdung des unterliegenden Gegners greifen. So wurde denn auch hier eine bestimmte Anklage gegen Spanien erhoben. Man warf ihm unter andern Punkten auch die Absicht vor, die amerikanischen Spanier zurückgesetzt zu haben, um auf ihre Kosten die europäischen Spanier zu begünstigen. Aber dies Faktum ist nur bis zu einem bestimmten Punkte richtig. Selbst den Mangel an Gerechtigkeit angenommen, legte schon das eigene Interesse der Regierung zu Madrid die Pflicht auf, jede einseitige Bevorzugung zu vermeiden, um eine schnellere Annäherung und Vermischung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen. Diese Wahrheit wurde in Madrid wohl erkannt und praktisch beachtet. Der Beweis dafür liegt darin, daß noch heutigen Tages in der spanischen Verwaltung geborene Amerikaner hohe Stellungen einnehmen, durch die sie unmittelbar thätig in die Geschäfte eingreifen können. Die vorgeblichen Grausamkeiten gegen die Indianer sind nicht weniger erlogen. Denn wenn wir einige Gewaltthaten aus den früheren Zeiten der Eroberungen Mexiko's ausnehmen, die wohl nicht vermieden werden konnten, so hat es sich die spanische Herrschaft sehr angelegen sein lassen, die Wohlthaten des Christenthums und des Unterrichts unter den unterworfenen Völkerschaften zu verbreiten, sowie ihre äußere Sicherheit zu befestigen. Von diesem Grundsatze ausgehend, gründete sie in den vorzüglichsten Städten Mexiko's königliche Schulen für edle Indianer (real colegio de Indios nobles), wo die Söhne der angesehensten Kaziken-Familien auf königliche Kosten erzogen wurden. Wenn heute der Reisende auf irgend einem Punkte die Küste von Neu-Spanien betritt, so trifft er noch indianische Dörfer von freundlichem, lachendem Anblick, unter der väterlichen Sorge ihrer Seelsorger zufrieden und glücklich. Einige Schritte davon stößt er auf Dörfer von weißen Creolen, deren verfallener, elender Zustand einen traurigen Gegensatz zu jenen bildet. Denn durch den Verlust des zweckmäßigen Zügels weiser Gesetze sind hier die Sitten zu einer großen Tiefe herabgesunken; das Elend in Verbindung mit einem falschen Patriotismus erzeugt und nährt alle Laster. — Nein, Spanien hat sich keineswegs grausam gegen seine Colonieen bewiesen; es war tolerant und überlegt in seiner Behandlung derselben. Und während die angelsächsische Race die unglücklichen Eingeborenen von Pennsylvanien, Neu-England, Carolina, des Mississippi 2c. ausrottete, vertauschten die spanischen Missionäre das Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Apostels und unterwarfen die Indianer ihrem neuen Vaterlande durch das Ansehen der Intelligenz, der Religion und der Gerechtigkeit.

Man hat übrigens in Europa keine Ahnung von dem Glanz, den die spanisch-amerikanischen Städte, trotz der Verwüstungen des Krieges und der durch die Unregelmäßigkeit und den steten Wechsel in der politischen Verfassung bewirkten Ermattung der Nation, bewahrt haben. Sie besitzen sogar noch ein gewisses Ansehen von Ordnung in der lokalen Verwaltung, was sich

leicht erklärt, wenn man sich erinnert, daß in Spanien wie in seinen Colonieen die centrale Gewalt nur eine beschränkte Ausdehnung in den Provinzen hat, da Letztere ihre Einkünfte selber verwalten, und da ihre Interessen durch bewundernswerthe Municipalgesetze beschützt werden. Besonders aber kann man die Spuren und die Beweise für den ehemaligen Glanz Spaniens in seinen amerikanischen Colonieen finden. Aber wenn man die letzten immer mehr verschwindenden Anzeichen dieser herrlichen Blüthe betrachtet, erkennt man zugleich, daß diese unter dem Gewicht ihrer eigenen Größe erliegende Nation das Bedürfniß gehabt zu haben scheint, den Ueberfluß ihrer Stärke und Lebenskraft abzugeben und sich nach Außen hin auszudehnen.

Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen.

II.

Die Jahreszeiten üben auch ihren Einfluß auf Empfängniß und Geburten. Auf je 12,000 Kinder, die in einem Jahre geboren werden, fallen 1128 auf den Monat März (Maximum) und je 920 auf den Dezember (Minimum). In Bezug auf das Empfängniß ist daher der Monat Juni der günstigste, der Monat März der ungünstigste Monat. Frankreich weicht darin von den allgemeinen Erfahrungen ab, insofern in der gemäßigten Zone der Mai in Bezug auf die Empfängnisse, der Februar in Bezug auf die Geburten als der fruchtbarste Monat gilt. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß in den fünf Monaten vom Januar bis Mai die Geburten stets über, in den übrigen sieben Monaten stets unter der mittleren Monatszahl bleiben. Allein ganz verschieden verhalten sich darin die drei Klassen der Bevölkerung. Auf dem Lande nämlich wird das allgemeine Gesetz in stärkeren Proportionen sichtbar, da hier das Minimum 900 (Dezember) der Geburten und das Maximum 1147 (März) weit entfernter ist vom mittleren Durchschnitt. Die städtische Bevölkerung sucht dagegen das Gesetz zu verwischen. Das Maximum entfernt sich dort nur um 94, das Minimum nur um 34 von dem mittleren Durchschnitt (je 1000). In Paris dagegen wird das Gesetz völlig umgestürzt. Dort tritt nämlich außer den fünf ersten an Geburten fruchtbaren Monaten ein zweites Maximum im Herbst (September 1,011, Oktober 1,036) ein.

Die meisten Heirathen werden im Winter, die wenigsten im Herbste abgeschlossen; das Gesetz ist ziemlich allgemein für sämmtliche drei Klassen der Bevölkerung, aber am sichtbarsten auf dem Lande, ohne daß aber dies Verhältniß Einfluß auf den Gang der Geburten in den Jahreszeiten hätte. Von 100 Heirathen in Frankreich werden 83 zwischen Jungfrauen und Junggesellen, 4 zwischen Junggesellen und Wittwen, 9¼ zwischen Wittwern und Jungfrauen und 3¾ zwischen Wittwern und Wittwen geschlossen, und in dieser Beziehung verhalten sich die drei Bevölkerungen sehr ähnlich. Es ergiebt

sich daraus, daß Männer weit öfter als Frauen sich wieder verheirathen, denn auf je 6,51 Männer, aber nur auf je 11,47 Frauen fällt eine zweite Ehe, obgleich die Frau im Allgemeinen viel jünger heirathet und länger lebt als der Mann. Auf dem Lande heirathet man im Ganzen jünger als in der Stadt, nämlich bei Ehen zwischen Junggesellen und Jungfrauen mit $27\frac{11}{12}$, die Frau mit $24\frac{1}{4}$ Jahren, in Paris resp. mit $28\frac{1}{2}$ und mit $25\frac{2}{3}$ Jahren. Man bemerke dabei, daß die Altersunterschiede in der Stadt viel größer sind als auf dem Lande. Ganz deutlich ist das Gesetz wahrzunehmen, daß je älter ein Mann heirathet, er eine verhältnißmäßig jüngere Frau nimmt. Von 100 Heirathen auf dem Lande, wo der Ehemann zwischen 20 bis 25 Jahren alt, werden 54 zwischen Personen gleichen Alters, 29 mit jüngeren, 17 mit älteren Frauen abgeschlossen, während von 100 Ehemännern im Alter von 40 bis 50 Jahren 73 Frauen, die jünger, 23 Frauen gleichen Alters und nur 4 davon Frauen heirathen, die älter als sie selbst sind.

Die **Sterblichkeit** ist in den Städten, trotz der näheren ärztlichen Hülfe, des größeren Wohlstandes und der allgemeineren Bildung, stärker als auf dem Lande und beträgt in Paris durchschnittlich 2,74, in den Städten 2,85 und auf dem Lande 2,41 pCt. Die Departements zeigen gleichfalls einen verschiedenen Grad der Sterblichkeit, je nach ihrer geographischen Lage, nach der Mehrzahl der Beschäftigung der Einwohner und nach den lokalen Verhältnissen. Wer kann aber alle diese Ursachen auffinden, die im Departement Finistère die Mortalität größer machen, als z. B. in den Departements Charente inférieure, Gers oder Tarn oder Garonne. Der Prozentsatz schwankt übrigens bloß zwischen 2 und 3, allein man darf nicht vergessen, daß 3 fünfzig Prozent mehr als 2 ist, was den Unterschied sehr fühlbar macht.

Wir haben oben gezeigt, und werden darauf in einer Tabelle zurückkommen, daß, obgleich die absolute Ziffer der Geburten abgenommen habe, die Bevölkerung dennoch, wenn auch nur wenig, gewachsen sei. Es müssen also die **Todesfälle** noch weniger betragen haben, als die Geburten. Dieser Ueberschuß wird für die letzten 40—50 Jahre auf 159,000 jährlich berechnet; nur wenn man Jahr für Jahr neben einander vergleicht, ergiebt sich, daß 1854 und 1855 z. B. ein entgegengesetztes Verhältniß gewähren. Tritt nun ein solcher Ueberschuß ein, so zeigt er deutlich an, daß das **mittlere Lebensalter** zugenommen habe. Wäre das mittlere Lebensalter dasselbe geblieben und hätten die Geburten nicht abgenommen, so hätte sich die Bevölkerung weder vermehrt noch vermindert. Das mittlere Lebensalter muß sich daher nicht unbeträchtlich verlängert haben, um den Ausfall der Geburten zu ergänzen und die Zunahme der Bevölkerung zu bewirken. Darin besteht jedenfalls die hervorragendste Seite des französischen Census, obgleich in anderen Staaten, wie in Großbritannien, deutlich beobachtet wird, daß sich das menschliche Lebensalter und zugleich die Fruchtbarkeit der Nation steigern.

Wenn wir **Spaniens** gegenwärtigen trostlosen Zustand, seine ehemalige Größe und seine spätere Schwäche betrachten, müssen wir das Eine nicht vergessen, daß die Nation an Amerika alljährlich einen Theil der männlichen Bevölkerung ohne Ersatz abgab. Es waren meist Abenteurer, kecke und ent-

schlossene Leute, jedenfalls war es aber der physische Adel der Nation, welcher Glück und Gefahr suchte; jedenfalls waren es die minder werthvollen Elemente, die im warmen Neste daheim blieben. In Amerika fanden die Spanier nicht Frauen gleichen Blutes zur Fortpflanzung der edleren Race, oder nicht genug Frauen; so wurde das Mutterland beständig geschwächt, während die Creolenländer ihrem jetzigen Verfalle entgegengingen. In Frankreich hat sich seit den Napoleonischen Kriegen die Menschenrace ungemein verschlechtert, und zwar bis zu einem Prozentsatz der Militäruntüchtigkeit, welcher die Hälfte der Nation entwaffnet hat. In welchem anderen Lichte erscheint die britische Politik, welche mit Miethstruppen, und am liebsten mit fremden Miethstruppen, ihre Kriege ficht, wenn man auf die statistischen Wirkungen Rücksicht nimmt. Wie ganz anders urtheilt der Statistiker über die Erfolge des letzten orientalischen Krieges! Rußland mußte damals die Rekrutenaushebung bis zum 37. Lebensjahr erstrecken, das ist ein Symptom, welches in unsern Augen der Erschöpfung nur sehr wenige Schritte vorausgeht. Wie lange, fragen wir, wird Rußland diesen Krieg fühlen, wenn Frankreich noch jetzt die Nachwehen der Napoleonischen Kriege empfindet?

Wir werden nun eine Tafel folgen lassen mit den Populationsziffern von Frankreich, England, den Vereinigten Staaten und Rußland, müssen aber vorerst noch einige Worte über Spanien sagen, das ja, obgleich mit Portugal am äußersten südwestlichen Ende Europa's gelegen, seit den ältesten Zeiten eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat. Völker äußerst verschiedener Herkunft und noch verschiedeneren Geistes haben dasselbe zu ihrem Tummelplatz gewählt, und einige Male sind von da aus Versuche gemacht worden, Europa zu unterjochen. Glücklicher Weise haben weder Karthago's Heere, noch die zahllosen Horden der Sarazenen, noch Karl's V. Schaaren einen dauernden Erfolg erringen können. Die lange Glanzperiode Spaniens endigte mit einer Großthat ohne Gleichen, mit der Entdeckung*) und Eroberung Amerika's. Es war das Bouquet, womit das Feuerwerk schließt und nach dem Alles in Finsterniß versinkt.

Wie konnte ein begabtes Volk so tief fallen, wie das spanische im 18. Jahrhundert?

Wir geben mit vielen Historikern zu, daß ein Philipp II. und ein Ximenes, daß der Despotismus und die Inquisition gar Vieles erklären, allein wahrscheinlich hätte der Kampf gegen Thron und Altar weit früher begonnen, wenn nicht einige Umstände die Kraft des Volkes auf längere Zeit geschwächt hätten.

Unter diesen Umständen gehören vor Allem die bis zum Uebermaß ausgedehnten Eroberungen in Amerika. Spanien hatte nicht Menschen genug, um die ungeheuern Länder, „in denen die Sonne nicht untergeht," zu verwerthen. Die Colonieen bildeten dabei ein Drain-Netz, das alle unter-

*) Wir wissen sehr wohl, daß Columbus ein Genuese war; aber weder Italien noch Frankreich, noch England wollten ihm Schiffe geben; Isabella hatte allein Vertrauen genug dazu.

nehmenden Geister fortführte. Und wie wenn diese langsam, aber stetig wirkenden Abzugsgräben nicht genügten, jagte ein sinnloser Fanatismus Hunderttausende von fleißigen Juden und Mauren — meist Gewerbsleute — massenweise zum Lande hinaus. Eine solche Verfahrungsart mußte natürlich dem materiellen Fortschritt ein Ziel setzen. Ja, es trat sogar ein Rückschritt ein.

Der Rückgang ist weder für den einzelnen Menschen, noch für ein Volk ein naturgemäßer Zustand. Er ist immer das Resultat äußerer, meist gewaltsamer Einwirkungen. Aber mit dem Aufhören dieser Einwirkungen tritt eine Reaktion ein, welche den Menschen oder das Volk treibt, die verlorene Zeit — und den verlorenen Rang — einzuholen, wieder zu erreichen. Dieses ist das erfreuliche Schauspiel, das Spanien uns jetzt bietet.

Nur hat die Reaktion etwas zu lange auf sich warten lassen. Ihr Zaudern läßt sich aber leicht erklären. Im Alterthum und im Mittelalter war das Mittelländische Meer der Mittelpunkt der civilisirten Welt, und die pyrenäische Halbinsel wird bekanntlich von dieses Meeres Wellen bespült. In der neueren Zeit ist der Pol — oder sind die Pole — der politischen Welt mehr nach Norden gerückt worden, und Spanien ward so ein abgelegenes, isolirtes, vereinsamtes Land.

Von Nationen gilt aber, was man vom Individuum sagen kann: die Bildung, der Fortschritt ist das Resultat der Berührung mit andern Völkern oder Menschen. Spanien erwachte erst, als es wieder in den Strudel der europäischen Bewegung gezogen wurde. Napoleon I. hat daher dem iberischen Volke einen unbezahlbaren Dienst geleistet, indem er es zum Aufstand zwang! Ein Mal in Schwung gebracht, war die Nation nicht mehr zum Stillstand zu bringen.

Spanien gehört mit zu den compaktesten, einheitlichsten Staaten Europa's. Diese Einheit ist bekanntlich seit der Heirath Ferdinand's mit Isabella gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine vollbrachte Thatsache. Lange währte es zwar, bis Aragonien und Castilien, bis Catalonien und Andalusien sich als Theile eines Staates fühlten. Aber wie der Zusammenfluß zweier Ströme stets mit der Vermischung der Gewässer endigt, so verschmelzen sich auch unter einem Scepter vereinigte Völkerschaften, welche weder Sprache, noch Farbe, noch Religionsbekenntnisse auseinanderhalten.

Uebrigens wurden in Spanien sehr energische Mittel angewendet, um die Einheit herzustellen; wer nicht auf das Prokust-Bett paßte, wurde einfach ausgestoßen. Diese socialen Amputationen waren aber nichts weniger als schmerzlos; eine so zahlreiche Auswanderung, wie die der Juden und Mauren, war schon an und für sich — ohne nämlich die damit verbundenen Convulsionen in Anschlag zu bringen — ein großer Verlust. Glaubwürdige spanische Schriftsteller fanden, daß die Zahl der Bewohner des nach der Eroberung Granada's gebildeten spanischen Reiches 9,320,691 Seelen betrug, also vertheilt:

Castilien	7,500,000	Biscaya	56,145
Granada	400,000	Alava	60,696
Aragonien	266,190	Guipuscoa	69,665
Valencia	486,860	Navarra	154,165
Catalonien	326,970	Summa	9,320,691.

Diese Bevölkerung blieb aus den angegebenen Ursachen 2½ Jahrhundert lang stationär. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle scheint seinen Abzug nach Amerika und den anderen überseeischen Besitzungen gefunden zu haben. Gewisse Berechnungen, von denen das „Anuario" von 1860 spricht, würden sogar für die Jahre 1712 — 1717 eine Volkszahl von nur 7,625,000 Einwohnern herausstellen, allein wir haben kein Mittel, den Werth dieser Berechnungen zu beurtheilen. Die erste eigentliche Zählung fand im Jahre 1768 statt und ergab eine Bevölkerung von 9,309,814 Seelen; vergleicht man diese Zahl mit den Ergebnissen der Zählungen von 1797 und 1857, so hatte sich die Bevölkerung von 1768 bis 1797 um 1,231,407 und von 1797 bis 1857 um 4,922,543 Seelen vermehrt, indem die Population 1797 sich auf 10,541,221 und 1857 auf 15,463,764 Köpfe belief. Diese Zählungen sind nicht die einzigen, welche in Spanien vorgenommen worden sind, allein sie gehören zu denen, welche am meisten Vertrauen verdienen, wogegen man sich, wie es den Anschein hat, auf die Bevölkerungszahl, die man nach den Angaben der statistischen Central-Commission in Madrid, berechnet auf Grundlage des Census von 1857, findet, und die sich auf die Summe von 15,752,607 Seelen stellt, nicht unbedingt verlassen darf.

In die folgende Tafel nehmen wir nun die Bevölkerungsziffern der bereits oben genannten Staaten auf und bemerken, daß bezüglich Englands Macaulay („History of England", chap. 3) mit gutem Grund schon unter den Stuarts eine Bevölkerung von 5 bis 5½ Millionen annimmt.

Kopfzahlen.

Jahre.	Frankreich.	England.	Ver. Staaten.	Rußland.
1700	19,094,146	5,134,516	—	—
1722	—	—	—	14,000,000
1740	—	5,829,705	—	—
1742	—	—	—	16,000,000
1750	24,500,000	6,039,684	—	—
1760	—	6,479,730	—	—
1762	—	—	—	19,000,000
1780	—	7,814,827	—	—
1782	—	—	—	28,000,000
1790	28,763,119	8,540,738	3,929,827	—
1796	—	—	—	36,000,000
1800	28,000,000	9,187,176	5,305,925	—
1816	29,732,000	—	—	45,000,000
1820	30,451,187	11,957,565	9,638,131	—
1850	—	—	23,191,876	—
1851	35,783,059	21,121,967	—	60,098,821
1856	36,039,364	—	—	—
1860	—	—	31,445,080	—
1861	37,472,732	23,271,965	—	—
1864	—	—	—	67,701,176

Bezüglich der englischen Ziffer ist zu bemerken, daß in den Census von 1851 und 1861 auch Schottland mit resp. 2,888,742 und 3,062,294 Köpfen inbegriffen ist, welches noch im Jahre 1820 nicht mitfigurirt. Irland, das 1861 eine Bevölkerung von 5,798,967 Köpfen, d. h. 753,419 weniger

als 1851 hatte, blieb, sowie die Zahl der Soldaten und Matrosen, die sich auswärts befanden und deren Menge nach der letzten Zählung sich auf 250,356 belief, ganz außer Spiel. Die russischen Ziffern sind nach Köppen, bis auf die für 1864, die den Zusammenstellungen des Statistischen Central-Comité's in Petersburg entnommen ist, mitgetheilt worden, die französischen für 1820 und 1851 nach den Jahrbüchern des Längenbureau's, die britischen und amerikanischen, sowie die letzte französische nach den amtlichen Censusberichten. Unter Rußland ist nur das europäische zu verstehen und bei der Zählung von 1816 fehlen Polen und Finnland, die in den beiden Census von 1851 und 1864 zugerechnet wurden, und zwar für Polen resp. 4,852,055 und 4,840,466 (im Jahre 1860) und für Finnland resp. 1,636,915 und 1,798,909 (im Jahre 1863) Köpfe. Bei der französischen Zählung wurde natürlich immer nur die heutige Gebietsausdehnung berücksichtigt, doch sind bei der Zahl für 1861 die Annexionen vom Jahre 1860, d. h. die jetzigen Departements Alpes maritimes, Savoie und Haute-Savoie mit einer Gesammtbevölkerung von 737,113 Seelen, mit in Rechnung gezogen worden.

Es ergiebt sich aus diesem Gemälde, daß die französische Bevölkerung in 161 Jahren nur um 90 pCt. — die 1860 erworbenen Gebiete außer Betracht gestellt — zunahm, England dagegen mit Ausscheidung Schottlands 293 pCt.; daß die amerikanische Bevölkerung dagegen in 70 Jahren sich verachtfacht oder in je zehn Jahren durchschnittlich um 70 pCt. gewachsen ist, daß endlich Rußland in 142 Jahren seine Bevölkerung beinahe verfünffacht sah. Das Geheimniß der amerikanischen Entwickelung besteht in der Einwanderung, das Geheimniß der russischen in den glücklichen Eroberungen; beide Fortschritte der Volkszahlen sind anormale und gehen uns hier weniger an. Wichtig für uns ist nur das mehr als dreimal raschere Wachsthum der englischen Bevölkerung im Vergleich zur französischen.

Verfälschung der Nahrungsmittel.

II.

Oft wird die Vergiftung und Verfälschung in den Hausküchen vorgenommen, und namentlich greifen die Köchinnen, wenn sie die Früchte grün färben wollen, zu den verzweifeltsten Mitteln. So steht in einem englischen Kochbuche, welches achtzehn Auflagen erlebt hat, das naive Recept: „Gurken grün zu färben. Man kocht sie mit einem Hä'peny oder läßt sie 24 Stunden in der kupfernen Pfanne stehen.“ Am giftigsten sind die gemalten sogenannten französischen Confituren, bei denen die angewendeten Farbemittel arsenikfaures Kupfer, Mennige, überhaupt Bleioxyde sind, also die stärksten mineralischen Gifte, die es giebt. In Preußen, Frankreich, Belgien, in der

Schweiz ꝛc. ist das Bemalen von Zuckerwerk mit gefährlichen Farben verboten und die Verkäufer sind für alle Folgen verantwortlich, die nach dem Genusse sich einstellen sollten. Oftmals ist der Verfälscher unschuldig, wenigstens der Vergiftung. In England ist ein Fall vorgekommen, daß eine Person durch den Genuß von Gloucestershire-Käse in einem Wirthshause sich eine Krankheit zuzog. Es ergab sich, daß der Käsefabrikant, um dem Käse eine schönere Farbe zu geben, ihn mit Cochenille gefärbt hatte. Die Cochenille aber war abermals von dem Droguisten mit Mennige verfälscht worden, weil er natürlich nicht ahnte, daß jemals seine Cochenille zur Käsefabrikation verwendet werden könnte. Das Schlimmste ist endlich, daß selbst die Arzneimittel selten rein zu erhalten sind. So wird das kohlensaure mit schwefelsaurem Natron, einem höchst gefährlichen Salz, der Merkur mit Blei, Zinn und Wismuth, Rhabarber mit Gelbwurz und Gummigutt, spanische Fliegen mit schwarzem Pfeffer, das unentbehrliche Opium aber auf ein Dutzend verschiedener Arten corrumpirt. Alles, was als Pfeilwurzel in den Handel kommt, wird in 22 Fällen unter fünfzig entweder verfälscht mit, oder besteht gänzlich aus Kartoffel- und Sagomehl. Die jetzt ziemlich verschollene Revalenta enthielt bekanntlich nur Linsenmehl; was der Daubitz'sche Liqueur, nach dessen Genuß von zwölf Flaschen der Blinde sehend wird, enthält, wissen wir, ebenso der Hoff'sche Malzextrakt, den schon die alten Aegypter getrunken haben. Sicherlich war Osiris der Urahn von Johann Hoff. Daher die Unverwesbarkeit ägyptischer Mumien; — natürlich, sie balsamirten sich schon bei Lebenszeiten innerlich mit Malzextrakt ein und möglicher Weise sind sie ganz und gar ausgestopft mit hieroglyphenhaften Beweisen der außerordentlichen Heilkraft des Malzextrakts! ja, es ist möglich, daß alle jene Mumien zum neuen Leben erständen, wenn man ihnen nur einige Flaschen Malzextrakts eintrichterte. Daher auch die direkte Vererbung jenes Geheimnisses von Osiris, dem Urahn, auf Joh. Hoff, — Neue Wilhelmsstraße,. dem Urenkel ägyptischen Ursprungs. Nach Herodot nämlich tranken die alten Aegypter schon fleißig Malzextrakt und Osiris soll der Erfinder sein. Dieser erste aller Braumeister braute schon ziemlich nach den Regeln der heutigen Brauer zwei Biersorten, die eine aus Weizen (Mazar oder Potsdamer Weizen-Lagerbier), die andere aus Gerste (Fokna, daher unabweislich Joh. Hoff Neue).

Eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel, das Wasser — wie selten ist es rein? Unreines Wasser gehört zwar nicht in die Sphäre der verfälschten Nahrungsmittel, das Thema ist aber viel zu wichtig, um hier übergangen zu werden. „Es dürfte vielleicht eine Zeit kommen, wo die Beschaffung gesunden Trinkwassers für Städtekolosse, die auf zusammengedrängtem Raume täglich Massen von Unrath auswerfen, die der verwesende und diffundirende Einfluß der Atmosphäre auf die Dauer nicht mehr zu bewältigen vermögen wird, auf keine andere Weise mehr möglich werden dürfte, als durch eine im riesigsten Maßstabe ausgeführte Destillation." Die treffende Bemerkung eines berühmten Naturforschers gehört heutzutage leider nicht mehr in das Capitel verfrühter Uebertreibungen; jetzt schon ist die Beschaffung guten Trinkwassers

in großen Städten zur brennenden Lebensfrage geworden. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Klagen über die sich immer steigernde Verschlechterung des Trinkwassers in großen Städten, und wo nicht rechtzeitig mit den kräftigsten und durchgreifendsten Mitteln diesem Uebelstande gesteuert wird, dürfte das frische Trinkwasser in nicht zu ferner Zukunft ein verhältnißmäßig sehr kostspieliger Artikel werden.

Die Gründe der an manchen Orten schon zur Calamität gewordenen Wasserverderbniß liegen sehr nahe, es sind dies die Verunreinigungen organischen Ursprungs. Wir wissen zwar, daß ein jedes Wasser, auch das reinste Quellwasser, außer den mineralischen Bestandtheilen Spuren von organischen Beimengungen enthält. Kommt doch ein jedes Wasser, es mag nun ein stehendes oder fließendes sein, mit einer Menge organischer Substanzen in vorübergehende oder dauernde Berührung, von welcher es vermöge seiner indifferenten auflösenden Fähigkeit mehr oder weniger aufnimmt. Wenn nun solche organische Beimengungen, so lange sie nur in geringen Spuren im Wasser vorkommen und außerdem, von hineingefallenen Blättern oder Holztheilen herrührend, vorzugsweise vegetabilischer Natur sind, keine schädliche Wirkung auf das Trinkwasser ausüben, so ist dies freilich etwas ganz Anderes, sobald deren Menge wesentlich vermehrt wird und diese Verunreinigungen sogar dem animalischen Reiche zum Theile angehören.

Solche Verunreinigungen sind es, welchen das Wasser vor Allem in großen Städten, diesen Heerden des Lebens, ausgesetzt ist. Hier wird theils durch mangelhafte Canalisirung, theils durch die Nachbarschaft der Cloaken vermittelst des porösen Erdbodens dem Wasser eine so unglaubliche Menge in Zersetzung begriffener organischer Substanzen zugeführt, daß dieses nothwendigste aller Lebensbedürfnisse, mit den Produkten und Effluvien der Fäulniß überladen, einen durchseuchenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben muß.

Berlin, das lange den Ruf eines guten Trinkwassers behauptet hatte, ist in der neueren Zeit in Folge seiner raschen Vergrößerung und ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung ebenfalls von dieser Calamität in sehr fühlbarer Weise heimgesucht worden. Namentlich haben die in einigen der neueren Stadttheile zuerst laut gewordenen Klagen über ungenießbares Trinkwasser der Brunnen die Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Uebelstände geleitet. Die physikalische Untersuchung dieses Wassers an Ort und Stelle ergab, daß es durch ekelerregenden Geschmack und unangenehmen, stallähnlichen Geruch nicht nur als Trinkwasser, sondern auch zum häuslichen Gebrauch vollkommen ungeeignet ist. Ein Brunnen in der Ritterstraße giebt ein Wasser, durch dessen Genuß die Bewohner der umliegenden Häuser an Indigestionen &c. litten; besonders große Beschwerden hatte ein Mann, der sieben Jahre lang von dem Wasser getrunken; bei der Untersuchung des Wassers und nach der angestellten Berechnung mußte dieser Mann in den sieben Jahren allerdings ca. 80 Pfund Salpeter mit hinuntergeschluckt haben.

Die Frage liegt nahe, ob unter diesen Verhältnissen nicht das Wasserleitungswasser als Trinkwasser dem Brunnenwasser vorzuziehen sei. An

und für sich ist aber Flußwasser weniger gutes Trinkwasser, da dasselbe nicht die normale Beschaffenheit des zur Ernährung erforderlichen Wassers habe, wozu noch kommt, daß, was Berlin speciell betrifft, gerade das Spreewasser im Juli und August viele thierische Organismen aus dem Spreewalde enthält, die auch durch das Filtriren nicht entfernt werden können. Dies zeigt sich auch in andern großen Städten. So ist das Pariser (destillirte) Wasser so schlecht und ungesund, daß es räthlich ist, so wenig als möglich, und das wenige mit Zucker und Wein, zu trinken. London wird mit Themsewasser versehen, und manche der Röhrenleitungen liegen innerhalb der bewohnten Ufer. Ein englischer Chemiker hat nachgewiesen, daß das glänzendhelle, eisige Wasser des berühmten Aldgate-Brunnens alle seine gepriesenen Eigenschaften den salpetersauren Salzen verdanke, welche dem Quell aus den Zersetzungsprodukten eines nahen Kirchhofes zugeführt werden!

Die größte Neigung, dem Apotheker in's Handwerk zu pfuschen, zeigt der Bierbrauer, und der Bierwirth noch mehr als der Bierbrauer. Da das Bier aus Getreide bereitet und im Wesentlichen alle auflöslichen Bestandtheile des Mehles enthält, so kann man es mit Fug und Recht — als flüssiges Brod betrachten. Es ist ein Nahrungsmittel, ganz wie das Brod, nur mit dem Unterschiede, daß es durch den Weingeist auf- und anreizend und durch das Hopfenbitter zugleich magenstärkend wirkt. Seine nährenden und reizenden Bestandtheile stehen in einem für die Gesundheit sehr vortheilhaften Verhältniß und es hält die richtige Mitte zwischen der nahrhaften, aber zu wenig reizenden Milch, und dem wenig nährenden und stark erregenden Wein. Es ist unter den Spirituosen jedenfalls das gesundeste Getränk, und der alte Humorist Lichtenberg, der weder vom Stickstoffgehalte des Bieres, noch von der Eintheilung der Nahrungsmittel in plastische und Respirationsmittel Etwas gewußt, hatte doch nicht so ganz Unrecht, wenn er schon vor sechszig Jahren in seiner Beschreibung der Hogarth'schen Kupfer den Porter „flüssiges Brod, in welchem man die zweckmäßige Mischung der Begeisterung mit der Nahrhaftigkeit getroffen", genannt hat. Für fette Personen, für schlaffe, zur Melancholie geneigte Individuen ist das Bier, mindestens in den stärkeren Arten nicht geeignet, während es für magere und arbeitsame Personen ein passendes Getränk ist. Ueberhaupt ist der vorwaltende Genuß des Bieres nur für die arbeitende Klasse zuträglich und für diese weit besser als der Genuß des Branntweins, weshalb überall — wie in manchen süddeutschen Staaten — von den Behörden ein wachsames Auge auf die Güte des Bieres gerichtet sein sollte.

Unbestritten wird dies wichtige Getränk von Jahr zu Jahr schlechter und die Aufsicht der Sanitätspolizei keineswegs rühriger und energischer. Bierverfälschungen finden in großartigem Maßstabe statt; sie beziehen sich hauptsächlich auf den Zusatz von Hopfensurrogaten. In dieser Beziehung werden verschiedene bittere und narkotische oder betäubende Pflanzensubstanzen gebraucht, nicht allein um den Hopfen zu ersetzen, sondern um schwachen Bieren eine scheinbare Stärke zu geben. So dienen Kokelskörner und Bohnen als Berauschungsmittel; Quassia und Pikrinsäure zum Bittermachen; Corian-

versamen zur Würzung; spanischer Pfeffer, Ingwer, Paradieskörner um feurige Eigenschaften zu erzielen; Austernschalen sollen altem Biere wieder Jugend geben; Alaun dem jungen Biere einen Alterbeigeschmack, während man durch Zusatz von Schwefelsäure das Alter des Bieres um 18 Monate zu anticipiren vermag. Gewöhnlich erhält das Bier in den Schenken eine Wassertaufe, indem man den Verlust an Farbe durch gebrannten Zucker ersetzt und etwas Tabak und Salz hinzufügt, als durstbegünstigende Mittel. Besonders beliebt sind die Kokelskörner, von denen schon 1850 nicht weniger als 2359 Centner in England eingeführt wurden. Wenn die zerstoßenden Körner mit Wasser ausgezogen werden, so entsteht ein Extrakt, welcher, zu dem Biere zugesetzt, folgende Wirkungen hervorbringt. Erstens ertheilt er demselben einen intensiv bittern Geschmack und man kann bei diesem Zusatz ein ganzes Drittel des sonst erforderlichen Hopfens weniger nehmen, ohne den Geschmack des Bieres wesentlich zu beeinträchtigen. Zweitens giebt er schwachem und geringhaltigem Gebräu im Munde mehr Fülle und Körper, und zugleich eine dunklere Farbe. In dieser Hinsicht soll ein Pfund Kokelskörner so viel wirken, als wenn ein Sack (4 Bushel) Malz mehr genommen worden wäre. Drittens erregt dieser Zusatz bei den Biertrinkern gewisse Symptome einer alkoholischen Berauschung und vermehrt so die scheinbare Stärke und berauschende Kraft des Getränkes. Um dieser Eigenschaften willen wird denn das Mittel von vielen Brauern, welche gewisse Wünsche ihrer Abnehmer auf recht billige Weise zu erfüllen trachten (100 Pfd. Kokelskörner kosten nur 6—7 Thlr.) häufig genug benutzt. Zwar ist die Anwendung durch eine Parlamentsakte verboten und bringt dem Brauer 200, dem Droguisten, der an einen Brauer verkauft, 500 Pfd. St. Strafe, aber es wird aus den Körnern ein Extrakt bereitet und verkauft, von dem man Ursache hat anzunehmen, daß er stark consumirt wird. Einige, die über Brauerei schrieben, geben sogar populäre Anweisungen zur Verwendung dieser Drogue; Morrice empfiehlt dem honetten Brauer (!) auf 10 Quarter Malz 3 Pfund Kokelskörner zu nehmen. Der unhonette nimmt zuweilen schon 1 Pfund auf ein Faß von 54 Gallonen und parfümirt es überdies mit Calmus und Veilchenwurzel. Wenn sich mit einem Pfund Kokelskörner in der That vier Bushel Malz ersparen lassen, so müssen die Verfälscher mit den 1850 eingeführten 2359 Centnern, sofern die ganze Quantität in dieser Art verbraucht ist, die ungeheure Ersparniß von 1,056,000 Bushel gemacht haben.

Durch diese Betrügereien werden hauptsächlich die niedern Klassen in England betroffen. Die mittleren ziehen dort die weinigen Hellbiere und die Bitterbiere vor; der Handarbeiter aber liebt das Volle, Substantielle im Munde, und der arme Bauer wünscht nach des Tages Mühen in seinem einzigen Kruge Etwas zu finden, was ihm ein Wenig nach dem Kopfe steigt. So werden also die stark versetzten Biere hauptsächlich von den arbeitenden Klassen gesucht und consumirt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die eigenthümlichen bestialischen Formen der Berauschung, welche zuweilen unter diesen Klassen zum Vorschein kommen, zum größten Theil dem Einfluß der Kokelskörner zuzuschreiben sind.

In England hält man das **Scharlachkraut** gleichfalls für einen rausch-erzeugenden Zusatz zum Biere und der **Safran** hat eine ähnliche Wirkung. Er äußert einen eigenthümlichen Einfluß auf Gehirn und Nerven und erregt, in großen Gaben genommen, eine unbändige Lustigkeit und unfreiwilliges Gelächter. Auf Grund dieser Eigenschaften hat man angenommen, daß dieser Stoff die *νηπενθής* des **Homer** sein könne, und die Alten hatten zur Bezeichnung eines lustigen Temperamentes die Redensart: „dormivit in sacco croci.“ Es hat dieser Stoff außerdem noch, wie in einem gewissen Grade auch der Hopfen, die Eigenschaft, daß er der Berauschung durch weingeistige Getränke entgegen wirkt. Schon **Plinius** sagt, daß er die Weindünste niederschlage und der Trunkenheit vorbeuge. Starke Weintrinker nehmen daher einen Safrantrank, um ohne üble Folgen forttrinken zu können.

Kein geringer Schreck traf aber das biertrinkende England, als vor etlichen Jahren der französische Chemiker **Payen** erklärte, daß aus Frankreich **Strychnin** nach England ausgeführt werde, um zur Fabrikation des sogenannten Pale-Ale benutzt zu werden. Der sechste Theil eines Grans von diesem Gifte vermag den Tod herbeizuführen, und die geringsten Dosen, wenn täglich genossen, vermögen allmählich Starrkrämpfe zu erzeugen und das Nervensystem zu vernichten.

Was die **Weinverfälschungen** betrifft, so sind sie je nach den Oertlichkeiten verschieden. Wird die Kunst so betrieben wie bei den Bordeaux-weinen in **Frankreich**, dann paßt eher für diesen Prozeß das Wort Veredelung als Verfälschung. In **Deutschland** wird dagegen die Verfälschung großartig betrieben und in **England** ist fast nirgends, für den Fremden wenigstens, ungefälschter Wein zu erhalten. Schon in früheren Heften der „Revue“ sind die Verfälschungen des Weines besprochen worden, wir könnten aber mehrere Weinhändler namhaft machen, die „Wein“ erzeugen, ohne daß dieses Gemisch auch nur den geringsten Zusatz des Erzeugnisses der Rebe hat. Freilich, wo sollten auch die ungeheuren Quantitäten herkommen, die Jahr aus Jahr ein consumirt werden? Kommt doch die **Gesammt-Weinproduktion** Europa's im jährlichen Durchschnitt auf nur etwa 100 Mill. preußischen Eimer, die sich auf die einzelnen Wein erzeugenden Länder vertheilen, wie folgt: Südrußland 200,000 Eimer, Griechenland 500,000, Schweiz 1,600,000, Italien 2,000,000, Zollverein 3,000,000, Portugal 5,500,000, Spanien 8,300,000, Oesterreich 28,100,000 und Frankreich 50,000,000.*) Bei uns geht natürlich die Furia apothecaria der Küfer

*) Für Trinker hat die Zusammenstellung der verschiedenen Arten des Rausches, wie sie das französische technische Journal „La vigne“ bringt, wohl etwas Interessantes. Und wer tränke nicht einmal in heiterer Gesellschaft sich in eine etwas erhöhte Stimmung hinein? Darum geben wir hier die Worte jenes Blattes, welches sagt: „Der **Weißwein** ist dem Nervensystem schädlich, verursacht Zittern, Verwirrung der Sprache, Convulsionen. Die **moussirenden Weine** steigen schnell zu Köpfe, aber ihre Wirkung ist nur von kurzer Dauer. **Apfelwein** kann schneller berauschen als anderer, und bringt auf jeden Fall auf die Schleimhäute der Verdauungsorgane einen verderblichen Einfluß hervor, der oft in Magenkrebs endigt. Die Betrunkenheit in **Bier** ist schwer, stupide, hindert aber gewöhnlich den Trinker nicht, fett zu werden, während die **Branntweintrinker** einem lang-

auch auf Erzeugung einer künstlichen Blume, deren Geruch bisweilen eher an Pomade als an die Rebe erinnert. Am Rhein, überhaupt in ganz Deutschland, treibt man ja unter Lust und Scherz das nämliche Geschäft bei der Bereitung des Maiweins. Ist es den Gastwirthen zu verdenken, wenn sie mit Lindenblüthen in Bezug auf das von einem sogenannten Weingroßhändler bezogene Fabrikat ebenso vortrefflich umzugehen wissen, als wir mit dem vielbesungenen Waldmeister? Unschuldig ist das Treiben eines solchen Wirthes im Vergleich zu dem englischen Weinhandel, der „seinen alten Portwein mit Kruste" für 2¾ Shilling die Flasche liefert. Beim Oeffnen der Flasche findet man nicht nur die Kruste sondern auch den gefärbten Stöpsel, beides „untrügliche" Zeichen eines hohen Alters. Das Geheimniß aber besteht darin; daß es Fabriken giebt, die Beides, künstliche Krusten und Stöpsel, billig zu liefern verstehen.

Zum Schluß wollen wir noch einiger Verfälschungen des Tabaks erwähnen. In Ländern, wo eine hohe Steuer auf dem Tabak ruht und zu Unterschleifen anreizt, werden allerhand Künsteleien und Verfälschungen mit demselben vorgenommen. Zuckerige Stoffe, wie Syrup, Honig ꝛc., spielen dabei eine Hauptrolle. Sie sollen sowohl der Gewichtsvermehrung als der Geschmacksverbesserung wegen angewendet werden. Pflanzenblätter, z. B. Rhabarber, von der Buche, dem Nußbaum, Moose, Kleie, Malzkeime, Zuckerrübenrückstände, Lakritzen, Rosinen, gelber Oker, Walkerde, Sand, Salpeter, Kochsalz, Salmiak — alle diese Stoffe hat man schon in gefälschtem Tabak aufgefunden und wer kann wissen, wie weit sich diese Liste noch verlängern ließe! Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß wir bei den Tabaksfabrikaten auf tausenderlei Geschmacksverschiedenheiten stoßen, welche sich aus der chemischen Natur des Blattes nicht erklären lassen?

Da sich aber die ächten Tabaksblätter durch ihre charakteristische Struktur von anderen ähnlichen Blättern wesentlich unterscheiden, so kann das Mikroskop hier mit Sicherheit angewendet werden, während die chemische Untersuchung einer Tabakssorte oder Cigarre sich vorzugsweise auf den Nachweis von Zucker und einigen Salzen zu beziehen hat. Die alte Sage, daß die sogenannten Manilla-Cigarren in Opium getränkt würden, scheint sich nicht zu bestätigen, doch ist es constatirt, daß an und für sich geringe Cigarrensorten durch geeignete Behandlung mit Opiumlösung verbessert werden können, weshalb diese Manipulation vielleicht nicht so selten vorkommen dürfte. Interessant sind die Fälschungen, die in Europa mit dem Tabak und den Cigarren vorgenommen werden, welche unter dem Namen „Havanna-Cigarren" berühmt sind. Mit dem Tabak der Insel St. Domingo werden in Deutschland die Cigarren verfertigt, welche man in Europa als Erzeugnisse von Cuba verkauft und die in so hohem Grade dem Geschmack der Raucher schmeicheln. Besonders haben die Städte Hamburg und Bremen, welche

samen Tode entgegengehen. Gefährlicher noch als der Branntwein ist der Absynth, dann der Tafia und der Kirsch, welche eine wahrhaft entsetzliche, vernichtende Betrunkenheit hervorbringen." Also Rothwein, wenn es denn doch sein soll, oder am besten Champagner, er ist ja seit dem deutsch-französischen Handelsvertrage billig geworden!

den größeren Theil der Export-Waaren empfangen, diesen eigenthümlichen Erwerbszweig ausgebildet. Die geübten Cigarrenarbeiter bedecken mit einem schönen Blatte des St. Domingo die mittelmäßigen Tabake aus Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, um ihnen das völlige Aussehen von Havanna-Cigarren zu verleihen. Sie geben ihren Fabrikaten alle bei den Rauchern beliebten Formen: Regalia, Imperial, Trabucos, Panetales u. s. w. Um den Raucher noch mehr zu täuschen, werden aus der Havanna die Cedernbretter bezogen, aus welchen dort die Kisten gemacht werden, das Papier, womit man sie inwendig ausfüttert, die Bänder, um die Packete zusammen zu binden, bis auf die kleinen Nägel, welche die Deckel der Kisten befestigen. Man ordnet die Cigarren auf gleiche Weise, wie in der Havanna, man bringt auf die Deckel die renommirtesten Namen, Gravuren und Marken. Sobald sich ein Schiff aus der Havanna auf der Rhede von Bremen oder Hamburg blicken läßt, tragen die Kaufleute Sorge, diese Tausende mit so vieler Sorgfalt gearbeiteten Cigarrenkisten an Bord des Schiffes zu bringen, bevor es in den Hafen einläuft. Auf dem Steueramt werden diese Kisten dann als Havanna-Cigarren deklarirt und als solche deponirt. Aus diesen Depots kommt die Mehrzahl der fälschlich für Havanna ausgegebenen Cigarren her, mit denen Europa überschwemmt ist. Diesen Erwähnungen muß noch folgende wichtige Bemerkung hinzugefügt werden. Es werden jährlich aus der Havanna nicht mehr als gegen 270 Millionen Cigarren exportirt. Diese Menge, die auf den ersten Blick beträchtlich klingt, erscheint bedeutend geringer, wenn man weiß, daß sie sich auf sämmtliche Raucher des Erdkreises vertheilt. Dann ist es wohl ersichtlich, daß diese Fabrikation kaum für den allgemeinen Bedarf genügt, und daß der Ueberfluß, der sich in allen Kreisen des Verbrauchs bemerklich macht, nur von der oben angegebenen betrügerischen Fabrikation herrühren kann.

Schlimm sind auch die Schnupfer daran, denn den Schnupftabak hat ebenfalls seine besonderen Verfälschungsmittel, unter denen die Nießwurz mit das gefährlichste ist, ganz abgesehen davon, daß vielfach der Schnupftabak schlechtweg schon wegen des Nicotins als gesundheitsgefährlich betrachtet wird. Daß Bleivergiftungen durch die Verpackung des Schnupftabaks in Bleipapier früher besonders häufig vorkamen, ist bekannt, doch findet man auch noch jetzt in Schnupftabaken außer Zusatz von Wasser und eisenhaltigen Erden, als gelbem und rothem Oker, drei starke Gifte: Mennige, chromsaures Blei und doppelt chromsaures Kali. Das letztere Gift ist so stark, daß der Chemiker Duchâtel mit Dosen von $\frac{1}{18}$ bis herab zu $\frac{1}{500}$ Gran Hunde damit tödtete.

Die Abstammung, Züchtung und Leistungen des englischen Pferdes.

Das englische Pferd, obwohl kein ursprüngliches, sondern verpflanztes Blut, hat doch schon lange jene Stetigkeit und Nachhaltigkeit in Vererbung

seiner Eigenschaften, durch die es der Repräsentant einer neuen markirten, und zwar in ihren Formen von dem Typus des Urblutes abweichenden edlen Race geworden ist; es spielt gegenwärtig unbestritten die größte Rolle in der Pferdezucht Europa's.

Das alte England war schon zur Zeit, als es noch Britannien hieß und von Julius Cäsar der römischen Herrschaft wenigstens nominell unterworfen wurde, reich an Pferden, die wahrscheinlich jenem allgemeinen europäischen Pferdeschlage angehörten, dessen Eigenschaften derbe, plumpe Kraft und Ausdauer in langsamen Leistungen waren, den wir also im Gegensatze zu der „orientalischen Race" den „abendländischen Schlag" nennen könnten.

Die erste sicher nachweisbare Spur einer mehr als vorübergehenden Veredlung des Blutes des eingeborenen Pferdes und der Hebung seiner Zucht finden wir in der Zeit des normännischen Eroberers Wilhelm. Er und seine Edlen brachten spanische Pferde mit, die sich theils rein, theils in Kreuzungen weiter fortpflanzten. Ritterliche Uebungen und die eingeführten Verbesserungen der Landwirthschaft wirkten nach zwei Seiten hin als Hebel zur Emporbringung der Zucht.

Im Jahre 1121 kam — so viel man weiß — das erste arabische Pferd nach England. Es war ein Geschenk Alexander's I., Königs von Schottland, an die Kirche des heiligen Andreas. Doch das war noch nicht die Zeit des reinen arabischen Blutes. Die schweren Rüstungen des Pferdes und Ritters schlossen noch so ziemlich alle Pferde von leichtem Bau und zierlicher Gestalt aus, und man kannte die arabischen Pferde zu wenig, um wissen zu können, daß in ihren dünnen Knochen und strammen Sehnen mehr Fond und Leistungsfähigkeit liege, als in dem plumpen Gliederbau und der faserigen, lockeren Muskulatur des abendländischen Pferdes.

Erst in Spanien und Neapel hatte man angefangen, die eingeborenen Pferde mit Berberblut aufzufrischen, und von dort her bezog die Ritterschaft, welche im Kampfe und bei Aufzügen glänzte, ihre stattlichen Rosse.

Unter Johann ohne Land geschah Einiges, namentlich zur Gründung einer guten Zucht von Zugpferden, durch die Einfuhr hundert ausgezeichneter flandrischer Hengste. Selbst eingenommen für die Pferdezucht, trug dieser Fürst mit seiner Vorliebe mittelbar und unmittelbar gar viel zur allgemeinen Hebung derselben im ganzen Lande bei. Unter Eduard II. und III. wurden wieder edle Pferde, und zwar von orientalischer und spanischer Zucht eingeführt; ein Edikt, welches die Ausfuhr von Zuchtpferden verbot, ward erlassen, und Heinrich VIII. wußte viele Verordnungen über die Pferdezucht und über die gesetzmäßige, ihm wohlgefällige Größe und Höhe der Pferde zu geben, manche schöne arabische und Berberstute mußte erst den langen Weg von den trockenen Grasplätzen Afrika's bis zu den Wiesen der immergrünen Insel zurücklegen. Die Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten bei der Fortpflanzung der Pferde wurden durch die Anordnungen dieses Königs abgestellt, indem die Obrigkeit aufgefordert wurde, unansehnliche und ungeeignete Hengste von der Fortpflanzung durch Kastration oder Tödtung auszuschließen, und überhaupt alle geringen, dienstuntauglichen Pferde auszurotten. Der Pferde-

bestand Englands wurde hierdurch zwar beträchtlich herabgesetzt, und insofern mag man diese Maßregel anfechten, doch die überbleibenden werden als kräftige, energische und ausdauernde Thiere beschrieben, und offenbar stand das englische Pferd, veredelt durch orientalisches Blut aus spanischen und italienischen Hengsten, schon damals den Pferden der übrigen europäischen Völker an Werth und Ansehen nicht mehr nach.

Es waren nunmehr die ersten Elemente vorhanden, aus denen die englischen „Training-Gentlemen" und ihre natur- und pferdeseelenkundigen „Grooms" durch mancherlei interessante Racenkreuzung (cross-breeding und breeding in-a-in) und vielfache Experimente das spätere „thoroughbred horse", den späteren „racer" herausbrachten. Auch wurde von jetzt an die Einführung orientalischer Pferde häufiger; die schweren Rüstungen und mit ihnen das Bedürfniß schwerer Pferde waren verschwunden; man fing an, Leichtigkeit und Schnelligkeit zu schätzen; die Pferderennen und besonders das kühne Steeple chase kamen in Schwung und wurden mit Eifer und Interesse, aber damals noch nicht als Zweck des Züchtens und Mittel des Gewinnes, betrieben; und so finden wir unter König Jakob I. schon die Anfänge zu der rationellen Züchtung des englischen Pferdes aus orientalischem Blut, die bald so große Resultate erzeugen sollte. Dazu kommt, daß England zum Theil in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit, zum Theil in Folge der von den Menschen aufgewandten Kunst die vortrefflichsten Rasenplätze der Welt hat, und dieser Umstand hat gewiß dazu beigetragen, die Pferdezucht sehr zu erleichtern und namentlich auch die Pferdewettrennen begünstigt. Ein sanfter, ebener, fester und elastischer Rasen ist dazu eines der ersten Bedingnisse, besonders auch gute Uebungsräume, und England hat eine Menge solcher Gründe, welche die obigen Qualitäten in so vollkommenem Grade besitzen, daß sie das Entzücken und die Freude jedes „Trainers" ausmachen.

Karl I., Cromwell und Karl II. hielten entschieden auf Rennen und Zucht. Unter Karl's I. Regierung wurden die Rennen in Hydepark und Newmarket eingeführt, für welche Karl II., der den Königsthron und die Pferderennen restaurirte, königliche Preise aussetzte. Zu dieser Zeit war es, daß Helmlei's berühmter Türke von George Villiers, Herzog von Buckingham, eingeführt, daß der famose türkische Hengst white Turk von Cromwell angekauft und endlich Fairfax's Marokkaner zur Zucht aufgestellt wurde. Eine neue Sendung orientalischer Pferde kam durch Karl's II. Stallmeister nach England.

Und so wurde allmählich das orientalische Blut in die Adern des englischen Pferdes getropft, und neben steter allgemeiner Veredlung jene Reinzucht gegründet, welche der Quell von allem Vollblut ist. Die entschiedensten und glänzendsten Resultate erlangte man in Nachkommen von Godolphin's Araber und Darley's Araber, welche beide zu Zeiten der Königin Anna nach England kamen. Der Erste war wahrscheinlich ein Berberroß und ging, bevor ein Kennerauge seinen Werth entdeckte, in einen Wasserkarren in Paris, der Zweite war ein Araber, zu Aleppo angekauft und ein Sohn der Wüste von Palmyra.

Diese wenigen berühmten Pferde sind die Stammväter des englischen Vollblutes, dessen Stammregister alle auf orientalische Abkunft zurückführen; aus orientalischem Blut haben also die schönen Linien und die hohen Leistungen des englischen Vollblutes gekeimt; aber die Frucht, welche sich aus diesem Keim entwickelte, ist das Resultat einer Züchtung, die mit Verständniß der Zwecke und Consequenz in deren Verfolgung und besonders mit umsichtiger Auswahl der Individuen zur Nachzucht geleitet war. Diese Anerkennung wird jedem unparteiischen Hippologen abgezwungen, so lange er nur die ersteren Glieder aus dem Stamme des Vollblutes beurtheilt — ob heute noch Alles so ist, wie ehemals, darüber sollen später einige auf Thatsachen gegründete Betrachtungen angestellt werden; zuvor aber noch ein paar Worte über Züchtungsart und Leistungen!

In England züchtet man je nach dem Gebrauchszweck verschiedene Gattungen von Pferden, und fast eine jede der Gattungen ist durch ihre hervorstechenden vorzüglichen Eigenschaften berühmt und geschätzt.

Da ist das Jagdpferd, das gewöhnliche Reit- und Cavalleriepferd, das Kutschenpferd, ein Abkömmling der famosen Cleveland-Braunen von Yorkshire, endlich das Bauernpferd und das schwere englische Coalwaggon-Pferd.

Wir brauchen über die Züchtung aller dieser verschiedenen Pferde, besonders über die ersteren edleren Gattungen nichts weiter zu sagen, als daß sie Mischlinge des Vollblutes mit den einheimischen mehr oder minder veredelten Pferden sind; durch Zusatz von mehr oder weniger Blut bei richtiger Auswahl der Mutterstuten, durch sorgsames Aufziehen des Nachwuchses und durch verständige Beobachtung der Resultate ist der Engländer nach und nach dazu gekommen, fast in jeder der angeführten Gattungen den relativ-vollkommensten Ausdruck aller der Eigenschaften zu verkörpern, die man gewöhnlich an den genannten Pferden schätzt. Er erzeugt das kräftige Jagdpferd mit seinem kurzen gedrungenen Leib, elastischen, nicht zu engen Hufen, der kurzen Fessel, der langen Hankenpartie, dem breiten Sprunggelenk, dem langen und breiten Vorarm, dem weiten und tiefen Brustkasten, hohen Widerist, dem leichten Hals und Kopf — Eigenschaften, die es befähigen, sich zu dauernden Leistungen von mittlerer Schnelligkeit auf jedem Terrain mit Leichtigkeit herzugeben; das gut aufgesetzte Reitpferd mit seiner etwas erhabenen Action, dem geraden, eher kaum merklich eingebogenen Rücken, der guten Rippenabrundung, der schief geschnittenen Schulter und der kräftigen Brust; die eleganten Kutschpferde mit ihrem langen Leib, dem hohen Widerrist, der schiefen Schulter und den flachen kräftigen Schenkeln.

Alle diese Pferde haben, wie gesagt, mehr oder weniger Vollblut in sich, das Rennerblut ist also das allgemeine Reservoir der Veredlung, aus welchem der Engländer schöpft; ist der Stamm, dessen Reiser auf alle Sorten, die er edel machen will, gepfropft worden. Was also die englischen Pferde im Allgemeinen und in allen genannten Gattungen vorstellen und leisten, läßt sich auf das zurückführen, was in der Zucht des Rennpferdes geleistet wird; und die Formen und Eigenschaften, welche man diesen Letzteren an-

züchtet, werden sich bestimmt und leicht erkennbar in allen Verzweigungen des englischen Pferdestammes wieder ausprägen.

Wir haben es also mit der Reinzucht zu thun, wenn wir gegründete Muthmaßungen darüber anstellen wollen, was die englische Pferdezucht im Allgemeinen und mit ihr fast alle Zuchten des Continents, die zum großen Theile von jener abhängen, in der Zukunft für wahrscheinliche Resultate geben werden.

Die geschätzteste und zahlreichste Nachkommenschaft von Gewinnern zeugten Godolphin's und Darley's Araber. Von Darley's Araber stammen die Flying und Blending Childers, die Snax Sampson und der berühmte Eclipse. Von den Leistungen dieses berühmten Rennpferdes wollen wir einige hier anführen.

Eclipse war ein Sohn des Marsk, eines Nachkommen von Blending Childers in der zweiten Generation. Sein Körperbau markirte sich durch überwiegende Kraft des Hintertheils, besonders der langen Hankenpartie, muskulöse Schenkel und breite Sprunggelenke. Er war merklich überbaut, doch wurde dies durch die außerordentliche Entwickelung seiner Schulterpartieen und die schiefe Lage der Schultern selbst, so wie durch die muskulöse Breite der Oberarme ausgeglichen. Eclipse scheint ursprünglich für die Rennbahn nicht bestimmt gewesen zu sein, er wurde erst mit dem fünften Jahre trainirt, blieb aber von seinem Erscheinen an bis zu seinem Abtritte von der Bahn überall, wo er sich zeigte, unbestrittener Sieger. Seine Laufbahn dauerte nur 17 Monate, während welcher kurzen Zeit er die glänzendsten Erfolge errang. Kein Pferd wagte mehr neben ihm aufzutreten und so beschloß er seine Laufbahn als Renner, indem er am 18. October 1770 um die Königsplatte über die Bahn von Newmarket ging. Er hatte nie Reugeld bezahlt und seinem Besitzer an 25,000 Pfd. Sterling eingetragen. Später wurde er zum Decken verwendet und erzeugte die unglaubliche Zahl von 330 Gewinnern. Er wurde 25 Jahre alt, deckte fast während dieser ganzen Zeit um 50 Guineen die Stute, und muß für seinen Besitzer die Quelle von ungeheuren Einkünften geworden sein. In den letzten Jahren hatte er angefangen, am Zwanghuf zu leiden, und das Ueberhandnehmen dieses Uebels beeinträchtigte in Etwas den Werth seiner letzten Nachkommen.

Eclipse und Flying Childers waren die schnellsten und ausdauerndsten Renner, die England je erzeugt hat. Flying Childers machte die Tour um die runde Bahn von Newmarket, welche $3\frac{5}{8}$ englische Meilen lang ist, in 6 Minuten 40 Sekunden und durchlief die über $4\frac{1}{8}$ Meilen lange Beaconbahn daselbst in der unglaublich kurzen Zeit von 7 Minuten 30 Sekunden.

Bei einer Vergleichung der Leistungen der jetzigen englischen Rennpferde mit denen der berühmten Renner des vorigen Jahrhunderts gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Resultate der englischen Pferdezucht im Zurückgehen begriffen sind.

Mode und Spielwuth haben die gebräuchlich gewesenen Bahnlängen um ein Beträchtliches abgekürzt; Kampf und Sieg drängen sich in die kurze Zeit von zwei, höchstens drei Minuten zusammen, wodurch viel von den Chancen

des Erfolges in die Hand der Jockey's gelegt ist, und auf keinen Fall jene wichtige Eigenschaft des Zuchtpferdes mit in's Spiel tritt, welche sich sonst geltend machen konnte, — die Ausdauer. Um die höchsten Resultate der Schnelligkeit zu erreichen, hat man seine Ansprüche an die Ausdauer so ziemlich aufgegeben; man züchtet nur ein gegen das frühere längeres, mehr hochbeiniges Pferd, und doch hat man kein Produkt aufzuweisen, das selbst auf die kleinen jetzt gebräuchlichen Distancen die Schnelligkeit der berühmten Sieger von ehedem, Flying Childers und Eclipse, erreichte.

Man scheint den eigentlichen Zweck der Rennen, die Züchtung eines schönen und kräftigen Vollblutes zur allgemeinen Hebung der Pferdezucht, ganz aus den Augen verloren zu haben, und statt daß die Rennen der Zucht dienen sollten, kennt die Zucht kaum andere Zwecke als die Chancen der Wette und des Spiels. Während die alten Renner oft durch viele Jahre unbeschädigt als Sieger über die Bahnen gingen, wie z. B. der berühmte Exotik, welcher in den 11 Jahren seiner glänzenden Laufbahn 18 mal siegte, darunter im 7. Jahre seines Auftretens in einem Rennen zu Peterborough, bestehend aus vier Heats, jedes zu vier Meilen, sieht man die heutigen Gewinner, kaum daß sie ihre Laufbahn angetreten, oft schon hinter dem ersten Zielpfosten, über den man sie zum Siege herangepeitscht, mit zerrissenen Sehnen zusammenstürzen und die Rennbahn für immer verlassen.

Indem wir von den Leistungen des englischen Pferdes sprechen, dürfen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß dieser Abkömmling vom orientalischen Stamme*) das Originalblut in der Leistungsfähigkeit überholt hat, und wie

---

*) Die modernen Araber haben drei Pferderacen, die Atterbi, Kadischi und Kohlani. Die beiden ersten sind gewöhnliche Dienstpferde, die Kohlani sind reinen Blutes, und stammen nach der Volkssage von den Lieblingsstuten des Propheten ab. Muhammed, erzählt man, lieferte eine Schlacht, die drei Tage dauerte; während dieser ganzen Zeit setzten seine Krieger den Fuß nicht auf den Boden, und die Stuten, die sie ritten, hatten weder zu fressen noch zu trinken. Endlich am dritten Tage kam man an einen Fluß und der Prophet befahl, daß die Pferde abgezäumt und in Freiheit gelassen werden sollten. Von glühendem Durste verzehrt, stürzten sich alle diese Pferde, 10,000 an der Zahl, nach dem Fluß, als im Augenblick, als sie das Ufer erreichten, die Trompete des Propheten sie zurückrief. Zehntausend Pferde hörten das Signal, aber nur fünf gehorchten demselben, verließen den Fluß, ohne nur ihre Lippen genetzt zu haben, und kehrten zu ihrer Fahne zurück. Der Prophet segnete diese Stuten und färbte ihre Augenlieder, wie die der Frauen des Orients mit Kohol, daher der Name Kohlani, was geschwärzt bedeutet. Von diesem Augenblick an wurden sie von dem Propheten selbst und seinen Gefährten Ali, Omar, Abu Bekr und Hassan geritten, und von ihnen stammen alle edlen Renner Arabiens ab. Die große Ueberlegenheit des arabischen Pferdes dankt man zum Theil der außerordentlichen Sorgfalt der Beduinen in Erhaltung der Reinheit des Blutes, zum Theil der wohlwollenden und freundlichen Art, mit der das Pferd im Zelte des Herrn behandelt wird, wo es der Liebling der Kinder ist und gleichsam als Familienmitglied betrachtet wird. Die Stute des Beduinen — denn diese reiten niemals Hengste — zeigt den ganzen Scharfsinn und die Treue des Hundes, sie wird nie ihren schlafenden Herrn vom Feinde überfallen lassen, ohne ihn aufzuwecken. Die außerordentliche Schwierigkeit, sich arabische Stuten zu verschaffen, darf deshalb nicht in Erstaunen setzen: die Leute der Wüste bezahlen oft selbst bis zu 5000 Frcs., nur um zu hindern, daß eine berühmte Stute an Fremde verkauft werde. Man hat selbst 12,000 Frcs. bezahlen sehen, eine ungeheure Summe, wenn man den Werth des Geldes

verbreitet auch die Ansicht sein mag, daß der Araber das englische Vollblut in Dauerleistungen übertreffe, so haben doch mehrfache Versuche, namentlich mit den besten arabischen Pferden des Fürsten Pückler-Muskau, das Gegentheil bewiesen. Auch vor einiger Zeit erregte unter den professionellen Besuchern der Rennbahn die Nachricht, daß die besten arabischen Pferde gegen englische Renner nicht aufkommen können, viel stolze Freude. Ali Pascha, der die schönsten arabischen Pferde in ganz Aegypten besitzt, hatte sich nämlich zu behaupten vermessen, daß kein englisches Pferd es mit einem arabischen in einem Rennen von 4 Meilen Distanz aufnehmen könne, wogegen Halim Pascha sich erbot, mit seinem englischen Renner „Campanion" jede Summe gegen jeden beliebigen Araber zu wetten. Das Ende war, daß Ali's bester Araber von dem Engländer schmählich geschlagen wurde. Letzterer hatte, ohne merkliche Anstrengung, den andern um ½ Meile geschlagen und war, am Ziele angekommen, vollkommen frisch, während der Araber sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Trotzdem bleibt, wenn man die Leistungsfähigkeit des arabischen und englischen Pferdes gegen einander abwägen will, doch Einiges noch zu bedenken und zu würdigen. Das englische Pferd ist durchaus das künstliche Produkt menschlicher Einsicht und Sorgfalt; seine Kraft entwickelt sich nicht an den Strapazen eines abgehärteten Lebens — sie wird durch die geregeltste Uebung bei der sorgsamsten Pflege für die Tage der Leistung angesammelt und potenzirt. Deshalb wird das englische Pferd den Araber auch immer in allen bestimmten, meßbaren Leistungen eines Tages schlagen — es ist ein privilegirter Gewinner. — Wie aber, wenn sich die Leistungen über die Dauer und die Strapazen eines ganzen mühevollen Feldzuges voll Anstrengung und Entbehrung erstrecken, wo dem englischen Pferde seine Treibhauspflege abgeht? Ein Blick auf das Leben und die Kämpfe der Beduinen einerseits und auf das Verkommen der englischen Pferde im Krimfeldzuge andererseits giebt die schlagendste Antwort auf diese Frage und ist zugleich ein verläßlicher Maßstab, um den relativen Werth beider Racen für die Zwecke einer Zucht von kriegstüchtigen Pferden zu beurtheilen.

Die vlämische Bewegung.

I.

Wie es bei ähnlichen Erscheinungen immer zu geschehen pflegt, hat auch der Kampf, welchen jenseits der Ardennen an der Schelde um den alten Beffroi von Gent her das germanische Element gegen das roma-

in Arabien und Syrien in Anschlag bringt. Burkhardt führt einen Scheich auf, der eine sehr berühmte Stute besaß, woran er das halbe Eigenthum mit 10,000 Frcs. bezahlt hatte. Diese Theilungen sind merkwürdig, denn es kommt manchmal vor, daß eine Zuchtstute unter zehn bis zwölf Araber vertheilt ist.

nische kämpft, unbedingte Tadler und unbedingte Lobredner gefunden. Daß man in Deutschland es ziemlich lange anstehen ließ, bevor man überhaupt davon Kenntniß nahm, kann nicht auffallen, wenn man erwägt, daß Conscience, als er 1836 vlämisch zu schreiben anfing, in Belgien allgemein ausgelacht wurde. Seitdem die Bewegung mit ihrem deutschen Charakter mit mehr Bestimmtheit hervorgetreten, ist man ihr in Deutschland mit vielem Interesse gefolgt. Allein selbst übelwollende Gegner, um der wohlwollenden Tadler zu geschweigen, sind ernsten Bestrebungen in der Regel weit nützlicher als übertriebener Freundschaftseifer. Ein gewisses Mißtrauen, das hin und wieder gegen die Leiter der Bewegung unter den Deutschen hervortrat, braucht keineswegs als ein unpatriotisches Freundlichthun mit den Franzosen und den französisch gesinnten Belgiern gedeutet zu werden; es hat die vlämische Sprache ihre schwachen Seiten, die man im eigenen Interesse derselben nicht verschweigen darf.

Die vlämische Bewegung datirt übrigens nicht von gestern, selbst nicht, wie man anzunehmen gewohnt ist, von 1830 her. Der Vlaming L. van Rückelingen, der Verfasser von „Belgien unter Maria Theresia", sagt mit Recht von Jakob van Maerlant, dem ersten gelehrten Dichter Flanderns: „Man hat ihn den Vater unserer Dichter genannt, man könnte ihn vielleicht mit mehr Recht den Vater der „vlämischen Bewegung" nennen, denn er war der erste Streiter, welcher zur Vertheidigung unserer Sprachrechte aufstand." Was van Maerlant mit dem Worte that, protestiren gegen den französischen Einfluß und die französische Einmischung, das thaten im nächsten Jahrhundert Peter de Conink, Jan Breydel und die Artaveldes mit dem Schwert.

Weiter sehen wir die Vlamingen in ihren Privilegien und als Magistrate die Rechte ihrer Sprache sichern und behaupten. Als 1385 der Friede zwischen Karl VI., Philipp dem Kühnen und der Stadt Gent geschlossen wurde, mußte der König von Frankreich den freien Geleitsbrief für die 150 Genter, die sich nach Tournay zu den Unterhandlungen begaben, auf vlämisch ausstellen, und der für Flandern gültige Vertrag wurde in derselben Sprache abgefaßt. Als Johann ohne Furcht seinem Vater 1405 als Graf von Flandern nachfolgte, wurden ihm durch den Rath von Gent und zugleich durch die Abgesandten von Brügge und Ypern fünf Punkte vorgelegt, die er beschwören mußte, bevor sie ihn als ihren Herrn anerkannten, und der fünfte Punkt lautete dahin, „daß die allgemeinen Sachen zwischen den Mitgliedern des Landes und der Staatsregierung vlämisch abgehandelt werden sollten." Die Schöppen von Gent erließen 1407 an die von Audenaerde den Befehl, „dat men geenen walschen mandemente obediren en zonde" (daß man keinem wälschen Erlasse gehorsamen solle). Philipp der Gute beschwor in der „Blide Inkomst" von Brabant den 23. Mai 1427, daß der Kanzler des Rathes lateinisch, deutsch oder wälsch verstehen müsse. Die „vier oder fünf Briefe", durch welche Kaiser Karl V. der Stadt Gent 1539 sein Mißfallen zu erkennen gab, mußten in's Vlämische übersetzt werden; die Abgeordneten von Brüssel und Antwerpen hatten 1568 sogar den Muth, dem Herzog von Alba

einen französischen Brief zurückzugeben, und dieser Züge könnte noch weit mehr angegeben werden, wenn die angeführten nicht genügten.

Zugleich bildeten sich die „Rederykkammern", die zunftmäßigen bürgerlichen Verbindungen behufs poetischer Preiskämpfe und dramatischer Vorstellungen. Die erste, von welcher die Urkunden sprechen, ist die nach Gramaye 1303 zu Diest gestiftete der „Christusaugen". Die Rhetorikkammer, „das Buch" mit dem Sinnspruch „Um des Bessern willen", welche 1401 zu Brüssel gestiftet wurde, zählte Philipp den Schönen unter ihren Mitgliedern. „Die Fonteyne", welche unter dem Namen „die Fonteinisten" noch jetzt besteht, entstand 1447 in Gent; „die Päonie" zu Mecheln wurde 1859 wieder erneuert. Sie gewann den Preis des „Blayoens" (Wappens, Devise) in dem Preiskampfe der „Virolieren" in Antwerpen, an welchem im August 1561 nicht weniger als 14 Kammern theilnahmen. Um bei solchen Preiskämpfen, die, je nachdem sie städtisch oder ländlich waren, „Landjuwel" oder „Hagespiel" hießen, mitringen zu können, mußte eine Gesellschaft von einer der Hauptkammern, wie z. B. der „Rose" in Löwen, der „Fonteyne" in Gent oder dem „Alpha und Omega" in Ypern, für eine „freie" erklärt worden sein.

Die Poesie in diesen Wettstreiten äußerte sich gelehrt und bewegte sich feierlich. Sie war fast ausschließlich mystisch geworden. Die Zeit, wo unter dem fürstlichen Dichter Johann I. von Brabant Johann van Heelu die Schlacht von Wöringen, am 12. Juni 1288, erst mitschlagen half und dann besang, war vorüber. Dichtungen, wie „der Grimbergsche Krieg", „die Brabantschen Veesten" von Johann Boendale, dem Klerk von Antwerpen, „die Reise von St. Brandan", „der Theophilus" finden sich nicht mehr, wenngleich einige Stücke, z. B. der „Humulus" des van Diest, eines brabantischen Dichters aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und der „Sint Truydo" von dem Limburger Christian Fastrats, nach dem Urtheile Snellaert's, den mittelalterlichen Dramen noch sehr nahe kommen. Im Allgemeinen jedoch begnügte man sich mit „Sinnespielen" und „Refereynen", man ward allegorisch, didaktisch, mythologisch, unnationell. Die großen niederdeutschen Dichter Vondel, Cats und Hooft, welche gegen das Ende des 16. Jahrhunderts geboren, die beiden nächsten beherrschten und selbst heut noch durch Helmers, Tollens und Bilderdijk nicht verdrängt worden sind, gehören alle drei Holland oder Nordniederdeutschland an, während Südniederdeutschland oder Vlämisch-Belgien ihnen nur den Genter Jakob van Zevecota entgegenzustellen hat, allerdings ein wundervolles lyrisches Talent, aber doch nur eins.

Als 1814 die Niederlande wieder vereinigt wurden, hatte das im Ganzen durchaus keinen nationalisirenden Einfluß auf Belgien. Was die Burgunder begonnen, die Spanier fortgesetzt hatten, das war durch die französische Oberherrschaft vollendet worden. Die Belgier hatten so ganz alles germanische Bewußtsein verloren, daß sie sich ihrer Stammverwandtschaft mit den Deutschen kaum mehr erinnerten. Selbst die der Einverleibung in Frankreich vorhergehende österreichische Regierung hatte nicht im germanischen Sinne wirken

können, denn erstens war Deutschland damals selbst noch nicht eigentlich deutsch und, zweitens wurden, wie Friedrich Oetker in seinem „Taelstrid“ richtig bemerkt, die Deutschen in Belgien gehaßt, seit Joseph II. an die alten Ueberlieferungen des Landes die Hand des Neuerers gelegt hatte. Die Holländer ihrerseits aber waren den Belgiern gänzlich fremd geworden und überdies durch die Religion von ihnen getrennt. So kam es, daß jede selbst gute Einrichtung mit Mißtrauen aufgenommen und das Holländische als eine aufgedrungene Sprache betrachtet wurde, welche in der Schule grammatikalisch richtig erlernen zu sollen der vlämischen Jugend als Tyrannei galt. Noch vor Kurzem beantwortete P. Vermeire in seiner „Abhandlung über die vlämische Bewegung“ die Frage: „Wie kommt es, daß die Vlamingen von dem großen germanischen Stamme losgerissen sind?“ mit einer Anschuldigung gegen das holländische Sprachjoch. Daraus, daß wer rein niederdeutsch spricht, vom Volke in Vlämisch-Belgien gar nicht oder doch nur schwer verstanden wird, schließt P. Vermeire: „daß kein Grund vorhanden sei, das Holländische oder das Niederdeutsche in Belgien zu lehren oder zu üben und schlägt dafür das Hochdeutsche vor, indem er die vlämische Volkssprache, wie sie sich in ihren verschiedenen Dialekten unbefangen und ungelehrt äußert, nur in den untern Schulen und bei der Gemeindeverwaltung, nicht aber in den höheren Lehranstalten und bei der Staatsverwaltung an ihrem Platze findet.“ Die Empfindung, daß Belgien zu klein sei, um der Sprache Raum zur vollen Entwickelung zu geben, hatte auch van den Hoven (Delcourt), der Verfasser von „Langue flamande, son passé et son avenir“ (Bruxelles, 1844), welcher, obgleich Wallone einer der gründlichsten Kenner der niederdeutschen Sprache war. Doch schlug er als Auskunftsmittel nicht das Aufgehen in das Hochdeutsche, sondern das Verschmelzen mit dem zu entwickelnden Plattdeutsch war, eine Idee, welche eine Partei, als deren Organ die in Brüssel erscheinende „Zukunft“ angenommen werden darf, dahin erweitert, daß von Dünkirchen bis nach Königsberg nicht mehr hochdeutsch, sondern nur noch „dietsch“, unter welcher Benennung alle nieder- und plattdeutschen Dialekte begriffen sind, gesprochen und selbst geschrieben werden soll.

Diesen Parteien gegenüber steht die dritte, die eigentliche vlämische, welche, wie es scheint, für den Augenblick nichts Anderes verlangt und will als den möglichst ausgedehnten und unverkümmerten Gebrauch der niederdeutschen Sprache und im Frühlinge 1859 in dem „Vorschlage der vlämischen Commission“ ihre Forderungen zum ersten Mal officiell formulirt hat. Diese Partei bildete sich fast unmittelbar nach der Revolution von 1830, wenigstens sobald die Vlamingen wahrnahmen, daß sie, wie J. B. Langlois, einer der wallonischen Sprecher für das Vlämische sich ausdrückt, „vergessen“ wurden.

Aberglaube und Gebräuche der Neugriechen.

Die Neugriechen sind, wie die alten Hellenen, in hohem Grade abergläubisch. Die christliche Religion hat die Namen der heidnischen Götter, der Genien und der Dämonen in Heilige und Engel umgeändert; allein die Furcht und die Hoffnung, welche unsichtbare Mächte dem Menschen einflößen, haben immer und überall etwas Abgöttisches an sich. So vertritt der heilige Dimitrios die Stelle des alten Gottes Pan; er behütet die Heerden und empfängt die Gaben der Hirten, die Panagia oder die heilige Jungfrau öffnet wie Venus die Pforten des Himmels der Aurora; der heilige Paul galt in den ersten christlichen Zeiten als Merkur wegen seiner Beredsamkeit; das Frühjahr und die Nachtigallen erscheinen auf den Ruf der vierzig Heiligen; der heilige Georg beschützt die Saaten, und der heilige Nikolaos, ein neuer Gebieter der Meere, beruhigt die stürmischen Gewässer und gebeut den Winden. „In Corfu", erzählt Pouqueville in seiner Reise durch Griechenland, „ist es der heilige Spiridion, dem dieses Vorrecht gebührt. Man weiß es — denn die Priester sagen und versichern es — daß er alle Nächte, wenn das Meer braust und stürmt, hinausgeht, um die Fahrzeuge in den Hafen zu geleiten. Wie er über die Fluthen wandelt, findet man Schilf in seinen Stiefeln, das für Reliquien gilt, und womit man, sowie mit seinen Kleidern und seinem Schuhwerk einen einträglichen Handel treibt, daher man sie nicht oft genug neu anschaffen kann."

Es giebt in dem Leben der Griechen keinen irgendwie bemerkenswerthen Abschnitt, sowie keine Jahreszeit, wo nicht der Einfluß guter oder böser Geister sich geltend mache, die man anruft oder deren Einwirkungen man durch Ceremonien zu beseitigen sucht, welche aus heidnischen Sitten und heidnischem Glauben entlehnt sind. Mit tausend abergläubischen Gebräuchen erwartet man das Kind vor seiner Geburt, empfängt es in der Wiege und begleitet es bis zum Tage der Taufe. Vornehmlich unter den Gebirgsbewohnern herrschen solche Gebräuche allgemein. Die erste Sorge einer jungen Frau besteht darin, die Schicksalsgeister, die Miren (*Μοῖραι*, Parzen) anzurufen, um sie sich geneigt und ihren Leib fruchtbar zu machen. Ist sie aber einmal in dem Fall, Mutterfreuden zu empfinden, so durchdringen höhere und religiösere Gedanken ihre Brust; ihre Seele ist durch dieses Gefühl, diese Vorahnungen wie umgewandelt. Sie vergißt auf einen Augenblick die Geister der Luft, die unsichtbaren Zauberer und bösen Einflüsse, um sich nur der Gnade Gottes zu empfehlen, der die Mütter fruchtbar macht und die Wesen erhält und beschützt, die er erschafft. Hat nun aber das Kind das Licht der Welt erblickt, so wird die Frau wieder, was sie zuvor gewesen: furchtsam und abergläubisch, und wird von ihrer Furcht und ihrem Aberglauben gleichsam beherrscht. Man umgiebt den neugebornen Menschen mit Amuletten, die aus Kreuzen, Medaillen oder auch bisweilen aus geheimnißvollen Gegenständen bestehen, die irgend ein Hirt im Vorübergehen als Lohn für erwiesene Dienste zurückgelassen hat.

Der Vater schließt die Thüre seiner Wohnung und bewacht diese, damit nicht etwa ein Fremder irgend ein feindliches Geschick einlasse oder eine böse Zauberin ihre Verwünschungen über die Wiege schleudere. Man legt unter das Kopfkissen des Kindes einen Kuchen, ein Stück Geld und, wenn es ein Knabe ist, einen Säbel — Embleme des Ueberflusses, des Reichthums und der Stärke, um dadurch alle diese Güter auf das Kind herabzuziehen. Ist das Kind ein Mädchen, so ersetzt man den Säbel durch einen Spinnrocken — dieses Symbol der Arbeitsamkeit und häuslichen Tugenden. Der fünfte Tag nach der Geburt — bei den alten Griechen die Amphidromien — ist der des Besuches der Miren. Dann bringen diese Töchter der Nacht, wie Hesiod sie nennt, ungesehen in das Haus der Wöchnerin, wo man sie unter dem Namen der „guten Frauen" empfängt, um sie mit dieser günstigen Benennung zu besänftigen und zu gewinnen — wie man auch aus gleichem Grunde die Furien mit dem Namen: Eumeniden, d. i. die Wohlwollenden, bezeichnete. An diesem Tage schmückt sich die Hütte mit Blumen, um die Geister nach Verdienst zu empfangen, welche die Kraft besitzen, die Mutter vom Milchfieber zu befreien. Aber da gilt es nun, dafür besonders zu sorgen, daß die Letztere während dieses ganzen Tages nicht einen Augenblick allein sei; denn jene Feen (Ἐξωτικά), wenn auch dem Anschein nach wohlthätige Geister, haben ihre Gründe, sich nicht immer gutherzig zu zeigen. Sie gelten nämlich für alte Jungfrauen, die kein Geist der Luft zur Frau hat haben wollen; aufgebracht über diese erzwungene Jungferschaft, sind sie auf das Glück junger Frauen, welche die Freuden der Ehegenossen haben, eifersüchtig, und wenn ihre Verwandten sie einen Augenblick allein lassen, benutzen sie dies, um ihr — den Hals umzudrehen. — Kommt nun der Tag der Taufe, so tritt die Religion ausschließlich in ihre Rechte; ist das Kind durch das geweihte Wasser der Taufe wiedergeboren, so überläßt man es sich selbst und dem Schutze Gottes und der Natur.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Aufbesserung der inneren Zustände oder eine thatkräftige und erfolgreiche Politik nach Außen, das sind die beiden Alternativen, welche jetzt, soweit dem Urtheil nahestehender Beobachter Glauben beigemessen werden kann, in den Tuilerien erwogen werden. Die gegenwärtige Unthätigkeit, die den zeitweiligen Interessen Frankreichs entsprechen mag, muß, so sagt man, in nicht ferner Zeit kraftvollen Entschlüssen weichen, um die feste Stellung, deren die Regierung so sehr bedarf, wieder zu erringen. Die politische Richtung, deren Organ — nicht, wie irrig gemeint wird, ihr Träger — Rouher ist, wird den Ministern in minutiöser Weise vom Kaiser vorgezeichnet. Rouher ist daher kein „Vice-Kaiser", und wenn er vorerst dem Frieden und einer lässigen Politik das Wort redet, so ist er darin nur ein getreuer Dolmetsch und fähiges Werkzeug des höchsten Willens. In diesen beiden vereinten Eigenschaften liegt das Geheimniß seines langen Verbleibens im Amte. Bei der letzten Ministerveränderung, welche in Paris stattfand, erhielt Marschall Randon seine Entlassung, weil er ungeachtet seines geschmeidigen Willens notorisch unfähig war. Drouyn de Lhuys dagegen, der schon einige Zeit früher ausschied, galt zwar für fähig, er wagte aber einen Augenblick lang eine gewisse Selbstständigkeit zu zeigen und beharrte auf seinen Ansichten — Grund genug, um ihn nach dem herrschenden Regierungssystem nicht länger zu verwenden. Es kann daher in nicht ferner Zeit eine von der jetzigen Strömung sehr abweichende auftauchen, ohne daß Rouher sich besonders dagegen stemmen dürfte.

Die Verhandlungen über die sogenannte französisch-österreichische Allianz stehen, wie auch jetzt die Wiener „Presse" eingesteht, trotz alles offiziösen und halboffiziösen Geredes auf dem Punkte zu scheitern. Das genannte Blatt fügt hinzu: „Rouher's Aeußerung, daß „ausschließliche Allianzen gewöhnlich nur dauernde Feinde schaffen", ist nur eine diplomatische Umschreibung des etwas trivial gewordenen „die Trauben sind sauer". Die Bedingungen, von deren Eintreffen, wie wir hören, v. Beust ein Zusammengehen mit Frankreich abhängig gemacht haben soll, scheinen auch nur in der Voraussetzung gestellt worden zu sein, daß sie sich nicht erfüllen werden, denn von England — und dessen Beitritt soll der österreichische Reichskanzler gefordert haben — war wohl von vornherein nicht zu erwarten, daß es sich der französischen Politik für weitaussehende Unternehmungen bedin-

dungslos anschließen werde. So löst sich das Gewebe, das man schon fest geschlungen wähnte, von selbst wieder auf; Illusionen, denen sich Manche hingegeben haben mochten, schwinden, und es ist nicht zweifelhaft, daß die zurückbleibende Stimmung wenig geeignet ist, zu Besuchen und Gegenbesuchen zu ermuntern."

Und wahrlich, Oesterreich hat mit sich selbst die Hände voll zu thun. Die Panique der Wiener Börse in den letzten Tagen der vorigen Woche war nicht nur durch das Gerücht verursacht, der Finanz-Ausschuß wolle mit dem Antrage auf eine Reduction der Zinsen der Staatsschuld hervortreten, d. h. also einen Staats-Bankerott in Antrag bringen, sondern auch Ungarn liegt den Männern der Börse schwer im Kopfe. Eine Hülfe für das gewisse Deficit von 1868 ist noch nicht gefunden, wird auch in der bisherigen Weise nicht gefunden werden. Dennoch sieht man in allen Kreisen ein, daß eine Zinsen-Reduction im Innern des Reiches Elend und Jammer verbreiten und dem Auslande, welches an den Anleihen der letzten Jahre stark betheiligt ist, gegründeten Anlaß zur Einmischung in die Angelegenheiten Oesterreichs geben würde. Der financielle Staats-Bankerott würde auch den politischen zur Folge haben; auch der junge Parlamentarismus des Reiches würde sich, von der ewigen Blamage des jahrhundertalten Constitutionalismus Ungarns abgesehen, das Todesurtheil sprechen, wenn er mit der Erklärung des Staats-Bankerotts in die Welt treten wollte. Ehe man es zu diesem allgemeinen Sturz kommen läßt, wird man erst die große Frage, ob nicht das kirchliche Besitzthum als Grundlage für eine Finanzoperation der Regierung dienen könne, ernster als bisher in's Auge fassen. Wie gesagt, Ungarn drückt schwer auf die Börsenmänner und die Thatsache, daß nach des Finanzministers v. Beke Contocurrent Ungarn im ersten Halbjahr nur 12 Millionen zu den gemeinsamen Ausgaben beigetragen, ist dazu angethan, für die Zukunft keine heitere Perspektive zu eröffnen. Die Comitate, wie das Heveser, wollen, wie wir bereits in der letzten „Wochenschau" erwähnten, nicht nur souveräne Winkelparlamente vorstellen, die Gesetze des Pesther Landtags ignoriren und die Verordnungen der Regierung „mit Achtung" bei Seite legen, sondern auch, was ihnen die Hauptsache ist, keine Steuern zahlen. So mußte der ungarische Finanzminister Lonyay z. B. das Borso der Comitate ganz demüthig bitten, es möchte „ihn mit der Nöthigung zur Anwendung von Zwangsmaßregeln verschonen" und dazu beitragen, daß endlich der Wahnglaube schwinde, als seien in Ungarn die Steuern nur im Wege der Militärexecution einzutreiben. Man erwartet noch in dieser Woche den kaiserlichen Erlaß, durch welchen die ungarische Deputation zur Verhandlung mit der cisleithanischen Deputation nach Wien berufen wird, glaubt zwar, daß die Einigung über die gemeinsamen Angelegenheiten im September zu Stande gekommen sein wird, giebt aber auf die schönsten Vereinbarungen und abgezirkeltsten Paragraphen Nichts, so lange nicht in Ungarn selbst der Sinn für die Verpflichtungen, denen man sich im Staatsleben mit oder wider Willen einmal fügen muß, mehr als bisher entwickelt ist.

Sollte das kirchliche Besitzthum eine Grundlage für eine Finanzoperation

der Regierung abgeben, so wäre das Concordat gefallen. Unterwühlt ist dasselbe bereits, und zwar durch die in das Abgeordnetenhaus eingebrachten Specialgesetze, betreffend die Verhältnisse von Kirche, Schule und Ehe. Doch man geht seitens der Regierung vorsichtig zu Werke, was aus der Erklärung hervorgeht, die der provisorische Cultusminister v. Hye am 20 cr. Namens der Regierung vorlas und in welcher die unabweisliche Nothwendigkeit einer neuen Regelung der kirchlichen und insbesondere der interconfessionellen Fragen vollkommen anerkannt wird und die Regierung ihre Hoffnung ausspricht, in kurzer Zeit zunächst in Bezug auf die interconfessionellen Verhältnisse bezügliche Gesetzesvorlagen dem Reichsrathe einbringen zu können, jedoch auch zugleich an das Haus die angelegentliche Aufforderung richtet, nicht auf eine augenblickliche und gleichzeitige Lösung auch aller übrigen einschläglichen Punkte zu dringen, da die Regierung vorerst auf dem Wege conciliatorischer Verhandlung mit der Kirche eine Lösung in der Art einzuleiten gedenke, daß jeder Anschein der Mißachtung bestehender Vertragsverhältnisse (also des Concordats) vermieden werde.

Tags zuvor erst soll diese Erklärung in der Ministersitzung abgefaßt sein, nachdem der Freiherr v. Beust mit dem päpstlichen Nuntius conferirt hatte; auch anderweitige, höhere Einflüsse sollen sich geltend gemacht haben; man vernimmt auch, daß Cardinal v. Rauscher, der Autor des Concordats, zur Führung der Unterhandlungen mit Rom bestimmt ist. Die Langwierigkeit aller Verhandlungen mit Rom ist bekannt; das Abgeordnetenhaus will die Sache nicht aus der Hand geben, noch die Entscheidungen Roms abwarten, sondern die Specialgesetze in Berathung ziehen, und zwar vorerst das Ehegesetz.

Vor einigen Tagen ist endlich ein Gefangener, der seit 14 Jahren im Wiener Polizeiministerium hinter Schloß und Riegel lag, freigegeben worden, nämlich des Freiherrn v. Prokesch-Osten „Geschichte des Abfalles der Griechen vom türkischen Reiche", die bei Gerold erschienen ist, und zwar zunächst vier Bände, von denen zwei die diplomatischen Belege enthalten. Es sollen noch zwei Bände mit Documenten nachfolgen. Die Auffassung des griechischen Krieges ist durchgängig neu und war für Rußland so unangenehm, daß 1853 der russische Gesandte, Baron Meyendorf, die Belegung des Geschichtswerks mit dem Interdict wünschte, was ihm auch durchzusetzen gelang. Daß der Baron v. Beust die Freilassung des Werks anordnete, ist ein Zeichen seiner keineswegs russenfreundlichen Politik.

Letzteres liegt nahe, denn aus Galizien wird fortwährend über die Agitation für den Panslawismus berichtet. Besonders zeichnet sich dabei das populär geschriebene ruthenische Blatt „Slavo" aus, welches in einer der letzten Nummern die Bedeutung des Moskauer Slawen-Congresses in bemerkenswerther Weise erklärt. Es heißt da u. A., man dürfe sich nicht wundern, daß die galizischen Abgeordneten in Moskau eine so herzliche Aufnahme gefunden hätten, denn Alles sei ja russisches Land: am Dnjestr, wie am San, Pruth und Bug, in Kiew, wie in St. Petersburg und Moskau: alle Völker, welche dies Land bewohnten, gehörten zu der einen großen russi-

schen Familie. Wenn die Ruthenen Galiziens auch österreichische Unterthanen seien und gegen den Kaiser von Oesterreich keinen Aufruhr erhöben, so schlüge doch ihr Herz für Rußland, weil dort dieselben heiligen und kirchlichen Gebräuche herrschten. Auch die Sprache sei dort die gleiche, nur von glatterer und gelehrterer Form, so daß „Einem das Herz vor Freuden hüpft, wenn man sie sprechen hört." Galawacki habe in Moskau für das ruthenische Volk gesprochen; habe hervorgehoben, daß dasselbe seinen Glauben, seine Sprache, seine Sitten vertheidige und sich nicht polonisiren lasse, was die Russen gefreut und zu den Versprechen veranlaßt habe, die Ruthenen mit Geld, Büchern und überhaupt in jeder Weise zu unterstützen. Nach ihrer nationalen Vereinigung mit dem ganzen russischen Reiche seien die Ruthenen ein wesentlich anderes Volk, wie früher, wo „jeder polnische Lump" sich über dasselbe hätte lustig machen dürfen; jetzt stehe hinter ihm der ganze russische Stamm und dieser sei der mächtigste der Welt!

Zwei andere Fragen, die hier seit längerer Zeit, besonders die eine, nicht berührt worden sind, drängen sich jetzt wieder in den Vordergrund, nämlich die kretensische und die schleswig'sche. Ueber die neuesten Ereignisse auf Kreta sind in Marseille aus griechischer Quelle Nachrichten vom 10. cr. eingetroffen, denen zufolge Ali Pascha mehrere Dörfer des Districtes Kissamos anzündete, nachdem er letzteren vergeblich aufgefordert hatte, die Waffen niederzulegen. Die Insurgenten sollen darauf wieder die Offensive ergriffen und Ali Pascha geschlagen haben. Ferner soll Omer Pascha nicht die Gebirgspositionen von Sphakia, sondern die Ufergegend dieses Districts besetzt haben. Dann näherten sich die Insurgenten Kanea, bei welcher Gelegenheit sie den türkischen Truppen am 8. ein glückliches Gefecht lieferten. Auch von anderer Seite wird bestätigt, daß Omer Pascha nicht die Höhen von Sphakia besetzt hält, und daß die Insurgenten vollständig im Besitz der Provinz Lassithi sind. Im Widerspruch hiermit steht ein in Petersburg eingegangenes Telegramm aus Konstantinopel vom 16., welches es als ganz sicher bezeichnet, daß Omer Pascha, wenn auch seine Siegesdepesche den Triumph Etwas übertrieben habe, die Höhen von Sphakia besetzt halte und daß die Aufständischen sich in die Schluchten zurückgezogen, ihre Familien aber in die Höhlen gebracht haben. So viel scheint indessen aus den einander widersprechenden Nachrichten hervorzugehen, daß der Aufstand noch nicht von den Türken bezwungen, und daß die Insurgenten verzweifelte Anstrengungen machen, sich ihrer Unterdrücker zu entledigen. Hiermit trifft auch die am 22. eingegangene telegraphische Nachricht zusammen, daß in Athen ein kretensisches Geschwader von mit 35 Kanonen ausgerüsteten Brandern zur Verfolgung der türkischen Kriegsschiffe gebildet wird. Die provisorische Regierung hat erklärt, daß sie in Kürze Kaperbriefe gegen die türkische Marine ausgeben werde.

Vor einigen Tagen bemerkte Rouher im gesetzgebenden Körper, daß zwischen den Großmächten wegen Kreta's eine Unterhandlung im Gange sei. Der „Abend-Moniteur" sagt dazu, es handle sich dabei um eine Untersuchung, welche die türkische Regierung unter dem Beistande von besonderen Bevoll-

mächtigten der Großmächte anstellen solle, um zu ermitteln und constatiren, welche Regierungsform auf der Insel am sichersten den Frieden und ein verträgliches Verhältniß zwischen Muhammedanern und Griechen herstellen und zugleich die Interessen beider wahren könnte. Dasselbe Blatt sagt in seiner Wochenschau über den Besuch des Sultans in Paris und London: „Eben so sehr von dem Fortschritte betroffen, den ein so bedeutendes Ereigniß, wie die Reise des Hauptes des Islamismus, für die orientalische Welt enthüllt, hegen beide Nationen den Wunsch, daß die hochherzigen Absichten dieses Herrschers durch das imposante Schauspiel ihrer Civilisation wo möglich noch mehr befestigt werden mögen."

Die Wiener „Debatte" enthält indessen die folgende officiöse Mittheilung, der zufolge Rußland wenigstens nicht Alles von den hochherzigen Absichten des Sultans zu erwarten scheint:

„Es hat, gutem Vernehmen nach, das russische Cabinet in Paris soeben beantragt, auf die letzte türkische Depesche, welche die identische Note der vier Mächte ausweichend beantwortet, eine Rückäußerung folgen zu lassen, welche in dringlicher Weise die Nothwendigkeit, in den kretensischen Angelegenheiten sofort etwas Entscheidendes zu unternehmen, darthun solle. Das französische Cabinet sei jedoch, heißt es, nicht geneigt, abermals einen gemeinsamen diplomatischen Schritt bei der Pforte zu unternehmen."

Die Reise des Sultans scheint indessen nicht ohne Wirkung in Betreff der inneren Reformen des türkischen Reichs geblieben zu sein. So soll sich in Konstantinopel auf Befehl des Sultans eine Commission gebildet haben, welche mit der Abfassung eines Civilgesetzbuches nach dem Muster des Code Napoléon beauftragt worden ist.

In Bezug auf die andere Frage, auf die nordschleswig'sche, sei hier erwähnt, daß die französische Revue des Kopenhagener „Dagbladet" vom 17. cr. es für sehr möglich hält, daß die Deutschen in Schleswig in Folge der neuen Eintheilung der Wahlbezirke zum Reichsparlamente diesmal drei Candidaten durchsetzen würden. „Vielleicht", fügt sie hinzu, „wird man selbst vier deutsche Candidaten haben, denn die Dänen Schleswig's, welche nicht im Parlament vertreten zu sein wünschen, werden sich wahrscheinlich an der Abstimmung nicht betheiligen, und sich an das Zeugniß ihrer Gesinnungen halten, welches sie einmal abgelegt haben, so wie an die Proteste ihrer ersten Vertreter." Es ist wohl nicht eine bloße Vermuthung, wenn „Dagbladet" dies Verhalten ankündigt, obwohl es doch einige Unsicherheit anzeigt. Die Dänen fürchten, daß sich diesmal die unseligen Spaltungen nicht wiederholen möchten, welche bei der früheren Wahl die Deutschen getrennt und gelähmt und so den Dänen zum Wahlsiege im zweiten schleswig'schen Wahlbezirk verholfen haben. Wären sie einer gleichen Majorität sicher, so würden sie sich beeilen, das frühere Ergebniß durch einen neuen Erfolg in eklatanter Weise zu bestätigen, und es würde sie auch in die veränderte Eintheilung der Wahlkreise nicht daran hindern. Für die Karte der Nationalitäten, welche sie in Paris eingereicht haben, war ja gar nicht diese Wahleintheilung maßgebend, sondern sie bezeichnet das Ergebniß der Abstimmung nach den einzelnen Ortschaften und

kleineren Distrikten. Daß diese letzte Abstimmung für die Parlamentswahl ganz gleichbedeutend ist mit der im Prager Frieden „für die nördlichen Distrikte" vorgesehenen endgültigen Volksabstimmung ist den Kopenhagener Blättern unverbrüchlicher Glaubenssatz. Die Revue „Dagbladets" und „Faedrelandet" erklären denn auch, daß alle Dänen, die nordschleswig'schen eingeschlossen, einmüthig auf dem Entschlusse beharren, nur eine Grenzlinie im Süden Flensburgs anzunehmen und daß sie Alsen und Düppel selbstverständlich herausbekommen müssen. Sie scheinen vollkommen sicher zu sein, daß die dänische Regierung, welche ihre Antwort auf die letzte preußische Depesche so verzögert und jetzt erst dem Berliner Cabinet übergeben, sich schließlich in diesem Sinne erklärt hat.

Daß auf solcher Basis gar keine Verhandlung möglich ist, weiß man in Kopenhagen sehr wohl, und auch in Paris wird man wohl wissen, daß das Verlangen an Preußen, den Prager Frieden in dieser Weise auszuführen, einer Kriegserklärung gleich kommen würde. Für jetzt ist man in Frankreich darauf noch nicht eingerichtet; sollte man aber später einmal den Augenblick gekommen glauben, wo man Händel vom Zaun brechen will, so wird das Geschick von ein paar Tausend dänischen Trotzköpfen dabei offenbar nur die Rolle eines sehr nebensächlichen Vorwandes spielen. Diese kleinen Leute fahren nämlich fort zu glauben, daß die ganze hohe Politik sich nur um ihre anmaßenden Forderungen drehe. 100,000 neue Einwohner will Dänemark, so erklärt „Dagbladet" ausdrücklich, auf keinen Fall annehmen; daß ist für einen solchen Großstaat viel zu wenig; es müssen genau 150,000 sein. Und dabei hält man es für verträglich mit der deutschen Nationalehre, daß eine Anzahl uralter Colonien, die bisher die Träger der Cultur in Nordschleswig waren, ohne Weiteres der Ausrottung durch ein fanatisches Nachbarvölkchen preisgegeben werden! „Dagbladet" wird nicht müde von Luxemburg zu sprechen; dort aber hatten wir keine deutsche Partei, die wir in Nordschleswig haben und in keinem Falle im Stiche lassen werden.

Mexiko's Zukunft.

III.

Seit 1810, in welchem Jahre, wie erwähnt, ein Aufstand die spanische Herrschaft abzuschütteln versucht hatte, bis auf den heutigen Tag ist die Geschichte Mexiko's nur eine Reihe blutiger Revolutionen, die jede höhere Regung im Volke erstickten und das bestehende Elend nur noch vermehrten. Nach dem Unabhängigkeitskriege, in dem die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung ruinirt wurden, hoffte man eine neue Aera des Friedens eintreten zu sehen, unter deren Schatten man erwarten durfte, zu neuem Wohlstande zu gelangen und gewissermaßen einen Ersatz für so viele Opfer und Schäden zu erhalten. Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt.

Während der vierundvierzig Jahre, die seit der Unabhängigkeitserklärung verflossen sind, versuchte man alle Regierungsformen. Aber diese Versuche wurden nie ernstlich in's Werk gesetzt, weil man nie daran dachte, die großen Reformen durchzuführen, welche ein moderner Staatskörper erfordert, so daß das Land durch die Vereinigung der ihm von dem Kolonial-System gebliebenen Lasten und derjenigen, welche vierzig Jahre Unordnung herbeigeführt hatten, jeden Tag seiner Auflösung und seinem Untergange um einen Schritt näher kam. Die Männer, welche bis jetzt das Staatsschiff lenkten, hatten entweder nicht die Macht oder nicht den Willen, den hohen Pflichten nachzukommen, welche ihnen die Würde, zu welcher sie ihr Ehrgeiz erhoben hatte, auferlegte. Sie waren für Alles, namentlich — natürlich den unglücklichen Kaiser Maximilian ausgenommen — für ihre Bereicherung besorgt, ohne daß sie jemals die Macht gehabt oder daran gedacht hätten, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich dem Wohlstande und dem Glück der Nation entgegenstellten. Dies ist allerdings in einem Lande nicht überraschend, wo die Männer nicht auf den allgemeinen Wunsch der Bevölkerung, sondern in Folge einer Intrigue der einen oder der andern Partei, und noch öfter in Folge eines kühnen Handstreiches zur Herrschaft gelangen. Durch dieses System kommen nothgedrungen Männer zur Macht, die dazu gerade am wenigsten geeignet sind, denn die Parteien, welche selbstredend immer bestimmte Interessen vertreten, wählen zu ihrem Candidaten keinen fähigen, unabhängigen Mann, sondern suchen nur einen, der ein warmer Anhänger ihrer eigenen Idee ist. Daß derjenigen, welchen sie wählen, sich im Voraus verbindlich machen muß, der Partei, welche ihn gewählt hat, treu zu dienen, versteht sich von selbst. Daher kommt es, daß einige der Staatshäupter immer entschieden die Armee oder den Clerus, andere die Beamten beschützen; wieder andere protegiren diese drei Klassen zugleich; aber nie hat Mexiko eine Regierung gehabt, welche über das Parteigetriebe erhaben gewesen wäre und den Forderungen der privilegirten Klassen gegenüber der Industrie ihre Unterstützung zugewendet hätte, wie es einer erleuchteten, für das Wohl des Landes besorgten Verwaltung zugekommen wäre.

Für die arbeitenden Klassen hatten die verschiedenen Präsidenten nie etwas Anderes, als schöne Versprechungen und pomphafte Redensarten. Jede Revolution nahm unter ihre Anklagen gegen die bestehende Regierung die stereotype Redensart auf, daß sie den Handel und die Industrie nicht beschütze, und jeder Präsident machte es sich zur Aufgabe, in den ersten Tagen seiner Verwaltung in würdevollen Worten zu verkünden, daß sein hauptsächliches Bestreben in der Ermunterung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe bestehen würde.

Diese Versprechen wurden aber eben so schnell, als sie gegeben, wieder vergessen und anstatt ihrer Erfüllung wurden neue Steuern geschaffen, um den mit der jüngsten Revolution eingegangenen Verbindlichkeiten genügen zu können. Es ist natürlich, daß ein solches System die arbeitenden Klassen auf's Tiefste entmuthigen und gegen die Regierung einnehmen mußte. Anstatt ihnen Schutz und Hülfe zu gewähren, bedrückte sie die Regierung immer mehr

durch Steuern, um den Ehrgeiz einiger tausend der privilegirten Klassen angehörender Männer zu befriedigen, d. h. den Offizieren, den Geistlichen und den Beamten.

Wir nennen die Offiziere zuerst, weil die Armee eines Landes jene Körperschaft sein soll, welche vor Allem die Ehre einer Nation zu repräsentiren hat, und weil Mexiko mit Unterbrechung der kurzen Regierung Kaisers Maximilian eine reine Soldatenherrschaft unter republikanischer Firma ist, und somit im Heerwesen selbst die Wurzel der schlimmsten Uebel sich nachweisen lassen muß. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Mexikaner nie im Stande gewesen wären, gegen spanische Truppen ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, wenn die europäischen Soldaten, theils von der Regierung im Mutterlande mißhandelt, theils über die Zwecke des Aufruhrs verblendet, nicht übergetreten wären, freilich zu ihrem eigenen Verderben. Nachdem die spanischen Elemente verloren waren, begann man Soldaten unter den Indianern zu pressen. Die Eingeborenen sind wegen ihres Gehorsams und ihrer Frugalität gute, im Vergleich zu den Creolen tapfere Soldaten, so daß dieses Element im mexikanischen Heere wahrlich nicht zu verachten und jedenfalls besser zu gebrauchen wäre als das sonstige aus den Gefängnissen und aus Landstreichern zusammengeraffte Gesindel. Es fehlt aber vollständig an tüchtigen Offizieren, da militärische Grade stets die Belohnungen für glückliche Revolutionäre bilden.

Nach der Unabhängigkeitserklärung präsentirte sich eine Menge obskurer Leute bei der neuen selbstständigen Regierung, und indem sie vorgaben, der Sache des Volkes ungeheure Opfer gebracht zu haben, verlangten sie zur Belohnung ihrer Dienste hohe militärische Stellen. Die Meisten beanspruchten Generalsgrade, die Bescheideneren begnügten sich allenfalls mit dem Oberstenrang. Wenn auch viele dieser absurden Ansprüche zurückgewiesen wurden, so erschlich sich doch eine Menge unwissender Leute hohe militärische Posten. Später artete dieser Mißbrauch auf so scandalöse Weise aus, daß man beinahe staunen muß, daß es noch einige Mexikaner giebt, die nicht Offiziere sind, da doch diejenigen, die es werden wollten, mit der größten Leichtigkeit dazu avancirten. Als jene Epoche eintrat, die bis heute wenig Unterbrechung aufzuweisen hat, wo die Lieblingsbeschäftigung des Heeres oder vielmehr seiner Offiziere darin bestand, eine „glorreiche Erhebung" nach der andern in's Leben zu rufen, erreichte dieser Unfug seinen Höhepunkt. Jede installirte Regierung, die ihr Entstehen immer einer Militär-Revolution verdankte, betrachtete es als ihre Pflicht, den Theil des Heeres, welcher sich erhoben hatte, durch eine allgemeine Beförderuug der Offiziere zum nächstfolgenden Grade zu belohnen; auf der andern Seite pflegten die fallenden Regierungen vor ihrem Sturze ebenfalls an den ihnen treu gebliebenen Theil der Armee Avancements zu vertheilen, und diese Beförderungen wurden demnächst von der neuen Regierung regelmäßig anerkannt, um keinen Grund zur Unzufriedenheit und zu Intriguen gegen sich zu geben. Die nächste Folge jeder Revolution war daher das Avancement aller Offiziere und ein beträchtlicher Zuwachs in den unteren Graden, die dadurch vacant geworden. Man darf daher über die

unzähligen militärischen Comödien, meist nichtig in ihrem Ursprunge, kläglich in ihren Ergebnissen und tragikomisch in ihrem Verlaufe, nicht erstaunt sein, denn es liegt auf der Hand, daß auf diesem Wege ein junger Offizier durch sechs schnell auf einander folgende blutlose Revolutionen zum General avancirt, überdies sind diese „Pronunciamentos" das beste Mittel, einen Defect in den Regiments- oder Compagnie-Kassen zu decken.

Was nun den Clerus anbetrifft, der vermöge seines Grundbesitzes, welcher den größten Theil des mexikanischen Gebietes ausmacht, einen bedeutenden Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten bis vor Kurzem ausgeübt hat, so begegnet man derselben Versunkenheit, die die übrigen Klassen der Bevölkerung Mexiko's charakterisirt. Als Cortez Mexiko eroberte, legte er Karl V. einen Plan zur Organisation der Kirche vor, nach welchem sie fast unabhängig vom römischen Stuhl geworden wäre, während der Staat frei hätte über die Temporalia derselben verfügen können. Die Ausführung dieses Planes schien jedoch zu gewagt, somit wurde die mexikanische Kirche ganz nach dem Vorbilde der spanischen eingerichtet. Nach der Verfassung des mexikanischen Staates ist die Religion der mexikanischen Nation die römisch-katholische, und jeder andere Cultus verboten. Doch war dies Verbot nicht auf die Fremden anwendbar, die unter gewissen Beschränkungen Grundbesitz erwerben und mit Mexikanern eine Ehe schließen konnten, ohne ihre Confession zu verlassen, wenn Beides auch nicht eben zum förmlichen Gesetz erhoben war. Der Papst hatte sich gegen die mexikanische Revolution erklärt, deshalb war die Verbindung zwischen Mexiko und Rom lange abgebrochen, was auf die kirchlichen Angelegenheiten einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübte und den Clerus der römischen Curie entfremdete; erst seit 1837 hat sich der Papst dem mexikanischen Staate wieder genähert und endlich einen Delegaten hingesandt, die kirchlichen Angelegenheiten zu regeln, was jedoch im Ganzen, noch nicht in allen einzelnen Punkten gelungen ist. Das Breve des Papstes, durch welches die kirchlichen Verhältnisse von dem Delegaten geordnet werden sollten, ist vom 26. August 1851, angenommen ist es unter einigen Clauseln am 30. März 1853. Hiernach ist Mexiko eingetheilt in 1 Erzbisthum und 10 Bisthümer, deren Einkünfte im Ganzen eine Höhe erreichen, wie in keinem Lande der christlichen Welt. Alle die mannichfachen Umwälzungen, wovon Mexiko seit seiner Lostrennung vom Mutterlande bis zur Aufrichtung des Maximilianischen Kaiserreiches heimgesucht wurde, sind nicht so tief eingreifend in das staatliche, religiöse und bürgerliche Leben jenes unglücklichen Landes gewesen, als die, wodurch Santa Ana, der Mann der Pronunciamentos und Contra-Pronunciamentos par excellence, zum dritten Male flüchtig und den Boden der Republik verlassen mußte, indem seine Nachfolger, Alvarez und Comonfort, es wagten, die Sonderrechte der Geistlichkeit aufzuheben, sie unter die gewöhnlichen Gerichte zu stellen und alle ihre Besitzungen für Staatsgut zu erklären. Man ging dann, besonders seit Juarez unter dem 28. December 1860 die Aufhebung der Mönchsklöster und ein Verbot für Nonnenklöster, Novizen aufzunehmen, unter dem 4. Januar 1861 vollständige Religionsfreiheit decretirt und den päpstlichen Nuntius sowie den

Erzbischof von Mexiko und die Mehrzahl der Bischöfe unterm 19. des Landes verwiesen hatte, soweit die andauernden Wirren es gestatteten, daran, die Kirchengüter zu verzeichnen, um sie später, wie es in Spanien selbst geschah und geschieht, dem Meistbietenden zu überlassen. Kaiser Maximilian versprach zwar unter dem 26. Februar 1865 — nachdem er unter demselben Datum verkündet hatte, die römisch-katholisch-apostolische Religion als Staatsreligion beschützen zu wollen, aber alle der Moral, Civilisation und den guten Sitten nicht widerstreitenden Religionen zu dulden — in einem Decrete, betreffend die Kirchengüter, eine Revision der von Juarez gegebenen Gesetze und volle Gerechtigkeit in Fällen amtlichen Betrugs und erließ unter dem 9. März d. J. eine Verordnung über die Durchführung des Gesetzes, betreffend die Güter in der todten Hand, — doch mit der Hinrichtung des Kaisers sind diese Decrete und Verordnungen null und nichtig geworden.

Ein Schematismus der mexikanischen Kirche vom Jahre 1854 enthält folgende Angaben: 1) die regulirte Geistlichkeit besaß damals 150 Klöster, nämlich die Dominicaner 25, die Franciscaner 68, die Augustiner 22, die Karmeliter 16, die barmherzigen Brüder 19; in diesen Klöstern befanden sich 1700 Mönche und 2000 Nonnen; 2) die Weltgeistlichkeit zählte 3500 Mitglieder, so daß die Zahl sämmtlicher Geistlichen 7200 betrug. Ihr Besitzthum wurde seit den Zeiten, wo mexikanische und europäische Schriftsteller Kunde hierüber bringen, gar verschieden geschätzt, indem man stets besorgt gewesen ist, dies unbewegliche und persönliche Eigenthum, durch eine große Zahl verständiger Männer gut und sorgsam verwaltet, der Statistik zu entziehen. Abad y Quiepo schätzte 1807 den Reichthum der Kirche auf 47½ Mill. Dollars und 1831 Don José Maria Mora auf mindestens 75 Mill. Dollars, während derselbe 1855 auf 90 Mill. Dollars berechnet wurde. Sennor Otero, dessen Werk über die politische und sociale Lage Mexiko's diese letztere Berechnung zu Grunde liegt, glaubt, daß das Grundeigenthum der Kirche jetzt wenigstens um 25 pCt. mehr werth ist, als vor der Revolution.

Zu diesem erhöhten Werthe muß noch ein Capital von 115 Millionen Dollars gerechnet werden, in Beiträgen, in Abgaben von Grundeigenthum rc. welche zum Besten des Klerus dem Landbesitz aufgelegt sind. Die 2000 Nonnen waren nur in Bezug auf barmherzige und Erziehungszwecke von kirchlicher Bedeutung. Es bleiben nach allem Abzug für die Seelsorge von mehr als 8 Millionen Menschen nur 3500 Personen, und es kommen darnach 2400 Seelen auf jeden Priester. Und diese kleine Zahl hatte die Nutznießung eines Einkommens von wahrscheinlich mehr als 90 Millionen Dollars jährlich, welches diese Geistlichkeit nach Belieben verzehren oder ersparen konnte, in einem Lande, wo sie, anstatt Almosen zu geben, immer selbst um Almosen bettelte. Bedenkt man den Werth ihrer Kirchen, ihrer zahlreichen Besitzungen in den Städten, ihrer Einkünfte, die sie als Darleiher und Hypothekengläubiger bezog, in einem Staate, wo es keine Banken giebt, die ungeheure Masse von Kirchengefäßen, goldenen Ornamenten und Juwelen, so konnte man den Vermögensstand der Kirche eher auf 100 als auf 90 Millionen

Dollars rechnen, eine Summe, gegen welche die Staatseinnahmen verschwindend klein waren.

Daher rührte der ungeheure Einfluß des Clerus auf die allgemeinen Landesangelegenheiten, während diese verschwenderischen Einkünfte zugleich das größte Hinderniß der sittlichen Veredlung des Priesterstandes waren, dessen Mitglieder ein aller Moral und Religion hohnsprechendes Leben führen und in den Bürgerkriegen immer mehr und mehr verwildert sind. Eine natürliche Folge davon ist, daß der Einfluß der Geistlichkeit auf die ihrer Seelsorge Ueberwiesenen, ehemals in der königlichen Zeit den Indianern so günstig, sich beträchtlich vermindert hat, seit der Clerus an Intelligenz die Laien nicht mehr zu überbieten vermochte.

Eigenthümliche religiöse Genossenschaften sind die Confradias und Hermandades, Brüder- und Erzbrüderschaften, deren Mitglieder sich verpflichten, einen gewissen monatlichen Beitrag in die Hände des Pfarrers zu zahlen, um von den aufgebrachten Summen den glanzvollen Aufwand an den hohen Tagen zum „Dienste" der Ortsheiligen zu bestreiten. Der Hauptluxus bei diesen „religiösen Festen" besteht im Abbrennen von Feuerwerk, womit eine unersättliche Liebhaberei einer großen Zahl von Indianern befriedigt wird. Die Stiftung solcher Gesellschaften reicht hinauf bis zur Conquista, wo die Missionäre nach Analogie der altindischen Religion die Verehrung der Orts- und Hausgötter besonders pflegten, indem sie die heidnischen Götter durch christliche Heilige verdrängten und diese an Kirchentagen mit Pomp, Opfern und den gebräuchlichen Saturnalien feiern ließen.

Man kann sich bei diesem Zustande des Clerus leicht den des Unterrichtswesens vorstellen. In der Stadt Mexiko empfangen nur 7150 Kinder Elementar-Unterricht, und von diesen gehört der vierte Theil auswärtigen Eltern, die ihre Kinder zum Genuß des Unterrichts nach Mexiko schicken, ja man wird nicht viel fehlen, wenn man behauptet, daß drei Vierteln der Bevölkerung die Anfangsgründe eines jeglichen Unterrichts ganz unbekannt sind. An Abhülfe ist schwer zu denken, denn der Congreß hatte, aus Ueberdruß an der Angelegenheit, die Schulpflege völlig den Einzelstaaten überlassen, und das Kaiserthum hat nichts Anderes beschließen können, so daß jetzt wieder die alten Verhältnisse die maßgebenden sind.

Was nun endlich die Beamten betrifft, so haben deren Verhältnisse mit denen der Soldaten viel Aehnlichkeit. Die öffentlichen Aemter, die natürlich nur nach Gunst vertheilt werden und in die sich die unfähigsten Subjekte eingeschlichen haben, sind größtentheils Goldquellen; aber die große Anzahl der Beamten beeinträchtigt nicht nur die Einzelnen, sondern bildet auch eines der größten Hindernisse einer gesunden Entwickelung der mexikanischen Finanzen. Eine Unzahl Posten kosten der Staatskasse vier oder fünf Gehalte, da die drei oder vier ersten Beamten der Reihe nach in Disponibilität gesetzt wurden, um einem andern Günstling Platz zu machen. Es ist natürlich, daß eine solche Menge Beamten oft die Kräfte des Fiskus überschreitet, so daß nur Derjenige auf Bezahlung rechnen kann, welcher bei der bestehenden Regierung in Gunst ist, während die Anderen nur so viel erhalten, um

mit Mühe leben zu können, oder häufig gar nichts. Man wird einsehen, daß unter solchen Verhältnissen von einem ehrenhaften Beamtenstande keine Rede sein kann; anstatt tüchtige, wissenschaftlich gebildete Männer in die Verwaltung zu berufen, übergeht man den rechtschaffenen und fähigen Beamten und wählt statt seiner obskure Leute, welche unter der Bevölkerung nicht das geringste Ansehen haben; ferner wird man sich nach dem Mitgetheilten ungefähr eine Ahnung von der Verwaltung oder Zerwaltung Mexiko's machen können, daß es ja während eines Menschenlebens bis auf dreihundert „glorreiche Erhebungen" gebracht hat und bis zum Jahre 1855 z. B. bereits neun Mal die Regierung gewechselt und ein halbes Hundert Oberhäupter anerkannt hatte.

Zur Zeit der föderalen Verfassungen gab es keine Centralgewalt für innere Angelegenheiten, denn die Gouverneure der souverainen „Staaten" (Provinzen), die wieder von den Localparlamenten abhingen, „prüften" die „bittweisen" Anordnungen der Centralgewalt und legten sie gewöhnlich zu den — Akten. Santa Anna hatte bei seiner Restauration am 15. März 1853 ein Gesetz erlassen, wonach die Gouverneure in Zukunft von der Centralgewalt ernannt werden und von ihr allein Befehle empfangen sollten; aber man begreift, daß ein solcher „Tyrann" in dem freien Mexiko sich nicht lange halten konnte. Nach der Constitution von 1857 besaß Mexiko 23 Staaten, den Distrikt Mexiko und das Territorium Californien — Ausdrücke und Begriffe, die der politischen Sprache der nordamerikanischen Union entlehnt sind, unter dem Kaiserreiche aber 50 Departements. In den Staaten, resp. Provinzen oder Departements ist es nun wieder der Hauptort, welcher als Sitz der Souverainetät angesehen werden darf, und in den Städten ruht schließlich Alles im Schooße der Ayuntamientos, d. h. des nach dem spanischen Gemeindegesetze der Cortes von 1812 erwählten Magistrats. In der viceköniglichen Zeit herrschte so wenig Bevormundung als möglich, nach gewaltsamer Entfernung der besseren und intelligenteren Elemente aus den Gemeinden war es aber natürlich, daß die Gemeinden, so gelichtet, nach der Revolution nicht mehr im Stande waren, Selbstverwaltung auszuüben und ihre Blicke auf Sachen richteten, die ihnen ganz fern bleiben mußten. Jene städtischen Körper griffen nämlich sofort in die allgemeine Politik über, und aus dem Schooße jener Magistrate gingen dann zahlreiche Pronunciamentos aus, worin die „Freiheit" (lies: das Elend) Mexiko's besteht. Jene Gemeindefreiheit, die den Staat in seine Atome auflöste, wurde den schwächeren Racen namentlich verderblich, über die sich nicht mehr der schützende vicekönigliche Arm breitete. Da die Gemeindeämter nur unbesoldet verrichtet werden durften, so fielen sie den Reichen von selbst in die Hände, während unter diesen wieder die Angesehenen sich befehdeten und ein Ayuntamiento nach dem andern durch eine Landrevolution gestürzt wurde.

Also nichts als Ruinen einerseits und zügellose Anarchie andererseits! Vom finanziellen Standpunkte ist die Lage Mexiko's in gleicher Weise beklagenswerth.

Nach einem Bericht aus der britischen Gesandtschaft in Mexiko, gegen

das Ende des Jahres 1865, stellte sich die finanzielle Situation folgendermaßen: Einnahmen:, Zölle 12½ Mill., direkte Steuern 3 Mill., Stempel, Post rc. 1 Mill., Total 16½ Mill. Dollars; — Ausgaben: Zinsen der Staatsschuld 8 Mill., Civilliste 5 Mill., Civildienst 4½ Mill., Armee u. Flotte 10 Mill., außerordentliche Ausgaben 2 Mill., Total 29½ Million Dollars, mithin jährliches Defizit 13 Mill., zu dessen Deckung zunächst die beschlossene Einziehung der geistlichen Besitzungen in Betracht kommen sollte, welche indeß nach der Ansicht des Berichterstatters in den beiden darauffolgenden Jahren höchstens 6—8 Mill. Dollars ergeben haben würde.

Welch' ein Unterschied waltet zwischen dieser völligen Zerrüttung der finanziellen Lage und der Ordnung derselben unter dem königlichen Scepter Spaniens ob! Die Einkünfte betrugen damals mehr als 20 Mill. Piaster (oder Dollars), 4 Millionen wurden als Subsidien (el situado) jährlich nach der Havanna und den Philippinen geschickt, und Spanien erhielt einen baaren Ueberschuß von 6 Millionen Piastern. Dies spricht hinlänglich für oder gegen die beiden politischen Systeme, nach denen das schöne Land verwaltet wird. Die Zahlen haben hier eine Beredtsamkeit, die mit keinem Worte erreicht werden kann.

Die vlämische Bewegung.

II.

In der That machte man mit ihnen wenig Umstände. Holland war mit der Entwöhnung des Landes vom Französischen langsam verfahren. Allerdings war schon durch Beschlüsse vom 8. Juni und 1. Oktober 1814 das Niederdeutsche in den Notariatsacten wieder eingeführt worden, doch wurde erst am 15. September 1819 angeordnet, daß vom 1. Januar 1823 an in allen öffentlichen Verhandlungen die holländische Sprache allein angewendet werden sollte, eine Verordnung, welche sogar durch die Erlasse vom 28. August 1829 und 4. Juni 1830 zum großen Theile wieder aufgehoben wurde, ohne daß dieses Nachgeben seitens Wilhelm's I. die Gemüther beruhigt und das Losreißen der südlichen Provinzen verhindert hätte. Dagegen richtete bereits am 5. Oktober 1830 der provisorische Gouverneur von Südbrabant ein französisches Schreiben an die Bürgermeister der Provinz, worin er ihnen, um dem Aufdringen des Holländischen Einhalt zu thun, das Recht zurückgab, in ihren amtlichen Correspondenzen nach Belieben das Französische oder das Vlämische zu gebrauchen, und am 16. October 1830 erklärte schon die provisorische Regierung: „La langue française étant la plus généralement repandue en Belgique, sera la seule employée dans les commandements."

Am 16. November desselben Jahres wurde die Herausgabe des „Moniteur's" in französischer Sprache beschlossen: „Considérant, que les langues

flamande et allemande en usage parmi les habitants de certaines localités varient de province à province, district à district, de sorte qu'il serait impossible de publier un texte officiel des lois et arrêtes en langues flamande et allemande", doch wurde durch das Gesetz vom 19. September 1831 eine vlämische oder deutsche Uebersetzung für die Gemeinden erlaubt, wo man diese Sprachen redete, „le texte français demeurant neanmoins seul officiel." Dagegen wurden durch ein Ministerialschreiben vom 26. Juli 1833 sämmtliche Zollbeamte angewiesen, „de dresser à l'avenir tous les procès-verbaux en français", obgleich es in dem 23. Paragraphen der belgischen Constitution vom 7. Februar 1831 ausdrücklich heißt: „l'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif."

Die „gewissen Lokalitäten" waren Antwerpen, Löwen, Gent, Brügge, Ypern, kurz alle Städte in beiden Flandern und die meisten im Brabant, und die Bevölkerung in den „Gemeinden, wo man diese Sprachen redet", belief sich laut der Volkszählung von 1846 auf 2,471,248 Vlamingen und 34,000 Deutsche, welche gegen 1,827,141 Wallonen oder französisch sprechende Belgier denn doch eine bedeutende Mehrheit ausmachen und den betreffenden Paragraphen der Constitution allerdings nach ihrem Belieben hätten anwenden können, hätte die Regierung ihn nicht consequent nach dem ihrigen angewandt.

Von Gent aus, der immer widerstandsfähigen Stadt, welche noch jetzt am wenigsten belgisch ist, und in deren Hauptblatt, in der „Gazette van Gend" im Jahre 1838 ein Artikel gegen die Wallonen mit den Worten schloß: „Es ist hohe Zeit, daß der Tyrannei der Wallonen ein Ende und Ziel gesetzt werde; Vlamingen, laßt uns alle unsere Kraft zusammennehmen, um von unserem eigenen Volke regiert zu werden, und schreiben wir auf unsere Fahnen: Nieder mit den Wallonen und den französischen Fransquillons!" — von Gent kamen die ersten Protestationen der Vlamingen oder vielmehr der vlämischen Partei, denn man würde sich täuschen, wenn man die vlämische Sache schon jetzt für eine allgemeine vom Volke in Masse getragene hielte. Sie kann es werden und muß es werden, soll Belgien künftig dem großen germanischen Bunde bewahrt bleiben, aber sie ist es noch nicht. Das Volk ist noch gleichgültig, die Halbgebildeten schämen sich des Vlämischen, welches sie als eine „Bauernsprache" betrachten, worin sich elegant auszudrücken unmöglich sei; die französisch Erzogenen sind theils zu träge, um ein neues Studium zu beginnen, theils der germanischen Regung geradezu feindlich.

Es ist daher erklärlich, daß die ersten Stimmen, welche laut wurden, die von Gelehrten, J. F. Willems und Ph. Blommaert, waren. Dann ließen in Antwerpen sich Conscience und Theodor van Ryswyck vernehmen, der Romancier und Volksdichter. Die Bewegung wurde populärer, weil sie romantisch und poetisch wurde und sich dadurch an die allgemeinen Sympathien wandte.

Das Jahr 1830 hatte in Belgien von niederdeutschen Dichtern Blieck, Blommaert, Ledeganck, van Ackern, van Duyse, Vervier und Willems gefunden, jetzt hat man Boone, Courtmans, Dautzenberg,

de Kort, de Geyter, de Laet, Delcroix, de Potter, de St. Genois, Dodd, Ducaju, Dumont, Ecrevisse, Geiregat, Gerrits, Hansen, Hendrickx., Loweling, Lauwers, Nolet de Brouwere, Peeters, Rees, Roelants, Rosseels, Simillion, Sleeckx, die beiden Snieders, Stallaert, Stroobant, van Beers, van Driessche, van Kerkhoven, van Peene, van Rotterdam, van Rückelingen, Vleeschhouwer, Zetternam, die gelehrten Namen nicht gerechnet, und die Bibliographie der von 1830—1855 herausgekommenen Bücher beträgt nicht weniger als 233 Octavseiten.

So ließ denn die Thatsache einer vlämischen literarischen Bewegung, welche allmählich auch in das politische Leben drang, sich nicht länger ableugnen, und am 27. Juni 1856 ernannte der König auf die Vorstellung des Ministers des Innern, P. de Decker, eine Commission, bestehend aus Conscience, David, Canonicus und Professor der niederdeutschen Literatur an der Universität von Löwen, de Korswaren, gewesenem Kammermitglied von Hasselt, L. Jollrand, Advokat und gewesenem Congreßmitglied zu Brüssel, Mertens, Stadtbibliothekar zu Antwerpen, Rens, Präsident der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, Snellaert, Professor, Mitglied der königlichen Akademie und Präsident des „Willemsfonds" zu Gent, Stroobant, Präsident der Gesellschaft „der Weingarten" zu Brüssel und endlich van der Voort, früher Secretär des „Vlämischen Mittencomité's" und stets einer der eifrigsten Agitatoren in der vlämischen Sache. Am 8. October 1856 hielt sie ihre erste, am 16. October 1857 ihre sechszehnte und letzte Sitzung; das Ergebniß ihrer Berathungen blieb jedoch ein Geheimniß. Erst als die Bittschriften, welche die Veröffentlichung heischten, immer zahlreicher wurden, kam die Sache am 10. December 1858 in der Kammer zur Berathung, und im Januar 1859 wußte ganz Belgien, was die vlämische Commission verlangt hatte.

Vlämisch sollte künftig in den vlämischen Provinzen ausschließliche Unterrichtssprache in den unteren Klassen der Collegien, zur Erlernung der germanischen Sprachen und Religionsstunden, in der Normalschule oder dem Schullehrerseminar zu Lier und der Malerakademie zu Antwerpen, und gleichberechtigt mit dem Französischen bei allen Preiskämpfen, selbst denen der medicinischen Akademie, sowie bei den Vorträgen in allen Ackerbau-, Gartenbau-, Vieharznei-, Handels- und Schifffahrtsschulen sein. Ferner sollten die Candidaten der Lehrerstellen an Elementar- und Dorfschulen in Vlämisch-Belgien nicht länger gezwungen sein, französisch zu verstehen, wohl aber nie angestellt werden können, wenn sie nicht der vlämischen Sprache mächtig wären, und die dortigen Schulaufseher sollten mit den Lehrern und Gemeindevorstehern nur vlämisch correspondiren. Auch sollte in der königlichen Akademie zu Brüssel sowie am Conservatorium eine besondere niederdeutsche Abtheilung gebildet werden. Alle von den Ministerien ausgehenden Journale, Gesetze und Erlasse sollten in zwei Sprachen, französisch und vlämisch, abgefaßt werden; alle Verhandlungen, Bekanntmachungen und Correspondenzen der Behörden in vlämischen Provinzen, Kreisen, Städten und Dörfern nur in vlä-

mischer Sprache geschehen. Bei den Gerichtssitzungen in Vlämisch-Belgien sollte vlämisch gesprochen, die Akten, Vorladungen und Urtheile sollten vlämisch oder in beiden Sprachen verfaßt, und Entscheidungen in höheren Instanzen stets in der Sprache gegeben werden, in welcher die Verhandlungen geführt worden wären. Jeder Beamte in einer vlämischen Provinz, welchen Rang er auch einnehme und welchem Zweige der Verwaltung er auch angehören möge, sollte vlämisch verstehen müssen, und Niemand ohne genaue Kenntniß dieser Sprache in einer vlämischen Ortschaft Notar werden können. Ebenso sollte das Vlämische Erforderniß zur Erlangung einer diplomatischen Stellung oder eines Consularpostens sein, und sollte die Seemacht ganz vlämisch, die Landmacht in vlämische und wallonische Regimenter mit vlämischem und französischem Commando getheilt werden. Der Eindruck, welchen der „Commissions-Bericht" machte, der fast in allen belgischen Journalen französisch und vlämisch gedruckt mitgetheilt und in vielen tausend Exemplaren abgesetzt wurde, war ein sehr gemischter, im Allgemeinen jedoch ungünstig. Selbst aufrichtige, unparteiische Freunde der vlämischen Bewegung fanden, daß die Commission sich oft zu herb geäußert und mehr gefordert habe, als unter den vorhandenen Verhältnissen zu leisten der Regierung möglich sein dürfte. Besonders erregte die Forderung, das Heer in wallonische und vlämische Regimenter zu theilen, in Brüssel und bei der Armee selbst eine lebhafte Erbitterung.

Die Antwort der Regierung vom 23. März 1859 empfahl sich durch Mäßigung.

Am 25. April 1859 fand in Brüssel ein Banket zu Ehren der Commission statt, bei welchem in den meisten Reden die Möglichkeit einer brüderlichen Vereinigung beider belgischen Stämme hervorgehoben wurde. Daß die Wallonen wenigstens anfangen, den Vlamingen ihren guten Willen zu zeigen, beweisen die vielen französischen Belgier, zu denen auch der Redacteur des „National" Polvin gehört, welche an der Gesellschaft „Vlamingen voraus" theilnehmen. Auch das Manifest, welches diese Gesellschaft am 14. October 1859 erließ, war im allgemeinen belgischen Sinne gefaßt. Die Regierung ihrerseits scheint so viel wie thunlich den billigen Forderungen der Vlamingen gerecht werden zu wollen. Das Finanzministerium traf die nöthigen Maßregeln, um der vlämischen Bevölkerung den freien Gebrauch ihrer Sprache in allen das Zoll- und Steuerfach betreffenden Sachen zu ermöglichen, und der Minister Rogier wies die Gouverneure sämmtlicher vlämischer Provinzen an, sich in den Geschäfts-Angelegenheiten ihrer Verwaltungen der vlämischen Sprache zu bedienen.

Aber dennoch ist der Kampf gegen das Französische ein ungleicher, so lange die Vlamingen nicht die ganz innere Wucht des schaffenden deutschen Geistes dem Fremden entgegenzusetzen vermögen.

Und das Bewußtsein, daß hierfür die geistige Thätigkeit im vlämischen Idiome allein nicht ausreichend ist, hat vor wenigen Jahren zu einem wichtigen Entschluß geführt, zu der Ueberzeugung, daß die Besonderheit des Vlämischen wegfallen müsse; die Leiter der vlämischen Bewegung haben

sich in dem wesentlichen Streitpunkte der Schreibweise der holländischen Schriftsprache gefügt. Wird, wie wohl zu erwarten steht, auch das Partikulargebiet des angenommenen niederländischen Idioms sich als zu eng erweisen, so kann es kaum ausbleiben, daß auch der weitere Partikularismus fällt und daß der im hochdeutschen Idiom gefundene Gesammtausdruck des einen deutschen Geistes auch zum Gemeingut des vlämischen Stammes wird, bei welchem jetzt schon das Studium des Hochdeutschen unverkennbar vorwärts schreitet.

So hat Deutschland an der vlämischen Bewegung ein großes Interesse, und zwar ein dreifaches: ein wissenschaftliches, ein politisches und ein moralisches. Wissenschaftlich — weil halbverschollene deutsche Sprachschätze und langvergessene Literaturdenkmäler wieder an's Tageslicht kommen; politisches weil Deutschlands Macht nur gewinnen kann, je entschiedener das germanische Element an den Küsten der Nordsee und an den Grenzen Frankreichs festhält; moralisches — weil es ein schöner, natürlicher, ein großer Nation würdiger Ehrgeiz ist, der Herrschaft ihrer Sprache, der Gewalt ihres Geistes so große Ausdehnung als möglich gewinnen zu sehen.

Süditalienische Cultur-Skizzen.

I.

Betrachtet man flüchtig Geschichte und Umfang des ehemaligen Königreichs Neapel, so wird man in dem höchst seltenen Umstande, daß bis zu den Ereignissen von 1860 und 1861 seine Grenzen während eines Zeitraumes von 700 Jahren nicht geändert worden, in seiner Ausdehnung und Fruchtbarkeit die Bedingungen zu einer so langen selbstständigen Staatsentwickelung finden. Wenn man aber trotzdem das Land fast stets unter Fremdherrschaft schmachtend, niemals eine hervorragende Rolle in der politischen, stets eine sehr untergeordnete in der Culturgeschichte Italiens spielen sah, wenn man seine Cultur von den ältesten Zeiten an mit einzelnen Küstenpunkten verknüpft erblickte, so wird man auf die physische Beschaffenheit des Landes aufmerken und hier in Verhältnissen, die sogleich näher entwickelt werden sollen, die Quelle der auffallenden Erscheinungen finden, daß dicht hinter einer der größten und glänzendsten Hauptstädte Europa's, dem Lieblingssitz üppiger und verschwenderischer Reichen aus allen Ländern der Welt, welche hier alle Genüsse finden, eine terra incognita sich ausdehnt, ohne Straßen, ohne Wirthshäuser, welche auch nur die geringsten Ansprüche befriedigen, wie im Alterthum Sitz eines rauhen armen Geschlechts. In Campanien stellt sich die höchste Entfaltung der Cultur dar, welcher das süditalienische Festland überhaupt fähig ist. Daher finden wir den sogenannten Krater von Neapel schon in den ältesten Zeiten mit griechischen Colonieen umkränzt, finden ferner im Mittelalter eine zweite Blüthe unteritalischer Republiken und

sehen endlich das ehemalige Königreich beider Sicilien hier seinen Mittelpunkt aufschlagen und Neapel durch Volkszahl sich zu einer der größten Städte Europa's erheben. Aber die Lage der Hauptstadt macht diese in Bezug auf die übrigen Theile des Landes zusammenhanglos und fast insularisch. Die campanische Ebene gränzt sich durch Gebirge ab, kein Flußsystem vermittelt sie mit dem Innern. Die Apenninen zerreißen das Land nach allen Seiten in gesonderte Thalbildungen, welche, durch Bergwände getrennt, durch Flußschifffahrt oder Heerstraßen gar nicht oder nothdürftig verbunden, auch ihre Bewohner von einander scheiden und eine provinzielle Absonderung bewirken, wie sie in keinem Lande Italiens so hartnäckig sich erhalten hat. Das Zahlenverhältniß zwischen Neapel mit 450,000 und der nächst größten Stadt Bari mit 34,000 Bewohnern ist charakteristisch; die Hauptstadt und das campanische Land sind daher wie eine Cultur-Oase im eigenen Lande anzusehen. Hier wurde auch mit dem Bau von Eisenbahnen der Anfang gemacht, welche die Hauptstadt mit Capua, Nola und Nocera verbinden. Im Uebrigen ist es charakteristisch, daß es fast ausschließlich nur große Verbindungsstraßen in den Längenrichtungen am Meere hin, giebt; die inneren Provinzen dagegen sind beinahe unverbunden und unwegsam geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Transport der Produkte nach den Häfen ist daher äußerst schwierig, der Verkehr, nur durch Maulthiere bewerkstelligt, geht langsam und oft nur von Gemeinde zu Gemeinde. Die Lage der einzelnen Landschaften wird um so abgeschiedener, als von den Apenninen nur kleine und nicht schiffbare Flüsse sich in das Meer ergießen. Die eingeborenen Stammesunterschiede bestehen im Innern noch alle fort; es erscheint dort dem Reisenden der bunteste Wechsel von patriarchalischen Sitten, von Trachten und Dialekten, wie natürlich auf einem Boden, wo Römer, Griechen, Gothen, Longobarden, Normannen, Albanier, Saracenen, Spanier, Provençalen ihre Spuren hinterlassen haben, aber sowohl Mundarten, wie gesellschaftliche Zustände dieser Striche sind bis jetzt nur nothdürftig erforscht.

Was wir über die Beschaffenheit und die Vertretung der Cultur von dem süditalienischen Festlande gesagt haben, gilt nun auch von Sicilien. Auch hier durchzieht ein Gebirgssystem in vielen Zweigen das Innere und sondert es in Thalgebiete; auch hier laufen nach allen Richtungen kurzlebende Flüsse in das Meer, unschiffbar und ungeregelt; auch hier fehlt die Communication im Innern und giebt es nur in der Längenausdehnung Heerstraßen. Fast vor den Thoren Palermo's mit 194,000 Einwohnern beginnt nach dem Innern zu die Wildniß und auch im Kerne Siciliens giebt es eine durch die wechselvolle Geschichte und Völkerniederlassung erzeugte Fülle von stammlichen Absonderungen, dieselbe hartnäckige Individualisirung der Gemeinde und dieselbe Verschiedenheit der Dialekte.

Trotz aller Gunst der Natur ist Süditalien niemals der Aufenthalt glücklicher Völker gewesen; und wenn man die an den Küsten vormals blühenden, doch ewig durch Kriege zerrütteten Städte des Alterthums ausnimmt, wie Tarent, Sybaris, Croton &c. oder die Republiken des Mittelalters, wie Neapel, Amalfi, Sorrent, Gaëta, so zeigt uns die Ge-

schichte vielmehr eine dauernde Uncultur dieser Länder, welche, unfähig zu einer organisch gleichmäßigen Civilisation, diese nur oasenartig aufgenommen hatte. Die Geschichte zeigt uns die wüstesten Zustände im Innern, ausrottbare Wildheit, das Festhalten primitiver Bildungsstufen, immerwährende Uneinigkeit, ewige Unzufriedenheit, immer neue Empörungen bei einer bunten Aufeinanderfolge der Dynastien, welche nie einheimische, immer Fremdherrschaften waren. Die einzige Ausgleichung des Widerstreites zwischen den Zuständen Neapels und der Provinzen des ehemaligen Königreiches beider Sicilien konnte im Volksunterrichte gefunden werden. Aber kein italienisches Volk ist so unwissend wie das neapolitanische; denn da von Elementarschulen fast nirgends die Rede ist oder diese in der schlechtesten Verfassung sind, wächst das Volk im Allgemeinen ohne Unterricht auf. Freilich besaß jede Provinz vor den Ereignissen von 1860 einen Erziehungsrath von drei Mitgliedern, aber diese waren fast durchweg Geistliche und meist unwissende Mönche waren die Volksschullehrer. Es sollte zwar in jeder Provinz ein Gymnasium oder Lyceum sein und außerdem einige Bürgerschulen, an denen auch im Landbau Unterricht ertheilt wurde, aber eine eigentliche Ackerbauschule bestand nur in Cosenza und noch 1834 gab es 30 größere Städte im ehemaligen Königreich ohne alle Schulen. In Calabrien waren sogar 1841 Städte von 16- bis 20,000 Einwohnern ohne eine öffentliche Primärschule. In Moliterno von 8000 Einwohnern erbaute Murat ein Schulhaus, welches nach seinem Sturze von dem durch die Geistlichkeit aufgehetzten Pöbel zerstört wurde. Die Stadt Neapel selbst hatte nur erst wenig besuchte Volksschulen. Auch in Bezug auf die Wohlthätigkeitsanstalten standen unter ihnen, auch wohl jetzt noch, die Provinzen so sehr gegen Neapel zurück, daß, während die Anstalten dieser Stadt 3,200,000 fl. jährliche Einkünfte bezogen, Abbruzzo nur 42,862, Calabrien 29,486 fl. hatte.

„Straßen", sagt Boz Dickens, „wo die hellen rothen Reben meilenweit in Gewinden an Bäumen hingen, Olivenwälder, weißglänzende Dörfer und Städte auf Hügeln, außen lieblich, aber im Innern fürchterlich, mit ihrem Schmutz und Armuth, Kreuze am Wege, tiefblaue Seen mit bezaubernd schönen Inseln und Gruppen von hellfarbig bemalten Booten mit Segeln von schönen Formen; mächtige Bauwerke zu Staub vermodernd, hängende Gärten, wo das Unkraut so üppig gewachsen war, daß ihre Stämme gleich durchgetriebenen Keilen die Wölbung zersprengt und die Mauern zerrissen hatten; Feldgassen von Steinterrassen eingefaßt, wo Eidechsen bei jeder Ritze aus- und einhuschten, Bettler aller Art, überall, Mitleid erregend, malerisch, hungrig und fröhlich; bettelnde Kinder und betagte Bettler. Dann wieder gab es Orte, wo wir die ganze Woche blieben, in Prunkzimmern wohnten, jeden Tag Gastmähler hatten, zwischen Massen von Wundern ausfuhren, durch Meilen von Palästen wandelten und in dunklen Winkeln großer Kirchen ausruhten, wo flackernde Lampen von Gold und Silber zwischen Pfeilern und Bogen, wo knieende Gestalten wie Punkte an den Betstühlen und auf dem Steingetäfel zu sehen waren, wo der Nebel und Geruch von Weihrauch

schwebte, wo es Gemälde, phantastische Bilder, prunkvolle Altäre, große Höhen und Fernen gab; Alles mild und erleuchtet durch gemaltes Glas und die schweren Vorhänge, welche an den Thüren hingen. Von diesen Städten gingen wir dann wieder durch die von Reben und Oelbäumen umgrünten Straßen; durch schmutzige Dörfer, wo es keine Hütte gab, die nicht einen Riß in ihren kothigen Mauern, kein Fenster, welches ein ganzes Glas oder Papier gehabt hätte; wo nichts, was das Leben erhält, nichts zu essen, nichts zu schlafen, nichts zu erbauen, nichts zu hoffen, nichts zu thun schien, als zu sterben."

Diesen Bemerkungen Dickens' wollen wir einige Thatsachen anreihen, die einzelne Reisende über die Zustände Süditaliens erzählen; man wird sich am Besten ein Bild von den Culturverhältnissen der Bevölkerung machen können.

Die Wirthshäuser geben einen nie trügenden Maßstab für Cultur eines Landes. Man muß sich unter einer calabrischen Lokanda oder Taverna, wie sie meist einzeln an den Landstraßen stehen, nur eine orientalische Karawanserei denken: vier hohe Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet sich ein weites Thor, durch welches die Treiber mit ihren Maulefeln einziehen. Drinnen wird das Gepäck den Thieren abgeladen und auf mehrere Haufen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer, über welchem an einer langen Kette ein schmutziger Kessel hängt, in welchem Alles, was nicht bloß auf der Gluth bratet, gekocht wird. Daneben steht ein Tisch und etwa noch eine lange, aber äußerst schmale Bank. In der Nähe des Heerdes sind die Mauern mit Ruß bedeckt und auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth beschmutzt. So sind Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehstall in einem und demselben Raume, für Wirth und Gäste vereinigt und Jeder legt sich, wenn es zum Schlafen kommt, wohin er will: neben das Feuer, auf's Gepäck oder auf den Mist. Das Essen bringen die Treiber in der Regel selbst mit: Wein in einem Fäßchen, in einem schmutzigen Sack Fische, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Gluth, oder wo der Wirth gut eingerichtet ist, auf einem Roste gebraten werden, endlich Maccaroni und Brot. Der Wirth hat meist nichts als Holz zum Feuer und lebt selbst von dem, was seine Gäste mitbringen, wenn man diese unter solchen Umständen noch so heißen darf. Beim Essen bedient sich Jeder seiner Finger; von Messern und Gabeln weiß man in dergleichen Wirthschaften eben so wenig, als von Löffeln, da es nichts zu schöpfen giebt. Beim Trinken legt Jeder den Mund unter das Spundloch des Fäßchens, das die Runde macht und läßt rinnen, so lange es schmeckt. In Montemuro (in der früheren Provinz Basilicata), einer Stadt von 10,000 Einwohnern und 30,000 Schweinen, weigerte sich Hugi, der seine Reiseschilderungen 1841 erscheinen ließ, in dem gemeinsamen, 18 Fuß breiten Bette mit 23 Personen zusammen zu schlafen und die Wirthe betteten ihn auf ein Gerüst über dem Lager der Schweine. Die Unreinlichkeit wird von Westphal, der 1825 seine Reisebeschreibung herausgab, bestätigt, dessen eigene Worte lauten: „Das Volk ist unglaublich schmutzig, vorzüglich die Weiber, deren Hemde da, wo es

zum Vorschein kommt, oft ganz braun vor Schutz und dabei zerrissen ist; sie müssen es gewiß Monate lang auf dem Leibe tragen. Von der Unreinlichkeit beim Essen und Trinken kann man sich kaum einen Begriff machen. Die Suppe, welche auf den Tellern, selbst der Kinder, übrig bleibt, wird ohne Umstände wieder in den Topf zurückgegossen, der am Feuer steht; ebenso auch das kleingeschnittene Fleisch mit seiner Brühe. Die Flaschen spülen sie nie aus und setzt sie ein Jeder an den Mund, um zu trinken. Hunde und Katzen lecken die Teller ab und diese werden oft ohne Weiteres wieder für Menschen gebraucht oder doch höchstens mit einem schmutzigen Tuche so obenhin abgewischt."

In einem Lande, wo die Macht der katholischen Geistlichkeit so lange unbestritten war, wie in den ehemaligen neapolitanischen Provinzen, welche den fremden Gedanken bisher fast unzugänglich waren und ihre geistige Nahrung fast ausschließlich von ihren Vormündern erhielten, gaben sich auch die Geistlichen wenig Mühe, durch hervorragende Tugenden die Achtung des Volks zu erhalten. Ein reisender Katholik, Baumann (1837), erzählt mehrere Züge: „Während die Wirthin mir ein Nachtessen aus Tintenfischen bereitete (in Castelnuovo) briet ein Alter einige Schwämme auf der Gluth, die er dann mit fünf oder sechs nackten Kindern verschlang, indeß neben ihm ein fetter Pfaffe mit einer Branntweinflasche so fleißig correspondirte, daß er beim Aufstehen gewaltig taumelte und fast eins der armen Kindlein erdrückte. Zu sehen, wie der Alte die Schwämme briet, sie dann zerbröckelte und mit den hungrigen Kindern theilte und wie der dicke Pfaffe so behaglich daneben kneipte und über den Heißhunger der Kinder seine Witze riß — es war ein Anblick zum Weinen!" Derselbe Reisende sah bei einer blutigen Rauferei zwischen zwei Männern unter dem Haufen der Zuschauer zwei junge Pfaffen stehen, welche keineswegs zu versöhnen suchten, sondern deren Gesichter vor Freude strahlten, wenn einer der Kämpfenden dem Anderen eine blutige Wunde versetzt hatte. Im Allgemeinen ist der calabresische Klerus der verdorbenste, den es nur immer geben kann. Man muß die Geistlichen sehen in ihrem täglichen Leben und Treiben und dabei denken, daß sie die Vorbilder seien, auf welche das Volk sein Auge richtet, und man kann sich die Handlung des Letztern erklären. Nach Mittheilungen eines französischen Majors waren während der Besetzung Calabriens durch die Franzosen unter den calabresischen Geistlichen solche, welche gegen geringe Belohnungen den Offizieren Mädchen zuführten. Früher hielt dieser katholische Tourist dergleichen Schilderungen für Uebertreibung, jetzt sagt er, habe er sich von deren Wahrheit überzeugt.

An manchen Orten bildete die Geistlichkeit ein Siebentel der männlichen Bevölkerung. Die zahlreichen Klöster boten nämlich die beste Versorgung für die jüngern Söhne; da das Vermögen auf den ältesten erbt, so nehmen Ackerbau und Gewerbe nur verhältnißmäßig wenige Hände in Anspruch und auch der Militärdienst bei dem System der fremden Soldtruppen gewährte keine genügende Abhülfe. Die zu Geistlichen bestimmten Kinder wurden früh in Klöster oder Seminare gegeben und sogleich in die Tracht ihres künftigen Berufes gekleidet. Da sah man Kapuziner und Dominikaner, die kaum recht

laufen konnten, Kaplane und selbst schon gewählte kleine Pfarrer mit Talar, Stern und Kreuz.

Der von der Geistlichkeit gegen die Franzosen der Napoleoniden genährte Haß war stets kräftig, jetzt natürlich noch mehr erstarkt. Hugi, der bei Montemuro, mit dem Sammeln von Versteinerungen beschäftigt, das Ave Maria nicht beachtete, wurde von dem Volke unter dem Geschrei: Ketzer! Franzose! in den Gasthof verfolgt, mit Steinen geworfen und ausgeprügelt, mit gebundenen Händen vor den Richter geführt, der als verständiger Mann den Fremden mit dem Rathe entließ, sich künftig mehr nach den Sitten des Landes zu richten. Auch nachher durfte Hugi sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen, ohne mit Steinwürfen und Verwünschungen verfolgt zu werden.

Die Unwissenheit selbst der verhältnißmäßig gebildeteren Calabresen ist unglaublich groß. Man messe aber die Schuld nicht dem Volke zu, sondern lediglich der früheren Regierung. Es fehlt dem Calabresen nicht an Geist, auch nicht an Willen, Etwas zu lernen, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu verschaffen würde. Aber wo sollen da Licht und Aufklärung herkommen, wo die Regierung, wie dies im jenseitigen Calabrien der Fall war, die von den aufgehobenen Klöstern eingezogene Güter, anstatt sie für Bildungsanstalten zu verwenden, zu anderen Zwecken vergeudete? Die Schulen befanden und befinden sich wahrscheinlich heutzutage noch in einem schrecklichen Zustande. Ein großer Theil des Volks, worunter besonders die Weiber, und unter diesen selbst Frauen aus den höheren Klassen, kann weder lesen noch schreiben. Unter den Calabresen herrscht auch kein wahres religiöses Princip. Sie machen die Menge von kirchlichen Ceremonien mit, aber ohne die mindeste Andacht und sind abergläubisch im höchsten Grade. Der Räuber trägt auf der Brust die Reliquien der Heiligen und ruft diese um Beistand bei seinem blutigen Gewerbe an. Aus Unwissenheit und Aberglauben betrachten sie auch fremde Naturforscher, welche Naturkörper sammeln, als verdächtige Menschen; sie stellen immer dieselben seltsamen Fragen, auf welche es unmöglich ist, ihnen einen Begriff von Naturgeschichte oder dahin gehörigen Sammlungen beizubringen und beharren dabei, die Naturforscher für Zauberer zu halten.

Westpfahl traf unterwegs einen aus Salerno, also aus einer civilisirten Gegend gebürtigen Lieutenant, der von Boccaccio, dem ersten Prosaiker seiner eigenen Sprache, nie Etwas gehört hatte und wissen wollte, ob der Verfasser des Decameron, den der Reisende ihm lieh, noch lebe! Auch der Umgang mit einem anderen Lieutenant lieferte demselben Reisenden merkwürdige Beweise von der Unwissenheit und Verderbtheit der gebildeteren Klassen. Dieser Offizier (von dem früheren neapolitanischen Heere) theilte ihm nämlich mit, daß er Lieutenant von der vierten Klasse sei und setzte dies auseinander: die Offiziere der ersten Klasse hätten vollen, die der zweiten halben Sold, beide wären aber in aktivem Dienste; die dritte Klasse habe ein Viertel des Soldes und die Erlaubniß die Uniform zu tragen, welches letztere Vorrecht die vierte entbehre. Nun scheine es ihm doch gar zu hart, daß er,

der doch ein Kriegsmann sei, nicht einmal sich als solcher kleiden dürfe, und er wolle deshalb eine Bittschrift an den König aufsetzen, damit dieser ihm gegen Verzichtung auf den Sold in die dritte Klasse versetze; denn es sei ihm nur um die Ehre, nicht um das Geld zu thun. Diese Bittschrift möge der Reisende, ein preußischer Unterthan, durch seinen Gesandten übergeben lassen und an einem Dutzend Piaster für den Gesandschaftssekretär solle es auch nicht fehlen. Es wurde darauf ihm nun erwidert, daß die Sache dem Wirkungskreise eines Gesandten etwas fern zu liegen scheine, daß der Herr Lieutenant daher seine Erwartungen von dieser Fürsprache nicht zu hoch spannen möge; was übrigens die Bestechung des Sekretärs beträfe, so sei solche in Preußen nicht üblich und möchte dem Gelingen eher schaden als nutzen. Er war mit dieser Antwort zufrieden und ließ Wein kommen, von dem er selbst den meisten trank.

Jeder, der Italien vor 1860 bereiste, muß wissen, daß eine der Hauptäußerungen der italienischen Beamtenthätigkeit, weil die leichteste und einträglichste, die Paßschererei war. Diese fand sich im höchsten Grade in den neapolitanischen Provinzen, theils weil man hierher die schlechtesten Beamten schickte, und weil diese hier weniger beaufsichtigt waren, theils weil wirklich wenige fremde Reisende hierher kamen und sowohl Räuber, als auch politische Verbrecher, in Calabrien besonders, nie fehlten.

Man erlebte viele Fälle, wo barsche, betrunkene oder des Lesens wenig kundige Beamte den Paß nicht als richtig anerkennen wollten, aber doch durch ein ruhiges, festes Benehmen sich bedeuten ließen. Westpfahl wurde in Tarent Nachts von den Gensd'armen im Gasthause überfallen, nach seinem Passe gefragt und, nachdem er den Korporal zufriedengestellt, zum zweiten Male aus dem Bette geholt und vor den Lieutenant geführt, der alle Drohungen mit Beschwerden in Neapel mit Hohnlachen beantwortete; wegen eines angeblichen Fehlers im Signalement wurde der Reisende vom Unterintendanten in's Gefängniß gesperrt, um fünf Tage nachher mit der gewöhnlichen Gelegenheit nach Lecce transportirt zu werden; das Anerbieten des Reisenden, mit Hinterlassung von Uhr und Geld mit einem Zwangspaß nach Lecce zu gehen, wurde abgewiesen. Der Gefängnißwärter sperrte ihn zuerst in ein schmutziges Loch zu Dieben und Straßenräubern, und erst nachdem er ein Geldgeschenk erpreßt, in ein besseres Gefängniß, von dessen Insassen der Reisende erfuhr, die „gewöhnliche Gelegenheit" (Corrispondenza ordinaria) sei ein Gensd'arm, der jede Woche die zusammengefesselten Verhafteten transportire. Nur auf besondere Bitte erhielt er eine „außerordentliche Gelegenheit", d. h. einen theuer bezahlten Wagen nach Manduria, wo er, da er nicht viel bezahlen konnte, die Nacht blieb, statt sogleich weiter gebracht zu werden. In Manduria mußte er abermals für ein besseres Gefängniß theuer bezahlen und die sämmtlichen Gensd'armen tranken auf seine Kosten. In Campi wiederholte sich der ganze Auftritt; hier aß nicht nur die Gensd'armerie, sondern auch noch ungebetene Gäste, Weiber, Kinder auf des Gefangenen Kosten. Am zweiten Abend in Lecce angekommen, konnte er den Intendanten nicht sogleich sprechen, sondern wurde erst in's Gefängniß ge-

führt, dann aber verhört, wobei sich herausstellte, daß die Behörden in Tarent von einem Passe des Reisenden gar nichts erwähnt, wahrscheinlich weil die Abweichung im Signalement ihnen später selbst zu geringfügig erschienen war. Der arme Tourist wurde nun freigelassen, über die ganze Sache Protocoll aufgenommen und zur Untersuchung nach Neapel geschickt; doch erhielt er nur einen Zwangspaß, den er überall visiren lassen mußte und der ihn verhinderte, vom Wege abzuweichen, z. B. Cannä zu sehen. In Neapel führten die nachdrücklichsten, vom preußischen Gesandten unterstützten Beschwerden beim Minister zu keiner Art von Genugthuung. Baumann wurde bei Castrovillari (in dem früheren Calabria citeriore) mitten im Regen von dem Beamten, der von betrunkenen Bauern mit Gewehren umgeben war, angehalten, sein Gepäck auf's Roheste durchwühlt und nach Vorzeigen seines Passes entlassen, dann zurückgerufen und trotz abermaligen Durchsehens seines Passes verdächtig befunden, durchnäßt und hungrig in ein enges Loch gesperrt, das er vergebens mit grünem Reißig zu heizen suchte. Erst in der Nacht bekam er ungenießbare Speisen und zwei Wächter schliefen bei ihm. Am andern Morgen wurde er, von allem Gesindel des Orts begleitet, das beständig schrie: „Sie haben einen Franzosen gefangen!" vor den Richter geführt, denselben Mann, welcher ihn so mißhandelt und der ihn nun kaltblütig fragte, wer er sei? u. s. w. und ihm Gefängnißhaft, bis Verhaltungsbefehle aus Neapel kämen, in Aussicht stellte. Glücklicherweise hatte sich das neugierige Volk hineingedrängt; in seiner Verzweiflung wandte sich der Reisende an die Leute, schilderte die ausgestandenen Leiden dieser Nacht und legte Berufung ein für ihr Gefühl. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens erhob sich und veranlaßte den Richter, ihn ohne Weiteres freizugeben. Die Beschwerde bei den vorgesetzten Beamten in Castrovillari selbst hatte nur den Erfolg, daß dieser die Achseln zuckte und zur Antwort gab: „Es ist mir leid, aber was will man machen! Rohes Volk, Herr, Leute ohne alle Bildung!" Hugi endlich wurde bei seiner Ankunft in Moliterno von muthigen Burschen als verdächtig aufgegriffen, von diesen mit seinem Begleiter unter dem Rufe: „wir haben Franzosen erwischt!" wie Thiere mit Schlägen bis zum Hause des Richters getrieben, welcher des Reisenden Diener auf seine Klage über diese Behandlung selbst nochmals prügelte und die Fremden in's Gefängniß zu führen befahl. Nur des Touristen Empfehlungsschreiben von der Regierung rettete ihn vor dem Schicksal Westpfahl's und Baumann's.

Die staatswirthschaftlichen Kenntnisse dieser Beamten waren nicht größer, als ihre sonstigen guten Eigenschaften. In der Gegend von Cosenza wurde schon unter Justinian der Seidenbau eingeführt, später durch König Roger gehoben und verbessert. Von seinem Heereszuge nach Griechenland führte er sachverständige Leute von Theben, Athen und Korinth herüber und bald erzeugte Calabrien mehr Seide, als das ganze übrige Italien und im 16. Jahrhundert schätzte man ihren Ertrag auf 3 Tonnen Goldes. Karl V. legte zuerst eine nur geringe Abgabe auf dies Erzeugniß: 5 Gran auf das Pfund. Im 17. Jahrhundert bezahlte man 36 Gran auf das Pfund und

schon damals betrug der Gewinn für die Staatskasse über 260,000 Dukati. Die Menge der erzeugten Seide schätzte man auf 3 Millionen Pfund jährlich, die dem Lande nach Abzug aller Kosten ungefähr 3 Millionen Dukati abwarfen. Der immer steigenden Abgaben wegen fing der Seidenbau wieder zu sinken an; doch schickte Calabrien noch vor 80 Jahren 800,000 Pfund rohe Seide nach Neapel, um sie von da aus weiter zu versenden. Die Abgaben beliefen sich damals auf $42\frac{1}{2}$ Gran auf das Pfund, so daß der Fiskus 340,000 Dukati bezog. Von Seide, im Durchschnitt zu 20 Carlin das Pfund angeschlagen, blieben Calabrien noch 1,600,000 Dukati. Wie aber die Abgaben noch höher getrieben wurden, kam der Seidenbau immer mehr in Verfall und liegt gegenwärtig sowohl um Cosenza, als in ganz Unteritalien sehr darnieder. Die noch stehenden Maulbeerbäume sind auf das Schrecklichste vernachlässigt, und auf die Frage: warum man keine neuen nachpflanze? antworten die Bauern überall: „Wir wollen uns selbst keine neuen Lasten auflegen."

In nicht besserem Zustand ist der Landbau durch die ungeheuren Abgaben, welche den Besitzer zwingen, auch ungeheure Lehnszinse zu fordern. Das Land gehört den Bearbeitern meistens nur lehnsweise und viele Pächter kennen nicht einmal die Eigenthümer desselben, sondern bloß den Verwalter.

Wie in Sicilien, weiß man auch im Innern von Calabrien nichts von einem Dorfe. Es giebt nur neuerlich angelegte einzelne Meierhöfe und dann viele Städte, in welche der Sicherheit wegen vor den unzähligen Einfällen der Barbaren und Landungen der Seeräuber die Bevölkerung sich zusammendrängte. Solche Verhältnisse können nur einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf die Landwirthschaft ausüben; indeß wird Niemand einen so tiefen Stand derselben vermuthen, wie er in der Wirklichkeit besteht. Hat der Eigenthümer von seinem Wohnorte 1—2 Stunden auf sein Feld, so reitet er mit seinen Leuten zu Esel wohlbewaffnet täglich hin, um dasselbe zu bestellen; ist die Entfernung dagegen größer, so halten mehrere Eigenthümer oder auch Pächter zusammen und bauen sich aus Gesträuch Hütten zum Schutz gegen die Sonne, — denn von Regen und Gewitter weiß man in dieser Zeit nichts. Nun wird das Getreide allmählich abgeschnitten, büschelweise auf Eseln zusammengetragen und im Freien aufgehäuft. Jedesmal hat der Esel, wenn die Entfernung vom Acker auch nur einige Hundert Schritt beträgt, mit dem Getreide auch den Herrn oder Knecht zu tragen. Die unglaubliche Gemächlichkeit und Langsamkeit der Arbeit übersteigt jeden Begriff. Ist dann endlich das Getreide in Haufen zusammengebracht, so beginnt das Dreschen durch Ochsen oder Esel auf dem Acker selbst; jedes Paar schleppt an einem langen Stricke einen Stein mit, um das Getreide aufzurütteln und Arbeiter helfen mit gabelförmigen Oelbaumästen nach. So dauert die Arbeit Monate lang, dann wird das Feld mit einem Oelbaumast, an dem ein unförmlicher Widerhaken befestigt ist, statt des Pflugs, oberflächlich aufgerissen und neu angesäet und nun verbrennt die Karawane ihre Hütten und zieht mit dem erhaltenen Getreide bis zur nächsten Ernte nach Hause.

Von Wiesen weiß man in Calabrien gar nichts. Wie die unzähligen

Schweine ihre Nahrung durch den Koth der ganzen Stadt selbst aufzusuchen haben, so müssen die übrigen Hausthiere das ganze Jahr sich selbst in der freien Umgebung zu ernähren suchen. Kaum werden sie zum Uebernachten und außer der Arbeits- und Fütterungszeit im Zimmer der Menschen geduldet. Der Getreidebau ist durch ganz Calabrien vorherrschend, und in den kothigen Höhlenstädten Selice, Montemuro 2c. die einzige Beschäftigung; von Gartenbau, von Baumpflanzungen oder von Zucht irgend einer andern Pflanze weiß man gar nichts; an andern Orten, wie um Acri, Monteleone und überhaupt allenthalben, wo auch in den Wohnungen ein besserer Sinn sich ausspricht, werden Melonen, Gemüse, Hanf gepflanzt. Beiden Meeresufern entlang kennt man nur Oelbäume und wenige Maulbeerbäume. Im Innern ist Alles nackt und nur hier und da mit Kastanienwäldern bedeckt. Erst bei Reggio findet man Südfrüchte, besonders die Arten, welche die kostbaren Essenzen geben. Die theuerste ist die Cedro-Essenz von einer seltenen Art Citronen, sodann kommt das Bergamottöl, welches man gewinnt, indem man den Saft der Schalen der Bergamottorange in einen Schwamm spritzt und diesen, wenn er voll Saft ist, ausdrückt. Das Cedroöl kostet an Ort und Stelle das Pfund über 4 Thlr., das Bergamottöl halb so viel, die Oele der gewöhnlichen Orange und Citrone nur ein Sechstel (20 Sgr.).

Rindviehzucht zum Milchgewinn findet Hemmnisse in dem geringen Milchertrage der einheimischen Race, während fremde Viehstämme entweder gar nicht gedeihen oder bald ausarten, in dem Mangel an Wiesen, der großen Trockenheit des Sommers 2c. Butter giebt es gar nicht; der in eizelnen feuchten Gegenden am Meere hin bereitete und in Därmen aufbewahrte Käse ist sehr schlecht. So elend, wie der oben beschriebene Pflug, sind alle anderen Ackergeräthschaften und eben so schlecht die Transportmittel. Nicht nur ist der Einwohner, wohin er sich immer bewegt, beständig zu Esel, sondern alle Lasten ohne Ausnahme werden auf Saumthieren fortgeschafft. Es hält im Innern des Landes schwer, den Bewohnern auch nur einen Begriff von einem Rade beizubringen. Selbst der gelehrte Kapuziner-Guardian zu Acri (Basilicata) erklärte Hugi unverhohlen für verrückt oder für einen Aufschneider, da er ihm von Wagen, von Dreschen und dem Betrieb der Landwirthschaft in anderen Ländern sprach. Nur an der großen Straße durch das Land sieht man eine wagenartige Vorrichtung. Zwei Oelbaumäste werden vorn unter einem spitzen Winkel zusammengebunden, hinten wird ein dritter Ast durch Stricke quer an die zwei ersten befestigt; dieser dient als Achse; zwei Bretter aus einem Kastanienbaume gezimmert, werden als Räder angesteckt und der Wagen ist fertig. Man kann Karawanen von 100 solcher Wagen sehen, jeden mit dem Fuhrmann und zwei Säcken Korn beladen und von zwei Ochsen gezogen; die Fahrt geht sehr langsam, denn da die Löcher in den Rädern größer sind, als die Achse, so schwankt der Wagen hin und her; da die Achse nicht geschmiert ist, so ist eine große Reibung zu überwinden und von 10 Uhr Morgens bis 4 Nachmittags wird geruht. So legen sie täglich kaum 5 Stunden Weges zurück und doch machen die Bauern auf diese Weise oft einen Weg von 30 Stunden, um zwei Säcke Korn zu verkaufen!

Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen.

III.

Man nimmt an, daß die englische Bevölkerung mit Schottland im Jahre 1651 auf 6,370,000 Köpfe, im Jahre 1751 auf 7,392,000 Köpfe sich belief. Sie hatte sich also in Einem Jahrhundert nur um eine Million oder 16 pCt. vermehrt, während sie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts um 10 Millionen oder 100 pCt. zunahm. Die englischen Staatswirthe wollten die Ursache in der großen Veränderung der Sitten finden, namentlich in der höheren Heilighaltung der Ehe. Sicherlich sind die Unterschiede zwischen der lockern Zeit der Stuart's und der häuslichen Sitte der jetzigen Briten sehr bedeutend, und es wäre ein Irrthum, es wäre sogar eine Versündigung, wollte man dem ethischen Werth eines Zeitalters keinen Einfluß auf die Populationsziffer zuschreiben. Die „gute alte Zeit", sie war in England genau so wie in Frankreich, und in Deutschland genau so wie in England eine Zeit des Lasters, der Frivolität und moralischer Abstumpfung, allein diese ethischen Unterschiede reichen nicht aus, um jenes merkwürdige Cultur-Phänomen zu erkären. England wurde dagegen in jenem magern Jahrhundert von Bürgerkriegen und Mißwachs heimgesucht, und das will schon etwas mehr bedeuten. Aber auch diese Ursachen reichen nicht hin, um jene Progression zu erklären. Frankreich hat seine Bevölkerung von 1820 bis 1864, also in 44 Jahren, um mehr als 20 pCt. (die Bevölkerung Savoyens außer Betracht gelassen) wachsen sehen, während von 1750 bis 1820, also in 70 Jahren, der Zuwachs nur 25 pCt. betrug. Vielleicht also beschleunigte eine und dieselbe Ursache das raschere Wachsthum.

Diese Beschleunigung rührt gewiß der Hauptsache nach von anderen mächtigeren Ursachen her, nämlich von der größeren Leichtigkeit der Ernährung. Diese Leichtigkeit aber hat sich sicherlich bei England seit Anwendung der Dampfmaschinen, durch den beträchtlichen Niederschlag von Kapital, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel (Eisenbahnen) und der Werkzeuge des Verkehrs (Locomotion durch Dampf) vermehrt. Es wird jetzt offenbar mit geringerem Aufwand thierischer und menschlicher Kräfte mehr erzeugt, nicht bloß Kleidung, Obdach, Hausgeräth, sondern auch mehr Korn, Fleisch und Getränk. Die bessere Ernährung ist die Ursache einer Mehrung der Geburten und eine Verlängerung des durchschnittlichen Lebensalters. In England beläuft sich das letztere auf 40, in Frankreich auf 36 Jahre. Einen außerordentlichen Einfluß üben freilich die Oertlichkeiten auf diesen Zeitwerth. In Liverpool z. B. erreichen von 100,000 Kindern nur 44,797 das Alter von zwanzig Jahren; in Surrey von 100,000 dagegen 70,885 dieses Alter. In England betragen die jährlichen Geburten 615,000 Köpfe, die Todesfälle belaufen sich nur auf 390,000. Es giebt in England über zwei Millionen unverehelichter Personen im Zustande der Pubertät; aber es ist nicht sowohl die Zahl der Paare, welche auf die Entwickelung der Bevölkerung Einfluß hat, als vielmehr das Alter,

in welchem Heirathen geschlossen werden. Man hat nämlich gefunden, daß die Hälfte der geborenen Kinder in England von Eltern über, die andere Hälfte von Eltern unter dreißig Jahren stammten. Würden sich die Frauen erst im dreißigsten Jahre verheirathen, so würde sich die Zahl der Geburten wahrscheinlich um ein Drittel, würden sie erst im fünfunddreißigsten Lebensjahre verheirathen dürfen, wahrscheinlich um zwei Drittel abnehmen. Das 26. Jahr ist für Männer, das 25. Jahr für Frauen im Durchschnitt für England das Jahr der Verheirathung, während etwa die Hälfte der Ehen zwischen dem 21. bis 25. Lebensjahre geschlossen werden. Der Gesetzgeber besäße also die Macht, die Entwickelung der Population zu unterdrücken, wenn er das gesetzliche Alter zur erlaubten Verheirathung hinausschieben wollte.

Hängt aber die Entwickelung der Bevölkerung von jenen zwei Umständen ab, von der Möglichkeit einer zeitigen Verheirathung und von dem ausreichenden Wohlstande zur Pflege der Kinder im zarten Alter, so folgt daraus einfach, daß im Allgemeinen die Leichtigkeit der Ernährung zugenommen haben muß; denn Ehen werden im Durchschnitt nur geschlossen, sobald die Begründung eines Hausstandes möglich geworden ist, und Kinder mit Glück nur aufgezogen, sobald die Eltern neben ihrer und durch ihre Tagesbeschäftigung noch Zeit und Geld gewinnen, um Beides für die Kinderpflege aufzuwenden.

Sind diese Sätze nicht anzufechten — und es ließe sich zu ihrer Bestätigung die Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten Nordamerika's anrufen — so ergiebt sich daraus, daß es eine Uebervölkerung nach der vulgären Anschauung gar nie geben kann. Die Bevölkerung wächst je nach ihrer Ernährung, wie eine Pflanze wächst, je nachdem sie genießbare Nahrungsmittel findet. Die Bevölkerung könnte ja nicht wachsen, wenn nicht die Leichtigkeit der Ernährung zugenommen hätte, wie sie abnehmen müßte, wenn sich Schwierigkeiten der Ernährung einstellen würden. Jedenfalls ist die Auswanderung kein Symptom der Uebervölkerung, sondern eine Erschöpfung nationaler Kräfte in Folge einer krankhaft gereizten Phantasie und einer unerklärbaren Sehnsucht. Es ist ganz falsch, sie für eine instinktartige Bewegung zu halten.

Wir knüpfen an den Schluß dieses Artikels noch einige Bemerkungen. In Frankreich erreichen jährlich 300,000 bis 301,000 männliche Personen das militärpflichtige Alter, und von diesen werden weniger als die Hälfte, jedenfalls nicht mehr als 150,000, diensttauglich befunden. Wenn wir also von Aushebungen im Betrage von 140,000 und mehr Mann hören, so wird damit die jährlich disponible Manneskraft schon vollständig consumirt. Wenn man nun sechs Jahre lang nur je 140,000 Mann in Frankreich aushebt und je eine Altersklasse entläßt, so fragt es sich, wie stark die Armee am Ende des sechsten Jahres sein könnte.

Von der männlichen Bevölkerung in jenem Alter stirbt etwa der zwölfte Theil oder etwa $1\frac{1}{2}$ pCt. in jedem Jahre. Beim Militär ist aber die Sterblichkeit viel größer. Nimmt man als Maßstab 2 pCt. an, so folgt daraus,

daß Frankreich niemals, selbst bei äußerster Erschöpfung seiner Militärkräfte, ein Heer von mehr als 770,000 Mann oder etwa 2 pCt. der Bevölkerung aufzustellen vermag, es müßte dann entweder das Militärmaß noch weiter herabsetzen oder die Dienstzeit verlängern. Nimmt man aber an, daß Frankreich im Jahre 1854 etwa 50,000 Mann theils im Orient, theils in der Heimath und den Colonieen bei einem Armeebestande von 500,000 Mann verloren hat, also 10 pCt., und nimmt man weiter an, daß bei fortgesetztem Kriege die Verluste weder größer noch geringer geworden wären, daß aber in jedem Jahre immer wieder 140,000 Mann zur Aushebung gekommen und die entsprechende Altersklasse entlassen, so hätte sich am Schlusse des sechsten Kriegsjahres Frankreichs Truppenzahl nur auf 500,000 Mann belaufen können. Wollte man aber die Dienstzeit auf zwölf Jahre verlängern, so würde bei obigen Verlusten am Schluß des zwölften Jahres die Armee sich doch nicht über 904,000 Köpfe oder etwa 2½ pCt. der Bevölkerung erhöht haben.

Die Rechnung ist freilich über die Grenzen der Möglichkeit hinausgeführt worden. Man bedenke aber, welche Folgen auf die Populationsziffer eintreten müßten, wenn während zwölf Jahren die gesammte kriegstüchtige Mannschaft unter den Waffen gehalten würde und nur der kriegsuntüchtigen Hälfte die Sorge der Fortpflanzung des nationalen Stammes überlassen bliebe. Die Folge wäre sicherlich, daß Frankreich in seiner Populationsziffer hinter das Jahr 1800 zurückfiele, ganz abgesehen von der physischen Verschlechterung der Race.

Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung.

I.

Die Republiken Südamerika's, an denen man vor vierzig und einigen Jahren, als George Canning der heiligen Allianz gegenüber eine neue Welt in's Leben rufen wollte, ein so großes Interesse genommen, haben dies Interesse gründlich verwirkt, seitdem sie nicht nur keine der hochfliegenden Erwartungen befriedigt, sondern auch in der Mehrzahl in große Zerrüttung und Finanznöthen gerathen, welch' letztere den schwachen Rest von Illusion vollends zerstörten. Die wenigen Nachrichten, die herüberdringen, werden von den Lesern mißachtet, und nicht mit Unrecht: denn da sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, so haben sie in der Regel wenig oder gar keinen Sinn, und werden deshalb augenblicklich wieder vergessen. Große erschütternde Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit erwecken könnten, giebt es nicht, häuptsächlich darum, weil die Mittel fehlen — eine größere Menschenzahl und Geld; das europäische Interesse wird deshalb gar nicht angeregt, höchstens hie und da das Geldinteresse, das wieder den Nichtbetheiligten sehr wenig angeht. Indeß

sind diese südamerikanischen Republiken für den künftigen Fortschritt Südamerika's doch zu bedeutend, als daß man sie ganz unbeachtet lassen könnte, und je mehr ganz Südamerika faktisch, wenn auch nicht formell, wieder in ein Colonialverhältniß zu Europa, freilich auch zu Nordamerika tritt, je mehr anderer Seits mehrere dieser Länder europäische Colonisten an sich zu ziehen suchen, desto mehr verdienen sie Aufmerksamkeit.

In letzterer Hinsicht muß man jetzt Ecuador nennen, einen Theil der früheren großen Republik Columbien, die fast den ganzen Norden Südamerika's umfaßte und 1830 in die drei Republiken Ecuador, Venezuela und Neu-Granada (jetzt: Vereinigte Staaten von Columbia) aufgelöst wurde. Sieht man nun die Karte oberflächlich an, so fragt man sich allerdings: Weshalb thaten das die Leute? weshalb behielten sie nicht ein großes und dadurch mächtiges Reich und zerstückelten sich dafür in so viele Splitter? Studirt man die Karte aber genauer, so springt Einem auch die vollkommen gegründete Ursache einer solchen Zersplitterung in die Augen, denn in einem so großen, von mächtigen Gebirgen durchschnittenen Staate, in dem fast gar keine Verbindungswege bestehen, ließ sich eine wirkliche Regierung der einzelnen Theile durch die schlaffen Eingeborenen nicht aufrecht erhalten.

Selbst diese jetzt viel kleineren Distrikte können sich nicht friedlich einrichten, und nicht allein der Ehrgeiz oder die Geldgier Einzelner — wie in Ecuador — trägt die Schuld an den steten Revolutionen, sondern in vielen Fällen — wie vor Allem in Neu-Granada — die vollständige Unkenntniß der gerade Regierenden von einem großen Theile ihres Landes, dem sie Gesetze anpassen wollen, die sich wohl auf einen kleinen Distrikt, aber nie und nimmer auf alle anwenden lassen.

Ein anderer mißlicher Umstand ist der, daß noch von keiner dieser zahlreichen Republiken Südamerika's die Grenzen fest bestimmt sind, und wenn sie sich auch wirklich für kurze Zeit im Innern selber vertragen wollten, befinden sie sich fast immmer gegenseitig in Streit. Ecuador macht davon keine Ausnahme, ja ist vielleicht in dieser Hinsicht einer der am Schlimmsten verwickelten Staaten. Nicht allein, daß im Westen die Grenze mit Brasilien vollständig imaginär ist, und dieses Land, während Ecuador die Grenzlinie bis zum 72. Grad westlicher Länge von Greenwich zieht, das ganze Territorium, das der Amazonenstrom östlich von den Cordilleren bewässert, für sich haben möchte, verlangt Peru im Süden beinahe zwei Drittel des ganzen Reiches, und streitet sich Ecuador im Norden mit Neu-Granada um die Inseln in der Mündung des dortigen Grenzflusses Mira — hat also vollständigen und genügenden Stoff für interessante Aufregung noch auf Jahrzehnte.

Eine hohe Cordillere durchzieht das Land, und zwar im Westen desselben in zwei fast parallel laufenden Hauptzweigen, von Süden her vom Gebirgsknoten von Loxa ausgehend und drei Hochthäler einschließend, so wie an berühmten Bergen den Chimborazo, den Pinchincha, auf dessen breitem Gipfel die bekannten Pendelversuche der französischen Akademiker angestellt wurden, den Antisana, dessen Meierei in 12,620 Fuß Höhe die höchste bewohnte Stelle der Erde ist, und den furchtbaren Vulkan Cotopaxi.

Von den zahlreichen Flüssen, die Ecuador besitzt, nehmen die meisten einen östlichen Lauf, nach dem Marañon hin, während die westlichen, den angebauten Theil des Landes bewässernden viel unbedeutender sind. Von Peru an hat Südamerika bis nach Cap Horn hinauf fast gar keine Flüsse, oder doch nur kleine Bergströme, die von dem schmelzenden Schnee der Cordilleren anschwellen und im Spätsommer zu seichten Bächen eintrocknen. In Ecuador dagegen, obgleich das Land zwischen den Cordilleren und dem Meere nur wenig breiter ist als im Süden, erzeugt das feuchte Land, mit den dem Grunde entsteigenden Dünsten, ganz ansehnliche Ströme, die breit und einladend in das Meer münden. Schiffbar sind sie freilich deshalb nicht, oder doch nur auf kurze Strecken. Auch der Pailon ist nur die breite, von verschiedenen Inseln erfüllte Bai jener Ausläufer; wenn aber auch die Mangrove den unteren Theil desselben umgiebt, liegt im Osten desselben das reichste Land, und hier besonders ist die Heimath des Cacaobaumes, der bis zu zwanzig und dreißig Fuß Höhe wächst und zahllose Früchte trägt.

Freilich vereinigt Ecuador's Klima fast das aller Zonen — östlich von den Cordilleren die drückende Hitze der Tropenländer, je mehr nach dem Westen zu, desto gemäßigter, bei einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß das der gemäßigten Zone, mild, angenehm und gesund, fast ewiger Frühling, und bei 14,000 bis 15,000 Fuß die Schneegrenze — freilich ist sein Boden im Allgemeinen sehr fruchtbar — während in Peru fast gar kein Regen fällt und Tausende von Aeckern des besten Landes so lange dürr und unbenutzt liegen, bis sie von der sorgenden Hand des Menschen künstlich bewässert werden, ist hier oben im Norden bis Panama, ja selbst bis Costa Rica hinauf, die Luft feucht und der Boden so von Wasser getränkt, daß er die wasserreichsten Bergströme nach allen Seiten aussenden kann, — die Vegetation üppig und die Produkte des Pflanzenreichs eben so mannichfaltig wie in Fülle — das niedere Land längs der Seeküste, wie auch an den östlichen Hängen und Flächen der Cordilleren, erzeugt alle Produkte der heißen Zone, während seine Berge durch die ganze gemäßigte Zone hindurch bis zu der Schneegrenze theils unsere europäischen Nutzpflanzen hervorbringen, theils herrlichen und immerwährenden Weidegrund liefern — und endlich sind fast alle edlen Metalle vertreten, aber der Ackerbau und die Viehzucht liegen darnieder, für die Betreibung des Bergbaues haben sich erst in der Neuzeit Compagnieen gebildet, die Verbindungsmittel fehlen gänzlich, der größte Mangel an Arbeitskräften macht sich überall geltend, und Bürgerkriege so wie Racenkämpfe zerfleischen, wie in allen spanisch-amerikanischen Colonieen, das Land, dessen sittliche und materielle Verkommenheit sich durchgehends documentirt. Auf einem Areal von 13,420 deutschen Geviertmeilen, ohne die Galapagos-Inseln mit einem Flächenraum von 138 Q.-M. mit in Betracht zu ziehen, lebten im Jahre 1858 oder vielmehr, da jedwede offizielle statistische Aufzeichnung fehlt, sollen 1,040,370 Einwohner gelebt haben, d. h. also auf dem Raum einer Quadrat-Meile weniger wie 78 Seelen. Unter dieser Zahl der absoluten Bevölkerung sind zweifelsohne die Indianer des Ostens, die zu dem Stamme der Antisaner gehören, theils, in

festen Dörfern zusammenwohnend, Ackerbau und Viehzucht treiben, theils als Nomaden leben und vom Fischfang und Jagd sich nähren, nicht mit in Rechnung gestellt, indem Manuel Villavicencio in seiner „Geografia de la Republica del Ecuador" (New-York, 1858), einem Werke, das wenigstens in Bezug auf den rein geographischen Theil das erste seiner Art über diese Republik ist, die Einwohnerzahl für 1856 in 601,219 Weiße, 462,400 civilisirte Indianer, 7831 unvermischte Neger und 36,592 Mischlinge aller Art specificirt und dieser Summe von 1,108,042 noch für die wilden Indianer im östlichen Theile des Landes 200,000 Seelen hinzufügt. Die civilisirten Indianer gehören dem peruanischen Stamme an, sprechen einen Dialekt der Quichua und sind zum Theile Christen, haben sich aber nach Berthold Seeman's „Narrative of the Voyage of H. M. S. Herald", seit Pizarro's Einbruch in ihrem äußeren Ansehen, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen so wenig verändert, daß die besten Nachrichten über sie noch immer diejenigen sind, die man aus den alten spanischen Geschichtsschreibern schöpft. Sie sprechen noch immer die Sprache ihrer Väter, und ihre Kleidung ist noch immer dieselbe; sie sind kräftig und abgehärtet, und sehr zahlreich an denjenigen Orten, wo sie die Verbindungen mit Weißen oder Negern vermieden haben. Sie wissen recht gut, daß sie einst die Herren des Landes waren, und wenn sie Etwas, das einem Weißen gehört, stehlen, so hört man sie oft sagen, daß sie sich keines Diebstahls schuldig machen, sondern nur nehmen, was ursprünglich ihnen gehörte. Daß die Indianer die Hoffnung hegen, sich von ihren Unterdrückern zu befreien, indem „sie dieselben in's Meer treiben", scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie hinreichend einig sind, um einen solchen Plan auszuführen, läßt sich schwer entscheiden, man will aber mit Bestimmtheit wissen, daß zwischen allen den Indianern, welche die Quichua-Sprache reden, und den barbarischen Stämmen in den Urwäldern ein Bündniß besteht. Sollten sie in diesem Plane verharren, so werden sie ihn mit jedem Tage viel leichter finden, wenn nicht im Innern von Ecuador und Peru eine große Veränderung vor sich geht, denn die weiße und die gemischte Bevölkerung nimmt, seit die Einwanderung aufgehört hat oder wenigstens schwächer geworden ist, fortwährend ab, während die Indianer, da, wo sie sich von der Mischung mit anderen Racen frei erhalten haben, stetig zunehmen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Nachdem der halbofficielle „Abend-Moniteur“ am vergangenen Sonnabend bereits präludirt hatte, enthielt am Montag darauf der officielle große „Moniteur“ eine Note, die noch viel energischer den beunruhigenden Zeitungsgerüchten entgegentritt und ausdrücklich erklärt, daß keine diplomatische Frage vorliegt, welche die Beziehungen Frankreichs zu den verschiedenen Cabineten trüben könnte, und über Mannschafts- und Pferdebestand der Armee die bündigsten und beruhigendsten Auskünfte giebt. Die nordschleswig'sche Frage war in der Moniteurnote zwar nicht besonders erwähnt, doch dieser dafür die Note des kleinen „Moniteur“ ausschließlich gewidmet. Diese kategorisch auftretende Erklärung lautete: „Eine große Zahl von deutschen Blättern versichert, daß dem Berliner Cabinet von dem französischen Geschäftsträger eine Note überreicht worden ist, welche auf die schleswig'sche Frage Bezug hat. Diese Behauptungen einer materiell falschen Thatsache haben leider zur Wirkung, wenn nicht zum Ziel, im Publikum den irrthümlichen Nachrichten über die Natur der zwischen beiden Regierungen obwaltenden Beziehungen Glauben zu verschaffen. Es ist dem Berliner Cabinet keine Note, sei es über die schleswig'sche Angelegenheit, sei es über irgend eine andere Frage, überreicht noch verlesen worden.“

Dies widerstreitet die „Zeidler'sche Correspondenz“ vom 29. v. M., indem sie versichert, es sei eine Depesche in der nordschleswig'schen Frage im auswärtigen Ministerium, freilich nicht übergeben, aber vorgelesen, und fährt dann fort: „In der Sache selbst ändert dies natürlich Nichts, doch hoffen wir, daß jene französische Depesche auch in der Behandlung der nordschleswig'schen Frage Seitens der preußischen Regierung Nichts ändern wird. Es war schon auffallend und verletzend genug, daß man von französischer Seite sich herausnehmen zu dürfen glaubte, sich in die Reconstruction des Zollvereins einzumischen und den Versuch zu machen, die süddeutschen Regierungen durch Mahnungen, ja selbst durch Drohungen von dem Eintritt in das Zollparlament abzuhalten. Inzwischen war Alles dies noch nicht direkt an unsere Adresse gerichtet. Jetzt, wo man sich direkt an uns adressirt, wird es hoffentlich auf preußischer Seite an einer ganz verständlichen Antwort nicht fehlen. Wir haben nicht das Bedürfniß zu Feindseligkeiten, aber wir haben noch weniger das Bedürfniß denselben ängstlich aus dem Wege zu gehen. Was man sucht, das wird man finden!“

Noch vor kaum länger als acht Tagen konnte man die friedfertigen und rücksichtsvollen Erklärungen Rouher's auf Treu und Glauben annehmen, nicht nachahmend die Redner des gesetzgebenden Körpers, welche diesen Minister in der jüngsten Zeit so oft der Zweizüngigkeit geziehen haben. Da die Depesche damals schon abgeschickt war, welche, wie Rouher sich sagen mußte, in Deutschland weder friedfertig noch rücksichtsvoll erscheinen kann, so werden auch wir uns in Zukunft besinnen, ehe wir einem Worte Rouher's Glauben schenken. Und wir haben niemals diejenigen Regierungen für stark gehalten, welche sich der Zweizüngigkeit zu bedienen beeilten. Wenn wir sahen, daß eine Regierung offener, ehrlicher wurde, so hielten wir dies für ein Zeichen, daß sie sich stärker und sicherer fühlte als früher. Sie sprach die Unwahrheit, so lange sie im Finstern und auf verbotenen Wegen daher schlich, während der Mächtige die Verstellung verschmäht. Von welcher Art sind diejenigen, die sich zu verstellen pflegen? Es sind meistentheils die Leute des halben Willens und der halben Maßregeln. Aus Unsicherheit des Urtheils entspringt die Liebe zur List. So ist man nach Mexiko gegangen, angeblich, um einigen Franzosen ihre Schuldforderungen eintreiben zu helfen, während, was man selbst der verbündeten englischen Regierung verheimlichte und lange ableugnete, eine Verschwörung schon eingeleitet war, um eine bestehende Regierung zu stürzen und für einen fremden Prinzen einen Thron zu errichten. Das war sehr listig, aber auch eben so thöricht: die Unehrlichkeit verführte und trieb zu lauter falschen Schritten und furchtsamen Unterlassungen, woraus das Verderben hervorgehen mußte und hervorging. Und eben so, was Deutschland anlangt: wenn uns die französischen Staatsmänner Zweizüngigkeiten entgegentragen, so kommt das nur daher, daß es ihnen an Schärfe der Einsicht und an Festigkeit des Willens gebrach und gebricht, um die Ereignisse vorauszusehen, eine bestimmte Meinung darüber zu gewinnen und eine feste Stellung zu ihnen einzunehmen. Nichts hatten sie voraus gesehen, was eingetreten ist, und nachdem es geschehen, versichern sie abwechselnd, völlig zufrieden damit zu sein, und dann wieder nehmen sie verspätete Anläufe, um irgend Etwas wieder umzustoßen, was unwiderruflich ist, oder Etwas zu verhindern, was sich verhindern und aufhalten nicht mehr läßt.

Es thut uns leid, daß wir solcher Dinge Zeugen sind; komme aber was da wolle — für mexikanische Abenteuer giebt's auch in Europa keine gute Aussichten. Ja, wer das große und zukunftreiche Deutschland beunruhigen will, sollte sich noch mehr in Acht nehmen als vor dem Präsidenten Juarez, der alle Unbesonnenheiten überlebt hat; den Dänen aber wollen wir wohlmeinend gerathen haben, auf die Lehren der Zeitgeschichte zu achten. Die Polen, der Erzherzog Maximilian, die Südstaaten von Nordamerika während des Bürgerkrieges, die Drei haben erfahren, daß man Versprechungen erhalten und doch im Stich gelassen werden kann, um darauf sehr schwer zu büßen. Unser Wille bleibt es nach wie vor, der französischen Nation gute Nachbarschaft zu halten. Will die kaiserliche Regierung aufhören, unsere Gesinnungen zu erwidern, obgleich wir ihr nie einen Grund zur Klage geliefert und alle ihre Thaten daheim und auswärts geduldig mit angesehen, einig

mit unserem Beifall und unserer Unterstützung begleitet haben, so werden wir den Wechsel so gut ertragen wie sie. Vielleicht schon zu lange haben wir an unsern Angelegenheiten eine ungebührliche Kritik von französischer Seite üben lassen. Wir wollen es nicht länger ungesagt lassen, daß auch wir empfindlich werden können und daß auch unsere Geduld endlich reißen kann.

Die Wiener „Presse“ enthielt schon vor einigen Tagen nähere Angaben über dies hier verlesene Aktenstück oder Note oder Depesche. Für's Erste soll nämlich die Depesche ausführen, daß Frankreich ein Interesse und ein Recht, ja die Pflicht habe, sich um die Ausführung des Prager Friedens zu kümmern. Wie Preußen selbst zugestehe, sei der Prager Frieden, wie die Nikolsburger Präliminarien, unter Vermittelung Frankreichs zu Stande gekommen, und sei insbesondere der Artikel V nur auf Frankreichs Andringen in den Prager Frieden aufgenommen worden. Die Motive, die hierfür maßgebend gewesen, bestünden für Frankreich auch noch gegenwärtig in Betreff der Durchführung jenes Vertrages. Sodann fährt die Depesche fort: „Preußen habe die Abtretung eines Theiles von Nordschleswig von der Bedingung abhängig gemacht, daß Garantieen für die Aufrechthaltung der deutschen Nationalität gegeben würden. Eine solche Bedingung sei unerfüllbar. Denn selbst angenommen, derartige Garantieen könnten geboten werden, so könne man doch nicht leugnen, daß dadurch nur für Preußen die Handhabe geschaffen würde, sich fortwährend in die inneren Angelegenheiten des Nachbarstaates einzumischen, woraus mit jedem Momente neue Conflicte hervorgehen müßten. Auf diese Weise würde die Lösung der Frage nur hinausgeschoben.“ — Das Wiener Blatt fährt fort: „Dies nach den uns zugehenden Mittheilungen der Inhalt der Depesche, welche der Stellvertreter Benedetti's in Berlin überreicht hat und der man eine logische Folgerichtigkeit nicht absprechen kann. So peremptorisch aber auch der Tenor der Depesche ist, so soll sie doch conciliatorisch im Tone und zurückhaltend in der Form sein. Merkwürdig ist aber die Uebereinstimmung derselben mit der Antwort, welche das Cabinet von Kopenhagen auf die preußische Depesche vom 18. v. Mts. nach Berlin hat gelangen lassen. Letztere beschränkt sich nämlich darauf, zu fragen, was für Garantieen denn Preußen verlange, um die deutsche Nationalität in den abzutretenden Grenzbezirken sicher zu stellen, ohne doch zugleich die Selbstständigkeit Dänemarks anzutasten? Diese Frage schon deutet an, daß Graf Frijs-Frijsenborg eine Antwort für unmöglich hält. Von der Position Düppel-Alsen ist in der Antwort-Depesche vorerst keine Rede, wohl aber soll Herr v. Quaade in der mündlichen Auseinandersetzung bestimmt hervorgehoben haben, daß Dänemark die Zurückgabe derselben als unerläßlich betrachte.“

In einer anderen Mittheilung sagt die „Presse“ noch Folgendes über den Inhalt der Depesche: „Zunächst läßt Herr Rouher bemerken, das Recht Frankreichs, um die Ausführung des Artikels V. des Prager Friedens sich zu kümmern, werde Preußen wohl in keinem Falle bestreiten, denn der Artikel V., der Nordschleswigs gedenke, habe seine Fassung auf Antrieb der französischen Diplomatie erhalten, womit zugleich gegeben sei, daß Alles sich

auch in Wirklichkeit so vollziehe, wie Preußen seinerzeit Frankreich zugesagt habe. Das französische Cabinet hat in Beziehung hierauf ferner bemerkt, ohne die im Artikel V. abgegebenen Zusagen Preußens würde Frankreich seine Zustimmung zu den durch den Krieg gemachten Erwerbungen nicht haben geben können, zumal die französischen Wünsche sich auf ein Minimum beschränkt hätten. Auf Grund thatsächlicher Vorgänge und bündiger Verpflichtungen Preußens stehe mithin derjenigen Macht, auf deren Betrieb der Artikel V. überhaupt da sei, das Recht der Anfrage zu, wie Dänemark Genüge geleistet werden soll, das französische Gouvernement trage damit einem Wunsch der französischen Nation Rechnung, die für das Schicksal Dänemarks stets Sympathieen gehegt habe, und diese Sympathieen neuerdings in verstärktem Maße zum Ausdruck bringe. — Die Einleitung der französischen Einmischung in den deutsch-dänischen Handel ist unter den höflichsten Förmlichkeiten vor sich gegangen, läßt indeß Frankreichs Bestrebungen durchblicken, auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt stehen bleiben zu wollen. Da Frankreich für Dänemark offen Partei nimmt, so ist nicht mehr zu erwarten, daß das Kopenhagener Cabinet sich beeilen werde, die Meinungs-Differenzen zwischen Paris und hier durch Einschränkung seiner Forderungen auszugleichen."

Aus Carlsbad, wo der französische Gesandte, Herzog v. Gramont, gegenwärtig sich aufhält, wurde schon am vergangenen Sonnabend der „Neuen freien Presse" gemeldet, in der Umgebung dieses Diplomaten erhalte sich das Gerücht, daß der Kaiser Napoleon nach Wien kommen werde, und ein paar Tage darauf glaubte die „Presse" schon bestimmtere Angaben machen zu können. In Ischl sollen Vorbereitungen zum Empfange eines hohen Gastes getroffen werden und der Erwartete soll eben Napoleon sein, der dort am 7. cr. mit Kaiser Franz Joseph zusammentreffen würde.

Unzweifelhaft ist es, Frankreich sucht nach einer Allianz, und feststehend erscheint es, daß es eine solche zu seinem Zwecke, d. h. um die Ausdehnung der preußischen Macht zu hindern, nur in Oesterreich in wirklicher Weise zu finden vermöchte, woran sich dann erst weitere Elemente zu einer Coalition in den süddeutschen Staaten, in Dänemark, vielleicht auch in Italien anschließen könnten. Nun ist zwar Oesterreich ohne Zweifel sehr bereit, auf's Eifrigste um sich werben zu lassen, um seine im vorigen Jahre so tief erschütterte europäische Machtstellung wieder herzustellen, aber offenbar nichts weniger als geneigt, sich von Frankreich in ein Unternehmen hineinziehen zu lassen, bei dem es augenscheinlich mehr zu verlieren als zu gewinnen hätte. Vorerst wenigstens scheint die vernünftige öffentliche Meinung in Oesterreich mit seltener Einstimmigkeit — einzelne abweichende Stimmen fallen in der That nicht in's Gewicht — dahin zu gehen, daß „keine Allianz z. Z. in Oesterreich sicherlich die beste Allianz sei", und damit dürfte auch die österreichische Regierung aufrichtig einverstanden sein. So lange aber Oesterreich nicht geneigt ist, in die von Frankreich dargebotene Hand einzuschlagen, bleibt dieses isolirt und fallen alle Combinationen der europäischen Presse wie Seifenblasen zusammen; so lange entbehren auch alle Spekulationen auf gewisse Strömungen in Süddeutschland jedes sicheren Fundaments. Im Allgemeinen

steht es unzweifelhaft fest, daß die Stimmung in Süddeutschland den Absichten und Wünschen Frankreichs diametral entgegengesetzt ist.

Was Italien betrifft, so sind die dortigen Sympathieen für Frankreich ungemein abgekühlt und man scheint sich in Paris zu fürchten, daß man sich in Ratazzi verrechnet hat, indem man in ihm einen Anhänger zu sehen glaubte. Die innige Annäherung desselben an die Linke erregt Argwohn, und man hält es für möglich, daß er in Bezug auf Rom Cavour spielt, d. h. daß er, um den Schein einer gewissenhaften Beobachtung der September-Convention zu erwecken, einige Putsche der Garibaldianer verhindern, dann aber eine dritte Invasion geschehen lassen werde, um ordnungstiftend einzuschreiten und nicht wieder wegzugehen. Die päpstliche Regierung soll dem Frieden wenigstens nicht trauen. So versichert auch ein der italienischen Regiernng nahestehendes Blatt, die „Gazetta Piemontesa“, die Regierung sei fest entschlossen, die September-Convention redlich auszuführen; sollte sich dessenungeachtet aber in Rom eine große That, die den italienischen Aspirationen entspräche, vollziehen, so würde das Ministerium nicht verfehlen, die vollendete Thatsache anzuerkennen. Die ministerielle „Gazetta di Torino“ äußert sich ähnlich.

Dann sind die politischen Kreise Italiens auf das Lebhafteste, und zwar nicht zu Gunsten Frankreichs, durch die Inspectionsreise des französischen Generals Dumont beschäftigt. Derselbe soll schon in seiner Ansprache an die Legion von Antibes zu Rom u. a. gesagt haben: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch Frankreichs würdig zeigen in der ehrenvollen Mission, welche Euch die Regierung des Kaisers anvertraut hat, denn Ihr bleibt fortwährend französische Soldaten, obgleich Ihr von der päpstlichen Regierung besoldet werdet, deren weltliche Macht Ihr bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen habt. Ihr habt nichts zu fürchten: die kaiserliche Regierung betrachtet Euch immer als ihre Soldaten und wird über Eure Sicherheit wachen. Wenn Ihr auch eine andere Cocarde und andere Fahnen traget, so ist das nur ein Palliativ, eine durch hohe politische Gründe dictirte Maßregel.“ Diese, von der ministeriellen „Nazione“ mitgetheilte Rede hat natürlich nicht verfehlen können, die größte Aufregung bei den Italienern hervorzurufen, und sie soll auch die Interpellation in der Kammer veranlaßt haben. Die französische Regierung desavouirt im übrigen den General Dumont, und die „Patrie“ behauptet, die Reise desselben sei der französischen Regierung gänzlich fremd, — sie habe einen durchaus privaten Charakter.

Die „Presse“ bringt die sehr unwahrscheinliche Nachricht, Ratazzi habe bei der päpstlichen Regierung angefragt, ob sie den Einzug einer italienischen Brigade in Rom gestatten wolle. Niemals war der Papst offenbar weniger geneigt, eine solche Hülfe anzunehmen. Im Ganzen ist man in Frankreich seit Königsgrätz von dem Nationalitätsprincip und seiner allgemeinen Anwendung lange nicht mehr so erbaut wie früher; in Nordschleswig steift man sich freilich wieder auf dasselbe, von den Italienern wünscht man aber, daß sie sich jetzt ruhig verhalten sollen.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Artikel von J. Weiß im

„Journal de Paris“, in welchem es heißt: „In Paris wie in Florenz würde man in einen tiefen Irrthum verfallen, wenn man sich der Hoffnung hingäbe, daß die politischen Kniffe, welche in den Jahren 1860 und 1864 verfingen, im Jahre 1867 denselben Erfolg haben könnten. Die öffentliche Stimmung in Frankreich hat sich seit sechs Jahren sehr geändert. Heute wäre es dem geschicktesten und engergischsten Minister des Innern unmöglich, jene Uniformität der Presse herzustellen, welche im Jahre 1860 so leicht zu erzielen war. Der Presse selbst wäre es unmöglich, die öffentliche Meinung durch die Gaukelei mit leeren Redensarten von Revolution, altem Regime, Mittelalter, Nichtinterventions- und Nationalitätenprincip irre zu führen, wie das zwei oder drei Jahre lang geschah. Aus einer nur allzulangen Sorglosigkeit durch die Schlacht von Sadowa und die Hinrichtung Maximilian's aufgeschreckt, wird Frankreich sich wegen der Folgen beunruhigen, welche jede neue italienische Intrigue für dasselbe haben könnte. Selbst die Majorität des gesetzgebenden Körpers, welche der auswärtigen Politik der kaiserlichen Regierung noch kein einziges Vertrauensvotum versagt hat, diese Majorität, welche mit Recht oder Unrecht, was von der weltlichen Herrschaft noch übrig ist, aufrecht erhalten wissen will, würde vielleicht nicht so gelassen, wie unsere Neuigkeitskrämer, diese zweite Beraubung des Papstes hinnehmen. In ihre letzten Verschanzungen gedrängt, könnte sie vielleicht endlich eine Sprache führen, die man von ihr nicht gewöhnt war. Der Zufall fügt es, daß die großen historischen Ereignisse sich gerade immer in dem Augenblick entrollen, wo unsere Deputirten auseinandergehen: voriges Jahr der deutsche Krieg, dieses Jahr die garibaldische oder angeblich garibaldische Verschwörung. Glaubt man, daß sie jetzt einen so seltsamen Zufall nicht bemerken? Wir sind überzeugt, daß die französische Regierung den Ernst der parlamentarischen und constitutionellen Krisis fühlt, welche für sie im Innern jeder falsche Schritt nach Außen, besonders was den Papst und Italien betrifft, herbeiführen könnte.“

Wir fügen hinzu, daß in diesem Raisonnement nicht auf die allem Anschein nach sich bald vollziehende Umgestaltung der Verhältnisse auf der pyrenäischen Halbinsel Rücksicht genommen ist, durch die Frankreich, direkt oder indirekt, berührt werden muß. In Spanien scheint, soweit man aus den sehr spärlich uns zufließenden Nachrichten entnehmen kann, die Mißstimmung gegen die Regierung diesmal eine allgemein verbreitete zu sein. Die alten Parteien existiren nicht mehr, ihre Programme sind längst abgenutzt; dies erschwert den alten privilegirten Revolutionsmachern ihr Handwerk, und darauf vertraut offenbar der Hof. Aber er bedenkt nicht, daß, wenn es unter diesen Umständen dennoch zu einem Ausbruche kommt, dessen sofortige Unterdrückung mißlingt, die Gefahr nahe liegt, daß aus kleinem Anfange sich eine Bewegung entwickeln kann, die in ihrem Umfange und in ihren Zielen eine viel ernstere Bedeutung haben würde, als alle früheren Pronunciamentos ehrgeiziger Parteichefs, deren höchstes Ziel ein Ministerportefeuille war.

So lange die Regierung sich unbedingt auf die Truppen verlassen kann, braucht sie allerdings den Ausbruch einer Katastrophe nicht zu fürchten. Denn

ohne die Theilnahme, ja ohne die Initiative des Militärs ist, mag die Unzufriedenheit noch so allgemein im Volke verbreitet sein, eine Revolution in Spanien undenkbar. Offenbar hat aber, darauf deuten die über die Pyrenäen spärlich eintreffenden Nachrichten von einzelnen, vielleicht aber weit verzweigten Militäraufständen hin, die Aufregung bereits in den Reihen der Truppen Eingang gefunden. Das ist ein sehr ernstes Symptom. Man sucht den Geist des Widerstandes in ächt spanischer Weise durch Füsiladen zu dämpfen. Doch trotz Anwendung des rücksichtslosesten Terrorismus steigt die Aufregung, da man nicht daran denkt, die Ursachen derselben zu beseitigen. Die Regierung ist zu schwach oder vielmehr zu verblendet, um noch irgend einen Ausweg zu einer gesunden Politik offen zu haben. An Führern für einen Aufstand fehlt es nicht: alle Generale, die Narvaez haben weichen müssen, sind bereit, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen. Für die alten abgenutzten Parteiprogramme freilich werden sie nicht eintreten können; sie werden den Impulsen folgen müssen, durch welche die Bewegung hervorgerufen worden ist, ohne wie bei früheren Gelegenheiten, der Bewegung Halt gebieten zu können, sobald sie ihr Ministerportefeuille erobert haben. Darin liegt aber eine große Gefahr für die bourbonische Dynastie und wahrscheinlich auch für die übrigen romanischen Dynastieen. Der größte Theil der spanischen Nation mag allerdings noch in Apathie versunken sein. Das ist aber für die Regierung der Königin nur ein sehr schwacher Trost. Hat sie nur auf einen Augenblick das Heft aus den Händen verloren, so wird es ihr gerade wegen der Apathie der Massen, in denen nach allen Berichten die alte begeisterte Anhänglichkeit an die Dynastie erstorben ist, unmöglich sein, im Volke eine Reaction gegen die Bewegung hervorzurufen.

Die Aussichten für Spanien sind, welchen Verlauf die Dinge in der nächsten Zukunft auch nehmen mögen, sehr trübe. Der gegenwärtige Zustand ist unerträglich; eine Revolution wird schwerlich bessere Zustände herbeiführen; denn Spanien bedarf einer starken Regierung, die es mit der Dynastie und dem Volke gut meint und nach und nach Besserung in alle Verhältnisse des Landes hineinbringt. Unter den gegenwärtig bekannten Staatsmännern ist aber Keiner, den man für fähig halten kann, die Regeneration Spaniens zu vollbringen.

Zur Stellung Louis Napoleon's.

Es ist nicht zu leugnen, daß die politische Stellung Napoleon's durch die preußischen Erwerbungen des vorigen Jahres bedeutend erschwert ist. Andererseits bieten ihm diese Schwierigkeiten gerade Gelegenheit, wenn auch mit Einsetzung seiner ganzen Gewalt, seine Stellung fester als je zu machen.

Der romanische Charakter zielt — dies bezeugt reichlich die neuere Geschichte — wesentlich auf leichten Lebensgenuß und erzeugt vermöge dieser Beschaffenheit das Bestreben, eine bevorzugte Stellung einzunehmen, über Andere eine gewisse Gewalt auszuüben. In diesem Sinne ist auch der französische Nation al-Charakter auf ein wenn auch nur äußerliches Uebergewicht — denn der Mühe einer strengeren Prüfung entzieht sich der Franzose gern — seines Vaterlandes über fremde Staaten, was dann Gloire genannt wird, gestellt. Mit dieser Gloire, wie es auch geschehe, verlangen die Franzosen von ihrem Herrscher ausgestattet zu werden und bringen dafür auch gern unverhältnißmäßig große Opfer. Diesen Sinn seiner Unterthanen beutete Napoleon I. reichlich aus und ist dafür noch heute bei den Franzosen wohlangesehen. Seine Nachfolger, die es minder verstanden, vermochten es nicht, ihre Herrschaft zu behaupten. Erst Napoleon III. gelang es wieder, auf diese Weise seine Herrschaft zu befestigen, so daß sie trotz ihrer unverkennbaren Mängel von den Franzosen gern gelitten wurde. Einen bedeutenden Schritt nun weiter wollte Napoleon auf dieser Bahn thun, als er die mexikanische Expedition unternahm. Möglich, daß er hierbei auf die dauernde Mitwirkung Englands und Spaniens zählte, unverkennbar, daß er hierbei mit Absicht oder unwillkürlich eine Institution in's Werk zu setzen unternahm, welche den wohlthätigsten Einfluß auf die modernen politischen Verhältnisse versprach, — indessen schon Anfangs mißlang es, England und Spanien bei derselben zu fesseln; die französischen Kräfte wurden dadurch übermäßig angespannt, und als endlich die Vereinigten Staaten Nordamerika's mit verjüngter Kraft ihm Halt geboten, mußte er die mit so vielem Blute und über 600 Millionen Francs erkauften geringen Erfolge, den ganzen Plan wieder aufgeben. Es ist erklärlich, daß die französische Eitelkeit hierdurch auf's Tiefste verletzt ist.

Gleichzeitig nun ist neben Frankreich anstatt des zerrissenen und zwiespaltigen Deutschlands, über welches jenes sich gern eine Obervormundschaft vindicirt hätte, ein in sich einiger mächtiger Militärstaat erstanden, der jedes derartige Gelüst als eine unfruchtbare Verwegenheit erscheinen läßt. Das Ansehn ihres Herrschers, dem es nicht bloß mißlang, neue Gewalt und Gloire zu erwerben, der es auch zuließ, daß anscheinend das schon Erworbene gefährdet wurde, ist dadurch allerdings bedeutend erschüttert. Man sieht sich durch die Mißerfolge der auswärtigen Politik auf die genauere Betrachtung der inneren Staatsregierung angewiesen, und dies gerade ist es, was Napoleon auf's Aeußerste zu fürchten hat; die Geschichte lehrt es, wie leicht die Franzosen bei diesem Studium, mit oder ohne Grund, sich zu Unzufriedenheit und Revolution hinreißen lassen.

Es liegt also im Interesse Napoleon's, seine Unterthanen durch eine erfolgreiche auswärtige Politik von der Beschäftigung mit der inneren Staats-Regierung abzuziehen; und hier wieder ist es die deutsche Angelegenheit, welcher die Gemüther der Franzosen gegenwärtig am innigsten zugewandt sind. Gelänge es Napoleon, hier den Verjüngungsproceß rückgängig zu machen oder aufzuhalten, oder nur dem erstarkten Nachbarn eine Schmach anzuthun,

welche an die Zeiten früheren französischen Uebergewichts erinnern — die Herzen seiner Unterthanen würden sich ihm und seiner Dynastie wieder inniger zuwenden und Vergangenes vergessen.

In dieser peinlichen Situation nun bot Napoleon die luxemburgische Angelegenheit einen willkommenen Anlaß, die sonst bewährte Autorität der französischen Politik von Neuem zu bethätigen. Die niederländische Regierung hatte schon im Juni 1866 eine Anfrage an das Berliner Cabinet gerichtet, ob nach Auflösung des deutschen Bundes nicht auch das Verhältniß Luxemburgs zu Deutschland und namentlich das preußische Besatzungsrecht in der dortigen Festung erloschen sei, was sie als ihre Rechtsansicht aussprach, und hatte darauf eine unbefriedigende Antwort erhalten. Im Oktober desselben Jahres wiederholte sie denselben Anspruch und wurde nun dahin beschieden, daß diese Angelegenheit nicht ohne Mitwirkung des norddeutschen Parlaments definitiv geregelt werden könne. Jetzt wandte sich die niederländische Regierung an das französische Cabinet, und es kam der bekannte Cessionsvertrag zu Stande; es folgten jene Unterhandlungen, in welchen es den vereinten Bemühungen der Großmächte und der weisen Mäßigung Preußens gelang, den drohenden Krieg noch im letzten Augenblicke abzuwenden. Napoleon mußte seinen Annexionsversuch aufgeben, Preußen hat Luxemburg militärisch freigegeben, doch bleibt das Verhältniß zum Zollverein bestehen — die europäischen Mächte haben es als neutrales Gebiet unter ihre Garantie gestellt.

Napoleon's Versuch, seine auswärtige Politik in ihr früheres Ansehn zu restituiren, ist also fehlgeschlagen; er hat in Zukunft auch noch den wenigstens moralischen Widerstand der Garantiemächte zu fürchten; Deutschlands Kraft ist ungeschwächt geblieben.

Gleichwohl ist nicht zu vermuthen, daß Frankreich es sogleich aufgeben wird, Preußen noch ferner in seinem Werke zu hemmen und zu stören; und es wird der ganzen Besonnenheit des deutschen Charakters bedürfen, durch solche Anmaßungen sich nicht zu einem willkürlichen, leidenschaftlichen und nutzlosen Kriege provociren zu lassen.

Jetzt ist es namentlich die schleswig-holsteinische Angelegenheit, welche am ehesten zu einem solchen Conflicte führen könnte. Hier hat Oesterreich durch Artikel V des Prager Vertrages das Recht, zu verlangen, „daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.“ Wir sehen, daß eine etwaige Abtretung doppelt bedingt ist: 1) dadurch, daß Oesterreich dieselbe verlangt, 2) dadurch, daß die Bevölkerung sie wünscht; und außerdem ist es Preußen noch überlassen, die ganze Verpflichtung auf einen größeren oder geringeren Theil des schleswig-holsteinschen Gebietes zu beziehen. Aus so unbestimmten Verpflichtungen nun wird Preußen wohl nicht zugemuthet werden können, strategisch wichtige Punkte oder Theile einer deutschen Bevölkerung dem feindlichen Dänemark auszuliefern. Wenn aber unbeschadet dessen, so weit sonst die genannten Bedingungen zutreffen, eine Abtretung möglich ist, so vermögen wir nicht, etwas Verfängliches in derselben zu erblicken. Sollte uns jener

Artikel des Prager Vertrags eine Verpflichtung auferlegen, so würden wir durch Erfüllung derselben der österreichischen und deutschen Politik auch den letzten Grund zu Forderungen aus der Vergangenheit nehmen, und auch dem französischen Kabinet den letzten Anknüpfungspunkt zu neuen Prätensionen rauben.

Der Friede aber ist es, dessen nicht bloß Preußen und Deutschland, sondern das ganze Europa jetzt dringend bedarf, da die wichtigsten Staaten gerade in einem Umbildungsprozesse begriffen sind, der ihren natürlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten für den Augenblick beträchtlich abschwächt und in einem allgemeinen Kriege den geringeren Culturvölkern Europa's eine unvergleichlich günstigere Stellung als je anweisen würde.

Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung.

II.

Bei allen diesen Verhältnissen Ecuador's kann von einer Industrie nicht viel die Rede sein, sie, d. h. Wollen- und Baumwollenweberei, Hut- und Mattenflechterei, soll sich in der Neuzeit gehoben haben, ebenfalls auch der Handel. Die Haupteinfuhr, durch Wollen-, Baumwollen-, Leinen-, Seiden- und andere Manufakturwaaren, Industrie- und Kunstgegenstände repräsentirt, geschieht vornehmlich aus Peru und Chile, und man giebt die Größe derselben auf mehr als 2½ Millionen Piaster (1 Piaster in Silber gleich 1 Dollar) an, eine Zahl, mit der die für die Ausfuhr einheimischer Artikel, in Cacao, Baumwolle, Tabak, Chinarinde, Kaffee, Farbe- und Nutzhölzern, Zucker, Droguen &c., sowie in edlen Metallen bestehend, rivalisirt, indem diese 1864 sich auf 2,₃ Millionen Piaster belief, worunter der Cacao allein mit 2 Millionen Piastern vertreten war. Haupthandelshafen des Landes ist Guayaquil, in welchen, außer den 50 britischen Postdampfern, im Jahre 1865 141 Schiffe mit 14,998 Tonnen (darunter, nach der Tonnenzahl geordnet, 11 spanische, 7 französische, 78 peruanische, 42 ecuadorische, 7 chilenische, 2 Hamburger, 2 Bremer &c.) einliefen. Die Verfassung des Freistaates, der in administrativer Hinsicht in 10 Provinzen zerfällt und dessen Hauptstadt und Sitz der obersten Regierungsbehörden Quito mit 76,000 Einwohnern ist, hat man nach der Schablone aller südamerikanischen Republiken zugeschnitten, die Religion ist die römisch-katholische (ein Erzbischof zu Quito und zwei Bischöfe zu Cuença und Guayaquil) und an höheren Bildungsanstalten besitzt das Land zwei Universitäten, zu Quito und Cuença. Daß auch in Ecuador, wie fast ohne Ausnahme in allen spanisch-amerikanischen Colonieen, die Finanzen jährlich ein Deficit ergeben, überhaupt sehr zerrüttet sind, ist selbstredend. Angeblich sollen sich die Staatseinnahmen im Jahre 1865 auf 1,401,300 Piaster, dagegen die Staats-

ausgaben auf 1,399,672 Piaster belaufen haben, wir bezweifeln dies aber; die Staatsschulden stellten sich in dem nämlichen Jahre auf 13,083,509 Piaster, und zwar betrug die äußere Schuld 9,390,554, die innere 3,692,555 Piaster.*)

Unter diese Schulden gehören auch die an England, welche auf Ecuador fielen, als sich die große Republik Columbia in die oben genannten kleineren auflöste und die Schulden jenes umfangreichen Freistaates auf diese Theile repartirt wurden. Ecuador ist bis jetzt der einzige Staat, welcher Miene gemacht hat, seine Schulden abzutragen. Es bot England nämlich für die 550,000 Pfd. St. Land in einem Umfange von 4½ Millionen Acker, d. h. also von 308 deutschen Geviertmeilen, an, und suchte dadurch in gar nicht unpraktischer Weise diese Last los zu werden, während es zugleich seine eigene Bevölkerung hob und das eigene Land werthvoll machte. In England wurden darauf Bonds für dieses Land ausgegeben und eine Gesellschaft, die „Ecuador land company“, die aus Engländern und Deutschen besteht, kaufte einen großen Theil derselben an. Deren Plan ist nun, außer verschiedenen Landstrecken im Innern und an der südlicher sich hinziehenden Küste, vor allen Dingen den sehr günstig gelegenen nördlichsten Hafen Ecuador's, den Pailon, der zu dem cedirten Land mitgehört, in Angriff zu nehmen und dessen Ufer zu bevölkern, dessen Küsten zu bebauen, wie sich die zahllosen Hülfsquellen des Landes dienstbar zu machen — und zwar dies Alles durch deutsche Auswanderer.

Die Flußmündung des Pailon, an der sich der kleine Ort St. Lorenzo mit 18 Häusern erhebt, liegt unter 1° 30″ Nördl. Br. und gewährt einen guten Hafen, der nebenbei viele Fische und vortreffliche Austern enthält. Er wird, wie schon erwähnt, eigentlich aus mehreren kleinen Flüssen gebildet, die hier in einem Gewirr von Bayen und Manglareninseln zusammenlaufen und sich ein so tiefes Becken gegraben und ausgewaschen haben, daß selbst auf der Barre der Mündung, bei niedrigstem Wasserstande, noch 2½ Faden, also 15 englische Fuß Wasser bleiben. Der Naturreichthum in seiner Umgebung besteht in Wäldern von Cacaobäumen, in wild wachsender Vanille, Panamastroh, aus dem die bekannten Hüte geflochten werden, Gummibäumen und vielen Arten von Farb- und Nutzhölzern. Schon jetzt nehmen einzelne kleinere Fahrzeuge am Pailon Ladungen werthvoller Holzarten, an denen Ecuador so reich ist, ein und bringen sie nach Peru. Sie finden es also doch vortheil-

*) Ecuador hat das schlechteste Geld in ganz Amerika, und der dortige Dollar ist nicht in 8 Real abgetheilt, wie in den übrigen Republiken, sondern in 10 oder 9 Dimes oder auch Real genannt. Eigenthümlicher Weise hat dieser Dollar nicht einmal den nämlichen Werth, denn an der Nordwestküste, bis weit hinein in's Land, selbst noch in Ibarra, werden 10 Real auf den Dollar gerechnet, und ein Frankenstück wird mit vollem Werth für 2 Real gerechnet, 4 Franken auf den Dollar, während in Quito und auf dem ganzen Wege von Quito bis Guayaquil der Dollar nur 9 Real hat und häufig 9 gute Real (mit den Säulen) für einen schlechten Ecuador-Dollar gewechselt werden, während der gute Dollar (pesos fuerte) nur 8 zählt. Ein pesos fuerte aber von Mexico, Neu-Granada ꝛc. gilt überall 10 Real. Besonders hoch stehen die L.-St. Englands, für welche 6 Dollars Ecuadorgeld gezahlt werden.

haft, diesen, noch eigentlich vollkommen fremden Hafen anzulaufen und viel Zeit zu versäumen, ihre Ladung an Bord zu bekommen, nur jener werthvollen Hölzer wegen. Zweifelsohne findet sich in der Nähe des Pailon auch Gold; soweit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall fein und verwaschen und nur nach sorgfältiger Arbeit zu gewinnen sein. Die kleinen Flüsse gestatten immerhin eine bequeme Verbinbindung mit dem Innern; eine Straße vom Pailon nach dem Bogotaflusse zu bauen, war, schon im Jahre 1861, ein englischer Ingenieur, Namens Wilson, beschäftigt. „Der Weg", hieß es damals in einem Berichte, „muß theilweise fertig sein, wenigstens hören wir, daß Wilson, die bereits gebauten Strecken benutzend, durch den Wald bis Quito vorgedrungen sei, wo die Regierung ihn mit großer Auszeichnung, das Volk mit lautem Jubel begrüßt habe." „So weit klingt Alles", — sagte Verfasser dieses Aufsatzes damals in einem andern, der Ecuador in geographisch-historischer Beziehung behandelte, — „ganz prächtig. Man sagt uns aber nicht, ob die Ansiedler ein für europäische Naturen angemessenes Klima finden werden. Wir bezweifeln dies wegen der geographischen Breite des Pailon und wegen der ungemeinen Nässe der Luft, die in den Urwäldern des Innern und mehr noch in den Mangrovegebüschen der Küste Fieber erzeugt. Gegen die traurige Gegenwart Ecuador's stechen die glänzenden Zukunftsträume, in denen sich die Gläubiger wiegen, die mit der Strecke Landes abgefunden sind, auf eine seltsame Weise ab. Wir müssen alle die Verheißungen, die den Ansiedlern gemacht werden, mit unverhohlenem Mißtrauen betrachten und warnen Deutsche, sich nicht etwa locken zu lassen, ihr Vaterland aufzugeben, um in Ecuador ihrem sichern Ruin entgegenzugehen."

Man kann einzelne Auswanderer, die die „Ecuador land Company" durch große Versprechungen etwa zum Aufgeben ihrer Heimath veranlassen sollte, um am Pailon ihrem traurigen Loose in kürzester Zeit zu erliegen, nicht zurückhalten, man muß sich aber auf das Entschiedenste dagegen erklären, die Auswanderung vielleicht unter den Auspicien einer europäischen Regierung dorthin zu lenken. Genügt das Beigebrachte nicht, so machen wir noch auf zwei Punkte — die politischen Verhältnisse Ecuador's lassen wir unberücksichtigt, sie sind so verwirrt und trauriger Art wie in jeder andern spanisch-amerikanischen Republik — aufmerksam, auf das Gebahren der Nordamerikaner und den in Südamerika um sich greifenden Socialismus.

Nach einem Gesetz vom 26. Oktober 1853 ist die Schifffahrt auf allen Flüssen der Republik Ecuador so wie auf ihrem Antheil am Amazon frei erklärt für alle Nationen. Die Schiffe, welche die Flüsse zuerst befahren, wurden auf zwanzig Jahre von allen Hafengebühren befreit erklärt; derselben Abgabenfreiheit sollten sich auch alle während dieses Zeitraumes eingeführten Waaren erfreuen. Den Familien, welche sich an den Uferlandschaften niederließen, seien es Einheimische aus Ecuador oder Fremde, würden Ländereien unentgeltlich angewiesen werden. Natürlich waren die Nordamerikaner die Ersten, welche von dieser Freiheit Gebrauch machten und deren Schiffe bereits

die Flüsse in großer Zahl befahren. Auch wurden seitdem wiederholt Expeditionen zu näherer Erforschung des Landes von ihnen ausgerüstet, Expeditionen, die nicht bloß durch Abenteurerwesen und Gewinnsucht hervorgerufen werden, sondern es knüpfen sich hieran höhere politische Absichten. Man zielt auf die Ausschließung des europäischen Einflusses, auf die Herstellung einer innigen Verbindung zwischen Nord- und Südamerika und auf die Ausdehnung der sogenannten Monroelehre über den ganzen Continent und in einem Sinne, woran das Cabinet des Präsidenten Monroe niemals dachte. „Es ist eins unserer Axiome", sprach der nordamerikanische Gesandte White am Ende des Jahres 1853 zu Quito, „daß der Friede die einzig wahre Politik ist der erleuchteten Völker, vorzüglich derjenigen, welche so glücklich sind, sich der republikanischen Institutionen erfreuen zu können. Der beneidenswerthe Zustand der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, der freiesten und reichsten auf Erden, muß neben ihrem angeborenen Genius, neben ihrer angeborenen Thatkraft, vorzüglich jener Beharrlichkeit zugeschrieben werden, mit allen Reichen auf Erden in Frieden zu verharren. Dabei sind aber die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten immer bereit, diese glücklichen Zustände aufzugeben und alle Wechselfälle des Krieges zu übernehmen, sobald es sich darum handeln würde, die feindlichen Einflüsse der monarchischen Staaten in der alten Welt gegen die Unabhängigkeit, gegen die Freiheiten und den Fortschritt der republikanischen Regierungen Amerika's zu bekämpfen." Und daß die Unionsregierung noch jetzt dieselben Gedanken hegt, weiß man nur zu gut.

Kommen wir nun zu dem zweiten Punkt! Socialistische Ideen wachsen auf dem Boden einer überreichen Civilisation und einer gedrängten Bevölkerung, in den spanisch-amerikanischen Städten mögen solche Dinge als wesenlose Gespenster der Einbildungskraft auftauchen; aber geht man aus diesen Städten hinaus in's weite, spärlich bewohnte Land, wo Zu- und Abneigungen sich aus der Verschiedenheit der Racen erklären, die keinesweges verschmolzen, sondern nur neben einander gestellt sind, dann sind alle die Worte von „Freiheit", „Revolutionsrecht" u. s. w. der reine Blödsinn. Trägt man die socialistischen Ideen vollends auf das öconomische Gebiet über, so ist dieser Blödsinn womöglich noch größer: in unserem dichtgedrängten Europa, wo oft Millionen um des Lebens Nahrung und Nothdurft kämpfen, lassen sich solche Erscheinungen einigermaßen erklären, aber in einem Lande, wo die Bevölkerung mit dem anbaufähigen Boden in solchem Mißverhältniß steht, wo man nur die Hände rühren darf, um sich den nothwendigen Lebensbedarf in Fülle zu gewinnen, können solche Bestrebungen gar keinen Sinn haben, als daß eine faule Klasse sich auf Kosten der anderen nähren will. Was man in diesen Ländern zu bekämpfen hat, das ist die durch das Klima hervorgerufene Trägheit und Arbeitsscheu, welche durch die schwachen, leicht befriedigten Bedürfnisse unterhalten wird. Gegen diese Fehler haben bekanntlich die Jesuiten in ihren Missionen und Francia durch die strengsten Mittel angekämpft. Man wird allerdings Francia's Mittel nicht anwenden können und wollen, aber ein Zweig der menschlichen Beschäftigungen, der am wenigsten

Anstrengung und Ausdauer erfordert, namentlich in diesen Ländern, das Hirtenleben, ist noch in weitem Umfange zu benutzen. Einsichtsvolle Südamerikaner haben auch diese Ansichten seit Jahren, und namentlich in neuester Zeit in Ecuador, ausgesprochen. Ueber die Thorheit, socialistische Theorien auf solchen Boden verpflanzen zu wollen, braucht man in der That kein Wort zu verlieren.

Ch. de Mazade hat dem „Socialismus in Südamerika" einen langen Artikel gewidmet, der sich in der „Revue des deux Mondes" findet, worin er sich über die Ursachen der seltsamen Erscheinung erzdemokratischer und socialistischer Ansichten in diesen südamerikanischen Ländern folgendermaßen ausspricht: „Wenn die demokratischen Ideen und der Socialismus in gar keinem Zusammenhang mit dem wahren Zustande der amerikanischen Gesellschaften stehen, wie soll man sich erklären, daß diese Ideen jetzt in der neuen Welt mit verdoppelter Stärke auftreten? Es erklärt sich durch eine den unterrichteten Klassen dieses Landes eigenthümliche Erscheinung. Hat man auch nur wenig Gelegenheit gehabt, Repräsentanten dieser spanisch-amerikanischen Race zu beobachten, so muß man eine eigenthümliche Lebhaftigkeit des Geistes, eine rasche Auffassung, kurz eine seltene Intelligenz bemerkt haben, und wie bei allen südlichen Racen die Einbildungskraft mehr als die eigene Forschung wirkt, so wird diese Intelligenz leicht nachahmender Natur. Die spanischen Amerikaner ahmen nicht bloß aus einer durch ihre übereilte Emancipation hervorgerufenen Nothwendigkeit nach, sondern aus Instinct, aus Natur. Eine unbesiegliche Neigung leitet sie, Alles zu wiederholen, was in der alten Welt vorgeht, und was uns als das Extremste und Ausschweifendste erscheint, hat am meisten Aussicht, diese Leute von so entzündlicher Einbildungskraft zu entflammen. Der Geist der Nachahmung beherrscht das öffentliche Leben dieser Länder: er bildet Diplomaten, die in den Grundsätzen des europäischen Gleichgewichts sehr unterrichtet, Staatsmänner, die in den Geheimnissen unserer politischen Organisationen wunderbar bewandert sind, Publicisten, die unsere künstlichen Systeme und unsere Discussionen sehr wohl kennen, welche allen äußeren Glanz des Talentes, nur die Originalität nicht haben; dieser Geist der Nachahmung bildet das Wesen einer mehr oberflächlichen als gründlichen intellektuellen Cultur, welche sich bis jetzt durch eine Broschüren- und Journal-Literatur kundgab, in der ohne Wahl, ohne Maß und ohne Unterscheidung alle Einflüsse und alle Erinnerungen Europa's sich umtrieben." Mehrere Aeußerungen ausgewanderter und noch in der Heimath verbliebener Südamerikaner bestätigen durchaus diese Ansicht. Namentlich sind es französische Ideen und Schriften, welche einen herrschenden Einfluß ausüben, und wie die ersten Vorsprecher der amerikanischen Unabhängigkeit sich die Ideen der ersten französischen Revolution zum Muster nahmen, so haben jetzt auch die socialistischen und communistischen Ideen der Jahre 1848 und 1849 ihren Wiederhall gefunden. Natürlich steht dann der faktische Zustand der Gesellschaft mit diesen gleich einer Waare eingeführten Ideen im schneidendsten Widerspruch.

Süditalienische Cultur-Skizzen.

II.

Wegen der schlechten Schulbildung und des geringen Fremdenzugs haben die Bewohner, besonders im südlichen Calabrien, weder von Deutschen noch Schweizern, trotz der bis 1860 in Neapel in Garnison gestandenen Schweizertruppen und der jahrelangen Besetzung des Landes durch die Oesterreicher (Tedeschi) Etwas gehört; von fremden Nationen kennen sie nur Franzosen und Engländer. Da sie zu Anfange dieses Jahrhunderts von den Franzosen hart gezüchtigt wurden, äußern sie nicht selten eine Scheu gegen jeden Fremden und halten hartnäckig Alle, denen sie nicht gleich den Engländer anmerken, für einen Franzosen, der das Land auskundschaften und wohl gar schon Quartier für Soldaten bestellen wolle. Nicht minder hat der Reisende auch mit der Sprache zu kämpfen, selbst wenn er noch so geläufig italienisch spricht. Der Calabrese redet nur seine Mundart und diese weicht so sehr ab, daß ihn selbst der Neapolitaner nur mit Mühe versteht.

Westpfahl wurde in Pizzo, dem Grabe Murat's, als er ruhig in den Straßen lustwandelte, von Männern und Weibern, welche sich mit Hohn und Stolz selbst „Räuber" nannten, als französischer Hund (can francise) verfolgt und wenigstens in Worten mit dem Tode bedroht.

Alle Fremden klagen über die zudringliche Neugierde der Bewohner, welche aus der Abgeschiedenheit der Gegenden entspringt. Der Reisende thut aber wohl, um sich nicht verdächtig zu machen, die Fragen zu beantworten, soweit die Unverständlichkeit der Sprache gestattet. Gewöhnlich heißt der Eingang: „Da dove siete, loro Signori?" (wo kommen Sie her?), dann kommen die Fragen nach Stand, Reiseziel und bei Fußreisenden die verwunderte Frage: „warum sie zu Fuße gehen?" welches als ein Zeichen der höchsten Armuth gilt, da, wie schon erwähnt, es den Leuten nicht begreiflich zu machen ist, daß man aus wissenschaftlichen Zwecken die genaue Kenntniß eines Landes wünschen könne. Ueberhaupt ist den Calabresen das Reisen, auch auf bequeme Art und Weise, durchaus kein Vergnügen; nur Geschäfte können sie dazu zwingen, nicht der Trieb zu wissen, wie es hinter ihren Bergen aussieht. Da der ganze Handel des Landes darin besteht, die Rohprodukte (Getreide, Oel und Seide) in die Küstenplätze Reggio, Pizzo, Amantea &c. zu bringen, von wo sie Schiffe aus der Hauptstadt oder aus Sicilien weiter verführen, so ist auch von dieser Seite der Anlaß zu Reisen gering. Fremde haben jedoch, besonders solche, denen die Calabresen den Ketzer anmerken, den Vortheil, im Verdachte geheimer Wissenschaft zu stehen, und als Schwarzkünstler glücklich Lottonummern angeben zu können. Die Fremden werden vielfach darum gebeten und eine arme Frau, wie Westpfahl erzählt, wollte nur gewinnen, um die Seelen ihrer Angehörigen aus dem Fegefeuer zu retten.

Nicht nur im Zorn und aus Rache sind Ermordungen etwas sehr Häufiges, sondern auch Bürger von Städten sind Dilettanten des Räubergewerbs. So wurde 1825 ein Raubmord an einer englischen Familie, welche Pästum besuchte, von Bürgern aus Eboli begangen. Bei Rotonda (Cal. cit.) waren noch 1825 die Köpfe von 5 Bürgern aus Bisignano aufgesteckt, welche drei Jahre vorher unter Anführung eines 68jährigen Tischlermeisters und Beiziehung mehrerer guten Freunde sich das Vergnügen gemacht hatten, die königliche Post anzufallen und um 4000 Piaster zu berauben. Nach mehreren Wochen, als die Urheber entdeckt waren, fand man das gesammte Geld mit Ueberschuß von 4 Piastern noch vor; ein Beweis, daß die Leute nicht von Noth getrieben waren. Wo solche Thaten ohne eigentliche Veranlassung vorfallen, da muß es desto schlimmer hergehen, wo die Rache mit in's Spiel kommt, und zwar mordet der Calabrese dann nicht im Zorn, sondern mit großer Kaltblütigkeit. So erhielt in einer kleinen Stadt im Gebirge der etwas strenge Richter eines Abends auf der Straße einen Messerstich, der ihn indessen nicht schwer verwundet; er erreicht sein Haus, muß aber doch der Wunde wegen sein Bett hüten. Da kommen nach einigen Tagen zwei Leute, wie gewöhnlich bewaffnet, in das Haus und verlangen den Richter zu sprechen, und die Frau desselben, welche beide recht gut kennt, findet auch kein Bedenken, sie in das Zimmer zu führen, wo ihr Mann im Bette liegt. Hier bleibt der Eine draußen an der Thür stehen, der Andere nähert sich aber dem Bette und erschießt den Kranken in demselben! Darauf eilt er hinweg. Die Frau indeß, obgleich schwanger, hat doch noch Kräfte genug, ihn von hinten zu umfassen und laut um Hülfe zu rufen. Da erscheint aber der Andere, welcher vor der Thür geblieben war, und anstatt durch die Kraft seiner Hände oder durch eine Drohung mit dem Gewehr seinen Gefährten zu befreien, erschießt er die Frau. Beide Mörder entkamen.

Noch bestialer ist aber ein Mordgelüst, von welchem Boz Dickens in seinen italienischen Reiseskizzen Meldung macht, das sich zwar nicht auf Unteritalien bezieht, aber hierher ebenso gut paßt, da sich darin die Italiener in ihrem Gesammtvaterlande, wenn Zeit und Umstände passen, gleichen würden. „Livorno", sagt er, „steht in schlechtem Rufe wegen seiner Banditen, und man muß gestehen, nicht ganz mit Unrecht; denn vor einigen Jahren war hier ein MeuchelmördercIub, dessen Mitglieder gegen keinen Menschen besondern Haß spürten, die aber Leute, welche ihnen ganz und gar fremd waren, Nachts auf der Straße erstachen, bloß der Lust und Aufregung wegen, die in solchen Abenteuern liegen. Ich glaube, der Präsident dieser liebenswürdigen Gesellschaft war ein Schuhmacher. Er wurde jedoch eingezogen und der Club löste sich auf."

Wer hundert andere barbarische Novelletten und Charakterzüge aus dem romantisch-naiven Italien kennt, der wird Dickens' Mittheilung nicht bezweifeln. In einer neapolitanischen Reise lesen wir folgendes schwerlich erfundenes Genrestückchen: „Ein großes Huhn, seines ganzen Federanzuges, selbst die Flügel nicht ausgenommen, beraubt, spazierte ziemlich pathetisch, aber dennoch frisch gackernd mir entgegen; begleitet von einem Rudel muthwilliger

(neapolitanischer) Jungen, von denen das arme Thier auf diese Weise platonisirt worden war."

Dergleichen Geniestreiche kommen nicht vereinzelt vor. Jeder Reisende lernt an vielen Orten Italiens Familien kennen, welche dort einer Kur wegen Jahre lang verweilen müssen und den Versuch gemacht, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Es ist aber unter den naiven italienischen Knaben nicht mehr von Schulstreichen, sondern von Spitzbübereien, Schamlosigkeiten und solchen Bösartigkeiten die Rede, welche detaillirt zu beschreiben nicht möglich ist.

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" wurde im August 1857 aus Botzen geschrieben, daß die Entdeckung eines Mitschuldigen an den Beraubungen des Postwagens gelungen wäre und zur Verhaftung von fünf Mitschuldigen geführt hätte. Die Straßenräuber wären sämmtlich Bedienstete in Handlungs- und Bankierhäusern von Verona; „aus ihrem Stande erkläre sich das gentile Benehmen der Verbrecher."

Wer nicht einsehen kann, daß grobe Verbrechen von Leuten aus den gebildeten Schichten zur Diagnose des National-Charakters und der Cultur-Barbarei des ganzen Landes gehören, daß sie nicht mehr als ordinaire Unregelmäßigkeiten zu betrachten sind, der will oder kann keine sittlichen Prozesse und Symptome begreifen. Eine Correspondenz-Nachricht aus Italien sei als Beispiel angeführt, wie die deutschen Schöngeister die italienischen Natürlichkeiten selbst auf Unkosten der deutschen Cultur- und Charaktertiefe zu protegiren suchen. Der correspondirende Enthusiast kann nicht begreifen, daß eben in dem nackten Naturalismus eines Culturvolkes die schlimmste Sünde und Anklage besteht; daß der Italiener viel zu sinnlich und oberflächlich ist, um ein Verbrechen mit so viel Prämeditation und Consequenz zu begehen, wie das die nordischen Verbrechen, aber Gott sei Dank nicht die deutschen Lebensarten, Geschichten und Sitten charakterisirt.

Der naive Apologet raisonnirt so: „Der Süditaliener ist vielleicht mehr als ein anderer Mensch zu thätlichen Verbrechen geeignet, er mordet aus Habsucht, weil ihm, dem Naturmenschen, der Begriff des Mein und Dein zur Zeit noch fremd ist; aus Rache, weil sein heißes Blut keine Verzeihung gestattet; aus Eifersucht, weil das Weib der einzige rechtmäßige, durch die Religion geheiligte Besitz ist, welchen er begreift oder ahnt!! Aber alle diese Verbrechen begeht er, ohne sich jener höllischen moralischen Verruchtheit schuldig zu machen, mit welcher die Menschen in den nördlichen Ländern hinter dem Ofen oder am Kamine, oder in den engen Zimmern brütend, Väter, Söhne, Freunde und Wohlthäter morden!! Verrätherei an verwandten oder befreundeten Personen, durch Heuchelei in tief ersonnene und schlau versteckte Fallstricke gelockt, so häufig in den cultivirtesten Ländern Europa's, ist den Süditalienern unbekannt." Dieses unglaublich verrückte Raisonnement steht in einer der beliebtesten und ältesten Zeitschriften zu lesen, und scheint bei den Aesthetikern recipirter Styl zu sein.

Theils Ursache, theils Folge der in ganz Italien, besonders aber in Süditalien herrschenden Unsicherheit ist die allgemeine Bewaffnung des

Volkes. Von Eboli an durch ganz Calabrien — Monteleone, Reggio und einige flache, mehr bevölkerte Gegenden ausgenommen — wird man selten einen unbewaffneten Calabresen antreffen.

Wenn der Bauer mit seinen Leuten zu Esel auf das Feld reitet, — denn zu Fuß gehen ist eine Seltenheit und nur für das niedrigste müssige Gesindel eine gewöhnliche Sache, — so fehlt die Flinte nie, quer vor dem Manne über den Eselsrücken gelegt. Man trifft auf der Hauptstraße des Landes zu jeder Stunde Haufen bewaffneter Burschen an, welche die Straße, wie sie sagen, zu sichern haben und dem Reisenden gegen Bezahlung zur Begleitung sich aufdringen.

Es scheint ihnen aber alles Mögliche daran zu liegen, die Straße als unsicher zu schildern, sie sprechen fortwährend von Raub und Mordversuchen und ihrem dabei bewiesenen Muth und drohen, wenn man ihnen nicht zu ihrem bedungenen Lohne zulegt, die Reisenden zu verlassen. Daß es aber wirklich mit der Sicherheit des Landes nie ganz richtig gewesen, beweisen die Anstalten der Behörde: so wurde bei Antonietta, unweit Consenza, der Weg durch den Wald an einem Markttage bei eines Reisenden (Hugi) Durchreise, der uns schon oft als Gewährsmann gedient hat, militärisch besetzt und doch getrauten sich die Bewohner von Acri, Bisignano u. s. w. nur in geschlossener, bewaffneter Karawane von mehr als 150 Mann den Markt zu besuchen. Selbst die königliche Post von Neapel nach Calabrien war von Eboli an militärisch organisirt. In Eboli blieb der Wagen zurück, die Reisenden erhielten Pferde, das Gepäck wurde auf andere verladen und bewaffnete Reiter eröffneten und schlossen den Zug, und dennoch wurde mehrmals Alles rein ausgeplündert. Solche Postkarawanen gingen gewöhnlich alle 14 Tage, und nur wenn die Noth es erforderte, öfter.

Calabrien nährt im Durchschnitt einen kräftigen Schlag von Menschen, unter denen schöne Männer und Weiber gar nicht selten sind. Die Kleidung der Einwohner ist fast durchgehends dieselbe. Sie besteht bei den Frauen aus blauen und rothen, in der Basilikata jedoch braunen oder schwarzen Tüchern, die um den Leib festgebunden werden. Arme und Oberleib bedeckt eine Art Mieder, das vorn nicht schließt, sondern unten und auch über den Busen sofort zusammengeschnürt wird; die Aermel sind nicht angenäht, sondern mit Schnüren locker an das Mieder befestigt, so daß ein mehrere Finger breiter Raum bleibt, wo man das Hemde sieht, welches hier gewöhnlich etwas feiner ist, als an den übrigen Stellen. Der Kopf wird mit einem weißen, zuweilen gefranzten Tuche bedeckt, welches in ein Viereck zusammengelegt ist und in den Nacken herabfällt. Dieser ganze Anzug giebt dem Körper etwas Steifes, weil er alle Formen verwischt und erinnert nicht selten, besonders wenn der Rock gar zu eng ist, an ägyptische Bildwerke. Die Männer tragen dunkle tuchene Jacken und kurze Hosen, braune Strümpfe und schwarze hohe Gamaschen, statt welcher die Aermeren den Fuß mit Sandalen aus ungegerbten Häuten bekleiden und das Bein mit Tuchlappen umwickeln. Den Kopf bedeckt eine lange wollene Mütze, von blauer, rother oder brauner Farbe und darüber der zu modischen Ehren gelangte spitze Cala-

breserhut, welcher in seiner ursprünglichen Form fast grade abfallende Krempen hat, so daß das Ganze die Gestalt eines kurzen Zuckerhutes erhält. Schwarze oder farbige Sammtbänder umgeben diesen Hut unten, oben und in der Mitte und halten bei unternehmenden jungen Leuten eine Hahnenfeder fest.

In der kälteren Jahreszeit kommt zu dieser Kleidung noch der lange Mantel mit kleinem Kragen, wie man ihn in ganz Unter-Italien trifft und den, wenn er auch noch so zerfetzt ist, der Italiener doch so umzuwerfen versteht, daß er darin Etwas vorstellt.

Gehen wir nun auf Sicilien über, über das wir vornehmlich nach Adolf Helffrich's Reisebeschreibung (1850) und der von Ernst Häckel (1859) berichten wollen. Beide Schilderungen werfen auch auf die Zustände des Festlandes einzelne Streiflichter. Nur in Bezug auf Straßenbau sind in Sicilien einige Fortschritte zu erkennen, welche vielleicht den strategischen Rücksichten zu danken sind, die der kriegerische Zustand, in der sich diese Insel so lange befand und noch befindet, wachgerufen; in Bezug auf technische Cultur des Landes und geistige Bildung Sicilien's stimmen diese Mittheilungen mit denen früherer Beobachter überein. Aber die Unterhaltung der Straßen liegt noch im Argen. Schon im Januar 1849 war zwischen Selinunt und Sciacca eine vom Hochwasser abgerissene Brücke verschwunden, für die Jedermann gern den geforderten Tarif erlegte, da sein Weg dadurch um Vieles kürzer und bequemer war — und dennoch waren ein Jahr darauf noch keine Anstalten getroffen, Hand an die Wiederherstellung derselben zu legen, obschon eine solche sicilische Brücke aus weiter nichts als aus einigen aufgerichteten Steinen und darüber gelegten Balken besteht, und der sehr bedeutende Umweg, den man zu machen hat, an abschüssigen Felswänden hinauf- und herabführt. Es ist freilich traurig genug, daß in diesem Lande eine Gemeinde gar nicht daran denkt, zur Erleichterung des Verkehrs, überhaupt in Gemeindeangelegenheiten, auch nur einen Bajocco auszugeben, so daß es in der Regel eine wirklich halsbrechende Arbeit ist, von den meist auf Bergspitzen gelegenen Städten hinab in den Thalgrund zu gelangen; aber fast noch unverzeihlicher muß man es finden, daß die königlichen Beamten auch jetzt noch dergleichen abscheuliche Mißbräuche dulden und es ganz gleichgültig mit ansehen, wenn zuletzt für das Maulthier nur noch eine Hand breit übrig bleibt, um an dem Rande eines jähen Abgrundes vorüber zu kommen.

Zwischen Sciacca und Girgenti trifft man auf Flüsse, Bäche, Sümpfe, Moräste, Dünensand, Moorgrund, Haiden, Kornfelder, Weideplätze auf steilen Felsplätzen, aber in einer Entfernung von 20 Miglien auf kein einziges Haus. Wie die Bodencultur in diesen Gegenden beschaffen ist, kann man danach bemessen. Sicilien, ehedem das fruchtbarste Land Europa's und die Kornkammer Italiens, erzeugt gegenwärtig nicht ein Mal mehr soviel Getreide, um seine eigene Bevölkerung zu ernähren. Namentlich beziehen Stadt und Provinz Messina viel Korn aus Calabrien; die Getreidehändler in Catania machen daher ganz vortreffliche Geschäfte dahin, wenn während politischer Wirren, durch die die unglückliche Insel so oft heimgesucht wird, die Verbindung mit Calabrien unterbrochen ist.

Kalte Grausamkeit und völliger Mangel alles Mitgefühls für die Thiere ist bekanntlich ein allgemeiner Charakterzug aller romanischen Nationen, und sie stehen in dieser Beziehung tief unter den slawischen Völkerschaften, bei denen sich die Hausthiere, wie bei den Arabern, einer fast familiären Zärtlichkeit und sorgfältigen Behandlung erfreuen. Unter den Romanen gebührt aber vor allen andern den Italienern und besonders den Neapolitanern in dieser Beziehung der schlechteste Ruf. Zwar haben sie nicht die blutigen Stierkämpfe der Spanier; dafür aber quälen sie alltäglich ihre Pferde und Esel mit einer so empörenden Grausamkeit, daß die verhältnißmäßig kurze Qual des wenigstens rasch zu Tode gemarterten Stiers dagegen als ein glückliches Loos erscheint.

Man könnte viele einzelne Beispiele hierfür anführen, doch sei hier nur eines hervorgehoben, das Häckel mehrere Male mit angesehen hat. Wenn im Toledo in Neapel eines der schwer beladenen Lastthiere, wie es dort stündlich geschieht, auf den glatten Quaderplatten ausgerutscht und gestürzt ist, so pflegt es sich wegen der aufgebürdeten übermäßigen Last nur mit großer Mühe wieder erheben zu können. Statt ihm nun dies durch Abnahme eines Theils der Last zu erleichtern, sucht der neapolitanische Eseltreiber seinen Zweck einfacher durch quälende Schmerzen zu erreichen und sticht das arme Opfer mit einem spitzen Eisenstachel in wunde Stellen auf der hintern Seite des Rückens und am Vorderbug, die zu diesem Zwecke beständig offen erhalten werden. In einigen Fällen nun, wo diese Qual noch nicht heftig genug ist, das arme Thier zum Aufspringen zu bewegen, nimmt der Treiber sein Feuerzeug und zündet einen kleinen Reisigbündel an, den er dem Thiere unter die Flanke, auf die es gestürzt ist, geschoben hat. Dieses Mittel hilft denn auch in den verzweifelsten Fällen. An solche barbarische Grausamkeit ist man dort so gewöhnt, daß kein Mensch ein Wort darüber verliert und wenn es einem Fremden einfällt, den Neapolitaner darüber zur Rede zu setzen, so wird er verwundert angesehen, oder erhält höchstens zur Antwort: „Eh, non sono Christiani!" (Je nun, es sind ja keine Christen!)

Solchen Rohheiten, wie man sie täglich in Neapel sieht, begegnet man in Sicilien selten, wie denn überhaupt die Sicilianer im Ganzen gutmüthiger, natürlicher und unverdorbener sind, als die Neapolitaner. Daß der Charakter beider Nationen trotz vieles Gemeinsamen in Sprache und Sitte doch vielfach verschieden, ja entgegengesetzt sich äußert, ist bekannt, und man wird bei einem Vergleiche fast immer die Wagschale sich zu Gunsten der Sicilianer senken sehen. Häckel meint, er könne in dieser Beziehung die Angaben anderer Reisenden von anderen Gesichtspunkten aus nur bestätigen. Er gründet sein Urtheil auf die Erfahrungen eines Jahres, dessen Sommerhälfte er in Neapel, die Winterhälfte in Messina zubrachte. Der wissenschaftliche Zweck, den er während dieses Aufenthalts verfolgte, das Studium niederer Seethiere, nöthigte ihn während dieser ganzen Zeit zum täglichen Verkehr mit dem niederen Volke, zunächst allerdings nur mit einer Klasse desselben, mit den Bootsleuten, die ihn täglich bei seinen Excursionen auf das

Meer begleiteten, und mit den Fischern und Fischerjungen, die ihm ihre Beute zubrachten. Indeß hatte er auch sonst vielfach Gelegenheit, in das Leben und Treiben verschiedener Volksklassen, besonders der niedersten, manchen Blick zu thun, wozu ja überhaupt der Fremde bei der extremen Oeffentlichkeit, mit der das ganze private Leben im südlichen Italien zur Schau getragen wird, fortwährend mannichfache Gelegenheit findet. Außerdem war Häckel aber gerade der Verkehr mit den Fischern doppelt lehrreich, da diese Leute einmal mehr als andere Gewerbtreibende einen bestimmten, festen Charakter angenommen haben und denselben immer mit derselben Offenheit und Präcision äußern.

„Um nun zunächst", sagt unser Gewährsmann, „des Nutzens zu gedenken, den mir die dienstbaren Fischer in Neapel und Messina gebracht haben, muß ich bekennen, daß die Ersteren mir so gut wie nichts geholfen, mir aber dafür sehr viel Aerger und Mühe, Zeit und Geld gekostet haben, während die sicilianischen Fischer durch ihre Bemühungen den Erfolg meiner Arbeiten wesentlich gefördert haben. Die Thierchen, um die es sich handelte, waren pelagische Geschöpfe aus verschiedenen Klassen der Wirbellosen, alle aber ausgezeichnet durch ihr farbloses, durchsichtiges, krystallhelles Aussehen, welches ihr Erkennen und ihren Fang sehr erschwert. Zu diesen eigenthümlichen Thieren gehören z. B. die Helmichthyden oder Wurmfischchen, kleine, nur ein paar Zoll lange Fischchen, so glashell und durchsichtig, daß man die Schrift eines Buches durch sie hindurch lesen kann. Aus der Klasse der Würmer zählt dahin die Alciope und Sagitta, aus dem Kreise der Mollusken die zahlreichen reizenden Formen der Flügel- und Kielschnecken, dann der ganze Schwarm der merkwürdigen Salpen; ferner zählen dazu die seltsamen Colonieen der Schwimmpolypen, die feinen Glocken- und Rippen-Quallen und viele andere sonderbare Geschöpfe aus allen Klassen der wirbellosen Thiere. Alle diese pelagischen Thiere, wie verschieden sie auch sonst sind, stimmen in ihrer Farblosigkeit und glasartigen Durchsichtigkeit überein und erfordern daher ein sehr scharfes Auge zum Erkennen. Dazu wird ihr Fang noch dadurch erschwert, daß schon die leise Berührung des Netzes diese äußerst zarten Geschöpfchen verletzt oder tödtet, und daß man, um sie ganz und lebendig zu erhalten, genöthigt ist, sie in einem Becherglase zu schöpfen. Und diese alle brachten mir nun die Fischerjungen von Messina nicht nur täglich lebend und besterhalten zu, sondern sie kannten auch die einzelnen, zum Theil nur durch feine Unterschiede getrennten Species sehr genau und hatten für die meisten derselben besondere Namen. Hierdurch allein schon wird einerseits eine scharfe Beobachtungsgabe und ein feines Unterscheidungstalent, andererseits eine gewisse Ausdauer und Arbeitslust, oder wenigstens eifriges industrielles Streben bewiesen. Von beiden war bei den neapolitanischen Fischern nichts zu finden und alle Bemühungen, sie zu diesem feinen Geschäfte durch Geduld abzurichten oder selbst durch Geld zu bewegen, waren vergebens. Das dolce far niente galt hier stets als höchstes Princip; hatten sie genug Geld sich erschwindelt, um wieder ein paar Tage ihr faules Leben fortzuführen, so konnte sie keine Versprechung, kein Geschenk bewegen, ihre unthätigen Glieder zu rühren.

Wie anders thätig waren da meine Messinesen, welche zu Dutzenden in rastlosem Eifer und unermüdlichem Wettstreite stets zum Verdienen und Arbeiten bereit waren."

Ebenso sind die Bootsleute und Matrosen von Sicilien ungleich unternehmender, thätiger und geschickter, als die des Festlandes, und dieser selbe Zug, Interesse und Eifer bei der Berufsarbeit, wenn auch hauptsächlich nur in der steten Rücksicht auf Gewinn, ist in allen andern arbeitenden Klassen wiederzufinden, während in Neapel z. B. unter gleichen Verhältnissen überall mehr Schlaffheit, Indolenz und Müßigang herrscht. Eine natürliche Folge ist, daß das Selbstgefühl und der Charakter beim Sicilianer viel mehr entwickelt ist als beim Neapolitaner. Der Letztere ist nur so lange muthig, dreist und bis zur Unverschämtheit übermüthig, so lange man ihm bescheiden und anspruchslos begegnet; diese Unverschämtheit schlägt aber in das Gegentheil um, sobald man ihm fest und entschieden entgegen tritt. Dann wird er kriechend und zieht sich eilig feig zurück, wie ihm denn überhaupt wirklicher Muth und männliche Entschlossenheit fehlen. Gegen eine wohlverdiente Züchtigung wogt er sich nie zu vertheidigen und die Bastonata ist als ultima ratio bei ihm sehr wohl angewandt. Wollte man dagegen wagen, einen Sicilianer mit dem Stock zu schlagen, so würde man sich leicht der thätlichen Erwiderung, vielleicht auch dem sehr beliebten Messerstich in den Rücken aussetzen. Ueberhaupt verträgt er eine gewaltsame und herrische Behandlung viel weniger, aber er ist dafür auch selbst bescheidener und tritt mit weniger Arroganz auf. Schon aus diesem Grunde muß der Sicilianer den Neapolitaner verachten, aber er hat noch außerdem Grund genug, ihn von ganzem Herzen zu hassen. Wie lebendig dieses Gefühl schon von Jugend auf in den Gemüthern genährt wird, beweist unter andern ein charakterischer Zug, der Häckel in Messina oftmals ergötzt hat.

Unter den vielen abenteuerlichen, durchsichtigen pelagischen Thieren, die diesen Naturforscher die Fischerknaben täglich brachten, fand sich sehr häufig ein seltsamer, glasheller Krebs aus der Ordnung der Amphipoden oder Flohkrebse. Dieses Thierchen, höchstens einen Zoll lang, welches der Gattung Phronima angehört, hat nur einen dünnen schmächtigen Leib, aber einen ungeheuren Kopf mit zwei colossalen Augen und mächtigen Freßwerkzeugen. An dem schmal zusammengedrückten Bruststück sind sieben Fußpaare befestigt und das fünfte derselben ist unverhältnißmäßig entwickelt und trägt je eine colossale, zweifingrige, schneidende Scheere, die wie eine Messerklinge eingeschlagen werden kann. Diese furchtbaren Waffen gebraucht nun der Raubkrebs, um sich in den kleinen, durchsichtigen, tonnenförmigen Gehäusen gewisser Mantelthierchen (Salpa) und gallertigen Melonenquallen (Beroe) festzusetzen. Er frißt den unglücklichen Inhaber derselben langsam auf und benutzt dann dessen Tönnchen zeitlebens als eigene Wohnung. Diese grausamen Schmarotzer nun sind bei allen Fischern in Messina unter dem Namen „Napolitano" bekannt und selten brachte ein kleiner Fischerknabe Häckel eines dieser Raubthiere, ohne eine malitiöse Bemerkung gegen den Neapolitaner hinzuzufügen: „Seht, Herr, diesen verdammten Neapolitaner, er frißt die arme sicilianische

Bestie auf und plündert ihr Haus. Aber nun kommt die Rache! Geh zum Teufel, verfluchte Bestie!"

Zum Theil erklären sich diese Dissonanzen des Nationalcharakters schon aus der verschiedenen Geschichte beider Länder. Die glorreichen Zeiten der Blüthe, sowohl im grauen Alterthum, wo unter griechischem Einfluß Syracus, die Nebenbuhlerin Athen's, eine Zeit lang die erste Stadt der Welt war, als später im Mittelalter, wo Sicilien ein unabhängiges glückliches Königreich bildete, haben fruchtbar auch noch auf spätere Zeit nachgewirkt. Die Saracenen, die zwei Jahrhunderte hindurch die Insel beherrschten, um dann von den stärkeren Normannen verdrängt zu werden, die glückliche Regierung der Normannenkönige und der ihnen folgenden Hohenstaufen, vor allen unseres großen Kaisers Friedrich II., der mit seiner Gemahlin Constantia von Aragonien und mehreren anderen normannischen und hohenstaufischen Königen im Dome von Palermo begraben liegt — sie alle haben sich in den prachtvollen Domen und Palästen, die noch heute der Hauptstadt der Insel zur größten Zierde gereichen, unvergängliche Denkmale gestiftet und in vielen trefflichen Einrichtungen lebt noch heute ihr Name unvergessen fort. Vielleicht ist durch alle diese verschiedenartigen Occupationen die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens gemischter und aus verschiedeneren Elementen zusammengesetzt, als irgend eine andere in Italien. Aber sie ist in dieser Mischung nicht untergegangen, sondern hat neue Keime daraus empfangen und den eingepflanzten Charakter in gewissen Richtungen, ja zum Theil sogar noch in der Körperbildung treu bewahrt. So erinnert die dunkle Bevölkerung der Südküste mit ihren schwarzen Augen, dem gelbbraunen Teint und den dicken rothen Lippen an den saracenischen Ursprung; unter den Syracusanern und Catanesen herrschen schöne griechische Profile mit kurzen Stirnen, langen geraden Nasen und kleinem Munde; unter der Bevölkerung der Nordküste, besonders in den Umgebungen von Palermo, glaubt man nicht selten in den helleren Augen und lichtbraunen Haaren den germanischen Typus wiederzuerkennen. Und ebenso, gar noch viel deutlicher lassen sich diese Einflüsse, sowohl der griechische, als der normannisch-deutsche und saracenische, in der Sprache nachweisen, in der viele bezeichnende Ausdrücke jener drei Sprachen entnommen sind. Diese vielfältige Mischung macht den sicilianischen Dialekt, der schon an und für sich in den gleichen Vocabeln durch Umlautung der Vocale und Abschleifung der harten Consonanten sehr vom italienischen abweicht, schwer verständlich, und der Forestiere kann sich in der schönen, normalen Umgangssprache von Florenz und Rom frei bewegen, ja er kann sogar an die Barbarismen des neapolitanischen Dialekts gewöhnt sein, ohne doch von einer sicilianischen Unterhaltung, besonders auf dem Lande, nur ein Wort zu verstehen.

Man wird fragen, warum bei der im Ganzen culturfähigen Bevölkerung Sicilien's, da der Staat zur Hebung der Volksbildung bisher so außerordentlich wenig that, die Kirche nicht diese Verpflichtung übernimmt, durch deren redliche Erfüllung sie in früheren Jahrhunderten eine wahrhafte Wohlthäterin der Menschheit wurde. Die Antwort ist sehr einfach: weil die Geist-

lichkeit selbst ohne alle höhere Bildung ist und Niemand Etwas mittheilen kann, was er selbst nicht besitzt. Der sicilische Priester ist durchschnittlich ein homo rudis, der selten ein anderes Buch liest als sein Brevier. Unter dem süditalischen Clerus fehlt es leider nicht an Beispielen arger Verdorbenheit. Vor ein paar Jahren ereignete sich in Salerno ein furchtbarer Fall. Ein reicher Einwohner hatte unter Hand verlauten lassen, er werde Demjenigen eine bedeutende Summe auszahlen, der einen gewissen von ihm tödtlich gehaßten Menschen aus dem Wege räume. Ein Priester erbot sich dazu, vollbrachte den Mord und steckte, um sich über die That ausweisen zu können, ein Ohr des Ermordeten zu sich. Mittlerweile mußte er Messe lesen, und als er während der Handlung in die Tasche griff, um mit seinem Taschentuche sich einige Tropfen kalten Schweißes von der Stirn zu trocknen, fiel das Ohr zur Erde und der Missethäter wurde in Folge dessen der Gerechtigkeit überliefert.

Es ist schwer, in Sicilien einen Tag zu reisen, ohne irgendwo einem Feste zu Ehren eines Heiligen zu begegnen. Kaum daß die Sebastiansfeier in Mililli zu Ende ist, schicken die Leute sich an, mit Weib und Kind in dem benachbarten Lentini einem mehrtägigen Feste beizuwohnen, und „eben erst hatten wir," sagt Helffrich, „Catania am Himmelfahrtstage erreicht, von dessen Begehung weiter nichts zu bemerken war, als lange Reihen Strohfeuer, die in allen Hauptstraßen unter der Fürsorge des heranwachsenden Geschlechts hell aufloderten; da fanden wir bereits alle Wagen und Saumthiere bestellt, um in Tre Castagne den Tag eines anderen Schutzpatrons festlich zu begehen. Solche mit Jahrmarkt und Feuerwerken verbundene Feste sind, wie unsere Kirchmessen, wahre Entsittlichungsanstalten und lassen nur das Eine zu wünschen übrig, daß ihre Zahl recht bald möglichst beschränkt und Zeit und Kosten auf die Besserung und Vorbereitung des Schulunterrichts verwendet werden möge."

Bogumil Goltz berichtet: „Im Dome zu Messina befindet sich unmittelbar vor dem Eintritt in das Schiff der Kirche und mit ihr unter einem Dache ein garstiger Ort. Diesem Menschenstall gegenüber sieht man eine Reihe von Zimmern, in welchem die Geistlichen Toilette machen. Als ich dort eintrat, wurde Chokolade gefrühstückt, schlugen zwei Knaben Burzelbäume auf den Teppichen, conversirten mehrere Geistliche in den verschiedenen Stadien des Negligé's und in dem Comfort mit einander, wie Schauspieler, die sich in ihrem Ankleidezimmer befinden. Es war eben ein Festtag, der Organist spielte mit dem Flötenregister „a di tanti palpiti". — Mehrere Geistliche gingen in den Seitenschiffen spazieren, nahmen Tabak und conversirten wie an einem öffentlichen Vergnügungsorte. — Hinterdrein erzählten mir Landsleute, die seit vielen Jahren in Messina wohnen, es käme nicht leicht eine Hauptnichtswürdigkeit vor Gericht, bei der nicht direkt oder indirekt ein Geistlicher mit verwickelt sei. Die neueste und unschuldigste Anekdote war damals die, daß ein Pfarrer das Tabernakel benutzt hatte, um an der Kehrseite in den verschließbaren Räumen Schinken und Würste aufzubewahren."

„In der Religionsübung", sagt Boz Dickens, „zeigt der Italiener ein

naives Gemisch von Ehrfurcht und Unehrerbietigkeit, von Phlegma und Bigotterie Niederknieend auf den Steinboden, bespeit er ihn in demselben Augenblick und steht vom Gebete auf, um ein wenig zu betteln, oder eine andere weltliche Angelegenheit zu verrichten, und kniet dann wieder nieder, um die zerknirschte Bitte da, wo sie abgebrochen, fortzusetzen. In einer Kirche erhob sich eine knieende Dame ein paar Augenblicke vom Gebete, um uns ihre Karte als Musiklehrerin anzubieten; und in einer andern unterbrach ein gesetzter Herr mit einem sehr dicken Spazierstock seine Andacht, um seinen Hund durchzuprügeln, der einen andern Hund anknurrte, dessen Gewinsel und Geheul durch die ganze Kirche hallte. Der Herr setzte nach der Execution ganz ruhig seine Andacht wieder fort, verlor aber doch dabei den Hund nicht aus den Augen." *)

Dieser Charakteristik ist noch hinzuzufügen, daß der Italiener seine Heiligen auf die gemeinste Weise ausschimpft und in demselben Athem zerknirscht und feige um Verzeihung bittet, sobald ihm seine lebhafte Phantasie die Rache des beleidigten „Padrone" ausmalt. Als B. Goltz bei großem Sturme die Ueberfahrt von Sicilien nach Neapel machte, wurden von mehreren

*) Etwas Aehnliches erzählt Schlüter in seinen „Briefen über Italien" (1857): „Ich muß auch eines Beispieles italienischer Frömmigkeit und Auffassung des Gebetes gedenken. Während ich in Venedig in einer Kirche war, trat einer von den Kapuzinermönchen in die letztere, kniete auf das schmale Brettchen hinter einem Betpulte, faltete die Hände und bewegte bald die Lippen zu stillem, schnellgesprochenem Gebete. Ein wohl gekleideter Italiener, welcher vergeblich die von der Kirche in den oberen Stock des Klosters führende Treppe hinaufgestiegen war, um Jemanden zu suchen, kommt wieder in die Kirche zurück, geht geraden Weges auf den Kapuziner los und fragt ihn ohne Weiteres um Auskunft. Dieser löst sofort die Hände, zeigt mit der linken den Weg, giebt auch durch einige Worte genauere Andeutungen und flüstert dann sein Gebet weiter, indem er links gewendet dem Frager nachsieht. Der Weltmann kommt indeß wieder nicht zurecht, kehrt zurück und spricht von Neuem den Kapuziner an, der mittlerweile wieder in vollster Betübung begriffen ist. Sofort bricht der Mönch ab, steht auf und geht mit dem Fremden, welchen er allem Anscheine nach mit ganz weltlichen Dingen unterhält." Interessant ist auch das, was Sebastian Brunner, der Redakteur der „Wiener Kirchenzeitung" in seinen „Fahrten durch Italien" referirt. „In Venedig ist zuerst italienische Kirchenmusik an meine Ohren getanzt. Es war in der Kirche St. Salvatore; kaum fünf Menschen darin; auf einem Orgelchor zwei elegante Gesellen zu sehen, der Organist und sein Gesellschafter. Bald schwieg die Orgel und es wurde beim Altar gesungen; dann fing die Orgel wieder an. Was war dies für ein cannibalischer Lärm! Von Erhebung keine Spur. Eine Musik für einen rasenden Tanz am Faschingdienstag zum Karnavalsschluß, ein Hopsasa und Heisasa, daß Einem die Ohren gellten, eine Behandlung der Orgel, von der man in Deutschland keine Ahnung hat, eine wahre Schändung dieses herrlichen Instrumentes! Ein Rasen der Finger über die Klaviatur, ein Stampfen der Füße über das Pedale, daß man meinte, die ganze Orgel werde wie ein kreuzfideler Bruder auf einmal herabspringen und durch die Kirche tanzen. Weiter kann man es nicht mehr treiben; das ist der tiefste Verfall, nicht nur der Kirchenmusik, sondern der Musik überhaupt; das ist reines Skandalum, welches nur darin seine Entschuldigung hat, wenn es anders eine Entschuldigung ist, daß die Leute hier kein Aergerniß daran nehmen, weil sie es gewohnt sind. Die miserabelste Orgeldudelei in Deutschland ist Gold gegen diese bachantischen Sprünge, von denen man beim erstenmal Anhören meint, irgend ein Rasender habe sich einer großen Drehorgel bemächtigt und bearbeite diese nach Herzenslust."

Passagieren der zweiten Klasse die Heiligen ausgeschmäht und à tempo abgebeten, je nachdem die Gefahr größer oder geringer zu werden schien. Die Italiener sind in der Religion und in vielen andern Dingen wie große Kinder, das ist aber eben ihre Miserabilität. Die besten Kinder sind liebenswürdige Barbaren, die kindlich Erwachsenen haben weder Verstand noch Charakter, und eine cultivirte Nation von Kindern ist eine widerwärtige Lüge, eine Monstrosität.

Mexiko's Zukunft.

IV.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's waren kaum gegründet, als ihre Eroberungslust und ihre ehrgeizigen Absichten sich in wiederholten Einfällen bald kleinerer, bald größerer Trupps von Eingeborenen in das spanische Gebiet kundgaben. Der Capitän Aaron Burr, Jefferson's Nachfolger in der Vicepräsidentur der Vereinigten Staaten, ging im Jahre 1805 so weit, seinen Plan, Neu-Spanien zu überfallen und aufzuwiegeln, öffentlich bekannt zu machen. Auf den energischen Einspruch des Vicekönigs wurde er zwar festgenommen und zur Untersuchung gezogen, aber bald darauf freigesprochen. Dieser schauspielartigen Genugthuung folgte eine kurze Eintracht.

Im Jahre 1812 schlug das Cabinet von Washington dem Vicekönige Don Francisco de Venegas vor, die amerikanischen Grenzen bei der Mündung des Rio Bravo del Norte zu fixiren, sie bis auf den 31. Grad Nördl. Br. zurückzuschieben und schließlich eine gerade Linie bis zum Stillen Ocean zu ziehen; in Folge dessen die Vereinigten Staaten Herren der Provinzen Texas, Neu-Santander, Neu-Biscaya, Neu-Mexiko, Sonora und Ober-Californien geworden wären. Das spanische Cabinet wies solche Anmuthungen mit Unwillen zurück, und es begannen von nun an, zwar vereinzelte, aber sich fortwährend erneuernde Feindseligkeiten. Officiell gemißbilligt, im Geheimen aber ermuthigt und begünstigt, bemächtigten sich die amerikanischen Abenteurer der Städte Bahia und San Antonio de Bexar, und den Neckereien derselben wurde erst ein Ende gemacht, als ein blutiger Sieg des spanischen Generals Elizondo sie theils niedergehauen, theils nach Louisiana zurückgejagt hatte. Darüber kam es nun zum Traktat von Florida, und bis zum Ende der königlichen Herrschaft in Mexiko ereignete sich nichts Feindseliges zwischen den beiden Mächten.

Indessen gelang es den Bürgern der Vereinigten Staaten, von Iturbide und seinen Nachfolgern zu wiederholten Malen Land abgetreten zu erhalten. Ja, sie hatten so wenig ihre Eroberungspläne aufgegeben, daß sie im Jahre 1836 das Banner der Union auf mehreren Punkten Mexiko's aufzupflanzen versuchten und daß 1842, mitten im tiefsten Frieden und ohne vorausge-

schickte Kriegserklärung, der Commodore der Union und Befehlshaber der Südsee-Station sich des Hafens Monterey, der Hauptstadt von Neu-Californien, bemächtigte. Die mexikanische Politik vergaß ihrerseits die durch ihre Schwäche geforderte kluge Zurückhaltung, und das Dekret Santa Ana's vom 8. August 1843 trug nicht wenig dazu bei, die Gereiztheit zwischen den beiden Mächten zu nähren, da es durch die völlige Absperrung der Zollgrenze jede zu Lande bewerkstelligte Handelsverbindung mit den Amerikanern auf formelle Weise untersagte.

Die junge Republik Texas, deren Abfall von Mexiko ihren Grund in der Weigerung hatte, welche die Generalregierung der Anerkennung der Trennung des texanischen Staates von dem von Coahuila entgegengesetzte, hatte bald um die Aufnahme in die Vereinigten Staaten nachgesucht und dieselbe erhalten. Während der Unterhandlungen über die Annexion, welche Mexiko für immer die Hoffnung beraubt hätte, ein Gebiet wieder zu erobern, das an Ausdehnung der zweitgrößte Staat der mexikanischen Republik war, rüstete sich Mexiko zum Kriege gegen Texas, dem die Regierung noch immer den Charakter einer im Aufruhr befindlichen Provinz beilegte. Gegen dieses Vorhaben legten die Vereinigten Staaten energischen Protest ein, indem sie erklärten, daß, „da Texas auf dem Punkte sei, in die nordamerikanische Union aufgenommen zu werden, diese ein Vorgehen nicht billigen könne, welches den offenen Zweck verfolge, diesen Anschluß zu verhindern." Diese jedem Völkerrecht Hohn sprechende Erklärung wurde von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten im verletzendsten Tone abgegeben und nur mit einigen Scheingründen verblümt. Allerdings konnte nicht geläugnet werden, daß Texas seit seiner Unabhängigkeit, welche von den drei ersten Seemächten anerkannt worden war, eine Entwickelung erlangt hatte, welche ihm unter der unsichern mexikanischen Regierung nie geworden wäre. Die Bevölkerung hatte sich durch nordamerikanische und europäische Einwanderung auf eine Höhe geschwungen, gegen welche der mexikanische Grundstock ganz verschwand, und seine Industrie hatte eine Ausdehnung gewonnen, die durch eine Rückeroberung von Seiten Mexiko's nothwendig wieder abnehmen mußte und auf ihre frühere Unbedeutendheit zurückgedrängt worden wäre.

Unstreitig waren es diese thatsächlichen Zustände, welche bewirkten, daß Mexiko in dieser Frage nirgends Unterstützung fand, die es gerade jetzt bedurfte, da eine wohlthätige Krisis in den Wirren dieser Republik einzutreten schien, um alle Verhältnisse derselben zur Besserung zu führen. Der General Paredes, ein aufgeklärter Mann, war zum Präsidenten ernannt worden. Er benahm sich als der erklärte Beschützer einer Partei, die nur durch Einführung der Monarchie dem Lande Ruhe und Ordnung zurückgeben zu können glaubte. Allein eben Paredes' Intentionen bewirkten, daß die Union, die entschiedene Feindin monarchischer Institutionen, ihre Angriffsentwürfe um so eifriger betrieb. Sie hatte von nun an einen Vorwand für ihre Projecte und konnte ihnen den Anstrich der Uneigennützigkeit geben. Da Mexiko sich darin gefügt hatte, das, was es nicht zu hindern vermochte, zu dulden, so blieb, um die texanische Frage zu Ende zu bringen, nichts weiter übrig, als

die neuen Grenzen zwischen beiden Ländern zu bestimmen. Es war bei der Bestimmung dieser Grenzen ein Punkt streitig geblieben. Und diese Differenz benutzte die Union, um den Krieg herbeizuführen. Jener streitige Punkt bestand in der Frage, wem von beiden Seiten das Territorium zwischen dem Rio Nueces und dem Rio Bravo del Norte zugehören solle. Die Regierung in Washington zerhieb den Knoten; sie ertheilte einem kleinen, aus 2000 Texanern und Amerikanern bestehenden Heere Befehl, daß es sich in Bereitschaft halten solle, das streitige Gebiet zu besetzen, sobald der Anschluß von Texas ausgesprochen sein würde. Zu gleicher Zeit stellte sich ein mexikanisches Truppencorps im Staate Tamaulipas, welcher durch die Invasion bedroht wurde, auf. Die Frage, den Händen der Diplomaten entschlüpfend, mußte durch das Schwert entschieden werden.

Der Präsident Polk erklärte Mexiko den Krieg, dessen Resultat die vollständige Ueberwindung Mexiko's und die Diktirung des Friedens in der mexikanischen Hauptstadt war. Die Folgen dieses unglücklichen Krieges machten sich nach zwei Seiten hin für Mexiko, abgesehen von der Abtretung des großen Gebietes, bald fühlbar: 1) erhielt Mexiko von da an eine ungeheure Landgrenze, die es gegen die grausamen Indianerstämme nicht vertheidigen konnte, welche durch die zahlreiche Einwanderung und die sich daher schnell vermehrende Bevölkerung aus den abgetretenen Provinzen verdrängt und dadurch zum Uebertritt nach dem menschenleeren mexikanischen Gebiete gezwungen wurden, wo sie unter der zerstreut lebenden weißen Bevölkerung furchtbare Verheerungen anrichteten; 2) trat bald der Fall ein, daß die in Ober-Californien zusammenströmenden Abenteurer, die hauptsächlich der Durst nach Gold dahin getrieben hatte, auch nach dem Besitze der an jene Unionsprovinz angrenzenden mexikanischen Staaten Nieder-Californien, Sonora und Chihuahua verlangten, wo sie hoffen durften, dieselbe Goldausbeute zu erhalten. In Folge dessen begannen wieder jene abenteuerlichen, oft gewaltthätigen und völkerrechtswidrigen Expeditionen, die, von der Regierung der Vereinigten Staaten anscheinend gehindert, in Wirklichkeit aber von ihr nicht ungern gesehen wurden. Die erste Unternehmung dieser Art war die des französischen Grafen Raousset-Boulbon, der sie mit Zustimmung der französischen Consularbehörde begann. Seine Mannschaft, beinahe nur aus Franzosen bestehend, etwa 300 an der Zahl, militairisch bewaffnet und organisirt, war angeblich von einer mexikanischen Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der Minen von Arizona in Sonora, welche in Folge der Ueberfälle der Apalachen verlassen worden waren, angestellt worden. Wir wissen, daß diese Expedition unglücklich ablief, daß der Graf zum Tode verurtheilt und erschossen wurde. Dieser ersten Expedition folgten die bekannten Flibustierzüge von Walker und Anderen, die außer der Beunruhigung der Grenzbevölkerung keine weiteren Folgen hatten, ein Resultat, das auch nur die gegen Bagdad im Januar 1866 erzielte.

Hat man aufmerksam die Geschichte des Maximilianischen Kaiserreiches in Mexiko verfolgt, so wie die der ab- und wiederzunehmenden Gewalt des Präsidenten Juarez, so wird es Einem in die Augen springen, daß

Letzterer von einem Dritten auf das Kräftigste, wenn auch im Geheimen, unterstützt worden ist. Dieses waren die Vereinigten Staaten, die binnen Kurzem Mexiko annektiren werden und müssen. Wir sehen auch in Amerika, eben so wie in Europa, in der neuen Welt, wie in der alten, jenes Gesetz zur Geltung kommen, nach dem die im Süden wohnenden Völker von den aus dem Norden herkommenden überwältigt und verdrängt zu werden bestimmt scheinen. Man muß aber amerikanische Staaten nicht von einem gleichen Gesichtspunkte betrachten, wie europäische. Hier, wo das famose Gleichgewichtssystem die Staaten sämmtlich zu unnatürlichen Anstrengungen steigert, hier ist es von Bedeutung, ob ein Staat diese oder jene Provinz besitzt und Kriegsmittel daraus zieht; wenn die Vereinigten Staaten ganz Mexiko in Besitz genommen haben, so sind sie, wenigstens vorerst, um nichts stärker, eher schwächer, aber sie sichern die Ruhe und den Fortschritt im Innern Mexiko's, die unter den jetzigen Umständen kaum möglich sind.

Die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben.

I.

Die in den meisten Gewerken und Gewerben aufgetretenen Forderungen nach Lohnerhöhung haben der sogenannten Arbeiterbewegung eine unmittelbar in's Leben übergreifende Bedeutung gegeben. Grundsätzlich betrachtet, liegt darin das Bestreben, das Verhältniß der Arbeit zum Ertrage derselben in ein besseres Gleichgewicht zu bringen, als bisher. Ein solches Bestreben ist eben so natürlich, als in der Entwickelung unserer socialen Zustände begründet.

Im Allgemeinen wird von dem sogenannten Proletarier an, der von der Hand in den Mund leben muß, bis zu den Beamten und Gelehrten hinauf, welche, um leben zu können, eben auch auf ihre und nicht Anderer Arbeit angewiesen sind, die Lohnerhöhung als das wesentlichste Mittel einer durchgreifenden Verbesserung angesehen. Denn mit mehr Geld ist für die zu allererst nothwendige materielle Grundlage des Lebens auch mehr aufzubringen.

Diese Verbesserung wird sich jedoch nicht nach einer allgemein gleichen Schablone annehmen lassen. Die verschiedene Thätigkeit macht auch sehr verschiedene Einflüsse geltend, und hieraus werden sich für jene einzelnen Thätigkeiten sehr verschiedene Nutzanwendungen und Gesichtspunkte der Verbesserung ergeben.

Um eine Andeutnng hiervon zu geben, machen wir zunächst auf die ganz verschiedenen Sterblichkeitsverhältnisse der Arbeitenden aufmerksam. So kommt eine Abhandlung im „Edinburgh Review“ für England und seine Bewohner bezüglich des durchschnittlichen Alters bei einzelnen Kreisen zu folgenden Resultaten:

1) bei Geistlichen zu einem Durchschnittsalter von	61	Jahren	11	Monaten,
2) 3) 4) bei Lehrern, Gärtnern, Fleischern . .	56	„	10	„
5) bei Kaufleuten	56	„	9	„
6) bei Gerbern	56	„	7	„
7) bei Fischern und Schiffern	55	„	9	„
8) bei Juristen und Cameralisten	54	„	3	„
9) bei Aerzten und Wundärzten 1. Klasse . . .	52	„	3	„
10) bei Bäckern	51	„	6	„
11) bei Bierbrauern	50	„	6	„
12) bei Zimmerleuten	49	„	2	„
13) bei Maurern	48	„	8	„
14) bei Weißbindern, Malern, Lackirern	47	„	6	„
15) bei Schuhmachern	47	„	3	„
16) bei Buchdruckern	47	„	—	„
17) bei Tischlern	46	„	4	„
18) bei Schlossern und Schmieden	46	„	3	„
19) bei Schneidern	45	„	4	„
20) bei Schriftsetzern, Schrift- und Zinngießern .	41	„	3	„
21) bei Steinmetzen und Bildhauern	43	„	10	„
22) bei Lithographen und Kupferstechern	40	„	10	„

Der Frankfurter Arzt de Neufville hat bekanntlich die Lebensdauer und Todesursachen von 22 verschiedenen Ständen und Gewerben, und zwar bei zusammen 6867 Todesfällen, beobachtet. Sowohl bei der obigen Tabelle als bei der von de Neufville aufgestellten, darf man jedoch nicht vergessen, daß die allgemeine Lebensdauer des Menschen durchschnittlich viel geringer ist, als die von ihnen angegebene; denn die Betreffenden haben alle schon das gefährlichste Alter, die Kindheit, hinter sich, die man natürlich allemal bei der Frage, wie viel Lebenszeit kommt an einem Orte auf einen einzelnen Menschen, d. h. eben so viel als, wie lange ist die durchschnittliche Lebensdauer des Einzelnen — mit einrechnen muß. So beträgt in Frankfurt die mittlere Lebensdauer überhaupt nur 37 Jahre und 7 Monate, während sie bei Denen, welche das 20. Altersjahr zurückgelegt haben, durchschnittlich auf 51 Jahre 8 Monate steigt. Bei den einzelnen Ständen ergeben sich nun, nach Neufville, folgende interessante Beobachtungen hinsichtlich ihrer durchschnittlichen Lebensdauer:

Es stirbt von den aufgeführten Handwerkern und Ständen:

Theile:	1/4 Jahr.	Monat.	1/2 Jahr.	Monat.	3/4 Jahr.	Monat.
1) Lithographen und Kupferstecher bis zum Alter von	24	8	35	10	56	7
2) Schriftsetzer, Schrift- und Zinngießer	26	11	39	2	55	9
3) Schuhmacher	28	—	45	4	63	11
4) Schneider	28	—	42	7	61	5
5) Tischler	28	4	43	2	63	1
6) Schlosser und Schmiede	28	8	48	4	64	—
7) Buchdrucker (Drucker)	28	11	43	2	65	—
8) Bäcker	31	3	53	11	68	1
9) Steinmetzen und Bildhauer	33	1	42	3	52	7
10) Weißbinder, Maler und Lackirer . .	35	—	47	6	58	4
11) Zimmerleute	35	—	47	6	63	9
12) Maurer	36	—	48	10	60	—
13) Bierbrauer	36	11	49	9	63	11
14) Aerzte	38	—	52	10	64	4
15) Färber und Schiffer	42	3	57	—	68	4
16) Gerber und Kürschner	42	6	60	6	68	2
17) Lehrer	43	8	59	5	70	2
18) Kaufleute	44	1	57	1	71	5
19) Gärtner	14	2	58	2	69	4
20) Fleischer	46	8	58	4	69	2
21) Juristen und Cameralisten	50	3	63	3	73	6
22) Geistliche	58	4	68	7	76	10

Wir sehen daraus, wenn auch beide Tabellen nicht strikte übereinstimmen, daß es sehr gesundheitsschädliche Gewerbe giebt, deren Reihen die Schleifer eröffnen. Das Schleifen hat seinen Comparativ und Superlativ der Schädlichkeit, und wird eingetheilt in trockenes, nasses und gemischtes Schleifen. Das trockene ist das allergefährlichste. Ein Dutzend Rasirmesser, wenn sie vom Messerschmied kommen, wiegen 2 Pfund 4 Unzen, verlieren aber durch Trockenschleifen 5 Unzen, während gleichzeitig der siebenzöllige Schleifstein einen Zoll von seinem Durchmesser einbüßt. Jene 5 Unzen Stahl vermischen sich mit dem Abfall des Schleifsteines in den feinsten Staub, den der Schleifer während seiner Arbeit in die Lunge zieht. Das Gabelnschleifen soll von allen trockenen Schleifarbeiten das schlimmste sein, und nicht weniger als 500 Knaben und Männer sind z. B. in Sheffield beständig in diesem tödtlichen Gewerbe beschäftigt. Solche Trockenschleifer erreichen nur ein durchschnittliches Alter von 29 Jahren, und mit Recht konnte einst ein Schleifer zu seinem Arzte sagen: „Nächsten Monat werde ich 36 Jahre und dann bin ich, wie Sie wissen, ein steinalter Mann als Schleifer." Die Naßschleifer haben es schon besser, denn dort steigt die mittlere Lebensdauer auf 35 bis 40 Jahre. Wer auf seine Gesundheit Acht giebt und namentlich seine Augen lieb hat, trägt Brillen aus Fensterglas, um die Funken aufzufangen, die nichts sind als kleine Stahltheilchen in Rothglühhitze. Wie nöthig dies ist, ergiebt sich daraus, das nach etlicher Zeit die Brille bedeckt ist mit solchem Stahlstaub, der durch seine Rothglühhitze in das Glas eindringt und darin eingebettet bleibt. In diesem Gewerbe sterben die Leute an der Schleiferfäule, einer Krankheit der Lunge, welche letztere bei der Sektion aussieht, als sei sie in Tinte getaucht worden. Das Trockenschleifen wird hauptsächlich angewendet, um den Rasirmessern und Scheeren einen runden Rücken zu geben. Würde die Mode scharfe Rücken oder dreiseitige Scheerenklingen verlangen, so hörte das Trockenschleifen auf. In der Scala der Sterblichkeit stehen obenan die Schleifer von Gabeln mit 29 Jahren, von Rasirmessern mit 31 Jahren, von Scheeren aller Sorten mit 32 Jahren, von Taschenmessern und Feilen mit 35 Jahren, von Sägen und Sicheln mit 38 Jahren durchschnittlicher Lebensdauer. Die Lebensaussichten der Schleifer wachsen also genau in dem Verhältniß als bei Anfertignng der Schneidewaaren mehr nasses als trockenes Schleifen angewendet wird.

Solche statistischen Ermittelungen haben einen unschätzbaren Werth, weil das Uebel nur öffentlich bekannt und gefühlt zu werden braucht, um Abhülfe und Gegenmittel herbeizuführen. Namentlich ist das englische Parlament gern bereit, mit dem Zwange eines Gesetzes der arbeitenden Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Bisweilen ist es jedoch nöthig, die Arbeiter selbst zum Schutze ihrer Gesundheit anzuhalten. So wurde vor einigen Jahren eine Vorrichtung erfunden, um alle Nachtheile des Trockenschleifens zu beseitigen. Sie bestand in einem Fächer, der nach Art der Maschinen zum Getreideschwingen den Schleif- und Stahlstaub vom Stein hinweg in eine Art Rauchfang blies, welcher mit dem Kamin in Verbindung stand. Wie sich Mancher vielleicht noch erinnern wird, widersetzten sich damals die Arbeiter selbst dieser

vorbeugenden Einrichtung, weil sie durch ihre Einführung ein Sinken des Tagelohns befürchteten, welches bei der Schleifarbeit eben wegen ihrer Lebensgefährlichkeit besonders hoch steht. Auch noch jetzt hat man deshalb dem Staubfächer nur theilweis Eingang verschaffen können. Der Schleifer selbst kann sich aber mit einem abwehrenden, höchst einfachen und sehr wirksamen Apparat versehen — er braucht sich nämlich nur einen Schnauzbart wachsen zu lassen. Die Natur selbst scheint dem männlichen Geschlecht einen Respirator in dem Bart angewiesen zu haben, da aber Bärte vielfach und besonders in England als unreinlich angesehen werden, so widersetzt sich wiederum die Mode diesem nützlichen und wohlfeilen Schutzmittel!

Nach dem Schleiferhandwerk folgt in Bezug auf Lebensgefährlichkeit der Bergbau, der in Großbritannien nicht weniger als 300,000 Personen beschäftigt. Sträfliche Fahrlässigkeit vermehrt die Menschenverluste. Nicht weniger als 10,000 Unglücksfälle ereignen sich jährlich in den englischen Gruben und verursachen den Tod von 1500 Menschen. Daß hier die Gefahr durch Mangel an Aufsicht entsteht, ergiebt sich aus einer statistischen Vergleichung mit andern Ländern, denn von je 1000 Grubenarbeitern werden getödtet: in Preußen 1,9, in Belgien 2,8, in England 4,5, in Staffordshire sogar 7,3. Abgesehen von den Gefahren der Brände, der schlagenden Wetter und des Wassers in den Gruben leidet der Bergmann in den Kohlengruben durch Einathmung des Kohlenstaubes. Die Kohlenarbeiter bekommen bisweilen den sogenannten schwarzen Auswurf, welcher unter dem Mikroskop als ein mit Kohlentheilchen angefüllter Speichel erkannt wird. Nicht besser, sondern eher schlechter daran sind die Arbeiter in den Zinn-, in den Kupfer- und in den Bleigruben. Bei letzteren betragen die jährlichen Todesfälle 2037 unter 100,000 Bergleuten, während ihre Weiber und Schwestern, die nicht in den Gruben leben, nur eine Ziffer von 1711 Fällen aufweisen, so daß also die Männer um 18 pCt. sich schlechter stehen.

Daß die Steinmetzen Lungenleiden ausgesetzt sind und zwar in höherem Grade als die Maurer, wird Jedermann gern glauben wollen, unerwartet wird es aber Vielen sein, zu hören, daß die Friseure, namentlich die Perückenmacher, ganz ungewöhnlich zu leiden haben von dem Staub und dem üblen Geruch der fremden Haare. In ähnlicher Lage sind die Arbeiter, die Kinder ganz besonders, in den Flachsspinnereien und vorzüglich derjenige, welcher bei den Hechelmaschinen verwendet wird, weil die Luft dort überladen ist von feinen Pflanzenfasern.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Man darf es wohl als richtig ansehen, daß die plötzlich in so reicher Fülle hervorströmenden Friedensbetheuerungen der französischen Regierungsorgane nicht bloß durch einige preußische Zeitungsartikel hervorgerufen sind, sondern auch durch eine sehr bestimmte Interpellation der preußischen Regierung, welche in Paris nur die Wahl ließ, den Einmischungs-Versuchen entweder entschieden zu entsagen, oder mit ihnen vollen und ganzen Ernst zu machen. Im Augenblick ist in Folge dessen die Rouher'sche Auffassung wieder zur überwiegenden Geltung gelangt, ohne daß die ihr entgegenstehenden Einflüsse in den Regierungskreisen doch darum beseitigt sind. Auch die Umstimmung der öffentlichen Meinung wird in Frankreich nicht über Nacht erfolgen, und es bleibt zu wünschen, daß die französische Presse ihre Aufgabe in dieser Beziehung besser als bisher verstehen und erfüllen möge. Vorerst ist eine Stimme, wie die Calonne's in der „Revue contemporaine" noch eine sehr vereinzelte; wir entnehmen diesem beachtenswerthen Artikel Folgendes:

„Wenn der Krieg, heißt es, nicht geführt werden kann, um den alten Bundestag und die Verträge von 1815 wieder herzustellen, wenn er nicht den geheimen Zweck haben soll, unsere Präponderanz in Europa wieder herzustellen, so kann er keinen anderen Grund als die Ausdehnung unseres Gebietes haben. Es erfährt Niemand etwas Neues, wenn wir ihm sagen, daß die jenseitigen Rheinprovinzen eben so durch und durch deutsch wie Elsaß und Lothringen durch und durch französisch sind. Sie sind es durch Etwas mehr, als durch die Sprache, mehr noch, als durch die Abstammung; sie sind es durch die Interessen, die Ueberlieferung, den Geist, die Gesinnung, vielleicht auch durch eine gewisse Antipathie, die wir das Talent besaßen, ihnen einzuflößen. Ich untersuche nicht die Frage, ob es wohl klug wäre, in ein so gleichartiges Ganzes, wie Frankreich, ein fremdes widerstrebendes Element einzuführen; wir haben genug mit Einem Polen in Europa, und ich sehe durchaus nicht ein, was wir gewinnen, wenn wir uns diese Kugel an's Bein hängen. Es versteht sich außerdem von selbst, daß wir, ohne den Willen der Bevölkerung zu befragen, keine Annexion vornehmen, und es scheint keineswegs gewiß, daß die Preußen ihre sehr großen und sehr sicheren Freiheiten gegen die aleatorische Toleranz unserer Verwaltung umzutauschen Lust haben Doch will ich mich auf dieses Capitel nicht einlassen, um nicht zu Auseinandersetzungen und Vergleichungen zu gelangen, die nicht sämmtlich zur Ehre

unserer staatlichen Einrichtungen ausfallen würden. Es genügt schon, daß die Rheinprovinzen deutsches Land sind und darüber kein Deutscher in der ganzen Welt auch nur einen Augenblick zweifelhaft ist. Glaubt man, es sei leichter, von Deutschland einen Theil seines Gebietes loszureißen, als ein Stück Leib von dem französischen Leibe zu trennen? Glaubt man, der Patriotismus treibe weniger tiefe nnd kräftige Wurzeln auf dem rechten Rheinufer, als an dem Seinestrande? Man darf sich nur der so lebhaften Aufregung erinnern, welche die Luxemburger Frage jüngst hervorgerufen hatte. Nun aber besitzt auch Oesterreich 8 Millionen Deutsche, welche den intelligentesten und aufgeklärtesten Theil der Bevölkerung des Kaiserstaates bilden. Kann wohl die österreichische Regierung anders, als deren Gefühlen Rechnung tragen? Sie kann sie zu einem Kriege gegen Preußen fortreißen, wenn es sich um die Suprematie handelt; das ist ein Bürgerkrieg, ein Haushaltungsstreit. Könnte sie ihre Deutschen aber eben so gut auch zu Mitschuldigen einer Zerstückelung des deutschen Vaterlandes machen? — Man gebe sich hierüber keiner Täuschung hin; selbst wenn sie es thun wollte, würden sich ihr unübersteigliche Hindernisse, ein furchtbarer Widerstand, vielleicht eine Revolution entgegen stellen. Die Wiener Regierung würde nachgeben oder mit fortgerissen werden; sie würde sich, wie 1813, gegen uns wenden, oder sie liefe Gefahr, daß ihre deutsche Bevölkerung sich zu dem nunmehr gegründeten deutschen Kaiserreiche schlüge. Es wäre dies die Zerstückelung Oesterreichs und vielleicht der Fall des Hauses Habsburg. Jedenfalls wäre eine solche Allianz nur ein Köder für uns, einer jener unglückseligen Verträge, wie wir sie an dem Vorabende von Roßbach und Leipzig abgeschlossen haben. Wenn man sich zum Kriege verbündet, muß man die Interessen seiner Allürten eben so sehr wie seine eigenen in's Auge fassen. Kann Oesterreich ohne Gefahr für sich, für seine noch mit Deutschland bestehende Verbindung uns zur Wegnahme deutscher Provinzen behülflich sein? Dies muß man sich vor Allem fragen, ehe man auf den guten Willen von heute die Hoffnungen auf morgen begründet. Offenbar kann Oesterreich dies nicht. Wir hätten also eine Liga gegen Preußen bilden wollen und weiter nichts zu Stande gebracht, als eine Coalition gegen uns heraufzubeschwören. Doch weg mit diesen traurigen Aussichten! Vorausgesetzt, wir haben unsere Maßregeln so wohl getroffen, unsere Plane so geheim in's Werk gesetzt, eine solche Schnelligkeit in unserer Action entwickelt, daß wir uns als Sieger im Herzen Deutschlands befinden. Dann aber wäre es gewiß an Oesterreich, die Rolle zu wechseln, und an Rußland, die seinige weiter zu verfolgen. Wie lange vermag Frankreich allein den Anstrengungen der drei coalisirten Mächte zu widerstehen? Die Rechnung ist nicht mehr anzustellen, sondern ist bereits angestellt, und die, welche sie angestellt haben, besaßen damals nicht die Hälfte der Hülfsmittel, die ihnen heute zu Gebote stehen. Deutschland wird, darauf kann man zählen, die Waffen nicht eher niederlegen, als bis es Alles, was es verloren haben sollte, wieder zurückgewonnen haben würde. Und wenn nun gar, unsern Hoffnungen zuwider, der erste Schritt eine Schlappe wäre, was, denkt man, würde da geschehen? Wir sind keine Propheten, wir wägen einfach nach

den gewöhnlichen Regeln des Menschenverstandes die Aussichten der Erfolge und der Niederlagen ab; wir unterlassen es, daraus alle Consequenzen zu ziehen, namentlich die, welche sofort Jedermann in den Sinn fallen können."

Wie vorauszusehen war, ist man in Wien bemüht, der Monarchen-Zusammenkunft in Salzburg einen reinen persönlichen Charakter zu geben. Weder Freiherr v. Beust noch Graf Andrassy werden — so weit es bis jetzt feststeht — den Kaiser nach Salzburg begleiten, und sind die Unterhandlungen nicht zwischen Cabinet und Cabinet, sondern direkt von Monarch zu Monarch gepflogen worden. Die Initiative ging von Napoleon aus. Offiziöser Seite wird versichert, daß, wenn auch Fragen der hohen Politik zur Sprache kommen sollten, von österreichischer Seite die Nothwendigkeit betont werden wird, vor der Hand den großen Welthändeln fern zu bleiben, um das wichtige und dringende Werk der inneren Neugestaltung der Monarchie nicht zu stören. Allen diesen offiziösen Versicherungen zum Trotze wird die bevorstehende Zusammenkunft von der öffentlichen Meinung Oesterreichs als ein Ereigniß aufgefaßt, das bedeutsame Folgen nach sich ziehen dürfte. Möglich ist es übrigens, daß in erster Linie die orientalische Frage den Gegenstand der Verhandlungen bildet, zumal sich der Reichskanzler in Betreff der Türkei direkt für deren ferneren Bestand als eine Bedingung zur Erhaltung des allgemeinen europäischen Friedens ausgesprochen hat. Es darf jedoch dabei nicht übersehen werden, daß die nächste Umgebung Franz Joseph's so wie die ungarischen Staatsmänner die französisch-österreichische Allianz für eine Nothwendigkeit erklären.

Für Oesterreich kann nur Nachtheiliges aus dieser Allianz erwachsen, wie aus allen früheren Bündnissen mit Frankreich Oesterreich schlimme Ausgänge erlitt. Letztere liegen in dem natürlichen und principiellen Gegensatze der beiden Mächte. Denn wenn es jemals zwei ungleiche staatliche Wesen gab, so sind es gewiß Oesterreich und Frankreich; und nach welcher Richtung hin man auch einen Vergleich zwischen ihnen anstellen mag, immer wird man auf einen Gegensatz stoßen, der sich bei jeder Verbindung zwischen ihnen störend geltend machen muß. Zwischen so ungleichen Elementen giebt es keine fruchtbringende Vermählung!

Wir haben im Laufe der Geschichte bereits viele Allianzen zwischen den beiden genannten Mächten gehabt und alle haben denselben Verlauf genommen. Bis zum Aussterben des Hauses Habsburg im Mannesstamme mit Karl VI. im Jahre 1740 standen sich Oesterreich und Frankreich meist feindlich gegenüber; ja selbst noch im österreichischen Erbfolgekriege finden wir Frankreich unter den Feinden der Kaiserin Maria Theresia, deren Gatte Franz von Toscana nunmehr das Haus Lothringen auf den österreichischen Kaiserthron brachte. Mit diesem Hause Lothringen beginnen die französisch-österreichischen Allianzen und ihr Verhängniß für Oesterreich.

Zum ersten Male sehen wir im siebenjährigen Kriege Frankreich mit Oesterreich verbunden; und die Folge davon war, daß Letzteres für immer auf Schlesien verzichten mußte.

Auch Kaiser Joseph II. schloß mit Frankreich ein Bündniß, auf welches

gestützt er den sogenannten Barrière-Vertrag aufhob; bald nachher brachen die Brabanter Unruhen aus, welche dem österreichischen Gesammtstaate den Besitz Belgiens kosteten.

Das französisch-österreichische Bündniß war durch die Heirath Maria Antoinette's mit dem späteren König Ludwig XVI. noch mehr befestigt; — Maria Antoinette wurde hingerichtet.

Eine weitere österreichisch-französische Allianz wurde durch die Vermählung Maria Louisens mit Kaiser Napoleon I. inaugurirt; — dies Bündniß fand auf den Eisfeldern Rußlands seinen Tod.

Seit dieser Zeit hielt sich Oesterreich fast ein halbes Jahrhundert von jeder intimen Allianz mit Frankreich fern und stand sich gut dabei. Erst unter dem dritten Napoleon finden wir wieder eine Neigung bei Oesterreich, sich an Frankreich enger anzuschließen. Es geschah dies zumal während des Krimkrieges, und kurze Zeit nachher begannen die Differenzen zwischen beiden Mächten wegen Italiens, welche denn im Jahre 1859 dahin führten, daß Oesterreich die Lombardei verlor.

Einige Jahre später finden wir wieder eine Annäherung Oesterreichs an Frankreich, infolge deren der Bruder des österreichischen Kaisers die Krone von Mexiko empfing, aber nur um kurze Zeit nachher der Hinrichtung zu verfallen. — Ja selbst ein Anrufen um Beistand oder doch Vermittelung fand von Seiten Oesterreichs 1866 bei Frankreich statt, auf dessen Schutz vertrauend das Haus Lothringen doch nur den Krieg gegen Preußen zu unternehmen gewagt hatte. Und was war die Folge dieser Hingebung Oesterreichs an Frankreich? Daß es trotz seiner Siege über Italien auch noch Venetien verlor.

Wahrhaftig, wenn man alles dies so verfolgt, so kann man sich nicht der Hoffnung erwehren, daß eine neue österreichisch-französische Allianz nur die Wirkung haben würde, dem Hause Lothringen auch noch Deutsch-Oesterreich zu Gunsten der Einheit Deutschlands zu entziehen.

Von anderer Seite wird behauptet, daß die bevorstehende Revolution in Rom die Aufmerksamkeit Frankreichs dermaßen in Anspruch nehmen würde, daß ihm wenig Zeit übrig bleiben dürfte, sich ernstlich mit anderen Fragen zu beschäftigen. Wenn die römische Actionspartei sich über die Rücksichten hinwegsetzen sollte, die die Versöhnungspolitik der italienischen Regierung ihr auferlegt, wenn sie sich hinreißen läßt, die schwache Schutzwehr zu durchbrechen, mit der die völlig demoralisirte Fremdenlegion den heiligen Stuhl umgiebt, so würde dadurch eine Situation geschaffen werden, die alle Berechnungen der Politik durchkreuzen und an Frankreich, Oesterreich und Italien die unabweisliche Forderung stellen würde, die römische Frage einer baldigen definitiven Lösung entgegen zu führen.

Ueber den Entschluß, zu dem die italienische Regierung sich durch eine römische Katastrophe genöthigt sehen würde, lassen sich irgend begründete Vermuthungen noch gar nicht aufstellen. So viel aber läßt sich mit großer Sicherheit behaupten, daß ein derartiges Ereigniß zu einem Conflict mit Frankreich führen müßte, der vielleicht auf freundlichem Wege, möglicher Weise

aber auch durch einen Krieg seine Lösung finden würde. Die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstthums ist einer der Cardinalgrundsätze des französischen Empire, weil die zeitliche Macht des Papstes das Band ist, welches die Geistlichkeit an die Tuilerien knüpft. Wird Napoleon freiwillig das Band zerreißen wollen? Wird er aber andererseits es wagen können, den Papst gegen die Römer zu beschützen, während er doch weiß, daß jeder Versuch der Art unvermeidlich zu einem Bruche zwischen Italien und Frankreich führen würde?

Eine andere Rom berührende Frage ist mit einem Hauptschlage zum Austrag gekommen, indem Rußland sein Verhältniß zum Papste und das der katholischen Kirche in Polen zur römischen Curie fast vollständig gelöst hat. Nachdem vor längerer Zeit schon die diplomatischen Beziehungen zwischen Petersburg und Rom gänzlich abgebrochen worden sind, nachdem in Folge dessen die strengsten Maßregeln gegen die katholische Propaganda in Polen ergriffen, der Klerus und das Unterrichtswesen daselbst dem Petersburger Ministerium untergeordnet wurden, hebt nun ein kaiserlicher Ukas das bisher mit dem heiligen Stuhl bestandene Concordat vollständig auf, setzt einen besonderen Consistorialrath für die katholischen Kirchenangelegenheiten ein, überträgt dem Ministerium des Innern die oberste Entscheidung in diesen Angelegenheiten und erklärt jede päpstliche Bulle, die ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung publicirt würde, für unwirksam. Das ist nun der letzte und entscheidenste Act, welchen Rußland zur völligen Einverleibung des Königreiches Polen vornimmt. Der Zar ist von nun an nicht nur der unbeschränkte Alleinherrscher in Polen, er ist auch faktisch das kirchliche Oberhaupt, die einzig maßgebende geistliche Gewalt daselbst. Die russische Regierung zeigt durch ihre jüngste Maßregel, daß sie sich in keiner Weise in ihrem energischen Vorgehen Betreffs Polens beirren lassen wird. Sie anerkennt nicht mehr die Existenz einer polnischen Frage, sie will allmählich auch das religiöse Element in dem Lande mit dem Russenthum verschmelzen, sie unterwirft den katholischen Klerus unmittelbar der Herrschaft und Gerichtsbarkeit des russischen Staates und vollzieht hierdurch die vollständige Absorbirung des Polenthums. Dem heiligen Stuhle gegenüber giebt durch diesen Act das Cabinet von St. Petersburg zugleich zu erkennen, daß es eine Wiederanknüpfung seiner diplomatischen Beziehungen zu Rom für gänzlich unnöthig hält. Das Papstthum hat aufgehört, für Rußland eine Staatsgewalt zu sein, mit der man über Verträge zu unterhandeln oder deren Vertragsforderungen man zu respectiren hätte.

Wie die „Zeidler'sche Correspondenz" hört, ist der Zusammentritt des norddeutschen Bundesrathes für die Mitte dieses Monats in Aussicht genommen, wogegen für den Zusammentritt des Reichstages ein Termin noch nicht hat festgestellt werden können, da dieser natürlich von der Beendigung der Arbeiten des Bundesrathes abhängig gemacht werden muß. Die Wahlen zum Reichstage stehen aber vor der Thür und die Agitationen sind in lebhaftem Gange. Es soll sich in den Provinzen vielfach ein empfindlicher Candidaten-Mangel bemerklich machen. Der Wegfall der Diäten lichtet be-

deutend den Andrang der Kreisrichter und sonstigen gering besoldeten Beamten. Das unverhältnißmäßige Uebergewicht dieses Beamten-Elementes in unserer bisherigen Volksvertretung war immer eine der schwächsten Seiten der Letzteren, und zu seinen unangenehmen Folgen gehörte auch die, daß unsere gewerblichen Stände, Gutsbesitzer, Fabrikannten, Kaufleute, sich des Gedankens an ihre betreffende politische Verpflichtung fast entwöhnt hatten.

Graf v. Bismarck ist zum Bundeskanzler ernannt worden, ein Ereigniß, auf das man vorbereitet sein mußte, nachdem man im Reichstage des Grafen Worte vernommen: „Die Instruktion des Bundeskanzlers kann meines Erachtens nur vom preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausgehen, oder der Letztere muß selbst der Bundeskanzler sein." Der Graf hat durch diese Ernennung nicht nur in Preußen, sondern auch im ganzen norddeutschen Bunde eine Stellung erlangt, die einzig in ihrer Art ist und die ihm, der so Großartiges geschaffen, gebührt.

In Lauenburg arbeitet man auf eine Realunion mit Preußen hin und bereits ist dem Landmarschallamte zu Gudow ein dahin zielender Antrag von einem ländlichen und einem städtischen Deputirten zugestellt worden. Diesem Antrage ist eine ausführliche Motivirung beigefügt, in welcher besonders hervorgehoben wird, daß durch die norddeutsche Bundesverfassung die fernere Hebung des Elbzolls und des Transitzolls, welche dem Lande jährlich 100,000 Thlr. einbringen, zu einer Unmöglichkeit geworden ist, daß es aber andererseits durch die Militärverfassung des norddeutschen Bundes eine Ausgabe von 112,000 Thlr. gegen früher von kaum 3000 Thlr. zu leisten habe, abgesehen von den Lasten, welche die Domanialschuld und die sogenannte dänische Gesammtstaatsschuld mit sich führen werden. Es wird ferner auf das fortwährende Drängen aller Parteien des preußischen Landtages auf die Einverleibung des Herzogthums und die daraus für die preußische Regierung erwachsenen Verlegenheiten hingewiesen, welchen auf die Dauer zu widerstehen derselben um so schwieriger werden dürfte, als die jetzige Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse im Herbste 1865 unter ganz anderen Zuständen sich vollzogen hätte, als sich dieselben jetzt nach Feststellung der Bundesverfassung gestalten. Nachdem noch erörtert worden, daß die lauenburgische ständische Verfassung nicht den Schutz gewähre, den man in den heutigen Verfassungsstaaten beanspruchen dürfe, da die Stimme der Landesvertretung lediglich nur bei der Bewilligung der neuen Steuern gehört werden müsse, in allen anderen Fällen aber nur eine berathende sei, werden die einzelnen Unterabtheilungen des Antrags besonders gerechtfertigt.

Die Berathungen mit den hannoverschen Vertrauensmännern haben nach dem, was bis jetzt darüber verlautet, wesentlich die bisherige Aemterverfassung und die Ständeversammlungen in Hannover zum Gegenstande gehabt, und soll in beiden Beziehungen zwischen der Regierung und den Vertrauensmännern ein volles Einverständniß dahin erzielt sein, daß die Aemterverfassung beibehalten und des Baldigsten mit der Bildung von Provinzialständen für Hannover vorgegangen wird. Außerdem haben sich dieselben mit der von der Regierung beabsichtigten Errichtung einer General-Commission

zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, Gemeinheits-Theilungen und Ablösungen in Hannover einverstanden erklärt.

Der „Hannover'sche Courier" enthält eine ausführliche Mittheilung über die Verhandlungen, die wir hier wiederzugeben keinen Anstand nehmen und dabei auf den längeren Artikel: „Zur Reorganisation von Hannover" in dem letzten Hefte des vorigen Quartals der „Berliner Revue" noch ein Mal aufmerksam machen wollen. Der „Courier" hebt zuvörderst hervor, daß unter den Delegirten, trotzdem sie den verschiedensten Fraktionen angehörten, vollständige Uebereinstimmung in fast allen Fragen geherrscht habe, und berichtet dann weiter:

„Die Aemter sollen in ihrem Wirkungskreise völlig intact erhalten bleiben und nur mehrere obrigkeitliche Bezirke für gewisse ihnen zuzuweisende Geschäfte als Kreis mit einer aus den Amtsversammlungen und den Städten in demselben hervorgehenden Vertretung zusammengelegt werden, zu dessen Verwaltung von der Regierung einer der Beamten des Kreises designirt wird. Solcher Kreise sind 37 projectirt, die zugleich auch die Wahlbezirke für das Abgeordnetenhaus darstellen. Die zu überweisenden Geschäfte sind bestimmt bezeichnet: es sind die Militärangelegenheiten, sowohl bei den gewöhnlichen Geschäften in Friedenszeiten, als bei etwaigen Mobilmachungen. Ferner die Wahl der Klassensteuer-Einschätzungscommission und Betreibung gemeinnütziger Angelegenheiten, bei denen der ganze Kreis betheiligt oder welche der Leistungsfähigkeit eines ganzen Kreises bedürfen. Da nun, was übrigens nicht Gegenstand der Verhandlung gewesen sein soll, die Amtsgerichte in voller Integrität verbleiben und Nichts daran geändert wird, wie auf's Bestimmteste versichert wird, da ferner der Wirkungskreis und der Bestand der Aemter weitere Aenderungen als die angedeuteten nicht erleiden soll, ist anzunehmen, daß in der untersten Stufe die öffentliche Verwaltung in der bisherigen Weise wird fortgeführt werden. Dagegen sollen die Landdrosteien eingehen und an deren Stelle vier Regierungen treten, die den ganzen Bezirk des vormaligen Königreichs Hannover umfassen, an deren Spitze ein in Hannover wohnender Oberpräsident treten wird. Den Regierungen werden auch die Geschäfte der Consistorien, mit Ausnahme der Ehe- und Verlöbnißsachen, welche den Gerichten zufallen, überwiesen und damit die Consistorien beseitigt ein. Als Regierungsbezirke werden genannt: 1) Osnabrück, aus dem Landdrosteibezirke Osnabrück und dem Landdrosteibezirke Aurich zusammengesetzt, mit dem Regierungssitze zu Osnabrück, 2) Hannover, bestehend aus den Landdrosteien Hannover, Hildesheim und der Berghauptmannschaft Klausthal, mit dem Regierungssitze zu Hannover, 3) der Regierungsbezirk Lüneburg, bestehend aus dem Landdrosteibezirke Lüneburg mit Ausschluß des früheren Amts Schneverdingen, Sitz der Regierung Lüneburg, 4) der Regierungsbezirk Stade, aus diesem Landdrosteibezirke und dem vormaligen Amt Schneverdingen bestehend, Sitz der Regierung Stade. Damit ist die künftige Organisation gegeben und anscheinend als feststehend anzusehen. Dasselbe ist so bestimmt bei der ständischen Vertretung des Königreichs Hannover noch nicht anzunehmen, da der von der Regierung vorgelegte Plan, drei

Communallandtage, denen das ganze Gebiet, auch die bisher mit einer Provinzialvertretung noch nicht versehenen Landestheile Hannovers zugetheilt werden sollte, einzuführen, in welchen die bisherigen Provinziallandtage Behufs Verwaltung ihrer Vermögensrechte und Institute als sogenannte Convente bestehen bleiben sollten, von den Vertrauensmännern als zweckmäßig nicht hat anerkannt werden können. Dieselben haben vielmehr eine Denkschrift unter ausführlicher mündlicher Begründung abgegeben, worin folgende Cardinalpunkte der Regierung auf's Wärmste empfohlen sind: 1) Die bisherigen Provinziallandschaften bleiben bestehen, jedoch werden die noch nicht reorganisirten neu organisirt und namentlich wird für Osnabrück und Ostfriesland die Bedingung des Adels, um Mitglied der Ritterschaft zu sein, aufgehoben. 2) Aus diesen Provinziallandschaften geht ein aus drei Ständen, der Ritterschaft, den Städten, den Landgemeinden bestehender, das ganze Gebiet des vormaligen Königreichs Hannover umfassender Provinziallandtag hervor. Zwar hat diese Proposition anscheinend keine ungünstige Aufnahme bei der Regierung, und namentlich auch bei dem Grafen Bismarck, gefunden, es soll aber doch der Minister des Innern erklärt haben, daß die Annahme derselben nicht unbedingt zugesichert werden könne, bevor nicht die Staatsregierung darüber berathen und die Zustimmung Sr. Majestät des Königs eingeholt habe, wogegen er persönlich kein Bedenken trage, auch in dieser Frage die Wünsche der Vertrauensmänner zu fördern. Den Schluß der Verhandlungen haben, dem Vernehmen nach, die in Gegenwart des Finanzministers v. d. Heydt stattgehabten Besprechungen über die der Provinz Hannover zu gewährende Berücksichtigung finanzieller Bedürfnisse nach Maßgabe der aus Hannover im Verhältnisse zu den alten preußischen Provinzen dem gemeinschaftlichen Staatsbudget zufließenden erheblichen Mehrbeträge gebildet. Hier soll zwar die Zusicherung des Herrn Finanzministers, allen Bedürfnissen in materiellen, als begründet erkannten Fragen entgegenkommen zu wollen, bereitwilligst ertheilt, dagegen die Auswerfung eines bestimmten Provinzialfonds als nicht thunlich bezeichnet sein. Die Verhandlungen haben, wie behauptet wird, durchaus einen versöhnlichen Eindruck unter bereitwilligem Entgegenkommen von beiden Seiten gemacht. Wird die Bevölkerung Hannovers diesem Beispiele folgen, nicht unerreichbaren Dingen nachstreben, und einen negirenden, pessimistischen Standpunkt einzunehmen aufhören, so können in Bälde die Verhältnisse auf der einmal gewonnenen Grundlage sich consolidiren."

Deutsche Verhältnisse nach dem „Journal des Débats".

Wir erhalten aus Frankfurt a. M. unter dem 18. Juli nachstehende Correspondenz:

Die vier Wochen, die ich in Deutschland, nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre, verlebte, haben das nur bestätigt, was ich immer geglaubt hatte, nämlich daß so große Umwälzungen nicht ausgeführt werden

konnten, ohne zahlreiche und legitime Interessen zu beeinträchtigen; daß nach den ersten Tagen des Enthusiasmus, welche der Erfüllung eines so lange und so feurig genährten Traumes folgten, die Schmerzensschreie anfangen würden sich hören zu lassen; endlich und besonders, daß die am meisten bei so großen Begebenheiten interessirten Personen oft mehr exponirt sind als die Personen, welche in einer gewissen Entfernung stehen, die allgemeinen Umrisse und das Ganze aus dem Gesichte verlieren, um nur die Unregelmäßigkeiten im Kleinen zu sehen, mit anderen Worten — um mich eines deutschen Sprüchwortes zu bedienen — die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

Doch die durch die Ungeschicklichkeit des preußischen Ministeriums sehr gerechtfertigte und auch sehr unschuldbare Unzufriedenheit, wenn man die materiellen Opfer bedenkt, welche der neue Zustand der Dinge den bis dahin wenig belasteten und nunmehr auf denselben Fuß wie die alten Provinzen gestellten Ländern auferlegt hat, diese Unzufriedenheit, deren Vorhandensein man nicht bestätigen könnte, begegnete man ihr nicht auf allen Wegen, sie ist nicht in allen Ländern gleichmäßig vorhanden. In der That, der Umschwung, welcher seit einem Jahre in Deutschland sich vollzogen hat, ist ungeachtet seiner in den Geistern und Thaten lange gemachten Vorbereitung so enorm und so gründlich, daß die Meinung noch nicht wieder vollständig von ihrer Bestürzung zurückgekommen zu sein scheint und daß es sehr schwierig ist, die wahren Gefühle der Mehrheit inmitten dieses Chaos der Ideen und der gegnerischen Interessen, welches das Resultat der Explosion von 1866 gewesen ist, herauszufinden. Um sich davon eine durchaus richtige Idee zu machen, müßte man nicht allein von den verschiedenen politischen Parteien, sondern auch noch von den verschiedenen Klassen der deutschen Gesellschaft und hauptsächlich von den verschiedenen Provinzen dieses Landes, nunmehr vereinigt, ungeachtet der in die Augen fallenden Erhaltung des größten Theils der alten historischen Eintheilungen, Rechenschaft geben. Ich werde versuchen, mit wenigen Worten meine Eindrücke und meine Beobachtungen in dieser Hinsicht wiederzugeben.

In den alten Provinzen Preußens haben die großen errungenen Resultate, die unverkennbare Gewandtheit des ersten Ministers, die Unterstützung des größten Theils der gemäßigt-liberalen Partei, welche fortfährt, Herrn von Bismarck zu helfen, unbeschadet der Bekämpfung seiner Collegen, die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, welches erlaubt hat, die Sympathien der an die Dynastie gefesselten Massen in die Wagschale fallen zu lassen, endlich und vorzugsweise die schon fühlbare Erleichterung von materiellen Lasten, welche so lange Zeit auf dem so kleinen und armen Preußen allein ruhten, und welche nunmehr über ganz Deutschland werden vertheilt sein: Alles dies hat vorzugsweise die Macht consolidirt.

Deshalb ist die radikale Partei, obschon sie durch die Demokratie der annectirten und verbündeten Staaten vermehrt worden ist, vollständig ohnmächtig gewesen, das Gouvernement zu erschüttern, welches sie im Monat April kriegerischer Gelüste anklagte, dem sie seitdem vorwarf, die deutsche Ehre verrathen zu haben, indem es in der Luxemburger Frage feige nachgegeben.

Die Wahrheit ist, daß nach einem Moment des lebhaftesten Mißvergnügens alle diejenigen, welche im Norden wie im Süden Deutschlands nicht der systematischen Opposition angehörten, aufgehört haben, die Mäßigung des Gouvernements in diesem bedauernswerthen inneren Conflikt auf die Probe zu stellen und die Wahlen, welche vor der Thür sind, werden zeigen, ich zweifle nicht daran, daß das die Stimme des Landes ist.

Doch man würde sich sehr irren, wollte man glauben, daß das gegenwärtige Gouvernement in Preußen sehr populär sei. In der That, es giebt dort nur einen Mann, welcher populär und unentbehrlich zugleich ist, das ist der Präsident des Ministeriums, welcher — man weiß es — keiner Partei angehört, und welcher — er hat es bewiesen und Jedermann ist davon überzeugt — morgen eine liberale Politik treiben würde, ganz wie Hr. v. Beust, wenn er sie für erforderlich hielte. Nicht so steht es mit seinen Collegen der Justiz und des Innern, über deren Rücktritt die Meinung einstimmig und die des Hr. v. Bismarck auf ihren Posten zu erhalten verpflichtet, um sich nicht eines mächtigen und unentbehrlichen Einflusses zu berauben. So ist der Sinn des famosen Programmes der National-Liberalen, eines Programmes, welches im Grunde das der unendlichen Mehrheit der Deutschen ist: Billigung der äußeren Politik, Mißbilligung der inneren Politik des Gouvernements von Berlin.

In den annectirten und verbündeten Ländern scheint die Ausgleichung länger und mühsamer, als man Anfangs hat glauben wollen. Merkwürdig, die Länder, in denen man den meisten Widerstand zu finden hoffte, Hannover und Sachsen, sie haben sich, mit Ausnahme der beiden kleinen Hauptstädte, am schnellsten und leichtesten in ihr neues Verhältniß gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß die vermehrten Einkünfte aus dem Zollverein, verursacht durch den Beitritt Schleswig-Holsteins und der Abschaffung des bedeutenden Präcipiums, welches sonst die Länder des Steuervereins und die freie Stadt Frankfurt erhoben, für die Entsagung Sachsens am meisten entscheidend gewesen sind; es ist gewiß, daß in Hannover die großen öffentlichen Arbeiten, welche seit so langer Zeit die bizarre Halsstarrigkeit des Königs Georg V. aufhielt und die so lange erwartete Ausführung der Nord-Eisenbahn, und des Kanales, welcher Elbe, Weser und Rhein verbinden soll, mehr für die Beschleunigung der Assimilation gethan haben, als die Reminiscenzen der hannoverschen Provinzen, welche einst Theile von Preußen waren, oder als das Conseil der vier und zwanzig „Vertrauensmänner", welche Preußen auserwählt hat, um sie über die Bedürfnisse des Ex-Königreiches zu consultiren.

Der preußische Enthusiasmus der freien Städte Bremen und Lübeck, deren Reichthum die neuen Lasten leicht trägt und deren Jugend zu jeder Zeit nach der Ehre geizte, in der „nationalen Armee" zu dienen, scheint in der Berührung mit der Wirklichkeit durchaus nicht erkaltet zu sein; Hamburg selbst ist, seit man eingewilligt hat, daß ihm sein Freihafen bleibe, mit dem neuen Stande der Dinge vollständig einverstanden, und es giebt keinen Ort bis Schleswig-Holstein, wo der antidänische Streit nicht das Gefühl der deutschen Zusammengehörigkeit erweckt und das zu legitime Mißfallen, das man gegen die preußische Verwaltung hatte, erstickt hätte.

Die Dinge sind weit entfernt, dem neuen Regimente in Nassau und dem Kurfürstenthum Hessen eben so günstig zu sein, wo doch Preußen am meisten vor dem Kriege auf Sympathien rechnete, wenigstens in den mittleren Klassen, und wo klägliche Regierungen Nichts gethan hatten, um diese Sympathien abzuschwächen. Es hat mir in der That geschienen, als ob eine besondere Erkaltung gegen das Gouvernement von Berlin in diesen Ländern sich bemerkbar mache, von dem man Wunderdinge erwartete und welches bis jetzt diesen Erwartungen so wenig entsprochen hat. Und dieses Gefühl beschränkt sich nicht auf die Massen, wo es leicht erklärlich sein würde, denn in diesen Ländern, welche reiche Staats-Domänen haben, sind schwere Steuern einem Zustande gefolgt, welcher fast der Abwesenheit von Auflagen glich; es theilte sich den wohlhabenderen Klassen mit, ehedem Preußen so günstig, und die nun anfangen sich über die ungerechtfertigten Zögerungen zu beklagen, welche Reorganisation der Verwaltung und der Justiz hinausschieben, und über die Bevorzugung, welche, entgegen den preußischen Traditionen, das Gouvernement den Beamten der alten Provinzen in Betreff der Ernennung von öffentlichen Beamten der neuen Provinzen zu bewilligen scheint. Ein Gefühl, ähnlich dem, welches die Toskaner bis zur letzten Stunde für die Piemontesen gehegt haben, fängt an, so scheint es mir, hier in Betreff der Preußen Platz zu greifen. Doch sind es dort nur leichte Ausfälle des Humors, im Vergleich zu der tiefen Mißstimmung, welche nicht aufhört, die große Majorität der Bewohner der Stadt Frankfurt zu bewegen, einer Mißstimmung, welche ihre Quelle in der lange genährten gewöhnlichen Antipathie hat, in dem gerechten Groll über die Actionen des letzten Jahres, in dem ehrenwerthen Bedauern einer ihnen übermüthig entrissenen alten Autonomie, in der geschwundenen Hoffnung, sich als die Hauptstadt Deutschlands zu sehen, in der Nothwendigkeit für die reichen Patricier, ihre Söhne und nicht Söldner unter die Fahnen zu schicken, endlich in den zahlreichen Geld-Interessen, welche diese Bank-Stadt an das österreichische Kaiserreich fesselten. Diese Unzufriedenheit wird nicht so bald schwinden, und Maßregeln, welche der Stadt durch Aufhebung der Lotterie nahe an eine Million Franken entziehen, sowie des Präcipiums des Zollvereins oder wie die Einführung der Mahl- und Schlachtsteuer sind nicht dazu angethan, den Groll zu vermindern. Ein Krieg mit dem Auslande oder die Einverleibung der Südstaaten in Preußen könnten allein dieses Gefühl aufhören lassen, indem bestimmt die Idee Preußens vor der Deutschlands verschwindet: zwei Eventualitäten, mit denen man anfängt, sich hier vertraut zu machen.

Denn ein fremdes Element, welches an die mathematischen Gesetze in den Bewegungen der Geschichte würde glauben machen, während das Einheits-Gefühl sich nach und nach in den dem Bunde erworbenen Provinzen abkühlen wird, es kündigt sich mit einer außerordentlichen Lebendigkeit in denjenigen Staaten an, welche außerhalb dieses Bundes geblieben sind, hauptsächlich in den Großherzogthümer Hessen und Baden. Es scheint, daß eine fixe Idee, ähnlich der der Venitier und der Jonier, sich der Bewohner dieser Länder bemächtigt habe. Vergeblich macht man diesen Ungeduldigen klar, daß die

Mauer, welche sie vom Norden zu trennen scheint, nur eine eingebildete Mauer ist, welche Nichts trennt; sie sind von einem so großen Verlangen beseelt, Genossen eines großen Staates zu werden, daß sie Nichts hören und vor Begierde brennen, diesen durchsichtigen Schleier zu zerreißen, welcher sie von dem nationalen Paradies auszuschließen scheint.

Was ist es denn, was von Weitem in so schönen Farben schillert und nahebei so trübe und traurig ist? Ist es das Gesetz der menschlichen Natur, welches will, daß der Besitz allein uns den Gegenstand unserer Wünsche verleiden kann? Ich meine es nicht. Das sehr natürliche Verlangen, den Titel anzunehmen, wenn man die Funktionen ausübt, und das noch natürlichere Verlangen, die Vortheile zu genießen, welche man bezahlt, die patriotische Blindheit, die Furcht vor Fremdem sind eben so wichtige Motive, um die Bevölkerungen des Südens an den Norden zu fesseln, zum Trotze der schrecklichen Eventualität, welche wahrscheinlich daraus resultiren würde; aber das, was vorzugsweise diese Richtung der Geister bezeichnet, das ist — man muß es sagen — die Entfernung, welche den Deutschen des Südens erlaubt, mit mehr Interessenlosigkeit und Unparteilichkeit als Landsleute Mitteldeutschlands die allgemeinen Vortheile zu schützen, welche für das ganze Land aus dem neuen Stande der Dinge resultiren, Vortheile, welche oft denen entgehen, die, nur ihr eigenes verletztes Interesse sehend, das allgemeine Wohl vergessen.

In Wirklichkeit, welches auch die Verletzungen und das Mißvergnügen der Partikularisten sein mögen, wenn man die Vortheile und den Schaden der neuen Situation vergleicht, die nicht voreingenommenen Deutschen kommen darin überein, daß die ersten nicht allein gut abschließen, sondern den Schaden selbst um Vieles überwiegen.

Ohne Zweifel zahlen heute gewisse Bevölkerungen mehr Steuern als sonst, aber andere weniger; ohne Zweifel werden einige Städte bei der Aufhebung der Spielbanken und der Lotterieen verlieren, aber die Sittlichkeit und selbst die Glücksgüter werden dabei gewinnen; einige gnädige Herren können lebhaft berührt sein von dem erzwungenen Verlust der alten Feudal-Rechte, der Bauer wird sich freuen über das Verschwinden der sich überlebt habenden Rechte. Eine solche Allgemeinheit wird untergehen, aber solch' eine andere neben ihr wird zu neuem Leben erblühen; ein solches Mitglied des Zollvereins kann sein liberum veto bedauern, welches alle Maßnahmen zum allgemeinen Besten verhindern konnte, die Mehrheit wird dabei nur profitiren. Der Raucher wird es übel aufnehmen können, daß man ihm theuer seine Pfeife oder seine Cigarre bezahlen läßt; die Allgemeinheit, welche unbefangen über diese Steuer urtheilt, wird sie gut finden, denn sie ist eine productive und treffende Steuer, ein Gegenstand des Luxus. Junge Leute beklagen sich über den militärischen Dienst, der ihnen auferlegt ist, aber ihre Kameraden wünschen sich Glück, nicht mehr als drei Jahre zu dienen, anstatt sieben. Jede neue Vertheilung von Lasten in einem Gemeinwesen macht nothwendig Unzufriedene; aber diese Unzufriedenen haben nicht immer Recht. Diejenigen allein, so scheint es mir, haben das Recht, sich zu beklagen, welche das Gemeinwesen nicht wollen. Mit anderen Worten, wenn alle Deutschen, welche

Feinde der Einheitsidee gewesen sind, Recht haben darin, daß sie wenig zufriedengestellt sind, so haben diejenigen, welche immer diese Einheit gewollt haben — und deren ist die bedeutende Mehrzahl — großes Unrecht, darüber erstaunt zu sein, daß diese Ehre und dieses Vergnügen ihnen Etwas kosten. Sie denken nicht daran, daß ein französischer Soldat 20 pCt. mehr kostet, als ein Soldat der neuen deutschen Armee, und daß ein französischer Bürger 40 pCt. Steuern mehr bezahlt, als ein Bürger des neuen norddeutschen Bundes. Sie vergessen, daß, wenn ihre Lasten seit einem Jahre verdoppelt sind, Preußen allein die Last seit fünfzig Jahren getragen hat, und daß es gerecht ist, daß es endlich mit denen dieselben theilt, denen sie zu Gute kommen. Sie erinnern sich schon nicht mehr an die unwiderlegliche Demonstration des letzten Jahres, welche bis zur Evidenz die Ohnmacht der kleinen Bundes-Armee bewiesen hat, und sie überlegen nicht, daß es besser ist, künftig eine doppelte Summe zu zahlen, die angewandt wird, um wahre Soldaten zu haben, als die Hälfte dieser Summe, wie früher, zum Fenster hinauszuwerfen, um Parade-Soldaten zu unterhalten. Sie sollten endlich und vor Allem verstehen, daß, wenn man eine große Familie gründen will, die Mitglieder dieser Familie solidarisch sein müssen und, wenn man Frankreich nachahmen will, man sich informiren sollte, ob jemals das Nord-Departement hat Schmerzensschreie hören lassen, weil es vier Mal mehr Steuern zahlt als das Departement des Landes. Es ist ersichtlich, daß diese Gerechtigkeit in der Vertheilung will gelernt sein, und ich zweifle nicht, daß eines Tages die reiche Stadt Frankfurt und das blühende Land Nassau die Verpflichtungen begreifen, welche aus dieser so sehr ersehnten Einheit resultiren; alles, was ich constatiren will, ist, daß sie dieselben für den Augenblick nicht begreifen und daß sie naiver Weise glauben, man könne irgend einen Platz in dieser Welt behaupten, indem man sich weigert, irgend eine Last zu tragen und indem man die Arme kreuzt.

Die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben.

II.

Daß das **Bleichen** und die **Färbereien** nicht besonders förderlich für die Gesundheit sind, wird sich Jeder selbst sagen, überraschend aber ist die Thatsache, daß die **Straßenkehrer** und **Lumpensammler**, obgleich sie vom Staube und von den Abfällen leben, zu der gesündesten Klasse der Arbeiter zählen. Sie verrichten aber ihre Arbeit im Freien, so daß sie wenigstens immer frische Luft einathmen. Das Nämliche gilt von den **Grubenräumern**. Obgleich sie beständig in den Nestern der Fieberluft herumstöbern, werden sie doch gerade von Fiebern sichtbar gemieden. Man hat sogar bemerkt, daß diese Arbeit den Appetit besonders schärfe, und ein englischer Arzt, der eine große Praxis bei diesen Leuten gehabt zu haben scheint, erzählt, daß ein Grubenräumer einst vom Fieber befallen worden sei, nachdem er oder weil er drei Wochen lang ohne Arbeit gewesen war. Die Luftveränderung

hätte hierbei zur Beförderung der Krankheit gedient. Die Fleischer sind privilegirt gegen Brust- und scrophulöse Leiden, so daß junge Leute, die Neigung zur Schwindsucht haben, von den besorgten Eltern gern zum Fleischergewerbe genöthigt werden. Dennoch, obwohl man bei den Fleischern die frischesten Hautfarben findet, sind die Leute doch kurzlebige Menschen, weil sie, zu entzündlichen Krankheiten sehr geneigt, selten krank, aber einmal befallen, schwer zu retten sind. Daß Berührung der Haut mit animalischen Stoffen ein wirksames Mittel gegen Auszehrung sei, läßt sich auch daraus schließen, daß Gerber höchst selten an dieser Krankheit leiden, und das Nämliche gilt von denjenigen Arbeitern der Tuchfabriken, die beständig mit Oel zu handthieren haben. Bei 100 jungen Leuten, die ein englischer Arzt, Thompson aus Perth, beobachtete, ergab sich, daß sie seit Eintritt in die Fabrik um 575 Pfund, oder je $5\frac{3}{4}$ Pfund im Laufe von drei Monaten an Leibesgewicht zugenommen hatten, acht darunter um je 17 Pfund.

Zu den gefährlichsten Beschäftigungen gehört die Anfertigung von Zündhölzchen, die in eine Phosphormischung getaucht werden. Das Einathmen von Phosphordämpfen bewirkt quälende Schmerzen in den Kieferknochen, namentlich in dem unteren, dann stellen sich Geschwüre und endlich Knochenfraß ein. Besonders geneigt zu diesem Leiden sind scrophulöse Personen. Vergolder, die mit Quecksilberamalgamen, und Spiegelfabrikanten, die ebenfalls mit Quecksilber arbeiten, schlürfen in den Quecksilberdämpfen eines der tödtlichsten Gifte ein, gerade so wie die Maler und Tapetenfabrikanten, wenn sie mit jenem prächtigen Apfelgrün arbeiten, welches aus arsenicksaurem Kupfer bereitet wird. Tapeten von jener Farbe sind so gesundheitsschädlich, daß in manchen Staaten ihre Anfertigung polizeilich verboten ist, und zwar kann man ihre Wirkung selbst dann spüren, wenn man sich nur wenige Stunden in Zimmern mit solchen Tapeten aufhält, indem man regelmäßig selbst im Sommer einen Schnupfen sich zuziehen wird.

Auszehrung ist das gewöhnliche Loos der Schneider, Bäcker und Näherinnen. Mangel an Lüftung scheint aber die hauptsächliche Ursache dieser Krankheit zu sein. In dem Zoological Garden wurden einmal sechszig gesunde Affen, darunter mehrere, welche schon etliche englische Winter überstanden hatten, aus ihrem alten in ein neues Haus versetzt, welches mit Wasserheizung versehen war und wo man der bessern Erwärmung zulieb jeden Luftzutritt sorgsam abgewehrt hatte, in der irrigen Meinung, daß die ausgeathmete kohlensaure Luft, weil sie schwerer sei, durch den Boden entweichen werde, wo allerdings Ventilationsöffnungen vorhanden waren. Nach einem Monat waren fünfzig Affen gestorben und die übrigen sterbenskrank, sämmtlich an der Auszehrung. Somit liegt hier ein Beweis vor, daß sich Lungenleiden willkürlich erzeugen lassen können. Was sich in dem Affenhause zutrug, geschieht täglich in den Werkstätten der Schneider und der Näherinnen, wo bei einer Temperatur von beinahe 20 bis 30 Grad keine Anstalten zur Lüftung vorhanden sind, außer den natürlichen durch Wand und Fenster, wie wir sie durch Pettenkofer kennen gelernt haben. Auch in unseren Nähwerkstätten herrscht eine Pestluft, doch lange nicht so schlimm als in England.

Die Franzosen, die Engländer, die Belgier sind sehr empfindlich gegen Zugluft, wie es süddeutsche, an starke Lüftung gewöhnte Reisende in jenen Ländern schmerzlich empfinden, wenn selbst bei sommerhellem Wetter die Scheiben der Eisenbahnwagen geschlossen bleiben müssen. Bei den Schneidern kommt der Zimmerstaub von Fädchen und Fäserchen, und endlich wohl gar noch die Gasbeleuchtung hinzu, so daß man sich nicht wundert, wenn nach der englischen Krankenstatistik von 100 Schneidern 31 Blut speien. Bei den britischen Näherinnen ist besonders die zeitweise Ueberanstrengung jugendlicher Personen, die in den vier Monaten der Saison von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht auf Einem Fleck sitzen müssen, ja bisweilen vier Tage und vier Nächte hindurch gearbeitet haben sollen, Ursache der großen Sterblichkeit. Nach Neison's Lebensstatistik hat in Großbritannien ein Mann folgende Aussicht auf Lebensdauer,

	bei Zimmerarbeit,		Arbeit im Freien,	
	bei geringer,	bei starker,	bei geringer,	bei starker
	Anstrengung.			
	Jahre	Jahre	Jahre	Jahre
Im Alter von				
20	41,8	42,0	37,8	43,4
30	35,1	34,5	30,1	36,6
40	27,9	27,8	23,0	29,1
50	20,5	21,2	17,3	22,0
60	14,0	15,1	11,0	15,6
70	8,6	10,4	4,6	9,3

Die höchsten Aussichten haben also Leute wie Gärtner, Feldarbeiter, Maurer, Zimmerleute 2c., die im Freien hart arbeiten müssen. Ihnen ganz gleich stehen die Arbeiter in geschlossenen Räumen bei großer Anstrengung, wie Schlosser, Tischler, Brauer 2c. Um ein Jahr weniger im Durchschnitt der Altersstufen sind die Aussichten der Zimmerarbeiter mit geringer Anstrengung, der Buchbinder, Schriftsetzer, Schuhmacher 2c.; am schlimmsten aber fahren Leute, die sich im Freien mit geringer Beschäftigung aufhalten, wie Kutscher, Schutzleute 2c.

Nun sollte man meinen, daß die höheren unbeschäftigten Klassen die höchsten Lebensaussichten genössen, aber merkwürdig ist es, daß je mehr Genüsse sich Jemand gönnen kann, desto geringer seine Lebensaussichten sind. Die Thoren, welche sich aus dem Geschäftsleben zurückziehen, „um den Rest ihrer Tage in Ruhe zu genießen", ergreifen die sicherste Methode zur Abkürzung ihres Daseins. Wollte man Jemand unvorbereitet fragen, wer durchschnittlich am längsten lebe: der Geistliche, der Arzt oder der Jurist, so würde er sicherlich auf den Mann des Gesetzes rathen, der weder eine Kanzel zu besteigen noch in Spitalatmosphären zu leben hat, und dennoch sind gerade die Juristen viel kurzlebiger als die beiden andern gelehrten Stände. Die Geistlichen sind die größten Virtuosen in Bezug auf Langlebigkeit, denn sämmtliche Geistliche, die das fünfzigste Lebensjahr erreichen, haben eine statistische Aussicht auf noch weitere 24 Jahre und 12 Tage, während die nächste Klasse, nämlich die Aerzte, nur noch 22 Jahre 11½ Monat vor sich haben. Von den höheren Klassen sind die Landedelleute

fast so hoch gestellt wie die Geistlichen. Dafür wohnen sie gut, nähren sich noch besser, rühren sich tüchtig im Freien und führen, wie man billig hinzusetzen muß, ein musterhaftes und genügsames Leben. Seeoffiziere leben durchschnittlich ein Jahr länger als Landoffiziere. Der hohe Adel bleibt um ein volles Jahr hinter den Aerzten zurück*) und Mitglieder der königlichen Häuser leben wieder drei Jahre weniger als der hohe Adel. Die Monarchen selbst stehen noch niedriger in der Skala, denn wenn sie das fünfzigste Jahr hinter sich haben, betragen ihre Lebensaussichten nur noch 14 Jahre oder 10 Jahre weniger als die der Geistlichen. So geht es in den höchsten Ständen in Bezug auf Lebensdauer wieder abwärts.

Constatirt ist, daß seit längerer Zeit und zwar in allen civilisirten Ländern das mittlere Lebensalter sich nicht unbeträchtlich verlängert hat. Die Frage liegt also sehr nahe, ob nicht vielleicht die Dauer des menschlichen Lebens mit dem Gange der Civilisation und günstigen historischen Entwickelungen sich erweitere. In den letzten Jahren ist viel über dies Problem gestritten worden, in England bei Gelegenheit des Erscheinens von Thomas Bailey's „Records of Longevity“, in Frankreich über das Buch P. Flourens', Sekretairs der Akademie der Wissenschaften, welches den Titel führt: „De la Longévité Humaine et de la Quantité de Vie sur le Globe.“ Der französische Akademiker behauptet, der normale Zeitwerth des menschlichen Lebens sei 100 Jahre, und wenn wir selten oder nie das Ziel erreichen, so haben wir es Umständen zuzuschreiben, welche historisch und willkürlich die Ordnung der Natur unterbrochen haben. Boerhave berechnete die Möglichkeit zu leben über 150 Jahre und Buffon behauptete Aehnliches, indem er sagte, die Thiere leben sechs- bis siebenmal so lange, als sie zu ihrem Wachsthum gebrauchen. Flourens bestreitet dies. Das Kameel wachse 8 Jahre lang und lebe 40, das Pferd wachse 5 Jahre und lebe 25. Der Mensch wachse 20 Jahre, folglich müsse er nach Analogie der beiden mitgetheilten Fälle 100 und nicht 120 bis 140 Jahre alt werden. Als das System des vollendeten Wachsthums betrachtet Flourens den Eintritt der Epiphysis oder der Befestigung der Knorpel an den Knochen. Es ist schon sehr willkürlich, diesem physiologisch nicht so bedeutendem Umstande einen solchen Werth beizulegen, ferner fehlt es an einer ausreichenden

---

*) Uns liegt ein Verzeichniß der vom April 1865 bis dahin 1866 verstorbenen britischen Pairs und Baronets vor. Es starben nämlich in dieser Zeit 14 Pairs (der älteste darunter in einem Alter von 93 Jahren), deren vereinigte Lebenszeit die Summe von 931 Jahren ausmacht, was ein Durchschnittsalter von über 66 Jahren, d. h. gerade das Doppelte der durchschnittlichen Lebensdauer in England ergiebt. Ein ähnliches Ergebniß liefert das Rechenexempel bei den Baronets; es starben ihrer 40 (die beiden ältesten zu 90 Jahren), von einer Gesammtlebensdauer von 2628 Jahren oder einem Durchschnittsalter von 65½ Jahr. Viel bemerkenswerther ist das Resultat bei den Rittern, von denen 38 (der älteste zu 91 Jahren) starben, deren Gesammtlebensdauer sich auf 2744 Jahre beläuft, was eine durchschnittliche Lebensdauer von nicht weniger als 73 Jahren ergiebt. Nach alle dem scheint in der englischen Ritterwürde das eigentliche Lebenselixir gelegen zu sein und hätten Alle, die auf ein langes Leben halten, sich einfach zu Rittern schlagen zu lassen.

Anzahl von Beobachtungen über den Eintritt der Epiphysis bei verschiedenen Thieren, da die Beispiele des Pferdes und Kameeles unmöglich ausreichen. Endlich ist und wird das normale Maß von 100 Jahren sehr oft überschritten. Die Fälle, welche Thomas Bailey massenweise vorbringt, sind zwar der Mehrzahl nach höchst suspekt, und es hat darüber allerhand Streit gegeben. Der Fall von Thomas Parr aber, der 152 Jahre lebte, ist gut verbürgt und wird von Kritikern respektirt. In England hat man weit eher Gelegenheit, empirisch das Problem über die normale Dauer des Lebens zu lösen, insofern darauf ja der Calcul der vielen Lebensversicherungen beruht, und es ist wohl ein sicheres und mäßiges Resultat, das menschliche Leben mit 80 Jahren als vollendet zu betrachten.

Wie selten übrigens das hundertste Jahr erreicht wird, geht aus folgenden Berechnungen hervor: wenn unter 18 Menschen einer das 80. Jahr erreicht, so wird erst unter 3500 einer 100, und unter einer Million einer 110 Jahre alt. Nach anderen Zusammenstellungen und genau mit einander verglichenen Nachrichten starben im Durchschnitt unter jedem Tausend von Geburten 74 zwischen dem 60. und 70., 60 zwischen dem 70. und 80., 24 zwischen dem 80. und 90. und 4 zwischen dem 90. und 100. Jahre. Man wird daher, wie gesagt, am besten das 70. bis 80. Lebensjahr durchschnittlich als das höchste Lebensziel annehmen, wie es schon im Gebete Mosis im 90. Psalm heißt: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre." In gleicher Weise urtheilt auch Solon, welcher die Lebensalter überhaupt nach siebenjährigen Cyclus betrachtete, da die Zahl 7 den ältesten Völkern als eine heilige galt, welche man gern überall zu Grunde legte. Wir theilen hier die schöne Elegie Solon's mit, welche sich auf die Annahme von 10 siebenjährigen Lebensaltern bezieht, zumal die charakteristischen Eigenschaften der einzelnen Epochen trefflich von diesem Weltweisen bezeichnet sind.

„Noch unkundig der Red', unmündig noch treibt in den sieben
Erstlingsjahren die Reih'n sprossender Zähne das Kind.
Aber vollendete bald ihm die anderen sieben die Gottheit,
Thun Anzeigen sich auch werdender Jugend hervor.
Dann in der dritten umhüllt, wie die Glieder sich kräftig gestalten,
Flaum sein Kinn, und er färbt dunkler den blühenden Reiz.
Kommen die Sieben anjetzt zum viertenmal, dann ist der Mannkraft
Gipfel erreicht und es thun edle Thaten sich kund.
Doch in den fünften ist's Zeit, daß der Mann der Vermählung gedenk sei,
Und er ein Folgegeschlecht blühender Kinder erzeugt.
Drauf in den sechsten erstarkt urkräftig des Mannes Gesinnung,
Und nicht mag er hinfort eitle Werke begehn.
Vierzehn Jahre hindurch, in der siebenten und in der achten
Reihe von Sieben, erhebt Red' ihn sodann und Verstand.
Auch in der neunten vermag er noch Einiges; aber ihn flieht schon
Zum großherzigen Thun Weisheit und Liebesgewalt.
Aber erfüllt zum zehntenmal sein siebentes Jahr ward,
Nicht unzeitig ereilt diesen das Todesgeschick."

Uebrigens ist auch bei Verschollenheits-Erklärungen von den Gesetzgebern das 70. Jahr angenommen worden, wie sich schon darüber ein

älteres preußisches Edikt ausspricht, daß fünf und sechszigjährige Verschollene nach fünf Jahren für todt erklärt werden sollen. Daß übrigens bei jedem Abwesenden, über welchen geurtheilt werden soll, ob er noch am Leben sein könne oder nicht, seine Individualität, Geschlecht, Gesundheitsbeschaffenheit, Lebensweise, Art seiner Beschäftigung, der Erdstrich und das Klima, wohin er sich bekannter Weise begab, 2c., für das abzugebende Urtheil in Betracht gezogen werden müssen, möge hier noch erwähnt werden.

Hinsichtlich des Geschlechts erreichen im Allgemeinen Frauen ein höheres Alter als Männer, dagegen kommen die Beispiele eines außerordentlich hohen Alters bei Männern überwiegender vor. Aus dem Alterthum sind uns verschiedene Beispiele in dieser Hinsicht erhalten worden. Wenn man auch bezweifeln darf, ob Epimenides von Creta wirklich 167 Jahre gelebt habe, so zeichnen sich im Allgemeinen die griechischen Philosophen durch ihren Hang zum Altwerden aus. Zeno lebte 102, Demokritos 104, Pyrrho 90, Diogenes 90, Hippokrates 99, Plato 82, Isokrates 98 und sein Lehrer Gorgias 107 Jahre. Sokrates und Archimedes hätten wahrscheinlich, da sie resp. 70 und 75 Jahre alt wurden, ein hohes Alter erreicht, wenn ihr Ende nicht ein gewaltsames gewesen wäre. Sophokles bewies im 90. Jahre durch seinen Oedipus Coloneus, daß er noch bei gesundem Verstande sei, Pindar erreichte das 84. Jahr, und Simonides, der Elegieendichter, das 90. Auch die Römer brachten es weit in der Kunst, lang zu leben, aber namentlich sind es hier die Matronen, die uns interessante Beispiele liefern. Terentia, Cicero's Frau, lebte 103, Clodia, das Weib des Ofilius, 115 Jahre. Auf der Liste stehen auch zwei Schauspielerinnen, die Lucceia, die ihr hundertjähriges Jubiläum auf der Bühne hätte feiern können, und Galeria, die zu Ehren des Augustus noch im 104. Jahre und 94 Jahre nach ihrem ersten Auftreten noch einmal auf der Bühne erschien. Unter Vespasian wurde ein Census aufgenommen und Plinius führt aus dieser Statistik 54 Personen auf, die das 100. Jahr überschritten hatten, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 und 3 von 140 Jahren. Die Autorität und die wissenschaftliche Treue des Plinius sprechen sehr stark gegen etwaige Anfechtung der Resultate.

Interessant ist eine Vergleichung der durchschnittlichen Lebensdauer bei verschiedenen Menschenracen. So wird man überrascht zu finden, daß im Jahre 1840, wo die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus 17 Millionen und darunter $2\frac{1}{2}$ Mill. Negern bestand, nur 791 Weiße vorhanden waren, welche das Alter von 100 Jahren überschritten hatten, während doch 1333 Negersklaven und 647 freie Neger ein gleich hohes Alter angaben. Im Jahre 1855 starben 43 Personen in der nordamerikanischen Union über 100 Jahre alt. Der älteste weiße Mann war 110, die älteste weiße Frau 109 Jahre, der älteste Neger 130, das älteste Negerweib 120 Jahre alt. Indessen ist bei diesen Angaben sehr zu berücksichtigen, daß die Neger aus Liebe zur Unwahrheit, aber noch weit mehr aus Unwissenheit, oft ein falsches Alter angeben mögen. Nach dem russischen Census ergiebt sich, daß jährlich $3\frac{1}{4}$ pCt. der Bevölkerung stirbt, eine ungeheure Zahl im

Vergleich zu den $2\frac{1}{4}$ pCt. der britischen Bevölkerung. Die hohe Sterblichkeit trifft in Rußland hauptsächlich die Kinder. Die russischen Tabellen zeigen 5000 Fälle jährlich an von Todesfällen über 90 Jahre, und diese würden sich auf 10,000 belaufen, wenn die russische Statistik die weibliche Bevölkerung nicht gänzlich ignorirte. In den österreichischen Staaten starben 1842 nur 446 Personen über 100 Jahre, in Preußen 1841 786 Männer und 890 Frauen über 90 Jahre, und in Norwegen 1845 bei einer Bevölkerung von $1\frac{1}{3}$ Mill. Köpfen wurden nur 19 Männer und 22 Frauen über 100 Jahre gefunden, obgleich dies Land im Rufe steht, daß es Beispiele der höchsten Lebenslänge geliefert haben soll. In den beiden Jahren 1852 und 1853 zusammen starben in England 66 Männer und 117 Frauen über 100 Jahre alt. Hohe Lebensalter sind bei Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern sehr häufig. So wurde Heinrich Dandolo 97, Cardinal Fleury 90, Bolingbroke 79, Alberoni 80, Pombal 83, Palmerston 81 Jahre alt. Wellington, Talleyrand, Metternich, Nesselrode, Humboldt, Hammer-Purgstall, Böckh, Voltaire, Heyne, Goethe, Newton, Kepler, Halley, Cassini, die sämmtlich über 80 Jahre alt wurden, sind die merkwürdigsten Erscheinungen in dem angeregten Sinne.

Die Veränderungen im Nationalbestande.

Die Veränderungen, welche in dem Bestande einer Nation eintreten, beruhen auf einer zwiefachen Bewegung, — auf der natürlichen Gesammtbewegung, welche durch die Sterbefälle einerseits und die Fortpflanzung andererseits stattfindet, und auf der besonderen Bewegung unter den Lebenden durch Annahme einer andern Familiensprache an Stelle der Sprache der Mutter. Die statistische Kenntniß des Umfanges dieser letzteren Bewegung kann nicht erwartet werden, da selbst ihr Vorhandensein bis jetzt von der statistischen Wissenschaft noch nicht beachtet worden ist. Aber auch der Umfang der ersteren Bewegung, welche die hauptsächlichste ist und für denjenigen, der die Nationalitäten nach der Abstammung sondert, die allein bestimmende sein würde, wird bis jetzt von der Statistik nicht ausreichend bezeichnet. Wir kennen die Zahl der Geborenen und Gestorbenen innerhalb eines Staates und seiner Verwaltungsabtheilungen, besten Falls auch innerhalb der einzelnen Religionsverbände, aber wir kennen sie nicht für jede Nation.

Jedem Laien in der statistischen Wissenschaft ist es klar, daß diese Bewegung nicht für alle Nationen die gleiche ist, daß sie vielmehr sowohl abhängt von den mannigfachen natürlichen Bedingungen, unter denen die verschiedenen Völker leben, und ihrem Verhältniß zu der natürlichen Beschaffenheit der Volksstämme, als auch von den Eigenthümlichkeiten der Letzteren in Behandlung und Pflege von Körper und Geist, in der Belebung und Verwendung der individuellen Kräfte und in der Art ihres Zusammenlebens und

namentlich der Geschlechtsverhältnisse. Daß dem so in der That ist, und zwar daß sowohl für die Erhaltung des Lebens als auch für die Erweckung neuer Glieder einer Nation die bei derselben vorwaltenden Eigenschaften von wesentlichem Einflusse sind, beweist die Statistik durch die Thatsache, daß unter ziemlich gleichen natürlichen Bedingungen zusammenlebende Nationen wesentliche Verschiedenheit in den Verhältnissen der Sterblichkeit und Fortpflanzung zeigen, — in Betreff der Sterblichkeit z. B. bei den Aufnahmen aus denjenigen Regierungsbezirken des preußischen Staates, in welchen die verschiedene Abstammung sich einigermaßen annähernd darstellt in der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses, — in Betreff der Fortpflanzung z. B. darin, daß in denjenigen Theilen des französischen Staates, welche am wenigsten oder gar kein französisches Blut enthalten, also des Elsasses, Bretagne, der Insel Corsica und des Roussillon die Geburtszahl über die der übrigen Theile Frankreichs in hohem Grade hinausgeht, in den letzteren aber die Fortpflanzung im Ganzen so sehr zurückbleibt, daß man an Polybius' Schilderung der griechischen Zustände seiner Zeit erinnert wird.

Bei Berücksichtigung dieser Thatsachen muß man anerkennen, daß wir die natürliche Stammesbewegung nicht durch die Gesammtbewegung innerhalb eines Staates messen können, daß vielmehr innerhalb desselben die eine Nation in ihrer natürlichen Entwickelung vorwärts gehen kann, indeß eine andere zurückgeht, daß also, was in anderen Erdtheilen beim Zusammenwohnen uncultivirter und cultivirter Racen beobachtet und durch die Volkszählungen in den Ländern Australiens gemessen worden ist, auch in den Ländern, um welche es sich hier handelt, stattfinden könne, und daß jedenfalls die zeitweise Zusammensetzung der Bewohner eines Staates aus verschiedenen Volksstämmen, auch ohne den Einfluß von Ab- und Zuzügen, nicht ohne Weiteres maßgebend ist für das Verhältniß derselben in einer früheren oder späteren Zeit. Die Berücksichtigung dieser — wenn auch nur unter gewissen Beschränkungen — selbstständigen Bewegung verschiedener Nationalstämme ist unentbehrlich zur richtigen Würdigung der Aufeinanderfolge der Nationen in der Geschichte und insbesondere der Stellung der germanischen Nationen in der Gegenwart.

Andererseits wissen wir, daß die Lebens- und Fruchtbarkeitsverhältnisse einer Nation weder für die ganze Nation dieselben sind, noch bei derselben unverändert bleiben, und zwar wiederum, weil sie — selbst dann, wenn eine Nation abgeschlossen für sich bliebe, — nicht ausschließlich von einem gegebenen nationalen Charakter bestimmt werden, sondern zugleich durch die ganze Verschiedenartigkeit der äußeren Bedingungen der menschlichen Existenz, welche auf die Lebensweise, die Thätigkeit und Sittlichkeit derselben gleichfalls zurückwirken. Und gerade im Hinblicke auf diese Verschiedenheiten muß als Grundsatz ausgesprochen werden, daß nicht weniger als die Erhaltung, auch die Fortpflanzung einer Nation ein wahres Gesammtinteresse derselben bildet, denn nur beide zusammengenommen ergeben die nachhaltige Fruchtbarkeit derselben, und daß es in diesem Interesse darauf ankommt, den Ursachen nachzugehen, aus denen die Verschiedenheiten der Sterblichkeit und Fruchtbar-

keit herrühren, und diejenigen zu beseitigen oder möglichst unschädlich zu machen, welche der gesunden physischen Fortentwickelung einer Nation entgegenstehen.

In ersterer Beziehung dürfte allerdings bei den Statistikern unserer Zeit der theoretische Standpunkt überwunden sein, welcher auf die Erhaltung und Aufziehung des neuen Geschlechtes keinen Werth legte und sogar die Anwendung vorbeugender Maßregeln gegen Krankheiten nicht fördern mochte. Und gerade wir Deutschen genießen in der wissenschaftlichen Bildung des ärztlichen Personals eine bessere Fürsorge für die Erhaltung der Lebenden als mehrere andere Nationen Europa's, und in derselben Richtung wirkt bei uns der Sinn für Ordnung und Mäßigung des Lebens, in dem der Deutsche seinen östlichen Nachbarn voransteht, dann in neuester Zeit der der deutschen Nation eigenthümliche Sinn für erfrischende Körperübungen der Erwachsenen wie des jungen Geschlechts und, was von höchster Wichtigkeit ist, der wachsende Sinn für die Förderung der Erwerbsthätigkeit, wogegen wir Deutsche noch in einem anderen Punkte, nämlich in der vorbeugenden Sorge für gesunden Aufenthalt, hinter den Engländern zurückstehen.

Was aber den anderen nicht minder wichtigen Factor der natürlichen Bewegung der Bevölkerung betrifft, so steht in der richtigen Würdigung der Fortpflanzung die heutige Theorie zurück hinter den Auffassungen eines Statistikers des vorigen Jahrhunderts, und hier kann man wohl behaupten, daß der natürliche Sinn der deutschen Bevölkerung sein nationales Interesse richtiger begreift, als die meisten Theoretiker ihn lehren. Aus dem Umstande, daß in solchen Fällen, wo die natürlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Bedingungen zur Erhaltung der Geborenen nicht ausreichen, die höhere Fortpflanzung sich in trauriger Weise selbst zu negiren genöthigt ist, wird oft genug mit ungerechtfertigter Abstraction der — für normale Verhältnisse und insbesondere für die regelmäßigen Verhältnisse unserer Nation — irrige Grundsatz hergeleitet, daß eine höhere Fruchtbarkeit schon an sich ein Uebel und die möglichst geringe Fortpflanzung zu wünschen sei, ein Grundsatz, von welchem die Thatsachen in der Statistik das Gegentheil predigen. Solchen Theoretikern mögen die Schranken recht scheinen, welche der kurzsichtige Egoismus einer Generation von Besitzenden der Eingehung der Ehen in noch heute gültigen Gesetzen deutscher Staaten entgegensetzte, den Anspruch jedes Menschen auf eigene Arbeit und auf eigenen Heerd verleugnend. Aber sie mögen sich auch überzeugen, daß diese Schranken die Fortpflanzung nur in geringem Maße beeinträchtigen, da der angeborene Volkstrieb sich theils, was der nationalen Sittlichkeit nicht zuträglich ist, der außergesetzlichen Fortpflanzung, theils, was zwar der Vermehrung des Volksstammes förderlich, in Ansehung der Erhaltung und Vermehrung der Nation aber nicht gefahrlos ist, der Auswanderung zuwendet. Solche Theoretiker mögen dann ihr Wohlgefallen an denjenigen Theilen deutscher Lande haben, in welchen in Folge der niedrigen Geburtenzahl die Bevölkerung nur langsam zunimmt, wie im preußischen Staate am Münsterland, im österreichischen an Salzburg und Deutsch-Tyrol, in der Schweiz an den Urcantonen;

aber sie — deren Anschauungen vom Materialismus getragen werden — mögen sich fragen, ob ihnen in der That die Bilder trägen Beharrens in der hergebrachten Weise als die rechten Muster wirthschaftlicher Entwickelung gelten.

Während in den letztbezeichneten Landestheilen die Geburtenzahl regelmäßig unter 3 pCt. der Bevölkerung beträgt, steht sie in den meisten deutschen Ländern zwischen $3\frac{1}{3}$ und 4 pCt., welche letzte Höhe auch von größeren Territorien, hauptsächlich Mittel-Deutschlands, jedoch auch Nord- und Süd-Deutschlands, erreicht wird; erheblich darüber hinaus geht, soweit sich aus den Zahlen schließen läßt, die Geburtenziffer in den deutschen Colonieen an der Wolga. Vergleicht man die Fruchtbarkeit der deutschen Nation mit den Nachrichten, welche für andere europäische Nationen vorliegen, so scheint dieselbe etwas über der der Skandinavier zu stehen, in deren größeren Territorien die Geburtenzahl sich durchschnittlich auf $3\frac{1}{3}$ bis $3\frac{2}{3}$ pCt. der Bevölkerung beläuft, und der der Bewohner Großbritanniens (reichlich $3\frac{1}{2}$ pCt.) mindestens gleichzukommen. Zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4 pCt. der Bevölkerung steht die der italienischen und auch der spanischen Nation (über 4 pCt. bei beiden der Süden), wahrscheinlich auch der Bewohner Irlands und der lettischen und finnischen Völker, am höchsten (gewöhnlich über 4, stellenweise bis über 5 pCt.) die der slawischen Völker, insbesondere der Polen und Russen. Erheblich niedriger als die Geburtenziffer der deutschen ist die der französischen Nation; für das ganze französische Reich belief sich die durchschnittliche Geburtenzahl einer längeren Periode nur auf $2\frac{4}{5}$ pCt. der Bevölkerung.

In Ansehung der Sterblichkeit haben innerhalb Europa's anscheinend die skandinavischen Länder das günstigste Verhältniß (Norwegen insbesondere noch nicht 2 pCt.), dann folgt Großbritannien (namentlich Schottland), wo die Zahl der Sterbefälle durchschnittlich etwa $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{3}$ pCt. der Bevölkerung ausmacht. Nur wenige Theile Nord- und Süd-Deutschlands haben eben so günstige Sterblichkeitsverhältnisse, in einzelnen anderen Theilen derselben geht die Sterblichkeit längerer Perioden sogar über 3 pCt. hinaus; das Durchschnittsverhältniß der Sterblichkeit der Deutschen dürfte auf $2\frac{2}{3}$ pCt. anzunehmen sein. Diesem Satze scheinen die finnischen Ostseevölker ungefähr gleichzustehen, etwas nachtheiliger die Iren. Ueber 3 pCt. beträgt die Zahl der Sterbefälle bei der lettischen Nation, bei den polnischen und russischen Slawen, am höchsten steht sie bei den Großrussen. Auch in Italien und dem größeren Theile von Spanien scheint die Sterblichkeit durchschnittlich höher als 3 pCt. zu sein; dagegen hat die scheinbar vortheilhafte Seerblichkeitszahl der Bewohner des französischen Reiches — ungefähr $2\frac{1}{3}$ pCt. — (so wie auch die des nordwestlichen Spaniens) wesentlich ihre Veranlassung in der niedrigen Geburtenziffer derselben.

In Folge dieser Verschiedenheiten war die natürliche Bevölkerungszunahme in der neuesten Zeit am günstigsten in Großbritannien (etwa $1\frac{1}{3}$ pCt.) und in den skandinavischen Ländern (1 bis $1\frac{1}{3}$ pCt.); die verschiedenen Theile Deutschlands (im Norden wie im Süden) standen zwischen

$\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{2}$ pCt. jährlicher Zunahme; die geringste Bevölkerungszunahme aus sich selbst, wahrscheinlich von allen europäischen Staaten, hatte *Frankreich* mit etwa $\frac{2}{5}$ pCt. Der Einfluß dieser Verschiedenheiten auf die Aenderung des Verhältnisses der Staaten unter einander zeigt sich, wenn man ihre Bevölkerungszahl vor einem halben Jahrhundert vergleicht. Vor 50 Jahren war die Bevölkerungszahl der *deutschen Bundesländer* nicht höher als die *Frankreichs*; die erstere ist seitdem um die Hälfte (die *Skandinaviens* und der *britischen Inseln* allerdings inzwischen reichlich um $\frac{3}{5}$), die letztere nur um den vierten Theil gestiegen, — die Bevölkerung *Frankreichs*, obwohl die innerhalb des französischen Staates vorhandenen fremden Nationalitäten diesen Staat fortwährend durch ihre reichlichere Fortpflanzung unterstützen, — die Bevölkerung der früheren deutschen Bundesländer, trotzdem sie in dieser Zeit Millionen von Deutschen über ihre Grenzen ziehen ließ nach allen Theilen der Welt.

Die *Vermehrung* einer Nation geht zusammen mit der *Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit gegenüber dem Naturfonds*, der sich in ihrem Bereich befindet oder den sie in ihren Bereich zieht. Schon ihre Vervielfältigung auf dem heimischen Boden hat keine gegebene Grenze, wie wir nicht im Stande sind, quantitativ die Grenzen zu finden, welche dem Menschen in der Anwendung seiner geistigen und körperlichen Kräfte zur Benutzung der irdischen Gaben gezogen sind; die Volksvermehrung in diesem Jahrhundert hat in manchen Theilen Deutschlands ebensowohl die Wünsche ihrer eifrigen Beförderer übertroffen, als die Befürchtungen eines absoluten Mangels an Existenzmitteln widerlegt. Aber nirgends erscheint die menschliche Thätigkeit fruchtbringender, als wo sie mit den ganzen Mitteln eines fortgeschrittenen Volkes einen ihm zusagenden *neuen Boden* energisch in Angriff nimmt, um aus ihm mit Leichtigkeit die Lebensbedingungen menschlichen Daseins zu entwickeln. Hier wachsen ihm die Gaben der Natur gleichsam in die Hand, und diesen folgt unmittelbar das Erzeugniß, daß, obwohl an den Stoff gebunden, doch an Werth über Alles steht, der *neue* Mensch, für den der Boden seine Cultur empfangen hat.

Daß solche Bedingungen der Vermehrung einer Nation günstiger sind, als irgend welche, zeigt die *germanische* Völkerfamilie in ihrer Verbreitung über diejenigen Zonen, deren Klima ihrer Natur gemäß ist. Vor ihrer cultivirenden Thätigkeit weichen die *alten* Racen zurück und schwinden dahin. Fortwährend hinzukommend, betreten herangewachsene Söhne und Töchter der europäischen Heimath (weniger unerwachsene) den *nordamerikanischen* Boden, aber so Viele auch von Außen kommen, dennoch bleibt dort — was in keinem Staate des germanischen Europa's der Fall ist — die Zahl der Erwachsenen zurück hinter der Zahl des jungen Geschlechts, dieser dicht aufkeimenden Frucht eines neugewonnenen Lebensbodens.

Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich.

I.

Es ist interessant, wie man jetzt, nachdem die Thorheit, den Menschen zu generalisiren, so ziemlich abgekommen ist, allmählich wieder zur alten Weisheit zurückkehrt, und die Racenunterschiede beachten lernt, die trotz der früheren vornehmen Nichtbeachtung und trotz des Firnisses, den unsere Bildung darüber auszubreiten strebt, doch immer wieder hervortreten. Das, was man Nationalcharakter nennt, dies Gesammtergebniß der Strebnisse und Gewohnheiten, welche die Sinnesart eines Volkes bilden, beruht weit mehr auf Ursachen, deren letzten Grund wir nicht angeben können, als auf solchen, die die der statistische Anatom verfolgen zu können glaubt. Es liegt in erblichen Tugenden und Lastern eine Stärke, welche zum mindesten viele Generationen hindurch gegen allen Einfluß äußerer Umstände sich behauptet: der Schiffer auf den nordamerikanischen Seen ist noch ein Franzose bis in's Herz hinein, der Löwenjäger am Cap immer noch ein Holländer, trotz der seltsamen Verschiedenheit ihrer jetzigen Gewohnheiten, von denen ihrer europäischen Ahnen. Groß ist allerdings der Einfluß des Klima's, der Gesellschaft, des Unterrichts, aber die Bemerkung ist sehr richtig, daß diese Einflüsse durch noch kräftigere, nämlich die erblichen Neigungen und Anlagen verschiedener Racen, in sittlicher Hinsicht eben sowohl, wie in intellektueller überwältigt werden; wozu noch der bis jetzt noch nicht beobachtete Umstand kommt, daß die Besonderheiten, welche die verschiedenen Menschenracen bezeichnen, in Zeiten des Friedens und der ruhigen Gewohnheiten stärker werden, indem hier der Eindruck, welchen die Vermischung der Racen in Zeiten des Wechsels und der Wanderung hervorbrachte, wieder verschwindet.

Wenn immer eine Race durch den Zutritt von Fremden, — vorausgesetzt, daß diese minder zahlreich sind, als die ursprünglichen Bewohner und daß den Wechselheirathen kein Hinderniß im Wege steht — gekreuzt wird, so wird der Einfluß der neuen Ankömmlinge in den nächsten Generationen am sichtbarsten sein. Aber mit jeder neuen Generation wird das fremde Blut sich, so zu sagen, über eine weitere Oberfläche in schwächern Verhältnissen verbreiten, bis aller bemerkliche Unterschied verschwindet und der ursprüngliche Stamm völlig wieder vorherrscht. Das spanische Amerika bietet gegenwärtig das merkwürdigste Beispiel dieser Art.

Manche Schriftsteller, welche viel über die Verschiedenheit der Racen in Europa geschwatzt, haben dieses große Gesetz der Gesellschaft nicht hinreichend erwogen: sie schienen meist anzunehmen, daß diese Racen sich mehr und mehr vermischten, während es gewiß ist, daß, die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Einwanderung fremden Blutes immer noch fortdauert, diese Vermischung immer geringer wird. Während der langen stationären Periode, welche der großen Völkerbewegung bei dem Fall des römischen Reiches folgte, mußte der durch die Vermischung getrübte Strom allmählich sich wieder aufhellen. Der Einbruch deutscher Völker in den Westen Europa's mußte in seinen Folgen

für die physische Constitution der Landeseingebornen bald verwischt werden, ja er konnte nie sehr bedeutend sein. Die 5- oder 6000 Franken Chlodwig's, die 60,000 Burgunder müssen sich bald mit den Millionen von Provincialen verschmolzen haben, unter denen sie sich niederließen. Viel zahlreichere Eroberer sind durch denselben natürlichen Prozeß allmählich wieder verschwunden: so nimmt das maurische Blut in Spanien, so das slawische im nördlichen Deutschland mehr und mehr ab. Wohl möchte nach Jahrhunderten der Verwirrung der alte hellenische Typus in den Berg- und Inselbewohnern Griechenlands wieder erscheinen. Auch der römische Stamm mag sich von der temporären Beimischung fremder Elemente mehr und mehr gereinigt haben, denn seit vielen Jahrhunderten bot die alte Hauptstadt der Welt nur wenig Einwanderern eine Lockung dar, und namentlich sind die jetzigen Bürger Roms die ächteren Repräsentanten der alten Quiriten, als die Einwohner desselben zu den Zeiten der Antonine.

Was von ganzen Reichen wahr ist, gilt auch von Provinzen: blühende Städte und große Linien der Handelsverbindungen ausgenommen, neigen sich die Bevölkerungen einzelner Distrikte mehr zur Trennung von einander als zum Zusammenschmelzen. Daher diese Einwurzelung der Gewohnheiten, Sitten, Dialekte und Charakter, was mitten unter der anscheinenden, durch die Civilisation hervorgebrachten Gleichförmigkeit das Staunen oberflächlicher Beobachter erregt.

Wenden wir nun diese Bemerkungen auf die Beleuchtung des auffallenden Unterschieds an, der in geistiger Bildung wie in Moralität zwischen den nördlichen und südlichen Theilen von Frankreich besteht, welche Länder doch seit Jahrhunderten durch dieselben Gesetze, Religion und zum Theil auch Sprache vereint sind! Quetelet theilt in einer merkwürdigen Abhandlung über diesen Gegenstand, die Racen, welche gegenwärtig Frankreich und die Niederlande bewohnen, in drei Gruppen: die Deutschen — denen er eine entschiedene Neigung beilegt, mit Eigenthum und Personen ziemlich frei zu verfahren, — im Norden und Osten die pelagischen Stämme (unter denen er wohl die Aquitanier und Ligurier versteht) längs des Mittelmeeres: bei ihnen herrschen die Verbrechen gegen die Personen vor; endlich die eigentlichen Kelten, in der Mitte und im Westen, welcher Stamm vielleicht die wenigste Energie, gewiß aber die meiste Moralität unter den dreien hat. Diese Eintheilung scheint uns nicht ganz historisch genau, wir führen sie aber an als ein Beispiel der Anwendung der ethnographischen Wissenschaft auf das Studium der Erscheinungen der neuern Gesellschaft.

Eine Linie, quer durch Frankreich von Nantes nach Mezières oder nahe an den Punkt, wo die preußische und belgische Grenze zusammenstoßen, gezogen, hat im Norden den größten Theil der dichtbevölkerten Departements von Frankreich. Auch bezeichnet diese Linie die Nordgrenze der weinerzeugenden Abtheilung von Frankreich. Berücksichtigt man aber die moralische und intellektuelle Statistik, so fühlt man sich geneigt, diese Linie etwas anders zu ziehen. Die, welche Charles Dupin von Nordosten nach Südosten zieht, so daß die Bretagne im Süden, Burgund und die Franche

Comté im Norden liegt, scheint zwei Nationen zu theilen. „Man möchte glauben", sagt d'Angeville, „daß zweierlei Bevölkerungen an einer Linie gegen einander stießen, welche den Hafen von St. Malo mit Genf verbindet." Diese Linie theilt die Agriculturländer Frankreichs von den manufaktur- und handeltreibenden mit merkwürdiger Genauigkeit. Nordwärts derselben liegen fast alle Departements, wo die Natur der Einwohner die durchschnittliche Größe übersteigt, südwestlich fast alle, wo sie unter derselben bleibt. Diese Linie trennt fast eben so genau die besser genährte Bevölkerung von der schlechter genährten, die besser von der schlechter unterrichteten, die besser von der schlechter wohnenden. Der Kriegsdienst ist im Süden am wenigsten populär, und wird es mehr und mehr, je mehr man sich den nördlichen und nordöstlichen Grenzen nähert, was mit der alten Bemerkung Strabo's über die Gallier fast wörtlich zusammentrifft. Politischer Eifer, insofern er sich in der Ausübung des Wahlrechts zeigt, ist am stärksten im Süden, eben so der religiöse Eifer, doch mit einigen scharfen Ausnahmen. Die Unpopularität und geringere Wirksamkeit der Gesetze — wie sie sich durch das stärkere Verhältniß der Lossprechungen gegen die Verurtheilungen, die Schwierigkeit der Steuererhebung und die Zahl der widerspenstigen Conscribirten zeigt — herrschen auch bedeutend auf der Südseite der Trennungslinie vor.

Es geht nun augenscheinlich daraus hervor, daß der Süden Frankreichs in den meisten Beziehungen, welche die äußere Civilisation bilden, gegen den Norden zurücksteht. Man hat verschiedene Ursachen zu Erklärung dieser Erscheinung angeführt und einige haben allerdings nicht unbedeutend beigetragen. Der Süden Frankreichs hat, im Allgemeinen genommen, weniger schiffbare Flüsse und schlechtere Landverbindungen, was allerdings ein Hinderniß für die Entwickelung der Industrie ist. Einiges ist auch politischen Ursachen zuzuschreiben, deren Einfluß noch jetzt nach Jahrhunderten gefühlt wird. Der Süden Frankreichs hat sich nie völlig erholt von der Vernichtung seiner Nationalität durch den Einbruch des Nordens im 12. und 13. Jahrhundert. Seine Municipalfreiheiten wurden vernichtet, seine vornehmsten Familien fielen durch das Schwert, seine zierliche Sprache ward zu einem Provinzialdialekt herabgewürdigt. Der Geschichtschreiber Thierry sagt selbst: „Die unglücklichste Epoche in der Geschichte des südlichen Frankreichs ist die, wo seine Einwohner Franzosen wurden, und wo der Monarch, den ihre Voreltern nur als den König von Paris gekannt hatten, sie als seine Unterthanen von der Langue d'oc zu bezeichnen begann."

Eine tiefere Ursache liegt aber im Charakter der verschiedenen Racen, denen dieser schöne Theil Europa's seit dem Beginn der bekannten Geschichte anheimfiel. Westlich und nördlich waren die Celto-Gallier, oder Gallo-Cambrier, oder Kymren (um nur einige von dem Heer von Namen zu geben, womit neuere Alterthumsforscher dies vielbesprochene Volk tauften); im Südwesten die Aquitanier oder Basken, von denen schon Strabo sagt, daß sie mehr den Spaniern als den Galliern glichen; im Südosten der ligurische Stamm, also von iberischer Abkunft. Dieß sind die drei Haupt-

familien, die das südliche und westliche Frankreich bevölkerten. Von einander selbst in vielen Beziehungen verschieden, stehen sie alle, und namentlich die beiden letztern, in den meisten soliden Eigenschaften des geselligen Lebens dem belgischen Stamm und den eigentlichen Galliern nach, von denen der Nordosten und Osten von Frankreich bevölkert sind. Dem Südfranzosen fehlen bei allem Talent, Energie und Lebhaftigkeit doch die Neigung zur Industrie und die Kraft der schärfern Logik, eben so die höhere Erfindungsgabe. In der Wissenschaft, der Literatur und in den Künsten steht er augenscheinlich zurück. Mit Ausnahme Montaigne's nnd Montesquieu's, die beide Gascogner waren, und des Auvergnaten Pascal, ist, so viel wir uns erinnern, auch nicht Einer der großen und wahrhaft originellen Schriftsteller in der südlichen Hälfte des Königreichs geboren. Selbst in gewöhnlichen literarischen Arbeiten ist fast alles Bessere durch Leute aus dem Norden geliefert worden. Der jüngere Crébillon, der lange Jahre Censor war, soll, wie Mercier sagt, die vermuthliche Güte eines Gedichts immer zum voraus durch die geographische Lage des Geburtsorts des Dichters bestimmt haben." „Vielfältige Erfahrung", äußerte er sich, „hat mir gezeigt, daß von zwanzig Schriftstellern aus dem Süden neunzehn abscheulich sind, während von einer gleichen Zahl aus dem Norden wenigstens die Hälfte Talent zeigt und großer Dinge fähig ist. Die schlechtesten Verse werden zwischen Bordeaux und Nîmes gemacht. Das ist die geographische Breite schlechter Dichter. Alle diese Schriftsteller haben gewöhnlich nichts als Wind im Kopfe, während die aus dem Norden gesunden Verstand haben, und nur der Ausbildung bedürfen."

Diese Inferiorität ward jedoch auf der andern Seite wieder aufgewogen. Es ist auffallend, in welchem Grade der besondere Charakter, welcher lange Zeit die Elite der französischen Nation auszeichnete, — die Färbung des alten Hofs, der Ton der eleganten und witzigen Zirkel, das Wesen der feinen Gesellschaft, — ursprünglich aus dem Süden stammt. Wo immer Leute aus dem Süden und Norden in Berührung kommen auf einem Schauplatz, wo äußere Vortheile, rasche Besonnenheit und Witz über wesentliche Eigenschaften den Sieg davon tragen konnten, wie zu Paris und Versailles, haben die Erstern fast ohne Ausnahme ihre solidern Rivalen aus dem Felde geschlagen. Die unter uns Deutschen herrschende Ansicht vom französischen Charakter paßt fast nur auf den „homme du midi", und gar nicht auf den Normannen, Picarden oder Lothringer. Dies war namentlich der Fall seit der Regierung Franz I., mit dem die Hofgeschichte Frankreichs beginnt. „Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", sagt Thierry, „bestanden die Leute, die am Hof in Gunst standen, die sogenannte „noblesse de cour", in großer Mehrheit aus Gascognern oder südlichen Familien überhaupt." Ob die erbliche Verbindung mit dem Hofe ihnen eine besondere Gewandtheit in politischen Verhältnissen gab, oder ob die zu einem politischen Führer nothwendigsten Eigenschaften eben nicht gerade auf den solidern Geistesfähigkeiten beruhen, sondern auf Kühnheit, Besonnenheit und Feuer, — immerhin ist es gewiß, daß politische Gewalt, wie durch eine Art Fatum, fast unwandelbar

auf Leute vom linken Ufer der Loire fällt. In unsern Tagen haben Villèle, de Cazes, Martignac, Polignac, Périer, Soult, Guizot u. s. w. dies alte Vorrecht ihrer Landsleute behauptet.

Der Landwirth und die Maschine.

Keinem denkenden Landwirthe, namentlich Niemandem, der Literatur, Vereinsleben und Reisen gänzlich mißachtet, wird die erfreuliche Thatsache entgangen sein, daß sich das deutsche landwirthschaftliche Maschinenwesen im Laufe der letzteren Jahren aus kleinen Anfängen zu dem Höhepunkt unserer Zeit, zu dem Niveau seines englischen Vorbildes emporgeschwungen hat.

Welche sind die Ursachen gewesen, die eine so rapide Entwickelung, ein so schnelles Erblühen hervorrufen konnten? Der fruchtbare Boden war allerdings vorhanden; der deutsche Maschinenbau auf anderen Gebieten war zu einem Weltrufe gelangt; ein ausgezeichneter Stab von Ingenieuren, Arbeitern und Werkzeugen stand der neuen Industrie zu Gebote, und es bedurfte nur der treibenden Kraft, um die junge Pflanze rasch aufschießen zu lassen. Diese treibende Kraft war und ist: die Theuerung und der Mangel an Handarbeitskräften in Verbindung mit erhöhten Anforderungen an die Qualität der Arbeit.

So glücklich und befriedigend auch der Beruf des Landwirths ist, so vortheilhaft er auf die physische und geistige Ausbildung der Menschen zu wirken vermag, so ergiebig endlich auch die Quellen eines gesunden Wohlstandes fließen, welche eine rationelle agronomische Thätigkeit zu eröffnen im Stande sind, ebenso mannigfach zeigen sich in der Landwirthschaft wie in jedem andern Gewerbe auch die Uebelstände und Hindernisse, die sich dem strebsamen Manne entgegenstellen und deren Beseitigung eine der Hauptaufgaben seiner Thätigkeit bildet.

Unter diesen Uebelständen nimmt das Mißverhältniß der Angebots von Handarbeit zu dem Bedürfniß derselben eine hervorragende Stelle ein, vornehmlich in denjenigen Ländern und Gegenden, welche sich entweder auf einer ziemlich hohen oder einer vergleichsweise niedrigen Culturstufe befinden. Diejenigen Landstriche, welche einer mittleren Culturstufe nahe stehen, leiden am wenigsten an dem angedeuteten Uebel.

Bei einem stark entwickelten Culturzustande entfaltet sich sehr schnell die natürliche Erscheinung, daß die reine Muskelarbeit der intellektuellen Thätigkeit in der Concurrenz um den Preis der Arbeit nicht folgen kann; der Landwirth ist nicht im Stande, Löhne von ähnlicher Höhe zu bezahlen wie die Industrie und das Kunstgewerbe. Trotz der Dichtigkeit der Bevölkerung also, welche an sich auf die Erniedrigung des Arbeitspreises wirkt, sind wegen der damit Hand in Hand gehenden industriellen Thätigkeit die Arbeitskräfte theuer in

jenen Ländern, in welchen dann in der Regel eben aus denselben Ursachen eine um so intensivere Cultur, also ein höherer Aufwand an Arbeit selbst, nothwendig wird. Die z. B. in der Provinz Sachsen, Westfalen, Schlesien, sowie alle in der Nähe großer, gewerbtreibender Städte ansässigen Landwirthe wissen von dieser Theuerung zu berichten.

In sehr dünnbevölkerten, flachcultivirten Landstrichen dagegen stehen die überhaupt vorhandenen Arbeitskräfte in einem solchen Mißverhältnisse zur Ausdehnung der Oberfläche, daß selbst bei hohem Lohn häufig die physische Unmöglichkeit der Verrichtung der Arbeit vorliegt.

Am günstigsten gestalten sich diese Verhältnisse für den Landwirth in den abgelegeneren, mäßig dicht bevölkerten Gegenden der modernen Culturstaaten; hier halten sich noch Bedarf und Angebot von Arbeit ziemlich die Wage; von Jahr zu Jahr indeß beschränkt die Ausbreitung der industriellen Thätigkeit dieses Gebiet mehr und mehr.

Im Allgemeinen kann man also wohl behaupten, daß das Verhältniß der verfügbaren Arbeiter zu der Summe der zu leistenden Arbeit fortwährend ungünstiger wird, und daß der Preis derselben fortwährend steigt.

Wie fühlbar nun dieser Mangel auch während der Dauer des Jahres sein möge, so concentriren sich doch die Uebelstände in jenen Zeiten, in welchen von der augenblicklichen, massenhaften Verwendung der Kräfte der Erfolg einer ganzen Wirthschaftsperiode abzuhängen pflegt, vor Allem in der Erntezeit. Diejenige Pflanze, welche auf einem bestimmten Boden vorherrscht, reift auch auf allen Feldern fast gleichzeitig. Da sich nun der für den Schnitt zweckmäßigste Reifezustand auf einen ganz kurzen Zeitraum beschränkt, innerhalb dessen aber unmöglich die ganze Maht geschehen kann, so folgt daraus, daß selbst bei für hinreichend gehaltenen Arbeitskräften der Schnitt theilweise zu früh, theils zu spät erfolgt. Zu diesem in der Natur der Pflanze selbst liegenden Momente kommt aber noch das höchst einflußreiche meteorologische. Der Umstand, ob schönes oder schlechtes Wetter in der Erntezeit, fällt bei der Entscheidung über das Resultat einer ganzen Culturperiode auf das Allerschwerste in die Wagschale.

Und dies ist nicht nur bei den Cerealien der Fall; der Grasschnitt, die Heuwerbung, das Abbringen der Hülsenfrüchte und Lupinen erfordern eine eben so aufmerksame Beachtung des Wetters und oft eine ebenso große Entfaltung von Arbeitskräften wie die Getreideernte.

Während man also häufig innerhalb weniger Sonnentage die ganze physische Kraft einer Bevölkerung zusammenfassen möchte, ist die Art der Anwendung derselben eben so lästig als unvortheilhaft für den Arbeiter selbst. Die reine Muskelthätigkeit, um die es sich hier handelt, wird allerdings hoch genug bezahlt, aber sie ist auch körperlich höchst angreifend, während sie den Geist gänzlich unbeschäftigt läßt. Mähen und Dreschen sind die schwersten und stupidesten Beschäftigungen des ländlichen Arbeiters.

Und ist es nicht eigenthümlich, daß, weil man zur Erntezeit die Schnitterhände braucht, um Ausfall auf dem Halme zu vermeiden, dieser Umstand häufig die Ursache von Verlusten an den Getreidepreisen wird?

Man ist nämlich — so behaupten viele Landwirthe — gezwungen, die Schnitter im Winter mit Dreschen zu beschäftigen und benutzt deshalb entweder gar keine Dreschmaschine oder doch nur zum Dreschen des Saatkorns. Jedermann aber giebt zu, daß die Möglichkeit einer schnellen Verwerthung des Ernteertrags heutzutage eine Lebensfrage für den Landwirth ist. In unserer Zeit, wo in der Gesammtheit der civilisirten Welt vermöge der rapiden Verbindungen aller Theile und des schnell pulsirenden internationalen Handels eine fortwährende Ausgleichung stattfindet, und der Umstand, ob in einem kleinen Gebiete eine vorzügliche oder sehr schlechte Ernte gemacht ist, oft so gut wie gar Nichts zu der Bestimmung der Getreidepreise beiträgt; in unserer Zeit also, wo diese Bestimmung dem Einzelnen immer mehr aus der Hand genommen wird, muß jeder Landwirth Kaufmann und im Stande sein, den günstigsten Moment der Conjunctur zu benutzen. Welche oft enorme Differenzen zwischen den Preisen unmittelbar nach der Ernte und im Frühjahre; welche Vortheile auf Seiten derer, die im Herbste bereits ausgedroschen, verkauft und ihr Capital nicht nur erhöht und schneller umgesetzt, sondern auch ein halbes Jahr länger verzinst hatten!

Zu diesen bedrängten Arbeitszeiten nun, zur Heuernte, zum Getreideschnitt, zum Dreschen gleich nach der Saat, stehen animalische und elementarische Arbeitskräfte in hinreichender Zahl zu Gebote.

Jedes Pferd leistet die Arbeit von fünf kräftigen Schnittern, von fünf bis acht Dreschern. In der Schnittzeit haben die Pferde gerade am Wenigsten zu thun; das Saatgetreide dreschen einige Gespanne schnell und gut aus; eine locomobile Dampfmaschine macht den Ernteertrag wenige Tage nach der Reife zu marktfähiger disponibler Waare, giebt die Möglichkeit, den Raps, das Korn, sofort nach dem Schnitte zu Gelde zu machen. Von welchem Werthe, ja zu welcher Nothwendigkeit eine derartige Disposition über Arbeitskräfte und Capitalien für den heutigen Landwirth werden kann, dies zu betrachten wird wohl Jeder in seinem Kreise Gelegenheit genug gehabt haben.

Alle diese Umstände drängen den Landwirth je länger je mehr zum Ersatze der mangelnden menschlichen Arbeiter durch Elementar- oder andere animalische Kräfte und Behufs Anwendung derselben, zu den mechanischen Mitteln, den Maschinen, hin.

Aber es ist nicht nur die Nothwendigkeit in Bezug auf die Menge der zu leistenden Arbeit, es ist eben so die Rücksicht auf die Güte und Wohlfeilheit derselben, welche auf die Maschinenarbeit hinweist. Die Maschine arbeitet besser und billiger als die Hand. Die heutige Zeit erfordert genauere Arbeit, als die Hand zu leisten vermag. Kein Arbeiter kann annähernd so gleichmäßig säen oder gar drillen, als die Maschine. Die Mähemaschine schneidet und streuet gleichzeitig den Morgen Wiese, den Morgen baumstarker Lupinen für 4 bis 5 Silbergroschen. Die Dampfdreschmaschine drischt um den 20. bis 24. Scheffel und liefert 5 bis 10 pCt. mehr als der Dreschflegel. Das sind gewichtige Zahlen, und die Vergleichung derselben mit den jetzigen Lohnregistern dürfte zu mancherlei Betrachtungen führen. Wenn man sich nun auch vielleicht bisher noch nicht speciell auf das vergleichende Nach-

rechnen gelegt hat und dadurch für sich selbst zu einem zwingenden Schlusse gekommen ist, so sind doch im Allgemeinen die bisher ausgesprochenen Thatsachen bekannt genug und hinreichend oft besprochen worden, um jeden Einzelnen zum Nachdenken anzuregen über die Frage: „Schaffst du Maschinen an oder nicht."

Daß bei einem großen Theile der deutschen Landwirthe diese Frage bereits mit „Ja" beantwortet und demnächst zur Anlage von Maschinen geschritten worden, ist eine erfreuliche Thatsache.

Derjenige Theil dagegen, welcher bisher mit der Anwendung von Maschinen gezögert, hat in der Regel folgende Gründe geltend gemacht. Zunächst ist der menschliche Arbeiter zur Miethe zu haben — Maschinen muß man kaufen; es ist also die Capitalsanlage, welche gescheut wird. Darauf ist zu erwidern, daß erstens, wo überhaupt eine Capitalsanlage möglich ist, es wohl kaum eine sichere und rentabelere geben dürfte, als die Anschaffung von Arbeitsmaschinen. Capitalien, welche sich nachweislich bei voller Verzinsung in 5 bis 10, ja in 2 bis 3 Jahren amortisiren und dabei im Besitze des Eigenthümers befinden, scheinen uns nicht zu den schlechtesten Spekulationen zu gehören. Außerdem sind diese Anlagen aber so gut wie die Prämien- und Lotterie-Anleihen der Staaten, mit der Chance eines sehr hohen Gewinnes durch die Möglichkeit der Conjunctur-Benutzung und den Schutz vor den Witterungseinflüssen verbunden. Ein im Jahre 1863 um mehrere Wochen früher bewirkter Verkauf von Raps, Gerste und Weizen konnte auf einem einzigen Gute im Magdeburgischen die Gesammt-Anschaffungskosten einer Locomobile und Dampfdreschmaschine (also ein Capital von drittehalbtausend Thalern) reinen Avance bringen; die Benutzung einer einzigen Mähemaschine hat in der Lausitz im Spätherbste 1864 eine ganze Lupinenernte gerettet, während die Nachbarfelder sämmtlich erfroren und der Preis der Saatlupine um beinahe 25 pCt. stieg. Indirecte Beweise können diejenigen landwirthschaftlichen Maschinenfabrikanten geben, welche auf Grund verspäteter Lieferung von Ernte- und Dreschmaschinen mit Zahlung hoher Differenzen im Preise der Früchte bedroht worden sind. Außerdem werden die großen Maschinen namentlich Dampfdreschmaschinen, ja sehr häufig von Unternehmern vermiethet, oder von Aktiengesellschaften angeschafft, welche unter den benachbarten Besitzern gebildet werden.

Dieser Modus der Anwendung von Maschinen, die Association, beseitigt auch den ferneren Einwand, daß häufig das Quantum der zu leistenden Arbeit nicht groß genug sei, um die Anlage eines verhältnißmäßig zu großen Capitals rentabel zu machen. Für 20—30 Morgen Wiese oder Getreide kann man keine Mähemaschine, zum Ausdrusch von 80—100 Wispel Getreide keine Dampfmaschine anschaffen. Wohl aber können mehrere kleinere Besitzer zusammentreten oder es kann ein unternehmender Landwirth seine Maschine nach gemachtem eigenen Gebrauche an seine Nachbarn verleihen. Ein fernerer oft gehörter Einwand ist der, daß die Maschinen noch nicht vollkommen genug und zu complicirt, daher zu vielen Reparaturen unterworfen seien.

Darauf läßt sich einfach erwidern: Es giebt nichts in der Welt, was nicht der Vervollkommnung fähig wäre, also auch keine vollkommene Maschine. Die jetzt gebräuchlichen Maschinen erfüllen ihre Zwecke bereits in hohem Grade und werden noch täglich verbessert; bei einer baldigen Amortisation ist die Anschaffung der Verbesserungen ja stets bald möglich. Was die Complicirtheit dagegen betrifft, so nimmt dieselbe täglich ab, da das Streben nach Vereinfachung im Maschinenbau vorwaltet, und ferner ist dieselbe dann kein Fehler, wenn man mit den Instrumenten umzugehen weiß. An der Complicirtheit eines Webestuhles, einer Spinnmaschine, einer Mühle nimmt Niemand Anstoß, weil Jedermann weiß, daß der Weber, der Spinner, der Müller mit ihren Werkzeugen vertraut sind. Würden die Landwirthe einen Schneidermeister mit der Aufsicht über ihre Brennerei oder einen Leinweber mit dem Betriebe einer Mühle betrauen? — Ganz ebensowenig aber, wie der Schneider von den Gährmethoden weiß und der Leinweber vom Schärfen der Mühlsteine, versteht der gewöhnliche ländliche Arbeiter von dem Mechanismus und Betriebe einer Mähe- und Heuwende-, einer Dreschmaschine. Er muß also entweder sich durch einen gehörigen Lehrgang mit den Principien und dem Betriebe der Maschine vertraut machen — und dazu bietet ein kurzer, gewiß von jedem Fabrikanten gern gestatteter Winteraufenthalt in einer Maschinen-Fabrik die beste Gelegenheit — oder aber, es muß zum Betriebe dieser Maschine während der Dauer desselben ein Maschinist gehalten werden, welcher gleichzeitig als Lehrer für die übrigen Arbeiter wirkt.

Ein solcher Maschinist soll nicht nur die Construction, die Ingangsetzung und den Gebrauch der Maschine genau kennen und lehren, sondern er soll auch die nothwendigen Vorkehrungen zu der sorgfältigen Instandhaltung, Reparatur und Aufbewahrung der Maschinen treffen und mittheilen.

Abgesehen von der mehr oder minder guten Construction, bei deren Wahl entweder das eigene competente Urtheil oder das Vertrauen zu dem Fabrikanten maßgebend sein wird, hat die Behandlung der Maschine während des Gebrauches, so wie in der Zeit der Ruhe bekanntlich den allergrößten Einfluß auf deren Rentabilität. Wie manche theuere und gute Maschine wird nach gemachtem Gebrauche bei Seite gestellt; wenn man sie nach Jahresfrist wieder hervorholt, ist sie verrostet, eingestaubt und verdorben. Dies wird durch sachverständige Sorgfalt bei der Aufbewahrung leicht vermieden. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die mit dem Gebrauche jeder Maschine verknüpften Gefahren nur für den Laien existiren, und daß zu deren Vermeidung eine Unterweisung durch einen Sachverständigen außerordentlich wünschenswerth erscheint.

Beachtet man diese, eigentlich auf der Hand liegenden Erfordernisse: ist man vorsichtig in der Wahl der Construction, verfährt man sachgemäß bei dem Betriebe, der Instandhaltung und Aufbewahrung der Maschine, so wird man nicht nur den Vortheil der schnellen, sicheren, billigen und guten Ausführung der zu leistenden Arbeiten, sondern auch den der Unabhängigkeit von dem Vorhandensein, dem Preise oder dem guten Willen der Handarbeiter genießen. Endlich aber handelt der Landwirth hierbei nicht nur zum eigenen Vortheile, sondern erfüllt auch eine culturgeschichtliche Mission, indem er die intellectuellen Kräfte der Arbeiter zur Geltung bringen und sie auf eine bessere und höhere Art der Verwerthung ihrer Persönlichkeit hinweisen hilft, als in der bloßen Leistung rein physischer Muskelanstrengung.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Von der französisch-österreichischen Allianz, die wir wiederholt, insonderheit im vorigen Hefte der „Berliner Revue", besprochen haben, wird noch immer viel geredet, und namentlich sind es französische Stimmen, welche durch Ausmalung dieses Projekts den öffentlichen Geist zu keckem Anstürmen gegen das neue Deutschland anzufeuern suchen. Die hohen Hoffnungen aber, die man auf die bevorstehende Zusammenkunft der beiden Kaiser setzte, sind schon erheblich herabgestimmt worden, da dieselbe gerade in einen Zeitpunkt fällt, wo die französische Regierungspresse mit größerem Eifer als je die Friedensglocke läutet. Wahlverwandtschaften haben in Romanen einen freieren Spielraum als in der Weltgeschichte, und es müßte gar Vieles von den Ueberlieferungen beider Staaten über Bord geworfen werden, gar Vieles, man möchte sagen, Alles in ihren Grundverhältnissen sich ändern, ehe an eine ernsthafte Annäherung zu denken wäre. Vorläufig befindet sich die Sache noch in dem Stadium, daß man diese französisch-österreichische Allianz als eine Art von verzweifeltem Trumpf ausspielt gegen die angebliche preußisch-russische Allianz; sollte die Letztere nicht zum Vorschein kommen, so dürfte auch die Erstere noch auf sich warten lassen. Der werbende Theil war bis jetzt Frankreich, der spröde Oesterreich. Nicht bloß aus der Erkenntniß, sondern auch aus Gründen, die einer höheren Ordnung angehören, sträubt man sich in Oesterreich gegen Danaergeschenke. Was die „Revue contemporaine" in dem in unserer letzten Wochenschau mitgetheilten Artikel über die widerstrebende Stimmung sagte, findet seine Bestätigung u. A. in der Zuschrift eines „namhaften Oesterreichers" aus Lyon, welche die „Augsburger Allgemeine Zeitung" mittheilt. Es heißt darin:

Wenn man in dieser Zeit in Frankreich lebt und rings um sich her den Commentar zu der Sprache der Organe sich zu bilden in den Stand gesetzt ist, so wird man nach und nach bis zur größten Ungeduld erfüllt von Sorge und Betrübniß über die Irrthümer, denen man sich jenseits des Rheins hingiebt. Dieser Kessel, in welchem gerade jetzt das Phantom der französisch-österreichischen Allianz gebraut wird am Feuer der unverhehlten tiefen Kränkung, des Hasses und der Begierde nach Wiedervergeltung, ist eine der größten Monstrositäten aller Zeiten. Unser liebes Oesterreich spielt dabei die Rolle weiter, welche eben ein edler Prinz unseres Kaiserhauses in erschütternder Weise ausgespielt hat, d. h. es läßt sich wieder und wieder auf's Neue von

Frankreich blenden und täuschen. . . . Der Ausgangspunkt und Kern von Allem, was jetzt die internationale Sphäre erfüllt, ist die furchtbare Ueberraschung der Franzosen über die plötzliche Machtentfaltung Deutschlands. Sie sind in ihrer Nationaleitelkeit auf das Tiefste gekränkt. Sie sind erfüllt von Wuth und Scham, daß es bis zu Zweifeln über ihre unbedingte Superiorität auf dem Continent gediehen ist. Jeder Franzose klammert sich mit allen seinen Kräften und Sinnen an die Hoffnung, dieses verlorene Prästigium wieder zu erlangen — und zwar durch die abermalige Vernichtung der Macht an den Grenzen. Das Facit dieser Erscheinung ist demnach ganz einfach: Deutschland hat einen ungemein großen Triumph gefeiert und steht in diesem Augenblick Frankreich gegenüber in dem von den Franzosen selbst getheilten Bewußtsein vollkommener Unabhängigkeit und Ebenbürtigkeit.

Oesterreich ist zunächst kein Gegenstand direkter Eifersucht mehr, also und nur deshalb und insofern ist die Feindschaft gegen Oesterreich, die alte, böse, neidische Feindschaft, suspendirt. Sieht das nicht jeder Oesterreicher klar vor Augen? Aber weiter — dieses von Seiten Frankreichs verfolgte, zerzauste, gedrängte Oesterreich könnte den Franzosen, wenn es wollte, jetzt dienen, um das Alles wieder zu zerstören. Der letzte verzweifelte Versuch Frankreichs, noch vor gänzlicher Consolidirung der neuen Zustände den Verfall herbeizuführen, und sich so allein mächtig zu wissen, wie sie es absolut will, diese herrschsüchtige Race — der letzte Versuch ist, sich an seinen Erbfeind heranzuschmeicheln und mit ihm an's Werk zu gehen. Was thun also die Franzosen, indem sie Oesterreich auf das Perfideste schmeicheln (man muß nur im Lande hören, wie das Stichwort der Franzosen für jeden Gegner im Kampfe lautet: un Autrichien) und Oesterreich glauben machen, daß sie von großer Freundschaft und rührender Theilnahme beseelt sind? Was thun die Franzosen? Sie arbeiten wieder frisch auf eine neue Manier an der Untergrabung deutscher Einheit, deutscher Macht und deutschen Glücks. Und Oesterreich will sich dazu hergeben, will auf diesem Wege die Herzen der Deutschen wieder gewinnen?

Kann denn ein Oesterreicher aufrichtig glauben, daß, wenn es gelingen sollte, im Bunde mit Frankreich Preußen zu demüthigen, Deutschland auf's Neue zu zerstückeln, zu vernichten, daß dann Frankreich mit einem ritterlichen Abschiedskuß von seinem geliebten Bruder scheiden und ihm die weite Herrschaft überlassen würde, die es eben aus Preußens Hand mit ihm gemeinsam gerissen hat, damit sie nicht an seinen Grenzen existire! Das ist ja ein ganz handgreiflicher Widerspruch. Augenblicklich würde sich die alte Feindschaft wieder herausstellen und ganz gewiß vor dem Friedensschluß in perfider Weise. Der Rhein würde französisch, die kleinen Staaten würden, unter dem Vorwand höchsten Mitleids, höchster Sorge um sie, in einen Bund gestaltet, und wer würde diesen Bund tyrannisiren? Das hochmüthige, siegreiche, an den Rhein vorgerückte Frankreich, oder das Oesterreich, das mit Hülfe rother Hosen wieder zu seinem Einfluß gelangt wäre? Gewiß nur Frankreich. Unwürdige und ewig schmachvolle Unternehmung! Es ist wahrscheinlich, daß diese Unternehmung, selbst wenn es bis zu ihr käme, nicht gelänge. Trotz

der böswilligen Parteien, die den Partikularismus im Schilde führen und gegen Preußen den Haß schüren, würde im ganzen großen deutschen Volk eine solche innere Empörung Platz greifen, daß es eine unbesiegbare Macht bildete.

Die Deutschen kennen diesen französischen Standpunkt der Präpotenz ganz genau und fürchten ihn und hassen ihn aus dem Grund ihrer Seele. Dafür ist der schlagendste Beweis, daß sie selbst aus der Hand Preußens das Geschenk der Befreiung von dieser ewigen Erniedrigung angenommen haben. Ja, selbst aus der Hand Preußens! Es ist anders gekommen, als sie es sich gewünscht und gedacht haben, aber es ist gekommen und es war willkommen. Das will Oesterreich alles noch einmal rückgängig machen, in Frage stellen, zertrümmern, den Franzosen zu Gefallen, weil diese ihm vorschmeicheln: es geschehe Oesterreich zu Gefallen? Nie ist Deutschland so tief gekränkt worden, nie hat man ihm eine solche Verachtung gezeigt, als es jetzt Oesterreich thun würde, wenn es ihm diese Art der Wiederbefreiung von Preußens Vorsitz anbieten wollte. Nie hätte Oesterreich einen so schlagenden Beweis geliefert, daß es wirklich nicht deutsch ist.

Angesichts des bevorstehenden Besuchs Napoleon's fühlt sich der Freiherr v. Beust nicht besonders behaglich. Er besorgt, daß ihm eine Entscheidung nahe gelegt werden könnte, der er sich noch länger fern halten möchte. Er steht an der Spitze der großen und angesehenen Partei, welche die Politik der freien Hand und zuvörderst der Neutralität bis auf das Aeußerste zu vertheidigen entschlossen ist. Ihm gegenüber befindet sich das Lager seiner Feinde, der Ultramontanen und der Ungarn, die, obwohl sonst nicht eben befreundet, aus allen Kräften für das Bündniß mit Frankreich arbeiten. Die Ungarn werfen dem Reichskanzler Unentschlossenheit und Unbeständigkeit vor; aber auch die Clerikalen und die Hofpartei suchen dem Kaiser — wenn sie vorerst auch nicht reussirt haben — immer wieder Bedenken gegen die Grundsätze der Regierungspolitik des Reichskanzlers und Zweifel an seinem staatsmännischen Geschick einzuflößen. Die Ultramontanen, durch seinen Versuch, das Concordat zur Revision zu bringen, auf's Aeußerste bedroht, klagen ihn des Angriffs auf das Lebensprincip an; die Feudalen geben ihm Schuld, die Czechen durch sein schroffes Auftreten Rußland in die Arme getrieben zu haben, und dieselben Gegner des constitutionellen Princips machen ihm einen Vorwurf daraus, daß er es nicht verstanden habe, eine parlamentarische Majorität zu schaffen. Kurz, es handelt sich für ihn während der Anwesenheit des kaiserlichen Besuchs aus Frankreich nicht nur um die Behauptung seiner Friedenspolitik, sondern auch seines Ministeriums überhaupt. Personen, die gut unterrichtet sein wollen, behaupten sogar, daß der Kaiser der Franzosen die Ansicht des Reichskanzlers, der einer persönlichen Zusammenkunft der Souveräne von Frankreich und Oesterreich für die nächste Zeit entgegen war, sehr wohl kannte und durch seinen Entschluß die Berechnungen desselben durchkreuzt habe. Man hat sich darüber gewundert, daß Baron v. Beust in diesen gefährlichen Tagen, wo seine Gegner den Kaiser umlagern, nach Gastein gereist ist. Wahrscheinlich

ist das aber die beste Partie, die er hat ergreifen können; er spart sich für die Entscheidung auf und läßt seine Gegner ihre eigne Sache verwirren. Sind doch die Polen und Ungarn in ihrer Aufregung schon davon überzeugt, Napoleon komme mit der Ansicht, daß nur diese beiden Nationalitäten die wahre Grundlage des österreichischen Staates seien, und werde Franz Joseph zur Formirung der Honvedbataillone und des polnischen Aufgebots bewegen. Einige Tage werden genügen, um den Habsburger Hof gegen die Idee, von Paris aus den Plan zur militärischen Organisation Oesterreichs zu erhalten, einzunehmen und vor der Aufregung, welche diese französische Einmischung unter den Polen und Ungarn hervorrufen kann, nicht geringe Besorgniß einzuflößen. Augenblicklich herrscht jedoch, nachdem der Reichskanzler den letzten Anlauf der Hofpartei gegen seine Stellung überstanden, zwischen ihm und seinen Gegnern Waffenstillstand, und der Erfolg der Salzburger Zusammenkunft, sowie der Ausgleichsdeputation wird darüber entscheiden, ob in der nächsten Zeit der Kampf wieder aufgenommen wird.

Die gemeinsamen Deputationen haben am 8. cr. ihre Thätigkeit begonnen, und es wird bereits die sehr begründete Besorgniß laut, daß die von dem Wiener Reichsrath entsendete Deputation die Interessen der westlichen Hälfte der Monarchie nicht in entsprechender Weise zu wahren verstehen wird. Die Mitglieder der Deputation des Reichsraths gehören der liberalen Partei an. Große politische Ideen und Anschauungen wird man unter diesen Leuten vergebens suchen, dafür machte sich bei ihnen im Abgeordnetenhause ein gewisses parlamentarisch-bureaukratisches Wesen bemerkbar, eine kindische Geheimnißkrämerei, ein starrer Eigensinn in kleinlichen und eine eben so große Nachgiebigkeit in wichtigen Dingen. Alle diese Fehler aber, die dem Abgeordnetenhause die öffentliche Meinung immer mehr entfremdeten, haften auch der Deputation des Reichsrathes an. Staatsmann im vollen Sinne ist kein einziges Mitglied unter ihnen, und man fürchtet, daß diese Deputation den ungarischen Abgeordneten den Sieg nicht schwer machen wird, zumal der ungarische Reichstag, die Wichtigkeit der Verhandlungen wohl erwägend, ohne Ausnahme sehr bedächtige Politiker und erfahrene Staatsmänner in seine Deputation gewählt hat. So wie das Abgeordnetenhaus, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch seine Deputation auf nebensächliche Fragen einen großen Werth legen, in den großen, entscheidenden Fragen aber sich den Forderungen der Ungarn fügen.

Die ungarischen Deputirten haben sich in Pesth zu einem Vorgehen geeinigt. Die nicht besonders präcisen Bestimmungen des Ausgleichs-Elaborats wollen sie dazu benutzen, um die Frage Betreffs der solidarischen Verpflichtung zur Tragung der gemeinsamen Last der Staatsschuld offen zu lassen und den Ausdruck „Quotenberechnung" nur auf einen beliebigen, relativ geringen Jahresbeitrag zu den Lasten der Staatsschulden-Verzinsung anzuwenden. Für die Ministerien des Kriegs und des Auswärtigen wollen sie sich nur zu einer Quote von 27 bis 28 pCt. verstehen und den etwa zu erwartenden Widerstand der Reichsraths-Deputation mit allen Mitteln zu brechen suchen. Wie man hört, werden sie für die einzelnen Fragen die separate

Beschlußfassung durch die beiden Deputationen beantragen, worauf dann vollkommen freie Conferenzen, d. h. bloße Pourparlers folgen sollen. Kurz, die Reichsraths-Deputirten werden gegenüber diesem zugleich vordringenden und ausweichenden Benehmen großer Festigkeit bedürfen, die ihnen aber nur im geringen Maße eigen ist.

Die Krisis, in der sich der Baron v. Beust mit allen seinen bisherigen Anstrengungen und Versuchen befindet, verfolgen die Polen Galiziens mit besonderem Interesse. Sie legen darauf kein großes Gewicht, daß sie bei den letzten Abstimmungen im Abgeordnetenhause des Reichsraths, als seine bisherige Majorität in's Schwanken gerieth und sich zum Theil gegen ihn richtete, für ihn den Ausschlag gaben. Die Fragen, in denen sie ihm beistanden, z. B. ob das Wort „staatsgefährlich" im Vereinsgesetz fallen oder aufrecht erhalten bleiben sollte, sind gegenüber der Lebensfrage Oesterreichs im Ganzen und Großen zu unbedeutend, als daß die Polen den Beistand, den sie dem Minister liehen, hoch anrechnen könnten. Mit desto lebhafterem Interesse sehen sie ihre in den letzten Monaten oft wiederholte Behauptung, daß der Ausgleich mit Ungarn zweifelhaft sei und dem deutschen Element, auf welches sich der Reichskanzler hauptsächlich stützte, die Kraft zur Organisation fehle, durch den Erfolg, wenigstens scheinbar, bestätigt. Sich selbst schreiben sie nämlich diese organisirende Kraft in eminentem Grade zu und sehen deshalb auch mit einer Art von kritischer Vornehmheit auf die, wie sie behaupten, nur diplomatische Begabung des Reichskanzlers herab. Sie schreiben ihm nämlich Fähigkeiten, selbst Talente, diplomatisches Geschick, ja politisches Vermögen zu, behaupten aber, daß alle diese Begabungen für das große und verwickelte Terrain Oesterreichs nicht ausreichen. Sein Geschick und Genie, meinen sie, konnten in Sachsen nicht die rechten Früchte tragen, weil die dortige Werkstatt für ihn zu klein war; andererseits würde seine Begabung in Oesterreich unfruchtbar bleiben, weil die hiesige Werkstatt für ihn zu groß sei. Er ist eigentlich nur Diplomat; deshalb ist auch die innere Reichsverwaltung seine schwache Seite, zumal auf dem ihm zum Theil noch unbekannten Boden Oesterreichs. Fast ausschließlich damit beschäftigt, die Völkerschaften des Reichs wie die Figuren auf einem Schachbrett nach seiner Idee zu gruppiren, überläßt er die Ressorts der inneren Verwaltung, der Justiz und der Finanzen der unter dem Grafen Belcredi bereits mächtig unterminirten bureaukratischen Routine. Nachdem er es nicht verstanden, ihr einen neuen Geist einzuhauchen, muß er wehrlos zusehen, wie alle Beamten, hoch und niedrig, die den Glauben an ihre Zukunft selbst verloren haben und das Schwanken der Verhältnisse ihm allein zuschreiben, ihn nicht nur nicht stützen, sondern sich mit offener Feindschaft gegen ihn wenden. Am meisten schadet ihm sein Mangel an finanziellem Genie.

Die Polen leben dagegen des Glaubens, daß sie im Besitz aller Gaben sind, die sie an Beust vermissen. Sie sind in ihren eigenen Augen vollendete Financiers, gründliche Kenner der Volkswirthschaft, nicht nur Diplomaten, sondern auch Organisateurs und Verwalter. Das Zeugniß ihrer eigenen Geschichte sollte sie zwar in dieser hohen Vorstellung von sich selbst Etwas

irre machen; der Zustand Galiziens ist nicht der Art, daß er sie auf ihre praktischen Leistungen stolz machen könnte. Allein ihre Zeitungen verkünden ihren Ruhm, obenan der „Czas“, das verbreitetste ihrer Blätter. Derselbe ist unermüdlich damit beschäftigt, ihre Theorie in Leitartikeln zu erörtern und dem Beust'schen System entgegenzusetzen. Auf der polnischen Seite stehen demnach alle die realen Größen und naturgemäßen Grundsätze: das nationale Element, Autonomie, Selbstregierung, förderalistische Gliederung des Reichs 2c. Beust dagegen mit seinem Constitutionalismus repräsentirt die reine Verneinung, den norddeutschen Liberalismus, den Rationalismus, ja, den Kosmopolitismus, um seiner, dem Katholicismus feindlichen Aufklärung nicht zu gedenken.

So sieht der Gegensatz aus, in welchem die Polen sich selbst mit ihrem organisirenden Genius und den Reichskanzler mit seinem rationalistischen Verstand einander gegenüber stellen. Betrachten wir aber ihr politisches Gebäude näher! Die Autonomie und organische Gestaltung ihres Kronlandes soll auf der Gemeinde beruhen. Aber welches sind die Elemente der ostgalizischen Gemeinden? In den Städten die von den Polen gedrückten Juden, auf dem Lande die den Russen stammverwandten Ruthenen! Im polnischen Sinne heißt daher Autonomie der Gemeinden die gesetzliche Unterwerfung derselben unter den autonomen Adel — der starrste Feudalismus ohne die natürliche Basis desselben, Feudalismus trotz der im Jahre 1848 bewirkten persönlichen Freiheit des Landmannes und trotz der Ablösung seines Grund und Bodens vom Feudalnexus. Gegen diese grausame Chimäre hat der „norddeutsche Liberalismus“ des Freiherrn von Beust doch auch einige Berechtigung.

Der 27. d. M. soll nur der früheste Termin sein, welcher für die Bestimmung des Wahltages innerhalb der norddeutschen Bundesländer in Aussicht genommen ist. Noch Art. 12 der Bundes-Verfassung hat das Bundes-Präsidium den Wahltermin festzusetzen, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Ausführbarkeit in den einzelnen Bundesstaaten, mit deren Regierungen darüber möglichstes Einvernehmen herbeigeführt wird. Nach diesen Erörterungen zwischen Bundes-Präsidium und Bundes-Regierungen steht bis jetzt eben nur fest, daß die Vorbereitungen zu den Wahlen nicht vor dem 27. d. M. im ganzen Bundesgebiet beendigt sein werden. Ferner sollen die Entwürfe, welche dem Bundesrath bei seinem ersten Zusammentritt am 15. August vorgelegt würden, ihrer Vollendung in den einzelnen Ministerien nahe sein. Es wird jedoch wohl darauf ankommen, die regelmäßige Thätigkeit des Reichstages in Fluß zu bringen, und es ist nicht anzunehmen, daß ein umfangreiches Material vorgelegt werden wird, da man die Dauer der Session nicht über zwei Monate ausdehnen möchte.

Schon allein die erste Feststellung des Bundesbudgets wird von tiefgreifender Bedeutung für die ganze fernere Entwickelung der Verhältnisse sein. Wahrscheinlich sind die ersten Vorlagen nicht bloß die Lasten des neuen Bundesverhältnisses, welche für die kleineren Staaten nicht leicht aufzubringen sind, sondern auch solche, welche die Vortheile des neuen Verhältnisses in

ein genügendes Licht setzen. Die zu bringenden Opfer machen sich überall sofort fühlbar; es ist nothwendig, sie möglichst bald durch die wohlthätigen Wirkungen einer Gesetzgebung auszugleichen, welche die tiefen Schäden, die aus der bisherigen Zersplitterung der deutschen Staaten hervorgegangen sind, in umfassender Weise heilt. Nur diese Jedem faßbaren praktischen Ergebnisse werden den Bund als lebendige Macht hinstellen und alle Tadler und Neider verstummen lassen, ja auch auf die süddeutschen Staaten gewaltigen Eindruck machen. Letzteres ist um so wichtiger, als eine antipreußische Einwirkung der französischen Diplomatie an den Höfen dieser Staaten und namentlich in Bayern, obwohl in Abrede gestellt, als eine Thatsache zu betrachten ist. Die „Schwäbische Volkszeitung" meint, daß die französische Diplomatie doch nicht ohne allen Erfolg am Münchener Hofe gearbeitet und den Fürsten Hohenlohe zu einem neuen Versuche, mit dem Südbunde irgend einen Anfang zu machen, gedrängt habe. „Als tauglichster Anknüpfungspunkt," sagt das Blatt weiter, „erschien dem Fürsten die Wiedereinberufung der resultatlos auseinandergegangenen Stuttgarter Militärconferenz. Zu diesem Zweck hat er sich denn an die übrigen drei süddeutschen Regierungen gewandt und dieselben daran erinnert, daß es nun Zeit sei, jene Militärconferenz endlich zu gültigen Beschlußfassungen wieder zusammenzuberufen. In welchem Sinne aber dieses Vorgehen des Fürsten zu verstehen ist, dürfte am Besten daraus erhellen, daß er von Württemberg verlangte, es dürfe, da es an die noch zu fassenden Beschlüsse der süddeutschen Militärconferenz gebunden sei, mit seiner einseitigen Heeresorganisation nicht weiter vorgehen. So bedenklich die Sache indessen klingt, so glauben wir doch, daß Bayern mit seinen Prätentionen zu spät kommt, und daß Württemberg seine Hand bereits in bindender Weise versagt hat." Die hauptsächlichste Bürgschaft findet das genannte Blatt darin, daß die württembergische Regierung sich einer Wittelsbach'schen Hegemonie noch weit weniger fügen werde, als dem Commando der norddeutschen Bundesmacht.

Oesterreichs Stärke und Schwächen.*)

In der deutschen Presse scheinen die Verhältnisse Oesterreichs die richtige Würdigung nicht immer zu finden. Je nachdem das politische Thun und Lassen des Kaiserstaates in den Wirren des Tages gerade den Parteitendenzen entspricht oder widerstreitet, wird der Staat, seine Verfassung und Verwaltung entweder in den dritten Himmel erhoben oder in den tiefsten Abgrund der Unterwelt verwünscht. Bald ist Oesterreich die Heimath des ursprünglichsten Deutschthums, raschesten Fortschritts, ächtesten Liberalismus, bald ein fremdes

*) Wir nehmen keinen Anstand, diesen Artikel zu veröffentlichen, und werden am Schluß desselben Einiges darauf erwidern.

Slawen- und Romanenland mit einigen hunderttausend Deutschen, ein Boden, auf welchem Despotie, Jesuitismus, Lug und Trug aller Art ihr Wesen treiben. Von den Einen vernehmen wir, daß Habsburgs Kaiserhaus alle süddeutschen Sympathieen besitzt und nichts zu thun hat, als sich an die Spitze eines Bundes, der alle Staaten südlich des Main's umfaßt, zu stellen, bei den Andern gilt Oesterreich für morsch bis in die Fundamente und unfähig, dem ersten conträren Windstoße von der Newa, Spree, Seine oder dem Arno her zu widerstehen.

Europa kennt kein Land, in welchem, wie im alten Canaan, nur Milch und Honig fließt, oder wie in Utopien das politische Leben ein ewiger Sonntag ist. Auch Oesterreich hat wie andere Staaten seine eigenthümlichen Vortheile und Gefahren, Licht- und Schattenseiten. Es hat mit großen staatlichen und socialen Verlegenheiten zu kämpfen, und man darf immer zugeben, daß seine Leitung dermalen größere Schwierigkeiten bietet, als die eines andern europäischen Staates. Aber wenn in so eigenthümlichen Lagen jeder besonnene österreichische Staatsmann den enthusiastischen Panegyrikern, namentlich des Auslandes gegenüber das Lob ablehnen muß, als ob Oesterreich in seiner jetzigen Uebergangsperiode schon ein vollkommener Musterstaat sei, so darf doch billig auch den pessimistischen Zweiflern entgegen getreten werden, welche dem Kaiserstaate nicht nur alle Kraft, sondern sogar jede Lebensfähigkeit absprechen wollen.

Ein Land, das seit 1848 eine Revolution durchgemacht, wiederholt Kriege seitdem geführt und Verluste erlitten hat, dennoch wenig gebrochen dasteht, hat seine Lebenskraft nicht noch nachzuweisen, — es hat sie in der sichersten Prüfung bewährt, im Leben, in der That.

„Aber beweisen nicht die Revolution und die unglücklichen Ausgänge der geführten Kriege selbst die Unsolidität des ganzen Staatsgebäudes, die Zahl und den Umfang der nach Auflösung der staatlichen Gemeinschaft ringenden revolutionären Kräfte? Werden die abgeschlagenen Köpfe der Hyder nicht wieder wachsen, sind die Umsturzparteien in der Wurzel ausgerottet, vernichtet oder versöhnt?"

Was im Schooße der Zukunft ruht, weiß kein Sterblicher. Möglich, ja gewiß, daß im Laufe der Zeit Staaten sterben, wie sie im Laufe der Zeit geboren und großgewachsen sind. Aber welcher andere Staat verspricht denn ewige Dauer? Unsterblich sind England, Frankreich, Preußen, Rußland und alle anderen Reiche eben so wenig wie Oesterreich.

Aber der Kaiserstaat, so behaupten Viele, hat eine geringere Lebenskraft, als die anderen Großstaaten, weil er keine nationale Gestaltung hat, sondern aus einer Menge verschiedener Nationalitäten zusammengesetzt ist, aus Bruchtheilen aller möglichen europäischen Stämme, aus Slawen, Magyaren, Deutschen, Romanen, Völker, die sich gegenseitig mehr abstoßen als anziehen. — Das ist thatsächlich vollkommen richtig, ebenso daß aus solcher Mischung große Schwierigkeiten entstehen, mit denen z. B. Preußen, England und Frankreich nicht zu kämpfen haben.

Aber es ist ein offenbarer Irrthum zu wähnen, daß jenes Nationalitäten-

Gemenge ein absolutes Hinderniß für Bildung eines soliden und kraftvollen Staates abgebe. Wir gehen hier nicht auf die etwas doktrinäre Frage ein, ob sich wohl erwarten läßt, daß beim Eindringen der Cultur und bei günstigen historischen Geschicken Slawen, Deutsche, Magyaren in alle Ewigkeit fort in feindlicher Stammesisolirung neben einander auf demselben Boden leben werden; ob es nicht wahrscheinlich, ja gewiß ist, daß, wie jetzt schon die höheren und theilweise die Mittelstände aller österreichischen Nationalitäten sich durch Ehen verschmelzen, eine solche Verbindung und Kreuzung der Racen auch mit der Zeit in den Massen vor sich gehen wird, wenn nur erst einmal der Geist der Cultur, ein reger volkswirthschaftlicher und geistiger Verkehr die einzelnen Bevölkerungen einander näher gebracht haben wird. Sind denn Franzosen, Engländer Urvölker und nicht auch ein Gemisch der verschiedenartigsten Germanen-, Romanen- und anderer Stämme? Aber das steht doch jedenfalls fest, daß jene ethnische Verschiedenheit der österreichischen Bevölkerungen bei allen Gefahren doch auch wieder mannigfache Vortheile gewährt, deren andere Staaten mit stammesgleicher Bevölkerung entbehren. Was frommte dem weiland deutschen Reiche seine nationale Zusammensetzung, ist es nicht von Jahr zu Jahr schwächer geworden und endlich in eine Menge Einzelstaaten zerfallen, haben nicht die fremden Völker ungehindert einen Theil seiner schönsten Provinzen an sich gerissen? Liegt in dem Drange der jetzigen Geschlechter nach nationalen Staatenbildungen etwa eine Garantie, daß der jetzige Staatenbau Deutschlands fortbestehen wird, bedroht nicht der erste große Krieg gerade wegen jenes Nationalitätsdranges die jetzige deutsche Staatenordnung mit gewaltigen Krisen, Preußen, Bayern, so gut wie Anhalt und Lippe?

Oesterreich besteht bereits seit vielen Jahrhunderten als solcher „Mengstaat". Ein Mengstaat der heterogensten Völkerschaften war das alte Rom, das einst so mächtige Byzanz, das in seiner rohen kriegerischen Kraft sonst so furchtbare Osmanenreich — durch nichts Anderes hat das Letztere sich bis jetzt erhalten, als durch die Vielheit und Getheiltheit der in seinen Marken ansässigen Christenstämme.

Wäre Oesterreich ein Staat mit vier Provinzen, deren eine von 15 Millionen Slawen, die andere von 3 Millionen Romanen, die dritte von 8 Millionen Deutschen, die vierte von 5 Millionen Magyaren in kompakten Massen neben einander lebend bewohnt würde, so dürfte sich allerdings prophezeien lassen, „Oesterreich geht aus dem Leim." Allein es giebt nach Abtrennung der italienischen Besitzungen nur einzelne Landschaften mit gleichartigen Bevölkerungen, über das ganze weite Land sind Deutsche und Slawen zerstreut. Jene Slawen namentlich sind nicht Genossen desselben Stammes, derselben Sprache, Sitte, Religion und Nationalcultur, — was hat der Serbe mit dem Czechen gemein, als einige allgemeine Aehnlichkeiten des natürlichen Typus? Jene Slawen sind Bruchtheile ganz verschiedener Stämme, wenn auch der großen Slawenfamilie angehörend, betrachten sie sich trotz der panslawistischen Umtriebe, von auswärts her importirt, gegenseitig

so wenig als Glieder desselben Volksganzen, als es Deutsche, Briten und Holländer thun.

Aus jener Vielheit und Ungleichartigkeit der einzelnen Volksstämme entstehen für Oesterreich bei allen Nachtheilen auch wieder namhafte Vortheile. Kein einziger Stamm hat, wollte und könnte er sich vom Ganzen losreißen und einen eigenen Nationalstaat bilden, die Kraft, sich zu einer starken, selbstständigen, dauerhaften Gesellschaft zu gestalten. Sogar das Königreich Ungarn ist eingekeilt zwischen Rußland und anderen europäischen Großstaaten, es ist ein Anachronismus, weil es niemals auf eigenen Beinen stehen kann. Aber eine Losreißung mit eigenen Kräften ist auch nicht einmal möglich, weil in jedem Kronlande noch eine Menge Bewohner verschiedenen Stammes vorhanden sind, welche gerade in ihrer Vielheit und gegenseitigen Eifersucht bei inneren Unruhen der Regierung jederzeit die Mittel liefern würden, den nationalen Fanatismus durch den nationalen Fanatismus selbst zu bekämpfen.

Oesterreich hat in seiner jetzigen Zusammensetzung auch noch Vorzüge, die anderen Staaten nicht eigen sind. Es ist ein großes, fruchtbares, trotz der beiden Hälften, der cis- und transleithanischen, wohl arrondirtes Reich, Eigenschaften, die z. B. dem preußischen Staate so lange fehlten, wenn diesem auch seine eigenthümlichen Vortheile nie haben abgesprochen werden können. Oesterreich hat $32\frac{1}{2}$ Millionen Menschen. Sowohl seine deutschen wie seine slawischen und anderen Bevölkerungen sind reich an körperlichen und geistigen Anlagen, fast alle mit kriegerischen Eigenschaften, die meisten von der Cultur freilich noch wenig berührt, aber von ihr auch noch nicht verdorben, an Gehorsam und Geduld gewöhnt, arm, aber darum auch genügsamer. Der Deutsch-Oesterreicher gehört in seiner frischen, kernigen Natur zu den begabtesten Stämmen deutscher Nation.

Oesterreich hat aber auch nicht nur die natürlichen Hülfsquellen zur Erlangung eines beträchtlichen Nationalwohlstandes, sondern auch zu lebhaftem inneren Verkehr. Bei der großen Verschiedenheit seiner Boden- und klimatischen Verhältnisse, sowie der Anlagen seiner Volksstämme ist Oesterreichs Volkswirthschaft gerade darauf angewiesen, daß sich die einzelnen Theile mit einander in volkswirthschaftliche Verbindung setzen, ihre Erzeugnisse gegenseitig austauschen, sich mit ihren eigenthümlichen Fähigkeiten ergänzen. Würde der Geist der modernen Civilisation, der Drang nach Erwerb und Genuß jene Bevölkerungen erst lebhaft ergreifen, so würde die innere Verschmelzung bald in's Leben treten, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Eintracht bald begriffen werden. Oesterreichs Länder würden sich in einer nicht langen Zeit zu einem einigen volkswirthschaftlichen Ganzen verschlingen, das von der Grundlage gegenseitigen Vortheils zusammengehalten würde.

Fassen wir noch in's Auge, daß die meisten Provinzen Oesterreichs durch Tradition und Geschichte mit dem Kaiserhause verbunden, Siege, Niederlagen, gute und schlimme Zeiten unter dem gemeinsamen Scepter ertragen haben, daß Heer, Bureaukratie, Kirche, Schule fast aus allen Theilen des großen Ganzen zusammengesetzt sind, so glauben wir unsere Schlüsse be-

gründet zu haben. Oesterreichs Lebensfähigkeit, in der Erfahrung bewährt, scheint auch der speculirenden Vernunft klar und ohne allen Zweifel.

Auch über sein organisches Kraftverhältniß im Allgemeinen läßt sich trotz aller eigenthümlichen Uebelstände seiner Gegenwart nur günstig urtheilen. Für die hier aufgeworfene Frage genügt die Thatsache, daß Oesterreich in seinen eigenen Kräften die Mittel gefunden hat, sich aus den schwersten Stürmen zu retten und zu verjüngen.

Man sagt, die russischen Waffen hätten im Jahre 1849 den Staat gerettet. Das ist ein Irrthum. Radetzky's Siege haben damals Oesterreich gerettet, und Ungarns Fall war unvermeidlich, als Italien zu Boden lag, Polen ruhig blieb und in Deutschland bereits seit dem 18. September 1848 die Revolution in's Stocken gerathen war. Das russische Heer hat die Pacification nur erleichtert.

Nach Außen ist Oesterreichs Ansehen jetzt nicht geringer als in irgend einer Periode seiner Geschichte, insonderheit vor den Ereignissen von 1866. Ein zahlreiches, tapferes und kampfgeübtes Heer, das bei Custozza sich zuletzt wiederum bewährte, wacht an den Grenzen, — der Staatsbankerott, den Tausende prophezeiten, ist noch immer nicht eingetreten, immer noch findet die Verwaltung Vertrauen und Credit, trotzdem seine finanziellen Hülfsmittel bis zum Erschöpfen in Anspruch genommen sind. Noch einige Jahre Ruhe, und Oesterreichs innere Wohlfahrt wird mit Riesenschritten wachsen, wie seine äußere Macht.

Wie aber, wenn Oesterreich nicht Ruhe behält, wenn aus der Spaltung in die beiden Reichshälften Unheil erwüchse, wenn es von Neuem in die Wirren eines Krieges fortgerissen wird, kann es dann die neue Verminderung seiner Kräfte ungefährdet ertragen? Gewiß nicht; aber man nenne uns einen europäischen Staat, der in solchem Falle Aussicht hat, in die stürmischen Wogen nicht mit hineingeschleudert zu werden. Wer sich der schönen Hoffnung hingeben kann, daß eine Politik des Friedens und der Neutralität für die Schwächeren möglich sein wird, wenn etwa die stärksten Mächte des Erdballs den Krieg wollen, der ist stärker im Glauben als im Denken. Warten wir daher ab, ob es den übrigen Staaten gelingen wird, mit ungeschwächten Kräften so große Kämpfe zu bestehen. Staatliche Kraft ist ein rein relativer Begriff, und wenn z. B. die Finanzen der andern Staaten sich schwer und unheilbar schwächen, so wäre sogar der Finanzbankerott Oesterreichs noch so wenig sein Untergang als vor einem halben Jahrhundert. An bloßer Finanznoth ist noch niemals ein großes Reich zu Grunde gegangen. Auch die Geschichte Frankreichs beweist klar, welche Krisen ein starker Staat zu ertragen vermag.

Ein auswärtiger Krieg giebt aber erfahrungsmäßig mächtigeren Staaten auch wieder neue Kräfte von unermeßlichem Belang. Gerade in den gemeinsamen Gefahren, Kämpfen, Siegen und Niederlagen verschwinden am sichersten die Sonderungsgelüste der einzelnen Nationalitäten, wird der Werth eines starken Staats am klarsten begriffen, der Autorität der — in Wien, trotz der Spaltung der Monarchie in zwei Hälften — centralisirten Gewalt am wil-

ligsten gehorcht. Ein großer Staat hat aber für solchen Fall eines allgemeinen Krieges wohl naturgemäß auch wieder Aussichten auf Zuwachs an Land und richtigere Zusammensetzung seines Gebiets, Aussichten, die den schwächeren Staaten fehlen.

Rechnet man schließlich dazu, daß Oesterreichs junger Monarch unverkennbar Eifer, Einsicht, Ausdauer und Beherztheit zeigt, während alle Stämme des Kaiserstaats, insonderheit die Ungarn, sich durch die Persönlichkeit eines tüchtigen Fürsten von jeher mächtig influiren ließen, so wird sich schwerlich verkennen lassen, wie viele und wichtige Vortheile der Entwickelung des neuen österreichischen Gesammtstaates zur Seite stehen. —

Wir wollen, wie wir schon sagten, nur Einiges erwidern, und zwar zuerst in Bezug auf die wirthschaftlichen Zustände Oesterreichs, bei denen ja Deutschland von jeher interessirt gewesen und augenblicklich mehr als je. Die Finanzverlegenheiten, an denen der Staat seit langen Jahren leidet, sind kürzlich in einem beredten Exposé des Finanzministers dargestellt worden, der dabei die Hoffnung ausgesprochen hat, derselben noch Meister werden zu können. Dennoch bleibt es in hohem Grade zweifelhaft, ob eine Krisis wird abgewendet werden können. Die Krankheit, an welcher das Land leidet, ist ein stets sich steigernder Mangel an Capital. Es fehlt Oesterreich nicht an Naturschätzen, ja die Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen ist sprüchwörtlich geworden. Es fehlt in Oesterreich nicht an Arbeitskraft, vielmehr sind zahlreiche Hände unvollkommen oder gar nicht beschäftigt. Aber um die Naturschätze zu heben, um die Arbeitskräfte in Thätigkeit zu setzen, bedarf es des Capitals. Ausgedehnte Waldungen sind kein Reichthum, wenn aus Mangel an Capital das in ihnen wachsende Holz nicht ausgenutzt werden kann. Fruchtbare Aecker und Weinberge sind kein Reichthum, wenn sie aus Mangel an Capital nicht angebaut werden können. Die geernteten Vorräthe sind kein Reichthum, wenn sie aus Mangel an Transportmitteln und an Capital für das Transportgewerbe nicht dahin geschafft werden können, wo sie lohnenden Absatz finden. Der redlichste Wille und die rüstigste Arbeitskraft vermögen keine Werthe zu schaffen, wenn nicht das Capital Arbeitsmittel, Werkzeuge zur Disposition stellt.

So bleibt die wirthschaftliche Production in Oesterreich hinter der der Nachbarstaaten zurück; genöthigt oder doch gewillt, in Aufwendung politischer Machtmittel, in Aufwand für intellektuelle Zwecke mit den übrigen Schritt zu halten, macht es Ausgaben, welche seine Kräfte übersteigen. Im Staatsbudget wird das Deficit ewig, das Land wird ärmer, die Steuerfähigkeit nimmt ab, der inländische Absatz der Industrie sinkt, die Zahl der Conkurse und Akkordverhandlungen ist in stetigem Steigen, zahlreiche Selbstmorde geben Kunde davon, wie viel ökonomische Existenzen gebrochen worden. Eine theilweise Repudiation der Staatsschuld, wie sie 1811 stattgefunden hat, würde zwar die beträchtlichen Summen, die jetzt als Zinszahlungen in das Ausland gehen, im Lande zurückhalten, allein sie würde die landwirthschaftliche und industrielle Production nicht heben, sondern viel-

mehr dem Staatskredit solchen Abbruch thun, daß Handel und Industrie nur noch schwerer leiden würden.

Was die wirthschaftliche Kraft Oesterreichs allein zu steigern vermag, ist die Hebung der Industrie. Diese kommt auch dem Landbau zu Gute. Jede industrielle Unternehmung ruft einen Bedarf an Arbeitern hervor und vermehrt den Consum und hierdurch auch den Preis von Lebensmitteln. Die Werthsteigerung der Bodenfrüchte würde eine bessere Bebauung des Bodens zur Folge haben. Der Absatz an Ort und Stelle bietet dem Landwirthe einen um vieles höheren Gewinn als der Export auf weite Distancen, der ihn mit den Transportkosten belastet. Die Reform, der Oesterreich bedarf, muß damit ansetzen, daß alle Hindernisse beseitigt werden, welche dem Aufschwunge der Industrie im Wege stehen.

Als das wesentlichste dieser Hindernisse erscheint die schwankende Valuta, welche zwar das Differenzspiel und die Möglichkeit von Lotteriegewinnen bis in die untersten Kreise trägt, aber ernste, weit aussehende Unternehmungen lähmt. Die allmähliche Beseitigung dieses Uebelstandes kann nur von dem ehrlichen Fortschritt der wirthschaftlichen Gesetzgebung und von der begründeten Hoffnung auf einen gesicherten Frieden ausgehen. So allein bietet sich auch die Möglichkeit, Capital in das Land zu ziehen, denn wenn auch vor der Hand wenig Aussicht ist, daß ausländisches Capital sich direkt industriellen Unternehmungen in Oesterreich zuwendet, so steht doch Nichts im Wege, daß fremdes Capital dadurch in das Land fließt, daß österreichische Landgüter von Ausländern angekauft werden, sobald das Vertrauen in die österreichische Entwickelung sich hebt. Dies Vertrauen hängt aber davon ab, daß mit dem Schutzzollsystem gebrochen wird, welches allen Erfahrungen zufolge die Capitalien und insbesondere die landwirthschaftlichen Capitalien vernichtet.

In Oesterreich übt der kleine Kreis Groß-Industrieller eine große Macht aus. Diese meinen, ohne ein ausgedehntes System von Schutzzöllen und Monopolen nicht bestehen zu können, und schädigen so das Interesse des Landes. Sie versuchen, bei beschränkter Production und relativ hohen Gewinnen zu prosperiren, während die große Menge der Consumenten nur bei vermehrter Production, erweitertem Absatz und relativ geringerem Gewinn der Unternehmer ein sicheres Gedeihen findet. Dies tritt besonders bei demjenigen Artikel hervor, der mit Recht als die Seele der modernen Großindustrie betrachtet wird, der Steinkohle. Die Coalitionen der Grubenbesitzer vertheuern den Grubenpreis der Kohlen, indem sie den Productionsgewinn auf reichlich das Doppelte dessen steigern, das er bei freier Conkurrenz betragen würde. Die Coalitionen der Eisenbahnverwaltungen steigern die Kohlenfrachten. Der hohe Kohlenpreis erschwert die Eisenindustrie und sämmtliche landwirthschaftliche Gewerbe. Der hohe Eisenpreis erschwert den industriellen Aufschwung in allen Branchen; er erhöht die Kosten des Eisenbahnbaues und der Eisenbahnverwaltung. Die Kette von Reformen, deren Oesterreich bedarf, muß von einer Ermäßigung der Kohlenpreise anfangen.

Daran schließt sich vermehrte industrielle Thätigkeit, billigeres Eisen, Vergrößerung des Eisenbahnnetzes, billigere Frachten, vermehrter Export.

Um nun noch Etwas in politischer Beziehung anzuführen, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß der erste Stoß, der gegen den polyglotten österreichischen Gesammtstaat von dem Standpunkte des Nationalitätsprincips aus mit Erfolg geführt wurde, nämlich der die Losreißung der Lombardei bewirkende Krieg von 1859, der Anfang vom Ende Oesterreichs gewesen ist. Die Umformung des Kaiserstaates in eine Anzahl autonomer Kronländer, die nach der Idee des Belcredi'schen Ministeriums durch das föderalistische Band zusammengehalten werden, war nur ein schwacher Ansatz zur Zersplitterung, wie sie der Gesammtstaat unter dem Beust'schen Dualismus erleiden wird. Statt der zwei großen Verbände, wie sie sich der Reichskanzler unter dem obersten Reichsministerium dachte, werden Trümmerhaufen entstehen, die von dem Triebe, sich in's Unendliche zu zerbröckeln, in beständiger Bewegung erhalten werden. Kaum ist die Neigung, ja Absicht der Regierung, mit den Czechen Böhmens einen Ausgleich zu versuchen, ruchbar geworden, als auch schon die Deutschen dieses Kronlandes zusammengetreten sind, um neben den Czechen selbstständige Existenz und Vertretung zu gewinnen. Die Deutschen wollen nämlich nichts Geringeres, als endlich eine vollständige Ausscheidung aus dem Verbande mit den Czechen, vollkommen eigene Verwaltung und nationale Trennung in Kirche und Staat. Wenn diese Idee einige Zeit in Böhmen gearbeitet hat, wird sie sich in Mähren, Kärnten und Krain geltend machen, und die Deutschen und Slawen dieser Kronländer werden für sich eine eigene bürgerliche Vertretung verlangen. Die wälschen Tyroler sind bereits in einer an den Reichstag gerichteten Petition um einen eigenen Landtag, der unter dem Innsbrucker stehen sollte, eingekommen. Bald, wenn es so fort geht, wird jedes Kronland des Westens doppelte Land- und Kreistage haben wollen und, falls der nationale Ruf überall recht laut erhoben wird, erreichen.

Und was den Osten betrifft, so geht auch hier die Zerbröckelung, und zwar eine sehr wichtige, schnell vor sich. Welch' eine Thorheit und Undankbarkeit zugleich aber auch ist es, dem Königreiche Ungarn ein so heterogenes nationales Element wie das croatische unterordnen zu wollen, jenes Croatien, welches von einem so nationalen Hasse gegen die Deutschen und die Magyaren erfüllt ist, daß sich die österreichische Regierung vor achtzehn Jahren dieses Hasses mit Erfolg bedienen konnte, um nicht nur die Deutschen im Zaume zu halten, sondern auch dieselben Ungarn zu Paaren zu treiben, vor denen man jetzt die Croaten undankbarerweise beugen will! Man müßte sich sehr irren, wenn die Vorgänge in Croatien nicht eine für die Einheit Deutschlands heilsame Reaktion in Deutsch-Oesterreich erzeugen sollten. Die Erhebung der Croaten gegen die Magyaren, die nach Allem unausbleiblich erscheint, wird in Deutsch-Oesterreich eine Ueberhebung der Czechen gegen die Deutschen zur Folge haben; dann wird für die Vormacht Deutschlands der Moment gekommen sein, um die geeigneten Maßregeln zur Erhaltung Deutsch-Oesterreichs für Deutschland zu ergrei-

fen; und auf solche Weise wird Oesterreichs Zerfall eine Hoffnung mehr für die Einheit des ganzen Deutschlands sein.

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.

I.

Das: „Bleibe nicht am Boden haften!" ist die wichtigste Mahnung zur Förderung der Fortpflanzung einer Nation; allein es ist zugleich die vorzüglichste Ursache zur Entnationalisirung der Einzelnen, zu den Verlusten, welche eine Nation durch das Aufgeben der Muttersprache von Seiten ihrer Angehörigen erleidet. Schon der Einfluß eines neuen Bodens geht an einem wandernden Stamme nicht spurlos vorüber; auch wo er auf einem der Cultur noch nicht erschlossenen Boden sich niederläßt unter Beibehaltung seines geschlossenen Zusammenlebens, bringen die neuen Verhältnisse neue Anschauungen, die dann leichte Wandelungen des Sprachschatzes zur Folge haben. Ganz anders, wenn Wanderungen in ein Gebiet erfolgen, in welchem sie schon gewisse staatliche und Cultur-Verhältnisse einer fremden Natinalität in Geltung finden, wenn die Ankommenden, statt sich in besonderen Wohnsitzen niederzulassen, sich unter eine zahlreichere anders redende Bevölkerung vertheilen, und namentlich, wenn die Einwandernden nicht die Besonderheit ihres Familienlebens mitbringen und für sich erhalten können, sondern genöthigt sind, sich mit den Töchtern des Landes und ihre Töchter mit den Eingebornen zu verbinden, oder ihre Kinder vorzeitig aus ihrem häuslichen Kreise in fremde Verhältnisse hinaus zu senden. Für alles dies bietet die Geschichte zahlreiche Beispiele: Die Eroberungszüge, welche die kriegslustigen Normannen nach entlegenen Küstenländern führten, mochten den dortigen Stämmen normännisches Blut mittheilen; aber ihre Sprache und Nationalität ging mit dem Leben der Eroberer selbst zu Ende — ihre Söhne hatten die Nationalität der Mutter, — wogegen die germanischen Stämme, welche, in ihrer Gesammtheit wandernd, sich familienweise in den Wohnsitzen der römischen Provinzen vertheilten, ihre Nationalität einige Zeit erhielten und im Stande waren, die im Laufe der Jahrhunderte entstehende Stammesmischung auch in dem Entstehen einer veränderten Nationalsprache zum Ausdruck zu bringen.

Auf der anderen Seite sehen wir, daß in ein fremdes Land gezogene Einwohner, sobald sie nicht nur gesonderte Wohnsitze einnehmen, sondern ausschließlich sich mit ihren Nationalen verheiratheten, ihre Nationalität bewahrten und, obwohl Jahrhunderte hindurch genöthigt, sich der Sprache der Umwohnenden, so weit es der menschliche Verkehr erforderte, zu bedienen, dennoch fortfuhren, dieselbe als eine fremde Sprache anzusehen. Eins der größten Dörfer Oberschlesiens, vor sechs Jahrhunderten durch Schwaben in

Mitten polnischer Bevölkerung angelegt, spricht noch heute deutsch, und wie behauptet wird, ist sogar ein Theil der Einwohner nicht einmal der polnischen Sprache kundig, wesentlich in Folge dessen, daß sie nur deutsche Frauen ehelichten, und ähnliche Verhältnisse dürften sich bei den unter den walachischen Romanen wohnenden Sachsen nachweisen lassen, ähnliche auch künftig die deutschen Colonieen in Süd-Rußland aufweisen, in denen gleichfalls die Bevölkerung nach glaubwürdigen Nachrichten sich unvermischt erhält. Umgekehrt wird das Zurückgehen und theilweise Untergehen der zahlreichen deutschen Ansiedelungen in den Karpaten daraus hergeleitet, daß die deutschen Männer und deutschen Mädchen sich mit slowakischen und magyarischen Frauen und Männern verheiratheten, wobei dann regelmäßig die heirathenden Deutschen zur Sprache und Art des fremden Stammes hinübergeführt wurden.

Es muß aber hier noch auf Eins aufmerksam gemacht werden, welches wesentlich dazu mitwirkt, den Wandernden die Erhaltung und Förderung ihrer Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren: es ist dies die Beziehung, in welche die Wandernden zu dem neuen Lande treten, die Art der Thätigkeit, die sie daselbst ausüben. Die entscheidende Frage ist die, ob ihre Thätigkeit sich mehr dem Lande selbst zuwendet, oder nur der dortigen Bevölkerung. Je mehr ihr ganzes Erwerbsleben von der fremden Bevölkerung des Landes abhängt, um so leichter tritt die Entfremdung ein; je unabhängiger die Arbeit der Einwandernden, desto gesicherter ist auch ihre Nationalität. Der Boden, den der Ansiedler als seinen eigenen bebaut, wird nicht nur ihm, sondern auch seiner Nation gewonnen, und diese schlägt mit der cultivirenden Arbeit gleichsam ihre Wurzeln in den bearbeiteten Boden. Daher sind Wanderungen dieser Art — und zwar in erster Linie die einer ackerbauenden Bevölkerung — nicht allein zur Förderung der Vermehrung einer Nation vorzüglich geeignet, sondern sie sind es auch, die am leichtesten eine dauernde Erweiterung des nationalen Sprachgebietes herbeiführen. — Dem Einfluß der Verschiedenheit der Arbeitsrichtung ist es gewiß mit zuzuschreiben, daß die Züge, welche in diesem Jahrhundert zwei Wandernationen aus ihren unmittelbar zusammengrenzenden Sitzen unternommen haben, in ihrem nationalen Erfolge geradezu einen Gegensatz bilden. Die keltische Nation der Iren, obwohl sie in der Masse der Auswanderer die englische Nation übertrifft, scheint sich doch nur für diese zu vermehren und zu verbreiten. Selbst aus ihrem Heimathlande dadurch verdrängt, daß sie den natürlichen Reichthum desselben nicht so zu heben vermochte, wie es für eine fruchtbare Nation erforderlich war, füllt sie außerhalb desselben vorzüglich die Städte, in denen die gegnerische Nationalität herrscht, ohne Aussicht, dieselbe zu überwältigen; gleichzeitig aber siedelt mehr angelsächsisches Blut nach dem dünner bevölkerten Irland hinüber und übt dort, wie schon aus den ungenügenden englischen Aufnahmen über die Sprachverhältnisse in Irland hervorgeht, zugleich seinen entnationalisirenden Einfluß auf die irische Nation, den selbst die neuere nationale Bewegung der Kelten bis jetzt nicht aufzuhalten und nicht einmal zu beachten scheint.

Als das dritte große Wandervolk unserer Tage erscheint neben der englischen und irischen die deutsche Nation. Diese Thatsache ist um so bezeichnender für die Deutschen, als bei diesen weder der unmittelbare Drang der Noth vorhanden ist, welcher die keltische Auswanderung zur Folge hatte, noch der Reiz der günstigen Verhältnisse, welche die Angelsachsen zur Auswanderung locken, der vorzüglichen Gelegenheit zum Erwerbe auf einem großen Theile der Erde und des unbedingten Schutzes in ihren Erwerbsverhältnissen durch die Macht, welche das Meer und seine Küsten beherrscht. Man sieht hieraus, wie mächtig der Wandertrieb und, wie glücklicherweise auch gesagt werden kann, der Colonisationstrieb ist, der in dem deutschen Volke wohnt und der allein die Segnungen deutscher Cultur andern Völkern zuführt. Unrichtig ist es, wenn man die Wanderungen der Deutschen am meisten den früheren staatlichen Verhältnissen Deutschlands zuschreibt, die vielmehr nur die Zahl der Wandernden vermehrt haben können; denn der Zug deutscher Auswanderer ging und geht noch nicht nur nach Staaten mit freien politischen Institutionen, sondern auch nach solchen, in denen sich der Deutsche erst aus dem tiefsten Drucke herauszuarbeiten hat; und die Wanderungen der Deutschen haben kaum weniger als heut auch zu einer Zeit stattgefunden, in der die deutsche Nation die mächtigste war und ihre Institutionen als Muster galten. Die Macht und die inneren Verhältnisse der nationalen Staaten bestimmen somit das Maß der Auswanderung nur in gewissem Grade; wohl aber sind sie für den Erfolg der Auswanderung insofern von Bedeutung, als sie geeignet sind, die äußere Selbstständigkeit und namentlich die innere Selbstständigkeit, das Selbstgefühl des Ausgewanderten zu heben oder zu schwächen, die Bewahrung seiner Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren.

Ehe hier Etwas näher darauf einzugehen ist, in welchem Verhältnisse bei der deutschen Nation die Wanderungen zur Erweiterung ihres Sprachgebietes dienen, muß erst vorausgeschickt werden, daß der wirkliche Umfang der Wanderungen bis jetzt nur unvollkommen bekannt ist. Die eigentliche Statistik der Auswanderungen zählt noch kein halbes Jahrhundert; aus früherer Zeit liegen nur gelegentliche, ja oft nur so zu sagen zufällige Nachrichten vor, daß an gewissen Stellen Wanderungen stattgefunden haben. Genauer kennen wir auch jetzt nur die Wanderungen über See; auf die Bewegung, die innerhalb der Continente von Land zu Land geht, schließen wir aus wenigen vorhandenen Nachrichten über das Geburtsland der Einwohner; wir kennen aber noch fast gar nicht jenes stille Wandern von Ort zu Ort, indem alljährlich ein Theil der Bevölkerung weiterzieht und seine Stelle den Nachziehenden einräumt.

Und doch sind es gerade diese stillen Wanderungen, die für uns Deutsche nationale Bedeutung haben, die langsam das Sprachgebiet weiter hinausschieben; hier gehen zwar oft die Vorangegangenen der Nation verloren, oft aber werden sie auch wieder eingeholt durch die Nachbringenden. Sie bringen — nicht in den wenigen Zurückgebliebenen eines fremden Stammes, die sich nun der deutschen Nationalität anschließen, — wohl aber durch Verbreitung deutschen Lebens auf ein neues Territorium eine Art von Ersatz für

die zahlreichen Verluste, welche durch das Aufgehen vieler Einzelnen und selbst größerer Gruppen von Deutschen in fremde Nationen herbeigeführt worden.

Die Bewegung durch Wanderungen geschieht familienweise und selbst nur durch Einzelne, so daß sie dem Geschichtschreiber wenig denkwürdig sind; daß aber diese Familien und Einzelnen zusammen wirkliche Völkerströmungen bilden, zeigt uns der Umfang der Wanderungen nach einem andern Continent, dessen Kenntniß wir der heutigen Statistik verdanken.

Wer würde, um sogleich mit der mächtigsten Bewegung der Deutschen in unsern Tagen zu beginnen, — wer würde es glauben, daß die aus dem Entschlusse der Einzelnen hervorgegangene Bewegung der Einwohner vorwiegend deutscher Staaten seit einem halben Jahrhundert etwa zwei Millionen aus ihrem Heimathlande allein nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's verschifft hat, wenn nicht die dortige Statistik die Zahlen registrirt hätte; und wie sehr ist es zu bedauern, daß diese Aufzeichnungen nicht an derselben Stelle schon zwei Jahrhunderte früher in Angriff genommen wurden. In jener Zeit (im Anfange des 17. Jahrhunderts) erhielt das damalige Neu-Niederland durch eine niederdeutsche Bevölkerung seine erste Cultur und wurde Neu-Amsterdam gegründet, das später die Engländer in New-York umbenannten; heut aber sollen von den Nachkommen dieser sowie der gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gefolgten deutschen Ansiedler die meisten ihrer Stammessprache nicht mehr mächtig sein.

Der Zug deutscher Auswanderer nach Pennsylvanien begann in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts und wuchs so mächtig, daß man 40 Jahre später demselben Schranken zu setzen versuchte; nichts desto weniger fanden wenige Jahre darauf auf's Neue nahmhafte Zuzüge von Deutschen statt. Noch zwei weitere Perioden deutscher Auswanderung nach diesem und benachbarten Staaten (von 1749 und 1770 ab) fallen in die Zeit vor der Trennung der Union vom englischen Staate. Kurz nach derselben kam in der pennsylvanischen Legislatur zur Berathung, ob nicht die deutsche Sprache als erste Landessprache in Pennsylvanien an Stelle der englischen treten solle. Dieser Antrag soll durch die Stimme eines Deutschen ablehnend entschieden worden sein und heut sehen wir den Erfolg dieser Wanderungen für die Erweiterung des deutschen Sprachgebietes, wenn auch noch nicht vereitelt, doch insofern in Frage gestellt, als das dortige Deutsch sich schon stark mit der englischen Sprache gemischt hat.

Eine allgemeine Schätzung, wie groß der Antheil deutschen Blutes an der Bevölkerung den Vereinigten Staaten anzunehmen sei, wird sich wesentlich mit nach der Bedeutung zu richten haben, welche man früheren Wanderungen in das ursprüngliche Gebiet dieser Staaten beilegt, wenngleich heute das deutsche Element nicht in geringerer Zahl in denjenigen Staaten vertreten ist, welche erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts auf der nordwestlichen Seite des Ohio hinzugekommen sind. Nimmt man an, was hinter der wirklichen Zahl eher zurückbleibt, daß zur Zeit der Trennung der Vereinigten Staaten 18 pCt. ihrer Bevölkerung deutschen Blutes gewesen seien, so würde man bei Berücksichtigung der neueren Zuwanderungen und unter Voraus-

setzung gleicher Vermehrung der verschiedenen Volksstämme der weißen Race zu folgen haben, daß zur Zeit des letzten Census die Zahl der Nachkommen der älteren Einwanderer über $3\frac{3}{4}$ Millionen, die der in diesem Jahrhundert Eingewanderten und ihrer Nachkommen nicht ganz 3 Millionen betragen habe; im Ganzen würden $6\frac{7}{10}$ Millionen oder der vierte Theil der gezählten weißen Einwohner von deutschem Blute gewesen sein. Andere Schätzungen, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, gehen indeß noch erheblich höher.

Diese Zahlenschätzungen zeigen jedenfalls ungeheure Verluste für die deutsche Nation; denn bei aller Ermangelung wirklicher Aufnahmen kann das nicht zweifelhaft sein, daß — abgesehen von der deutschen Bevölkerung Pennsylvaniens — die Zahl derjenigen, welche bei dem letzten Census als in deutschen Staaten geboren bezeichnet wurden (bei Einrechnung der Niederländer, Schweizer und der aus Frankreich Gebürtigen, welche meist Elsässer sind: anderthalb Millionen), heut die überwiegende Mehrheit der wirklich deutsch Redenden in der Union ausmacht (im Ganzen wird die Zahl der deutsch Redenden für die Zeit des letzten Census auf $4\frac{1}{2}$ Millionen berechnet). Nicht nur, daß von den dort geborenen Deutschen ein großer Theil in Folge der Allgemeinheit des englischen Unterrichtes der angestammten Nationalität verloren geht (denn nur in Pennsylvanien ist das Deutsche als Schulsprache gleichberechtigt), sondern — wie neulich der beredte Mund eines mit den Verhältnissen nordamerikanischer Seestädte vertrauten Mannes versicherte — auch schon von den mitgebrachten Kindern deutscher Auswanderer gehen viele der deutschen Sprache verloren, allerdings in Folge der schnellen Auflösung der Familienbande und, wie uns derselbe Redner lehrte, mit oft gleichzeitigem Uebergange der englisirten Kinder zur sittlichen Verwahrlosung und zum Verbrechen.

Aus den bisherigen kläglichen Zuständen der deutschen Nationalität in Nordamerika kann allerdings nicht das gleichmäßige Beharren derselben geschlossen werden; es kann vielmehr sein, daß mit dem wachsenden Nationalgeiste der Deutschen auch die deutsche Sprache dort eine andere Stelle einnehmen wird. Nach dieser Richtung hin ist die Thatsache sehr bezeichnend, daß die Hingebung der deutschen Amerikaner in dem Kampfe gegen die Sklaverei nicht nur ihnen selbst die laute Anerkennung der Unionsregierung verschafft, sondern auch zum ersten Male die deutsche Sprache in die amtlichen Verkündigungen des Congresses eingeführt hat. Andererseits aber müssen wir uns sagen, daß selbst dann, wenn, was bis jetzt ausschließlich in Pennsylvanien der Fall zu sein scheint, die deutsche Sprache dahin gelangte, als zweite Landessprache Nordamerika's und aller stark deutsch gemischten Einzelstaaten zu gelten, doch ein solches Nebeneinanderbestehen zweier Sprachen bei durcheinander wohnender Bevölkerung schwerlich länger dauern würde, als dies seiner Zeit in den romanischen Staaten und in England der Fall war. Im Falle der Gleichberechtigung beider Sprachen würde wahrscheinlicher (wovon die in Pennsylvanien und West-Virginien gemachten Erfahrungen ein kleines Vorspiel geben) im Laufe der Jahrhunderte eine neue germanische Sprache ihren Anfang nehmen, dann die vierte germanische und zwar die vermittelnde

unter den andern. Die Entstehung einer solchen eigenen Sprache würde, da sie allein die ächte geistige Grundlage einer selbstständigen Nationalität ist, vor Allem im politischen Interesse der Vereinigten Staaten liegen.

Die Anzahl der deutschen Auswanderer nach den unter englischer Herrschaft stehenden überseeischen Ländern bleibt hinter der der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig weit zurück. Dies gilt sowohl von den amerikanischen Colonieen, insbesondere von Canada und Neu-Braunschweig, — denn von der zeitweise bedeutenden Zahl der dort ankommenden Deutschen wanderte der größere Theil weiter nach den Vereinigten Staaten, — als auch von den englischen Colonieen in Australien, nach welchen die deutsche Einwanderung in den dreißiger Jahren begonnen hat, im Vergleich mit dem Umfange der englischen aber verschwindend gering geblieben ist, wie denn auch nach den Daten des neuesten Census nicht mehr als der dreißigste Theil der weißen Bewohner Australiens auf die deutsche Abkunft gerechnet werden kann. Die Nachkommen der Deutschen in den englischen Colonieen scheinen dem gleichen Schicksale entgegen zu gehen, welches die der auf den britischen Inseln selbst ansiedelnden betroffen hat, insbesondere in den deutschen Colonieen, welche (ein Theil einer großen nach Amerika bestimmten Expedition) im vorigen Jahrhundert in Irland gegründet wurden und in denen jetzt die deutsche Sprache gänzlich erloschen sein soll — Dagegen ist von den nicht unbeträchtlichen Wanderungen Deutscher, welche nach dem unter englischer Hoheit stehenden Südafrika unternommen worden sind, und welche sich hier nicht nur an die sehr zahlreiche niederdeutsche Bevölkerung dieser Colonieen, sondern auch an die neben denselben bestehenden selbstständigen niederdeutschen Landschaften anschließen, ein schneller Verlust der Nationalität schwerlich zu erwarten. Diese Gegenden dürften vielmehr für eine fruchtbare Entwickelung der deutschen Nation bessere Aussicht darbieten, als die unter niederländischer Hoheit verbliebenen Länder, welche die habgierige Löwengesellschaft Englands dem Niederdeutschen in den heißen Erdstrichen Amerika's, Afrika's und Asien's übrig gelassen hat.

Was das Verhältniß zwischen der deutschen und der skandinavischen Nationalität betrifft, so sind die Aenderungen im Umfange des Sprachgebietes gegenwärtig mehr zu Gunsten der deutschen Nationalität, da die zwischen den deutschen Theilen liegenden jütischen Haidedörfer allmählich die deutsche Sprache annehmen; indeß ist dies noch kein Ersatz für den Verlust, welchen bisher das allmähliche Vordringen der dänischen Sprache in der nordfriesischen Bevölkerung den Deutschen zufügte. In welcher Menge sich fortdauernd Deutsche, über ihre Sprachgrenze vordringend, unter den Skandinaviern niederlassen, ergiebt annähernd die vortreffliche Arbeit des dänischen statistischen Bureau's über die Geburtsstelle der Bevölkerung dieses Königreichs. Innerhalb Schleswig's dürfte dieser Bewegung die entgegengesetzte der Jüten (hauptsächlich der nichtbesitzenden Klassen) gleichkommen; im Uebrigen war jedenfalls in der letzten Zeit der Zug der Deutschen in die skandinavischen Länder — und damit die Gelegenheit zum Aufgeben ihrer Familiensprache — reichlicher, als die entgegengesetzte skandinavische Bewegung nach deutschen

Ländern, welche freilich in der Zeit, wo das schwedische Reich über Theile von Deutschland herrschte, auch manches skandinavische Blut der deutschen Nationalität zugeführt hat. Von den einzeln liegenden deutschen Ansiedelungen auf skandinavischem Boden scheint sich die auf Amak am längsten gehalten zu haben.

Sehr übertrieben sind die Vorstellungen, welche man gemeinhin von der Bedeutung des zweiten Elements der Bewegung der Nationalität — der Vertauschung der Nationalsprache — für die östlichen Theile Deutschlands hegt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß dieselben in dem Sinne als germanisirtes Land betrachtet werden, als ob die heutigen Einwohner derselben vorwiegend slawischer Abstammung und nur durch die Herrschaft der Deutschen zur Annahme dieser Sprache gebracht seien. Diese Ansicht, daß die äußersten Grenzen der zeitweisen Slawenherrschaft auch die der überwiegend slawischen Bevölkerung seien, ist auf den ersten Blick kaum weniger thöricht, als wenn man die Bewohner der Gegenden westlich der Weichsel und des Don für slawisirte Germanen, oder die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten für englisirte Indianer halten wollte. Daß dennoch eine solche Ansicht vielfach gefunden wird, liegt wohl hauptsächlich daran, daß gerade an den einstmals vordersten Stellen sich die slawische Bevölkerung in Mitten der deutschen mit am längsten gehalten hat, nämlich in den alten Ansiedelungen derselben an der Jeetzel (an der Grenze des Lüneburgischen und der Altmark), wo das Slawische bis in das 17. und 18. Jahrhundert dauerte, ferner längs der Saale und Pleisse (im Osterlande), wo es bis in's 14. Jahrhundert ziemlich verbreitet war und erst im Anfange des 18. Jahrhunderts ganz erloschen sein soll. Und eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich in Süddeutschland, wo gleichfalls gerade die am weitesten vorgeschobenen Slawen der steyrischen Mark sich im Stoderthale (im heutigen Ober-Oesterreich) am längsten gehalten haben. Indeß sollte der Umstand, daß das slawische Element sich an den vordersten Punkten hielt, weiter östlich aber schnell verschwunden ist, vielmehr zu dem umgekehrten Schlusse leiten, daß an diesen Stellen die Bedingungen günstiger waren für die physische Erhaltung und weitere Entwickelung auch des Volksstammes selbst, während derselbe an den letzteren in Folge minder günstiger Existenzbedingungen bald neben der deutschen Bevölkerung zurück- und unterging.

In der That hat unter denjenigen, die sich mit der Geschichte des östlichen Deutschlands gründlicher beschäftigt haben, wohl Keiner sich dem Anerkenntniß entzogen, daß die Bewohner desselben zum allergrößten Theile auch der Abkunft nach Deutsche sind, wenn auch die Begründung dieser Ansicht verschieden ausgefallen ist. Auch die vortrefflich gearbeitete allgemeine Ethnologie in dem Czörnig'schen Werke, welcher gewiß eine widerslawische Tendenz nicht zugeschrieben werden darf, beruht in ihrer historischen Darstellung auf diesen Anschauungen. Sie erwähnt die Ansiedelungen der Deutschen in Kärnten unter Karl dem Großen und giebt an, daß schon in der Zeit bis zum 12. Jahrhundert die spätere Sprachgrenze am Radl, Platsch und den windischen Büheln (im heutigen Steyermark) sich dadurch bildete, daß in

den nördlich belegenen Theilen die aus Bayern, Franken und Sachsen dorthin eingewanderte Bevölkerung sich immer mehr verdichtet hatte, wobei dann hinter dieser Grenze in drei Thälern slawische Sprachinseln zurückgeblieben seien. Sie erwähnt (was die besondere Beschreibung von Nieder-Oesterreich näher ausführt), wie unter Karl dem Großen in der Ostmark deutsche Ortschaften durch Bayern, Franken und Sachsen angelegt wurden, wie später nach den Ungarnkriegen die Deutschen diese Gegenden wieder gewannen, welche durch den unaufhörlichen Raub und Brand ohne Bewohner zur Einöde verwaldet waren, und wie sich die deutschen Ansiedelungen zunächst bis zum Kahlenberge, dann — wahrscheinlich schon vor der weiteren Ausdehnung der Ostmark — in das Land bis zur Leitha und March und in die anstoßenden jetzt deutschen Landstriche Ungarns verbreiteten. Auch in der Ostmark sollen jedoch noch nach der Besitznahme durch die Deutschen Spuren von slawischen Sprachinseln gefunden sein, von deren Bewohnern vermuthet wird, daß sie aus Ostfranken hierher verpflanzt worden seien.

Für die böhmischen Länder wird es in der allgemeinen Ethnologie zweifelhaft gelassen, ob sich in den Gebirgen Deutsche aus der früheren Periode erhalten haben; die Hauptmasse der Deutschen, heißt es hier, sei wohl erst durch die vom 11. bis zum 13. Jahrhundert stattgefundene Colonisation hinzugekommen. Die Periode der Colonisirung Böhmens begann hiernach zu derselben Zeit, wo westwärts des Fichtelgebirges das — wohl immer nur sehr schwach vertretene — slawische Element zu Ende gegangen sein soll, und endete zu einer Zeit, in welcher schon zwei bis jetzt deutsch gebliebene Sprachinseln zwischen czechischer Bevölkerung colonisirt wurden. In der dann folgenden allgemeinen Ethnographie dagegen wird bestimmt gesagt, daß das Hauptgebiet der Deutschen in Böhmen und Mähren vorzüglich Reste der deutschen Urbevölkerung enthalte, und das Gleiche wird dort von dem schönhengstler Ländchen angenommen, während die deutsche Colonisation des Kuhländchens unbestritten in die oben angegebene Colonisationsperiode fällt. Die allgemeine Ethnographie fügt hinzu, daß in den ebenen Strecken des deutschen Gebietes auch germanisirte Czechen seien, wobei jedoch die Zeit der Germanisirung nicht angegeben wird; die Richtigkeit dieser Thatsache zu bezweifeln, ist um so weniger Veranlassung, als auch die Czechen in gewissem Maße ein Wandervolk sind und germanisirte Czechen sich auch in anderen Theilen Deutschlands, ja selbst in unserer Mark befinden; — aber aus dieser Anführung folgt noch nicht, daß die Zahl der jetzt deutsch Redenden czechischer Abkunft die der czechisirten Deutschen übersteigt, da im Gegentheil anerkannt ist, daß der Deutsche viel leichter zur czechischen als der Czeche zur deutschen Nationalität überzugehen pflegt, wie denn auch in verschiedenen ursprünglich deutschen, sowohl ländlichen als städtischen Ansiedlungen Böhmens (vor Allen in der Stadt Prag selbst) der Antheil der deutschen Sprache sich erheblich vermindert zu haben scheint. Auch der bekannte Tourist Kohl, der für Mähren anführt, daß unter den deutsch Redenden auch Personen slawischer Abstammung seien, erklärt doch das Vorrücken der deutschen Sprachgrenze (sowohl längs der Thaya als in den Sudeten) nicht nur durch diese

Art der Germanisirung, sondern durch eine fortdauernde wirkliche Bewegung der deutschen Agriculturbevölkerung, welche, wie er sagt, die Slawen allmählich von einem Orte zum andern zurückdränge.

Der Raubbau von Professor v. Liebig.

Ohne Zweifel hat die Chemie in den letzten Decennien durch den Professor Freiherrn v. Liebig einen Beförderer gefunden, wie vielleicht in gleichem Zeitraume von einem Andern niemals zuvor; dennoch kann es keinem Landwirthe zugemuthet werden, dessen höchst voluminöses Werk über Agriculturchemie als Grundlage zum Studium für seine ihm nothwendigen chemischen Kenntnisse zu nehmen. Um so willkommener mußte Jedem aus dem berühmten Buche ein Extract sein, der auch Veranlassung ist, mit ein paar Worten auf den Inhalt desselben hier näher einzugehen.

Der Baron v. Liebig sagt: „Jeder Nachdenkende muß, wenn alle naturgesetzlichen Verhältnisse wohl erwogen werden, die Ueberzeugung gewinnen, daß die Zukunft der europäischen Staaten keine feste breite Basis hat, sondern auf der Spitze einer Nadel schwebt. Wenn es nicht gelingen sollte, dem Landwirth eine bessere Einsicht in seinen Betrieb beizubringen und ihm die nöthigen Mittel zur Steigerung seiner Produkte zu verschaffen, so werden von einem gewissen Zeitpunkte an Kriege, Auswanderung, Hungersnoth und epidemische Krankheiten naturgemäß einen Gleichgewichtszustand zu Wege bringen, der die Wohlfahrt Aller tief erschüttern und zuletzt den Ruin des Landbaues nach sich ziehen muß. Es wird einer Jahrhunderte oder Jahrtausende langen Brache bedürfen, um den Ländern, die durch fortwährende Beraubung des Ackers zerstört werden, einen Theil ihrer alten Fruchtbarkeit vielleicht wieder zu geben."

Zum Beweise dieser Worte führt er beispielsweise an, daß aus dem preußischen Staate jährlich 10 Millionen Scheffel Getreide in's Ausland transportirt werden, mit ihnen gehen 100,000 Ctr. Phosphorsäure und 50,000 Ctr. Kali dem Ackerbau für immer verloren; außerdem fließen durch unbenutzte Excremente unserer Städtebewohner 20,000 Ctr. Phosphorsäure und 10,000 Ctr. Kali alljährlich die Flüsse hinab in's Meer.

Mit vorstehenden Worten stellt uns der große Chemiker Schreckbilder auf, die, wenn sie sich bewahrheiteten, geeignet wären, die größte Aufmerksamkeit sämmtlicher Staatsmänner Europa's in Anspruch zu nehmen, und außerdem legen sie auf die Gemüther der Nichtkenner der Landwirthschaft einen Alp, der in der That Verwirrung zu erzeugen im Stande ist; die Sache verhält sich jedoch gottlob anders und Liebig's kühne Worte beweisen nur, daß er wieder einmal auf's Glatteis gegangen ist, indem er sich mit seinen Combinationen zu weit von der ihm gewohnten Bahn der Chemie entfernte.

Zunächst sagt Professor v. Liebig: „Wenn alle naturgesetzlichen Verhältnisse wohl erwogen werden, dann 2c. 2c.", statt dessen hätte er besser gethan, zu sagen: „Wenn alle mir bekannten naturgesetzlichen Verhältnisse wohl erwogen werden, dann 2c. 2c.", denn als Gelehrter mußte er wissen, daß von den naturgesetzlichen Verhältnissen, welche auf dem Gebiete der Chemie täglich an unserem geistigen und physischen Auge vorüberziehen, bei Weitem die Mehrzahl derselben noch unbekannt sind, um wie vielmehr mußten ihm dieselben fremd sein auf anderen Gebieten der Wissenschaft, die nicht zu seinem Ressort gehören.

Im Jahre 1853, als die Ackergährung in ihrem Verlaufe ganz ungewöhnliche Erscheinungen darbot, kam Schleusener auf den Gedanken, die auflösende, unsern Ackerboden periodisch zersetzende Kraft möchte doch vielleicht ihren Ursprung ableiten aus der mikroskopischen Thierwelt, und veranlaßte ihn seit jener Zeit zu fortwährenden Untersuchungen mittelst des Mikroskops; diese haben denn auch zu erfreulichen Resultaten geführt.

Professor Ehrenberg hat gefunden, daß in der Atmosphäre in einer Höhe bis zu 10,000 Fuß etwa 400 Arten von Infusorien leben und daß zeitweise in einem Wassertropfen 50 Millionen lebender Thiere sich befinden. Nach oberflächlichen Forschungen hat Schleusener dies bestätigt gefunden. Nun weiß ein jeder Landwirth, daß in einem guten Ackerboden nach frischer Düngung sich ungemein viele Regenwürmer einfinden, die gleich den Maulwürfen sich in der Erde Röhren machen, welche sie von Zeit zu Zeit, Nahrung suchend, durchstreichen; die Nahrung muß aber in ganz colossaler Menge vorhanden sein, weil schon die Menge der Verzehrer colossal ist. Und worin besteht die Nahrung der Regenwürmer? — In lebenden, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbaren Thieren, die sich in die Röhren der Regenwürmer verirren. Schleusener hat bei seinen Beobachtungen Zeiten angetroffen, in denen fast die Hälfte des unter's Mikroskop gebrachten Erdreichs Leben zu haben schien. Berücksichtigen wir nun die kurze Lebensdauer der mikroskopischen Thierwelt, sowie die rapide Vermehrung derselben, so müssen wir nothwendig zu dem Schlusse gelangen: Sollten die Cadaver der 50 Millionen Thiere eines Regentropfens und die unzähligen in einer Kubiklinie Erde enthaltenen nicht hinreichen, jenen jährlichen Verlust für den preußischen Staat von 120,000 Ctr. Phosphorsäure und 60,000 Ctr. Kali vollkommen zu ersetzen? Diese Düngung stammt aber nicht aus dem Boden, sondern höchst wahrscheinlich nur aus der Atmosphäre, weil sich annehmen läßt, daß die mit dem Regen niedergeschlagenen Infusorien den bedeutend stärkeren Thieren des Ackerlandes zur Nahrung dienen. Hat man nämlich das Leben und Treiben der mikroskopischen Thierchen im trockenen Erdreiche kennen gelernt, so muß man sich über das Phlegma ihrer Bewegung wundern, um so mehr aber setzt es in Erstaunen, mit welcher Emsigkeit sie unmittelbar nach einem Regen an ihren erratischen Blöcken herumklettern. Stammt dieselbe aber nicht aus dem Boden, sondern aus der Atmosphäre, so haben wir auch nicht nöthig, sie dem Boden, welchem wir sie durch die Ernte entziehen, wieder zurück zu geben.

Dem Professor v. Liebig ist von dieser Art der Düngung wahrscheinlich deshalb nichts bekannt geworden, weil augenblicklich die Modekrankheit herrscht, alle räthselhaften Erscheinungen in der Landwirthschaft auf die Chemie zurückzuführen. Da nun der berühmte Chemiker einmal in den Irrthum verfallen war, sein Wissen zu überschätzen, so mußten nach Analogie der Dinge in der Welt dem einen mehrere andere nachfolgen, die denn auch reichlich vorhanden sind in den ferneren oben angeführten Worten: „Wenn es nicht gelingen sollte, dem Landwirth eine bessere Einsicht in seinen Betrieb beizubringen 2c. 2c." Diese bessere Einsicht interpretirt er dahin: Du sollst deinem Acker die ihm durch die Ernte entnommenen Mineralstoffe, wenn auch in anderer Form, so doch ungeschmälert zurückgeben. Wie paradox dem Landwirthe diese Worte auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so ist die Ausführung derselben doch recht gut möglich, sobald man sich in Professor v. Liebig's Lage versetzt; wenn man sich aber genöthigt sieht, aus den Producten des Landes Geld zu machen zur Befriedigung der tausend Bedürfnisse des menschlichen Lebens, wie es in der modernen Welt jeder Ackerbautreibende nöthig hat, so hört das Recept auf, richtig zu sein. Wollten die Landwirthe einmal den Versuch machen, nach v. Liebig's Vorschrift zu wirthschaften, so würden sie und ihr Vieh zwar den nothwendigen Lebensunterhalt haben, aber der Professor, der keinen Ackerbau treibt, müßte sehr bald eines jämmerlichen Hungertodes sterben, ganz einfach aus dem Grunde, weil er verboten hat, ihm Mineralstoffe zu verkaufen, die ja dem Acker wieder zurückgeben werden müssen. Wir können uns noch glücklich schätzen, wenn sich der Baron v. Liebig dazu versteht, seine, uns zum Oeftern unverständliche Sprache zu erklären, wie er es in dem so eben erläuterten Satze gethan hat; viel schlimmer ergeht es uns mit anderen, ebenso sublimen, aber nicht erklärten Worten. Professor v. Liebig sagt: „Es wird einer Jahrhunderte oder Jahrtausende langen Brache bedürfen 2c. 2c." Das mag verstehen, wer da kann. Ganz abgesehen davon, daß er uns die Aufklärung schuldig bleibt, auf welche Weise die Brache es anfängt, die in's Ausland und in's Meer entführten Mineralstoffe zurückzuholen, liegt auch eine arge logische Inconsequenz darin, daß er erst behauptet, es gehe nicht anders, wenn der Boden nicht verarmen soll, als ihm die durch die Ernte entzogenen Mineralstoffe zurück zu geben, und wenn er nachher bekennt, es giebt doch noch ein Mittel, den Boden wieder fruchtbar zu machen, das ist die Brache. Bei solcher Logik müßte es von großem Interesse sein, zu erfahren, welchen Begriff Professor v. Liebig mit dem Worte „Brache" verbindet, aber bei solcher Logik hört leider das Vergnügen der Unterhaltung auf.

Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich.

II.

Was nun die linguistischen Verhältnisse Frankreichs anbetrifft, so sind innerhalb der Grenzen des Kaiserreichs außer der französischen und

romanischen Sprache noch vier fremde, als die Sprachen besonderer Gebiete im Volksgebrauch, so daß also die Behauptung von der französischen Nationaleinheit eine ganz unbegründete ist, indem wenigstens $2^1/_2$ Millionen bretagnisch, baskisch, deutsch und vlämisch reden.

Die Grenzen dieser Sprachgebiete gegen das französische sind dabei ziemlich scharf abgeschnitten, und man könnte danach theilweise Frankreichs Naturgrenzen bestimmen. Man gelangt von einem französischen Dorfe in ein deutsches, vlämisches, bretagnisches, baskisches ohne alle Vermittelung, so daß häufig die nächsten Nachbarn sich nicht unter einander verständigen können. Ganz anders ist es in den Gegenden, wo man aus dem eigentlich französischen Sprachgebiet in das romanische, italienische oder spanische übergeht. Es liegt dazwischen eine mehr oder minder breite Verbindungskette, innerhalb welcher der Typus der französischen Sprache, schon verändert unter dem Einfluß der Volks-Mundarten (Patois), fortfährt, rascher oder langsamer zu wechseln, durch eine Reihenfolge allmählicher Nüancen. So folgt das Italienische allmählich dem Provenzalischen, wie das Spanische dem Gascognischen. Die katalonische Mundart, welche sich das Mittelmeer entlang zieht durch das ganze Königreich Valencia bis zu den Inseln Majorca, Minorca und Ivizza und innerhalb Frankreichs in den bergigen Theilen Roussillons gesprochen wird, unterscheidet sich so weit von dem Castilianischen und nähert sich im Gegentheil ihren wesentlichen Grundzügen nach den Dialekten des südlichen Frankreichs, daß es wohl richtiger sein dürfte, dieselbe zum Französischen als zum Spanischen zu zählen. Die Catalonier und Valencianer betrachten selbst diese Sprachverwandschaft als so maßgebend, daß sie selbst ihre Mundart nicht anders als limosinisch (Limousin) nennen. Raynouard führt in der Einleitung zu seinem Werke über die Troubadours eine Stelle aus Eslatano's Geschichte von Valencia an, worin dieser Schriftsteller ausdrücklich sagt: „Das Catalonische ist die alte Sprache der Provence, des Languedoc und von Guyenne.“

Auf französischem Gebiete wird also die eigentliche spanische Sprache nicht gesprochen; ebenso fand sich die italienische Sprache bis zu den Annectirungen von 1860 nur auf Corsica, auch in den seit sieben Jahren mit kaiserlich französischer Herrschaft beglückten Savoyen und Nizza ist die Sprache eine Mischung zwischen Italienisch und Provenzalisch; in Savoyen sogar fast französisch.

Im „Annuaire du Bureau des Longitudes“ von 1809, findet sich eine sehr interessante Arbeit über die Anzahl derjenigen Einwohner mit fremder Sprache, welche das damalige Frankreich umfaßte, unter dem Titel: „Relevé général de la population de l'empire français selon le différentes langues que parlent ses habitants.“ Die dort angegebenen Zahlenverhältnisse, genau und zuverlässig für jene Zeit, haben zunächst durch die politischen Ereignisse von 1814 und 1815 aufgehört, dies zu sein; wir nehmen indessen nur diejenigen Provinzen heraus, welche noch heute zu Frankreich gehören, erinnern jedoch dabei, daß für den wirklichen heutigen Standpunkt noch die natürliche Vermehrung der betreffenden Bevölkerung in Berechnung

zu bringen sein würde, und außerdem durch den Anschluß Nizza's und Savoyens namentlich noch die Zahl der Italiener höher sich stellt. — Im Jahre 1809 also ward gerechnet:

Deutsche Sprache in den Departements der Mosel, der Meurthe, des Ober- und Niederrheins . .	1,140,000	Einw.
Bretagnische Sprache in den Departements von Finistère, der Côtes du Nord und des Morbihan	1,050,000	„
Baskische Sprache im Departement der unteren Pyrenäen	118,000	„
Vlämische Sprache im Departement du Nord . .	178,000	„
Italienische Sprache auf Corsika	185,000	„
Im Ganzen	2,671,000	Einw.

Die Linie, welche im Norden Frankreichs und im Süden Belgiens die französische und vlämische Sprache trennt, geht fast genau von Westen nach Osten, obgleich mit verschiedenen Einbuchten; sie beginnt bei Greaelingen und endet bei Limburg, wo sie auf die deutsche Sprachgrenze stößt. Es wendet sich dann die Linie, welche die französische Sprache von der deutschen scheidet, nach Süd-Südwesten, indem sie sich durch das Großherzogthum Luxemburg, Lothringen, den Nordosten des Elsasses und der Schweiz hinzieht, bis an die äußerste östliche Spitze des Thales von Aosta, wo sie eine Abart der italienischen Sprache trifft. Der Theil dieser Linie, der die Schweiz durchschneidet, fängt nicht weit von Delsberg, einer ehemals zum Bisthum Basel, jetzt zum Kanton Bern gehörigen Stadt, an und endigt an der oberen Grenze von Nieder-Wallis. Diejenigen Schweizer Kantone, in denen man theilweise oder gänzlich französisch spricht, sind also Bern (nur zum kleinsten Theile), Neuenburg und Freiburg (gemischt das Waadtland, Genf und Nieder-Wallis). Auch Savoyen gehört im Ganzen noch dem französischen Sprachgebiete an, und es giebt noch an der Grenze Piemonts mehrere Gemeinden, deren Mundart mehr französisch als piemontesisch ist, namentlich in den sogenannten „Waadtländischen Thälern“. . Ferner spricht ein Theil der Einwohner der Grafschaft Nizza viel mehr provenzalisch als italienisch. Ueberhaupt trifft man abwechselnd durch ganz Ober-Italien den provenzalischen Sprachtypus, zum Theil noch fern ab von der französischen Grenze. So findet man namentlich in Friaul Dialekte, welche dem Provenzalischen ähnlicher sind, als den zwischen liegenden Mundarten.

So haben wir ungefähr die äußeren Grenzen festgestellt, welche das französische von den fremden Sprachgebieten abtrennen. Wenden wir uns jetzt zu den abgetheilten Verschiedenheiten der französischen Sprache selbst, je wie sie sich in verschiedenen Gegenden im Volksmunde gestaltet hat.

Zuerst zeigt sich hier eine Hauptabtheilung, welche geographisch sich fast eben so scharf abgrenzen läßt, wie das Gebiet der fremden Sprachen. Diese Unterscheidung, welche man also unschwer auf der Karte durch eine Demarkationslinie bezeichnen könnte, ist diejenige der Langue d'oil, des eigentlichen Französischen, ursprünglich der nordfranzösischen, und der Langue d'oc,

oder der südfranzösischen, romanischen Sprachen. Es besteht diese Unterscheidung, deren Ursprung in die ersten Zeiten des Mittelalters zurückgeht, noch gegenwärtig in voller Bedeutung, wenn auch nicht in gleicher Weise wie zu jener Zeit, da die Stände des Reiches sich, nach diesen beiden Sprachgebieten getrennt, versammelten. Dennoch hat übrigens eine offizielle Anerkennung dieser Trennung niemals stattgehabt, und wenn einige Geschichtschreiber erzählen, daß am Ende des 13. Jahrhunderts die Könige von Frankreich danach die Eintheilung des Landes getroffen hätten, so fehlen dafür alle Belege. Seitdem ist indessen die ehemalige Demarkationslinie, welche ziemlich genau der Loire folgte, theilweise verändert.

Die gegenwärtige Grenze zwischen der Langue d'oil und der Langue d'oc im Sprachgebrauch des Volkes beginnt im Süd-Westen, etwa am Ufer der Gironde bei Blaye, wo das Patois von Saintonge an das gascognische Sprachgebiet stößt; von dort geht sie durch die Departements der Charente inférieure und der Charente gegen den östlichen Theil des Departements der Vienne und dem nördlichen Theil desjenigen der Haute-Vienne und der Creuse, dann durch die Departements des Allier, östlich vorbei am Puyde Dôme, im Norden der Haute-Loire, der Ardèche und der Isère, und umschließt endlich Savoyen und die romanische Schweiz (Graubünden).

Nördlich von dieser bezeichneten Linie liegt also das rein französische Sprachgebiet und zwar zunächst diejenige Gegend, wo die Pariser Sprache, wenn auch mit einigen Verschiedenheiten, doch nicht mit solchen, um eigene abweichende Dialekte zu bilden, im Gebrauch ist. Diese Gegend umfaßt etwa 25 Departements, deren Mittelpunkt ungefähr bei Blois und Tours ist, Orten, die in älteren Zeiten lange dem Könige von Frankreich als Residenz dienten, und von denen aus daher die gebildete Hofsprache sich verbreiten mochte. — Westlich erstreckt sich dasselbe Sprachgebiet bis gegen die Nieder-Bretagne, indem in der Ober-Bretagne, deren Bewohner von den keltischen Bretagnern „Gallots“ genannt werden, ein zwar eigenthümliches, namentlich noch mit veralteten Ausdrücken reichversetztes, aber doch reines Französisch gesprochen wird. Uebrigens befindet sich merkwürdiger Weise mitten unter der gascognischen Bevölkerung eine französische Sprach-Insel. Zwischen der Dordogne und der Garonne liegt nämlich die aus 40 Kirchspielen bestehende Gavacherie (das Lumpenkerlen-Land), eine vermuthlich im Anfang des 16. Jahrhunderts dahin verschlagene Colonie von Saintonge, welche also mitten in dem romanischen Lande noch ihren nordfranzösischen Dialekt ziemlich unverändert erhalten hat.

Unter den einzelnen mehr abweichenden Volksmundarten des Nordfranzösischen ist zuerst zu bemerken der Dialekt von Poitou, das Poitevin, das sich in geringer Entfernung von dem linken Ufer der Loire in den Departements der Vendée, Deux-Sèvres und der Vienne findet. Südwärts schließt sich als eine Abzweigung die Sprache von Saintonge an, welche in dem östlichen Theile der beiden Departements der Charente vorherrscht, während der übrige Theil romanisch spricht. In diesen beiden genannten nordfranzösischen Mundarten finden sich öfter in Folge ihrer nahen Angrenzung an

das Romanische, Wörter romanischen Stammes, doch mit französischer Flexion. Von den verschiedenen Unterarten des Poitevin hat sich wohl am meisten die von der Vendée in ihrer ursprünglichen Form erhalten, wie denn überhaupt dieses Land ebensowenig von seiner unwirthbaren Küste aus, wie über die durch Moor und Haide abgeschiedene Landgrenze hinaus viel mit der Außenwelt in Berührung kommt und daher in Sitten, Glauben, Vorurtheilen und ächter Treue stets am Alten festhält. Die Sprache ist rauh und uncultivirt wie der Boden.

Oestlich an's Poitou stößt die Grafschaft Berri, welche jedoch kaum im Besitz einer eigenen Volksmundart ist, ebensowenig wie das Nivernais, wo man theilweise eine leicht veränderte Abart des burgundischen Dialektes wahrnimmt. Dieser burgundische Dialekt wird vorzugsweise in denjenigen Theilen des ehemaligen Herzogthums Burgund gesprochen, welche die Departements der Côte d'or, einen Theil dessen der Yonne, den größeren Theil des Departements der Saône und Loire umfassen und ihren Mittelpunkt bei Dijon haben. Die reizende Sitten-Einfalt dieses Landes, wo alle Einwohner sich Brüder oder doch Vettern nennen, spiegelt sich so zu sagen in dem hübschen Patois, das, obgleich sonst arm an Flexionen, eine Menge eigentlich überflüssiger Wortbildungen um des Wohllauts willen schafft und dadurch einen reichen und einschmeichelnden Ton gewinnt.

Nördlich vom Burgundischen erstreckt sich das Wallonische, das dem Vlämischen gegenüber die Grenze bildet. Es erstreckt sich von Dünkirchen bis Malmedy und ist daheim in den Ardennen, umfaßt also Theile des Departements Pas de Calais, Nord, Aisne, der Ardennen und geht über die französische Grenze hinaus in das belgische Brabant, füllt fast das Luxemburgische und gelangt schließlich in die Gegend von Malmedy in das Preußische. Die Sprache ist noch reich an Spuren altgallischer Elemente. Südöstlich an das Burgundische grenzt das Gebiet der lothringischen Mundart (Langue Lorraine), die in den Vogesen ertönt und schon in dem 13. Jahrhundert Schriftdenkmäler besaß, auch neuerdings durch die Hirtenlieder aus Metz und andere poetische Schriften mannichfacher Art wieder aufgefrischt ist.

Mexiko.

Hamburg, den 8. August 1867. Ich schreibe abermals an Sie, weil ich glaube, interessante Aufklärungen über mexikanische Verhältnisse geben zu können. Norddeutschland hat, wie Sie wissen, sehr werthvolle Interessen in Mexiko. Gestern antwortete mir Jemand, den ich vor 25 Jahren in Mexiko kennen lernte und dessen naher Verwandter (ein geborener Hamburger) vor der französischen Invasion ein Finanzbeamter oder etwas Aehnliches der Juarez-Partei war und jetzt wieder dieselbe Stellung einnimmt — auf meine Bemerkung: Juarez müsse das Land fürchterlich ausgeplündert haben, um

Waffen, Munition &c. in Nordamerika zu kaufen oder er habe wohl von Nordamerika große Unterstützung erhalten, „Juarez ist von den Nordamerikanern mit ganz enormen Unterstützungen in jeglicher Hinsicht versehen worden."

Es erscheint also, als wenn die Regierung in Washington durch Hülfe einer Coalition von Finanz-Künstlern (wozu auch wohl Mitglieder des Congresses gehören) den Krieg gegen die französische Invasion und den Kaiser Maximilian betreiben ließ; daß sie daher den Kaiser niemals anerkennen wollte und daher durch die Vereinigte-Staaten Land- und Seemacht die Juarez-Partei direkt und indirekt begünstigte. Juarez und General Ortega haben Jeder für sich und im Namen der Republik Anleihen in New-York abgeschlossen, wobei die Geldgeber für fabelhaft wenig Geld jene Schuldscheine gekauft haben werden. Es mag sein, daß Mitglieder des Congresses und der Eigenthümer einer großen Zeitung in New-York am projektirten Gewinn betheiligt sind.

Es wurde seiner Zeit in den öffentlichen Blättern gemeldet, daß der Prätendent General Ortega auf seiner Reise nach der mexikanischen Grenze von dem Militair-Gouverneur von Louisiana oder Texas arretirt worden sei, um ihn zu verhindern, Concurrent von Juarez zu werden. Ortega fand aber Fürsprache bei seinen Gläubigern und von Washington kam Befehl, ihn freizugeben. Ortega wurde dann, nach einer Zeitungsnotiz, ein Gefangener Juarez', entkam jedoch; vielleicht ließ Juarez ihn laufen, wenigstens gestattete er ihm darauf, sich in Tampico festzusetzen, damit die Yankee-Gläubiger der Ortega-Schulden nicht ihre Hoffnungen verlieren möchten und weil Ortega gegen Kaiser Maximilian doch auch Krieg führte, und er seine Concurrenz bei der nächsten Präsidentschaft wohl nicht fürchtete.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß in der nächsten Zukunft United-States-Bürger sich an die Regierung in Washington wenden werden und Unterstützung fordern zur Geltendmachung ihrer Geldansprüche an die Republik Mexiko, wofür mexikanische Grenzprovinzen oder deren Einnahmen ihnen verpfändet sind. Durch eine Agitation in den Zeitungen wird die öffentliche Meinung leicht gewonnen werden, solche Reclamationen zu unterstützen, weil ein Feldzug gegen Mexiko viel Geld in Umlauf bringt, durch Kriegsrüstungen und durch Annectirung mexikanischen Gebietes viele durch hohe Schutzzölle geschützte nordamerikanische Fabriken gewinnen würden.

Weil einige Deutsche sehr nützliche Helfer dem Juarez waren und Letzterer weiß, daß ihm die deutsch-Redenden in den United-States sehr nützlich und sehr gefährlich sein können, wird er die Deutschen in Mexiko nicht schlimmer behandeln, wie die Engländer.

In New-York fand ich Ende des Jahres 1865 einen Deutsch-Mexikaner, Namens Gagern, welcher in einflußreichen nordamerikanischen Zeitungen Aufsätze aller Art über Mexiko, hauptsächlich aber gegen den Kaiser Maximilian und die französische Occupation schrieb. Der Kaiser Napoleon wird erfahren haben, daß die öffentliche Meinung in Nordamerika darauf vorbereitet war, mit Waffengewalt die Franzosen aus Mexiko zu vertreiben,

daher entschloß er sich zur Räumung und instruirte Bazaine, sich mit Juarez einigermaßen zu stellen, und ließ dem Kaiser-Maximilian Vorstellungen machen, auch Mexiko zu verlassen.

Kaiser Maximilian wußte, daß in Amerika Generale sich kaufen ließen, und hätte das mexikanische Revolutionsland kennen und die Uebermacht der feindlichen Regierung in Washington berücksichtigen müssen. Von militärischer Ehre kann in Mexiko nicht ernstlich die Rede sein. Der Kaiser hat durch sein Verbleiben dem Lande die Opfer vermehrt und den europäischen in Mexiko etablirten Kaufleuten ungeheuren Schaden zugefügt. Er wechselte die Partei, er nahm Miramon zum General, welcher durch sein Attentat auf die Gelder, welche bei der britischen Gesandtschaft deponirt waren, die Invasion der Engländer, Spanier und Franzosen veranlaßte, und Marquez, genannt der Grausame, der ihn in Queretaro im Stiche ließ.

Ich könnte über des Kaisers Fehler in der Regierung, z. B. eine furchtbare Neuerungssucht, Alles anzutasten, so viele neue Gesetze zu erlassen, daß man nicht mehr wußte, was Gesetz, noch Manches sagen, doch heute sei es genug.

Hamburg, den 10. August 1867. Zur Bestätigung des Inhalts meines letzten an Sie gerichteten Briefes, worin ich nur vom Standpunkte der Wahrnehmung sehr bedeutender norddeutscher Handelsinteressen gewisse obwaltende Verhältnisse schilderte und deshalb unterließ, mich über die Infamie der Ermordung des Kaisers Maximilian auszusprechen, übersende ich Ihnen einen Ausschnitt eines Inserates zweier Hamburger Kaufleute in den „Hamburger Nachrichten“ vom 13. v. M., wodurch dieselben dem Publikum, also den vielen Gläubigern deutscher Kaufleute in Mexiko beruhigend sein sollende Worte gedruckt sagen*).

Aus den Zeitungen ersah ich, daß der preußische Gesandte unverzüglich Mexiko verlassen wird. Es war ja auch seine Mission nur bei der kaiserlichen Regierung, mit deren Auflösung und dem Tode des Kaisers dieselbe endete.

Die preußische Regierung scheint die Absicht zu haben, bei der neuen Regierung keinen Gesandten zu halten. Dadurch würden die deutschen Handelsinteressen nicht leiden. In einem ganz der Anarchie verfallenen Lande, wo so zu sagen Treubruch, Raubmord und Diebstahl an die Stelle von gesetzlicher Ordnung, Treue und Glauben getreten sind, wo am Hofe des Kaisers Maximilian in seinen Zimmern (wie in der „Times“ geschildert und bemerkt wurde, daß die Diebe zur Klasse der Generale gehörten und der zum Hochverräther gewordene General Lopez mit seinem Diebes-Talent und seinen Diebes-Prahlereien zu amüsiren versuchte) gestohlen wurde, wo die Anarchisten

*) Dieses Inserat lautet: Die Unterzeichneten sehen sich gegenüber den mannigfachen Anfragen und Befürchtungen, welche in Bezug auf das Schicksal der in Mexiko ansässigen Deutschen laut werden, zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung kein Grund vorliegt, das Leben und die Sicherheit der in Mexiko wohnenden Kaufleute und Gewerbtreibenden für gefährdet zu erachten.

Martin Leffmann, Georg Oetling.

nicht mehr Frankreichs Macht fürchten und demnächst eine nordamerikanische Occupation der Grenzprovinzen in Aussicht steht, kann ein preußischer Gesandter dem deutschen Handel Nichts mehr nutzen. Je deutlicher die deutschen Fabrikanten gewarnt werden, nicht mehr nach Mexiko Credit zu geben, um so besser.

Ich kann nur meine Ansichten bestätigen, daß Kaiser Maximilian durch sein Verbleiben in Mexiko dem deutschen Handel vielen Schaden zugefügt hat und daß dadurch Vieler Menschenleben geopfert worden ist. Damals konnten sich seine Hauptanhänger flüchten und die Reichen von ihnen hätten vermittelst — Advokaten ꝛc. in Washington schon Fürsprache gegen die Confiscation ihrer Güter erwirken können.

Durch die rücksichtslosen Anstrengungen der kaiserlichen Partei, sich zu vertheidigen, und durch die Anstrengungen der Juaristen sind Verarmungen eingetreten, und die Importeurs, welche auf Credit liefern, können nicht gehörig einfordern: — grande misère ouverte!

Als Curiosum zu den neuesten Deutungen des Volksrechtes erwähn' ich noch, daß in dem Prospekt, welches ich in der Finanzagentschaft für den General Ortega — Broadway, New-York — erhielt, der nordamerikanische Patriotismus aufgefordert wurde und daß Ortega, der damals nicht einen Soldaten in Mexiko zu stehen hatte, doch eine Hypothekenverschreibung über Staatsrevenüen und Staatsländereien in den mexikanischen Grenzprovinzen gegeben hatte, dies Alles ohne Einwilligung mexikanischer Deputirten, ohne daß er diktatorische Vollmacht hatte. Ein ähnlicher, noch ärgerer Schwindel wurde vor Jahren von Garibaldi verübt. Man findet in dem ersten Theile seiner Verherrlichung von Elpis Melena (geb. Brandt aus Archangel, verw. Schwabe, geschiedene Schwarz), daß Garibaldi sich von dem in einer Festungs-Citadelle gefangen gehaltenen Rebellen-General eine schriftliche Autorisation geben ließ, um Kaper gegen brasilianische Handelsschiffe auszurüsten, obgleich die Republikaner von Rio Grande do Sul damals keine Seeküste beherrschten, und darauf in der Nähe Rio de Janeiro's einen brasilianischen Küstenfahrer wegnahm und nach den Plata-Ländern führte, wo die Militärbehörden ihn (Garibaldi) zum Gefangenen machten ꝛc. Im Namen des südamerikanischen Freiheitskampfes wurde italienische Briganten-Manier gegen portugiesisch-brasilianisches Eigenthum zur Ausführung gebracht.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Salzburger Kaiserzusammenkunft bildet das Hauptthema in der Tagespresse und in mehreren Pariser Blättern wird immer wieder von Neuem die österreichisch-französische Allianz besprochen. Die „Débats" enthielten vor einigen Tagen einen diplomatischen Artikel aus der bekanntlich staatsmännischen Eingebungen zugänglichen Feder Génie's, des ehemaligen Secretairs von Guizot. Es werden, wie es scheint, darin die besonderen Combinationen wiedergegeben, welche Fürst Metternich sich in Paris über die künftigen Beziehungen seines Cabinets zu Frankreich ausgesonnen hat. Es wird sich danach in Salzburg um ein inniges ferneres Zusammengehen in der orientalischen Frage handeln, so daß, wenn die Türkei einmal nicht mehr zu halten ist, Oesterreich der Haupterbe wird; ferner gilt es, den österreichischen Einfluß auf Süddeutschland herzustellen. So ist im Orient den russischen, und in Deutschland den preußischen Vergrößerungsgelüsten gemeinsam zu begegnen. Damit sagt nun Génie sammt seinen angeblichen Correspondenten gerade nichts Neues; er will aber ferner wissen, daß auch die mexikanische Angelegenheit noch ihre Seiten habe, welche die beiden Kaiser in ihren Unterredungen beschäftigen könnten. Wie wird man verfahren, fragt er, um den alten Gläubigern der mexikanischen Regierung einige Genugthuung oder Bürgschaften zu verschaffen, welche nicht illusorisch sind? Und wie wird man die Gläubiger der Regierung des Kaisers Maximilian behandeln? Es ist sehr wahrscheinlich, daß die republikanische Regierung des Juarez oder jedes Anderen sich weigern wird, sie anzuerkennen. Sollen diese Gläubiger jetzt durch den gänzlichen Verlust ihres Geldes für das Vertrauen bestraft werden, welches ihnen der Name eines österreichischen Erzherzogs, der der Bruder des Kaisers und von einer französischen Armee beschützt war, ihnen einflößte? Kann man die Schuld eines solchen Ruins auf dem Andenken des unglücklichen Maximilian lasten lassen? Und wenn man anerkennt, daß zu Gunsten dieser Gläubiger Etwas gethan werden müsse, werden die Staatsschätze von Frankreich und Oesterreich und in welchem Verhältnisse werden sie eintreten sollen? Und die ohne Zweifel sehr kostbaren Archive Maximilian's, was ist aus ihnen geworden? Sie müssen vertrauliche Correspondenzen, authentische Urkunden über die Unternehmung, d. h. über ihre Vorbereitung, ihre Führung, ihren Ausgang enthalten, Aktenstücke, welche Rechte begründet haben und auf die man sich möglicher Weise noch einmal berufen könnte. Alles dies, meinen die „Débats", seien Fragen, welche die beiden Kaiser am besten in persön-

licher Unterredung zu lösen berufen wären. — Die Idee, die österreichischen Finanzen bei dem Sturze des mexikanischen Kaiserreiches in Mitleidenschaft zu ziehen, würde man nur in ironischem Sinne auffassen können, wenn der Artikel nicht sonst die Allianz als die ernsteste Sache von der Welt behandelte.

Bemerkenswerth ist, daß dagegen einige klerikale Blätter Angst für Oesterreichs Zukunft kundgeben, wenn es sich zu übereilt in die Arme des Kaisers Napoleon stürze. Der „Monde" setzt die Lage in Deutschland auseinander und fügt dann hinzu:

„Die deutsche Einheit ist jetzt gemacht; es wäre eben so kindisch, dies bestreiten zu wollen, als unnütz, darüber zu wehklagen. Oesterreich und Frankreich können in der That nach der Seite Polens und des Orients hin Elemente eines gemeinsamen Werkes finden; aber in Deutschland ist kein Boden dafür. Man will Preußen besiegen; aber wie will man die deutsche Einheit brechen und wieder auf einen Bund zurückkommen, unter welchem Namen man ihn auch verstecken möge? Es giebt Ströme, denen man nicht entgegenschwimmen kann. Wenn einmal jenseits des Rheines die Einheit gemacht ist, so kümmert es uns wenig, ob sie deutsch oder preußisch sei; das ist eine Frage, die nur die Deutschen interessirt und es ist uns keineswegs bewiesen, das eine in Frankfurt ihren Sitz habende Regierung mehr Anklang bei uns finden würde, als eine in Berlin begründete. Oesterreich ist zu geschickt, auf solchen Conflikt einzugehen. Es weiß sehr wohl, daß, wenn wir dazu gelangten, Deutschland den Preußen zu entreißen, wir es ihm nimmermehr zurückgeben würden; aber wenn wir im Gegentheil besiegt würden, es höchst wahrscheinlich die Kosten des Krieges zu bezahlen haben würde, indem es die ihm verbliebenen deutschen Provinzen verlöre. Wir leugnen nicht, daß ein österreichisch-französisches Bündniß abgeschlossen werden könnte, und einige Personen versichern, es sei bereits abgeschlossen. Aber wir glauben, daß dieses rein platonische Bündniß nicht auf die deutschen Angelegenheiten einwirken, und sich nach dieser Seite auf einen einfachen Austausch gegenseitiger Tröstungen beschränken wird."

Auch die Mirès'sche „Presse", welche noch vor Kurzem so stürmisch in Oesterreich drang, daß es sich an Frankreich anschließen möge, sieht nunmehr ein, daß die Wiener Regierung allen Grund habe, sich vor Ueberstürzungen zu hüten. „So lange die Dinge", sagt sie, „nicht eine festere Gestalt annehmen, muß sich die österreichische Regierung eine besondere Umsicht und Zurückhaltung zur Pflicht machen. Sie darf sich nicht vorzeitig binden, noch kopfüber in eine Allianz stürzen, welche, einmal geschlossen, das größte Unglück für sie wäre, wenn sie ohne Gegenstand würde. Uebrigens hat Oesterreich in den luxemburgischen Unterhandlungen bezüglich Frankreichs und Preußens officiell einen neutralen Standpunkt eingenommen, welchen es angemessener Weise nicht verlassen kann, so lange nicht die Ausschreitungen Preußens die Erhaltung des Friedens unmöglich machen."

Auch die „Liberté" sagt: Entweder sei die Salzburger Reise des Kaisers ohne politischen Zweck, und dann hätte sie unterbleiben können, oder aber sie habe einen Zweck, und dann könne dieser nur der einer Allianz

sein. Eine solche Allianz sei aber weder in Frankreich noch in Oesterreich populär, und für Frankreich würde sie verhängnißvoll werden. Nach Sadowa sich mit Oesterreich zu alliiren, hieße mit dem ganzen übrigen Europa brechen und den Einfluß vernichten, den Frankreich, trotz aller Mißgriffe, noch immer auf die Völker und deren Regierungen ausübe. Frankreich würde dann nicht allein Preußen und das übrige Deutschland, sondern nothwendigerweise auch Rußland, und wahrscheinlich auch Italien gegen sich haben. Frankreich müsse das Dogma der Nationalitäten festhalten, und dürfe demnach unter keiner Bedingung Oesterreich die Hand reichen, welches die absoluteste Negation der Freiheit der Völker und der Autonomie der Racen repräsentire. Frankreichs Interesse bestehe in der strengsten Anwendung der zuerst von ihm proclamirten Principien. Wozu, fragt das Blatt weiter, soll sich Frankreich den fortwährenden Krämpfen dieses in den letzten Zügen liegenden Reiches exponiren? Nicht allein die Diplomatie Preußens und Rußlands, sondern auch deren stille Propaganda bei ihren Völkern würde zugleich gegen Frankreich gerichtet sein. Oesterreich könne diese langsam und beharrlich den Kaiserstaat zerbröckelnde Action nicht überleben, — jeden Tag reiße die Brandung ein Stück seines Landes hinweg. Schließlich heißt es: „Ist das eine Allianz für Frankreich? Nein! Ein Reich, in dem sich die permanente Insurrektion als Comité organisirt, ein Reich, das soweit heruntergekommen ist, um verzweiflungsvoll die Arme auszustrecken, in der Hoffnung, irgend eine Hülfe zu finden, ist kein Alliirter für uns."

Ebenfalls sprechen sich die unabhängigen Blätter Oesterreichs gegen eine solche Allianz aus, unter ihnen die „Neue Freie Presse" in einer Weise, die aber wenig gefallen wird. „Vor Jahren schon, als zur Zeit des Krimkrieges freundlichere Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich obwalteten, ließ der Kaiser der Franzosen Unterhandlungen wegen Auslieferung der Gebeine Napoleon's II., des Herzogs von Reichstadt, anknüpfen. Die damaligen Unterhandlungen blieben erfolglos. Heute nun will man wissen, daß im Hinblick auf die persönliche Begegnung der Monarchen von Oesterreich und Frankreich von französischer Seite diese Frage abermals angeregt, und daß die Uebertragung der Reste des Herzogs von Reichstadt nach der Napoleonidengruft im Invalidenhôtel zu Paris bereitwillig zugestanden wurde. So sehen wir im Hintergrunde des glanzvollen Bildes der Salzburger Begegnung zwei kaiserliche Katafalke sich erheben, und bedeutungsvoll greifen die Hände von zwei erlauchten Todten herüber in die lebendige Gegenwart. Die Annäherung Oesterreichs und Frankreichs hüllt sich in die Weihrauchwolken einer Todtenfeier, und was sie zunächst miteinander auszutauschen haben, sind — zwei Leichen. Gegen Ende September wird in Triest die Fregatte „Novara" mit den irdischen Ueberresten des Kaisers Maximilian erwartet, und um dieselbe Zeit vielleicht wird die Uebertragung des Sarges Napoleon's II. nach Paris erfolgt sein. Das ist es, was Oesterreich und Frankreich vor allem Andern zu bieten haben. Fürwahr, es waltet ein düsteres Verhängniß über jeder Verbindung, die Oesterreich und Frankreich eingehen miteinander."

Nicht so drastisch traten wir in der vorigen Wochenschau diesem Bündniß entgegen. Empfiehlt es sich nicht für das Haus Habsburg, vorsichtig zu sein, nachdem doch gerade ihm gegenüber Napoleon III. die Tugenden der „Aufrichtigkeit" und des „Wohlwollens" in sehr zweideutiger Weise bethätigt hat? Hat sein Verhalten gegen Oesterreich nicht schon lange so ausgesehen, als sei es nach dem Muster seines Oheims eingerichtet?

Villafranca und Zürich, mit ihren scheinbaren Versprechungen, gleichen doch wahrlich auf ein Haar den Ränken von Leoben und Campo Formio. Das Bündniß mit Piemont konnte in Wien treulos genannt werden, nachdem Napoleon erst im Krimkriege den Besitzstand Oesterreichs gewährleistet und dessen Bundesgenossenschaft, immerhin in schätzbarem Maße, erlangt hatte. Eine Veränderung oder Umstimmung erfuhr seine Politik dieser Macht gegenüber auch in der Folge keineswegs. Er muthete ihr vor dem Kriege von 1866 einen Verzicht auf Venedig zu und er kannte und billigte den Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien. Sprach er davon, daß er für Oesterreich die Erhaltung seiner Stellung in Deutschland wünsche, so war das Eintagswunsch ungefähr wie jener im Züricher Frieden für die italienischen Herzöge. In dieser Weise hatte sich, man kann wohl sagen, die lebenslängliche Stellung Napoleon's III. zu Oesterreich gestaltet.

Und eben damit sind die Grundlagen für die Zusammenkunft in Salzburg bezeichnet. Was seit zwölf Jahren und länger geschehen ist, läßt sich nicht mehr rückgängig machen oder auslöschen. Vertrauen kann doch gewiß nicht mehr entstehen zwischen zwei Regierungen, zwischen welchen so lange die angedeuteten Beziehungen obwalteten. Selbst wenn das Friedensbedürfniß minder dringlich wäre für Oesterreich, als es in der That ist, so würde sich ein Wiener Staatsmann doch sagen müssen, daß er auf das Wohlwollen der jetzigen französischen Regierung nicht bauen, ihre Zwecke nicht fördern dürfe, um aus ihrer Hand Förderung der seinigen zu empfangen. Ein solches Zusammenwirken setzt Bedingungen und namentlich eine Vergangenheit voraus, die hier nicht gegeben sind. Napoleon könnte selbst den Entschluß fassen, seine bisherige schonungslose Politik gegen Oesterreich mit einer auf das Wohl dieses Staates berechneten fortan zu vertauschen: nach Allem, was bereits hinter ihm liegt, würde es für ihn dazu zu spät sein. Eine gewisse Annäherung bleibt immer zwar noch möglich, eine von bedeutenden Folgen jedoch nicht mehr.

Zum Napoleonstage und kurz vor seiner Abreise hat der Kaiser der Franzosen Frankreich noch mit einem mittelst eines im „Moniteur" veröffentlichten Briefes an den Minister des Innern beglückt. Hatte er aber bei seinen Unterthanen auf große Dankbarkeit gerechnet, so hat er schnöde Enttäuschung erfahren. Außer „Constitutionell", „France" und Consorten stößt kein Blatt in die Lobposaune; nicht etwa, daß man die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Verbesserung und Completirung der Vicinalwege nicht anerkennte, im Gegentheil man beschwert sich vielmehr, daß man als freiwilliges Geschenk aus der unerschöpflichen Güte des Kaisers jetzt hinnehmen soll, was die Kammern wiederholt dringend verlangt haben, und daß man

nach so hoch gespannten Erwartungen als etwas Neues, Großes eine halbwörtliche Wiederholung des vor sechs Jahren, am 18. August 1861, an Persigny, den damaligen Minister des Innern, gerichteten Schreibens hinnehmen soll; also weiter Nichts als ein Eingeständniß, daß in den sechs Jahren, trotz kaiserlicher Initiative Alles beim Alten geblieben ist. Jener Brief kam aus demselben Lager von Chalons und der „Moniteur" veröffentlichte ihn am 20. August. Es hieß darin, die Hebung des platten Landes sei weit nützlicher als die Verschönerung der Städte. Der Minister hatte ihm nämlich berichtet, es müsse von Staats wegen durchaus mehr für den Straßenbau geschehen. Freilich habe dieser für die Volkswirthschaft so wichtige Posten, für den im Jahre 1837 nur 44 Millionen ausgesetzt gewesen seien, im Jahre 1859 bereits 88,859,960 Fr. (davon circa 60 Mill. baar) bewilligt erhalten. Aber es sei noch unermeßlich viel zu thun; 76,725 Kilometer Straßen des großen Verkehrs müßten fahrbar gemacht werden, desgleichen 62,289 Kilometer Communications- und 425,820 Kilometer Vicinalwege, in Summa 564,834 Kilom., d. h. circa 75,000 Meilen öffentlicher Straßen. Die Straßen des großen Verkehrs würden rüstig gebaut und könnten binnen acht Jahren vollständig fertig sein, da nur noch 14,000 Kilometer fehlten. Für die Mittel- und Vicinalwege aber seien die Baugelder so unzureichend, daß erst in langen Jahren eine Fertigstellung zu ermöglichen sein werde. Der Staat müsse den Departements und Gemeinden zu Hülfe kommen. Es fehlten noch 28,000 Kilom. Wenn dieselben gebaut würden, so hätte Frankreich bald keine Gemeinde mehr, die nicht dem großen Straßennetze angehörte. Darauf schrieb nun damals der Kaiser wörtlich:

„Die so lange vernachlässigten Landgemeinden müssen einen reichlichen Antheil an den Staatsunterstützungen haben, denn die Hebung des platten Landes ist weit nützlicher, als die Verschönerung der Städte. Es ist nicht genug, daß weite Strecken gesund und fruchtbar gemacht, daß an der höheren Verwerthung der Gemeindegüter und an der Wiederbewaldung der Gebirge gearbeitet, daß Preisbewerbungen veranstaltet und die Wahlversammlungen vermehrt werden; man muß vor Allem mit Eifer daran gehen, die ländlichen Verbindungs- (Vicinal-) Wege fertig zu machen. Das ist der größte Dienst, der dem Ackerbaue erwiesen werden kann. Die Schriftstücke, die Sie mir vorgelegt haben, weisen nach, daß mit einer Anweisung von 25, in sieben Jahresraten vertheilten Millionen auf die Staatscasse in acht Jahren die gegenwärtig abgetheilten Wege von gemeinem Nutzen würden fertig gestellt werden können. Um einen so großen Erfolg zu erzielen, muß der Staat ein Opfer bringen und ein Credit zu diesem Behufe unverzüglich eröffnet werden."

Der Herzog von Persigny muß sich damals stark verrechnet haben, wenn man mit seinen 25 Millionen die Summen vergleicht, die Lavalette heute für die Vollendung der Wege für nöthig hält. Das Beste an dem Briefe ist, daß er eine neue Bürgschaft für den Frieden, und zwar für einen Frieden von längerer Dauer bietet, denn Frankreich könnte sich eine solche financielle Anstrengung nicht zumuthen, wenn es einen Krieg zu besorgen hätte, oder wenn auch nur sein außerordentliches Budget für Neuschaffungen

im Ressort des Kriegs- und Marine-Ministeriums auf der bisherigen Höhe sich ferner erhält.

Seit der Rückkehr des mexikanischen Expeditionscorps und besonders seit der Nachricht vom Tode Maximilian's herrscht in der französischen Armee gegen den Marschall Bazaine ein großer Unmuth. Eine Commission von Offizieren hat jetzt die Beschwerden formulirt, die man gegen den Marschall hat und durch die nachgewiesen werden soll, daß nicht nur die römische Curie, sondern auch der Chef des französischen Hülfscorps sehr viel zum Falle des Kaiserreiches beigetragen. Ob die Schritte der betreffenden Offiziere gegen den Marschall von irgend welchem Erfolge sein werden, ist um so zweifelhafter, als die Art und Weise, wie die Beschwerdepunkte officiell zu veröffentlichen seien, noch gar nicht festgestellt ist. Beiläufig scheint Bazaine nur zu einer Art Sündenbock erlesen zu sein, und die angekündigten Veröffentlichungen in der „Revue des deux Mondes" sollen geeignet sein, zu zeigen, daß dieser Offizier gar nicht so schuldig ist, als man ihn darzustellen liebt und die eigentliche Verantwortlichkeit an ganz anderer Stelle liegt.

Um so interessanter sind unter der Ueberschrift „Die Wahrheit über Mexiko" die in der Wiener „Neuen Freien Presse" veröffentlichten Mittheilungen aus der Feder „eines Staatsmannes, welcher die Intervention in Mexiko vom Anfange an in der nächsten Nähe beobachtet und einen genauen Einblick in die Verhältnisse des Kaiserreiches gehabt hat." Der Aufsatz enthält zahlreiche interessante Details über Personen und Zustände, welche dieselben vielfach in einem neuen Lichte erscheinen lassen. Im Eingange sagt der Verfasser:

„Erschütternden Ereignissen gegenüber, wie der Tod Maximilian's, stellt sich das Bedürfniß ein, die Ursachen einmal in ihrer ganzen Nacktheit zu enthüllen, welchen diese Katastrophe zugeschrieben werden muß. Maximilian fiel als ein Opfer für die Fehler und Mißgriffe einer anderen Nation, aber man weiß bis heute über seine unglückselige Kaiserherrschaft kaum etwas Anderes, als was unvollständige oder gefälschte Berichte gemeldet haben. Und kann denn Angesichts jener Vorgänge, welche sich zwischen Maximilian und Marschall Bazaine abspielten, von einer Regierung, von der Souveränetät eines Monarchen ernstlich die Rede sein? Kann man jenen Kampf eines durch die Hände der Regierung, welche ihn eingesetzt hatte, aller Hülfsquellen beraubten, von einem fremden General fast zum Sklaven gemachten Fürsten — eine Herrschaft, eine Regierung nennen? Ist Maximilian, nachdem er den mexikanischen Thron bestiegen, nicht systematisch aller Sympathieen seiner Unterthanen beraubt worden, und war es nicht ein Marschall von Frankreich, der in dem Augenblicke, wo er den unglücklichen Fürsten verließ, mit dessen Feinden unterhandelte und ihn gewissermaßen wehrlos den Rachegelüsten einer von ihm auf das Aeußerste gebrachten Nation überlieferte?"

Die ganze Schilderung des Verfassers ist im Wesentlichen eine nähere Ausführung der vorstehenden Sätze. Namentlich wird bestätigt, daß Marschall

Bazaine das unselige Dekret erzwang, welches die sofortige Erschießung aller juaristischen Gefangenen befahl. Wir entnehmen folgende Stellen:

Kaiser Maximilian lebte in einer solchen Abhängigkeit vom Marschall Bazaine, daß er weder frei regieren noch administriren, weder Belohnungen an die Franzosen vertheilen, noch Verurtheilte begnadigen, ja selbst nicht einmal seine eigenen österreichischen Soldaten in Bewegung setzen konnte ohne die Erlaubniß oder einen Befehl des Marschalls Bazaine. Dieser, um die Ellbogen freier zu haben, nöthigte den Kaiser, sich seines Begnadigungsrechtes zu begeben; nun ist aber dies ein Recht, dessen sich kein Souverän freiwillig entäußert. Es war also Bazaine, der handelte, während Maximilian in den Augen Mexiko's die offizielle Verantwortlichkeit trug. Es ist in Europa allgemein unbekannt, mit welcher barbarischen Härte die französische Armee die Bestimmungen dieser Dekrete zur Ausführung gebracht hat. Dort erblickte man in dem Augenblicke, wo sie erschienen, trotz aller Mißbilligung derselben, darin nur Schreckmittel; Niemand hatte eine Idee davon, mit welcher Strenge sie vollzogen werden würden. Die Abscheulichkeiten alle, welche während dieses langen Feldzuges verübt wurden, wird man vielleicht niemals kennen lernen. Einzelne französische Corps und das mexikanische des Marquez haben sich buchstäblich im Blute der Nation gebadet. Die Zeitungen haben kürzlich die herzzerreißenden Briefe veröffentlicht, welche die Generale Arteaga und Salazar, die gefangen in die Hände der Franzosen gefallen waren, am Abende vor ihrer Hinrichtung an ihre Familien schrieben. Diese beiden Generale waren wackere und honnette Leute, die unbefangen ihr Blut für das Vaterland hingaben und denen man keine unehrenhafte Handlung vorwerfen konnte. Man ließ sie niederschießen bloß aus Vergnügen am Erschießen der Gefangenen. Von ihnen wurde gesprochen, weil sie Generale waren; der Hunderte von Schlachtopfern, die auf allen Seiten in Folge des obenerwähnten Dekrets niedergeschossen oder massakrirt wurden, und zwar mit einer Barbarei, wovon die mexikanischen Liberalen nur aus Gründen der Wiedervergeltung ein Beispiel gaben, hat man mit keinem Worte gedacht. Auch eine andere Hinrichtung erweckte die Indignation Europa's; es war jene Romero's. Kein Zweifel, daß diesem mexikanischen Offizier einige schwerwiegende Thatsachen zur Last fielen; aber er hatte französische Gefangene unter seinen Händen gehabt, er hatte sie gut behandelt und sie schließlich auf Ehrenwort freigelassen. Seinerseits von den Franzosen umzingelt, ergab er sich dem General Poitier auf das Versprechen hin, daß ihm das Leben geschenkt werde. Nach Mexiko transportirt, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Umsonst versuchten seine Freunde zu seinen Gunsten geltend zu machen, daß er zahlreichen Franzosen das Leben gerettet. Maximilian weigerte sich, sein Todesurtheil zu unterzeichnen. Der Marschall Bazaine eilt in den Palast von Chapultepec und findet nur die Kaiserin: „Sagen Sie dem Kaiser, daß, ob er nun unterzeichnet oder nicht, Romero morgen 6 Uhr früh erschossen wird." In solcher Art pflegte er den Kaiser seinem Willen gefügig zu machen und diesem die Verantwortlichkeit für dasjenige zuzuschieben, was er selber verübte. Romero wurde füsilirt. Auf

diese Hinrichtung läßt sich das Wort Fouché's anwenden: „Es ist mehr als ein Verbrechen; es ist ein Fehler!" Verbrechen werden vergessen, Fehler verzeiht man nicht.

Die Gefangenen, welche solchergestalt den französischen oder kaiserlichen Truppen in die Hände fielen, wurden der Form wegen vor ein Kriegsgericht gestellt und alsbald darauf erschossen. Aber nach stattgefundenen Kämpfen, auf dem Schlachtfelde ging man noch rascher zu Werke. Verwundete und Gefangene wurden an Ort und Stelle niedergeschossen, ganz en famille, ohne Geräusch, ohne erst die Ceremonie eines Kriegsgerichtes durchzumachen. In einer einzigen Nacht schossen die Franzosen im Hofe einer Hacienda bei Guanaxuato 150 Gefangene zusammen. Es gab in der französischen Armee einige Offiziere von wahrhaft entsetzlichem Blutdurst. Der Oberst Dupin war Anführer der Contre-Guerilla. Er fand zuletzt, daß man zu viele Patronen mit dem Erschießen der Gefangenen verpuffe, und ließ sie mit blanker Waffe niedermachen. In China hatte er bereits ähnliche Dienste geleistet und große Beute mit fortgeschleppt, was seiner Zeit in Paris viel zu reden gab.

Hand in Hand mit diesen Akten zügelloser Barbarei wurden Handlungen anderer Art, weit weniger von Seiten der Soldaten als gewisser Offiziere begangen, welche die Gelegenheit günstig fanden, Geschäfte zu machen, und die ihre diskretionäre Gewalt mißbrauchten, um so aller Welt den Mund durch Drohungen und Thätlichkeiten zu schließen. Nur allzu oft wurden Einwohner, welche das Unglück gehabt, sich darüber zu beklagen, in die Verbannung nach Guadeloupe geschickt; ja man lief sogar Gefahr, der Unterstützung des Feindes angeklagt und füsilirt zu werden, wenn man sich beklagte. Diese Mißbräuche nahmen die verschiedenartigsten Formen an. Es ist eine bei der spanischen Bevölkerung allgemein anerkannte Höflichkeitsformel, wenn man ein Pferd, ein Juwel oder ein Einrichtungsstück lobt, zu antworten: „Es steht zu Ihrer Verfügung." Die Offiziere, welche wir meinen, stellten sich an, als ob sie das Compliment für Ernst nähmen, und schickten später nach den bezeichneten Gegenständen. An andern Orten, namentlich in den entfernteren Provinzen, waren es manchmal Erpressungen, bei denen man nicht einmal mehr die Form berücksichtigte, nackte Plünderungsakte, nichts weiter. Man behauptet, daß in einer kleinen Stadt bei Durango, auf Befehl französischer Offiziere die Einrichtungsstücke aus den Häusern auf den öffentlichen Platz herabgeschafft und hier zum Nutzen der Offiziere an den Meistbietenden verkauft wurden ꝛc.

Weiter giebt der Verfasser eine Schilderung der juaristischen wie der kaiserlichen Generale, die nicht gerade zum Vortheil der Letzteren ausfällt, und fährt dann fort:

Seit Anbeginn der Expedition ist man in Frankreich nicht müde geworden, zu verkünden, daß es in Mexiko nur Räuber und Diebe gebe. Wenn man aber unparteiisch die Geschichte dieses langen Feldzuges studirt, wird man bei mehreren liberalen Generalen eine Redlichkeit, eine Ritterlichkeit, eine Milde und Uneigennützigkeit finden, welche in gar seltsamer

Weise von dem unbarmherzigen Verfahren abstechen, das die französischen Generale und ihre Verbündeten zur Anwendung brachten. Gewiß, Doblado, indem er die Convention von La Soledad vorschlug, hatte auf Seite der Mexikaner die Gefühle des Wohlwollens und der Ehrenhaftigkeit bethätigt, während die Franzosen auf der ihrigen nur Treubruch und Grausamkeit bekundeten. Niemand denkt daran, zu leugnen, daß es in Mexiko Tausende von Banditen und Verräthern giebt; aber neben diesen stand denn noch die Nation, die aus ehrenhaften, Ruhe und Frieden wünschenden Millionen besteht. Man darf sich also nicht wundern, daß es Juarez gelungen war, sich mit wackern Männern zu umgeben, und daß er die ritterlichsten, ehrenhaftesten und fähigsten Generale zu seiner Fahne stehen sah. Nach alledem wird es wohl Jedermann einleuchten, daß Juarez besser unterstützt war als Kaiser Max. Denn wenn die Partei der Republikaner ihren Widerstand nur durch die heftigsten Erpressungen und das gewaltthätigste Verfahren verlängern konnte, so hatte das Kaiserreich hingegen keine andere Aussicht, sich zu befestigen, als durch sein moralisches Uebergewicht, indem es die allgemeine Sicherheit wiederherstellte und durch Milde sich die Herzen und dadurch die Mitwirkung der Bevölkerung gewann. Angesichts der Akte von Treulosigkeit jedoch, deren sich die Franzosen zuweilen in Mexiko schuldig machten, begreift man nur zu leicht, welches Interesse sie daran hatten, alle Anhänger des Juarez als außer dem Gesetze stehende Räuber hinzustellen, denen gegenüber man nicht einmal das Völkerrecht zu berücksichtigen brauchte. Marschall Bazaine ist ein geschickter und glänzender General. Er scheint sich aber vor Allem nur um sein eigenes Interesse oder um das seiner Armee bekümmert zu haben; weit weniger schien ihm jenes des Kaiserreiches, das er doch zu stützen und zu konsolidiren beauftragt war, am Herzen zu liegen. In der That ist er eine der gewichtigsten Ursachen des Todes des Kaisers gewesen, indem er es war, der jenen Wiedervergeltungs-Akt durch die verhängnißvollen Blutdekrete, womit er den Souverän belastete, wie durch das Schreckens-Regime, das er im Lande ausübte, hervorgerufen hat. Er heirathete eine Mexikanerin und suchte durch dieses Mittel sich eine Partei zu schaffen. Auf der anderen Seite war Kaiser Maximilian nur ein Spielzeug in seinen Händen; er lähmte ihn in allen seinen Unternehmungen, machte ihm das Regieren unmöglich und gab ihn dem Abscheu und den Verwünschungen des Volkes preis, indem er seine Unterschrift für alle Akte und Dekrete in Anspruch nahm, welche das Gefühl der Nation empören mußten. Wir wollen keineswegs sagen, wie man dies wiederholt gethan, daß er sich systematisch darauf verlegte, das Kaiserreich zu Grunde zu richten und dasselbe Maximilian zu verleiden, in der Hoffnung, sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Seine beiden Schwäger dienten in der Guerilla, und mit Recht oder Unrecht wollte man aus diesem Umstande gewisse schonende Rücksichten erklären, die eben nicht gerade im Interesse des Kaisers lagen. Nur allzu oft hatten die französischen Truppen Befehl, stehen zu bleiben, einzig zu dem Zwecke, damit die Oesterreicher geschlagen würden. Kurz, die Vergehen des Marschalls Bazaine müssen sehr zahlreich und sehr schwere gewesen sein,

wenn er sich bei seiner Rückkehr nach Europa in der öffentlichen Meinung Frankreichs wie der Armee so vollständig vernichtet sah, daß aus allen Schichten der Gesellschaft und aus den Reihen von Offizieren und Soldaten nur Ein Schrei der Entrüstung sich gegen ihn erhebt.

Thatsache ist, daß Bazaine kurz vor seinem Abzuge aus der Hauptstadt Mexiko in der Sequia, einem kleinen Flusse bei Mexiko, und im See Tezcuco das Pulver und die Munition, die er nicht mitnehmen konnte, versenken ließ, obgleich die Regierung des Kaisers sie kaufen wollte. Thatsache ist ferner, daß Bazaine die in der Citadelle von Mexiko aufgehäuften Projektile zerhacken und die Stücke verkaufen und Kaiser Maximilian sagen ließ, es sei aus Versehen geschehen, daß man die der mexikanischen Armee gehörigen Projektile zerstörte. Als Kaiser Maximilian hierauf die Citadelle inspiciren wollte, befahl Bazaine, Niemanden — wer es auch sei — einzulassen. Thatsache ist endlich, daß die französische Armee sich unbelästigt, man kann fast sagen, von verschiedenen juaristischen Corps förmlich escortirt, nach Vera-Cruz zurückzog. Hier ließ Marschall Bazaine auf öffentlichem Platze noch eine Menge Kriegsmaterial, wie Pferde, Maulthiere, Gewehre, Munition und sogar, wie man sagt, Kanonen zu wahren Schleuderpreisen verkaufen; und an wen wurde dies Alles verkauft? ..... An die Agenten des Juarez! In Frankreich wünschte man sich aber Glück zu dem ohne Anstand vollbrachten Rückzuge und der friedlichen Einschiffung der französischen Armee. Dem gegenüber war Kaiser Maximilian in der größten Nothlage zurückgelassen worden, ohne Armee, ohne Geld, um dieselbe wieder auf die Beine zu bringen. Marschall Bazaine hatte die französischen Militärs, welche Neigung zeigten, sich in das kaiserliche Heer einreihen zu lassen, davon abgehalten. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß er, die Partie als verloren ansehend, diesen wackeren Leuten die Bitterkeit des Schicksals zu ersparen wünschte, das sie muthmaßlich erwartete? ... Aber warum hat er nicht lieber wenigstens dem Kaiser das gesammte Material, das nicht eingeschifft werden sollte, überlassen, statt daß er es an Juarez verhandelt oder zerstört hat? Diese Thatsache hat in der französischen Armee eine große und gerechte Entrüstung hervorgerufen. Es wäre übrigens ein Leichtes gewesen, die französische Armee einzuschiffen, ohne mit Juarez zu paktiren, denn keine mexikanische Streitkraft wäre im Stande gewesen, diese Armee auf ihrem Wege von Mexiko nach Vera-Cruz aufzuhalten. Und auch in dieser Stadt hätte die Einschiffung keiner ernstlichen Schwierigkeit begegnet, da sie von Mauern eingefaßt und durch die Festung Ulloa vertheidigt ist und die Umgebungen kein Unterhaltungsmittel darbieten.

Die Aufhebung der Sklaverei in der Türkei.

Bekanntlich haben die französischen und englischen Antisklaverei-Gesellschaften den Besuch des Sultans in West-Europa benutzt, an den

Padischah eine Adresse im Sinne ihrer Bestrebungen zu richten. Bereits während des Großherrn Anwesenheit in Paris machten die Gesellschaften den fruchtlosen Versuch, für mehrere ihrer Mitglieder eine Audienz zu erlangen, oder eine Adresse zu überreichen. Die Audienz glückte auch in London nicht, doch versprach Fuad Pascha, das Schriftstück seinem Gebieter zu unterbreiten.

Wer die türkischen Verhältnisse aus eigenen Anschauungen oder authentischen Mittheilungen kennt, der wird zugeben, daß die Aufhebung der dortigen Sklaverei ungesetzlich erscheint.

Sie wäre aber jetzt auch unpolitisch und endlich unnöthig, weil man mit gehöriger Benutzung der Umstände in einigen Jahren denselben Zweck erreichen würde, ohne dem alttürkischen Gewissen plötzlich Gewalt anzuthun.

Aus einer solchen überstürzten Maßregel würde dem ruhigen Beobachter vor Allem klar werden, daß die Reformatoren der Türkei sich mit dem Ruhme allein nicht zufrieden stellen, der morgenländischen Cultur die Bahn vorzuzeichnen, sondern daß sie dieselbe auch in der möglichst kürzesten Zeit forciren wollen. Aber diese Herren scheinen zu vergessen, daß ein großes Volk kein englisches Reitpferd von Epsom ist, welches sich nach Stallmeister-Vorschrift dressiren läßt.

Nach unserer Ueberzeugung sollte man sich vorläufig damit begnügen, vorerst den Samen der Civilisation auszustreuen und das allmähliche, aber sichere Wurzelschlagen desselben dem befruchtenden Einflusse der nächsten Zukunft überlassen.

Die Abschaffung der Sklaverei ist ungesetzlich — denn es ist nicht eine positive Einführung, die der gesetzgebenden Gewalt des Staates unterliegt — und die er also modificiren kann, sondern es ist ein Glaubensdogma, das der Staat nicht nach Belieben interpretiren kann und das der politischen Machtbefugniß entrückt ist — und dieses um so mehr, als der Souverän dort weder die Eigenschaften eines Propheten, noch eines islamitischen Papstes besitzt — er hat schlechterdings nicht das Recht, diese religiösen Dogmen zu ändern, denn er ist nur der Ausleger der Koransgesetze.

Im Gegentheil wird dieses Sklaventhum nach türkischen Begriffen ausdrücklich durch einen Glaubensartikel der im Koran enthaltenen Offenbarung geboten, und indem eine religiöse Körperschaft, wenn sie lebensfähig ist, auch das unbestrittene Recht besitzt, ferner zu bestehen, wie ihre Dogmen erheischen, so kann auch die faktische Aufhebung der Sklaverei in der Türkei in so lange nicht stattfinden, als nicht das muhammedanische Glaubensbekenntniß total reformirt wird.

Allein außer dem Gewissen der strenggläubigen Moslems würde man durch diese Aufhebung noch ein anderes Grundgesetz des osmanischen Khalifats verletzen, nämlich jenes über die Ehe des Sultans.

Vermöge dieses Gesetzes dürfen die Sultane nur Sklavinnen heirathen, d. h. zu ihren legitimen Weibern machen, und nur solche können die Mütter der legitimen Herrscher des Reiches werden. Es ist dies eine durch Staatsklugheit gebotene Satzung, um nicht einzelne Familien, denen die Gemahlinnen

der Sultane angehören, einen ungebührlichen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte einzuräumen, den sie vielleicht im egoistischen Interesse zum Nachtheile des Staates mißbrauchen könnten. Da der Koran jede Ehe mit Christen verbietet, da ferner die Ehe mit Persern, als Ketzern, dem orthodoxen Moslem eben so sündhaft erscheint, und da endlich die Polygamie eine Verbindung mit europäischen Dynastieen gänzlich unmöglich macht, so waren und sind die Sultane ausschließlich auf die Töchter ihrer freien Unterthanen beschränkt, und darum jenes Gesetz.

Unpolitisch wäre diese Neuerung zu nennen, weil sie in diesem Augenblicke, wo in der Türkei eingealterte Vorurtheile geschont werden sollen, wenn sie nicht unmittelbar den anzubahnenden Fortschritt hemmen, die heilig geachteten Sitten der Muhammedaner in ihren Grundfesten erschüttern würde.

Polygamie und Sklaverei sind dort unzertrennlich und gehen Hand in Hand mit einander. Eines kann ohne das Andere nicht bestehen; Eines muß mit dem Andern fallen, denn das ganze häusliche Leben der Türken ist durch sie bedingt und dem gemäß eingerichtet. Die Absonderung der Weiber und ihre hergebrachte unausgesetzte Ueberwachung erfordern in jedem türkischen Hause zwei abgesonderte Haushaltungen. Die in Betreff der Muhammedanerinnen herrschenden Gesetze verbieten es nämlich, sie in Dienste zu nehmen, und ohne Aushülfe von Sklavinnen müßten die Haremsbesitzer ihren weiblichen Haushalt buchstäblich ohne Dienerinnen lassen, oder wie dies thatsächlich bei türkischen Großen geschieht, zu diesem Zweck ausschließlich Eunuchen verwenden, deren bloße Existenz aber auch die Fortdauer der Sklaverei bedingt, weil kein freier Mann sich diesem traurigen Schicksale aussetzen darf.

Mit Anführung dieser Thatsachen ist wohl hinlänglich bewiesen, daß, so lange die türkische Vielweiberei besteht, auch die damit auf's Innigste verbundene Sklaverei nicht plötzlich abgeschafft, sondern daß deren Aufhebung nur allmählich vorbereitet werden kann.

Wenn aber überhaupt die Sklaverei aufgehoben werden kann, so müßte man sie zu einer staatsöconomischen Frage machen und danach handeln.

Sämmtliche Sklaven in der Türkei dürften die Ziffer von 500,000 Köpfen nicht übersteigen. Der Durchschnittspreis eines dortigen Sklaven beträgt 3000 bis 4000 Piaster, also 200 bis 265 Thlr. Die Gesammtsumme der türkischen Sklaven repräsentirt demzufolge ungefähr ein Capital von 150 Millionen Thaler.

Setzen wir nun den Fall, der osmanische Staat oder die Westmächte übernehmen den Freikauf dieser sämmtlichen Sklaven und repartiren diese Summe auf zwanzig aufeinander folgende Jahre, so stellt sich dafür eine jährliche Ausgabe von 7½ Mill. Thlrn., und jedes Jahr eine Emancipation von 25,000 Sklaven heraus.

Das Capital kann nur das erste Jahr als brachliegend betrachtet werden, da schon die nächsten Jahre Zinsen abwerfen und den Ueberschuß zur Amortisation bringen.

Man colonisire mit diesen Freigelassenen die endlosen Strecken der Kronländereien, welche, obwohl mit dem fruchtbarsten Boden gesegnet, gegenwärtig

gleich trostlosen Wüsteneien aussehen, und außer dem unschätzbaren Vortheil der allmählichen Cultivirung des Landes werden die von den freigewordenen Sklaven zu erhebenden Steuern dem Staate schon bald eine ganz neue und ergiebige Quelle von Einkünften erschließen.

Um aber den alljährlichen Zuwachs an Sklaven im osmanischen Reiche durchgreifend zu vermindern, bedarf es wahrlich nicht einer offenen Verletzung der Dogmen des Korans, sondern die Zollgesetzgebung scheint uns in dieser Beziehung ein sehr ausreichendes Hülfsmittel darzubieten. Der Padischah braucht nur einen Einfuhrzoll von 50 pCt. auf diesen außerordentlich gefragten Handelsartikel zu setzen: der bisherige internationale Verkehr mit dieser Waare, also auch die Sklaverei würde nach und nach wesentlich abnehmen. Und versteht er sich dazu, seinen Vasallen, den Pascha oder Vicekönig von Aegypten, anzuhalten, dem schamlosen Handel, der in Chartum (Ost-Sudan) florirt*), Einhalt zu thun, so würde die Sklaverei auch in der außereuropäischen Türkei mit der Zeit verschwinden.

---

*) In dieser Hinsicht entnehmen wir dem Jahresberichte des preußischen Vice-Consulats in Chartum für 1866 über den dortigen Sklavenhandel und die mit diesem gewissermaßen eng verbundene Elfenbeingewinnung Folgendes: „Der Export Sudans ist gewiß bedeutender und wichtiger, als der Import und könnte durch eine geordnete Transportverbindung sicher noch sehr gehoben werden. In erster Linie ist Elfenbein zu erwähnen. Ueber die Gewinnung dieses Artikels hat ein hiesiger Kaufmann, der mit seinem Bruder noch jetzt einige Etablissements am Weißen Fluß in Betrieb hat, ein sehr wahres und interessantes Bild entworfen in dem Buche „Le fleuve blanc, notes géographiques et ethnologiques, et les chasses à l'éléfant par Jules Poncet, négociant à Chartum Panz. A. Bertier." Ueber die Einrichtung dieser Stationen und über die Art ihres Betriebes habe ich viele Erkundigungen eingezogen und durch alle die traurige Ansicht bestätigt gefunden, daß die Elfenbeingewinnung wohl einer der schändlichsten Erwerbszweige ist, die es giebt, und daß nur zu wahr ist, was mir jüngst ein Kaufmann des Weißen Flusses gestanden, es hange an jedem Zahn mindestens das Leben eines Negers. Durch das wirklich energische Auftreten der Regierung ist es zwar in mancher Beziehung besser geworden. Die unter dem Namen Elfenbeinjagd betriebenen Negertreiben sind nicht mehr so gewinnbringend für die Unternehmer, wie früher, weil ihnen alle Sklaven, die die Barken von oben herabbringen, von der Regierung abgenommen, sie selbst aber noch beträchtlich bestraft werden. Dies bezieht sich aber nur auf die Stationen, welche im Machtbereiche der Regierung liegen; für die außerhalb des ägyptischen Rayons liegenden Etablissements giebt es aber weder von Seiten der Regierung noch von Seiten der Besitzer ein Mittel, die vorkommenden, unmenschlichen und oft kaum glaublichen Gräuel zu verhindern. Zu welchen Scenen es aber dort kommt, geht auch aus dem Umstande hervor, daß die Kaufleute, welche jene Stationen unter ihrem Namen betreiben lassen, jedes Jahr eine wachsende Anzahl bewaffneter Berberiner abschicken müssen, um nur ihre Leute und Waaren vor den auf's Aeußerste erbitterten Negerstämmen zu schützen. Tägliche Kämpfe verwildern natürlich die ohnehin aller Moral und Menschlichkeit baren Leute auf den Stationen immer mehr; und so werden denn die Zustände des Weißen Flusses von Jahr zu Jahr trauriger. Es ereignet sich öfters, daß ein wüthender Negerstamm eine nicht stark genug bewachte Niederlassung überfällt und Alles niedermetzelt, um dann von einer andern Truppe von Elfenbeinhändlern, der er nicht gewachsen ist, bei einer günstigen Gelegenheit auf empörende Weise ganz aufgerieben zu werden. Unter sich selbst führen die Elfenbeinjäger ebenfalls fortwährend Krieg, weil sie sich für berechtigt halten, jeden Distrikt, in welchem sie jagen und die Uebermacht besitzen, als ihr Eigenthum anzusehen und deshalb einer andern Partei schlechtweg den Durchgang verwehren. Die meisten Stationen hat

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.

II.

Die Ansicht, daß die deutsche Bevölkerung bei der Einwanderung der Slawen nach Ostdeutschland in den gebirgigen Theilen zurückgeblieben sei, gilt auch für den nördlichen Abhang der mitteldeutschen Gebirge und wird

---

jetzt Scheich Ahmed d'Aga'd, welcher nach und nach verschiedene käuflich an sich gebracht hat und, wie es scheint, die Absicht hegt, mit der Zeit den ganzen Weißen Fluß und dessen Elfenbein zu monopolisiren. Man sagt allgemein, daß er hierbei von der ägyptischen Regierung bedeutend unterstützt werde. Sicher ist, daß sein Bruder, Musa Bey in Kairo, mit dem Vicekönig in beträchtlichen Handelsverbindungen steht, und daß ihm von Zeit zu Zeit durch das hiesige Gouvernement Munition geliefert wird. Der jährliche Ertrag an Elfenbein vom Weißen Fluß mag sich durchschnittlich auf 3000 bis 3500 Cantar belaufen, im ungefähren Werth von 65,000 Pfd. Sterl. Der hiesige Marktpreis richtet sich natürlich ganz nach den Kairiner Preisen. Nach den Qualitäten unterscheidet man 1) Brindji, ganz reine Zähne von 15 Rohili-Gewicht und darüber; je nach dem Gewicht der einzelnen Zähne werden noch verschiedene Preise und Abtheilungen gemacht. 2) Dahar-Brindji von 10 bis 15 Rohili-Gewicht. Von diesen beiden Sorten wird der Cantar zu 100 Rohili berechnet. (Der ägyptische Cantar hat 100 Rohili und ist gleich 89 Zoll-Pfund.) 3) Bahr, von 3 bis 10 Rohili der Zahn, der Cantar zu 150 Rohili. 4) Klindje, der Zahn unter 5 Rohili, der Cantar zu 400 Rohili. 5) Maschmusch (Musch musch), schlechtes Elfenbein von verwesten Elephanten, durch Sonne und Regen verdorben. — Zur Verpackung dienen frische Häute, welche in nassem Zustande (2 bis 6, je nach der Schwere) um die Zähne genäht werden und dann getrocknet sich fest zusammenziehen und eine sehr solide Umhüllung bilden. Elfenbein zahlt wie alle sonstigen Exportartikel 5 pCt. Ausgangszoll aus dem Sudan. Daß der Sklavenhandel hier in der Stadt nicht mehr so stark und offen zu Tage tritt, als früher, ist unleugbar, und wer nicht tiefer blickt, könnte fast glauben, er sei ausgerottet. Aber nur zu bald erkennt man, daß die Sklaverei mit dem Sudan fest verwachsen ist, wenn sie auch hier nicht den schrecklichen und empörenden Charakter trägt, wie vordem in den Südstaaten Nordamerika's; wenn auch die Sklaven meistens gut gehalten werden, wenig zu thun haben und manche Freiheit genießen, so darf man dabei doch nicht die Gräuelscenen vergessen, denen diese Sklaven ihre jetzige Lage schulden. Eine noch ganz andere Vorstellung von der Sklaverei, als sie die hiesigen Verhältnisse bieten, erhält man aber, wenn man, wie ich vor einigen Monaten auf einer Reise nach Galabat, Gelegenheit findet, große privilegirte Sklavenmärkte mit ihren täglichen Ab- und Zufuhren von schwarzer und brauner Farbe zu sehen. Die Sklaven werden dort, freilich nur aus Interesse der Verkäufer, gut gehalten und gefüttert; aber doch ist auf den Gesichtern dieser armen Geschöpfe so viel tiefer Jammer und oft Verzweiflung ausgeprägt, daß einem Menschenfreund nothwendig bei ihrem Anblick das Herz bluten muß. Sieht man dann noch zu, wie sie beim Verkauf betastet und untersucht werden, so zieht sich vor den Augen unwillkürlich eine bis in's Einzelne genaue Parallele mit einem Viehmarkt. Die Sklaven, die auf dem Hauptmarkt Sudan's in Metammeh (Provinz Galabat) jährlich öffentlich verkauft werden, um von dort aus über den Sudan nach Aegypten und Arabien spedirt zu werden und deren Anzahl auf 10,000 jährlich angeschlagen wird, rekrutiren sich hauptsächlich aus den verschiedenen Gallaländern, im Süden, Südwesten und Westen von Abyssinien, wo sie von dort herumziehenden Sklavenhändlern gefangen, oder von ihren eigenen Stammhäuptern direkt an die sie weiter spedirenden Djibertt (abyssinische Muhammedaner, die sich meist mit diesem schmählichen Handel befassen) verhandelt werden."

für Schlesien (das in's Polnische übersetzte Land der deutschen Quaden) dadurch unterstützt, daß die Bevölkerung der höher gelegenen Landschaften ihrem Dialekte nach den Oberdeutschen zuzurechnen ist. Indeß ist dies schon deshalb kein zureichender Beweis, da die zahlreichen Deutschen, welche hier nach fränkischem Rechte (neben denen nach sächsischem und vlämischem Rechte) angesiedelt wurden, auch Oberdeutsche gewesen sein können; und gegen das Verbleiben einer früheren Bevölkerung spricht, daß die große Colonisation Schlesiens durch Deutsche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zunächst in den unteren Gegenden des Hügellandes Platz griff, wo sich in einem Bogen von mittleren Bober bis zur Neiße die meisten der — nach dem Stenzel-Tzschoppe'schen Urkundenbuch — nachweislich vor dem Mongolenkriege durch Deutsche angelegten Ortschaften befinden, und daß das hier den Deutschen zugewiesene Land meist als unangebaut und waldig bezeichnet wird, sowie daß an verschiedenen Stellen des südwestlichen Schlesiens die höher gelegenen deutschen Ortschaften nachweislich später angelegt sind, als die unteren.

Noch klarer wird das allmähliche Hinaufgehen der deutschen Bevölkerung nach dem Gebirge zu in Oberschlesien; denn hier bilden die vor dem Mongolenkriege angelegten Ortschaften noch heute die Sprachgrenze gegen das Polnische, oberhalb deren sich mit der fortschreitenden Cultivirung des Landes, theilweise durch neue Zuzügler, die Deutschen gegen die Sudeten hinauf verbreiteten.

In den oberen Theilen Niederschlesiens hinterließ die slawische Herrschaft geringe Spuren; im Westen war schon im 15. Jahrhundert die deutsche Sprache allgemein, und hier wurde als Gegensatz der deutschen Abkunft nicht mehr die polnische, sondern die wendische bezeichnet; nur im Osten — im Münsterbergischen und Neißischen Gebiete — kommen gegen Ende desselben Jahrhunderts noch Spuren der polnischen Sprache vor. Die ausgedehnte Verbreitung der deutschen Bevölkerung in den niederen Gegenden fällt für das Liegnitzer Gebiet in die nächste Zeit nach dem Mongolenkriege; weiter oberhalb nahm — vielleicht gleichfalls durch die Verwüstungen des Krieges befördert — die Zahl der deutschen Ansiedlungen so sehr zu, daß ein Jahrhundert später diese Gegenden vorwiegend deutsche geworden waren; sie blieben es, bis der dreißigjährige Krieg eine Verstärkung der slawischen Bevölkerung in den Fürstenthümern Brieg und Breslau durch eine Rückwanderung derselben zur Folge hatte, welche namentlich die katholische Geistlichkeit hier und in den weiter oben gelegenen Gegenden befördert haben soll.

Die in Oberschlesien rechts der Oder vor dem Mongolenkriege gegründeten deutschen Ortschaften sind später größtentheils in der sie umgebenden polnischen Nationalität aufgegangen; in Niederschlesien dagegen wurde schon damals der Grund zu jenen zwei großen Gruppen deutscher Ansiedlungen gelegt, welche allerdings sehr erweitert, noch jetzt in der Nordostgrenze der mitteldeutschen Bevölkerung deutlich hervortreten. Und nicht viel später entstand zwischen ihnen eine dritte Gruppe deutscher Ansiedlungen in dem

Fraustädter Ländchen, welches, bald darauf an das polnische Reich übergehend, dennoch während der ganzen Dauer desselben deutsch blieb, wogegen hinter demselben während des gleichen Zeitraums längs der Oder die slawischen Sprachinseln verblieben. Die Gesammtzahl der deutschen Colonisten, welche bis zu Ende des 13. Jahrhunderts sich (außerhalb der Städte) in Schlesien niederließen, schätzt ein gründlicher Kenner der früheren Zustände dieses Landes auf 50,000 Familien, eine Zahl, welche die schnelle Germanisirung ausreichend erklärt.

Auch für die westlicheren Landschaften kommt weniger die etwa in den Gebirgen zurückgebliebene germanische Bevölkerung, als vielmehr die Aufreibung der in den Niederungen wohnenden Slawen durch verwüstende Kriege in Betracht. Ein solcher traf noch im 9. Jahrhundert das Osterland, dessen Bewohner auf deutscher Seite kämpften, und endete damals mit gänzlicher Vernichtung des feindlichen Slawenheeres der Daleminzier; ein ähnlicher Krieg folgte im Anfang des 10. Jahrhunderts, und an diesen schlossen sich die Feldzüge wider die von den Gegnern herbeigerufenen Ungarn, welche jedenfalls die slawischen Sitze im Osterlande verminderten und hier die Zuwanderung von Sachsen und Franken und das Ueberwiegen des deutschen Volksstammes vorbereiteten, durch dessen Typus die osterländische Bevölkerung sich auszeichnet.

Noch mehr litten die Gegenden östlich der Mulde und der Elbe. Der Unterwerfung der dortigen Slawen durch den König Heinrich folgte der Ungarnkrieg und diesem die erste Periode der Ansiedelung der Deutschen. Allerdings soll damals ein Theil der Slawen in seinen Sitzen verblieben sein; aber nun wurde im Laufe des 11. Jahrhunderts das Meißener Land durch die langwierigen Polenkriege und schließlich durch wiederholte Kriege mit den Böhmen verwüstet, welche neue Zuzüge von deutscher Seite (angeblich die Niederlassung niederländischer Colonisten um die Mitte des 12. Jahrhunderts) zur Folge hatten. Von den Verheerungen dieser letzten Kriege blieben die Slawen des Bautzener Ländchens verschont; auch die Lausitzer wurden durch die verwüstenden Kriege des 11. (vielleicht auch die des 10.) Jahrhunderts nur in den äußeren Theilen ihrer Wohnsitze heimgesucht. Es erklärt sich hieraus und aus der weiteren friedlichen Entwickelung dieses Landes, daß die deutsche Einwanderung — abgesehen von den Städten — zunächst die von der Lausitz abgelösten Districte bevölkerte und sich erst später, am stärksten wohl nach dem dreißigjährigen Kriege, in die bis dahin slawischen Theile derselben verbreitete.

Für die niederdeutschen Länder nehmen zwei ihrer gründlichsten Geschichtforscher gleichfalls an, daß schon unter der slawischen Herrschaft die Bevölkerung derselben größtentheils deutsch gewesen sei. Giesebrecht in seinen wendischen Geschichten betrachtet die Slawen nur als die herrschenden, während die Mehrzahl der Ackerbauer aus der unterworfenen älteren germanischen Bevölkerung bestanden habe (was mit den Nachrichten im Widerspruche steht, daß diese Gegenden zur Zeit der Slawen-Einwanderung öde gewesen seien); Klöden vertritt die Ansicht, daß sich die Deutschen unter der Sla-

wenherrschaft im Frieden durch Einwanderung, im Kriege durch die Kriegsgefangenen vermehrt hätten. Beides wird wohl weniger durch die glaubhafte Nachricht begründet, welche die Bevölkerung der Stadt Braudenburg im Anfang des 10. Jahrhunderts als aus Sachsen und Slawen gemischt bezeichnet, als durch den Schluß daraus, daß schon kurz nach der definitiven Besitznahme dieser Landschaften durch die Deutschen eine große Anzahl rein deutscher Ansiedelungen erscheint, vorhandene Wenden nur an einer Anzahl einzelner Stellen erwähnt werden und die Existenz ihrer abweichenden Sprache hier überhaupt ignorirt worden ist. Die hierin zu Tage tretende schnelle Colonisation der neu erworbenen Landestheile sollte jedoch heut, wo wir die ungleich großartigeren Colonisationen jenseits des Oceans vor uns sehen, nicht mehr auffallen; wenn wir sehen, daß dort die natürliche Vermehrung der europäischen Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert jährlich im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ pCt. betrug, daß also hiernach eine colonisirende Bevölkerung sich in 100 Jahren auf ihren zwölffachen Betrag rein aus sich selbst vermehren kann, so haben wir damit eine weit größere Zunahme, als deren wir zur Erklärung des schnellen Heranwachsens der deutschen Bevölkerung in diesen Gegenden bedürfen.

Die ersten größeren Rückwanderungen der Deutschen über die Elbe dürften in die Zeit fallen, wo durch König Heinrich's Kriege die slawischen Völkerschaften längs der Elbe schwer getroffen worden waren, sowie in die Zeit nach der Errichtung der Bisthümer. Die Sachsen schoben sich hier im Laufe von zwei Jahrhunderten, während deren sich fast in jeder Generation die Kriege mit den Slawen wiederholten, nur im vorderen Gebiete zwischen Elbe und Havel langsam vor, über das sie sich erst in Folge der Erwerbungen im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts weiter östlich verbreiteten. Wie wenig bevölkert in dieser Zeit das Land zwischen der unteren Havel und der Peene war, zeigt der Bericht von der Missionsreise Otto's von Bamberg, welche überdies noch der Verwüstung und Entvölkerung der Vormark und dem Kriege um das Havelland vorherging. Weiter wird überliefert, daß der Markgraf Albrecht die Ueberreste der durch die Kriegszüge aufgeriebenen Slawen aus ihren Städten und Dörfern vertrieben und daß das Land wüst und unbebaut gelegen habe. Durch Boten herbeigerufen, kamen seit 1159 große Züge von Einwanderern aus dem westlichen Niederdeutschland (Utrecht, Niederrhein, Holland und Flandern) und wurden theils in den wendischen Festen und Ortschaften angesiedelt, theils gründeten sie neue Dörfer. Diese Colonisationen erstreckten sich nicht nur auf das neuerworbene Havelgebiet, wo die Einwanderer das Hauptgewässer nach ihrem Rhein benannten, auf die Elbgegenden und den Fläming, auf welchem sich die deutschen Ansiedelungen nach dem nächsten Slawenkriege noch erweiterten, sondern auch auf das linke Ufer der Unterelbe, wo die slawischen Sitze damals auf ihren spätern geringen Umfang zurückgeführt wurden. Daß auch die östlichen Theile der brandenburgischen Marken, welche einer nach dem andern im Laufe des 13. Jahrhunderts diesen hinzugefügt wurden, sehr wenig (hauptsächlich wohl nur längs der Flüsse) bewohnt waren, ergiebt sich

sowohl aus der Leichtigkeit ihrer Erwerbung, wie es sich aus den vielen Kriegen erklärt, welche hier die slawischen Volkstämme unter einander geführt hatten. Man wird hierbei an die Aeußerung erinnert, mit welcher die Pommern (die letzten Besitzer dieser Gegenden) auf die Eroberungen ihrer Gegner keinen Werth legten: Pommern enthalte wüste Strecken genug zu neuen Wohnsitzen. Ueber solche wüste Strecken ging nun die deutsche Colonisation; auch der äußerste Theil derselben, das Land zwischen Drage und Küddow, als Wüste erworben, wurde während der kurzen Zeit, wo es zum Reiche gehörte, so gut colonisirt, daß es unter mehr als dreihundertjähriger Polenherrschaft die Nationalität seiner Einwohner bewahrte. Für das Land Lebus zeigt Wohlbrück in seinem Geschichtswerke, daß nach der Besetzung durch die Deutschen nur äußerst wenige Slawen daselbst zurückgeblieben sein können.

Die Germanisirung der slawischen Küstenländer begann um 1140, nach der holsteinischen Besitznahme Wagriens, wo sowohl Holsteiner, wie auch die herbeigerufenen Einwanderer aus Westfalen, Friesland und Flandern in diesem Lande sich ansiedelten. Damals blieben noch einige Gegenden slawisch, nach dem Einfall der Slawen aber, welcher einen Kreuzzug gegen dieselben zur Folge hatte, heißt es, daß die slawische Bevölkerung sich aus diesen Wohnsitzen zurückgezogen habe und Sachsen an ihre Stelle getreten seien; ähnlich sei es auch im Polaben-Lande ergangen. Die deutsche Colonisation Mecklenburgs begann 20 Jahre später, als die Wagriens; sie war erleichtert durch die verwüstenden Kriege, welche erst die Deutschen und die Obotriten gegen die östlicher wohnenden Slawenstämme und zuletzt die Deutschen gegen die Obotriten geführt hatten. Das ganze Obotritenland, lautet die Schilderung der damaligen Verhältnisse, und die Gegenden, welche zu demselben gehört hatten, waren durch den fortwährenden Krieg zur Einöde geworden, und wenn noch geringe Ueberreste von Slawen übrig geblieben waren, so gingen diese, von Hunger und Elend getrieben, zu den Pommern und Dänen, welche sie an Polen, Serben (Lausitzer) und Böhmen (d. h. Czechen) als Sklaven verkauften. Dagegen strömten die Deutschen (besonders Vlämen) zahlreich in das Land, gelockt durch die natürliche Fruchtbarkeit desselben. Das nordöstlich angrenzende Land wurde bald darauf durch die Dänen so verwüstet, daß es viele Jahre öde gelegen haben soll. Auch auf Rügen hatte der zehnjährige Dänenkrieg die slawische Bevölkerung sehr vermindert. Die Beförderung des Deutschen daselbst geschah durch die pommerschen Herrscher, denen ihre pommerellischen Vettern vorwarfen, daß sie deutsch geworden seien und deutsche Rede angenommen hätten. Im Anfang des 15. Jahrhunderts starb auf Rügen die slawische Sprache völlig aus.

Was Pommern insbesondere betrifft, so kann man bei den dortigen Slawen, bei denen es Nationalsitte war, die Neugeborenen weiblichen Geschlechts umzubringen, überhaupt eine sehr zahlreiche Bevölkerung nicht annehmen. Es kommt hinzu, daß der deutschen Colonisation dieses Landes ein Jahrhundert voll verwüstender Kriege vorausging: zunächst die verheerenden Polenkriege gegen Ende des 11. und im ersten Theile des 12. Jahr-

hunderts, dann in der letzten Hälfte desselben die langwierigen Dänenkriege, zeitweise verbunden mit Angriffen von der deutschen Seite, endlich aber, und dies ist das wichtigste, die späteren Polenkriege, welche das Pommerland seit 1181 durch eine Reihe von Jahren heimsuchten. Nach diesen Kriegen wird das Land als ganz wüst und öde bezeichnet, da so vieles Volk erschlagen oder von den Polen fortgeschleppt worden war.

Die erste Einladung Deutscher zur Ansiedelung in Pommern war in der Mitte des 12. Jahrhundert ergangen, und in der nächsten Zeit hatte die Herbeiziehung deutscher Ansiedler durch die Geistlichkeit begonnen; aber erst nach den Polenkriegen heißt es, daß die Deutschen — namentlich aus dem östlichen Sachsen — schaarenweise in das Land gezogen seien, die verödeten Städte wieder aufzurichten und die weiten Flächen desselben zu bebauen. Diese Fortschritte der deutschen Ansiedelung dauerten bis in die zweite Hälfte des folgenden Jahrhunderts, bis wohin nach der Ueberliefe- die wendischen Bewohner das Land geräumt und sich nach Pommerellen zurückgezogen hätten und nur ihr Adel zurückgeblieben wäre. Nach Pommerellen schritt dann seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die deutsche Einwanderung von zwei Seiten vor, dauernd wirksam in den von Pommern neu erworbenen Gegenden (wo sie in dem bischöflichen Theile — dem sogenannten Kassuben — schon früher begonnen hatte), weniger dauernd in dem Antheil des deutschen Ordens. Dieser fand höchst wahrscheinlich schon bei Erwerb des Landes eine Anzahl deutscher Ansiedelungen vor und fuhr mit Ansetzung derselben fort. Durch die nachherigen verwüstenden Kriege aber ging später das Deutsche zurück und die dann eintretende polnische Herrschaft beförderte die allmähliche Polonisirung der Einwohner des Landes, bei welcher Geschlechter, die als Adel der deutschen Nation galten, es nicht verschmähten, ihrem deutschen Namen polnische Benennung hinzuzufügen.

Das Land Preußen, bis in's 13. Jahrhundert im Besitz des lettischen Stammes, wurde vom Orden in 53jährigem Kriege erobert; eine Landschaft nach der andern wurde verheert, manche wiederholentlich, wenn neue Aufstände der Eingeborenen stattfanden. Die deutschen Ansiedelungen (zu denen alle deutschen Stämme beigetragen haben sollen) erstreckten sich zuerst auf die verlassenen und herrenlosen Besitzungen im Kulmerland, in Pomesanien und Pogesanien; mit der Erweiterung des Ordensgebietes auf Ermeland, Natangen und Barten schritten die deutschen Ansiedelungen auch dahin vor, und eine zahlreiche Menge Dörfer wurde in den vorderen und mittleren Landschaften durch deutsche Ansiedler gegründet. Geringer war die Zahl der Ansiedler in Natangen und in dem demnächst eroberten Samland, in welchen beiden Landschaften jedoch die Zahl der Eingeborenen durch die Kriege und Verwüstungen gleichfalls zurückging. Von den Kämpfen um die drei östlichen Landschaften erzählt Voigt: von Nadrauen, daß der Orden hier ein zur Wüste gewordenes Land gewann, von dessen Einwohnern viele erschlagen oder weggeführt, viele nach Littauen geflohen waren, selbst 50 Jahre später (also ungefähr zur Zeit der Pest, die

Nadrauen und Barten heimsuchte,) hatte es sich noch nicht erholt; von Schalauen erzählt er, wie die Einwohner nach der Verwüstung des Landes in einen Winkel Samlands versetzt wurden, von Sudauen, wie die Preußen, nachdem sie selbst ihr Land verwüstet hatten, nach Littauen auswanderten.

In Folge dessen schritt in der letztgenannten Landschaft die polnische Nationalität vor, welche nach Galindien vielleicht schon vor der Eroberung durch den Orden in den Kämpfen zwischen diesen (den Masuren) und den Preußen eingedrungen war, auch in das Kulmerland und nach Pogesanien verbreiteten sich die polnischen und pommerischen Slawen, nachdem verheerende Seuchen die Zahl der Deutschen und der Preußen daselbst gelichtet hatten. Noch erheblicher schritt die polnische Nationalität von Süden her vor, als die Kriege des 15. Jahrhunderts, welche mit der Unterwerfung des Ordens endigten, den größeren Theil Preußens (wie auch Pommerellens) furchtbar heimgesucht hatten; im Marienburger Lande wurde jedoch die deutsche Bevölkerung im 16. Jahrhundert durch die Mennoniten-Einwanderung wieder verstärkt. Die preußische Sprache soll in den vorderen Theilen, namentlich auch im Ermelande, schon im 16. Jahrhundert erloschen sein.

In dem dem Orden verbliebenen Gebiete schritt das deutsche Element zunächst in der Anlegung deutscher Städte nach Osten vor; der Hauptfortschritt desselben auf dem Lande fand jedoch erst im Anfange des 18. Jahrhunderts statt, nachdem eine verheerende Pest die Zahl der Einwohner, besonders der littauischen Gegenden, angeblich um ¼ Million vermindert hatte. Zunächst kamen zahlreiche Ansiedler aus den westlicheren Gegenden, dann herbeigerufene Colonisten aus der Schweiz, aus Franken, Schwaben und vom Mittelrhein, welche 330 neue Dörfer gründeten, endlich 20 Jahre später die Salzburger, für welche schon theilweise neue Ländereien durch Entwässerung gewonnen werden mußten. Wenn Schubert schon für den Anfang des 14. Jahrhunderts angiebt, daß nach den urkundlich erwähnten Namen damals ein preußischer Bauer auf drei bis vier deutsche kam, und heut in den ländlichen Ortschaften jenseits der Weichsel ein preußisch (oder littauisch) redender auf acht deutsch redende Einwohner kommt, so darf der Bruchtheil der deutsch redenden Bevölkerung, welcher gemischter oder lettischer Abkunft ist (ein Bruchtheil, dessen Vorhandensein allerdings sich nicht nur in den preußischen Familiennamen, sondern auch in dem bei deutsch Redenden vorkommenden littauischen Typus zeigt), gewiß nicht hoch veranschlagt werden.

Wie wenig es der deutschen Art gemäß ist, ohne ländliche Colonisation ein Land zu germanisiren, zeigen die drei nördlicheren baltischen Länder, in denen vom 13. Jahrhundert ab der ganze städtische Gewerbebetrieb und der größere ländliche Grundbesitz in die Hände der Deutschen übergingen. Neben ihnen hat — hier wie in Preußen seit der Reformationszeit von der herrschenden deutschen Nation selbst durch die Pflege seiner Sprache unterstützt — der lettische und der estnische Bauer seine Nationalität erhalten, und der Uebergang aus einer derselben zur deutschen Sprache dürfte hier wohl nur unter den in die Städte ziehenden Eingeborenen vorkommen. Umgekehrt dienen die Ueberschüsse, welche die nicht ungünstige Fortpflanzung der deut-

schen Bevölkerung der Ostseeprovinzen liefert, oft nicht zur Förderung der deutschen Nationalität. Der deutsche Wandertrieb geht auch hier über die Grenzen, weniger nach Littauen, wohin neuerdings über die preußische Grenze die deutsche Bevölkerung vorrückt, als nach den östlicheren Küsten des Finnischen Meerbusens, namentlich der Petersburger Gegend, und weiter mitten unter die großrussische Bevölkerung, wo besonders diejenigen leicht der Russificirung anheimfallen, welche nicht in solchen Städten ihren Aufenthalt nehmen, in denen sich eine besondere deutsche Stadt-Colonie (nemecka Sloboda) befindet.

Die erste namhafte Heranziehung deutscher Ansiedler nach Polen (in damaliger Zeit dem Lande jenseits der unteren Obra und der Netze) fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts; sie ging von dem Erzbisthum Gnesen und den Klöstern aus. Weitere Zuzüge fanden unter dem König Kasimir statt, wo sowohl in mehreren Städten deutsche Gemeinden, als auch — in dem damals hinzugekommenen Rothrußland — einige ländliche deutsche Ortschaften entstanden, welche später polonisirt worden sind; weitere Zuwanderungen folgten im Anfange des 15. Jahrhunderts. Die zweite Periode deutscher Einwanderung nach Polen begann 1620; die aus ihrer Heimath flüchtenden Schlesier schoben durch ihre Ansiedelungen die Sprachgrenze in den heutigen Kreis Kröben vor, und angeblich ebenfalls von Schlesien aus wurden seitdem bis zur Abtretung dieses Landes an Friedrich den Großen zahlreiche deutsche Hauländereien längs der Warthe gegründet. Hierzu kamen im 18. Jahrhundert Uebersiedelungen aus den kurfürstlich-sächsischen Ländern, hauptsächlich in polnische Städte.

Eine weitere Vorschiebung der deutschen Sprachgrenze gegen Polen fand unter Friedrich II. statt. Das System der Colonisation der brandenburgischen Länder, welches seit dem großen Kurfürsten daselbst in Anwendung gekommen war, führte unter der Regierung seines Urenkels in zwei großen Colonisationsperioden 43,000 Familien aus verschiedenen anderen deutschen Staaten, namentlich vom fränkischen, alemannischen, schwäbischen Stamme, als Ansiedler herbei. Seit 1770 wurde auf einem breiten Landstriche längs der polnischen Nationalgrenze in Nieder- und Oberschlesien eine große Anzahl deutscher Ansiedelungen gegründet, von denen die nahe der Sprachgrenze angesetzten diese erweiterten, die weiter hinausgeschobenen dagegen unter den Augen einer deutschen Regierung in der polnischen Bevölkerung aufgegangen und polonisirt worden sind. Besseren Erfolg hatte die Colonisirung des Netzdistricts (auch diese theilweise durch Schwaben), welche, an deutsches Territorium in Preußen sich anschließend, dieses mit dem Hauptkörper der Nation nahezu in Verbindung setzte.

Eine starke Vermehrung der vereinzelten deutschen Ansiedelungen im polnischen Gebiete trat zunächst unter dem Kaiser Joseph ein, der 120 Ortschaften in dem österreichischen Antheil, namentlich in Rothrußland, durch deutsche Colonisten anlegen ließ. In ähnlicher Weise wurde der preußische Antheil Polens, besonders dicht der bei der zweiten Theilung erworbene, sowohl diesseits wie jenseits der Prosna mit deutschen Colonisten besetzt. Die

damaligen Ansiedelungen bildeten auch die erste Grundlage der nachher stark angewachsenen deutschen Bevölkerung in der Gegend von Lodz; die spätere Vermehrung derselben und überhaupt der Deutschen in dem jetzt sogenannten Königreich Polen beruht wesentlich mit auf der Bewegung der Einzelnen, welche dorthin (und gelegentlich weiter in die Provinzen Rußlands), über die preußische Staatsgrenze stattfindet, eine Bewegung, welche aus den officiellen Auswanderungszahlen auch nicht annähernd zu ersehen ist. Aber die hier über die Grenze Ziehenden werden durch die neu von Westen Herbeiziehenden reichlich ersetzt, so daß in den meisten gemischten Landestheilen des preußischen Staats die Zahl der Deutschen durch das Mehr der Zuwanderungen zunimmt, wenn auch wohl nicht in dem Grade, wie aus dem Ergebnisse der Volkszählungen (welche innerhalb dreißig Jahre in den acht östlichen Bezirken des Staats eine nicht durch den Geburtenüberschuß herbeigeführte Volksvermehrung von mehr als ½ Million aufweisen) geschlossen werden könnte. Auch von den hier vorrückenden Deutschen werden die Einzelnen — und zwar wahrscheinlich nicht nur jenseits der Grenzen des preußischen Staates, sondern auch noch in den vorwiegend polnischen Theilen desselben — der deutschen Nationalität leicht entfremdet, und wie unter den eifrigsten Vorkämpfern des Russenthums gegen Polen und Littauer sich russificirte Deutsche befinden, so sind auch unter den thätigen Vertheidigern der polnischen Nation nicht selten Solche, die ausschließlich oder zur Hälfte aus deutschem Blute stammen.

Die Ansiedelungen der Deutschen im südlichen Rußland begannen mit der Anlegung der Wolga-Colonieen im Jahre 1768 durch Schwaben und Mitteldeutsche (kurz vorher war auch die erste der deutschen Ackerbau-Colonieen gegründet worden, welche jetzt im Petersburger und Nowgoroder Gouvernement verbreitet sind). Fünfzehn Jahre später fällt die Colonisation der aus Preußen ausgewanderten Mennoniten bei Jekaterinoslaw, in den Anfang dieses Jahrhunderts die zweite Mennoniten-Auswanderung und die Ansiedelung derselben an der Malotschna (an beide Gruppen schlossen sich weitere deutsche Colonieen an). Unmittelbar darauf folgte die Anlegung deutscher Colonieen in der Krim — wo noch drei Jahrhunderte vorher das gothische Deutsch geredet worden war, — dann in Bessarabien, zuletzt im westlichen Nogaierlande. Wie fruchtbar die Entwickelung aller dieser Colonieen fortgeschritten ist, zeigt das Ergebniß der Bevölkerungsrevisionen, nach welchem die Einwohnerzahl derselben sich binnen zwanzig Jahren um die Hälfte vermehrt haben würde. Weniger guten Fortgang scheinen die in Wolhynien gegründeten deutschen Ackerbau-Colonieen zu haben, sowie die diesseits und jenseits des Kaukasus von Deutschen angelegten Dörfer; das Schicksal der deutschen Manufaktur-Colonisten, welche um 1808 nach Kleinrußland gingen, gehört zu den traurigsten, das die Geschichte der deutschen Wanderungen aufweist.

Zur Frage über die ländlichen Arbeiter.

I.

Der Mangel an Arbeitern und Dienstboten auf dem Lande ist vorhanden, aber nicht als ein absoluter, sondern als ein relativer. Es fehlt nicht an den Individuen in dieser Volksschicht; die Leute sind nicht ausgestorben, wie etwa zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Bevölkerung ist zahlreich vertreten und wächst auch in den Dörfern numerisch weiter und weiter, ja an vielen Orten erreicht die Seelenzahl der sogenannten kleinen Leute fast die Zahl der Grundbesitzer. Vor fünfzig Jahren war die Zahl dieser Einwohner eine noch ganz geringe, und doch lieferte der damalige Bestand Arbeiter und Dienstboten zur Genüge. Man kann daher nicht etwa der Ansicht sein, daß die Armee-Reorganisation den gegenwärtigen Mangel mit verschulden helfe. Die der Feldarbeit auf einige Zeit entzogenen 20,000 Manneskräfte bei einer ländlichen Arbeiterzahl von wohl 3,000,000, würden nicht vermißt werden, wenn nicht zufällig der relative Arbeitermangel mit der Entstehung dieser militärischen Institution in der Zeit zusammenträfe. Nehmen wir uns ja in Acht, von dieser Seite den Feinden der Armee-Reorganisation Vorschub zu leisten. Es steht unzweifelhaft fest, daß 10,000 Jünglinge aus dem Arbeiterstande — 10,000 gehören den Städten oder anderen Ständen an — welche beim Militär stehen, durchaus keinen empfindlichen Arbeiter-Ausfall bringen. Sie werden dem Lande wieder zurückgegeben, aber nicht wie sie genommen, sondern qualitativ auch für ihre bürgerliche Berufsstellung reorganisirt. Was sie an körperlicher Gewandtheit, an militärischem Gehorsam, an gewecktem Ehrgefühl und andern guten Gaben mit nach Hause bringen, dadurch wird die bei der Landarbeit unterdessen aufgelaufene Versäumniß hinreichend ersetzt. Allerdings verlieren manche Reservisten und Landwehrmänner diese Vorzüge bald wieder, doch das ist nicht die Schuld der vorzüglichen militärischen Schule, sondern das ist die Schuld der Schlaffheit und falschen Freiheit des bürgerlichen Lebens, welches dafür diesen Leuten die Thore nur zu weit öffnet. Dennoch bleibt immer die größere Zahl übrig, welche sich ihr Lebelang vor anderen Arbeitern und Dienstboten die Soldatenvorzüge zu reserviren weiß, und diese jungen Leute reussiren immer noch zuerst als Leibkutscher auf dem Bock oder als Wirthschafts-Voigte auf dem Herrschaftshofe, oder als Aufseher bei den Arbeitern, weil es heißt: „Der Mann ist Soldat gewesen." Die Reorganisation entzieht mithin nur scheinbar Arbeitskräfte, in Wahrheit giebt und gewährt sie. Den Beweis dafür in der Negative liefert auch ein Nebenterrain. Von dort werden nicht 20,000 Rekruten auf drei Jahr unter's Gewehr gestellt, dennoch ist der Mangel derselbe; wenn die Landwirthe vor Verdruß die Hände reiben, weil zur Miethszeit keine Knechte zu finden, müssen sie nicht auch ihre Frauen noch trösten, die ob der fehlenden Mägde, Köchinnen, Haus- und Kammermädchen jammern und klagen? Hier wie dort, dort wie hier derselbe Mangel.

Aber er ist auch hier nur ein relativer. Es giebt auf dem Lande

vom Genre des Arbeiterstandes Frauen und Mädchen im Ueberfluß, zu allen andern Geschäften bereit und willig, nur nicht zum Dienen und Gehorchen in Haus- und Feldarbeit. Kurz, wenn mit wenigen Worten die Erscheinungen auf diesem Gebiete präcisirt werden sollen, so ist einfach zu sagen: menschliche Individuen des Arbeiter- und Dienstbotenstandes sind zur Genüge vorhanden, aber die Leute tragen ihre Arbeitskräfte fort von dem heimathlichen Boden auf andere Arbeitsfelder, in andere Arbeitsstätten. Damit sind die in den letzten Decennien in so ungeheuren Dimensionen sich ausbreitenden Werkstätten der Industrie, die Fabriken, gemeint, dazu die großartigen öffentlichen Bauten bei Eisenbahnen, Deichaufschüttungen ꝛc., und endlich die durch beschleunigte Verkehrsmittel erleichterte Lauflust des Gesindes nach den größern Städten, wo man nicht mehr Knecht und Magd heißt, sondern in Condition tritt. In Fabrikdistrikten, in der schlesischen Gebirgsgegend, im Magdeburgischen und Umgegend sitzen 80 pCt. der Arbeiterklasse, die sonst ländliche Beschäftigungen trieben, in Fabriken an der Maschine, und in andern Gegenden üben die nur vereinzelt auf dem Lande etablirten Spinnereien und dergl. einen ähnlichen Einfluß. Wo eine Fabrik im Betriebe, da absorbirt dieselbe auch die Arbeiterkräfte der nächstliegenden Ortschaften, wo sie noch fehlt, da bewirken diesen Arbeiterabzug die öffentlichen Bauunternehmungen und die Zuglust nach den großen Städten. Fahrgelegenheiten führen bequem und billig nach der nächsten Eisenbahn, diese spedirt vierter Klasse schnell nach Frankfurt, Breslau, Berlin oder in ein anderes fernes, vermeintliches Utopien, wo Dienst und Arbeit mit höherem Lohne bezahlt werden als zu Hause. Das zieht und lockt, und Alles, was Schwungfedern fühlt, auszufliehen aus dem heimathlichen stillen Neste, setzt sich mit dem Frühlingswehen in Zug und Bewegung. Nur wo etwa besondere Rücksichten fesseln oder Familienbande zurückhalten, oder wo, wie nachher gezeigt werden soll, noch ein gutes Element in der Natur dieser Leute vorwiegend ist, wird die Heimath nicht verlassen und die Leute bleiben in derjenigen Arbeit, wozu unser Herrgott sie mit Gaben und Kräften ausgestattet hat.

Wie soll diesen, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Zuständen abgeholfen werden, wenn dadurch die Grundbesitzer so sehr beschädigt sind? Die Lösung der Frage ist ein sehr schwieriges Problem. Der riesige Fortschritt der Industrie läßt sich nicht aufhalten zu Gunsten der Landwirthschaft. Die Freiheit der Arbeiter, unbeschränkt zu verfügen über ihren Reichthum, die Arbeitskräfte, kann nicht gehindert werden. Eben so wenig kann ein polizeiliches Edikt die Wanderlust und den Geschmack zum genußreichen Großstädterleben den Dienstboten untersagen. Es ist ein Fieber, das zu heilen kaum ein wirksames Mittel zu finden sein wird. In diesem Lebensalter, in welchem Dienstboten stehen, ist ja in allen Ständen der Zug nach Freiheit, Ungebundenheit, das Verlangen, die Welt zu sehen, mächtig und stark. Sollen Knechte und Mägde, da ihr Erspartes ausreicht zum Reisen, nicht auch dieser Neigung Folge geben?

Namentlich macht die illusorische Freiheit die Fabrikarbeit anziehend. Sind die bestimmten Stunden an der Maschine abgelaufen, so bewacht die

ledigen Leute keine Hausordnung. Jede Zerstreuung in Wirthshäusern, jede Ausschweifung ist gestattet und der ganze Sonntag gehört den Arbeitern für Sonntagsbelustigungen. Auch ist Geld da, das Vergnügen zu verfeinern, weil der Fabrikherr nicht etwa quartaliter, sondern wöchentlich oder monatlich baar auszahlt. Wie öde, einförmig und gefesselt erscheint dagegen die Lage eines Knechtes und einer Magd, die auf allen ihren Wegen durch die Herrschaft beobachtet werden! Auch legt dieselbe, wenn sie eine vernünftige Herrschaft ist, ihren Leuten gar noch die Pflicht auf, besondere Erlaubniß einzuholen, wenn sie in eigenen Angelegenheiten das Haus verlassen oder an einem Sonntagsvergnügen Antheil nehmen wollen. Eben so finden die Arbeiter bei öffentlichen Bauten mehr Freiheit, mehr Vergnügen, mehr Geld als zu Hause bei dem einförmigen Landleben. Auch schon verheirathete Leute wollen lieber auswärts ihre Sommerarbeit haben, in ungebundener Gesellschaft mit den Standesgenossen ihre Freistunden und freien Tage verleben, als daheim die Familiensorgen mit dem Weibe theilen. Außerdem führt draußen der Vater für sich allein einen ganz anderen Tisch als zu Hause in Gemeinschaft mit Weib und Kind.

Die gute Hälfte kräftiger Arbeiter verläßt daher im Frühjahr ihren Wohnort. Man sucht Arbeit in der Fremde. Mancher Tagelöhner kehrt zum Winter mit so viel Erspartem zurück, daß er damit die Existenz seiner Familie dann sichert, sehr Viele aber kommen mit leeren Taschen heim und sind dazu an Leib und Seele herunter gekommen. Wenn die bisher genannten Abzugswege den für die Grundbesitzer so empfindlichen Arbeiter- und Dienstbotenmangel herbeiführen, wie soll diesem Uebel gesteuert werden? Verbote von Seiten des Staats sind auch gegen derartige Auswanderung unmöglich und wären ungerecht. Höchstens könnte aus Sittlichkeitsrücksichten, um der Gefahr der Jugendverführung vorzubeugen, für das Lebensalter bis 18 oder 20 Jahren den Minorennen, oder solchen jungen Leuten, die ohne väterliche Begleitung auswärts in Arbeit und in Dienst gehen, eine Beschränkung der Arbeitspässe oder Diensterlaubnißscheine auferlegt werden. Doch auch dieser Rückstau gegen die allgemeine Strömung wäre ein unmerklicher. Es bliebe den Grundbesitzern nur ein geringer Theil ungeübter Kräfte reservirt. Auf anderem Wege muß hier ein einschlagendes Mittel versucht werden, und ein solches gewährt allein die Concurrenz.

Die Grundbesitzer mögen Concurrenz machen allen andern Mächten, welche gegenwärtig ihnen das werthvolle Capital, die Arbeitskräfte entziehen. Freilich nicht Concurrenz in Lohnerhöhung, nicht in Gewährung von mehr Freiheit, nicht in Anerbietung einer genußreichern Lebensweise. Da wüchse den Leuten nur mit dem Essen der Appetit, das wäre eine Schraube ohne Ende, und die Grundbesitzer würden schließlich die eigene Existenz mit in den Kauf geben. Aber ein Anderes ist Concurrenz in der ganzen Lebensstellung, die der Grundbesitzer seinen Leuten als stabilere, nachhaltig gesichertere begründen helfen kann, während jene Mächte das nicht vermögen. Wird auf jenen andern Arbeitsstationen dem Tagelöhner das mobile Geld reichlich geboten, so biete es der Grundbesitzer seinen Leuten auch, aber nicht reichlich, sondern

mäßig, etwa durchschnittlich auf alle Jahreszeiten, 4 Sgr. für Frauen-, 6 Sgr. für Mannesarbeit. Dazu biete er aber auch ein Immobile, das einen höhern Werth hat als Geld, nämlich die Gelegenheit, durch eigene Erwerbung der nöthigsten Ackerfrüchte einen Hausstand sicher zu erhalten. Genügend Land zu Kartoffeln und Flachs, freie Grasnutzung für ein paar Ziegen oder wenn irgend möglich für eine Kuh. Auch freie Wohnung und freies Feuerungsmaterial sind zu gewähren. Namentlich ist diese letztere Zugabe eine durchaus erforderliche, soll die Noth im Winter nicht Spitzbuben machen. Der Preis des Holzes ist jetzt so unverhältnißmäßig hoch, daß ehrlicher Erwerb desselben für Geld dem Tagelöhner geradezu eine Unmöglichkeit wird. Wenn diese Zuschüsse dem gesetzten Geldlohne zutreten, wenn sie in unverblümter Humanität ganz frei gewährt werden und nicht etwa, wie vieler Orten geschieht, eine unerschwingliche Menge Arbeitstage dafür zu leisten sind, welche den obigen Geldverdienst der Tagelöhner wieder abschneiden, dann ist der Arbeiter mit seiner Lebensstellung von selbst an die Scholle gebunden, dann hat er für die Feldarbeit Interesse, weil sein eigenes mit eingeschlossen ist, dann wird er die Erquickung des regelmäßigen und sorgenlosen Familienlebens auch in Rechnung zu bringen wissen und eine Lebensweise außerhalb des Heimathsortes, obschon sie höhere Geldverdienste verspricht, jenen werthvollern Gütern nachstellen. Was dann von Leuten noch unstät und flüchtig bleiben wollte, dürfte unschwer zu entbehren sein, die bessern Kräfte sind dann den Grundbesitzern reservirt.

Wäre dieser erste Schritt in der Concurrenz gethan, dann möge man sich nicht scheuen, noch einen zweiten zu versuchen, wenngleich dabei der Appell an die Opferwilligkeit des Grundbesitzerstandes ein sehr ernster ist. Wir meinen die Unterhaltung der Arbeiter-Invaliden und Arbeiter-Veteranen, Dienstboten mit eingeschlossen.

Viele Fabrikherren haben dafür schon Einleitung getroffen, jedoch dünkt es uns, als wäre die dabei proklamirte Humanität nicht ganz ächt, indem mit wenigen Ausnahmen die Leute dort nur von ihrem eigenen Brode, wovon ihnen in ihren Arbeitsjahren immer ein Bissen auf Pensionskasse vorweg abgeschnitten wurde, zehren.

Von solchen Einrichtungen kann man sich nicht denken, wie sie den Arbeiter anspornen sollen zum Fleiß, zur Treue, zur sittlichen Tüchtigkeit; kann man sich nicht denken, wie sie das Herz der Dienenden dem Herzen des Dienstherrn zuwenden sollen. Das Ganze ist ein Rechenexempel nach den Regeln der Sparsamkeit. Was dabei herauskommt, fällt allen abgenutzten Arbeitern, ohne Unterschied der sittlichen Qualität zu. Da hat in den Tagen des Alters und der Bedrängniß die ganze Masse ihr Versorgungs-Anrecht, treue und untreue, gute und schlechte Arbeiter sitzen schließlich auf derselben Ruhebank.

Soll die Aussicht auf ein sicheres Invalidenbrod oder eine Veteranenpension die Leute zur Treue, zur Anhänglichkeit an die Arbeitgeber, überhaupt zur Gewissenhaftigkeit hinziehen, so muß sie ihnen als eine Wohlthat erscheinen, daran sie keinen berechtigten Anspruch haben, die ihnen aber sicher bleibt,

wenn sie ihre Pflichten treu erfüllt haben, die ihnen verloren geht, wenn sie ihre Pflichten vergessen. Wir wollen hier einen peinlichen Punkt nicht eingehender berühren, daß nämlich auch von den Grundbesitzern in Bezug auf ihre Arbeiterversorgung zur Zeit des Alters ꝛc. viele Unterlassungssünden begangen werden, daß manche Herrschaften nicht frei sind von Hartherzigkeit, wo die bloßen Menschlichkeitsgefühle nur gefordert werden. Nur das sei hervorgehoben, daß die gegenwärtige Versorgung der Arbeiter-Invaliden und Arbeiter-Veteranen, wie sie die Armengesetze anordnen, nie dahin führen kann, den Arbeiterstand, schon ehe Alter und Hülflosigkeit eintreten, anzuspornen, um solcher aussichtlichen Verpflegung willen sich in treuer Gesinnung den Arbeitgebern anzuschließen. Alles ist hier todter Buchstabe, Vorschrift, Zwang, am Ende Erbitterung, Krieg und Streit verschiedener Parteien, zwischen Gutsherren, Gemeinden ꝛc. um den Preis der Unterlassung der Nächstenliebe.

Die Einrichtung eines Unterstützungsvereins für Arbeiter-Veteranen muß eine That christlicher Liebe sein. Die zusammengelegten Hülfsmittel mögen die Grundbesitzer aber nicht als eine Collecte im gewöhnlichen Sinne ansehen, denn dann wird die Gabe bald zuviel und sauer. Man zähle die Beiträge zu den Summen, womit man die andern Güter versichert. Wie hoch sind nicht diese Zahlungen! Muß denn aber ein Assecuranzbeitrag für das allerwerthvollste Gut, die Arbeitskraft, nicht mit gleichem Maße gemessen werden? Ein Plan zu dem Unternehmen ließe sich etwa also aufstellen: Die Grundbesitzer einiger Ortschaften oder eines Kreises bilden einen Fonds, aus welchem sittlich bewährte, treue Arbeiter und Dienstboten nach eingetretener Dienstunfähigkeit angemessene Unterstützung erhalten, ähnlich wie die Veteranen des Vaterlandes. Aussicht auf diese Wohlthat haben nur solche Personen, die ihre Arbeitskräfte in Arbeit und Dienst auf eine bestimmte längere Reihe von Jahren bei den Vereinsmitgliedern verwendet haben, wenn zugleich die von diesen geführten Arbeits- und Dienstbücher kein Vergehen, keine Unsittlichkeiten oder Veruntreuungen nachweisen. Es ist zu erwägen, daß die Beiträge beim Mißlingen der Sache nie weggeworfen sind. Gezahlt wird ja hier erst dann, wenn der Gewinn für den Einsatz schon erhoben ist, wenn der Arbeiter die gute Probe bestanden hat. Stellen sich aber keine würdigen Veteranen heraus, so erhalten die Actionäre ihr Geld zurück. Hierdurch wird eine Allianz gefunden zwischen Grundbesitzer unter einander, welche der edle Zweck schon heiligt, und anderseits zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, auf der Segen ruhen muß. Mit diesen beiden Propositionen:

a) die Grundbesitzer mögen den Arbeitern eine stabile Lebensstellung sichern, dabei Letztere auch für sich säen und ernten;

b) die Grundbesitzer mögen den Arbeitern eine sichere Aussicht auf Altersversorgung verbürgen;

sei ein schwacher Versuch gemacht, um auf die schwierige Frage, wie dem Mangel an Arbeitern, auch beziehungsweise an Dienstboten abzuhelfen sei, eine Antwort zu geben. Daß damit die Grundbesitzer einen sichern Schritt

vorwärts gethan haben möchten, in unserer ernsten Zeit die falsche Strömung der ländlichen Arbeiterbevölkerung nach andern Gebieten hin einigermaaßen zum Stehen zu bringen, ist wohl nicht zweifelhaft. Vor allen anderen Leuten hätten Mittel und Kräfte dazu die reicheren Grundbesitzer, die Herren großer Herrschaften.

Aber gerade diese Höchstgestellten, die Koryphäen des reichen Grundbesitzes, verschulden bisweilen an der Sorge um Arbeiter-Verpflegung, im Bereich ihrer Güter, das allermeiste. Die Güter werden verpachtet, die Pächter zahlen die höchsten Pachten, und als Zugabe wird diesen die Pflicht der Armenpflege, Versorgung nothleidender Arbeiter ꝛc. mit in Pacht geworfen. Leicht mag diese Methode sein, um die Güter dieser Erde möglichst sorgenfrei zu verbrauchen, aber sie ist weder weise, noch christlich human.

Gheel, eine Stadt von Geisteskranken.

Das jetzt als Aufenthaltsort der unglücklichen Kaiserin Charlotte so oft genannte Gheel liegt in einem ausgedehnten belgisch-holländischen Landstriche, von dem ein Theil zur Provinz Antwerpen, ein anderer zu Limburg und ein dritter zum niederländischen Brabant gehört. Derselbe ist unter dem Namen Kempen, Campine (Campania Brabantica) bekannt. Der Boden der Campine ist unbebaut und mit Haidekraut und Fichtengestrüpp bedeckt. Eine Ausnahme davon machen indeß die Städte und Dörfer, welche sich durch Sorgsamkeit der Bearbeitung auszeichnen. Die Campine hat den Beinamen des belgischen Sibiriens erhalten; sie ist in der Kriegsgeschichte berühmt durch die heftigen und blutigen Kämpfe zwischen den Preußen unter v. Borstell und den Franzosen am 11. Januar 1814 bei den Dörfern Loenhout und Hogstraeten, die mit dem Rückzuge des französischen Generals Roguet endigten.

Gheel liegt im Mittelpunkte der Campine und ist mehrere Meilen von jedem menschlichen Wohnsitze entfernt: es ist rings von Haideland eingeschlossen, wodurch den Bewohnern die Bewachung der ihnen anvertrauten Kranken sehr erleichtert wird. Die Natur selbst scheint für die Sicherheit der Colonie gesorgt zu haben.

Welches ist der Ursprung der Colonie? Die Gründung derselben fällt der Tradition nach in die erste Zeit nach Einführung des Christenthums in Belgien. Seit dem 7. Jahrhundert erhob sich in den Wüsten des Kampen-Landes eine Capelle, die dem heiligen Martin, dem Apostel der Gallier, geweiht war. Einige von frommen Leuten erbaute Zellen umgaben sie und bildeten den ersten Kern des heutigen Gheel. Hierher flüchtete sich die junge Tochter eines Königs von Irland, um sich der sträflichen Liebe ihres Vaters zu entziehen. Dymphne, dies war der Name der jungen Prinzessin, wurde auf ihrer Flucht von einem Priester, Namens Gerrebert begleitet, der sie zum Christenthum bekehrt hatte. In diesem Asyl hoffte sie in Frieden zu

leben und vergessen von der Welt zu sterben, aber weder Einsamkeit noch Entfernung konnte sie schützen. Ihr Vater entdeckte ihre Spur, verfolgte und erreichte sie, Gerrebert ließ er durch seine Diener ermorden, und da sich Niemand fand, seine blutigen Befehle gegen seine Tochter auszuführen, enthauptete er sie mit eigener Hand. Arme Irren des Landes, die Zeugen des entsetzlichen Vorganges waren, oder, wie andere Berichte sagen, die das Mitleid auf das Grab des Schlachtopfers führte, wurden geheilt. Das Verdienst dieser Heilung schrieb man dem heiligen jungen Mädchen zu, die seitdem die geliebte Schutzpatronin der Geisteskranken geworden ist. Angezogen durch die Hoffnung auf ein Wunder, führten neue Familien ihre irren Angehörigen an den Fuß des Kreuzes, das zur Erinnerung an die Tugend und das Märtyrerthum der heiligen Dymphne errichtet worden war. Bald wurde der Gebrauch allgemein, die Besucher vertrauten ihre Kranken der Sorgfalt der Bewohner an, die sich in immer größerer Zahl um die heilige Stätte ansiedelten; es entstand ein Städtchen, und wo früher die Capelle des heiligen Martin stand, wurde im 12. Jahrhundert eine schöne, große Kirche zu Ehren der heiligen Dymphne erbaut.

Jahrhunderte lang gab es in der Colonie keinen Arzt. Der Kranke, für den man den Beistand der Heiligen anrufen wollte, wurde in einem Krankenhause untergebracht, das an die Kirche stieß. Dasselbe bestand aus zwei großen Räumen, welche der Familie, die zur Bewachung des Kranken beordert war, als Wohnung dienten. An jeden stieß ein Cabinet mit einem vergitterten Fenster. Ein starkes eichenes Bettgestell, an jeder Seite mit befestigten Riemen und Ketten versehen, bildete das ganze Mobiliar. Jeden Tag wurde der Kranke, unter Anführung der Geistlichkeit und umgeben von der Volksmenge, welche Loblieder auf die heilige Dymphne sang, dreimal um die Kirche geführt. Mit jedem Umzuge war eine Wanderung zum Grabe der Heiligen verbunden, das unter einer Art von Säulengang errichtet ist. Der Kranke schleppte sich knieend zu demselben; er wurde hier exorcisirt und dann nach dem Krankenhause zurückgebracht.

Jetzt nimmt man nur selten seine Zuflucht zur heiligen Dymphne; es geschieht nur, wenn die Familie es ausdrücklich wünscht.

Im Jahre 1803 wurde v. Pontécoulant, damals Präfekt der Dyle, auf die großen Vortheile aufmerksam, welche die Colonie für die Unterbringung der Irren darbot. Wie er sagte, glaubte er einer Pflicht der Menschlichkeit und einer Anforderung seiner Stellung nachzukommen, indem er für diese Unglücklichen eine Zuflucht wählte, welche sich durch einen langjährigen Erfolg empfahl. Demzufolge ließ er in Gheel alle Irren aufnehmen, die in den Hospitälern von Brüssel zerstreut waren. Das Beispiel wurde bald von Mecheln, Lier, Tirlemont und anderen Städten zweiten Ranges befolgt. Als Belgien mit Holland vereinigt wurde, schickten die nördlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl von Irren hierher. Zuletzt trafen Namur, Hennegau, Lüttich und Luxemburg Abkommen mit der Municipalität von Gheel.

Da die Colonie einen so raschen Aufschwung nahm, so hätte man, scheint

es, auch an ihre innere Organisation denken müssen. Das geschah aber nicht. Gheel war nur ein Aufbewahrungsort, eine Art Botany-Bay, wohin Belgien die Irren sandte, die nach einer Behandlung von einigen Wochen für unheilbar erachtet worden waren.

„Es ist sehr wahr", so drückte sich der Schöffe Verbist in einem an den Communalrath von Gheel abgestatteten Bericht vom 19. November 1838 aus, „daß dieser Stand der Dinge von jeher die Aufmerksamkeit der Vorsteher der Gemeinde erregt hat, aber die meisten Polizei-Verordnungen waren veraltet und in Vergessenheit gerathen." Schwere Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Die Leitung von mehr als 700 Irren war, so zu sagen, dem Zufalle überlassen. Dieselbe Nachlässigkeit herrschte in administrativer und medizinischer Hinsicht; die Irren verweilten in der Gemeinde und verließen dieselbe, ohne daß die Behörde Kenntniß davon erhielt. Die Colonie war ein großes Feld der Beobachtung, das aber unfruchtbar für die Wissenschaft blieb. Eine Radikal-Reform schien unter solchen Umständen unvermeidlich.

Demzufolge nahm der Communalrath von Gheel im Jahre 1838 ein organisches Reglement für die Polizei- und Aufsichts-Verwaltung an, nebst den Grundlagen der medizinischen Leitung.

Man zählt nicht weniger als 10,000 Bewohner in der Gemeinde Gheel, von denen ein großer Theil in Flecken lebt, welche vom Central-Dorfe mehr oder weniger entfernt sind. Die Irren sind auf allen Punkten der Gemeinde verstreut. Alle Bewohner der Gemeinde, welchen Stand oder welche Beschäftigung sie auch haben mögen, können solche bei sich aufnehmen. Die Aufnahme erfolgt nach Akkord mit der Familie oder mit den Hospitälern. Die meisten Irren leben hier auf Kosten der Regierung.

Es giebt keinen bestimmten Preis für die Pensionen; dieselben wechseln nach Verhältniß des Unterhalts und des Comforts, der für die Kranken gefordert wird. Im Allgemeinen steigen sie nicht über 300 Gulden und fallen nicht unter 100 Gulden.

Jeder Irre steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Pflegevaters (so heißt der, dem der Kranke anvertraut wird). Der Pflegevater ist verbunden, seinem Pensionair eine gesunde und reichliche Nahrung, eine gesunde und luftige Wohnung, ein gutes Bett u. s. w. zu liefern. (Art. 21 und 22 des Reglements.)

Monomane, welche eine entschiedene Neigung zum Morden oder zum Brandstiften haben, werden nicht in Gheel aufgenommen. (Art. 4.)

Alle Irren werden, wie sie ankommen, und mit allen über sie zu erhaltenden Notizen, in ein Register eingetragen. (Art. 5.)

In einer Niederlassung wie diese muß eine thätige und unablässige Aufsicht stattfinden. Es giebt keinen Irren in Gheel, der nicht eine Aufsichts-Commission oder einen besonderen Direktor zu seiner Bewachung hat. Die allgemeine Beaufsichtigung der Irren fällt der Lokal-Verwaltung zu. (Art. 17.) Die Hospitäler, Städte, Gemeinden, welche Irren in Gheel unterbringen, können besondere Beaufsichtigungs-Commissionen auf ihre Kosten ernennen oder Bevollmächtigte zu diesem Zwecke abordnen. Indeß bleibt die specielle

Beaufsichtigung unter der Controlle der Bürgermeister und Schöffen-Versammlung. (Art. 18.) Die verschiedenen Mitglieder der Beaufsichtigungs-Commission haben die Pflicht, die Kranken häufig und unangemeldet zu besuchen. Der Eintritt in jede Wohnung steht ihnen zu jeder Stunde offen; sie lassen sich den Kranken vorführen, untersuchen sein Zimmer, sein Bett und nehmen seine Klagen an. Der Kranke wird augenblicklich von seinem Pflegevater weggenommen, wenn derselbe ihn aus Mangel an Sorgfalt in Unreinlichkeit verfallen läßt. (Art. 31.) Wenn der Pflegevater sich nicht beeilt, die von der Commission angegebenen Verbesserungen einzuführen, so verliert er ebenfalls seinen Kranken, für den dann eine andere Unterkunft gesucht wird. Wenn ein Pflegevater seinen Irren schlägt oder mißhandelt, und nicht nachweisen kann, daß er es aus Nothwehr gethan hat, so wird er für ehrlos erklärt und kann nie wieder einen Irren in Pension bekommen. (Art. 29.)

Die Irren theilen die Arbeiten und täglichen Beschäftigungen der Familie, welcher sie anvertraut sind. Einige gewöhnen sich so sehr an diesen Zustand, daß sie in der Colonie bleiben, selbst wenn sie geheilt sind. Die meisten Irren dürfen im Dorfe und in der Umgegend frei umhergehen. Jedoch sollen sie nach der Bestimmung des Reglements im Sommer nicht vor 6 Uhr und im Winter nicht vor 8 Uhr ausgehen. Im Winter müssen sie um 4 Uhr Abends und im Sommer um 8 Uhr Abends nach Hause zurückkehren. Jeder Pflegevater muß für die Aufrechthaltung dieses Reglements sorgen, wenn er nicht in eine Geldstrafe verfallen will. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind diejenigen Kranken, welche wegen ihres unschuldigen Wahnsinns notorisch bekannt sind; indeß dürfen sie nicht in der Nacht umherstreifen. In die Kirche dürfen sie nur in Begleitung einer Person aus dem Hause gehen.

Außer diesen Beschränkungen erfreuen sich die Irren aller Wohlthaten der Gesellschaft, und sie können, wie der Schöffe Verbist sich ausdrückt, sich noch der Gesellschaft nützlich machen, die sie auszustoßen scheint. In der That führt die Colonie dem Ackerbau und den verschiedenen Gewerbthätigkeiten die Kräfte der Irren zu, welche durch diese Arbeiten Zerstreuung erhalten und dadurch auf den Weg der Heilung geführt werden.

Man findet in Gheel nicht nur Handwerker aller Art, sondern auch Sprach-, Zeichnen-, Rechnen- und Schreiblehrer. Es besteht sogar eine Harmonie-Gesellschaft, welche ein Irrer gegründet hat. Der Besuch der Kaffeehäuser ist den Irren nicht verwehrt und man sieht sie hier häufig mit der Pfeife im Munde neben dem Bierkruge sitzen oder auch Karten und Billard spielen. Ausschweifungen können nicht vorkommen, denn der Wirth, bei dem sich ein Irrer berauschen würde, müßte eine Geldstrafe zahlen, die seinen möglichen Gewinn weit übersteigen würde.

In unseren Irren-Anstalten können die hohen Mauern und die strengste Aufsicht nicht immer Entweichungen verhindern. Demgemäß sollte man bei dem ungestümen Freiheitsdrange dieser Kranken glauben, daß solche Fälle in Gheel sehr häufig vorkommen müßten. Dennoch beträgt die jährliche Durch-

schnittszahl nur 6 oder 8 unter 1000 Irren. Allerdings sind auch vorbeugende Anordnungen gegen Entweichungen getroffen worden. Der Irre, welcher eine fixe Idee zur Flucht zu erkennen giebt, oder der schon einen solchen Versuch gemacht hat, wird darum nicht gänzlich der Freiheit beraubt. Man thut dies nicht gern und nimmt lieber zu einer nicht schweren Kette seine Zuflucht, deren Ringe mit Leder ausgeschlagen werden und die dem Kranken noch eine gewisse Freiheit der Bewegung läßt. Die Irren, welche zum Selbstmorde hinneigen, erfreuen sich nicht derselben Freiheit wie ihre Unglücksgenossen, sondern stehen unter besonderer Aufsicht. Die statistischen Berechnungen beweisen übrigens, daß Selbstmorde nur selten in der Colonie vorkommen.

Der Art. 24 des Reglements bestimmt, daß die wüthenden und gefährlichen Irren, so wie die schamlosen, an besonderen Orten aufbewahrt werden sollen. Die Irren dieser Art sind aber auch selten in der Colonie, und der Grund ist wohl hauptsächlich in der Freiheit zu suchen, die ihnen gelassen wird. Wenn die Tollheit den entschiedenen Charakter der Raserei annimmt, so kann man nach dem Artikel 26 des Reglements Zwangsmittel gegen sie anwenden, nämlich Einsperrung, die Zwangsjacke und sogar Ketten. In einem solchen Falle erstattet der Spezial-Aufseher Bericht an die Verwaltung, welche das Gutachten des Arztes einholt; giebt dieser das Zeugniß, daß eine solche Behandlung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken haben kann, so wird der Pflegevater ermächtigt, eines der angegebenen Zwangsmittel anzuwenden. Diese Bestimmung trägt unstreitig den Charakter weiser Vorsicht und sichert den Kranken gegen Mißhandlungen.

In Gheel werden alle Irren, Männer wie Frauen, mit Handarbeiten beschäftigt, wenn ihr physischer Zustand es zuläßt. Vorzugsweise werden sie zu Feldarbeiten verwendet. Diese Arbeiten sind denselben offenbar am zuträglichsten, weil sie gleichförmig die Muskelkräfte anregen, wenig Aufmerksamkeit erfordern und unter freiem Himmel vollzogen werden. Die günstige Wirkung bleibt nicht aus und gewöhnlich gelangen die Irren zu einem hohen Alter, oder werden als geheilt entlassen. Die Zahl der Letzteren ist aber sehr gering im Verhältniß zu der Gesammtzahl der Irren, dennoch aber sehr bedeutend im Verhältniß zu der Qualität derselben, denn es darf nicht übersehen werden, daß nur diejenigen Kranken hierher gesendet werden, welche schon früher eine Behandlung bestanden hatten und für unheilbar erklärt worden waren. Auch ist zu bedenken, daß sich in Gheel eine Menge von Paralytischen, Epileptischen und Blödsinnigen befindet, deren absolute Unheilbarkeit überall feststeht.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die halboffiziellen Blätter in Wien und Paris strafen jetzt ihre frühere feierliche Versicherung, daß es sich in Salzburg lediglich um einen Condolenzbesuch handeln werde, bereits selbst Lügen. Der „Constitutionnel“ verkündet, daß dem europäischen Gleichgewichte neue wichtige Bürgschaften gegeben worden seien, und die „Wiener Abendpost“ bringt folgende pomphafte, obwohl etwas vage Versicherung:

„So viele glänzende Aeußerlichkeiten die Zusammenkunft gebracht hat, so hat sie ihren Zweck thatsächlich nicht bloß in diesen Aeußerlichkeiten erfüllt. Ihre wohlthätigen und segensreichen Folgen im Interesse beider Staaten, im Interesse der Erhaltung des europäischen Friedens und des Schutzes der ruhigen civilisatorischen Entwickelung der Völker Europa's werden hoffentlich bald zum Gemeingut Aller geworden sein.“

Eine andere Notiz des Wiener Blattes fügt den Gefühlen „hoher Befriedigung“ über das Ergebniß der Zusammenkunft nur die beschwichtigende Bemerkung hinzu, daß dasselbe „ein nach keiner Seite hin offensives sein wird und soll.“

Die Wiener „Neue Freie Presse“ begleitet diese Versicherung mit folgenden Glossen:

„Das Ergebniß soll ein nach allen Seiten hin defensives sein, deutet man uns an, das heißt Oesterreich wird seine Position, wie sie durch den Prager Frieden gegeben ist, vertheidigen, falls dieselbe angegriffen wird.. Will das sagen, daß Oesterreich in der Ausdehnung des norddeutschen Bundes über den Main hinaus einen solchen Angriff erblicken wird? Heißt es, daß, wenn Frankreich hieraus einen Kriegsfall macht, Oesterreich verpflichtet ist, ein Gleiches zu thun? Wo wäre in solchem Falle die Grenze zwischen offensiv und defensiv? Eine solche Defensive kann nicht gemeint sein. Läge dies in der Tendenz Oesterreichs, so müßte seit Jahr und Tag doch schon Manches von Wien aus gethan worden sein, um in Süddeutschland jenen im Prager Friedensschlusse vorgesehenen Bund zu schaffen, welcher mit dem norddeutschen Bunde wohl in nähere Verbindung treten, nimmer aber in demselben aufgehen darf. Was aber ist in dieser Beziehung geschehen? Von österreichischer Seite gar nichts, und von Seite der süddeutschen Regierungen ist Alles gethan worden, um den süddeutschen Bund zu vereiteln. Eine diplomatische Aktion zur Herstellung des süddeutschen Bundes käme also jetzt schon zu spät; sie würde resultatlos bleiben. Das ist der Fluch der französischen Vermitte-

lung, welche den Prager Friedensschluß herbeiführte. Die Napoleonische Diplomatie pflegt in solchen Fällen immer den einen oder den anderen Punkt so unklar oder so vieldeutig zu definiren, daß einer künftigen Einmischung Thür und Thor geöffnet bleibt. Die Stellung Süddeutschlands hat der Prager Friede als für später vorbehaltenen Streitfall völlig in der Schwebe gelassen. Ein süddeutscher Bund ist nur denkbar, wenn er eine Anlehnung hat; denn ohne eine solche kann er der Attraktionskraft des norddeutschen Bundes nicht widerstehen. Naturgemäß wäre Oesterreich der Rückhalt Süddeutschlands; nachdem aber dieses aus Deutschland überhaupt ausgeschlossen wurde, liegt nach dem Prager Frieden nur die Alternative vor, daß Süddeutschland entweder vom norddeutschen Bunde absorbirt wird, oder daß es als selbstständiger Bund bei Frankreich eine Anlehnung sucht und findet. Diese Situation kann auf die Dauer keinen Bestand haben, sie drängt zur Entscheidung. Nicht Schleswig, sondern die Herrschaft in Süddeutschland bildet das Object des preußisch-französischen Krieges, und mit dieser Eventualität hängt die Salzburger Fahrt Napoleon's wohl zunächst zusammen."

Indessen will die „Neue Freie Presse" den Baron v. Beust keine Abenteuer an Frankreichs Hand zutrauen, und so kommt sie denn schließlich zu der Ansicht, daß Salzburg nur eine „Demonstration" war, durch welche der österreichische Minister Preußen den Gedanken nahe legen wollte, „endlich einmal eine Initiative zur Auseinandersetzung mit Oesterreich zu ergreifen." Darin läge die wahre Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens, „während jede Combination, die Frankreich einerseits und Rußland andererseits in die deutsche Frage mitverwickelt, die Gefahr einer allgemeinen europäischen Conflagration nur vermehren kann."

Wunderbar gewählt wäre die Kriegslist immerhin, durch welche nach der „Neuen Freien Presse" der Freiherr v. Beust Preußen an sein Herz ziehen will! Betrügt er Frankreich auf solche Weise, so würde er dessen tödtlichen Haß auf sich laden, und man hat wohl kein Recht, diesen Hintergedanken von vornherein der Salzburger Umarmung zuzuschreiben, obwohl der Augenblick kommen mag, wo jeder Theil den andern anklagt, daß er von ihm düpirt worden sei!

War vorerst auch Salzburg nur eine „Demonstration", so kann ihr Zweck doch kein anderer sein, als der, zunächst den süddeutschen Höfen das Gefühl eines Rückhalts an Oesterreich und Frankreich zu geben und sie so viel als möglich der nationalen Sache abtrünnig zu machen. Eine solche Demonstration ruft natürlich Gegendemonstrationen von nicht besonders freundlicher Beschaffenheit hervor. Dasjenige der preußischen Regierung nahe stehende Blatt, welches die „Auseinandersetzung mit Oesterreich" am Wohlwollendsten zu befürworten pflegt, hat sich bereits in folgender Weise vernehmen lassen:

„Es giebt der Hundsfötter nur wenig in Deutschland, die das Heil ihres Vaterlandes — oder vielmehr ihr eigenes — von Paris erhoffen. Man wird sie zu Boden schlagen, wenn's Zeit ist, den Verrath zu lohnen. Eins aber wolle man wohl beachten in den Tuilerien: Wie wir uns nicht

haben bethören lassen durch Schmeichelworte, so lassen wir uns auch nicht einschüchtern durch Drohreden. Wir verlangen nicht, der Präzeptor eines anderen Staates zu sein, aber wir lassen uns auch nicht discipliniren. Und ob man auch in Salzburg beschlossen hat, die „österreichisch-französische Auffassung irgend einer Frage“ nicht „durchkreuzen“ zu lassen, — wir sind nicht gemeint, diese europäische Dictatur anzuerkennen.“

Hiernach dürfte man sich wohl verrechnet haben, wenn man die preußische Regierung in der Stimmung glaubt, sich durch das außerordentliche Geräusch, mit dem man die angeblichen Salzburger Ergebnisse ausposaunt hat, einschüchtern zu lassen.

Der Prager Friedensvertrag schließt in seinem Artikel IV. für jede neue Gestaltung Deutschlands die Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates aus, und die Schutz- und Trutzbündnisse, welche für den Fall eines Krieges die Streitkräfte Bayerns, Württembergs, Badens und Hessens unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellen, machen jedes politisches Bündniß dieser süddeutschen Staaten mit Oesterreich oder einer andern Macht unmöglich. Der Prager Friedensvertrag aber ist erst ein Jahr alt; er kann mithin in seinen Bestimmungen noch nicht von der Zeit überholt worden sein; und eine Verletzung desselben von Seiten Oesterreichs und Frankreichs würde eine Frivolität sein, die von Preußen ohne Weiteres mit einer Kriegserklärung beantwortet werden müßte.

Das aber wäre der Weltkrieg, in welchem der französische Kaiserstaat um sein Kaiserhaus und das österreichische Kaiserhaus um seine Ländermacht kommen würde.

Preußen wird sofort Alles aufbieten, seine Stellung in Süddeutschland noch mehr zu befestigen. Was den bis jetzt in Süddeutschland erzielten moralischen Erfolg betrifft, so äußert sich darüber der „Schwäbische Merkur“ wie folgt:

„Niemand wird in diesem Augenblick mit Bestimmtheit sagen können, ob wirklich französischerseits ernsthafte Versuche gemacht wurden, Oesterreich für ein Südbundprojekt mit habsburgischer Schutzherrlichkeit zu gewinnen, vor Allem aber die süddeutschen Höfe diesem Plane geneigt zu machen, der an die Stelle des alten Rheinbunds einen Donaubund einführen und damit über Deutschland ein nationales Unglück, kaum geringer als jenes frühere, heraufbeschwören würde. Gewiß ist nur, daß nicht das mindeste Anzeichen vorliegt, als gäbe es eine süddeutsche Regierung, welche Geneigtheit zeigte, einen solchen Faustschlag in's Gesicht der deutschen Nation auszuführen. Kein süddeutscher Fürst hat sich an den Salzburger Berathungen betheiligt — nur der Großherzog von Hessen konnte es sich nicht versagen, zur Zeit derselben bei seinem Schwiegervater, dem alten König Ludwig von Bayern, auf Leopoldskron bei Salzburg zu Besuch anwesend zu sein — kein süddeutscher Minister hat zu Salzburg mit Beust, dem alten Bekannten aus der Würzburger Conferenzzeit her, unterhandelt. Nach wie vor bestehen die süddeutschen Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen, bestehen die Verträge über

die Zolleinigung Süd- und Norddeutschlands, steht das gemeinschaftliche Zollparlament vor der Thüre und bereiten sich die süddeutschen Truppen vor, in Organisation, Bewaffnung und Reglement der Heeresmacht des norddeutschen Bundes wie Glieder eines Körpers ähnlich zu werden. Eine Reise des Kaisers Napoleon nach Salzburg hat an diesen Thatsachen, den Folgen einer geschichtlichen Umwälzung, des Krieges von 1866, dessen Opfer den süddeutschen Bevölkerungen wahrlich nicht leicht geworden sind, nichts ändern können. Deutsche Politik ändert sich nicht im Handumdrehen in Rheinbundspolitik. Süddeutsche Regierungen haben sich in der Bedrängniß des vorigen Jahres theilweise schutzflehend nach Frankreich gewendet. Zwischen jenem Tage und dem heutigen liegt aber ein Jahr der politischen Entwickelung, das einen Mantel der Vergessenheit über jenen unseligen Zwischenfall gebreitet hat. Wenn der französische Kaiser glaubt, jetzt den Dank sich holen zu können für eine Lebensfristung, die schließlich doch nicht ihm zu verdanken war, so hat er sich getäuscht."

Aehnlich äußern sich die in München erscheinenden „Neuesten Nachrichten" in einem Artikel, betitelt: „Das constitutionelle Oesterreich", in welchem dieses in 40,000 Exemplaren verbreitete Blatt sich sehr entschieden gegen eine Verbindung Bayerns mit Oesterreich erklärt. Es habe sich schon vor 1866 für die Hegemonie Preußens ausgesprochen, weil der Absolutismus in Oesterreich eine Nothwendigkeit, in Preußen eine Zufälligkeit sei. Nicht allein der von Adel und Geistlichkeit beherrschte Willen der Hofburg fehle für den Constitutionalismus, sondern auch die Zusammensetzung des Staats stehe diesem entgegen. Den Ungarn sei der Dualismus gewährt und den Deutschen die constitutionelle Regierung zugesagt. Beide Versprechen seien aber den Croaten, Czechen und Polen gegenüber ohne Absolutismus nicht durchführbar. Jede Nationalität suche die „widerwillige" Verbindung mit dem Kaiserreiche zu zerreißen. Das Volk bei den Magyaren hätte die Galgen von Arad nicht vergessen. Der Frieden der Hofburg sei nur mit den Magnaten und dem ungarischen Clerus hergestellt. Die Croaten hielten die ihnen wegen des Kampfes gegen Ungarn gemachten Versprechen fest, daher ihr Widerstand gegen die Magyaren, ebenso wie die Feindschaft der Czechen gegen die Deutschen. Um die Herrschaft zu behalten, müsse Oesterreich zum Absolutismus gegen den slawischen Theil zurückkehren. Die Allianz mit Frankreich und den süddeutschen Staaten solle Oesterreich in der Erreichung dieses Zieles unterstützen. Die Süddeutschen würden im Falle des Sieges dazu beitragen, das österreichische Kirchengut unangetastet zu lassen. Frankreich würde ein Stück deutsches Land dann zum Lohne erhalten. „Das ist das Oesterreich von heute, das ist der Hort der Ultramontanen und Particularisten, das ist der projectirte Anlehnungspunkt des süddeutschen Staatenbundes." Siegt Oesterreich, „so werden wir zwar nicht das Reichsgesetz des Norddeutschen Bundes, aber den österreichischen Absolutismus, zwar nicht die preußischen Steuern bekommen, aber die österreichischen Schulden zu bezahlen und die österreichische Concordatswirthschaft zu ernähren haben. Unsere Soldaten werden zwar nicht unter der preußischen Führung Kriege für des deut-

schen Namens Ehre auszufechten haben, aber zu französischen Soldknechten degradirt werden", oder bestimmt sein, andere Völker im österreichischen Dienste zu unterdrücken. „Unsere Fürsten endlich werden wohl an Preußen von ihrer Souveränetät nichts abtreten müssen, dafür aber, von den Nachkommen verwünscht, von der Geschichte gebrandmarkt, ihre Befehle von Paris erhalten. Siege aber Preußen, so werde das „Depossedirtwerden" der Fürsten in nächster Nähe, wenn nichts Schlimmeres blühen. Es gebe eine große Anzahl von Leuten, die ein Bündniß mit Frankreich „Vaterlandsverrath" nennen. „Wir wollen nicht pactiren mit dem Erbfeinde der deutschen Nation und mit dem nackten Absolutismus, sondern wir wollen unabänderlich ein einheitliches deutsches Reich bilden."

Eine andere „Demonstration" um mit der „Wiener Freien Presse" zu reden — die Seitens Frankreichs gegen Preußen in Scene gesetzt worden, ist jetzt schon kläglich abgelaufen, wir meinen den Besuch einiger Franzosen in Kopenhagen, die sich nunmehr von dort verabschiedet haben. Ihr Abschiedsschreiben bewegt sich in denselben landläufigen Redensarten, in denen die französischen Herren sich in Dänemarks Hauptstadt bei den ihnen dargebrachten Huldigungen ergingen. Kein Einziger hat ein Wort von einiger Bedeutung zu sagen gewußt. Selbst der an dänischer Gesinnung mit „Dagbladet" wetteifernden „Kölnischen Zeitung" wird geschrieben, man habe sich hier immer gründlicher überzeugt, daß die praktische Bedeutung dieses ganzen französischen Besuchs anfänglich weit überschätzt worden sei. „Dazu soll unter den französischen Gästen selbst nur äußerlich eine gewisse Harmonie geherrscht, im Grunde aber eine vielfache Disharmonie stattgefunden haben, und man erzählt sich schon einige ergötzliche Anekdoten, wie die persönliche Eitelkeit und Sucht, um jeden Preis von sich reden zu machen, einzelner der französischen Journalisten auf eine wirklich oft belustigende Weise hervorgetreten sei. Auch die bekannte Ordenshascherei so vieler Franzosen zeigte sich jetzt wieder im hellsten Lichte, und wenn der König von Dänemark nicht seine Danebrogskreuze mit vollen Händen verschenkt, kann er sicher sein, in einem Theile der französischen Presse bald auf das Heftigste angegriffen zu werden."

Was den Aufstand in Spanien, dem wir einen besonderen Artikel widmen, betrifft, so trägt derselbe nach Allem einen sehr ernsten Charakter. Catalonien ist, mit der Hauptstadt Barcelona, in Belagerungsstand erklärt; das Gleiche ist in den baskischen Provinzen und Navarra durch Proklamation des dortigen Generalcapitäns Garcigo y Garvia de la Calle geschehen, welcher alle, die sich den Rebellen und Unzufriedenen anschließen, mit den äußersten Strafen bedroht. In Andalusien gährt es ebenfalls. Ein amtliches Blatt veröffentlicht eine königliche Ordre an den Generalcapitän dieser Provinz, woraus hervorgeht, daß die Bürger von Encinalosa im Departement Huelva (an der Küste, nahe der portugiesischen Grenze) einen Aufstandsversuch gemacht haben, den die Behörden nicht mit der nöthigen Energie unterdrückt haben, weshalb ihnen ein Verweis ertheilt werden soll. Im östlichen Spanien scheinen die Dinge nicht anders zu stehen als im nördlichen und südwestlichen. Ein in Valencia erscheinendes Journal

würde. Ein weiterer Vorwurf ist der, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, 25,000 Conföderirte, die als Einwanderer sich im Norden Mexiko's niederlassen wollten, zur richtigen Zeit und in der richtigen Weise heranzuziehen; ferner, daß er durch Vertheilung von Staatsgütern die durch ihn emancipirten Indianer nicht dauernd für seine Sache zu gewinnen wußte. — Was das berüchtigte Dekret vom 3. Oktober 1865 anbelangt, so behauptet Kératry, daß es keineswegs gegen die Juaristen gerichtet gewesen sei. Damals sei Juarez bis nach Paso del Norte zurückgedrängt gewesen und Maximilian habe ihm die Präsidentschaft des Obertribunals anbieten lassen, wenn er das Kaiserreich anerkennen wolle. Maximilian setzte bei Abfassung des Dekretes voraus, daß es wirklich mit der Republik zu Ende sei, und daß die blutigen Bestimmungen nur gegen eigentliche Räuber und Wegelagerer gerichtet seien. Am wenigsten wird wohl die Versicherung Kératry's Glauben finden, daß Marschall Bazaine von dem Dekret abgerathen und, als er es nicht abwehren konnte, nur allerlei mildernde Bestimmungen durchgesetzt habe. Zu bestimmte Zeugnisse von anderer Seite bezeichnen den Marschall Bazaine als den eigentlichen Urheber des Blutdekrets. — Uebrigens gesteht auch Kératry offen zu, daß die französische Regierung dem neuen Kaiserreiche nicht die nöthige Geldunterstützung verschafft und ihm von den 50 Millionen im Ganzen nur 40 Millionen zur selbstständigen Verwendung überlassen habe. Die französische Regierung habe aber damals schon recht wohl gewußt, daß das mexikanische Kaiserreich es kaum zu 90 Millionen Francs Einnahme zur Bestreitung von wenigstens 150 Millionen Ausgaben bringen könne. — Die militärischen Streitkräfte Maximilian's bestanden, die Franzosen nicht gerechnet, am 31. Dezember 1865 aus 43,520 Mann, worunter 1234 Belgier und 6545 Oesterreicher, mit 12,482 Pferden. — Das vielbesprochene Palais, das Maximilian dem Marschall Bazaine geschenkt, befindet sich heute in dem Besitz der Republikaner. Maximilian bot dem Marschall bei dessen Abzug eine Entschädigung von 500,000 Francs aus seinem Privatvermögen an, allein der französische Marschall, der schon den Titel eines Herzogs von Mexiko und großen Grundbesitz in Zongolica ausgeschlagen hatte, lehnte natürlich auch dies großherzig ab.

Der Artikel wird wahrscheinlich zu sehr eindringlichen Widerlegungen Anlaß geben.

Spanien.

Spanien, seit 1808 in Kriegen begriffen, die selten und auf kurze Zeit von einem trüglichen Friedenszustand unterbrochen wurden, Spanien, nach und nach Eigenthum oder Beute der entgegengesetzten Parteien, von den Absolutisten und Apostolischen plötzlich an die Radicalen, von den Exaltados eben so plötzlich an die Moderados übergehend, Spanien, das Land, wo man mit allen möglichen Arten von Verfassungformen und Regierungsgrundsätzen

experimentirend verfahren hat, Spanien wird von Neuem von einem Bürgerkrieg unterwühlt, dessen Folgen sich noch nicht berechnen lassen. Freilich waren stets die Aufstände, die vereinzelt ausbrachen, wie Wetterleuchten nach vorübergezogenem Gewitter, freilich war auf die Mehrheiten der parlamentarischen Versammlungen, die heute für das Estatuto real und morgen für die Verfassung von 1812 stimmten, endlich eine compakte, einem bestimmten Ziele zusteuernde Majorität gefolgt, die Opposition verstummt und die revolutionäre Presse verschwunden, — war es aber so gekommen, weil die jetzige Gestaltung der Dinge der Stimmung des größten Theils der Nation entsprach oder trat dieser Zustand der Ruhe nur ein, weil auf die immerwährenden Stürme eine tödtliche Erschlaffung folgte, oder war es endlich die Gewaltherrschaft, die dieses Schweigen seit anderthalb Jahren hervorgerufen hatte?

Es war von dem allen Etwas, eine Mischung guter und schlechter, legaler und ungesetzlicher Dinge und Verhältnisse, was die Basis des Zustandes bildete. Er konnte keine Dauer versprechen.

Das Unglück Spaniens resultirt aus der gänzlichen Trennung des Staates von der Gesellschaft, herbeigeführt durch Verfassungsformen, welche weder der geschichtlichen Entwickelnng, noch der politischen Bildung, noch den nationalen Sitten homogen sind. Erst die Abstraktionen politischer Schwärmerei, dann die Grundsätze, Fiktionen und Ränke des französischen Constitutionalismus stürzten sich über das Volk, welches unter einer Jahrhunderte währenden Mißregierung des ausgebildetsten Absolutismus den Gebrauch seiner Kräfte verlernt und mit seiner politischen Selbstständigkeit zugleich die Fähigkeit der wirthschaftlichen Bewegung verloren hatte. Es gewann mit den neuen politischen Formen, weil sie ihm fremd und wegen ihres Ursprungs auch verhaßt waren, weder diese noch jene; wohl aber verstand es der Egoismus, sich ihrer als eine Handhabe zu bemächtigen, um den Staat in der schnödesten Weise auszubeuten. Cortes und Heer waren und sind nur die Maschinerieen, mittels deren sich die Espartero's, die Narvaez, die O'Donnel's, die Prim's auf die Regierungssitze heben lassen, auf denen sie sich so lange erhalten, als es ihnen gelingt, die Habsucht ihrer Anhänger zu befriedigen und die Ansprüche ihrer Gegner mit Gewalt zu unterdrücken. Das politische Leben Spaniens besteht nur noch in der Concurrenz der Gewalt; die Verschwörung der gestürzten Regierungsmitglieder und ihres außer Amt gesetzten Anhanges ist selbstverständlich und das „Pronunciamento" giebt die Probe zu dem Exempel. Man braucht nur auf die entscheidende Rolle, welche die Armee in Prätorianer-Art bei diesen Emeuten spielt, hinzuweisen, um die tiefe Kluft aufzudecken, welche in Spanien Staat und Gesellschaft von einander trennt.

In den Manifesten oder Proclamationen, die jede Schilderhebung begleiten, dröhnt es von Kriegsgeschrei gegen den Adel, das Königthum und die Geistlichkeit, und eben so wenig fehlt es an Aphorismen über die Tyrannei des Capitals, über das Recht auf Arbeit ꝛc. Beide Themata verfehlen aber nothwendigerweise ihre Wirkung.

Der Adel hat schon seit geraumer Zeit seine Rechte verloren, muß zu

den öffentlichen Lasten beisteuern und besitzt, ein paar bedeutungslose Ausnahmen abgerechnet, fast nur noch rein politische Privilegien, die nichts Drückendes für die Massen haben, vielmehr meist selbst zu deren Vortheil ausgeübt werden. Bei seinem Reichthum und in seinem Stolze überläßt er fast alle Staatsämter der mittleren Klasse, und darum hat er auch um so leichter die natürliche Stütze aller im Gebiete der Finanzen, der Verwaltung und der Justiz versuchten oder bewerkstelligten Reformen werden, d. h. ganz besonders im Interesse der Masse wirken können. Wie oft war und ist die erste Kammer, der Senat, in Spanien freisinniger, als die zweite Kammer! Was das aristokratische Princip selbst betrifft, so hat solches für das Volk wenig Anstößiges in einem Lande, wo der Adel einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung umfaßt und in einigen Provinzen bis in's Proletariat hinabsteigt. Ueberdies ist der gewöhnliche Spanier zu stolz, um gegen eine höhere Stellung Neid zu empfinden, und ihrerseits die Grandezza des Adels so wenig irgend einer Anfechtung ausgesetzt, daß sie jede Exclusivität verschmähen zu können glaubt. Volk und Adel stehen darum im besten Vernehmen, und aus dem aristokratischen Gefühl entspringt jene Gleichgültigkeit im Großen und Ganzen, die die unaufhörlichen Revolutionen der einzelnen Parteichefs sich ruhig austoben läßt.

Der Thron wird in Spanien durch dasselbe Princip gestützt, wie die Aristokratie. „Es lebe die Königin, wenn sie's auch nicht verdient", riefen vor einigen Jahren die mißvergnügten Nationalgarden von Saragossa, als sie die Bande von Cabañero zurückwarfen. Ueberhaupt gestattet die ungeheure Decentralisation des alten Regierungssystems dem spanischen Volke nicht, seine Mißstände und Beschwerden im Königthum zu resümiren. Letztere haben ihren Grund vielmehr in der Einzelwillkür, die in verschiedenen Zweigen der Verwaltung herrscht; daher denn Alles, was den Zweck hat, die officielle Thätigkeit zu centralisiren und somit zu stärken, den Massen nur erwünscht erscheinen muß. Die königliche Gewalt ist hier schon seit lange in der eigenthümlichen Lage, daß sie nur durch Abstellung der herrschenden Mißbräuche wachsen kann, und daß sie gerade dadurch, daß sie sich stärkt, an Popularität gewinnt.

Sollte endlich vielleicht der kirchliche Einfluß Ausbrüche der Volkswuth zu veranlassen im Stande sein? Noch weit weniger. Die Abschaffung der Klöster hat diesen Einfluß, in so weit er die schicklichen Grenzen überschritt, gänzlich zerstört. Ja, man kann sagen, der Liberalismus habe in Bezug hierauf vielleicht sogar mehr gethan, als dem Interesse der Massen willkommen war, indem von den Klöstern und der Geistlichkeit eine ungeheure Menge von Erleichterungen, Unterstützungen und Almosen ausgingen. Bei den Massen kann daher der Revolutionsruf gegen die Diener der Kirche wenig Anklang finden, um so weniger, als das Wort „Gewissensfreiheit" in Spanien ein unverstandener, leerer Schall ist.

Die Ideen der Neuzeit haben für Spanien keine Bedeutung. Der Altar steht hier ganz außerhalb des Spielraumes. Der Thron und die Aristokratie repräsentiren weit mehr die Bewegung und den Fortschritt, als den Wider-

stand. Das Volk endlich lehnt sich vermöge seiner Sitten an den Adel, seines Interesses halber an den Thron und rücksichtlich seiner Glaubensmeinungen und seiner Lehren an die Geistlichkeit.

Die Stichworte des Jahres 1848 werden in Spanien noch weit weniger verstanden. Was soll man z. B. vom Recht auf Arbeit sagen? Von allen Schwärmereien, welche sich die thörichte Nachahmungssucht der spanischen Radikalen erlaubte ist diese die ausschweifendste. Die ungesunde Theorie bedarf zum Gedeihen des feuchten Treibhauses der Fabriken; Spanien jedoch hat es, mit einigen geringen Ausnahmen, gar nicht nöthig, Industrie zu treiben. Die durch Maschinen bewirkte Revolution macht sich in Spanien wenig bemerklich. Es fehlt hier eher an Kräften, als an Arbeit.

Nichts ist also natürlicher, als daß die demokratische und socialistische Propaganda in Spanien stets scheitern muß. Sie könnte als Anhänger höchstens einige Trabucayres in Catalonien gewinnen. Die Partei der eigentlichen Exaltados, die weit ernstere Antecedentien hat und sich in ihren Manifesten „die liberale Armee" zu nennen liebt, konnte bis jetzt ebenfalls nichts ausrichten. Ganz natürlich: es fehlte dieser Partei an Führern und Soldaten.

Der Belagerungszustand paralysirte seinerseits zur rechten Zeit das parlamentarische Häuflein, welche den Exaltados in den früheren Aufständen als Hebel gedient und seinen Namen hergegeben hatte. Das Wort „Vaterland" ist auf der pyrenäischen Halbinsel noch nicht so verbraucht, wie anderwärts, die Sache bekam ein vorwaltend englisches Ansehen und wurde somit völlig unpopulär. Mit ihrem parlamentarischen Stützpunkt hatte die exaltirte Partei den größeren Theil ihres Insurrektions-Personals verloren.

Die bisherige Erfolglosigkeit des Carlismus oder Montemolinismus hängt mit analogen Ursachen zusammen. Wie die alte Exaltado-Partei, war die alte karlistische Partei nur eine Coalition, eine Vereinigung heterogener Forderungen, Bedürfnisse und Ansprüche, welche heut zu Tage entweder getrennt sind oder ihre Interessen verloren haben.

Man hat in dem spanischen Carlismus ein Seitenstück zu dem französischen Legitimismus sehen wollen: worin soll aber die Aehnlichkeit liegen? Die königliche Ordre vom 5. April 1830, hinsichtlich der Erbfolge, war ja gerade eine Rückkehr zu dem uralten Grundgesetz (vor Philipp V.), hatte somit im eigentlichen Sinne die legitimistischen Sympathieen für sich. Die hohe Aristokratie Spaniens faßte die Sache auch so auf und stellte dem Don Carlos, resp. dessen Sohne wenig Anhänger. Zieht man von der carlistischen Partei das Princip ab, was bleibt dann noch übrig? Nur zwei Interessen. Das Interesse nämlich der baskischen Freiheit und das der Privilegien der Geistlichkeit, jenes demokratisch, dieses wesentlich absolutistisch. Beide Interessen jedoch sind heute befriedigt, resp. beseitigt.

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.

III.

Die ersten Wanderungen der Deutschen von Westen her nach den mittleren Donauländern fanden unter Karl dem Großen statt, welcher deutsche Orte in der Ebene Pannoniens und in dem Lande der Save anlegte. Den Letzteren traten später die Colonieen hinzu, welche das Hochstift Freising nach Krain verpflanzte. Nach dem Vordringen der Ungarn wurden in verschiedenen Theilen dieses Reiches bereits unter Geisa und Stephan (also gegen das Ende des 10. Jahrhunderts) deutsche Colonisten angesetzt; in der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die wüste Hermannstädter Gegend (das Sachsenland) durch Vlämen, Westfalen und Niederrheiner bevölkert, und diesen folgten im Anfange des 13. Jahrhunderts die Colonisten des Burzenlandes und Nösnerlandes. Nach dem Mongolenkriege wurden auf's Neue Deutsche in das zur Einöde gewordene Ungarn gerufen; in diese Zeit fällt die weitere Verbreitung der Deutschen längs der Westgrenze und die Besiedlung der Zips und der südlichen Karpatengegenden durch Thüringer, Obersachsen und Schlesier. Von den vereinzelten deutschen Ansiedlungen im ungarischen Gebiete soll der südwestliche Theil durch die Türkenkriege zu Grunde gegangen sein. Die deutschen Colonieen im Norden Ungarns gingen allmählich zurück, wohl namentlich seitdem die slowakische Bevölkerung durch Zuzüge verstärkt und mehr nach Osten gedrängt war; ein großer Theil derselben wurde slowakisirt, Einiges auch magyarisirt; die Zahl derjenigen Slowaken, welche deutscher Abstammung sind, wird in der Zusammenstellung zur Czörnig'schen Ethnographie auf 89,000 angegeben.

Nach den Türkenkriegen und zwar schon mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts begann eine neue Periode der deutschen Colonisation in Ungarn; in dieser Zeit wurden die deutschen Ansiedlungen namentlich durch flüchtige Protestanten aus Oesterreich verstärkt. Nach der Wiedergewinnung Ungarns durch die deutschen Waffen gegen Ende desselben Jahrhunderts wurden zahlreiche deutsche Niederlassungen in der Ofener Gegend und dem Bakonywalde, dann im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Tolna und Baranya, und nachmals unter Maria Theresia und Joseph in der Backa und im Banat, sowie auch in Siebenbürgen gegründet. Auch auf diese meist zwischen Magyaren angesiedelten Deutschen (großentheils schwäbischen Ursprungs und aus andern österreichischen Ländern) dürfte das in gewissem Maße Anwendung finden, was Kohl allgemein nicht nur von den Freistädtlern deutscher Abkunft, sondern auch von den Bewohnern der 700 ländlichen Ortschaften deutschen Ursprungs in Ungarn anführt, daß sie nur noch theilweise rein deutsch, theilweise halb, theilweise auch ganz entdeutscht seien, theils erst seit Kurzem, theils schon seit langer Zeit.

Ungünstiger noch als gegenüber den östlichen Völkern, ist das Verhältniß in Ansehung der Bewahrung der deutschen Nationalität gegenüber den

keltischen und romanischen Völkern. In dieser Beziehung braucht nur daran erinnert zu werden, daß durch die Völkerwanderung in von jenen Stämmen besetzte Gegenden vier große deutsche Stämme und bedeutende Theile von vier andern deutschen Stämmen ihrer Nationalität allmählich entfremdet worden sind. Die kleineren Bruchtheile kelto-romanischer Bevölkerung, welche dagegen durch die Erweiterung der deutschen Sprachgrenze germanisirt wurden, stehen zu diesen Verlusten offenbar in keinem Verhältniß.

In Betreff der Bewohner des deutschen Gebietes in den östlichen Alpen begegnen wir derselben Vermuthung, welche für das östliche Deutschland nordwärts der Donau erwähnt worden ist. Bernhardi nimmt an, daß die Kelten bei der Besitznahme von Noricum die Nationalität der dortigen ursprünglich deutschen Bevölkerung nicht umgeändert hätten, und will hieraus, zusammen mit dem später erfolgten Eindringen deutscher Völker in diese römische Provinz, erklären, daß sogleich nach dem Zerfall des römischen Reiches die dortige Bevölkerung als deutsche erscheint. Indem aber Bernhardi zugleich die Vermuthung aufstellt, daß die über die Donau gewanderten Bojer in der dortigen deutschen Urbevölkerung aufgegangen seien, nimmt er offenbar an, daß die Bayern, welche im Anfange des 6. Jahrhunderts an der Stelle der bis dahin längs der Donau wohnenden fünf deutschen Völkerschaften erscheinen, eine keltische Beimischung hatten, — eine Annahme, deren Richtigkeit, da sie sich nur auf den Namen der Bayern stützt, nach den Erfahrungen der unrichtigen Bezeichnung von Völkerstämmen in früherer wie in unserer Zeit noch nicht genügend erwiesen sein dürfte. Dagegen scheint von der Bevölkerung der römischen Provincialen im nördlichen Noricum, von welcher, nachdem ein großer Theil gegen Ende des 5. Jahrhunderts durch den Herulerfürsten zurückgezogen war, Einiges zurückblieb, ein Theil mit der bayrischen Bevölkerung erst allmählich verschmolzen zu sein. Die Czörnig'sche Ethnologie führt an, daß in einigen norischen Gauen noch im 8. Jahrhundert die römischen Provincialisten unterschieden wurden, und will die Sitze der wälschen Bevölkerung in einer Anzahl Ortschaften, namentlich zwischen der Traun und Salza finden, an welchem letzteren Flusse schon früher ein keltischer Stamm gewohnt hatte.

Von Rhätien wurde der nördliche Theil zu Ende des 5. Jahrhunderts den Alemannen eingeräumt; von dort aus scheinen sie sich, dem Laufe der Thäler folgend, über den größeren Theil Tyrols erstreckt zu haben, während von der andern Seite her auch die Bayern dorthin sich ausdehnten. Außer diesen beiden werden bei Czörnig als Bestandtheile der hier sich bildenden deutschen Bevölkerung auch Franken und Lombarden genannt, welche im Jahre 569 Deutsch- und Wälsch-Metz (Mezzo-Lombardo) als ihre Grenze bestimmten; Czörnig giebt an, daß hier schon seit dem 7. Jahrhundert auch die sprachliche Grenze der deutschen und der italienischen Nation gewesen sei. Weiter abwärts wurden die vorhandenen Bestandtheile der deutschen Bevölkerung durch Bergwerks-Colonisten im Trientinischen und durch die Ansetzung von Alemannen und Franken in den diesseits der Etsch gelegenen Marken vermehrt; auch nach der Hohenstaufenzeit blieb das deutsche Element

in denjenigen Gegenden der venetianischen Alpen, wo noch heute Reste davon gefunden werden, die allerdings mehr und mehr ihre deutsche Sprache mit der italienischen vertauschen. Auch die alte Sprachgrenze an der Etsch ist in neuerer Zeit von der stark zunehmenden italienischen Bevölkerung durchbrochen; diese wandert den Fluß aufwärts in die Ortschaften des deutschen Tyrol und bringt dort allmählich die italienische Sprache zur Herrschaft, indem der deutsche Bewohner sich dieser leichter anschließt, als der zuwandernde Italiener der deutschen Sprache.

Wie im östlichen Rhätien die einwandernde deutsche Bevölkerung allmählich die Rhätoromanen aus den Thälern hinaufgedrängt hat, zeigt noch die heutige Sprachgrenze: denn es ist hier kein Gau, der nicht in seinen oberen Theilen noch ladinisch sprechende Bevölkerung enthielte, so das Pusterthal in Enneberg, der Eisakgau im grödener Thal, der Vintschgau im Münsterthal und das Innthal im Engadin. Im westlichen Rhätien wurde am frühesten der untere Rheingau (am Bodensee) von den Alemannen besetzt; dieser war nach Czörnig im 10. Jahrhundert schon alemannisch. Unter den Hohenstaufen fand die Colonisirung der Schwaben am Hinterrhein (im oberen Rheingau) statt, dann folgten die deutschen Ansiedelungen im Davos-Thal, Avers und Obersaxen. Die hauptsächliche Germanisirung des Kurwaldischen und des Montafun trat in Folge der Einwanderung der Walser ein, welche in die Zeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts fällt; doch wird noch für den Anfang des 15. Jahrhunderts der nördliche Theil des heutigen Graubünden als romanisch bezeichnet.

Wie sich in Rhätien die — auch wahrnehmbare — Vermischung der Bevölkerung daraus erklärt, daß in diesem Lande die deutschen Einwanderer die ältere rhätoromanische Bevölkerung vorfanden, so erklärt sich die Reinheit der deutschen Bevölkerung im größeren Theile der Schweiz daraus, daß dieses Land im unangebauten oder im verödeten Zustande in die Hände der Deutschen gelangte. In den Gegenden von St. Gallen und Einsiedeln und um den Vierwaldstädtersee war den deutschen Ansiedlern noch keine cultivirende Bevölkerung vorausgegangen; die unteren Theile Helvetiens aber bis zur heutigen Sprachgrenze bei dem — heut schon deutsch gemischten — Aventicum waren im Jahre 69 so verheert worden, daß die einwandernden Deutschen sie als ödes Land (als Uechtland) bezeichnen konnten. In gleicher Weise ist anzunehmen, daß auch in den südlichen Alpenthälern die Grenze der deutschen Sprache ungefähr die der rein burgundischen und der mit keltoromanischem Blute gemischten Bevölkerung bezeichnet, daß also die Burgunder überall da, wo sie eine solche Bevölkerung schon vorfanden, sich auch ihrer Sprache fügten. Auch in diesen Gegenden wird (wie in Tyrol) auf der Südseite der Alpen ein Fortschreiten der italienischen Sprache wahrgenommen, allerdings nicht ohne Anwendung äußeren Einflusses zur Italienisirung der deutschen Bevölkerung; aus dem westlichsten dieser Thäler ist dieselbe bereits durch die dort anschließende französische Sprache verdrängt. Auf der Nordwestseite dagegen, also im schweizerischen Gebiete, schreitet die deutsche Sprache vor, hier nur eine Folge des überwiegenden Zuges der deutschen

Bevölkerung nach Westen. Dies ist namentlich im Münsterthale der Fall; doch ist der starke Zuzug und annähernd auch die Zunahme der deutschen Sprache in den vorwiegend französisch redenden Cantonen gleichfalls wahrzunehmen, in welchen nach der neuesten schweizerischen Statistik die Zahl der aus den deutsch redenden Cantonen oder deutschen Bundesstaaten gebürtigen Personen (etwa 64,000) das dreifache derjenigen beträgt, welche aus Frankreich (mit Einschluß des Elsasses) oder überwiegend französischen Cantonen gebürtig in den deutsch redenden Cantonen gezählt worden sind.

Auf der Nordseite des Jura wurden schon in Cäsar's Zeit die gallischen Völker durch die vorrückenden Germanen bis zur Wasserscheide des Rhein- und Rhonegebietes zurückgedrängt. Den oberen Theil des Elsasses bis zur neueren Sprachgrenze räumten die Sequaner dem Ariovist, wodurch die deutsche Bevölkerung dort Gelegenheit erhielt, die Thäler (vom Gregorienthale ab) bis auf die Höhe des Wasgauer Gebirges zu bevölkern. Nördlicher dagegen wurden die Mediomatriker (Metzer) aus dem Elsaß nach dem Moselthal zurückgedrängt, wobei vom Urbisthal bis zum Steinthal die höchsten Theile im Besitz der keltoromanischen Bevölkerung blieben. Daß die dortige wälsche Bevölkerung nicht eine allmählich von Westen herübergedrungene ist, kann aus Büsching's Angaben geschlossen werden, der den Dialekt der genannten beiden Thäler als einen vom Französischen abweichenden romanischen bezeichnet.

Von den in den unteren Thälern der Mosel und Saar wohnenden Trevirern giebt Tacitus an, daß sie sich deutschen Ursprungs rühmten; dieser Stamm könnte jedoch, da er andererseits auch zu den Belgiern gerechnet wird, ein keltisch-germanisches Mischvolk gewesen sein. In letzterem Falle würde die deutsche Sprache im Moselthale herrschend geworden sein, als zu Ende des 3. Jahrhunderts ein Theil der Franken in das verödete Gebiet der Trevirer aufgenommen wurde. Eine weitere Vorschiebung der Sprachgrenze fällt wohl in den Anfang des 5. Jahrhunderts, wo die Franken ganz Lothringen in Besitz nahmen und die keltische Bevölkerung entweder in den südwestlichen Theil zurückgedrängt wurde, oder — wahrscheinlich soweit die geschlossene Masse der deutsch benannten ländlichen Ortschaften reicht — nur in sehr geringer Zahl zwischen den Deutschen zurückblieb. Wie zeitig sich hier — abgesehen von den vielen einzeln liegenden ursprünglich deutschen oder von vornherein gemischten Ortschaften im kelto-romanischen Theile Lothringens — eine der heutigen sehr nahe kommende Sprachgrenze bildete, zeigt der Gegensatz der deutschen und französischen Nied. In den Ardennen wurde das deutsche Element wahrscheinlich später noch durch die hierhin verpflanzten Sachsen nach Westen vorgeschoben.

Zu Cäsar's Zeit hatten die Wohnsitze der deutschen Völker auch das Gebiet an der mittleren Maas umfaßt, das nachmals auch zur Provinz Nieder-Germanien gehörte, sowie den Hennegau (das Gebiet der Nervier, welches nach Norden an das Gebiet der gleichfalls deutschen Menapier grenzte). Der Verlust des südlichen Theiles dieser deutschen Gegenden scheint theils (wie Bernhardi annimmt) durch die Verwüstung der Gebiete der Nervier

und Eburonen (bei Lüttich), welche von Cäsar fast ausgerottet wurden, theils durch allmähliche Romanisirung der andern hier wohnenden deutschen Stämme (der Cäräser und Condruser) herbeigeführt zu sein. Eine Verstärkung der romanischen Bevölkerung und die Bildung der heutigen Sprachgrenze durch Zurückdrängung der meisten weiter vorgeschobenen Romanen aus der nördlichen Ebene wird in das 5. Jahrhundert gesetzt. Den meisten Verwüstungen war seitdem der westliche Theil Flanderns ausgesetzt, den der belgische Stamm der Moriner innehatte; das vormalige Gebiet derselben bedeckte sich bis dicht an Boulogne mit deutschen (wahrscheinlich sächsischen) Ansiedelungen. Lag diese Stadt, wie Bernhardi nachzuweisen sucht, im 11. Jahrhundert noch auf der Grenze der romanischen und der deutschen Sprache, so würde es sich fragen, auf welche Weise hier in der folgenden Zeit das Deutsche durch die französische Sprache verdrängt worden ist, inwieweit namentlich hier in den Sprengeln von Boulogne und St. Omer die Geistlichkeit die Französirung begünstigte oder zuließ, gegen welche der Bevölkerung der deutschen Theile von Flandern und Brabant ihre Zugehörigkeit zu dem Sprengel des niederdeutschen Erzstifts Mecheln (dessen Grenze mit der heutigen Sprachgrenze Jahrhunderte hindurch sehr nahe zusammenfiel) einen nicht unwichtigen Schutz gewährte.

Unter den Beschädigungen, welche seit Consolidirung der französischen Nation die deutsche durch den Uebergang ihrer Angehörigen zur ersteren Nationalität erlitt, fallen diejenigen in's Gewicht, welche seit dem 13. Jahrhundert bis in die Zeit der Revolution durch die Anwerbungen deutscher Söldner verursacht wurden. Der Umfang derselben wird in Stricker's „Germania“ angegeben; sie dienten — vom Hirtenknaben bis zum Fürstensohn — den Königen Frankreichs und halfen ihnen bei ihren Raubzügen gegen die deutschen Länder; den Ruhm ihrer Dienstbarkeit verherrlichen Denkmale, die in deutsch redenden Ländern errichtet sind. Dem gegenüber hat andererseits seit der letzten Zeit des 17. Jahrhunderts die deutsche Nationalität einen weit schätzbareren Zuwachs erhalten durch die französischen Protestanten, welche der Gewissensdruck aus ihrem Vaterlande vertrieb und in denen vielleicht manches ursprünglich deutsche Blut zu dem alten Stamme zurückgekehrt ist; sie haben sich im Laufe der Zeit germanisirt, ohne daß von deutscher Seite ein Zwang in Anwendung gebracht worden wäre.

Die seit der französischen Revolution begonnene, in der heutigen Generation fortschreitende Französirung im Elsaß und dem deutschen Lothringen beruht jedenfalls zum geringsten Theile auf französischen Zuzügen, wenngleich es in den größeren Städten auch der ersteren Landschaft jetzt an National-Franzosen nicht fehlt, zum allergrößten Theile auf der Verbreitung der französischen Sprache unter der deutschen Bevölkerung. Nach den Ermittelungen, welche hier vor 20 Jahren H. Nabert anstellte, würden damals bereits von der zusammenhängenden Masse der deutschnamigen Ortschaften in Lothringen, und zwar besonders in dem vormaligen deutschen Amte des Herzogthums Lothringen (welches die Lothringer selbst vorzugsweise als Allemagne bezeichnen) und von der deutschen Hälfte des Herzogthums Luxemburg, in mehr als

achtzig die französische Sprache vorherrschend gewesen sein. Auf französische Einwanderung kann eine solche Veränderung der Sprachgrenze wohl nicht geschoben werden; die deutschen Volksstämme in diesen Gegenden erhalten sich nicht allein aus sich selbst, sondern sie geben auch erheblichen Bevölkerungs-Ueberschuß. Das Nieder-Elsaß allein hat in 25 Jahren 83,000 der dort Gebornen mehr über seine Grenzen geschickt, als es von außen her empfangen hat; und von diesen gehen wenige nach deutschen Staaten, viele nach dem übrigen Frankreich, der Hauptheil allerdings nach überseeischen Ländern, wo der Elsässer sich wieder den stammverwandten Deutschen anschließt. Aber auch aus der Bevölkerung deutscher Bundesstaaten gehen fortdauernd die Einzelnen über die französische Grenze: nach dem Census von 1861 befanden sich allein in dem Rhein- und dem Mosel-Departement (also unter überwiegend deutscher Bevölkerung) über 43,000, welche in deutschen Staaten (mit Einschluß der Schweiz) geboren und noch nicht in den französischen Staatsverband aufgenommen waren, eben soviel im Seine-Departement, und eben soviel in den übrigen Departements des französischen Reiches; hierin sind die unter den aus Belgien Eingewanderten befindlichen Vlämen (deren Zahl nicht besonders bekannt ist) noch nicht eingerechnet. Als Zuzüge unter die französische Nation kämen endlich auch noch diejenigen in Betracht, welche aus deutschen Staaten (namentlich vom badischen Oberrhein) unter französischer Herrschaft in Algier colonisirt worden sind.

Als eine erhebliche Wanderung Deutscher nach der pyrenäischen Halbinsel ist die vor fast 100 Jahren erfolgte Ansiedelung von Rheinländern, Schweizern und Lothringern in der Sierra Morena anzuführen; bei ihren Nachkommen ist bereits die deutsche Sprache erloschen. Unter den deutschen Wanderungen nach den von Spanien gegründeten Staaten Amerika's waren die am bedeutendsten, welche nach dem damals noch mit Mexiko verbundenen Texas gingen; kleine deutsche Ansiedlungen sind in Venezuela und Peru; erst in neuester Zeit ist der deutsche Auswandererzug mehr nach den südlichsten Staaten gegangen, nach Valparaiso und noch mehr nach Valdivia, wo die deutsche Colonisation allem Anscheine nach sehr günstige Erfolge zeigt, weniger nach den beiden Ufern des Platastromes. Auf der östlichen Seite sind in Brasilien südwärts des 20. Grades seit 1818 eine Reihe deutscher Colonieen entstanden; ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die dortigen Besitz-, Rechts- und kirchlichen Verhältnisse den Ansiedlern darbieten, und obwohl die vorgekommenen schmählichen Mißbräuche weniger den Schutz der dorthin Uebergesiedelten, als die Beschränkung weiterer Zuzüge aus den Heimathländern zur Folge hatten, hat sich doch namentlich in den beiden südlichsten Provinzen die deutsche Bevölkerung erhalten und vermehrt (sie wird von dem Gründer der Colonie Blumenau für diese Provinzen auf mehr als 60,000 angegeben). Das Verhältniß der Geburten und Sterbefälle daselbst ist das einer colonisirenden Ackerbau-Bevölkerung; schon die dritte Generation wächst in der deutschen Sprache auf, und Uebertritte zur portugiesischen kommen angeblich nur bei denjenigen Deutschen vor, welche vereinzelt in den Städten leben. Aber welcher weiteren Entwickelung nicht

nur von Innen heraus, sondern auch welcher Hülfe von Außen her würde es bedürfen, bevor in diesen Gegenden, welche nicht nur unter der Herrschaft, sondern guten Theils auch im Besitz von anderer Nationen sind und in denen nur an den Endpunkten sich deutsche Ansiedelungen befinden, ein national-deutsches Land gewonnen werden könnte!

Die Geschichte der deutschen Wanderungen ist ein sich fortdauernd bewegendes Bild von der Zerstreuung der ausgehenden Ueberschüsse unserer Nation, ihrer Verbreitung über andere Länder und dem Verlust von Stammesgenossen. Von den großen Flächen, über welche sich der deutsche Stamm verbreitet hat, ist das deutsche Sprachgebiet der Theil, welchen derselbe mit der ausdauernden Arbeit, welche seiner Art eigen ist, cultivirt und mit der Gründung seines Volks- und Familienlebens auf diesem Boden zu einem deutschen gemacht hat. Und die Möglichkeit, daß die deutsche Nation Glied auf Glied in die Ferne sendet, daß sie dennoch auf dem angestammten Boden fortdauert und die verlorenen Glieden nicht entbehrt, ja selbst sie zu bekämpfen vermag, liegt wiederum in der gesunden Art des deutschen Lebens, und nicht bloß in seinem thätigen Wirken nach Außen hin, sondern auch in der schöpferischen und zugleich erhaltenden Kraft der deutschen Familie.

In welcher Beziehung die Produktionskraft der deutschen Nation zu ihren Wanderungen steht, hat in richtigem Gefühl — denn für den, welcher sich in das Wesen der Nation versenkt, bedarf es nicht der statistischen Feststellung der Thatsachen — vor fast hundert Jahren einer unserer ersten National-Dichter bezeichnet, in einer Ode, deren goldene Worte keinem Deutschen fremd sein sollten: — „Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone, — oft das Land an der Thems in die dünneren Wälder. — Warum sollten sie nicht! es schießen ja bald — andere Stämme dir auf!"

Der Handel Oesterreichs im Jahre 1866.

Nach amtlichen Quellen betrug der Werth des Waarenverkehrs a) des allgemeinen österreichischen Zollgebietes, und zwar nach Abzug der edlen Metalle, dann der Gold- und Silbermünzen in der

Jahr	Einfuhr:	Ausfuhr:
1865	246,997,000 fl.	342,224,439 fl.
1866	218,436,855 fl.	324,837,254 fl.
	— 28,560,145 fl.	— 17,387,185 fl.

somit zusammen im letzten Jahre um 45,947,330 fl. weniger als im Jahre 1865. Diese Ziffern repräsentiren jedoch nicht den Gesammtwerth aller aus dem Auslande und den Zollausschüssen ein- und ausgeführten Waaren, sondern nur den Werth der wichtigeren Handelsartikel, indem jene unbedeutenden Waaren-Gattungen, welche mehr einen Gegenstand des Grenzverkehrs bilden, nicht darunter enthalten sind.

Wird der Gesammtwerth der Einfuhr mit jenem der Ausfuhr verglichen, so zeigt Letzterer einen Plus von 106,400,399 fl., wovon 34,7 Mill. Gulden auf die Garten- und Feldfrüchte, 34,1 Mill. Gulden auf die kurzen Waaren, 34,1 Mill. Gulden auf die Webe- und Wirkwaaren, 20,3 Mill. Gulden auf die Brenn-, Bau- und Werkstoffe, 15,3 Mill. auf die Holz-, Glas-, Stein- und Thonwaaren u. s. w. entfallen. Eine größere Einfuhr als Ausfuhr zeigt sich nur bei den Webe- und Wirkstoffen (um 15,9 Mill. Gulden), bei den Colonialwaaren und Südfrüchten (um 15 Mill. Gulden), bei den Garnen (um 13,8 Millionen Gulden) u. s. w.

Der Gesammtbetrag des Waarenverkehrs b) von Dalmatien belief sich in der

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1865 . . .	7,523,081 fl.	6,772,837 fl.
1866 . . .	7,127,906 „	5,248,796 „
	—395,175 fl.	—1,524,041 fl.

Der Ausfall in den finanziellen Ergebnissen des Zollvertrages für beide Zollgebiete, nämlich allgemeines und Dalmatien, beziffert sich mit über zwei Millionen Gulden, wobei jedoch auch zu berücksichtigen ist, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1865 noch jener Vertrag mit dem Zollverein in Wirksamkeit stand, der bereits mit dem 19. Februar 1853 abgeschlossen wurde.

Betrachtet man den Handel Oesterreichs nicht bloß dem Werthe, sondern auch der Menge nach, und zwar die Mengen der wichtigsten Industriegruppen und der dazu nothwendigen Rohstoffe, so erhält man folgende Uebersicht. Zuerst bezüglich der Einfuhr in den zwei Jahren

	1865: Zoll-Centner.	1866: Zoll-Centner.
Baumwolle	509,596	558,248
Baumwollengarne	146,993	116,756
Baumwollenwaaren	3,211	2,994
Flachs, Hanf ꝛc.	434,077	291,983
Leinengarne	33,713	16,846
Leinenwaaren	2,865	41,804
Schafwolle	219,909	212,720
Wollengarne	30,728	26,254
Wollenwaaren	12,937	10,653
Seide und Seidenabfälle . . .	4,270	4,040
Seidenwaaren	2,764	1,693
Felle und Häute, roh	137,572	136,962
Leder	46,200	41,631
Eisen	299,709	126,256
Eisenwaaren	34,218	34,218
Maschinen	165,261	110,119

Einige Erläuterungen der Zu- und Abnahme des Verkehrs werden das Bild der Handelsbewegung Oesterreichs vervollständigen. Die Zunahme der

Einfuhr der **Baumwolle** konnte durch die Kriegsereignisse nicht aufgehalten werden, indem die Vorräthe derselben durch den amerikanischen Krieg auf ein Minimum zusammengeschmolzen waren, während hingegen auf die Abnahme des Importes von **Flachs** 2c. der Krieg im Norden des Reiches in eminenter Weise einwirkte, da gerade der Hauptsitz der österreichischen Flachsgarnspinnerei (**Trautenau** und Umgegend) von den Kriegsereignissen erheblich litt. Eine sehr belangreiche Zunahme zeigt sich bei den **Leinenwaaren**; sieht man aber auf den Grund dieser Vermehrung, so existirt sie in der Wirklichkeit gar nicht. Das Finanzministerium hat nämlich zu Anfang 1866 die zollfreie Einfuhr der leeren Säcke gestattet, welche als Emballage von Getreide zurückkommen, und da zugleich die Nachweisung derselben in den Verkehrsübersichten angeordnet wurde, so haben die Zollämter die eingeführten Mengen bei der gewöhnlichen Einfuhr ersichtlich gemacht! Auf die verminderte Einfuhr der **Seidenwaaren** im Jahre 1866 gegen 1865 wirkte nebst den kriegerischen Wirren auch die Erhöhung des Eingangszolles für feine Seidenwaaren im Verkehr mit dem Zollvereine nachtheilig ein. Die ersichtliche Abnahme der Einfuhr der übrigen Artikel ist zunächst einzig und allein auf die Unsicherheit der politischen Verhältnisse überhaupt und in Folge dessen der gestörten Creditverhältnisse insbesondere zurückzuführen.

In Betreff der **Ausfuhr** sind als wichtige Industrieartikel und Hülfsstoffe für dieselben zu nennen in den Jahren

	1865: Zoll-Centner.	1866: Zoll-Centner.
Zucker	473,990	217,729
Getreide	9,741,003	8,834,532
Mehl	1,183,753	1,394,100
Flachs, Hanf	108,969	89,632
Leinenwaaren	79,467	79,476
Schafwolle	374,051	325,708
Wollenwaaren	71,858	69,401
Seide	18,480	8,952
Seidenwaaren	8,100	8,893
Kleidungen und Putzwaaren	10,834	10,414
Papier	141,018	129,815
Glas und Glaswaaren	231,478	230,021
Eisen	272,626	393,102
Eisenwaaren	138,460	139,655
Kurze Waaren	64,227	62,536
Zündwaaren	89,610	95,081

Die Abnahme der **Zucker-Ausfuhr** trotz der nicht unbedeutenden Steuerrückvergütung (die Ausfuhr des Zollvereins ist bedeutend gestiegen) zeigt, daß der Absatz im Inlande als lohnend genug befunden wurde, jene von **Getreide** muß theils dem zeitweiligen Ausfuhrverbote, theils den gestörten Communicationsmitteln u. s. w. zugeschrieben werden. Die verminderte Ausfuhr der übrigen Artikel beruht mehr oder minder auf der Stockung des

Verkehrs überhaupt in Folge der kriegerischen Wirren, welche bei manchem Artikel minder hervortritt, bei manchem anderen aber, z. B. bei der Seide, sehr bedeutend genannt werden muß.

Die Zunahme der Mehlausfuhr ist einerseits ein günstiges Zeichen des Prosperirens österreichischer Mühlenindustrie, hängt aber andererseits wieder mit der verminderten Getreideausfuhr innig zusammen.

Zur Frage über die ländlichen Arbeiter.

II.

Wir wollen weiter versuchen, auf die zweite Frage Antwort zu geben: Wie kann dem sittlichen Verfalle der Arbeiter und Dienstboten abgeholfen werden?

Hier wie dort sind die Wurzeln des Uebels aufzusuchen. Wir erkennen deren zwei. Die eine ist weniger tiefgehend, mehr oberflächlich und beruht eben nur selbst im Mangel der Dienstboten und Arbeiter. Mangel an Leuten und sittlicher Verfall derselben sind Erscheinungen, die zu einander im Causalnexus stehen, sich zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung. Weil der Dienstboten und Arbeiter so wenige sind, so mehren sich ihre Prätensionen, ihr böses Wesen tritt dreister zur Erscheinung. Arbeiter, Knechte und Mägde wissen, daß kein Ersatz bei ihrer Entlassung vorhanden ist, daher bringt das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit bei ihnen allerlei Willkür hervor. Es heißt bei ihnen: „Nicht wie die Herren, sondern wie wir wollen, so gehen wir unserer Wege, und wenn der Herr uns gar in Zucht nehmen will wegen unserer Herzensgelüste, der Liebschaften wegen, unserer Gesellschaften wegen in Spinnstuben und Wirthshäusern &c., so machen wir — Weihnachten." Der Knecht oder die Magd sagen: „Morgen trete ich in einen andern Dienst, wo nichts weiter gefordert wird als meine Arbeit, so giebt's da volle Freiheit." Und der Herr muß solche böse Logik stillschweigend tragen, muß zusehen, wie diese Grundsätze progressionsweise bis zur sittlichen Verwilderung führen. Der Mangel an Arbeitern und Dienstboten wird für die Herrschaft eine Nöthigung, sich mit schlechten Individuen, so lange wie es irgend geht, zu behelfen. Wäre eine hinreichende Anzahl von Leuten vorhanden, so fände der Herr leicht einen besseren Knecht, oder drohte dem schlechten mit Entlassung, dieser aber fände nicht leicht einen neuen Herrn, bliebe bei dem alten und würde schon aus Furcht vor dem Fortjagen nicht so ein schlechter Knecht. Einen bitter ernsten Beigeschmack hat die Anekdote von einem Dienstmädchen, welcher ihr Brodherr folgendes Entlassungsattest ausstellte:

„Caroline N. N. hat bei mir gedient ein Jahr weniger 11 Monate. Sie war während ihrer Dienstzeit fleißig — an der Hausthür, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihrem Liebhaber und ehrlich — wenn Alles gehörig verschlossen war."

Doch die Hauptwurzel des großen Schadens liegt auf einem andern Gebiete. Es ist der Abfall von der christlichen Religion, der diese sittliche Verderbniß herbeiführte. Von diesem Grunde aus keimt alle böse Saat, treibt und schoßt aus und bringt die zahllosen faulen Früchte an dem Wesen des Arbeiterstandes zur Reife, als da sind: Hoffart, Augendienerei, Lüge, Trotz, Untreue, Faulheit, Trunkenheit, Undankbarkeit rc. Die Zahl der schlechten Früchte ist Legion. Weil diese Leute Gott verloren haben, weil sie ihr Amt nicht führen in Gottes Namen, vor Gottes Augen, sondern bloß vor der Menschen Augen; weil ihnen der Glaube an eine höhere Bestimmnng fehlt und sie keine andere fühlen, als in den Genuß des Tages hineinzuleben; weil sie keine höheren Güter kennen, als die sie mit der Hand greifen und mit der Zunge schmecken, und endlich, weil sie Gott nicht kennen noch fürchten, der auch ihre Werke, Worte und Gedanken lohnt und straft, darum sind sie mit ihren reichen Gaben, den Arbeitskräften, nicht mehr treue Gehülfen der höhern Klassen der Gesellschaft, sondern oft eine Plage, meist ein beständiger Feind, der einen fortwährenden Gegenkampf zur Nothwendigkeit macht. Eine ganze Abtheilung des besitzenden Standes hat in diesem Kampfe ihre Niederlage so gut wie zugestanden, nämlich die Klasse der bäuerlichen Besitzer.

Da ist häufig das Verhältniß zwischen Herr und Knecht geradezu umgekehrt. Eine Bauernfamilie feiert ein Jubeljahr, wenn der letzte Knecht und die letzte Magd abziehen und an deren Stelle die eigenen Kinder in die Arbeit treten. Daß freilich hier oft die Sittenregister beider Theile gleich viel schwarze Striche nachweisen und man bisweilen aller Regentschaftsweisheit baar und ledig ist, muß auch nicht übersehen werden.

Doch auch für die andern Grundbesitzer, die größeren und demgemäß gebildeteren Leute, geht der bedauerliche Kampf mit diesen innern, im eigenen Hause wohnenden Feinden andauernd fort. Wie sollen die Herrschaften zum Siege gelangen, nicht zum Siege, der zu sklavischer Unterwerfung der Dienstleute führt, — der ist ebenso wenig zu wünschen wie zu erwarten — sondern zu einem Siege, welcher mit einem Frieden abschließt, dabei Dienstboten und Arbeiter wieder zu freundschaftlichen Gehülfen ihrer Herrschaften werden, diesen ihr Herz wieder zuwenden? — Da giebt's ja nur ein einziges Radicalmittel. Man verhelfe dieser Klasse der Gesellschaft wieder zu dem, was sie verloren hat, zur Religion, und man heile sie von der Krankheit, an der sie todtkrank darnieder liegt, von dem Unglauben, von der Gottvergessenheit. Eins hebt das Andere von selbst auf. Bringt man Gottesfurcht in die Herzen der Arbeiter, so fallen die faulen Früchte der Gottlosigkeit ab von ihrem Lebensbaume. An ihrer Stelle aber wachsen ohne Verzug die Früchte des Geistes, als süße Lebenszukost besonders für die Herrschaften, auf daß sie sammt ihren Leuten ein ruhiges und stilles Leben führen können, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Allein die Religion, vor Allem die christliche Religion verspricht und verbürgt solche Ernten.

Doch auf welchem Wege sollen die armen Dienstleute zu

dieser Regeneration gelangen? Die Antwort darauf: ihre Mitmenschen, die Gott ihnen vorangestellt und übergeordnet hat, müssen zu dieser religiös-sittlichen Erziehung das Ihrige thun, dann wird unser Herrgott mithelfen und Gedeihen geben.

Die Diener der Kirche und Schule haben natürlich die erste Aufgabe, wenn's gilt, zur Religion zu erziehen. Ihnen hat Gott auch den Stand der Tagelöhner und Dienstleute auf's Gewissen gebunden.

Sie sollen durch Lehre, Zucht und Ermahnung vorerst in den jugendlichen Gemüthern die Wahrheiten des Christenthums befestigen, damit ihr christliches Glaubensleben seine klare und feste Grundlage habe. Zum Schutz gegen manche Anfeindungen, die oft den Stand der Lehrer und noch mehr den der Geistlichen treffen, müssen wir behaupten, daß Kirche und Schule, so weit ihre Macht reicht, nicht müßig stehen bleiben vor ihrer Aufgabe. Leider aber schließt mit der Confirmation der individuelle Einfluß des Geistlichen und Lehrers in Bezug auf religiös-sittliche Pflege auch des Arbeiter- und Dienstbotenstandes meistentheils so gut wie ganz ab. Die Wahrheiten des christlichen Glaubens, die Vorschriften des göttlichen Gesetzes können jetzt nur lebendig bleiben in der Seele dieser Volksklassen, wenn diese wenigstens Bibel und Gesangbuch besitzen, lesen und in der ununterbrochenen Betheiligung an den öffentlichen Gottesdiensten beharren.

Wo sonst anders vernehmen sie etwas von dem, was ihrem innern Menschen heilsam ist? Die Kirche bleibt einmal die fortgehende sittlich-religiöse Lehrschule, wie für alle Stände so besonders auch für diese Volksklasse. Auf die Herrschaften fällt aber dabei die unerläßliche Pflicht, ihre Leute auf den Weg zu dieser religiösen Erziehungsstätte unablässig hinzuleiten, d. h. sie zum regelmäßigen Besuche des Gottesdienstes anzuhalten. Natürlich schließt sich daran die zweite Pflicht: Herrschaften müssen da, wo sie die Arbeiter und Dienstboten hingehen sehen wollen, selbst vorangehen. Es giebt kein gefährlicheres Mittel, diesen Leuten den Glauben an die göttliche Wahrheit der Religion aus dem Herzen zu reißen und ebenso das Vertrauen zu ihren Herrschaften zu erschüttern, als dieses, wenn sie die Vorschriften der christlichen Kirche wohl ihren Untergebenen anmuthen, sich selbst aber als dispensirt darstellen. Dagegen ist es ein geheiligtes Zusammentreten, so Herren und Knechte, Hohe und Niedrige sich um den Allerhöchsten an heiliger Stätte zusammenstellen. Da wird auch in dem Geringern gefühlt die Einheit vor dem Allerhöchsten, da werden die Niedern von Innen heraus treu. Die gottvergessensten Herrschaften beanspruchen das Herz ihrer Dienstleute, die Dienstleute aber haben ein gleiches Recht.

Nur dieser Austausch des heiligsten Gutes wird nirgends ehrlicher als vor Gottes Angesicht vollzogen.

Doch Religion wird vorerst gegeben durch Belehrung, dann aber, soll sie zur Wahrheit und zum Leben kommen, so muß sie den darin Unterwiesenen vorgelebt werden. Das ist weiter die ernste Aufgabe an alle Herrschaften. Viele, die in unserer Zeit am meisten über ihre gottlosen Dienstboten schreien, mögen erst in den eigenen Busen greifen, ob sie auch ihren Dienstboten und

Arbeitern die Gottesfurcht vorleben. Soll das Gesinde die Vorschriften des Christenthums üben, so muß sie dieselben von der Herrschaft auch befolgt sehen.

Hierzu noch einige Separatregeln über vernünftig christliche Behandlung der Arbeiter und Dienstboten:

a) Man rede nicht so viel vom Wegjagen.

Bei dieser voreiligen Drohung läuft leicht das Herz des Bedrohten schon weg. Jugendliche Oberherren und Oberherrinnen geberden sich in diesem Stück oft äußerst närrisch und bringen manchen alt bewährten Dienstboten aus dem Hause.

b) Ferner noch ein Wort über den Passus: „Dienstbücher".

Wenn der Dienstbote entlassen wird, möge in's Dienstbuch nach bestem Wissen und Gewissen die Herrschaft ihr Urtheil einschreiben. Aber was thut die falsche Liebe?

Die wahre Ursache der Entlassung wird verschwiegen. Es heißt: „man will den Menschen nicht unglücklich machen". Kann man denn mit der Wahrheit Jemanden unglücklich machen? Ein schweres Herz kann man ihm wohl machen, aber schadet's denn, wenn leichten Menschen das Herz einmal schwer wird?

Die Wahrheit ist hier so recht eine sittliche Forderung an die Herrschaften. Mit jedem falschen Urtheil wird die neue Herrschaft betrogen, ja noch mehr, es wird auch der schlechte Knecht um Reue und Besserung gebracht.

Mit Bezug auf das bis jetzt Gesagte dürfte die zweite Frage, betreffend den sittlichen Verfall der Arbeiter und Dienstboten, dahin zu beantworten sein:

Diese Volksklasse ist sittlich entartet, hauptsächlich deshalb, weil sie von Gott abgefallen. Man fördere in ihr die religiöse Erkenntniß durch die Mittel der Belehrung, wie sie die Heilsanstalt der christlichen Kirche bietet. Die Herrschaften aber zu allererst mögen dann durch's eigene Vorbild den Untergebenen treue Führer sein zum christlichen Leben.

Diese Heilmethode ist die naturgemäße, sie ist eine radicale, weil sie das Uebel an der Wurzel anfaßt und herauszuziehen strebt. Dennoch aber wäre es ein leichtgläubiger Optimismus, zu behaupten, als würden nun so gewaltige Aenderungen bei den Arbeitern und Dienstboten zu Tage kommen, daß von jetzt ab alle diese Leute in ihrem Berufe als Menschen nach dem Herzen Gottes und den Herzen ihrer irdischen Oberherren dastehen müßten. Erziehung, auch auf dem Grunde christlichen Glaubens und christlicher Liebe, verlangt auch den Ernst der Zucht, fordert gegen verstockte und rückfällige Gemüther auch ein Strafamt des bürgerlichen Gesetzes. Damit aber wird auf dem Gebiete der Regeneration der Arbeiter und Dienstleute das Einschreiten der weltlichen Obrigkeit ein Erforderniß. Ihres Amtes ist es, die Wege zu verschließen, auf welchen die durch die Kirche und das Haus zu Gott und ihren Pflichten zurückgeführten Seelen draußen im Verkehr mit der Welt wieder in's Verderben gerathen können. Ihre Pflicht ist es ferner, zu züchtigen, wo Verstocktheit, Bosheit, Untreue, Ungehorsam ꝛc. Opposition machen gegen die Herrschaften. Vor Allem ist darauf Acht zu nehmen, daß die viel-

fachen Gelegenheiten, in Trunkenheit zu verfallen, mit strengern Polizei-Maßregeln abgeschnitten werden. Wozu auf dem Lande in den Dörfern zwei bis drei Schänken, wo gerade die ärmere Klasse der Dorfbewohner sich hingezogen fühlt, wo zum Uebermaß Tanzvergnügungen gehalten werden? Das ganze Volksvergnügen gipfelt meist dort nur in Befriedigung der Trunksucht oder Unzucht. Da wirft der Arbeiter und Dienstbote seine guten Sitten ab, der roheste Held spielt die erste Rolle. Dort wird der verdiente Lohn vergeudet mit frevelhaftem Leichtsinn. Die Verschwender dieses Schlages machen sich dann gar keine Sorge, wie der Ausfall ihres Vermögens zu decken sei. Dazu mögen die Arbeitgeber oder die Dienstherren behülflich sein; denn sie müssen ihr Geld mit in den Kauf geben, müssen fort und fort noch sechs Tage Wochenarbeit bezahlen, wenngleich die Säufer nur auf vier Tage Arbeit liefern, sollen trotz der Faulheit, der Unordnung, trotz mancher Betrügereien noch obenein Lohnerhöhungen gewähren. Arbeiter, die täglich ein Quart Branntwein verbrauchen, sind in ihren Lohnforderungen auch immer die unverschämtesten.

Ferner ist das sogenannte Schänkleben ein Verführungsmittel, um den Rest der noch übrig gebliebenen Treue und Anhänglichkeit zu vernichten. In den Schänken werden Knechte 2c. von schlechteren Subjekten zum Ungehorsam und zur Widerspenstigkeit aufgehetzt, wird die Freiheit proklamirt, deren Superlativ die Frechheit ist. Der Branntwein bleibt natürlich der Zaubertrank, der zu solchen Kühnheiten den Muth giebt. Die besseren Familien des Dorfes jammern und klagen über diese Unsitten, denn ihre Kinder und Dienstboten werden mit dadurch vergiftet. Es sind meist nur die liederlichen Subjekte, die müßigen Dorfmusikanten oder gewinnsüchtige Schänker, von denen Tanz- und Zechfestlichkeiten in Scene gesetzt werden. Die Obrigkeit hat den Schulkindern den Besuch dieser öffentlichen Vergnügungen untersagt, aber es heißt, daß sie an der Hand der Eltern dabei verweilen dürfen. Durch diesen humanen Beisatz öffnet sich dann auch schon den Kindern das Thor zu allen verführerischen Gelüsten, namentlich erhalten sie die besondere Weihe zur Trunkenheit und zur Schamlosigkeit. Warum können solche Branntweinklub-Gesellschaften nicht verhindert werden? Ist das polizeiliche Zersprengen einer Clique Hazardspieler nicht auch eine Art Beschränkung persönlicher Freiheit? Hier wird doch nur Geld leichtsinnig auf's Spiel gesetzt, dort noch mehr als Geld, nämlich die Gesundheit an Leib und Seele.

Warum können nicht die wilden Tanzbelustigungen auf ein Minimum beschränkt werden? Sind sie einmal so verderblich und verführerisch geworden, nun so mögen sie entbehrt, oder es möge wenigstens die Freude mehr auf die Tageszeit beschränkt werden. Laster und Schande hüllen sich immer gern in den Mantel der Nacht. Um der überhand nehmenden Trunksucht zu steuern, möchte als probates Mittel gelten, wenn anerkannte Säufer, die ihre Ehre und ihren guten Namen täglich selbst wegwerfen, auch der öffentlichen Verachtung deutlicher bloß gestellt würden. Wir meinen nicht Aufstellung in's Halseisen, wie es einst geschah, sondern die Veröffentlichung der Namen

solcher Unverbesserlichen in den Gemeindeversammlungen, daraus sie ohne Gnade zu entfernen, oder in der Schänke selbst, wo eine angehangene Tafel die Namen der Säufer Jedermann zum Lesen vorhielte. Auch dürfte eine Aenderung der Strafgesetze, denen pflichtvergessene Arbeiter und Dienstboten jetzt unterworfen sind, sehr heilsam sein. Wenn der Zweck aller Strafe nur der ist, zuerst abzuschrecken, dann zu bessern, so zeigt wohl die Erfahrung, daß die gegenwärtigen Strafmittel für Dienstboten- und Arbeitervergehen diese Bestimmung nicht erfüllen. Gelinde sind sie eben nicht, sie können bis 5 Thlr. Geldstrafe erhöht werden. Das ist für einen Knecht $\frac{1}{8}$, für eine Magd $\frac{1}{5}$ des Jahreslohnes. Wo in einem anderen Stande werden Amtsfahrlässigkeiten nach solchem Strafmaße bemessen? Viel milder und doch fühlbarer, viel abschreckender und zugleich bessernder wäre, namentlich gegen Personen jugendlicheren Alters, körperliche Züchtigung, bei älteren Maleficanten Einsperrung in Ortsgefängnisse. Natürlich müßte die Freiheitsentziehung fühlbar gemacht werden durch Kost bei Wasser und Brod. Muß sich der Soldat bei dem geringsten Vergehen diese Tischordnung im Arrestlokale gefallen lassen, wo ist ein vernünftiger Grund dafür, daß eingesperrte Knechte, Mägde und Arbeitsleute einen feinern Magen haben sollen? Schmale Kost macht die Strafe fühlbar, schreckt die Insassen des Gefängnisses von Wiederholung der Vergehen ab und auch andere lose Buben scheuten Angesichts solcher Exempel die Nachahmung. Noch aber tritt ein Umstand zu, der gegenwärtig die Strafexecution auf diesem Felde so wirkungslos macht. Er liegt ohne Zweifel in der erschwerten Art und Weise, die Hülfe des Strafrichters zu erreichen. Der Weg dahin ist zu weit und zu mühsam. Während es dem Arbeiter oder Dienstboten leicht wird, Veruntreuungen, Subordinationsvergehen auszuüben, wird es den Herrschaften so schwer, die Strafe gegen den Culpanten zu erreichen. Eine Reise nach der Kreisstadt ist erforderlich, Zeitversäumniß ganzer Arbeitstage tritt als Beschwerlichkeit dazu. Da schweigen und tragen lieber die Kläger, die Nichtverklagten aber werden ärger und ärger. Soll es besser werden, so muß den für die Landbevölkerung von Gott hingestellten sittlichen und intellectuellen Autoritäten, den Gutsherren, ein solches Maß polizeilicher Vollmacht wiedergegeben werden, daß sie nach vorgeschriebenem Gesetzescodex in derartigen Uebertretungen Urtheil fällen und Strafe üben. Eine richterliche Autorität, die den Culpanten so nahe steht, welche rasch entscheiden kann, wird der ganzen Klasse der Arbeiter und Dienstboten viel mehr imponiren als die entfernt wohnende Polizei-Anwaltschaft. Es würde zudem viel anderes arges Wesen auf den Dörfern nicht so dreist und offen hervortreten. Freilich müssen die Gutsherren diese Stellung, so mühevoll sie auch sein mag, nicht als eine Last erachten, die etwa ein jugendlicher Inspektor auf seine Schultern nehmen könne, sondern sie müssen dieses ernste Ehrenamt als eine Stütze ihrer eigenen bedeutsamen Stellung ansehen. Es gilt hier nicht nur die Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft, ein Motiv, das dem Mann von wahrer Bildung allein schon bestimmend sein müßte, seine Mitwirkung zu opfern, es gilt mehr noch, es gilt die Autorität des eigenen Standes heben und be-

festigen. Wo ein Mann wäre, dem das Verständniß dafür und der gute Wille dazu mangelte, dem diese Bürde zu widerwärtig, weil sie nicht mit Gelde rentirt, nun dem komme der Staat zu Hülfe und setze auf seine Rechnung einen gediegenen und umsichtigen Beamten, der es durch seine Stellvertretung versteht, die Autorität des ganzen Standes zu wahren. Wenn Gutsherren aber wegen Abwesenheit von ihrem Wohnorte nicht in der Lage sein können, ein solches Amt zu führen, so möge die Qualität ihrer Bevollmächtigten durch die königlichen Behörden geprüft werden.

Ein unberechenbarer Segen dürfte es sein, wenn jeder Bestrafte nach überstandener Strafe zur Unterweisung im seelsorgerischen Sinne vom Schloßhofe in's Pfarrhaus kommen müßte. Hier wäre ein Platz schöner Arbeit für die Kirchengemeinderäthe, die als Zeugen der Admonition des Geistlichen beiwohnen sollten, einmal deshalb, daß Alles fein pastoraliter zugehe und keine hierarchische Ueberschreitung sich einschleiche, zum Andern, daß die ganze Gemeinde erfahre von der Reue des Uebertreters, es erfahre, wie ernst und liebevoll sich die Kirche der armen Seelen angenommen habe.

Es ist dann dem Maleficanten gar nicht möglich, nach bestandener Strafe unter seine Standesgenossen zu treten, etwa in der Schänke sich mit Frechheit seiner Heldenthaten zu rühmen oder Complotte zu schmieden, wie er sich zu rächen gedenke an seinem Herrn. Dergleichen Auswüchse der Abgestumpftheit sind nicht immer Beweise für die unverbesserliche Bosheit und Verstocktheit. Die Leute wissen eben nicht, was sie thun, sie wandeln in der Finsterniß sittlicher Verblendung. Könnten sie auf dem angegebenen Wege zur Erkenntniß ihrer Sünde gebracht werden, zur innern Erleuchtung ihres Wesens, es würde Mancher in sich gehen und an ihm durch diesen Gang in's Pfarrhaus der Zweck seiner Bestrafung, die Besserung, erreicht werden.

Mexiko.

Hamburg, den 15. August 1867. Da das Interesse norddeutscher Staats-Angehöriger in Mexiko mehrere Millionen Thaler beträgt, so erlaubte ich mir, Ihnen am 8. und 10. cr. zu schreiben, daß die Deutschen in Mexiko schon für sich selbst zu sorgen wissen würden und daß eine preußische Gesandtschaft in Mexiko nichts für sie thun könne.

Um Ihnen nun dies durch ein Factum zu erhärten, das mir gestern vertraulich mitgetheilt wurde, beehr' ich mich heute an Sie zu schreiben, zumal da wahrscheinlich von Seiten anderer Leute behauptet werden dürfte, daß durch eine Legitimitäts-Politik der preußischen Regierung die deutschen Handelsinteressen leiden würden. Ich habe gestern auch den Chef der Zollanschluß-Partei, Herrn Pf., den größten Händler hier in den deutschen Wollfabrikaten, über diese Sache gesprochen, und ist derselbe ganz meiner

Ansicht, daß es am Besten sei, die Deutschen in transatlantischen Ländern sich selbst durchlaviren zu lassen. *)

Sie werden erfahren haben, daß durch Pariser officiöse Zeitungen die United-States-Regierung aufgefordert wurde, baldmöglichst Ordnung in Mexiko herzustellen, d. h. auch französische Staats-Angehörige in Mexiko zu schützen. Die nordamerikanische Zukunfts-Politik der nächsten Zeit ist auf Erwerbung des westlichen britischen Nordamerika's und eines Theils der mexikanischen Grenzprovinzen gerichtet. Canada ist nicht viel werth, aus Canada wird fortwährend nach den United States ausgewandert.

Sie erhalten hierbei die Uebersetzung eines kleinen Artikels aus der „Times", um Ihnen darzulegen, daß die kaiserliche Familie in Mexiko sich unter ihren Generalen und Hofdamen in sehr schlechter Gesellschaft befand. **)

Ein Hamburger Schiffscapitän, welcher bei Fahrten an der ostasiatischen Küste sich ausgebildet hatte, kaufte im vorigen Jahre in Hamburg ein Schiff mit Hülfe einiger Freunde, nahm eine Befrachtung nach dem Hafen Mazatlan an der Südsee, mit den üblichen Clauseln, um Gelegenheiten benutzen zu können, „Zoll-Ersparnisse zu machen". Vierzig Tage kreuzte er in Sicht des Hafens von Mazatlan, da erhielt er Ordre, in den weiter nördlich gelegenen Hafen Guaymas einzulaufen. Beim Einsegeln in diesen Hafen erzählte ihm der Lootse, es wäre gerade Feier des Namenstages des Präsidenten Juarez. Der Capitän, welcher die alt-holländische Politik in Japan kannte, zog nun alle Signal-Flaggen auf und feuerte nach und nach 21 Kanonenschüsse ab und richtete sich auf einen freien Punsch ein. Die Chefs der Juaristen, auch der nordamerikanische Consul, kamen an Bord und feierten, wahrschein-

*) Auf St. Domingo heirathete vor Jahren ein Hamburger eine Farbige und wurde reich wie auch zwei seiner Associés als Finanziers und Kaffee-Contrahenten für Soulouque, besorgten diesem Papiere, Gelder 2c. Ganz kürzlich hat ein Hamburger, Sohn eines Schullehrers, eine Schwester des Sultans von Zanzibar, Tochter des verstorbenen Imam von Mascat, also eine Muhammedanerin, entführt und im englischen Consulat zu Aden geheirathet; ihr Bruder freute sich über die Entführung, weil sie nicht zurückgezogen, sondern emancipirt lebte; das Ehepaar wohnt jetzt hier; er, der Ehemann, läßt seine Frau, wie man sagt, Prinzessin nennen.

**) „Die Personen, welche zur Umgebung des Kaisers Maximilian gehörten, waren zu verachtende Charaktere. Ich will hier nur einige Anekdoten anführen, wodurch dieselben deutlich genug geschildert werden. Diebereien zu begehen, ist jetzt eine ganz normale mexikanische Gewohnheit vom Minister bis zum Thürhüter, mit dem einzigen Unterschiede in Betreff des Werths des Gestohlenen. Z. B. der Kaiser hatte auf einem Tische in seinem Zimmer einen damascirten, mit Gold ausgelegten Revolver zu liegen. Diese Waffe verschwand eines Tages, nachdem der Kaiser eine Reihe von Audienzen ertheilt hatte, bei welchen der geringste Rang der eines mexikanischen Generals war. Der Kaiserin wurden mehrere sehr werthvolle Uhren von ihren Ehrendamen gestohlen. Derselbe Oberst Lopez, welcher durch seinen Hochverrath bei Queretaro seinen Namen in der Geschichte verewigt hat, sagte eines Tages dem Kaiser, es würde ihm leicht sein, aus dem Bureau des Kaisers innerhalb einiger Stunden jeden Gegenstand, der ihm angedeutet, zu stehlen, ohne daß er dabei ertappt würde. Oberst Lopez war damals Commandant des Militairs im kaiserlichen Schlosse Chapultepec. Der Kaiser amüsirte sich ungemein über dergleichen Plaisanterien des Lopez, der nur an Diebereien, Kniffe und Streiche denkend, bald darauf selbst vor einem Judasstreiche nicht zurückschrecken sollte."

lich in Gesellschaft aller durstigen Zollwächter, den Tag. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Capitän dann dasselbe that (um das Nützliche, Profitable mit dem Angenehmen zu verbinden), was Gerstäcker in seinen chilenischen Lebensbildern von einem Hamburger Capitän, welcher geheimen Freihandel trieb, so interessant schildert. Zu solchen Geschäften braucht der deutsche Handel weder Gesandte noch Kriegsschiffe, und solche Geschäfte kommen sehr häufig vor.

Die Telegraphen-Linien.

Obgleich in der Gesammtwirkung auf die Gestaltung des Lebens durchaus nicht mit den Eisenbahnen vergleichbar, ist doch das dritte und jüngste der modernen Verkehrsmittel, der elektrische Telegraph, etwas ungleich Idealeres, so daß selbst unsere Phantasie sich kaum ein vollkommneres Mittel des Gedanken-Austausches auf weite Entfernungen hin vorzustellen vermag. Der Telegraph hat Zeit und Raum so gut wie ganz überwunden, Verbesserungen sind nur noch in Bezug auf die technische Herstellung der Leitungen und auf den Betrieb zu erwarten. „War die Brieftaube ein geflügelter Bote, so reitet der elektrische Telegraph mit dem Blitze", der Funke, welcher jetzt der Menschheit Botendienste leisten muß, wetteifert an Schnelligkeit mit dem Lichte, in fast unmerklich kurzer Zeit durchläuft er im Kupferdraht ganze Continente und in den Tiefen des Atlantischen Oceans legt er den Weg von Europa nach Amerika im dritten Theil einer Sekunde zurück. Nur Mängel im Betriebe, die Nothwendigkeit vieler Zwischenstationen und die Schwierigkeit, eine ununterbrochene Verbinduug auf sehr weite Eutfernungen hin herzustellen, tragen die Schuld, wenn die telegraphischen Depeschen von England nach Kalkutta durchschnittlich noch vier bis fünf Tage unterwegs sind; in günstigen Fällen erreichen sie ihr Ziel in zwei bis vier Stunden und es kommt vor, daß Londoner Kaufleute, welche des Morgens telegraphisch in San Francisco Bestellungen machen, am Abend desselben Tages Nachricht über den Abschluß des Kaufes erhalten, ein Brief braucht aber von London nach Kalkutta oder San Francisco einen vollen Monat.

Man weiß, daß schon Xerxes eine Art von Telegraph von Persien nach Griechenland angelegt hatte, indem er Männer von Strecke zu Strecke aufstellte, die sich die Botschaft zuriefen. Die Nachricht legte auf diese Weise den Weg, den ein Mensch in 30 Tagen durcheilen konnte, in einem Tag zurück. Aehnliches ist seit alten Zeiten in Ostafrika üblich, wo Leute mit Trommeln auf Bäume postirt werden und Botschaften in sehr kurzer Zeit auf weite Entfernungen hin trommeln. Aber wie diese akustischen, so blieben auch die hydraulischen Telegraphen mittelst Wasserröhren und die verschiedenen Arten der optischen weit hinter den Leistungen der elektrischen zurück. Das Vollkommenste waren die Stangentelegraphen der Ge-

brüder Chappe, die zuerst in den Jahren 1792 bis 1794 zur Herstellung einer Telegraphenlinie von Paris nach Lille benutzt wurden und später unter mannigfaltigen Verbesserungen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den übrigen Ländern Europa's zu ausgedehnter Anwendung kamen. Mittelst dieser „Semaphoren", die nicht bloße Zeichen, wie die Anfangs noch längs unseren Eisenbahnen fungirenden Signalstangen, sondern Buchstaben signalisirten, telegraphirte man von Paris nach Calais in 3 Minuten, von Paris nach Straßburg in 6½, nach Toulon in 20 Minuten, aber des Nachts oder bei nebeligem Wetter waren sie gänzlich unbrauchbar.

Um den Ruhm, den elektrischen Telegraphen erfunden zu haben, streiten einzelne Männer und ganze Nationen, überblickt man aber den Gang der Forschung über die Elektricität und ihre verschiedenen Formen, seitdem Thales 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Wirkung der Reibungs-Elektricität am Bernstein (ἤλεκτρον) entdeckte, so sieht man leicht, daß nicht der glückliche Gedanke oder zufällige Fund eines Einzelnen, sondern die emsige, Jahrhunderte fortgesetzte Arbeit zahlloser Physiker, die allmähliche Anhäufung der Erfahrungen, unter denen die glücklichen Entdeckungen des Galvanismus 1789 und des Elektromagnetismus durch Oersted 1819 nur einzelne Momente bilden, zu der bewundernswürdigen praktischen Anwendung einer der geheimnißvollsten Naturkräfte führten, und der ehrgeizige Streit, den Cooke und Wheatstone neuerdings wieder in den öffentlichen Blättern fortsetzen, kann nur die Dankbarkeit und Achtung erschweren, die wir ihnen für die Einführung des elektrischen Telegraphen in's praktische Leben schuldig sind.

Die Versuche, den elektrischen Strom als Träger einer Botschaft zu benutzen, beschränkten sich im vorigen Jahrhundert auf die Reibungs-Elektricität; Nollet sandte einen Strom durch von Menschenhänden gehaltene Drahtstücke auf 5000 Fuß Entfernung und fand, daß der Schlag von allen Personen gleichzeitig gefühlt wurde; Watson spannte bei der Westminster-Brücke einen Draht über die Themse und machte dabei die wichtige Entdeckung, daß es genügte, die beiden Enden in das Wasser zu halten, um den Kreislauf des elektrischen Stromes herzustellen; 1773 schrieb Odier an eine Dame: „Es wird Sie vielleicht amüsiren, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit gewissen Versuchen beschäftigt bin, durch die eine Unterhaltung mit dem Kaiser von China, mit den Engländern oder irgend einem andern Volke Europa's in einer Weise möglich wird, daß sie ohne die geringste Mühe Alles, was Sie wünschen, auf 4- oder 5000 Meilen weit in weniger als einer halben Stunde mittheilen können." Im Jahre 1774 veröffentlichte Lesage in Genf den Plan zu einem elektrischen Telegraphen, indem er vorschlug, 24 in eine isolirende Substanz eingehüllte Metalldrähte mit je einem Elektrometer zu verbinden, an dem eine Markkugel aufgehängt war; die Bewegungen der 24 Kugeln bei Anwendung einer Elektrisirmaschine sollten die Buchstaben des Alphabets repräsentiren. In Spanien wurde sogar am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Leitung von Madrid bis Aranjuez hergestellt und mittelst der Elektrisirmaschine betrieben. Da sich jedoch die Reibungs-Elektricität leicht aus den Leitern verfliegt und von Feuchtigkeit stark beeinflußt wird, so langt

sie nicht zur telegraphischen Anwendung in größerem Maßstabe und im Freien, alle bezüglichen Versuche blieben daher ohne unmittelbar praktische Folgen.

Nachdem Galvani die Berührungs-Elektricität entdeckt und Volta seinen bekannten Apparat construirt hatte, wendete ihn Sömmering in München 1811 zu einem Telegraphen an, der für jeden Buchstaben des Alphabets und die Zahlen von 0 bis 9 einen besonderen Draht hatte. Diese Drähte endeten mit je einem Goldpunkte in einem Wassergefäße und wenn der galvanische Strom einen derselben durchlief, so zersetzte sich an dem betreffenden Goldpunkte das Wasser, es stieg eine Blase von Sauerstoff und Wasserstoff auf und der Punkt, wo dies geschah, bezeichnete einen Buchstaben oder eine Zahl. Aber auch dieser sinnreiche, von Wetter, Tageslicht &c. unabhängige Apparat führte nicht zum Ziele, vielleicht wegen der Nothwendigkeit so vieler Drähte, und erst nachdem der Elektromagnetismus entdeckt, die Votaische Säule durch galvanische Batterien ersetzt und mannigfache andere Verbesserungen gefunden waren, wurden in verschiedenen Ländern ziemlich gleichzeitig Apparate construirt, die im Wesentlichen den jetzt gebräuchlichen ähnlich sind. Der Amerikaner Morse will seinen elektromagnetischen Telegraph 1832 auf der Fahrt von Havre nach New-York erdacht haben, doch wurden seine Versuche erst 1837 publicirt; Baron Schilling in Petersburg construirte einen Apparat, starb aber vor dessen vollständiger Entwickelung; Gauß und Weber, die 1833 die Sternwarte in Göttingen mit dem 3000 Fuß davon entfernten Physikalischen Cabinet durch über Häuser geführte Drähte in Verbindung gesetzt hatten, veröffentlichten ihre Experimente im Jahre 1834; Steinheil in München stellte 1837 eine Leitung von der königlichen Akademie nach der ¾ Meilen entfernten Sternwarte Bogenhausen her und in demselben Jahre pflanzte Cooke die Erfindung, die er in Heidelberg hatte kennen lernen, nach England über, wo Wheatstone seit einigen Jahren mit dahin einschlagenden Versuchen beschäftigt gewesen war und nun mit Cooke gemeinschaftlich die weitere Vervollkommnung und praktische Nutzanwendung betrieb.

So kam es, daß 1840 die Erfindung an englischen Eisenbahnen, und zwar zuerst an der Blackwall-Bahn, zur praktischen Verwendung gelangte, und obwohl sich die ungemeinen Vortheile gerade für den Eisenbahndienst sofort klar herausstellten, währte es doch mehrere Jahre, bis der Telegraph auch in andern Ländern zur allgemeinen Anerkennung kam. Erst 1843 ließ die Direktion der Rheinischen Eisenbahn bei Aachen die erste kurze Leitung auf deutschem Boden ausführen, 1844 wurden Washington und Baltimore telegraphisch verbunden, 1845 verschaffte sich das neue Communicationsmittel Eingang in Frankreich, 1847 in den Niederlanden, 1849 in Belgien, 1851 in Rußland, 1852 in der Schweiz, 1855 in Norwegen, 1857 in Portugal &c.

Gleich den Eisenbahnen haben sich die Telegraphen seit der kurzen Zeit ihres Bestehens vollständig in das Volksleben eingebürgert. Kommt auch der größte Theil ihrer Thätigkeit auf kaufmännische Geschäfte, so umfaßt ihr Dienst doch zugleich die wichtigsten Interessen des Staates wie die geringfügigsten Seiten des Privatlebens. In den europäischen Culturstaaten, wo fast jede Stadt in das Telegraphennetz gezogen ist und mehrere Tausend Stationen dem Publikum zur Verfügung stehen, wird, wie auch in den Vereinigten Staaten, bei fortgesetzter Verminderung des Tarifs eine immer allgemeinere Benutzung bemerkbar. Als ein Kuriosum, so wie als ein Beweis, wie sehr die Telegraphen-Benutzung im buchstäblichen Sinne des Wortes bereits populär geworden ist, verdient angeführt zu werden, daß in Wien die Gemüse- und Obsthändlerinnen schon eifrige Kunden der Telegraphen-Ver-

waltung geworden sind. Wie die „Presse“ mittheilt, umlagern, besonders an Wochenmarkttagen, ganze Schaaren dieser Damen schon bei grauendem Morgen das Telegraphenamt in der Renngasse, um mittelst Telegraphen neue Vorräthe an Kirschen, Erdbeeren, Artischoken, Seekrebsen ꝛc. aus Steiermark, Triest oder sonst woher zu bestellen. Sehr gute Kunden des Telegraphen sind auch die Lotterieschwestern und Lotteriebrüder. So groß ist der Andrang von Depeschen an Schlußtagen der Ziehung, daß an manchen Orten, wie Brünn, Prag, Linz ꝛc. die Zahl der Beamten verdrei- oder vervierfacht werden muß. Eine Thatsache von psychologischem Interesse ist die Wahrnehmung, daß viele Depeschen aufgegeben werden, die ihrem Inhalte nach ganz gut auf den gewöhnlichen Verkehrswegen hätten befördert werden können. Vielleicht läßt sich diese Erscheinung durch den Umstand erklären, daß der Lakonismus des Telegramms über allerlei Nöthen hinweghilft. Wie fatal ist z. B. manchem Menschen ein ausführlicher Glückwunsch zum Neujahr, zum Geburts- oder Namenstag, zu einer Verlobung oder Hochzeit. Wie bequem ist dagegen das einfache Telegramm: „Ich gratulire!“ oder: „Meinen herzlichen Glückwunsch!“ Und dann wie schwer und heiklig sind manche Erörterungen, die Begründung so mancher Bitte! Man denke sich einen Herrn Studiosus auf der Universität, der sich zum so und so vieltenmale in Geldverlegenheit befindet. Wie soll er bei seinem „Alten“ die Sache motiviren, nachdem er schon bei früheren Gelegenheiten alle denkbaren Vorwände erschöpft hat? Das wortarme Telegramm mit seinem kategorischen Imperativ hilft mit Leichtigkeit über diese Schwierigkeit hinweg. Dazu kommt noch, daß ein Telegramm, trotz seiner Kürze, viel wirksamer ist, als ein Brief. Was telegraphisch erbeten wird, hat zehnmal eher Gewährung zu hoffen, als was man brieflich begehrt. Dem Telegramm wohnt eine geheimnißvoll imponirende Würde inne, gegen deren Wirkung nur Diplomaten und hartgesottene Börsenmänner schon abgestumpft sind. — Es werden Aerzte aus der Ferne consultirt, die Meister der Schachs spielen ihre Partieen mit Gegnern in andern Städten und Ländern, indem sie einander Zug für Zug telegraphisch melden, der Tourist bestellt sein Nachtlager auf dem Rigi, ja ein Herr in Boston heirathete vor Kurzem eine Dame in New-York per Telegraph. Seitdem zuerst in England 1842 ein Mörder auf der Flucht mit Hülfe des Telegraphen zur Haft gebracht wurde, ist die Ausübung der Polizei ohne dieses Hülfsmittel kaum mehr denkbar; sein Dienst bei der Feuerwehr in großen Städten hat sich als wirksamster Schutz gegen die Ausbreitung des zerstörenden Elementes erwiesen; die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes hängt zum großen Theil von ihm ab; durch ihn erhielt die Meteorologie in den Sturmsignalen praktische Anwendung; die politischen Zeitungen müssen den Telegraph zu Hülfe nehmen, um die Neugierde ihrer verwöhnten Leser rasch zu befriedigen; im Kriege spielt, wie die vorjährige Campagne es glänzend bewiesen, der Feldtelegraph eine wichtige Rolle; Politik und Geschichte schreiten schneller.

Der elektrische Telegraph hatte, wie erwähnt, vor 27 Jahren seine ersten schwachen Anfänge in England und ist in den meisten andern Ländern noch sehr neu, aber wie ungeheuer rasch hat er sich über die Erde ausgebreitet! Nach einem Ueberschlage giebt es jetzt mindestens 45,000 deutsche Meilen Telegraphen-Linien mit der dreifachen Länge der Drahtleitungen. Haben die Eisenbahnen innerhalb 37 Jahre eine Ausdehnung erlangt, die gleich 3½ Mal dem Umfang der Erde ist, so wurden sie doch von dem Telegraphen weit überholt, der vermöge seiner viel leichteren und billigeren Herstellung innerhalb 27 Jahre so gewachsen ist, daß die Linien, an einander gesetzt, 8½ Mal, die Drahtleitungen wohl 20 Mal die Erde umspannen würden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Pariser Zeitungen beschäftigen sich gegenwärtig mit Vorliebe mit dem angekündigten Programm Julius Fröbel's und dessen von der „Agence Havas" sorgfältig telegraphisch übermittelten Programm. Kein Tag vergeht seit dem Bekanntwerden desselben, ohne daß die Ueberschrift „Le Journal de Mr. Froebel" nicht ein halbes Dutzend Mal in den Blättern wiederkehrt. Dem Programm, das, wie unsere Leser gesehen, mit jenen hochfliegenden Combinationen ausgestattet ist, für welche der Verfasser ein besonderes Talent besitzt und durch die er sich auch in seinem früheren Kampfe für das mitteleuropäische Siebenzigmillionen-Reich des v. Schmerling hervorthat, wird förmlich die Wichtigkeit einer diplomatischen Kundgebung beigelegt. Die „Liberté" meinte sogar, die „Süddeutsche Presse" werde ein officielles Blatt der bayerischen Regierung sein und fügte — jedenfalls aus eigener Divination — hinzu, die Münchener „Geister" seien fortwährend mit diesem „Versuche der bayerischen Regierung beschäftigt, sich von dem norddeutschen Drucke zu befreien und an die Spitze des Südens zu schwingen." Den Franzosen schmeichelt dieser „Versuch", oder sollen wir lieber sagen: diese Versuchung sehr. Die „France" erwartet von Mr. Fröbel um so mehr sehr viel, als er es auch gewesen, der „viel zu der Verwirklichung der Idee beitrug, die Fürstenversammlung einzuberufen".

Bayern, Oesterreich und der norddeutsche Bund zusammen „als die drei deutschen Glieder in der europäischen Familie", wie in dem Münchener Programm zu lesen, ist eine Humoreske, welche die Lachmuskeln im Süden ebenso heftig anregt, wie bei uns zu Lande. Wider seinen Willen plaidirt Fröbel für den sofortigen Anschluß des Südens an den norddeutschen Bund, indem er die zuversichtliche Ueberzeugung ausspricht, daß der Südbund keine Aussicht auf Erfolg darbiete. Hat doch nicht einmal der Prager Friede die Vereinzelung der Südstaaten in Aussicht genommen, nur einem süddeutschen Bunde hat er die Möglichkeit des Entstehens gewähren wollen, damit nicht jeder Einzelstaat für sich überrascht und unter den ungünstigsten Bedingungen zum Beitritt gezwungen werde. Fröbel ist ein vollgültiger Zeuge, daß die Lebensbedingungen eines Südbundes nicht vorhanden sind, und daraus folgt nicht der Erbesantritt Bayern's, sondern der Wegfall des Zwischenstadiums, welches zum Schutze der Einzelstaaten künstlich erdacht worden ist, im Leben aber als unmöglich sich erwiesen hat.

Zu jener oben erwähnten Mittheilung der „France“, die ihr aus Wien zugeht, fügt sie einen Leitartikel gegen Preußen und Rußland, denen sie Respect vor den Verträgen zuruft und beweist, wohin es Regierungen führe, wenn sie Verträge mit Füßen treten, namentlich die Verträge von 1856 und 1866. Sobald Rußland über 1856 wieder hinausgreift, „muß der Krimkrieg wieder anfangen“, und „sobald Preußen Bayern, Württemberg und Baden dominirt, ist Frankreichs Sicherheit vorbei und seine Nationalehre gefährdet“. Also die Einmischung der Franzosen in deutsche Angelegenheiten gehört zu den Prärogativen der französischen Nationalehre, zu deren Schutz Fröbel sich erbietet. Girardin findet dieses Treiben der Regierungspresse allerdings äußerst bornirt und rechnet ihr vor, daß man durch die Hetzereien nicht mehr erreichen werde, als daß Preußen sich mit Rußland und Italien zusammenthue, während eine Allianz Frankreichs mit Preußen auch die mit Italien zur Folge hätte, so daß 101 Millionen Europäer dann im Stande wären, Europa den Frieden zu dictiren. „Aber,“ fügt Girardin hinzu, „so lange Frankreich sich herausnimmt, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, um die Einheit zu beschneiden, zu verzögern oder zu verhindern, werden diese Zahlen sich gegen Frankreich wenden, weil so lange Bismarck Italien an sich zieht und an Rußland sich schließt, so daß Italien, Preußen als Militärmacht und Rußland 25, 38 und 76, also zusammen 139 Millionen Einwohner repräsentiren. Man darf nämlich nicht übersehen, daß Preußen, das 1866 Venetien an die Angel steckte, um Italien zu fischen, jetzt Rom zur Hand hat, um es aufzustecken und Italien daran festzuhalten.“ Girardin weist darauf hin, daß er am 1. September 1866 schon gesagt, was er am 1. September 1867 wiederhole. Wer sich eingehender belehren wolle, fügt Girardin hinzu, der möge Neffzer's Briefe im „Temps“ studiren: „Dieselben haben Gewicht, was man nicht von allen diplomatischen Depeschen sagen kann.“ Girardin bekennt sich mit Neffzer vollständig einverstanden und stellt, damit Frankreich, nachdem dem Kaiser „in Salzburg die Augen aufgegangen“, der dunkeln Punkte ledig werde, folgende Leitsätze einer gesunden französische Politik auf: „Vollständige und unwiderrufliche Verzichtleistung auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten; Vergeben und Vergessen für 1866; Annahme von Sadowa mit allen seinen Folgen und Früchten; Erneuerung der Allianz zwischen Frankreich, Italien und Preußen; Italien das Beispiel der Entwaffnung geben, um es vor dem Bankerott zu bewahren; endlich Annahme einer Politik, welche die Handlungen mit den Reden in Einklang bringt, das Vertrauen zum Frieden stärkt und das Stocken der Geschäfte hebt.“

Das oben erwähnte Schreiben Neffzer's, eines der wenigen französischen Journalisten, die wirklich einige Kenntnisse von Deutschland haben, ist von Wildbad in Württemberg aus an sein Blatt gerichtet. Er legt darin die Ansicht dar, daß eine jede Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten Deutschlands nur dazu beitragen könne, die gefürchtete deutsche Einheit schneller und sicherer herbeizuführen; es unterliegt keinem Zweifel, führt er aus, daß der Prager Vertrag eben so wenig die Einigung Deutschlands ver-

hindern wird, als der Züricher Vertrag die Einheit Italiens verhinderte. Ferner hebt Reffçer hervor, daß die Abwesenheit des Königs von Bayern in Salzburg höchst wahrscheinlich keine Handlung seines freien Willens gewesen ist, sondern daß er sich des Besuches aus dynastischen Interessen enthalten hat. Dieser Druck, der auf den süddeutschen Fürsten laste, rühre nun keineswegs eben bloß von Preußen her, sondern vorzugsweise von der öffentlichen Meinung, welche die deutsche Einheit wolle.

In Wien soll, wie man von dort meldet, die Salzburger Zusammenkunft die größte Verwirrung hervorgebracht haben und man im Allgemeinen nur neue Unglücksfälle für Oesterreich erwarten. Die deutschen Führer der Reichsraths-Majorität sind vollständig rathlos. Herbst ist ganz depopularisirt, hauptsächlich darum, weil er den Staatsbankerott (Reduction der Zinsen von Staatspapieren) befürwortet hat, und Rechbauer, Kaiserfeld, Brestel u. s. w. verfallen in eine immerfort wachsende Apathie. Baron v. Beust steht fest, aber nur beim Kaiser, ebenso hat sich auch die Stellung des Barons Beke befestigt. In der Staatsbankerottsfrage hat dieser einen vollständigen Sieg davongetragen — und lebt der Ueberzeugung, daß er, ohne zu gewaltigen Mitteln zu greifen, den Erfordernissen des Staates entsprechen wird. Außerdem hat er Zuversicht, daß er im Nothfalle eine Anleihe in Frankreich wird contrahiren können, wozu Napoleon seine hülfreiche Hand zu bieten versprochen hat. Diese Frage wäre es auch gewesen, die den Kaiser Franz Josef bewogen hätte, Beke nach Salzburg zu berufen. Kaiser Napoleon hätte sich auch über die inneren Angelegenheiten Oesterreichs auf's Genaueste informiren lassen. Unter anderen Winken, die er in dieser Richtung dem Baron Beust gegeben haben soll, ertheilte er ihm den Rath, unverzüglich ein cisleithanisches Ministerium zu bilden. Beust soll geneigt sein, diesen Rath zu befolgen. In Folge dessen glaubt man, daß Taaffe, welcher untauglich, und Justizminister Hye, welcher unpopulär ist, abtreten werden, und daß John zum cisleithanischen Kriegsminister ernannt werden soll. Ueber die muthmaßlichen Candidaten verlautet noch nichts; nur ist die Ueberzeugung vorherrschend, daß Beke zum Reichs-Finanzminister ernannt werden wird.

Nach einer anderen Nachricht soll der Reichskanzler, obwohl beim Kaiser fest, doch isolirt sein. Die Salzburger Zusammenkunft ist von seinen Gegnern als ein neuer Anlaß benutzt worden, um neue Intriguen gegen ihn anzuspinnen. Indem die Annäherung an Frankreich in den niederen Schichten sehr wenig populär ist, weil man da um jeden Preis den Frieden will — in den höheren Schichten dagegen mehr aus altherkömmlicher Rancune gegen Frankreich und Verachtung gegen Napoleon als aus politischer Ueberlegung ganz unpopulär, ist es gekommen, daß sich die Spitzen der Aristokratie, der Bureaukratie, der Geistlichkeit und der Armee verbunden haben, um gegen den Reichskanzler zu wühlen. Es wird nicht nur auf die Hofkreise, die übrigens miteinverstanden sind, sondern direct auf die Person des Kaisers gewirkt, und zwar so, daß sich der Baron von Beust offen beklagen soll, daß er, wenn er den Kaiser nur acht Tage nicht ge-

sehen, ihn sich gegenüber ganz verändert findet. Ob er diesen Krieg mit so mächtigen Elementen lange aushalten kann, ist eine Frage, die vielleicht sehr bald zur Entscheidung gelangen wird.

Auf seiner Rückreise von Salzburg nach Paris hat Napoleon bekanntlich mehrere Reden in den Hauptorten des französischen Flanderns gehalten, so auch in Lille, in dessen Jubelgeschrei jedoch die Sprache des größten Theils der Pariser Blätter über den dortigen Speech des Kaisers einen Mißton bringt. Dieselben sind in ihren Auslassungen darüber, von welchen der größte Theil mit „Die schwarzen Punkte" überschrieben ist, wenig erbaut über die Worte des Kaisers. Am kühnsten tritt jedenfalls der „Courrier Français" auf. „Die Regierung", meint er, „hat also noch immer nicht begriffen, daß das blinde Vertrauen, welches sie verlangt, nicht ihre Kraft, sondern ihre Schwäche ausmacht." Sie solle, so meint er weiter, sich nicht durch das Jubelgeschrei in Lille in ihrem Wahne bestärken lassen. Die Acclamation, welche Karl X. in Cherbourg erhalten, seien einfach die Vorläufer der Revolution gewesen; Frankreich mache augenblicklich eine Krisis durch, wie die gewesen, welche dem Falle aller Regierungen Frankreichs vorausgegangen seien. 1867 sei ein eben so fatales Jahr, wie 1813, 1829 und 1847. Wenn die damaligen Regierungen nicht die Freiheiten bekämpft hätten, so würden sie nicht zu Grunde gegangen sein. Die „Liberté" macht sich geradezu über die „schwarzen Punkte" lustig. Sehr scharf tritt auch „Avenir National" auf: Der Kaiser brauche keine Angst zu haben; Frankreich habe Vertrauen in seine Kraft, aber es werde ihm schwer, an die Wahrheit seiner Regierung zu glauben. Der Kaiser spreche von schwarzen Punkten, aber seine Rede sei selbst ein solcher, da sie andeute, daß das persönliche Regiment erhalten bleiben solle. Die Sprache der übrigen Blätter ist eine ähnliche, wenn auch nicht so scharfe; die Regierungsblätter jubeln natürlich so laut, wie die Bewohner von Lille.

Am 10. d. tritt der Norddeutsche Reichstag zusammen, in dessen Zusammensetzung, so weit sich bis jetzt das Ergebniß der Wahlen am 31. v. M. übersehen läßt, im Ganzen, der erste wiederzuerkennen ist. Die conservative Partei hat einige Plätze verloren, dafür aber andere gewonnen. Insonderheit ist Letzteres der Fall in den östlichen Provinzen des Staates, während in den westlichen Theilen, wo sich bei der vorigen Wahl ein Umschlag nach der conservativen Seite kundgegeben, man davon abgewichen ist, und zwar wird hier bei der Eigenthümlichkeit des katholischen Elementes die Fortschrittspartei eher davon Vortheil ziehen, als die national-liberale. Dagegen dürfte aus den neuen Provinzen und den kleineren Staaten die letztere Partei eine Verstärkung erfahren, so daß zuletzt die Zahlenverhältnisse der einzelnen Reichstagsfractionen sich im Wesentlichen ganz wieder in derselben Weise gestalten werden, wie im letzten Parlament.

Nachdem die hannoverschen Vertrauensmänner und darauf die hessischen seitens unserer Regierung einberufen worden waren, sollen auch die aus Schleswig-Holstein vor schließlicher Entscheidung über die dortigen Verwaltungseinrichtungen im Laufe der nächsten Woche gehört werden, um

dann noch Berathungen mit Vertrauensmännern aus dem früheren Herzogthum Nassau stattfinden zu lassen. Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse Hannovers war die obere Provinzial-Verwaltung daselbst mit dem militärischen Oberbefehl in der Hand eines General-Gouverneurs bisher vereinigt, doch scheinen die bevorstehende erste Berufung der Provinzialstände von Hannover, sowie auch die weiteren Schritte zur Regelung der Verwaltungs-Einrichtungen der Provinz es nunmehr zu erfordern, daß die obere Civil-Verwaltung derselben einem besonderen Beamten, der allseitig Vertrauen genießt, übergeben werde.

Die vollkommene Trennung des christlichen und türkischen Elementes im osmanischen Reiche — eine Nothwendigkeit.

Der Hat-Humayum vom 18. Februar 1856 bestimmte in dem Paragraphen 8: „Einführung einer besonderen weltlichen Gerichtsbarkeit für die christlichen Rajahs, Zusammensetzung dieser Tribunale aus Muhammedanern und Christen, sobald gemischte Interessen zur Frage kommen", und im Paragraphen 14: „Reform der administrativen Behörden in den Provinzen, Vertretung der Christen in den Medschlis."

Man weiß, daß die Magna Charta der Türkei nur angenommen wurde, um sie eben nicht zu halten, die Großmächte damals zu beschwichtigen und Alles beim Alten zu lassen. Dies kann, darf und wird nicht länger dauern. Um aber aus den beiden genannten Gesetzen Nutzen zu ziehen, muß das Princip vollkommener Trennung beider Völker mit aller Consequenz durchgeführt werden.

Es müssen also alle Gerichte, von der ersten Instanz an bis zum obersten Gerichtshof in Konstantinopel, welche über Christen in ihren Streitsachen entscheiden, ausschließlich aus christlichen Räthen zusammengesetzt sein. Denn wer die unendliche Servilität kennt, welche jeder Christ ohne Unterschied, und sei es selbst der Patriarch, selbst dem geringsten Türken gegenüber beobachtet, wird sich überzeugt haben: daß ein Türke in einem sonst aus lauter Christen zusammengesetzten Gerichte genügt, um dem Buchstaben des Gesetzes zum Trotz seinem Willen und seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Die Praxis der Medschlis, wie solche bis jetzt in den Provinzen ausgeübt wurde, hat dieses zur Genüge gezeigt.

Auch in diese wurden seit einigen Jahren christliche Räthe zugelassen, aber sie waren nichts als die Sündenböcke der übermüthigen Osmanen und haben nur dazu gedient, um durch ihre Unterschrift den willkürlichen Verordnungen der Moslems einen Anstrich von Legalität zu geben. Es müßte also von den Medschlis in der Form, wie sie bis jetzt bestanden, gänzlich abgegangen und vielleicht die administrativen Behörden folgender Art geschaffen werden:

In den Provinzen, wo die christliche Majorität obwaltet, ein christlicher Statthalter, mit einem aus Christen zusammengesetzten Verwaltungsrath, der

von der im Ministerium des Innern zu schaffenden Abtheilung für christliche Angelegenheiten abhängt und die politische Behörde für alle Christen seiner Provinz bildet. Für die Türken unter dem Titel eines Pascha's, Bey's, oder wie man ihn sonst nennen will, eine Art von Adelsmarschall, der die Angelegenheiten derselben ohne Einmischung der Christen administrirt, jedoch im Geiste des für die ganze Provinz ohne Unterschied der Confession gültigen Statuts. Dieser türkische Adelsmarschall ist dem Statthalter coordinirt, nicht subordinirt. In Provinzen mit türkischer Majorität vice versa, nur daß die christlichen Angelegenheiten wieder durch einen Verwaltungsrath geleitet werden, der als Körperschaft dem Statthalter coordinirt ist.

In Angelegenheiten, welche Christen und Türken zugleich betreffen, tritt je nach Bedürfniß eine aus beiden zusammengesetzte Commission zusammen, um sie zu erledigen. In den Provinzen erster Art der christliche Statthalter und der türkische Adelsmarschall, sonst christliche und türkische Räthe. Allein bei der schon erwähnten Herrschsucht einerseits und der Servilität andererseits tritt hier die Nothwendigkeit für die europäischen Großmächte ein, durch ihre Intervention die Selbstständigkeit der christlichen Räthe und gemischten Commissionen zu gewährleisten. Es muß also in jeder Provinz ein Commissarius oder diplomatischer Agent der respektiven Großmacht residiren, dem im vollen Sinne des Wortes die Rechte der Exterritorialität zugestanden sind, Rechte, die auch auf den christlichen Statthalter und die christlichen Räthe auszudehnen sind. Sowohl die administrativen Verordnungen als die richterlichen Urtheile türkischer und christlicher Seits müssen der Zustimmung dieses Commissarius unterbreitet werden, insonderheit muß ihm ein unbeschränktes Veto in allen Criminalfällen zugestanden werden.

Indem wir hier Administration und Gerichtswesen zusammenmengen, thun wir es absichtlich und mit Rücksicht auf den Culturzustand und den Charakter besonders der die Türkei bewohnenden slawischen Völkerschaften.

Die Trennung von Justiz und Verwaltung, wie sie in unseren Ländern besteht, scheint uns für die Türkei noch nicht passend zu sein und könnte außerdem, da es die Ausgaben des ohnehin erschöpften Staates verdoppelt, nur zu Verwirrungen Veranlassung geben. Die Slawen und Türken sind ihren Sitten nach, die Einen an die patriarchalische Herrschaft, die Anderen an die Einheit der Obrigkeit gewöhnt. Der Chef soll nach ihren Begriffen in allen Fragen entscheiden und Rechtsprechen können, um vollen Ansehens und willigen Gehorchens gewiß zu sein. Ein Chef, der die Steuern repartirt, die Aushebungen der Truppen besorgt, Straßen bauen läßt — und nicht zugleich im Prozesse unter Nachbarsleuten Recht sprechen kann, ist dem Volke eine unverständliche Sache, und bei dem eigenthümlichen Charakterzug, überall nach Rangunterschied zu suchen, wird seine erste und natürliche Frage sein: wer ist mein Chef? der Statthalter oder der Justizpräsident? es wird in ewigem Zweifel über die Competenz der Behörden sein — es wird sich hier vielmal an den Justizpräsidenten in Verwaltungssachen — und an den Statthalter in Justizsachen wenden — und wenn dieser sich als nicht competent

erklärt, so wird er sowohl sein Ansehen als Vertrauen verlieren, die bei diesem Volke in den jetzigen Verhältnissen die unentbehrlichste Sache ist.

In den muhammedanischen Ländern werden noch viele Lustren hindurch die Institutionen wenig und die Persönlichkeiten Alles regeln müssen. Eine zweckmäßige Wahl und entsprechende Verwendung von Persönlichkeiten wird maßgebender für den Erfolg der Reformen sein, als die tiefsinnigsten Gesetze und durchdachtesten Administrations-Verordnungen. Daher glauben wir, daß für jetzt Jurisdiktion und Administration in der Türkei nicht zu trennen sind.

Eine Ausnahme hiervon können die gemischten Handelsgerichte machen, die sich in Konstantinopel und anderen Küstenstädten vollkommen bewährt haben und in allen Provinzen auf ähnliche Weise errichtet werden können.

Um jedoch der türkischen Regierung irgend wie eine Entschädigung für die Abtretung so großer Souverainetätsrechte zu leisten, müßte allen Consuln und Handelsagenten ihre bisherigen großen Privilegien genommen werden und sie in dieselben Verhältnisse treten, die solche in anderen europäischen Staaten einnehmen. Da für jede Provinz ein diplomatischer Agent mit ausgedehnten Befugnissen, d. i. der Commissarius, eingesetzt ist, da außerdem unter seiner Direktion und Controle die gemischten Handelsgerichte stehen, so erscheint die Fortdauer der Machtbefugniß bei den Consuln überflüssig und selbst der Centralisation, die in den Provinzen eine vollkommene sein soll, nachtheilig.

In Bezug auf die Commissarien müssen wir noch auf Eins aufmerksam machen. Es ist natürlich, daß der Agent neben den Interessen der Provinz, die er überwacht, noch die spezielle seiner respektiven Großmacht geltend zu machen trachten wird. Wenn also Agenten mehrerer Großmächte in einer und derselben Provinz sind, so wird ein jeder die Interessen seiner Regierung neben denen des türkischen Gouvernements geltend machen wollen. Da nun die Großmächte nicht zu jeder Zeit in ihren Ansichten harmoniren, so werden Fälle vorkommen, wo sich die Ansichten der Agenten kreuzen, und nachdem jeder der seinigen Geltung verschaffen wollen wird, werden Agitationen entstehen, welche das arme Land noch mehr verwirren müssen. Alle zusammen wollen die Türkei erhalten, man theile also die Arbeit. Es werde somit für jede Provinz nur ein Agent nach Uebereinkunft der Großmächte gewählt. Man könnte z. B. nach Bosnien und die Herzegowina einen österreichischen, nach Albanien einen französischen, nach Bulgarien einen englischen, nach Rumelien einen russischen Agenten bestimmen, und so in Asien in derselben Abwechselung.

Auf einen andern Punkt, der, selten berührt, doch hohe Berücksichtigung verdienen dürfte, müssen wir noch aufmerksam machen. Zu einer kräftigen Administration gehört eine zweckmäßige territoriale Eintheilung der Verwaltungsbezirke, die man in der Türkei bis jetzt vermißt, oder die so willkürlich ist, daß die Bezirke alle Jahre wo möglich ihren Umfang und ihre Grenzen wechseln. Der Pascha betritt mit seinen Berat ein Gebiet,

das nach Gutdünken bestimmt wird und in einem Jahre größer, im andern Jahre wieder kleiner ist. Man kann sich die Verwirrung leicht denken, die daraus entsteht, so daß im osmanischen Reiche wahrscheinlich Niemand existirt, der mit Bestimmtheit sagen kann, welche Bezirke zu dieser, welche zu jener Statthalterschaft gehören. Auch bei jenen Provinzen, wo dieses bestimmt ist, ist die Zusammensetzung der Bezirke so unzweckmäßig und für die Einheit der Administration so störend, daß sie selbst einer europäischen Verwaltung Schwierigkeiten bieten müßte. So erstreckt sich z. B. das Paschalik Silistria bis nach Aïdos und Karnabad, das von Scutari umfaßt die Bezirke Plava und Gussinje an der Grenze von Serbien, die durch den Hochgebirgsknoten des Dormitor und des Kom von ihm getrennt sind. Wir glauben daher, daß, nachdem eine Katastral-Vermessung nicht so schnell vorgenommen werden kann, man wenigstens die natürlichen Grenzen festhalten sollte. Aus diesem materiellen Hindernisse einer wirksamen Administration hat das bei Besetzung der Verwaltungs-Behörden bis jetzt beobachtete System jede wirksame und gute Verwaltung fast unmöglich gemacht.

Dieses fehlhafte System besteht: a) In dem Grundsatze, von der Administration einer Provinz oder eines Sandschaks jeden Eingebornen auszuschließen und durch fremde, der Sprache und der Verhältnisse ihrer Verwaltungsgebiete unkundige Beamte zu ersetzen, so daß meistens Asiaten zu den Paschaliks Europa's und zu jenen Asiens Europäer verwendet werden, und b) in der kurzen Dauer der Besetzung durch ein und dieselbe Persönlichkeit, so daß die Beamten höchstens nur ein Jahr einen und denselben Distrikt verwalten. Dieses System wird durch die wohl begründete Besorgniß aufrecht erhalten, es könnten Eingeborne oder lange Zeit in einer Provinz weilende Statthalter leicht so große Popularität und Einfluß sich verschaffen, daß sie solche in einem passenden Moment zur Realisirung von Unabhängigkeits-Gelüsten gegenüber der schwachen Centralregierung geltend machen könnten. Die Beispiele des Ali-Pascha's von Janina, des Muhammed-Pascha's von Scutari lassen diese Besorgniß auch stichhaltig erscheinen. Bei den übrigen Verwaltungs-Beamten geringeren Grades ist dieser systematische alljährliche Wechsel durch die Verkäuflichkeit der Stellen begründet. Die aus dem Verkaufe dieser Stellen fließenden Summen figuriren als eine indirekte Abgaben-Kategorie im Einnahme-Budget des Staates und es muß also dieser Verkauf alle Jahre stattfinden, damit nicht ein Ausfall in diesem Budget sich ergiebt. Abgesehen aber von diesen Geboten der Staatsklugheit und türkischer Finanzwirthschaft muß dieses System die übelsten Folgen erzeugen und führt sie auch wirklich herbei. Eine grenzenlose Bedrückung, eine nachlässige und sorglose Administration sind die natürlichen Folgen und selbst bei den redlichsten und fähigsten Beamten und den geordnetsten Verwaltungs-Vorschriften muß der lähmende Einfluß dieses oftmaligen und schnellen Beamtenwechsels hervortreten. Denn so lange Beamte nur schwache Menschen bleiben, wird sich auch die Haupttriebfeder, die solche leiten, bei jeder Gelegenheit vordrängen, nämlich der Egoismus, welcher in dem Wunsche, für seine Mühen Anerkennung zu finden, überall sich gel-

tend macht. Nur wenn dem Beamten die Aussicht auf diese Anerkennung eröffnet ist, kann der Staat darauf rechnen, daß er seinen Pflichten mit allem Eifer nachkommen wird. Ist derselbe aber, wie dies bei oftmaligem und willkürlichem Wechsel der Fall ist, zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Mühen den erwünschten Erfolg nicht erzielen können, da ihm die Zeit gebricht, Maßregeln, die er für nützlich hält, in's Leben zu rufen; steigen Zweifel in ihm auf, ob er nicht vielleicht die Ernte der Mühen, die er gesäet, einem Andern zum Genusse überlassen müsse, der dafür Lohn und Anerkennung findet, so gehört wohl eine seltene Resignation und eine ungewöhnliche Moralität des Charakters dazu, um trotzdem die Bahn strenger Pflichterfüllung einzuhalten.

Daß diese Moralität und Resignation in der Türkei keine einheimischen Pflanzen sind, braucht kaum erwähnt zu werden, und es ist hier der oftmalige Wechsel nachtheiliger als irgendwo anders. Allein hier kommt noch der besondere Umstand zu berücksichtigen, daß eine jede Provinz nach besonderen, von anderen Provinzen oft ganz verschiedenen Gewohnheitsgesetzen verwaltet wird. Es muß also der Beamte, um nicht Mißgriffe zu thun, erst diese besonderen Zustände und die Verwaltungs-Verhältnisse studiren; es gehört daher eine gewisse Zeit oder eine besondere Befähigung dazu, um dieses zu erreichen.

Besitzt er auch wirklich diese Befähigung, so hält ihn die kurze Dauer seiner Funktion davon ab, diese zur Ergründung der Zustände und Bedürfnisse seines Verwaltungs-Gebietes geltend zu machen, da in wenigen Monaten er seiner Versetzung nach anderen, vielleicht entfernteren Gebieten entgegensieht, wo ganz andere Verhältnisse und Gewohnheitsrechte obwalten und wo ihm also eine neue Mühe in ganz anderen Studien bevorsteht. Wenn er also eben Alles gehen läßt, wie es geht und es nur nicht verschlimmert, so glaubt er seinem Beamtengewissen genug gethan zu haben. Um diesen Uebelständen zu begegnen, scheint es daher dringend geboten, die Verwaltungsstellen auf längere Zeit zu besetzen, es scheint rathsam, Einheimische, denen die Verhältnisse ihrer Heimath doch mehr oder weniger bekannt sind, hierzu zu berufen.

Diese Nothwendigkeit wird noch in Berücksichtigung des besonderen Charakters der Bevölkerung vermehrt. Denn, wie erwähnt, werden noch lange Zeit in der Türkei die Gesetze und Verordnungen sehr wenig und die Persönlichkeiten Alles entscheiden müssen. Es wird also der Administrations-Beamte erst das Vertrauen der Bevölkerung erlangen müssen, um der willigen Befolgung seiner Verordnungen gewiß zu sein und um die wohlthätigen Maßregeln der Regierung durchsetzen zu können. Und dieses ist nur zu erzielen durch eine längere Verwaltung eines und desselben Gebietes, die ihm ein genaues Verständniß des Charakters und der Gewohnheiten der Bevölkerung möglich macht.

Allein selbst beim Fortbestehen der jetzigen trostlosen Zustände in der Türkei kann ein oftmaliger Beamten-Wechsel diese Uebel nur vermehren. Wir müssen das osmanische Reich so hinnehmen, wie es ist, und nicht so betrachten, wie wir wünschen, daß es sei. Wir können nicht fragen: Was ist das

Beste im Sinne dieser oder jener Doktrin? Wir müssen fragen: **Was ist unter den bestehenden Uebeln das kleinste?** —

Alle Controle der Regierung wird bei der jetzt lebenden Generation der Corruption der Beamtenwelt gewiß keine Schranken setzen können. Die Willkür und Bestechlichkeit hat sich so in das Wesen der Türken eingelebt, daß erst durch eine allmähliche Umgestaltung der Sitten eine Umgestaltung jener Grundsätze zu erzielen ist, welche die Handlung des Individuums leiten. Der türkische Beamte wird noch lange sein Amt als die Quelle betrachten, die ihm zu einem unabhängigen Vermögen verhelfen soll; der Rajah wird ihm noch lange das sein, was der Sinn des Wortes ausspricht, das ist: die Heerde, die er zu seinem Nutzen zu scheeren sich berechtigt glaubt. Also schon aus dieser Rücksicht kann eine längere Dauer der Amtsfunktion nur zur Erleichterung der Unterthanen beitragen. **Denn da sich der Beamte doch einmal bereichern muß und will, so ist es evident, daß, wenn die Summen, die er zu sammeln beabsichtigt, auf mehrere Jahre repartirt werden, dieses dem Volke weniger drückend wird, als bei dem jetzigen System, wo er denselben Betrag in der kurzen Zeit eines Jahres oder weniger Monate zu erpressen genöthigt ist.**

Diese Anschauung wird Vielen etwas parador erscheinen, nichts destoweniger ist sie aber wahr und aus dem Geiste türkischer Zustände geschöpft.

Kennzeichnen die Eigenthümlichkeiten des äußern Volkslebens genügend die Nationalität?

Wenn es bei allen Verhältnissen, auf welche sich die Betrachtung eines Volkes zu richten pflegt, von Wichtigkeit ist, dem nationalen Ursprunge, der Uebereinstimmung der äußeren Verhältnisse mit dem Charakter der Nation, bei der sie sich finden, nachzugehen, so wird doch niemals ohne Weiteres der Schluß zuläßig sein, daß, weil bestimmte Lebensformen sich bei Volkstheilen oder Individuen finden, sie deshalb unbedingt als dieser Nation **eigenthümlich** anzunehmen seien und für andere Individuen oder Volkstheile die nationale Gemeinschaft mit den ersteren nachweisen können. Zur Begründung dieser Behauptung wird es ausreichen, wenn die Hauptrichtungen des Volkslebens, nach denen sich dasselbe in der Form von außerhalb der Individuen selbst liegenden Thatsachen oder Gegenständen zur Erscheinung kommt, kurz bezeichnet werden und an einigen Beispielen gezeigt wird, wie die besondere Form dieser Erscheinungen, auch wenn sie einer Nation mehr als einer andern zusagen mag, doch deshalb noch nicht als Wahrzeichen zur Erkennung derselben betrachtet werden darf.

Offenbar ist dies zunächst der Fall bei den Formen der großen gesellschaftlichen Gliederung der Menschen und Völker. Es ergiebt sich dies in Betreff des **Staatslebens** sehr deutlich; die verschiedensten Verfassungsformen kommen bei denselben Culturvölkern vor. Welchen Wechsel der

Staatsverfassungen haben, selbst ohne daß solche von außen her aufgedrungen worden, die alten und neuen Italier in der Zeit seit zwei Jahrtausenden, die Franzosen schon seit einem Jahrhundert durchlebt, ja bei den Letzteren vermag man schwer zu sagen, welche Verfassung sich als die dem Volkscharakter gemäßeste darstellt. Und welche Verschiedenheit findet sich heut in den Verfassungen der Deutschen. Doch würde die Behauptung, daß eine solche Mannigfaltigkeit in dem Charakter der Nation begründet wäre, unüberlegt sein; würde sie nicht mit anderem Worte die politische Charakterlosigkeit dieser Nation bedeuten?

Aehnlich verhält es sich bei den organischen Gestaltungen innerhalb des Staatslebens und zwar hier namentlich bei der Gliederung der Staatseinwohner in abgesonderte Klassen mit verschiedenem Maße der Berechtigung. Eine solche Verschiedenheit kann allerdings auf eine ursprüngliche Verschiedenheit der nationalen Abstammung hindeuten; indeß trifft dies heute nur noch bei verschiedener Race in einzelnen Staaten vollkommen zu. Das Bestehen solcher Unterschiede innerhalb derselben Nation wird dagegen mehr als ein Zeichen ihres zeitigen Culturstandes zu betrachten sein, weniger als eine inhärirende Eigenthümlichkeit ihres Charakters. In der That zeigt sich bei derselben Nation, wie einzelne Theile solche Rechtsverschiedenheiten, deren vormalige Basis keine Geltung mehr hat, beseitigen, während man sie für andere Theile derselben zu conserviren und nach dem Wegfall ihrer natürlichen Unterlage auf eine mehr oder weniger willkürlich gefundene hinüberzuleiten vermag.

Stärker spricht sich der nationale Charakter aus in dem kleinsten Kreise der menschlichen Gemeinschaft, in der Art und Weise des Familienlebens, in dem Verhältniß der Gatten zu einander, der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, überhaupt in der Bedeutung des Haushalts für Alle, die ihm angehören, in dem Geiste, der im Haushalte lebt. Die Verschiedenheit des deutschen Familienlebens von dem der slawischen und der romanischen Völker, ja selbst in wichtigen Beziehungen von dem des Engländers ist nicht zu verkennen; und doch bietet dasselbe innerhalb jedes Volkes, ja innerhalb jedes größeren Wohnplatzes desselben solche Ungleichmäßigkeiten dar, daß das Eigenthümliche einer Nation sich jedenfalls nicht als ein Allen gemeinsames darstellt. Dies gilt namentlich von allen solchen Erscheinungen des Familienlebens, an welche es bis jetzt der Statistik möglich geworden ist, ihren vergleichenden Maßstab anzulegen, so bei der Zusammensetzung des Haushalts, bei der Neigung zur Begründung eigenen Haushalts, bei der Beziehung des geschlechtlichen Verhältnisses zur Familienbildung und bei den Verhältnissen der geschlechtlichen Verbindung zur Fortpflanzung der Nation. Hier sind allerdings große Gegensätze der nationalen Sitten mit Bestimmtheit wahrzunehmen, und die gewonnenen Zahlen, wie die der ehelichen und außerehelichen Fruchtbarkeit, geben uns einen hellen Einblick in den Volkscharakter. Aber anderseits zeigen sich auch bei einer und derselben Nation ganz abweichende Verhältnisse; es kommt vor, daß eine verkehrte Richtung der Gesetzgebung die natürliche Sittlichkeit des Volkes zurückdrängt, der Bildung der

Familie wehrt, die Fortpflanzung der Nation beeinträchtigt und ihren Segen in Unsegen verwandelt, so daß der nationale Charakter in den Zahlen, die die Statistik liefert, fast in sein Gegentheil verkehrt erscheint. Die Nichtberücksichtigung dieser und anderer nicht dem Nationalcharakter zukommenden Einflüsse zusammen mit der Neigung zum Verallgemeinern besonderer Wahrnehmungen giebt dann leicht zu übereilten Schlüssen Veranlassung, wie solche z. B. in den bekannten bevölkerungswissenschaftlichen Studien aus den Verhältnissen Belgiens abgeleitet sind. Uebrigens bleibt zu berücksichtigen, daß selbst die wirkliche Verschiedenheit der Nationen sich in der Statistik doch nur in Durchschnitten zeigt, die Verschiedenheit der Individuen innerhalb derselben Nation aber, begründet in der Biegsamkeit der menschlichen Natur, eine so weite ist, daß die allgemeine Erscheinung weder aus dem Individuum abgeleitet, noch bei demselben gesucht werden kann.

Sehr deutlich zeigt sich dieses in denjenigen Erscheinungen, welche sich auf das Rechtsbewußtsein der Völker zurückführen lassen, insbesondere da, wo dieselbe Gesetzgebung bei Theilen verschiedener Nationen zur Anwendung kommt. Hier tritt der Gegensatz in dem verschiedenen Maße heraus, in welchem die Angehörigen jeder Nationalität sowohl von ihren staatsbürgerlichen Rechten wie von dem gesetzlichen Schutze ihrer Privatrechte Gebrauch machen, oder im letzteren Falle Gebrauch zu machen genöthigt sind, und in dem verschiedenen Maße, in welchem die ihnen zugehörigen Individuen in einzelnen bestimmten Punkten wider die gesetzte Rechtsordnung verstoßen. Aber wenn auch hier die Einwirkung der Verschiedenheit des Nationalcharakters aus den betreffenden Durchschnittszahlen gefolgert werden kann, so ist sie doch nur eines der vielen Momente, welche auf die Abweichung der Zahlenergebnisse von Einfluß sind, und ähnliche oder selbst stärkere Gegensätze zeigen sich, wenn man die Zahlen nach anderen Verschiedenheiten der Bevölkerung zusammenfaßt.

Wir treten hiermit auf ein Gebiet über, auf welchem, weil es zumeist in's Auge fällt, der Nationalcharakter sehr oft gesucht und die Benennung des nationalen häufiger als in anderer Hinsicht gebraucht wird, auf das der Lebensweise des Volkes, insbesondere zu den sogenannten Sitten, richtiger Gebräuchen, sowie zu den Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnverhältnissen der Völker. Gemeinschaftlich ist der Betrachtung dieser Eigenthümlichkeiten, daß dieselben mehr localer als nationaler Natur, und dann, daß sie bei denselben Völkern dem zeitweisen Wechsel unterworfen sind, die vorhandenen Verschiedenheiten daher in vielen Fällen aus dem abweichenden Umfange localer Einflüsse, sowie aus der abweichenden Zeit herrühren, in welchen sich ein Einfluß nach der betreffenden Richtung hin geltend gemacht hat. Bei den Volksgebräuchen gilt dies insbesondere von denjenigen, welche mit der Gottesverehrung zusammenhängen, und welche sich ziemlich gleichmäßig über verschiedene christliche Nationen verbreitet haben, wenn auch zugegeben ist, daß sie hier und da den besonderen Neigungen der Nation mehr angepaßt worden sind, auch je nach der verschiedenen Art des Volkes bei demselben mehr oder weniger Eingang gefunden haben. Jedenfalls hat die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses mitunter innerhalb derselben Nation größere Ab-

weichungen in derartigen Gebräuchen begründet, als zwischen verschiedenen Nationalen mit gleichem Bekenntniß bestehen; wie denn überhaupt die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses die Angehörigen verschiedener Nationen in hohem Grade nähert, und die Ungleichheit desselben die Glieder einer Nation namentlich dann einander zu entfremden im Stande ist, wenn sie für den einen Theil mit der Unterwerfung unter ein der Nation fernstehendes geistliches Oberhaupt verbunden ist. Bei den zur Gottesverehrung nur mittelbar in Beziehung stehenden Gebräuchen, wie namentlich den Volksfesten, mischt sich der Einfluß der Oertlichkeit und des Klima's mit dem der Stimmung der Nation; das Zusammenwirken beider giebt dem Johannis-, October-, Weihnachtsfest, dem Carneval verschiedene Bedeutung. Wie weit aber überhaupt einem vorgefundenen Gebrauch ein nationaler Werth beizulegen ist, wird sich wesentlich nach dem inneren Werthe desselben richten; daß Vorhandensein desselben von vornherein anzunehmen, ist man nicht berechtigt, da auch Formen, welche nur das Erzeugniß individuellen, in dem Nationalcharakter nicht begründeten Beliebens, oder sogar individueller Beschränktheit sind, sich unter dem Schutze äußerer Verhältnisse von Generation zu Generation fortzupflanzen und festzusetzen vermögen.

Die Nahrungsweise eines Volkes ist keineswegs allein das Erzeugniß seines gemeinschaftlichen Geschmacksinnes, sondern zunächst bedingt durch die Produktionsfähigkeit seines Bodens, dann durch das Erforderniß der Ausnutzung desselben zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung und durch die Verhältnisse des Verkehrs, nämlich in wie weit derselbe die einheimische Nahrung durch fremde Zuthaten leicht ergänzt. Die Grenzen verschiedener Nahrungsweise werden daher in den Nahrungsstoffen mehr mit den geographischen, die der Art und Weise ihrer Benutzung mehr mit den Stammesgrenzen übereinstimmen, und die Versetzung eines Volksstammes in ein anderes geographisches Gebiet wird auch die Nahrungsweise desselben verändern können. Wie empfänglich aber die Nationen für fremde Genüsse sind, wie leicht sie dieselben zu Bestandtheilen ihres eigenthümlichen Geschmackes aufnehmen, sehen wir an vielen Beispielen, — am auffallendsten in der Verbreitung einzelner Nahrungsurrogate Ostasiens und Amerika's (Thee und Tabak), welche einstweilen zu Nationalgenüssen europäischer Nationen geworden sind, bis vielleicht eine Verbesserung der einheimischen Nahrung und ein gereinigter Geschmack sie wieder abstößt.

Die Bezeichnung Nationaltracht ist eine so gewöhnliche, daß es gewiß nicht überflüssig ist, darauf hinzuweisen, wie die Volkstracht in der Regel und namentlich bei europäischen Völkern nur lokalen Charakter hat. Nicht allein, daß sie in der Wahl der Stoffe und der Art ihrer Verwendung sich wesentlich nach dem Erfordern des Klima's und der Arbeitsweise richtet, auch die der Kleidung eigenthümliche Form kann keineswegs unbedingt für ein Erzeugniß des Schönheitssinnes der betreffenden Nation gehalten werden. In zahlreichen Fällen ist sie nur die Versteinerung einer Form, welche aus dem Wechsel der immer neue Formen suchenden und findenden Industrie gerade in einer bestimmten Gegend dauernd geworden ist, sei es, daß sie,

durch den Verkehr dorthin geworfen, durch die dortige Industrie nachgeahmt worden ist, oder daß man sie in gleicher Weise auch ferner von außen her begehrt hat. Beispiele hierfür geben die heutigen norwegischen Volkstrachten, namentlich am Nordabhange des Dovrefjelds, und die angebliche Nationaltracht der Schotten. Das Vorkommen sehr ähnlicher Tracht bei verschiedenen Nationen erklärt sich jedoch auch ohne solchen Einfluß fremder Industrie mitunter schon aus dem gleichen Bedürfniß. Der lokale Charakter der Volkstracht geht anderseits daraus hervor, daß innerhalb derselben Nation (beispielsweise in Skandinavien, Deutschland, Italien) nahe liegende Distrikte erhebliche Abweichungen der Volkstracht zeigen. Verkehrt ist es, hier sogleich eine nationale Grenze finden zu wollen, wie z. B. ein Mitarbeiter der „Bavaria", der die deutschen und slawischen Dörfer daran unterscheidet, daß die deutschen Frauen Hauben, die slawischen Kopftücher tragen; dies zusammen mit der Bemerkung an einer anderen Stelle desselben Werkes, daß das Kopftuch in Oberfranken immer weitere Verbreitung finde, berechtigt zu der Annahme, daß bald ein deutscher Gelehrter die Bevölkerung Oberfrankens den Slawen zurechnen werde. Und wenn Kohl in seiner fein durchdachten Zusammenstellung der Großrussen und Kleinrussen das vorzügliche Gewicht auf eine gewisse durchgehende Verschiedenheit im Schnitte ihrer Beinkleider legt, so würde er doch gewiß nicht in dem Uebergang der Großrussen zur europäischen Art desselben ein Verleugnen ihrer Nationalität erblicken.

Auch in den Schlüssen aus den abweichenden Verhältnissen der Bewohnung geht man oft zu weit. Es ist nicht zulässig, aus dem Baumaterial der Häuser, aus der Form und Lage derselben, oder aus der Art, wie sie bewohnt werden, ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner Schlüsse zu ziehen. Alle diese Verhältnisse wurden mit durch das vorhandene Material und den Schutz, den es gegen Hitze und Kälte gewährte, theilweise auch durch das Bedürfniß der Abwehr von Sturm und Wasser und namentlich je nach der Oertlichkeit zur Abwehr von feindlichen Angriffen bedingt; ursprünglich vielleicht von ganzen Völkern gleichmäßig angenommen, wurden sie später doch nach Ort und Zeit verändert und vermengt. Während noch heute an manchen Stellen der Alpen die Grenze des Holzbaues und des Steinbaues mit der Nationalgrenze zusammenfällt, an andern früher zusammengefallen sein kann, sehen wir dagegen nicht, daß die weitergehenden germanischen Völkerschaften auch ihre Bauart weiter nach Süden brachten; die Normannen haben im Süden keine Holzhäuser errichtet, und wenn sich die Hanseaten im Norden Steinburgen bauten, so geschah es zum Schutz, nicht zum häuslichen Behagen.

Daß das Bedürfniß des Schutzes gegen die Elemente zu ähnlicher Form der Häuser und Höfe führt, zeigt z. B. die Aehnlichkeit zwischen der Bauart der Dänen und der Friesen, an welche allerdings der nationale Fanatismus eines Dänen die wunderliche Folgerung geknüpft hat, daß die Friesen eigentlich Dänen seien. — Auch der Gegensatz der niederschottischen und der städtischen Bauart der Engländer hängt mit der Verschiedenheit der

Oertlichkeit zusammen; das Uebereinanderbauen Edinburgs würde in London eine Unmöglichkeit sein. Aber in neuerer Zeit macht diese schottische Bauart immer mehr der englischen Platz, während die Unmöglichkeit, die Letztere überall festzuhalten, neuerdings auch in den Industriestädten Englands zu einer Bauart geführt hat, welche sich der schottischen nähert. Beide Bauarten sind übrigens keineswegs auf die englische Nation beschränkt, und wie die der holländischen Städte, schon weniger die der flandrischen, der Bauart der englischen Städte ähnlich ist, so finden sich im alten Hamburg Anklänge an die schottische Bauart, obwohl ihre völlige Anwendung auf dem dortigen Boden nicht Platz greifen konnte.

Wie die Art des Wohnens im Ganzen durch die Art der Thätigkeit der Bevölkerung bestimmt wird, so hängt sie in den ländlichen Ansiedelungen wesentlich mit dem System der Bewirthschaftung zusammen; indeß kann auch hier der Umstand mit bestimmend sein, ob die Ansiedler sich so sicher fühlten, daß Jeder auf dem eigenen Grund für sich wirthschaften konnte. In Westfalen, dem Lande der einzelnen Höfe, bestehen neben diesen geschlossene ländliche Ortschaften, ein Gegensatz, den man gewiß nicht auf abweichende Nationalität der Bewohner, sondern viel eher darauf zurückführen wird, daß die verschiedene Zeit der Anlegung einer anderen Art des Anbaues den Vorzug gab. Aehnlich ist es mit der Verschiedenheit der Ansiedelungen in den Marken: Wenn man hier die Orte mit gerader Dorfstraße für deutsche Ansiedelungen, die mit im Kreis gelegenen Gehöften für slawische hält, so trifft dies allerdings in einer Anzahl von Fällen zu; wenn man dagegen vor den Thoren Berlins und Potsdams von Deutschen angelegte Dörfer mit angeblich slawischer, von Slawen angelegte mit deutscher Dorflage findet, so wird man sich der Annahme zuwenden, daß die Periode der Niederlassung, und nicht die Nationalität der Ansiedler für die Wahl der Bauart bestimmend war.

In Großpolen entspricht der Gegensatz der zerstreut liegenden Wohnplätze gegen die geschlossenen Dörfer oft dem der deutschen Ansiedelungen gegen die slawischen; doch giebt es in einzelnen Theilen dieses Landes deutsche Dörfer mit geschlossener Lage, die in früherer Periode angelegt sind. Der Deutsche, der heut ein polnisches Gut kauft, wird in der Bauart vieles ändern; aber auch der polnische Gutsbesitzer wird sich, sobald er die Vorzüge erkennt, zu ähnlichen Aenderungen entschließen. Der nationale Unterschied eines Ortes wird hier wie an andern Nationalgrenzen weniger in dem baulichen der Anlage zu finden sein, als in den feineren und doch mehr durchgehenden Gegensätzen, in welchen sich auch in Wohnung und Haus die nationalen Eigenschaften ihrer Bewohner spiegeln.

Berücksichtigt man dies, so ist es gewiß unerlaubt, daß Löher vier Arten von Bauernhäusern in Deutschland unterscheidet, davon die drei süd- und westdeutschen nach deutschen Stämmen benennt und dagegen die ländliche Bauart Nordost-Deutschlands unter dürftiger Charakteristik mit dem Ausdruck slawische bezeichnet. Hätte der so benennende Westdeutsche sich über die vor 1000 Jahren bestandene Grenze begeben, die ihm gewiß hier

vorgeschwebt, und die Dörfer Wagriens betreten, die ihm Andere als vorzugsweise slawische bezeichnen, er hätte niedersächsische Musterwirthschaften gefunden mit ächt niedersächsischen Menschen darin. Aber wie verbreitet sind solche irrige Anschauungen selbst unter statistischen Schriftstellern! Sogar der verdienstvolle und sonst so vorsichtige Verfasser der allgemeinen Bevölkerungsstatistik leitet die größere Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses in Berlin und Wien im Gegensatz zu Paris von den slawischen Elementen ihrer Bevölkerung her, während sie einfach von der verschiedenen Größe der städtischen Grundstücke herrührt, und die Pariser Wohnungen ihren Bewohnern schwerlich größeren Raum lassen, als die der beiden ostdeutschen Hauptstädte den ihrigen.

Charakteristisch ist, was in naher Beziehung zu den Wohnverhältnissen steht, die Richtung der Thätigkeit der Nation, die Vorliebe derselben für gewisse Beschäftigungsarten, der Fleiß und die Ausdauer, womit sie denselben obliegt, und bei der Wechselwirkung zwischen dieser Thätigkeit und den besonderen Naturverhältnissen des Landes möchte man zweifeln, ob diese dem Volke mehr einen solchen Charakter beilegten, oder die Nation sich ihrer Natur gemäß die Wohnstätte wählte. Bestimmt treten diese Gegensätze heraus, wo Angehörige verschiedener Nationen zusammenkommen, die Wahl der Beschäftigung ihnen freigestellt erscheint und die Erde gleichsam von Neuem getheilt wird. So wenden sich in den neuen Colonisationsländern die Nationen verschiedenen Beschäftigungen vorzugsweise zu, und Aehnliches kann man, wenn auch nur für den kleineren Kreis der städtischen Industrie, bei den Zuzüglern zu den Hauptstädten Europa's bemerken. Die Neigung des Deutschen für den Ackerbau hat weite Strecken seiner Cultur überwiesen; sie heftet ihn leichter auch an den fremden Boden, sie macht ihn zum gesuchten Arbeiter zum Vortheil fremder Nationen. Die Vorliebe und das Geschick der Juden für Handelsgewerbe ist ihnen eigen geblieben, auch nachdem ihnen der Betrieb von Ackerbau und Handwerk gestattet worden, während sie in wissenschaftlicher Thätigkeit und in künstlerischer Beziehung doch nur sehr Mäßiges leisten. Ein deutliches Zeichen, daß der nationale Charakter sich zu bestimmten Arten der Beschäftigung mit Vorliebe hinneigt, geben die Rubriken, unter welche die nationalen Statistiker die Beschäftigungsarten ihrer Nation vertheilen: hier nimmt bei den Italienern der Kaufmann eine hervorragendere Stelle ein, als bei anderen Nationen, bei den Engländern derjenige, welcher sich mit Thieren beschäftigt; so bleibt, wenngleich ein cultivirtes Volk keiner gewerblichen Thätigkeit mehr ganz entbehren kann, doch auch in dieser Beziehung seine besondere Geistesrichtung erkennbar.

In höherem Grade tritt dasselbe Verhältniß in den eigentlich geistigen Thätigkeiten eines Volkes hervor, in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Nicht allein in dem Maße der geistigen Thätigkeit unterscheiden sich die Nationen, sondern trotzdem sich die Cultur einer Nation den Einwirkungen fremder Cultur ganz entziehen kann, tragen doch ihre Leistungen, so weit denselben ein selbstständiger Werth beizulegen ist, ein bestimmtes nationales Gepräge. Das Vorhandensein derselben ließe sich gewissermaßen auf

die Sinneswerkzeuge zurückführen, denen ihre Pflege vorzugsweise zugewiesen ist, sofern wir für diese eine ursprüngliche Gleichmäßigkeit bei den einzelnen Völkern annehmen könnten. Diese schaffende Thätigkeit tritt gewissermaßen in das Auge des Malers; die alte wie die neue Zeit zeigt uns, daß die Ideale der Maler die Schönheit ihrer Nation verkörpern; man kann sogar in Gemäldegallerien bemerken, wie die Copisten italienischer Madonnen diese unwillkürlich in die Madonna ihrer Nation, der Franzose in eine Französin, der Engländer in eine Engländerin verwandeln. Bei der Musik scheint Ohr und Stimme der Nation eigenthümlich zu sein; die ächten Volksmelodien der Italiener, der Deutschen, und selbst, von diesen verschieden, der Schweden und der Normänner, so wie auch (wenn man von den wahrscheinlich verdeutschten absieht) die der slawischen Völker haben einen gewissen, der Nation selbst entsprechenden Charakter. Und denselben Charakter finden wir gerade bei begabtesten Künstlern wieder; wir sehen z. B., wie unser genialster Musiker bei der Bearbeitung schottischer Volksmelodien ihnen ihre Originalität nicht durchaus zu erhalten vermochte; wir sehen andererseits, wie bei unserm jetzt bedeutendsten Operncomponisten der nationale Charakter aus der angelernten fremden Schule siegreich herausgetreten ist.

Für die dichterischen Leistungen ist die nationale Sprache das Gesetz, für die wissenschaftlichen Bestrebungen wird sie zur Form des Gedankens; und man wird auch hier die Bemerkung machen, wie die Reinheit der Sprache sich mit natürlicher Klarheit des Gedankens, die Verderbniß des heimischen Wortschatzes und die Angewöhnung fremden Sprachbaues mit der Vermengung und Verflachung der Gedanken oft vereinigt findet. Zur Unterscheidung der Nationalität können jedoch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen selbstverständlich kein genügendes statistisches Kennzeichen abgeben, nicht einmal der verschiedene Grund, auf dem diese geistigen Schöpfungen aufsteigen, der verschiedene Bildungsgrad und die verschiedene Art der Bildung einer Nation. Selbst diese sind nicht unabhängig von äußern Einflüssen, und wenn durch allgemeinere Verbreitung der Volksbildung die deutsche Nation heut allen Nationen vorleuchtet, — man kann wohl sagen, überall, wo Deutsche in größerer Zahl sich neben einer andern Nationalität befinden — so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es auch hier einer bildungsfeindlichen Tendenz möglich war und möglich bleibt, schöne Theile derselben in ihrer geistigen Entwickelung zurückzuhalten, während andererseits auch benachbarte, eigener Cultur entbehrende Stämme durch die Theilnahme an deutscher Bildung selbst auf eine höhere Stufe gehoben werden.

Das ehemalige Pariser Schuldgefängniß.

Man hat über die Schuldhaft viel gesprochen und geschrieben, besonders ist das Schuldgefängniß selbst geschildert, der Schuldgefangene vielfach beklagt und das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner der Kritik unterworfen worden. Wir geben weiter unten die Erzählung eines Besuchs

im Pariser Schuldgefängniß, bemerken aber im Voraus, daß in Frankreich die Schuldhaft nicht zu vergleichen gewesen ist mit der Art und Weise der Behandlung Zahlungsunfähiger in Deutschland, wo man den Schuldner noch jetzt fast auf gleichen Fuß stellt mit dem Strafgefangenen. Wir sagen: „gewesen ist", denn bekanntlich ist vor Kurzem in Frankreich die Schuldhaft, dies Ueberbleibsel des Mittelalters, aufgehoben worden; Frankreich ist in diesem Punkte wirklich an der Spitze der Civilisation marschirt.

Daß die Schuldhaft keine Strafe ist, versteht sich von selbst; bestraft wird nur der, welcher sich ein Vergehen zu Schulden kommen läßt; die Strafe wird von Criminal-Gerichten im Interesse der Gesellschaft ausgesprochen und zieht dem, der sie erleidet, einen gewissen Grad von Schande zu. Das Alles läßt sich von der Schuldhaft nicht sagen.

Wenn die Schuldhaft keine Strafe ist, so ist sie noch weniger die Vollziehung eines Urtheils oder eine Befriedigung des Gläubigers, denn sie giebt ihm Nichts, entschädigt ihn für keinen Verlust, repräsentirt keinen Werth für ihn. In den Gesetzgebungen des Alterthums, wo der Schuldner der Sklave des Gläubigers ward und für ihn arbeitete, war dies anders; aber in unseren Tagen, wo man bloß den Schuldner gefangen setzt, ist es klar, daß diese Gefangenschaft Niemandem nützt und daß sie vielmehr ihm und seinem Gläubiger schadet. Voltaire sagt: „Ein Gefangener sei zu nichts gut"; das gilt noch mehr von dem Schuldgefangenen, denn dieser ist nicht bloß zu nichts gut, sondern er macht dem, der ihn gefangen setzen läßt, noch Kosten.

Wenn die Schuldhaft keine Strafe, keine Entschädigung, keine Bezahlung und also auch nicht die Vollziehung eines Urtheils ist, was ist sie denn? Sie ist eine Zwangsmaßregel, die gegen die Person des Schuldners ausgeübt wird, um ihn zur Bezahlung zu zwingen, ein Recht, das dem Gläubiger gestattet wird, seinen Schuldner so lange der Freiheit zu berauben, bis er seinen Willen thut, ihn in seiner Ehre zu kränken, seinen Gefühlen wehe zu thun, bis er zahlt oder Gnade findet. Der Schuldner arbeitet nicht mehr für den Gläubiger, wie im Alterthum; aber er ist in Haft, bis der Gläubiger befriedigt ist. Zahlen oder gefangen sitzen, das Urtheil vollziehen oder leiden, das ist die körperliche Haft. Es ist nicht mehr Sklaverei, es ist Tortur.

Die Strafe, die man dem Schuldner als Tortur auflegt, um ihn zu zwingen, seine geheimen Hülfsquellen aufzudecken, ist ganz dieselbe, die auf die meisten verbrecherischen Handlungen gesetzt ist, so daß ein gleiches Schicksal ohne Unterschied das Verbrechen, den Betrug, die Unvorsichtigkeit und zuweilen das Unglück trifft. Traurige Verwirrung, welche die Gesellschaft entwaffnet, indem sie etwas von der Ehrfurcht, die gewöhnlich dem Unglück gezollt wird, auf die Gefängnisse überhaupt zurückfallen läßt!

Die öffentliche Meinung wird gewiß jede Anwendung des Tortur-Princips mit Energie zurückweisen. Wenn Jemand öffentlich aufträte und darauf antrüge, daß man, aus Oeconomie oder um Zeit zu ersparen, die chinesische Sitte bei uns einführe und die Schuldner zwinge, vermittelst der Bastonade

zu zahlen, würde man ihm nicht mit einem Ruf des Abscheu's antworten? Und doch wäre dieser Mann, dessen Name ehrlos würde, menschlicher als die Vertheidiger der Civilhaft.

Was ist auch das Leiden einer Stunde, verglichen mit einer langen Gefangenschaft. Sie würde dem Körper wehe thun, aber der Geist wäre nicht gebrochen, die Arbeit wäre noch möglich, ein Mensch wäre nicht aus der Gesellschaft ausgeschieden, man hätte ihn nicht fünf bis zehn Jahre seines Daseins, das Viertel oder die Hälfte seines thätigen Lebens, genommen.

Endlich würde dieses körperliche Leiden, das uns nur darum so empört, weil es das Princip der Schuldhaft recht zum Bewußtsein bringt, einen großen Vortheil vor der Haft voraus haben; es würde *nur* den Schuldner treffen, während bei der Verhaftung nicht bloß die leiden, welche schuldig sind, sondern auch die, welche es *nicht* sind, der Schuldner und seine *Familie*.

Diese Menschen, die man so leichtsinnig einsperrt, sind fast Alle Gatten oder Väter. Wenn sie eine Schuld gegen ihre Gläubiger abzutragen haben, so haben sie auch Pflichten gegen ihre Frauen und Kinder zu erfüllen; sie sind jener Schutz, diesen Nahrung, Unterricht, Erziehung schuldig. Von allen diesen Pflichten wird nur eine durch das Gesetz mit solcher Energie geschützt, daß sie die Erfüllung der andern unmöglich macht. Die körperliche Haft nimmt dem Schuldner das Recht, ein guter Gatte und Vater zu sein. Auf längere oder kürzere Zeit kann man für ein wenig Geld seine Frau zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen machen. Die Civilhaft hat zur Folge, den Schuldner nicht bloß in seiner Person zu foltern, sondern auch in der Person derer, die ihm theuer sind; sie zwingt alle diejenigen, für ihn zu zahlen, die ihn lieben, die bei seinem Unglück mitleiden oder die seine Beschimpfung erröthen macht. Das ist eigentlich der größte Vortheil der Schuldhaft, das ist der vorzüglichste Grund, warum man sie beizubehalten sucht.

Selbst den *Gläubiger* stumpft die Schuldhaft immer mehr und mehr ab gegen alles Mitgefühl für das Leiden Anderer; sie hat die Wirkung, den *Wucher zu begünstigen**), öffnet der *Befriedigung der gemeinsten*

*) Ein Beispiel möge genügen. Ein Wucherer verkaufte jungen Leuten, die in Geldnoth waren, für 16,000 Thlr. Stöpsel und für 3000 Thlr. Zündhölzchen, die sie ihm in Wechselbriefen bezahlten; ein Gevatter kaufte jene um einen Spottpreis zurück. Dieselbe Waare wurde so in einigen Wochen an fünf Individuen verhandelt, die alle mit Wechseln zahlten und weit unter dem Einkaufspreis verkauften. So hatten sich also der Wucherer und sein Gevatter in dieser kurzen Zeit für ungefähr 8000 Thlr. Vorschüsse 80,000 Thlr. Wechsel ausstellen lassen. Zwei dieser Schuldner wurden zu gleicher Zeit in das Schuldgefängniß gebracht; die Anderen waren solvent und zahlten ohne Verhaftung. — Die Wucherer spekuliren auf Alles. Vor einiger Zeit ließen zwei Wechsler aus der Provinz einen armen Schankwirth, der ihr Landsmann war, einstecken. Der Unglückliche ward im Gefängniß Stiefelputzer, um sich Etwas zu verdienen. Seine Gläubiger schrieben ihm darauf einen Brief, worin sie ihm ein Mittel angaben, sich 50 Thlr. zu verschaffen: „Mit dieser Summe können Sie uns die Kosten Ihrer Verhaftung und Ihres Aufenthalts im Schuldarrest erstatten. Wenn Ihnen dies Mittel nicht gelingt, suchen Sie ein anderes; wenden Sie Sich an die Mildthätigkeit des Kerkermeisters, der anderen Gefangenen, vielleicht bringen Sie soviel zusammen, als Sie zur Wiedererlangung Ihrer Freiheit brauchen.“ Diese Leute speculiren also auf das Mitleid der Gefangenwärter; sie verlängern die Haft in der Hoffnung, ein Kerkermeister werde barmherziger sein als sie.

Rache einen bequemen Weg und zwingt oft den Schuldner zu Handlungen dem Gläubiger gegenüber, die so verwerflich sind, daß wir uns mit Abscheu von ihnen abwenden müssen. Wie oft sucht Dieser oder Jener Forderungen Anderer, auf seinen Gegner, seinen sogenannten Feind, lautend, käuflich an sich zu bringen, um diesen durch die Schuldhaft zu vernichten, moralisch und körperlich, und in letzterer Beziehung theilen wir ein Beispiel mit, das hier in Berlin im August dieses Jahres passirt ist, und zwar wörtlich, wie es eine hiesige Zeitung bringt: „Zur Notiz für die Vertheidiger der unbedingten Schuldhaft können wir heut ein Beispiel mittheilen, welches in der Geschichte des Berliner Schuldgefängnisses unerhört dasteht, und einen Beweis liefert, bis zu welchem Grade das Recht der Gläubiger gemißbraucht wird. Es sitzt jetzt schon seit mehreren Tagen im Schuldgefängniß ein blutarmer Schneider, der sich bisher kümmerlich von kleinen Flickarbeiten genährt hat, um die Summe von zehn und einem halben Silbergroschen (nicht etwa Thaler, sondern Silbergroschen), welche er einem hiesigen Kaufmann J....sohn als Rest einer größern Rechnung schuldet. Der Mann, ein Bild des Elends, hat nichts weiter in der Welt, als seine schwache Arbeitskraft und — eine hübsche Tochter. Bei der letzten Zahlung, die er seinem Gläubiger leistete, bat er um Stundung, die ihm der Gläubiger mit dem Bemerken abschlug, er wolle sich die Sache überlegen, und der Schuldner möge nur seine — hübsche Tochter zum Empfang des Bescheides zu ihm schicken. Für dies Geschäft bedankten sich Vater und Tochter, und nun sitzt der Starrkopf! Der Mann kann die zehn und einen halben Silbergroschen nicht bezahlen, kann also nicht daran denken, den Alimentenvorschuß von drei Thalern zu entrichten; er ist am Freitag zur Krankenstation abgeliefert worden, deren Kosten pro Monat zwölf Thaler betragen — wie kann der Unglückliche jemals daran denken, diese riesig anwachsende Schuldsumme zu tilgen, wenn er nicht seine — hübsche Tochter zu dem Gläubiger schicken will? Man sehe sich überhaupt die Mehrzahl der Schuldgefangenen an, und man wird Leute finden, welche eben aus Armuth nicht zahlen können, welche den Keim der Krankheit in sich tragen und oft nicht so viel Kleidung besitzen, um nur ihre Blöße so weit zu bedecken, daß sie den Anstand nicht verletzen! Der Name des oben erwähnten Mannes ist in der Redaction zu erfahren, wer es also nicht glauben will, der überzeuge sich persönlich!"

Nicht bloß dem moralischen Interesse der Gesellschaft, sondern auch dem materiellen, dem Geldinteresse, das man nach Heller und Pfennig berechnen kann, ist die Schuldhaft zuwider. Man kann mit den Summen, die jährlich zur Erhaltung, Vergrößerung und Verbesserung der Gefängnisse verbraucht werden, in so weit diese durch Schuldgefangene veranlaßt werden, sie sämmtlich befreien. Dazu kommt der Verlust, der der Gesellschaft durch den Müßigang der Gefangenen entsteht. Schreiben wir dem Tag eines Gefangenen einen mittleren Werth von einem halben Thaler zu — dies ist sehr wenig, da die Schuldhaft hauptsächlich in den Städten ihre Opfer findet und meist die Klassen der Gesellschaft trifft, deren Zeit den meisten Werth hat — so würde

allein in Berlin, wo die Durchschnittszahl der Gefangenen 80 beträgt, der Arbeitsverlust 40 Thlr. täglich und 14,600 Thlr. jährlich geben, Zahlen, die sich für ganz Preußen auf resp. etwa 600 und 219,000 Thlr. stellen. Also wird das Land durch die Schuldhaft jährlich um einen Werth von beinahe einer Viertel Million gebracht.

Und das ist nicht Alles; ein Mensch, der längere Zeit in Haft war, hat Etwas von seinem inneren Werth verloren, er hat sich im Gefängniß physisch und moralisch verschlimmert. Um sich die Zeit zu vertreiben, ergiebt er sich dem Trunke und Spiele und nimmt so ein Laster an, das er vor seiner Einkerkerung nicht hatte, oder er wird schon durch die Berührung mit Lasterhaften oder Verbrechern verdorben. Wird man es glauben, in vielen Städten wohnen die Schulden halber in der Haft gehaltenen Frauen auf demselben Corridor mit den Prostituirten! Ein bloßes hölzernes Gitter trennt das Laster vom Unglück. Schmutzige Lieder stören den Schmerz der durch eine Unterschrift ihrer Freiheit beraubten Familienmutter, fügen eine neue Schmach der ihrer Gefangenschaft hinzu und zwingen sie vielleicht, auf ihren letzten Trost zu verzichten und die Thür ihres Gefängnisses ihrer jungen Familie zu verschließen.

Doch wenden wir uns von den Scheußlichkeiten ab, die die Schuldhaft zur Folge hat! Wir theilen nun die Schilderung eines Besuchs in der ehemaligen Pariser Maison d'arrêt pour dettes mit, machen aber noch einmal darauf aufmerksam, daß in Frankreich seit langer Zeit eine andere Behandlung der Schuldgefangenen statthatte wie in Deutschland, die sich zu der bei uns jetzt noch üblichen verhielt, wie das Leben eines Millionärs zu dem eines Proletariers. Wer dies etwa nicht glaubt, der möge den Artikel „Das Berliner Schuldgefängniß" in der „Berliner Revue" (Bd. XXVI. S. 370 und 404) nachlesen oder, noch besser, das hiesige Schuldgefängniß selbst besuchen, wo er die armen Detinirten das Leben der Zuchthäusler führen sehen wird, nur das Wollespulen und die Ketten fehlen, die bei renitenten Raubmördern angewandt werden.

In der Rue de Clichy, nicht weit von der Barrière, steht ein Haus, welches sich durch seine Bauart von den übrigen Häusern, die einen mehr bürgerlichen oder geschäftlichen Charakter tragen, gar sehr unterscheidet. Es gleicht in seinem Aeußern am meisten jenen Hotels im Faubourg St. Germain, welche „zwischen Hof und Garten" liegen, und welche noch heute der Sitz der legitimistischen Aristokratie sind. Eine hohe Mauer trennt gewöhnlich einen kleinen Hof von der Straße. Ueber der Mauer blickt der obere Stock eines Gebäudes, dessen Architektur an das verflossene Jahrhundert erinnert, hervor. Die Fenster sind mit weißen Gardinen verhangen. Hinter dem Hause deuten die Wipfel von Ulmen und Plantanen das Dasein eines Gartens oder Parkes an. So sah das Haus in der Rue de Clichy aus, von dem ich spreche. Es hatte ebenfalls ein großes Eingangsthor, in seiner Breite und Höhe für eine aristokratische Karosse aus dem vorigen Jahrhundert berechnet, daneben eine kleine, schmale Pforte, ganz wie im Faubourg St. Germain. Das einzige mir Auffallende war nur, daß sich in der Mitte

der kleinen Pforte ein vergitterte Fenster mit einem Schieber befand. Eine derartige Vorrichtung hatte ich in der aristokratischen Vorstadt des alten Paris nirgends bemerkt. Zweifelnd, ob ich vor dem Hause stehe, welches ich besuchen wollte, blickte ich in die Höhe. Richtig, es war wirklich das Pariser Schuldgefängniß! Ueber dem hohen Eingangsthor las ich in Metallbuchstaben die Worte: „Maison d'arrêt pour dettes." Es würde mich gar nicht verwundert haben, wenn ich gelesen hätte: „Hôtel de la Rochefoucauld."

In Deutschland hört man oft wunderbare Dinge vom Pariser Schuldgefängniß erzählen. Dort werden, sagt man, glänzende Diners gegeben; dort werden Gesellschaften arrangirt; dort wird getanzt, gespielt, musicirt; dort kann man mit demselben Luxus leben, als wenn man in seinem eigenen Hotel auf der Chaussee d'Antin oder im Faubourg St. Germain wohnte. Neugierig zog ich die Klingel, deren Griff ich neben dem kleinen, vergitterten Schiebefenster bemerkte. Die Thüre öffnete sich durch einen Mechanismus von innen; ich trat ein und stand in einem Hofe, welcher sich wiederum von den Höfen der aristokratischen Hotels im Faubourg St. Germain durch nichts unterschied. Ein stattliches Gebäude mit weit hinabreichenden Fenstern nahm die ganze Breite des Hofes ein. An dasselbe schlossen sich zwei niedrigere Flügel in rechtwinkeliger Richtung an. Vor der großen Glasthüre, welche in das stattliche Haus führte und welche man auf einigen breiten steinernen Stufen betrat, standen einige Oleanderbäume in großen grünen Kübeln. Gefängnißartiges hatte dies „Maison d'arrêt" nichts, außer dem vergitterten Schiebefenster in der kleinen Thüre, durch welche ich eingetreten war.

Aber drinnen in dem weiten Hausflur, den ich jetzt durch die Hausthüre betrat, trat mir die erste körperliche Erinnerung, daß ich mich allerdings in einem Gefängnisse befände, entgegen. Eine vergitterte Wand trennte den Flur in zwei Hälften. Vor dem Gitter saß ein Beamter des Gefängnisses an einem Tische, auf dem Papiere lagen und Schreibzeug stand. Er prüfte die Erlaubniß derjenigen Personen, welche hier ihre detinirten Freunde und Verwandten besuchen wollten. Ich zeigte ihm meine vom Polizei-Präfekten ausgestellte Vollmacht, alle Gefängnisse im Seine-Departement zu besuchen und ihre Einrichtung kennen zu lernen. Er bot mir einen Stuhl und bat mich, Platz zu nehmen, bis der Greffier käme, der mir einen Beamten zu meiner Disposition stellen würde. Ich nahm den Stuhl, um eine Viertelstunde Zeuge zu sein, welchen Formalitäten sich die Besucher des Pariser Schuldgefängnisses unterziehen mußten.

Vor dem Gitter saßen ein Mann und eine Frau, alle Beide Beamte des Schuldgefängnisses. Eine Dame trat ein, um bei ihrem Manne einen Besuch abzustatten. Nachdem ihre Legitimation geprüft war, ging sie zu der Frau, welche an dem einen Ende des Gitters saß. Die Frau stand auf und strich mit der Hand einige Male an den Kleidern der Dame auf und ab, um sich zu überzeugen, ob sie keine verbotenen Gegenstände in ihren Taschen in das Innere des Hauses einführe. Mit einem „Entrez, Madame, s'il vous plait" wurde sie entlassen. Durch die Thüre des Gitters verschwand

sie in der hinteren Hälfte des Flurs. Dann kam ein Mann mit einigen Kistchen und Schächtelchen unter dem Arme. Vor dem kleinen Tische des schreibenden Beamten ging sein Weg zu dem Angestellten, der an der Thüre stand. Kistchen und Schächtelchen wurden geöffnet. Ihr Inhalt war ungefährlicher Natur. Sardinen, Austern, Cigarren, Tabak kamen zum Vorschein. Dann erfolgte dieselbe Untersuchung der Rocktaschen vermittelst einiger Striche der Hand. Ein „Entrez, Monsieur, s'il vous plait!“ bildete auch für ihn das „Sesam, thue dich auf!“ für den innern, mir noch verborgenen Raum des Gefängnisses. Ganz dieselbe Scene wiederholte sich vielleicht noch ein halbes Dutzendmal während der viertel Stunde, daß ich wartete. Dann kam der Greffier. Es war gerade die Stunde, wo man in Paris dejeunirt. Er hatte in einem naheliegenden Restaurant gefrühstückt. Nachdem er meine Vollmacht gesehen, öffnete er mir mit einer höflichen Verbeugung die Thüre des Gitters. Die Barrière, welche die Schuldgefangenen in Clichy von dem fröhlichen Paris trennt, war auch von mir überschritten. Durch ein bis zum Boden hinabreichendes Glasfenster blickte ich in einen großen, schön gehaltenen Garten mit Rasenplätzen, Blumenbeeten und schattigen Ulmen und Platanen, in dessen Gängen Männer mit dem Hute auf dem Kopfe und die Cigarre im Munde, oder lesend und conversirend umherspazierten. Jeder gefängnißartige Anstrich war wiederum aus dem ganzen Ensemble, welches sich meinen Blicken darbot, verschwunden.

Der Greffier klingelte. Ein Beamter in einem blauen uniformartigen Anzug erschien, ein behäbiger Mann in den Fünfzigerjahren mit grauem Haar und wohlwollendem Gesichtsausdruck. „Begleiten Sie den Herrn,“ sagte der Greffier, „führen Sie ihn überall umher und unterrichten Sie ihn in Allem, was er zu wissen wünscht.“

Unsere Wanderung begann. In dem Pariser Schuldgefängniß war überall das richtige Prinzip, wenn man den Satz, daß Jemand Schulden halber seiner persönlichen Freiheit beraubt werden kann, als richtig anerkennt, festgehalten und durchgeführt, daß kein Schuldgefangener innerhalb des Schuldgefängnisses in seiner persönlichen Freiheit beschränkt werden darf, so lange diese Freiheit nicht überhaupt die anderen Gefangenen und die Ordnung im Hause stört. Der Gefangene darf nur die vergitterte Wand im Hausflur, durch den ich eingetreten war, nicht überschreiten, sonst kann er Tag und Nacht thun, was er will. Er kann sich den ganzen Tag im Garten aufhalten, er kann spazieren gehen, schlafen, essen, trinken, lesen, conversiren wann und wie er will; er kann im Sommer bis 6 Uhr alle Besuche annehmen, welche er überhaupt anzunehmen Lust hat.*) Er kann alle Zeitungen lesen, die er sich bestellt; er kann sich eine ganze Bibliothek in das Gefängniß schaffen lassen, er kann die Nacht studiren, wenn er nicht überhaupt vorzieht, zu schlafen; das Verbot, Licht zu brennen, ist im maison d'arrêt in der Rue de Clichy nicht

*) Bei uns hat der Gefangene nur zwei bestimmte Freistunden des Tages, die übrige Zeit ist er eingeschlossen in seiner Zelle. Besuche darf er nur an einem bestimmten Nachmittag in der Woche annehmen und zwar nur in dem sogenannten Sprechsaal, wo einige Kerkermeister dann herumlungern.

vorhanden. Das Verbot würde ja die persönliche Freiheit während der Nacht beeinträchtigen. Der Gefangene kann allein an der Tafel des Hauses speisen, wo er für einen halben Franc ein aus drei Gerichten, Suppe, Braten und Fisch, oder Suppe, Cotelette oder Beefsteak und einer Mehlspeise bestehendes Mittagessen erhält. Die Reihe der drei Schüsseln wechselt alle Tage. Aber er kann auch aus einem Restaurant speisen. Er kann sich sein Diner durch Very oder Vefour oder durch die drei „Frères provençaux" im Palais Royal serviren lassen — natürlich immer, falls er es bezahlt. Er kann sich auch Gäste einladen, so viel und so oft er will. Er kann Diners zu 20, 30, 40 Francs das Couvert geben, er kann die feinsten Bordeauxweine trinken; er kann sich Johannisberger aus dem Keller des Fürsten Metternich kommen lassen; der feurige Gipfel des Vesuvs darf ihm die „Thränen des Herrn" senden und Marsala seinen Wein zum Frühstück. An dem vollen Genuß seiner Freiheit in den Gesellschaftszimmern, im Garten, in den Speisesälen, in seinem Wohnzimmer hindert ihn nichts, gar nichts — nur der Mangel des Geldes und die vergitterte Wand auf dem Hausflur bilden die Scheidewand zwischen ihm und den Genüssen des fröhlichen Paris, in ihren Genüssen die erste Stadt auf der Erde. Nur Eines ist ihm von diesen Genüssen untersagt. Er darf nicht Karten spielen. Spielkarten ist jeder Eintritt in das fröhliche maison d'arrêt in der Rue de Clichy verboten.*)

Ich trat mit meinem Begleiter in einen hohen luftigen Vorsaal, welcher, seiner Größe wegen, wie er mir sagte, alle vierzehn Tage zu einer kirchlichen Feierlichkeit benutzt wird. An seiner linken Seite öffnete sich die Wand auf eine Reihe nebeneinanderliegender kleiner Zimmer, deren Thüren sämmtlich offen standen. In jedem Zimmerchen bemerkte ich mehrere Personen. Zu zwei oder drei saßen sie um einen Tisch auf Sesseln einander gegenüber oder nebeneinander auf dem Divan. „Da sind unsere Besuchszimmer," sagte der Beamte; „jeder von den Herren, die sich hier befinden, kann in einem von jenen kleinen Zimmern Besuch annehmen, falls er es nicht vorzieht, seinen Besuch im Garten oder im gemeinschaftlichen Salon zu empfangen. Hier in einem von den kleinen Zimmern ist es ungenirter. Es versteht sich von selbst, daß es gestattet ist, die Thüre zu schließen. Die Wärme ist wohl heute nur die Veranlassung, daß alle Thüren geöffnet sind." Ich zweifelte gar nicht daran, daß es in den kleinen Zimmern ungenirter sei, als im Garten oder Salon, besonders für jenes Paar, welches da in zärtlicher Umarmung nebeneinander auf dem rothen Divan saß. Der Franzose ist sehr praktisch. Auch im maison d'arrêt denkt er an ein zärtliches tête-à-tête unter vier Augen. Nun traten wir in den gemeinschaftlichen Salon. Sonderbarer Anblick! Was hätte mir hier angedeutet, daß ich mich in dem Saale eines Gefängnisses befände? Wahrlich nichts. Der Saal glich einem großen Salon in einem

*) Bei uns besteht die Kost des Morgens aus Kohlsuppe, des Mittags aus Kohl- oder Brotsuppe, mit je einem Knust trockenen Brotes, und des Abends aus einem größeren Knust. Fleisch giebt es nicht. Die engen, schmutzigen Zellen sind vergittert und enthalten auf einer eisernen Bettstelle einen Strohsack nebst Decke, einen hölzernen Stuhl, einen plumpen Tisch, eine zinnerne Waschschüssel, einen Becher, ein Handtuch und einen Wasserkrug.

Kaffeehause im Palais Royal oder auf dem Boulevard des Italiens. Braun getäfelt, wurde seine ebenso gestrichene Decke durch eine Reihe schlanker Pfeiler gestützt; die Länge mochte über vierzig Schritte betragen; die Aussicht durch die hohen, fast bis auf den Boden reichenden Fenster ging auf die Blumenbeete, Rasenplätze und Baumgruppen des Gartens. Außer den Kaffeehäusern im Palais Royal, deren Fenster auf den Garten des Palastes hinausgehen, kenne ich kein Kaffeehaus in Paris, dessen Salon über eine so frische, duftige Aussicht gebietet, wie der Saal des Schuldgefängnisses in der Rue de Clichy. Einige Fenster waren weit geöffnet. Blumenduft, Sonnenschein und der frische Hauch des köstlichen Sommermorgens erfüllten den hohen und weiten Raum, dessen Mitte mit einer Menge kleiner Tische besetzt war. Und wer hätte diese Menschen, welche da an jenen kleinen Tischen saßen, Journale lasen, in Bilderwerken blätterten, Cigarren rauchten, Absynth mit Wasser tranken und miteinander plauderten, wer hätte sie für Gefangene gehalten! Nach französischer Sitte, den Hut auf dem Kopfe, saßen sie da, sich auf einem Stuhle schaukelnd, die Füße auf einen zweiten Stuhl gestützt, den Arm über die Lehne eines dritten Stuhles gelegt, die Cigarre im Munde, ganz wie in der großen Allee des Tuilerien-Gartens. „Garçon! Garçon!" rief es auch hier von allen Seiten. Und der Garçon kam mit der weißen Schürze und den weißen Strümpfen, und brachte Cigarren, Fidibus, Feuer, die halbe Tasse des unvermeidlichen schwarzen Kaffee's mit dem unvermeidlichen petit verre, und erhielt seine zwei oder drei Sous Trinkgeld, ganz wie auf dem Boulevard Montmartre, und das „merci, merci, Monsieur!" ertönte zwei- oder dreimal, je nachdem das Trinkgeld in zwei oder drei Sous bestand. Um meinen Eintritt kümmerte sich selbstverständlich Niemand. Ich ließ mich mit meinem Begleiter ebenfalls an einem jener kleinen Tische nieder, und bestellte für uns Absynth mit Wasser und Cigarren, und nichts hinderte mich zu denken, daß ich auch Gefangener im maison d'arrêt sei, oder daß ich mich in einem Kaffeehause auf den Boulevards befände, ganz wie ich wollte. „Sagen Sie," fragte ich den Beamten, indem ich dem Garçon die unvermeidlichen vier Sous Trinkgeld gab, und er zweimal das ebenso unvermeidliche „merci Monsieur!" wiederholte, „sagen Sie, mein Herr, kann der Gefangene den ganzen Tag in diesem Salon zubringen?"

„Gewiß, mein Herr," erwiderte der würdige Beamte, wie es schien, etwas verwundert über meine Frage, „den ganz Tag bis 9 Uhr Abends, hier und im Garten. Der Salon und der Garten sind ja gemeinschaftlich."

Der Mann schien sich offenbar darüber zu verwundern, daß ich glauben könne, die persönliche Freiheit sei im Garten oder im Salon durch irgend Etwas beschränkt. Als ich Tags darauf das Gefängniß Mazas besah, wunderte der mich umherführende Beamte sich, daß ich glauben könne, die persönliche Freiheit des Gefangenen sei in der Zelle beschränkt.

„Und wie lange kann die Schuldhaft in Frankreich dauern?" fragte ich weiter.

„Drei Jahre höchstens. Ist aber noch nie vorgekommen, wenigstens während der fünfzehn Jahre, wo ich hier angestellt bin, nicht."

„Das glaube ich, wer wird seine Schuldner drei Jahre füttern. Aber für Wechselschulden?"

„Ganz dieselbe Zeit. Aber, wenn Sie befehlen, mein Herr, gehen wir jetzt in die Küche", es war gerade zu Mittag angerichtet. „Natürlicherweise kann aber jeder von den Herren speisen, wann er will."

„Versteht sich, versteht sich," sagte ich, „die persönliche Freiheit wäre ja sonst beschränkt, nehmen Sie es nur ja nicht übel, mein Herr! Man kann hier essen, trinken, wachen, schlafen, spazieren gehen, ein Rendezvous haben, Alles wann und wie man will — natürlich, wenn man's bezahlt!"

„Certainement, Monsieur, certainement!" sagte der Beamte, mit wichtiger Miene sich erhebend, „auch ein Rendezvous kann man haben, dort in jenen „cabinets particuliers", die Sie sahen. Man kann auch mit einer Dame speisen, aber oben, oben! Ich werde Sie auch in jene Zimmer führen."

Ich stand ebenfalls auf. Wir gingen hinaus. Durch einen kleinen Vorsaal traten wir in eine geräumige, helle und sehr hübsch eingerichtete Küche. Alles war außerordentlich sauber. Ein halbes Dutzend Köche mit weißen Jacken, weißen Schürzen und weißen Mützen auf dem Kopfe standen an einem langen Tische, um anzurichten. Auf einer an einem Pfeiler befestigten Karte las ich die Worte: „Diner d'aujourd'hui". Unter diesen Worten waren die Schüsseln des heutigen Diners verzeichnet. Es bestand aus drei Schüsseln, Suppe, Fisch, Braten. Statt des Fisches gab es auch eine Cotelette. Man konnte auch halbe Portionen haben. Ich sah halbe und ganze Portionen. Die Zubereitung der Speisen erschien mir sehr gut. Die halbe Portion wäre für meinen Magen vollkommen hinreichend gewesen. „Und was kostet hier das Diner?" fragte ich den Beamten als wir eine breite und lichte Treppe hinaufgestiegen, um in die oberen Räume des maison d'arrêt zu gelangen.

„Zwanzig Sous, mein Herr, die halbe Portion zehn Sous. Man erhält dafür drei Gänge. Dreimal die Woche wird in der Wahl der Speisen gewechselt."

Ich dachte, während wir die breiten Stufen hinaufstiegen, daß ich auch manchmal im maison d'arrêt essen möchte. Besser hätte man es in Paris für einen oder einen halben Franc nirgends.

„Natürlich kann man auch besser speisen," sagte mein Begleiter, „man kann auch zehn Schüsseln haben. Man kann für zehn, zwanzig Francs speisen, so theuer und so gut man will. Man ist hier ganz unbeschränkt — natürlich, wenn man's bezahlt.

„Ohne Zweifel," erwiderte ich, „nehmen Sie's nur gar nicht übel, mein Herr, wenn ich denken sollte, die persönliche Freiheit sei hier im Essen beschränkt."

Der ganze obere Stock des Hauses war für die einzelnen Wohnzimmer der Gefangenen eingerichtet. Sie lagen in einer Reihe nebeneinander, hohe, helle und lichte Zimmer, sämmtlich mit der Aussicht nach dem Garten.*)

*) Ein Garten existirt bei uns nicht, natürlich auch kein Salon; rauchen darf man nur während der Freistunden auf dem Hofe, Bedienung existirt nicht, zur Beaufsichtigung sind mürrische Schließer da, Journale oder andere Lektüre giebt es nicht; der arme Gefangene stirbt in seiner kahlen Isolirzelle vor langer Weile.

Mein Begleiter bat einen jungen Mann, der uns auf dem Gange, auf den sich alle Zimmer öffneten, begegnete, um die Erlaubniß, in sein Zimmer eintreten zu dürfen. Bereitwillig öffnete er die Thür. Das Zimmer war sehr hübsch und bequem eingerichtet. Divan, zwei bequeme Sessel, Schreibtisch, auf dem Zeichnenmaterialien lagen, Teppich, Bett, einige Kupferstiche an den Wänden. Der junge Mann war ein Pole. Ich fand das Zimmer sehr hübsch. Sein Besitzer beklagte sich sehr bitter, daß er nicht zwei Zimmer habe. Als ich mich mit seinen Klagen nicht einverstanden erklärte, fuhr er mich an: „Aber was denken Sie, ich habe doch Niemanden todtgeschlagen?"

Der obere Stock des maison d'arrêt in der Rue de Clichy hatte außer den Wohnzimmern der Schuldgefangenen noch einige gemeinschaftliche Kammern. Es waren eben die gemeinschaftlichen Speisezimmer, von denen mir der Beamte unten gesagt hatte. Sie waren in einer sehr comfortablen Art und Weise eingerichtet, wie die Speisezimmer in einem großen Restaurant. Ich stieg mit meinem Begleiter wieder die Treppe hinab. Unser Weg führte durch den Vorsaal wieder in den gemeinschaftlichen Salon. Dann brachte er mich über den Flur, welcher durch das Drahtgitter in zwei Theile getheilt war, wieder in den Hof mit den Oleanderbäumen. Als wir auf der Freitreppe standen, fragte er mich: „Wollen Sie auch die Damen sehen?" — „Gewiß werde ich die Damen sehen, führen Sie mich." Auf der linken Seite des Hofes war der Eingang zu dem Schuldgefängniß für Pariser Frauen und Mädchen. Der Gartenraum war auf zwei Seiten von einer hohen Mauer, auf der dritten Seite von dem Parterre des Hauses umschlossen, welches den gemeinschaflichen Salon bildete; die einzelnen Wohnzimmer für die weiblichen Gefangenen befanden sich ebenfalls im oberen Stock. Aber Alles war kleiner dürftiger, enger, weniger licht, wie in dem Hause, was ich vorher besucht hatte. In dem gemeinschaftlichen Salon waren sechs Mädchen und Frauen anwesend, welche sich mit Nähen, Stricken und Lesen beschäftigten. Sie schienen der ärmeren Klasse der Pariser Bevölkerung anzugehören. Zwei von ihnen waren leidlich hübsch, die anderen vier schon in vorgerückteren Jahren. Einige Freundinnen waren aus der Stadt zum Besuch da. „Können denn die Damen auch Herrenbesuch haben?" fragte ich den Beamten. „Ohne Zweifel," erwiderte er, „die Herren drüben haben ja auch Damenbesuch. Es ist hier Alles wie drüben. Die persönliche Freiheit."

Lachend unterbrach ich ihn: „Ja, ja, ich weiß schon; aber ich werde mich den Damen empfehlen. „Bon jour, Mesdames!" — „Bon jour, Messieurs!" — Wir gingen. Der Beamte begleitete mich bis zu der Thüre mit dem kleinen Schieber, welche auf die Rue de Clichy hinausführte. „Aber es ist bei Ihren Damen nicht so hübsch, wie bei den Herren," sagte ich, als er die Thür öffnete und einige Francs Trinkgeld in Empfang nahm. Er lachte. „Nun," rief er, „das steht ja schon in der Bibel. Wir sind ja die Herren in der Schöpfung."

Die Sternschnuppen und die Landwirthschaft.

In einer Abhandlung des Freiherrn v. Reichenbach in Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie" über: „Die Sternschnuppen in ihren Beziehungen zur Erdoberfläche", findet sich eine interessante Mittheilung, welche uns Aufschluß giebt über das bisher räthselhafte Vorkommen der Phosphorsäure in fast allen Bodenarten. Mag auch die von Reichenbach erwähnte und ermittelte Quantität der von Meteoriten herstammenden Phosphorsäure als äußerst gering erscheinen, so bleibt diese Bezugsquelle immerhin wichtig genug, wenn man insbesondere erwägt, daß diese Quelle unversiegt fortfließt und daß, wie aus den vom Königl. Landes-Oekonomie-Collegium in den Jahren 1846 u. ff. angestellten Untersuchungen nachgewiesen wird, in einem Ackerboden, der nur drei und siebenzig Zehntausendstel ($^{73}/_{10000}$) Procent Phosphorsäure enthielt, dennoch ohne Düngung drei Rappsernten erzeugt wurden, d. h. Ernten eines Gewächses, welches die meiste Phosphorsäure in seiner Asche enthält, also ein Minimum nur Bedürfniß zu sein scheint.

Wir lassen hier den vollständigen Aufsatz folgen, da derselbe auch außerdem interessante Angaben enthält.

Ueber die Zusammensetzungen der Meteorsteine habe ich mich in der XIII. dieser Abhandlungen ausgesprochen und darzuthun bestrebt, daß sie nie und nirgends mit mineralogischer Einfachheit angethan, niemals mineralogische Individuen sind, sondern daß sie überall in einer Weise zusammengesetzt erscheinen, wie wir dies nur bei Breccien und ähnlichen Conglomeraten terrestrischer Körper sehen. Weiteres ist dort auseinandergesetzt, wie diese Gemengtheile theils aus kleinern Kügelchen bestehen, mehr oder minder abgerundet, theils aus unregelmäßig geformten, bisweilen sogar noch ganz scharfeckigen Trümmerstückchen. Sofort ist nachgewiesen, daß diese beiden wiederum nicht einfach, sondern im zweiten Grade ebenso zusammengesetzt sind, wie die Muttermeteoriten, in denen sie eingelagert vorkommen. Endlich ist gezeigt, daß sich bei Beschauung unter dem zusammengesetzten Vergrößerungsglase selbst diese zweiten Einschlüsse noch immer nicht einfach, sondern im dritten Grade aus heterogenen Körperchen gemengt ausweisen. Und da diese Einschlüsse ganz in der Weise zusammengesetzt erscheinen, wie die ursprünglichen Meteoriten, so daß diese Tochtermeteoriten nur der Größe nach von den Muttermeteoriten verschieden auftreten, so habe ich sie im eigentlichsten Sinne des Wortes Meteoriten in Meteoriten zu nennen mir erlaubt.

Schön gerundet und den größeren Antheil an der Masse des Meteorsteines ausmachend, kommen diese Einschlüsse als Kügelchen mit großer Deutlichkeit vor, in den Meteoriten von Borkut, Simbirsk, Kaba, Benares, Clarac-Ausson, Pegu, Piney, Nanjemoy, Richmond, die sich fast in allen größeren Sammlungen vorfinden; eckig, stellenweise scharfkantig, unregelmäßig gestaltet und mehr oder minder Trümmerstückchen gleichend, erscheinen sie in Madras, Bremervörde, Parnallee; wieder andere halten das Mittel zwischen beiden, und sind aus Kügelchen und Trümmerstückchen neben-

einander zusammengesetzt: so Lontalax, Nobleborough, Mässing und vorzugsweise Siena, wovon ein überaus schönes, merkwürdiges und lehrreiches Stück zu Berlin in der Sammlung der Universität liegt, ein Journal von einem Meteorsteine.

Wie nun die großen Meteoriten im Allgemeinen hauptsächlich aus metallischem Eisen, aus Schwefeleisen, aus Eisenoxydoxydul und Talkerdesilicaten bestehen, so sieht man auch die Tochtermeteoritchen aus denselben Materialien zusammengesetzt, nur bald in andern Proportionen der Bestandtheile, bald anders von Farbe, weiß in schwarzen Meteoriten wie Renazzo, schwarz in weißgrauen, wie Siena, verschiedentlich gefärbt in Madras und andern; bald von verschiedener Feinheit des Kornes, bald von anders gerichteter, öfters sich kreuzender Schichtung.

Mit allen diesen Beschaffenheiten und Unterschieden vom Hauptmeteoriten ausgerüstet, erweisen sich nun diese eingeschachtelten Meteoritchen als Gebilde, die im Ursprunge eigene Entstehung und eigenes Dasein besaßen. Sie sind, wie ich mit Belegen dargethan habe, früher eigene, kleine, primäre Meteoriten gewesen, die sich später für sich zu einem größern Körper aggregirt oder an einen solchen angeschlossen haben. Sie sind dann in seine Masse eingeschlossen und ihm als untergeordnete Bestandtheile einverleibt worden. Die Belege für diese Ansicht will ich hier, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht wiederholen, sondern mich damit auf meine genannte frühere Abhandlung berufen.

In der darauf folgenden XIV. Abhandlung habe ich auseinandergesetzt, wie die Meteoriten, welche wir besitzen, von mächtigen, hunderte von Centnern schweren Massen der Größe nach in einer fortlaufenden Reihe heruntersteigen bis zu mikroskopischen Pünktchen; daß, so wie größere und kleinere Meteormassen zu uns herabfallen, so auch zahllos viele solcher größten und kleinsten Körperchen im Sonnensystem umherlaufen; daß einige wenige Pfunde Meteorstein, z. B. von Borkut, einem feinen Roogensteine ähnlich, Millionen solcher Kügelchen in sich angehäuft besitzen, die einst alle in eigener freier Bahn sich bewegt haben mußten, und daß solche von jeglicher Größe sich noch jetzt und beständig in den Welträumen umhertreiben.

Wenn nun solche kleine Individuen mit all der Geschwindigkeit und dem übrigen Verhalten der uns bis nun bekannten Meteoriten in die Atmosphäre eindringen, so müssen sie wie diese die Erhitzungs-, Schmelzungs- und Verbrennungsprozesse durchlaufen, wie wir sie an den größeren Meteoriten nunmehr ziemlich genau kennen; sie müssen, ähnlich den Callum'schen Kügelchen, in feinen Staub zerstieben und lange, ehe sie den Erdboden erreichen können, für gewöhnliche Beobachtung unwahrnehmbar sein.

Diese kleinen Eindringlinge in unsern Luftkreis können nun in den oberen Regionen keine andere Erscheinung hervorrufen, als die uns die Sternschnuppen darbieten. Herr Schmidt zu Athen hat uns in seinem Buche über die Sternschnuppen gezeigt, daß deren bisweilen in Einer Nacht Tausende von sechster Sterngröße dem freien Auge sichtbar werden, ja daß man mit dem Teleskope unzählbare Schaaren derselben von achter bis zehnter

Sterngröße wahrnehme, die sich jedoch alle, auch die fernsten, nicht anders verhalten, als die mit freiem Auge sichtbaren gewöhnlichen Sternschnuppen.

Wenn nun die Thatsache der Sternschnuppen einen solchen Umfang hat, daß sie numerisch in's Colossale geht, müßte die Wirkung derselben am Ende doch, sollte man denken, nicht bei einem bloßen Lichtscheine stehen bleiben. Sind sie äußerst kleine Meteorchen, so bringen sie doch Stoffliches mit, und kommen sie, wie alle Meteoriten, aus kosmischen Räumen, so müssen sie der Erdoberfläche irgend etwas Materielles zubringen. Wäre dies für jeden einzelnen Fall, für jeden einzelnen Tag, ja für ein ganzes Jahr auch noch so wenig: am Ende nach Abfluß von Jahrtausenden müßte zuletzt doch etwas mit Sinnen Erreichbares, etwas Greifbares durch die Luft herabfallen und sich am Boden absetzen. Daß wirklich etwas hieran Anstreifendes geschieht, davon legen die Callum'schen Kügelchen ja schon den unwiderleglichen Beweis ab. Was könnte, was müßte nun das sein? Doch offenbar nur Etwas, was sich uns in den Meteoriten schon kund gegeben hat. Gewöhnlich sieht man die Anwesenheit des Nickels als das Kriterium für meteoritische Herkunft derjenigen Steine an, welche sonst durch ihre übrige Beschaffenheit der Herkunft vom Himmel verdächtigt sind. Wären die Sternschnuppen wirklich Erzeugnisse kleinster Meteoriten, so könnte man denken, daß sie Nickel mitbrächten. Ein gleicher Fall wäre es mit Kobalt. Sofort wäre es Eisen, Kieselerde, Talkerde, Schwefel, Phosphor, welche zumeist in den Meteoriten gemein sind. Ob es eines Versuchs werth sein möchte, diese Muthmaßung weiter zu verfolgen?

Diesen Betrachtungen mich überlassend, stieg ich den Labisberg hinauf, einen etwa 1200 Fuß hohen kegelförmigen Berg, mit Buchen bewaldet, auf dessen halber Höhe mein Landhaus liegt; ich suchte zu oberst eine Stelle aus, von der angenommen werden muß, daß sie außer etwa von Holzhauern, niemals von menschlicher Thätigkeit erreicht worden ist, und nahm von verschiedenen Stellen einige Hände voll Erde von der Oberfläche, mengte sie untereinander, und trug eine Düte voll davon nach Hause. Sie wurde nun chemisch untersucht, und — zu meiner angenehmen Genugthuung — zeigte sie in der That unverkennbare Spuren nicht allein von Nickel, sondern auch von Kobalt. Ich ging nun auf einen andern Berg, den Haindelsberg, der etwa 100 Fuß höher ist und oben einen Rücken bildet, und holte von abgelegenen Stellen Erde. Auch in ihr wurde Nickel und Kobalt gefunden. Erde, die ich von einer dritten Höhe, gegen den Kahlenberg hin gelegen, aufhob, lieferte Reaction auf Nickel und Kupfer; ebenso ergab Erde, die ich von der Höhe des Dreymarksteinberges geholt hatte, wiederum Nickel und Kobalt. Endlich hatte Herr Czerny Erde aus dem Marchfelde in anderer Absicht untersucht, und war zu seiner Ueberraschung auf Nickel gestoßen. So fand sich denn also, daß allenthalben in hiesiger Gegend der Erdboden auf seiner äußersten Oberfläche Nickel und Kobalt enthält.

Wo sollen nun diese herkommen? Das Gebirge, auf dem sie hier gefunden wurden, besteht geognostisch aus wohlausgesprochenem Keupersandstein mit Strecken von Keuperkalkstein. Diese enthalten kein Nickel und kein Kobalt,

und bei so vielen darüber geführten Untersuchungen ist niemals welches darin gefunden worden. Die Menge derselben ist zwar, weil sie zu gering war, nicht gewogen worden, wurde aber auf Ein Zehntausendtheil der untersuchten Erde geschätzt. Diese geringe Menge war, was hier wohl in Betracht kommt, auf allen untersuchten Punkten, dem Ansehen nach, gleich groß. Der Versuch im Marchfelde war nicht auf Keupergrund, sondern auf Lößboden geführt worden; das Ergebniß war aber mit dem von Erde auf dem Keuper quantitativ ganz übereinstimmend. Es ist somit nach bisherigen Erfahrungen nicht abzusehen, wo dieser Nickel- und Kobaltgehalt herrühren soll.

Eisen und Kieselerde mengen sich mit dem vorhandenen Boden und können nicht verfolgt werden. Ein anderes aber ist es mit dem Phosphor. Alle Landwirthe wissen, daß aller Ackerboden ohne Ausnahme etwas Weniges an Phosphor enthält, den die darauf gesäeten Feldfrüchte aufnehmen und in ihrem Organismus verwenden, daß dieser der Landwirthschaft so nothwendig ist, daß die Gründe unfruchtbar werden, wenn ihnen aller Phosphor entzogen wird und daß sie mit Knochenmehl, mit Asche und Guano nachhelfen müssen, wenn sie mit ihren Feldern nicht der sogenannten Müdigkeit verfallen wollen. Seit langer Zeit aber zerbrechen sie sich die Köpfe darüber, wo denn eigentlich dieser Phosphor herrühre und woher sich seine so gleichförmige Verbreitung überall ableiten lasse?

Und nicht viel möchte es gefehlt sein, wenn ich mir erlaube, hierher auch die so allgemeine Oberflächen-Verbreitung der Bittererde zu beziehen. In vielen Gegenden ist die geognostische Unterlage durchweg frei von Bittererde. Und dennoch sind die Felder niemals und nirgends ganz leer davon. Die Menge ist in manchen Gegenden so gering, daß sie zur Bildung der Häute der Getreidekörner, wozu die Vegetation ihrer bedarf, kaum hinreicht. Aber sie ist doch in dieser kleinen Quantität vorhanden und fehlt nirgends gänzlich.

Wir haben also auf der Erdoberfläche, derjenigen Gegend wenigstens, welche ich der Prüfung unterzog, sehr kleine aber unverkennbare Mengen von Nickel, Kobalt, Phosphor und Bittererde in allgemeiner gleichförmiger Verbreitung, deren Gegenwart bis jetzt nicht ableitbar aus den Umständen, nicht erklärbar von Seiten der Geologie ist. Aber gerade diese Substanzen sind es, welche sich in den Meteoriten vorzugsweise vorfinden und welche sie aus den Welträumen auf die Oberfläche der Erde uns zubringen. Finden nun theoretische Gründe statt, welche uns die Sternschnuppen als Meteoriten wahrscheinlich machen, so findet diese Ansicht hierdurch einen neuen, aber thatsächlichen Unterstützungsgrund in der Auffindung derjenigen Stoffe in seiner Verbreitung auf der Erdoberfläche, welche den meteoritischen Körpern vorzugsweise eigen sind.

Demgemäß würden, wenn ich mir den Schluß erlauben darf, die Sternschnuppen der Quell sein, aus welchem uns seit Jahrtausenden und täglich hinfort Phosphor in Säureform und Bittererde zur Befruchtung unserer Felder zugeführt werden, Zeuge des Nickels und des Kobaltes, die neben ihnen sich vorfinden. Und man hätte sich dies als einen äußerst feinen Regen, als einen unsichtbaren Duft zu denken, der in äußerst geringer Menge und in

höchst feiner Vertheilung ohne Unterlaß sich aus der Atmosphäre auf unsere Meere, Wälder und Gefilde niedersenkt. Und so dürfte denn auch die Landwirthschaft Veranlassung finden, von der Lehre von den Meteoriten demnächst einige Notiz zu nehmen.

Literarisches.

König Wilhelm. Von L. Schneider. Berlin. E. Schweigger'sche Hofbuchhandlung. Preis 7½ Sgr.

Von dem kleinen, interessant geschriebenen Lebensabriß des greisen Heldenkönigs ist jetzt die dritte Auflage erschienen. Das sechs Bogen starke Werkchen handelt hauptsächlich von den letzten und wohl den wichtigsten Ereignissen im Leben des Monarchen, dem Zerwürfniß mit Oesterreich und seine persönliche Theilnahme an dem glorreichen Feldzuge von 1866, dem eine gedrängte Uebersicht der ganzen Regierungsthätigkeit seit dem Antritt der Regentschaft vorhergeht. Der Verfasser hat vermöge seines persönlichen Verhältnisses zu dem Monarchen den Ereignissen nahe gestanden, und ist daher vorzugsweise zu der Schilderung berufen, die durch ruhige und klare Ausführung besonders anspricht und das Werkchen zu einem empfehlenswerthen macht.

Von der „**Altpreußischen Monatsschrift**" (Neue Folge. Der neuen Preußischen Provinzialblätter vierte Folge. Herausgegeben von Rudolph Reicke und Ernst Wichert) ist soeben das fünfte Heft (Juli—August) ausgegeben worden. — Dasselbe enthält folgende Aufsätze: Reise über die Kurische Nehrung im Sommer 1866. (Schluß.) Von Dr. G. Berendt. — Die Bedeutung und Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel im Preußischen Gebiet seit dem Jahre 1815. (Schluß.) Aus den nachgelassenen Papieren von Fritz Hirschfeld. — Georg Weissel. Ein Zeit- und Sanggenosse Simon Dachs'. Von Lic. Dr. E. Albert Fürchtegott Kahle. — Ueber Crispin Herranth und ein Gemälde seiner Hand. Von August Hagen. — Kritiken und Referate. — Mittheilungen und Anhang. — (Die „Altpreußische Monatsschrift" erscheint jährlich in 8 Heften zu je 6 Bogen für den Preis von 2 Thlrn. pro Jahrgang.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Das „Journal de Débats" kehrt in einem Artikel von John Lemoine mit größerer Entschiedenheit und Klarheit als je, seine verständigen und versöhnlichen Anschauungen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland heraus Zunächst wendet es sich gegen die vielen, zum Theil geflissentlichen Uebertreibungen in Bezug auf die Salzburger Zusammenkunft und gegen die gehässigen Hetzereien einzelner Blätter, denen mit Recht oder Unrecht irgend eine offiziöse Bedeutung beigelegt wird. „Man kann sich nicht verhehlen," heißt es weiter, „daß die rasche und unvorhergesehene Entwickelung der preußischen Monarchie in Frankreich eine große Eifersucht hervorgerufen hat, allein gerade gegen diese unzeitige Tendenz anzukämpfen, scheint uns nützlich und patriotisch zu sein. In allen Fällen ist es ungeschickt, ein solches Gefühl an den Tag zu legen, denn alles Wehklagen wird nicht verhindern, daß die deutsche Umwälzung vollzogene Thatsache ist, und das sicherste Mittel, sie zu vervollständigen und auszubauen, wäre gerade eine auswärtige Intervention. Weder rechtlich, noch thatsächlich scheint uns diese Intervention gerechtfertigt und vernünftig. Wir sehen nicht ein, mit welchem Rechte wir gegen eine Bewegung protestiren würden, die in Deutschland den Charakter und die Verhältnisse einer wahrhaft nationalen Bewegung angenommen hat, mit welchem Rechte wir die deutsche Nation verhindern wollten, zu jener Einheit zu gelangen, welche die französische Nation schon seit langer Zeit zu Stande gebracht hat und welche gerade durch den Widerstand gegen die fremde Intervention fest zusammengekittet worden ist. Schon vergangenes Jahr, als der große deutsche Krieg ausbrach, haben wir an dem schließlichen Triumphe Preußens nicht gezweifelt. Die österreichischen Streitkräfte konnten gewiß den preußischen an Zahl gleichstehen oder ihnen überlegen sein. Allein es kamen in diesem Kriege noch andere Kräfte, als die der Armeen in's Spiel. Es war klar für Jeden, der etwas Anderes als die Strategie studirte, daß Preußen sich an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hatte und die deutsche Idee vertrat. Die Deutschen fühlten wohl, daß, hätte Oesterreich gesiegt, es kein Deutschland gemacht hätte, und deshalb ließen selbst Oesterreichs Verbündete dieses allein auf dem Schlachtfelde. Die öffentliche Meinung in Frankreich hat zum größten Theile wenigstens hierin einen ähnlichen Mißgriff begangen, wie früher schon in dem amerikanischen Bürgerkriege. Der Anfang des Krieges war unglücklich für den Norden gewesen; der Süden hatte Generale, schlagbereite Streitkräfte,

er hatte außerdem den militärischen Instinkt und die militärische Gewohnheit. Von allem dem hatte der Norden nichts; er arbeitete und hatte eine bürgerliche Bevölkerung, die zum Soldatendienst untauglich erschien. Und doch war es inmitten seiner stärksten Mißgeschicke für Jeden, der den Ideen nicht minder Rechnung trägt, als den Thatsachen, offenbar, daß der Norden Herr des Feldes bleiben würde. Denn der Norden arbeitete stets, selbst mitten im Kriege; er besaß die Macht der Produktion und konnte sich stets erneuern, während der Süden sein Capital ausgab, ohne es ersetzen zu können, so zwar, daß seine Siege selbst ihn erschöpften. — Oesterreich war ebenfalls in jeder Beziehung, moralisch und materiell der Süden. Aus Stücken und Bruchstücken zusammengesetzt, in verschiedene gegen einander eifersüchtige und feindselige Nationalitäten getheilt und zerrissen, konnte es dem Einheitsbedürfniß, das sich langsam und unwiderstehlich im Innern Deutschlands kundgab, nicht entsprechen. Die geistreiche verächtliche Bezeichnung, welche der alte Metternich für Italien gebraucht hatte, war nur für Oesterreich wahr. Es war in der That der „geographische Begriff", und als die beiden Souveraine sich vergangenes Jahr um die Oberherrschaft in Deutschland stritten und Proklamationen erließen, sagte der König von Preußen: „An mein Volk", und der Kaiser von Oesterreich mußte sagen: „An meine Völker!" — Oesterreich konnte also Deutschland nicht vertreten, und andererseits vertrat es in Europa nur die Reaktion und die Gegenrevolution. Frankreich konnte um keinen Preis den Triumph Oesterreichs wünschen, denn dies wünschen, hieß soviel, als den Untergang alles Dessen wünschen, was Frankreich selbst vollbracht hatte. Und darüber täuschten sich weder in Frankreich, noch in Spanien, noch in Rom alle die, welche die Vergangenheit wiederherstellen wollten. — Was im vorigen Jahre wahr gewesen, ist es noch heute. Sicherlich liegt uns nicht ob, die Einheit Deutschlands zu schaffen, allein da sie ohne Angriff auf uns zu Stande kommt, so haben wir kein Recht, sie zu verhindern. Und selbst wenn wir sie verhindern wollten, würde der Weg, auf den man uns einlenken sehen möchte, zu dem geradezu entgegengesetzten Ergebniß führen. Man macht sich eine große Illusion, wenn man glaubt, die Bildung eines durch eine französisch-österreichische Allianz beschützten Südbundes werde eine Schranke gegen weitere Vergrößerung Preußens sein. Die Wahrheit ist die, daß die Länder selbst, welche diesen Südbund zu bilden hätten, sowie sie die Hand Frankreichs wahrnähmen, Oesterreich als Verräther an dem gemeinsamen Vaterland ansehen und ihm das, was ihm noch von deutschem Gebiete bleibt, entreißen würden. Die, welche uns in solche Abenteuer hineinziehen möchten, ergreifen gerade das sicherste Mittel, um die Bildung des deutschen Kaiserreiches zu beschleunigen und zu befestigen."

Wir knüpfen an diese Auslassungen einen Brief Emile Olivier's an Emile de Girardin, datirt aus Augsburg, über seine in Deutschland gemachten Beobachtungen und empfangenen Eindrücke. Dieses Mitglied des Corps législatif Frankreichs, das bekanntlich in demselben eine Mittelstellung zwischen der Opposition und der ergebenen Majorität einnahm, das Napoleon mehrfach in privater Audienz empfing und das nach dem 19. Januar, der

Datum der „Krönung des Gebäudes", sogar als Ministercandidat bezeichnet wurde — also ein Mann von nicht geringer politischer Bedeutung — theilt als Resultat seiner Reise in Deutschland folgende ihm zur Gewißheit gewordene Sätze mit: 1) Die von Preußen bewirkten Annexionen sind definitiv, was auch die vom König von Hannover in Frankreich oder anderswo unterhaltenen Blätter sagen mögen. 2) Der norddeutsche Bund organisirt sich ohne ernstliche Schwierigkeiten und wenn Preußen nur den Finger hebt, verwandelt er sich in eine große Annexion. 3) Ein freudiger, zuversichtlicher patriotischer Stolz beseelt alle Herzen, dabei aber kein Haß gegen Frankreich. 4) Im Süden hat Baden sich fast ganz Preußen hingegeben; Württemberg ist getheilt zwischen Bismarckianern und Republikanern; Bayern zaudert, — freilich besteht eine preußische Partei, aber es hält sehr auf seine Autonomie, stellte man ihm jedoch die bestimmte Frage: „Oesterreichisch oder Preußisch?", so würde Bayern antworten: „Preußisch!" Die deutsche Rolle Oesterreichs findet Ollivier unwiderruflich ausgespielt, und Frankreichs Politik findet er diesen Thatsachen gegenüber klar vorgezeichnet. „Sich streng jeder Intervention, sei es durch Handlungen, sei es durch Worte, oder selbst Condolenzreisen, enthalten, überflüssigen, beunruhigenden und kostspieligen Rüstungen entsagen; in guten loyalen Beziehungen vor Allem mit Preußen und dann mit Bayern und Oesterreich leben; sie ihre Angelegenheiten nach ihrem Belieben ordnen lassen, ohne sich irgendwie hineinzumischen: das" sagt er, „räth die Weisheit und noch mehr die Nothwendigkeit." Das „Prestige" Frankreichs wird dadurch freilich nicht erhöht, aber es gebe nach Ollivier auch nur eine Allianz, die dies bewirken könnte, und das sei die Allianz mit der Freiheit! Man sieht, Ollivier hat, was die Situation in Deutschland betrifft, ziemlich richtig beobachtet; wir wollen hoffen, daß die Stimme dieses Staatsmannes dazu beitragen wird, dieser Politik Frankreichs Deutschland gegenüber überall in seinem Vaterlande Boden zu verschaffen.

In vielen Kreisen ist sie bereits die herrschende. Man pflegt bei Beurtheilung der französisch-deutschen Beziehungen gewöhnlich auf die inneren Verlegenheiten des Kaisers Napoleon ein großes Gewicht zu legen. Man meint, die brillanten Reden der radicalen Opposition zwängen ihn, durch irgend einen Coup die Aufmerksamkeit des französischen Volkes von inneren auf äußere Angelegenheiten abzuleiten. Man weist darauf hin, daß er den Krieg systematisch als Regierungsmittel benutzt hat, und glaubt sich entsprechenden Besorgnissen für die Zukunft hingeben zu müssen. Genauer besehen, sind diese Ansichten aber nur halb wahr. Zunächst ist es eine völlig irrige Meinung, daß die liberale Opposition dem Kaiser gefährlich zu werden anfange. Die Bourgeoisie, von dem langen absoluten Regiment wenig erbaut, liebt es allerdings, auf gut Französisch sich in allerlei beißenden Bemerkungen über die Mißerfolge der kaiserlichen Politik zu ergehen. Indeß liegt ihr Nichts ferner, als der Wunsch nach Krieg, insonderheit mit Deutschland, der die Geschäfte noch mehr stören würde als das vorherrschende Mißtrauen. Der Gedanke gar, zum Sturz der kaiserlichen Regierung beizutragen und den inneren Kämpfen Thür und Thor zu öffnen, um möglicher-

weise ein extrem-republikanisches Gouvernement aus langem Wirrwarr hervorgehen zu sehen, ist in den Augen der besitzenden, ja der gewerbtreibenden Klassen bis zu den Handwerkern hinunter, einfach absurd. Die städtischen Tagelöhner dagegen, welche Nichts zu verlieren haben, und früher, zumal in Paris, Lyon und in anderen großen Städten, die eigentliche demokratische Armee bildeten, sind durch die gelegentlichen socialistischen Anwandlungen der kaiserlichen Politik dem gegenwärtigen Regime günstig genug gestimmt, um für active Bethätigung im republikanischen Sinne wenig Geschmack zu haben. Noch mehr kann der Kaiser auf die dritte große Klasse der Bevölkerung, auf die Landleute, zählen. Diese, soweit sie am öffentlichen Leben Theil nehmen, von ihren Pfarrern geleitet, befinden sich noch ganz im imperialistischen Geleise. Allerdings sind gar manche Bischöfe der gallicanischen Kirche dem Kaiser Nichts weniger als ergeben; sowohl was er dem Papst angethan als was er unterlassen, für ihn zu thun, wird von diesen warmen Anhängern des römischen Stuhls bitter empfunden. Aber dieselben Gründe, welche den höheren und intellectuellen Theil der Bourgeoisie, trotz all seiner giftigen Bonmots gegen die kaiserliche Familie, schließlich zu Stützen des kaiserlichen Thrones machen, üben einen ähnlichen Einfluß auf das Episcopat. Es läßt sich nicht voraussehen, was der kaiserlichen Herrschaft folgen würde und es könnte ein Etwas sein, das den klerikalen Interessen noch ganz anders, noch viel principieller, und zwar nicht bloß in Rom, sondern in Frankreich selbst entgegenträte, als es ab und zu im Gange der kaiserlichen Politik gelegen hat, zu thun. Bleibt also noch die Armee, für den Kaiser der wichtigste Stand, übrig. Sie hat unstreitig unter Napoleon III. mehr Gloire gehabt, als in der ganzen Zeit seit dem Falle Napoleon's I. Mexiko freilich ist eine arge Schlappe; aber wie der Kaiser neulich ganz richtig sagte, eine Schlappe seiner Politik, nicht seiner Kriegsführung, und im Uebrigen zu unbedeutend, zu fernliegend, um die Erfolge von Sebastopol, Solferino und Peking erbleichen zu lassen. Das Selbstvertrauen der Armee ist durch Mexiko nicht im Mindesten erschüttert worden.

Aber wenn dies die wirkliche Lage der Dinge in Frankreich ist, wie läßt sich die Haltung eines Theiles der officiösen Presse dann damit vereinen? Wie läßt es sich erklären, daß einige Blätter regelmäßig zum Aussprengen von Kriegsgerüchten verwandt werden, andere dagegen zum Beruhigen, Abwiegeln und Einlullen? Die deutsche Zerrissenheit, die Basis der französischen Größe seit zwei Jahrhunderten, ist verschwunden. Die Eitelkeit der Bourgeoisie sowohl wie der Armee ist durch die deutsche Einigung verletzt. Das Wenigste, was Napoleon in dieser empfindlichen Lage thun kann, ist seinen Unterthanen verstehen zu geben, daß es noch nicht aller Tage Abend ist und möglicherweise einmal ein neues Arrangement unter seiner eigenen Mitwirkung stattfinden dürfte. Aber wie unwahrscheinlich ist es, daß verletzter Stolz, daß eine betroffene, unangenehm berührte Susceptibilität zu einem wirklichen Kriege führen sollten, wo so viele andere und ernstere Gründe dagegen sprechen, wo keine ernsten inneren Gefahren dazu

drängen, sich in so furchtbare äußere zu stürzen! Wo innere Unzufriedenheit gerade nur genug vorhanden ist, um äußere Gefahren, würden sie leichtsinnig heraufbeschworen, zu verdoppeln! Nein, so vortheilhaft dem Kaiser eine kleine, rasche Campagne sein könnte, die die Geister beschäftigt, amüsirt, enthusiasmirt, das Land aber nicht angreift; so zweckmäßig es sein mag, seine Franzosen mit allerlei Kriegsgerüchten zu unterhalten, bis sich Gelegenheit zu einer kleinen Campagne findet; so wenig Veranlassung ist doch vorhanden, einen großen Conflikt heraufzubeschwören und das Loos seiner Dynastie nur unbedeutender häuslicher Schwierigkeiten wegen auf eine Karte zu setzen.

Die Worte Olivier's in seinem Schreiben finden die vollkommenste Bestätigung in der Thronrede des Großherzogs von Baden, die von besonderer Wichtigkeit ist, weil durch die klare Darlegung der Haltung, welche Baden, mit seinem Herrscher an der Spitze, in der deutschen Frage anzunehmen gedenkt, oder vielmehr durch die genannte Rede thatsächlich schon angenommen hat, allen particularistischen Bestrebungen der Süddeutschen ein für allemal ein Ende gemacht wird, — denn ohne das, noch dazu so eigenthümlich die südliche Hälfte der Westgrenze Deutschlands deckende Großherzogthum dürften sich die andern Südstaaten schwerlich entschließen, etwaigen Gelüsten der genannten Art den Zügel schießen zu lassen. Das Fröbel'sche Programm erscheint nach dieser großherzoglichen Rede nur noch ungereimter.

Aus Süddeutschland wird geschrieben, daß in den bedeutenderen schweizerischen Blättern sich ein merklicher Umschwung in der Haltung, der deutschen Frage gegenüber, offenbare. Der „Bund" und mit ihm andere einflußreiche Organe hätten aufgehört, Preußenhaß zu predigen, und die Schweiz schiene begriffen zu haben, daß sie zwischen zwei europäischen Nationalmächten, die sich das Gleichgewicht halten, sicherer sei, als gegenüber einem übermächtigen Frankreich. Der klar denkende Republikanismus, heißt es, kenne keine Entschuldigung für sogenannte deutsche Parteien, die im Bunde mit Frankreich Preußen, d. h. jetzt Deutschland, demüthigen wollen. Die Ansicht aber werde mit aller Entschiedenheit aufgestellt, daß, nachdem die deutschen Südstaaten dem Salzburger Verlockungsversuch gegenüber sich stark erwiesen hätten, Preußen nun auch seinerseits seine deutsche Pflicht zu erfüllen habe nnd nicht zögern dürfe, die Consequenzen seiner neuen Machtstellung zu ziehen.

„Es geht bei uns, wenn auch langsam", rief die Wiener „Presse" neulich aus, „entschieden zum Bessern." Der Anlaß zu diesem freudigen Ausruf ist die erfolgte Rückkehr des Reichskanzlers von Eisenerz, wo er vom Kaiser die Genehmigung zur Bildung des cisleithanischen Ministeriums nach dem von ihm vorgelegten Plane erhalten haben soll. Ferner soll der Baron v. Beust die kaiserliche Zustimmung zu der auf den Ausgleich bezüglichen Vereinbarung zwischen den beiden Finanzministern, v. Becke und v. Lonyay, mitbringen. Indessen dürften die interessanten Gaben, die der Reichskanzler von Eisenerz importirt hat, dem Reiche nicht besonders förderlich sein. Eben dieselben Männer, welche den Kern des längst und oft verheißenen Ministeriums bilden sollen, sitzen in der Ausgleichungsdeputation und

stehen am Ende ihrer Weisheit. Sollte ihnen das Amt größere Weisheit zum Ersinnen eines für beide Parteien annehmlichen Ausgleichs, mehr Kraft zur Geltendmachung eines neuen Vorschlags mittheilen? Kann man bei ihnen, nachdem sie eine Unterhandlung mit den Ungarn fast als unmöglich erkannt haben, die geringste Lust zum Eintritt in ein Ministerium, welches denselben Stein des Sisyphus wälzen soll, zutrauen? Warum sind sie aber nicht, als Beust ihnen vor Monaten die Pforten des Ministeriums öffnete, eingetreten? Aber hätten sie auf den Minister-Fauteuils mehr Latein aus dem Schatz ihres Wissens hervorholen können, als sie auf den Bänken der Ausgleichungsdeputation aufbieten konnten?

So wird sich die Nachricht von der bevorstehenden Bildung des cisleithanischen Ministeriums eben so wie in den letzten Monaten als ein Gemisch von Wünschen, Absichten und Gerüchten ausweisen, und was die interessante Vereinbarung zwischen Becke und Lonyay betrifft, so erklärt die „Presse“ selbst, daß dieselbe erst in Vöslau redigirt und dann den beiden Ausgleichsdeputationen mitgetheilt werden soll. In den nächsten Tagen begiebt sich der Reichskanzler auf eine kurze Zeit zu seinen Wählern nach Reichenberg und nach Sachsen; schwerlich wird er vor dem Antritt seiner Reise die Hoffnung Derjenigen, die auf die Einsetzung des neuen Ministeriums warten, erfüllen, auch den Ausgleich nicht herbeizaubern. Reist er dennoch, ohne das Reich von Neuem zusammengezimmert zu haben, so scheint es beinahe so, als ob er die allmählich zur Herrschaft kommende Ansicht theile, daß es am Besten sei, den Dingen freien Lauf zu lassen. Beide Finanzminister mögen in den edelsten Anschauungen über die Verpflichtung beider Reichshälften zur Verzinsung der Staatsschuld zusammentreffen — was hilft aller Edelmuth und die süße Sprache der Versöhnlichkeit von Seiten der Ungarn, wenn sie gegenüber der deutsch-slawischen Seite gleichsam das Armenrecht für sich anrufen und versichern, daß sie nicht mehr als das Wenige, was sie dem Ganzen opfern wollen, erschwingen können? Endlich ist auch der langerwartete ungarische Gegenvorschlag dem Vorsitzenden der österreichischen Deputation, Cardinal Rauscher, übergeben worden. Derselbe soll eine durchaus kritisch-polemische Haltung haben und sich jedes positiven Vorschlags enthalten. Wahrscheinlich erwarten die Ungarn von der österreichischen Deputation auch keine andere Antwort, als daß sie ihrerseits gleichfalls keinen bestimmten Vorschlag zu machen im Stande sei, und allgemein werden die guten Oesterreicher aufathmen, wenn sie sich in der früheren Verwirrung wieder befinden und von dem ehrbar-constitutionellen Druck der ungarischen Magnaten befreit sehen.

Ohne zur orientalischen und speciell zur kandiotischen Frage positive Nachrichten mitzutheilen, so glauben wir doch durch die Ereignisse nicht dementirt zu werden, wenn wir die Voraussetzung aussprechen, daß man auf dem Sprunge steht, die Fragen des Orients für einige Zeit von der europäischen Tagesordnung abgestellt zu sehen. Wichtige Entschließungen des Sultans werden stündlich erwartet; was Kandia betrifft, so wird man wahrscheinlich auf die europäische Enquête verzichten und sich mit einer Auto-

nomie begnügen, ähnlich etwa derjenigen, welche Syrien seinerzeit erhielt. So viel sich beurtheilen läßt, wird Rußland einem solchen Arrangement nicht im Wege stehen und Griechenland, das nun allerdings ein Jahr lang umsonst große Opfer gebracht hat, wird allein wohl nicht in der Lage sein, sich einem europäischen Arrangement zu widersetzen. Ob dadurch der Thron Königs Georg konsolidirt wird oder ob seine aufgeregten Unterthanen in seiner Verehelichung mit einer russischen Großfürstin einen genügenden Ersatz für die entgangene Vergrößerung finden, — das wird das europäische Einverständniß kaum hindern. Wenn also die Zugeständnisse des Sultans nur halbwegs annehmbar sind, wird Europa von der Angst um den kranken Mann demnächst befreit und man glaubt annehmen zu können, daß diese Ruhe wenigstens auf eine gewisse Anzahl von Jahren als gesichert zu betrachten ist, insoweit natürlich solche Voraussetzungen über die Zukunft zuläßig sind. Es scheint die russische Politik für jetzt dahin gerichtet, neuen Aufstandsversuchen in der Türkei keine Ermuthigung zukommen zu lassen, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, man treibe die christliche Bevölkerung zum Kampfe und lasse sie dann im Stiche. Realisiren sich diese Voraussetzungen, so nimmt die europäische Lage in der nächsten Zeit einen neuen Anstrich; das auch bisher tolle Geschrei einer russisch-preußischen Allianz verliert dann jede Berechtigung.

Besteuerung und theilweise Einziehung der türkischen Wakufs.

Wiederholt hat man gelesen, daß mit dieser Maßregel im osmanischen Reiche vorgegangen werden soll, ohne daß aber bis jetzt dieselbe wirklich zum Austrag gekommen wäre. Das Wort „Wakuf" bedeutet ein Depositum, eine freiwillige Abtretung von Gütern aller Art, die auf bedingte oder unbedingte Weise je nach der Art des Vertrages unter den Schutz der Kirche gestellt werden und dadurch das Privilegium erhalten, steuerfrei, unveräußerlich und unantastbar von Seiten der weltlichen Gerichte zu sein.

Ob dieses Besitzthum wirkliches Eigenthum der Moschee ist, ob diese dafür an den ursprünglichen Besitzer oder seinen Erben gewisse Verbindlichkeiten noch entrichtet, oder endlich, ob der Nutznießer der Güter an die Moschee für den gewährten Schutz Abgaben leistet, ist in Bezug auf die privilegirten Eigenschaften des Wakufs ohne Einfluß, sie bleiben allen ohne Unterschied gleich eigen. In Betreff des juridischen Besitztitels der Moscheen auf diese Wakufs, oder, wenn man durchaus in der Türkei eine Kirche annehmen will, der Kirche, so ist dieser zweifacher Art, was bei der beabsichtigten Besteuerung oder Einziehung genau zu beachten kommt.

Zur ersten Art gehört:

a) Jenes Besitzthum, welches bei Gelegenheit der Eroberung oder in

Folge späterer Schenkungen von Kron-Domainen durch den Staat selbst aus dem übrigen Territorium ausgeschieden, als zum Unterhalte der Moscheen und anderer Anstalten bestimmt und als Wakuf erklärt wurde. Es sind also dieses die eigentlichen Staats-Wakufs.

b) Solches, welches durch Privatschenkungen entstanden ist oder auch durch Ankäufe, wozu die Ersparnisse, aus dem Besitzthum der Moscheen geflossen, gedient und welche dadurch ebenfalls des Privilegiums der Wakufs theilhaftig sind.

Die Besitzthümer beider Art, wenn sie nur unbedingtes Eigenthum der Moscheen sind oder den Zweck des Stifters, eine fromme Stiftung zu sein, erfüllen, werden Scheri (gesetzliche) genannt, zum Unterschiede von einer dritten Art, die den Charakter des weltlichen Besitzers selbst nach muhammedanischem Begriffe trägt und deswegen auch Adetti (d. h. Herkömmliche) heißt.

Allein selbst die gesetzlichen Wakufs sind nach unseren Begriffen keine eigentlichen Kirchengüter, da sie nicht zur ausschließlichen Erhaltung der Moscheen allein und des Cultus-Personals bestimmt sind, sondern auch aus den Einkünften eines und desselben Wakufs die Erhaltung der eigentlichen Staatsanstalten besorgt wird. Nirgends tritt die Verschmelzung von Staat und Kirche, von Religionsdogmen und Staatsmaximen so deutlich hervor, als bei dieser Institution des Wakufs. Ein und dasselbe Kirchengut dient zum Unterhalte der Scheiche, Imame und Chatibe und zum Unterhalte von Bädern, Brücken und Lustgärten, Schulen, Bibliotheken, Armenhäusern und Irren-Anstalten; ja selbst Batterien und Festungswerke sind eben so gut Wakufs als die Moscheen selbst, oder ein Kloster der Derwische, und haben auch denselben Charakter religiöser Fundation.

Was die Verwaltung der Wakufs betrifft, so ist diese verschieden, je nachdem sie Staatsstiftungen oder Privatstiftungen sind. Die Staatsstiftungen standen früher theils unter der Administration einzelner hoher Würdenträger, als: des Großveziers, des Kislar Agassi (Obersten der Eunuchen), und bildeten für diese Sinecuren von ungeheurem Einkommen, theils verwaltete sie der Sultan durch eigens hierzu ernannte Beamte, und der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben floß in seinen Privatschatz. In neuester Zeit sind sämmtliche kaiserliche Wakufs (mit wenigen Ausnahmen) unter die Administration eines kaiserlichen Verwaltungs-Direktors gekommen, und alle diese Wakufs betreffenden Hypothekenbücher und Register, so wie auch die Kassen werden im Serail im Privatschatzamte des Sultans aufbewahrt. Allein bei der heillosen Defraudation sind die Wakufs, statt eine Quelle der Einnahmen für den Staat zu sein, eine Veranlassung zu Ausgaben geworden, da der Staatsschatz alle Jahre mehrere Millionen Piaster zur Deckung des auffallenden Deficits der Wakufs wegen vollständiger Instandhaltung der Stiftungen beizusteuern genöthigt ist.

Obgleich nun im Princip die Unantastbarkeit dieses Vermögens festgesetzt war, so hat keiner der Sultane je Gewissensscrupeln Gehör gegeben und ohne weiteres Besinnen die Einkünfte der kaiserlichen Wakufs je nach Bedarf

und Gutdünken verwendet, und hieraus ist auch dieses Deficit zu erklären, welches zum Vortheile der Privatchatulle des Sultan kommt und aus den Staatseinkünften ersetzt werden muß. Weil also schon hier, unter der sogenannten Controle des Staates, so großer Mißbrauch stattfindet, so wird man um so weniger glauben, daß übertriebene Gewissenhaftigkeit die übrigen Würdenträger leitet; man kann also aus der Größe des Besitzthums auf die Größe der veruntreuten Summen schließen.

Der weit größere Theil der Wakufs, jener aus Privatstiftungen herrührende, ist gegenwärtig thatsächlich in den Händen der Ulemas. Denn da es den Stiftern frei stand, die Verwalter der Wakufs zu ernennen, denen wieder gewöhnlich das Recht belassen wurde, für den Fall ihres Ablebens ihre Nachfolger einzusetzen, so hat es diese Kaste von Rechtsgelehrten und Geistlichen im Laufe der Zeit dahin zu bringen verstanden, daß die Verwaltung fast aller Privatstiftungen in ihren Händen ist. Indem im Punkte der Gewissenhaftigkeit die Verwaltung hier vorzüglich ist und daher auch die Einnahmen bei Weitem größer sind als die Ausgaben, so ist dieses die Quelle des Reichthums für die Ulemas, ist dieser einer der Faktoren ihrer Macht.

Wir nannten oben eine dritte Art der Wakufs, welche einen nur weltlichen Charakter selbst nach Anschauung der Muhammedaner tragen; wir wollen sie hier erklären.

Die Unsicherheit des Privateigenthums in der Türkei, welche den Besitzer und seinen Erben so leicht willkürlichen Confiscationen aussetzte, ließ Mittel suchen, um sich gegen solche Willkür sicher zu stellen. Die Habsucht der Ulemas und der Wunsch, ihren Besitz zu vermehren, kamen diesem Wunsche der Privaten entgegen. So entstanden Contrakte, welche zum Schein das Privateigenthum in ein Wakuf verwandelten und vor Confiscationen und Verkauf sicher stellten — denn sie wurden auch von den Besitzern gebraucht, um der Verschwendung ihrer Erben Schranken zu setzen. Es waren förmliche Geschäfte, wie sie Banken und Versicherungs-Anstalten machen, oder auch eine Art der Errichtung von Fideicommissen, bloß daß an Stelle des Staates die Wakufs-Verwaltung dieser oder jener Moschee das Privilegium ertheilte. So z. B. cedirte irgend ein Eigenthümer — es konnte auch ein Christ sein — sein Besitzthum an die Moschee, dieses war als Wakuf erklärt, allein er und seine Erben blieben im Besitz des vollen Genusses und entrichteten nur eine jährliche Abgabe von 10 bis 12 pCt. der Einkünfte an die Moschee. Der Eigenthümer machte ein gutes Geschäft, denn er war von Steuern frei und vor Confiscation sicher gestellt, allein die Moscheen ebenfalls, denn starb er ohne natürliche Erben, so verfiel das Gut als unbedingtes Wakuf an dieselbe. Oder auch die Moschee kaufte das Gut um den vierten oder fünften Theil seines wahren Werthes, bezog die Zinsen des verausgabten Capitals während des Lebens des Besitzers, dem die Rente verblieb, und kam nach seinem Tode in vollständigen Besitz, meistens ohne Bedingung, oft nur gegen Entrichtung kleiner Renten an die Erben.

Man sieht, daß die Wakufs-Verwaltung ganz gute Geschäfte machte, um die sie selbst unsere Börsenspekulanten beneiden könnten.

Der Staat muß diesem Unwesen ein Ende machen und er ist dazu auch berechtigt. Die erste Klasse der Staats-Wakufs ist er einzuziehen befugt, ebenso alle zusammen aber der Besteuerung zu unterwerfen. Nach den Begriffen koranmäßigen Staatslebens ist der Staat der einzige rechtmäßige Besitzer allen Grund und Bodens im Reiche. Sowohl Einzelne als ganze Körperschaften sind nach diesen Begriffen nur die Nutznießer alles unbeweglichen Eigenthums. Die Moscheen sind mit den Staats-Wakufs auf eben die Art und Weise wie die Lehnsträger Saims und Timarlis nur gegen Leistung gewisser Verbindlichkeiten belehnt worden Bei diesen bestand die Leistung in Kriegsdiensten, bei der Kirche in Erhaltung der Moschee, Schulen, Spitäler &c. So gut also der Staat die Lehen gegen Entschädigung der Belehnten einziehen konnte und eingezogen hat, ebenso kann er alle Wakufs, welche ursprünglich bei der Eroberung an die Kirche überlassen wurden, und auch später als Staats-Schenkungen an die Kirche kamen, unbedingt einziehen, wenn nur die Dotation des Personals dieser Anstalten und die Erhaltung der Baulichkeiten aus den Staatsmitteln übernommen wird. Kein unerbittliches Korandogma beschränkt in diesem Punkte den Sultan, denn es verpflichtet ihn zwar das heilige Buch zur Erhaltung der Moscheen und frommen Stiftungen, allein es stellt ihm nicht die Bedingung, daß dieses durch liegendes Besitzthum geschehen müßte und sobald er die Anstalten aus Staatsmitteln dotirt, ist dem heiligen Buche genug gethan. Auch einige analoge Fälle aus der Staatspraxis früherer Zeiten scheinen dies Recht anerkannt zu haben, denn es existiren „Fetwas", welche die Umwandlung des Wakufs in Militärlehen, bei besonderer Verdienstlichkeit des Belehnten, gestattet haben.

Was die zweite Art des Wakufs betrifft, so kann sie der Staat als Privateigenthum und ursprüngliches Mülk (freier Besitz, erbliches Eigenthum) nicht einziehen, wohl aber, und vollkommen dogmatisch berechtigt, besteuern. Denn die früheren Eigenthümer konnten ihr Besitzthum nur mit demselben Rechte, mit dem sie es selbst besaßen, abtreten. Nun aber bestanden und bestehen nach dem osmanischen Staatsrechte keine abgabenfreien Mülks, und es ist demnach eine Usurpation der Kirche gewesen, solche beim Uebergange in ihr Eigenthum den pflichtigen Lasten zu entziehen. Es bestehen sogar Gesetze, daß ein Mülk erst nach Abtragung aller Privatverbindlichkeiten, die darauf haften, in ein Wakuf verwandelt, und daß etwaige Reclamationen Privater ohne Verjährung gegen die Wakufs-Verwaltung mit Erfolg erhoben werden können; um so mehr kann also der Staat sein Besteuerungsrecht geltend machen.

Noch weniger Hindernisse können ihm bei der Besteuerung der dritten Klasse gestellt werden, da diese Stiftungen sogar des Charakters kirchlicher Fundationen entbehren und nur ein privilegirtes weltliches Besitzthum sind.

Die Classificirung der Wakufs in eine oder die andere Kategorie, je nach den Eigenschaften, die diese drei Arten unterscheiden, dürfte keinen be-

sonderen Schwierigkeiten unterworfen sein. Denn als eine Ausnahme der verwirrten türkischen Zustände besitzen alle Wakufs ordentliche Grundbücher und genau geführte Verwaltungs-Register, welche den Rechts- und Besitztitel und die Eigenschaften eines jeden genau ausweisen. Der Sultan würde auch die Orthodoxie seines Volkes durch diese Maßregel weniger verletzen, als durch Aufhebung der Sklaverei oder durch die Banquetbesuche der abendländischen Gesandten oder durch seine Reise nach dem westlichen Europa und würde daraus mehr reelle Vortheile für die künftige Wohlfahrt seines Staates ziehen, als aus diesen wenig nutzbringenden und ziemlich unfruchtbaren Demonstrationen. Allein er müßte den Fehdehandschuh den **Ulemas** hinwerfen und den Kampf zuerst mit ihnen ausfechten, was er denn doch einmal wagen muß, wenn er überhaupt für etwaige Reformen eine Dauer erzielen will. Leider hat er durch eine verfrühte Verletzung der Koransdogmen sich selbst um einen großen Theil der Kräfte gebracht, die er hier in dieser Frage zur Erzielung wirklich praktischer Zwecke bedürfte.

Oesterreich und Ungarn.

Mit dem Ausgleich, zu dem sich die Ungarn aus lauter Edelmuth und Gnade herablassen wollen, ist es genau noch eben so, wie im Anfange dieses Jahres, als er von dem jetzigen Reichskanzler in die Hand genommen wurde. Man muß über die ehrbare Miene, mit welcher die Ungarn der Zusammengehörigkeit des Reiches ihre Opfer darbringen, entweder laut auflachen oder alle Ansichten und Empfindungen in Erwartung des Absolutismus, der sicherlich hinter dieser constitutionellen Tragicomödie steht, ruhen lassen. Nach einer Wiener Correspondenz des „Pesti Naplo" ist es dem ungarischen Ministerpräsidenten gelungen, die Ausgleichungsdeputationen aus dem endlosen Gewirre ihrer Berathungen herauszuführen und selber mit einem Ausgleich zu beglücken, wonach sie sich für eine geraume Zeit die Mühe einer Einigung und eines Beschlusses ersparen können. Es soll nämlich ein P r o v i s o r i u m eintreten, wonach die Ungarn sich n u r f ü r e i n J a h r zu einem Quotenbeitrag für die gemeinsamen Angelegenheiten und sogar auch zur Verzinsung der Staatsschuld verbindlich machen sollen. Jedoch auch Letzteres ist noch problematisch, da die ungarische Deputation erst durch ihren Landtag zur Verhandlung und zu einer verbindlichen Erklärung hinsichtlich der Staatsschuldenfrage bevollmächtigt werden muß.

Für jetzt kann die Deputation nur noch Phantasiearbeit treiben oder ein conto finto aufstellen, nämlich die Proportion der beiderseitigen Quoten berechnen. Indessen werden der Reichsrath und der ungarische Landtag das Budget für 1868 berathen und votiren und namentlich wird der Letztere sich endlich definitiv über die Staatsschuld aussprechen, worauf dann die Depu-

tationen wieder zusammentreten und die Verträge, die das Verhältniß beider Reichshälften in Bezug auf die Finanzen zu regeln haben, berathen können.

In einigen Gegenden Süddeutschlands heiratheten sich die jungen Leute auf Probe. Eine solche Ehe auf Probe würde, bis zur endlichen Entdeckung und Ratification der Schlußverträge, das Zusammenleben Ungarns und der Westhälfte des Reiches bilden. Die Ungarn versichern zwar auf Ehre, daß sie zu allen möglichen Opfern bereit seien, welches Vertrauen wird aber das Ausland, wenn es sich um finanzielle Verbindlichkeiten handelt, einem solchen Zusammenleben auf Probe schenken? Welchen Glauben an die Zukunft wird ein so prekärer Zustand selbst im Inlande erzeugen können? Und wenn der ungarische Landtag die Probe beschließt, werden die Steuerpflichtigen auch auf Probe bezahlen? Schwerlich!

Man kann es den Ungarn eigentlich nicht verdenken, daß sie sich so lange als möglich sperren, Verpflichtungen, die sie übernehmen sollen, einzugehen. Hier möge eine kleine finanzielle Erläuterung gegeben werden, wobei zwei Dinge, das Deficit und die Schulden, in's Auge zu fassen sind; man wird die Bedenken der Ungarn ziemlich gerechtfertigt finden.

Nach der von v. Czörnig veröffentlichten Zusammenstellung der österreichischen Staats-Rechnungsabschlüsse seit 1781 hat es sich in den 78 Jahren — bis 1858 nämlich — nur zweimal zugetragen, daß die ordentlichen Einnahmen größer als die Staatsbedürfnisse waren: die übrigen 76 Jahre glänzten insgesammt durch mehr oder minder große Deficits. In der Zeit von 1816 1835 betrugen die Einnahmen meist 125 und 132 Mill., die Ausgaben zwischen 132 und 180 Mill. In den nachfolgenden Jahren stellten sich die chronischen Ausfälle folgendermaßen heraus: 1838: 16,359,238; 1839: 17,204,542; 1840: 18,132,704; 1841: 19,416,767; 1842: 11,892,345; 1843: 14,952,639; 1844: 15,500,723; 1845: 17,498,776; 1846: 21,874,448; 1847: 50,637,476; 1848: 45,110,046; 1849: 121,805,805; 1850: 54,864,862; 1851: 62,223,630; 1852: 53,447,331; 1853: 54,253,635; 1854: 140,712,922; 1855; 138,899,297; 1856: 62,353,667; 1857: 42,533,868; 1858: 36,481,861 Fl.

In den 11 Jahren von 1848—1858 betrug also der Ausfall, nach offiziellen Zugeständnissen, nicht weniger als — 815,357,523 Fl. C.-M. Im Jahre 1859 belief sich das offizielle Deficit auf 280,939,213, für 1860 auf 137,8, für 1861 auf 127,8, für 1862 auf 86,3, für 1863 auf 84, für 1864 auf 86,5 und für 1865 auf 51,2 Millionen Fl. R.-W.

Im Jahre 1763, am Schluß des siebenjährigen Krieges, schätzte man Oesterreichs Gesammtschuld auf 150 Millionen; 1781 betrug Letztere 283, und 1789: 349; — 1799: 633; — 1811: 812 Millionen. In Begleitung dieser Schuldanhäufung traten die seltsamsten Finanzmaßregeln auf. Rechtswidrig setzte man die Zinsen der Schuld auf die Hälfte herab, — wiewohl in dem bekannten kaiserlichen Mandat von 1811 gesagt war: „Ich gebe mein Kaiserliches Wort, daß nie die Bancozettel in ihrem Nennwerth heruntergesetzt werden sollen" — so nahm doch bereits sechs Wochen später die Regierung keinen Anstand, den Werth des bis zu 1060 Millionen angewachsenen Papier-

geldes auf $\frac{1}{5}$ zu reduziren. Zugleich versprach man feierlich, das Papiergeld zu vermindern — aber die Papiergeldmasse, welche 1811 auf die Summe von 212 Millionen zurückgeführt worden war, war 1816 wieder auf die von 639 Millionen angeschwollen. Im Jahre 1816 ließ man den Inhabern von Papiergeld die Wahl, entweder dasselbe füe $\frac{2}{7}$ des Nennwerthes in Banknoten auszuwechseln und für die übrigen $\frac{5}{7}$ einprocentige Staatspapiere in Empfang zu nehmen, oder für dasselbe Actien der gestifteten National-Bank anzunehmen. Weiterhin aber — in der Zeit, in der man die Papiergeldmasse möglichst zu mindern suchte, — vermehrte sich die eigentliche Hauptstaatsschuld in riesigen Verhältnissen. Im Jahre 1815 betrug Letztere 825 Millionen; 1820: 987; 1830: 1084; 1847: 1249. In der Zeit von 1851 bis 1861, also innerhalb 11 Jahren, nahm die österreichische Regierung an Anlehen den Gesammtbetrag von 1,395,141,100 Fl. auf. Am 31. Dezember 1862 war der Stand der Staatsschuld 2,526,718,641; am 31. Dezember 1863: 2,547,835,966; am 31. Dezember 1864: 2,600,994,469; am 31. Dezember 1865: 2,642,452,841, und Ende 1867, ohne die auf den einzelnen Kronländern haftende Grund-Entlastungsschuld zu rechnen, nach dem Voranschlage 3,046,959,289 Fl. österr. W.

Nicht weniger als neunzehn Haupt-Kategorien weist die österreichische Staatsschuld auf und die Anzahl der Unterarten würde das halbe Hundert wohl voll machen. Da giebt es: 1) eine allgemeine consolidirte Staatsschuld, 2) eine solche schwebende, 3) eine Staatsschuld ohne Capitals-Rückzahlung, 4) mit festgesetzter Rückzahlung, 5) ältere Schulden, 6) neuere Schulden, 7) Staatsschulden in Wiener Währung, 8) in Conventionsmünze, 9) in österreichischer Währung, 10) verzinslich, 11) unverzinslich, 12) verloosbar, 13) ohne Verloosung, 14) Entschädigungs-Renten, 15) jährliche Zahlung an die Königlich bayerische Regierung, 16) Grund-Entlastungsschuld mit ausgefertigten Obligationen in Conventions-Münze, 17) eine solche in österreichischer Währung (ohne Obligationen) als Rentenbetrag für den niederen Curat-Clerus,. 18) Steuer-Anlehen und 19) Nothstands-Anlehen. Ebenso verschieden ist die Art der Verzinsung und der Prozentsatz steigt hier in folgender Scala auf: 1, $1\frac{3}{4}$, 2, $2\frac{1}{4}$, $2\frac{1}{2}$, 3, $3\frac{1}{8}$, $3\frac{1}{3}$, $3\frac{1}{2}$, $3\frac{3}{5}$, 4, $4\frac{1}{2}$, 5, $5\frac{1}{2}$ und 6 pCt. Natürlich bleibt es nicht bei diesen 6 pCt., wenn sie auch der gesetzlichen Form wegen als höchster Satz angeschrieben werden, denn in Wirklichkeit zahlt der Kaiserstaat für seine Anlehen acht und zehn Procent, und man muß sich dieses höhere Verzinsungs-Procent unter der Bezeichnung „diverse" denken. Bei der älteren verloosbaren, in Wiener Währung verzinslichen Staatsschuld geht der Zinsfuß von $1\frac{3}{4}$ bis nur $2\frac{1}{2}$ pCt., während die neuesten Anlehen nicht unter 5 pCt. abgeschlossen sind; die Grund-Entlastungsschuld ist durchwegs mit 5 pCt. verzinslich.

Was die Titel und die Jahreszahl betrifft, so finden wir bei der älteren consolidirten Staatsschuld eine Banko-Schuld der Stadt Wien, eine „ordinäre" Hofkammer-Schuld, eine Aerarial- und Domestikal-Schuld der Stände, Ostgalizische Natural-Lieferungs-Obligationen, Hofkammer-Obli-

gationen „für die gezwungene Kirchensilber-Ablieferung“ im Jahre 1809 und dito solche ungarische für die freiwillige Ablieferung im selben Jahre, dann eine „allerhöchste Schuldverschreibung an den Herzog von Modena.“ Bei den einzelnen Anlehen ist der Jahrgang in folgender Ordnung ersichtlich: 1815, 1816, 1818, 1820, 1821, 1829, 1830, 1834, 1835, 1839, 1842, 1847, 1849, 1851, 1852, 1854, 1858, 1859, 1860, 1861, 1864, 1865 und 1866. Natürlich ist diese Darstellung der Jahres-Anlehen nicht vollständig, denn die Wiener Controls-Commission, aus deren etwas confusen Arbeit wir dies zusammenstellen, wollte keine Geschichte der österreichischen Staatsschuld schreiben, sondern nur einen Ausweis über den Stand derselben am Ende Juni 1866 veröffentlichen, und es ist also höchst wahrscheinlich, daß manches Anlehen in den hier fehlenden Jahrgängen doch aufgelegt und abgeschlossen wurde; ebenso will jede Jahreszahl nicht bloß für Ein Anlehen gelten, denn abgesehen von den Jahrgängen 1851 und 1852, in deren jedem zwei Anlehen stattfanden, haben die Jahre 1854 und 1864 jedes sogar drei Anlehen aufzuweisen. Für das Jahr 1854 mag noch ein Entschuldigungsgrund darin liegen, daß damals der Krimkrieg begann und Oesterreich dabei mit einer Heeres-Aufstellung figurirte. Es wurde damals das große National-Anlehen im Betrage von 611 Millionen Gulden (trotz der ausdrücklich ausgeschriebenen Begrenzung auf 500 Millionen) umgelegt und aufgezwungen am 26. Juni, dann gleich darauf am 1. Juli ein Silber-Anlehen in Frankfurt und in Amsterdam abgeschlossen, wozu sich, immer in demselben Jahre 1854, dann noch ein Staats-Lotto Anlehen gesellte. Was kann aber die Regierung für das zehnte Jahr darauf vorbringen? was war 1864 los? warum hat man da drei Anlehen contrahirt? Erst kam das Prämien-Anlehen vom 11. Februar 1864, dann das Silber-Anlehen vom 11. Mai und schließlich noch ein Steuer-Anlehen vom 8. November desselben Jahres!

Im Jahre 1856 erforderte die österreichische Staatsschuld eine Bedeckung von rund 80 Millionen, was zu 5 Procent capitalisirt, eine Staatsschuld von beiläufig 1600 Millionen ergiebt; heute beträgt diese Staatsschuld über 3000 Millionen und erfordert eine Zinsen-Belastung von mehr als 130 Millionen Gulden! Die österreichische Regierung hat also in zehn Jahren die Staatsschuld nahezu verdoppelt und der Bevölkerung eine jährliche Last von fünfzig Millionen Zinsen mehr aufgebürdet!

Um diese ungeheure Schulden-Pyramide aufzuthürmen, hat sie alle Mittel benutzt und alle möglichen Behelfe angewendet: Anlehen schlechtweg, Convertirungs-Anlehen, Prämien-Anlehen, Lotto-, Silber-, National- und Zwangs-Anlehen, Steuer-Anticipationen, Vorschüsse, Depot-Geschäfte, Staatsdomainen-Verpfändung, Staatskasse-Anweisungen, Hypothekar-Anweisungen, Obligationen, Certificate, Vaglien, Tresorscheine, Einzahlungsscheine, Münzscheine und Staatsnoten! Das sind die verschiedenen Benennungen und Formen, unter denen sie den Sparpfennig ihrer Unterthanen theils herauslockte, theils mit Zwang heraustrieb, das sind die Geldzeichen, wie sie in Oesterreich circuliren und womit die Regierung auch die ausländischen Häuser und Märkte

überschwemmte. Es ist kein hervorragender Geldplatz, den sie nicht in Contribution gesetzt, es ist kein bekanntes Bankhaus, wo sie nicht angeklopft hätte: London, Paris, Wien, Frankfurt, Berlin, Amsterdam, Genua, sie alle mußten herhalten.

Jedes Ding hat aber sein Ende, die Wechsler und Capitalisten beginnen einzusehen, daß sie ihr Geld in ein bodenloses Faß schütten, wenn sie es an die Wiener Firma in der Himmelpfortgasse senden. Bereits hat England, diese melkende Kuh der österreichischen Staatsregierung, bereits hat es seine Geldhülfe versagt, und das zuletzt 1859 in London aufgelegte Anlehen per 6 Millionen Pfd. St. konnte nicht mehr aufgebracht und mußte daher ein gut Theil der Obligationen bei der Wiener Nationalbank verpfändet werden. Die Nationalbank kann aber auch schon nicht weiter, jetzt druckt man unaufhörlich Banknoten, selbst solche ohne Serienzahlen, ohne Nummern.*) Kann man es daher den Ungarn verdenken, wenn sie sich sperren, eine zu große Quote zu übernehmen, und verlangen, daß man endlich Ordnung in die Finanzverwaltung bringt?

Die Körperbeschaffenheit ist kein genügendes Kennzeichen der Nationalität.

Die Kriterien der Nationalität sind nicht außerhalb des Menschen zu suchen, und man darf bei den Verhältnissen, in welchen die menschliche Thätigkeit ihren Ausdruck findet, um so eher einen nationalen Ursprung vermuthen, jemehr diese Thätigkeit äußerer Einwirkung entrückt, aus dem innersten Wesen der Nation hervorgeht. Schon hierdurch gewinnt es den Anschein, als ob das mit der Natur des Menschen innig verknüpfte, aber doch wesentlich *geistige* Element der Sprache besser zur Kennzeichnung der Nationalität dienen könne, als diejenigen Merkmale, welche mehr nur der *physischen* Beschaffenheit des Menschen angehören. Indeß steht dies doch nicht ohne Weiteres fest; man möchte vielmehr fragen, ob nicht schon das Aeußere des Menschen selbst zur Bestimmung seiner Nationalität ausreichende Merkmale bietet, und ob nicht, wenn man auf den eigentlichen *Wortbegriff* der Nation zurückgeht, den man wohl als Geburts-, Ursprungs-, Entstehungseinheit ausdrücken kann, die körperliche Beschaffenheit ein klares Zeichen der physischen

*) Nach dem letzten (August-) Ausweis soll der Bestand der *schwebenden österreichischen Staatsschuld*, wie folgt, sein: Zu Staatsnoten erklärte Banknoten 59,963,840 G., Salinenscheine 99,930,762 G., förmliche Staatsnoten 239,423,203 G. Von der durch das Finanzgesetz vom 25. August 1866 gezogenen Maximalgrenze der schwebenden Schuldvermehrung soll der Minister gegenwärtig um 682,195 G. entfernt sein. Bei Summirung der beiden Staatsnoten-Kategorien und des zuletzt ausgewiesenen Banknoten-Umlaufs ergiebt sich als Gesammtziffer des angeblich circulirenden Papiergeldes ein Betrag von 516,387 Millionen.

Herkunft giebt, das Eingehen auf geistige Elemente dagegen unnützerweise von diesem ersten Wortbegriffe ablenkt. Eine solche Anschauung scheint um so näher zu liegen, als wir in den Zügen der Kinder die der Eltern wiederzufinden pflegen, indeß wir in den geistigen Eigenschaften oft genug eine Abweichung von denen der Eltern wahrzunehmen meinen. Diese Frage erledigt sich jedoch ebenfalls dadurch, daß ähnlich wie im äußern Leben der Menschen, so auch in ihrer körperlichen Erscheinung sich zwar wesentliche Verschiedenheiten wahrnehmen lassen, welche in einem gewissen Grade mit der Verschiedenheit der Nationalität verwachsen erscheinen, daß jedoch diese niemals so bestimmt und so durchgehend die Völker von einander sondern, wie es nöthig wäre, um dieselben als statistische Kennzeichen der Nationalität in Anwendung zu bringen.

Die hervortretenden Verschiedenheiten finden sich sowohl in Betreff der Farbe des Menschen (insonderheit der Hautfarbe), als des Knochenbaues (insonderheit des Schädels); auf beide hat man nacheinander die Unterscheidung der Racen gegründet, aus beiden auch häufig Gegensätze der nationalen Beschaffenheit entwickelt. Allein die körperlichen Verschiedenheiten, welche innerhalb der einzelnen europäischen Nationen, wie sich dieselben gegenwärtig als besondere Einheiten neben einander stellen, vorhanden sind, sind so mannigfaltig, daß es nicht auffallen kann, daß nicht einmal über die kritischen Unterschiede der Racen eine vollkommene Uebereinstimmung erzielt ist, die Ansichten über die nationale Körperbeschaffenheit aber bei ihrer Vergleichung untereinander sogar oft wunderliche Widersprüche darbieten.

Dies gilt zunächst in Betreff der Hautfarbe, welche als unterscheidendes Merkmal in den Hintergrund getreten ist, seit man wahrnahm, daß nicht nur innerhalb der einzelnen Menschenracen ein sehr bedeutender Spielraum gegeben werden mußte, sondern namentlich, daß die Hautfarbe von dem Einfluß des Klima's nicht unabhängig war und bei der Versetzung eines Volkes in einen heißeren Erdstrich allmählich dunkelte. Ebenfalls gilt dies von den feineren Unterscheidungen der Farbe, dem Unterschiede der Haare und Augen; blondes Haar und blaue Augen galten und gelten noch heute Vielen als ein charakteristisches Zeichen germanischer Abstammung, so daß man es liebt, in den Völkern, welchen die antiken Schriftsteller diese Eigenschaften beilegen, die Vorfahren der Deutschen zu erblicken, ja daß sogar die Phantasie eines vielgenannten Schriftstellers die geschilderten Sitten solcher Völker ohne Weiteres für germanische angesehen hat. Dennoch, wenn wir sehen, daß das blonde Haar unter keiner der drei germanischen Nationen ganz allgemeine Verbreitung hat (unter den Deutschen ist es wohl am häufigsten bei den Sachsen, sowohl in ihren Stammsitzen als ihren Colonisationsländern, dann bei den Friesen, unter den Skandinaviern am meisten bei den Schweden verbreitet), noch den germanischen Nationen ausschließlich eigen ist (blondes Haar findet sich oft bei Polen und Großrussen, bei irischen Kelten, mehr vereinzelt bei Italienern und Franzosen, bei Semiten, Mauren, den Lappen Skandinaviens und angeblich auch bei indischen Völkern), so werden wir entweder davon absehen, das Vorkommen desselben auf die Ge-

meinschaft der Abstammung zurückzuführen, oder wir werden wenigstens Anstand nehmen, die vermuthete Gemeinschaft der Abstammung als mit dem Begriff der Nationalität identisch zu erklären. Ganz ähnlich ist es mit der eigenthümlichen, doch keineswegs gleichmäßigen Bläue der Augen, welche unter den germanischen Stämmen noch weit mehr verbreitet ist, als das lichte Haar (wir erinnern hier noch besonders an den schwäbischen, und unter den Skandinaviern an den normannischen Stamm), dennoch aber weder bei dem größten Theile der Germanen, noch auch bei diesen ausschließlich sich vorfindet.

Was den Körperbau anlangt, so hat man nicht nur eine durchschnittliche Verschiedenheit der Größe zwischen einzelnen Menschenracen, sondern auch zwischen bestimmten Nationen wahrgenommen. Sie tritt zwischen den germanischen Völkern und ihren romanischen, slawischen, finnischen Nachbarvölkern hervor; sie zeigt sich z. B. im preußischen Staate bei den militärischen Aushebungen in dem kleineren Wuchse der Einwohner der stark slawisch und namentlich der littauisch gemischten Bezirke. Aber eben so zeigt sich, daß diejenigen Theile des Staates, in denen, so weit die historische Kenntniß zurückgeht, der sächsische (und bezüglich der schwäbische) Stamm unvermischt oder in sehr geringer Mischung mit andern wohnt, sich durch den größten Wuchs der Einwohner auszeichnen, — zugleich ein klares Zeichen, wie irrthümlich die oft gehörte Ansicht ist, daß ein Volksstamm zu seinem körperlichen wie geistigen Gedeihen der Mischung mit anderen Stämmen bedürfe. Die Verschiedenheit der Körpergröße der Nationen tritt jedoch nur in den Durchschnittszahlen hervor, um welche sich die Einzelgrößen gruppiren, auf deren besondere Gestaltung schwerlich die Abstammung allein, sondern wohl oft genug auch die äußeren Lebensverhältnisse des Heranwachsenden, unter denselben vielleicht vorzugsweise die günstigeren oder ungünstigeren Verhältnisse der Ernährung und der Körperthätigkeit einwirken.

Ein besonderes Gewicht hat man zur Unterscheidung der menschlichen Racen auf die Gestaltung des Kopfes und seiner einzelnen Theile, und hier insbesondere auf die Schädelbildung gelegt; doch ist man bei diesen Untersuchungen innerhalb der einzelnen Racen Verschiedenheiten begegnet, bei welchen es dahin gestellt bleiben muß, inwieweit sie sich durch Mischungsverhältnisse erklären lassen. Bestätigt es sich, daß in anderen Klimaten auch der Bau des Kopfes und seiner einzelnen Theile wesentliche Veränderungen erleidet, so wäre allerdings die Unmöglichkeit dargethan, auf diesem Wege die Abstammung des Menschen festzustellen. Aber auch eine solche Wahrnehmung würde nicht genügen, diese Forschungen, welche mit Recht immer mehr in's Einzelne fortschreiten, fallen zu lassen. Dieselben können vielmehr auch dann dazu dienen, das innerhalb der einzelnen Nationen annähernd Uebereinstimmende von dem völlig Abweichenden, und insofern das mehr Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern. Solche Messungen können das nöthige Material geben, um auftauchende Ansichten über nationale Eigenthümlichkeiten zu unterstützen oder sie abzuweisen; sie können zeigen, ob die Behauptung Huschke's, welche L. Diefenbach in seiner Völkerkunde anführt, daß die

Germanen und Juden neben dem alten Hellenenvolke die größte Schädelcapacität besitzen — eine Ansicht, die der Vergleich mit den Romanen und Slawen in vielen Einzelfällen zu bestätigen scheint, in andern wieder anzweifeln läßt, — auf mehr als einseitiger Wahrnehmung beruht; sie können der in demselben Werke citirten Ansicht Pruner's, daß die Süddeutschen Langköpfe, die Norddeutschen Kurzköpfe haben, — einer Ansicht, die sich wohl nur dadurch erklären läßt, daß derselbe sich nie auf friesischem oder sächsischem Boden bewegt hat, — die klaren Zahlenergebnisse entgegenstellen.

Ist es hiernach mindestens zur Zeit unmöglich, die Verschiedenheit der Nationalität auf ein bestimmtes körperliches Merkmal zu gründen; so wird man doch andererseits zugeben, daß bei aller Verschiedenheit der einzelnen Angehörigen ein bestimmtes, vielen gemeinsames Gepräge giebt, welches man wegen dieser Gemeinsamkeit wohl als nationales bezeichnen möchte. Dieser Typus besteht nicht allein in gewissen Maßen und Farben; er besteht in der Gesammtheit der äußeren Erscheinung und zwar ebensowohl in Haltung und Bewegung des Körpers, als in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichts, namentlich in Blick und Rede. Ein solches körperlich-seelisches Gepräge ist es, was uns den Nationaltypus des Franzosen, Italieners, Engländers, Russen &c. auch dann bei Individuen festhalten läßt, wenn diese in einem oder dem anderen Theile der Gesammterscheinung einander sehr unähnlich sind; bei einem Individuum in besonderer Schärfe hervortretend, läßt es dessen Abstammung selbst da erkennen, wo die äußere Umgebung desselben nicht auf solche hinweist. In gleicher Weise kann diese körperlich-seelische Aehnlichkeit der Glieder eines Volkes untereinander und ihre deutliche Unähnlichkeit gegen ein Nachbarvolk manchen nützlichen Wink für die Verhältnisse seiner Abstammung geben; sie tritt eben da am stärksten heraus, wo unvermischte Völker an einander stoßen. Daß aber ein solcher Typus als allgemeines Merkmal der Nationalität nicht brauchbar ist, liegt nicht allein darin, daß er bei einzelnen Individuen bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt ist, sondern noch mehr darin, daß ihm der Begriff eines Verbindenden für die Nation nicht zukommt, daß nämlich innerhalb derselben Nation verschiedene Stämme und selbst Theile von Stämmen wieder abweichendes Gepräge zeigen, mitunter so abweichendes, daß man seine Entstehung auf besondere Völkermischung zurückführt oder eine solche vermuthet, wo man sie nicht nachweisen kann.

Um nur einige Beispiele anzuführen, so steht auf den britischen Inseln nicht nur der Brite, Gaele, Ire (Letzterer seiner Abkunft nach auch in Englands Industriestädten oft erkennbar) dem Niederschotten und Angelsachsen äußerlich gegenüber, sondern auch derjenige Theil der Irländer, welcher überwiegend germanischer Abkunft ist, hat eine von der eigentlich englischen wesentlich abweichende Erscheinung, und in England selbst tritt noch jetzt die Abweichung des sächsischen und anglischen Typus (ja angeblich sogar des jütischen in Kent) deutlich hervor. — In Skandinavien hat der dänische Volksstamm ein von den übrigen Stämmen so

abweichendes Gepräge, welches den Schweden gegenüber sich sogar in dem einst dänischen Schonen erhalten hat, daß an der Möglichkeit gemeinschaftlicher Abkunft gezweifelt worden ist; der Jüte, der die dänische Sprache redet, steht (wenigstens in den südlichen Theilen) dem Friesen äußerlich näher als dem Dänen.

Gegen die Südgrenze der deutschen Nation begegnet man im Etschthale mitunter einem ähnlichen Volkstypus, wie auf den Straßen Venedigs, beide der vorwiegenden Bevölkerung fremd, aber unter einander gemeinsamer Abstammung (Ladiner, Furlaner), die Einen Deutsche, die Andern Italiener geworden. Unter den Italienern scheint der Toscaner auch äußerlich dem Deutschen näher zu stehen als der Lombarde, wie auch der Ton seiner Rede uns heimischer klingt; bei dem burgundischen Theile der französischen Nation finden wir häufig einen germanischen, dem alemannischen sich nähernden Typus, der sich durch stärkere Blutmischung wohl erklärt.

Bei den Deutschen selbst hat jede der großen geschichtlichen Stammeseinheiten ihr besonderes Gepräge aufzuweisen, manche mehr als eins — so bei dem sächsischen Stamme, wo der Ostfale von dem Westfalen abweicht, anscheinend stärker als der Sachse, der die Länder an der Ostsee bewohnt. Dazwischen finden sich auch Misch- oder Uebergangstypen, deren Beschaffenheit darauf schließen läßt, daß die Abstammungs-Verhältnisse wesentlich andere sind, als man nach dem Dialekt vermuthen möchte, so bei den Bewohnern des Meißener Landes, deren Typus dem sächsischen so ähnlich ist, daß man auf starke sächsische Blutmischung schließen kann, obwohl der Dialekt nicht niederdeutsch ist, wogegen umgekehrt bei dem niederrheinischen Franken der Typus mehr fränkisch, der Dialekt mehr niederdeutsch ist. Sehr auffällig ist ferner die Verschiedenheit des nationalen Typus an mehreren Stellen der deutschen Westgrenze, so zwischen den Vlamen und Wallonen, hauptsächlich wohl dadurch, daß den Letzteren ein stark romanisches Gepräge geblieben ist, — dann wieder zwischen den stark keltisch gemischten Lothringern im oberen Moselthale und den Alemannen der Rheinebene, hier deshalb, weil dem alemannischen Volksstamm des Elsasses das reinste Gepräge deutscher Abstammung aufgedrückt ist, so unverkennbar, daß es demselben selbst dann bleiben wird, wenn es dem jeder Nationalität feindlichen franco-gallo-romanischen Mischvolke gelingen sollte, ihn mit französischem Linsengerichte um sein köstliches Erbtheil, die deutsche Sprache, zu betrügen.

Zur Lage der Landwirthe.

Wenn man die landwirthschaftlichen Schlagwörter der neuern Zeit, die unzähligen und verschiedenartigen Lehren, Vorschriften und Verbesserungen

der letzten Decennien auf diesem Gebiete sich vergegenwärtigt und beispielsweise nur des Mergelns, des Schneider'schen Düngers, der Drainage, der Tiefcultur, des rationellen Wiesenbaues, des Guano's, des Knochenmehls, der hundert andern künstlichen Düngemethoden, der Veredelung und der vielartigen Kreuzungen der Rindvieh- und Schafracen und der Schweine, der erhöhten Wollproduction, der rationellen Behandlung des Stalldüngers, der Einführung der Lupinen und der Serradella, des Anbaues anderer neuer, zum Theil überseeischer Culturpflanzen, der theilweisen Einführung der Stallfütterung bei den Schafen, der Vervollkommnung fast aller Ackerinstrumente, der Einführung von Dresch-, Säe-, Ernte-, Rübenschneide- und von hundert andern Maschinen, der Fortschritte des Brennereigewerbes bis zur wahrscheinlichen Grenze des Erreichbaren, der wissenschaftlichen Fütterungslehren, wie endlich der Fortschritte der landwirthschaftlichen Chemie überhaupt, als einer ganz neuen Wissenschaft, wenn man aller dieser, zum größten Theil in die letzten zehn bis fünfzehn Jahre sich drängenden Fortschritte des landwirthschaftlichen Gewerbes eingedenk ist, dann liegt für den Laien wohl die Annahme nahe, daß einem Landwirthe, der aller dieser unschätzbaren Vortheile und Güter nach und nach theilhaftig geworden wäre, der alle die vorbenannten Lehren und Systeme studirt, der Alles sorgfältig und vorsichtig geprüft, dann aber mit praktischem Sinne auf die eignen Verhältnisse angewendet hätte, daß einem solchen Landwirthe ein großartiger Erfolg gar nicht fehlen könne, daß er vielmehr, auf der Höhe des landwirthschaftlichen Wissens und Könnens angekommen, binnen Kurzem zu einem ansehnlichen Wohlstande gelangen müsse, ähnlich dem der großen Geldmänner, die oft mit einer einzigen Unterschrift zu rechter Zeit Tausende und aber Tausende erwerben. Leider bedarf es jedoch wohl nur eines flüchtigen Blickes auf die wirklichen Verhältnisse, um zuversichtlich zu behaupten, daß Jemand, wenn er auch wirklich ein so mustergültiger Landwirth gewesen wäre, jene Vorschriften und Erfahrungen nur streng rationell zu nützen, dennoch ohne anderweite, erhebliche Zubuße pecuniärer Kräfte in den letzten zehn Jahren nicht in die Lage gekommen sein dürfte, von den Ueberschüssen der reinen Ackerwirthschaft ein wohlhabender Mann geworden oder auch nur irgend erheblich vorwärts gekommen zu sein. Von allen den Gütern wenigstens mit geringerem, resp. Mittelboden, welche in der ungünstigen Lage gewesen sind, ohne beträchtliche Forst- oder sonstige Nebennutzungen sich behelfen zu müssen, kann man wohl ohne Bedenken behaupten, daß ihr Durchschnittsertrag in den letzten zehn Jahren im günstigsten Falle dazu hingereicht hat, dem Besitzer, resp. Pächter ein nothdürftiges Auskommen zu gewähren; von baaren Ueberschüssen dürfte kaum in einigen wenigen Jahren die Rede gewesen sein und auch diese möchten durch das Mißjahr 1866/67 ganz sicher paralysirt worden sein, nicht zu gedenken derjenigen, die in ihrem Vermögensstande erheblich zurückgekommen sind. Wer von diesen Landwirthen die nüchterne und bittere Wahrheit sich nicht verhehlt und sich nicht in Illusionen bewegt, der wird sich von der Ueberzeugung nicht frei machen können, daß das eigentliche landwirthschaftliche Gewerbe, d. h. Ackerbau und Viehzucht, sofern eine besondere Gunst der

Bodenverhältnisse nicht obwaltet und andere Ressourcen nicht zu Gebote stehen, trotz aller unleugbaren und unschätzbaren Fortschritte in Theorie und Praxis, gegenwärtig dem Fasse der Danaiden gleicht: ein saures und hartes Stück Arbeit ohne Erfolg und ohne Lohn, als den des Bewußtseins, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Es ist wohl ein trauriges und selbst im Interesse des Gesammtwohles zu beklagendes, nicht unbedenkliches Resultat, wenn für eine große Zahl von fleißigen und betriebsamen Landwirthen die Möglichkeit factisch nicht vorhanden ist, vorwärts zu kommen und mit den übrigen, nur mittelbar producirenden oder gar nur vermittelnden Gewerbtreibenden, den Fabrikanten und Kaufleuten, nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten.

Es sei gestattet, einige Ursachen dieser niederdrückenden Thatsache, deren Vorhandensein Niemand in Abrede stellen dürfte, hier etwas näher zu beleuchten. Um gleich an das oben angedeutete Verhältniß des heutigen Landwirths zum Fabrikanten und Kaufmann anzuknüpfen, so ist es vor Allem die Ungunst der gegenwärtigen Besteuerung, welche auf jenem im Vergleiche zu diesen, wie z. B. auch zu dem Capitalisten schwer lastet. Es ist schon wiederholt mit Recht hervorgehoben worden, wie der Landwirth, dessen ganzes Vermögen nur in seinem Grundbesitz enthalten ist, der über kein weiteres Betriebscapital zu gebieten hat, durch dreifache Besteuerung desselben Steuer-Objectes (seines Grund und Bodens), nämlich durch Einkommen-, Grund- und Gebäudesteuer, mit circa 14 pCt. seines bis auf den Pfennig zu übersehenden Vermögens zu den Staatssteuern beizutragen hat, während z. B. dem Capitalisten, wie dem Beamten nur die einfache Vermögens-, resp. Einkommensteuer von 5 pCt. obliegt. Hierzu kommt eben, daß der Vermögenszustand des Gutsbesitzers aus dem Hypothekenbuche seines Gutes jederzeit frei vor den Augen der Einschätzungs-Commission liegt, während sich derjenige der Kaufleute und Fabrikanten thatsächlich jeder Controle entzieht, deren Besteuerung also in den meisten Fällen sich um ein Erhebliches zu niedrig stellen dürfte im Vergleich zu der des Ersteren.

Nach beiläufiger Erwähnung dieses Punktes wenden wir uns den Hauptursachen der seit neuerer Zeit hervortretenden Bedrängnisse der meisten Landwirthe zu. Zunächst sind die Ernten der letzten Jahre nicht eben günstig ausgefallen: 1865/66 machte sich ein ungewöhnlicher Stroh- und Heumangel fühlbar, dies Jahr ist eine nahezu vollständige Mißernte der Hauptfrüchte, vorzüglich des Roggens, zu beklagen. Einer wirklich reichen Ernte aber hat man im größten Theil Norddeutschlands seit vielen Jahren wohl kaum einmal sich zu erfreuen gehabt, wie dies die Ernteberichte genugsam dokumentirt haben. Nächst dieser, mehr localen Calamität, dürfte die ungünstige Situation vieler Landwirthe hauptsächlich in drei Mißständen zu suchen sein, und zwar erstens in dem Mangel an Betriebscapitalien, resp. in den ungünstigen Geld- und Creditverhältnissen, und in dem dadurch herbeigeführten Herabsinken der Güter zur Handelswaare, zweitens in den gegen frühere Zeiten bedeutend erhöhten Wirthschaftskosten, verbunden mit den geringern Leistungen eines nachlässigen und sogar oft boshaften und widersetzlichen Wirth-

schaftspersonals, endlich drittens in den, mit den geringen Ernten in keinem Verhältniß stehenden niedrigen Spiritus- und Getreidepreisen, herbeigeführt durch die Ueberfüllung der Märkte mit Waare aus reichen, wenn auch noch so entlegenen Gegenden.

Was zuerst den Mangel an Betriebscapitalien betrifft, so ist der Landwirth, der wie die Dinge jetzt stehen, nur unter günstigen Verhältnissen höchstens 3 pCt. seines reellen Gutswerthes herauswirthschaftet, natürlich nicht im Stande, 5 pCt. oder noch mehr Zinsen für die ihm geliehenen Capitalien auf die Dauer zu geben, aber selbst zu solchem Zinssatze und bei vollkommener Sicherheit sind Capitalien für den Landwirth nur noch mit der größten Schwierigkeit zu beschaffen, da eben jede andere Capitalsanlage reicheren Gewinn, wenn auch oft bei minderer Sicherheit, verspricht. Der gänzlichen Unzulänglichkeit vieler provinziellen Creditinstitute sei nur beiläufig hier gedacht, denn daß die dabei üblichen Taxprincipien des Jahres 1777 der heutigen Lage der Dinge noch entsprechen, wird wohl Niemand behaupten wollen, und so ist denn die den Rittergütern z. B. der Kur- und Neumark durch ihr Creditinstitut gebotene Hülfe jetzt so ziemlich gleich Null. Daß aber dennoch auch die Güter geringerer Qualität zu ganz fabelhaften Preisen und bis über das Doppelte ihres reellen Werthes hinaus willige Käufer finden, mag zum Theil wohl darin liegen, daß solche Käufer eben in andern günstigern Verhältnissen oder in einem andern Lebensberufe auf leichtere Weise ausreichend große Capitalien erworben haben, als daß ihnen der selbst um die Hälfte zu hohe Kaufpreis, wenigstens für's Erste, Verlegenheiten bereiten sollte. Durch den sich immer mehr ausbreitenden Gütererwerb aber solcher Besitzer, die meist nicht einmal Landwirthe von Beruf sind und eine ganz andere Rechnung aufzustellen in der Lage sind, als diese, wird auf die Letzteren in vielen Fällen ein Druck ausgeübt werden, der sich z. B. in der Löhnungsfrage der Officianten, des Gesindes und der Tagelöhner sehr empfindlich äußert und sich geradezu als eine Art von bis dahin unbekannter Besteuerung fühlbar machen kann, wenn z. B. ein derartiger Nachbar im Widerspruch mit der Ausdehnung seines Gutes und den bis dahin üblichen Lohnsätzen die Letztern plötzlich um das Doppelte zu erhöhen sich gemüßigt findet. Das vermeintlich sorgenfreie, unabhängige Leben, das Viele mit der Acquisition eines Gutes zu erreichen wähnen und doch nur zum kleinsten Theil erreichen, die freie Disposition über ein hübsches Wohnhaus, einen Garten, eine Equipage, ein wenig Jagd und andere angenehme Dinge, alles dies ist für viele Güterkäufer eine große Verlockung und schließlich hat ja ein Gutskauf für viele solcher Besitzer eben keine große Gefahr, da sich ja immer wieder ein anderer Käufer findet, der wiederum einen höhern Preis zahlt und seinerseits immer noch glaubt, billig gekauft zu haben. Und hiermit sind wir bei dem Uebelstande angekommen, der unserer Ansicht nach eines der wesentlichsten Hindernisse des Wohlstandes der größern Landwirthe bildet, es ist die traurige Thatsache, daß die Landgüter, kleinere wie größere, je länger je mehr zu einem Geschäftsartikel herabgesunken sind, mit dem, zum bittersten Schaden des Credits reeller und betriebsamer Besitzer,

aller nur mögliche Schwindel, Scheinhandel und sogar Betrug getrieben wird, ohne daß einem solchen Treiben auch nur entgegenzuwirken wäre. Der Schluß liegt nahe, daß unter solchen Umständen der landwirthschaftliche Credit im Allgemeinen in dem Maße leiden muß, als die Güter-Subhastationen, beschleunigt durch Conjuncturen, wie die des letzten Jahres, an Zahl und Ausdehnung zunehmen werden.

Ob die Aufhebung der Wuchergesetze übrigens, wie man vielfach meint, so unbedingt günstig auf die ländlichen Geld- und Creditverhältnisse wirken wird und als Rettungsanker für die Calamitäten nach dieser Richtung hin begrüßt zu werden verdient, sei hier nicht weiter berührt, jedenfalls ist dies noch eine offene Frage, deren endgültige Lösung wohl nur der Praxis von mehreren Jahren zu überlassen sein dürfte. Doch halten wir in dieser Beziehung noch an bescheidenem Zweifel fest, ohne die Möglichkeit eines späteren segensreichen Erfolges geradezu in Abrede stellen zu wollen.

Die Steigerung der Wirthschaftskosten gegen frühere Zeiten bildet nun gleichfalls ein sehr wesentliches Hinderniß für den fortschreitenden Wohlstand des heutigen Landwirths. Daß eine solche Steigerung in jeder, auch der kleinsten Wirthschaft stattgefunden hat, wird keiner Erörterung bedürfen, es genügt, beispielsweise auf die Erhöhung fast aller landwirthschaftlichen Lohnsätze, wie auf die erhebliche Vertheuerung landwirthschaftlicher Bauten hinzuweisen. Die Landwirthe würden alle diese Vertheuerungen des Wirthschaftsbetriebes ja auch gewiß gern acceptiren, wenn sie denselben nur eine einzige vortheilhafte Seite abgewinnen könnten, wenn dadurch ihre Aecker tragbarer, die Leistungen ihrer Leute größer und besonders Preise und Conjuncturen dem entsprechend besser geworden wären, als früher. Nichts von alle dem: Sie haben in der Kartoffelkrankheit, dem Madenfraß, der großen Dürre, den vorjährigen Spätfrösten und andern kleinern Calamitäten neue Plagen kennen gelernt, gegen die es keine Assecuranz giebt, sie bekommen mit jedem Jahre unbrauchbareres und schwächeres, dafür aber gröberes und liederlicheres Gesinde, was die Arbeit meist mit Widerwillen thut, der beständigen Controle bedarf, unzufrieden mit Kost und Behandlung, ohne Interesse für das ihm anvertraute, oft so kostspielige Material, dafür aber widersetzlich und vergnügungssüchtig ist und höheren Lohn beansprucht, als früher für bessere Leistungen gewährt wurde. Die Preise aber stehen trotz jener oben bezeichneten Plagen, trotz der erhöhten Productionskosten, trotz der hohen Breunsteuer und selbst trotz der in diesem Jahre durch ganze Provinzen herrschenden Brod- und Kartoffelnoth in keinem Verhältnisse hierzu. Die jede Entfernung ausgleichenden Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen bringen eben auch die Produktenpreise eines ganzen Welttheils nachgerade zur Ausgleichung. Knappe Ernten und hohe Preise, reiche Ernten und niedrige Preise, nur diese Alternative haben die Landwirthe früher gekannt und sich dabei meist nicht schlecht befunden, nun aber haben sie seit Jahren schlechte Ernten und Mittel-, in den vorigen Jahren sogar niedrige Preise, derartige Conjuncturen sind aber auf Gütern mit Mittel- oder geringem Boden auf längere Dauer nicht zu

überstehen und Lust und Möglichkeit zu wirthschaften hören dann eben auf, der Besitzer verkauft oder — wird banquerott. Tertium non datur.

Es ist hier nicht Aufgabe und Absicht, gegen solche für den Landwirth mißlichen und bedenklichen Verhältnisse eine Auswahl von Mitteln vorzuschlagen, es sei nur auf das thatsächliche Vorhandensein derselben und ihre muthmaßlichen Ursachen hingewiesen, mit dem Wunsche, daß die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden zur Ergreifung resp. Unterstützung geeigneter Maßregeln wiederholt und unablässig auf diese Uebelstände hingelenkt werden möge, um durch energische und rechtzeitige Abhülfe dem möglichen Ruine einer großen Anzahl von Unterthanen unseres für das Wohl des Landes so weise und so väterlich besorgten Königs, dem Ruine einer Zahl von betriebsamen Landwirthen, deren Streben dahin geht, ihr Besitzthum mit Ehren ihren Kindern zu hinterlassen, wirksam vorzubeugen. Es dürfte aber eine durchgreifende Hülfe in dieser Beziehung vor Allem in der ungesäumten Gründung von dem unabweislichen und wahren Bedürfnisse in ausreichendem Maße entsprechenden Creditanstalten zu suchen und hierauf mit allen Kräften hinzuwirken sein.

Galizische Frauenbilder.

Die Sitten und Gewohnheiten des Landes, das den Namen Halitsch oder Galizien führt, sind im Wesentlichen dieselben, wie in den andern Landstrichen des alten Polens, obwohl sie einige Veränderungen oder vielmehr allmähliche Umwandlungen erfahren haben, theils durch den Lauf der Zeit, theils durch die andere Gestaltung der politischen Verhältnisse. Die Volksmasse, welche, wie es scheint, nur dem Einfluß der Jahrhunderte unterliegt, nach Maßgabe des geistigen Fortschrittes, hat sich am wenigsten verändert; denn der Landmann trägt sich noch eben so, wie zu den Zeiten der polnischen Republik, er wohnt noch in derselben Bauernhütte mit kleinen Fensterchen, singt noch dieselben Lieder, feiert seine Hochzeit, seine Taufen, und wenn er seit Jahren auch keine Roboten mehr zu geben braucht, so werden noch Jahrzehnte vergehen, daß deren Aufhebung auf die Veränderungen der Gewohnheiten einwirken. Gewiß ist, daß der eigentliche Volkskern sich nicht plötzlich ändert, er bleibt unbeweglich, äußern Einflüssen und Stürmen unzugänglich, und beginnt er zu verwesen, dann muß schon die Rinde umhin her ganz verfault sein. Der Kern des Volkes, jene schlichten Massen, welche die europäische Civilisation im Gegensatz zu der sogenannten Intelligenz der gebildeten Welt das gemeine Volk nennt, dieser Kern bildet eigentlich die granitne Festung einer Nation, an der sich alle Wellen der äußern Welt brechen; dieser Kern genügt sich selbst, denkt für sich, sendet fortwährend frische, grüne Zweige aus, damit die äußere Rinde sich nicht in fremdartige Theile verkehre.

Wer Galizien in ein kleines Bild fassen will, der fahre auf den Markt

nach Kolomea, jener verkehrsreichen Stadt am Pruth, von der ein Tanz der karpatischen Goralen, der Kolomyika, seinen Namen hat. Er steht dann auf dem Forum der alten römischen Colonia, im Gewühl der Handelnden, Bietenden, Kaufenden, ab und zu Eilenden, und sieht das merkwürdige Land in bunten Gestalten vorüberziehen. Jetzt meint er in dem Bazar von Bagdad, jetzt auf dem Kirchplatz eines Schwarzwälder Dorfes zu sein. Wie dort der braune Armenier mit dem langen Tschibuk und der weiße blonde Schwabe, die kurze Pfeife im Mundwinkel, den Handel abschließen, da überkommt es ihn ganz allegorisch, und er sieht Morgen- und Abendland sich die Hände reichen.

Kein Land der völkerreichen Monarchie bietet ihm ein ähnliches Bild, weder Ungarn noch Dalmatien, keines eine solche Fülle von Gegensätzen. Hier hat sich die Völkerwanderung häuslich niedergelassen. Hier giebt es kein Frauenbild, sondern eine Galerie von Frauenbildern, gegen die jene des Königs Ludwig eine Auswahl von Häßlichkeiten ist. Blick' um dich im Gewühl! Wem giebst du den Apfel des Paris?

Sieh' dort im leichten Wagen die schlanke lebhafte Polin mit dem stolzen Sarmatenkopf, oder fesselt dich die melancholische Schönheit, das träumerische Auge der Kleinrussin (Ruthenin) mehr? Es ist ein freies Kosakenblut in ihr, und was das für allerliebste Füßchen sind in den kleinen rothen Saffianstiefeln!

Liebst du die Dorfgeschichten, suchst du Gestalten, wie sie Jeremias Gotthelf hat, dort bei den Eierkörben und Butterfässern grüßen dich derartige Dorfgeschichten in einer hübschen Volksausgabe; die guten blauen Augen! Und daneben gleich die Gazellenaugen der Kleinasiatin von jenem Stamme, dessen Töchter Sklavinnen werden, um ihre Herren zu Sklaven zu machen. Wie eine Huri liegt die Armenierin im weißen Gewande und Turban auf ihrem Teppich. Moslems-Gedanken, Harems-Phantasien umwehen dich mit Palmenblättern und Straußwedeln. Und diese Tscherkessin! das ist keine Haremsblüthe, das ist die wilde Tochter der Karabaten, das Reh des galizischen Volksliedes, die Huzulin.

Gefällt dir die üppige Großrussin, die wohlgebildete Lipowanerin? Wie liebenswürdig sie dir ihr Obst bietet. Liebst du den satten gelben Teint, da spielt er dir alle seine Töne. Hier die Magyarin, der Dolman verräth sie; dort das Kind der Schrift, die tatarische Karaitin. Neben ihrem Mann, dem Kesselflicker, sitzt die kleine zottige Zigeunerin. Laß dir wahrsagen, aber glaub' ihren Augen nicht, sie stechen wie Nadeln, sie behext dich!

Blick hinüber. Bist du in der Campagna? — Nein, du bist auf einem ostgalizischen Markte. Aber woher die Römerin? und da noch eine.

Keine Römerin, aber eine Tochter Roms, die Race gehalten hat. Mit welchem cäsarischen Faltenwurf die Walachin ihre Tunica, das goldgestickte Hemd, zu tragen weiß, und die Haare — sie kämmt sie noch immer wie die Mutter der Gracchen. Wieder ein Stück Orient. Die Töchter Jerusalems sitzen unter Bäumen und verkaufen Zwiebeln; die perlenbesetzte Stirn-

binde überwölbt mehr als Eine Königliche Stirne. Die Taubenaugen schwimmen in wollüstigem Glanz; Mädchen, sing' das Hohe Lied der Liebe. Ob sie dich verstehen werden, die Blumen von Saron, schön wie der Mond, schrecklich wie Heeresspitzen.

Aus der Fülle weiblicher Gestalten und Charaktere treten zwei Haupttypen hervor, die Polin und die Kleinrussin.

In dem kleinen Westgalizien überwiegt das polnische Element; es wird nur von dem jüdischen und deutschen begleitet; im großen Ostgalizien herrscht das kleinrussische, aber sein kräftiger, düsterer Ton wird von Westen gegen Osten von einer immer bunteren Reihe nationaler Farben abgehoben. Schritt für Schritt wächst der Reichthum an Gestalten, Formen, Tönen, Gegensätzen; das Blut des Lebens pulsirt stets frischer, kräftiger, bewegter; die Welt entfaltet sich in immer größerer Majestät. Hier im Osten, im täglichen Kampfe des Daseins, in nationaler, religiöser, politischer, menschlicher Gegnerschaft, entfalten Pole und und Kleinrusse ihre Eigenschaften, hier setzen auch Polin und Kleinrussin ihre Natur, ihre Kräfte voll und ganz entgegen.

Im Aeußeren scheinen sie auf den ersten Blick nicht so verschieden, als sie es wirklich sind. Bei beiden Stämmen findet man schlanke und üppige, kleine zierliche und hohe imposante Frauen, bei beiden den feinen Schnitt des Gesichts, die schwungvolle leicht gebogene Nase, bei beiden auch den minder schönen, aber oft reizvolleren Typus mit den aufgeworfenen Lippen und dem kleinen Katzennäschen. Aber der Blick der Polin verräth ihre Kälte, Selbstbeherrschung, Berechnung bei äußerer Lebhaftigkeit; das seelenvolle Auge der Kleinrussin ihre Leidenschaft, ihre zornige Natur, welche sich hinter der Klugheit und Würde ihres Auftretens verbergen.

Nennt man die Polin die Französin, so ist die Großrussin die Britin, die Kleinrussin die Spanierin des Ostens. Die Polin will gebieten, die Kleinrussin will frei sein. Wenn die Polin den Mann beherrscht, die Großrussin sich ihm wie die Deutsche unterwirft, so verlangt die Kleinrussin ihm gleichzustehen. In ihr flammt bei jeder Gelegenheit die unabhängige freie Kosakennatur auf, die keinen Herrn kennt und keinen Knecht. Zwischen dem Don und den Karpaten wohnen die geborenen Demokraten; nicht die Kaiser von Byzanz, nicht die Waräger, kein König von Polen, kein Zar, hat ihren Geist gebrochen, ihren Sinn unterjocht. Sie wohnen, stets bereit, den Pflug mit der Lanze zu vertauschen, in kleinen, republikanischen Gemeinden, Gleiche mit Gleichen.

Bogumil Goltz sagt in seinem „Westpreußischen Idyll" sehr richtig: „Das Damen-Genre aristokratischer Polinnen besteht in einer halb natürlichen, halb affektirten, etwas lasciven Grazie, deren Element weniger der französische Esprit, als vielmehr ein phantastisches, melancholisch-sanguinisches Pathos zu sein scheint, welches nur auf Augenblicke effektiv plastisch wird, sich aber dann in einem einzigen Blicke und Seufzer, in einer Geberde als ein Dahinschmachten und Aufgelöstsein von idealen Affekten, als eine liebreizende Pathologie des Geistes, eine gestaltlose Schwärmerei

kundgiebt, der man aber anfühlt, daß sie sich jeden Augenblick in eine vom Wirbel bis zur Zehe geharnischte Leidenschaft umwandeln kann."

„Die Trägerinnen dieser höchst complicirten, sinnlichen Grazie besitzen alle körperlichen Mittel, mit welchen eine solche Virtuosität für die Männer wirksam in Scene gesetzt werden muß. Fein modellirte, höchst bewegliche Gesichtszüge, die mit unglaublicher Leichtigkeit und Präcision, ja mit einem künstlerischen Witz die leisesten Schattirungen wechselnder Seelenstimmungen malen, ein Mienenspiel, das jeden Affekt, von der tiefsten bis zu höchsten Note mit Blitzesschnelle ausmeißelt und andeutend telegraphirt; eine weiche melodiöse Stimme, von der dieses metamorphosenreiche Geberdenspiel vollkommen secundirt wird, die der Furien- und Sirenentöne gleich mächtig und einer so wunderbar musikalischen Aussprache der consonantenreichen polnischen Worte fähig ist, daß ihre natürliche und sonore Kraft zur französischen Delikatesse und zum italienischen Wohlklange abgewandelt wird."

„Diese Spanierinnen des Nordens haben dunkle, schön bewimperte, schmachtende, und was man liebetrunkene, feuchtverklärte Augen nennt, welche sie in italienische, arabische und in alle andern Augen der Welt umzuwandeln vermögen, und mit denen sie eben so leicht Guido Reni's Magdalenen portraitiren können, als racheschnaubende Medäen, als Aspasien, Heloisen oder Chlorinden."

„Endlich gehört zu ihrer originalsten und hinreißendsten Schönheit: ein weicher, schmiegsamer und biegsamer Wuchs, von jener mittleren Größe und Constitution, welche die Eleganz diktirt; ein Wuchs, der durch kein Schnürleib versteift und verstärkt wird und in der Bekleidung köstlicher Seidenroben eine Taille von ideal reizender Feinheit bildet, an welcher die leiseste Bewegung eine lebengeschwellte und graziöse werden muß."

„Denkt man zu diesen Liebes-Waffen einer polnischen Eva noch eine zierliche, weiße, weiche, selbst bei den Hausfrauen noch im späteren Alter, durch Handschuhe und durch Nichtsthun conservirte Hand und einen kleinen, schmalen, hochgesattelten Fuß, ohne hervorspringende Hacke, in einem Warschauer weißen Atlasschuh, der ohne Hackenleder gemacht, und wie ein Strumpf angezogen, kaum in Paris so vollkommen den Fuß anschließend und kleidsam fabricirt wird, so kann man sich wohl erklären, daß die so schon lebhaften, stattlichen polnischen Männer sich diesen verführerischen Frauenbildern gegenüber, nicht nur zu einer conventionellen Galanterie aufgelegt, sondern sehr oft zu einer Ritterlichkeit begeistert, zu einer Leidenschaft fortgerissen fühlen, die schwerlich noch in einem andern Lande als in Spanien heut zu Tage ihres Gleichen findet; und so geschieht es, daß diese Polen sehr oft noch als bejahrte Ehemänner im Dienste ihrer eigenen Ehefrauen ein Musterbild von Courtoisie und Aufmerksamkeit sind. Daß dieser ritterlichen Galanterie aber eine musterwürdige Treue oder sonstige Solidität zum Grunde liegt, soll hiermit nicht erhärtet sein."

Den beinahe durchaus schönen oder doch reizvollen polnischen Damen des Adels, des Gutsbesitzers, steht das städtische Element, welches sich größtentheils aus deutschen Einwanderern gebildet hat, bei Weitem nach (bei

der Mischung gewinnt hier offenbar der Deutsche). Die Krakauerin ist schlank, zierlich, wohlgebildet; hier kommt die polnische Bäuerin dem Typus der vornehmen Stände am nächsten. Das Weib des polnischen Masuren, der die Ebene von Krakau bis an den San bewohnt, ist mager, fahl, brünett. Sie hat mehr Temperament, Geist, als körperliche Schönheit, und die Frauen der hohen, hübschen polnischen Gebirgsbewohner wieder, der Goralen, sind meist unansehnlich, oft häßlich. Einen beinahe verwirrenden Wechsel von Typen, von Physiognomien und Gestalten zeigt das Landvolk des östlichen Galizien. Nachbardörfer bieten oft die größten Contraste: den häßlichsten und knapp daneben den edelsten Menschenschlag.

Der Aufenthalt der Mongolen im südlichen Rußland, die Ansiedlung von Kriegsgefangenen in menschenleeren Gegenden haben deutliche Spuren zurückgelassen. Hier stößt man auf seltsame spitzgeschnittene Köpfe, die Männer mit ihren Bärten reine Schwedenköpfe, die Frauen mit dem gelben Haar, den grauen stechenden Augen. Es sind Abkömmlinge schwedischer Kriegsgefangenen; dort kleine plumpe Geschöpfe mit gelber Haut, tiefgeschlitzten kleinen Augen, platter Nase, dünnem schwarzem Haar — es sind die Kinder der Horde Nogais. In einem andern Dorfe wieder ein ausgesprochen morgenländischer Typus. Alte Urkunden geben den Aufschluß, daß sich hier einst gefangene Türken angesiedelt haben.

In jeder Landschaft zeigt der galizische Russe einen andern Charakter. Die Bewohner der großen Ebene vom San bis zum Pruth sind durchaus hoch gewachsen, zeigen beim vollen Ebenmaß einen eisernen Knochenbau, frische Farben, die Frauen nicht selten die reizendsten Gesichtszüge; ganze Striche dagegen ebenso oft ein beinahe thierisches Geschlecht, starke Backenknochen und einen breiten Mund. Im galizischen Podolien fällt die edle, beinahe vornehme Bildung auf; die lichtbraunen Flechten umrahmen hier mehr als Ein Madonnengesicht, das auf den Pinsel eines russischen Raphael wartet.

Die Kleinrussin am Pruth ist eine Südländerin, und darf ihre flammenden Augen, ihr dunkles reiches Haar, ihr schönes Gesichtsoval, ihre Gestalt neben der Armenierin und Rumänin sehen lassen. Beinahe durchaus schön ist das Weib des kleinrussischen Karpaten-Bewohners, des Huzulen.

Stolz trägt sie ihr Haupt, wie ihr Mann, der nie einem adeligen Herrn leibeigen oder unterthan war, nie eine Robot geleistet hat; ihr Gruß ist Herablassung. Nichts von der demüthigen Artigkeit der Flachländerin. Sie sitzt zu Pferde, wie ihre Schwester, die Tochter des Kaukasus, die Spindel in der Hand, und wenn der Lockruf eines Adlers ertönt, weiß sie ihn zu erwidern.

Die kleinrussischen Bürger der ostgalizischen Städte und Märkte sind freundliche, intelligente, fleißige, spekulative Leute. In der Werkstätte und im Verkaufsgewölbe gedeiht die Frau nicht so, wie im Edelhofe oder auf den freien Felsenhöhen des Gebirges; aber die städtischen Kleinrussinnen sind anmuthige, kluge, gastliche Frauen, und ihre Söhne sind gesucht und geehrt im Dienste des Staates. Der kleinrussische Adel des östlichen Galiziens hat sich nicht so vollständig polonisirt, als man es gewöhnlich glaubt. Viele seiner

Familien gehören noch der griechischen Kirche an, nicht wenige haben auch ihre Nationalität bewahrt und werden jetzt, wo die Ruthenen von Tag zu Tag den Polen gegenüber mehr Boden gewinnen, kaum Gelegenheit finden, dieselbe einzubüßen.

Dieser Adel und die ruthenische (unirte) Geistlichkeit bilden die schönste Race. Sie vereint die sinnliche Schönheit der südlichen Nationen mit dem seelenvollen Auge, dem geistigen Reiz der nordischen Völker.

Wenn der Pole eine schöne Kleinrussin sieht, so sagt er, das ist eine Popenfrau, oder das Kind eines Popen.

Die Reize der Polin wie der Kleinrussin werden durch ihre kleidsame Tracht nicht wenig gehoben. Das volle polnische Nationalcostüm erscheint freilich nur noch bei festlichen Gelegenheiten oder zur Zeit des Aufstandes; aber was sich davon in der von den Gebildeten längst angenommenen französischen Mode erhalten hat, ist eigenthümlich und malerisch genug. Die pelzbesetzte Jacke in ihren verschiedenen Nüancen ist kleinrussischen Ursprungs, vor Allem die Kosakenjacke ohne Aermel der Kosakin (Casaque). Die Kazabeika mit weitem, faltenwerfendem Aermel, das Ueberkleid der russischen Bojarenfrauen, ist jetzt die charakteristische Toilette der polnischen wie der ruthenischen Frauen in Galizien, nicht selten in lebhaften Farben mit Hermelin ausgeschlagen.

Als Frauenschlafrock hat sich der weite, um die Taille mit einer Schnur zusammengezogene russische Scharafan eingebürgert. Der prächtige nationale Straßen- und Schlittenpelz ist ein allgemeines Eigenthum der europäischen Damen geworden, aber keine derselben weiß ihn mit jenem feurigen Stolz zu tragen, wie die Polin und Russin. Eine Engländerin hat die treffende Bemerkung gemacht, daß hier der Pelz genau das bedeutet, was in Frankreich der Cashemir-Shawl. Die viereckige pelzverbrämte Mütze mit Quaste — Talarka ihrem Ursprunge nach, Konfederatka als politisches Abzeichen der Parteien — schmückt die Polin noch bei Schlittenfahrten und Jagden zu Pferde; die Talarka kleidet herausfordernd, wunderbar kokett und stolz zugleich. Seitdem die galizischen Kleinrussen die Kosakentracht der polnischen als politisches Abzeichen entgegensetzten, nehmen auch die kleinrussischen Frauen die pelzbesetzte runde Kosakenmütze mit überhängender Kappe als Gegenstück der Konfederatka.

Katharina II. hat diese prächtige Mütze getragen. Die Mädchen lassen gerne das reiche Haar in zwei langen, dicken Zöpfen mit Bändern geknüpft über den Rücken fallen; eine Mode, welche die Damen des Westens kaum nachahmen dürften. In Allem, was Toilette betrifft, in der Art und Weise, wie sie die französische Mode behandelt, wie sie ihre Stoffe, ihre Farben, ihre Schnitte, ihren Aufputz wählt, zeigt die Polin aller Stände einen feinen künstlerischen Geschmack. Wenn die Toilette der Französin, wie man behauptet, Geist ist, so ist jene der Polin — Poesie.

Die Bäuerin ist auch überall der heimischen Tracht treu geblieben, und wird wohl durch die lächerliche Kleidung der deutschen Colonistin nie zur Nachahmung verleitet werden; im Gegentheil übt auf die galizische Schwäbin

das slawische Element einen ähnlichen Einfluß wie das magyarische auf die Siebenbürger-Sachsen. Die Krakauerin trägt die Zöpfe wie das vornehme polnische Mädchen, die Frau ein dreieckiges Tuch im neapolitanischen Style. Ueber dem schlanken hellen Mieder hüllt sie sich mit koketter Züchtigkeit in einen weißen Shawl. Die niedliche Schürze vollendet das zierliche Bild.

Während die Masurin sich ähnlich, wenn auch minder geschmackvoll kleidet, hüllt sich die Goralin nonnenhaft in graue Leinwand. Im Osten wird die Tracht morgenländischer, sie gewinnt an Pracht, was sie an Anmuth einbüßt. Die kleinrussische Bürgerin schlingt ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf, während das Mädchen die Zöpfe wie eine Krone auf dem Kopfe befestigt. Den Hals zieren Korallenschnüre; der Sirak, ein langes Ueberkleid von dunklem, nicht selten blauem Tuch, im Winter mit Pelz ausgeschlagen, umschließt knapp und kleidsam den Leib, der farbige Saffianstiefel (gelb oder roth) den Fuß.

Die Huzulin hat keinen Kopfputz als ihr prächtiges Haar in Zöpfen, oder natürlichen, von Bändern gehaltenen Wellen, und eine kurze Jacke, wie es der Reiterin ziemt.

Der Lipowanerin verleihen das perlengestickte Diadem, welches der Großrussin und den Kosakenfrauen eigenthümlich ist, so wie die Dukaten um den Hals eine Majestät, welche ihrem maßvollen bewußten Wesen vollkommen entspricht.

Der Galgen von Montfaucon.

Zu der Kette von Hügeln, auf deren einem die kleine evangelisch-lutherische Kirche La Villette liegt, gehörte ehedem der Montfaucon oder Falkenberg. Er war einer der letzten Hügel gegen die Stadt zu, etwa da wo die Rue de Meaux auf die Barrière Combat stößt, und wahrscheinlich nach einem Eigenthümer der umliegenden Grundstücke benannt.

Dort stand von alten Zeiten her, und zwar wenigstens schon im dreizehnten Jahrhundert, ein schreckliches Bauwerk, welches einen ganz anderen Anblick gewährte, als die freundliche kleine Kirche — es war der große Galgen von Paris, „le gibet de Montfaucon, la grande justice de Paris."

Montfaucon war ein Gipssteinhügel, dessen Abhänge sanft waren und von wo aus man mehrere Meilen in die Runde schaute. Oben sah man eine 15—18 Fuß hohe Masse von großen unbehauenen, aber wohlverbundenen Steinblöcken, welche ein 40 Fuß langes und 30 Fuß breites Viereck bildeten. Der obere Theil dieses Viereckes stellte eine Plattform dar, zu der man auf einer breiten Steintreppe gelangte und deren Eingang durch eine feste Thür verschlossen war. An drei Seiten dieser Plattform erhoben sich viereckige, 32—33 Fuß hohe, aus einem Fuß dicken Steinen gebildete Pfeiler. Diese Pfeiler waren oben und in halber Höhe durch hölzerne Querbalken verbunden, an denen drei einen halben Fuß lange, zum Hängen der Verurtheilten bestimmte eiserne Ketten hingen. Lange Leitern, welche beständig aufgestellt blieben, wie die häufige Erwähnung ihrer Ersetzung anzuzeigen scheint, dienten dazu, die armen Sünder auf den Galgen zu schaffen. Im Mittelpunkt der Steinmasse, welche die Pfeiler trug, befand sich ein Kellerraum, welcher die Gebeine der Hingerichteten aufnahm, wenn ihre Leichname durch die zerstörende Macht der Zeit von den Ketten sich lösten, oder wenn man neuen Ankömmlingen Platz machen mußte. Die Keller beraubten

die Schwarzkünstler des Nachts, wenn sie nicht für ihre Operationen die Leichname am Galgen selbst holten. Die Bestattung der Verbrecher war gesetzlich verpönt. Aber besondere Umstände zwangen mitunter dazu, wie die Erneuerung der schnell verfaulenden Querbalken. Alte Pläne und Kupferstiche zeigen die Hauptseite des Montfaucon nach Südwesten gewandt, und in seiner Nähe im Westen ein steinernes Kreuz. Die Aufrichtung dieses Kreuzes schreibt man Peter v. Craon zu, welcher Carl VI. zu dem Erlaß vom Februar 1396 bewog, durch welchen den Verurtheilten verwilligt wurde, vor Vollstreckung des Todesurtheils zu beichten. Einige Schriftsteller sagen, er habe seine Wappen, Andere, er habe sein Bildniß auf dieses Kreuz meißeln lassen, an dessen Fuße nun die Verurtheilten den sie begleitenden Franziskanermönchen ihre letzte Beichte ablegten. Es bestand noch 1714, da es in der Beschreibung von Paris vorkommt, welche Johann de la Caille in diesem Jahre veröffentlichte; aber allem Anscheine nach war es nicht mehr das alte Kreuz, sondern ein neueres. Vielleicht war es dasselbe, welches Tigonville, Profoß von Paris, 1408 bei Montfaucon aufzurichten verurtheilt wurde, weil er, den Privilegien der Universität zum Trotz, zwei ihrer Schüler erhängen ließ.

Als im Jahre 1416 das ganze Gebäude gereinigt und weiß angestrichen wurde, wurde sein Anblick nur um so abstoßender, indem die Blutflecken und der Schmutz deutlicher hervortraten. Aber in jener Zeit war man mit gräßlichen Schauspielen vertraut, und trotz des verpesteten Geruchs, den dieses schreckliche Strafwerkzeug aushauchte, waren in seiner Umgebung eine große Zahl sogenannter Courtilles, d. h. von Hecken umgebener Gärten, wo die Bewohner der Stadt spazieren gingen und frische Luft schöpften. Nicht weit von Montfaucon befand sich ein anderer kleiner Galgen, der den Namen Montigny trug und theils den großen Galgen in Zeiten der Ausbesserung ersetzte, theils der großen Zahl der Verurtheilten wegen, gleichzeitig mit jenem im Gebrauch war. Uebrigens waren der Orte, wo die Verurtheilten hingerichtet wurden, ehemals in Paris sehr viele, und Montfaucon war wegen seiner Entfernung von Paris nicht bloß Richt-, sondern auch Schaustätte, man brachte dahin die Leichname aller in der Stadt Hingerichteten und hing sie zwischen den Pfeilern auf, selbst dann, wenn die Art ihrer Hinrichtung damit gar nicht vereinbar schien, z. B. wenn sie geviertheilt oder enthauptet worden waren. In letzterem Fall wurden die Leichname in einen Leder- oder Drillichsack eingepackt, bevor man sie an den Galgen trug. Der Sack, der zur Ausstellung des in den Hallen 1439 geköpften Peter des Eremiten gebraucht wurde, kostete 5 sols parisis, d. h. 5 Pariser Sous. Auch war es Sitte, Selbstmörder in Montfaucon auszuhängen.

Unter den ehemals gebräuchlichen Todesarten sind etliche von empörender Grausamkeit. Mehrere Frauen wurden lebendig unter dem Galgen begraben. Die Rechnungen des Obergerichts von Paris weisen solche Hinrichtungen aus den Jahren 1440 und 1457 auf und erwähnen dabei, daß man zu diesem Behufe einen sieben Fuß langen Graben zog. Und das Schrecklichste ist, daß diese Strafe nicht bloß für außerordentliche Verbrechen verhängt wurde. Im Jahr 1460 wurde eine Frau, Namens Perette Mauger, zu dieser Todesart verurtheilt, wegen mehrerer Diebstähle; der Profoß oder Oberrichter von Paris, Robert d'Estouteville verurtheilte sie „à souffrir mort et à estre enfouye toute vive devant le gibet“, d. h. den Tod zu erleiden und ganz lebendig vor dem Galgen vergraben zu werden. — Endlich vollstreckte man auch auf Montfaucon Contumaz-Hinrichtungen: ein Auditor am Gerichtshofe des Châtelet, Jean Frolo, der sich nach Begehung eines Mords den Nachforschungen der Justiz entzogen, wurde 1539 verurtheilt, im Bilde (par figure) Buße zu thun, indem der ihn vorstellenden Strohpuppe vor seiner Wohnung die Hand abgehauen, dieselbe dann auf einem Flechtwerk zum

Pranger geschleppt und dort geköpft werden sollte, um hierauf an dem Galgen von Paris zu hängen.

Während die Art und Weise, auf welche der arme Sünder nach Montfaucon gebracht wurde, verschieden war (entweder zu Fuß, oder zu Pferd, oder in einem Karren, oder auf einem Flechtwerk), ging der Zug gewöhnlich vom gleichen Ort, vom Châtelet, aus. Der Verurtheilte war begleitet von seinem Beichtvater, einem Criminal-Lieutenant, dem königlichen Prokurator u. s. w. und einer Anzahl Gerichtsdiener und Polizeisoldaten: er war entblößten Hauptes, manchmal gebunden. Sobald der Zug vor dem Kloster der Filles-Dieu am äußersten Ende der Rue St. Denis angekommen war, führte man den Verurtheilten in den Hof hinein vor ein hölzernes, an die Klosterkirche angelehntes und durch einen Altarhimmel geschütztes Kreuz. Da besprengte ihn der Beichtvater des Klosters, nachdem er einige Gebete für seiner Seele Heil gesprochen, mit Weihwasser und ließ ihn ein Kreuz küssen. Die Nonnen brachten ihm darauf ein Glas Wein und drei Stücke Brod, eine durch altes Herkommen geheiligte Gabe, welche unter dem Namen „dernier morceau des patients" (letztes Mahl der armen Sünder) bekannt war. Darauf setzte sich der Zug in derselben Ordnung auf's Neue in Bewegung und machte in der Nähe des Galgens an dem steinernen Kreuze Halt, wo an den Verurtheilten ein letztes Wort der Ermahnung von dem ihn begleitenden Mönch gerichtet wurde, worauf der Henker sein Werk begann. Kaum hatte der Arme seinen letzten Seufzer ausgestoßen, so eilten die Beamten und Beichtväter in das Châtelet zurück, wo ihrer ein Mahl wartete, dessen Kosten von der Stadt Paris bestritten wurden. Außerdem empfingen die Beichtväter für ihre Bemühung noch eine besondere Belohnung. Anfangs des 17. Jahrhunderts hörte der Galgen von Montfaucon auf.

Wir schließen diese Schilderung mit den Worten eines berühmten Schriftstellers, der in seiner Beschreibung des Montfaucon mit Recht sagt: „Dieser Bau war ein schreckliches Wahrzeichen am Himmel, des Nachts zumal, wenn das Mondlicht auf die blassen Schädel fiel, oder wenn der Abendwind die Ketten und Skelette im Dunkel bewegte, daß sie sich an einander rieben. Der Galgen von Montfaucon genügte, um aus der ganzen Umgebung eine Stätte des Schreckens zu machen."

Litterarisches.

Aphorismen über Preußische Verwaltung. Magdeburg. Verlag von Emil Baensch, Königliche Hofbuchhandlung. 1867. Preis 12 Sgr.

Der anonyme Verfasser dieser Aphorismen bemüht sich, den Entwickelungsgang der preußischen Verwaltung in den letzten Jahrhunderten, insonderheit in der Neuzeit darzustellen, die vortrefflichen Seiten derselben, aber auch die Bedenken, Mängel und Gefahren, mit welchen das im Allgemeinen auch jetzt noch herrschende System verknüpft sein möchte, zu schildern. Er bescheidet sich gern, daß sein Blick vielleicht ein zu wenig umfassender, insbesondere das von ihm gefundene Endresultat ein zur Zeit oder überhaupt unrichtiges sein möge, und ist fern von dem anmaßenden Glauben, in der der Geschichte des Entwickelungsganges der preußischen Verwaltung sich anschließenden Darstellung der zukünftigen inneren Verwaltung, wie dieselbe seinem Geiste vorschwebt, ein Werk hingestellt zu haben, das reif und fähig wäre, ohne Weiteres an Stelle des bisherigen, wenn auch nicht als vollkommen bewährten, so doch für die großen erreichten Erfolge nicht als Hemmniß erwiesenen Zustandes gesetzt zu werden. Er ist aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die von ihm behandelte Frage eine Lebensfrage für das preußische Vaterland ist, deren Lösung über kurz oder lang erfolgen muß, und daß nur jetzt dieselbe würdig und richtig gelöst werden kann. — Wir werden Gelegenheit nehmen, auf die Vorschläge des Verfassers, vielleicht in besonderen Aufsätzen, zurückzukommen, um so mehr, als wir dieselben für höchst beachtenswerth halten.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß die Deutschen schon jetzt eine staatlich geeinigte Nation sein könnten, wenn sie es sein wollten. Die Hindernisse der Einigung liegen keineswegs im Prager Friedensvertrag und in der daselbst erwähnten Mainlinie; sie liegen vielmehr ganz allein in den an vielen Stellen Süddeutschlands zur Zeit noch obwaltenden Gesinnungen, welche sich zwar als Niederschlag der deutschen Geschichtsentwickelung ansehen lassen, welche aber fortzubestehen jeder aufgeklärte Patriot nichtsdestoweniger für unberechtigt halten wird. Gesetzt, daß die Könige von Bayern und Württemberg, oder daß auch nur der Erstere so deutsch gesinnt wäre, wie der Großherzog von Baden, so würde der Beitritt des Südens zu dem norddeutschen Bunde in der kürzesten Zeit zu Stande kommen können. Wenn der König von Bayern mit dem Großherzog von Baden einverstanden wäre, so würde dem König von Württemberg nur übrig bleiben, sich ihnen anzuschließen, und es würden die Fürsten vollkommen vermögend sein, dem etwaigen Widerspruch der Bevölkerungen Schweigen gebieten. Oder umgekehrt angenommen, daß die Bevölkerungen in den beiden „Königreichen" so deutsch gesinnt wären in der größeren Mehrheit, wie diejenigen in Baden und im Darmstädtischen es sind, und daß sie ihre Gesinnungen und ihren Willen in ganz loyaler Weise, aber doch mit einigem Nachdruck äußerten, so würden die Höfe von München und Stuttgart ihnen nicht lange widerstehen können, wenn sie es auch versuchen wollten. Fürwahr, Deutschland ist nur deshalb noch nicht Eins, weil es in Folge einer unglücklichen Geschichte von Jahrhunderten einem Theile seines Volkes an politischem Geist bis jetzt noch fehlt. Eine auswärtige Macht, welche einem einigermaßen kräftigen süddeutschen Willen die Vereinigung mit dem Norden zu verbieten im Stande wäre, giebt es in Europa nicht.

Wenn nun vor Kurzem Moritz Mohl mit einer Schrift aufgetreten ist, in der er die süddeutschen Volksvertretungen zur Verwerfung der neuerdings mit Preußen abgeschlossenen Verträge auffordert, — seinen Rath damit motivirend, daß er die Rechte, welche die Verfassung des norddeutschen Bundes dem Volke giebt, weit unter die stellt, welche die Verfassungen der Südstaaten gewähren — so tritt ihm jetzt Professor Römer in Tübingen mittelst einer Brochure entgegen, nach der es vielleicht kein deutsches Land giebt, welches kärglicher mit Freiheiten ausgestattet ist, als gerade Württemberg. Sehen wir uns zum Beweise für das Vorausgeschickte das Wahl-

gesetz an, nach welchem die zweite württembergische Kammer zusammengesetzt wird. Diese Kammer besteht aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, 6 protestantischen Generalsuperintendenten, dem katholischen Landesbischof, einem Abgeordneten des Domcapitels, dem ältesten katholischen Decan, dem vom Könige ernannten Kanzler der Universität, je einem Abgeordneten der 7 sogenannten großen Städte und 63 Abgeordneten der Oberamtsbezirke. Die Wahlcollegien in den Städten und Oberämtern werden zu zwei Dritteln von den höchstbesteuerten Gemeindebürgern und zu einem Drittel von Wahlmännern gebildet, welche von den übrigen Gebäude-, Grund- oder Gewerbesteuer zahlenden Gemeindebürgern gewählt sind. Dazu können Staats- und Kirchendiener die auf sie gefallene Wahl zum Abgeordneten nur mit Genehmigung der ihnen vorgesetzten Behörden annehmen; eine Beförderung zu höherem Rang und Gehalt macht keine Neuwahl nothwendig. Die Kammer wird auf sechs Jahre gewählt. Sie braucht alle drei Jahre nur einmal berufen zu werden, weil die Budgetperiode dreijährig ist. Sie kann vom König beliebig vertagt werden. Sie hat keine Initiative der Gesetzgebung u. s. w. Man braucht durchaus kein Schwärmer für das allgemeine directe Wahlrecht zu sein, nach welchem der Reichstag des norddeutschen Bundes zusammengesetzt wird, aber für irrsinnig muß man doch den halten, welcher jenes württembergische Wahlgesetz mit diesem in Parallele stellt. Noch schlechter steht es mit den Grundrechten. Der Schutz der Person ist gleich Null und die Unverletzlichkeit der Wohnung ist gesetzlich gar nicht anerkannt. Es existirt keine Freizügigkeit und die Befugniß der Eheschließung ist im höchsten Grade beschränkt. Aus diesen wenigen Beispielen ist wohl klar ersichtlich, daß gerade die Württemberger beim engsten Anschluß an Norddeutschland nicht nur Nichts verlieren, sondern nur gewinnen können.

Ueber Mohl's Pamphlet geht ferner dem „Social-Demokrat" aus Stuttgart selbst die nachfolgende Kritik zu, welche viel zu schlagende Wahrheiten enthält, als daß wir sie unsern Lesern nicht wiedergeben müßten. — Der kritische Artikel lautet: Luther verglich einst das deutsche Volk mit einem besoffenen Bauer; helfe man ihm auf der einen Seite auf den Gaul, so falle er auf der andern wieder herab. Das paßt vollkommen auf die süddeutschen Politiker, die dem Particularismus dienen. Lange Zeit schrie man von der Einheit Deutschlands in Kammern und auf Festen — und jetzt, nachdem Preußen den ersten großen Schritt zur Einheit gethan hat, den jene nicht zu machen im Stande waren, wollen sie wieder die Einheit nicht; einst waren sie wüthend über den Bundestag — und jetzt, aus Neid, aus Zorn über Preußen, wünschen sie den früheren Zustand herbei und möchten den Todten mindestens galvanisch wieder herstellen; früher schimpften sie über Oesterreich — jetzt treten sie auf dessen Seite und jammern über den Verlust, den Deutschland durch das Hinauswerfen Oesterreichs erlitten; früher bramarbasirten sie mit ihrer „Hingabe von Gut und Blut" für die Einigung Deutschlands — und jetzt haben sie nicht entfernt den Muth und die Willigkeit, sich der Einheitsidee unterzuordnen. Es ließe sich davon ein langes Lied singen, ein Lied über die Dummheit, die leider in Süddeutschland national ist, wenn

man vollends den egoistischen Particularismus des Residenzphilisters und die erbärmliche Presse in's Auge faßt; doch will ich heute davon schweigen und Sie vielmehr auf eine neue Schrift aufmerksam machen, die gegenwärtig hier Furore macht und von den Particularisten reißend gekauft wird. Ich spreche von dieser Schrift nur, weil sie den württembergischen Particularismus harakterisirt. „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren" heißt diese „Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter" — und ist von Moritz Mohl geschrieben. Dieser Mohl ist ein früherer Steuerrath, in der Kammer sitzt er als großdeutscher Schreier, Mitbegründer es weiland Reformvereins. Mohl hat zuweilen liberale Anwandlungen, hält ich für eine große Autorität im Steuerwesen und wird mit seinen ellenlangen Berichten von den Schreibern angestaunt; mit dem allen verbindet sich ein natischer Haß gegen Preußen. Von diesem Herrn nun wird das Schwabenolk gegenwärtig über seine Lage „belehrt". Herr Mohl bringt dem schon orher von dem tollgewordenen „Beobachter" irregeleiteten Volke wörtlich lgende Lehren bei:

„Was auch der deutsche Bund unter der Leitung seiner beiden Vormächte ı Innern Deutschlands versäumt und verschuldet haben möge, so genoß doch eutschland ein halbes Jahrhundert des äußeren und inneren Friedens unter mselben."

Ja, eines Friedens, aber eines faulen, in dem es sich nie entfalten, nie ie imponirende Machtstellung einnehmen konnte, unter dem Joche des österchischen Despotismus und unter den verderblichen Wirkungen des parularistischen Dynastenthums hinsiechen mußte. Mit diesem Gerede schlägt ohl dem ganzen Streben der Nation, ihrem Einheitsdrange in's Gesicht. otzdem fährt er fort:

„Preußen hätte sich eine der schönsten Stellungen der Welt auf friedem Wege durch eine reformatorische Wirksamkeit im Bunde sichern können."

Nun ist aber die Wahrheit die, daß Preußen seit langer Zeit solche Verhe gemacht hat; diese aber sind immer wieder an Oesterreich und seinem en Anhange, den kleinstaatlichen Regierungen gescheitert. Die alte Sage ı den Pfeilen paßt daher ganz schlecht; es konnte in Folge des Egoismus nichtpreußischen Staaten nie zu einem festen „Bündel" kommen. Was es Bündel werth war, zeigte der deutsche Krieg im Jahre 1866. Diese Kriegführung, diese Confusion, diese Unfähigkeit war nur der Bund in's litärische übersetzt. Man kann hiernach die absurde Behauptung ermessen, Preußen nicht national gehandelt, sondern Deutschland zerrissen habe. n kann im Gegentheil sagen, Preußen hätte in seinem Siegeslauf auch letzten deutschen Mann und den äußersten Punkt deutschen Bodens nehmen Deutschland von den Hindernissen seiner Macht und Größe, den Dynastieen, eien sollen; aber es wollte den Weltkrieg nicht riskiren, obwohl der große sich mit ganz Europa — siegreich — geschlagen hat. Um Deutschland und mächtig zu machen, brauchte Preußen allerdings „Eisen und Blut", die anderen Großmächte auch, denn mit leerem Kammergeschwätz richtet nichts aus, wie die Geschichte Deutschlands seit 1815 beweist. Von

„Verhaftung und Entsetzung rechtmäßiger Fürsten“ (Herr Mohl meint Kassel, Hannover) sollte Niemand sprechen, der die Einheit will. Auch die Föderativ-Republikaner heulen jetzt vom „Rechte“, während sie 1848 und 1849 gerne alle Fürsten jedenfalls auch wider das „Recht“, auf welchem sie jetzt herumreiten — davon gejagt hätten. Das „Recht“, das sich „wie eine ewige Krankheit forterbt,“ in Unrecht umschlägt und gemeinschädlich wirkt, muß aufhören. Die Spanier mußten auch aus Holland hinaus, die Stuarts aus England, die Engländer aus Amerika, die Bourbonen aus Frankreich und Italien; ihr Recht mußte einem höheren Rechte weichen; was nicht biegen will, muß brechen. Es ist also eine Schamlosigkeit, noch vom Rechte Einzelner zu schwatzen, wo die Nation, endlich zum Handeln gedrängt, auf Grund vielhundertjähriger bitteren Erfahrungen und mit ihren Mitteln, kommen sie nun von oben oder von unten, sich zu helfen sucht.

Herr Mohl meint, wenn wir uns mit Preußen vereinigen wollten, gäbe es nur einen Weg: die „simple Unterwerfung“; er schreibt:

„Jedenfalls heißt es, uns zu Vasallen an Preußen hingeben, wenn wir den König von Preußen zu unserem Kriegsherrn machen, ihm vertragsmäßig im Kriege und für alle Fälle unsere Heere zur Verfügung stellen, ihm gestatten, sie im Kriege wohin er will, aus Süddeutschland weg nach Preußen zu verlegen. Es heißt unsere ganze Existenz, unsern ganzen Wohlstand, unsere ganze Zukunft, es heißt unsere waffenfähige Mannschaft, unser Land und Volk von der Gnade und Willkür Preußens abhängig machen, eines Staates, der uns aus geographischen Gründen nicht einmal schützen kann.“

Herr Mohl weiß aber wohl, daß die Rheinländer, die Westfalen, die Ostpreußen &c. keine Vasallen, sondern eben Theile des preußisch-deutschen Reiches sind. Was endlich den Kriegsherrn betrifft, soll es etwa der Prinz von Hessen, oder der württembergische Kriegsminister Hardegg, oder Benedek, oder Clam-Gallas sein? Wenn Preußen uns nicht schützen kann, können wir es etwa selbst? Können es die süddeutschen Kleinen allein? Kann es Oesterreich thun, das stets, wenn es in Noth war, Deutschlands Hülfe forderte, sonst sich aber um dasselbe nur kümmerte, um es zu unterdrücken? Oder gar Louis Buonaparte? Selbst ein württembergischer Kriegsminister hat in der Kammer von 1866 erklärt, daß, im Falle eines Krieges, wir uns nur an Preußen halten können.

Mohl aber sagt weiter:

„Durch die alleinige Schuld Preußens sind wir unseres unentbehrlichen, einzigen Rückhalts in einem Krieg gegen Frankreich beraubt, haben wir vielmehr in einem Krieg auch noch Oesterreich und Italien als Feinde im Rücken, wenn wir uns zu der Rolle hergeben, für Preußen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Nun weiß aber Jedermann, der nur ein wenig Geschichte kennt, daß Oesterreich nie unser Rückhalt war, daß es uns vielmehr und seit Urzeiten in seine Kriege mitverwickelte bis zum Jahre 1866, ohne Dank; denn Oesterreich ist seit den Zeiten des Prinzen Eugen wahrhaft groß nur im Schlachten — verlieren. Darum will im Ernst auch kein Mensch in Schwaben a

Oesterreich halten, außer den Ultramontanen. Wir wollen uns nicht von Oesterreich mit in seinen Sturz hineinreißen lassen, von dem Finanzruin, der phäakischen Barbarei und den Jesuiten nicht zu reden. Wir verstoßen die Deutsch-Oesterreicher nicht; wollen sie bei dem Ländercouglomerat, daß durch kein nationales Bewußtsein, sondern nur durch den Namen des Kaisers zusammengehalten ist, bleiben — immerhin! Wollen sie aber zu Deutschland gehören, so mögen sie sich zu geeigneter Stunde losreißen, wie die Holländer und Italiener! Dazu aber haben sie, wie es scheint, vorläufig nicht den Muth; sie hatten denselben nicht einmal, um die deutschen Abgeordnetentage zu besuchen.

Unter diesen Umständen ist es geradezu verrückt, zu sagen, Süddeutschland müsse im Falle eines Krieges neutral bleiben. Wenn es auch wollte, 'eine Macht würde diese Neutralität achten.

Herr Mohl unternimmt es sogar, die württembergische Verfassung als ine vortreffliche hinzustellen, die Süddeutschen ein „frisches, fröhliches Volk" u nennen. Nun weiß aber Jedermann, daß das württembergische Volk in er Masse ein vielfach verdüstertes, verdummtes, durch die Schreiber und Pfaffen niedergedrücktes und verschrobenes Volk ist; daß seine Verfassung von :her eine Komödie war, in welcher die Minister, ohne viel nach der winzigen)pposition zu fragen, Steuern ausschrieben und regierten, wie es ihnen :fiel. Die Kämpfe waren meist leeres „Stroh gedroschen" und trieben nie, ßer einige Monate lang 1848 und 49, die Minister von ihren Sitzen; ne reine Paragraphendrescherei; Schulzen, Ritter, Prälaten und ein paar dvokaten wirkten hier zusammen, daher die Männer auch nie beim Volke liebt waren. Wenn Mohl einen Seitenblick auf die preußische Geschichte :rft, so stelle er eine Vergleichung an! Preußen hat eine Reihe glorreicher irsten, wie kein anderes deutsches Land gehabt. Württemberg, mit Ausnhme des Herzogs Christoph, bis auf den König Wilhelm nicht einen — mer einer schlimmer als der andere; auch der König Wilhelm war meist Conflict mit den Ständen. Wie mag man überhaupt von Freiheit in den einstaaten sprechen, wo die Blittersdorf, die Hassenpflug, die Borries, die iden, die Dalwigk regierten. In Preußen ist mindestens so viel Freiheit in Schwaben.

Was aber „Kunst, Wissenschaft und Wohlstand" in Süddeutschland beft, so weiß man, in ersterer Hinsicht, daß Preußen und Norddeutschland inner wie Schelling, Hegel, Schiller, Wieland aufgenommen haben, welche)waben entließ. Berlin wurde die Metropole deutscher Wissenschaft, und er dem Volke im Allgemeinen ist in Norddeutschland Bildung weit mehr |edrungen als in Süddeutschland. Eben so verhält es sich mit dem Wohlde. Gerade das ist der Ruhm Preußens, daß es trotz der „maudite :e" (verdammter Boden) des Berliner Sandes viel reicher ist als Oester), das uns auffressen würde, wenn wir ihm in die Hände fielen. Jeden- ist es in Preußen nicht vorgekommen, daß man bei dem ersten Miß)s alsbald überall für das arme Volk betteln mußte, daß man, wie 1866 Württemberg, beim ersten Feldzuge überall für ein Armeecorps bettelte,

dessen Erhaltung uns seit 1815, ohne daß es je Blut gesehen, so viele hundert Millionen gekostet hat.

Freiheit, Wohlstand, Kraftentwickelung können nur wachsen, wenn wir mit Preußen zusammenhalten, von Franzosenherrschaft und Vasallenthum kann in Deutschland keine Rede sein.

Herr Mohl meint, solche Stämme wie die Süddeutschen seien nicht zum Dienen für Fremde, zum Sichausbeutenlassen da! Er sagt:

„Abgesehen davon, daß wir in Süddeutschland — und das ist unstreitig (??) der Wille und das Gefühl der ungeheuren Mehrheit des süddeutschen Volkes — vor allen Dingen nicht preußisch sein, noch unter preußischer Oberherrschaft in irgend welcher Form stehen wollen, weil ein solches Verhältniß für uns besonders nachtheilig wäre, so wollen wir überhaupt unsere eigenen Herren bleiben." (Herren waren die Kleinstaaten nie und werden es nie werden.) „Wir wollen, daß unsere in blühender Selbstthätigkeit stehenden Länder selbstständig bleiben", (sie waren es nie! Wie kann man von Selbstständigkeit der Kleinen sprechen, die sich stets an Oesterreich oder Preußen halten mußten!) „und weder Provinzen eines anderen Staats noch dienende Brüder eines Bundes werden."

Dergleichen Rodomontaden, die nur darauf berechnet, die Herren Abgeordneten zu schrecken, verdienen keine Widerlegung.

Die langen und breiten Auslassungen und zusammengeschriebenen Notizen Mohls über Salz- und Tabaksteuer übergehe ich. Auch mit diesen Popanzen soll das Volk geschreckt werden. Dergleichen Dinge, sie mögen sich verhalten, wie sie wollen, kommen bei Gründung eines großen Staates nur in untergeordnete Betrachtung.

Was ich hier gesagt habe, ist nicht neu; aber ich mußte davon sprechen, in welch großen Irrthümern unser Volk noch erhalten wird, um am Ende durch seine blinden Blindenleiter in's Verderben zu gerathen.

Wir haben keine andere Wahl: wir müssen mit Preußen gehen, mit Preußen in Deutschland aufgehen.

In Genf hat der sogenannte Friedenscongreß getagt und ist bekanntlich drastisch geschlossen worden. Wir wollen gar nicht die wohlfeile Gelegenheit ergreifen, um das allerdings vorauszusehende Schicksal der Versammlung, welche der Welt den Frieden geben wollte und sich selbst in Krieg auflöste, zum Gegenstande satyrischer Angriffe zu machen. Wir wollen hier nur zeigen, wie gerade dieser Friedenscongreß selbst den Beweis geliefert hat, daß sein Ziel ein unerreichbares ist. Denn diesen Beweis finden wir einmal in der Erklärung eines Mitgliedes: daß der Krieg erlaubt sei, wenn er von Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker geführt werde, — zum andern in dem zur Vermeidung der Kriege vorgeschlagenen Mittel eines allgemeinen Schiedsgerichts für die Völker der Erde. — Es sind dies die beiden einzigen der Rede werthen Gedanken, welche auf dem ganzen Friedenscongresse geboren wurden; — aber es sind auch zugleich Mißgeburten der Logik, deren Existenz die ganze Aufgabe des Congresses über den Haufen wirft.

Wenn die Unterdrückten gegen Unterdrücker Krieg führen dürfen, so

werden Diejenigen, welche Andere unterdrücken wollen, stets in der Lage sein, den ewigen Frieden in Frage zu stellen. Ist aber der Krieg unter irgend einem Umstande erlaubt, so ist die Frage nicht mehr die: ob die Menschheit in ewigem Frieden leben kann? — denn diese Frage ist ja dadurch schon verneint; — sondern man kann nur fragen: welcher Krieg ist ein erlaubter und welcher nicht? — und darüber läßt sich alsdann streiten. Damit ist aber auch zugleich der Zweck des Friedenscongresses zu Boden gefallen!

Ganz eben so geschieht es durch die Idee eines Schiedsgerichts zur Entscheidung der Streite zwischen den Völkern. Streite sind schon vornherein der Gegensatz des Friedens. Aber auch angenommen, man verdammte bloß den blutigen Krieg und wolle nur zur Vermeidung dieses das Schiedsgericht; so fragen wir doch sehr natürlich: wenn sich das durch den Spruch des Schiedsgerichts getroffene Volk dem Spruche nicht fügt, — was dann? Dann muß es mit Gewalt dazu gezwungen werden, und dann haben wir wieder denselben Krieg, der durch das Schiedsgericht unmöglich gemacht werden sollte.

Man sieht also, der ewige Frieden ist ein unerreichbares Ideal; und wenn man dies keinem Andern glauben will, so glaube man es dem Genfer Friedenscongreß, der es selber indirekt gesagt und — direkt bewiesen hat!

Zusammenstellung der Gesetze in allen Staaten der Vereinigten Staaten über gesetzlichen Zinsfuß und gegen Geldwucher.

Maine. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt.; nur gesetzliche Interessen können zurückgefordert werden, wenn auch mehr verabredet war; wucherische Zinsen, wenn bezahlt, können eingeklagt werden.

New-Hampshire. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt; wird mehr genommen, ist der dreifache Satz des ungesetzlichen Betrages als Strafe zu zahlen.

Vermont. Der gesetzliche Zinsfuß ist auf 6 pCt. bestimmt, darüber hinaus bezahlte Zinsen können nebst Kosten eingeklagt werden.

Massachusetts. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Wird die Klage wegen Wucher eingeleitet, erhält der Vertheidiger (defendant) den vollen Verlust. Der Verklagte zahlt den dreifachen Betrag der ungesetzlich erhobenen oder zurückbehaltenen Zinsen. Der Theil, welcher wucherische Zinsen bezahlt, kann den dreifachen Betrag, den er zuviel zahlte, zurückerhalten.

Rhode-Island. Der legale Zinsfuß ist 6 pCt. Bei einer Klage wegen wucherischen Contrakts kann der Kläger das Capital nebst gesetzlichen Zinsen und Kosten der Klage einklagen.

Connecticut. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. In der Klage we-

gen wucherischer Contrakte kann das Capital zurückgefordert werden ohne Zinsen. Wer schuldig befunden wird, wucherische Zinsen genommen zu haben, verliert die ganzen Zinsen; eine Hälfte an den, der die Klage zur Vollstreckung verfolgt, die andere an den Staatenschatz.

New-York. Der gesetzliche Zinsfuß ist 7 pCt. Alle Contrakte, in denen höhere Zinsen stipulirt sind, sind nichtig. Corporationen können nicht Anwalt des Wuchers sein.

New-Jersey. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Contracte mit höherem Betrage sind nichtig. Personen, die höhere Zinsen nehmen, verlieren den ganzen Werth des fraglichen Gegenstandes des Contrakts. Eine Hälfte fällt dem Staate, die andere dem Kläger zu. (Der gesetzliche Zinsfuß von 7 pCt. ist in Hudson und Essex Counties und in der Stadt Patterson gestattet, wenn einer oder beide contrahirende Parteien darin wohnen.)

Pennsylvanien. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wucherische Zinsen können nicht eingeklagt werden; wenn bezahlt, sind dieselben zurückzufordern, doch macht der Wucher den Contrakt nicht nichtig. Hat eine Eisenbahn- oder Kanal-Baugesellschaft Geld geborgt und ein Certifikat oder Schuldverschreibung zu höherem Betrage als die erhaltene Summe ausgestellt, wird solche Transaktion nicht als Wucher angesehen.

Delaware. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wer mehr verlangt, verliert die ganze Schuld, die halb an den Staat, halb an den Kläger fällt.

Maryland. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wird in Contrakten mehr genommen, ist der Ueberschuß der Zinsen nichtig.

Virginia. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Alle Contrakte über denselben hinaus sind nichtig, mit der Strafe des Verlustes des doppelten Betrages der Schuld. Eine Hälfte dem Angeber. Jedoch sollen Interessen einer außerhalb des Staates contrahirten Schuld, obgleich in diesem Staate zurückgezahlt, nach Maßgabe des Zinsfußes des Staates, in dem der Contrakt eingegangen ist, erlaubt sein.

Wenn ein Wechsel innerhalb dieses Staates gezogen oder indossirt ist, wegen Nichtannahme oder Zahlungsverweigerung aber protestirt wird, soll der Theil, der die Hauptverbindlichkeit des Wechsels trägt, im Zusatz zu dem, was er sonst schuldig ist, wenn der Wechsel außerhalb Virginia's, aber innerhalb der Vereinigten Staaten zahlbar ist, 3 pCt. Damno, wenn außerhalb der Vereinigten Staaten, 10 pCt. Damno auf das Capital zahlen.

North-Carolina. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Alle Contrakte, bei denen ein höherer Zinssatz vorgesehen, sind nichtig, und der Theil, der ihn fordert, ist verbindlich, den doppelten Betrag als Strafe zu verlieren, halb an den Staat, halb an den Kläger.

South-Carolina. Legaler Zinssatz: 7 pCt. Der Theil, der mehr verlangt, verliert die Zinsen ganz und zahlt die Kosten.

Georgia. Legaler Zinsfuß: 7 pCt. Wer mehr stipulirt, verliert die Zinsen ganz.

Florida. Zinsfuß: 8 pCt. bei Verabredung; ist kein Zinsfuß verabredet: 6 pCt. Wucher verliert durch die Klage die ganzen Zinsen.

Alabama. Gesetzlicher Zinsfuß: 8 pCt. In wucherischen Contrakten kann das Capital ohne alle Zinsen eingeklagt werden.

Mississippi. Zinsfuß: 8 pCt. bei dem Bonafidegebrauch des Geldes; 6 pCt. bei anderen Contrakten und jeder Satz, der nicht über 10 pCt. geht, bei schriftlichen Vereinbarungen. Die einfachen Zinsen können nur eingeklagt werden, wenn auch ein höherer Zinsfuß, als gesetzlich erlaubt, stipulirt war.

Louisiana. Der gesetzliche Zinsfuß ist 5 pCt., aber die Parteien können jede Summe bis 8 pCt. vereinbaren. Bank-Zinsen sind 6 pCt. Die Strafe für wucherische Contrakte ist der Verlust der ganzen Zinsen.

Texas. Gesetzliche Zinsen, wenn kein Zinsfuß stipulirt ist, sind 8 pCt. Die Parteien können jeden Zinsfuß bis 12 pCt. vereinbaren; ist mehr vorbehalten, können die Zinsen nicht verlangt werden.

Arkansas. Wenn kein Zinsfuß genannt ist, ist derselbe 6 pCt. Bis 10 pCt. kann der Zinsfatz vereinbart werden. Wucher-Contrakte sind nichtig.

Tennessee. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Wer mehr verlangt, zahlt zur Strafe nicht weniger, als den Betrag, der wucherisch genommen.

Kentucky. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wucherische Ueberschreitungen sind nichtig.

Ohio. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Bei schriftlicher Verabredung bis 10 pCt.; ist mehr verlangt, ist der Mehrbetrag nichtig.

Michigan. Gesetzlicher Zinssatz: 7 pCt. mit der Erlaubniß, jeden Zinssatz bis 10 pCt. bei Geldanleihen zu verabreden. Contrakte sind für die Ueberschreitung dieses Satzes unverbindlich.

Indiana. Legaler Zinsfuß: 6 pCt. Wucherische Zinsen dürfen nicht zurückgefordert werden; wenn sie bezahlt sind, können sie eingeklagt werden, doch heben sie nicht den Contrakt auf.

Illinois. Der Zinssatz für alle Contrakte und Verträge, geschrieben oder mündlich, expreß oder eingeschlossen, für die Zahlung von Geld, soll 6 pCt. sein, wenn nicht durch Gesetz Anderes vorgesehen. In allen von nun an zu machenden Contrakten, ob geschrieben oder mündlich, soll gesetzlich für die stipulirenden Parteien 10 pCt. oder jede geringere Summe an Zinsen pro Jahr für jede 100 Dollars geliehenes Geld, oder in irgend welcher Weise schuldige Verbindlichkeit an Personen und Corporationen in diesem Staate zu zahlen sein. Jede Person oder Corporation, die einen Contrakt eingeht, der mehr als 10 pCt. Zinsen stipulirt, schriftlich oder mündlich, soll die ganzen Zinsen als Strafe verlieren, und es soll nur die Summe des Capitals an solche Personen oder Corporationen erstattet werden.

Missouri. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt.; wenn kein Zinssatz stipulirt ist, kann aber bis zu jedem Satz bis zu 10 pCt. vereinbart werden. Eine Ueberschreitung zieht eine Strafe von 10 pCt. zum Besten des allgemeinen Schulfonds nach sich.

Iowa. Der gesetzliche Zinsfuß, wenn nichts Anderes verabredet und bei allen Erkenntnissen ist 6 pCt., doch können die beiden Parteien bis zu 10 pCt. sich verständigen. Illegale Zinsen können durch regelmäßige Klage zurückgefordert werden.

Wisconsin. Jeder Zinssatz nicht über 12 pCt. contraktlich und schriftlich specificirt, ist legal und gültig; wird mehr genommen, kann die zahlende Person den dreifachen Betrag, den sie gezahlt, innerhalb eines Jahres nach der Zahlung, einklagen. Ist kein Zinsfuß verabredet oder durch Contrakt oder schriftlich festgestellt, so soll 7 pCt. pro anno gesetzlicher Zinsfuß sein.

Minnesota. Jeder Zinsfuß, der durch Contrakt, denselben schriftlich specificirend, von den Parteien eingegangen ist, soll legal und verbindlich sein. Ist kein Zinsfuß festgestellt oder in einer Note oder einem andern Contrakt specialisirt, sollen 7 pCt. pro anno der gesetzliche Zinsfuß sein.

California. Wenn kein bestimmter schriftlicher Contrakt einen verschiedenen Zinsfuß festsetzt, ist ein Zinsfuß von 10 pCt. per annum erlaubt für alle Gelder, nachdem sie fällig sind, auf jede Verschreibung, Rechnung oder andere schriftliche Verbindlichkeit, auf jedes in diesem Staate erlangte Urtheil für geliehenes Geld, für Geld schuldig zur Contirung, von dem Tage, an dem die Bilanz gezogen, und für zum Gebrauch Anderer erhaltenes Geld. Die Parteien können Contrakte eingehen zu jedem Zinsfuß auf zu zahlendes Geld, oder solches, das durch irgend welchen Contrakt fällig wird.

Gemischte Abstammungszeichen sind nicht ausreichend zur Feststellung der Nationalität.

Die Absonderung der Nationen nach der Abstammung der Individuen, wie sie bei manchen statistischen Aufnahmen, insbesondere auch im preußischen Staat, versucht worden, ist deshalb theoretisch unrichtig und praktisch nicht wohl ausführbar, weil sie voraussetzen würde, daß die zu verschiedenen Nationen gehörigen Individuen sich nur untereinander fortgepflanzt hätten, oder aber, daß durch jede vorgekommene Mischung eine neue Nationalität entstanden sei. Beides trifft nicht zu; wir wissen nicht nur, daß in bestimmten historischen Perioden durch Völkermischung neue Nationen entstanden sind, sondern wir können sicher annehmen, daß die Wanderungen der Völker auch dann, wenn sie nicht neuen Nationen ihre Entstehung gaben, doch in der Regel dazu gedient haben, in gewissem Grade die Reinheit der Abstammung zu beeinträchtigen. Was wir in ausgedehntem Maße in den neuesten Jahrhunderten bei den Wanderungen größerer Gruppen wie einzelner Individuen in die Sitze anderer Völker sehen, dürfen wir, wenn auch in geringerem Maße, für frühere Zeiten annehmen; die Gemeinschaft der Fortpflanzung zwischen dem siegenden und dem besiegten Volke zeigt uns die frühere, die zwischen dem Herrn und Sklaven noch die heutige Zeit. Zu welcher Nation will nun der, welcher die Abstammung maßgebend hält, die schon nicht wenigen Nachkommen deutscher und jüdischer Abstammung rechnen, auch wenn denselben das äußere Gepräge des einen oder andern Volksstamms bleibt? zu welcher Nation die schon schwerer kenntliche Mischung romanischen und semiti-

chen Blutes, oder der Angehörigen zweier indo-europäischen oder gar weier germanischen Nationen?

Die Buchführung der Menschheit giebt uns nicht das Material, die Abstammung der Individuen festzustellen. Wie viele Menschen kennen auf zehn Generationen zurück die tausend Väter und Mütter, denen sie ihr Dasein erdanken; und giebt es auch nur einen Menschen, der seine Abstammung auf wanzig Generationen zurück, d. h. bis zu der Million von Namen verfolgen önnte, welche dort als Vorfahren erscheinen (unter denen allerdings dasselbe Individuum tausendfach und öfter enthalten sein kann)? Und könnten wir wanzig Generationen zurückgehen, hätten wir dann Individuen vor uns, deren Abstammung wir kännten; führt nicht die Frage nach der Abstammung der Individuen wie der Völker zu dem großen Räthsel hin, zu dem Ursprung es Menschengeschlechts? zu der Frage, ob die Menschheit, von einem Paare usgehend, sich erst in Racen und Völker sonderte, oder ob sie in gegebener Verschiedenheit der Racen und Völker in's Leben trat?

Durch das vorhin Gesagte, wird auch die Annahme widerlegt, als ob er Name eines Individuums von seiner Abstammung ausreichende Kenntniß ebe. Der Name, insofern er vom Vater auf den Sohn übergeht, ist nicht ur deshalb ein sehr unzureichendes Merkmal, weil er je nach der Verschieenheit des Volksstammes nur auf eine gewisse Zahl von Generationen zuückführen würde, sondern noch mehr deshalb, weil er in ungerechtfertigter Weise nur ein Mitglied aus der sich mit jeder Generation verdoppelnden Zahl er Vorfahren herausgreift. Denn, ganz abgesehen davon, daß für einen icht unerheblichen Theil der Bevölkerung nicht einmal die sichere Angabe des Namens des Vaters möglich ist, — wer möchte behaupten, daß der Sohn nehr des Vaters als der Mutter Art erhalte, wo zahllose Beispiele zeigen, die gerade in dem Sohne die mütterliche Art im Charakter wie in den Zügen wiederkehrt und eine richtig fühlende Redeweise gerade die innigsten Beziehungen: den körperlichen Ursprung, die erste Nahrung, den angeborenen Verstand Mutterwitz), die Sprache, welche das Kind redet, von der Mutter, — die äußeren Beziehungen in Land, Stadt und Haus dagegen vom Vater herzueiten gewußt hat. Konnten die Piastenherzoge Niederschlesiens dem lawischen Stamme noch zugerechnet werden, nachdem durch mehrere Generationen die deutschen Hausfrauen dem deutschen Blut und der deutschen Art das Uebergewicht verschafft hatten? kann man noch heut die Herzoge on Mecklenburg dem Stamme der Obotriten zuzählen, in denen — in Folge der fortgesetzten Heirathen mit deutschen Frauen — der Antheil slaischen Blutes, eine arithmetisch gleiche Vertheilung angenommen, jetzt wohl aum eines Haares Schwere wiegen wird?

Hierzu kommt, daß in dem vom Vater übergehenden Namen nicht einmal seinem sprachlichen Ursprunge nach ein Abstammungszeugniß gegeben ist. Viele deutsche Familien haben bei der Uebersiedelung in ein fremdes Land, nd sogar bei der Eroberung des Landes durch Fremde ihre angestammten Namen gegen fremde vertauscht, oder sie bis zur Unkenntlichkeit entfremdet. Viele andere haben (wie neuerdings die jüdischen Familien in Deutschland

sich häufig von deutschen Ortsnamen ihre Familiennamen ableiteten) ihre Namen von ihren Wohnsitzen und Besitzungen hergeleitet. Nun giebt es allerdings auch Solche, die von den Namen der Ortschaften ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner schließen möchten; daß dies aber unzulässig ist, zeigen z. B. die Verhältnisse der Mark Brandenburg, in welcher nicht nur neu angelegte erblühende deutsche Orte mit den Namen der anstoßenden slawischen Fischerorte belegt wurden, sondern auch nach der Germanisirung des Landes noch Hunderte von Wohnplätzen, welche Deutsche auf unbebautem Boden anlegten, mit slawischen Localnamen benannt wurden und selbst in unserer Zeit noch mit solchen benannt werden; in gleicher Weise sind die französischen Colonisten in der Mark nicht in Ortschaften mit französischem Namen (deren es ja hier einige giebt), sondern ausschließlich in deutsch oder slawisch benannten Orten zu suchen. In Localnamen, welche sehr leicht zu Namen der Wohnplätze erhoben werden, zeigt sich allerdings die zeitweise Einwirkung einer bestimmten Nation, nicht selten auch auf einander folgender Nationen. Ihr Vorkommen kann die Grenzen bezeichnen, welche dieser Einfluß zu irgend einer Zeit gehabt hat; aber diese Grenze ist nicht nothwendig die der Völkermischung, noch weniger ist sie die wirkliche Grenze der Nation; diese letztere zeigt uns nur das lebendige Wort in der Sprache der Völker.

Dagegen hat man neuerdings umgekehrt versucht, aus der gegenwärtigen Sprache der Völker Schlüsse auf ihre Abstammung zu ziehen. Bei der Wahrnehmung ausgehend, daß die untergeordneten Racen sich unvollkommener, zum Gedankenausdruck weniger geeigneter Sprachen bedienen, hat man versucht, an Stelle der körperlichen Aehnlichkeit der Menschen die Aehnlichkeit der Sprachen zu setzen und so eine neue Völkertafel gebildet, welche, obwohl sie manche Völkergruppen derselbe Race von einander entfernt und durch die Anthropologie schärfer unterschiedene Racen einander näher stellt, doch die früheren Unterscheidungen nicht umstößt. Die Zweifel über die Abstammung der Völker erschienen nun gelöst, und auch, wo die äußere Beschaffenheit der Völker, wie bei den Magyaren und osmanischen Türken (— ob vielleicht aus Mangel an genügender Zahl von Beobachtungen? —) von der der stammverwandten finnischen und türkischen Völker allzusehr abzuweichen schien, gab doch die Sprache das Zeichen, daß auch sie zur mongolischen Menschenrace gehören. Die Unvermischtheit der Sprache schien den Beweis zu geben, daß eine starke körperliche Vermischung dieser Völker nicht stattgefunden haben könne, und ein auf dem Gebiete der keltischen Sprachen berühmter Sprachforscher, der Verfasser der „Vorschule zur Völkerkunde“, indem er in diesem ausgezeichneten Werke die Ansicht ausspricht, daß die Sprache zwar — in gewissen Fällen — in fast widersinniger Unabhängigkeit von dem Bau der Menschen, aber desto enger mit seiner Abstammung verknüpft sei, läßt hiermit geradezu die Sprache als Kriterium der Abstammung gelten. Man mag diese Ansicht, im Hinblick auf den von demselben Gelehrten zugegebenen Austausch der Muttersprache bei keltischen und iberischen Völkern und auf den von Anderen behaupteten Sprachen-

austausch des Volksstammes der Bulgaren, sowie gewisser finnischer Völkern in den Wolgaländern für irrthümlich oder zu weitgehend halten; dennoch hat sie insofern ihre feste Berechtigung, als sie auf dem Gefühle ruht, daß die physische Abstammung dem Sprachverhältnisse gegenüber an Wichtigkeit zurücktritt, und daß die Sprache bei der Unterscheidung der Völker umsomehr an die Stelle der Abstammung treten muß, je mehr wir außer Stande sind, die physische Abstammung aller Menschen mit Sicherheit festzustellen.

Eben deshalb ist der Versuch nicht gutzuheißen, bei Unterscheidung der Nationen neben der Sprache auch die oben angegebenen nationalen Eigenthümlichkeiten als maßgebend hinzustellen, und bei der Darstellung der ethnographischen Verhältnisse die thatsächlichen Sprachverhältnisse mit Rücksicht auf andere Elemente zu modificiren. Die Tendenz zu solcher Vermittlung findet sich insbesondere in dem großen Werke des vormaligen Directors der administrativen Statistik, Freiherrn v. Czörnig, der „Ethnographischen Karte der österreichischen Monarchie“. Bei Sammlung des Materials zu derselben durch die Administrativ-Behörden — deren Instruction nebst den Formularen leider in dem dreibändigen Texte keine Stelle gefunden hat — ist offenbar auf das Sprachverhältniß das hauptsächliche Gewicht gelegt, auch (nach einer auf dem Berliner Congreß gemachten Mittheilung) bei der Zählung von 1850, deren Resultate jedenfalls für dieses Werk mitbenutzt wurden, die Muttersprache der Einwohner ermittelt worden. Der nach sechszehnjähriger Arbeit (1857) erschienene, mit ausgezeichneter Klarheit gearbeitete Text der allgemeinen Ethnographie spricht (mit Ausnahme einer Parenthese auf einem später als Carton hinzugekommenen Blatte und des einmal vorkommenden Ausdruckes Stammes- und ethnographische Grenze) durchgehends nur von Sprachgebieten, Sprachgrenzen, Sprachinseln, Sprachbezirken; zur Begrenzung der einzelnen Völkerstämme, heißt es daselbst, biete die Sprache das geeignetste Mittel; auf die Verschiedenheit der Volkseigenthümlichkeit geht die allgemeine Ethnographie nur da zurück, wo wie bei den czechischen und serbischen Stämmen der Sprachunterschied in den Hintergrund tritt, mit anderen Worten, wo es sich nicht um die Unterscheidung von Sprachen, sondern von Mundarten handelt. In diesem Sinne spricht die allgemeine Ethnographie von Bewahrung der Nationalität, von germanisirten Czechen und zählt die jüdischen Gemeinden gewisser Landestheile in sprachlicher Hinsicht zu den deutschen Inseln; auch die Anmerkungen erwähnen die einstige weitere Verbreitung der deutschen Zunge in jetzt slowakischen Gegenden, italienische Orte, welche noch vor Kurzem deutsch waren u. s. w. — Ganz anders aber in der Vorrede zu dem Gesammtwerke: Hier ist nur von ethnographischen Grenzen und Inseln die Rede, und eine Anmerkung belehrt uns, daß „der im Text gebrauchte Ausdruck von Sprachgrenzen und Sprachinseln lediglich gebraucht wurde, weil er bisher üblich und leicht verständlich ist“. „Bei der ersten Ausfertigung der Karte“, heißt es einige Seiten vorher, waren in dem czechischen Antheile von Böhmen und Mähren mehrere Städte und Marktflecken als deutsch-czechisch gemischt bezeichnet, da dort vorwiegend deutsch gesprochen wird; diese deutsche Bezeichnung mußte bei strenger Fest-

haltung des ethnographischen Principes im Gegensatze zum sprachlichen entfallen, da die dortige Bevölkerung, wenn sie gleich neben ihrer Muttersprache deutsch spricht, dem czechischen Volksstamme fast ausschließlich angehört."

Eine solche Abänderung würde gewiß berechtigt gewesen sein, wenn sie auf Grund richtigerer Aufnahmen über die Sprachverhältnisse selbst, unter Zurückgehen auf die eigentliche Familiensprache der Einwohner erfolgt wäre. Daß solche Ermittelungen stattgefunden haben, wird indeß nicht gesagt; es wird zunächst in dem bezeichneten Falle dadurch unwahrscheinlich, daß ein namhafter sprachkundiger Geograph auf seinen Wanderungen am Südwestabhange der Sudeten die Sprachverhältnisse in verschiedenen Orten in der That anders fand, als sie die Czörnig'sche Karte angiebt, und zwar mehr zu Gunsten der deutschen Nation. Es wird ferner dadurch unwahrscheinlich, daß, wo eine zweite Aufnahme wirklich ausgeführt worden ist, nämlich bei Feststellung der Grenze zwischen den Italienern und Kroaten in Istrien, die Sprachverhältnisse offenbar nicht die alleinige Entscheidung gegeben haben, vielmehr, wie es nach der betreffenden Darlegung scheint, auf die Tracht und Sitte als Abstammungszeichen ein vorzügliches Gewicht gelegt worden ist, und erst, wo diese widersprechende Resultate ergaben, der nationale Charakter der Mundart den Ausschlag gegeben hat. Es wird endlich noch dadurch unwahrscheinlich, daß die Vorrede der großen Schwierigkeiten gedenkt, welche „die der festen Begrenzung beinahe entbehrende Durchdringung des deutschen und slowenischen Volksstammes in Steiermark und Kärnten" dargeboten hat; denn die Schwierigkeiten konnten hier, sobald man sich darauf beschränkte, die Sprachverhältnisse darzustellen, nicht so bedeutend sein, da beide Sprachen sich ganz bestimmt von einander unterscheiden; eine falsche Tendenz, die Abstammung ermitteln zu wollen, hat aber diese Schwierigkeiten hineingebracht und damit wahrscheinlich — man erinnere sich, wie die Zeitungen von einem Proteste berichteten, der von einer Anzahl deutscher Gemeinden des Marburger Kreises gegen die ihnen angemuthete slowenische Nationalsprache erhoben wurde, — auch den Werth des Aufnahmeergebnisses beeinträchtigt.

Offenbar hat im Laufe der Arbeit das Bestreben, das ganze Werk auf historischen Boden zu stellen, welches andererseits eine Fülle von ethnographisch wichtigen Materialien zur allgemeinen Kenntniß gebracht hat, den statistischen Charakter des Unternehmens allmählich in den Hintergrund gedrängt. In der Vorlage 11 an den statistischen Congreß zu Wien (bis zu welchem das große Werk vollendet wurde), der „Statistik der ethnographischen Verschiedenheiten in der Bevölkerung eines Staats mit Berücksichtigung ihres Einflusses auf Leben, Sitte und Bildung", ist die ethnographische Verschiedenheit identisch mit der Verschiedenheit der Nationalitäten; diese Verschiedenheit erscheint aber als eine von vornherein — also wohl durch Abstammung — gegebene. Die ethnographisch statistischen Momente 1 bis 3 des Programms sprechen von den Gebieten und Wohnsitzen der Völkerstämme und von der Zahl der jedem Volksstamme angehörigen Bewohner, ohne zu sagen, woran solche zu erkennen sind, — und im vierten Moment, „Charakteristik der

Volksstämme", ist die Sprachverschiedenheit nur als ein dritter zu behandeln-
ier Punkt neben oder vielmehr nach der geistigen Eigenthümlichkeit und der
hysischen Ausbildung der Völker erwähnt.

Worin aber liegt die bewegende Ursache dieser Umkehr vom richtigen
am unvollkommenen Prinzip? worin liegt es, daß die Abweichungen von den
orgefundenen Sprachverhältnissen zum Nachtheile des deutschen Volksstam-
nes gegenüber den czechischen (allerdings vermuthlich umgekehrt zu Gun-
ten des deutschen gegenüber dem magyarischen) ausgefallen sind, wäh-
end die wirklichen Abstammungsverhältnisse in Böhmen und Mähren eher
as Umgekehrte hätten ergeben müssen, wenn anders Czörnig's eigene Be-
ierkung richtig ist: daß „die Zähigkeit des ethnographischen Moments freilich
ei den Deutschen die am wenigsten nachhaltige" sei? Man wird wohl nicht
ehlgreifen, wenn man diese Ursache in dem Werke findet, dessen die Vorrede
Seite 6) mit Bewunderung gedenkt, der auf keiner statistischen Grundlage
eruhenden ethnographischen Karte eines sprachgelehrten Panslawisten, des
andsmannes des Direktors der administrativen Statistik Oesterreichs. Diese
arte mag für den österreichischen Staat eine höhere Bedeutung haben,
s ihr für den preußischen zusteht, indem ihre Grenzlinien der wirklichen
prachgrenze und sicher auch der Stammesgrenze wenig entsprechen; jeden-
lls aber muß es einem Statistiker zum Vorwurf gereichen, wenn er sich durch
eselbe verleiten ließ, das Licht des statistischen Kriteriums zu verlassen und
h nebelhaften ethnographischen Vorstellungen hinzugeben, in welchen Wahr-
it und Dichtung nicht immer sich scheiden lassen.

Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum.

I.

Die Stellung der Juden in der alten Welt bietet mehr als eine auf-
lende Analogie mit ihrer Stellung in der Gegenwart. Sie waren im rö-
schen Reiche längst vor der Zerstörung Jerusalems als zerstreute
:benschaften im nördlichen Afrika, in Kleinasien, in ganz Griechenland und
ı hier über das südliche Europa bis nach Spanien verbreitet. Es ist über-
ıpt eine falsche Vorstellung, daß erst das mehrmalige Unglück, welches ihren
enannten Staat traf, sie der Ansässigkeit beraubt und den damit verbun-
ıen edeln und ehrbaren Gewerben des Ackerbaues und der bürgerlichen
dustrie entrissen habe. Falsch ist daher auch der Jammer der Juden
r den Druck der mittelalterlichen Gesetzgebung und ihr stehender Vorwurf
en unsere Vorfahren, daß dieselben ihnen den Zutritt zu jenen edeln und
baren Gewerben verschlossen und allein den Handel offen gelassen hätten,
nicht weniger die Floskel der Judenfreunde, daß die Völker des Mittel-
rs durch die Einschränkung der Juden auf den Handel an der Gemeinheit
Niedrigkeit der Gesinnung derselben, ihres Calculs und ihres Strebens

schuld seien. Mit der Ansässigkeit der Juden ist es in ihrem eigenen Alterthum nie weit her gewesen, Heimathlichkeit auf ihrem Boden und in ihrem eigenen Gesetz ist ihnen nicht besonders nachzurühmen und, statt sich auf der Grundlage des Ackerbaues von unten her aufzubauen und in ihr Gesetz einzuleben, waren sie vielmehr schon unter ihren Königen, wie unter dem zweiten Tempel hauptsächlich nur die unstäten Commissionäre eines fremden Welthandels, der zum Theil durch ihr Gebiet ging und ihnen, während er in seinen großen Bewegungen Asien, Afrika und die Völker des Mittelmeeres umfaßte und die britischen Inseln berührte, auf seiner Passage durch die Wüsten am Saum und im Innern des Landes einige Procente abwarf.

Eines fremden Welthandels, sagten wir, denn die, ohnehin folgenlosen, Versuche einiger ihrer früheren Könige, einen eigenen activen Handel in Gang zu bringen, können neben dem Handels- und Colonialsystem der Phönicier, um von den Griechen zu schweigen, nicht in Betracht kommen. Für den Großhandel und die Schifffahrt waren sie in ihrem Alterthum mit derselben Armuth geschlagen wie im Mittelalter und in der neueren Zeit. Sie haben nie etwas Großes, Nachhaltiges schaffen können; ein System, wie es die Politik einer Handelsgesellschaft ist, zu entwerfen und im Gang zu erhalten, dazu ist ihr Geist zu schwach, zu unstät und unordentlich; das Ritterliche, was die Combinationen des Großhandels und die Unternehmungen der Schifffahrtsnationen charakterisirt, ist ihrer nur auf die Lauer und Ausbeutung angewiesenen Natur fremd. Bloße Zwischenhändler, Commissionäre und, wie die Klagen ihrer Propheten beweisen, Wucherer im Alterthum, waren sie in der kleinen Position derselben Geschäfte während des Mittelalters höchst unschuldig an den ritterlichen Unternehmungen der Hansa und am Handel Venedig's und Genua's, wie im Ausgang des Mittelalters am Welthandel Spaniens und Portugals und jetzt am englischen. Die Welt ausbeuten und die Völker zu ihren Knechten machen, Procente ansammeln und Schätze bilden — das ist der Gedanke des Juden; die Welt dagegen bearbeiten und nach eigenem Bilde veredeln — das ist ihm nie in den Sinn gekommen. Selbst wenn die Völker ihm huldigen und als Judengenossen anhängen, träumt er von einer Schranke, die sie als Anhängsel in gehöriger Distanz hält. Die Welt, wie der Christ auch im Handel und Verkehr will, nachdem Griechen und Phönicier in ihren Colonieen sie in ihren Colonial-Unternehmungen assimilirt haben, überwinden und verklären, das ist ihm geradezu ein Unding. Nicht Arbeit, sondern Profit und Wühlerei soll ihn zu seinem Zweck, zur Herrschaft führen.

J. J. Berghaus meint in seiner „Geschichte der Schifffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums“ (Leipzig 1792), und zwar in dem Kapitel, welches die Geschichte der Schifffahrtskunde bei den Phöniciern behandelt, sehr richtig: „Man könnte vielleicht auf den Gedanken gebracht werden, daß die Juden, die sich rühmten, alle Künste des damaligen Zeitalters zu besitzen, seitdem den Anfang gemacht hätten, sich ununterbrochen mit der Schifffahrt zu beschäftigen. Allein, nichts war den Hebräern unbekannter als diese. Ungeachtet sie unter dem Flor ihrer ersten Könige hinlänglich

Veranlassung dazu hatten, blieben sie nach als vor in diesem Stück die vorsätzlichen Verächter ihres Nutzens. Sie fürchteten sich gleichsam vor dem Meere, woran theils der Ceremonialgottesdienst, und theils vielleicht uralte angestammte Begriffe, welche ganz wahrscheinlich ihre Vorväter mit aus Aegypten gebracht hatten, schuld waren. Das wenige, was sie nun im Seewesen leisteten, war eben so mangelhaft, als es ihre Fortschritte in den abstrakten Wissenschaften waren. Nirgends können wir zuverlässige Spuren in der Geschichte antreffen, daß sie auch in diesen die mindesten Fortschritte gemacht hätten. Folgende kurze Untersuchung wird meine Behauptung rechtfertigen."

„Die Rechenkunst, wie sie zum täglichen Handelsverkehr erfodert wurde, and wahrscheinlich einige Aufmunterung bey ihnen, weil diese mit dem merantilischen Gewerbe des Kaufmanns so genau verbunden ist. Doch dieses st nur Hypothese, und nirgends historisch erweislich; denn alles, was wir eshalb davon anführen könnten, enthält weiter keine Zeugnisse, als solche, ie ihre völlige Unkunde in diesem Stück bestärken. Auch zweifele ich sehr, aß die Juden zu den Zeiten Davids und Salomons einen geschickten Baumeister aufweisen konnten. Hätten sie damals die Architektur verstanden, o würden sie nicht nöthig gehabt haben, Zimmerleute und Baukundige von Tyrus kommen zu lassen, die den Ruhm hatten, in der Bearbeitung des Holzes eine vorzügliche Geschicklichkeit zu besitzen. An Schiffbaukunde war ar nicht zu denken. Sie lockten zwar nach der Besitznehmung des Landes er Verheißung eine Menge theils entwichener, theils fremder Kaufleute in re Seestädte zurück, die ihnen durch Josua als ein nunmehr hebräisches Staatseigenthum waren angewiesen worden; aber an eigene Theilnahme des Seewesens und der Schifffahrt dachten sie gar nicht; wenigstens die Geschichtscher dieses Volks schweigen gänzlich davon. — Ihre Astronomie war eben schlecht, als ihre Steuermannskunde beschaffen. Sie waren so weit von er allereinfachsten Kenntniß des gestirnten Himmels entfernt, und ließen so enig Hang für diese Wissenschaft blicken, daß man keine einzige der gewöhnchsten Naturbegebenheiten, nicht einmal die geringste Nachricht von der Beachtung der Sonnen- und Mondsfinsternisse in allen ihren Jahrbüchern anzeichnet, viel weniger dieselben beschrieben findet. Selbst bey dem Reichum ihrer ausdrucksvollen Sprache scheint ihre Unwissenheit in der Sternnde sich so weit hin zu erstrecken, daß sie, wie einige Sprachforscher beerken wollen, nicht einmal ein Wort hatten, wodurch man den Namen einer erfinsterung der Himmelskörper hätte bezeichnen können. Ganz wahrscheinh sahen sie dieselben, vom frommen Aberglauben belebt, für wunderbare ichen des göttlichen Zorns an, und ließen sich darüber, wie mehrere orienische Völker, in keine weitere Untersuchungen ein. Kurz ich glaube, und ses scheint fast keinem Zweifel unterworfen zu seyn: daß sie alles dasjenige, is man in den Werken eines Scheuchzers, Wiedeburgs, Schmidts, mehr andern rühmlichen Bemühungen und in den Lobrednern der jüdischen athematikkunde und einigen damit verwandten Wissenschaften antrifft, mehr n fremden, anfänglich in Palästina unter ihnen wohnenden Völkern, so wie iterhin von den Babyloniern werden entlehnet haben, als daß man alle

diese Kenntnisse den Nachkommen *Jacobs* zuschreiben könnte, als wenn sie dieselben wie ein Eigenthum kultivirt und auf fremde Nationen verpflanzt hätten. Denn da sie im Grunde alle Völker haßten und verachteten, so wurden sie ein Raub des Stolzes und der Unwissenheit, deren Folge diese war: daß sie sich in den Augen aller übrigen Nationen ebenfalls der tiefsten Verachtung würdig machten. Schon hiezu legten sie den Grund bey der Einnahme von Palästina. Sie, die sich rühmten oder vielmehr einbildeten, daß sie die auserlesenste von allen Menschenracen wären, verbannten ganz natürlich jede fremde Wissenschaft aus dem Kreise ihrer bürgerlichen Verbindung, und zernichteten noch selbst die rühmlichen Stiftungen der Fremden, die sich auf ihren Heereszügen nach Kanaan ihren zerstörenden Händen darboten. Nirgends wollten sie gestatten, daß der prüfenden Vernunft und dem anerschaffenen Scharfsinn des Menschen vor dem blinden Gehorsam ihrer unwissenden Priester der Vorzug gegönnet würde. Dieser Umstand hatte die traurige Folge für die frühesten Bemühungen der phönizischen Philosophen, daß bey der jüdischen Unterjochung von Palästina die akademische Stiftung der Phönizier zu Kirjath-Sepher, die, wie man sagt, mit einem Archiv für die Geschichte dieses Landes versehen war, und worin alle Schriften der phönizischen Weisen aufgehoben wurden, ein Gegenstand ihrer Verwüstung werden mußte, damit die Pralereyen ihrer eigenen Geschichtschreiber die Nachwelt zum Glauben verleiten sollten, daß nicht die Phönizier, Chaldäer und Aegypter, sondern sie die Helden der wissenschaftlichen Geschichte des Alterthums wären, welchen der Ruhm, Weise zu seyn, gebühre, den sie aber mit der unverantwortlichsten Unwissenheit, wenigstens in diesem Stück, auf alle Jahrhunderte befleckt haben. Wie groß ist nicht der Nachtheil, der uns durch die politischen Ereignisse dieses Landes, und selbst durch das undankbare Israel, für die Geschichte der Wissenschaften zugefüget worden ist!"

Wie gesagt, nicht erst seit ihr Tempel gefallen war, sondern schon lange Zeit vorher finden wir die Juden über alle Länder verbreitet, durch das *parthische* und durch das *römische* Reich, „überall und nirgends heimisch, überall und nirgends mächtig". Schon damals zeichneten sie sich eben so sehr durch enges Zusammenhalten untereinander und thätige Theilnahme an dem Schicksal von Glaubensgenossen aus, als durch strenge Abgeschlossenheit gegen fremde Confessionen und Nationen. Die Verschiedenheit der Race, der Religion und der ganzen geistigen Richtung brachte zwischen ihnen und den *Griechen* und *Römern* eine gegenseitige Antipathie hervor, die durch ihre Concurrenz im Handel ohne Zweifel noch erhöht wurde.

Der *Hauptsitz* der Juden außerhalb Palästina's war zum zweitenmal *Aegypten* geworden, seit *Alexander der Große* ein jüdische Colonie dahin verpflanzt hatte; schon hundert Jahre später hatten sie sich mit der ihnen eigenthümlichen Fruchtbarkeit so sehr vermehrt, daß ihre Zahl eine Million betragen haben soll, den siebenten Theil des damals dicht bevölkerten Landes, dessen Einwohnerzahl heute nur auf dritthalb Millionen veranschlagt wird. Sie saßen vom Ufer des Mittelländischen Meeres bis an die Grenzen Aethiopiens und auch die westlich an Aegypten stoßende Landschaft *Cyrenaika* hatte ein-

starke jüdische Bevölkerung. In Aegypten wie in Cyrene hatten sie volles Bürgerrecht. In Alexandrien bewohnten sie von den fünf Stadttheilen beinahe zwei ganz allein, an der Spitze der Gemeinde stand ein Ethnarch (Volksfürst) aus priesterlichem Geschlecht, der zugleich im Innern eine richterliche Gewalt übte und die Erhebung der Staatssteuern besorgte, und ein hoher Rath von siebenzig Aeltesten. Sie genossen besondere, von den Ptolemäern herrührende Privilegien, die Caesar und dann Augustus bestätigten, namentlich in Bezug auf Küstenschifffahrt. Es war ohne Zweifel nicht zufällig, daß sie gerade nach Alexandrien, dem größten Handelsplatz der alten Welt, sich am zahlreichsten gezogen hatten, noch auch daß ihr Quartier in unmittelbarer Nähe der königlichen Werfte und des Hafens lag. Der Wohlstand und die Zahl der alexandrinischen Juden gaben ihnen nicht selten einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse Aegyptens; Einzelne nahmen am Hofe und in der Armee hervorragende Stellungen ein, doch sind auch Beispiele bekannt von der frechen und gewissenlosen Art und Weise, wie sie sich am Hofe aufdrängten und ihre Virtuosität im Ausziehen der Völker zur Anerkennung brachten. Die Anregungen, denen sie sich an dem Hauptsitze griechischer Wissenschaft und Literatur unmöglich ganz entziehen konnten, blieben nicht unfruchtbar; sie modificirten und milderten die einseitige Starrheit des Judenthums, und die alexandrinisch-jüdische Literatur, die aus ihnen hervorgegangen ist, bietet manche interessante Erscheinungen. Selbst die bildende Kunst, zu der das Volk von jeher die wenigste Begabung gehabt zu haben scheint, fand unter den alexandrinischen Juden Pflege; es bildete sich eine eigene Zunft von Handwerkern und Künstlern, deren Mitglieder fortan zu den im Tempel von Jerusalem erforderlichen Arbeiten berufen wurden, während man sich früher deshalb hatte nach Phönicien wenden müssen. Nicht mit Unrecht hat man diese alexandrinischen Juden mit den Juden im maurischen Spanien verglichen.

Auch die Stadt, die mit Alexandrien um die Ehre des zweiten Ranges (nächst Rom) rivalisirte, Antiochia in Syrien, hatte eine große jüdische Gemeinde, wie denn überhaupt in Syrien die Juden einen großen Theil der Bevölkerung bildeten, und die dortige Synagoge war eine der glänzendsten und reich mit Weihgeschenken geschmückt. Eben so waren sie in Kleinasien sehr verbreitet; von den fünf Synagogen auswärtiger Gemeinde in Jerusalem, welche die Apostelgeschichte nennt, gehörten zwei den alexandrinischen und cyrenäischen, zwei den kleinasiatischen und die fünfte den römischen Juden. Wir erfahren aus der Rede Cicero's für Flaccus, daß damals ein römischer Prätor in Kleinasien Anstand nahm, eine den Juden mißliebige Maßregel zu treffen; in einer einzigen Stadt (Apamea in Bithynien) betrug die nach Jerusalem zu sendende Tempelsteuer beinahe hundert Pfund Gold (im Werthe von etwa 2800 Thalern). Daß sich in Athen, Korinth, Thessalonich und Philippi (und ohne Zweifel überall in Griechenland und an den Küsten des Schwarzen Meeres) jüdische Colonieen befanden, ist aus der Apostelgeschichte bekannt.

Daß in Italien, und namentlich in Rom, wo die alte Welt sich

centralisirte, zahlreiche Juden sich aufhielten, würde man schon aus der Bedeutung des alexandrinischen Handels schließen dürfen, durch welchen die Hauptstadt einen großen Theil ihres Getreidebedarfs und die sämmtlichen Luxuswaaren des Orients bezog. Die Abschwächung der Nationalitäten im alexandrinischen Zeitalter wie im römisch-imperatorischen und die gesteigerte Finanzwirthschaft hatten die Juden im hohen Grade zu ihrer Einnistung und für ihre Geldgeschäfte zu benutzen verstanden, während andererseits die großen Völkerbezwinger und Völkermischer, Alexander und Caesar, ihre Brauchbarkeit zur Nivellirung der Nationalitäten wohl zu würdigen gewußt hatten. In Rom wohnten sie größtentheils nicht weit von dem jetzigen Ghetto, auf der Tiberinsel und am linken Tiberufer am Abhange des Vaticans; eine Tiberbrücke behielt noch lange den Namen pons Judaeorum. Sonst war diese Gegend fast nur von bettelhaftem Gesindel, Kleinkrämern und Lohgerbern (die der Nähe des Flusses bedurften) bewohnt. Was die Juden bewogen haben kann, sich vorzugsweise hier niederzulassen, ist unbekannt; ein Zwang kann es durchaus nicht gewesen sein, möglicher Weise aber der Wunsch, den Abladestellen der Tiberschiffe nahe zu sein. Ueber ihre Menge in Rom giebt die erwähnte Rede Cicero's für Flaccus überraschende Aufschlüsse. Die Anklage, die gegen Flaccus wegen seiner Verwaltung Kleinasiens erhoben worden war, warf ihm unter Anderm auch vor, daß er die von den kleinasiatisch-jüdischen Gemeinden nach Jerusalem zu sendende Tempelsteuer confiscirt habe, beiläufig gesagt, auf Grund eines Senatsbeschlusses, der die Ausfuhr von Gold aus römischen Provinzen überhaupt verbot. Die Anklage rechnete auf den Einfluß der römischen Juden; man wisse, sagt Cicero, wie stark an Zahl sie seien, wie eng sie zusammenhalten, welchen Einfluß sie in Versammlungen üben. Um so mehr müsse die Charakterfestigkeit des Mannes anerkannt werden, der „dieser barbarischen Sekte" entgegenzutreten gewagt, dieser aufgeregten Masse, dieser schmähsüchtigen und argwöhnischen Nation Trotz geboten habe.

Aus dieser immerhin großen Behutsamkeit, mit welcher sich selbst ein Cicero aus Furcht vor der Rache der Juden über sie ausspricht, erhellt der Terrorismus, den sie zur Zeit des Unterganges der Republik in Rom in den Volksversammlungen als Geldleute und mit ihrem alle Mittelmeerländer umspannenden Zusammenhange übten. Demokraten, Stützen des Imperialismus, schon Caesar's feurige Bewunderer, weil er die Aristokratie Rom's demüthigte und die Nivellirung der Nationalitäten kräftig in Angriff nahm, schlossen sie sich doch überall, wo sie sich rings um das Becken des Mittelländischen Meeres eingenistet hatten, als eine eigene nationale Genossenschaft gegen ihre Umgebung ab. Sie machten sich zugleich durch ihre ausschließliche Beschränkung auf die Geldgeschäfte, durch ihre Wühlereien gegen die letzten Regungen der nationalen und aristokratischen Parteien, durch ihre offen zur Schau getragene Verachtung aller Völkerschaften und ihre eigene nationale Absperrung verhaßt, während die Aufdringlichkeit, mit welcher sie sich trotz ihrer vermeintlichen natürlichen Reinheit und Vorzüglichkeit in die lukrativen Geschäfte

mengten, ihre Gier und unmännliche Haltungslosigkeit ihnen die allgemeine Verachtung zuzogen.

Mommsen drückt sich natürlich sehr milde über die Juden in seiner „Römischen Geschichte" aus, sagt aber doch: „Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler eben so überall hin, wie später mit dem genuesischen und venetianischen, und neben der römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichts desto weniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Caesar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger für die Nation that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Caesar die Juden in Alexandreia wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie die griechischen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italienisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner eben so schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt, als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad die fremde Volkseigenthümlichkeit sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer gewissermaßen abstracten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem caesarischen Staate, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war."

Außerordentliche Begünstigungen hatten sich also die Juden von Cäsar zu erfreuen, dessen „Kosmopolitismus über nationale Vorurtheile erhaben" war und der überdies im ägyptischen Krieg von Juden eine sehr fördernde Unterstützung erhalten hatte. Er bestätigte die bürgerliche Gleichstellung und die besonderen Privilegien der alexandrinischen Juden, gestattete ausdrücklich die Ausführung der Tempelsteuer und schützte die angefochtene Religionsfreiheit der kleinasiatischen Gemeinden, denen nicht bloß Synagogen zu bauen erlaubt wurde, sondern auch, daß sie am Sabbath nicht vor Gericht zu erscheinen brauchten. Was er für die römischen Juden gethan hat, ist nicht bekannt;

unbedeutend kann es nicht gewesen sein, denn Nacht für Nacht kamen sie an seinen Grabhügel zu trauern. Auch *Augustus* begünstigte sie, *Tiberius* dagegen war ihnen feindlich gesinnt; unter seine Regierung fällt (im Jahre 19) die erste Judenverfolgung in Rom. Die Veranlassung gab die Bekehrung einer vornehmen Römerin *Fulvia*, der Gemahlin des Senators *Saturninus*, zum Judenthum; sie sandte durch ihre jüdischen Lehrer eine Tempelsteuer nach Jerusalem, und diese würdigen Männer unterschlugen die fromme Gabe. Die Sache wurde ruchbar und machte Aufsehen.

Die strenge Absonderung und landsmannschaftlich enge Verbindung der Juden in Rom hatte ohne Zweifel Besorgnisse erregt, nun schien die Proselytenmacherei überhand nehmen zu wollen. Der Senat faßte einen Beschluß, der nur durch eine wirkliche oder vorausgesetzte Gefahr erklärlich ist. Viertausend waffenfähige Männer aus dem Stande der Freigelassenen, die, wie *Tacitus* sagt, „von jüdischem und ägyptischem Aberglauben angesteckt“ waren, wurden auf die Insel Sardinien zur Bekämpfung der dort hausenden Räuberbanden abgeführt; „würden sie von dem ungesunden Klima aufgerieben, so wäre der Schaden gering, die Uebrigen sollten Italien verlassen, wofern sie nicht vor einem festgesetzten Tage ihren unheiligen Glauben abgeschworen hätten.“ So hoch man eine Bevölkerung veranschlagen muß, die eine so große waffenfähige Mannschaft stellen konnte, so sollte man doch glauben, daß durch diesen Schlag die jüdische Gemeinde in Rom so gut wie vernichtet worden sei. Aber kaum dreißig Jahre später (48) waren die Juden in Rom — nach *Dio Cassius* — zu solcher Menge angewachsen, daß sie, ohne Unruhen zu erregen, nicht wohl ausgewiesen werden konnten, weshalb Kaiser *Claudius* sich begnügte, ihre religiösen Versammlungen zu verbieten. Nach *Sueton* jedoch wäre damals eine abermalige Massenausweisung erfolgt, weil sie auf Anstiften eines gewissen *Chrestus* — den man ganz irrthümlich mit *Christus* hat identificiren wollen — unaufhörlichen Aufruhr erregt hätten.

Trotz aller dieser Maßregeln blieb, wie man aus zahlreichen Andeutungen der Schriftsteller sieht, ihre Zahl in Rom immer sehr bedeutend. Die Spannung aber, die, hervorgerufen durch ihre weltlichen Träume von der Knechtung aller Völker, zwischen ihnen und den Römern stattfand, entlud sich endlich in dem mehrjährigen Kampfe, der im Jahre 70 n. Chr. mit der *Eroberung Jerusalems* durch *Titus* und der *Einäscherung* des *Tempels* endigte. Man kann diese Katastrophe mit vollstem Rechte so deuten, daß den Juden die mannichfachen Revolutionen des alten Roms, die sie durch ihre Hetzereien unter dem hauptstädtischen Pöbel förderten, am meisten zu Statten kamen, daß der Zusammenfluß des baaren Geldes in ihren Händen und ihr Zusammenhang mit allen Staatsdieben des ungeheuren Römerreiches ihnen die kühne Idee eingab, eben die Weltherrschaft, die bisher durch die Waffenmacht zu Stande gekommen war, auf die Macht des Geldes zu errichten, und daß die Erstürmung der Tempelstadt und die Zerstörung des letzten Restes des Judenstaates Nothwehr von Seiten der Römer war. Der jüdische Geschichtschreiber *Flavius Josephus*, der Führer und Verräther der aufständischen Juden, derjenige, in dessen Schriften der

Uebergang der früheren jüdischen Herzenshärte in bloße Schlauheit und Pfiffigkeit sich authentisch verfolgen läßt, half mit seiner Verrätherei jene Katastrophe beschleunigen, gleichsam um die Ecke auf den Verfall der heidnischen Nationalculte speculirend und in seinem aufgeklärten Unglauben auf ein verheidnischtes Reformjudenthum raffinirend, welches die siegreichen Römer unvermuthet überraschen und die Welt sich schließlich unterwerfen sollte.

Der unglückliche Ausgang des Aufstandes, dessen Führer Bar-Cochba war, vollendete die Paganisirung des Volkes. Nachdem ihm Titus nach der Erstürmung Jerusalems im Brande des Tempels die letzte Basis für seine Gesetzesübung genommen hatte, jetzt, nach dem Siege Hadrian's über Bar-Cochba, von seiner heiligen Stadt sogar ausgeschlossen, hatte es nur noch sein natürliches, antikes Blut, welches ihm mit den Wallungen des Grimmes und Aergers als Stätte, als Träger und Zeugniß seiner Einzigkeit und Heiligkeit galt. Sein ganzer Religionscultus beschränkte sich seitdem auf Verehrung und Reinhaltung seines Blutes — das Gesetz, von der Stätte abgelöst, auf der es, wenn auch nicht herzliche und treue Ausführung gefunden, doch die Ceremonialmittel des Opferdienstes besessen hatte, wurde in ein leeres und herzloses Gethue verwandelt, welches nur dazu diente, mit seinen Formalitäten die Heiligkeit des Naturblutes von der Berührung mit der unreinen Welt zu behüten. Zunächst war der Zweck noch ein defensiver und zwar sowohl gegen das immer noch mächtige heidnische Römerreich wie gegen die christliche, mit dem Heidenthum in Eine Reihe gestellte Predigt vom Glauben, von der Liebe und vom Mysterium der Versöhnung; allein am Ende der Perspektive stand die Rache am heidnischen und christlichen Gegensatz, der Sieg des Naturblutes und seiner Weltherrschaft. So sehr aber das Volk nach der Vertilgung des Heidenthums lechzte, so hat es doch die Ueberwindung des heidnischen Weltreiches der christlichen Kirche überlassen müssen. Es hat, so lange es in der Fremde lebt, in seinem Ingrimme noch Nichts gestürzt und im Groll seines Gegensatzes sich so unfähig und kraftlos gezeigt, wie in der positiven Produktion. In gleicher Weise, wie die Unfähigkeit seines Ingrimmes, bewies das Volk seine Unkenntniß der Zeiten und seinen Mangel an Kraft der Berechnung, indem es plötzlich durch die Christianisirung des römischen Reiches überrascht und auch gesetzlich in die secundäre Stellung placirt wurde, die ihm bei seinem notorischen Gegensatz gegen die Kirche nur zukommen konnte. Daß es schon damals von der Entwickelung der Kirche und des christlichen Geistes abhängig war und seine gesellschaftliche und politische Geltung seitdem von der zunehmenden Durchdringung der christlichen Völker von ihrem Glauben bestimmt wurde, hätte es um so weniger überraschen sollen, da es selbst mit seiner Fixirung des chimärischen Gesetzes im Talmud von der fortschreitenden positiven Entwickelung des Dogma's und der Verfassung der Kirche angereizt wurde, wie auch seine späteren Organisationsversuche im Mittelalter und seine neueren Aufklärungsthaten ihre Abhängigkeit von dem christlichen Vorgange nicht verleugnen können.

Die schwarzen Diamanten Englands.

I.

Wer hat die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" nicht gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, von dem die Einbildungskraft zurückschreckt; von deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schooße einschließt, bei Weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Werth; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf der Stirn und an dem Halse einer schönen Frau zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte der Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gange der Civilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard's I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum Mißfallen des Königs. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheit seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Zahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze, wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle", gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellung anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der

Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlamente die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlamentes, in Folge deren der darüber in hohem Grade erzürnte König befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes, Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Consumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, ein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfängen schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuß erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfange hervortreten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein hätte werden müssen.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, sociale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu acceptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da meinen, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreiche" nennt.*)

---

*) Aehnliche Kämpfe hatten die Eisenbahnen zu bestehen. Wir führen nur ein Beispiel an, und zwar, wenn man sich so ausdrücken darf, ein einheimisches. Am 22. Juni

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lordmayor eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein officielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Corporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von acht Pence Sterling für die Tonne im Voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterling.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht erhalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hätten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so wäre dies eher gegen den Lordmayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrates überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karl's I. allgemein. *)

1835 erließ das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft eine Vorstellung an die Ministerien des Innern und der Finanzen wegen Anlage von Eisenbahnen. Unterzeichnet ist der damalige Vorsitzende Josef Mendelssohn. Von diesem Schreiben giebt an demselben Tage das Aeltesten-Collegium dem Magistrate Berlins Kenntniß und ersucht ihn, da der Gegenstand unzweifelhaft auch für die Commune Berlins von entschiedener Wichtigkeit sei, den Antrag der Kaufmannschaft bei den Ministerien zu unterstützen. Hierauf erwiderten „Oberbürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger königlicher Residenzien" am 8. September 1835: „Die Herren Aeltesten der hiesigen Kaufmannschaft benachrichtigen wir auf die Mittheilung vom 22. Juni d. J., daß wir deren Antrag bei den königlichen Ministerien, in Betreff der bei Anlegung von Eisenbahnen in den diesseitigen Staaten nothwendig werdenden Einschließung Berlins in den Bereich derselben, durch den Zeitungsbericht unterstützen werden. Uebrigens ist, nach unserem Dafürhalten, wohl nicht zu erwarten, daß die Eisenbahnen im nördlichen Deutschland, bei der geringen Bevölkerung und dem daraus folgenden geringeren Verkehr mit Waaren, wie unter den Menschen selbst durch Reisen, wirklich einen so bedeutenden Eingang finden werden, als die Herren Aeltesten annehmen." Unterzeichnet Krausnick 2c So dachten über die Eisenbahnen 1835 die Väter der Stadt Berlin, aber auch, beeilen wir uns, dies hinzuzusetzen, viele andere um Handel und Industrie verdiente Personen.

*) Bei uns, d. h. in Berlin und der umliegenden Gegend, verschaffte sich die Feuerung mit Steinkohlen viel später Eingang. Sie datirt vom Jahre 1777, wo dieselbe durch den damaligen Departementsrath der Neumärkischen Eisenhüttenwerke, späteren Geh. Ober-

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, man ließ jedoch noch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei oder drei See-

Bergrath Wehling praktisch bekannt gemacht und durch das Beispiel des Etatsminister v. Heinitz eingeführt wurde. Die Steinkohlenöfen wurden zu Vietz in der Neumark gegossen und erfuhren bis zum Jahre 1788 eine Verbreitung nach Magdeburg, Berlin, Breslau, Halle 2c, die sich bis auf die Höhe von 2294 Stück belief. Wenn auch die Steinkohlen wegen ihres in Deutschland, im Vergleich zu England und Frankreich — wo im 15. Jahrhundert durch die medicinische Fakultät zu Paris die Unschädlichkeit des Steinkohlendampfes festgestellt wurde — viel späteren Gebrauchs nicht mit dergleichen Verboten zu kämpfen hatten, so kann man doch nicht sagen, daß sich die wohlwollende, mit „Gruß und Gnade" auftretende Gesetzgebung früherer Jahrhunderte Preußens nicht in alle Verhältnisse, die nur irgendwie Einfluß haben konnten auf das Gemeinwohl, gemischt hätte. Ein wichtiger Gegenstand der Gesetzgebung war auch — um bei den Feuerungsmaterialien stehen zu bleiben — das Brennholz. Schon im Jahre 1692 machte man in Berlin die Entdeckung, „daß sowohl das Kienen- als das Eichen-, Elsen- und Birken-Brennholz" von Tag zu Tag theurer wurde. Diese Entdeckung veranlaßte nun ungesäumt Remeduren, gesetzliche Bestimmungen von großer Präcision und Schärfe. In der Zeit bis 1736, also innerhalb 44 Jahren, entstanden über diese Frage nicht weniger als 23, schreibe drei und zwanzig Gesetze, in Form von Patenten, Taxen, Reglements, Verordnungen, Rescripten und Edikten. Zunächst sollten diejenigen Holzstätten, deren Besitzer mit dem Holze anhielten, ausgespürt werden; wer im Besitze von Brennholz war, sollte alsdann vorgeladen und zur Leistung eines Manifestationseides aufgefordert werden, darüber, wie viel „an allerhand Brennholz bei ihnen in Vorrath sei und wie viel sie zu ihrer Nothdurft und Haushaltung bedürften". Darauf wurde eine Holztaxe festgesetzt: ein Haufen Kienenholz durfte nicht höher als für 3 Thlr. 12 Gr., Elsen- und Birkenholz höchstens für 5 Thlr. verkauft werden. Zuwiderhandlungen zogen Confiscation des Holzes nach sich. Im nächsten Jahre wurde die Taxe dafür festgesetzt: „Kienenholz 3 Thlr., Eichenholz 4 Thlr., Elsen- und Birkenholz 5 Thlr." Im selbigen Jahre ließ auch Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit „zu desto besserer Versorgung" eine ziemliche Quantität Elsen- und Birkenholz in Dero unterhalb des Spreestroms liegenden Heiden schlagen", die „Klufften etwas länger als ordinarié" und solches in Dero Thiergarten hierselbst in Haufen setzen; für dieses Holz wurde demnächst auch ein höherer Preis festgesetzt, nämlich 5 Thlr. 12 Gr. Trotz dieser scharfen Bestimmungen kamen aber sehr viele „Unordnungen, Unterschleife und Betrügereien" beim Handel mit Brennholz vor; verschiedene Holzhändler ließen das Holz nicht auf die Holzmärkte bringen, bedienten sich auch nicht der geschworenen Holzsetzer, sondern brachten es „hinter ihre Häuser", das gehörige Maß an der Länge, Höhe und Breite nicht beobachtend. Aus diesem Grunde erging 1694 der Befehl an die Holzhändler, den Empfang von Brennholz dem Hofholzschreiber (damals einem Herrn Butenbach) zu „vermelden" und dabei glaubhaft zu bescheinigen, von wannen das Holz gebracht werde, um zu wissen, ob es aus der kurfürstlichen Forst oder von Bauern gekauft sei. Holzhaufen, die nicht das richtige Maß hielten, wurden konfiscirt, richtig befundenes Holz wurde mit dem kurfürstlichen Holzhammer gezeichnet. Vier Wochen später erschien ein weitläufiges Reglement über das Brennholz. In demselben war man über den Preis schon etwas anderer Ansicht; für gewisses, gutes Holz, namentlich das aus dem Spreewalde, konnten schon 5 Thlr. für Eichen, 6 Thlr. für Elsen genommen werden. Ebenso erging 1699 eine Taxerhöhung für kurfürstliches Holz: 3 Thlr. 6 Gr. für Kienen-, 5 Thlr. 18 Sgr. für Elsen-, 4 Thlr. 9 Gr. für Eichenholz, wenn es mit „Carinen" eingebracht war; dagegen 4 Thlr. 3 Gr. für Kienen-, 6 Thlr. 6 Gr. für Elsen- und 5 Thlr. 3 Gr. für Eichenholz, falls es aus den unterhalb des Spreestromes liegenden Heiden kam, oder von oberwärts herunter und allhier durch die Schleuse geflößet und im Thiergarten aufgesetzt wurde. Auch das Stättegeld auf den Holzmärkten war genau geordnet. Schon 1707 neue Erhöhungen der Taxe! Grund: „weil denen Unterthanen oberhalb Berlin oder Köpenick wegen

häfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reclamiren, und so für ihre Freiheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die nothwendige Consequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Contraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiter unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenbergwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür dieselbe am Eingange des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkommt oder ihn übersteigt, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, die Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke 2c. verursachen, ferner an den langen Crediten und schlechten Schulden, an dem Gewinn der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler,

---

der weiteren Anfuhre des Kiehnen-Brenn-Holtzes eine Zulage gegeben werden müssen, das Eichenholtz auch daselbst sehr beynöthig, und mehr Transportkosten erfordert". Die Taxe war nun für Kienen 3 Thlr. 10 Gr., 2 Gr. Stättegeld und 1 Gr. Hüterlohn; für Eichen: 5 Thlr. In demselben Jahre kam auch eine Holzaccise auf. Von allem Holze, was hier ankam und hier konsumirt werden sollte, mußte ein Theil an den Thoren „abgegeben" werden, und zwar von jedem zu Wasser kommenden Haufen 4 Stücke, von dem zu Lande kommenden Fuder 2 Stück. Dieses Holz bekamen die „Wachten" und die Zoll- und Accisethorschreiber je zur Hälfte. Das Jahr 1709 brachte eine neue, wiederum erhöhte Taxe. Kienen 4 Thlr. 3 Gr., Eichen 5 Thlr. 3 Gr., Elsen 6 Thlr. 18 Gr., wenn es zu Lande kam; wenn zu Wasser: Kienen 4 Thlr. 17 Gr., Eichen 5 Thlr. 17 Gr. So ging das bis 1735. In diesem Jahre wurde, um die Mißbräuche gänzlich zu beseitigen, ein Generalpatent erlassen. Es sollte jetzt kein anderes Brennholz verkauft werden, als Kloben in einer Länge von 3 rheinländischen Fuß. Jeder Haufe mußte 4 Klafter, jede Klafter zu 6 rheinländischen Fuß hoch und 6 Fuß breit gerechnet, in sich halten. Die Preise betreffend, so sollte ein Haufen mit der Säge geschnittenes Büchen-, Birken- und Elsenholz 6 Thlr. 20 Gr., ein Haufen gesägtes Kienenholz 4 Thlr. 16 Gr., ein Haufen mit dem Beil gehauenes Büchen, Birken, Elsen oder Eichen 6 Thlr. 16 Gr. kosten. — Uebersieht man die ganze Thätigkeit dieser Gesetzgebung, so kommt man zu dem Resultate, daß Letztere von Jahr zu Jahr dem Drange der Verhältnisse nachgeben mußte: Anfangs 3 Thlr. 12 Gr. für Kienen-, 5 Thlr. für Birken- 2c. Holz, nach 40 Jahren 4 Thlr. 16 Gr. für Kienen-, 6 Thlr. 20 Gr. für anderes Holz, eine nicht unerhebliche Preissteigerung für die damaligen Verhältnisse. Mit Recht wundern wir uns heute, daß man solche Bestimmungen treffen konnte! Und doch bewegen wir uns in gewissen Dingen noch ganz auf demselben Pfade.

deren zahlreichste Klasse aus Individuen besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeit nur Mäkler sind, endlich an der Geldgier der Detaillisten jeglicher Art.

Wie dem aber auch sei, der Steinkohlenhandel ist blühend, man hat ihm einen neuen Prachtbau in der Hauptstadt einweihen müssen Unweit des Zollhauses erhebt sich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange), eines der elegantesten Gebäude Londons. Einige der gesammten Steinkohlen-Industrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörse gemachten Geschäfte zur Genüge herausstellen.

Die größten Steinkohlenbecken Europa's sind: das im Süden von Wales in England, welches 4 Meilen breit und 20 Meilen lang ist, ferner das belgische Becken, das sich von Aachen bis nach Valenciennes ausbreitet, das in der Pfalz zwischen Saarbrück und Kreuznach, welches 2—5½ Meilen breit und 15 Meilen lang ist. Aber das größte dieser europäischen Becken verschwindet ganz, wenn man es mit denjenigen vergleicht, welche in Nord-Amerika vorkommen. Das ausgedehnteste der nordamerikanischen Becken ist dasjenige, welches in einiger Entfernung südwestlich vom See Erie seinen Anfang nimmt und sich über die Staaten Pennsylvanien, Virginien, Kentucky, Tennessee bis an den Fluß Tennessee fortsetzt. Es trägt den Namen Apalach'sches Kohlenfeld, hat eine Breite von 37 und eine Länge von 130 geographischen Meilen, während die Oberfläche 2800 geogr. Quadrat-Meilen einnimmt. Um weniges kleiner sind die Becken von Illinois, von Canada und Michigan. Um eine Vorstellung zu geben von der ungeheuren Quantität Pflanzenstoff, welche in diesen Steinkohlenbecken aufgehäuft ist, mag das Folgende dienen: In dem soeben erwähnten Saarbrück'schen Becken haben die Steinkohlenschichten eine Dicke von 1 Centimeter bis zu 14 Fuß. Die Zahl der dickern Schichten, welche die Mühe der Bearbeitung lohnen, beträgt 130 und ihre ganze Dicke zusammengenommen 375 Fuß. Nach der Berechnung von Dechen enthält allein der zwischen Saar und Bließ auf preußischem Gebiete liegende Theil die ungeheure Masse von ungefähr 825,180 Millionen Centner Steinkohlen, so daß, wenn, wie jetzt geschieht, jährlich 9 Mill. Centner davon verbrannt werden, man dort noch für 90,000 Jahre einen hinreichenden Vorrath hat. Dieses Beispiel mag zugleich zur Beruhigung für diejenigen dienen, welche befürchten möchten, daß dies Brennmaterial, welches ein so mächtiger Hebel der Industrie ist, ja bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Bildung fast unentbehrlich genannt werden kann, in einiger Zeit erschöpft werden könnte. Nach v. Carnall ist die jährliche Production von Steinkohlen über die ganze Erde ungefähr 2000 Mill. Centner, die an den Kohlenminen selbst einen Werth von mehr als 240 Millionen Thaler haben. Durch den Transport steigt dieser Werth auf mindestens 360 Mill. Thlr., was viel mehr beträgt, als der Werth alles Goldes und Silbers, das jährlich auf der ganzen Erde gewonnen wird. Die Zahl der Arbeiter in den sämmtlichen Kohlenminen kann auf ungefähr 600,000 geschätzt werden, und rechnet man dazu die Frauen und Kinder, dann

finden dadurch $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen ihren Lebensunterhalt. Die Ausdehnung des Kohlengebirges über die ganze Erde kann auf mindestens 8000 geogr. Quadratmeilen gesetzt werden, als $\frac{1}{3}$ pCt. der ganzen Oberfläche des Festlandes und der Inseln zusammengenommen. Rechnet man nur 48 Fuß für die mittlere Dicke der Kohlenlager, so giebt dies 16 Kubikmeilen feste Kohlenmasse. Da nun oben genannte 2000 Mill. Centner einen Raum von $2666\frac{2}{3}$ Kubikfuß füllen, wird eine Kubikmeile Kohlenmasse beim gegenwärtigen Gebrauch für 5000 Jahre und 16 Kubikmeilen Kohlenmasse also für 80,000 Jahre hinreichen. Berechnet man, wie viel Holz nöthig sein würde, um diese 16 Kubikmeilen Kohlenmasse zu bilden, so findet man, daß dazu die ganze Erdoberfläche, das Meer mit inbegriffen, mit einem 134jährigen Walde bedeckt sein müßte.

Ueber Insektenschaden und Mittel zur Abhülfe.

Aus allen Theilen unseres Vaterlandes mehren sich von Jahr zu Jahr die leider nur zu sehr begründeten Klagen über die progressiv vorschreitende Calamität der Verwüstungen durch Mäuse, Insekten ꝛc. in Gärten, Feldern und Waldungen in so bedenklicher Weise, daß man wohl endlich hinreichend belehrt sein dürfte, daß die einseitigen entgegen strebenden Anstrengungen vereinzelter Besitzer von Acker- und Forstgrundstücken, auf Anregung von Vereinen und Naturkundigen, nicht im Stande sind, dem Uebel auch nur einigermaßen erfolgreich Einhalt zu thun. Hat doch die Staatsregierung trotz der jährlich verausgabten großen Geldsummen für Vertilgung der Raupen ꝛc. nach den verdienstvollen systematischen Anweisungen Ratzeburg's nicht verhindern können, daß in neuerer Zeit immer zunehmend die Bombyx pini mit ihrem Gefolge (Hylasinus piniperda etc.) jährlich großartige Verheerungen in den königlichen Forsten anrichtet, und zwar verhältnißmäßig nicht minder, als in Privatforsten, wo wenig oder nichts zur Verhinderung derselben geschieht — und daß mit ziemlicher Sicherheit auch für die Zukunft diese Verheerungen in Aussicht sind, wenn keine durchgreifenderen, allgemein wirksamen Maßregeln für ihre allmähliche Verminderung getroffen werden können.

Eben so treten dem Landwirthe und Gärtner immer mehr kleine Feinde entgegen, die man vielfach als solche bisher nicht gekannt und daher unbeachtet gelassen hat. In dieser Beziehung hat Dr. Gloger in seiner bekannten Schrift: „Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft unter den Thieren“ zwar die Ursachen bloßgelegt, sich indeß enthalten, Vorschläge zur Beseitigung zu machen.

Diese Calamitäten sind unbewußt systematisch herbeigeführt, theils in Folge vollständiger Umgestaltung der Erdoberfläche durch Menschenhand, so daß die Anordnungen der Natur gestört sind, theils durch die Verfolgung und möglichste Ausrottung vieler mit Unrecht für schädlich gehaltener Thiere, z. B. Iltis, Marder, Dachs (Letzterer beinahe ausgerottet und um so mehr zu schonen, weil er in keiner Beziehung schädlich wird), Fledermaus, Maul-

wurf, Spitzmaus, Falke, Weihe, Eule, Nachtschwalbe, Eidechse, Blindschleiche und Natter; — oder des Vergnügens wegen den Igel und die Singvögel; — hauptsächlich aber im Verlauf vieler Jahre durch den rationellen Betrieb der Land- und Forstwirthschaft, der nur die stricte Ertragsfähigkeit des Bodens ohne Rücksicht auf mögliche und wahrscheinlich störende Natureinflüsse im Auge hatte. Bei dessen Fortsetzung nach jetziger Methode darf man ebenfalls sicher auf die Fortleitung der qu. Verheerungen gefaßt sein.

Der Landwirth will seine Ländereien rein von Gesträuch, Hecken, Steinhaufen, schattengebenden Bäumen ꝛc. haben, um jeder Störung durch dieselben im Betriebe der Bewirthschaftung sowohl als der Beschattung überhoben zu sein. Auch wurden lange Zeit diese Gegenstände als Brutplätze des Ungeziefers betrachtet, während sie faktisch das natürliche Mittel sind, die schädlichen Insekten: Papilio crataegi, polychloros, Bombyx dispar, salicis, monacha, chrysorrhoea, auriflura etc., von den gebauten Fruchtpflanzen ab- und ihre Vertilger anzuziehen.

Hierdurch ist ein Zustand herbeigeführt, daß man leider in vielen Gegenden, besonders aber auf separirten Feldmarken meilenweite Aussichten über Felder genießt, wo kaum ein verkümmerter Baum oder Strauch sichtbar und es daher einem Mäuse oder Insekten fangenden Vogel (Bussard, Weihen oder Falken) absolut unmöglich gemacht ist, sich nieder zu lassen, viel weniger dort zu nisten. — Läßt sich auch wirklich einmal einer dieser Vögel über den weitaus baum- und strauchlosen Fluren blicken, so sieht man ihn nach langem, rathlosem Hin- und Herfliegen endlich auf einem zufälligen Düngerhaufen oder Marksteine sich niederlassen. Solcher Sitz kann ihm aber keine genügend weite Aussicht gewähren, weshalb er ohne Beute (woran doch niemals Mangel ist) bald wieder das Weite suchen muß.

Solche Zustände sind großentheils durch die Separationen und deren Commissarien bewußt und unbewußt mit herbeigeführt.

Der Forstmann will reine Bestände erzielen und seine Waldungen werden nach einer in den Registern wundersam schön arrangirten Schablone bewirthschaftet; auch nicht ein einziger dahin passender Baum oder Strauch darf auf dem betreffenden Schlage zu finden sein. Jeder alte hohle oder knorrige Grenzbaum und jede Strauchpartie wird beseitigt, weil sie die Ordnung stören und der Rentabilität des Forstes Eintrag thun würden.

In Folge dessen sehen die einzelnen Schläge höchst zierlich aus, gleichmäßig und immer niedriger, wie mit der Gartenscheere zugeschnitten, wo natürlich ebenfalls keine Gelegenheit zum bleibenden Aufenthalte für insectenvertilgende Thiere ausfindig zu machen ist.

Zu alledem kommt endlich noch das gewerbsmäßige massenhafte Einfangen der Singvögel zum Verkauf in vielen Gegenden, wodurch die wenigen noch vorhandenen Insectenvertilger noch mehr verringert werden.

Die Folgen solcher rationellen Land- und Forstwirthschaft und Gewerbefreiheit müssen wir nun leider tragen, haben aber auch die Pflicht, Jeder nach Kräften ernstlich auf ihre allmähliche Zurückführung bis zur Unschädlichkeit bedacht zu sein. Viele namhafte Naturforscher, z. B. Gloger, Ratzeburg

und Andere, haben zur Aufdeckung der Gründe des Uebels und durch Vorschläge zur Abhülfe desselben redlich das Ihrige gethan. Eben so bemühen sich manche Volksschullehrer höchst lobenswerth, durch sachgemäßen naturgeschichtlichen Unterricht der Jugend eine Generation mit besseren Einsichten in die diesfälligen Naturverhältnisse heran zu bilden. Die zu hoffenden Erfolge aller dieser Bemühungen sind aber so weitaussehend, daß man sich hiermit durchaus nicht begnügen darf, vielmehr Alles aufbieten muß, um möglichst schnell erfolgreiche Abhülfe zu erlangen.

Diese Letztere würde sich ohne Zweifel sicherer und schneller herbeiführen lassen, wenn sich zunächst die Staatsregierung zu folgenden Maßnahmen bewogen fühlen wollte:

1) im Verwaltungswege:
   a) Durch die Polizeibehörden die bereits über die Raupenvertilgung bestehenden Verordnungen mit mehr Strenge als bisher zur Ausführung zu bringen und von den Säumigen die angedrohten Strafen unnachsichtlich einzuziehen.
   b) Die sämmtlichen Volksschulen zu einem zweckentsprechenderen Unterrichte in der Naturgeschichte der betreffenden nützlichen und schädlichen Thiere anzuweisen.
   c) Durch Empfehlung, event. auch unentgeltliche Vertheilung hierauf bezüglicher werthvoller Schriften an Gemeinden und einflußreiche Privatpersonen, sowie Unterstützung und Förderung desfallsiger mündlicher Vorträge in Vereinen die Kenntniß der Natur zu fördern.
   d) Aufforderungen zur Abfassung bezüglicher Schriften, in specie Monographien und event. Prämiirung derselben, zu erlassen.
   e) Die Land- und Forstwirthe, sowie Separations-Commissarien zur Erhaltung der etwa noch vorhandenen alten Bäume und Hecken auf Rainen und Grenzen, resp. zur Anpflanzung von Letztern an passenden Orten, sowie zur Anpflanzung von Eichen, Eschen, Maulbeerbäumen, Buchen und Ahorn auf angemessenen Strecken an Kunststraßen, Wegen und sonstigen geeigneten Stellen anzuhalten. (Gerade dieser Punkt dürfte als der erfolgreichste und wichtigste vorzugsweise in's Auge zu fassen und auch Seitens der landwirthschaftlichen Vereine zu beachten sein).
   f) Eingegrabene hohe Pfähle mit Querhölzern zum Niederlassen für Weihen, Raben, Krähen ꝛc. auf kahlen Flächen dürften ebenfalls anzuordnen sein.
2) Da sich die bisherigen polizeilichen Verordnungen als unzureichend herausgestellt haben, durch Publication eines Gesetzes:

   das leichtsinnige und unberufene Schießen, das Einfangen, Verkaufen und Halten von Singvögeln, Ammern, Meisen, Staaren, besonders auch der Lerchen, sowie das Zerstören ihrer Nester, das Aufsuchen resp. Verkaufen von Kiebitzeiern und der ihnen verwandten Sumpfvögel bei schwerer Bestrafung zu verbieten und in Zimmern nur das Halten des bei uns nicht einheimischen Kanarienvogels zu gestatten.
3) Durch Vereinbarungen mit den Regierungen möglichst aller derjenigen Länder, welche die Zugvögel auf ihren Wanderungen berühren, diesen überall gleichen Schutz zu verschaffen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Das Rundschreiben des Grafen v. Bismarck und die italienisch-römische Frage bilden immer noch den Hauptgegenstand der politischen Erörterungen und der telegraphischen Mittheilungen. Hinsichtlich des Ersteren dementirt nach einem neueren Telegramme aus Paris der „Etentard“, daß Erklärungen zwischen dem Berliner Cabinet und den Tuilerien ausgetauscht worden seien, zumal Frankreich von der preußischen Circulardepesche keine Kenntniß auf diplomatischem Wege erhalten habe. Von anderer Seite geht aus der Seinestadt die Mittheilung ein, daß der französische Minister der auswärtigen Angelegenheitin den von ihm inspirirten Blättern, sowie auch der „Correspondance Havas“ für die Provinzen, den Auftrag ertheilt habe, möglichst wenig Aufsehen von dem Rundschreiben zu machen und dasselbe vor Allem nicht ungünstig zu deuten. Die obige Auslassung des „Etendard“ schreibt man diesem Einflusse zu. Die offiziöse „Patrie“, heißt es ferner, habe erst von Biarritz Weisung abwarten müssen, ehe sie sich über das Schriftstück geäußert. Es ist bekanntlich so geschehen, daß die „Patrie“ sich gegen die Auslassung der Journale ausspricht, welche das Circular angegriffen: es sei in demselben Nichts enthalten, was verletzen oder Anstoß erregen könnte. Man hält es für wahrscheinlich, daß die Regierung bei dieser ihrer ersten Auffassung bleiben werde, da sie es nicht wünschen dürfte, schon jetzt einen heftigen Kampf in der Presse beginnen zu sehen, wenn sie selbst die Absicht haben sollte, nicht immer so „gute Miene zum bösen Spiele“ zu machen. Die „Epoque“, welche stets einen ausgeprägten Sinn für's Wunderbare bekundet, hat es sich plausibel machen lassen, daß Graf v. d. Goltz bloß nach Biarritz gegangen sei, um dem Kaiser Aufklärungen über das Rundschreiben zu geben, welches Napoleon schon gekannt habe, noch ehe es versendet worden sei; die „Patrie“ indeß berichtigt die Sache dahin, daß der preußische Botschafter, wie in früheren Jahren, so auch in diesem, seine Urlaubszeit dem Seebade, ohne jeden Nebenzweck, widmen wolle.

Der vielbesprochene Artikel St. Marc Girardin's, in welchem er nachweist, daß Frankreich durchaus keinen Krieg wolle und sich durch die Ereignisse in Deutschland in keiner Weise bedroht fühle, erfährt von der Mehrzahl der anderen Pariser Blätter eine günstige Beurtheilung, und man meint, daß aus diesem Umstande schon hervorgehe, wie getreulich dieser Publicist des „Journal des Débats“ den Gefühlen des Landes, die sich mit den Ge-

sinnungen des Kaisers ganz und gar im Einklange befänden, Ausdruck gegeben habe; Deutschland würde also wohl sein nationales Werk vollenden können, ohne einen Krieg mit Frankreich befürchten zu müssen.

Telegraphische Nachrichten aus Florenz vom 22. d. berichten, daß die von der „Gazetta ufficiale“ veröffentlichte ministerielle Erklärung allem Anscheine nach dort überall günstig aufgenommen worden sei. Die Deputirten der Linken sind am Morgen des 22. d. zu Besprechungen über die gegenwärtige politische Lage zusammengetreten, und diese Besprechungen werden fortgesetzt werden. — Garibaldi soll in Arezzo eine Ansprache gehalten haben, in welcher er besonders hervorgehoben, daß Italien sich dem Rufe, der von Rom ausgehe, nicht verschließen könne. Die päpstliche Regierung, heißt es, concentrire ihre Truppen in Rom.

Nach einem Telegramme aus Paris stellt der „Etendard“ wiederholt in Abrede, daß von einer Abänderung der September-Convention die Rede gewesen sei: Italien werde seinen Verpflichtungen Rom gegenüber nachkommen; es blieben allerdings dabei noch unvorherzusehende Eventualitäten in Frage, und in diesem Falle würde ein neues Uebereinkommen nöthig werden, aber auch die Grundlagen eines solchen könnten nur bestehen in Erfüllung der gegenseitig eingegangenen Verpflichtungen, in der Bestrafung der Störer des öffentlichen Friedens, in dem Schutze des heiligen Stuhles, in der Achtung vor den Rechten des römischen Volkes und in den Bemühungen, Garibaldi von der Wiederaufnahme seiner schon einmal gescheiterten Pläne abzuhalten.

Außer den beiden Fragen, insonderheit der letzteren, beschäftigt die Franzosen der Sturz des Credit Mobilier. Der Verwesungsprozeß dieses Instituts scheint sich selbst noch rascher und unaufhaltsamer vollziehen zu wollen, als man noch vor kurzer Zeit annehmen konnte; die $37\frac{1}{2}$ Millionen der Bank, wenn sie überhaupt wirklich vorgeschossen werden, was bis heute noch nicht einmal als gesichert erscheint, sind nur wie Tropfen auf einen heißen Stein, und eine Rettung der dahinsiechenden Anstalt ist nicht mehr möglich. Daß die öffentliche Meinung in Paris diese Ansicht theilt, beweist der Cours der Actien, der sich, ohnedies schon niedrig genug, in verflossener Woche abermals um über 50 Frcs. verschlechtert hat, und die einzige Frage, womit sich der unglückliche Besitzer von Creditactien heute noch beschäftigt, ist, wieviel bei einer Liquidation der Anstalt per Actie herauskommen mag. Jedenfalls verzweifelt wenig! Zwar will man jetzt die Haupturheber alles dieses Unheils, die Gebrüder Pereire selbst, über Bord werfen und die Verwaltung neu organisiren; aber wenn auch ein solcher Schritt, vor Jahren unternommen, das Unternehmen hätte vielleicht noch retten können, heute kommt er zu spät. Die Solvenz der Anstalt läßt sich dadurch nicht mehr herstellen, denn neue Namen im Verwaltungsrathe, und seien es auch die ehrenwerthesten in Frankreich, können das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen, können das verlorene Capital nicht mehr zurückbringen. Alle Versuche und Experimente in dieser Richtung müssen sich schließlich doch als vergeblich erweisen und den Tausenden von unglücklichen und geprellten „pères

de famille“ wird nichts übrig bleiben, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und ruhig den Verlust ihres den Pereire's im guten Glauben anvertrauten Capitals zu ertragen. Zwar ist die Erbitterung unter dem Pariser Publikum gegen die obersten Leiter des Credit Mobilier eine außerordentliche, und man sagt schon laut, daß, wollte der Staatsanwalt die Bücher des Credit Mobilier mit Beschlag belegen, er darin Anhaltspunkte genug zu einer correctionellen Klage gegen die Pereire's und Consorten finden würde, die so durch ein Urtheil des Zuchtpolizeigerichts zur Vergütung des den Actionären zugefügten Schadens aus ihrem Privatvermögen angehalten werden könnten. Vorläufig ist es indessen noch nicht so weit, und die Gönner der Pereire's sind noch zu mächtig.

Was aber der ganzen unerquicklichen Sache noch eine andere sehr ernste Seite giebt, ist, daß die Katastrophe nicht nur eine finanzielle, sondern unbestreitbar auch eine politische Tragweite hat. Einer der Pereire's rühmte vor mehreren Jahren in einem seiner Rechenschaftsberichte: „Wir sind solidarisch mit dem Kaiserreiche“, und bis zu einem gewissen Grade waren dies wahrlich keine leeren Worte. Der Credit Mobilier war in der ersten Periode seines Bestehens eine treue und sehr wesentliche Stütze der Regierung; der von ihm Jahre lang ausströmende scheinbare Glanz und Reichthum verblendete die französische Nation und zog ihre Aufmerksamkeit von gar manchen politischen Transactionen ab, deren Durchführung dadurch erleichtert und beschleunigt wurde. Jetzt hat sich freilich das Blatt gewendet, jetzt sieht sich die Regierung genöthigt, das mit ihr solidarische Unternehmen zu stützen und vor dem Verderben zu retten, eine Aufgabe, die ihr aber durchaus nicht gelingen will. Andererseits aber ließe es sich nicht leugnen, daß der Zusammenbruch des Credit Mobilier und besonders auch der mit ihr eng verknüpften „Société immobilière“ die traurigsten, noch nicht übersehbaren Consequenzen haben würde. Wird der Immobilière nicht geholfen, so muß sie ihre schon in zahlreiche Prozesse verwickelten Bauten in Paris und Marseille gänzlich einstellen und ihre Häuser zwangsweise versteigern oder sonst um jeden Preis veräußern. Damit wird aber aller Häuserbesitz entwerthet; die Krise der Hausbesitzer und Bau-Unternehmer beginnt, etwa 200,000 Arbeiter in Paris und Marseille werden brodlos noch vor dem Winter und bei steigenden Brodpreisen; die Krise erstreckt sich auch auf die Pariser Stadtregierung des Baron v. Haußmann, welche ihre Häuser im Betrage von etwa 70 Millionen Francs entwerthen, ihre direkten und indirekten Einnahmen abnehmen, ihren unmäßig und auf die stetige Zunahme der Einnahmen hin erweiterten Credit erschüttert sieht, während die Herabsetzung oder Abschaffung des Octroi verlangt wird. Ob solches Unheil noch abgehalten werden kann, muß die nächste Zukunft lehren.

Schon seit längerer Zeit war mehrfach die Frage aufgetaucht, ob zum Zweck des Eintritts der 80 Abgeordneten aus den von Preußen neu erworbenen Landestheilen das preußische Abgeordnetenhaus noch vor dem 1. November d. J. werde aufgelöst werden, so daß mit der diesjährigen ordentlichen Session des Landtages der preußischen

Monarchie nicht bloß für die neuen Provinzen, sondern für das ganze Land eine neue Legislaturperiode beginnen könne. Bekanntlich ist nun mittelst königlicher Verordnung vom 22. d. Mts. die Auflösung des Hauses der Abgeordneten erfolgt.

An und für sich war die Auflösung und Neuwahl schon um deswillen zu empfehlen, weil die bisherigen Mitglieder des Abgeordnetenhauses unter ganz anderen politischen Um- und Zuständen gewählt worden waren, als jetzt bestehen; und in dieser Beziehung mußte es namentlich von Gewicht sein, daß sie gewählt wurden, als die Länder, deren Abgeordnete jetzt in das Haus eintreten sollen, noch mit Preußen im Kriege waren. Auch vom Standpunkte des Verfassungsrechtes war die Auflösung und Neuwahl in diesem Augenblicke und jedenfalls vor dem Beginn der Session zu empfehlen. Denn indem die neuen Abgeordneten ihr Mandat vom Oktober 1867 datirt hätten, während das der alten vom Juli 1866 datirte, hätte sich im Fall einer Nichtauflösung der Uebelstand ergeben, daß beim Ende der Legislaturperiode im Juli 1869 die Abgeordneten der neuen Länder ihr Mandat nicht die verfassungsmäßigen drei Jahre hindurch, sondern 1¾ Jahre lang getragen hätten.

Um noch ein Mal auf das diplomatische Rundschreiben des Grafen von Bismarck zurückzukommen, so sagt dasselbe mit angemessener Bestimmtheit: „Das deutsche Nationalgefühl erträgt den Gedanken nicht, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen." Dieses gewichtige Wort verdient wohl, daß der Norddeutsche Reichstag es durch seine Unterschrift und sein Siegel bekräftige. Unsere Nation hat in der That zu verlangen und sie verlangt, daß man sich in Paris das Gelüst, ihren Vormund zu spielen, vergehen lasse; andernfalls würde keine Freundschaft bleiben zwischen beiden Nationen. Sie erwartet dieselbe Zurückhaltung auch von Oesterreich. Sie vollzieht eine Umgestaltung ihrer inneren Verhältnisse, ohne auswärtige Propaganda zu machen, oder auf auswärtige Verhältnisse einwirken zu wollen; daher hofft sie aber auch, „daß von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt Alles vermieden werden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, hervorrufen könnte." Nachdem anfänglich aus Salzburg allerlei bedrohlich klingende Nachrichten ausgegegangen waren und ein Wiener Blatt uns ausdrücklich gemahnt hätte, die dortigen Abreden nicht so leicht zu nehmen, haben die französische und die österreichische Regierung später jede Einmischungsabsicht „bestimmt verneint". Diese Erklärung kann man nun allenfalls dahin verstehen, daß in Salzburg kein Einmischungsplan zu Stande gekommen ist; daß aber auch keiner versucht worden, das wird man nicht so leicht glauben dürfen. Nach Allem, was man seit den Nikolsburger Verhandlungen erlebte, muß man vielmehr bekennen, daß man die Regierung und das Volk von Frankreich noch nicht auf dem wünschenswerthen Standpunkt der Zurückhaltung erblickt, und es ist daher jedenfalls geboten, daß der

Reichstag sich vor ihnen über seine Auffassung äußert, wodurch er vielleicht einen gewissen Nutzen, einen Schaden gewiß nicht stiften würde, Er kann ihnen damit vielleicht eine heilsame Scheu einflößen, etwas Schlimmes aber nimmermehr damit bewirken.

Der Reichstag ist doch sicherlich damit einverstanden, daß die weitere Entwicklung in Deutschland nicht abhängig zu machen ist von französischer Einwilligung; ist das aber seine Ansicht, so kann und muß er sie auch aussprechen. Denn was man zu unternehmen Willens ist, dazu muß man sich, es sei denn, daß es auf eine Ueberraschung abgesehen wäre, auch bekennen; um Ueberraschungen handelt es sich hier aber nicht, sondern nur um Wahrung von Rechten. Zu allererst und vorläufig muß die deutsche Nation ihr Recht wahren, nach ihrem Ermessen sich eine Verfassung zu geben; sie muß dem Auslande einschärfen, daß sie ihm dabei kein Mitsprechen gestattet. In dieser Hinsicht erklärt nun das preußische Rundschreiben: „Der norddeutsche Bund wird jedem Bedürfnisse der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden auch in Zukunft bereitwilligst entgegenkommen", und es wird nur die Einschränkung oder Erläuterung hinzugefügt: „wir werden aber die Bestimmung des Maßes, welches die gegenseitige Annäherung inne zu halten hat, jederzeit der freien Entschließung unsrer süddeutschen Verbündeten überlassen." Hiermit ist so viel gesagt, daß es lediglich bei den süddeutschen Regierungen steht, die Anknüpfung eines engeren Bundes mit dem norddeutschen Bunde, die, wenn sie es verlangen, bis zur förmlichen und völligen Aufnahme in diesen Bund gehen kann, zu beantragen; und wenn sie derartige Entschlüsse fassen, so wird der Bund keiner auswärtigen Regierung ein Widerspruchsrecht einräumen.

Diesen Standpunkt des Bundespräsidiums kann man einstweilen als genügend gelten lassen; würde aber nicht der Reichstag ein Wenig weiter gehen können? In der That würde er nicht bloß in der Lage sein, das unwahre Gerede Vieler zu entkräften, daß Preußen die süddeutschen Staaten in den Bund nicht aufnehmen wolle und nicht aufzunehmen wage; der Reichstag würde sämmtlichen Süddeutschen auch zu wissen geben können, was er von ihrer vaterländischen Gesinnung erwarte. Wir Deutsche sind, so würde er sprechen können, auch heute noch eine einige Nation, so wie wir es von jeher waren, und wir haben heute noch dieselben Anrechte auf einander, wie jemals. Der Main war niemals eine Grenze Deutschlands und ist es auch jetzt nicht. Die 30 Millionen, welche nördlich vom Main eine gemeinsame Verfassung angenommen haben, dürfen daher wohl erwarten, daß die südlich wohnenden 8 Millionen sich ihrer nationalen Pflicht bewußt sein werden, sich anzuschließen, und daß sie es nicht etwa für eine Sache ihres Beliebens ansehen werden, ob sie bei der Nation bleiben oder sich ihr entfremden wollen. Solche Erklärungen auf der Tribüne des Reichstages, würden sie nicht von Nutzen, würden sie nicht angemessen sein? Wahrlich, bevor der Reichstag an seine einzelnen Arbeiten geht, muß es ihm zukommen und nicht überflüssig sein, zu erklären, wie er die Stellung, die Rechte und

die Aufgaben und Entwickelungsziele der Nation im Großen ansieht. Und dazu bietet ihm die Adreßdebatte Gelegenheit.

Preußen und Rußland.

Die Wiener „Debatte" beschäftigt sich jetzt mit ihrem dem Andenken Sobieski's gewidmeten Artikel, den sie vor einigen Tagen in die Welt geschickt, und mit dem tiefen Eindruck, den derselbe, wie sie sich ausdrückt, wider Erwarten in Deutschland, England und Frankreich gemacht hat. Sie behandelt also ihre Idee, daß Oesterreich Polen Dank schuldig und zur Hülfeleistung für seine Wiederherstellung verpflichtet sei, sehr ernst. Im Eingang ihres neuesten Artikels führt sie die Gründe an, die sie nicht hoffen lassen konnten, daß ihr Artikel zu einer europäischen Diskussion Anlaß geben würde: erstlich die verbreitete Annahme, daß Polen eine Leiche sei, sodann die Lauheit der Politiker, die eine polnische Frage zwar noch für möglich hielten, aber nur nicht für die Gegenwart, endlich die Vorstellung des Auslandes über Oesterreich, wonach man demselben die Fähigkeit zu einer activen Politik, die aus eigener Initiative hervorgehe, völlig abspreche.

Also: Polen ist nicht todt, seine Wiederherstellung darf nicht aufgeschoben werden, Oesterreich hat die Initiative zu einer activen Politik nicht verloren: — das ist der Hauptinhalt des neuesten Artikels der officiösen „Debatte", — diese Proklamation ist der Zweck, weshalb sie ihn geschrieben. Natürlich gedenkt sie mit Genugthuung eines kurz vorher erschienenen Artikels des Pariser „Siècle", der von der Nothwendigkeit sprach, daß Frankreich, wenn Oesterreichs Rolle in Deutschland ausgespielt sei, diesem Staate seine Umwandlung in eine große slawische Schutzmacht möglichst erleichtern und mit Oesterreich die polnische Frage in Angriff nehmen müsse. Die „Debatte" macht auch darauf aufmerksam, daß das eigenthümliche Zusammentreffen ihres Artikels mit der Erklärung des „Siècle" den „Temps" vermuthen lasse, daß hierin eine Folge der Salzburger Zusammenkunft zu bemerken sei und daß man in Salzburg sich wenigstens in Bezug auf die orientalische und polnische Frage verständigt habe. Sie bemerkt mit keinem Wort, ob der „Temps" mit seiner Vermuthung auf dem richtigen oder falschen Wege sei, läßt diese also gelten und verspricht, ihre Erörterung der polnischen Frage nächstens fortzusetzen.

Für die Westslawen giebt es, wie jetzt die Sachen stehen, durchaus nur Eine Alternative: sie müssen, soweit sie schon zu Preußen gehören, mit Deutschland gehen und unter dessen Schutz ihre Nationalität und Eigenthümlichkeit entfalten, während die Uebrigen derselben, mit Ausschluß der Czechen, sich von Rußland annectiren lassen müssen. Ein Drittes giebt es nicht mehr. Polen hätte bei einem gehörigen Begreifen seiner Stellung eine Mittelrolle spielen; es hätte die

Weiß- und Kleinrussen mit sich vereinigen, die russische Macht brechen und als mächtiger Mittelstaat einen Einfluß auf die ganze westslawische Welt üben können; allein dies ist durch das jahrhundertlange unsinnige Verfahren der Polen verscherzt; jetzt giebt es für sie, sowohl im „Königreich“ Polen, als in Galizien, nur noch einen wirklich treu und ehrlich gemeinten Anschluß an Rußland, dem sich zu unterwerfen ja überdies die Ruthenen Galiziens bestreben.

Böhmen muß sich beugen, und seine Czechenpartei wird auch nicht den von Manchen gefürchteten Widerstand leisten. Man gewähre, oder lasse ferner derselben, was billig und recht, Freiheit ihrer Sprache und der Ausbildung innerhalb dieses Idioms. Die Rolle, welche von einigen deutschen Adligen in Böhmen gespielt, ist völlig einfältig. Die stockbürgerliche Czechenpartei hat früher den Adel vorgeschoben, um unter dessen Aegide desto wirksamer zu kämpfen; jetzt, wo zwar der Adel nichts mehr nützt, aber doch die Stellung dieser Männer, namentlich auch wegen ihrer deutschen Herkunft, dienen kann, um über die Zwecke der slawischen Partei einen Schleier auszubreiten, bedient man sich ihrer gleichfalls noch, dann aber wird man sie über Bord werfen. Den Herren bleibt nichts übrig, als sich eng mit der Partei der Deutschen zu verbinden, die über kurz oder lang die Oberhand bekommen wird und muß und die zwar an Zahl der Seelen noch nach-, an Intelligenz aber bei Weitem voransteht.

Kaum anders ist die Stellung der Ungarn. Diese haben der österreichischen Regierung Alles entrissen und ihr Nichts als den leeren Namen der Oberherrschaft gelassen. Was wird aber die Folge sein? Können die Magyaren ihren bodenlosen Traum eines magyarischen Reiches ausführen? Die Südslawen werden sie bald eines Anderen belehren, denn bei der endlos unter einander geschlungenen Bevölkerung Ungarns muß zwischen den gehorchenden Slawen, — denn der Slawe ist nach dem ungarischen Sprüchwort ja kein freier Mann, — und den herrschenden Magyaren ein unabsehbarer, verworrener Kampf sich entspinnen, und wie Ungarn aus den Türkenkriegen sich nicht mit eigener Kraft herauswinden konnte, so wird es sich aus dem innern Kriege der verschiedenen, Ungarn bewohnenden Völkerschaften nicht ohne Deutschlands Hülfe herauswinden können. Die unvermeidliche, wenn auch erst spätere Folge muß sein, daß Deutschland mehr als vorher zum Herrn von Ungarn und dem Donaulaufe wird.

Wenn nun Böhmen noch mehr germanisirt, Ungarn den Deutschen unterworfen werden soll, so muß Preußen-Deutschland noch mehr gestärkt werden, insonderheit nach Süden hin. In Böhmen ist das deutsche Element über die Grenzgebirge gedrungen und hat sich vorzüglich in denselben niedergelassen. In der Gegend von Braunau angefangen, bewohnen die Deutschen in zusammenhängenden Massen bis in die Gegend von Böhmisch-Gratzen ein Gebiet, das sich in einem 112 Meilen langen Bogen an der nördlichen, westlichen und südlichen Grenze hinzieht und bald mehr bald weniger tief in's Land hineinerstreckt. Am tiefsten reicht es an der nordwestlichen Spitze in's Land, wohingegen es am schmalsten in der Mitte der Grenzlinie gegen Bayern

wird. Von Bayern aus ist überhaupt die Germanisirung Böhmens wenig betrieben worden, von hier aus hat sich keine Industrie verbreitet unter die Czechen, wie das vom Erzgebirge aus in so reichem Maße der Fall gewesen. Dies ist ganz natürlich.

Bayern ist in Allem zurück, aber dafür von politischen Parteien und Agitationen zerklüftet, ein Schicksal, das dies Königreich mit den übrigen süddeutschen Staaten mehr oder weniger theilt. Die glückliche Wendung in der politischen Zukunft Süddeutschlands hängt lediglich von Preußen ab, von der Weisheit und Thatkraft seiner Regierung. Preußen muß handeln und kann auch einzig und allein handeln. Will es, bei schneller Benutzung eines günstigen Augenblicks in der Stellung der europäischen Verhältnisse, das deutsche Werk vollenden, so muß es verstehen, auf die Massen in Süddeutschland zu wirken, und sich nicht für zu stolz halten, Sachen hervorzuholen, die dem Nüchternen freilich nur als Theater-Apparat erscheinen mögen. Aber in jenen Ländern der alten Reichsstädte und der unzähligen alten Reichsterritorien lebt die Erinnerung an das Reich auch noch viel kräftiger fort, als in Preußen, ja man kann sagen, die Idee des deutschen Reiches in seiner zeitgemäßen Verjüngung, mit seiner südlichen Grenze an das Mährische Gebirge und die Alpen stoßend und so seinem Verbündeten, dem italienischen Königreiche, leichter wie jetzt die Hand reichend, ist der einzige politische Gedanke, der den süddeutschen Stämmen wirklich gemeinsam und heilig ist. Deshalb wird man sich über kurz oder lang doch entschließen müssen, die Kaiserkrone hervorzuholen. Mit diesem scheinbar so unschuldigen Apparate wird man in Süddeutschland, vor Allem in Bayern, Wunder wirken.

Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum.

II.

Noch größer vielleicht als im Occident war die Verbreitung der Juden östlich vom Euphrat. Um das Jahr 20 gründeten zwei Juden aus der Stadt Naarda in Syrien am Euphrat einen Raubstaat, der sechszehn Jahre bestand und von dem parthischen Könige Artaban nicht nur anerkannt, sondern auch durch den Antrag eines Bündnisses geehrt wurde. Asinai und Anilai waren die Namen der beiden Brüder, die, der Lehre eines Webers entlaufen, eine Schaar Unzufriedener um sich sammelten und durch Streifzüge, Ueberfälle und Brandschatzungen der Umgegend ihre Macht so weit vergrößerten, daß der König des mächtigen Parthiens sich herbeiließ, mit ihnen zu verhandeln. Das Ende dieses kleinen Raubstaates war nicht minder romanhaft als sein Anfang. Anilai hatte eine schöne heidnische Gefangene bei sich, der er auf ihre Bitten gestattete, ihren Göttern zu opfern. Dies erregte die Unzufriedenheit der Zeloten in seiner Schaar und namentlich des älteren Bruders. Die heidnische Schwägerin reichte Asinai Gift. Bald

darauf brach im Angriff, den der Schwiegersohn des Königs von Parthien aus Rache für eine in Naarda erduldete Gefangenschaft unternahm, die Macht des jüdischen Raubstaates; auf einem Streifzuge gegen die Babylonier wurde auch Anilai erschlagen. Nach der Zersprengung und Vernichtung der Seinigen wandten sich die Babylonier gegen die in ihren Städten wohnenden Juden, um auch an diesen die von den Räubern in Naarda erduldeten Uebelthaten zu rächen. Viele suchten in Seleucia am Tigris eine Zuflucht, aber auch dort wurden sie verfolgt und (im Jahre 41) von den vereinigten Griechen und Syrern ihrer Fünftausend erschlagen; die Uebrigen flohen nach Ktesiphon, der Hauptstadt von Parthien, oder zogen sich in die beiden befestigten und von Juden bewohnten Städte Naarda und Nisibis zurück.

Auch in den Ländern jenseits des Tigris sowie in Armenien wohnten Juden zahlreich. Ein Schreiben des Synhedrialvorstandes Gamaliel des Aeltern (in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) ist an „die Brüder in Babylonien, Medien und Griechenland" gerichtet. Er meldet ihnen, daß der Frühling sich verspätet habe, die Lämmer noch zart, die Tauben noch nicht flügge seien, daher habe es ihm und seinen Genossen gefallen, das laufende Jahr um dreißig Tage zu verlängern.

Einen merkwürdigen Beleg für die Ausbreitung des Judenthums im Osten giebt die Bekehrungsgeschichte der Königsfamilie von Adiabene, eines kleinen Staates östlich vom oberen Tigris, der, zwischen den beiden Großmächten Rom und Parthien gelegen, mehrere Jahrhunderte seine Unabhängigkeit behauptete. Das hier am Anfang des 1. Jahrhunderts regierende Königspaar Monobaz und Helena lebte nach der Sitte orientalischer Höfe in einer Geschwisterehe; der Thronfolger Izates wurde an einem befreundeten Hofe am nördlichen Ufer des Persischen Meerbusens erzogen. Dort bekehrte ihn ein jüdischer Kaufmann, Namens Anania, und, ohne von diesem Religionswechsel des Sohnes zu wissen, trat auch Helena zu demselben Glauben über. Nach dem Tode Monobaz' (um 36) bestieg Izates den Thron und bekannte sich mit allen seinen Verwandten nun öffentlich zum Judenthum, ja er ließ sogar die Beschneidung an sich vollziehen. Dieser Abfall von der Landesreligion erregte Unzufriedenheit, Izates dämpfte jedoch alle Aufstandsversuche seiner Gegner und regierte 24 Jahre (bis 60) unangefochten. Er sandte von seinen vierundzwanzig Söhnen fünf nach Jerusalem, um sie dort in der jüdischen Religion unterrichten zu lassen. Helena pilgerte selbst dahin (um 46), beschenkte den Tempel königlich und trug zur Linderung einer Hungersnoth bei, von der sie das Land gedrückt fand, indem sie in Alexandrien Getreide, in Cypern Feigen aufkaufen und unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Als sie — nach ihrem Sohne Izates — gestorben war, ließ dessen ebenfalls dem Judenthum ergebener Nachfolger Monobaz II. die Leichen der Mutter und des Sohnes nach Jerusalem führen und in dem dort von Helena erbauten Mausoleum beisetzen. Noch jetzt sind Trümmer dieses Denkmals vorhanden, die man unter dem Namen der Königsgräber kennt. Auch später bewies die Adiabenische Königsfamilie ihre Anhänglichkeit an das Judenthum durch Bauten in Jerusalem und Geschenke an den Tempel.

Bei dieser Verbreitung des Judenthums über die ganze bewohnte Erde*) kann das kleine Palästina nur insofern als das Hauptland der jüdischen Religion angesehen werden, als es für sie den religiösen Mittelpunkt

*) Daß die Juden auch in Ostindien und in China seit Jahrhunderten angesiedelt sind, ist höchst interessant. Ihre Colonie in Ostindien soll den Apostel Thomas vorzüglich zur Fahrt nach Indien veranlaßt haben, eine malabarische Sage, die aber aller historischen Begründung entbehrt. Die Zeugnisse für das Dasein der Juden in Indien reichen höchstens bis zum 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und aus den bisher bekannt gewordenen oder enträthselten Nachrichten ergiebt sich, daß eine Anzahl von etwa 72 Familien unter Anführung eines Joseph Rabban, beim Könige von Indien Scheram Perimal (nach Anderen Eravi Vanmara) Schutz gesucht und ein Stück Land bei Cranganore zur Bildung eines kleinen Fürstenthums erhalten habe. Das Innere blieb ihnen selbst überlassen, und war auch wohl am Ende nichts weiter als eine Gemeindeverfassung mit erblichem Vorstande. Indessen breiteten sich diese Urfamilien, welche nachher den Adel in diesem Fürstenthume bildeten, ungemein aus, wurden sehr reich, bekehrten viele Hindus und besonders Sklaven. Diese, meist Schwarze, wurden zu einer uns unbekannten Zeit so mächtig, daß sie sich gegen ihre weißen Vornehmen empörten und einen wüthenden Farbenkrieg hervorriefen, welchen die Regierung mit Mühe beilegte. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß im Laufe der Jahrhunderte nur noch wenig weiße Familien sich erhalten hatten; denn als das jüdische Reich bei Cranganore durch den Streit zweier Brüder um die Herrschaft von dem indischen Könige, nachdem es tausend (?) Jahre bestanden hatte, aufgelöst ward, fanden die späteren asiatisch- und europäisch-jüdischen Ankömmlinge keinen Farbenunterschied mehr an der Küste von Malabar und brachten durch ihre Ankunft auch von Neuem einen Farbenhaß hervor. Die Portugiesen verdrängten die Juden ganz aus ihrem Gebiet; Letztere wandten sich nach Kotschin, wo sich die Gemeinde durch spätere Ankömmlinge aus Europa und Afrika verstärkte. Die weiteren Zwistigkeiten europäischer Mächte in Indien, besonders aber der Krieg des Hyder Ali hat den Juden ungemein geschadet. Ihre jetzige Zahl wird von Keinem mit einiger Zuverlässigkeit angegeben, selbst von ihren gegenwärtigen Wohnsitzen kennt man nur wenige, nämlich Kotschin, Angikaimal, Paru, Tirvetner, Palar, Tschenot, Muttam, Madras, Bombay, wo 5000 bis 6000 Israeliten leben sollen, Surate rc. Daß ein Ueberrest von Abraham's Geschlecht auch im Innern China's existirt, hat man bereits vor mehr als 200 Jahren gewußt und viel länger schon vermuthet. Der Jesuit Ricci während seines Aufenthalts in Peking zu Anfang des 17. Jahrhunderts war es, der die Aufmerksamkeit von Ausländern stark auf die Juden von Kai-fung-fu, der alten Hauptstadt der Provinz Ho-nan, lenkte. Im Jahre 1618 wurde sie von Ricci's Nachfolger, Aleni, besucht und zwischen 1704 und 1728 waren die Patres Gozani, Domenge und Gaubil in Folge persönlicher Nachforschung an Ort und Stelle in den Stand gesetzt worden, genaue Beschreibung von dem Volk, seiner Synagoge und heiligen Büchern zu liefern. Man vergaß so ziemlich diese Handvoll Juden wieder, bis eine große Geldsumme, welche eine Lady der „London Society for Christianising Jews" übergab, um Nachforschungen über die chinesischen Juden anzustellen, den Bischof von Hongkong 1850 veranlaßte, zwei intelligente, zum Christenthum übergetretene Chinesen zur Aufsuchung dieser Juden auszusenden. Ihr Bericht erschien 1851 zu Shanghai. Wir entnehmen daraus, daß die Judengemeinde außer Beschneidung und Religion in Tracht, Sprache, Sitten und Gebräuchen ganz zu Chinesen geworden sind, auch chinesische Namen führen. Das Interessanteste, was die beiden Missionäre mitbrachten, waren acht Manuskripte mit Stücken des Alten Testamentes, in hebräischer Sprache, meist in großen Rollen, wenige in kleiner Buchform, auf dickem Papier oder auf Schaffellen deutlich geschrieben mit Vokalpunkten. Das Manuskript von Exod. I. — VI. stimmte mit unseren Ausgaben. Sie besitzen wenig mehr als die Bücher Mosis. Diese Juden sollen von Nordwesten aus Indien etwa im 3. Jahrhundert n. Chr., aber nicht später (Gaubil meint 319—322 n. Chr. aus Si-yu), nach China gekommen sein und sich erst heimlich in Ning-hia, Han-tschen und Peking aufgehalten haben, ließen sich aber später in Kai-fung-fu nieder; 1163 erlaubte ihnen der Kaiser, zu

bildete. Die Bevölkerung Jerusalems, als es von Titus belagert wurde, schätzt Tacitus auf 600,000 Seelen; aber als einst am Passahfeste eine Zählung der aus allen Ländern zusammengeströmten Pilger vorgenommen wurde, ergab sich eine Zahl von mehr als zwei Millionen. Die Zahl der Synagogen für die auswärtigen Gemeinden soll in Jerusalem 380 betragen haben. Man darf nicht vergessen, daß die Zerstreuung der Juden in der ganzen heidnischen Welt wesentlich beigetragen hat, die Verbreitung der aus dem Schooß des Judenthums hervorgegangenen Weltreligion zu fördern und zu beschleunigen.

Obwohl so in allen Ländern der Welt angesiedelt *), assimilirten die Juden sich doch mit keinem Volke. In den größeren Städten, wie Rom, Alexandrien, Cyrene, bewohnten sie abgesonderte Quartiere, und ihre Gemeinden hatten ihre eigene Verwaltung. Sie gingen keine Ehen mit Weibern anderer Nationen ein, sondern enthielten sich auch, wie Tacitus, einer ihrer bittersten Gegner, bezeugt, aller und jeder Berührung nichtjüdischer Fremden. Sie hielten eben so wenig die Mahlzeiten der Heiden, als sie zu den ihrigen einluden. Sie sahen auf den Götterdienst der Griechen und Römer, der Aegypter und Syrer überall mit gleichem Abscheu, mit gleicher spottender Verachtung. Sie nahmen an den religiösen Festen, an denen das Gefühl der gemeinsamen Andacht sowie der gemeinsamen Festfreude das stärkste Band der Einigung um alle Mitfeiernden schlang, keinen Theil. So erschienen sie den Griechen und Römern nicht bloß als ein fremdartiges Element;

---

dieser Stadt eine Synagoge zu bauen. 1446 bei einer großen Ueberschwemmung wurden ihre meisten Bücher und Rollen unleserlich, und die Juden von Ning-po und Ning-hia ersetzten sie; später verbrannte die Synagoge mit den dort aufbewahrten Büchern, und 1642 verheerte eine Ueberschwemmung die Stadt, und sie kauften den Ta-King (die fünf Bücher Mosis) von einem Muhammedaner aus Ning-hia, der sie von einem Juden in Canton hatte. Dieses Buch sah P. Kögler. Ihrer waren erst 70 Clans, sind aber schon jetzt wie 1704 nur noch sieben Familien, etwa 200 Individuen, in und um Kai-fung-fu, von denen die Mehrzahl ganz verarmt ist. Die Juden konnten in China, wie die Muhammedaner, zu allen Aemtern und Ehren gelangen. Ihre Baccalaurei ehren aber auch wie die anderen Chinesen den Confucius, opfern im Frühjahr und Herbst, wie diese, den Ahnen, nur kein Schweinefleisch, sondern meist Confituren. In ihren Häusern haben sie, mit Ausnahme ihrer Mandarinen, keine Ahnentafeln und Räucherflammen, doch ehren sie nach dem Muster der Chinesen in ihrem Betsaal auch ihre heiligen Männer, wie Abraham und andere. So unbedeutend die Colonie, deren Mitglieder Gott, wie die Chinesen, Schang-ti nennen, oder auch dafür, wie diese, Thian, der Himmel, sagen, an sich ist, so merkwürdig ist sie doch, indem sie einer Seits zeigt, wie weit die Juden sich schon frühzeitig verbreitet haben, und anderer Seits, wie das Chinesenthum selbst die starre Nationalität der Juden einigermaßen bewältigte.

*) Daß von Rom aus wahrscheinlich jüdische Colonieen sich nach den Küsten des westlichen Mittelländischen Meeres, nach Südfrankreich, Nordafrika und Spanien verbreitet haben, darf man annehmen, wenn sich auch zufällig keine Nachrichten davon erhalten haben. In Algier ist ein Grabstein gefunden worden, den ein Synagogenvorsteher (er nennt sich Pater Synagoges, ein öfter vorkommender Titel, es gab auch Synagogenmütter) M. Avilius Januarius seiner „süßen Tochter Avilia Esther, von jüdischem Glauben“ gesetzt hat, und sicherlich werden spätere Nachforschungen an den Küsten des Mittelmeeres noch manche Spur dieses über den ganzen Erdboden wandernden Volkes auffinden.

sie wurden nicht bloß mit der Antipathie des Occidentalen gegen die Morgenländer betrachtet, sondern zu diesem Racenhaß kam noch der Widerwille des heitersinnlichen Glaubens gegen den gestaltlosen, unduldsamen. Wohl mögen wir glauben, was in den (am Anfang des 1. Jahrhunderts gedichteten) jüdischen Sibyllinen gesagt wird:

„Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir erfüllet,
Jegliches ist dir feindlich gesinnt ob deiner Gebräuche.“

Der Grieche wie der Römer begriff die Idee der Gottheit nur in einer Gesammtheit göttlicher Gestalten, in einer Götterwelt: einen einzigen, bildlosen, unsinnlichen Gott denken, hieß Gottesläugnerei, und darum sahen die Heiden im Christenthum wie im Judenthum eine entgötterte finstere Leere, und Christen wie Juden erschienen als Atheisten. Tacitus nennt von diesem Standpunkte aus die Juden ein der Religion abgeneigtes, dem Aberglauben ergebenes Volk. „Unheilig ist bei ihnen Alles, was bei uns heilig, gestattet, was bei uns abscheulich.“ Bei den Götterfesten Griechenlands und Roms schauten die Marmor- und Erzbilder der Olympier auf die andächtige Menge nieder, folgte dem Opfer Schauspiel und Schmaus: es waren Feste der Freude und Geselligkeit. Die Juden duldeten in ihren Tempeln kein Bild, und häufige Fasten und unaufhörliche Gebete gaben ihren Feiertagen einen düstern Charakter. „Einige“, sagt Tacitus, „haben geglaubt, sie verehrten den Bacchus, weil ihre Priester Flöten- und Paukenspiel gebrauchen, Epheukränze tragen, auch im Tempel sich eine goldene Weinrebe fand; aber die Gebräuche der Bacchusfeste passen nicht zu ihren Satzungen, sie sind heiter und festlich, die der Juden dagegen widersinnig und gemein.“ Am unverständlichsten mußte den Heiden die Intoleranz des Judenthums sein. Eine grenzenlose Expansivität liegt in der Natur des Polytheismus. Griechen und Römer erkannten in den Göttern anderer Nationen entweder ihre eigenen wieder, oder waren doch stets bereit, ihnen auch als fremden zu huldigen. Sie, die das Weltall von zahllosen göttlichen Mächten erfüllt glaubten, mußten jeden neuen Cultus als eine Erweiterung ihrer noch unvollständigen Erkenntniß der Götterwelt begrüßen und konnten nie fürchten, einen Gott durch Verehrung eines anderen zu erzürnen, wohl aber den Zorn eines Gottes durch Uebergehung auf sich zu laden. Man weiß, daß die Athener „dem unbekannten Gott“ einen Altar errichteten. Welches Recht konnte in ihren Augen der räthselhafte Judengott haben, eine ausschließliche Anbetung zu verlangen? Und welches Recht sein Volk, die ewigen Olympier, deren segnendes Walten schon Aeonen dankbar verehrt hatten, als todte Götzen aus Stein, Holz oder als böse Geister und Gespenster zu verachten und zu verspotten?

Diese dem Heidenthum völlig unbegreifliche Verachtung dessen, was ihnen Religion war, der zelotische Fanatismus der Juden und die wilden Verzweiflungskämpfe, die jeder Versuch, ihnen einen heidnischen Gottesdienst aufzudringen, hervorrief, ließ das Volk als ein allen menschlichen Gefühlen entfremdetes erscheinen; und ihre Absonderung vom Tisch und Bett anderer Nationen nahm man als unzweideutigste Bestätigung ihres Menschenhasses. Natürlich blieb die judenfeindliche Literatur nicht bei den Anklagen stehen, die sich

auf Thatsachen begründeten, sondern erfand neue dazu, um das verhaßte Geschlecht noch verhaßter zu machen. „Wer zu ihrem Glauben übertritt", sagt Tacitus, „unterrichten sie vor Allem in Verachtung der Götter, Verläugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder und Geschwister." Nach Juvenal lehrte Moses, nur Beschnittenen sollte man den Weg weisen, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie in der Wüste verschmachten. Ja auch eine der finstern Fabeln, um derentwillen im Mittelalter so viel unschuldiges Blut vergossen worden ist, taucht schon im Alterthum auf. Der alexandrinische Philologe Agior, ein windiger Charlatan, hatte eine Schrift gegen die Juden geschrieben, die durch die Widerlegung des Flavius Josephus bekannt geworden ist. In dieser behauptete er, Antiochus Epiphanes habe im Tempel von Jerusalem nicht nur einen Eselskopf gesehen, den die Juden verehrten, sondern auch einen Griechen, der das ganze Jahr hindurch mit Leckerbissen gemästet wurde, um an einem bestimmten Tage feierlich in einem Walde geopfert zu werden. Dies thäten die Juden Jahr für Jahr, genössen dabei die Eingeweide des Geschlachteten und schwören den Griechen ewige Feindschaft. Solche Vorstellungen erhielten durch die furchtbare, todesverachtende Wildheit, welche die Juden in ihren Kriegen und Aufständen gegen die Römer bewiesen, neue Nahrung und influirten dann auch wieder auf die Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller von solchen Ereignissen. So erzählt Dio Cassius von dem Aufstande der Juden in Cyrene unter Trajan (117): „Sie machten Alles nieder, was Römer oder Grieche hieß; sie aßen das Fleisch der Gemordeten, umwanden sich mit deren Eingeweiden, bestrichen sich mit deren Blut und zogen die Haut der Leichen über sich her. Andere durchsägten sie vom Scheitel herab der Länge nach und warfen sie den wilden Thieren vor, oder zwangen sie, im Zweikampf einander umzubringen, so daß im Ganzen 220,000 Menschen auf diese Weise ihr Leben verloren. In Aegypten und auf Cypern verübten sie ähnliche Gräuelthaten und auch hier fanden 42,000 Menschen ihren Tod. Seit dieser Zeit darf auch kein Jude letztere Insel betreten, und wenn je einer durch einen Sturm dahin verschlagen wird, muß er sterben." Ist nun gleich dieser Bericht mit offenbarer Uebertreibung in's Gräßliche ausgemalt, so haben doch auch die weniger verdächtigen Schilderungen des Josephus von den Racenkämpfen zwischen Juden und Heiden, die dem Fall des jüdischen Reiches vorausgingen, an Furchtbarkeit kaum ihres Gleichen in der Geschichte.

Wenn die Jahrhunderte hindurch mit ungleichen Pausen fortwährenden blutigen Reibungen zwischen den Nationen von verschiedenem Stamm und Glauben einen bittern, feindseligen Haß gegen die Juden in der griechisch-römischen Welt verbreiteten, so erschienen dagegen ihre seltsamen Gebräuche und Satzungen thöricht und lächerlich und deren peinliche Befolgung abergläubisch. Ganz besonders wurde natürlich die Beschneidung bespöttelt, sodann die Sabbathruhe, „wodurch sie", wie Seneca sagt, „den siebenten Theil ihres Lebens verlieren." Auch die Speisegesetze gaben vielen Anlaß zu Witzeleien. Man war im Ernst zweifelhaft, ob die Juden sich des Schweines aus Verehrung oder Abscheu enthielten. Bei Judenverfolgungen zwang der

Pöbel sie, dieses verhaßte Fleisch zu genießen. **Augustus** bemerkte, als **Herodes** seinen dritten Sohn hinrichten ließ, er möchte lieber Herodes' Schwein sein als sein Sohn.

Die gründlichste Antipathie der Römer gegen die Juden zeigt sich am Deutlichsten darin, daß weder **Vespasian** noch **Titus** nach der Unterwerfung Judaea's den Beinamen „der Jüdische" annahmen, während es sich sonst bekanntlich siegreiche Feldherren zur Ehre rechneten, den Namen des eroberten Landes zu führen, wie Scipio Africanus, Metellus Macedonicus &c.

Nach all diesem wird es wunderbar erscheinen, daß das Judenthum nicht nur im Orient, sondern auch im Westen, und namentlich in **Rom** selbst, zahlreiche Proselyten machte. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt freilich größtentheils außerhalb des Judenthums, sie kann nur in den religiösen Zuständen der damaligen heidnischen Welt ihre Erklärung finden. Der Mosaismus war im allerhöchsten Grade exclusiv und hatte an der Bekehrung der Heiden kein Interesse. Ueberdies mußte der von den stärksten Motiven zur Annahme dieses Glaubens getrieben sein, der nicht durch die Hunderte von lästigen Geboten und Verboten zurückgeschreckt wurde, durch die fortan auch seine geringfügigsten Handlungen geregelt werden sollten. Die Zahl derer, die aus äußern Rücksichten übertraten, namentlich um Jüdinnen zu heirathen oder am Hofe von Jerusalem ihr Fortkommen zu finden, kann immer nur sehr gering gewesen sein. Daß die Schriften, die das Judenthum auf Kosten des Polytheismus erhoben und namentlich die Reinheit des mosaischen Sittengesetzes priesen, große Wirkungen gethan haben, ist nicht zu glauben. Zwar berichtet **Philo**, daß in Aegypten manche Heiden mit der Annahme des jüdischen Glaubens auch ihr Leben gebessert und die Tugenden der Milde, Mäßigkeit und Menschenliebe geübt hätten; doch dies sind sicherlich sehr vereinzelte Erscheinungen gewesen. Dagegen stimmen judenfreundliche und judenfeindliche Schriftsteller darin überein, daß die Zahl derer überall sehr groß war, die ganz oder theilweise die mosaischen Gesetze befolgten. „Solche Macht," sagt **Seneca**, „haben die Bräuche dieses höchst verruchten Volkes bereits gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind; sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben." Am Auffallendsten war dies in **Rom** selbst schon im Anfang der Kaiserzeit. Es gab viele Römer, die am Sabbath kein Geschäft besorgten, fasteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten, das mosaische Gesetz studierten, jüdische Bethäuser besuchten und die Tempelsteuer nach Jerusalem schickten. Am meisten neigten die Frauen zum Judenthum, theils weil sie glaubensbedürftiger waren als die Männer, besonders aber weil sie sich keiner Beschneidung zu unterwerfen brauchten. Wie nach **Josephus** in **Damaskus** die Mehrzahl der Heidinnen zum Judenthum übergetreten war, so waren zu Rom in allen Schichten der Gesellschaft bedingte oder unbedingte Anhängerinnen dieses Glaubens zu finden. Aber daß es auch an Männern keineswegs fehlte, die alle Bedingungen eines förmlichen Uebertritts erfüllten, zeigen wiederholte, gegen Beschneidung von Nichtjuden erlassene kaiserliche Edikte. **Antoninus Pius** gestattete sie nur Juden und belegte Jeden, der sie an Anderen voll-

ziehen würde, mit der auf Entmannung gesetzten Strafe; und so verbieten noch mehrere spätere Gesetze den förmlichen Uebertritt zum Judenthum bei schwerer Ahndung.

Diese Ausbreitung eines Glaubens, der so wenig Gemüth und Phantasie Anziehendes, so viel Zurückstoßendes hat, dessen Bekenner so verhaßt waren und Bekehrungen eher zurückwiesen als beförderten, wird, wie gesagt, erst dann begreiflich, wenn man die Glaubenslosigkeit wie das Glaubensbedürfniß des sinkenden Heidenthums erwägt. Der römische wie der griechische Polytheismus war theils durch die Entwickelung der Philosophie, theils durch andere Einflüsse zu einer Schattenexistenz herabgesunken. Für die ungeheure Mehrzahl der römisch-griechischen Welt waren die Götter von Hellas schöne, aber inhaltsleere Masken, die des alten Rom wie „Urväter Hausrath" halb lächerlich, halb unverständlich geworden, und die ungeheure Mehrzahl suchte mit schmerzlicher Sehnsucht nach einer positiven Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses. Daher die zahllosen Experimente der früheren und späteren Kaiserzeit, die verschiedenen Glaubensformen des Orients im Westen einzubürgern: jede Religion war willkommen, die einen positiven Inhalt zu haben schien, wie häßlich und seltsam auch ihre Götzen, wie lästig ihre Satzungen sein mochten. Die halb menschlich, halb thierisch gestalteten Idole Aegyptens, die leidenden und sterbenden Gottheiten, die geheimnißvollen Naturmächte des Orients, alle fanden in der römischen Welt nach und neben einander gläubige und leidenschaftliche Verehrung. Auch der Gott der Juden fand sie. Mochten auch die Wenigsten die Erhabenheit seines Wesens fassen, so mußte doch gerade das Geheimnißvolle seines Cultus, die Unsichtbarkeit seiner Gestalt, die Unaussprechlichkeit seines Namens in einer der Mystik so ganz verfallenen Zeit auf manches glaubensbedürftige Gemüth eine unwiderstehliche Anziehungskraft üben. Dazu kam der Glaubenseifer der Juden; ihre unerschütterliche Ueberzeugung, daß ihre Religion die einzig wahre sei, mußte manchen Schwankenden und Suchenden anziehen. Auch die Unsterblichkeit war geeignet, Geängstigte, an der Fortdauer Verzweifelnde zu beruhigen. Endlich werden die messianischen Prophezeiungen, die sowohl vor als nach Christus für die Gläubigen den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters, für die Heiden ein göttliches Strafgericht weissagten, zur Ausbreitung des Judenthums nicht am Wenigsten beigetragen haben.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. erhielten die Juden im römischen Reiche ihren Antheil an dem Bürgerrechte, welches Caracalla allen im römischen Staate Lebenden schenkte, allein kaum war ein Jahrhundert vergangen, als Constantinus, nachdem derselbe nach seinem eigenen Ausdruck sich zum Bischof für die Externa gemacht hatte, und seit dem Ausgange des vierten Jahrhunderts Arcadius und Honorius, bei aller Anerkennung der Autonomie der Juden innerhalb ihres Synagogenverbandes, die Schutzmaßregeln ergriffen, welche die Sicherheit und Würde des beginnenden christlichen Staatswesens erforderte. So verbietet Constantin der Große den Juden die Beschneidung christlicher Sklaven und sichert denjenigen, die dem Judenthum entsagen, Schutz gegen die Rache ihrer

ehemaligen Stammgenossen, wie er andererseits auch die Juden vor dem Groll der Proselyten schützt; *Arcadius* und *Honorius* ferner verbieten die Verspottung des christlichen Cultus am Hamansfeste, fügen zum Verbot der gewaltsamen Bekehrung christlicher Sklaven zum Judenthum dasjenige, wonach die Juden keine christlichen Sklaven mehr sich anschaffen sollen; sie bestimmen ferner, daß junge Leute, die zum Christenthum übergehen, von ihren Eltern nicht enterbt werden dürfen; endlich, während sie den Juden die Advokatur und die Verwaltung städtischer Aemter noch lassen, nehmen sie ihnen die Befähigung zu militärischen Würden.

Ihren Abschluß erhielt diese Gesetzgebung durch *Theodosius* II. (seit 408), der, um die Ausbreitung der jüdischen Gesinnung im bürgerlichen Leben zu beschränken, bestimmte, daß kein Jude ferner zu Aemtern und Würden zugelassen werden und keinem die Verwaltung städtischer Obrigkeit offen stehen sollte. Bekanntlich hatte die Kirche in den Ketzereien, denen sie besonders in der Periode von den Arianischen bis zu den Nestorianischen und monophysitischen Streitigkeiten nach großen Anstrengungen endlich das orthodoxe Dogma entgegensetzte, mit den Nachwirkungen des Judenthums in der Formulirung der Lehre von der Trinität und vom Gottmenschen zu kämpfen. Indessen läßt sich nach Analogie der Erfahrungen des Mittelalters und der neueren Zeit annehmen, daß jene Nachwirkungen nicht nur in der Luft oder in der profanen Gesinnung der Menschennatur lagen, noch auch nur aus den unvollkommenen Elementen und Bestandtheilen der jüdischen Tradition innerhalb der Kirche herkamen, sondern auch durch den Verkehr und Disput mit den Juden und durch der Letzteren Putschen, Sarkasmen und Spott unterhalten wurden. Daß das christliche Regiment, nachdem das Aergerniß des antiquirten Blutes im Dogma glorreich überwunden war, in die Gefäße dieses Blutes nicht mehr die Ehren und Würden des Staates gießen wollte, war nur die einfache Folge davon, daß sich jetzt ein *christliches Leben* entwickelte, welches bei aller *Billigkeit*, die von der Gesetzgebung *ununterbrochen* gegen häusliches und Gemeinderecht und Cultus der Anhänger eines abgesetzten Alterthums beobachtet wurde, sich an dieses doch *auch nicht wegwerfen durfte*.

Bald nach dem Bruche des oströmischen Staatsregimentes mit der Synagoge finden wir die Juden auf der Seite der Gegner des Ersteren; in den Kriegen der *Perser* mit Byzanz, so unter *Justinian* 524, hatten sie sich jenen angeschlossen, denselben standen sie 606 bei der Eroberung Palästina's bei, bald darauf begrüßten sie in *Muhammed* ihren Rächer an den Christen und halfen dem Islam trotz der Verachtung, die sie auch bei diesem fanden, in den Kämpfen mit dem christlichen Abendlande in der untergeordneten Branche der Zwischenträger und Spione oder auch als Verräther. Jüdische neue Apologeten sagen, die Juden hätten damit gegen die Behandlung, die sie im römischen Reiche gefunden, nur *Repressalien* geübt. Mit besserem Rechte kann man aber sagen, die römischen Kaiser hätten, als sie die Juden von den militärischen Würden ausschlossen, ihre Leute gekannt und der größeren Gefahr, mit welcher sie die Anstellung ihrer Feinde in ihrem Heere be-

drohte, vorgebeugt. Die Verachtung übrigens, die sie bei ihren muhammedanischen Erlösern fanden und unter der sie noch jetzt in allen muhammedanischen Staaten leben, ist die Strafe für die Kurzsichtigkeit, die sie bisher noch in allen ihren politischen Berechnungen ausgezeichnet hat.

In den Phasen, welche der Gegensatz der Synagoge zur Kirche im Abendlande während des Mittelalters bis in die neueste Zeit durchgemacht, sehen wir die Juden als das Opfer einer Reihe von Ueberraschungen, die alle derjenigen, die sie zu Constantin des Großen Zeiten erlebten, glichen und aus einer Steigerung des christlichen Selbstgefühls hervorgingen, bis auf die neueste und gegenwärtige, die selbst unter ihrer zum Theil scheinbar nur weltlichen und nationalen Reaktion gerade die tiefste Regung des christlichen Gemüths birgt und deshalb höchst wahrscheinlich eine der wichtigsten Entscheidungen vorbereiten wird.

Die schwarzen Diamanten Englands.

II.

Ein altes Sprüchwort sagt, „man soll nicht Kohlen nach Newcastle tragen", aber es giebt viele andere Produkte, für welche einen Absatz in dem großen schwarzen Lande des Nordens Englands zu suchen ebenso unweise sein würde. Der Distrikt, welcher die englischen Küchen mit Brennmaterial versorgt, führt jährlich einen Reichthum von metallurgischen und Manufaktur-Erzeugnissen aus, von denen das Sprüchwort keine Notiz nimmt. Seinen Kohlen ist der Reichthum der glücklichen Gegend, wo nicht ganz, doch hauptsächlich zu danken; denn der Besitz billigen und passenden Brennmaterials hat die Manufakturisten nicht allein in den Stand gesetzt, die natürlichen Hülfsquellen des Landes nutzbar zu machen, sondern er hat in das Gebiet der drei Flüsse, der Tyne, Wear und Tees, auch jene Fabriken gezogen, welche große Quantitäten Kohlen verbrauchen, und ebenso die Rohstoffe, welche für zahlreiche Abtheilungen des Fabricationswesens erforderlich sind. Zu niedrigen Frachtsätzen werden die Produkte, welche von northumberländischen Capitalisten gebraucht werden, durch dieselben Schiffe nordwärts gebracht, welche fremden Ländern die Manufacturwaaren und heimischen Bergwerks-Produkte zuführen. Daher kommt es, daß außer Kohlen die Ausfuhrgegenstände des Distrikts Eisen, Stahl, Blei, Kupfer, Zink, Antimon und andere metallische Produkte einschließen, so sind auch chemische Waaren, wie Alkali, Schwefel, Braunstein, Bleichpulver, Seife, blausaures Kali, Epsomsalz, kohlensaure Magnesia, überphosphorsaurer Kalk, Eisenvitriol und Kupfervitriol bedeutende Gegenstände, ebenso wie gewebte Stoffe, Leder und Glaswaaren und Maschinerieen. Außerdem belief sich der Werth von eisernen und hölzernen Schiffen, die während eines Jahres auf den drei Flüssen gebaut wurden, auf 2,275,828 Pfund

Sterling. Von dem Antheil, den diese Flüsse an der Gewinnung des englischen National-Reichthums nehmen, kann man sich einen Begriff aus den jährlichen Erträgen der Produkte des Bergbaues und der Manufacturen bilden. Kohlen: 6,650,471 Pfd. St.; metallurgische Produkte: 3,707,941 Pfd. St.; chemische Waaren: 1,583,220 Pfd. St.; gewebte Stoffe: 972,400 Pfd. St.; Lederwaaren: 135,659 Pfd. St.; Glas- und irdene Waaren: 1,066,650 Pfd. St.; Schiffe aus Eisen und Holz: 2,275,828 Pfd. St.; Maschinen und Maschinentheile: 1,928,600 Pfd. St. Der Werth der Schiffe, welche Eigenthum der drei Flüsse sind, wird auf die gewaltige Summe von 5,099,000 Pfd. St. geschätzt, und kann man die Wichtigkeit ihrer Verschiffung aus folgendem Vergleich des Tonnengehaltes mit dem der anderen Hauptströme des Reiches erkennen: die Mersey hat 1,406,904 Tonnengehalt, die Themse: 1,059,356; die drei nördlichen Flüsse: 724,864, die Clyde: 358,097 Tons.*)

Einige der northumberländischen Manufakturen rühmen sich bedeutenden Alters, und in einigen Fällen sind die historischen Daten über ihre erste Errichtung im Lande sehr interessant. Antiquare sind der Meinung, daß während der römischen Besitzzeit Eisenwerke im Northumberland und Durham betrieben wurden. Die Stahlmanufaktur kam verhältnißmäßig spät in's Land, wahrscheinlich vor dreihundert Jahren, wo eine deutsche Colonie die Kunst einführte und sich bei Shotley Bridge niederließ. Aus dem Vorhandensein alter Schlacken schließt man, daß der Bleiminen-Distrikt von Alston Moor von den Römern bearbeitet wurde; aber „erst seit sechs Jahrhunderten kommt einiges Licht, aus welchem man den Zustand der Bergbau-Distrikte beurtheilen kann, und selbst dann, und einige Jahrhunderte später, sind die Anzeichen von Bleiminen unbestimmt und unsicher.“ Interessant sind auch William Wilson's geschichtliche Notizen über die Manufaktur von Filzhüten, einem Gegenstand, der seit undenklichen Zeiten in Newcastle geblüht hat. Die Filzmacher in der Stadt waren mit den Waffenschmieden und Gerbern schon 1546 zu einer gemeinschaftlichen Zunft verbunden, aber Filzmachen war schon zu einer viel früheren Zeit bekannt und wurde ausgedehnt betrieben. „Es ist wahrscheinlich“, sagt Wilson, „daß diese Kunst in früherer Zeit bekannt war, aber man hat keine Nachricht, daß Filzhüte vor dem 12. Jahrhundert getragen worden sind, wo sie bei den Geistlichen in Gebrauch kamen; Anfangs des 15. Jahrhunderts wurden sie

*) Der Mayor von Newcastle stellte vor Kurzem ebenfalls einen interessanten Bericht über die Bergwerks- und Fabriks-Industrie des Nordens von England zusammen. Wir entnehmen demselben einige Daten: im Jahre 1862 wurden im Norden Englands 20 Mill. Tonnen Kohlen gefördert, von denen 4 Millionen in 2,250,000 Tonnen Coaks verwandelt wurden. Die jährliche Eisenproduktion in dem genannten Distrikt schwankt zwischen 600,000 und 700,000 Tonnen, von welchen die am Platze befindlichen Schmelzhütten 450,000 Tonnen consumiren. Die Gießereien an der Tyne liefern 50,000 Tonnen jährlich, die an der Tees doppelt so viel. 3000 Tonnen Stahl werden an der Tyne producirt; 5500—6000 Tonnen Blei werden in Newcastle und Umgegend geschmolzen und über 10,000 Tonnen fabricirtes Blei dort producirt. Die Oefen an den drei Flüssen liefern jährlich über 50,000,000 Glasflaschen und fünf Sechstel des im ganzen Königreiche fabricirten Fensterglases kommt aus der Fabrik von James Hartley, dem Mayor von Sutherland.

von den Weltlichen angenommen.“ Die Pflanzstätte der Lokomotive war auch die Gegend, wo Glas zuerst zu architektonischen Zwecken benutzt wurde; die großen Klöster zu Monkwearmouth an der Wear und zu Jarrow an der Tyne sind die ersten Kirchengebäude in Großbritannien, welche sich mit Glasfenstern rühmen konnten. Bede erzählt, daß sein Zeitgenosse, der Abt Benedict, Künstler über See kommen ließ, die Fenster des Klosters Wearmouth verglasen zu lassen. „Die Veränderung in den Kirchen durch Glasfenster, anstatt solcher aus anderem dunkleren Material“, bemerkt Swinburne, „war so groß, daß unwissende Leute den Glauben bekannten, welcher sich traditionell durch Generationen erhalten hat, daß es in der Jarrow-Kirche nie dunkel werde.“ Spiegel- und Scheibenglas haben das Crownglas so vollständig von dem Northumberland-Markt vertrieben, daß Swinburne von seiner Anfertigung als einer Vergangenheit spricht. 1838 gab es sechs große Manufakturen am Tyne-Flusse in Thätigkeit, welche jährlich über 7,000,000 Fuß Fenster-(Crown-)Glas machten. Diese Fabriken haben jetzt zu bestehen aufgehört, hauptsächlich wegen Einführung von Scheiben-(Sheet-)Glas und des verhältnißmäßig billigen Preises, zu dem Spiegelglas (plate glass) erhalten werden kann.

William Henry Richardson's Schrift über die Papier-Manufaktur wird allen Verbrauchern beachtenswerth erscheinen, besonders den Leuten, welche zu literarischem oder anderem Beruf viele der feineren Sorten gebrauchen. Am meisten in die Augen springend und bedeutungsvoll ist das rapide Zunehmen der eingeführten Quantitäten von Espartogras für die Papier-Manufaktur. Die im Jahre 1860 nach England gesandte Menge betrug 1224 Tons; 1861 erreichte sie 2613 Tons; 1862 stieg die Einfuhr mit einem Satz auf 9534 Tons, und vom Schluß des letztgenannten Jahres bis zur Gegenwart ist die Nachfrage nach diesem groben Grase, welches fast in allen sandigen Küstengegenden der am Mittelländischen Meere grenzenden Landstriche wächst, mit bemerkenswerther Rapidität gestiegen. Richardson sagt: „Da die Einfuhr von Esparto in das Vereinigte Königreich während der letzten zwölf Monate ungefähr 18,000 Tons betrug, so kann angenommen werden, daß die Verarbeitung dieses Stoffes einen vermehrten Verbrauch von Soda, Asche und Bleichpulver von mindestens 4000 Tons im Jahre verursacht habe, und da diese Gegenstände auf dem Continent von Europa theuer sind, so ist dies ein Hinderniß für die dortige Verarbeitung des Esparto.“

Beinahe alle Zeitungspapiere, das nicht ausgenommen, auf welchem die „Times“ gedruckt wird, enthalten Esparto, und einige der Pfennigblätter, die täglich in Edinburg erscheinen, haben nur den vierten Theil Haderstoff. Bis jetzt ist das Gras hauptsächlich nur in Verbindung mit Lumpen angewendet worden, aber seit den letzten acht und dreißig Jahren (?) sind zahlreiche Versuche angestellt worden, ein gutes Druckpapier aus Esparto zu machen, ohne irgend einen Zusatz von Lumpen. Keine dieser Bemühungen sind aber von Erfolg gewesen, mit Ausnahme der von Thomas Routledge zu Eynsham-Mills, Oxfordshire, angewendeten, welcher seit den letzten elf Jahren das reine Gras zu Druckpapier gemacht hat, und der jetzt eine

Mühle zu Ford bei Sunderland angelegt hat, um dort Druckpapier aus Esparto zu fabriziren. Die Papier-Manufaktur mehr und mehr nach Northumbrien gezogen zu sehen, wird aus folgenden Thatsachen gehofft: Newcastle bietet besondere und specielle Vortheile für die Einfuhr dieses Materials von der Ostküste Spaniens, wo es hauptsächlich gesammelt wird. Schiffe, die von Newcastle, mit Coaks oder Kohlen beladen, nach Spanien gehen, bringen Ladungen von Braunstein, Pyriten, Kupfererz, Blei und Bleierz, Eisenerz und andere Stoffe für die chemischen und anderen Manufakturen an der Tyne. Bei der Leichtigkeit des Espartograses, von dem ein Ton den Raum von drei bis vier und einem halben Ton Maß einnimmt, sind sie in den Stand gesetzt, neben den Mineralien, welche als Ballast kommen, eine volle Ladung davon einzunehmen und so bedeutend an den Frachtsätzen zu sparen, was in so hohem Grade der Fall ist, daß Papierfabriken in der Nähe von Edinburg es billiger finden, Esparto über Newcastle zu beziehen, als über Leith oder Liverpool.*)

Diese Angaben bringen die wahre Quelle des Reichthums in Northumberland in volles Licht, und regen die Frage an: wie lange wird sie

*) Steht die Steinkohle als Brennmaterial unter allen Naturprodukten in erster Reihe, so hat sie einen wohl noch größeren Werth in den Produkten, die sich aus ihr gewinnen lassen und die wie hier in größter Kürze angeben wollen. Wird die Steinkohle in eisernen Cylindern unter Abschluß der Luft erhitzt, so erhält man das Leuchtgas und gewinnt bei der Leuchtgasfabrication außer ammoniakalischem Wasser, aus dem Salmiak, resp. Salmiakgeist dargestellt wird, den Steinkohlentheer, und als Rückstand in den Cylindern den als Heizmaterial ebenfalls sehr geschätzten Coaks. Dient der Steinkohlentheer zum Ueberziehen von Holz, Mauerwerk als Schutz gegen Feuchtigkeit, so hat das aus dem Steinkohlentheer gewonnene Steinkohlenpech namentlich in letzter Zeit in Frankreich auch zur Herstellung künstlicher Brennstoffe allgemeine Anwendung gefunden. Zu diesem Zwecke wird das Steinkohlenpech mit Kohlenpulver und Sägespähnen zusammen pulverisirt und der Hitze ausgesetzt. Wird der Steinkohlentheer mit Wasser destillirt, so erhält man nach mehrmaligem Rektifiziren das Benzin, welches als ein vorzügliches Lösungsmittel von Fett- und Harzflecken unter seinem Namen oder auch als Brönner's Fleckwasser, Mineralgeist und Krystallwasser bekannt ist. Behandelt man das so unangenehm riechende Benzin mit Salpetersäure, so ergiebt sich eine stark nach bitteren Mandeln riechende Flüssigkeit, das Nitrobenzal (Mirbanessenz). Die Mirbanessenz ersetzt uns in vielen Fällen das bittere Mandelöl, und wird namentlich zum Parfümiren von Seifen, Haaröl u. s w. angewendet, auch bekommt man aus dieser Essenz durch geeignete Behandlung eine farblose ölartige Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch, das Anilin, aus dem alle die prächtigen Anilinfarben hergestellt werden. Als Beleuchtungsstoffe, die aus der Steinkohle dargestellt werden, sind drei Brennstoffe: das Photogen, Solaröl und Parafin bekannt. Finden Photogen und Salaröl fast ausschließlich nur zur Beleuchtung Anwendung, so dient das Parafin noch zu Mancherlei. Im höchst gereinigten Zustande ist es u. A. auch ein vorzügliches Conservirungsmittel des Fleisches. Das Verfahren besteht darin, daß man das Fleisch kurze Zeit lang in geschmolzenes Parafin taucht. Beim Herausziehen bildet sich eine dünne Parafinschicht, die an der Luft verhärtet. Will man das Fleisch in Gebrauch nehmen, taucht man es in heißes Wasser, wo sich die Parafinschicht ablöst. Außer Naphtalin, einem Produkt, welches nur wenig bekannt ist, erhalten wir aus der Steinkohle aber noch einen Stoff, dessen segenreiche Wirkung — üble Gerüche zu zerstören — in der Cholera-Epidemie zur Geltung gekommen ist, nämlich die Carbolsäure, die, wie ja bekannt, in den wirksamsten Desinfectionsmitteln enthalten ist.

dauern? Wenn der Kohlengewinn plötzlich aufhören sollte, würde das große und zusammengesetzte Gebäude, welches darauf ruht, mit einem Schlage zusammenstürzen, wie das Kartenhaus eines Kindes einstürzt, wenn eine boshafte Hand eine der Karten unten fortnimmt. Der großen Ausfuhr von Kohlen sind hauptsächlich die niedrigen Frachten zu danken, zu welchen Newcastle aus fremden Ländern die Rohstoffe für seine Manufakturen beziehen kann. Man lasse jene Ausfuhr aufhören oder nur sich vermindern, und seine ertragsreiche Industrie wird wanken oder ihr Ende erreichen. Ferner wird die Erschöpfung des nördlichen Kohlenfeldes Englands es jenes Ueberflusses von wohlfeilem Feuerungsmaterial berauben, welcher für seinen Wohlstand eben so nothwendig ist, als frische Luft für das Wohlbefinden der Menschen. In seiner Eröffnungsrede der „British Association“ lenkte Sir William Armstrong die Aufmerksamkeit auf den verschwenderischen Kohlenverbrauch in Worten, welche angethan waren, Schrecken zu erregen:

„Angenommen, daß 4000 Fuß die größte Tiefe sind, in welcher es möglich ist, Bergbau zu betreiben, und alle Adern unter zwei Fuß Mächtigkeit bei Seite lassend, ist die ganze Menge nutzbarer Kohlen unserer Inseln auf 80,000 Millionen Tons berechnet worden, welche nach dem jetzigen Maßstabe unseres Verbrauchs in 930 Jahren erschöpft sein, bei einem jährlich um 2,750,000 Tons zunehmenden Verbrauch aber nur 212 Jahre ausreichen würden. Es ist klar, daß lange vor der vollständigen Erschöpfung England aufgehört haben wird, ein in größerem Maße Kohlen hervorbringendes Land zu sein. Andere Länder, und besonders die Vereinigten Staaten von Amerika, welche 37 Mal ausgedehntere Kohlenfelder besitzen, werden dann leichter zugängliche Lager mit geringerem Kostenaufwande bearbeiten und im Stande sein, die englischen Kohlen von jedem Markte zu verdrängen. Die Frage ist aber nicht: wie lange unsere Kohlen dauern werden, ehe eine vollständige Erschöpfung eintritt; sondern: wie lange jene eigenthümlichen Kohlenadern ergiebig sein werden, welche Kohlen von einer Beschaffenheit und zu einem Preise liefern, welche unser Land in den Stand setzen, seine gegenwärtige Herrschaft der manufakturiellen Industrie behaupten zu können.“

„So weit dieser besondere Distrikt dabei betheiligt ist, wird allgemein angenommen, daß 200 Jahre genügen werden, selbst bei der gegenwärtigen Bearbeitungsweise die Hauptadern zu erschöpfen. Sollte die Produktion fortdauernd, so wie jetzt, zunehmen, so würde die Dauer jener Adern nicht die Hälfte dieser Zeit erreichen. Wie der Fall in anderen Kohlen-Distrikten liegen mag, habe ich keine Mittel, zu ergründen, da aber die besten und leichtest erreichbaren Kohlen immer vorzugsweise vor anderen werden bearbeitet werden, so fürchte ich, daß die gleich schnelle Erschöpfung unserer werthvollsten Kohlenadern überall Platz greift. Wenn wir den vollen Vortheil von allen verbrauchten Kohlen ernteten, so könnte kein Vorwurf über die Größe des Verbrauchs erhoben werden; aber wir verbrauchen sie verschwenderisch und in jeder Weise ausschweifend. Es ist wahrscheinlich, daß voll ein Viertel aller aus unseren Minen gewonnenen Kohlen zur Hervorbringung von Hitze für bewegende Kräfte verbraucht wird; so sehr wir aber gewohnt sind, die

Kräfte der Dampfmaschine zu bewundern, zeigt unsere gegenwärtige Kenntniß der mechanischen Kraft der Hitze, daß wir in jener Maschine nur einen kleinen Theil des Effekts derselben aus dem Brennmaterial ausnützen. Daß ein Pfund Kohle in unseren besten Maschinen eine Kraft ausübt, welche der gleich ist, ein Gewicht von 1,000,000 Pfund einen Fuß hoch zu heben, ist ein Resultat, welches an das Wunderbare grenzt und jede weitere Vervollkommnung als erfolglos herauszufordern scheint. Dennoch haben die Forschungen der neuesten Zeit die Thatsache bewiesen, daß die mechanische Kraft, welche einem Pfunde Kohlen innewohnt und durch Verbrennung frei wird, im Stande ist, ein zehnmal größeres Gewicht eben so hoch zu heben. Aber obgleich die Kraft unserer sparsamsten Dampfmaschinen die Grenze erreicht oder um etwas überschritten hat, 1,000,000 Pfund mit 1 Pfund Kohlen einen Fuß hoch heben zu können, wird nicht gerechtfertigt sein, wenn wir den Effekt, der von unseren verschiedenartig construirten Dampfmaschinen gewonnen wird, auf mehr als ein Drittheil jenes Kraftmaßes im Durchschnitt annehmen. Es folgt daher, daß die Durchschnittsmenge von Kohlen, welche wir verwenden, um einen gegebenen Effekt durch die Dampfmaschine zu erreichen, gegen dreißig Mal größer ist, als bei einer absolut richtig construirten Feuermaschine nothwendig sein würde."

„Nicht weniger verschwenderisch und extravagant ist unsere Art des Verbrauchs der Kohlen für häusliche Zwecke. Es ist berechnet worden, daß der Kohlenverbrauch in den Wohngebäuden hier zu Lande sich jährlich auf das Haupt der ganzen Bevölkerung auf ein Ton beläuft, so daß jährlich allein über 29 Millionen Tons in Großbritannien zu häuslichen Zwecken verbraucht werden. Will man bedenken, daß ein Pfund Kohlen in einem gut gebauten Dampfkessel 10 Pfund oder eine Gallon Wasser verdampft, und diesen Effekt mit der unbedeutenden Menge Wassers vergleicht, welche durch ein Pfund Kohlen bei gewöhnlichem Küchenfeuer zu Dampf verkocht werden kann, so wird man im Stande sein, die ungeheure Verschwendung zu ermessen, welche in der gewöhnlichen Art der Kohlenverbrennung für Küchenzwecke liegt. Die einfachsten Einrichtungen, um die Hitze zusammen zu halten und auf den gerade beabsichtigten Zweck zu beschränken, würden genügen, diese strafwürdige Verschwendung zu verhindern. So verbrauchen wir auch beim Heizen unserer Häuser mit offenem Feuer ungefähr fünf Mal so viel Kohlen, als erforderlich wären, um denselben Effekt mit gut angelegten Oefen zu erreichen. Ohne den Luxus eines sichtbaren Feuers aufzugeben, würde es leicht sein, wenn man auf die Regeln der Wärmestrahlung und Weiterleitung durch Contact achtete, den größeren Theil von Hitze nutzbar zu machen, welcher jetzt so unbedachtsamer Weise durch den Schornstein geht."

Dagegen bemerkten die vereinigten Contributoren zu dem Bericht über den „Kohlen-Bergbau", welche Sir William Armstrong als einen Alarmisten betrachten:

„Wir haben festgestellt, daß die Linie der Meeresküste nicht über die Linie des tiefsten Theiles des Kohlenbeckens hinweggeht, daß aber die Kohlenbetten eine bedeutende Strecke ostwärts laufen oder unter das Meer tauchen.

Wir wissen nicht, wie weit sich die Lager unter dem Meeresstrande fort erstrecken, oder in welcher Entfernung über diese Küstenlinie hinaus die größeste Tiefe der Lager gefunden werden wird. Bis fernere und ausgedehntere Erforschungen dies feststellen, sind wir vollständig über die Menge der Kohlen, welche unter dem Meeresgrunde liegt, im Unklaren. Wir erkennen damit die Schwierigkeiten, solche Untersuchung anzustellen, und fragen: kann sie im gegenwärtigen Augenblick von geringstem praktischen Werth sein? Wir sind noch nicht auf der Schwelle solcher Muthmaßung, wir haben noch keine Quadratmeile dieses weiten unbekannten Raumes ausgebeutet, oder eine der vielen Grundlagen zu einer solchen verwickelten und unsicheren Untersuchung festgestellt, und wir sind zu dem Schluß gekommen, daß solche Untersuchung, mindestens gesagt, von keinem praktischen Werth sein kann, und der Versuch, jetzt die Dauer der Kohlenfelder feststellen zu wollen, zum Wenigsten ein voreiliger sein würde."

Sir William Armstrong's Vorhersagungen von kommendem Unheil mögen in einigen Punkten unbegründet sein*), aber seine Aussprüche zeigen eine Gefahr und eine Besorgniß, welche nicht als eine eingebildete zu belachen ist. Daß die englischen Kohlenlager, das Land noch fünfhundert oder tausend Jahre mit Brennmaterial versorgen mögen, ist sehr wahrscheinlich; wenn aber die Verschwendung im Verbrauch des Minerals während der nächsten dreihundert Jahre zunehmen sollte, wie sie es während der letzten dreißig Jahre gethan hat, so rechtfertigt die Vernunft die Prophezeiung, daß viele einflußreiche britische Manufakturen leiden und zu Grunde gehen würden. Der Gedanke ist den Engländern gewiß angenehm, daß ihr Kohlenvorrath größer sei, als Sir William voraussetzt, und für diejenigen, welche trauererfüllt in die Zukunft sehen, liegt eine Hoffnung darin, daß, ehe die Kohlenlager ihren

*) Ganz entgegengesetzt den Befürchtungen einer Erschöpfung der englischen Kohlenreviere in einer verhältnißmäßig nicht fernen Zukunft brachten die englischen Zeitungen im December v. J. Notizen, die eine verschiedene Berechnung von einem erfahrenen Bergmann gaben. Er schätzte unter Anderem den Inhalt des Kohlenbeckens von Südwales nach den amtlichen Vermessungen noch auf die enorme Quantität von 21 Millionen Tonnen Kohlen ab. Die tieferen Schichten enthielten bei Weitem den größten Theil dieses Vorraths, und man würde stellenweise genöthigt sein, bis auf eine Tiefe von 1000 Yards (3000 Fuß) hinunterzugehen, eine Schwierigkeit, die man durch Ventilation und Vervollkommnung der bestehenden Einrichtungen erleichtern könnte. Jetzt sei man in den tiefsten Gruben 700 Yards unter der Oberfläche und die Hitze nehme, mit je 55 Fuß tiefer, einen Grad zu. Die jetzige jährliche Ausbeute beträgt in dem genannten Becken 11 Millionen Tonnen, und in diesem Verhältniß würde dasselbe noch für 1916 Jahre hinreichen oder für 229 Jahre den Bedarf für das ganze Vereinigte Königreich stellen. Was den Consum anbeträfe, so hätte derselbe wohl seine größte Höhe fast erreicht. (?) Schon im Juni des genannten Jahres behauptete im englischen Unterhause Vivian, daß die britischen Kohlenlager nahezu unerschöpflich seien. Man brauche nur einen Fuß tiefer als 4000 zu bohren — was weder physische noch technische Schwierigkeiten habe — um Kohlen auf 300 Jahre zu finden. Außerdem enthalte Amerika 196,000 und Rußland 11,000 Q.-M. Kohlenlager. Ausgedehnte Lager gebe es auch in Schlesien, Spanien, Oesterreich, Indien, China, Japan, Neu-Seeland und fast allen anderen Ländern der Welt. Auf den britischen Inseln selbst aber gebe es keine meilenlange Bodenstrecke, die nicht tief unter sich Kohlen habe, und ganz London liege über einem Bergwerk schwarzer Diamanten.

Reichthum verloren haben, die Wissenschaft eine leichtere und wohlfeilere Erzeugungsweise von Hitze entdecken werde. Aber die Hoffnung und der Glaube werden nicht weniger tröstlich und vernünftig sein, wenn der nutzlosen Verschwendung ein Ende gemacht werde, welche die Hülfsmittel so schnell verzehrt.

Noch ein Mal der Raubbau von Professor v. Liebig.

Professor v. Liebig's Raubbau giebt die Veranlassung, in Nachstehendem noch einige Aphorismen folgen zu lassen, deren Zweck es ist, den Beweis zu vervollständigen gegen die Unhaltbarkeit der Mineraltheorie nebst ihren Consequenzen, andererseits dem Freunde der Landwirthschaft Gelegenheit zu bieten zum Nachdenken über die Abänderung conservativer Grundsätze, oder Befestigung schwankend gewordener Lehren.

Wenn man ein Brett, etwa 5 Fuß lang und 1 Fuß breit, auf ein Stück Land, das in der Regel gutes Korn trägt, augenblicklich aber dem Vieh zur Weide dient, möglichst glatt hinlegt und dasselbe den Sommer hindurch liegen läßt, so ereignet sich unter demselben Folgendes:

1) dort hält sich das Erdreich fortwährend feucht, selbst wenn es in mehreren Monaten gar nicht regnet;
2) wenn der Boden im weiten Umkreise zu Korn präparirt, d. h. gedüngt, gepflügt und geeggt wird, die Stelle aber, wo das Brett gelegen hat, ungedüngt bleibt, so markirt sich die ungedüngte Brettstelle mehrere Jahre hindurch in dem viel besseren Wuchs des Getreides;
3) unter dem Brett entwickelt sich eine Hecke mikroskopischer Thiere.

Was in den beiden ersten Punkten gesagt ist, das wird wahrscheinlich jedem Landwirthe natürlich erscheinen, weniger bekannt jedoch möchte das in Punkt 3) Gesagte sein. Nach häufigen Untersuchungen hat Schleusener gefunden, daß die Vermehrung der mikroskopischen Thiere unter jenem Brette in einem viel stärkeren Grade stattfindet, als an irgend einem anderen Platze; es muß ihnen wohl die stete Feuchtigkeit, die gleichmäßige Wärme, so wie die geringe Störung durch äußere Einflüsse besonders zusagen. Wenn im Monate April oder Mai die Sonne anfängt, ihren Bogen höher zu beschreiben, wenn sie dem einsamen Wanderer den Mund öffnet zum fröhlichen Gesange und die Vögel des Waldes auffordert, zu accompagniren, wenn sie allem Organischen, das nicht dem Stoffwechsel verfallen war, mit ihrem warmen Hauche ein neues Leben einflößt, wenn sie dem Materialisten, der stumpf geworden durch den ewigen Anblick seiner vier todten Wände, beim Hinaustreten in die freie Natur, den Beweis liefert von der Nichtigkeit des Herrn der Erde, wenn sie dem Gefühlsmenschen das Herz erbeben macht mit ihrer Ueberfülle von Musik und Poesie, dann entwickelt sich auch unter jenem Brette ein reges Leben und Treiben. Kleine Thiere, dem bloßen Auge des Menschen unsichtbar, aber stark genug, Inseln zu bauen im Weltmeere, wickeln dort ihren Lebenslauf ab;

unter ihnen gilt leider noch eben so, wie unter den größeren und größten Thieren auf der Oberwelt, das Recht des Stärkeren; wenn sie auch nicht förmliche Schlachten ausführen, so vertilgen sie sich doch fortwährend untereinander, und da die Natur zu ihrer Reproduktion weniger Zeit gebraucht, als Charles Darwin annimmt, um aus einem Krokodil einen Menschen zu formen, so ist die Zahl der Leichen Legion. Sollte der Rückstand nicht groß genug sein, den Effect zu erklären, welchen die Brettstelle im Getreide zeigt?

Von der Ueberzeugung getragen, daß die Hecke mikroskopischer Thiere ein vorzügliches Düngungsmittel sei, untersuchte Schleusener zum Oefteren die Erde unter Steinen, von denen mancher eben nicht unverständige Landwirth sagt: „Steine lasse ich nicht absammeln, sie düngen.“ Dort fand er unter den ganz kleinen und ganz großen Steinen sehr wenige Thierchen, doch unter den mittelgroßen zuweilen beträchtliche Mengen. Ueberhaupt scheint es, als kann man von dem mehr oder minder zahlreich unter den Steinen auftretenden Regenwurm einen Schluß machen auf die größere oder geringere Anhäufung von mikroskopischen Thieren. Es ist also sehr wohl möglich, daß mittelgroße Steine in jenem Sinne düngen, dennoch muß man es dem Ermessen des Einzelnen überlassen, herauszufinden, ob diese Art der Düngung so vortheilhaft ist, daß durch sie der Verlust aufgewogen wird, welcher durch das Liegenlassen der Steine den Ackergeräthschaften zugefügt wird.

Auch Dünger, im Herbste stark aufgefahren, im Winter von Schnee und Regen fest auf den Erdboden niedergedrückt, bietet mikroskopischen Thieren eine Brutstelle dar, die, bis Mitte Mai unberührt gelassen, sehr wohl den Verlust an denjenigen Düngstoffen decken kann, welchen der animalische Dünger durch Verflüchtigung während der langen Zeit seines Obenaufliegens erfährt. Manche Landwirthe, die mit der specifisch rationellen Lehre von der Behandlung des Düngers weniger in Conjunction als Opposition stehen, breiten den Dünger, welchen sie zu Gerste bestimmt haben, vor Winter, wiederum unvorschriftsmäßig, in sogenannten Backen auf Stoppelland, pflügen von Mitte Mai bis Mitte Juni das Land dreimal hintereinander und die Erfahrung lehrt, daß die Behandlung des Landes auf diese Art practicabel ist; die Leute benutzen die flüssigen Bestandtheile des Düngers richtig und erzeugen eine Hecke mikroskopischer Thiere. Wird aber von einem wohlunterrichteten Landwirthe der Dünger hübsch fein ausgebreitet, so daß wegen der zu lockeren und dünnen Lage desselben die Thierhecke nicht den genügenden Schutz gegen die Kühle der Nächte, gegen die Sonnenhitze des Tages oder gegen das Austrocknen des Erdreichs findet, daß sie also überhaupt gar nicht zur Ausbildung gelangt, dann giebt es keine gute Gerste und der intelligente Wirth, dessen Philosophie Angesichts der Thatsachen zu Ende ist, tröstet sich mit Fritz Reuter's Sentenz: „de dümmsten Lüd bugen de besten Tüffel.“

Im Jahre 1865 beschäftigte sich Schleusener mit einem interessanten Versuch Behufs Bildung einer mikroskopischen Thierhecke. Im Monate März ließ er einen Morgen Land, 9 Ruthen breit und 20 Ruthen lang, dergestalt mit Tangernadeln befahren, daß abwechselnd 3 Fuß breit ein Streifen Nadeln

etwa 2 Zoll dick zu liegen kam und ein danebenliegender 3 Fuß breiter Streifen unbelegt blieb. Diese Wechselung wiederholte sich über die ganze Breite des Stückes. Einen zweiten unmittelbar danebenliegenden Morgen von denselben Dimensionen ließ er ungedüngt und einen dritten Morgen, wiederum von denselben Dimensionen an dem ungedüngten Morgen grenzend, ließ er Anfangs des Monats Mai ebenso strichweise wie den ersten Morgen mit Viehdünger, etwa 120 Ctr. stark, befahren. Das Land von sämmtlichen 3 Morgen war im Herbste 1864 gestürzt und abgeeggt; es hatte zuvor gedüngten Roggen getragen. Am Ende des Monats Mai wurden alle 3 Morgen an einem Tage mit Kartoffeln bepflanzt und gleichmäßig weiter behandelt. Das Ergebniß war ungefähr beim Aufnehmen der Kartoffeln für den ersten Morgen 70 Schffl., für den zweiten 42 Schffl., für den dritten Morgen 65 Schffl. Die Düngernadeln hatten sich nicht fest genug gelagert, die Thierhecke war sehr ungleichmäßig zur Ausbildung gekommen, dennoch war sie im Ganzen ziemlich gut gerathen, dagegen war sie unter dem sehr strohigen, also zu diesem Zwecke gar nicht brauchbaren Viehdünger, der außerdem wegen der Kürze der Zeit sich nicht festlagern konnte, gar nicht aufgekommen.

Zur Zeit Karl's des Großen und Heinrich's des Städteerbauers, so lehrt die Geschichte, wurde in ganz Deutschland die bekannte Dreifelderwirthschaft eingeführt, eine Maßregel, die gewiß in damaliger Zeit außerordentlich nützlich sein mußte; sie schützte, indem sie die Besitzer des ackerbaren Landes in Städten und Dörfern concentrirte, dieselben gegen die Räuberbanden der Menschen und Thiere und gestattete das Hüten des Nutzviehes durch billigere Hirten. Da, wo die Wiesen mangelten, gab es Vorder- und Hinterländereien, von denen Letztere keinen anderen Dünger zu sehen bekamen, als denjenigen, wie die Leute sich ausdrückten, welchen die Lerche dorthin trug. Je nach Beschaffenheit der Bodenmischung mußten dieselben dennoch alle 3, 6, 9 oder 12 Jahre einmal Roggen tragen, sie hätten also nach Professor v. Liebig's Theorie schon am Schlusse des ersten Jahrhunderts total erschöpft sein müssen; das ist indessen nicht geschehen und mancher jetzt noch lebende Landwirth kann Zeugniß abgeben, daß die Erträge immer noch nach tausendjähriger ganz gleichmäßiger Behandlung des Ackers zufriedenstellend ausgefallen sind, nur modificirt durch die Verschiedenheit der Witterung in den einzelnen Jahrgängen. Es mußte also nothwendig ein anderer Factor, als die Zurückgabe der durch die Ernte entzogenen Mineralstoffe vorhanden sein, um den Acker in demselben tragbaren Zustande viele hundert Jahre hindurch zu erhalten. Diese Thatsache beweist hinreichend, daß man bei mäßiger Entnahme von Mineralstoffen ein Stück Land niemals zu düngen nöthig hat; an dieser Thatsache allein scheitert v. Liebig's ganze Raubbautheorie. Das muß auch wohl der gelehrte Professor selber gefühlt haben, indem er uns das Wort „Brache" hinwirft und seine Erklärung schuldig bleibt.

Im Jahre 1853 hatte Schleusener den größten Theil eines in der Brache zu Roggen gedüngten Schlages mit der Wendefurche zur Ackergährung

bereits niedergelegt, als ein sanfter, warmer, durchdringender Regen eintrat, dem ein bedeckter Himmel etwa 14 Tage hindurch folgte. Wenn wir uns beim Verlaufe einer solchen Witterung die Ackergährung nur nach den Grundsätzen erklären wollen, welche die Chemie darüber aufstellt, so mußte sie nach Verlauf von 14 Tagen vollständig beendigt sein (und in der Regel geschieht dies auch), denn die Absorption war in ihrem ersten Acte, d. h. die Theilung der Salze in Basen und Säuren, mit der Brachfurche vor sich gegangen, der zweite Act der Absorption, die Lösung zu mineralischen Dungstoffen, hatte mit dem Regen und dem nachfolgenden sehr günstigen Wetter die besten Chancen zur schnellen Beendigung der Ackergährung. Dies geschah indessen nicht, vielmehr dauerte der Aufruhr des Ackers über 4 Wochen hinaus. Diese ungewöhnliche Erscheinung mußte also ihren Grund in etwas Anderem haben, als in der bloßen Auflösung von Mineralstoffen; sie veranlaßte Schleusener damals, ein Mikroskop zu kaufen, um bei ähnlichem Witterungsverlaufe mit demselben Forschungen anzustellen. Eine ähnliche frappante Ackergährung ist ihm nun freilich seit jener Zeit nicht wieder vorgekommen, dennoch hat es sich als unzweifelhaft herausgestellt, daß auch bei der Ackergährung die mikroskopische Thierhecke eine bedeutende Rolle spielt.

Die Anwendung des Mikroskops zur Untersuchung der Ackererde ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, deshalb kann von einer einzelnen Person auch nicht viel brauchbares Material zu faktischen Beweisen geliefert werden; es würde aber erfreulich sein, mit diesen Zeilen diesen oder jenen Landwirth Anregung gegeben zu haben zu ähnlichen Forschungen, um der Chemie mit vereinten Kräften ante oculos zu demonstriren, daß man wohl in der anorganischen nicht aber in der organischen Chemie, wo Physik, Physiologie, Botanik, Meteorologie bedeutend mitsprechen, sich in Combinationen einlassen darf, die nicht erwiesen sind, die aber den natürlichen Entwickelungsgang bei Erforschung der Naturkräfte nur in falsche Bahnen lenken, aus denen lebhafte Geister schwer zurückzuführen sind, ja nicht selten mit ihrem Finanzschiffchen auf den Strand laufen, von dem sie nicht immer, gleich ihrem Meister, das Glück haben, leicht wieder flott zu werden.

Wir sind übrigens weit entfernt davon, v. Liebig's sonstige Verdienste auch nur im Geringsten antasten zu wollen, im Gegentheil wissen wir sie eben so gut zu schätzen, wie jeder andere Mann; in Vorstehendem haben wir nur die Absicht gehabt, zu zeigen, wie leicht es ist, irrige Schlüsse zu ziehen, wenn man Naturkräfte, deren Einfangung und Führung an der Longe der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen ist, außer Rechnung läßt und glaubt, die Landwirthschaft könne durch ein Paar Recepte, wie sie die Mineraltheorie lehrt, dirigirt werden; wäre dies der Fall, dann hätte man die Entdeckung schon vor vielleicht einem Jahrhundert gemacht.

Literarisches.

Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs. Physiologie von Paris. Berlin, 1867. Verlag von R. Lesser. Preis 15 Sgr.

Eine Sammlung von Aufsätzen der bedeutendsten Pariser Literaten, wie Féval, About, Jules Janin 2c., und solchen des Auslandes, welche lange in Paris gelebt haben, wie Bamberger, Herzen, Gräfin Dora d'Istria 2c., welche den Zweck haben, den Besuchern Paris' ein Verständniß des dortigen Lebens und Treibens zu eröffnen und die Einführung in dasselbe zu erleichtern. Die oft geistvollen, sonst durchweg in der leichten französischen Manier geschriebenen Aufsätze geben ein recht anschauliches Bild des heutigen Paris, wir erfahren aber auch aus denselben, in der wehmüthigen Klage Ch. Iriarte's, daß Paris nicht mehr aus Parisern besteht: „Verweilt einen Augenblick im Alkazar, soupirt in der Maison d'Or, dinirt im Café Anglais oder bei Bignon, und dann sagt mir: wer ist es, der da speist, sich betrinkt, sich zu Grunde richtet? wer das Tafelgeschirr entzweischlägt, wer seine Pferde rennen läßt, Duelle hat, Schauspieler auspfeift oder ihnen Kränze wirft, wer unsere Frauen liebt und unsere Tänzerinnen unterhält? Es ist Egypten, Havanna, Madrid, Petersburg, Bombay, Lissabon, Rio de Janeiro, die ganze Welt."

„Der Pariser selbst ist bescheiden; er drückt sich an den Mauern hin und entsagt seinen Rechten. Gastfreundlich bis zur Selbstvernichtung, läßt er die fünf Welttheile in dem Glauben, daß der Boulevard ihnen gehört, und daß Paris dazu da ist, um der Welt als Vergnügungsort zu dienen."

„Ein Russe fetirt das Corps de Ballet, ein anderer besitzt das Hotel von Tausend und einer Nacht; Bagatelle gehört Lord Hertford; ein Engländer bewohnt das schönste Hotel des Boulevard des Italiens; ein Jude und ein Pole sind die Matadore beim Whistspiel; eine Oesterreicherin entscheidet über die Form der Hüte, die Länge und Weite der Frauenröcke; eine Schweizerin schwingt das Scepter der Schönheit; ein Engländer giebt das Anfangszeichen auf unserm Turf; ein Russe schafft unsere Ballets; Offenbach componirt unsere Quadrillen; Strauß, ein Wiener, dirigirt unser Orchester; Herr von Rothschild leiht uns Geld; Herr Hettinger escomptirt unsere Wechsel, und die Pariser von Paris, die in diesem Ocean verschwinden, tauchen so selten auf, daß der Baron von Haußmann sich vergebens nach ihnen umsieht." — — —

Aus dem Aufsatz von Bamberger: „Die deutsche Colonie", ersehen wir, daß die Deutschen den stärksten Bestandtheil unter allen fremden Einwohnern von Paris bilden. Nach der Volkszählung von 1866 sind unter den 2,150,916 Einwohnern Paris' 34,273 Deutsche. Bamberger hält diese Zahl für zu niedrig gegriffen, wogegen uns die den Deutschen zunächststehenden 33,088 Belgier zu hoch angegeben erscheinen. Eigentliche Pariser, d. h. Eingeborene, sind unter den zwei Millionen nur 733,478. Bamberger klagt, daß den in Paris residirenden Deutschen ein geistiger Vereinigungspunkt fehle, und daß alle in dieser Beziehung gemachten Versuche gescheitert seien. So ist es uns aber bis 1866 zu Hause auch gegangen. Darin erkennt er jedoch die humanen Deutschen wieder, daß sie, sonst in nationaler Beziehung zersplittert, sich doch zum Zweck der Wohlthätigkeit stets vereinigen lassen. Die große deutsche „Wohlthätigkeitsgesellschaft" gewährt jährlich 14,000 Armen Unterstützungen aller Art. Was der Deutsche neben dem Pariser und mit diesem sonst noch treibt, möge der geneigte Leser in dem empfehlenswerthen Buche selbst nachlesen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.